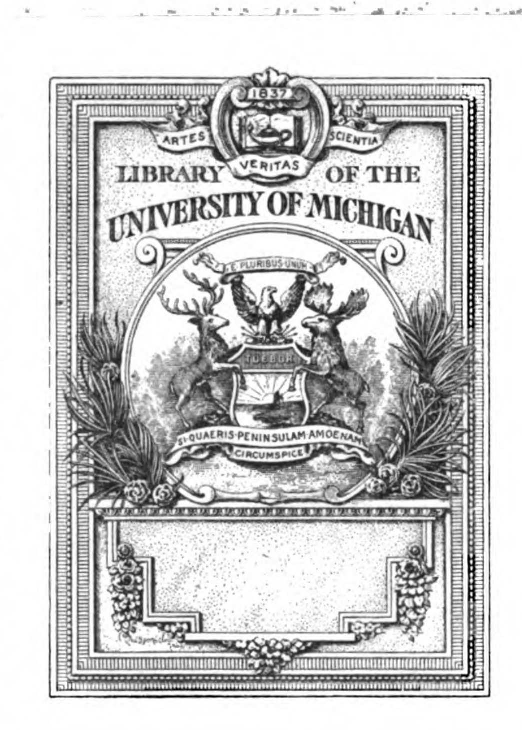

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


Digitized by Google

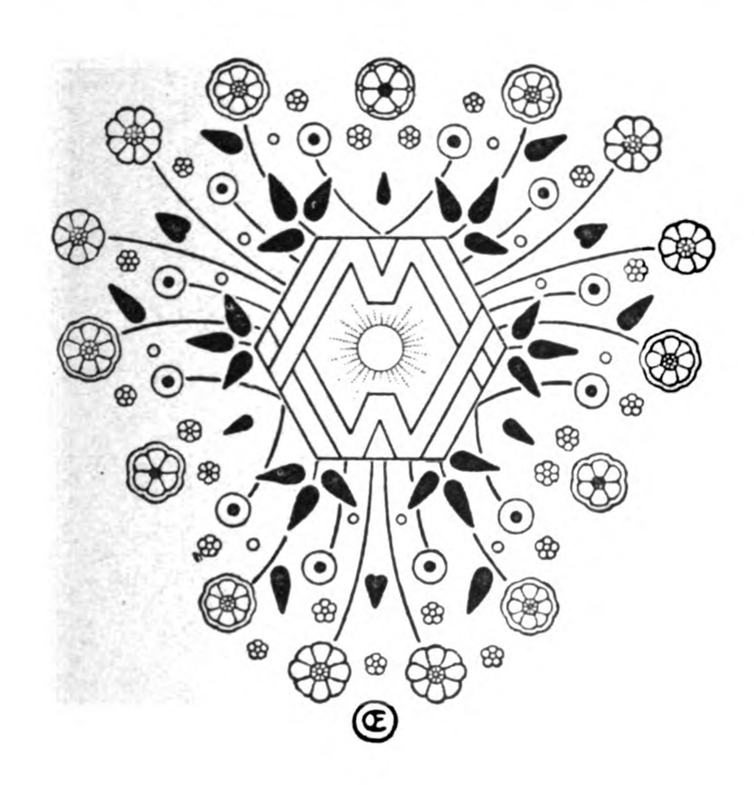

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN





WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART

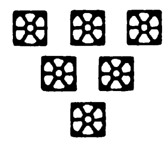


54. JAHRG. ⊛ 108. BAND ⊛ 1. TEIL

⊛ ⊛ ⊛ APRIL 1910 BIS JUNI 1910 ⊛ ⊛ ⊛

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG

Verzeichnis der Mitarbeiter





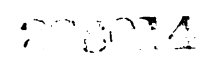


Inhalt des hundertachten Bandes

1. Teil. April 1910 bis Juni 1910

Namen- und Sachregister





Literarische Rundschau

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Die bildenden Künste von Dr. Walther Gensel

Musikalische Rundschau von Dr. Walter Paetow

Naturwissenschaftliche Rundschau

Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel

Kunstblätter und Einschaltbilder

April

Mai

Juni





Franz Hoffmann-Fallersleben: Oldenburgische Ziegelei. Ölstudie.





Franz Hoffmann-Fallersleben: Oldenburgische Ziegelei. Ölstudie.



Franz Hoffmann-Fallersleben, ein norddeutscher Maler

Von Prof. Heinrich Werner

Ja, wenn die Eigenbrödler nicht wären! Die mit dem harten Willen und dem tiefen, starken Herzen, die nur sich selbst glauben und auf die „anerkannten“ Wahrheiten pfeifen! Ohne sie wär's viel leichter, Kunstgeschichte zu machen, und viel nützlicher. Denn was ist einfacher und klarer, als große Übersichten geben, Entwicklungsgesetze aus der Kultur der Zeiten ableiten und in Richtungen und Schulen zusammenfassen, was doch nach ganz deutlichen und unverkennbaren Merkmalen zueinander gehört? Da ist z. B. die „Paysage intime“, völlig gang und gäbe in der deutschen Kunstliteratur und — nicht wahr? — ein prächtiger Ausdruck. Er kommt aber auch samt der Schule, die er bezeichnen will, aus Frankreich. Jedermann kennt den Wald von Barbizon und seine Maler, die Millet und Rousseau, Corot, Dupré, Daubigny und den großen Courbet. Da sind wir in den fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als die deutschen Landschafter sich noch mühten, in ihren Bildern heroische Kulissen aufzubauen und aus Stückwerk gewaltsame und unmögliche Einheiten zu fügen. Wären dann nicht Leibl und Trübner und Thoma nach Paris gegangen und so viele andre nach ihnen — wir hätten gar keine „moderne Malerei“ im lieben Vaterland bekommen, das steht nun einmal fest.

Aber da gewann nun durch die deutsche Jahrhundertausstellung in Berlin 1906 auch der seither nicht gekannte Name eines Weimarer Künstlers Klang und Kraft. Er hatte Karl Buchholz geheißen und an der Ilm gemalt und gehungert, bis es nicht mehr zu ertragen war. Der Akademiediener trug seine Bilder zuletzt in Weimar von Haus zu Haus, aber niemand wollte sie, auch nicht zu dem bescheidensten Angebot. Da ging, der sie gemalt, vierzig Jahre alt geworden, freiwillig aus Schaffen und Leben, worauf man seinen gesamten Nachlaß für

Franz Hoffmann-Fallersleben.

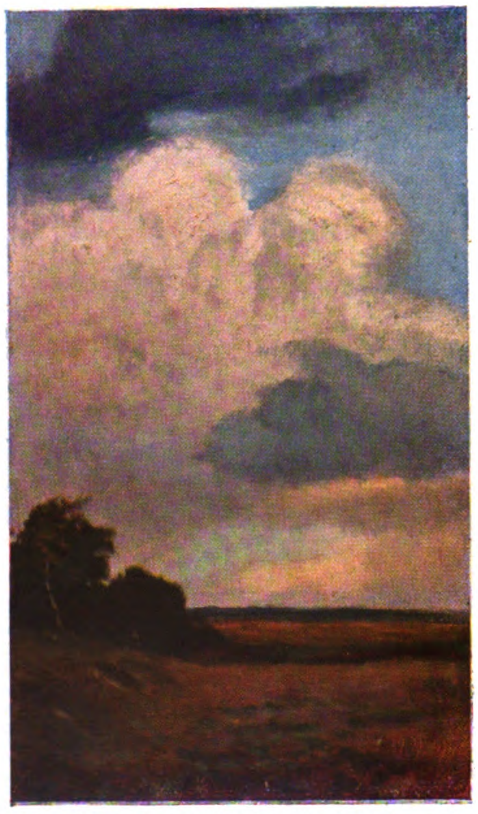


Franz Hoffmann-Fallersleben: Blühender Ginster in der Heide.

1700 Mark zum Besten seiner Gläubiger in Bausch und Bogen verhandelte.

Das war noch im Jahre 1889, schreibe: achtzehnhundertneunundachtzig, möglich. Unnötig zu sagen, daß die Buchholzbilder heute hoch im Preise stehen, und daß es den Galerien kaum gelingt, eins aus der Verborgenheit des Privatbesitzes hervorzuholen. Die Buchholzbilder, diese stillen, aus einer frommen Liebe zum Wald und zur Wiese, zum „kleinsten Stückchen Natur“, wie Ludwig Richter einmal gesagt hat, geflossenen Offenbarungen eines kinderhaft versonnenen Schauens und Träumens. Weich und duftig und doch in aller Lieblichkeit klar und fest in Stimmung und Farbe. Die Wissenden entdeckten einen ersten Schüler der Franzosen aus Barbizon, mit denen Buchholz nie eine äußere und innere Beziehung gehabt, von denen er bis 1882 nie ein Bild gesehen, als er schon sein Bestes gegeben hatte. Die Wissenden sagten „Corot“. Ach nein, gar nicht Corot! Dessen Landschaften sind entzückende Gebilde aus zerfließender, alle Konturen in einen silbrigen Duft hinüberführender Weichheit. Sie haben einen ganz leise klingenden Ton in sich wie ein altes Spinett aus der Rokokozeit. Aber sie sind — vielleicht ohne Absicht — auf die Stimmung hin gemalt, die sie wecken, sie geben den Landschaftseindruck erst durch die Vermittlung des reflektierenden Gefühls einer reifen Kultur. Corot ist sentimentalisch, französich, Buchholz naiv, absichtslos, ein nur Schauender und — bei aller Freude an der Natur — voll deutscher Schwermut.

Aber ich gerate da unmerklich immer tiefer in die Analyse einer Kunst, von deren Träger ich gar nicht reden will. Ob es mir Franz Hoffmann-Fallersleben verdenken wird, oder ob er nicht freudig zugibt, daß er selbst Schuld trägt an solcher Entgleisung? Wie geht es denn, wenn man bei ihm sitzt in dem hellen, großen Atelier, das draußen vor dem lauten Berlin in einer stillen Straße von Steglitz liegt? Wir sprachen von seiner Kunst — und „Buchholz“ klingt es in jedem fünften Satz mindestens, zum Vergleich, zur Bekräftigung einer Meinung. Und von Buchholz spricht der Freund wieder und wieder, wie er nun von *seinem* Leben er-



Franz Hoffmann-Fallersleben: Abendstimmung im Moor.

zählt, von seinem Kämpfen und Hoffen. Ja, erst bekomme ich seine Buchholzbilder zu sehen, dann erst die seinen. So lebt der unglückliche Verkannte in ihm fort, und so wirkt er — nicht im Sinne einer schülermäßigen Gefolgschaft, aber gleichen künstlerischen Geistes — in seinem Schaffen und Streben noch heute. Darum wäre es am Ende so verkehrt gar nicht, daß ich von Ziel und Absicht der Einleitung abgekommen bin, und wir haben eine Deutung, einen Ausgangspunkt gewonnen für die Kunstbetrachtung, der wir — nun aber ohne Seitensprung — folgen wollen.

In Franz Hoffmann-Fallersleben hat der Vater, der Sänger unsers hohen Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“, einen leichtbeweglichen Sinn, Freude am Wandern und an der Herrlichkeit jeglichen Schauens schon in den frühen Knabenjahren geweckt. Der Maler ist 1855 in Weimar geboren, in einer Zeit, die noch ganz unter der Nachwirkung der großen Weimarer Jahre stand,



Franz Hoffmann-Fallersleben: Schloß Corvey.



Franz Hoffmann-Fallersleben: Kreuz in der Hohen Rhön.

und seine ersten Erinnerungen lassen ihn noch an die letzten Männer aus dem Kreis um Goethe denken. An Friedrich Preller, den Schöpfer der Odysseelandschaften, vor allem, seinen Paten, und an dessen stets begeistert erneute und mit erneuter Begeisterung gehörte Erzählungen aus den römischen Jahren, wo Josef Anton Koch der Meister und Führer der jungen deutschen Landschafter gewesen war. Aber schon 1860 führt den Vater eine Berufung als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor ins Weserland, nach dem weltfernen, stillen Corvey. Die Mutter ist tot, aber die Schwester der Verstorbenen waltet mit gleichmäßig gütiger Freundlichkeit im Hause. Die reiche, besonders an Bilderwerken reiche Büchersammlung des Schlosses Corvey wird dem Knaben so lieb und vertraut, daß er sich bald im tiefsten Dunkel in den Gestellen und Schränken auskennt. Nun erst das Land um Corvey ringsum! Da ist ja auch noch so ein verborgenes, nicht gekanntes Stück Deutschland, da unten an der Weser. Die Wälder breiten sich weit, und die Berge geben eine ferne Schau auf Fluren und Wege, denen der große Schwarm der sports- und vereinsmäßigen Wandrer noch ferngeblieben ist. Es ist ein Aufenthalt



Franz Hoffmann-Fallersleben: Pfingsten in der Hohen Rhön.

recht zum Sinnen und Träumen in Corvey, und so fügt sich in der frühen Jugend dem Knaben schon das Leben so, daß ein starkes Innenleben, die selbstverständlich geübte Beobachtung der Natur und der Liebe zu ihr sich regen und gedeihen.

Die Gymnasialzeit in Helmstedt und in Holzminden führt den jungen Burschen nicht weit weg vom Vaterhaus. In den Ferien bieten Besuche bei den Großeltern in Hannover auch städtische Freuden. Nicht zum mindesten aber bestimmt den schon leise sich meldenden Wunsch, ein Maler zu werden, ein Ausflug von Hannover in die im vollen Sommerschmuck ruhende Heide. Des Vaters Billigung der Berufswahl ist gewiß, und daß die Düsseldorfer Akademie zur Schulung der jungen Kraft gewählt wird, erscheint bei deren Ruf damals ganz natürlich.

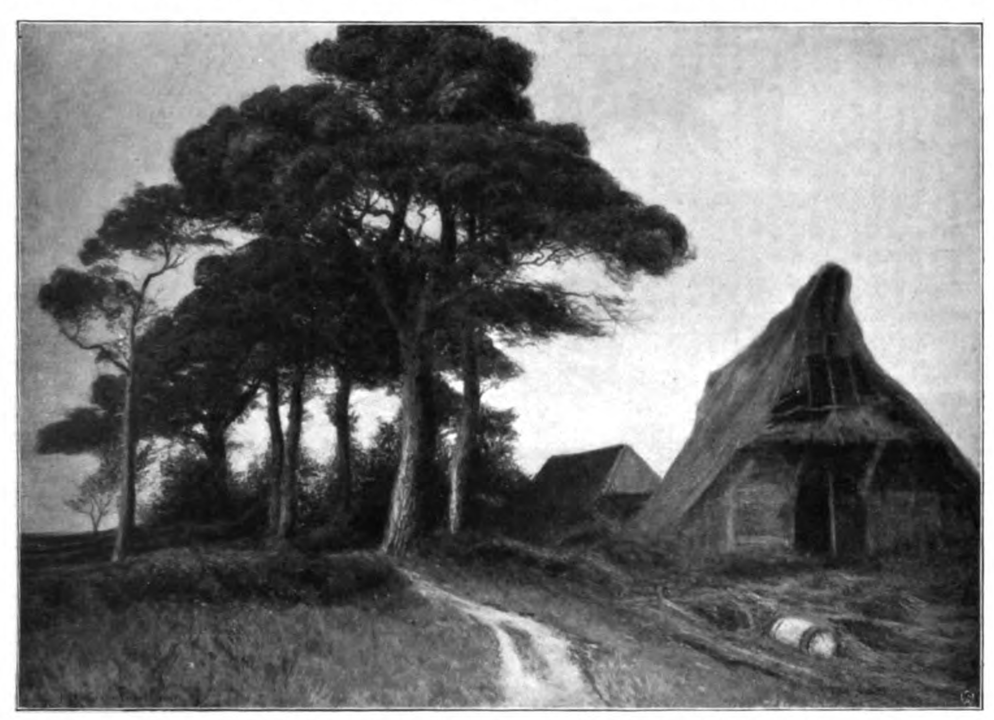
Aber auf der Akademie will sich der rechte Meister lange nicht finden lassen. Schließlich gewinnt denn auch keine „offizielle Lehrkraft" auf den Strebenden Einfluß, sondern ein freier Künstler, Alfred Böhm aus Hamburg. Auch einer, der sich seine Art selbst gesucht und erstritten hatte. Auf der Jahrhundertausstellung erregten Bilder dieses Ungekannten — Landschaften mit Figuren — Aufsehen, dank der frischen Kühnheit und klaren Kraft des Wollens, frei vom Zwang jeder Atelierschule, wie sie die Düsseldorfer der alten Tage sonst von jedem und für jeden forderten. Böhm aber ist im Jahre dieser Ausstellung schon ein Verschollener gewesen; alle Nachforschungen nach ihm sind vergeblich geblieben bis auf den heutigen Tag, und auch von seinem späteren Schaffen findet sich keine Spur.

Hoffmann-Fallersleben wurde durch den Tod des Vaters im Jahre 1874 und die sich anschließende Übersiedlung nach Weimar von dem Freunde und Lehrer gelöst. In der Vaterstadt waren Theodor Hagen und der ältere Kalckreuth die Führer der Jungmannschaft, und jenem insbesondere schließt sich Hoffmann gern an. Aber dann findet er den neuen Freund. Wie Buchholz in sein Leben tritt und ihm auf tagelangen Wanderungen den innern Reichtum seiner Persönlichkeit schenkt, von Kunst mit ihm spricht und den rasch gewonnenen Einfluß mehr und mehr festigt und vertieft, da ist das Werden bald zum eignen Wollen, das Versuchen und Bemühen zu wachsender Selbständigkeit geworden.

Noch einmal folgt ein von 1879 bis 1882 währender Aufenthalt in Düsseldorf, den eine



Franz Hoffmann-Fallersleben: Westfälisches Schloß.



Franz Hoffmann-Fallersleben: Oldenburger Heide.

in der künstlerischen Wirkung unerhebliche Romreise unterbricht. Noch 1882 hält der Siebenundzwanzigjährige wieder im lieben Weimar Einzug, der beglückende eigne Hausstand wird gegründet, zur Malerei gesellt sich die Pflege der Musik, es bestehen enge Beziehungen zu Franz Liszt, der so gut wie Preller des jungen Malers Pate ist, von dem er den Vornamen trägt.

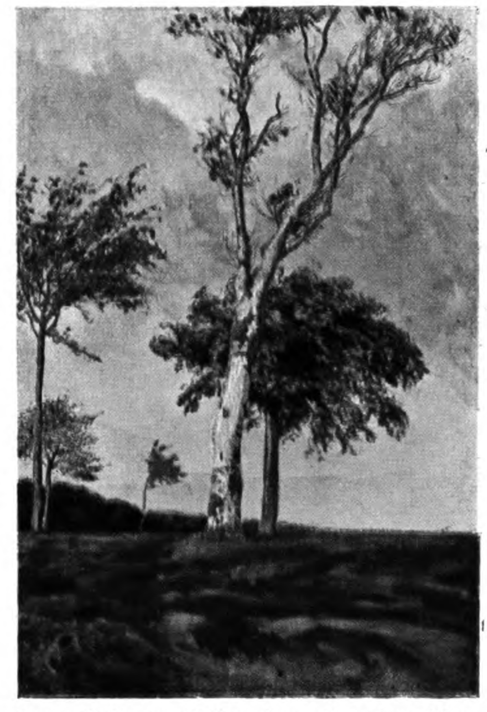
In gleichmäßigem Schaffen gehen die Jahre. Aber aus äußern Gründen bringt das Jahr 1888 den Abschied von Weimar und von Buchholz, die Übersiedlung nach Berlin. Hier waren damals in der Künstlerschaft mehr als heute alle Verhältnisse auf Kampf gestellt. Anfeindungen folgen, schlimme Enttäuschungen, harte Kämpfe. So trifft die Botschaft vom Selbstmord, den Buchholz begangen, mit verstärkter Wucht. Aber in Hoffmann-Fallersleben erwacht die schöne Freundespflicht, der er erfolgreich genügt: dem Toten den Ruhm zu erstreiten, der dem Lebenden nicht geworden war.

Unsre knappe Skizze beweist, daß auch in diesem äußern Entwicklungsgang Leid und Trübsal gewesen ist. Nicht so in seinem innern malerischen Schaffen. Da war — wie bei Hans Thoma — eine heitre Festigkeit und Ruhe frühzeitig gewonnen. In einer fröhlichen, zielbewußten Tätigkeit ist Jahr auf Jahr Bild um Bild entstanden — in einer Fülle der Zahl, die erstaunlich ist, der Beweis einer stets beglückend gebliebenen Arbeit ...

Wir lassen uns von dem Künstler selbst führen. Ich denke eines hellen Wintermorgens in seinem Atelier, wo er mir aus dem unerschöpflichen Schatz seiner Studien und Skizzen Tafel um Tafel, Blatt um Blatt hervorholt. Nur „Studien", so sagt er selbst, aber wir meinen's anders. Denn wenn uns die ganz und gar Modernen in den Ausstellungen mit ein paar hingehauenen Strichen kommen und uns zumuten, nun mit der Tageskritik über die unerhörte Ausdrucksfähigkeit und Bewegtheit solcher Schildereien zu erstaunen, wo der gesunde Menschenverstand von salopper und liederlicher Mache reden möchte, so ist's bei Hoffmann-Fallerslebens Studien gerade umgekehrt: wir nennen sie Bilder. Der Leser hat die günstigste Gelegenheit, selbst nachzuprüfen, denn nur „Studien" sind's, die der Künstler uns für die farbigen Abbildungen dieses Heftes zur Verfügung gestellt hat. Sie müssen uns in der kleinen Auswahl genügen, um seine ma-



lerische Art zu kennzeichnen, zur eigentlichen Charakterisierung des Umfangs und der Reichhaltigkeit seiner Arbeit reichen sie nicht aus.

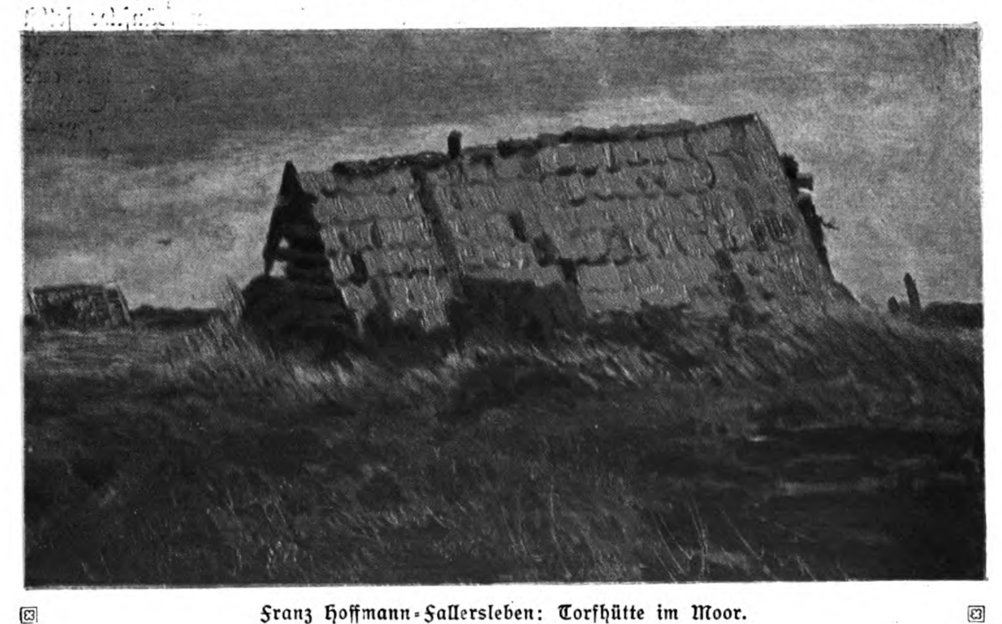


Franz Hoffmann-Fallersleben: Aus dem Moor.

Denn fast durch alle Gaue des deutschen Landes ist Hoffmann-Fallersleben mit Skizzenbuch und Malgerät gewandert. In nimmermüdem Wirken hat er — außer reinen Figurenstücken — alles gemalt, was nur erdacht werden kann: freie Landschaften, Strandbilder, Marinen, den Wald zu jeder Jahreszeit, vornehmlich aber doch im bunten Abschiedsschmuck des Herbstes, und seine Bäume und Pflanzen im einzelnen, die Bauernhäuser im deutschen Norden und im Süden, das Äußere und das Innere, die Blumen am Hang und die Hecken am Wege, den alten Bau vergessener Schlösser und den Frieden verlassener Kirchhöfe und Gräber.

Aber am liebsten sind ihm schließlich doch drei Gebiete geblieben: das Bergland an der Weser um Corvey herum, die schleswig-holsteinische Küste und vor allem die Heide und das Moor im Nordwesten Deutschlands. Auch heute noch sind es trotz alles Rühmens der Dichter nicht gerade viele, die von den Lichtwundern der Heide aus eigner Anschauung reden können, von der Glut eines Sonnenuntergangs im Moor und von seiner großen Einsamkeit. Recht eigentlich ein Entdecker ist Hoffmann-Fallersleben diesem Gebiet geworden und der Eigenkultur seiner Bewohner.

Über die Heide gehen wir ins Moor hinein. Grell fällt die Sonne auf den feinen gelben Schlickersand. Eine öde Fläche, nur



Franz Hoffmann-Fallersleben: Torfhütte im Moor.

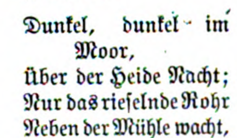


Franz Hoffmann-Fallersleben: Inneres eines Oldenburger Bauernhauses.

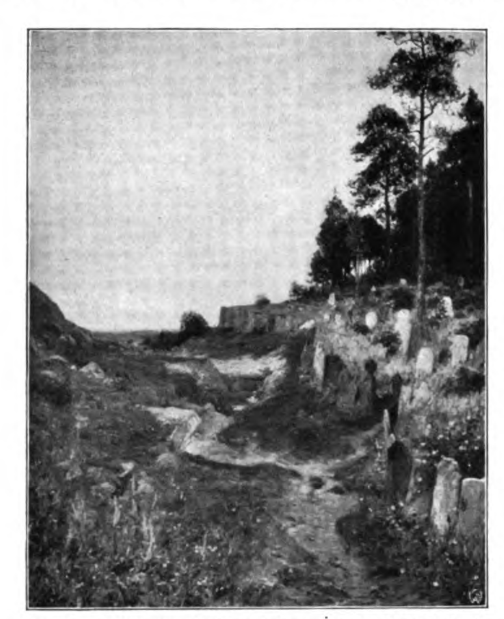
hier und da ein verkrüppelter, abgestorbener Baumstumpf, und in Wellen steigt und fällt der Boden. Aber vor uns prangt's und flimmert's im Licht. Da neigt und wiegt sich das flockige Heidegras ganz leise im kaum merklichen Wind, und dahinter blüht es, blüht so weit man schauen kann. Die blaurote Erika deckt den Boden in dichtestem Gefüge, und siehst du genauer hin, so erkennst du wohl ein Kribbeln und Krabbeln auf dem Blumenfelde. Die Bienen turnen von Blüte zu Blüte. Dann tauchen sie flink in kurzem Fluge auf und sinken gleich wieder an andrer Stelle nieder, matt, so scheint es, als ob sie schon zu stark mit der Last des Beutezugs beschwert seien. Dort leuchtet es in scharfem Gelb heraus aus dem grünen Gras. Da geht der Wind schärfer über den niedern Hügel, und die Ginsterfahnen nicken und winken über die schlafende Fläche. Nur ein paar rüstige Schritte weiter, und du stehst am Grab der Heide: am Moor. Du magst dich wundern, daß es gar nicht so düster aussieht, wie du vermeint. Du denkst ja an die unheimlichen Sagen, und die Gedichte der Droste-Hülshoff gehen dir durch den Sinn, in denen ein Stammeln und Raunen ist wie von Spuk und Gespenstern:



Franz Hoffmann-Fallersleben: Weinumranktes Haus.



Dunkel, dunkel im Moor,
über der Heide Nacht;
Nur das rieselnde Rohr
Neben der Mühle wacht,


Franz Hoffmann-Fallersleben: Judenkirchhof in der Senne (Westfalen).

Und an des Rades Speichen
Schwellende Tropfen schleichen.

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Grase duckt,
In dem modernden Stumpf
Schlafend die Kröte zuckt,
Und am sandigen Hange
Rollt sich fester die Schlange.

Ja, jetzt aber ist Mittagssonne! Da hat der braune Torfboden so etwas Behäbig-Behagliches. Die Moortümpel blinken mit dunkelblauen Glotzaugen, hell und weiß leuchten ein paar windverwehte Birken, Wollgras, Ginster und Erika dazu und sogar funkelnde Enziane. Du stehst und stehst, und dann schreitest du ganz langsam, leise und versonnen weiter, und auch dich faßt der Friede, der Zauber der Heide. Du bist im Bann einer Stimmung, wie sie in seinen Worten Detlev von Liliencron einmal festgehalten hat:

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land!

Und Klaus Groth in seinem Gedicht „Das Moor“:

Du hörst din Schritt ni, wenn du geist,
Du hörst de Rüschen, wenn du steist,
Dat levt und webt int ganze Feld,
As weert bi Nacht en anner Welt.

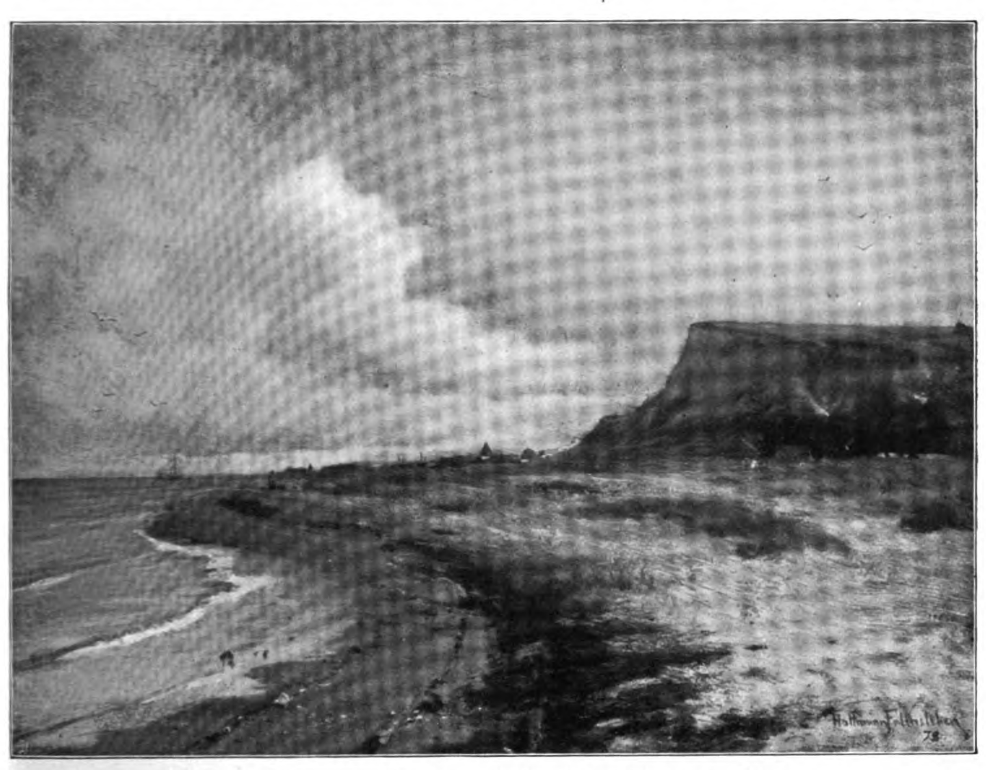
Denn ward dat Moor so wit un grot,
Denn ward de Minsch so lütt to Mot:
Wull weet, wa lang he daer de Heid
Noch frisch und kräfti geiht!

Aber komm im Herbst wieder und sieh die Nebel steigen und höre den Sturm über die Ebene fliegen, oder gehe draußen beim nächtlichen Gewitter auf schmalem Wege durch das gefährliche Sumpfgelände zur Rechten und zur Linken — und du verstehst, wie die düstre Moorpoesie geworden ist.

Nun zieht die fortschreitende Kultur auch dem Moor immer engere Grenzen, wenn auch der Torfstich noch lange Jahre gesichert erscheint. Die Bewohner entziehen dem Boden in Kanälen und Gräben das Wasser. Dann wird ein Brand in den Torf gelegt, und viele Meilen weit zieht der Höhenrauch in das Land, und — bei nördlichem Wind — beißt er den Leuten am Rhein und noch viel weiter südlich in die Augen. In die Aschenglut aber wird Buchweizen gesät, und dann grünt es und wuchert, wo noch vor kurzer Zeit Öde und Wüste gewesen ist.

Aber auch zu den menschlichen Siedlungen wollen wir gehen. Verstreut liegen die Torf-


Franz Hoffmann-Fallersleben: Kreuz in Dreizehnlinden.



Franz Hoffmann-Fallersleben: Holsteinische Küste (Dahmshöft).

hütten im Moor. Ein rohes Latten- und Balkenwerk und brandrote Ziegel zum steil herabhängenden Dach gefügt, ein Unterschlupf, ein Schlafraum für die Torfstecher draußen auf der Heide. Nun freilich schon meist übel zerrüttet und zerfallen. Denn seitdem das Fahrrad erfunden ist, das den langen Weg kurz macht, da flitzen die Landbewohner flink und gewandt auf den schmalen Wegen dahin. So kann man die Nachtruhe im Dorfe halten und doch früh zur Stelle und an der Arbeit sein. Die Moorbauern wohnen in den „Katen", ungefügen, derben Ziegelbauten unter mächtigem Dach. Nun schwinden wohl auch schon die prachtvollen, schwerfälligen Strohdächer mit den ausspringenden „Nasen", den kleinen Giebeln und dem Schmuck des uralten Mooses darauf, der gleich einem dicken Winterpelz über die Mauern gelegt ist.

Es ist ein Verdienst Prof. Hoffmann-Fallerslebens, daß eins der schönsten dieser Häuser vom oldenburgischen Staat angekauft worden ist, um in seinem Betrieb unverändert erhalten zu werden. Der Ankauf war kein leichtes Stück Arbeit. Denn so einen Oldenburger Katenbesitzer kleinzukriegen, das will was heißen. Mehr als sonst irgendwo hängen diese echten Sachsen am Alten und Bestehenden. Ja, Kleinkram, Truhen und Zinn haben sie oft an die Antiquitätenschnüffler aus den Städten verschleudert, und zum Umbau und dabei zur Anwendung der greulichsten Ersatzmittel „moderner" Technik für altes, bodenständiges Material haben sie sich schon viel zu häufig verleiten lassen, zumal die Jüngeren, die Aufgeklärten. Aber den Grund und Hof einem andern zu geben, das will doch keinem in den Sinn. Denn mißtrauisch sind sie unsagbar, und wer mit ihnen verhandeln will, muß zum mindesten ihr Platt so gut sprechen wie sie selbst. Mit Hochdeutsch braucht er gar nicht erst anzufangen, da wäre gleich alles aus.

Ins Innere des Hauses, das im allgemeinen ganz den niedersächsischen Typ darstellt, tritt der Besucher gebückt durch eine schmale und niedere Tür. Der Boden ist mit roten Backsteinen gepflastert, und in rotem und grünem — in den Ausbauten — Verputz steigen die Wände zu den Deckenbalken empor. Haus- und Ackergerät, mit-



Franz Hoffmann-Fallersleben: Verwehte Birken im Moor.

unter auch ein paar Vertreter des bäuerlichen Haustierbestands in freundlicher Gemeinschaft. Charakteristisch vor allem die oft noch offne Feuerstelle mit Kesselkette und -haken darüber, Speckseiten und Bauernschinken an den Dachbalken, besonders aber die lang aufgereihten Rispen aus getrockneten Bohnen an den Wänden ringsum. Sie sind eine Hauptspeise und zusammen mit einem gutdurchräucherten Stück Speck das oldenburgische Nationalgericht.

Besieht der Leser die Abbildungen solcher Häuser nach Hoffmann-Fallerslebens Originalen, dann braucht ihm keine lange Beschreibung darzutun, welche Augenfreude dem Maler vor und in einer solchen Kate geschenkt ist. Wie die Farben ihr Spiel haben, hundertfältig und tausendfältig, und wie immer ein neues Wunder sich begibt im raschen Wechsel des Sonnenlichts und der Dämmerung! Lieblichkeit und zarte Idylle sind wohl seltene Motive. Nur wenn einmal wilder Wein das Haus in sommergrünen oder herbstroten Ranken hält, oder wenn ein Blütenbaum in nächster Nähe prangt. Aber auch dann wahrt sich solch ein Haus seinen Eindruck: breite, trutzige, schwerfällige Wucht.

Und darf man nun Hoffmann-Fallersleben nicht den Schilderer einer besonderen Art deutschen Bauernlebens nennen und eines besonderen Stücks deutscher Landschaft dazu? Die beste Kraft seiner Schilderung liegt nicht in der getreuen Aufzeichnung des Äußerlichen. Wir dürfen die Blätter nicht flüchtig nur wenden und betrachten. Mag sein, daß sie trotz aller Sorgfalt der technischen Nachbildung der Feinheit der Originale noch mancherlei schuldig bleiben. Das künden sie dem bedachtsam und ruhig Schauenden doch, daß die Liebe zum Werk und zu seinem Inhalt in sie hineingemalt worden ist. Alles ist so schlicht und einfach gesehen, wie es dasteht. Und wenn man von diesen Moorbildern sagt, daß sie Erdgeruch haben — ich glaube, hier darf das verbrauchte Wort in seinem eigentlichen Begriff angewendet werden. Da ist kein Schielen und Zielen



Franz Hoffmann-Fallersleben: Oldenburger Kate.



Franz Hoffmann-Fallersleben: Birken und Ebereschen in Oldenburg.

nach einer „Richtung“ und kein gewaltsames Herausstellen einer Individualität, wie es ja nun in technischen Dingen das Allerneuste ist.

Ja, ich glaube, daß Hoffmann-Fallersleben auch diesmal einverstanden ist, wenn man in der doch immer sachlich bleibenden innigen Freude und Liebe an der Darstellung und ihren Mitteln wiederum die Nachwirkung des alten Freundes Buchholz spüren möchte. Die Wanderungen mit dem Genossen der schönsten Weimarer Jahre waren eine Übung und Schulung im Erschauen und Erfassen mit allen Kräften des Gemüts. Gründlich und fein wirkt diese Kunst des Sehens auch im Zeichnerischen. Wie glücklich und sicher ist in jedem Falle die Fläche mit den Dingen bestellt, wie selbstverständlich und leicht die Tiefenwirkung, die Räumlichkeit des Horizonts herausgearbeitet. Die Farbe locker und weich, auch wo sie zu derber und starker Bedeutung gehoben ist. Das sind Vorzüge, die sich auch aus den andern bunten und schwarzen Drucken der außerhalb des oldenburgischen Moor- und Heidegebiets gemalten Landschaften ergeben. Sie sind wie frohe Berichte über seine vielfachen Wanderfahrten durch Deutschland, durch das Riesengebirge ganz besonders, durch Schwarzwald und Rhön, durch den grünen Thüringer Wald und durch Weimars heiligen Park. Daß ihm dabei die Anpassung und flinke Aufnahme der Motive mühelos gelingen mußte, wird bei seiner Art zu sehen wohl begreiflich erscheinen.

Aber eigentlich hat er sich doch nur noch in zwei Gebiete mit ähnlicher innerer Hingabe hineingemalt, wie vom Oldenburger Land berichtet. Das ist einmal Westfalen, und darin auch die Stätten, wo Landschaftsschönheit und alte Kultur zusammengeschlossen sind. Die uralten Judenfriedhöfe hat Hoffmann-Fallersleben mit wahrhaft wissenschaftlichem Interesse erforscht und gleich vorgeschichtlichen Einzelgrabstätten in ganzen Reihen von Bildern festgehalten. Dann die schleswig-holsteinische Küste! Dort weilte der Maler viele Jahre zu sommerlichen Studien, und diese lieferten unter anderm das Material zu ein paar großen Gemälden von Sturmfluten. Solche umfangreichen Werke des Künstlers ließen eine Wiedergabe in stark verkleinerter Nachbildung nicht gut zu, aber wer sie aus den öffentlichen Sammlungen kennt, aus der

Nationalgalerie oder den Museen zu Hannover und Breslau, der bestätigt für die großen Arbeiten Hoffmann-Fallerslebens, was hier rühmend von seinen kleineren gesagt worden ist ...

Noch liegt nicht die Last der Jahre auf Leben und Schaffen des Künstlers. In rastloser Tätigkeit ist er neuen und anspruchsvollen Aufgaben zugewandt. Die nahe Großstadt und die Wirrnisse der darin tobenden Künstlerkämpfe stören nicht seine ruhige und sichere Gelassenheit. Er freut sich, wenn Verständnis und Nachempfinden seiner künstlerischen Arbeit die rechte Anerkennung schenken, aber lauten Ruhm hat er nie erstrebt. Und so erfüllt sich ihm ein Wunsch, den im Jahre 1873, wenige Tage vor dem Eintritt in die Düsseldorfer Akademie, der Vater zum Geburtstagsfest des Sohnes niedergeschrieben hat:

Wird dir Lohn für deine Mühen,
Die du hast der Kunst geweiht,
Laß zwei liebe Blumen blühen,
Frohsinn und Bescheidenheit.

Diese Blumen sollst du pflegen
Immerfort, jahraus, jahrein,
Daß du einst mit Gottes Segen
Kannst ein wahrer Künstler sein.

Der Fluch von Harpaland

Ein altes Märchen erzähl' ich
Den Wassern, dem rinnenden Sand,
Tausendmal unglückselig
War die Kön'gin von Harpaland.
Niemand hat's aufgeschrieben,
Es ist noch unbekannt:
Es konnte nicht lächeln noch lieben
Die Kön'gin von Harpaland.

Schwer hatte die waltenden Götter
Ihr reisig Geschlecht gekränkt,
Stolz waren sie — sündige Spötter,
In ewigen Fluch versenkt.
Von Süden schloß er und Norden
Ums Reich sein eisiges Band,
Hoch thronte, zum Gletscher geworden,
Die Kön'gin von Harpaland.

Niemand konnte ihr helfen,
Sie thronte so stolz und hehr,
Schön war sie wie eine der Elfen
Und kalt wie das nördliche Meer.
Es hatt' ihrer Wangen Bleiche
Kein Blick je glühend gemacht,
Um ihre demantenen Reiche
Hielten die Felsen Wacht.

Sie starrte über die Länder,
Sie starrte über die See,
Es bargen die Königsgewänder
Eine Brust voll nagendem Weh.
Sie gab ihre Habe den Armen,
Sie wandelte Leid in Lust,
Sie konnte nicht erwarmen,
Tot lag ihr das Herz in der Brust.

An ihren Felsenmauern
Hat mancher sich totgerannt,
Es war ein ewig Trauern
Um die Freier von Harpaland.

Und wenn die Fackeln verlohten,
Und wenn der Holzstoß verbrannt,
Dann weinte um ihre Toten
Die Kön'gin von Harpaland.

Und als sie sterben wollte,
Der Holzstoß ward gericht';
Der Himmel droben grollte,
Als rief er zum jüngsten Gericht.
Und in die Flammen stellte
Man sie im bretternen Haus:
Vor ihrer Marmorkälte
Loschen die Feuer aus.

Da, halb schon abgeschieden,
Hob sie den schwarzen Samt:
„Find' ich denn keinen Frieden?
Bin ich denn ganz verdammt?
Weh mir, oh weh mir Armen!
Hab' ich nicht Ruh' im Grab?
Allvater du, Erbarmen!
Senk' deinen Blitz herab!" —

Da fuhr's in das Holz der Buche
Aus bleierner Wolkenwand,
Da ward erlöst vom Fluche
Die Kön'gin von Harpaland.
Und als sich das Wetter verzogen,
Da war die Stätte verbrannt,
Da rollte das Meer seine Wogen
Über ganz Harpaland.

Und als im Lenze der Vögel
Wandernde Wolke erschien,
Da sah sie weiße Segel
Auf blauem Grunde blühn.
Da stürzte sie in die Fluten,
Von Nest und Heimat verbannt. —
Nun weiden des Meerkönigs Stuten
Auf den Trümmern von Harpaland.

Margarete Bruch



Raubwild

Von Otto Alscher

Die Hunde waren die ganze Nacht unruhig gewesen. Fünf große zottige Schäferhunde, weiß und grau; sie bewachten die Schafherde, die bei der Rindenhütte der Hirten schlief. Es war eine echt siebenbürgische Hochwaldnacht, tief und seltsam belebt, von Eulenrufen durchgellt, deren Schall höhnend wie ein wildes Gelächter oder ein unheimliches Krächzen von Stamm zu Stamm schlug. Und wenn es einen Moment still war, hörte man den Atem der Schläfer, der rumänischen Hirten, die, teils unter dem Hüttendach, teils im Freien gelagert, um das Lagerfeuer herum ruhten. Es war so still, daß man, wenn ein brennender Ast funkenstiebend zerfiel, das Knistern der Glut wie ein erschreckendes Geräusch empfand; daß man den tiefen Atemzug der Waldnacht draußen zu hören vermeinte, das Raunen der Finsternis, welche die Weiten füllte. Und dann schlugen plötzlich die Hunde an, wild, rasend; sie fuhren eine kurze Strecke in den Wald, kamen heulend zurück, umkreisten mit klagendem Gewinsel die Hürde, schwiegen eine Weile, fuhren dann wieder auf und bellten. Auch die Hirten waren wach geworden. Ein Mann hatte sich, als die Hunde das erstemal anschlugen, erhoben, hatte die Axt ergriffen, war an die Hürde getreten, um hinauszulauschen. Und kopfschüttelnd war er wieder zur Ruhe gegangen, verfiel in einen unruhigen Schlaf, oftmals auffahrend. Die Hunde aber knurrten und belferten, bis der Morgen kam.

Und dann war es Tag geworden. Die Weite war in einen rauchigen Flor versunken, und die Bäume unten an der Waldgrenze standen schweigend da gleich einem eisernen Heer, im inbrünstigen Gebet vor der Schlacht erstarrt.

Der Hirte lag auf freier Höhe und träumte in die Weite. Zeitweise kam der tiefe, satte Ton der Schafglocken zu ihm empor, dann wieder der Schrei eines Goldadlers, der unfern über einem Gipfel stand. Und dann nahm der Hirte die Doina aus dem Gürtel und flötete ein Lied, das tief und ruhevoll klang. Einer der Hunde, die rings um die Herde lagerten, hob die Nase und witterte gegen den Wald hinab. Dann knurrte er, erhob sich, lief unruhig auf und ab, und plötzlich war er des durch den Wald schleichenden Feindes sicher geworden. Mit wütendem Gebell stürmte er den Abhang hinab, ihm folgten die andern Hunde.

Der Hirte hatte sein Lied abgebrochen, sich erhoben und spähte in den Wald. Er hörte, wie die Hunde die Fährte des Wolfes aufnahmen und ihr nachstürmten. Noch immer glaubte der Wolf nicht, der nachts die Herde angeschlichen hatte, daß seine Beutegier vergeblich war.

Die Hunde kamen lange nicht zurück, sie hetzten nicht mehr, da sie jedenfalls die Fährte verloren hatten. Nur Urs, der älteste und treuste Wächter der Herde, erschien lechzend wieder und lagerte sich neben seinem Herrn. Eine Weile beaufsichtigte der Rumäne sorgsam die am bebuschten Hang zerstreute Herde, holte dann wieder die Doina vor und begann ein neues Lied.

Da, was war das? Hatte sich dort unten nicht ein Busch bewegt? Der Hirte fuhr auf: ein langer Schatten glitt aus den Büschen heraus und fiel über ein Schaf her. Und nun kam die Herde herangestürmt, Hirte und Hund aber setzten in rasender Wut den Berg hinab. „Lupi, lup! he tu, tu!" schrie der Rumäne im Laufen und schleuderte die Axt voran. Das in Todeszuckungen sich windende Schaf hoch im Rachen haltend, verschwand der Wolf im Walde.

Keuchend stürmte der Hirte ihm nach, der Hund aber war dicht hinter dem Räuber her, verschwand ihm nach im Walde. Da — ein wütendes Aufbellen des Hundes; er mußte den Wolf gestellt haben! Der Rumäne rannte noch stürmischer, gleich mußte er den Räuber eingeholt haben. Doch da verzog sich das Gebell wieder tiefer in den Wald; der Wolf ließ die Beute nicht fahren. Der Hirte aber gab die Hoffnung nicht auf — wenn er nur den Räuber einholen könnte! Immer ferner jedoch klang der Kampflaut des Hundes.

Und dann stieg der Hirte wieder bergan, mit zitternden Knien und jagenden Pulsen. Nach langer Zeit kam auch der Hund zurück,

nahte scheu und beschämt seinem Herrn — er hatte dem Räuber die Beute nicht abzutreiben vermocht.

Und Woche für Woche bricht der Wolf in die Herde ein. Die Hirten wissen nicht mehr, wie sie sich der Plage erwehren sollen, und in ihrer Verzweiflung beschließen sie, eine Treibjagd zu veranstalten. Sie benachrichtigen die Puskas — rumänische Jäger — des Dorfes, und eines Morgens hallt der Wald wider vom Geschrei der Stimmen, vom Gedröhne der Axtschläge, mit welchen die Treiber das Wild aufzuscheuchen suchen. Doch als der Abend kommt und alle müde ins Lager zurückkehren, gibt es nur mürrische Gesichter. Rehe, ja, die kamen zum Schuß, doch Wölfe nicht. In diesen unendlichen Wäldern, in den Schluchten und Felshalden ist es nur schwer möglich, das Wild einzukreisen, besonders den Wolf, der schon von weitem den Jäger wittert und sich zu drücken weiß.

Doch wenn der Winter kommt und sich die Wölfe in den verschneiten und verwachsenen Schluchten in der Nähe der Dörfer sammeln, da wird Jahr für Jahr mancher Wolf zur Strecke gebracht. Dann ziehen die weidgerechten Jäger nach ihm aus, sorgfältig werden die Triebe umstellt, und wenn dann das halb ängstliche, halb wütende „Lupi, lup!“ der Treiber erklingt, da schlägt das Herz hoch auf, die Faust krampft sich um die Flinte, und Auge und Ohr sind in erstarrter Erwartung. Dann ein langer Trab auf dem Schnee; ein unruhiges Hin- und Hertrippeln, wenn das Wild den Jäger wittert, und da erscheint die wilde, graue Gestalt, der massige Schädel, der breite Brustkorb, und der Wolf sucht furchtlos die Schützenkette zu durchbrechen. Die Züge des Jägers werden wie zu Erz, der Flintenlauf hebt sich langsam, und dann dröhnt der Schuß. Schwer schwelt die Pulverwolke zwischen den Bäumen hin — dort auf dem Schnee in den letzten Zuckungen liegt das Wild.

Der Wolf ist oft von einer unglaublichen Frechheit. So passierte es erst kürzlich auf einer Treibjagd in der Nähe Orsovas, daß einer der Schützen, nahe bei einem dichten Busche sitzend, sich, als der Trieb zu Ende war, erhob und das Gewehr sicherte. Da stand plötzlich dicht vor des Jägers Füßen ein Wolf auf und wurde flüchtig. Über eine Stunde hatte er trotz des Menschen Nähe im Lager festgelegen; erst als dieser sich erhob, einige Schritte ihm nahte, fand er sich veranlaßt, flüchtig zu werden.

Wenn der Wolf den Köder auf dem Luderplatz angeht, so umschleicht er ihn nicht wie der Fuchs erst eine Weile vorsichtig, sondern nimmt gleich den Köder an, mag dieser auch dicht bei einem bewohnten Hause liegen. Besonders der Hunger verführt den Wolf zu einer beispiellosen Dreistigkeit, er wagt sich nachts ungescheut bis in die Dörfer, durchquert diese ungeachtet des Gebells der Hunde. Er verfolgt die Schafe, wenn diese vor ihm ins Gehöft zurückflüchten, bis zwischen die Umzäunungen hinein und weicht erst zurück, wenn ihn die Hunde angreifen oder ihn der Bauer mit einer Waffe angeht. Nächtliche Wandrer im Walde begleitet er oft eine Strecke, obwohl er höchst selten Menschen angreift. Selbst bei Tage zwingt ihn der Hunger zur Dreistigkeit. So geschah es vor kurzem, daß ein Wagen, der Ferkel nach Orsova brachte, von einem Wolfe bis zwischen die Häuser hinein begleitet wurde. Der Fuhrmann bemerkte dies nicht, ein Herr aber, der spazierenging, sah den sonderbaren Begleiter. Resolut ging er auf den Wolf los und riß einen Zaunpfahl aus dem Boden. Der Wolf wich nur widerstrebend zurück, geriet in eine Zaunecke und wurde kurzerhand erschlagen.

Eine andre Geschichte passierte vor Jahren in Jeselnitza, einem rumänischen Dorfe bei Orsova. An einem Sonntagvormittag kam der Bauer Madjeriu nach Hause. Es war im Februar, wenig Schnee nur auf den Bergen, doch herrschte noch strenge Kälte. Das Dorf lag still da, die Leute befanden sich alle in der Kirche. Das Gehöft des Bauern lag mitten in der Dorfstraße, dem Hoftor gegenüber mündete ein enges Gäßchen, das den Berg hinaufführte. Als der Bauer in das offne Tor trat, sah er zu seiner nicht geringen Überraschung, daß ein Wolf beim Ziegenstall beschäftigt war. Rasch schloß der Bauer das Tor und suchte in die Ecke des Hofes zu gelangen, wo in einem Holzklotz eine Axt stak. Doch der Wolf war auf Flucht bedacht und trachtete über den Zaun zu entkommen. Er konnte aber auf der stachligen Reisigkrone des Zaunes nicht Fuß fassen; Madjeriu sprang herzu, faßte ihn bei den Hinterbeinen und riß ihn zurück. Das Tier griff den Bauer an und verbiß sich in den dicken Schafpelz des Mannes. Da ergriff ihn dieser bei den Ohren, hielt ihn so lange



fest, bis Menschen kamen und dem Wolf die Füße banden. Lebend wurde das Tier nach Orsova gebracht, wo sich der Sieger stolz beim Stuhlamt die Prämie holte.

Der Wolf nimmt leichter als der Fuchs den Köder an, doch muß dieser zweckentsprechend hergerichtet werden. Man braucht dabei keine komplizierten Witterungen anzuwenden: Fleisch, das stark in Verwesung übergegangen ist, ist das allerbeste Lockmittel. Frisches Fleisch nimmt er nie oder nur notgedrungen an, Hunde- und Katzenfleisch hat er am liebsten. Während der Fuchs ohne Scheu den Kadaver eines andern Fuchses auffrißt, konnte dies beim Wolfe noch nicht beobachtet werden. Die Nähe eines Hauses berücksichtigt er wenig; die Hauptsache ist, daß der Luderplatz so wenig als möglich von Menschen betreten ist, der Köder selbst leicht mit Schnee bedeckt wird. Dies wiegt ihn in größere Sicherheit.

Was ein Wolf zu verschlingen imstande ist, sah der Schreiber dieser Zeilen im vorigen Winter, als er den Ansitz am Luderplatz versäumte und zwei Wölfe ungescheut sich sättigen konnten. Der Köder bestand aus einem mittlern vollständigen Hundekadaver, einem Fuchs, zwei größeren toten Ferkeln und einem schon ziemlich angeschnittenen größeren Hund. Bis auf das größere, noch ganz frische Ferkel fraßen die Wölfe alles auf, ungefähr 30 kg Fleisch. Dabei konnten sie nichts verschleppen, da die Köder mit Draht gut am Platz befestigt waren. Nachdem sie sich so gesättigt hatten, umschlichen die Wölfe noch das Haus und spürten aus, ob ihnen nicht noch eine Beute winke.

Der Wolf hält sich am liebsten in den Laubwäldern des Mittelgebirges auf, in den weit ausgedehnten Buchen- und Eichenwaldungen, die von steilen, zerschrofften, mit dichtem Gestrüpp bestandenen Schluchten durchzogen werden. Hier hat er sein Lager entweder hinter niedergebrochenen, von jungem Nachwuchs überwucherten Stämmen oder auf Windbrüchen, die von Brombeeren so überwachsen sind, daß keines Menschen Fuß hindurchkommt, nicht einmal das Wild darüber hin zu wechseln vermag.

Das Hochgebirge aber, die felsigen, mit Heidel- und Preiselbeergestrüpp bestandenen Hänge, an die sich unmittelber der Urwald anschließt, sind die Heimat des Bären. Besonders an der Südgrenze Siebenbürgens ist er noch sehr häufig. Hier, in den unendlichen Waldtälern, auf den um das Gebirgsmassiv des Retyezat gelagerten Gipfeln, wird er wenig von Menschen gestört und gejagt fast gar nicht. Durch einen Zufall nur kommt er zum Schuß, selten bei den Treibjagden der rumänischen Wilddiebe, da sie diese Jagden nur im Winter veranstalten können, wo die verschneiten Forste von Gendarmerie und Forstleuten wenig begangen werden, der Bär aber um diese Zeit den Winterschlaf hält.

Der Bär macht sich auch viel weniger bemerkbar als der Wolf oder ein andres Raubtier. Das Vorhandensein von Wölfen merken die den Wald durchziehenden Hirten bald an dem Verschwinden dieses oder jenes Schafes ihrer Herde, die Gegenwart des Bären aber erkennt man nur an den umgewälzten morschen Baumstämmen, unter welchen Meister Petz nach Larven und Käfern sucht, oder an niedergebrochenen Himbeersträuchern und Ebereschenbüschen. Freilich, wenn der Bär zum Viehräuber wird, er auf den Geschmack gekommen ist, wird er zum schrecklichen Räuber, noch viel schrecklicher als der Wolf. Während der Wolf selten Pferde oder Rinder angeht, schlägt der Bär fast nur solche, und zwar weit mehr, als er zur Sättigung nötig hat. In finstern, regenschweren Frühlings- und Spätherbstnächten, wenn die Hunde sich verkrochen haben, umschleicht er abgeschiedene Gebirgsdörfer und einsam liegende Gehöfte und holt sich das weidende Vieh dicht von den Wohnungen weg, oft drei, vier Stück in einer Nacht. Dabei zeigt er eine Kraft und Schnelligkeit, daß, wenn selbst die Menschen auf den Räuber aufmerksam werden, es ihnen selten gelingt, ihm die Beute abzujagen. So wurde einmal eine unsrer Bergtouren auf höchst unliebsame Weise unterbrochen. Es war im September vor zwei Jahren, und da es sich um eine längere Wanderung längs der rumänischen Grenze gegen den Retyezat zu handelte, hatten wir einen Rumänen mit einem Packpferd gemietet. In einer einsamen, nur notdürftig wetterfesten Hütte unterhalb des Gugu übernachteten wir. Es war eine stürmische, stockfinstre Nacht, der Regen trommelte auf das Schindeldach, der Wind pfiff durch die Ritzen in den nicht verschmierten Steinmauern. Das Pferd war zwanzig Schritt hinter der Hütte an einem fest in die Erde getriebenen Pflock angeseilt, und der Rumäne trat zeitweise vor die Tür, um sich des Pferdes zu versichern und nach dem Wetter zu schauen.



Nach Mitternacht schrak ich plötzlich aus dem Schlafe auf, sah den Führer mit schreckverzerrtem Gesicht zur Tür hinauseilen und hörte ihn draußen aufschreien und ängstlich fluchen. Den Revolver ergreifend, eilte ich ihm nach. Eine undurchdringliche Finsternis, ein Röcheln und Stöhnen des Pferdes dicht vor uns, dann ein kurzes zuckendes Schlagen mit den Füßen auf dem Boden. „Un ursu, urs!“ ächzte der Rumäne neben mir. Aus der Lähmung mich aufraffend, schieße ich in die Finsternis hinein. Ein wütendes Brummen und dann ein sich entfernendes Schleifen und Zerren als Antwort. Nochmals schieße ich — ohne Erfolg. Als aber der Rumäne mit einem Feuerbrand aus der Hütte kommt, finden wir nur eine breite blutige Schleifspur im Grase, von Pferd und Bär ist nichts mehr zu sehen. Am nächsten Morgen sahen wir, daß der Bär das Pferd achthundert Schritt in den Wald hinabgeschleppt und dort zur Hälfte aufgefressen hatte.

Im vorigen Herbst schoß bei Toplez, einem Dorfe bei Herkulesbad, ein Rumäne einen Bären auf eigentümliche Weise. Der Bauer mußte sehen, daß ein Tier seinen Zwetschengarten heimsuchte, vermutete ein Wildschwein und setzte sich eines Abends auf die Passe. Es mochte gegen zehn Uhr sein, der eben aufgegangene Mond beschien nur die Baumwipfel, als ein großer dunkler Schatten herangitt. Der Bauer schoß beide mit gehacktem Blei geladenen Flintenläufe auf das Tier ab, hörte ein wütendes Brummen, sprang auf und rannte voll Angst davon. Am nächsten Morgen aber erzählte er sein Abenteuer seinen Nachbarn und bat sie, mit nachschauen zu gehen. Da fanden sie den schon verendeten Bären. Es war ein Prachtexemplar von 2,14 m Länge und einer kohlschwarzen Decke, die eben die Winterhaare bekam.

Ein hauptsächlich für das Niederwild äußerst gefährlicher Feind ist die Wildkatze. Doch auch sie nimmt in der Not wie der Wolf und der Fuchs den Köder an, umkreist nachts die Gehöfte, besucht Hühner und Taubenschläge. Ihre Jagd ist nicht leicht, da sie sich nicht treiben läßt, sehr fest im Schlupfwinkel in hohlen Bäumen und Felslöchern sitzt; mehr durch den Zufall gelingt es, sie zu erlegen.

Es war im Februar dieses Jahres, der Schnee war schon verschwunden und dadurch ein nächtlicher Ansitz am Luderplatz unmöglich geworden. Der Köder aber wurde noch immer Nacht für Nacht aufs neue angerissen. Ein Fuchs war es nicht. Ein Edelmarder? Die Ansicht wurde dadurch bekräftigt, daß bei einem abendlichen Reviergang der Hund in der Nähe des Köders die Fährte eines Wildes aufnahm, das nach kurzer Hetze aufbäumte. Nun wurde versucht, den vermuteten Marder in der Morgen- und Abenddämmerung durch den Vorstehhund aufzuspüren und zu stellen. Mehrere Tage aber verliefen ohne Erfolg, und man mußte schon fürchten, daß bei Eintritt milderer Witterung der Marder sich in den tieferen Wald zurückziehen würde.

In der Nähe des Luderplatzes lag ein kleines Ried. Eines Morgens war wieder der Köder frisch angerissen, der Hund verfolgte die noch ganz frische Fährte, welche gegen das Ried zu führte. Nun wurde vorsichtig gepirscht. Der Hund glitt durch die Binsen hin, stand sichernd zeitweise still und verdoppelte dann wieder seinen Eifer. Plötzlich stand er vor, sträubte die Haare und knurrte leise. Und da glitt auch zwischen den sich bewegenden Binsen etwas davon. Der Hund wurde auf die Hetze geschickt, die sich gegen den Wald zu verzog. Und dann, im niedern Eichenjungwald, gab der Hund Standlaut. Wütend klang sein Gebell. In den Morgen schlug es weit hinaus, hallte vom Walde wider und erschütterte den stillen Frühtag. Über quellenden Moosboden eilte der Jäger hin, Enten standen auf, ein Hase wurde flüchtig. Und dann, von weitem schon, sah er des Hundes vergebliches Hochspringen.

In einer niedern Eiche saß die Katze. Die gelben Augen glimmten, rasselnd und brummend gab sie ihren Zorn kund. Den nahenden Jäger beachtete sie gar nicht, doch wenn der Hund emporschnellte, fuhren ihre Krallen blitzschnell nach abwärts, und drohender noch klang das rasselnde Fauchen. Und dann dröhnte der Schuß, des Hundes freudiges Aufjauchzen erklang, sein mutiges Zufahren. Obwohl die Katze einen Kopfschuß erhalten, hatte der Hund noch schwere Mühe mit dem Abwürgen. Es war ein zweijähriger Kater von 1,10 m Länge und sehr schön gefärbt. Vom Hunde freudig umtollt, ging es froh durch den Morgen heim, in die stille, erwachte Landschaft hinaus, durch die von Morgennebeln verhangene Einsamkeit.



Franz Lippisch: An der Quelle.





Mutter

Ein Roman von Albert Geiger

I

Erstes Buch: Die Werbung

Erstes Kapitel: Die Rubinenhalskette

In der hochgewölbten, breiten gepflasterten Einfahrt seines Lagerhauses am Liebfrauenplatz stand Silvester Frey und musterte einen Warentransport, der diesen Mittag abgehen sollte. Die Säcke standen noch zum Teil offen an den Wänden der Einfahrt, zum andern Teil waren sie schon verschnürt. Silvester trat zu einem Sack Mandeln. Er fuhr mit der langen schmalen, beinahe knochigen Hand, die ein großer Siegelring mit rötlichem Stein zierte, in die Mandeln hinein, hob eine Handvoll auf und ließ sie durch die Finger wieder in den Sack hinuntergleiten. Er tat es halb zerstreut. Dann ging er zu einem der Ballen, der halboffen dalag; er enthielt Pelze, die der Bearbeitung harrten. In einem andern Ballen schimmerten Seidenstoffe. Silvester strich sie mit der Hand: es war wie eine Liebkosung. Wieder ein andrer Ballen zeigte bunte Tücher, die er über Krakau aus entfernten Gegenden bezog, und mit denen er einen guten Handel nach den reichen Städten Mitteldeutschlands betrieb.

Silvester schritt weiter quer über die Einfahrt. Da lagen Kisten mit Zimtrohr, Säcke mit Muskat, Ingwer, Reis, gedörrten Früchten. Eben trat ein älterer Mann zwischen den großen Säulen des etwas erhöhten Gewölbes hervor, das den Vorraum zu den Schreibstuben bildete. Er ging auf Silvester Frey zu. Der hatte den Knechten zugesehen, wie sie die Seidenpäcke und die Rauchwerkballen verschnürten, nachdem die Lederdecken gegen die Feuchtigkeit und andre Beschädigung zweifach und dreifach sorgfältig darübergebreitet waren. Nun sah er fragend auf. Ein ernster, kraftvoller Manneskopf. Die braunen, schon ins Graue spielenden Haare kurzgeschnitten. Unter hoher, breiter faltenloser Stirn ein Paar heller, fast scharfer graublauer Augen — Augen, die gewohnt waren, hundert Dinge auf einmal zu sehen und zu überwachen. Willen sowohl wie Klugheit zeigte die kraftvoll vorspringende Nase. Ein noch mehr als das Haupthaar ins Graue gehender, ebenfalls kurzgeschnittener Schnurrbart nahm dem Munde mit den feinen schmalen Lippen nichts von seinem Gepräge. Dieser Mund hatte einen Zug von Weichheit und verriet doch, daß er befehlen konnte.

„Was willst du, Seyfried?“ fragte er mit halblauter Stimme. Kurz und doch bedacht klang seine Sprechweise.

„Die Briefe und Fakturen für Bamberg und Fürth sind alle fertig zur Unterschrift. Wenn die Knechte fleißig laden, so können die Fuhrleute noch auf den Mittag fahren. Das Wetter läßt sich gut an, die Sonne kommt heraus. Die Torscheine und Frachtbriefe sind gerichtet, die Bedeckung hat ihre Bestallung ...“

„Achtung dort!“ unterbrach ihn Silvester, der auch während des Zuhörens das Aufladen der Ware beobachtet hatte. „Engelbrecht,“ rief er dann, die Stimme mäßig erhebend, dem überwachenden Gehilfen zu, „du mußt überall dein Auge haben. Wir verladen kein Sohlleder, das merk' dir! Deines Herrn Gut ist wie deines!“

„Man hört wieder allerlei!“ fuhr Seyfried fort. „Zwischen Bamberg und Würzburg haben sie sieben Wagen weggenommen, die Schnapphähne. Londoner Sammet und Mechler Spitzen darunter. Sind wieder gelüstig auf ehrliche Kaufmannshab', die Halunken. Das sind Menschen!“

„Nun, haben sie jetzt ihren Hunger gestillt, so werden sie mich wohl ungeschoren lassen. Und die Doppelbüchsen unsrer Reiter würden ihnen wohl zu schaffen machen.“

Seyfried dämpfte die Stimme. „Es wird Euch recht sein, Herr, daß ich dem Sebastian

Bühler sein Konto zusammengezogen hab'. Es ist viel, was er stehen hat. Und heute liefert Ihr ihm wieder. Habt acht! Er wackelt."

Jobst Seyfried, ein Junggeselle mit den Eigentümlichkeiten dieses ehrenwerten Standes, war der älteste Beamte des Handelshauses Frey. Im Dienst des Geschäftes weiß geworden, lebte er noch in der Zeit, da der Handel des Hauses enger beisammen gewesen war, und konnte sich in den neuen, größeren Zug, den Silvester in das alte Kaufhaus gebracht hatte, nicht mehr so recht hineinfinden. Sein lederfarbenes Gesicht und die Augen drückten sein ganzes Wesen aus: ein tüchtiger, äußerst gewissenhafter Arbeiter, doch nicht imstande, selbst zu beschließen und zu entscheiden.

Der Blick, mit dem Silvester Frey ihn betrachtete, hatte eine leise Färbung überlegenen Spottes. „Der Bühler macht mir keine Angst!" erwiderte er langsam. „Der Mann hat Unglück gehabt. Unverschuldet. Gegen Wassersnot kann niemand. Sind dann noch die zwei Fehljahre gekommen. Soll man ihn jetzt steckenlassen? Wär' nicht nach guter Kaufmannsart gehandelt. Wie ist es doch mit dem Lorenz Geyer und dem Schärtlein und dem Müllenhoff und andern gegangen? Hätt' ich dir damals willfahrt und die Hand von ihnen gezogen, so hätte der Tucher oder der Brant ihnen geholfen und sie pflichtig gemacht, oder auch sie wären zugrunde gegangen. So aber haben wir zugesehen, und sie haben sich erholt und sind gute und treue Besteller. Vorsicht ist ein gut und nützlich Ding. Aber manchem verdirbt sie die Weitsicht."

Inzwischen war der eine Wagen fertig geladen worden und fuhr unter dem „Hühott!" des Fuhrmanns von der Einfahrt weg, um einem zweiten Platz zu machen. Die Pferde stampften und schnoben. Draußen lag die linde Sonne eines silbernen Junitages auf der Straße. Es war ein lebhaftes, fröhliches Bild, wie da gepackt und geladen wurde. Von den Schritten der ab und zu gehenden Knechte wurde der Staub aufgewirbelt, der in der Einfahrt lag. Er tanzte flimmernd wie ein lustiger Regenbogen in dem hereinfallenden Licht. Silvester sog die ihm so liebe Luft seines Handelshauses mit einem vollen Zug ein. Die Uhr an dem neuen Rathaus draußen auf dem Platz schlug neun Schläge, die tieferen der Liebfrauenkirche folgten. Dann hub das allstündliche Glockenspiel der Kirche an, ein vieltöniges Klingen und Summen. Noch hatte es kaum ausgeklungen, da hörte man draußen die Stimme des Stadtweibels, der eine Verordnung des Rats verkündete. Leute gingen gemächlich oder eilfertig hin und her. Etwas entfernt wieherten Pferde, und man hörte den Hammerschlag eines Hufschmieds. Auch drang die scharfe brenzlige Luft verbrannter Hufe herein.

„Neun Uhr!" sagte Silvester bedächtig. „Wenn ihr euch sputet, könnt ihr bis Mittag fertig sein und fahren. Das wäre mir lieb, und es soll mir dann auf ein gut Trinkgeld nicht ankommen. Ihr könnt dann heute noch Seubersdorf erreichen und seid morgen zum Gäulewechsel in Neumarkt."

„Gut, Herr!" riefen die Knechte und Fuhrleute fröhlich. Denn sie wußten, daß Silvester Frey kein Knauser war, wenn man frisch und flink seine Arbeit tat.

Silvester Frey schritt, von Jobst Seyfried begleitet, die Stufen zu der Vorhalle hinauf, in der Säcke und Ballen in beträchtlicher Anzahl lagerten. Sie waren den Tag vorher angekommen und vorerst zur Nachprüfung hier hereingeschafft worden, um nachmittags mit dem an der Rückseite des Lagerraumes angebrachten Seilzug in die Speicher befördert zu werden. An einem seitlichen Pult saß ein jüngerer Gehilfe und trug die neuen Warenbestände ein. Seine Feder kratzte über das Papier, und er tat angesichts Silvesters doppelt geschäftig. Ein andrer stand mehr im Hintergrund der Halle und rief mit halblauter Stimme: „Item ein Ballen Mechler Rosentuch."

„Ein Ballen Mechler Rosentuch," wiederholte der Schreiber mit gleich gedämpfter Stimme. Alles schien in diesen Räumen leidenschaftlos, zurückhaltend, wohl berechnend, daß keiner zu laut dem andern die Sammlung zur Arbeit störe. So war der Herr. So taten die Diener.

„Item ein Ballen Mailänder Barchent," ging es eintönig weiter.

„Ein Ballen Mailänder Barchent."

„Item ein Ballen Wormser Futterstoff."

„Ein Ballen Wormser Futterstoff."

„Item ein Ballen grünes Zendel."

„Ein Ballen grünes Zendel."

Der Kaufherr horchte eine Weile zu. Dann öffnete er eine knarrende Tür und trat in das Innere des Gewölbes. Zwanzig Pulte



standen darin, an denen die Federn in eifriger Tätigkeit waren. Krakelnd fuhren die Gänsekiele über das Papier. Durch die runden bleigefaßten Scheiben der vergitterten Fenster fiel ein gedämpftes Licht ein. Der Kaufherr schritt zwischen den Pulten durch und öffnete eine kleinere Tür. Es war sein Arbeitsgemach, in das er eintrat. Während der Arbeitsraum seiner Angestellten nur geweißt war, sah man hier behagliche Eichenholztäfelung. Quer über die abgestumpfte Ecke ein mächtiger Kachelofen, das Werk eines Thuner Ofenmachers, grün glasiert und mit der Schöpfungsgeschichte geschmückt. Eine prächtig eingelegte, große Truhe mit Rückenlehne lud zum Sitzen. Überall an den Wänden waren Regale mit Geschäftsbüchern und wohlsortierten Briefen. Ein eiserner Schrank mit künstlichen, nur dem Wissenden sich öffnenden Schlössern, die Arbeit eines Fürther Schlossers, barg die Geheimbücher und das bare Geld. An den Wänden hingen Goldwagen verschiedener Art und Größe. Über dem Schreibtisch des Kaufherrn baumelte eine feingeschnitzte elfenbeinerne Kordelbüchse, aus der die zweifarbige Kordel heraussah. Auf dem Schreibtisch lag die Post, die des Morgens eingetroffen war, nebst den Briefen und Fakturen, die zu unterzeichnen waren. Neben dem Tintenfaß, das einen Löwenkopf aus seltenem Stein darstellte, stand das schwere Petschaft mit dem goldenen Knauf, einem Januskopf. Ein zierliches, in verschiedenen Farben schillerndes Glasgefäß barg einen Strauß weißer Nelken. Daneben lag ein Briefbeschwerer, der das Bild eines etwa zehnjährigen blauäugigen Mädchens in Emailfarben zeigte. Über dem Schreibtisch an der getäfelten Wand blickte ernst ein silberner Christus herab.

Der Kaufherr setzte sich auf den behaglichen Schreibstuhl. Er spielte mit dem Petschaft, roch an den Nelken und sah dann auf das Bild des Briefbeschwerers. Es ging ihm etwas durch den Sinn, das ihm zu schaffen machte. Man sah es seinem Gesicht wohl an. Endlich warf er das Petschaft beiseite, als wolle er einen unbequemen Gedanken verscheuchen. Seyfried war an der Tür stehengeblieben und sah ihn erwartungsvoll an.

„Ich brauche für diesmal einen besonders zuverlässigen Mann. Ich habe eine ungewöhnliche und kostbare Sendung, die ich den Fuhrknechten nicht anvertrauen kann. Auch sind Erkundigungen einzuholen, die Vorsicht bedürfen. Am liebsten schickte ich dich, Seyfried. Aber nun steht die Inventur vor der Tür, und da kann ich dich nicht missen. Weißt du mir keinen Rat?"

Seyfried schloß die Tür, die nur angelehnt war. Dann sagte er in seiner geheimniskrämerischen Art: „Zuvörderst möchte da der Riemenschneider in Betrachtung kommen. Ist ein tüchtiger Kerl, redet nicht viel und hat die Augen offen. Auch ist er nach mir der Älteste."

„Der Riemenschneider. Hm!" Der Kaufherr ergriff wieder das Petschaft und trommelte damit leise auf die Tischkante. „Ich hätte gern einmal den Lux geschickt. Er ist in Bamberg zu Hause, und sein Vater hat mir geschrieben, er sei krank und wünsche den Sohn einige Tage um sich zu haben zur Ordnung notwendiger Geschäfte. Dann ist er auch nicht ungeschickt und dabei furchtlos. Und vertraut man den Jüngeren nichts an, so bleiben sie ewig am Gängelband. Ja, ich wag's mit ihm. Ruf ihn herein!"

Der Alte kratzte sich hinterm Ohr und sah noch ängstlicher aus als sonst.

Er wollte hinausgehen, aber Silvester, der sich erhoben hatte, hielt ihn mit einem „Warte!" noch zurück. Er trat zu dem Schrank und öffnete ein Geheimfach. Langsam nahm er ein karmesinfarbenes Lederbeutelchen heraus. Dann schloß er wieder ab. Er trat zum Schreibtisch, schnürte das Beutelchen auf und ließ seinen Inhalt vorsichtig auf den Tisch gleiten. Es war eine Rubinenhalskette. Königliche Steine, die in dem gedämpften Licht der Stube mit verhaltener Glut aufleuchteten. Drüben die Wappenscheibe im Fenster mit ihrem tiefglühenden Rot klang die Farbe zurück.

Seyfried stutzte. Er besah den Schmuck und besah seinen Herrn. Der lächelte vor sich hin; es war ein klein wenig Verlegenheit in diesem Lächeln.

„Der Schmuck Eurer seligen Frau?" sagte Seyfried halb fragend.

„Ja, ich will ihn nach Bamberg schicken. Er soll umgefaßt werden."

Der Alte wußte nicht, was er sagen sollte. Welch seltsame Laune seines Herrn! Doch ja, nun dämmerte es in seinem Denken. „Ei ja!" lachte er in seiner ängstlichen Art. „Was wird man doch dumm, wenn man alt wird.



Wie kann ich das nur vergessen! Am 15. Julius ist Eurer Tochter, des Irmgardlein, siebzehnter Geburtstag. So so! Ei, das wird sie aber freuen, das Irmgardlein!"

Silvester Frey sah vor sich hin. „Wie geschickt und geschwind du in Mutmaßungen bist!" sagte er trocken. „Aber nun geh und lasse von dem Schmuck nichts verlautbaren. Es soll noch eine geheime Sache bleiben!"

„Versteh' schon! Versteh' schon!" lachte Seyfried noch etwas lauter und freier. Er rieb sich die Hände. „Eine Wohltat, eine wahrhaftige Wohltat! Aber ich hab' auch eine Überraschung! Auch eine!"

Er dachte an die zwei Wellensittiche, die er großgezogen hatte. Er war ein Vogelnarr.

Silvester Frey sah ihn von der Seite an. Er wird doch recht alt, der gute Seyfried! dachte er. Und zugleich schien ihm wieder etwas Verborgenes Unruhe zu schaffen. Er runzelte leicht die hohe Stirn und fuhr sich mit der ringgeschmückten Hand durch das kurze Haar. Dann reckte er sich und sagte kurz: „Wirst zur rechten Zeit sehen, was für Bewandtnis es hat mit dem Schmuck. Geh jetzt und schau' nach dem Verladen. Sorge, daß sie sich sputen! Wenn ich klingle, so mag der Lux hereinkommen. Sag' ihm, daß er auf sein Quartier geht und sich richtet. Und gib Weisung, daß ihm ein Gaul gesattelt wird."

Der Alte wußte nicht recht, woran er mit seinem Herrn war. Er schüttelte leicht den Kopf und verschwand hinter der Tür, die er in seiner vorsichtigen Art sachte schloß.

Silvester Frey saß lange, lange in Gedanken. Er ließ die Rubinenkette durch seine schmalen und doch kräftigen Finger gleiten. Rubin um Rubin, daß sie wie große Blutstropfen durchsickerten. Dann ließ er sie wieder auf den Tisch gleiten. Und dann wiederholte er das vorige Spiel.

Endlich stand er auf und ging zum Ofen. In der Ofenecke stand ein Leuchter. Er entzündete die Kerze. Sie brannte unwillig, da etwas Siegellack an dem Docht haftete. Er setzte den Leuchter auf den Schreibtisch und wartete einen Augenblick, bis die Flamme höherbrannte. Die Sonne draußen hatte sich verhüllt, und es war selbst zu dieser Vormittagsstunde dämmerig im Gemach. Die Rubinen loderten in dem unruhig brennenden Licht der Kerze auf. Silvester Frey sah dieses spielende Feuer sinnend an. Und wieder verweilte sein Blick bei dem Bild der Tochter auf dem Briefbeschwerer. Er zauderte eine Weile. Die Kerzenflamme aber, die nun rein und hoch leuchtete, mahnte ihn. Sein Blick fiel auf die Wappenscheibe, in welcher auf dem sattroten Grunde der von ihm gewählte Wappenspruch der Familie stand: Libertas — Freiheit. Er tat eiligst den Schmuck in das Beutelchen, schnürte und knüpfte es an dem roten Seidenfaden fest zusammen, zog die beiden Enden des Fadens ineinander und siegelte sie an den Beutel. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb folgenden Brief:

An Veit Johann Hirschfelder,
den Goldschmied zu Bamberg.

Werter Herr und Freund! Beigelegten Schmuck wollet Ihr so verändern, wie wir das letztemal besprochen. Ich hoffe auf ein Meisterstück Eurer Geschicklichkeit, und daß er in ehestens einer Woche fertig sei. Sendet ihn dann in meinem Namen an die ehrsame Jungfrau Barbara Alzinger am Dom, dem Hause nach Euch wohl bekannt. Ein ander Brieflein von mir leg' ich bei und ersuche Euch, solches Schreiben zugleich mit dem Schmuck an genannte Person zu bestellen. Solches wollet Ihr mir seinerzeit nach Geschehen mitteilen. Auch wollet Iht dem Überbringer, meinem Schreiber Michael Luxen, Bestätigung des Empfanges geben.

Euer
Silvester Ambrosius Frey.

Dann zog er die Schublade seines Schreibtisches auf und holte zögernd ein sorgfältig versiegeltes Schreiben hervor. Er betrachtete es, hielt es regungslos in der Hand und drückte seine schmalen Lippen auf das Papier.

Draußen schlug die Uhr des Rathauses zehn. Die der Liebfrauenkirche folgte. Die Klänge kamen schwingend und wie bittend mit gedämpften Lauten an das Fenster der Arbeitsstube. Dann summte das Glockenspiel vom Turm in vielfachen Tönen. Silvester Frey schloß die Augen. So summten und schwirrten in seinem Innern die Erinnerung, die Gegenwart, die Zukunft vieltönend und ungewiß durcheinander.

Er ging zum Fenster. Da schritt in geringer Entfernung seine Tochter Irmgard, das Irmgardlein, wie sie der alte Seyfried noch immer aus Kindertagen her nannte, versonnen, herb und scheu zugleich. Sie ging



allwöchentlich am Sterbetag der Mutter um diese Zeit zur Kirche, um eine stille Andacht zu verrichten.

Silvester Frey sah ihr nach.

Und wieder machte er die Gebärde, als wolle und müsse er etwas Unbequemes abschütteln. Wie ein starkes und vorwärtsstrebendes Pferd an dem Zügel zerrt, der es zurückhalten will.

Zweites Kapitel: Vergangene Zeiten. Das Evlein

Ehedem war das Freysche Haus ein bescheidener Bau gewesen. Seine geringen Geschäftsräume gingen auf die Mandelblühgasse, ein Seitengäßchen, das seinen schönen Namen sehr zu Unrecht führte, da es eng, schmutzig und finster war. Das Vorderhaus gegen den Liebfrauenplatz zu unterschied sich damals in nichts von andern Häusern der Stadt. Der Handel des Hauses war fürsichtig und ging nicht über die nächsten Städte und Ortschaften hinaus. Gleichwohl nannte man das Geschäft nicht mit Unrecht eine kleine Goldgrube. Silvesters Großvater, Zasius Frey, hatte eine seltene Geschicklichkeit im Einkaufen. Er hatte auch immer Wind davon, wenn ein größerer Posten Waren aus diesen oder jenen Umständen billig zu haben war. Er wußte die Wiederverkäufer durch kleine Darlehen mehr oder minder von sich abhängig zu machen: eine Geschäftspolitik, die auch jetzt noch mit immer wachsendem Glück befolgt wurde. Wenn bei Zasius Frey die Abnehmer aus Stadt und Land ins Geschäft kamen, so gab es einen Trunk Wein für sie, einen guten Rat und eine freundliche Rede. So gewöhnten sie sich wie in eine Familie oder Sippschaft in das Kaufhaus hinein, und es erstand ein fester, nicht so leicht zu erschütternder Zusammenhang. Wenn an Festtagen der Kaufherr mit Frau und Kindern die große Familienkutsche anspannen ließ, um seine Geschäftsfreunde in Städtchen und Dörfern aufzusuchen, so konnte man genau sehen, welch großer Wertschätzung er genoß. Was Küche und Keller bieten konnten, ward aufgetischt. Als er starb, war ein Begräbnis, wie man es selten in der Stadt erlebt hatte.

Borromäus Frey, des Zasius Nachfolger, strebte schon mehr aus den bescheidenen Verhältnissen hinaus. Er baute ein neues Magazin, vergrößerte die Stallung und stellte ein hübsches Lusthaus in den Garten, der hinterm Hause bis zum Strom hinabführte. Zum Gedenken seiner Verheiratung ließ er den prächtigen, im neuen Stil mit Allegorien reichgeschmückten Erker bauen, der jetzt noch das Haus zierte. Im übrigen ließ er in seinen auswärtigen Beziehungen das Geschäft beim alten. Er hatte großen Hang zu Büchern, und der hereinflutende Humanismus mit seinem Bildungstrieb hielt ihn mehr gefangen, als es sonst bei Kaufleuten üblich war. Ganz und gar in Erstaunen geriet man, als er seinen Sohn, Silvester Frey, in alten und neuen Sprachen durch einen eigens hierzu bestellten Hauslehrer sorgfältig unterrichten ließ und ihn dann auf die hohe Schule zu Würzburg sandte. Man prophezeite davon allgemein einen Niedergang des Kaufhauses. Vier Semester blieb Silvester in Würzburg, tat manchen Hieb und manchen guten Schluck, mehrte auch sein Wissen nicht unbeträchtlich und ging dann gemäß des Vaters Wunsch, der mit seinem eignen zusammentraf, auf längere Reisen. Er sah Paris, Brüssel, Amsterdam, setzte nach London über und bestaunte den Stahlhof, die mächtige Faktorei der Hanseaten in London, ging über Köln den Rhein aufwärts nach Basel, besuchte Genua, Florenz, Venedig. Dann reiste er zurück über Innsbruck, München, Augsburg. So lernte er die weite Welt kennen und sah Handel und Wandel vieler Städte. Mit guten Empfehlungen ausgerüstet, die er sich durch sein kluges, festes Wesen leicht zu schaffen wußte, betrat er das Haus manches Großkaufherrn, und sein Verlangen, das väterliche Geschäftshaus über die engen Grenzen hinauszudehnen, ward immer lebendiger. Es war ein starker Wille zur Macht in ihm, und da er als Jurist oder Gelehrter diesen Willen nicht ausüben konnte noch auch wollte, weil sein Wesen doch zu sehr auf das Leben gerichtet war, so wollte er als Kaufmann es den Größeren seines Standes gleichtun oder mindestens mit ihnen wetteifern. Mit solchen Gedanken kehrte er heim, zur rechten Zeit, um von dem schon lange kränkelnden Vater die Leitung des Geschäfts und damit die Möglichkeit der geplanten Erweiterung zu erhalten. Der Vater starb bald nach der Übergabe des Geschäfts in dem Bewußtsein, einen Sohn zu hinterlassen, dem er die Leitung des Hauses Frey beruhigt anvertrauen konnte. Von den großen Erweiterungsplänen hatte ihm der Sohn in den letzten Wochen ab und zu Andeutun-



gen gemacht. Borromäus hatte geschwiegen, aber aus seinen Mienen konnte Silvester entnehmen, daß er einer Erweiterung nicht abgeneigt war. Nur hatte er einmal den Ausspruch getan: Silvester wisse ja, daß man kein Haus in die Luft bauen könne. Er spielte mit diesen Worten darauf an, daß die Mittel des Hauses fürsichtig zu gebrauchen seien und man nicht allzurasch vergrößern dürfe. Denn es war bisher ein strenger Grundsatz der Freys gewesen, nur mit eignem Geld zu arbeiten. Dies ließ sich um so eher durchführen, als sowohl Zasius wie auch Borromäus nur einen kleinen Familienstand gehabt hatten. Zasius hatte nur zwei Kinder gehabt, von denen das eine, ein Mädchen, schon früh gestorben war. Borromäus hinterließ als überhaupt einzigen Nachfahren Silvester. So war das Vermögen immer hübsch beieinander geblieben. Silvester Frey, der nunmehr an der Spitze des Hauses stand, konnte und wollte den Grundsatz der Väter nicht umstoßen. Aber ebensowenig war er gewillt, mit seinem regen und begierigen Geist in der bisher geübten langsamen Weise weiterzugehen. Es mußte also Kapital ins Haus. Und es blieb nur ein Weg, dies Kapital als eignes betrachten zu können: Silvester mußte es erheiraten.

Zum Heiraten aber hatte Silvester Frey wenig Lust. Mit seinen fünfundzwanzig Jahren glaubte er ruhig noch zuwarten zu können. Weib und Kind schienen ihm, dem Vorwärtsstrebenden, eher ein Bleiklotz an den Füßen als die Schwingen, die ihn hätten vorwärtstragen können. Auch gedachte er nicht unter den Töchtern der Stadt zu wählen. Von auswärts sollte ihm die Frau kommen, und er stellte sich im Geist eine reiche, schöne, in Wissenschaft und Kunst wohlbewanderte Patriziertochter Augsburgs oder Münchens vor und sah sie vielbewundert einen glänzenden Einzug in sein Vaterhaus halten. Aber freilich: dazu mußte das Vaterhaus ein andres sein und er selbst einige gute Stufen weiter, als er jetzt war, um an eine solche Verbindung auch nur denken zu können.

Nun hauste nebenan eine Verwandte, die Wittib eines Notarius, der sich durch eine große Klientel, allerdings auch durch nicht immer einwandfreie Geldgeschäfte ein sehr stattliches Vermögen erworben hatte. Diese Frau, geschäftslustig und wohlgewandt, hatte das blühende Kaufhaus schon lange mit Aufmerksamkeit verfolgt, und es schien ihr sehr erstrebenswert, ihr Kapital, soweit es nicht in Häusern und Grundbesitz festlag, in dem Kaufgeschäft mitarbeiten und höhere Verzinsung tragen zu lassen, denn ihr sonst wurde. Bei Lebzeiten des Borromäus Frey war derlei nicht zu erreichen, da dieser kurz aber fest erklärte, er brauche kein fremdes Geld, und dabei verblieb, obwohl ihm sein Weib oft genug in den Ohren lag, das Angebot der Verwandten nicht von sich zu stoßen. Nun aber, da Borromäus gestorben und Silvester Herr des Kaufhauses war, gewann die Absicht der Notarin ein neues Leben. Bald war ein Hin- und Hergehen der beiden Frauen, immer geschäftig in diesem Gedanken. Bei Silvester wurde von der Mutter erst leise, dann lauter angeklopft. Silvester hörte wohl zu, sprach sich aber nicht aus, bis er, dringender befragt, die Mutter ernsthaft an den alten Grundsatz erinnerte, dem der verstorbene Vater und der Großvater unweigerlich gefolgt waren, und den auch er unbedingt zu ehren gedächte. Die Mutter ließ nicht nach, indem sie ihn an seine Vergrößerungspläne erinnerte, für die er nun doch einmal mehr Geld brauche, als das Geschäft habe, und da sei Geld von Verwandten doch besser als fremdes. Silvester blieb indes bei der Antwort: er wolle kein Geld denn eignes gebrauchen.

Die Frauen steckten wieder die Köpfe zusammen und eines Tags reiste die Notarin fort, ihr einziges Kind, eine spätgeborene Tochter, aus dem Ursulinerinnenstift heimzuholen, in dem das Mädchen seit dem neunten Jahr seine Erziehung erhalten hatte. Das Evlein, so hieß das Mädchen, war zu einer reizvollen Jungfrau herangeblüht und mit der Anwartschaft auf das große elterliche Vermögen eine schätzenswerte Partie. Den Sonntag nach dem Tag, da Mutter und Tochter angekommen waren, waren Silvester Frey und seine Mutter bei der Notarin zu Mittag gebeten. Den ganzen Morgen schon war die Mutter um den Sohn herum und wußte nicht genug von dem Evlein zu erzählen, wie es gebildet sei, wie es schön und groß geworden wäre, wie es sich freue, wieder daheim zu sein, wie es begierig sei, den Silvester, mit dem es doch einst gespielt habe, nach so langer Zeit wiederzusehen, wie man eine wahrhaft feine Unterhaltung mit ihm haben könne, und daß Silvester ja auch von seinen Reisen erzählen solle, und solcher Reden



und Mahnungen mehr, bis Silvester von seinem künftigen Bauplan, den er am Sonntagmorgen zu studieren pflegte, halb erstaunt, halb belustigt aufsah und die Mutter bat, über allem dem ja nicht die Elf-Uhr-Messe zu vergessen.

Im Nachbarhaus war indessen nicht minder Bewegung der Notarin um die Tochter herum. Die saß träumerisch da, ließ sich die Haare flechten und sah auf den sonntäglich lebhaften Liebfrauenplatz hinaus. Die Notarin gab ihr hundert Ratschläge, und als sie die Tochter so scheinbar teilnamlos und scheu dasitzen sah, ward sie zornig: sie verdiene wahrhaftig ihren Namen, sie sei eine rechte dumme Ev; ob das aller seine Lebenston vom Kloster her sei. ob sie so stumm und langweilig zu bleiben gedenke, und setzte dem Evlein so lange zu, daß dies endlich zu weinen anfing und sie Mühe hatte, das Mädchen zu trösten. Dabei nahm sie sich vor, an ihrem Stück um so unterhaltender zu sein und ihre Bildung zu zeigen. Silvester, der in seinem schwarzen Samtgewand schlank, stolz und zurückhaltend aussah, mußte fast lachen, als ihn die Notarin mit einem „Buon giorno, signore!“ begrüßte, wobei sie das hagere, faltige Gesicht und die Lippen gar süß lächelnd zu verziehen wußte. Offenbar tat sie dies in Anspielung auf Silvesters italienischen Aufenthalt, wie sie überhaupt während des ganzen Essens ein „Si, signore“ oder „No, signore“ oder ein „Grazie, signore“ einzuflechten wußte. Silvester hörte dies mit demselben belustigten Erstaunen an, wie er der Mutter des Morgens zugehört hatte; er ging aber auf den Ton ein, und da sich die Notarin im übrigen als eine gescheite und weitgereiste Frau erwies, so kam ein leidliches Tischgespräch zustande, das von Silvester und der Notarin allein bestritten wurde und sich zumeist um fremde Länder drehte. Inzwischen betrachtete sich Silvester ab und zu sein Gegenüber, das blonde Evlein, das mit niedergeschlagenen Augen dasaß und nur zuweilen blitzschnell nach Silvester schaute, wenn sie glauben mochte, daß er zu sehr in die Unterhaltung vertieft sei, um ihr Beachtung zu schenken. Blickte er aber dann doch nach ihr hin, so senkte sie ebenso rasch die schönen blauen Augen, und ein feines Rot lief über ihr ganzes zartes Gesicht.

Des Nachmittags — es war ein Sonntag Lätare Ende März mit früh schon sprossendem Grün und den ersten Frühlingsblumen auf den Wiesen, dazu einem köstlich klarblauen Himmel voll einer verjüngenden Frische — machte man einen Spaziergang vor die Stadt, und da viele Menschen gingen und der Bürgersteig ziemlich schmal war, so fügte es sich von selbst, daß das Evlein und Silvester vorausschritten und die beiden Frauen hintennach, also daß es aussah, als geleite man ein Brautpaar. Die beiden Frauen ließen es bei jedem Gruß der Vorübergehenden an einem strahlenden Dank nicht fehlen, und zwei Stunden später lief schon da und dort das Gerücht um, Herr Silvester Frey habe sich versprochen mit dem Evlein Bellmann. Silvester selbst kam sich ein wenig unbehaglich vor und dachte: Der Daus! Will mich die Alte so schnell einfangen? Holla, Silvester! Die Augen auf!

Indessen verzwang er seinen Ärger und fing allerlei Gespräche an, die sehr natürlich zunächst in die gemeinsam verlebte Kindheit zurückführten. Die Nachbargärten waren durch eine breite Taxushecke getrennt, über die hinüber die Alten sich früher guten Morgen und guten Abend sagten, um dann jedes seiner Wege zu gehen, während die Nachbarskinder mehr als ein Loch gefunden und künstlich erweitert hatten, das einen prächtigen Durchschlupf gewährte. Die Stallung, die Magazine, das Lusthaus im Garten mit seinen farbigen Scheiben, durch die man die Gegend in roter, grüner, blauer Farbe sah, der Kahn im Fluß, auf dem sie einmal zum Schrecken der Eltern bis hinaus ans Wehr bei der Aumühle gefahren waren, der Ziegenbock, den Silvester zum siebenten Jahr geschenkt bekommen hatte, die großen Wasserratten am Flußufer, vor denen das Evlein so große Angst gehabt hatte, und denen Silvester mit der Armbrust und einem kleinen bissigen Rattenfänger nachstellte, der Storch Bärbeiß, der das Evlein einmal ins Bein gebissen hatte, dieses und hundert andre Dinge der Kinderzeit wurden ihr Gespräch. Und dieweil das Evlein bei Tische während der gebildeten Unterhaltung mäuschenstill gewesen war, fing sie jetzt an zu schwätzen und kam von einem zum andern; sah dabei auch so lieblich-verlegen aus, wenn sie zu Silvester aufschaute, daß ihm ganz warm wurde. Und mit einem Male lachte sie, fast laut, daß sie darüber erschrak und sich umsah, ob die Mutter das Lachen nicht gehört habe; denn vor



ihr hatte sie einen an Furcht grenzenden Respekt. Als Silvester sie ob des Lachens Ursach befragte, sah sie ihn zum erstenmal etwas freier an und sagte, sie habe an die Eierfladen denken müssen, die sie als Kinder zusammen verspeist hätten. Da lachte auch er und erwiderte: ja, er gedenke auch noch wohl daran. Er war als zwölfjähriger Knabe krank gewesen und vom Arzt auf Hungerkur gesetzt worden. Das hatte ihm übel gefallen. Eines Tags, da er sich im Garten umtrieb, lüsternen Magens, und obendrein vom Nachbarhaus ein köstlicher Geruch von frisch gebackenen Eierfladen herüberwehte, trat das Evlein in den Nachbarsgarten, einen prächtigen goldgelben Eierkuchen in der Hand, warm aus der Pfanne. Der Knabe ging auf sie zu. Sie sah seine hungrigen Augen und trennte ihm das größte Stück herunter. Er aß; der Eierkuchen schmeckte nach mehr; und so ging das Evlein wohl noch die fünf Male, frische Eierfladen holen, bis Silvesters Hunger mehr als gestillt war. Hatte er bis zu diesem Tage das um Jahre jüngere Nachbarskind etwas über die Achsel angesehen, so war die Freundschaft nun durch die Eierkuchen fest und endgültig gegründet, und Evlein ward seine Gefährtin auf Schritt und Tritt.

Daran erinnerten sich die beiden nach so langen Jahren in lustigem Gedenken, und es war ihnen, als wären sie sich gar niemals so fremd geworden, wie es noch des Mittags geschienen hatte. Draußen vor der Stadt auf dem freien Felde ging ein frischer Märzenwind, und im Umsehen hatte das Evlein ein Stäubchen im Auge. Das wischte ihr Silvester mit geschickter Hand heraus, und dabei fühlte er, wie ihre ganze Jungfräulichkeit vor seiner Berührung erzitterte und erschauerte. Als er des Abends noch aufsaß, ging es ihm wirr im Kopf herum, so daß er unwillig das Buch zuschlug, in dem er gelesen hatte. Aber auch im Dunkel der Nacht wich das Bild Evleins nicht von ihm. Er ärgerte sich. Aber es war nicht zu verscheuchen. Selbst wenn Silvester des süßlichen Abschiedslächelns der Notarin und ihres schmelzenden „Felicissima notte!“ gedachte, das sie sich beim Auseinandergehen nicht hatte versagen können, stand es in derselben gewissermaßen kindlichen Mahnung und Überzeugung vor ihm.

Den Karfreitag desselbigen Jahres kam eine böse Seuche über die Stadt. Auch Silvester Frey ward davon ergriffen und lag wochenlang im hitzigsten Fieber. Seine Mutter pflegte ihn treulich, und das Evlein stand ihr bei wie eine gute Tochter, dieweil die Notarin aus Angst vor der Ansteckung nur dann und wann auf einen Sprung herüberkam. Manchmal, wenn Silvester die trüben, fiebermüden Augen aufschlug mit dem halb irren Blick des Nichterkennenkönnens, sah er die zärtlichen, scheuen blauen Augen des Evleins über sich und stammelte verworrene Worte. Dann füllten sich ihre Augen mit Tränen, und sie fühlte, wie teuer ihr der einstige Gespiele geworden war. Endlich war das Fieber gebrochen, und eines Morgens erwachte Silvester zu klarem Bewußtsein. Staunend sah er am Fenstertritt ein Mägdlein sitzen, das den Kopf gegen das Fenster gewandt hielt und einen Stickrahmen vor sich stehen hatte, auf dem es mit den zarten flinken Händen die bunten und goldenen Fäden eifrig hin und her zog. Das warme Morgenlicht ruhte auf ihrem blütenweißen zierlichen Nacken und dem sehr blonden Haar. Silvester betrachtete das Mädchen und dachte, es müsse das Evlein sein, und was die da wohl tun möge. So lag er eine Weile und wartete, ob sie nicht aufstehen möge. Endlich hustete er. Da schrak sie empor, sah ihn mit offenen, klaren Augen an und eilte, über und über rot, an die Tür, der Mutter die Freudenbotschaft zu künden. Die kam aus der Küche herbeigelaufen und auf den Kranken zu. Das Evlein blieb schüchtern an der Tür stehen und schaute nur mit heimlich glimmenden Augen zu Silvester hinüber. Da winkte sie die Mutter herbei. Sie aber entfloh, die Treppe hinunter, daß man im Treppengang ihre kleinen Schuhe klappern hörte.

Dergestalt spann sich um Silvester das Netz einer ungeahnten und ungewollten Neigung immer dichter und zwingender. Kaum, daß er genesen war, legte sich die Mutter, und ihr durch Nachtwachen entkräfteter Körper vermochte nicht, der Krankheit Herr zu werden. Da sie fühlte, daß sie sterben müsse, und der nahende Tod ihr noch für kurze Zeit die volle Klarheit des Denkens gab, ließ sie von dem weinenden Evlein den Sohn aus den Schreibstuben heraufrufen und legte mit letzter Kraft die Hände der beiden ineinander. Dann starb sie mit dem Schimmer einer stillen Beruhigung im Gesicht.

So ehelichte Silvester Frey wider seine Absicht ein Kind der Heimatstadt, und wenn



das schüchterne Evlein auch niemals eine stolze, weltgewandte, wohlberedte Eva wurde, wie Silvester einst sich sein Weib geträumt hatte, so mußte er sich doch gestehen, daß in der ganzen Stadt ein besseres Weib nicht leicht zu finden gewesen wäre. Ihre Frauentugenden prangten nicht weithin wie die Sonnenblumen eines Gartens, aber sie labten mit jenem Duft, der oft gerade den unscheinbaren Kindern des Lebensgartens gegeben ist, und der Wohlbehagen, Frische und Schaffensmut um sich breitet in wundersamer Beglückung.

In solchem Wohlbehagen des Lebens und dem Kräftegefühl, das sich nach schweren Krankheiten in einem gesundeten Körper tatbereiter regt, begab sich nun Silvester mit allem Eifer an die Ausführung seiner Pläne. Er ließ kurzerhand das Haus der Väter abreißen und siedelte für diese Zeit in das der bald nach der Mutter gestorbenen Notarin über, deren großes Vermögen dem Evlein und damit Silvester überschrieben worden war.

Nun begann alsbald ein Bauen, wie es die Stadt von einem Bürger bisher noch nicht gesehen hatte. Magazine und Schreibstuben wurden um das Dreifache vergrößert, indem Silvester das Gartenhaus versetzte und einen Teil des Gartens für die Arbeits- und Lagerräume in Anspruch nahm. Sie erhielten ihre besondere Zufahrt. Das Wohnhaus selbst wurde in drei Stockwerken nach der neuen Bauweise auf das prächtigste aufgeführt. Von dem alten bescheidenen Hause war nur der von Borromäus Frey gebaute Erker übriggeblieben. In dem neuen und vom Keller bis zum Speicher wohleingerichteten Hause eingezogen, ließ Silvester auch das Haus der Notarin abreißen und einen Neubau aufrichten, der dem bereits erstellten in allem entsprach und mit diesem zusammen nun eins der stattlichsten Häuser der Stadt bildete, an Reichtum der Schnitzerei und Malerei aber, an prunkvoller Schönheit des Treppenhauses, an Gediegenheit der Wohnräume nicht seinesgleichen hatte. Drei Jahre lang war gebaut und gewerkt worden, und zum Ausgang des dritten Jahres auf den Weihnachtsabend hatte das Evlein dem Hause einen Stammhalter geschenkt, der den Namen Liberius Justus erhielt.

Mit dem neuen Jahr ging Silvester auf die Reise und begann, den Handel des Hauses auszudehnen, indem er wie eine kluge Spinne sein Netz von Stadt zu Stadt zog. Er kannte die sieghafte Macht des Geldes, und er nutzte sie. Im ersten Jahre dieser erweiterten Geschäftstätigkeit hatte er nicht nur keinen Gewinn, wenn er die aufgelaufenen Spesen rechnete, sondern er mußte noch zulegen, so daß der allzeit fürsichtige und ängstliche Buchhalter Jobst Seyfried, der durchaus im alten Geschäftsgang lebte und webte, den jungen Kaufherrn mit aufgehobenen Händen bat, in dieser Art nicht weiterzuwirtschaften. Und in der Stadt sprach es sich herum, daß Silvester Frey es nicht lange so treiben dürfe, sollte nicht bald das ganze schöne Geschäft verhanslinarrt sein. Silvester lachte nur. Im zweiten Jahr der neuen Geschäftsmanier wurde nur ein geringer Überschuß erzielt, da Silvester in Würzburg eine Filiale errichtet hatte. Jobst Seyfried lief mit einem Gesicht wie zwanzig Leichenbitter umher, und in der Stadt begann man das Evlein zu bedauern und meinte, Silvester hätte Gelehrter oder Dichter werden sollen, aber nicht Kaufherr. Im dritten Jahr kam die Welle, genau wie Silvester ihr Eintreffen berechnet hatte. Jobst Seyfried traute noch nicht, aber strahlte. Die Stadt guckte und staunte, wie die Warenzüge kamen und gingen. Die Zweifler behaupteten aber, das sei Schwindelglück. Man werde schon sehen. Als aber das vierte und das fünfte und die folgenden Jahre die Welle immer stärker hereinströmen ließen und die großen Kaufhäuser draußen bereits argwöhnisch nach dem so rasch aufsteigenden Hause Frey zu blicken begannen, da ward Silvester Frey mit einem Male das Wunder der Stadt. „Ein Donnersfeiner ist das!“ sagten sie. „Der versteht's, das Leder zu gerben. Bald macht er dem Fugger gleich.“ So ging das Gerede hin und her.

Das Evlein sah zu Silvester auf wie zu einem Gott. Was er sagte und tat, war Evangelium. Daß er in allem seinem Umtrieb mit dem immer wachsenden Geschäft noch Muße und Stimmung behielt, Geographie, Mathematik, Philosophie zu treiben, den neusten Forschungen, den Streitigkeiten der Gelehrten, den Entdeckungen nachzuspüren, daß er die besten Holzschnitte und Kupfer namhafter Künstler sammelte, daß er von jeder Reise schöne Ziergefäße und manchmal auch eine treffliche Tafel eines Nürnberger oder Straßburger Meisters mitbrachte, daß er die Laute schlug und in der Dichter Weise selbst sich versuchte, das erfüllte sie mit einem

unbegrenzten Staunen. Aber dann und wann auch mit einer geheimen Wehmut. Wenn sie Silvester so stolz und sicher und krafterfüllt durch das Leben schreiten sah, wenn die reichen Geschäftsfreunde mit ihren prunkenden Frauen kamen, wenn das Haus von Lautenspiel, Gesang und Festlärm widerhallte, kam sie sich in all dem so klein, so verschüchtert, so nichtig vor, daß sie ein Gefühl hatte wie das Entlein unter den Schwänen.

Als Liberius, der Knabe, sechs Jahre alt war, gebar sie ein Mägdlein, Irmgard Benita. Man sah bald, daß es die scheuen, süßen Augen der Mutter hatte; aber es war auch etwas vom Trotz der stählern blickenden Augen des Vaters darin. Es war ein Evalein, so apfelfrisch und apfelrund, wie nur je eins dem Schoß einer Mutter entstiegen war. Silvester Frey war hocherfreut, und er schenkte seinem Weib eine Rubinenhalskette von ungewöhnlicher Schönheit, die das Evlein staunend bewunderte, aber nur einmal, an der Taufe des Töchterleins, anlegte. Ein Jahr hatte die Mutter das Glück mit dem Kinde. Dann ward sie müde — eine seltsame Müdigkeit, über deren Ursache die Ärzte keinen rechten Aufschluß zu geben wußten. Sie lebte noch eine Weile hin und losch endlich aus. Ihr Sterben war von der Reinheit und Lieblichkeit einer Lilie. Sie duldete nicht, daß der Knabe von seinem Spiel im Garten abgerufen wurde. Aber die Kleine ließ sie sich bringen und sah sie mit den erlöschenden blauen Augen lange an. Das Kind griff ihr mit den Händchen ins Gesicht, und sie tat, wie sie oft in gesunden Tagen getan hatte: sie schnappte im Spiel nach den Händchen der Kleinen, die hellauf jauchzte. Dann blickte sie Silvester mit seltsam demütig dankbaren Augen an, küßte seine Hand, die sie mit aller Kraft in der ihren hielt, und lächelte. Also starb sie.

Es war Silvester wunderlich zumute, als das Evlein ihn verlassen hatte. Er kam sich fast vor wie ein Vater, von dem ein Kind fortgegangen ist, weil es zu karge Liebe gefunden hat. Er gedachte daran, daß sie in den letzten Jahren manchmal so eigen nachdenklich gewesen war. Und doch wußte er nicht, wessen er sich anzuklagen hätte. Freilich, es war nicht das Flammende, Betörende, Gewaltige in seiner Liebe zum Evlein gewesen, von dem er bei den Dichtern gelesen hatte. Sie war nicht das Weib geworden, das seine Jugendsehnsucht erträumt hatte. Aber er hatte doch so ein warm-lebendiges, wenn auch leises Gefühl einer unendlichen Liebe und Hingabe gehabt. So sicher und fest, daß er gar keinen rechten Dank dafür gehabt hatte. Nun lag das Evlein still und weiß, und er konnte ihr nicht danken, wie er es hätte müssen. Als sie bestattet war und er mit dem blassen weinenden Knaben in seine prächtige Behausung heimkehrte, da schien ihm alles so leer, und alle Liebe und Güte schien ihm da draußen unter dem kalten feuchten Grunde für immer zu schlummern. Da setzte er sich vor das leere Bett der Frau, nahm den Knaben in seinen Arm, ließ sich das Mädchen geben und gedachte fortan im Angedenken seines guten Weibes den Kindern zu leben und allen Träumen einer törichten Sehnsucht Abschied zu geben.

Die Jahre gingen dahin. Silvester Frey war älter an Jahren geworden. Aber nicht älter im Herzen. Die Sehnsucht der Jugend stand zuerst mit großen bittenden Augen an der Pforte seines Hauses. Dann trat sie ein. An einem linden Frühlingsabend, da das Sonnenfeuer wie ein Schrei nach Freude aus den grauen Wolken brach. Und sie ward heimisch. Sie aß und trank und schritt und rechnete und reiste und schlief mit Silvester. Und endlich sah sie ihm aus zwei großen braunen Augen entgegen, wie er deren niemals gesehen hatte.

Der Sohn war draußen in der Welt, als dieses geschah, dieses Neue, das Silvester das Gewaltigste seines Lebens dünkte. Er sollte die Laufbahn seines Vaters beschreiten, und darum mußte er studieren und sich dann die Welt und die Menschen besehen. So hatte Silvester keine Gelegenheit, Vergleiche zwischen den Rechten des braunen und den Pflichten des ergrauenden Haares anzustellen. Auch hätte ein solcher Vergleich keine Wirkung getan. Dieser angehende Fünfziger hatte eine solche Fülle von Kraft und Frische in sich aufgespeichert, daß ein Hinweis auf sein Alter ihn höchstens hätte lächeln lassen. Das Evlein war ihm nur ein blasser, stiller, lieber Traum. Das Andre, Neue aber stand vor ihm wie das Flammenfeuer jener Frühlingsnacht, da er zum erstenmal so recht im Tiefsten seine Sehnsucht gehabt hatte. Er fühlte zum erstenmal, was Liebe, was Leidenschaft sei. Und er fühlte es um so heftiger, als sein Haar zu grauen begann.



Und so kam es, daß er heute die Rubinenhalskette, die er seiner verstorbenen Frau zur Geburt des Töchterchens geschenkt hatte, an den Goldschmied Johann Hirschfelder zu Bamberg sandte, auf daß sie umgefaßt der ehrsamen Jungfer Barbara Alzinger am Domplatz zu Bamberg überreicht werde nebst seinem Brieflein, darinnen er ihr Herz und Hand darbot. Es war ihm beim Versiegeln des Säckchens gewesen, als sende er sein eigen Herz und Leben zum Umfeilen, Umhämmern, Umfassen, auf daß es reicher, prächtiger werde, gleich dem alten schlichtgefaßten Schmuck.

Und so kam es weiterhin, daß er heute noch vor seine Tochter treten wollte, um ihr zu sagen, daß er noch einmal liebe — nein, um ihr zu sagen, daß er, Silvester Frey, die Jungfrau Barbara Alzinger noch in diesem Sommer als Weib heimzuführen gedenke.

Drittes Kapitel: Eine Entdeckung

Irmgard Frey hatte ihre Andacht im Münster zu Unsrer lieben Frau beendigt und schritt nun mit gesenktem Haupt zwischen den Bänken hindurch dem Ausgang zu. An der hohen, mit herrlichster Metallarbeit fast überladenen Kirchentür drehte sie sich um und machte noch einmal eine Kniebeugung. Dann tauchte sie die schmalen weißen Finger zierlich in das Weihwasserkesselchen, besprengte sich Antlitz und Brust und bekreuzte sich. So stand sie einen Augenblick in Sinnen, gleichsam wie benommen von der farbigen Dämmerung und dem Weihrauchgeruch, ehe sie in das helle, neugierig hereinflutende Licht des Tages hinaustrat.

Unter dem gotischen Kreuzgewölbe des Kirchenvorraums hielt sie wiederum inne. Sie betrachtete das Vaterhaus da drüben, wie es so stattlich und prunkvoll und so arbeitsreich und werktätig zugleich im Sonnenglanz dastand, ähnlich einem wohlgeschmückten, seines Wertes bewußten Manne. Vor dem Kauf- und Lagerhause, das dem Wohnhause angebaut war und mit seinen bis hoch hinaufreichenden vergitterten Fenstern einem gutbewehrten Reisigen glich, drängten sich Wagen um Wagen. Mitten unter den Knechten stand neben dem beaufsichtigenden Gehilfen der alte Jobst Seyfried, mit Sperberaugen das Aufladen der Säcke und Ballen und Kisten verfolgend. Die Gäule scharrten, stampften und wieherten. Wenn nun der alte Zasius Frey des Weges hätte kommen können! Er hätte sicher sein Haus nimmer erkannt und wäre betrübt wieder fortgeschlichen.

Irmgard schritt mit leichten und raschen Schritten auf den Liebfrauenplatz hinunter. An dem Rathausbrunnen, der auf hoher Säule eine Justitia zeigte, mit verbundenen Augen, in der einen Hand das streng erhobene Richtschwert, in der andern die Wage, standen drei Mägde, die eine den zinnernen Kübel auf dem Haupt, die andre die Kübel neben sich auf dem Brunnenrand, die dritte den Kübel füllend, in eifrigem Schwätzen. Das Wasser plätscherte lustig aus den Röhren, und auf der Justitia saßen lärmende Spatzen wie eine Horde Vagabunden, die ihren Spott mit der Gerechtigkeit treiben. Irmgard hörte im Vorüberschreiten mit halbem Ohr das Geschwätz der Mägde.

„Was machst für ein Gesicht, Eva? Als ob Spinnen gefressen hättest?“ sagte die eine lachend zu der Magd mit dem Kübel auf dem Kopf.

„Hat Herzweh um den Christoph!“ lachte die andre.

„Das ist die Lieb'!“ hänselte wiederum die eine. „Bald die Ev nicht getröstet wird, so stirbt sie uns.“

„Daß euch der Valand reite!“ sagte die verspottete Magd zornig. Die andern lachten noch lauter und konnten des Lachens und Schwätzens kein Ende finden, bis ein daherschreitender Stadtweibel sie zur Ruhe wies.

Eva! Seltsam klang Irmgard der Name ins Ohr, den die tote Mutter getragen hatte. Das Weh, daß sie die Mutter nie gekannt hatte, überkam sie hier außen im hellen Tageslicht bei dem Geschwätz der Mägde heftiger als drinnen in der schweigsamen Farbendämmerung des gotischen Münsters. Dort in der Kirche war dieses Weh nur so ein dunkel mit- und unterflutender Strom gewesen, leise ziehend. Da war sie so eins mit der lieben Mutter gewesen wie immer in diesen frommen, heiligen Augenblicken, wenn sie für der Mutter Seligkeit in jener unbekannten Welt betete, in der die Arme so früh heimisch hatte werden müssen. Sie sah dann manchmal die Mutter wie in einem verzückten Gesicht unter einem großen Strauch wilder Rosen, in einem Silberschleier mit goldenen Sternen und einem blauen Gewand. Sie hatte die lichten Hände im Schoß gefaltet und lächelte mit gesenkten Augen darauf nieder. Die Hände hielten eine schneeweiße Lilie. Das liebe stille Antlitz der Mut-



ter war von einem himmlischen Glanz verklärt. Irmgard sah dieses Bild immer wieder und zuweilen mit einer solchen Inbrunst und Süßigkeit der Einbildung, daß sie wie betäubt war und tagelang in sich selbst und die Seligkeit dieses Schauens versunken herumging. Nur ungern begab sie sich aus dieser Traumdämmerung ins Leben hinaus. Das helle Licht des Tages schmerzte sie. Die Wirklichkeit war so grell und kalt und frech gegen das, was sie im Geiste hatte erblicken dürfen. So war es auch heute gewesen. Und nun schnitt ihr der Mutter Name so heiß und stark ins Herz. Ach, da in der gleichgültigen Welt, wer dachte noch so recht der Mutter! So wie sie. Sie, die sich die Mutter gleichsam aus dem Himmel hatte erbeten müssen in ihren stillen Andachtsstunden. Der Vater sprach wohl von ihr. Doch immer seltener und, wie ihr manchmal schien: immer kälter. Der Bruder, dem sie einmal ihre Sehnsucht nach der Mutter anvertraut hatte, und wie sie die Gestorbene im Geist erschaue, hatte sie mit großen Augen angesehen. Er konnte derlei nicht fühlen, und beinahe hätte er über die Schwester gelacht. Da war sie vor Scham, ihr liebes Geheimnis preisgegeben zu haben, zornig und traurig zugleich geworden. Nein, da außen im Leben kam sie sich unendlich verwaister vor als in der Kirche. Dort war ihre Heimat. Ihre Mutterheimat. Und wenn sie dann die Augen an den Tag und seine Unbarmherzigkeit gewöhnen mußte, kam es wie ein Trotz und eine Abwehr über sie. Wohl schaffte sie, wie es die Mutter getan hatte, in Küche und Speicher und Garten. Aber dann hatte ihr Wesen mit einem Schlag wieder das Versonnene, und mitten in einer häuslichen Arbeit konnte sie innehalten, und sie bekam dann Augen, wie sie im Hause Frey sagten: als ob sie Geister sähe. Silvester dachte eine Weile daran, ihr das viele Kirchengehen zu verbieten. Aber wenn er dann bedachte, um wen sie so oft zur Kirche ging, verstummte er. So lebte Irmgard Frey in einer Doppelwelt.

Irmgard hatte, mit dem ganzen Wesen und den verlorenen, rückwärtsgewandten Augen noch immer im Münster, den Platz überschritten und wurde nun durch den lauten Ruf einer der Fuhrleute: „Hühott!“ aus ihrem Sinnen aufgeschreckt. Ein neuer Wagen rollte vor die Einfahrt. Der alte Jobst Seyfried, der Irmgard schon lange hatte kommen sehen, ging auf sie zu. Sein hageres, runzliges Gesicht drückte zugleich respektvolle Verehrung und pfiffige Spitzbüberei aus. Ei, wenn du wüßtest, Irmgardlein! sagte er bei sich. Wenn du wüßtest, was ich weiß! Was der Michael Lux heute nach Bamberg mitnimmt! Er grüßte untertänig und doch mit einer gewissen Vertraulichkeit, indem er das schwarze runde Käppchen, das seine Glatze nicht ganz verdeckte, langsam und würdevoll abnahm.

Dann schob er die große Hornbrille, mittels derer er soeben einen Ladebrief auf seine Richtigkeit geprüft hatte, über die Augen an die Stirn hinauf, und seine schwarzen unruhigen Äuglein blinzelten Irmgard so spitzbübisch an, daß sie lächelte. Ein ganz klein wenig. Aber es war merkwürdig, welch einen lieben hellen Schein dieses Lächeln auf ihr zartes Gesicht hauchte. Man hätte wünschen mögen, sie einmal so recht von Herzen fröhlich zu sehen, wie man eine schöne Blume, die traurig im Schatten steht, gern ins Licht, das helle frohe Gotteslicht, tragen möchte. Irmgard betrachtete den Alten und dachte: Was hat er nur, daß er mich so schlau und geheimniskrämerisch ansieht! Der rieb sich die dürren Hände und sagte mit seiner heisern, immer halblauten Stimme: „Das Irmgardlein ist in der Kirche gewesen. Halt immer fromm. Ein gutes Kind! Ein braves Kind! Eine wahre Gottesgab'! Eine Wohltat! Wahrhaftig, eine Wohltat!“

„Warum seht Ihr denn so geheimnisvoll drein, Seyfried? Was habt Ihr für eine sondere und kuriose Nachricht?“

Irmgard fragte mit einer leisen Schelmerei in der Stimme. Seyfried war stadtbekannt wegen seiner Sucht nach den allerneusten Neuigkeiten. Er war seit vierzig Jahren eine wandelnde Chronik für Stadt und Reich. Und wenn er einmal bei einem Glase Wein warm geworden war, dann konnte man sich vor seinen Geschichten kaum retten. Immer wieder faßte er sein Gegenüber am Rockknopf, um ihm in aller Eile noch eine besonders erschreckliche Geschichte zu erzählen.

Er antwortete nicht gleich auf Irmgards Frage, sondern genoß das Hochgefühl, im Besitz eines Geheimnisses zu sein. Dazu wiegte er den Kopf hin und her. Endlich sagte er mit kaum unterdrückter Freude: „Mach' ich ein geheimnisvolles Gesicht? Wirklich?“ Er versuchte, listig zu lächeln, was ihm aber

nicht ganz gelang. Dann, wie erschreckend vor dem Gedanken, daß er diese Heimlichkeit nicht bei sich behalten könne, fügte er hastig hinzu: „Allerdings. Es ist manches, was ich dem Irmgardlein zeigen könnte. Sieh einmal, Kind!" Er griff in die große schwarze Ledertasche, die ihm am Gürtel hing, und brachte einige bedruckte Blätter zum Vorschein. Eins hielt er Irmgard vor die Augen: „Ein neu und seltsam Ding, derlei man in deutschen Landen bisher noch niemalen gesehen." Er war ordentlich stolz bei diesen Worten.

„Himmel, was für ein greuliches Untier!" rief Irmgard aus. „Gibt es in Wirklichkeit solche Wesen, oder ist es ein Fabelding?"

„Mitnichten, Irmgardlein! Das war vor Jahren in Nürnberg zu sehen. Es ist ein wunderselten Blatt. Sieh, Irmgardlein, das ist das Zeichen des Meisters, der es abkonterfeit hat. Albert Dürer hat es mit Fleiß und Geschick getreulich der Natur fürgestellt. Es ist das Tier Rhinozeros. Lies nur, Kind, was es allerlei für seltsame und schier unglaubliche Beschaffenheit hat."

Irmgard besah das Blatt. Es war auf dem Blatte zu lesen:

Nach Christus Gepurt 1515, im May hat man dem großmechtigen Kunig von Portugall Emanuell gen Lysabona pracht aus India, ein sollich lebendig Thier. Das nennen sie Rhinocerus. Das ist hie mit aller seiner Gestalt Abkonterfeit, wie man es gesehen zu Nürnberg auf dem Ägidienplatz. Es hat ein Farb wie gespreikelte Schildkrot. Und ist von dicken Schalen überlegt fast fest. Und ist in der Größ als der Helfandt. Aber niederträchtiger von paynen, und fast wehrhafft. Es hat ein scharff stark Horn, vorn auff der nasen. Das begyndt es albeg zu wetzen, wo es bey staynen ist. Das dosig Thier ist des Helfandts todt feyndt. Der Helfandt fürcht es fast übel, den wo es In ankumbt, so laufft Im das Thier mit dem Kopff zwischen dyn fordern payn, und reyßt den Helfandt unden am pauch auff, und erwürgt In, des mag er sich nit erwern.

Jobst Seyfried sah triumphierend auf das merkwürdige Blatt. „Ja," sagte er schmunzelnd, „seitdem man in die fernen Länder fährt und India und China die Pforten ihrer Wunder vor uns haben auftun müssen, sieht man Dinge, so man vormalen für eine Fabel und albernes Geträtsch gehalten hätte. Hier ist noch ein Blatt, Irmgardlein: der grausame Menschenfresser, in Irland gefangen und nach Dublin gebracht. Ein gräßlich Wesen. Und hier etwas aus andrer Tonart: die Tortur und Hinrichtung mit dem Rad des weitberühmten Räubers Wenzel Hatschek aus Olmütz. Und hier der Wasserspeier Michaele, so sich produziert hat zu München, schluckt fünfzig rheinische Maß Wasser und speit sie wieder aus in einem Bogen so hoch wie ein Haus. Und hier das zusammengewachsene Menschenpaar. Das sind Sachen!"

„Pfui!" rief Irmgard. „Was Ihr nur für Gefallen habt an so häßlichen Dingen!"

„Jeder Mensch hat sein Steckenpferd. Und hier: das ist das Allerneuste, ein Blatt: die Zaubereien des weitbeschreiten Dr. Johannis Fausti. Das ist ein Schwarzkünstler, Kind. Ist in Venedig am hellen Nachmittag vor vielen Tausenden in die Luft geflogen und hat dem Kaiser die heidnische Göttin Venus gezeigt. Das ist ein Mensch!" Der Gehilfe trat zu ihm. Er unterbrach sich. Aber bevor er sich seinen Geschäften zuwandte, konnte er nicht umhin, Irmgard zuzuraunen: „Wenn du wüßtest, Kind, was mit diesem Warenzug nach Bamberg geht! Eine Wohltat! Wahrhaftig! Eine Wohltat —"

Er hustete, als ob er sich an diesem seinem Kernspruch verschluckt hätte. Dann schlug er sich auf den Mund, rückte wieder sein schwarzes Käpplein und trat zu den Knechten.

Irmgard sah ihm erstaunt nach. Sie schüttelte den Kopf. Was er nur haben mochte! Was gab es da für Geheimnisse, die sie angehen konnten? Was ging da mit dem Warenzug nach Bamberg?

Sie dachte nach. War es ihr nicht manches Mal in letzter Zeit gewesen, als verberge der Vater etwas vor ihr? Er schien ihr gar nicht mehr so gelassen und gleichmäßig wie früher. Nein, oft so zerstreut. Oft auch in Sorgen. Dann mit einem Male lachte und scherzte er mit ihr; aber sein Wesen bekam dann für ihr feinspüriges Gefühl etwas Gezwungenes. Ja, es war ihr dann und wann gewesen, als meide er ihren Blick. Hatte er Unruhe wegen seines Handels? Ach nein, sie brauchte nur hinüberzusehen zu dem Wagenzug vor dem Kaufhaus, hinauf zu dem herrlich geschnitzten Portal mit den beiden Göttinnen Fortuna und Sekuritas, dem Glück und der Sicherheit, um beruhigten Sinnes zu wissen, daß dieses Haus nicht wanken könne, und daß die Göttinnen ihre Füll-



hörner noch über Kind und Kindeskinder ausgießen würden. Aber was konnte der Vater sonst für Sorge haben? Fühlte er, daß ihr Wesen mehr der toten Mutter als dem frischlebendigen Vater zugewandt war? Machte das ihn traurig? So früh war die Mutter von ihm gegangen. Gewiß hatte sie den reichsten Schatz von Liebe aus seinem Leben genommen, und er war trotz aller Liebe zu den Kindern recht arm und leer geworden. Und sie, statt ihn diese Armut durch ihre Kinderzärtlichkeit vergessen zu machen, sie ließ ihn durch ihre eigne, mit allem ihren Fühlen und Sinnen nur die tote Mutter umspinnende Art den Verlust nur noch herber und bitterer empfinden.

Ihr Auge schweifte über des Vaterhauses Pracht. Über die herrlichen Erker, von bärtigen Riesen getragen, die mit ihren Lorbeerkränzen auf dem haarumwallten Haupt und den Blumengewinden um die markigen Lenden dem Beschauer zuzurufen schienen: Wir sind die Kraft! Wir heben und tragen das Haus! Dann zarte schlanke Mädchengestalten, die ihres Leibes spielende Linien um die Fenster rankten, als wollten sie sagen: Wir sind die Freude, die Jugend, das spielende, lachende Leben! Und oben im Erker pausbäckige Kinder mit Geigen, Flöten, Trommeln, Zinken, possierlich, derb, jauchzend: Wir sind die Verjüngung! Dieses Haus soll dauern bis in späte Geschlechter! Leuchtend blühte ein Blumenflor vor den hellschimmernden Fenstern: hängende Nelken, Geranien, Fuchsien, vom zartesten Blaßrot bis zum brennendsten Feuer und zwischendurch ein unschuldiges Weiß. Und über die Malereien an den Wänden ging Irmgards Blick hin, flüchtig und gleichgültig, wiewohl es der Mühe wert war, sie in Muße zu betrachten. Über das ganze Haus laufend, stellten sie in kräftigen Farben und mit großer Wahrheit Bilder aus dem Leben des Bürgerhauses dar. Da war in einem Feld ein junges Liebespaar in einem Garten abgebildet. Er reicht ihr eine Blume, und sie nimmt sie anmutig mit schlanken Fingern entgegen. Dann war ein Hochzeitszug zu sehen. Dann eine Frauenstube mit spinnenden, nähenden, stickenden Frauen. Dann ein Kaufmannsgewölbe mit allerlei Umtrieb des Handels. Dann eine Lustbarkeit mit Schmaus, Musik, Reigentanz. Über diesen lebensvollen Bildern im Giebel des Hauses war seltsam genug ein alter Mann im Pilgergewand mit Stab und Muschelhut zu schauen, der nachdenklich ein Stundenglas in der Hand hielt. Zu höchst aber prangte der Wahrspruch des Hauses:

„Zur Freyheyt“ heyßet dieses Haus.
Die Sitte schreite ein und aus.
Wo Sitt' und Freyheyt sich verbinden,
Wird man die rechte Art wohl finden.

An allem diesem reichen, reichen Schmuck sah Irmgard gleichgültig vorbei. Was war ihr dies alles! Es ließ sie nur noch mehr fühlen, wie verwaist sie war. Das Beste in diesem Hause: das Mutterauge, die Mutterliebe, die Mutterhand — es fehlte ja doch. Und so blieb ihr das alles kalt und tot.

Irmgard stieg die sorgfältig gebohnte stattliche Wendeltreppe hinauf, die ihr Licht durch kleine runde Fenster mit vielfarbigen rautenförmigen Scheiben erhielt und gleichfalls eine Fülle edler Schnitzarbeit aufwies. Sie führte auf einen breiten Vorraum, in dem mächtige eichene Schränke mit Schnitzereien und Intarsien standen und an den Wänden schöne Waffen auf Wandbrettern und auf den Schränken Kannen aller Art in Zinn und Silber, kostbare Gläser und andrer Zierat zu sehen waren. Eine große Flügeltür führte in den Speiseraum und rechts und links kleinere Türen in die Seitenräumlichkeiten. Rechts ging es in ein Musikzimmer und in einen Raum für Gemälde. Links befand sich das Wohnzimmer mit der Bibliothek, der sich ein kleineres Zimmer für Mußestunden des Hausherrn anschloß. Im dritten Stockwerk lagen dann die Schlafzimmer des Vaters und der verstorbenen Mutter. Zu oberst im Hintergiebel Irmgards Stübchen. Gegenüber auf den Markt hinaus zwei größere Fremdenzimmer. Im ersten Stock waren die sehr geräumige Küche, die Vorratskammern und ein bequemes Bad angebracht, und nach dem Markte zu lagen drei Stuben, die Jobst Seyfried bewohnte. Das ganze Haus war gedielt und getäfelt, dazu die Täfelungen der Decken mit farbenreichen Malereien geschmückt. Im Speiseraum und im Musikzimmer hingen kostbare Vorhänge aus Gent und Brügge an den Wänden. Auch hier im Hausinnern zeugte alles von einem wohlangewandten Reichtum.

Irmgard öffnete die Tür linkerhand. Der Vater pflegte zuweilen vor der Mahlzeit, die um zwölf Uhr eingenommen wurde, in der Bibliothek zu lesen. Sie trat in das Wohn-



zimmer und sah in die Bibliothek hinein. Aber er war nicht hier und nicht in seinem Studio. Sie ging zerstreut zum Fensterbrett im Erker, wo ein Nähtisch für sie stand. Hier saß sie manches Mal, eine Näherei oder Stickerei im Schoß, mehr träumend als wirklich geschäftig. Sie setzte sich einen Augenblick, indem sie das kostbar gebundene kleine Gebetbuch auf den Tisch legte, die Hände im Schoß faltete und vor sich hinsah. Dann fuhr sie wieder aus ihren Gedanken auf, und da sie ein Gefühl hatte, als sei es zu heiß und zu dumpf im Gemach, öffnete sie einen Fensterflügel. Dabei fiel ihr ein, daß sie ihren Blumen noch kein Wasser gegeben habe. Sie ging zu dem Schränkchen neben dem Kamin, nahm die silberne Wasserkanne und begoß die Blumen im Fenster. Dann sah sie hinaus. Eben trat der Vater aus der Einfahrt nebenan und mit ihm in schweigendem, ehrerbietigem Zuhören Michael Lux. Sie sah, wie der Vater Lux ein Päckchen gab und die beiden sich in die Augen schauten, der Vater mit einer bestimmten, fast feierlichen Mahnung, Michael Lux mit einer ebenso feierlichen Versicherung. Wie der Vater Lux die Hand schüttelte und dieser die Hand zum Zeichen seiner unbedingten Ergebenheit und Zuverlässigkeit beteuernd auf die Brust legte.

Einen Augenblick fielen ihr das geheimniskrämerische Gesicht des alten Jobst Seyfried ein und seine hastig zugeflüsterten Worte. War das vielleicht das Geheimnis, von dem Seyfried gesprochen hatte? Sie trat etwas zurück. Was in aller Welt Namen mochte in dem Päckchen sein? Michael Lux ging mit großen Schritten und sehr wichtig aussehend unten vorbei. Er sah herauf und grüßte tief. Es fiel ihr auf, daß er sie so merkwürdig ansah. Oder war es Einbildung? Sie lachte über sich selbst und ihre dumme Gewohnheit, alles in einem besonderen und rätselhaften Lichte zu sehen, und trat ins Zimmer zurück. Halb aus Langerweile ging sie in die Bibliothek, drehte einen Globus, der auf einem Tischchen stand, nahm einige seltene Münzen aus dem Münzkästchen auf dem Tisch, die strenge oder mürrische Cäsarenköpfe mit krummen Nasen und feisten Nacken zeigten, legte sie gelangweilt wieder zurück und ging ebenso gleichgültig zu einem der Büchergestelle. Sie sah die Bücherreihen hinauf, hinab und kam sich vor so viel Weisheit recht kindisch und unbelehrt vor. Langsam hob sie einen zierlichen Band in rotem Leder mit reicher Goldpressung heraus und blätterte darin. Es war ein römischer Klassiker, und sie verstand kein Latein. Sie wollte das Buch schon wieder zurückstellen, als ihr auffiel, daß der Innentitel ein Buchzeichen trug, das nicht das ihres Vaters war: ein nacktes Weib in strengen Formen, das einen runden Spiegel mit beiden Händen hochhielt. Darunter stand: Ex libris Burcardi Alzinger. Darunter aber in zierlich verschnörkelter Frauenschrift: Hic liber meus. Dies Buch ist meines. Barbara Alzinger, Bamberg. Irmgard betrachtete die Schriftzüge mit einer leichten Neugierde. Es fiel ihr nun auf, daß dies Buch nicht den Einband der übrigen in der Reihe stehenden Bücher hatte, also gewissermaßen ein Fremdling unter den Büchern des Vaters war. Aber wie kam es dahin? Immer in ihrer Neugierde blätterte sie weiter in dem Buch. Es schienen Gedichte zu sein. Da stutzte sie wieder. Sie hatte die Handschrift des Vaters entdeckt Seine starken, wohlgesetzten Schriftzüge. Einige Verse waren unterstrichen: Semper Lalagen amabo, dulce ridentem dulce loquentem. (Ewig werd' ich lieben Lalagens holdes Lächeln, holdes Geplauder.) Und daneben stand: Ja, ewig dich, Barbara Alzinger, schönste der Frauen! Bamberg, Pfingsten a. d. ...

Die Jahreszahl war nicht zu lesen. Sie war durchgestrichen. Aber die Schrift schien nicht alt. Sie war nicht vergilbt.

Irmgard starrte verständnislos auf das Blatt. Jählings fiel ihr wieder das Geraune Jobst Seyfrieds ein. Und da ging es wie ein Schlag durch ihren Körper. Sie ließ das Buch fallen und blickte mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin. Wie man entsetzt in eine unerwartet sich öffnende Tiefe blickt.

Barbara Alzinger — schönste der Frauen — Bamberg.

Sie griff sich an die Schläfen, als könne sie diese für sie so unbegreiflichen Worte von ihrem Denken abwehren. So stand sie eine Weile, immer halb furchtsam, halb empört vor sich hinblickend. Und dann ließ sie mit einem Male die Hände schlaff herabsinken.

Etwas andres fiel ihr ein. Vor einer Woche hatte sie, wie sie manchmal zu tun pflegte, das Schlafgemach der Mutter aufgeschlossen. Es war alles so belassen worden, wie es in der Sterbestunde gewesen war. Noch stand auf dem Nachttisch neben dem



Bett der halbleere Medizinkolben. Eine silberne Tasse, aus der die Mutter getrunken hatte. Das halb ausgebrannte Nachtlicht. Ein Nachtkleid lag quer über einem Stuhl. Ein Schrank stand offen, und man sah die Leibwäsche der Toten, wohlgeordnet. Mit stiller Andacht war Irmgard in das Zimmer getreten. Ehrfurchtsvoll hatte sie das Nachtkleid berührt, als könne sie noch einen Lebenshauch der längst vermoderten Trägerin empfangen. Dann hatte es sie an den Schmuckkasten der Mutter gelockt. Er war unverschlossen. Sie hatte ihn geöffnet, um die Juwelen der Verstorbenen, wie schon oft, in scheuer Liebkosung durch ihre Finger gleiten zu lassen. Da hatte das schönste Stück, die herrliche Rubinenhalskette, nicht mehr im Kasten gelegen. Sie hatte das eiligst und voller Schrecken dem Vater berichtet. Damals war es ihr aufgefallen, daß er ihr etwas verlegen die Antwort gab, die Kette sei nicht mehr in Ordnung; er müsse sie richten lassen. Aber dann hatte sie heimlich gedacht: er wolle sie vielleicht ihr schenken, wie er ihr schon ein Kreuz von Smaragden aus dem Schmuck der Mutter geschenkt hatte. Wenngleich es ihr fast unglaublich erschienen war, daß sie das herrlichste aller Schmuckstücke erhalten solle. —

Lange saß Irmgard in schwerer Betäubung. Es war ja nun alles so klar. So klar.

Das war also das geheimnisvolle Päckchen, das so wichtig und feierlich nach Bamberg gesandt wurde. Darum hatte Jobst Seyfried so rätselhaft getan. Darum hatte Michael Lux so seltsam, fast mitleidig heraufgesehen. Darum war der Vater seit langer Zeit so merkwürdig.

Aber war es denn möglich? War es denn möglich?

Ihr Vater liebte ein Weib, und dieses Weib sollte den letzten Rest von Andenken an die tote Mutter aus dem Hause drängen? Sollte — ihre Mutter werden? Dann blieb ihr nichts andres, als mit dem vertriebenen Gedenken der Toten selbst aus dem Vaterhaus zu gehen.

Eine Stunde wohl verrann so. Unfähig, sich zu erheben, saß Irmgard. Ihr Kopf war wirr von Gedanken. Es war eine schreckliche, gärende, brausende Stille. Ihr ward angst. Als müsse das Haus über ihr zusammenstürzen. Als müsse das Leben aufhören. Als müsse sie einen gräßlichen Schrei ausstoßen, um diese furchtbare Beklemmung wie mit einem Hammerschlag auseinanderzusprengen. Und konnte doch nicht einmal die starren Augen und die weißen Lippen bewegen.

In dieses erstarrte Schweigen schmetterte endlich von unten ein Trompetenschall. Sie waren mit dem Laden pünktlich zu Mittag fertig geworden. Die Fuhrleute, die in aller Eile zu Mittag gegessen hatten, saßen breit und fest auf den Kutschersitzen. Die Bedeckungsmannschaft, zehn vollbewaffnete Leute mit mächtigen Gäulen, hatte sich je fünf und fünf an der Spitze und am Ende des Zuges aufgestellt. Wiederum stieß der vorderste der Bedeckungsmannschaft in seine Trompete. Die Gäule zogen an.

Da taumelte Irmgard auf und an das Fenster. Sie sah, wie der Wagenzug sich in Bewegung setzte. Sie hörte das Rufen der aus den Häusern geströmten Leute: „Heil und gute Fahrt!" Sie sah Jobst Seyfried mit seinem geheimniskrämerischen Gesicht. Er hatte noch in aller Eile den Lux beauftragt, ihm sorgfältig nach kuriosen Blättern und Büchlein zu fahnden. Sie sah Michael Lux, stolz zu Roß. Sie sah ihren Vater, wie er halb ernst, halb lächelnd Lux zuwinkte und dieser, im Sattel sich neigend, auf seine Brust deutete. Nun erscholl der dritte Trompetenstoß. Die Fuhrleute sangen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus!"

Es war Irmgard, als erscheine drüben unter den Kirchenbogen eine blasse Frau mit bekümmertem, strengem Gesicht. Und es war ihr, als müsse sie auf diese Gestalt zeigen und halt! halt! rufen. Und als müsse sie hinaus, hinunter, nach, die Gäule anheben, um Gottes Barmherzigkeit willen bitten, nicht zu fahren. Aber sie brachte nichts hervor, und sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Endlich, da die Wagen schon um die Ecke bogen und nun auch der Letzte im Zug, Michael Lux, verschwand, rang sich ein Schrei aus ihrer Brust: „Mutter! Mutter!" Dann brach sie am Fenster zusammen.

Im Fallen riß sie den Nähtisch mit, und das Gebetbuch fiel neben ihr zu Boden.

Eine Weile später trat Silvester Frey ins Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)



Franz Lippisch: Sommer.



Der Montblanc-Kai in Genf mit dem Denkmal für den Herzog Karl II. von Braunschweig. (Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich.)

Frühlingstage am Genfer See

Von Paul Lindenberg

Dort, wo die Firnen sich im Blauen baden,
Wo sich verliert der Vögel weißer Flug,
Dort liegt ein Land mit sonnigen Gestaden —

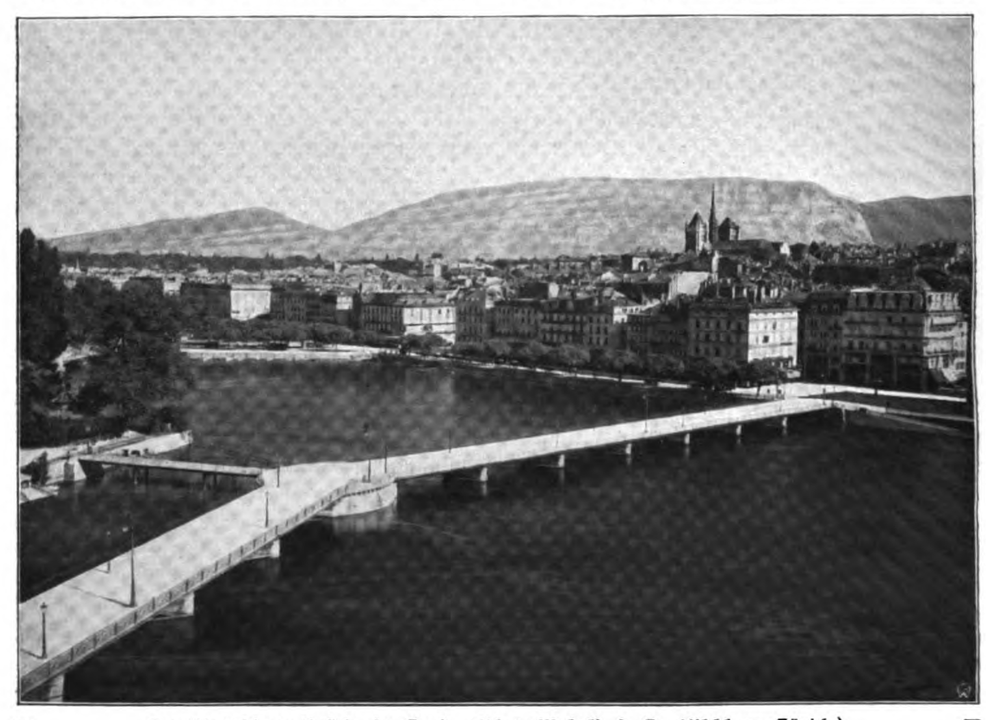
Bei dem Klang der anmutsvollen Verse taucht ein schönheitsumflossenes Bild vor unsern Augen auf: gewaltige Berge, über welche die eisgepanzerten Häupter des Montblanc und der Dent du Midi keck bis in die Wolken hineinragen, und liebliche Hügel rahmen eine weite blaue Wasserfläche ein, in der sich volkreiche Städte, trauliche Dörfer, sagenumkränzte Schlösser spiegeln. Gärten mit südlicher Blumenpracht schmiegen sich an Rebenpflanzungen an, gleich silbernen Punkten schweben Möwen in der sonnendurchflimmerten Luft, und weiße Segler kreuzen azurne Wogen. Friede und Glück scheinen aus unermüdlich quellendem Born über dies Stückchen irdischen Paradieses ausgegossen zu sein, das man als Genfer See bezeichnet. Wer, der je seine Schritte hierher gerichtet, hätte nicht mit tiefer Freude den innigen Zauber dieses lieblichen Erdenwinkels auf sich wirken lassen und hätte, fern von ihm, nicht oft heiße Sehnsucht empfunden, wieder hinzuziehen „in das Land mit sonnigen Gestaden", das jedem etwas, vielen alles spendet!

In der Tat, man kann sich weit und breit auf unserm Erdball umschauen, ehe man wieder eine solche Vereinigung von Natur und Kultur in harmonischer Übereinstimmung und Ergänzung findet wie an diesem See, den schon die Alten poetisch den „Lacus Lemanus" genannt, weil an seinen geschützten Ufern im grünen Blättergewirr goldschimmernde Limonen reiften, was die hierher mit Waffengewalt vorgedrungenen rauhen Krieger Julius Cäsars nimmermehr hinter dem Alpenwall vermutet hatten. Hohe geistige Bildung vereint sich mit ländlicher Einfachheit in enger Nachbarschaft, große geschichtliche Überlieferungen vermischen sich mit träumerischen Märchen, eine vielfach zusammengesetzte, nach Aufklärung strebende Bevölkerung erweckt das Interesse, zu ersichtlichem Wohlstand und durch die Schule gepflegter Gesittung gesellen sich politische Freiheit und religiöse Toleranz; man stimmt dem Urteil zu, das bereits Voltaire fällte und

dessen man sich noch heute erfreut: „Alle Anmut der Gesellschaft und die gesundeste Philosophie sind in diesem Teile der Schweiz heimisch geworden, in welchem bei dem mildesten Klima Überfluß und Wohlhabenheit herrschen, und wo sich die Bildung Athens mit spartanischer Einfachheit vereinigt." Und man begreift, daß an diesem See sich Künstler und Dichter heimisch fühlten und ihn in Farben und Worten verherrlichten; man braucht neben Voltaire nur noch Rousseau, Haller, Byron, Matthisson von denen zu nennen, die nicht müde wurden, seine Schönheiten zu rühmen.

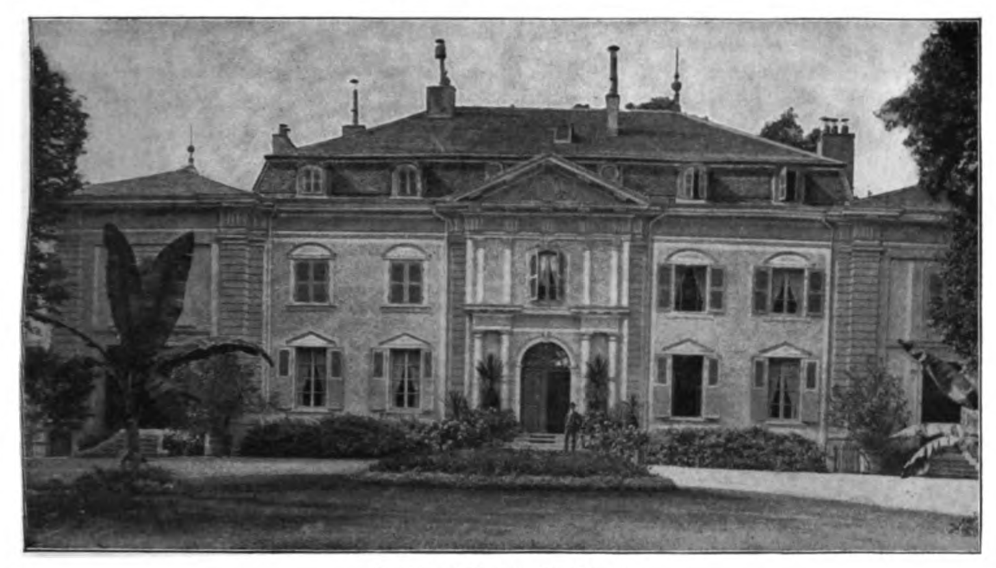
Doch nun sich näher umgeschaut, um sich durch die Wirklichkeit zu überzeugen, ob Maler und Poeten richtig geschildert haben! Am See entlang soll's gehen; Eisenbahn und Dampfschiff stehen uns in beliebiger Wahl zur Verfügung, auch die primitive Bewegungstätigkeit der Apostel wollen wir nicht verschmähen, um abzuweichen vom vorgezeichneten Touristenweg zu heimlich verborgenen Plätzchen voll sinnender Romantik. Der Frühling lockt ja mit süßem Lächeln; am blauen See scheint er sein Hauptquartier aufgeschlagen zu haben mit Blütenduft und Vogelsang, um von hier aus seinen Eroberungszug anzutreten zu den hochragenden Bergen, deren Gipfel noch mit gleißendem Schnee bedeckt sind, während auf den grünenden Matten darunter bereits Veilchen und Primeln sprießen und die ersten Narzissen keck hervorgucken, gleich den schillernden Eidechsen, die mit blinzelnden klugen Äuglein zum feurigen Sonnenball lugen.

So sieghaft aber der Lenz auch ist, es gibt einen Mächtigeren, der all seinem begehrenden Werben trotzig widersteht — dort, der Riese unter den Gewaltigen ringsum, der Montblanc! In eisiger Majestät schaut er herab auf der Menschen emsiges Tun und Treiben, blickt er aus schweigend erhabener Einsamkeit hernieder auf das liebenswürdige, schönheitsfreudige Genf, das mit seinen palastartigen Bauten, seinen Promenaden und Denkmälern das Ende des Sees umschließt, aus dem mit hurtigem Rauschen die grünlichen Wogen der Rhone entfließen, um schmeichelnd das von alten Bäumen beschattete, mit der Statue des großen Sohnes Genfs geschmückte Rousseau-Eiland zu umfangen, ehe sie die fruchtbaren Fluren des nahen Frankreichs durchqueren. Einen herrlicheren Abschluß als dieses mit ewigem Eis bedeckte wildgezackte Haupt des Titanen zu



Die Montblanc-Brücke in Genf. (Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich.)





Schloß Voltaires in Ferney.

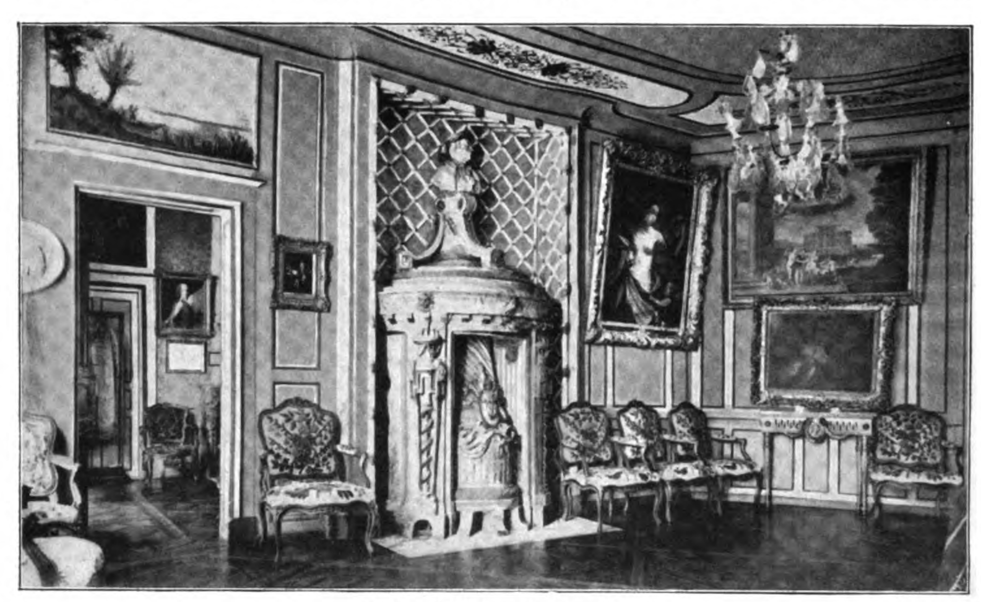
dem lichten Frühlingsbilde mit dem erinnerungsreichen Genf als Mittelpunkt läßt sich gar nicht denken. Immer wieder hemmt man den Fuß, wenn man den von stolzen Hotels und Pensionen besäumten Montblanc-Kai entlang schreitet, und richtet die staunenden Augen auf die Eiswipfel dahinten, die sich scharf umrissen in der klaren Luft erheben und einen so seltsamen starren Gegensatz bilden zu dem abwechslungsvoll quirlenden Getriebe ringsum.

Denn hier herrscht stets viel Leben unter den breitästigen Platanen, die den freien Blick ermöglichen auf den dicht zu unsern Füßen sich ausbreitenden See, zu dessen sattem Türkisblau sich so malerisch die weißen Dampfer, Segel- und Ruderboote, die Möwen und Schwäne fügen, sowie auf die sorgsam gepflegten Parkpartien des Englischen Gartens drüben, aus denen frohe Konzertweisen herüberschallen. Hinter ihnen baut sich das alte Genf auf mit seinen grauen Mauern und Türmen und der uns von manchem sturmerfüllten Ereignis erzählenden gotischen Kathedrale, während sich im Rücken der Stadt bewaldete Bergzüge mit schmucken Villen und Landhäuschen hinziehen, die etwas Sonntäglich-Feierliches an sich haben und zu manch lohnendem Ausflug verlocken. Aber auch unsre nächste Nachbarschaft lenkt unsre Aufmerksamkeit auf sich: Fremde aller Nationen schwirren an uns vorüber, oft sehr elegante, oft auch recht karikierte Erscheinungen; die Mode von morgen wird neben jener von vorgestern spazierengeführt. Sehr hübsche blondlockige Engländerinnen und Amerikanerinnen zeigen schon in ihren Gewandungen, mit welcher Leidenschaft sie dem Sport huldigen; sie werden mit verächtlichen Blicken von einigen russischen Studentinnen gemustert, deren Kleidungen einmal vor langer, langer Zeit neu gewesen sein müssen. Dafür erregen die schlanken Misses den desto lebhafteren Neid einer Schar jugendlicher Pensionärinnen, die unter gestrenger Obhut den üblichen „Verdauungsbummel" unternehmen.

Fremde auf Schritt und Tritt — ohne sie ist Genf undenkbar; bilden sie doch, von den vielen Tausenden Touristen abgesehen, über 4/10 der 120000 Bewohner zählenden Bevölkerung der Stadt, die willig Gastrecht jedem gewährt, der ihr nicht auf die Tasche fällt, und deren treuen Schutz schon manch Exilierter freundlich empfunden. So auch der Herzog Karl II. von Braunschweig, der hier 1873 starb, und der der Stadt — wohl nicht nur aus Dankbarkeit für ihre Gastlichkeit — außer seinen Kunstschätzen und Diamanten sein ganzes Vermögen von zwanzig Millionen Frank vermachte. Dafür gab er freilich den braven republikanischen Stadtvätern eine harte Nuß zu knacken, indem er an die Auszahlung der Erbschaft eine Bedingung knüpfte: daß ihm innerhalb Genfs ein öffentliches Denkmal errichtet

3*



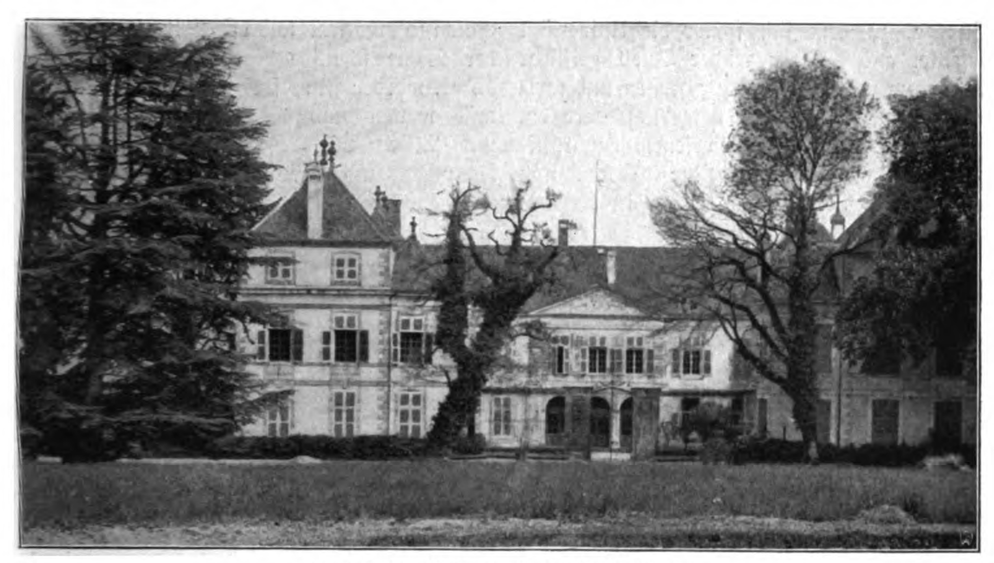


Salon Voltaires in Ferney.

würde, nicht bloß so eine Ehrensäule oder eine leicht durch Gebüsch zu verdeckende Herme oder ein Springbrunnen mit seinem Reliefbildnis, nein, ein ganz großes, hoheitsvolles Denkmal mit allen Kennzeichen der fürstlichen Macht, auch mit seiner Reiterfigur, nach dem Vorbilde des Grabmals des Skaliger in Verona. Das war eine böse Klausel für die freiheitliebenden Genfer, die früher manch blutigen Strauß mit den savoyischen Fürsten ausgefochten hatten und noch heute stolz darauf sind, daß seit fast tausend Jahren in ihren Mauern kein Herrscher etwas zu sagen gehabt. Aber zwanzig Millionen läßt man auch nicht so leicht von dannen flattern, und so bequemte man sich denn, wenn auch sehr wider Willen, zu dem Monument, das sich am Montblanc-Kai erhebt in Form eines von Löwen bewachten sechseckigen Marmorbaldachins, unter dem sich der Sarkophag mit der ruhenden Figur des Herzogs befindet, während auf den vorspringenden Ecken sechs Marmorstatuen bekannter welfischer Fürsten aufgestellt wurden. Das bronzene Reiterstandbild des Herzogs, das einst das Ganze gekrönt, mußte als zu schwer herabgenommen werden und erhielt seinen gesonderten Platz zur rechten Seite des Baldachins. Ob nicht die klugen Ratsherren stillem Übereinkommen gemäß dem toten Gönner ein Schnippchen geschlagen? ... Unweit dieses Denkmals endete mit einem schrillen Schluß das Gastrecht, das Genf einer edlen, ideal veranlagten Fürstin gewährt, der Kaiserin Elisabeth von Österreich, die, von ihrem nahen Hotel kommend, um die Dampferstation zu erreichen, unter einer der Platanen des Kais am 10. September 1898 den tödlichen Stich empfing, dem sie wenige Minuten später erlag.

Über die langgestreckte Montblancbrücke, unter der so hurtig die Rhone dem See entrinnt, gleich danach mit brausendem Gischt über ein hohes Wehr schießend, gelangen wir aus den neueren Quartieren, vorbei an dem prächtigen, in zwei idealen Frauengestalten Genf und die Eidgenossenschaft verkörpernden Nationaldenkmal, in den Kern des innern städtischen Verkehrs, auf den Platz Longemalle, auf dem uns von zahlreichen Verkaufsständen des Frühlings duftende Blumenpracht entgegenlacht, und von dem aus sich rege, belebte Straßenzüge abzweigen mit den bekanntesten Geschäften des seit alters her so reich entwickelten Genfer Uhren- und Schmuckgewerbes, das noch heute seinen Absatz nach allen Weltteilen findet. Manch schmalbrüstiges Giebelhaus mit kunstfertiger steinerner Zier am Portal und den Simsen kündet uns von längst vergangenen Geschlechtern. Alt-Genf ragt hier bereits in den emsigen Handel und Wandel einer betriebsamen Gegenwart hinein, und wir brauchen nicht viele Schritte abzubiegen, um plötzlich

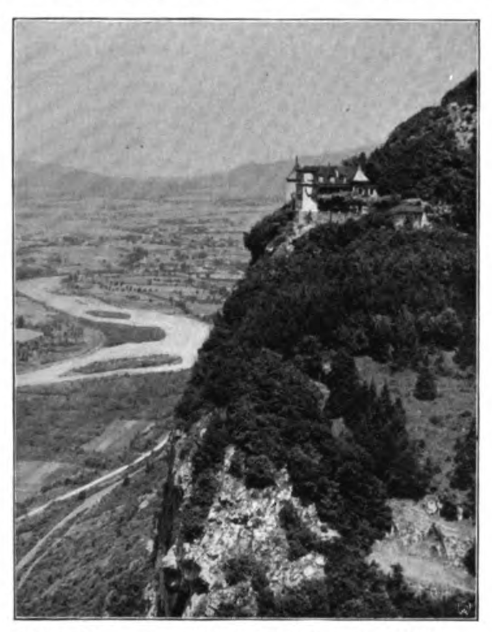




Schloß der Madame de Staël in Coppet.

von den steinernen Überlieferungen früherer Zeiten umfangen zu sein.

Willig überlassen wir uns dem geheimnisvollen Bann und tauchen in die Dämmerung dieses hügligen Stadtteils ein, mit holprigen Gäßchen und schmalen Durchgängen, mit engen Plätzen und dunklen Ecken, mit verborgenen Nischen und verschwiegenen Winkeln, in die kaum das Tageslicht zu dringen vermag. Von diesem grauen Durcheinander aber löst sich eine ganze Reihe malerischer Bauten ab, die eingehendste Beachtung verdienten: gotische Kirchen und Kapellen, festungsartige Patrizierhäuser und Adelspalais, das ehrwürdige Rathaus in florentinischem Stil mit seinen Galerien, Arkaden und Türmchen, sowie das säulenumgebene Arsenal mit mancherlei Erinnerungen an wildbewegte Vergangenheit. Denn nicht immer ging's in Genf so friedfertig zu wie heute! Den hohen Wert der schon von Julius Cäsar erwähnten Stadt wußten burgundische und fränkische Fürsten wohl zu schätzen, wie nicht minder später die fürstliche Macht ausübenden Bischöfe, die im Verein mit der freiheitliebenden Bürgerschaft die Selbständigkeit der Stadt häufig energisch gegen die Angriffe der savoyischen Herzöge verteidigen mußten, bis die Reformation Genf zu einem unabhängigen Freistaat machte, der Bündnisverträge mit andern Schweizer Kantonen abschloß zum Schutz gegen feindliche Überrumpelungen, und der 1814 sich mit der Eidgenossenschaft verschmolz.

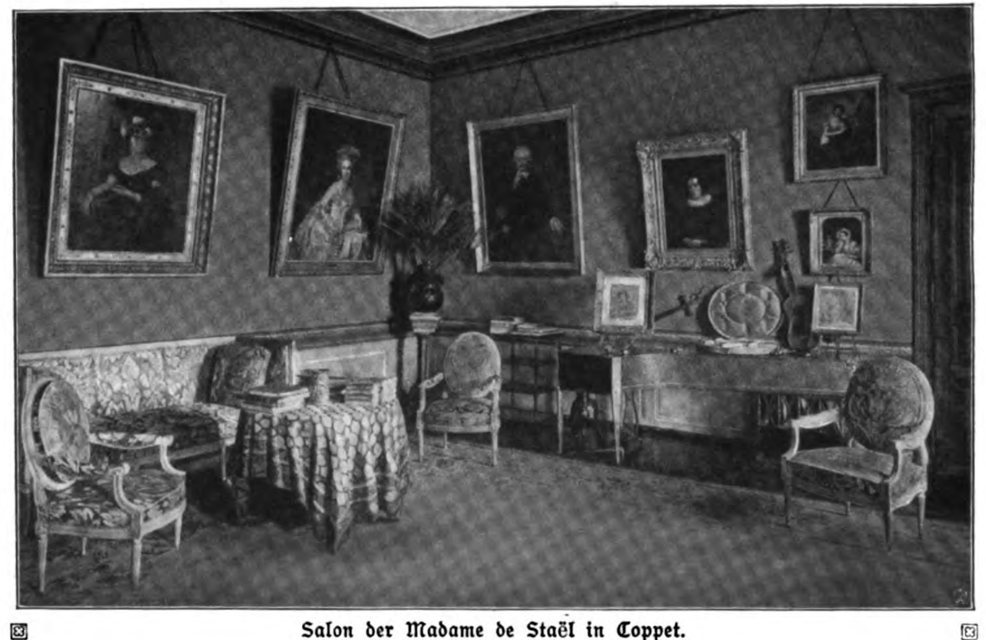


Schloß Monnetier. (Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich.)

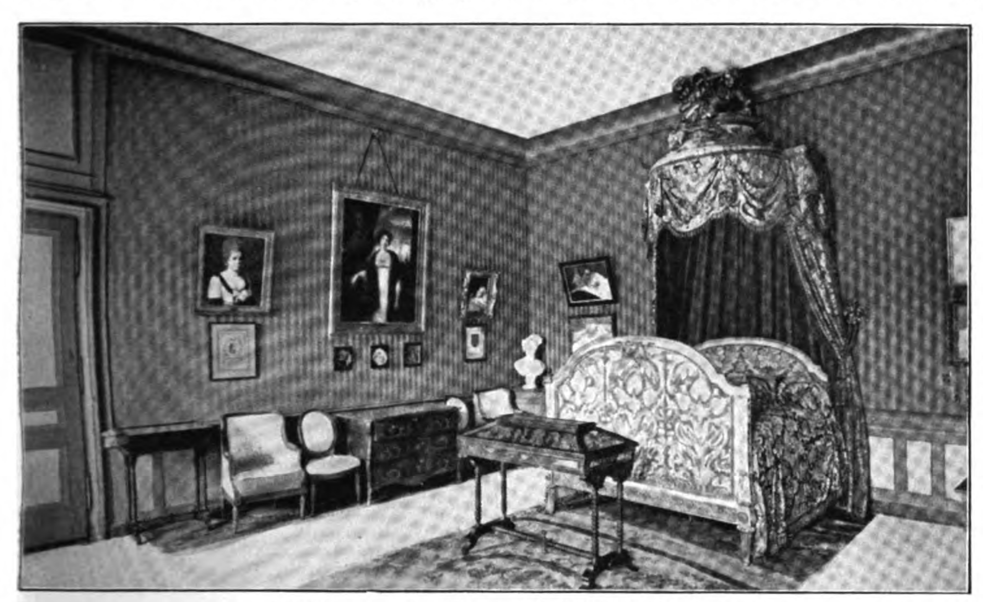
Mit der Reformation aufs engste verknüpft ist der Name eines Mannes, der Genf bis heute den Stempel seiner ernsten, glaubenseifrigen Persönlichkeit aufgeprägt: Johannes Calvin. Er gründete das seit 350 Jahren bestehende, in seinem ursprünglichen Teile noch heute erhaltene

Collège, zu dem sich später die Universität gesellte, aus der ein reicher Quell geistiger Anregung und Aufklärung geflossen und fortgesetzt fließt, denn nicht vergeblich ward ein Jean Jacques Rousseau in jenem engbrüstigen Hause der Grande Rue geboren und lebte ein Voltaire lange Jahre in Ferney, das wir in einer halben Stunde mittels der elektrischen Straßenbahn erreichen können. Wenig über 150 Jahre ist's her, daß sich Voltaire dort ansiedelte, indem er die Besitzung mit dem altertümlichen, von vier Türmen umgebenen Schloß erwarb und mit großer Geschäftskenntnis wichtige Umwandlungen durchführte, die allerdings zuerst viel Geld — eine halbe Million Frank — erforderten, das sich dann aber gut, sehr gut verzinste. Denn die von dem neuen Schloßherrn erbauten hundert Häuser wurden gern von Weinbauern, Uhrmachern, Handwerkern gemietet und später erworben, und aus der einstigen armseligen Niederlassung entstand allmählich ein sauberes Städtchen, das sich einträglicher Wohlfahrt erfreute. Zwei Jahrzehnte, von 1758 bis 1778, bewohnte Voltaire das Schloß, das dann mehrfach seinen Besitzer gewechselt und wesentlichen Umwandlungen unterworfen wurde, denn die Türme fielen, und auch im Innern ward manches verändert. Räumlich wurden glücklicherweise Voltaires Schlafzimmer und Salon so erhalten, wie er sie bewohnte, auch der schöne schattige Park mag wenig verändert worden sein; frei kann hier die Phantasie walten und die dichten Laubengänge und Alleen mit dem Großen und seinen Freunden und Freundinnen bevölkern, die hier in heitrer Geselligkeit vereint waren. Sah der Schloßherr von Ferney doch gern Gäste von nah und fern um sich und nannte sich gelegentlich selbst den „aubergiste de l'Europe".

Aber auch sonst treffen wir in der näheren Umgebung der Stadt auf fesselnde Erinnerungen an bedeutende Menschen, die ein tiefwirkendes Schaffen ausgeübt haben. In dem dem protestantischen Kirchhof gegenüber gelegenen kleinen Gartenhaus des traulichen Dörfchens Mornex begann Richard Wagner seinen „Siegfried" und den „Tristan". Oft genug hat er beim Sinken der Sonne den Weg zum Dorf und Schloß Monnetier eingeschlagen, den auch wir verfolgen, uns der herrlichen Aussicht erfreuend, die uns manch bewundernden Ausruf auch während der sich anschließenden Fahrt auf den 1300 m hohen Mont Salève entlockt. Wie herrlich aber erst von dort oben der vielumfassende Rundblick auf die gleißende Montblanc-Kette, den lächelnden blauen See tief unten, das fruchtbare Rhonetal mit den silbernen Windungen der Rhone und Arve, weit hinten



Salon der Madame de Staël in Coppet.



Schlafzimmer der Madame de Staël in Coppet.

begrenzt von den Alpen der Dauphiné, während sich in der Nähe die düstern Savoyer und die freundlicheren Walliser Alpen emporrecken, zu unsern Füßen aber Genf sich ausbreitet in seiner anmutigen Schönheit, umkränzt von Villen und Schlößchen inmitten köstlicher Parke, unter denen das Besitztum der Baronin Rothschild mit seinen mächtigen Zedern, den schönsten in Europa, den hervorragendsten Platz einnimmt.

Diese luxuriöse Villa, in der die Kaiserin Elisabeth noch einen Tag vor ihrer Ermordung geweilt, liegt auf der rechten Seeseite, die landschaftlich wie geschichtlich bevorzugter ist als die linke. Denn in der Villa Beaulieu auf Montbrillant entwarf der erste Napoleon als General seinen Plan für den italienischen Feldzug, in Varembé wohnte Kaiserin Josephine, und in Coppet residierte Frau von Staël, die klugsinnige Tochter ihres umsichtigen Vaters Necker, eines geborenen Genfers, der die Herrschaft Coppet 1781 erworben und sich des öftern, schließlich dauernd aus dem aufreibenden politischen Pariser Getriebe in ihren Frieden geflüchtet hatte. Wie es auch Frau von Staël 1804 getan, von Napoleon aus Paris und Frankreich verbannt, verfolgt von seinem Haß, mit dem sich aber doch auch eine gewisse Achtung verband, wie aus seinen Worten hervorgeht: „Ich überlasse ihr den Erdkreis, aber Paris wünsche ich für mich zu behalten.“ Auch später kehrte Frau von Staël gern nach Coppet zurück, um hier ihre treuen Freunde um sich zu versammeln: den Prinzen August von Preußen, August Wilhelm von Schlegel, Benjamin Constant, Madame de Récamier und viele andre. Das um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erbaute Schloß liegt mit seiner schlichten Front nach dem See zu, von dem aus eine Allee mit alten, kernigen, dichten Schatten spendenden Bäumen zu ihm führt, in seiner innern Einrichtung uns den Directoirestil veranschaulichend, der auch hier, vor allem in den Schlafgemächern mit interessanten Bildern der Familie Necker, im Salon und in den Fremdenzimmern, etwas Gemütlich-Philisterhaftes an sich hat.

Von Coppet aus benutzen wir am besten eins der großen saubern, trefflich eingerichteten Dampfschiffe, die mehrmals täglich zwischen Genf am untern und Villeneuve am obern Ende des Sees verkehren. Wie behaglich sitzt sich's auf dem obern Deck unter dem schützenden Sonnendach in einem der bequemen Korbstühle oder auf einer der rundlehnigen Bänke, und wer Lust hat, kann sich mit eignen Augen überzeugen, daß auch Bacchus dies gesegnete Land nicht vernachlässigt hat; im Gegenteil, er läßt einen edlen Tropfen hier gedeihen, der selbst dem „Kenner“ vom Rhein und von der Mosel willkommen sein wird. Gleich einem berückenden Wandelpanorama ziehen die Ufer an uns vorüber



Das Schloß von Morges. (Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich.)

mit den Palästen der Hotels und den vielgestalteten Pensionen, mit koketten Schlößchen und zierlichen Villen, mit festgefügten Herrensitzen und stattlichen Fermen, mit kraftbewußten Burgen und efeuumrankten Ruinen, mit wohlhabenden Dörfchen und altertümlichen Städtchen, deren zerbröckelnde Ringmauern von schweren Wachttürmen unterbrochen werden. Und dahinter die bewaldeten Berge, erst jene des Jura, dann die des Waadtlandes, von denen sich Bäche wie glitzernde Schlangen herabwinden und Wasserfälle in schäumenden Kaskaden zu Tal ergießen, an den Hügeln emsig gepflegte Rebenpflanzungen und in den Gärten duftende Blumen zwischen schattigen Platanen und weitästigen Nußbäumen, auf einzelnen Vorsprüngen Kirchlein und Kapellen mit grünbepflanzten Terrassen — von träumerischer Schönheit ist alles umfangen, während das Schiff wie ein riesiger Schwan die Wogen zerteilt, die sich raunend hinter ihm schließen, die blauen Wogen, die in ihrem klaren Farbenspiel mit dem wolkenlos sich über uns ausspannenden Himmelsdom zu wetteifern trachten.

An solch einem heitern, sonnendurchleuchteten Frühlingstage liegt's wie ein wohliger Gottesfriede über allem hier ausgebreitet, ein Gottesfriede, den schon im Jahre 1030 beim Nahen des Lenzes der Bischof Hugo von Lausanne verordnet, um in dem endlosen Kämpfen, Brennen, Morden eine Ruhepause eintreten zu lassen. Ist es doch früher bös zugegangen in den jetzt so friedfertigen Ortschaften, oft genug loderten die Flammen der Dörfer empor und erschollen gellend die Sturmglocken; dann flüchtete, wer konnte, in die nur den Einheimischen bekannten Gebirgsverstecke, oder suchte Zuflucht in den nahen Schlössern, die festungsartig gebaut waren wie jenes von uns bei der Vorbeifahrt begrüßte, aus dem elften Jahrhundert stammende von Nyon, dessen Mauern drei Meter stark sind, oder das von Morges, das gleichfalls dicht am See liegt, ein so festes Kastell, daß sich selbst die erbittertsten Angreifer an ihm die Schädel einrennen mußten.

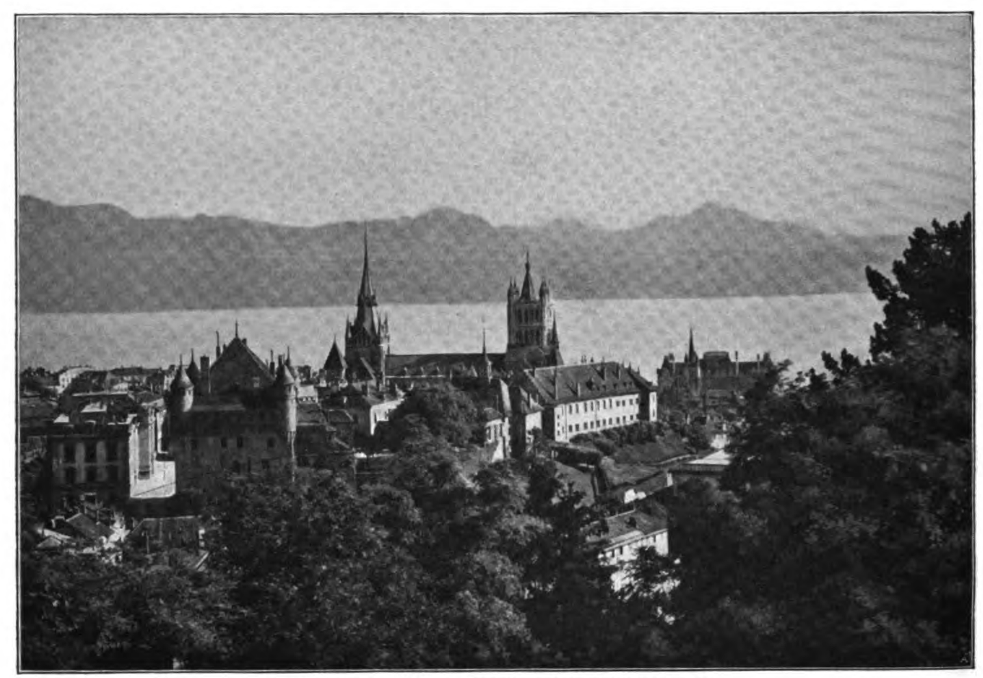
Auch Lausanne, das volkreiche und wohlbewehrte, dessen Häusermassen jetzt dort auf drei Hügeln in malerischer Gestaltung auftauchen, wurde mehrmals in den wilden Kämpfen des fünfzehnten Jahrhunderts geplündert, bald von den Burgunder und savoyischen Herzögen, bald von den Bernern, bis diese die Oberhand behielten und sich



Hafenpartie bei Vevey, im Hintergrund die Dent du Midi.

auch Lausanne nebst Genf und Neuchâtel der Schweizer Eidgenossenschaft anschloß, die einen festen Schutz bildete gegen die Gewalttätigkeiten der Fürsten und sonstigen edlen Herren. Früh ward Lausanne der Reformation gewonnen und nahm freundlich die durch das Edikt von Nantes aus Frankreich vertriebenen Protestanten auf, wie später die vor der Revolution geflohenen französischen Adligen, wodurch die Bevölkerung eine wichtige Beimischung erhielt. „Bald," sagte ein zeitgenössischer Schriftsteller, „galt die Gesellschaft von Lausanne für eine der höflichsten und liebenswürdigsten von Europa." Die Sache hatte aber auch ihren Haken, denn bei dem Fehlen guter Hotels und vielleicht gar einer geeigneten Unterkunft auf kürzere oder längere Zeit waren die Vertriebenen meist auf die Gastfreundschaft des waadtländischen Adels angewiesen, was diesem wiederum erhebliche Opfer auferlegte. So kamen einige dieser einheimischen Familien auf die Idee, sich die Selbstkosten für die Aufnahme und Verpflegung der Fremden erstatten zu lassen, womit beiden Teilen gedient war; allmählich bürgerte sich die neue Einrichtung mehr und mehr ein, ward erweitert und warf auch Gewinn ab — die ersten Pensionen waren entstanden, fanden rasch Anklang und Nachahmung, und nun geht schon seit langem die Schweiz in dieser Beziehung als das mustergültigste allen Ländern voran.

Als „Pensionopolis" hat Lausanne auch noch heute vollste Geltung, und man versteht, daß sich die Angehörigen aller Nationen in seinen Mauern wohlfühlen. Es ist eine lebenslustige, freundliche Stadt mit großer Betriebsamkeit, mit vielen künstlerischen, literarischen und musikalischen Interessen, in mancher Beziehung lebhafter und anregender als Genf. Viel tut die städtische Verwaltung für öffentliche Parke, für Sauberkeit und Hygiene; neue stattliche Quartiere, zu denen über einen gähnenden Abgrund eine kühne, großartig konstruierte Brücke führt, sind während der letzten Jahre entstanden in gefälligster architektonischer Formgebung; ein aufstrebendes Leben und Weben ist allerorten zu spüren, wobei wesentlichen Einfluß die bereits 1549 gegründete Universität ausübt mit guten Lehrkräften und reichen wissenschaftlichen Sammlungen. Beherrschend auf hohem Punkt erhebt sich die gotische Kathedrale, mit deren Bau im Jahre 1000 begonnen wurde, deren Vollendung sich aber bis 1276 hinzog, worauf Papst Gregor X.

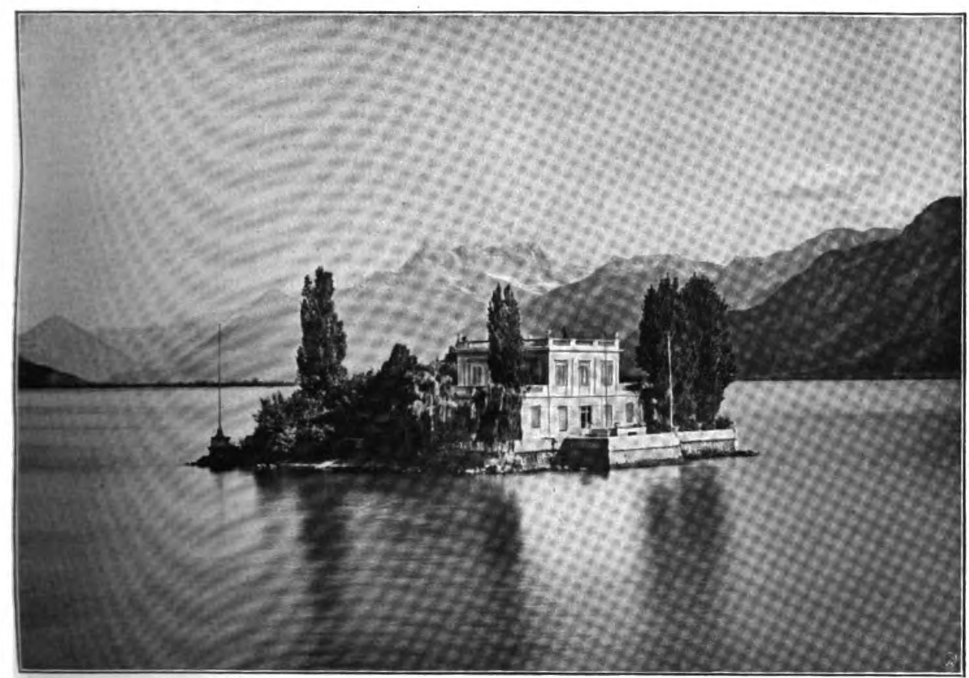


Lausanne mit dem Schloß und der Kathedrale.

in Gegenwart des Kaisers Rudolf von Habsburg die feierliche Einweihung vollzog, der 7 Kardinäle, 22 Bischöfe und eine große Zahl Ritter mit ihren Mannschaften beiwohnten. Lange residierten die Bischöfe in ihrem noch erhaltenen, heute die Regierungsbehörden beherbergenden festungsähnlichen Schloß; oft waren es streitbare Herren, die Wort mit Tat zu vereinen wußten, bis die von Bern herübergedrungene Lehre Luthers ihnen die Gunst der Massen entzog und sie zu friedlichem Rückzug nach Freiburg nötigte. Von der Terrasse des Schlosses schweifen die Blicke weithin über den See und die Alpen, hinüber nach der savoyischen Küste, von der die hellen Häuschen Evians zwischen dichtem Grün zu uns heraufschimmern.

Wollen wir französischen Boden betreten? Der Besuch kann schnell abgestattet werden! Wir brauchen nur eine der Tramways oder die elektrische Seilbahn nach Ouchy zu benutzen, den mit breiten, blumengeschmückten Promenadenkais versehenen Hafen Lausannes, von dem uns ein flinker Dampfer binnen einer halben Stunde zum jenseitigen Ufer bringt. Dies ganze südliche Gestade des Sees ist von der Natur stiefmütterlich bedacht worden, schroff fallen meist die hohen kahlen Berge zum Wasserspiegel ab und ermöglichen nur die Anlage ärmerer, kleinerer Ortschaften, die keinerlei Anziehungskraft ausüben. Auch Evian, das schon freier liegt, verdankt seinen Ruf hauptsächlich seinen heilkräftigen, in einem prächtigen neuen Badepalast zutage sprudelnden Quellen, die mit Erfolg gegen mancherlei chronische Leiden angewendet werden und in den Sommermonaten viele Kranke und Erholungsbedürftige, besonders aus Paris, herführen. Dann geht es gar unterhaltsam, mit weltstädtischem Anflug, in dem sonst so stillen Orte zu. Kasino, Theater, Konzerte bieten viel Abwechslung, auf dem Lande werden Blumenkorsos und auf dem feuchten Element Wettfahrten veranstaltet, und wem das nicht genügt, der hat Genf, Lausanne, Montreux ganz nah und kann binnen kurzem einen Ausflug nach dem Rhonetal, nach Zermatt mit dem Gornergrat, nach Chamonix mit dem Montblanc unternehmen. Die Eisenbahn mit schnellen Zügen berührt Evian wie das benachbarte geschichtlich interessante Thonon, die einstige Residenz der savoyischen Herzöge.

Wir aber wollen uns lieber wieder dem See anvertrauen; laut tönt die Glocke des Dampfers und mahnt zur Eile, denn gar pünktlich finden die Abfahrten statt, wie über-



Das Salagnon-Eiland bei Vevey.

haupt der gesamte Dampferdienst trefflich geregelt ist. Zunächst gleitet unser Schiff wieder hinüber nach Ouchy, unter dessen modernen Karawansereien sich eine in mittelalterlichem Burgstil unweit des Ufers besonders bemerkbar macht; dann fahren wir stets am linken Ufer entlang, dessen Hügel völlig mit Weinpflanzungen bedeckt sind, in denen eifrig gearbeitet wird, gehört doch der aus dem Verkauf der Trauben gewonnene Ertrag zu den wichtigsten Einnahmen des Waadtlandes. Nach alten Überlieferungen sollen schon die Römer hier Wein gebaut haben, und man will aus einzelnen steinernen Fundstücken auf die einstige Existenz eines Bacchustempels zwischen Lausanne und Montreux schließen; sicher ist, daß schon im zwölften Jahrhundert Mönche bei Lausanne die Rebe kultivierten, daß Adlige und Bauern ihrem Beispiel folgten und man früh bestimmte Vereinigungen gründete, um den Weinbau zu überwachen. Eine davon besteht noch heute: „l'Abbaye des Vignerons“, die alle fünfzehn Jahre ein lange vorbereitetes, glänzendes Winzerfest in Vevey feiert.

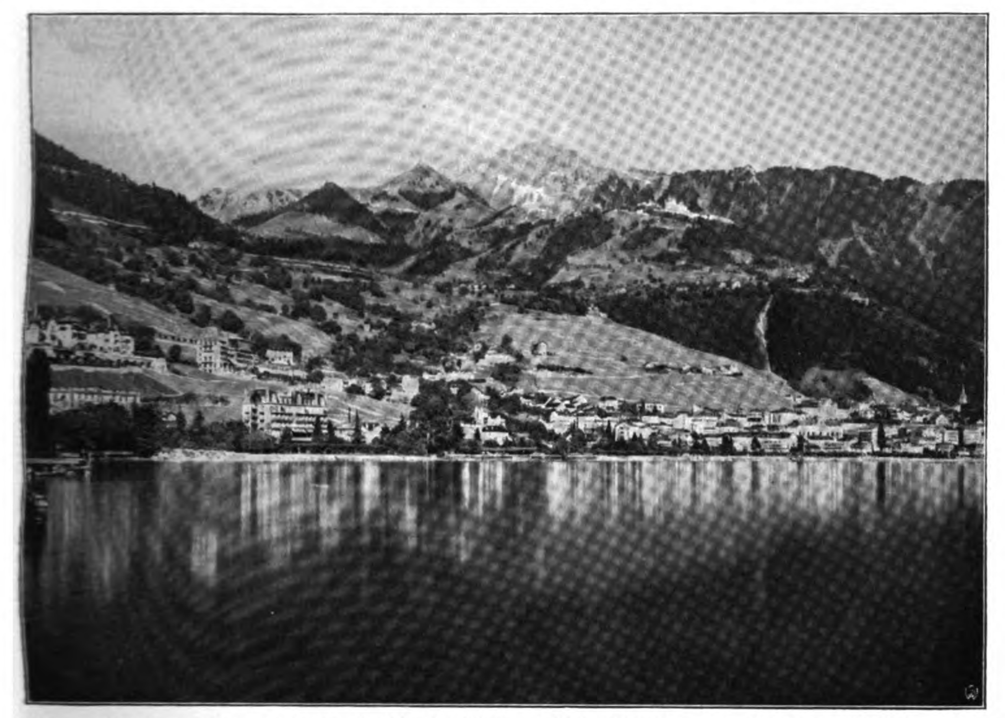
Dann geht's in dem alten, traulichen Städtchen, das wir, vorüber an eng zusammengedrängten verwitterten Orten und Flecken mit Burgen und Kastellen, in direkter Fahrt erreicht haben, auf das frohsinnigste und ausgelassenste zu. Aus den nahen Kantonen strömen die Menschen in Massen zusammen, Extrazüge auf Extrazüge rollen in den Bahnhof ein, die Hotels und Pensionen sind überfüllt. Die Schweizer feiern gern rauschende Feste und verstehen es auch, sie pomphaft zu inszenieren, auf Geld kommt es dann nicht an. So kostete die letzte „fête des vignerons“ an 300000 Frank, von denen zwei Drittel allein auf die Kostüme der 1500 Darsteller fielen, die monatelang vorher ihre Gesänge und Tänze eingeübt hatten. Der Zug, bei dem das letzte Mal Bacchus und Ceres den Mittelpunkt bildeten, zieht unter Böllerschüssen durch die Stadt zu dem riesigen Festplatz, dessen Tribünen von vielen Tausenden Menschen besetzt sind, die in begeisterter Stimmung den allegorischen Darbietungen, den Gesängen und Tänzen folgen, die Mehrzahl der Zuschauer mit gleicher Hingebung verschiedene Male, denn das Fest dauert eine volle Woche und bringt täglich die Wiederholung des Zuges und der Vorstellung.

Aber auch ohne Trara und Schrimbum übt Vevey, das sich auf dem Boden einer ehemaligen römischen Ansiedlung ausbreitet, seine Anziehungskraft aus. Intimer als Lau-

sanne, weit älter und ernster als Montreux, ließe es sich mit einer ehrwürdigen Matrone vergleichen, die sich viel Jugendliches bewahrt hat. Die engen Gassen, die stattlichen, oft wappenverzierten Wohnhäuser, Rathaus und Kirchen, Türme und Burggemäuer, all das ist umrankt von manch gedenkvollen Überlieferungen geschichtlicher Ereignisse und trägt den Edelrost der Jahrhunderte an sich. Nicht so erinnerungsreich, dafür aber freundlicher und gefälliger tritt uns die Neuzeit entgegen mit Kasino, Theater, Museum und mit den schönen Promenaden am See, dessen „italienischer" Teil hier beginnt mit der Kette lieblicher Ortschaften bis nach Villeneuve am Einfluß der Rhone, mit den Walliser Alpen, von denen sich die schneebedeckte Dent du Midi im Vordergrund herrisch ablöst, mit den starren, düstern Felsenwänden Savoyens am andern und den rebenbedeckten, mit Villen und Landhäusern gleichsam besprenkelten Hügeln am diesseitigen Ufer, hinter denen sich kühn und keck die Pleïaden und Rochers de Naye erheben mit ihren Nachbarbergen, die einen großartigen Rahmen bilden für die sonnige Landschaft zu ihren Füßen. Man versteht, daß Rousseau diese Gegend wählte zum Schauplatz seiner „Neuen Héloïse", da der Frieden in der Natur und die Leidenschaft in den Menschen zu Gegenüberstellungen und Konflikten herausforderte. Übrigens war auch Frau von Warrens, die im Leben Rousseaus und in seinen „Bekenntnissen" eine so große Rolle spielt, in Vevey geboren; ihr ist die Julie des genannten Romans nachgeformt, und ihren Jugendeindrücken folgt der Dichter, wenn er uns von den idyllischen Stunden unter den breitästigen Kastanien auf dem nahe Vevey gelegenen, Les Crêtes genannten Hügel — dem „Bosquet de Julie" — erzählt. Das von so vielen schwärmerischen Seelen aufgesuchte Wäldchen ist verschwunden, ein etwas grell sich aufdrängendes Schloß ist dort vor einigen Jahrzehnten errichtet worden, wo sich einst die Liebenden zu holden Schäferstunden getroffen. Man merkt dem Bau die Absicht an, daß er sich mit seinem willkürlich zusammengeschweißten Stil zeigen will, und läßt um so rascher und williger die Blicke zum benachbarten Châtelard-Schloß schweifen, das mit seinen hohen Mauern und Zinnen den Hügel krönt, als gehörten Berg und Burg untrennbar zusammen wie Geschichte und Sage, die in engem Verein mit diesem Trutzbau verbunden sind, von dessen einstigen Insassen heute noch im Volke allerhand romantische Geschichten erzählt werden.



Les Avants im Winter



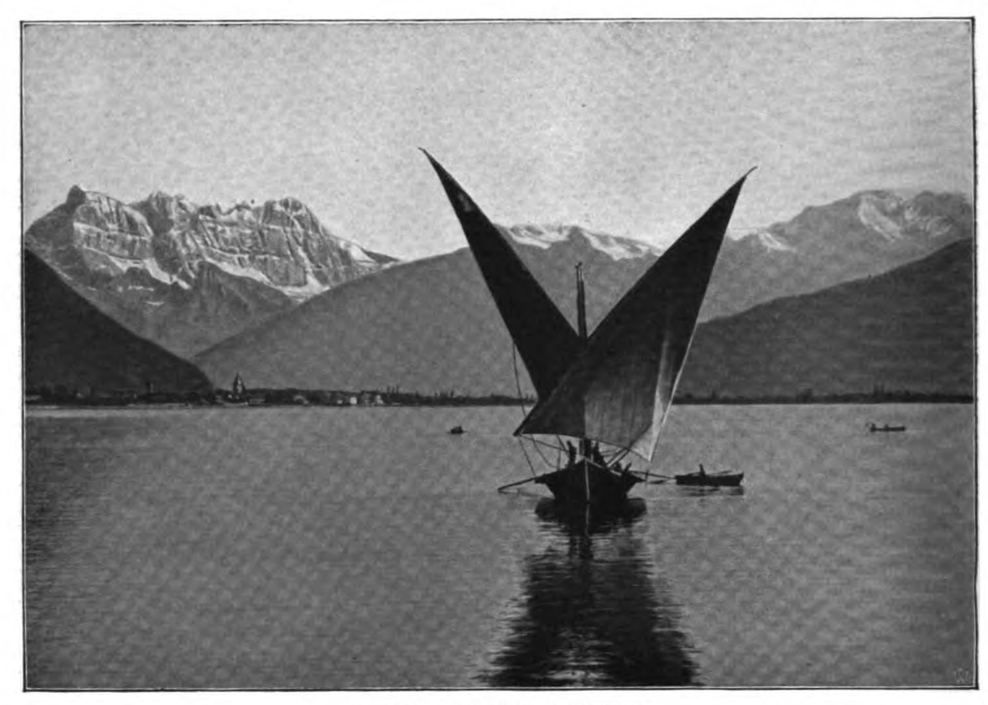
Montreux, Caux und die Rochers de Naye. (Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich.)

Von Vevey aus wollen wir unsre Wanderung zu Fuß fortsetzen. Über dem See, in dem unter uns das kleine Salagnon-eiland ruht wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Böcklinsches Gemälde, zieht sich die Straße entlang. Jeder Schritt fast entrollt vor den staunenden Augen neue liebliche und schönheitsvolle Landschaftsbilder in einer südlichwohligen Umgebung. Hier hat die Natur in einer wahren Feiertagslaune gewaltet, und es will uns kaum in den Sinn, daß dereinst — lang, lang ist's her —, nach den Forschungen der Gelehrten, diese lockenden Gefilde wie der See mit einer über 1000 m dicken Eisschicht bedeckt waren, die langsam — ach, wie langsam! — wich, den späteren Bewohnern einzelne Erinnerungsstücke ihrer wohl Jahrhunderttausende währenden Wanderung zurücklassend: ungeheure Felsblöcke, die wir hier und da und dort finden, heute umgrünt und umblüht, überwuchert von Pflanzen und Moosen, denen der Winter nicht ihr grünes Kleid abzustreifen vermag. Denn in dieser sanftgeschwungenen, gegen rauhe Winde geschützten Bucht ist seine Herrschaft milde, und früh verdrängt ihn hier der Lenz mit seinem Füllhorn verschwenderischer Gaben.



Kirche von Montreux. (Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich.)

Blühen und Gedeihen ringsum in diesen Frühlingstagen! Große Büschel von Veilchen und Primeln, von Hyazinthen und Narzissen sprie-



Fischerbarke auf dem Genfer See.

ßen allerorten hervor, zierliche Moosrosen hängen gleich roten Tropfen in den Lorbeer- und Taxushecken, Mandel- und Pfirsichbäume sind wie mit einem rötlichen Schleier überwölkt, und weiße Teppiche breiten sich unter den Kirschbäumen aus; ein feiner, süßer Duft liegt in der klaren Luft. Buchfinken fliegen traulich herzu, und geschwätzige Elstern hüpfen auf den Zweigen der Eichen und Lärchen umher. Goldig läßt die Sonne ihre Strahlen herabfluten, die kosend mit ihrem güldenen Mantel dies herrliche Stückchen Erde umhüllen.

Nett und adrett sind auch die Ortschaften, die sich von Vevey aus in ununterbrochener Linie fast bis zum obern Ende des Sees erstrecken: Clarens, Montreux, Territet, Veytaux, bekannter unter dem Sammelnamen von Montreux. Reizende Villen, stolze Hotelpaläste, freundliche Pensionen, Terrassen, Gärten, Parke, breite Promenaden am See, an dem auch das Kurhaus liegt, in dem täglich nachmittags und abends gute Künstlerkonzerte stattfinden und auch die theatralische Kunst nicht zu kurz kommt, Läden und Geschäfte für alle Ansprüche des häuslichen und mondänen Lebens, auf den Straßen viel Eleganz, ein internationales Getriebe mit starkem englischem und deutschem Einschlag — verwöhnteste und schlichte Touristen werden sich hier wohlfühlen, denn für alle Ansprüche und alle Börsen ist Sorge getragen.

Den umfassendsten Rundblick genießt man — falls man nicht höher in die Berge will, etwa nach Les Avants, Glion oder Caux, wo während der Wintermonate ein ebenso eifriges wie lustiges sportliches Leben mit Eis- und Schilaufen, mit Rodel- und Bobsleighfahren herrscht — von dem Vorsprung der Montreuxer Kirche aus. Mit seiner flimmernden Türkisfärbung lächelt der von Fischerbooten mit weißen, kreuzweise gestellten lateinischen Segeln und von Dampfschiffen belebte See herauf, Möwen und Silbertaucher flattern über den Wellen, drüben, in den engen, finstern Klüften der dunklen Savoyischen Alpen, hängen einige leichte Wölkchen, die kaum zu unterscheiden sind von den schäumenden Wasserstürzen, die in die Tiefe brausen; in strahlender Beleuchtung glitzern die Eishäupter der stolzen Dent du Midi am Beginn des lieblichen Rhonetals, freundlich grüßen die schmucken Villenorte, zwischen denen die grauen Gemäuer des Chillonschlosses sich wie eine düstre Erinnerung an längst vergangene, gewalttätige und



Schloß Chillon.

bluterfüllte Ereignisse im See spiegeln, zu den Matten und Waldungen mit ihren wie einer Spielzeugschachtel entnommenen kleinen Almenhütten und Sommerhäuschen empor, auf die mit frischem Schnee umhüllte kecke Berghäupter schützend herabschauen. Und nun eine Abendstunde in feierlichem Schweigen, nachdem die Glocken verhallt: nach Genf zu ist der Sonnenball im Versinken begriffen, purpurne breite Linien bedecken dort den Himmel, breiten sich weiter und weiter aus, färben die im tiefblauen Äther schwimmenden hellen Wölkchen, die ihnen sehnend zuzustreben scheinen, erst mit rosigem Schimmer, nehmen sie dann liebkosend in sich auf, und nun bedeckt die rote Flut auch die Bergriesen, die sich schon in violette Schatten gehüllt, und übergießt sie mit ihrem glühenden Schein, den das Wasser widerspiegelt, als ob die Wogen von lodernden Flammen durchleuchtet wären.

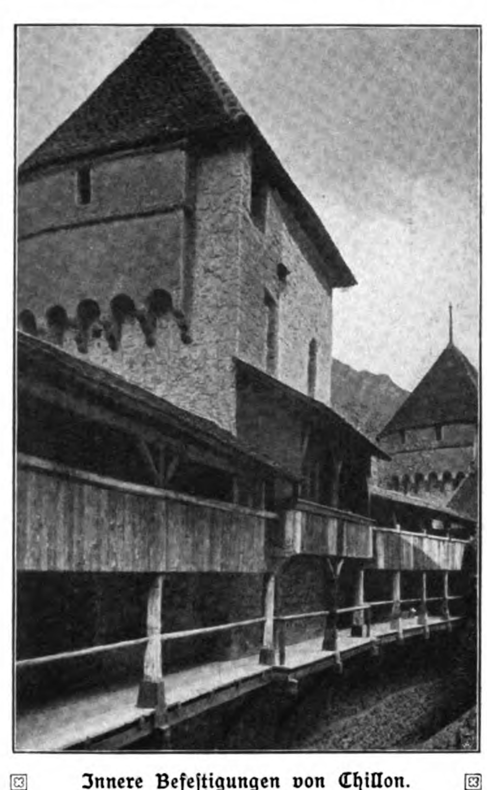
Was müssen dereinst die in Chillon Eingekerkerten gelitten haben, wenn durch die schmalen Lücken der feuchten Gefängnismauern diese letzten funkelnden Sonnenstrahlen hereinhuschten und alsbald die lange, bange Nacht mit ihren einsamen Schauern begann?

Es gab nicht Sterne, Erde, Zeit,
Nicht Gut noch Bös, nicht Drang noch Streit,
Nur Schweigen — Atem regungsbar,
Der weder Tod noch Leben war,
Ein stehend-faules, wüstes Meer,
Stumm, endlos, blind und starr und leer!

läßt Byron seinen „Gefangenen von Chillon" in einer solchen Stimmung ausrufen, nachdem „verschwunden Licht und Luft im schweren Dunkel seiner Gruft".

Mancherlei Fürsten und große Herren haben an diesem Schloß gebaut, haben in ihm residiert, hinter seinen mächtigen Quadern Schutz gesucht und sind von dorther mit ihren Streitkräften ausgebrochen, um Schrecken und Verwüstung zu verbreiten. Daß der Bau nicht nach einem bestimmten Plan entstanden, bewirkte seine malerische Gestaltung auf dem engen, wasserumspülten Felsplateau; unregelmäßig schieben sich die Türme und Türmchen zusammen, eng aneinander schmiegen sich die einzelnen Teile in ihren wechselnden Gliederungen, umschlossen von zwei Reihen mit Schießscharten versehener Mauern, die im Innern durch einen Graben getrennt sind, der in Zeiten der Gefahr und nach Abbruch der hölzernen Brücke den vordringenden Feinden ein ernstes Hinder-

nis bereitete. Viel größer, als man es nach dem Äußern des Schlosses vermutet, sind die Innenräume, wie der Gerichts- und der Rittersaal, die gleich den Hallen für die Reisigen und einzelnen Wohngemächern mit Geschick wieder hergestellt wurden und das treue Abbild eines beschirmten Fürstensitzes im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gewähren. Über drei Jahrhunderte befand sich das Schloß im Besitz der Herzöge von Savoyen, bis die Berner, als sie sich des Waadtlandes 1536 bemächtigten, es mit Sturm nahmen und neben andern Gefangenen auch Franz von Bonnivard befreiten, der sechs Jahre in den vom Wasser bespülten Felsverliesen geschmachtet hatte. Bonnivard, Prior von St. Victor zu Genf, hatte sich als katholischer Priester der reformierten Partei zugewendet und seine Mitbürger, auf die er einen großen Einfluß ausgeübt, veranlaßt, den herrschsüchtigen Plänen des Savoyers auf Genf energischen Widerstand zu leisten. Der Herzog ließ eines Tags Bonnivard, der sich nach Lausanne begeben wollte, aufgreifen und nach Chillon bringen, wo er anfänglich gut behandelt ward, bis er aus irgendeinem Grund in das heute noch genau so erhaltene, zum Teil aus dem Felsen gehauene Verlies geworfen wurde, wo er, wie er in seiner Lebensbeschreibung erzählt, vier Jahre an einem Pfeiler angeschmiedet blieb: „Ich hatte reichlich Muße, um den Pfeiler herumzugehen und mit meinen Tritten in den Felsen einen runden Fußsteg einzutreten, als hätte ihn einer mit dem Hammer eingeschlagen.“



Innere Befestigungen von Chillon.

Dein Kerker, Chillon, ist geweihte Zelle,
Dein dunkler Boden ward einst zum Altar,
Er zeigt uns noch, wie auf des Rasens Welle,
Der Tritte Spur des greisen Bonnivard.
Daß niemand je verwische diese Stelle!
Sie schreit zu Gott von Tyrannei so klar!

singt Byron in seinem Sonett auf Chillon, das er seiner tiefempfundenen Dichtung vom „Gefangenen von Chillon“ vorgesetzt hat. Und es macht gar nichts, daß dieser Gefangene des Poeten wenig mit dem geschichtlichen Helden zu tun hat, sind doch auch die Byronschen Verse hauptsächlich der Begeisterung für den See und seine Gestade entsprungen, an denen der Dichter so gern geweilt. Und wer, der hier nur wenige Tage zugebracht, verstände dies nicht und empfände nicht in seinem eignen Innern Rousseaus, des großen Schweizers, innigen Wunsch: „Wenn sich meiner die brennende Sehnsucht nach jenem glücklichen und sanften Leben bemächtigt, das mich stets geflohen hat, wendet meine Phantasie sich immer und immer nach den freundlichen und ländlichen Ufern des Genfer Sees; hier, und an keinem andern, möchte ich leben, und ich werde nicht eher glücklich werden, bis ich es erreicht!“





Franz Lippisch: Donna Romana.



Die entstellte Dryade

Novelle von Hugo Salus





In jenen arbeitsfreudigen Jahren zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts, als eine neue Kunst sich zu entwickeln schien und die Künstler wie in der Schaffenslust einer neuen Renaissance göttergleich über die Erde schritten, aufrecht und zukunftsgläubig, lebte in einer jener kleinen Hauptstädte, die über Deutschland zerstreut liegen, ein Architekt Richard Keller mit seiner Frau und zwei Kindern in einem um so behaglicheren Glück, als seine Gattin mit jedem Kinde schöner zu werden schien.

Er gehörte nicht zu jenen Stürmern und Drängern, die es in jeder Kunst geben muß, damit sie sich erneue und weiterkomme, sondern zu den ebenso notwendigen Übergänglern, die den Jubel des gewaltsam erzwungenen Fortschritts zwar mitfühlen, aber dem Soliden, Alterprobten darum nicht den Krieg erklären, so daß sie durch ihre vorsichtig auswählende Art dem Neuen langsam den Weg bereiten und ihm ruhig in die Ebenen der braven Bürgeranschauungen einmarschieren helfen. Seine Pläne waren sehr beliebt, und eine große Anzahl von Mietskasernen mit leicht-modernem Anstrich, Landhäusern, Fabriken mit neuartigen Eisenkonstruktionen machten seinen Namen immer bekannter, so daß er bei der Geburt seines jüngsten Kindes, eines dunklen Mädchens, schon ein reicher Mann war.

Er hegte seit Jahren einen Lieblingsplan: er wollte für sich und die Seinen ein Landhaus bauen, ein Landhaus nach seinem Geschmack, das ohne Verträge mit der alten Kunst doch *sein* Haus werden sollte, die echte Kellerische Villa, die den Dank des Baumeisters an die neue Kunst abstatten sollte. Davon sprach er jetzt mit seinem treuen Freunde Werner, dem Bildhauer, der sein Mitarbeiter und täglicher Gast war, immer von neuem, und sie taten mit dieser Villa beide sehr geheimnisvoll, so daß sich Frau Keller, die jetzt freilich durch die Sorge um ihr Kleines ohnehin recht in Anspruch genommen war, und die immer wieder dem Freundespaare den Eintritt ins Kinderzimmer verwehrte — weil sie etwa gerade das Kind badete oder ihm die Brust reichte —, ihren Gesprächen öfter entzogen wurde, als den beiden lieb war.

Denn Frau Marianne war schön; sie gehörte nicht zu den königlichen Weibern, die den Mann sozusagen auf die Knie zwingen, und die zu erobern ihm stets wieder das Gefühl des kraftstrotzenden Besiegers erneuert, was ihm schmeichelt, sondern zu der Art jener lieblichen, sammetweichen Kätzchen, deren Haut sich so wohltuend streichelt, deren Augen so dankbar jede Liebesbezeigung erwidern, deren Lippen eine freundlich lächelnde Anmut liebenswert macht. Sie war als Mädchen schlank und biegsam gewesen, nun hatte sie nach den Kindern etwas Fülle bekommen, und doch schwebte sie anmutig über die Teppiche dahin und schien sich ihres liebespendenden



Hugo Salus. (Nach einer Aufnahme aus der photogr. Anstalt von Schlosser & Wenisch in Prag.)

Körpers zu erfreuen, indes das auffällig schöngeformte Oval ihres Kopfes bei aller Grazie etwas Madonnenhaftes hatte, gar jetzt, wenn sie sich zu dem trinkenden Kinde hinabbeugte, ein Anblick, der den glücklichen Vater stets von neuem seelisch rührte und künstlerisch begeisterte.

Davon konnte der Architekt freilich dem Freunde nur vorschwärmen, und es war drollig, wenn er in seinem Atelier — nachdem er von seiner Frau mit einem Kuß Abschied genommen — zu dem Bildhauer trat und ihm zeigte, wie entzückend diese Neigung des Kopfes, diese Stellung des Armes, der den Säugling hielt, dieser Faltenwurf des Kleides sich darbiete.

„Ja, du bist wirklich glücklich," sagte der Bildhauer, „du bist wirklich glücklich!" Und die Wärme seines Freundschaftsgefühls für den Architekten, seine Dankbarkeit für ihn, der ihn zu seinem Mitarbeiter gemacht und also aus dürftigen Verhältnissen zum Wohlstand emporgehoben hatte, strömte, beiden selbstverständlich, auch auf Frau Marianne über, die in ihrer angeborenen Art, Güte zu verbreiten und dadurch Verehrung zu erwecken, eine Zärtlichkeit in seinem Herzen erblühen ließ wie zu einer Mutter; und diese Wärme blieb um so inniger und reiner, als Frau Marianne in den Jahren ihrer Ehe teils durch ihre Schwangerschaften ehrwürdig, teils durch ihre Mutterschaft geheiligt war.

Für sein Landhaus nun hatte der Architekt einen schönen Baugrund erworben, von dem aus ein wunderreicher Blick über Stadt und Land das beglückte Auge erfreuen konnte. Ein großer Garten, dem der Baumeister in seinen Plänen ebensoviel Sorgfalt widmete wie dem Landhause selbst, sollte es umgeben mit einer Wiese für die Kinder, allerhand schönen Beeten für bunte Zierblumen, und ein besonders glücklicher Zufall fügte es, daß auch ein Stückchen eines alten Lustwaldes in das angekaufte Areal gehörte, das im heißen Sommer Schatten und Einsamkeit versprach.

„Es wird wirklich herrlich werden!" sagte der Architekt, da er wieder die besonderen Vorzüge seines Plans vor dem Freunde erläutert hatte. „Wunderschön! Und wenn ich mir nun in diesem vielleicht ein wenig japanisch anmutenden Garten meine Frau vorstelle, wenn ich mir denke, wie ihr helles Kleid zwischen den Bäumen durchschimmern wird, indes die Kinder auf der freien Wiese spielen, dann kann ich es wirklich kaum mehr erwarten, mit dem Bau zu beginnen! Sie weiß eigentlich nur davon, daß ein eignes Landhaus mein großer Wunsch ist, und vermutet wohl — denn sie ist klug —, daß ich an dieser Idee, für uns und unser Glück eine Heimstätte zu bauen, mich berausche, aber ich habe ihr noch nichts vom Kaufe meines Grundes erzählt, und auch du mußt schweigen, Werner, denn ich will sie an ihrem Namenstage zu unsrer Besitzung hinaufführen, und dort oben, über der Stadt, will ich ihr dann das Geheimnis verraten; Hand in Hand mit ihr will ich ihr alle meine Überraschungen erklären, und sie soll sie gutheißen!"

Da drückte der Bildhauer dem Architekten stumm die Hand, aber er konnte nun *sein* Geheimnis auch nicht länger im Herzen verwahren, und darum sagte er: „Schau, Richard, ich habe mir für dein Landhaus auch etwas Hübsches ausgedacht. Ich will auch nach diesen Handwerksarbeiten der letzten Jahre wieder einmal etwas machen, was mein Herz erfüllt. Ich will auch wieder, wie als junger Bildhauer, ehe ich für den Tag arbeiten gelernt habe, einen zurückgestellten Künstlertraum zum Leben erwecken, ich will in dein Wäldchen eine aufrechte, schwebende Dryade, oder wie du sie nennen willst, stellen, und ich habe sie im Kopfe schon ganz fertig. Sie kommt aus dem Walde und wird in feinkörnigem Marmor wirklich wie ein Wunder zwischen den Bäumen auftauchen, wie wenn sie auf euer Landhaus zugeschwebt käme. Ich will zeigen, daß ich auch noch etwas kann, das sage Marianne an ihrem Namenstage! Sie soll wissen, daß ich auch an eurem Glück teilhabe. Himmelherrgott, wenn wir nur schon so weit wären! Du kannst dir denken, wie ich mich auf die Arbeit für euer Landhaus freue, und du kannst dich darauf verlassen, das Wäldchen soll sich seiner Dryade nicht schämen müssen. Es soll *mein* Meisterstück und soll ein Meisterstück werden!"

* * *

Den freudigen Namenstag seiner Frau erlebte der Baumeister nicht: auf einem Bau, von der Arbeit weg, holte ihn der Tod. Die Worte des Trostes, die wohlmeinende Menschen an die junge Witwe richteten, daß er den schönsten Tod gefunden habe, mitten

im Schaffen, daß er Liebe gesät und Liebe geerntet, oder die andern Worte des Trostes, daß er ein Arbeiter gewesen, daß er sich zuviel zugemutet, und daß ein Siechtum für den immer Regen schlimmer gewesen wäre als der Tod, der den Ahnungslosen einsammelte — Marianne hörte die Worte, leer wie eine Litanei, sie zogen an ihre Ohren heran, sie huschten einen Augenblick hinein, um sofort wieder in die Luft zu entschwinden. Sie nickte nur zu all den gutgemeinten Reden und zog ihre Kinder fester an sich, als das einzige, was ihr Trost bedeutete, was ihr das weitere tapfere Aushalten zur Pflicht machte. Und die Stunden, Tage, Wochen gingen grau an ihr vorüber; doch als sie Monate geworden waren, da wagte eine kühnere Stunde schon ein helles Streifchen Bandes um die Hüften zu schlingen, ein Tag wand gar eine breite Schärpe sanfter Heiterkeit um seine Brust, und es kamen Wochen, die das graue Gewand ablegten und — obgleich die stete Erinnerung an den Verstorbenen noch immer Wehmut hieß — Kleider trugen, die dem Leben gehörten. Denn die Kinder hielten sich an diese Kleider, und der Bub sagte: „Mutter, du darfst nicht weinen!", und das Mädchen stammelte: „Mutter!" Aber es waren in diesen Worten doch alle Verheißungen und Wünsche einer friedlichen Zukunft, und Onkel Werner, den der Tod seines Freundes ins Innerste getroffen hatte, und der sich in all den Monaten so selbstverständlich als der wahre, echte und reine Freund des Verstorbenen erwies, munterte die Kinder auf, die Mutter nicht zu oft weinen zu lassen, recht gut und brav zur Mutter zu sein, so daß in den vaterverlassenen Räumen der Kellerischen Wohnung bald jene gedämpfte Zufriedenheit herrschte, die um so gegründeter ist, als sie dem Leid entsprossen.

Werner hatte schon wagen können, eine Büste Richards, die er einst in spielerischer Freude am Bilden in Ton geknetet hatte, und die, als eine Skizze, die gute Heiterkeit des Freundes sehr lebenswahr wiedergab, in Marmor zu übertragen und am Jahrestage seines Todes der Freundin zu übergeben, ohne daß diese in verzweifelte Klagen ausbrach. Sie drückte ihm nur in inniger Rührung die Hand und sagte: „Gut, sehr gut!", was Werner ebenso auf sein Werk als auf sich hätte beziehen dürfen. Aber es fiel ihm gar nicht bei, einen Doppelsinn in den Worten zu suchen, er war glücklich, daß sich Frau Marianne so tapfer ans Leben hielt und ohne falschen Gefühlsüberschwang — wie es so ihre Art war — der Zukunft ins Auge schaute. Er hatte, als der beste Kenner der Absichten seines Freundes, dessen Bauten mit einem bekannten Architekten zu Ende geführt und war selbstverständlich der Vormund der beiden Kinder geworden. Und als sich der Namenstag der Witwe jährte, da hatte er, was dem Freunde verwehrt geblieben war, Marianne auf den Platz über der Stadt geführt, er hatte ihr von Richards Plänen erzählt und der klug Aufhorchenden — denn sie hatte im Laufe der Jahre von ihrem armen Manne manches gelernt und kannte seinen Geschmack und seine Tüchtigkeit — den ganzen Plan für die Villa und den Garten erläutert.

„Es wird herrlich werden, wie alles, worein der Gute seine Liebe zu Ihnen gelegt hat!" sagte der Bildhauer. Aber er verschwieg seinen Traum von der Dryade, aus Bescheidenheit oder aus dem Gefühl heraus, daß Frau Marianne bei der Fülle der neuen Eindrücke, die sie jetzt bestürmten, sein Geschenk nicht ganz würdigen könnte — wer weiß es! Sie aber gab ihm den Auftrag, gleich mit dem Bau zu beginnen, damit das Haus bis zum Herbst unter Dach sei. Das freute den Bildhauer auch um seiner Dryade willen.

Denn er hatte in diesem Jahre viele Stunden an seiner schwebenden Waldgöttin gearbeitet, so daß sie jetzt, nach all den Vorarbeiten vor dem Modell, in ihrer glatten, blendenden Marmorschlankheit leicht und lockend dastand. Es war, als hätte all die Schwere, die des Bildhauers Seele in den Jahren der Kunstabgewandtheit bedrückt hatte, hier in diesem aufrechten jungfräulichen Körper ihre Erlösung gefunden, als hätte aus aller Dumpfheit seines Innern dieser Mädchenleib um so heiterer emporschweben können. Und darum war diese nackte Halbgöttin so sinnlich geworden wie jedes echte Kunstwerk. Sie haftete mit dem einen Fuße noch an der Erde, indes die schlanken Beine, die bewegten Hüften, die geschmeidigen Weichen und der Oberkörper mit den spitzrunden Brüsten gleichsam durch die flügelgleich emporgehobenen Arme in die Lüfte getragen wurden. Wie jubelte der Künstler in Werner, da ihm alle Glut, alle Zärtlichkeit in den Stein zu bannen gelang! Wie liebte er diese schlanke, aufrechte Gestalt! Wie drängten sich



die Hügel dieser jungfräulichen Brüste ihm warm und sehnsüchtig entgegen! Wie verliebt war er in diese scheinbar belebten Hüften, die seinen Fingern mit einer scheuen, raschen Bewegung auszuweichen schienen! Wie freute er sich der unsäglichen Anmut der Linie dieses Rückens, der den erhobenen Armen Stütze war und doch selbst beschwingt schien! Und oft stand der Künstler nachts von seinem Lager auf, um vor seine Waldgöttin zu treten und mit verklärten Blicken zu fühlen: In dir ist meine ganze Seele, all meine Zärtlichkeiten und Wünsche sind in dir Leben geworden!

Nun aber arbeitete er schon wochenlang an dem feinen Kopfe der Dryade, den er wiederholt in Ton modelliert und immer wieder verworfen hatte. Denn dieser Kopf mußte zu dem biegsamen, schmiegsamen Körper in jeder Linie stimmen, er schien ihm aber immer noch zu schwer, die Haarkrone zu lastend, und doch sollte auch aus diesem Haare der sinnliche Reiz duften, sollte der halboffne Mund, ohne daß er süßlich wirken durfte, Natur sein, sollten die Lippen, ohne die Absicht zu verraten, jene schwüle Sehnsucht atmen, die im sommerlichen Wald die Brust beengt. Und immer noch war er mit dem Kopfe nicht zufrieden ...

Diese Gedanken, was das Haupt, was das Gesicht der Waldgöttin alles ausdrücken sollten, gingen dem Bildhauer freilich nur wie die Begleitung einer Melodie bei seiner Arbeit durch den Sinn, indes er immer wieder zurücktrat, um abzuwägen, ob die ersehnte Linie, das erhoffte Gleichgewicht zwischen Kopf und Körper endlich getroffen sei. Und wenn auch dem flüchtigen Beschauer die ganze Figur schon jetzt fertig erscheinen mochte, hatte der Schaffende auf dem Gesicht und auf dem Nacken seines Marmors immer noch Reste des Materials stehen lassen, aus dem sich erst die vollendete Linie herausschälen sollte, die ihm bisher nicht gelungen war.

Wenn er dann aus dem Nebenatelier, darin seine Waldgöttin entstand, und dessen Tür er vor jedem Blick verschlossen hielt, in den großen Arbeitssaal trat, in welchem seine Gehilfen an den verschiedenen Skulpturen arbeiteten, die für die Bauten der Stadt bestellt waren, da ließ er in diesen Wochen manchmal traurig die Blicke über all diese Figuren schweifen, die da entstanden, und verwünschte sich und seine mißhandelte Kunst. Dann ging er nachmittags zu dem Bauplatz über der Stadt, darauf täglich schöner das Landhaus emporwuchs; er gab tüchtig und bewußt seine Anordnungen, und dann kam er zur gewohnten Dämmerstunde zu Marianne, um mit ihr über den Bau zu sprechen und mit den Kindern zu spielen. Denn einmal täglich, das hatte erst die Notwendigkeit, dann die Gewohnheit und zuletzt sein herzliches Bedürfnis mit sich gebracht, einmal im Tage mußte er Marianne sehen.

Nun war in diesen lichterfüllten Sommertagen auch die Dämmerstunde freilich noch voll Glanz und Glut. Aber in der Gartenveranda, wo ihn Marianne zu erwarten pflegte, und wohin auch die Kinder mit ihren wichtigen Mitteilungen über den verlebten Tag zu Onkel Werner kamen, war kühler Frieden und schattige Ruhe, und hier freute sich der Bildhauer, zu sehen, wie gleichmäßig erfüllt die Tage seiner Freundin dahingingen. Sie war wieder schlanker geworden in diesem Jahre, und die Sorge um die Kinder, die Erfüllung der vielen Hausfrauenpflichten und die häufigen Gänge zum Landhause über der Stadt schienen ihr sehr wohlzutun, so daß sie, um die Arbeiten da oben zu überwachen oder eigentlich, um die Villa emporwachsen zu sehen, in diesem Jahre mit den Kindern in der Stadt geblieben war; der große Garten bei ihrer Wohnung machte diesen Verzicht weder ihr noch den Kindern schwer.

Auf der Veranda saß nun auch jetzt Werner, und die beiden Kinder spielten um seine Knie. Das Mädel und der Bub sprachen auf ihn ein; er mußte auch heute die Puppen bewundern und dabei zuhören, was der Bub für Heldentaten im Garten vollführt hatte. Und doch hörte er nur mit halber Aufmerksamkeit zu: denn in diesen Tagen mußte seine Dryade fertig werden, und seine Seele war ganz erfüllt von ihr und von der Angst, daß er sie als unvollständiges Kunstwerk aus den Händen geben müsse. Da kam Marianne aus dem Garten, wo sie sich verzögert hatte, auf die Veranda zugeschritten, heiter und schlanker als sonst in ihrem weißen Kleide, fast schwebend, und da sie nun die Gruppe auf der Veranda sah, neigte sie den Kopf ein wenig und winkte mit den Händen. Und in diesem Augenblick geschah es, daß der Bildhauer von seinem Sitz emporschnellte; wie eine plötzliche Erleuchtung war es über ihn gekommen, er schrie fast: „Bleiben Sie so stehen, nur einen Augenblick bleiben Sie so

stehen!" Er sog seine Augen voll mit dem Bilde, jede Linie des geneigten Kopfes dieser lieblichen Frau prägte sich seinem durstigen Auge ein. Und plötzlich, ebenso rätselhaft für ihn, wallte eine heiße Liebe zu dieser Frau aus seinem Herzen empor, als wäre diese Liebe nie in ihm gewesen; auf einmal wußte er, daß er nicht nur ihr Freund war, daß er sich nach ihr gesehnt hatte all die Jahre, daß nur die Liebe zu seinem Freunde seine Liebe zu Marianne nicht hatte aufatmen lassen, daß dann die Trauer um den Entrissenen, seine väterliche Sorge um die Kinder ihn über seine Sehnsucht getäuscht hatte. Nun aber stand er wie in Flammen, es jubelte in ihm: Jetzt hab' ich dich, jetzt hab' ich dich für immer! Und ohne daß er es wußte, eilte er von der Veranda in den Garten, es war ihm, als müßte auch Marianne die gleichen Gefühle empfinden wie er; er stand bei ihr, seine Arme zogen sie an sich, und einen Augenblick lang lag ihr Kopf an seiner Brust.

„Oh!" rief er, „wie danke ich dir, wie bin ich dir ewig dankbar! Ich weiß bestimmt, ich fühl' es in meiner tiefsten Künstlerseele, dir danke ich alles, was ich bin und kann; jetzt will ich mein Meisterstück schaffen!"

Eine zärtliche Dankbarkeit erfüllte ihn, er war ganz Künstler und verstand nicht, daß Marianne sich sehr erschreckt aus seinen Armen löste, indes die Kinder von der Veranda heruntergelaufen waren und jubelnd in die Hände klatschten: „Onkel Werner küßt unsre Mutter!"

Marianne bebte unter Werners Umarmung, sie verstand seine Worte nicht, aber sie hatte so viele Monate lang Liebe und Zärtlichkeit vermißt und war ein ehrlicher Mensch. Nun aber faßte sie sich, sie löste sich, noch zitternd, aus den Armen Werners, sie wußte nicht, wie sie vor ihren Kindern bestehen sollte, und so eilte sie denn die Stufen der Veranda empor und verschwand im Hause. Und Werner in seinem Taumel, in seinem Jubel merkte es kaum, er nahm seinen Hut, er eilte davon; er konnte es gar nicht erwarten, in sein Atelier zu kommen. Fiebernd stand er vor seiner Dryade; er begriff nicht, daß er so lange hatte schwanken können: einige kleine Änderungen mußten genügen, um die schöne ersehnte Linie erscheinen zu lassen. Es war ihm, als ob er bloß mit den Fingern die dünnen Schalen Marmors von dem jetzt noch zu großen Haupte seiner Göttin abblättern müsse, damit sie in fehlerloser Reinheit vor ihm erscheine. Aber jetzt zitterte seine Hand noch zu stark, in dieser Erregung wollte er Meißel und Hammer nicht berühren; er nahm nur, nachdem er Licht gemacht hatte, das feuchte Tonmodell her und umriß mit dem Spachtel die Linie, die er morgen — ach! erst morgen früh führen wollte. Und so saß er lang, lang in den Abend hinein vor seiner Dryade, heißen Dank für Marianne im Herzen, und träumte von den Tagen, die da kommen würden ...

* * *

Am nächsten Tage geschah es zum erstenmal seit dem Tode Richards, daß Werner nicht zu Marianne ging. Er war so voll von seiner Arbeit, er war so voll Eifer und Schaffensglück, daß er gar nicht aus dem Atelier konnte; aber es war gewiß auch eine ihm selbst unklare Scham, daß er heute Marianne nicht sehen wollte, da er sich nicht vorstellen konnte, wie er vor sie hintreten und wie er zu ihr sprechen sollte. Denn in solchen Dingen haben Männer eine ungemeine Keuschheit, die Frauen nie verstehen können, die aber, so seltsam dies klingen mag, die Keuschheit der Frauen bei weitem übertrifft. Gestern, im Entzücken über die gesuchte und endlich gefundene Grazie der Bewegungslinie, die er aus beglücktem Künstlerherzen Marianne verdankte, hatte Werners Herz ihn an die Brust der Freundin gedrängt; aber er hatte gestern abend schon gar nicht mehr daran gedacht, daß er Marianne umarmt hatte, und erst jetzt, da seine Dryade leuchtend und schimmernd vor ihm stand, da er den Hammer weglegte, um sein Werk mit seligen Blicken zu mustern, da fühlte er: Nun muß ich es ihr zeigen, nun muß sie es sehen! Es war aber Abend geworden, und so saß er nun da und malte sich aus, wie er Marianne heraufholen und sie vor die Dryade führen würde. Da stieg aber die Röte wieder in seine Wangen, es schien ihm unmöglich, jetzt mit der Freundin zu sprechen, und so entschloß er sich, ihr einen Brief zu schreiben und sie für morgen Vormittag in sein Atelier zu bitten.

„Kommen Sie," schrieb er, „kommen Sie, Sie sollen meine Gabe für Ihr Landhaus sehen, daran ich all die Zeit gearbeitet habe, und die Ihnen gefallen möge! Und vor dieser Dryade, die in das Wäldchen bei Ihrem



Garten bestimmt ist, will ich versuchen, Ihnen mein seltsames Wesen von gestern zu erklären, will ich versuchen, Sie mit mir zu versöhnen. Fürchten Sie nichts, ich werde mich beherrschen, Sie wissen, wie innig ich Sie verehre."

Er schloß den Brief und schickte ihn noch diesen Abend zu Marianne. Nun war er ruhig, seine Erregung war von ihm gewichen, er sah mit Gleichmut dem kommenden Tag entgegen.

Marianne hatte die vergangene Nacht und diesen Tag wie eine Fiebernde verbracht. Sie war so ruhig geworden in all den langen Monaten nach dem Tode ihres Mannes, die Sehnsucht nach heißer Liebe war langsam in ihrem Herzen eingeschlafen, und sie hatte gelernt, von des Tages Mühen und Geschäftigkeiten so müde zu Bett zu gehen, daß immer seltener begehrende Träume ihre Seele beunruhigten; sie lebte zufrieden und wieder ganz beglückt mit ihren Kindern, sie wünschte sich eine Veränderung dieses Zustandes wahrhaftig nicht mehr und hatte in Werner nie etwas andres gesehen als den Freund ihres Mannes und nunmehr auch ihren Freund und Berater. Auf einmal hatte sie da die Glut seiner plötzlich erwachten Leidenschaft aus ihrem Frieden gerissen, sie hatte sich von seinen starken Armen gefaßt, an seine Brust gedrückt gefühlt; die Flammen, die ihn durchloderten, waren über ihr zusammengeschlagen. Nach dem ersten Schrecken war aber doch eine jubelnde Glückseligkeit durch ihre Brust gestürmt, sie hatte einen Augenblick lang, noch an seiner Brust, die Lider geschlossen, sie hatte den berauschenden Taumel genossen, daß sie heiße Liebe erwecken, heiße Liebe empfinden konnte. Und zitternd war sie in ihrem Bett gelegen, traumlos und doch in glühenden Träumen, die sie beunruhigten und doch — so sehr sie sich dagegen wehren mochte — beseligten. Und als es Tag geworden war, da suchte sie vergeblich ihre Besonnenheit zu sammeln, sie wollte sich auf den Tag vorbereiten, wenn Werner kommen und die Antwort von ihr fordern würde. Sie wiederholte sich immer wieder, welch einen guten Vater die Kinder bekämen, welch einen treuen, erprobten Freund sie in ihm haben würde. Und sie dachte mit Absicht an hundert praktische Dinge, um die Nachwehen jenes Sturmes zu beschwichtigen, die heute nacht ihre Brust erschüttert hatten.

„Ich war schon so ruhig geworden, so wunschlos," flüsterte sie versonnen vor sich hin, da sie von der Veranda jene Stelle im Garten ansah, die ihr gestern den Frieden genommen hatte. „Nun bin ich ganz ratlos, nun ist alles verwirrt und verworren!" Sie war wirklich nicht fähig, eine Entscheidung zu treffen, sie, die Kluge und Lebenstüchtige, und dachte nur, daß sie erst Werner sprechen, daß sie erst aus seinem Munde erfahren wolle, wie er sich die Zukunft vorstelle. Und sie schämte sich sehr, als sie sich nachmittags vor der entscheidenden Stunde beim Spiegel ertappte, darin sie ihr Gesicht mit innigem Behagen prüfte und davor sie zur Entscheidung kam, sie wolle Werner in dem gleichen Kleide mit dem offnen Halse empfangen wie gestern. Sie schämte sich und lächelte doch, und mit diesem Lächeln auf den Lippen drückte sie der Büste ihres Mannes, die zwischen den Fenstern ihres Zimmers stand, einen flüchtigen Kuß auf die Stirn und sagte halblaut: „Dir ist es gewiß recht so! Das weiß ich."

Aber der Nachmittag ging dahin, und Werner kam nicht. Und als die Kinder fragten: „Mutter, warum kommt denn der Onkel nicht?", da zog sie ihr Mädel erst sehr warm ans Herz und küßte das liebe Geschöpfchen und nahm des Buben Hand in die ihre und fragte ihn sehr eindringlich: „Hast du denn den Onkel sehr lieb?", und küßte auch ihn, da er einfach und wie etwas Selbstverständliches sagte: „Ja, ich hab' ihn sehr lieb." Und als sie nach fünf Minuten wieder fragten: „Mutter, warum kommt denn der Onkel noch nicht?", da tröstete sie sich und die Kinder und sagte: „Er wird schon kommen!" Und nach weiteren zehn Minuten sagte sie sehr zögernd: „Er hat gewiß heute sehr viel zu tun!" Aber das Mädel antwortete darauf: „Er hat doch sonst auch sehr viel zu tun und ist doch immer gekommen!" Und der Bub sagte: „Ich will aber, daß er sicher kommt! Er muß kommen! Und gestern hat er dich geküßt!" Da rief Marianne das Fräulein; sie hatte heute keine Geduld zu den Kindern, das fühlte sie. Und dann saß sie oben im Herrenzimmer, das genau so dastand wie zu Lebzeiten ihres Mannes, in der Ecke des Diwans und schaute mit großen Augen in die Dämmerung. „Hat denn das sein müssen?" sagte sie tonlos. „Hat denn das alles sein müssen?"

Dann kam der Brief Werners. Sie las ihn sehr oft durch, ihr war erst, als ob das Papier ihre Finger erkälte, als hätte sie etwas ganz andres erwartet, dann aber schien er ihr doch wärmer zu werden, von einer verhaltenen Wärme, und endlich drückte sie ihn sogar an die Lippen. Es ist klug von Werner, dachte sie dabei, daß er so ruhig schreibt, er will ja mein Freund und Berater auch bleiben, wenn ich ihm eine abweisende Antwort gebe ...

Sie mußte sich ans Herz fassen, das fast beängstigend in ihrer Brust hämmerte, als sie sich entschloß, dem Wunsche Werners zu folgen und morgen zu ihm zu gehen. „Vor meiner Waldgöttin," sagte sie und hob den Brief wieder vor ihre Augen, „vor meiner Dryade will ich versuchen, Ihnen mein seltsames Wesen von gestern abend zu erklären, will ich versuchen, Sie mit mir zu versöhnen. Sie wissen, wie innig ich Sie verehre."

Und als jetzt die Kinder hereinstürmten, um ihr gute Nacht zu sagen, da verbarg sie den Brief an ihrer Brust; wahrhaftig, es kicherte in ihr wie in einem jungen Mädchen, das den ersten Liebesbrief in ihrem Mieder versteckt. Und sie ging mit einer ruhigen Zärtlichkeit im Herzen schlafen.

* * *

Als die Sonnenstrahlen früh Werner aus seinem Schlafe weckten, da stand er leicht und glücklich von seinem Lager auf; er ging zuerst zu seiner Dryade, um sie zu grüßen. „Heute wird es sich entscheiden," sagte er, „ich bin sicher, daß du auch Marianne sehr gefallen wirst. Es wird sehr schön sein, zu hören, was sie alles Kluges zu deinem Lobe sagen wird. Ich will erst sie über deine Schönheit entzückt sehen, und dann will ich meine Freunde aus der Stadt einladen, dich anzuschauen. Wie werden die sich über meine Kunst freuen!" Er sann lange darüber nach, wie lieb ihm Marianne sei, wie er mit jubelnder Freude ihre Gestalt umfangen habe, fast ebenso, wie er sie damals mit Blicken gegrüßt hatte, da sein Freund sie ihm vor Jahren als glücklicher Bräutigam entgegenführte. Damals hatte er vielleicht einen Augenblick lang den verstorbenen Freund beneidet, denn Marianne war ihm damals wahrhaftig als die Verkörperung aller Grazie entgegengetreten. „Aber, was will ich denn? Nun sollst du ja doch noch mein werden!"

Er sagte dies ganz ruhig vor sich hin und streichelte dabei mit seinen Blicken die Dryade. Dann aber erwachte in seinem Herzen ganz langsam ein Gefühl, das er sich eigentlich nicht deuten konnte, ein Gefühl des Vollendethabens, des Abschlusses, der keiner Fortsetzung bedurfte. Und in der Geradlinigkeit seines Denkens und Fühlens mußte es wohl eine tiefere Begründung haben, daß er dann noch hinzufügte: „Sie ist eine so prächtige Frau, die so tapfer auf festem Boden steht, daß sie trotz des Verlustes ihres geliebten Mannes wieder ganz glücklich ist, so lebensklug und pflichtbewußt, daß sie sich eine Veränderung ihres Lebens vielleicht gar nicht wünschen mag!"

Aber er dachte diesen Gedanken nicht zu Ende, er saß noch eine Weile gedankenlos-nachdenklich vor seinem Werk, und dann beschloß er, wie in einer Flucht vor sich selbst: Ich werde sie nicht in ihrem Urteil beeinflussen, wenn sie heute vormittag heraufkommt. Er wußte selbst nicht, ob er damit ihr Urteil über sein Werk oder ihre gemeinsame Zukunft meinte. — Ich werde aber gleich in die Stadt gehen und einige Bäumchen in Kübeln heraufschaffen lassen als Hintergrund und Umgebung für die Waldgöttin, und dann will ich — über diesen Einfall freute er sich ganz besonders — einen sehr üppigen, schönen vollen Rosenstrauß der Dryade zu Füßen legen. Er überlegte, ob er rote oder gelbe Rosen wählen solle, welche Farbe besser zu dem Marmor stimmen würde. Dann nahm er ein Blatt Papier und schrieb darauf: Wir, wir alle gehören dir! Das Blatt sollte zwischen den Rosen stecken und sie begrüßen. Er machte sich rasch fertig, damit alles noch zur rechten Zeit vorbereitet sei, wenn sie käme; er ließ die Rosen sogleich in sein Atelier bringen und ordnete selbst die Bäumchen um die weiße Marmorgöttin, stellte einen Sessel so, daß Marianne gleich den rechten Überblick über sein Werk finden mußte, wenn sie die Tür öffnete, er legte die Rosen der Göttin zu Füßen und sein Billett zwischen die vollen Blüten, gab seinem Diener die nötigen Anweisungen, wie er Frau Keller empfangen und weiterführen solle, und eilte davon. Und er war sehr glücklich darüber, alles so klug überlegt und angeordnet zu haben. So ist es gewiß am besten! Sie soll ganz unbeeinflußt ihr Urteil sprechen. Sie wird gewiß gleich fühlen, wie recht ich gehandelt habe!

Und er ging in der entgegengesetzten Richtung, aus der Frau Marianne kommen mußte, davon, als fürchte er, sie zu treffen ...

Als Frau Marianne gegen Mittag in das große Wernersche Atelier trat, als ihr statt ihres Freundes der Diener entgegenkam, um sie in das kleinere Atelier zu geleiten, da bedurfte sie ihrer ganzen Kraft, um sich aufrechtzuerhalten, um nicht gleich wieder umzukehren.

Sie hörte kaum, wie ihr der Diener erklärte, Herr Werner wolle, wie er gesagt habe, ihr Urteil nicht beeinflussen. Als ob dieses Kunstwerk die Hauptsache sei, als ob es sich nicht um ganz andre und viel wichtigere Dinge, als ob es sich nicht um das Leben handle! Da öffnete der Diener aber die Tür zum kleinen Atelier, trat, wie ihm geheißen war, zurück, und Marianne stand in der Tür und sah die Waldgöttin auf sich zuschreiten.

Sie warf nur einen raschen, flüchtigen Blick auf die Dryade, sie sah mit einem Augenaufschlag die schlanke, biegsame schwebende Gestalt zwischen den Bäumen hervortreten, sie sah die roten Rosen zu ihren Füßen und das Blatt zwischen den Blüten und mußte sich am Pfosten der Tür festhalten. Sie hauchte noch verloren das Wort „Wunderschön!" zwischen den Lippen hervor, als ob irgendwo der Künstler sie hören müßte, oder als ob der Diener sie beobachten könnte. Dann zog sie die Tür zu und fiel auf den Sessel hin, der für sie vorbereitet war.

Sie drückte den Kopf in ihre Hände, als ob es ganz unmöglich wäre, dieses Kunstwerk da noch einmal anzusehen, dann durchlief ein Beben, ein Frösteln ihren Leib, und sie schluchzte laut und schmerzhaft auf. Denn sie hatte mit einem Blick gesehen, was dem Künstler vielleicht gar nicht so klar vor die Seele getreten war: daß sie selbst da oben auf dem Sockel stand, sie in ihrer Jugend, in ihrer mädchenhaften Schlankheit von einst, mit den zarten Gelenken, den fast knabenhaften Beinen, sie mit den jungfräulich schmalen Hüften eines Rehes, der zärtlichen Linie der Weichen, mit dem fast ärmlichen und doch so holdbewegten Umriß des Brustkorbes, von dem die beiden scheinbar ahnungslosen Brüste fest und doch zärtlich in ihrer sanften Schwellung sich abhoben, mit den wie Birkenäste aufstrebenden Armen und diesem Kopf, in dessen Oval, aus dessen Gesicht sie sich, ihre vergangene Jugend, ihre verlorene Reinheit wiedererkannte. Und auf einmal wußte sie, daß die Träume dieser beiden Nächte einen Abschied für sie bedeutet hatten; ihre Lippen verloren ihre Härte, die Spannung ihres Mundes wich, sie lächelte jetzt vielleicht schon ein wenig, indessen sie den Kopf langsam hin und her bewegte und „Gott sei Dank!" lispelte, als ob sie einer Gefahr entronnen sei. Dann schmiegte sie sich fast behaglich in die Arme des Lehnstuhls, als ob er ein alter vertrauter Freund sei, in dessen Schoß sich zu schmiegen ihr Kinderrecht sei. So saß sie tiefaufatmend da, nun hob sie die Lider empor, sie sah mit abgeklärten Blicken das Kunstwerk ihres Freundes vor sich stehen, sie schaute die Dryade mit ihren klugen Augen ruhig an, wie es sich für sie, die Witwe des Architekten, schickte, sie nahm die Rosen, las das Billett ihres Freundes und lächelte, wehmütig und doch glücklich, und dann dachte sie lang, lang über sich, über ihre Kinder und über ihre Zukunft nach. Dann stand sie, wieder ganz in ihrem Gleichgewicht, auf und trat an den Tisch, darauf Papier und Bleistift lagen, sie setzte sich an den Tisch und schrieb in großen, ruhigen Zügen einen Brief an Werner. Und dieser Brief lautete also:

„Lieber Freund," — so schrieb sie — „ich sitze hier vor Ihrer Waldgöttin an Ihrem Schreibtisch. Ich habe in meinen Augen und in meiner Seele Ihr Werk, und nun will ich Ihnen schreiben, nicht bloß, daß Ihre Dryade ein wahres, echtes Kunstwerk ist, denn das hoffe ich Ihnen heute in der Dämmerstunde sagen zu können, hier aber will ich Ihnen schreiben, was für eine Antwort ich auf Ihre Umarmung von vorgestern habe, eine Antwort, die ich Ihnen leichter auf dem Papier als Auge in Auge sagen kann. Und doch ist die Antwort in den Linien und Umrissen Ihrer Waldgöttin enthalten; ihr habe ich die Klarheit über Sie und mich zu verdanken, und diese Schuld der Dankbarkeit will ich ihr nie vergessen: denn diese Dryade hier ist meine Jugend, diese Waldgöttin bin ich, wie ich als junges Mädchen, als Braut war, diese Waldgöttin hat Ihre Seele erfüllt und Ihr Künstlerherz begeistert, und ich sitze vor ihr und sehe, wovon Sie träumen, was Ihre Sehnsucht ist und Ihre Zärtlichkeit.

„Aber ich sehe doch gleichzeitig, und ich sehe dies mit Ruhe und in wiedererlangtem Frie-

den, daß ich nicht mehr die Waldgöttin bin, nicht die Waldgöttin Ihrer Träume, daß Sie Ihre *Sehnsucht* umarmt haben, als Sie vorgestern Ihre Arme um mich schlugen, als Sie mich mit Inbrunst an Ihre Brust zogen, daß Sie sich über Ihre Gefühle getäuscht haben. Denn ich bin nicht mehr die Waldgöttin, und ich spreche zu Ihnen, Sie großer Künstler und großes Kind, als eine Mutter, und dies in zwiefacher Beziehung: als eine Mutter, die ihr unüberlegt heischendes Kind belehrt und in die Schranken weist zu seinem Heil, und als eine Mutter, die zwei Kinder getragen und geboren hat; ich muß dies so sagen, wie ich es jetzt tue: getragen und geboren hat, und die also wohl ihren armen Mann noch immer und vielleicht um so inniger beglückt hätte; denn zu seiner Liebe ist mit jedem neuen Kinde das Mitleid getreten, daß ich meine Jugend, meine Schönheit, meine Gestalt einer Waldgöttin, daß ich sie hingeben mußte und gern hingab, um sie meinen Kindern zu geben; die aber jetzt nicht mehr die Erfüllung der Wünsche und Sehnsucht eines Künstlers bedeuten kann, dessen jahrelang gehegter Schönheitstraum so strahlend, so jungfräulich und doch so sinnlich vor mir dasteht!

„Lassen Sie mich stumm und entzückt die schlanke Schönheit Ihrer Dryade bewundern, diese feinen Glieder, diese jungfräuliche Brust, diese berauschende Grazie ihrer Bewegung; Ihrer Dryade, deren Beruf es ist, als ein keusches Wesen durch den Wald zu streifen, flüchtig und unerreichbar, indes ihr ängstlich aufhorchendes Ohr das Knacken der Äste hört und die Flucht der Waldvögel, da die Waldgötter ihr nachsetzen. Und ersparen Sie es der Mutter zweier sehr geliebter Kinder, dies Bild zu zerstören, täuschen Sie sich nicht über Ihre Gefühle! Ich würde wie am Pranger stehen, wenn ich mich jetzt in meiner mütterlichen Gestalt neben Ihre Dryade stellen müßte, deren Schönheit Ihr allzu gütiges Auge vielleicht immer noch mir vergönnt. Lieber Freund, ich kenne mich, ich kenne mein Herz und kenne meinen Leib, der zwei geliebten Kindern das Leben gab, und ich weiß, daß ich es nicht überleben würde, Ihren enttäuschten Blick, das schmerzliche Zucken Ihres Mundes zu sehen, wenn ich Sie aus Ihrem Traume hätte wecken müssen! Und darum wollen wir Freunde bleiben, Freunde, wie wir es bisher gewesen, und wollen einander heute in unsrer Dämmerstunde mit offnen Augen entgegentreten und von der Dryade sprechen als von einem Kunstwerk, das unzerstörbar schön ist, weil es jenseit des Lebens steht. Leben Sie wohl, lieber Freund, und seien Sie mütterlich gegrüßt von Ihrer treuen Freundin Marianne."

Sie schrieb diesen Brief ruhig und mit immer fester werdenden Schriftzügen hin, dann faltete sie das Papier zusammen und legte es statt der Rosen der Dryade zu Füßen. Die Rosen aber und die Widmung des Künstlers nahm sie zu sich und ging langsam und erlöst von dannen ...

Und Werner?

Werner saß lang im Lehnstuhl bei seinem Tisch und las den Brief seiner Freundin. Er las ihn immer wieder, und ein unendliches Mitleid erfüllte seine verstehende Seele. Und dann schrieb er einen Antwortsbrief, der *sein* Bekenntnis war und seine Abbitte. Und in diesem Briefe sagte er der Witwe seines verstorbenen Freundes, daß er ihr von ganzem Herzen danke, und daß er sie anflehe, ihm ihre Freundschaft zu erhalten. Er werde sie nie wieder aus ihrem Frieden aufstören. Aber sie unterschätze ihn, wenn sie befürchtete, sie hätte jemals seine Augen enttäuscht verzichten sehen müssen; denn der Mann umarme ja doch immer nur seine Vorstellung von der Schönheit, nie die Schönheit selbst; er umarme sein Ideal der Schönheit, wenn er liebe, und daß sie dies Ideal verkörpere, daß er sie immer noch als Mädchen sehe, dafür zeuge eben seine Dryade. Und so solle die Dryade bestehen und ihr täglich von neuem sagen, wie er sie als Künstler geliebt habe und noch liebe; der Mensch Werner aber wolle sein Lebtag in ihrer Freundschaft glücklich bleiben.

Diesen Brief steckte er zu sich, als die Sonne niederging, dann schritt er aufrecht und fast freudig die Gassen entlang zu Marianne. Und als die Kinder ihn umjubelten, als Marianne ihm mit erröteten Wangen die Hand reichte, da senkten sich seine Lippen lang, lang auf die mütterliche Hand, er dankte ihr für ihre Güte, und die Sonne warf noch einmal ihren goldenen Schimmer auf ein Bild des Friedens und des wunschlos gewordenen Glücks ...



Vorfrühling

Die dunkle Welt
Ist nun ganz licht
Und blaß erhellt
Auch dein Gesicht,
Du mir Nahe, so Nahe!

Die Weiden stehn
Im Frühlingssaft,
Im Mondlicht wehn
Sie schattenhaft.
Oben kühl blitzen die Sterne.

Aus weiter Welt
Flieg, Herz, zurück!
Eine Seele hält
So nah ein Glück
Dicht vor meine Hände .

Oh, daß ich Kraft es festzuhalten fände!

Will Vesper

Frühling

Du stehst an unsrer niedern Gartenmauer
Und hilfst den Stauden, die der Winter brach,
Mit weichem Bast. Denn heute ward ein lauer
So lang von uns ersehnter Lenzwind wach.
Jetzt bückst du dich — im Grase winkt ein blauer
Versteckter Veilchengruß, der leise lacht:
Du bringst mir froh, doch wie mit scheuem Schauer,
Des Frühlings erste Blüte ins Gemach.

Sieh! Rosengoldig sprüht's aus Nebeln nieder,
Nach langem Regnen ward der Abend lind.
Hoch oben flimmern Lerchenstimmen wieder,
Die heute süß wie nie am Abend sind.
Von fernen alten Glocken kommen Lieder,
Geschmiegt in einen leisen Abendwind.
Und um dich her in duftigem Blühn der Flieder —
Mein Frühling du, der in den Abend sinnt!

Emil Lucka

Ostern

Am Berghang schmilzt der letzte Schnee,
Die Wälder sind voll Duft und Tränen,
Nach schwerer Tage herbem Weh
Stehn nun sie da im süßen Wähnen

Ein Schluchzen schauert durch den Wald,
Ein letzt Erinnern — und verstohlen
Ein tiefes Rauschen, und das hallt
Wie ein befreites Atemholen.

Die Winde fluten warm und weich,
Und die geheimsten Tiefen gären,
Das Leben, aller Gnaden reich,
Will sich in Wundern neu gebären.

Die Saat, die durch die Schollen bricht,
Die Flöckchen an zersprungnen Rinden —
Blickt selig alles auf zum Licht,
Und alles soll sein Ostern finden.

W. Lennemann



Abend

Die Schatten neigen ſich zu Tal,
Der Berge Saum entſchwebt in Rauch,
Ein Lied kommt übers Waſſer her
Wohl mit des Tages letztem Hauch.

Es ſind die Lichter ſtill verglüht,
In Feld und Wald iſt Schlafes Ruh',
Allein noch ungeſtillt und wach,
O meine Seele, biſt nur du.

Da kommt auf weichen Sohlen her
Dir ein Gedenken aus der Ferne,
Und liebend ſchmiegt es dir ſich an,
Und durch die Nacht erglänzen tauſend Sterne.

Walther Eggert Windegg

Einmal noch!

Einmal noch, da es nun Frühling wird
Und die Tage ſich ſo lieblich dehnen
Und ein ſtilles warmes Blütenſehnen
Um die knoſpenſchweren Sträucher irrt,
Einmal noch in dieſen holden Tagen
Laß uns Aug' in Auge, Hand in Hand
Unſrer Liebe ſcheue Blüte tragen
Heimlich über das beglänzte Land.
Einmal noch die blauen Träume träumen,
Die wie Kindheitsſchein im Leben ſtehn
Und den grauſten Tag mit Licht umſäumen.
Einmal, eh' wir voneinander gehn —
Einmal noch, da es nun Frühling wird.

Einmal noch, da es nun Sommer wird,
Alle Farben tiefer, ſatter glühen
Und um all das duftberauſchte Blühen
Wild ein Heer von heißen Wünſchen ſchwirrt,
Einmal noch der Liebe goldne Schale,
Die ſo oft uns Dürſtende geletzt,
Jubelnd heben bei dem Wonnemahle,
Eh' der Tod ſie ſchweigend niederſetzt.
Einmal noch den ſüßen Becher leeren,
Den mir das Verlangen lächelnd beut.
Für der Jahre ſchmerzliches Entbehren
Nur dies letzte ſchnellverrauſchte Heut —
Einmal noch, da es nun Sommer wird.

Einmal noch, bevor es herbſten will,
Sollſt du mir die zagen Hände reichen.
Siehe meine Haare, wie ſie bleichen,
Wie mein Herz ſo müde ward und ſtill.
Einmal noch gewähre mir die Wangen
Und der Augen lieblich ſpielend Licht
Und die Lippen, drauf ein zitternd Bangen
Herb und ſüß zugleich vom Scheiden ſpricht.
Wie das Herbſtblatt, müd' verweht vom Baume,
Sei dein Lächeln mir, ſei mir dein Kuß,
Bis im ſtillen großen Scheidetraume
Auch mein ſtummes Sehnen ſterben muß —
Einmal noch.

Albert Geiger



Goethes Ergo bibamus

Zum 100. Geburtstage des Goethischen Trinkliedes. Von Dr. phil. Richard Hennig



Man kann wohl kühnlich behaupten, daß unter unsern in Deutschland so zahlreichen sang- und trinkfrohen Veranstaltungen, Kommersen, studentischen Kneipabenden usw., auf jeder zweiten oder dritten das Goethische „Ergo bibamus“ in der allbekannten Eberweinschen Vertonung erschallt. Dieses berühmte Gedicht kann in den Märztagen d. J. seinen hundertsten Geburtstag feiern: es ist im März 1810, wahrscheinlich am 10. März, gedichtet worden, und zwar erstaunlicherweise, wie zuerst von Reinhold Steig im Goethe-Jahrbuch von 1895 bekanntgegeben wurde, zur Feier des Geburtstags der Königin Luise, für die Goethe eine tiefe Verehrung fühlte, nachdem er gehört hatte, daß sie in den Unglücksjahren nach der Katastrophe von Jena in seinem „Wilhelm Meister“ Trost und Erhebung gesucht habe. Diese interessante Tatsache ist noch immer außerordentlich wenig bekannt, und noch weniger Personen sind mit der sehr eigenartigen Entstehungsgeschichte des Gedichts vertraut, das unmittelbar aus einer von dem Musiker Zelter, dem Busenfreund Goethes, gegebenen Anregung entsprungen ist.

Daß Goethe das Gedicht an Zelter sandte, war aus dem Briefwechsel der beiden Männer von jeher bekannt. Die Originalreinschrift befindet sich noch heute in den Akten der von Zelter 1809 in Berlin gegründeten „Zelterschen Liedertafel“, des ältesten deutschen Männergesangvereins. Aus den Akten dieser exklusiven Vereinigung fallen auch höchst eigenartige und überraschende Schlaglichter auf die Vorgänge, die zur Abfassung des Gedichts Veranlassung gaben, und über die bisher etwas Zusammenhängendes, für weitere Kreise Bestimmtes kaum veröffentlicht worden ist. Einem Mitgliede der heutigen „Zelterschen Liedertafel“ sei es daher vergönnt, etwas genauer mitzuteilen, wie Goethe zu einer so eigenartigen Huldigung für die Königin Luise kam.

Am 24. Januar 1809 hatte Zelter aus Mitgliedern der von ihm geleiteten Berliner „Singakademie“ seine „Liedertafel“ gegründet, die allmonatlich einmal bei einem gemeinsamen Abendessen vierstimmige Männerchöre singen, Geselligkeit und Fröhlichkeit pflegen und die patriotische Gesinnung in jenen schweren Zeiten wachhalten sollte. Schon im Dezember 1808 meldete Zelter nach Weimar, mit welchem Gedanken er sich trage, und Goethe nahm von Anfang an lebhaftesten Anteil an der Gründung seines Freundes, der er bis zum Tode seine Zuneigung bewahrte. Eigens für sie dichtete er eine ganze Reihe seiner „Gesellschaftlichen Lieder“, in denen der schon Sechzigjährige einen solchen Frohsinn und Übermut, oft auch einen so kräftigen Humor entfaltete, als ob er damals noch mitten in seiner genialischen Weimarer Jugendepoche gestanden hätte.

Es ist ganz unverkennbar Zelters Verdienst gewesen, daß plötzlich der Goethischen Lyrik so ganz neue, bis dahin ungewohnte Klänge entquollen. Um die Jahreswende 1809/10 schrieb nämlich Zelter in seiner biderben Offenherzigkeit an Goethe: „Auch mir sind die leichten, heitern Gesänge am meisten beikommend, und Geheimrat Wolf (der berühmte Philologe Prof. Friedrich August Wolf) behauptete letzthin, durch die fröhlichen Gesänge der Liedertafel von seiner Krankheit erst völlig genesen zu sein. Fast hätte ich aber auch Lust, die deutschen Poeten bei Ihnen zu verklagen, die sich in ihren Liedern gar zu ernsthaft geben, und ich dächte, Sie redeten die guten Leute einmal fröhlich an, sich nicht gar zu pensiv und finster vernehmen zu lassen, man müßte ja wohl des Wimmerns und Ächzens im gemeinen Leben sich voll ersättigen können.“ Das war der Anstoß, der auf Goethe Jahre hindurch in einer ungeahnt kräftigen Weise wirkte. Es entstanden nun zahlreiche „gesellschaftliche Lieder“, die ihr Verfasser, als er sie 1814 zum erstenmal sammelte, mit dem bezeichnenden, auf die Liedertafel hinweisenden Motto versah: „Was wir in Gesellschaft singen, wird von Herz zu Herzen dringen.“

Als erstes Lied, mit dem Goethe „die guten Leute einmal fröhlich anredete“, erhielt Zelter im Februar 1810 die „Rechenschaft“ („Frisch, der Wein soll reichlich fließen!“), ein Gedicht, das ganz besonders deutlich den Zweck eines Textes für die Liedertafel-Gesänge erkennen läßt, da es einen Wechselgesang zwischen dem „Meister“ (Zelter), mehreren Solisten und dem Chor darstellt, das mit seinem Refrain „Der das Ächzen und das Krächzen nicht zuvor hat abgetan“ deutlich genug auf Zelters Zuschrift anspielt, und das überdies das berühmte Zitat enthält: „Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat.“ Zelter, der die ihm für die Liedertafel zugehenden Gedichte Goethes sehr rasch zu komponieren pflegte, schrieb in seiner dankenden Empfangsbestätigung: „Das nächstemal, den 10. März, auf den Geburtstag der Königin, soll es aufgeführt werden.“ Was es nun aber mit dem 10. März noch für eine besondere Bewandtnis hatte, wußte Goethe bereits aus dem letzten Briefe des Freundes: es galt einen Wettbewerb für Texte zu Ehren des Geburtstags der Königin Luise. Und das war so gekommen:

Am 23. Dezember 1809 war das preußische Königspaar aus dem Osten der Monarchie nach

mehr als dreijähriger Abwesenheit wieder in seine Hauptstadt zurückgekehrt; dieses Ereignis wurde allgemein mit herzlichster Anteilnahme gefeiert, so auch in der jungen Liedertafel. Zelter hatte zur Feier des Ereignisses drei gute Flaschen Wein, die ihm zu seinem eignen einundfünfzigsten Wiegenfest, am 11. Dezember 1809, als Geburtstagsgabe dargebracht worden waren, seiner Liedertafel als Preis für die besten Lob- und Ehrengesänge auf den König ausgesetzt, und nicht weniger als sechs „Strebelieder“ waren die Frucht dieser Auslobung gewesen. Der gute Erfolg ermutigte die Liedertafel, auf Kosten ihrer eignen Kasse einen neuen, aus sechs Flaschen Champagner bestehenden Preis für das beste Huldigungsgedicht auf die Königin Luise zum 10. März auszuschreiben. Zelter hatte Goethe hiervon Mitteilung gemacht, und als er nun im Februar abermals nach Weimar schrieb, daß an der Tafel, die zu Ehren der Königin veranstaltet werden sollte, auch die „Rechenschaft“ gesungen werden sollte, mochte Goethe sich wohl selbst sagen, daß dieses Gedicht recht schlecht für eine Feier des Geburtstags der Königin passe, und er scheint die Absicht gehabt zu haben, ein andres, besser geeignetes Lied zu verfassen und nach Berlin zu schicken. Doch es blieb bei dem Vorsatz: als die Zeltertafel am 13. März zusammenkam und die Preise verteilte, war von Goethe kein Gedicht eingegangen, das an dem Wettbewerb hätte teilnehmen können. Den Preis errang daher ein Mitglied der Liedertafel, namens Pfund, wobei ein andres Mitglied der Tafel, Prof. Woltmann, als Preisrichter amtierte.

Nachdem aber die Entscheidung des Preisrichters schon gefallen war, ging einige Wochen später erst dasjenige Gedicht ein, das in Wirklichkeit, wenn ihm auch die ausgesetzten paar Flaschen Wein nicht mehr zugesprochen werden konnten, den höchsten Preis errang: Popularität im deutschen Volk. Es scheint, daß Goethe sein „Ergo bibamus“ gerade am 10. März, also am Geburtstage der Königin, dichtete; die auf der hier (S. 62) verkleinert wiedergegebenen ersten Niederschrift* sich findende Randbemerkung „10. M.“, die offenbar als Datierung zu deuten ist, scheint darauf hinzuweisen. Von der (S. 63) gleichfalls wiedergegebenen Reinschrift, die in den Akten der Liedertafel vorhanden und mit einem interessanten Vermerk von Zelters Hand versehen ist, unterscheidet sich der erste Entwurf mehrfach in charakteristischer Weise.

Die Anregung zu dem Gedicht gab zunächst, wie Prof. Heuer 1902 im „Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts“ nachgewiesen hat, ein von Basedow öfters gebrauchtes Wort „Ergo bibamus“, das angeblich auf jeden Vordersatz passe, z. B.: Es ist schön Wetter — Ergo bibamus! Es ist ein häßlicher Tag — Ergo bibamus! Wir sind unter Freunden — Ergo bibamus! Es sind fatale Bursche in der Gesellschaft — Ergo bibamus! Das Wort ist übrigens auch von Basedow nicht erfunden, vielmehr schon von dem humorvollen Papst Martin IV. (1281 bis 1285) mit Vorliebe gebraucht worden. Als nun Goethe eines Tags seinen Sekretär Riemer beim Diktieren des Aufsatzes „Enthüllungen zur Theorie Newtons“ den darin vorkommenden Hinweis auf obigen Scherz Basedows niederschreiben ließ, meinte Riemer, das sei ja ein vortrefflicher Refrain zu einem Trinklied. Goethe erwiderte zunächst nur: „Nun, versuchen Sie es einmal.“ Riemer folgte der Anregung, und sein ziemlich unbedeutendes Poem gab dann Goethe erst den Anstoß zu einer besseren Umdichtung, die, unter Hinzufügung einer Strophenzeile, das von Riemer gewählte, sonst von Goethe selten benutzte daktylische Versmaß in etwas eleganterer und gefälligerer Form beibehielt. Das von Heuer mitgeteilte Riemersche Gedicht, das wenig bekannt ist, stehe zum Vergleich hier:

Ergo bibamus!

Hört, Freunde, ich sag' euch ein treffliches Wort,
Heißt Ergo bibamus;
Es hilft euch so keines an jeglichem Ort
Wie Ergo bibamus.
Denn was euch behaget, und was euch auch plagt,
Bedenket das Wort nur und tut, was es sagt,
Das Ergo bibamus.

Hat einer zum Beispiel noch Silber und Gold,
Dann Ergo bibamus;
Und ist es ihm wieder von dannen gerollt,
Drum Ergo bibamus.
Denn usw.

Ist einem sein Liebchen, sein Weibchen noch hold,
Dann Ergo bibamus;
Doch wenn sie auch schmälet, und wenn sie auch schmollt,
Nur: Ergo bibamus.
Denn usw.

Lacht einem das Glück zu mit sonnigem Schein,
Dann Ergo bibamus;
Und stürmt es ein andermal wider ihn ein,
Dann Ergo bibamus.
Denn usw.

Heut' schenket der Wirt von dem Besten uns ein,
Drum Ergo bibamus;
Ein andermal fehlt es, muß andrer herein,
Dann Ergo bibamus.
Denn usw.

Nun, weil du uns lehrtest das treffliche Wort,
Das Ergo bibamus,
Und gutes Wort findet auch günstigen Ort,
Wie Ergo bibamus:
Drum singen wir trinkend an einem fort
Und üben in Taten das treffliche Wort,
Das Ergo bibamus.

* Im Besitz des „Freien Deutschen Hochstifts“ zu Frankfurt a. M. und hier mit Erlaubnis des Direktors Prof. Dr. Heuer wiedergegeben.



Ergo Bibamus 10. M.

Hier sind wir versammelt zum löblichen Thun,
Drum Brüderchen! Ergo Bibamus.
Die Gläser sie klingen, Gespräche sie ruhn,
Beherziget: Ergo Bibamus!
Das heißt noch ein altes, ein tüchtiges Wort,
Es passet zum Ersten und passet so fort,
Und schallet ein Echo vom festlichen Ort,
Ein herrliches Ergo Bibamus!

Ich hatte mein freundliches Liebchen gesehn,
Da dacht' ich mir: Ergo Bibamus!
Und Ich nahte mich traulich, da ließ sie mich stehn.
Ich half mir und dachte: Ergo Bibamus.
Und wenn sie versöhnet euch herzet und küßt,
Und wenn ihr das Herzen und Küssen vermißt,
So bleibet nur bis ihr was Besseres wißt,
Beym tröstlichen Ergo Bibamus.

Mich ruft mein Geschick von den Freunden hinweg;
Ihr Redlichen, Ergo Bibamus!
Ich scheide von hinnen mit leichtem Gepäck,
Drum doppeltes Ergo bibamus!
Und was auch der Filz von dem Leibe sich schmorgt,
So bleibt für den Heitern doch immer gesorgt,
Weil immer dem Frohen der Fröhliche borgt,
Drum Brüderchen Ergo Bibamus!

Was sollen wir sagen zum heutigen Tag!
Ich dächte nur: Ergo Bibamus!
Er ist nun einmal von besonderem Schlag,
Drum immer aufs neue bibamus.
Er führet die Freude durchs offene Thor,
Es glänzen die Wolken, es theilt sich der Flor,
Da scheint uns ein Bildchen, ein göttliches, vor,
Wir klingen und singen Bibamus

Erster Entwurf des Gedichtes in Goethes Handschrift (verkleinert).
(Original im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main.)



Ergo Bibamus

Ein Spätling zum 10. März.

Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun,
Drum Brüderchen Ergo Bibamus
Die Gläser sie klingen, Gespräche sie ruhn,
Beherziget Ergo Bibamus
Das heißt noch ein altes ein tüchtiges Wort,
Es passet zum ersten und passet so fort,
Und schallet ein Echo vom festlichen Ort.
Ein herrliches Ergo Bibamus

Ich hatte mein freundliches Liebchen gesehn
Da dacht ich mir Ergo Bibamus
Und nahte mich traulich, da ließ sie mich stehn
Ich half mir und dachte Bibamus
Und wenn sie versöhnet Euch herzet und küßt,
Und wenn ihr das Herzen und Küssen vermißt
So bleibet nur, bis ihr was besseres wißt
Beym köstlichen Ergo Bibamus.

Mich ruft das Geschick von den Freunden hinweg
Ihr Redlichen Ergo Bibamus
Ich scheide von hinnen mit leichtem Gepäck.
Drum doppeltes Ergo Bibamus
Und was auch der Filz von dem Leibe sich schmorgt
So bleibt für den Heitern doch immer gesorgt.
Weil immer dem Frohen der Fröhliche borgt.
Nun Brüderchen! Ergo Bibamus.

Was sollen wir sagen zum heutigen Tag?
Ich dächte nur Ergo Bibamus.
Er ist nun einmal von besonderem Schlag,
Drum immer aufs neue Bibamus.
Er führet die Freude durchs offene Thor,
Es glänzen die Wolken, es theilt sich der Flor,
Da leuchtet ein Bildchen ein göttliches vor
Wir klingen und singen Bibamus

Autographum des Dichters Herrn Geh. Raths v. Göthe
aus Jena vom 21 März 1810. Erhalten d. 3 April.
Zelter.

Endgültige Fassung des Gedichtes in Goethes Handschrift mit der auf den 10. März hinweisenden Überschrift und einer Empfangsnotiz Zelters (verkleinert). (Original in den Akten der Zelterschen Liedertafel, Berlin.)



Als Riemer Goethe das Gedicht zeigte, sprach dieser sich anerkennend darüber aus. Aber es drängte ihn dennoch, den an sich vortrefflichen Grundgedanken in eine andre, bessere Form zu gießen. Er tat dies unter Beibehaltung des Rhythmus, einzelner Gedanken und Reime: das Resultat ist bekannt. Es ist ja wohl selbstverständlich, daß die Umdichtung zunächst ohne jede Beziehung auf den Geburtstag der Königin Luise erfolgte — dazu lehnen sich Goethes erste drei Strophen auch viel zu eng an Riemers Gedicht an. Erst allmählich mag dann bei der Abfassung der Gedanke lebendig geworden sein, Zelter mit dem Text eine Freude zu machen und auf den 10. März als den Tag „von besonderem Schlag" hinzuweisen: so mag dann der vierte Vers hinzugekommen sein, der auf den Geburtstag der preußischen Königin hinwies. Diese Anspielung wurde zunächst außerhalb der Liedertafel nirgend erkannt: der bald darauf (19. Juli) erfolgte Tod der Königin Luise machte es bei der Drucklegung des Textes offenbar unmöglich, ein so ausgelassenes Trinklied mit ihr in Beziehung zu bringen. Aber daß diese Beziehung zweifellos bestand und von Goethe absichtlich in den Text hineingebracht worden war, ging aus der 1895 zuerst aus den Akten der Liedertafel veröffentlichten Reinschrift mit unwiderleglicher Sicherheit hervor, denn „Ein Spätling zum 10. März" lautete ausdrücklich der von Goethes eigner Hand niedergeschriebene Untertitel des Gedichts „Ergo bibamus", das der Dichter am 26. März von Jena aus an seinen Freund Zelter nach Berlin sandte. Am 3. April, zufällig gerade an einem Tage, für den wieder eine Versammlung der Liedertafel anberaumt worden war, gelangte die inhaltreiche Sendung in Zelters Hand. Die näheren Umstände erfahren wir aus Zelters köstlich-humorvollem Antwortbrief vom 4./5. April:

„So hatte ich gestern Mittag keinen Wein getrunken, weil ich keinen Reiz dazu spürte, und war nach dem Essen auf dem Sofa eingeschlafen. Unterdessen hatte mein verständiger Briefträger Ihr blaues Kuvert auf meine Brust gelegt, welches ich, wie mir die Augen aufgingen, freudig erkannte. Ehe ich's erbrach, ließ ich Wein geben, um mich völlig zu ermuntern. Unterdessen meine Tochter einschenkte, erbrach ich das Siegel und rief mit lauter Stimme: Ergo bibamus! Das Kind ließ vor Schreck die Flasche fallen, die ich auffing; da ward ich wieder lustig und mutig, wozu der Wein, wahrscheinlich aus Dankbarkeit für seine Rettung, das Seinige tat.

Ich ließ mir die Feder bringen, um sogleich das Gedicht in Musik zu setzen und den ersten Eindruck nicht verrinnen zu lassen. Als ich auf die Uhr sah, war es Zeit, in die Singakademie zu gehen, nach deren Endigung die Liedertafel heute beisammen war. Es waren vierzig Männer an der Tafel. Ich las das Gedicht vor, am Ende jeder Strophe riefen alle in unisono, gleichsam im Doppelchor, von selber: Bibamus! Sie syllabierten den langen Vokal so fürchterlich, daß die Dielen erklangen und die Decke des langen Saales sich zu heben schien. Da war die Melodie wieder da, und Sie erhalten es hier, wie es sich von selber komponiert hat. Wenn es so recht ist, habe ich keinen Anteil daran, es gehört alles Ihnen allein."

Die hierin erwähnte Zeltersche Komposition des „Ergo bibamus", die übrigens ziemlich hausbacken ist und ganz gewiß nicht an so manche andre Liedvertonung Zelters heranreicht, ist heute — mit Recht! — so gut wie völlig vergessen und von der hübschen Eberweinschen Komposition nahezu gänzlich verdrängt worden. Außer den Mitgliedern der „Zelterschen Liedertafel" selbst und einigen speziellen Zelter-Forschern wird es wohl nicht viele Personen geben, die Zelters „Ergo bibamus" kennen oder gar noch singen. Das Ereignis, das sich am 3. April 1810 in der Liedertafel abspielte und das uns Zelters Brief so anschaulich schildert, wird darin gewissermaßen vor dem geistigen Auge lebendig: ein Bassist trägt den Text halb im Sprechton vor, und bei der letzten Zeile fällt der ganze Chor ein und „syllabiert den langen Vokal fürchterlich". Auf der nächsten Zusammenkunft der „Zelterschen Liedertafel", am 1. Mai 1810, wurde Zelters Komposition zum erstenmal gesungen.

Wenige Wochen später war die gefeierte Königin, der Goethes Huldigung galt, eine Tote. Es konnte daher weder in Goethes noch in der Liedertafel Interesse liegen, den Zusammenhang zwischen dem ausgelassenen Zechlied und der Königin Geburtstag fernerhin zu betonen. So wurde denn dem Lied sein ohnehin nur sehr oberflächlich aufgeprägter Charakter als Gelegenheitsgedicht mit allgemeiner Zustimmung wieder genommen, und als 1811 der Text durch die im Druck erscheinenden Gesänge der Liedertafel zuerst in weiteren Kreisen bekannt geworden war, sang man das rasch zu großer Beliebtheit gelangte Lied jahrzehntelang, ohne zu ahnen, daß mit dem „göttlichen Bildchen" die Königin Luise gemeint war. Wären nicht zufällig die ältesten Akten der „Zelterschen Liedertafel" bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben und mit ihnen Goethes eigenhändige Reinschrift des „Ergo bibamus", in der die Beziehung auf den 10. März, den Geburtstag der Königin, mit so vollkommener Deutlichkeit ausgesprochen worden ist, so wären der wahre Zusammenhang der Dinge und die richtige Deutung der eigenartigen vierten Strophe zweifellos niemals ergründet worden. Aber psychologisch interessant ist es jedenfalls, daß fast hundert Jahre hindurch deutsche Sänger das Lied mit Begeisterung gesungen haben, ohne sich wesentlich den Kopf darüber zu zerbrechen, was Goethe wohl mit dem „göttlichen Bildchen" und dem „Tag von besonderem Schlag" gemeint haben könne.





John Lavery: Spring (Frühling).
Zu dem Aufsatz „John Lavery“ von Ludwig W. Schmidt.



John Lavery: Dame in der Hängematte.

John Lavery

Von Ludwig W. Schmidt (London)



Männer wie Gainsborough, Reynolds und Romney sind es gewesen, die der modernen englischen Porträtkunst den Weg gewiesen und die uns die Frau gemalt haben, die heute als das Ideal der englischen Lady gilt. Diese Frau, die ihr Leben und ihre Gefühle in den dichten Schleier einer angenommenen äußern Würde hüllt, und die zu verstehen es des langen Studiums des Psychologen bedarf. Diese Frau mit den großen, tiefen Kinderaugen, die es liebt, ihren Tag in müßigem Geplauder zu verbringen, deren einzige Kunst es zu sein scheint, sich zu kleiden und andern zu gefallen. Diese selbe Frau aber auch, die uns Männer gegeben und erzogen hat wie Gladstone, Darwin und andre Zierden der Politik, Wissenschaft und Kunst. Dieselbe Frau, die berufen ist, plötzlich, wenn sie will, die Politik eines Landes zu leiten, und deren Geschlechtsgenossinnen nicht selten sogar den Thron Englands eingenommen haben.

Wenn irgend etwas die Persönlichkeit der englischen Frau in Gesellschaft, Leben und Haus erklären kann, so ist es, dünkt mich, diese einfache Tatsache. Englische gekrönte Frauen haben mit mehr oder weniger Geschick das große Weltreich geleitet, sie haben für ihr Land gelitten und sind für ihr Volk gestorben. Dieses alles stellt die Frau in England auf eine eigne Stufe; ausgeschlossen von der politischen Betätigung, hat sie das Land dennoch nicht selten regiert. Man muß zuerst England und seine Frau verstehen, ehe man die Bilder eines Gainsborough, eines Romney oder auch eines der modernen englischen Meister verstehen kann.

Die Frau von heute hat sich an diesen Gemälden gebildet, hat daran gelernt, sich zu kleiden und zu bewegen. Es ist kein Zufall, daß England und seine Frauenmode auch heute noch den feinen Faltenwurf, die



John Lavery: Mary (in Profil).

langen und fließenden Kleider eines Gainsborough bevorzugt; der Einfluß, den dieser Maler auf die englische Frau gehabt hat, ist noch heute in vielen Kleinigkeiten des englischen Lebens zu erkennen. Im Ernst: mir scheint, als habe sich Englands Porträtkunst nie so ganz von seinem Einfluß freimachen können. Die politischen Wirren zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Schwierigkeiten, mit denen England zu Beginn des Viktorianischen Zeitalters zu kämpfen gehabt hat, sind nicht ohne Einfluß auf seine Porträtkunst geblieben, und, wie fast überall in der Welt, haben diese Jahre einen Niedergang in der englischen Malerei gebracht. Wir verdanken dieser Zeit naturgetreue Kopien von bedeutenden Männern, die heute einen großen Teil der Porträtgalerie der Nationalgalerie ausmachen; es muß aber gesagt werden, daß dies so ziemlich alles ist, und daß hohe künstlerische Anforderungen nicht an diese Werke gestellt werden können.

Erst mit dem Einfluß von Burne Jones und Rossetti machte sich wieder eine entschiedenere Richtung in der englischen Porträtkunst, die sich jedoch glücklicherweise nicht lange halten konnte, bemerkbar. Die krankhafte Überkultur besonders des ersten der beiden bedeutenden Künstler konnte auf die Dauer dem englischen Geschmack nicht zusagen, und wenn auch kein Künstler jemals so bei seinen Lebzeiten anerkannt worden ist wie Burne Jones, sein Einfluß hat dennoch seine Zeit nicht überdauert. Freilich ist er nicht gegangen, ohne den Grund für manche der Überspanntheiten der modernen englischen Frau gelegt zu haben. Erst mit dem Erscheinen Whistlers brach sich die neue glänzende Periode der modernen Porträtkunst Englands Bahn.

Die englische Porträtkunst ist etwas, das sich nicht gleich scharf und bestimmt charakterisieren läßt. Kunst und Kunstleben im Kreise eines Volkes hängen von einer Menge Kleinigkeiten ab, die erst verstanden werden müssen, ehe man darangehen kann, die Kunst in sich selber verstehen zu wollen. Englands politische Entwicklung, seine Geschichte und sein Volksleben sind anders verlaufen als die der kontinentalen Länder, und seine Kunst ist andre Wege gegangen. Zu allen diesen nationalen Eigentümlichkeiten, die das Seelen- und Liebesleben eines Volkes beeinflussen müssen, sind andre natürliche Einflüsse gekommen. Die Luft und das Licht des einsamen Insellandes im Norden Europas sind verschieden von denen des Kontinents, und der englische Maler hat eine Farbenkonzeption, die sich von der kontinentalen stark unterscheidet. England hat eine eigne Schule geschaffen, in welcher allerdings das Porträt immer eine Sonderstellung eingenommen hat. Die natürlichen Vorbedingungen des Por-



John Lavery: Erzbischof von Birmingham.

träts sind andre wie die, welchen die Landschaft unterliegt. Notwendigerweise hängt es in seiner Darstellung fast ausschließlich von der Atelieraufnahme ab, und Atelierbeleuchtung ist der erste Faktor für die Konzeption des Künstlers in Pose, Farbe und Licht. Ohne Zweifel muß auch hier das englische natürliche Moment in die Auffassung des Künstlers hineinspielen, denn sein Auge, das sich durch langes Studium an englische Farben und englische Lichteffekte gewöhnt hat, wird diese mit der Zeit überall, selbst in seinem Atelier, ja selbst bei der künstlichen Beleuchtung der „elektrischen Sonne“ sehen. Das englische Klima ist sehr merkwürdig, die Farbenentwicklung in der natürlichen Beleuchtung außerordentlich interessant. Zu gewissen Jahreszeiten, wenn die Luft warm genug ist, um alle Feuchtigkeit aufzusaugen, wirkt die englische Luft wie ein Kaleidoskop und zeigt alle Gegenstände, selbst die in der Ferne, in einer wunderbaren Klarheit und mit einer so außerordentlichen Tiefe, wie man sie an besonders glücklichen Tagen eigentlich nur noch in Italien zu Gesicht bekommt. Der Effekt ist so stark, daß der Beschauer oft nicht imstande ist, auch nur annähernd die Entfernung gewisser Punkte zu schätzen, während Schatten und Licht sich in scharfen Gegensätzen scheiden und die Landschaft plastisch hervortreten lassen. Auf der andern Seite stehen dann die Herbst- und Frühlingstage und der Winter, an denen ganz England in eine leichte Nebelschicht gehüllt zu sein scheint, die alle Kontraste verwischt, die keine bestimmte Farbe mehr zuläßt und nur noch „Impressionen“ duldet. Constable ist derjenige von allen englischen Landschaftsmalern, der England in dieser Beziehung am besten verstanden hat; kein andres Land hätte einen Künstler wie ihn hervorbringen können.

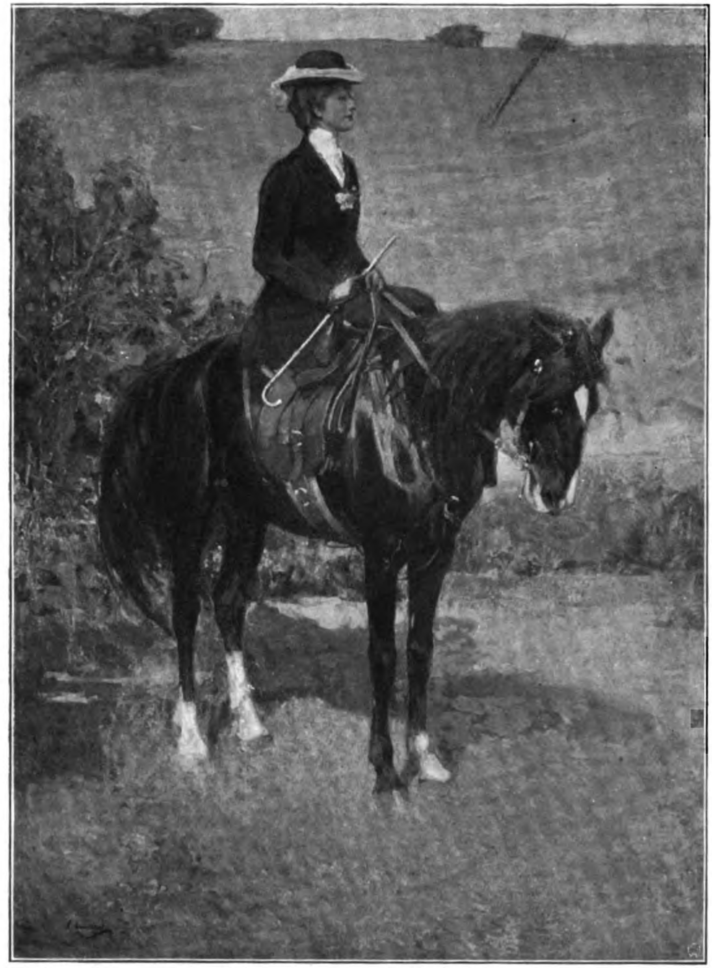
Diese beiden Natureigentümlichkeiten sind es gewesen, die auf Englands Porträtkunst von heute ihren Stempel gedrückt haben, und wenn man sich die Mühe nimmt, die Schöpfungen der einzelnen Meister des modernen englischen Porträts nach diesen Gesichtspunkten zu betrachten, so wird man leicht finden, wie sehr die englischen Künstler mit den Augen ihrer Heimat sehen. Das typisch Englische bleibt in allen ihren Werken, seien sie Anhänger welcher Schule sie wollen. Freilich — es sind auch einzelne wenige, die es



John Lavery: R. B. Cunningham Graham Esq.

lieben, ihren eignen Weg fern von der großen Heerstraße englischer Kunst zu gehen.

Zu ihnen gehört John Lavery als einer der leitenden Vertreter. Lange Jahre Vizepräsident der Internationalen Society, die ihre jährlichen Ausstellungen in London abhält, hat sich dieser Künstler selbständig auf eignen Wegen entwickelt. Er hat keine Schule geschaffen, aber er gehört auch keiner Schule an, ein Eigner, den man verstehen muß, um ihn zu lieben, der aber schwer verstanden wird. Lavery, ein glühender Verehrer Velazquez', hat mit dessen Augen sehen gelernt, aber das Geschick seines Lebens ist seine innige Freundschaft mit dem Riesen der angloſächsischen Maler, Whistler, geworden. Whistler war es, der mit seiner Riesenfaust plötzlich alles Hergebrachte in der englischen Malkunst über den Haufen warf, der grimmig das Alte stürzte und sich selber an dessen Stelle setzte, unbekümmert, ob andre ihm darin folgen konnten oder nicht. Whistler



John Lavery: Die Reiterin.

sie einem gemeinsamen Ziel entgegenführte. Der Whistler, der an seinen müden und freien Nachmittagen in das Atelier seines Freundes kam, um mit ihm zu plaudern und zu planen, muß ein andrer Mensch gewesen sein als der, den wir fechtend und zerschmetternd wie einen Titanen gesehen haben. Es ist natürlich, daß ein Mann wie Whistler auf einen Freund, wie es Lavery ihm gewesen ist, zumal einen Freund, der bereits unbewußt denselben Weg eingeschlagen hatte, nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Ich denke aber, es würde falsch sein, Lavery je als einen Whistler-Nachahmer zu bezeichnen. Im Gegenteil, seine Kunst hat sich wesentlich verschieden von der seines Freundes entwickelt.

John Lavery ist heute längst kein Unbekannter mehr. Seine Gemeinde ist klein, aber gewählt; seine Werke erfreuen sich der Anerkennung, die sie verdienen. Noch verhältnismäßig jung an Jahren, hat er die Genugtuung, daß Bilder von ihm in den Galerien von Berlin, Brüssel, München, Philadelphia, Pittsburg, Edinburg, Glasgow und im Luxembourg-Museum zu Paris hängen.

In der Pariser Sammlung finden wir z. B. das Porträt „Spring“ (Frühling). Dieses Gemälde, sicher eins seiner besten, stellt ein junges Mädchen im englischen Kostüm mit einem Armvoll Kirschblüten dar. Ein einfaches, anspruchsloses Bild mit schlichter Geste und weichen feinen Farben, zeigt es bereits die ersten Anfänge jener neuen künstlerischen Entwicklung, die Laverys Freunde an ihm während der letzten Jahre so bewundert haben. „Spring“ ist in Berlin gemalt, nach Kirschblüten von Werder, und es

war es, der die moderne Schule Englands gelehrt hat, zu sehen und zu malen, wie sie heute sieht und wie sie heute malt. Er hat damit ohne Zweifel unendliches Unheil angerichtet, unbeabsichtigt und unbewußt in seiner napoleonischen Tyrannei, der die Schwächeren unterlagen, ohne in der Lage zu sein, für ihr Eignes, das sie verloren hatten, Neues und wieder eignes Besseres zu setzen. Die meisten sind ja denn auch weiter nichts geworden als einfache Nachahmer des Riesen.

John Lavery gehört nicht zu diesen bloßen Whistler-Nachahmern. Als er mit Whistler bekannt wurde, stand seine Kunst schon fertig da, und wenn Kunstkritiker heute in Lavery hier und da dennoch den Einfluß Whistlers zu erkennen glauben, so kann es sich nur um ein inniges Verstehen handeln, das zwischen diesen beiden Männern bestand, das



John Lavery: Mary in Grün.
Zu dem Aufsatz „John Lavery" von Ludwig W. Schmidt.

ist bezeichnend für die Vorliebe, die der Künstler für Deutschland und für die deutsche Reichshauptstadt hegt, daß er gerade eins seiner lebensvollsten Bilder dort geschaffen hat.

Soll man Lavery einen Impressionisten nennen? Wie gesagt, er ist eine Schule für sich, und wenn er Nachahmer gefunden haben sollte, so sind diese noch lange nicht berufen, das zu geben, was der Meister gewollt und erzielt hat. Zunächst: seine Gemälde bezaubern alle durch eine an das Wunderbare grenzende Empfindsamkeit für die Farbe, die allerdings erst dann zum vollen Ausdruck kommt, wenn der Künstler imstande ist, das Objekt unter seinen Willen zu zwingen. So ist eins seiner besten Bilder: „Mary in Grün", entstanden. Auch dieses Bild stellt eins seiner Lieblingsobjekte dar: das Vollporträt eines jungen, träumend in die Welt blickenden Mädchens im altenglischen Kleid. Es gibt Menschen, die es für das beste halten, was er je gemalt hat. Lavery, sagen sie, hat sich vielleicht seit jener Zeit weiterentwickelt, „Mary in Grün" ist aber sicher das „Laverysche Bild", wenn man diesen Ausdruck prägen darf. In keinem seiner Werke kommt der Künstler so zu seiner vollen Entfaltung. In keinem haben sich Objekt und Idee so innig verschmolzen, und in keinem geht die Kunst der Farbenkomposition eine so enge Verbindung mit der Idee des Bildes ein. Lavery, der oft mit einer souveränen Gewalt über den Gegenstand hinweggeht, um seinem Hang nach Farbenwirkung und Ton zu genügen, hat hier ein Kunstwerk von dauerndem Wert geschaffen, eins der Bilder, die einst hoch wie Türme aus der Zahl seiner Werke hervorstechen werden. Man weiß nicht, was man an diesem Bilde mehr lieben soll, die Figur des jungen Mädchens mit den träumenden, sehnenden Augen oder die feine Farbenkomposition des Grün mit dem dunklen Hintergrund.



John Lavery: Mrs. Brown Potter.

Schüler Laveryscher Kunst werden in diesem Bilde das finden, was sie von Lavery lernen möchten: die sichere Technik der Komposition; sie werden aber nicht lernen können, was diesen Künstler ausmacht: seine feine Empfindung für die Eigenschaft der Farbe. Lavery bevorzugt keine robusten Charaktere wie Lenbach, er sucht sich seine Modelle unter den Träumern, den Phantasten des Geistes und den stillen Kämpfern. Das Bild eines englischen Geistlichen, das diesem Aufsatz beigegeben ist, eins der letzten und reifsten Bilder des Künstlers, vertritt am besten diese



John Lavery: Dame mit Perlenhalsband.

seine künstlerische Seite. Es ist Lavery in diesem Bilde gelungen, einen vollen und menschlichen Ausdruck für das stille und arbeitsfreudige Schaffen des beliebten Kirchenmannes und Gelehrten zu finden. Die Haltung ist womöglich noch einfacher als in früheren Bildern, das Kolorit deckt sich womöglich noch mehr als bei allen seinen andern Werken mit dem Objekt, und die Figur selbst ist von jener edlen Klarheit, die wir sonst nur bei dem großen Porträtisten Whistler finden.

Ein andres Männerbildnis, aber eins, das einer wesentlich früheren Zeit Laverys angehört, ist das von R. B. Cunningham Graham Esq., dem Schriftsteller, Sozialisten und Weltenstürmer, dem Freunde des Sozialisten John Burns, der gegenwärtig Mitglied des englischen Ministeriums ist, aber mit ihm zusammen einst für die Erregung von Volksunruhen auf dem Trafalgar Square in London verhaftet und bestraft worden ist.

Es sind jedoch nicht die Männergestalten, die Lavery und seiner Kunst ihren Ruhm verschafft haben, sondern seine Frauen.

Schon in der Einleitung habe ich von dem Einfluß gesprochen, den die Frauen auf die englische Porträtkunst und, vice versa, welchen die Kunst auf die Frau ausgeübt hat. Lavery ist einer der Hauptvertreter dieser echt englischen Frauenauffassung. Wie kein zweiter hat er es verstanden, das Seelenleben dieser Frauen in seinen Bildern wiederzugeben, und unter seinen vielen Werken stechen immer und immer wieder seine Frauenbildnisse hervor. Lavery ist in Irland geboren, jenem unglücklichen Lande der englischen Krone, das so viele Künstler hervorgebracht hat, das sich aber selber nicht des Glückes erfreut, diese Kunst zu genießen. Glasgow war seine zweite Schule, und hier hat er zu jener Gruppe von jungen Künstlern gehört, die von hier aus die Welt erobern wollten und es zum Teil auch getan haben. Die Mischung von irländischem Gefühl mit der tiefen Empfindung Schottlands, die lautere Heiterkeit des irischen Tempera-



John Lavery: Dame mit grünem Band.



John Lavery: Vater und Tochter. (Selbstbildnis des Malers.)

ments im Verein mit der Fröhlichkeit des Schotten, die grünen Farben Irlands, gehüllt in leichte Nebel, und die düstern Hintergründe der schottischen Berge haben den Künstler gemacht, sie haben ihm die Eindrücke seines ersten künstlerischen Empfindens vermittelt, die sich in allen seinen Werken wiederfinden. Die Vorliebe, die er von jeher für den irisch-keltischen Typ der englischen Frau gehabt hat, ist in jenen Jugendjahren entstanden.

Über die beiden Werke „Mary in Grün" und „Spring", die beide nach demselben Modell gemalt, ist bereits gesprochen worden. Das dritte fällt aus dem Rahmen der sonstigen Bilder Laverys heraus: diese „Mary" (im Profil) ist mehr eine Studie nach einem Charakter, und der Künstler hat mit ihm einen neuen Typus geschaffen. Das Bild selber ist in der Öffentlichkeit im Original nur wenig bekannt geworden, aber nichtsdestoweniger eins der besten Werke Laverys, sowohl in der Farbenkomposition wie in der Darstellung.

Die Kunst Laverys in der Schaffung von Frauentypen findet jedoch ihren Höhepunkt in einer andern großen Reihe von Damenporträten, die sich teils in Privatbesitz, teils in öffentlichen Galerien finden. Lavery hat seine Modelle meist aus der großen Gesellschaft gewählt: Frauen mit feinen, durchgeistigten Gesichtern, zarten Händen und vollendeten Manieren. Aber mit der Arbeit verschwindet mehr und mehr das Porträthafte, verblassen die Grenzen, an welche ihn das Modell bindet, und langsam bricht sich der frei schaffende Künstler Bahn. Seine Phantasie beginnt ihre eignen Wege zu gehen, das Porträt verliert an Prägnanz, und an seine Stelle tritt das Bild als die Vollendung der künstlerischen Idee. So sind Bilder wie Mrs. Wetzlar, Mrs. Brown Potter und die „Dame mit dem grünen Band" entstanden.

Laverys Bilder haben nicht immer die Zustimmung der Kritik gefunden, aber was macht das? Es ist gesagt worden, daß er oft, um eine Farbenwirkung zu erzielen, andre wichtige Momente des Porträts opfert. Der Musiker, der sich ans Piano setzt, um ein Konzert von Beethoven zu spielen, wird nicht immer so spielen, wie Beethoven selbst es gewünscht haben würde, sondern wie sein Gefühl, seine Stimmung es ihm vorschreibt.

Der Maler muß sein Modell so darstellen, wie er es empfindet oder wie seine Augen es ihm darstellen. Dazu kommt aber bei Lavery noch ein äußerst feines Verständnis für die Schönheiten der Farbe. Er ist keiner der Maler, die in der Farbe schwelgen oder vorgeben, es zu tun. Im Gegenteil, er ist sehr vorsichtig mit seinen Farben, er stellt sie nach eignen, nur ihm bekannten Methoden zusammen und erzielt auf diese Weise jene stillen Wirkungen, die seine Kenner und Verehrer an ihm lieben. Einzelheiten, vielleicht von Wichtigkeit für den Philister, verschwinden in dem Dunkel eines Farbentons, Unwichtiges tritt desto kühner hervor.

Bezeichnend für diese Eigentümlichkeit des Künstlers ist Laverys Selbstbildnis mit seiner kleinen Tochter. Es ist nicht seine Figur, die er in den Mittelpunkt des Bildes gestellt hat, sondern vielmehr das kleine Mädchen mit dem dunklen Lockenkopf und dem feinen Gesicht. Der Künstler selber verschwindet im Hintergrund, aus den weichen Farbentönen werden nur sein Gesicht und seine Hände sichtbar; das andre verbleibt im Dunkel, und die Zersetzung der Farbe wird auch das, was noch zu sehen ist, mehr und mehr verdunkeln. Es bleiben der denkende Kopf des Künstlers, die Hände und das Kind. Der Traum eines Lebens ...

Vielleicht liegt in diesem Bilde der Schlüssel zu Laverys Leben, zu seiner Kunst und zu seinem Schaffen.

Die drei Sirenen

Zwischen Positano und Sorrent
Schleicht mein Wäglein durch das Berggeländ'.

Vorne: Rößlein nickt, Cocchiere nickt;
Hinten: Hand hat sich um Hand 'gestrickt.

Und die Zweige nicken früchteschwer
Aus den Goldorangengärten her.

Leise spricht es: „Pflücke, Freund, und greif!
Heute sind die goldnen Früchte reif!"

Vom Sirenenriff herauf zum Strand
Nickt's dazu und winkt mit weißer Hand.

Und es lacht und neckt und singt zu zwei'n:
„Freund, wo mag die schöne Schwester sein?"

Jäh erschrocken fragt mein Auge: „Du?"
Und ein Hexenauge nickt mir zu:

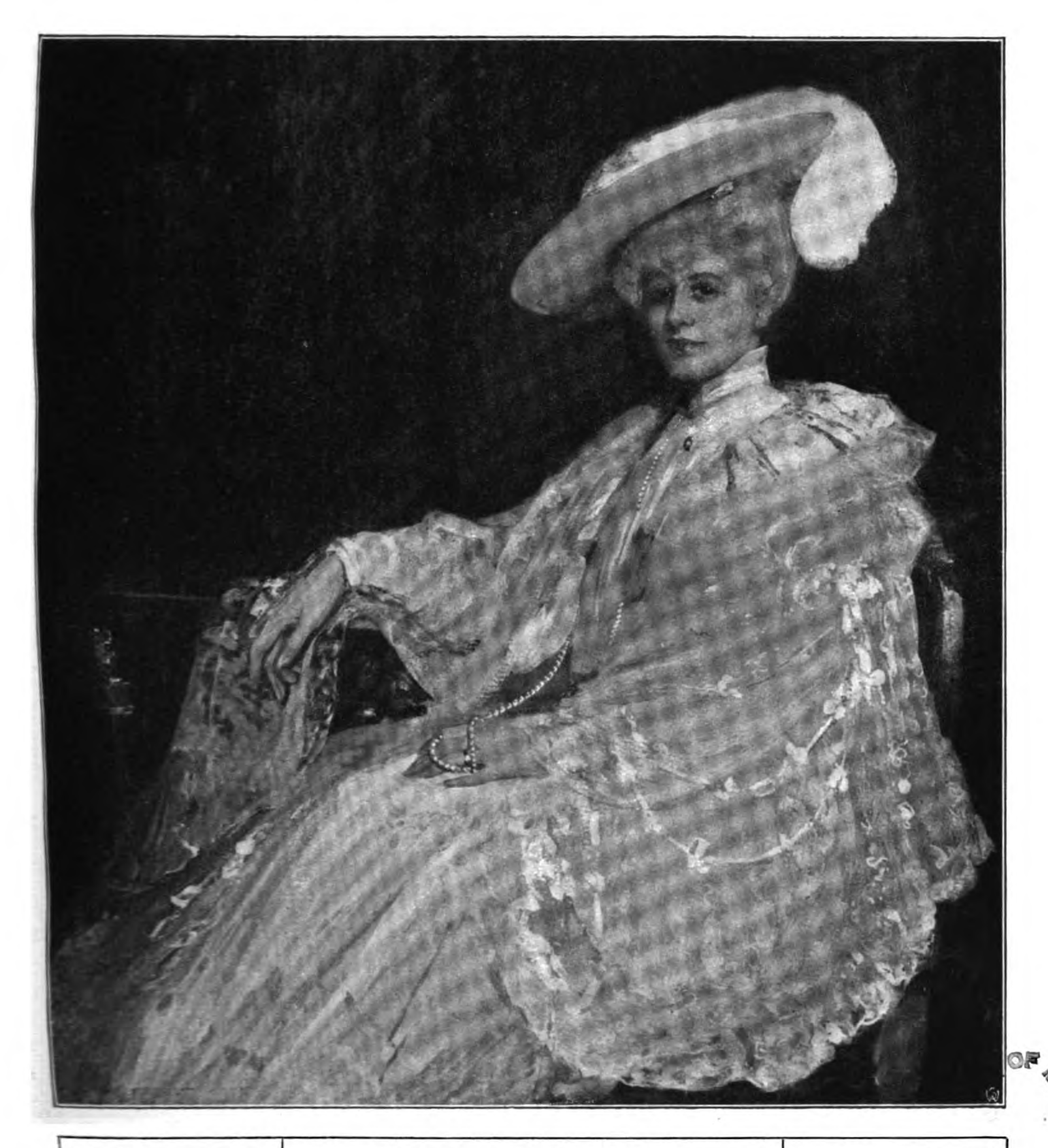
„Aus den Wogen in den Wagen hier
Stahl die dritte, schlimmste sich zu dir!"

Und ein blaues Rätsel, liebewarm,
Liegt des Meeres Wunder mir im Arm.

„Ja!" nickt Pan aus brünst'gem Fruchtgeländ' —
Zwischen Positano und Sorrent ...

Fritz Erdner





John Lavery: Mrs. Wetzlar.
Zu dem Aufsatz „John Lavery“ von Ludwig W. Schmidt.



Die Glocken der Heimat

Roman von Adam Müller-Guttenbrunn

III

Auch im Pfarrhause gab es Kokons abzuliefern nach Neusatz an die Seidenfabriken. Es war nicht viel geworden aus der Unze Samen, den der Pfarrer übernommen hatte, denn alle pfuschten mit bei der Fütterung und Pflege der Tiere: die Juliska, der Kaplan, die Klarineni. Am besten waren sie noch versorgt, wenn der Pfarrer selbst sich ihrer annahm. Es verdroß ihn nur, daß er dabei nicht rauchen sollte. Diese neue Botschaft hatte der Herr Kaplan ihm gebracht; es war die Weisheit der Wielands-Liszka. Und die galt etwas in diesem Falle. Der Pater Istvan schwärmte ja für ihre Seidenzucht. Die Juliska, die auch immer gern eine Zigarette im Munde hatte, sollte zuletzt auch nicht mehr rauchend das Zimmer betreten dürfen, in dem die Zucht untergebracht war. Sie lachte nur dazu. Ihr weiblicher Instinkt witterte hinter der Schwärmerei des Kaplans das Interesse für das Mädel und nicht für die Seidenzüchterin. Sie hatte nur einen unbewachten Blick aufgefangen, damals beim Kaufmann Jellinek, und sie erwartete mit voller Sicherheit den Tag, an dem ihr geistlicher Hausgenosse unter irgendeinem Vorwand mit der „schönen" Liszka in Verkehr treten würde. Sie täuschte sich nicht, der Tag kam. Und sie behandelte den Pater, mit dem sie früher gern geflirtet hatte, jetzt eisig kalt. Er merkte es wohl, doch er stellte sie nicht zur Rede, er ließ es sich gefallen. Das bestätigte nur ihre Vermutungen, und es reizte sie.

Na, wenn der Bacsi davon Wind bekam! In solchen Dingen verstand er keinen Spaß.

Aber was ging das sie an? Sie langweilte sich tödlich in dem „Nest" und schmiedete schon Pläne für den Winter. Der Kaplan spielte in diesen Plänen aber keine Rolle. Ihre Leidenschaft war das Theater. In Preßburg hatte man sie als Pensionärin des Klosters ängstlich ferngehalten von dem Stadttheater, das vor ihren Fenstern lag, hier aber sollte das niemandem gelingen. Temesvar war nicht weit. Sie wird die Mammi schon dafür gewinnen. War nicht der Baron Simonyi entzückt von ihrem Vortrag? Wer weiß ...

Die Seidenernte des Pfarrhauses war durch den Kaplan zum Schluß doch noch gerettet worden, und die Klarineni wußte ihm Dank dafür. Wenn es auch nur ein oder zwei Kilo waren, und wenn sie auch nur dreißig Frank für das Kilo erhielt, es war leichtverdientes Geld. Sie ließ den Straub-Michl rufen, er sollte für sie liefern gehen. Er fuhr ja so oft nach Neusatz.

Und er kam. Der Kaplan zeigte ihm alles, überzeugte ihn, daß die Kokons reif waren, und übergab sie ihm. Er hatte sie genau so hergerichtet wie die Liszka die ihren, und der Michl schmunzelte, als er das merkte.

„D'r Herr Kaplan hot was galernt vun mein'r Braut," sagte er.

„Von —?!"

„Joo. Sidder gescht (seit gestern) is die Liszka mei' Braut," sagte er breit und behaglich.

Dem Kaplan war, als hätte ihn wer auf den Kopf geschlagen. Der also war es? Zu dem stieg sie hinab, um der Schande zu entgehen? Stotternd entgegnete er: „Da wü—ünsch' ich Ihnen Glück, Herr Straub."

„Dank schön. Des werd vun selber kumme mit so ei'm brave Weib."

Pater Istvan sah ihn forschend an. Wußte er, oder wußte er nicht? Hatte sie seine Bedingung erfüllt? Der Mann sah ihm zu zufrieden aus, zu beglückt.

„Und weiß man's schon im Dorfe?"

„Ah, naa. Die Liszka will noch eh'nder wallfahrte geihn. Sie is gar frumm."

„Das ist recht. Und wann wollt ihr denn heiraten?"

„Glei' druf werd g'heiert. Mir wer'n den Herrn Pfarrer halt um an Dischpens bitta."

„Wenn es sein muß," sagte achselzuckend der Kaplan. Jetzt wußte er, daß seine Bedingung erfüllt worden war.

Der Straub-Michl zwinkerte halb pfiffig, halb verlegen: „Jo — es hot halt Eil'."

„Soso! Soso!" sprach der Kaplan und sah den Mann starr an. Beinahe hätte er gelacht. Der nahm das also auf seine Kappe. Er wollte sogar ihn, den Kaplan, glauben machen ... Na ja, freilich! Für den Straub-Michl wäre die Liszka gewiß zu haben gewesen ohne dieses Malheur! Ausgerechnet für ihn war sie aufgeblüht in ihrer ganzen blonden Schönheit. So ironisierte Pater Istvan den Mann in Gedanken. Aber es gefiel ihm, daß der Michl seine Rolle so gut spielte, daß er sich so breit vor den guten Ruf seiner Braut stellte.

„Und wann geht denn die Liszka wallfahrten?" fragte er leichthin.

„Am Dunnerschtag. Sie will aus Buß' — Hochwürde versteihn mich schun — uf Maria-Schnee; hin und z'rick will se zu Fuß geihn. Ich häb mitwolle, äwer sie leid't's nit. Allaan will se sein."

„Lassen Sie ihr den Willen, lieber Herr Straub, sie tut recht."

„Dank schön, Herr Kaplan. Na, und die Kokons wer' ich halt abliefere. Ich wer s' ehna schun ufschwätze far die erscht Klass'. Die Bas' Klari soll zufriede sei' mit mer. G'lobt sei's Chrischt, Hochwürde!"

So ging der Straub-Michl mit seinem Körbchen Kokons aus dem Pfarrhaus. Er ging heim zu seiner Mutter.

Die war seit einigen Tagen ganz still geworden, sie redete nicht ungefragt mit ihrem Sohn, sie grollte ihm. Wie ein kleiner Bub' war er vor ihr gestanden, als er ihr alles sagte, und sie fuhr gar mächtig auf. Nie und nimmer werde die alte Straubin so eine Schwiegertochter in ihr Haus nehmen, sagte sie. Und ob er sich denn als Mann nicht in die Haut hinein schäme, so einen Schritt zu tun, fragte die Mutter. Sogar mit der Auswanderung drohte sie. Zurück nach Josefsfeld wolle sie gehen, wo sie noch einen Bruder und eine verheiratete Tochter hatte, wenn der Sohn ihr das antue. Denn sie stammte aus dem Nachbardorf und war protestantisch. Ihre Heirat mit dem Straub aus Karlsdorf zählte zu den so seltenen Mischehen zwischen evangelischen und katholischen Schwaben, und die geborene Gertrud Ulmer war nicht übergetreten, sie war augsburgisch geblieben. Der Sohn wurde katholisch, die Tochter evangelisch getauft, und diese hat wieder hinüber geheiratet in das Heimatdorf der Mutter. Jeden Sonntag ging sie mit dem Mädel hinüber zum Gottesdienst, und drüben fand sie auch den Schwiegersohn. Sie war dort nicht unwillkommen, der Michl solle nur ja nicht glauben, daß sie bei ihm bleiben müsse.

Wie ein Gewitter hatte das getobt ein paar Tage lang. Der Michl schwieg und kränkte sich. Er aß nichts mehr, rauchte nicht, kam ganz von Kräften. Da schwieg endlich auch die Mutter. Das konnte sie tun, reden und zanken brauchte sie ja nicht, aber nachgeben wird sie gewiß nicht. In ihr Haus kommt die Wielands-Liszka keinesfalls. Der dumme Bub! War er darum dreißig Jahre alt geworden, daß er sich von so einer fangen ließ?

Der Michl hätte sich die Haare ausraufen können, daß er seiner Mutter die volle Wahrheit gesagt hatte. Zu spät erkannte er, daß das gar nicht nötig gewesen wäre. Was braucht eine Mutter so etwas zu wissen? Und zurück konnte er nicht mehr. Das Mädel lag ihm schon lange im Sinn; nur getraut hatte er sich nie, daran zu denken, daß sie ihn nehmen möchte. Alles lebte auf in ihm, als er merkte, daß sie ihm geneigt war; ein Fieber fiel ihn an, und er konnte nicht mehr von ihr lassen. Sollte er sie deshalb preisgeben und verachten, weil ein Schuft sie betrogen hat? Mögen andre darüber anders denken, er wollte nichts davon hören. Und wissen tut es ja nur einer. Wenn der davon redet, schlägt er ihn nieder.

Aber die Mutter? Oh, das schmerzte ihn! Aber seitdem er mit der Liszka in Neusatz war, einen ganzen Tag mit ihr allein, seitdem war auch das überwunden. Wie sie alle sich nach dem Landmädel umgeschaut haben, die Beamten, die Offiziere, die französischen Seidenfabrikanten — an jedem Finger könnte sie einen „Herrn" haben, wenn sie wollte, und doch wählte sie ihn, den einfachen Straub-Michl. Mochte die Mutter

trutzen, mochte sie auswandern zur Schwester, ihm war jetzt alles gleich. Und da die Liszka meinte, daß er nach der Hochzeit zu ihr ziehen solle, war ja auch alles anders. Man konnte der alten Mutter ihren Frieden lassen, sie brauchte nicht auszuwandern, wenn sie nicht wollte.

Und seitdem alles klar war, was zu geschehen habe, kehrte sein Humor wieder zurück. Er konnte und wollte sein Glück nicht verbergen.

Die alte Straubin sah es mit Staunen. Er aß heute ganz vergnügt sein Mittagbrot. Sie aber kleidete sich daraufhin resolut an, um nach Josefsfeld zu gehen und mit der Tochter ihre Zukunft zu besprechen.

Der Michl merkte gleich, als sie voll Mißbehagen die Prünellschuhe, die sie immer trug, gegen Lederschuhe vertauschte, was sie vorhabe. Er blinzelte ihr zu und lächelte sie an. Aber sie übersah ihn. Er redete ihr zu Gehör, daß es doch nicht zu verachten wäre, wenn man künftig zwei Häuser besäße und wohnen könnte, wo man wollte.

Da lachte die Straubin auf, daß das Schlagwerk der alten Schwarzwälderin zu rasseln und zu summen begann. „Die alt' Wielandin gitt deer er Haus? Maanscht? Dem Bankert werd sie's gäwe, und du konnscht d'r 's Maul abwische, du Hans Narr du!" sagte sie schneidend und band sich ihr schwarzes Kopftuch unterm Kinn. Sie war fertig. „In mei' Haus kimmt nar a brav's Mädscha, des schaffe galernt hot. Kei' Putzgredl mit aner Zuwag'. Des is mei letscht' Wart."

Der Michl blieb ruhig und gelassen und stopfte sich seine Pfeife nach Tisch. „Ich loss' die Kathl halt schön grüßa; und wann die Hochzeit is, werd se schun noch erfahre," sagte er. „Mei Motter, des könnt 'r ehr sage, konn in dem Haus wohne, saulang se lebt. Ich geih am Hochzeitstag fart und kimm nimmei."

„Nimmei?" rief die alte Straubin entsetzt und starrte ihren Sohn an.

„Nimmei," sagte dieser und wendete sich nach der Tür. „Sau an Dickkopp wie die Motter hot der Suhn halt aa." Und damit verließ er die Stube.

Die alte Straubin aber zog wieder ihre geliebten Prünellschuhe an, als er draußen war.

* * *

Früher als die Sonne war die Liszka aufgestanden, um ihre Bußfahrt anzutreten. Es herrschte schon Leben in den Bauernhöfen, das Vieh wurde gefüttert, die Wagen aus der Scheuer in den Hof geschoben, geschmiert und zur Ausfahrt vorbereitet, aber die Gassen lagen noch einsam da und leer. Die Hähne krähten, die Schwalben orgelten und tremolierten wie im Halbschlaf auf ihren Nestern in den Hausgängen. Da trat Liszka aus der Tür ihres Hauses und schritt das Gässel hinauf gegen die Kirche hin. Sie war dunkel, ohne alle Hoffart gekleidet, hatte keine Farben auf sich, nur ihre Wangen blühten im Rahmen des schwarzseidenen Kopftuches, und ihr Blondhaar quoll an den Schläfen ein wenig hervor. Ihre Mädchenhaftigkeit, die ihr gebot, ohne Kopftuch zum Altar des Herrn zu pilgern, hatte sie abgelegt; sie ging wie eine junge Bäuerin ihren Weg. Und an Stelle ihres mit Silber beschlagenen Gebetbuchs hatte sie das bescheidene alte der Mutter genommen. Ein Rosenkranz war um das Gelenk ihrer Rechten geschlungen, und so ging sie ernsten, festen Schrittes dahin. Sie bekreuzte sich dreimal, als sie das Haus verließ, und besprengte sich ein wenig mit Weihwasser. Und schon vor der Kirche schlug sie wieder ein Kreuz und betete im Weiterschreiten ihr erstes Vaterunser. Ihr Blick streifte flüchtig die Front des Pfarrhauses. Die grünen Fensterläden waren sämtlich geschlossen, nur an dem kleinen Anbau, in dem immer der jeweilige Kaplan wohnte, stand ein Fenster offen. Sie kam am Gemeindehaus, am großen Wirtshaus vorüber, und alles lag noch in tiefem Schlaf. Das große Wirtshaus! Die Liszka wendete den Blick ab von dem Schauplatz aller Tanzfreudigkeit und Weltlust, wo die Kirweih und der Fasching, die Maitänze und die spätherbstlichen Feste vor Kathrein die Dorfjugend zusammenführten, wo auch sie ihrem jungen Blut erlegen war. Vortänzer war der Matz, und sie hatte ihm den Kirweihstrauß auf den Hut binden dürfen; den ersten Reigen durfte sie mit ihm tanzen, während die andern vor Neid platzten. Aber der Matz forderte seinen Lohn für diese Ehre, und sie gab ihn ohne viel Widerstreben; wie im Rausch war sie mit ihm aus dem heißen Tanzsaal hinausgestürmt in die Sommernacht.

Sie griff nach ihrem Rosenkranz und betete ein zweites Vaterunser. Dabei hatte

sie den Höhepunkt des Dorfes überschritten, die Hauptgasse neigte sich wieder, floß in der Ebene dahin und ergoß sich in die breite weiße Komitatstraße, die in die Ferne führte. Auf den Gipfeln der serbischen und slawonischen Berge jenseit der Donau blitzte die Sonne auf, die Lerchen trillerten hoch in den Lüften, und auch sie wurden schon von ihren ersten Strahlen getroffen. In dem Feldgebreite, das sich weithin dehnte, wogte das Getreide wie ein Meer. Und schon wurden überall die Sicheln und Sensen gedengelt zum Schnitt.

Als die Frühglocke geläutet wurde, schritt die Liszka schon durch Josefsfeld, und sie betete auch vor dieser Kirche ihr Vaterunser, unbekümmert darum, daß es ein evangelisches Gotteshaus war. Sie gedachte dabei der Mutter des Michl. Vielleicht hilft ihr der liebe Gott doch noch, sie umzustimmen.

Offiziere begegneten ihr in Josefsfeld und sahen ihr erstaunt nach. Den einen kannte sie vom Sehen; es war der Graf, der oft durch Karlsdorf ritt. Man sagte, daß ihm die Juliska gefalle.

Die bis dahin einsame Straße belebte sich von jetzt ab mit Bauernwagen und mannigfachen Gefährten. Sie grüßte jeden deutschen Wagen mit „G'lobt sei's Chrischt!", und die Bauern rückten den Hut und dankten ihr, sie erkannten den Zweck ihres Ganges und luden sie nicht ein, mitzufahren, wie dies sonst üblich ist. An herrischen Wagen sah sie vorbei, denn die Insassen belästigten sie nur mit kecken Zurufen; die hatten keine Achtung vor dem Gebetbuch und dem Rosenkranz in ihren Händen. Daß sie sauber sei, wußte sie ohnehin. Brauchte ihr's nicht jeder herrische Laffe zu sagen.

Mittags kam sie an dem Felsen der Festung von Peterwardein vorüber. Wie oft hatte sie ihn nicht schon gesehen, wenn sie nach Neusatz kam! Wie oft war sie nicht auf der Schiffbrücke über den Strom hinübergeschritten! Aber so gewaltig wie heute war ihr diese Donaufestung noch nie erschienen. Hoch oben, auf dem Kamm des Felsens, wurde jetzt eine Fahne geschwenkt, eine Glocke hallte über den Strom hin, und die Schiffbrücke teilte sich langsam in der Mitte; sie öffnete eine Gasse für den Dampfer, der die Bergfahrt von Belgrad her machte. Vielleicht war wer aus dem Heimatdorf auf dem Schiff. Aber was kümmerte das sie? Ihr war viel lieber, sie wurde heute nicht gesehen. Die Leute hätten sich doch nur unnötige Gedanken gemacht über ihre Wallfahrt. Und sie bog rasch ab auf den wohlbekannten Weg nach Maria-Schnee. Jedes Jahr pilgert die Gemeinde Karlsdorf einmal hierher, und sie war oft genug mit dabei, aber allein hatte sie den Weg nach dem Gnadenort noch nie gesucht. Sie dachte viel Schönes auf diesem Wege, viel Gutes und hatte ihren Rosenkranz schon zweimal durchgebetet. Sie wollte dem ehrlichen Straub-Michl ein braves Weib sein und nie vergessen, was er für sie getan. Sie wollte ihm die Mutter versöhnen. Auch dem Oberlehrer Heckmüller dankbar zu sein, gelobte sie sich. Er hatte geschwiegen selbst gegenüber der Frau Rosa. Und auch dem Herrn Kaplan, der ihr diesen Bußgang auferlegen, und der sie zur Wahrhaftigkeit verhielt, war sie Dank schuldig. Sie wollte für alle hier beten, auch für ihn, der sie hergeschickt hatte. In ihrem tiefsten Innern regte sich etwas für ihn wie Mitleid. Ihr war, als ob sie ihn bedauern müßte. So jung und frisch, so lebensfreudig und — ausgeschlossen von der Liebe, von der Freude am eignen Herd, von der Familie. Er tat ihr leid, denn sie merkte nur zu oft, daß sie ihm gefalle.

Dort winkte schon die Gnadenkirche. Wie erhaben kam sie ihr nicht heute vor! Und aus der Kinderzeit klangen ihr die Worte des Pfarrers im Ohr, der ihnen einmal in der Religionsstunde von dieser Kirche erzählte. Mitten im Schlachtfeld von Peterwardein liege sie, dort, wo der Prinz Eugen die Türken besiegte. Und immer am Tage der Schlacht, jedes Jahr, wallfahrten die Menschen aus der Umgebung hierher, um für die armen Seelen der Gefallenen zu beten. Längst, längst hatte sie das vergessen. Heute aber öffneten sich alle Kammern ihres Innern, Verklungenes und Verschollenes stieg in ihr empor, und der Gedanke, daß noch nach Jahrhunderten für die gebetet werde, die hier für das Vaterland gestorben sind, rührte sie bis zu Tränen.

Sie hörte einen Schritt hinter sich, der immer näher kam. Aber sie wendete sich nicht um, blieb versunken in ihre frommen Gedanken und lispelte leise Gebete vor sich hin.

„Das ist brav, Liszka, daß Sie Ihren Vorsatz so tapfer ausgeführt haben," sprach plötzlich eine Stimme neben ihr.



„Jesus, Maria und Josef, der Herr Kaplan!“ rief die Liszka erschrocken.

„Warum erschrecken Sie? Ich habe Ihnen doch gesagt ...“

„Ich war so verloren, so in Gedanken ... Und hab' auch gemeint, der Herr Kaplan wären schon in der Früh' dagewest.“

„Nein, liebe Liszka, ich bin mit dem Schiff gekommen. Und ich wollte an Ihrer Seite sein. Ein männlicher Schutz ist in dieser Gegend für eine einsame Wallfahrerin immer gut.“

„Freilich, Hochwürden. Ich dank' auch schön.“

„Da ist serbisches Gebiet. Und es gibt auch zuchtlose Soldaten, die hier umherschweifen. So eine schöne Wallfahrerin sollte doch nicht ganz allein sein.“

„Ich hab' gedenkt, das Gebetbuch und der Rosenkranz sind mein bester Schutz,“ sagte Liszka.

„Auf dem Hinwege vielleicht. Nicht aber auf dem Heimwege. Ich will Sie begleiten, liebe Liszka, und mich mit Ihnen heute aussprechen,“ entgegnete Pater Istvan, und sein Blick ruhte warm auf ihrem errötenden Gesicht.

Sie schwiegen, und Liszka versuchte wieder leise zu beten. Aber sie kam nicht mehr in die frühere Stimmung. Neben ihr schritt etwas einher, das sie befangen machte, das ihre Gedanken ablenkte.

Die Sonne brannte heiß hernieder auf die stillen Wandrer, doch das Ziel war nahe. Liszka schien müde, sie hatte nichts zu sich genommen, als sie von Hause fortging, hatte nirgend gerastet und wollte nüchtern vor den Altar der Gottesmutter hintreten, wie an den Tisch des Herrn, wenn es zur Kommunion ging. Niemand hatte ihr das geboten, aber sie legte es sich selbst auf und erzwang es auch. Und als sie vor den steinernen Stufen der Kirche angelangt war, bat sie den Kaplan, vorauszugehen. Er hatte sein Brevier in der Hand wie sie ihr Gebetbuch; ihm war, als täte auch er einen Bußgang da neben ihr, als hätte auch er manches zu bereuen. Und wie aus einem Traum erwachte er, als sie die Bitte an ihn richtete. Er tat ihr den Willen und ging voraus in die Kirche.

Sie aber ließ sich an der Kirchentür auf die Knie nieder und rutschte langsam, betend, das verzückte Gesicht aufwärts gewendet, bis zum Altar der Jungfrau hin. Und in diesem Augenblick war ihr, als hätte sich ein Wunder vollzogen — es regte sich ein zweites Leben in ihr ... Mit ausgebreiteten Armen kniete sie dort und betete lange und inbrünstig, während ihr Begleiter mit gesenktem Haupt in einem Kirchenstuhl kniete. Langsam ermatteten Liszkas Arme und senkten sich, endlich lag sie nur noch auf den Stufen.

Sie hatte für sich und ihr Sündkind, dessen Dasein sie zum erstenmal empfand, für ihren künftigen Mann und für alle gebetet, die ihr lieb waren und denen sie ein Vaterunser schuldig zu sein glaubte; auch für den jungen Priester, der jetzt hinter ihr kniete und leise ihren Namen aussprach, sie mahnend, daß es genug sei.

Es schlug drei Uhr, als Pater Istvan sie aus der Kirche hinausgeleitete, und es war Zeit, sich für den Rückweg zu kräftigen,

Als Liszka wieder auf den weißen Steinstufen vor der Kirche draußen stand und ihr Blick hinschweifte über die schöne Gotteswelt ringsum, dieses Paradies von Ährenfeldern und Weinbergen, durch das der mächtige Donaustrom so lautlos hinzog in die Ferne, da war ihr so leicht, so frei und so selig um das Herz wie noch nie. O ja, schon einmal war ihr so — nach der ersten Beichte in den Kindertagen, nach der ersten Kommunion. Gereinigt von allem Irdischen kam sie sich vor, sie fühlte Flügel an ihren Armen und meinte, sie könnte fortschweben in die Welt hinaus.

Der Kaplan sah, wie blaß sie war, und er erfuhr erst jetzt, daß noch nichts über ihre Lippen gekommen war, nicht einmal ein Tropfen Wasser. Es schien ihm, als schwanke sie über die Stufen hinab, und er umfing zart ihren Leib von rückwärts und geleitete sie. Auf festem Boden gab er sie wieder frei. Und sie traten alsbald in eine Gastwirtschaft und aßen ein wenig. Der Kaplan bestellte roten Karlowitzer, der auf jenen Höhen wuchs, über denen die Sonne jetzt stand. Und der stärkte Liszka, der weckte ihre Lebensgeister und brachte ihr Blut wieder in Wallung.

Pater Istvan Michlbach schlug jetzt einen andern Ton an. Er betrachtete alles als abgetan, was hinter ihnen lag, und hielt die Bußfahrt für beendet. Und er rückte mit allerlei Vorschlägen heraus. Er wollte der



Liszka die obere Festung von Peterwardein zeigen, die Aussicht nach Neusatz hinüber und nach der Kriegsinsel und vieles andre. Und abends würden sie mit dem letzten Semliner Dampfer heimwärtsfahren.

Die Liszka war nicht dafür zu haben. Ein andermal wolle sie das mit ihm machen, für heute hatte sie gelobt, zu Fuß heimzuwandern.

„Ein andermal?“ fragte er warm und hielt ihre auf dem Tische liegende Rechte fest. „Gewiß, ein andermal?“

„Gewiß,“ sagte sie und errötete unter seinem Blick.

„Noch vor der Hochzeit?“ fragte er dringend.

„Wann Ihr wollt, Hochwürden,“ sagte sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich werde Sie beim Wort nehmen,“ sprach er und lächelte sie gar seltsam an. „Jetzt aber ist es Zeit, daß wir gehen.“

„Ja, ja,“ sagte die Liszka, „ich hab' ein' weiten Weg vor mir.“

„Ich begleite Sie.“

Sie sah ihn groß an. „Bis haam?“

„Bis nach Hause. Darf ich Sie in den Abend hinein allein gehen lassen?“

„Wann sich's nar (nur) aa schicka tut. Wann's nar ka Rederei gitt,“ erwiderte sie befangen. „Recht wär's mir schun.“

„Darum wollen wir uns nicht kümmern, liebe Liszka.“

Und sie brachen auf.

Lange schwiegen sie. Dann aber kamen sie ins Plaudern. Er erzählte von seiner Jugend, von seiner Mutter, die auch so fromm gewesen sei wie sie, die Liszka. Sie hatte ihn dem lieben Gott versprochen, als er in einer schweren Kinderkrankheit lag, und wie er dann wieder gesundete, mußte sie ihr Wort halten. Am liebsten wäre er Soldat geworden, Reiteroffizier, aber er fügte sich in den Willen der Mutter.

Und die Liszka gestand ihm, daß auch sie heute ein ähnliches Gelöbnis getan habe.

Der Kaplan schüttelte mißbilligend den Kopf. Das hätte er wissen sollen. Darum hätte sie ihn fragen müssen. Er würde ihr nicht dazu geraten haben. Frei soll jeder Mensch über sich selbst bestimmen können.

Die leise Verstimmung, die dieses Gespräch zurückließ, wich bald. Die Landschaft, durch die sie schritten, war so herrlich, der Tag so einzig schön. Viele Wiesen blühten noch im vollen Farbenzauber, der Duft vom jungen Heu lag in der Luft, und es war ein Gären und Reifen überall in dem fruchtbaren Gelände. Der Frühsommer mit all seiner Süße, seiner Gewitterschwüle, seinen Spannungen und Entladungen schwebte wie das Schöpfungsgeheimnis über der schwellenden Erde. Die Schmetterlinge taumelten gepaart in seliger Vereinigung über Wiesen und Felder hin, die Vögel lockten einander, gurrten, balzten und stimmten Jubellieder an, während die Sonne sich langsam senkte. Es erklang ein Chor der Lust, der Freude in der ganzen Natur.

Und da ging ein junges Weib, das den schwellenden Frühsommer in allen Gliedern trug, und es hatte Buße getan für eine Sünde, die vor der Natur nur die Erfüllung einer Bestimmung war.

Und da schritt ein junger Mann, die ganze Gewitterschwüle seiner vierundzwanzig Jahre in den Gliedern, lechzend nach Erlösung, nach Erfüllung, aber es war ihm verboten, dieses Weib zu umfassen, es zu küssen und mit ihm zu versinken in die Seligkeit dieser schönen Stunde.

Die Dämmerung brach herein, und die beiden einsamen Wallfahrer waren immer stiller geworden. Nahe nebeneinander gingen sie dahin. Bald streifte ihr Kleid an das seine, bald prallten ihre Arme aneinander, bald berührten sich zufällig ihre Hände. Er war um einen Kopf höher als sie, und sein heißer Atem strich ständig an ihrer Wange vorbei. Ihr war so schwül, so schwer in den Gliedern, sie hatte sich doch vielleicht zuviel zugemutet. Er merkte es und bot ihr seinen Arm als Stütze.

Und so schritten sie, sanft aneinandergelehnt, in die Frühsommernacht hinein ...

* * *

Ein Fremder war im Dorf erschienen, ein hochgewachsener blonder Herr mit einem Vollbart und blauen Augen. Im hellen Sommeranzug, in gelben Schuhen und mit einem gar feinen Strohhut auf dem Kopfe kam er und trug einen festen Stock in der Rechten. Sonst nichts. Die ihn beobachteten, wie er neugierig und doch so freundlich alles im Dorf beguckte, wie er herzlich für jeden Kindergruß dankte, fragten sich, wer der fremde Herr wohl sein mochte. Er war zu Fuß von der Bahnstation oder von Josefs-

feld hergekommen. „Des tut kei' hiesiger Herr," sagte der Postmeister, der ihm nachblickte, „'s muß a ganz fremder sin."

Aber es war kein solcher. Der Fremde stellte sich im Gemeindehause vor als Georg Trauttmann aus Rosenthal. Er war ein Banater Schwabe aus Amerika, der zu Besuch in der Heimat weilte. Ein Wasserbauingenieur, der schon manches große Werk geschaffen. Was ihn nach Karlsdorf geführt? Nur das Interesse für die hiesigen Dammanlagen, von denen er schon als Knabe gehört habe in der Dorfschule. Wenn er sich nicht irre, mußte da Ende der sechziger Jahre, als er daheim auf der Schulbank saß, ein großes Unglück geschehen sein. Man erzählte den Schulkindern davon. Und dann kamen zur Erntezeit fremde Schnitter auch nach Rosenthal, Schwaben, die um Haus und Hof gekommen waren durch ein großes Wasser. Das wären die Karlsdorfer, hieß es. Auch in seinem Vaterhause wurde ein Ehepaar aufgenommen. Ob seine Zeitangabe stimme? fragte der Gast.

Sie stimmte, der Klugs-Baltzer mußte es bestätigen. Und er faßte sogleich Vertrauen zu dem Amerikaner, den solche Kindheitserinnerungen mit seiner Gemeinde verknüpften. Womit er ihm gefällig sein könne, was er schaffe? fragte der Richter.

Nichts wollte er als die Erlaubnis, die großen alten Dämme an der Donau und der Theiß besichtigen zu dürfen. Und vielleicht einen Führer sollte man ihm mitgeben. Er wisse, daß er sehr ungelegen komme, denn die Ernte stehe vor der Tür, aber da er schon einmal hier wäre, wolle er doch nicht unverrichteter Dinge wieder heimkehren in sein Dorf.

Wie gern wurde diese Erlaubnis gewährt! Wie willkommen war solch ein Gast!

Der Klugs-Baltzer, dessen Pferde sämtlich in der Arbeit waren, ließ sogleich den Gevatter Haffner herüberbitten ins Gemeindehaus. Er sollte einspannen.

Indessen bewies Georg Trauttmann, daß er recht genau unterrichtet war über Karlsdorf, der Klugs-Baltzer konnte ihm nichts Neues erzählen über die Anlage der Kolonie. Er wußte, daß die Urgroßväter der heutigen Ansiedler im Verein mit dem deutschbanater Grenzregiment die altberühmten Wasserwerke gebaut haben, die zu sehen und zu studieren er gekommen war.

Der Haffners-Lippl kam und war sogleich bereit. Auch ihm gefiel der Fremde ungemein. Auch seine Eltern seien im Jahre 1868 in Rosenthal im Schnitt gewesen, sagte Haffner, weil ihnen daheim die Ernte ertrunken war. Vielleicht waren sie es, die in Trauttmanns Vaterhaus Aufnahme fanden. Jedenfalls bitte er sich die Ehre aus, diesen Herrn aus Rosenthal beherbergen zu dürfen, wenn er über Nacht dableibe.

Ein herzlicher Händedruck Trauttmanns lohnte dem Haffners-Lippl diese Worte. Dann aber gab er dem Wunsche Ausdruck, auch den Herrn Stromingenieur kennen zu lernen. Der sollte nicht meinen, daß ein Unberufener hinter seinem Rücken sich da wichtig machen wolle. Der Klugs-Baltzer warf einen raschen Blick nach Haffner. Und dieser lachte auf. „Des trifft sich gut," sagte er, „daß des Herrle nit d'rhaam is, sunscht hätt' ich nit ei'g'schpannt. Ich nit." Und man erzählte Trauttmann das Notwendigste über Gergely und sein schiefes Verhältnis zum Dorfe. Beide Männer beklagten es bitter, daß der Herr Stromingenieur auch die Zeit vor der Ernte wieder nicht genutzt habe zur Ausbesserung der Schäden, die das letzte Hochwasser zurückgelassen. Willige Arbeitskräfte in Hülle und Fülle seien da, man müsse nur immer die richtige Zeit wissen. Der Herr aber wäre auf Urlaub, führe, wie man höre, ein Luderleben am Plattensee, und an den Dämmen draußen sei alles so, wie es im April gewesen. Man wäre ohnehin willens, sich zu beschweren, erzählten sie. Da konnte ihnen niemand willkommener sein als solch ein Gast.

Und die drei Männer fuhren hinaus in die Riedfelder und nach den Dämmen. In goldiger Herrlichkeit lag die Ernte vor ihnen ausgebreitet. Noch drei Tage bis Peter und Paul, und dann begann der Schnitt, denn Peter und Paul machen die Kornwurzel faul, heißt ein altes Wort, das namentlich für den Süden gilt.

Der riesige Donaudamm, auf dessen Krone man dahinfuhr, zog sich drei Meilen fort. Sein kleines Vorland bildeten Auen, die als Überschwemmungsgebiet galten, und die sich auch in sein Hinterland erstreckten. Quer- und Paralleldämme durchschnitten das weite Gebiet, zwischen ihnen immer Tafeln von zweihundert und mehr Joch Getreidefelder. Fetter, unbezahlbarer Boden. Ein Paradies von Fruchtbarkeit.

Georg Trauttmann widmete diesem Damm, seinen Sicherungen und Hinterwerken einen Tag. Und einen zweiten dem besonders wichtigen Schutzdammsystem an der Theiß, die die nördliche Grenze des Karlsdorfer Besitzes bespülte und am äußersten Spitz, wo die Hauptdämme einander begegneten, in die Donau mündete. Zwei Nächte verbrachte Trauttmann als Gast im Hause des Haffners-Lippl, dessen stille Frau und ihr Schicksal, das er sich bald zusammenreimen konnte, ihn mächtig ergriffen.

Mit seinem Urteil über den Zustand der Dämme hielt er lange zurück. Aber sein Gesicht wurde immer ernster. Und er war zuletzt ganz einsilbig geworden. Nur zu sehr fand er die Klagen der Männer berechtigt über den Beamten, dem das alles anvertraut war, in dessen Händen das Schicksal von Tausenden lag. Es widerstrebte ihm, den Abwesenden noch schwärzer zu malen, als er diesen Leuten schon erschien. Aber je einsilbiger er wurde, desto dringender forderten sie sein Urteil, seinen Rat.

Um zu lernen, war er gekommen. Er glaubte hier ein Werk in seinem Vaterland gefunden zu haben, an dem er sich laben konnte. Er fand es verrottet und verwahrlost. Und anstatt zu lernen, sollte er belehren, warnen. Verdienten diese Braven nicht, daß man ihnen die Wahrheit sagte?

Am zweiten Abend hängte der Straub-Michl sich die Trommel um und ging durchs Dorf. So hart war das Urteil Trauttmanns, daß der Klugs-Baltzer allein nicht die Verantwortung tragen wollte für die Zukunft. Er ließ die Männer, die Zeit hatten, ins Große Wirtshaus zusammenbitten, damit sie alle das hörten, was dieser ehrliche, unbestochene Freund zu sagen wußte. „A berühmter Inschеneer is do, a Schwob aus Amerika, und der will a Redd' halte über unser Darf und die Wasserg'fahr. Der Richter loßt alle Männer ei'lade!"

So rief der Straub-Michl seinen Auftrag bei den Kreuzungsstellen der Dorfgassen aus. Und die blasse Frau Gergely, die in ihrer vollen Kinderstube daheimgeblieben war, steckte auch den Kopf zum Fenster hinaus und hörte es mit Staunen. Ging das gegen ihren Mann?

Die Bauern hatten jetzt andres zu tun als Vorträge anzuhören. Aber die wichtigeren Männer kamen doch. Der Klugs-Baltzer, der Haffners-Lippl und sein Sohn Jörgl, die Gerichtsbeisitzer und Geschworenen, der Postmeister und der Oberlehrer Heckmüller, der alte Wichner-Sepp, viele Großbauern und sogar der lustige Binders-Michl, der Schweineschlächter des Dorfes, waren gekommen. Und sie horchten gespannt auf das, was der Landsmann aus Amerika ihnen zu sagen hatte. Seine schwäbelnde Art, seine Bescheidenheit und die Ruhe und Festigkeit, mit der er sprach, gewann sie alle. Ohne jede Absicht sei er hierhergekommen, nur um seine alte Heimat näher kennen zu lernen und hier vielleicht etwas zu lernen. Sein Lebensberuf sei der Wasserbau. Er könne ihnen nicht erzählen, was er alles schon gemacht habe, sie möchten ihm aber glauben, daß er drüben in Amerika in seinem Fach gesucht und geachtet wäre. Gelernt hätte er hier bei ihnen allerdings etwas in diesen zwei Tagen — er habe erkannt, wie langmütig und gütig der Himmel sei. Denn nur dieser Langmut und dieser Güte verdankten sie es, daß sie nicht jedes zweite oder dritte Jahr ein neues 1868 erlebten. Die Dämme, die er gesehen, seien ein großes Werk früherer Zeiten, aber die heutige technische Wissenschaft müsse sie verwerfen. Daß sie in hundertfünfzig Jahren nur viermal zerstört wurden und sonst stets nur kleinere Schäden erlitten, müsse er als ein Wunder erklären.

Und er entwickelte nun seine Ansichten ausführlich und bedauerte immer wieder, daß sein Kollege, der Herr Stromingenieur, nicht hier sei, denn gerade ihm könnte er ja alles am deutlichsten machen. Die Bauern machten da lebhafte Zurufe, paßten aber gleich wieder auf, daß ihnen nichts entgehe von seinen Ausführungen. Vielen blieben freilich nur einzelne Schlagworte im Ohr haften, aber auch das war schon ein Gewinn. Und die wichtigsten Männer verstanden den Redner ganz gut. Die Karlsdorfer Dämme und Deiche seien französische Erddämme, sagte Trauttmann, die man heute nicht mehr baue. Man arbeite heute in der ganzen Welt nach englischem System. Aber auch vom Standpunkt des französischen Erddammes gesehen, seien ihre Dämme mangelhaft. Es sei namentlich bei den Nachbesserungen und an Bruchstellen kenntlich. Da habe Vorsicht und Einsicht gefehlt. Die Pflasterung des Dammkopfes, der als Straße diene, sei schlampig durchgeführt und überall schadhaft. Die Nie-



derschläge sickern von oben ein, sie erweichen den Damm stellenweise, so daß er seine Widerstandskraft verliert. Das wasserseitige Flechtwerk sei alt und verfault. Es habe früher gewiß gute Dienste geleistet, denn Flechtwerk sei elastisch und biete immerhin Schutz. Man habe aber seit Jahrzehnten ganz andre Dammsicherungen erfunden. Eins dürften sie unbedingt fordern: daß ihre beiden Hauptdämme endlich den englischen Charakter erhielten, daß sie einen Tegelkern bekämen. Ohne einen solchen undurchlässigen festen Kern würden heute nirgend mehr so wichtige Dämme gebaut.

Fort mit allen Erddämmen! müßte die Losung der Gemeinde lauten. Und wenn man ihren Ruf nicht hören sollte, wäre zu überlegen, ob die Gemeinde nicht zur Selbsthilfe greifen sollte. Denn das, was er hier gesehen habe, sei eine ständige Herausforderung an die beiden Flüsse, wieder einmal zu zeigen, was sie könnten. Die Gemeinde möchte nur gleich eine Eingabe machen und um eine strenge Prüfung ihrer Wasserwerke durch die Fachmänner des Komitats oder des Ministeriums ersuchen. Das war das eigentliche Ergebnis dieses unverhofften Besuches im Dorfe, der noch lange nachwirkte in den Gemütern.

Und seine Ratschläge wurden ausgeführt, denn Trauttmanns Worte machten den tiefsten Eindruck. Die Eingabe an das Komitat ging ab, während Gergely Vilmos am Plattensee weilte und seinen Urlaub weit überschritt. Wer sollte ihn zur Rechenschaft ziehen, den Neffen des Vizegespans? Der Notär hütete sich, eine Anzeige gegen ihn zu erstatten.

Seine Frau aber mußte indessen manchen Weg zur Klarineni im Pfarrhause tun, um das Geld für seinen Badeaufenthalt zu beschaffen. Gegen einen guten Schuldschein und zwölf Prozent war dort immer wieder etwas zu haben. Man lieh im Pfarrhaus freilich in der Regel nur an Behauste und Ansässige, nicht an Beamte ohne Ar und Halm, aber der Herr Stromingenieur hatte neustens einen so guten Bürgen, daß man ihm nichts abschlagen konnte. Mit Stolz berichtete es Frau Gergely der Klarineni, der Onkel Vizegespan habe sich herabgelassen, für den Vilmos zu bürgen. Nun, der Herr von Tallianffy war ein gar mächtiger Mann. Er konnte gelegentlich das Domkapitel daran erinnern, daß in Karlsdorf ein sehr befähigter alter Pfarrer, namens Jakob Horvat, sitze, der schon lange auf seine Ernennung zum Domherrn warte. Und hat man nicht Beispiele, daß auch der Bischofsstuhl einem so außerordentlichen, einem so nationalen Pfarrer erreichbar ist? Die Klarineni war nicht dumm. Sie dachte auch weiter. Und sie lieh dem Gergely immer wieder Geld, wenn die Frau mit der Unterschrift des Onkels kam.

Aber sie ließ ihm doch sagen, er möchte endlich heimkommen, wenn er nicht das ganze Dorf gegen sich aufbringen wolle. Der Ingenieur aus Amerika habe ihn schon beinahe unmöglich gemacht.

* * *

Reich war die Ernte des Jahres gewesen, alle Speicher und Vorratskammern, alle Gefäße und Gebinde erwiesen sich als zu klein und zu gering an Zahl. Die Hausböden konnten den Weizen kaum tragen, der dort in goldiger Fülle aufgeschüttet lag; und noch war dieser nicht ganz geborgen, da winkte schon die Pflaumen- und Zwetschenernte. In allen Bauernhöfen dampften die Kessel, überall wurde Slibowitz gebrannt. Weithin dehnte sich das mit Pflaumenbäumen bepflanzte Gebiet: an die dreißigtausend tragfähige Bäume zählte man, und sie hatten sich gebogen unter der Last ihrer Früchte.

War das eine fröhliche Ernte! Jung und alt war mit dabei; denn die Bäume zu schütteln, daß es prasselte, und die Früchte aufzuklauben, gilt nicht als Arbeit, das ist ein Vergnügen. Da mag jeder essen, so viel sein Ränzlein fassen kann, keiner Genäschigkeit sind Zügel angelegt, die Gebinde reichen ja ohnehin nicht zu. Und während die Männer die eingemauerten hohen Kupferkessel, die von den Finanzern wieder entsiegelt worden sind, füllen und heizen, ihr Pfeifchen rauchen und vergnüglich harren, bis es unten tropft und rinnt, kochen die Frauen die Leckwar' (Pflaumenmus) für den Winter und füllen Töpfe, Kannen und Gläser. Das gibt manchen guten Marktgroschen im nächsten Frühjahr, wenn die Städter so etwas nicht mehr haben und gut bezahlen. Und nach den Pflaumen und Zwetschen kam die Traubenlese, kam der Wein. Zuletzt aber wollte auch der Kukurutz gebrochen, wollten die „Krumpiern“ (Kartoffeln) ausgenommen



sein. Fröhliche Arbeit über und über bis in den Spätherbst, wo erst recht ein strenges Regiment anhebt, denn die Felder müssen gepflügt, die Weingärten zugedeckt und die Wintersaaten bestellt sein, ehe Frost eintritt. Bis nach Allerheiligen währt diese Arbeit, und oft ist sie noch nicht beendet, wenn die ersten Schneegänse schreien, die in hellen Scharen durch die Lüfte heransegeln, in die Auen einfallen und sich für den Winter ansiedeln.

In die vergnügliche Zeit nach dem Schnitt fällt die Kirchweih, fallen die großen Schulferien, die Wallfahrten und die Märkte. Man sieht Gäste bei sich und fliegt selbst aus zu den Kirchweihfesten der Nachbardörfer oder auch nach fernen deutschen Ansiedlungen, um alte Freundschaften, Familien- und Verwandtschaftsbande zu pflegen und zu erhalten.

Und in dieser schönsten Zeit des dörflichen Jahres gab es auch heuer wieder Besuche die Menge in Karlsdorf. Alle die Studenten waren heimgekehrt, denen es in Ungarn wie ein Spott anhängt, daß sie „Schwaben" sind, und von denen sich so viele bemühen, ihre Abstammung zu verleugnen. Sogar Heckmüllers Ältester, der Franz, war aus der Schweiz zu Besuch gekommen. Ein seltenes Gewächs unter den Pflanzen der heimischen Lehranstalten, die zumeist von schiefem Wuchs waren. Mitten unter all den kleinen Janitscharen stand er wie ein Wunder da. Deutsch war er geblieben: Dozent an der Technik in Zürich war er geworden, und die Hochschulprofessur konnte ihm nicht mehr entgehen.

Frau Rosa war glücklich. Und Heckmüller tat gar stolz mit seinem Franz. Überallhin begleitete er ihn, zu Verwandten und Freunden, die er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Und es gab so viel zu besprechen, auch vom öffentlichen Leben. Alles, was den Vater, was die Gemeinde beschäftigte, wurde durchgesprochen. Auch im großen Wirtshaus, im Kreise der Männer. Franz wußte so anschaulich zu erzählen von den friedlichen Zuständen in der Schweiz, wo drei Sprachen, das Deutsche, das Französische und das Italienische, nebeneinander lebten und ineinanderflossen, wo einer sich in den andern fügte und jeder blieb, der er war, wo alle miteinander nur einem praktischen Ziel zustrebten: den Wohlstand zu mehren und sich zu bilden. Wenn man dem Franz glauben durfte, gab es dort nationale Reibungen ebensowenig wie religiöse Gegensätze. Niemand herrschte, keine Kaste und keine Nation besaß ein Privilegium auf öffentliche Ämter, in dem einen Kanton verwaltete man deutsch, im andern französisch, im dritten italienisch, in einem vierten und fünften zweisprachig, und wer ein Amt haben wollte, mußte eben die Volkssprachen, die an dem Orte üblich waren, verstehen, sonst bekam er es nicht. Eine Beamtensippe, die den Anspruch erhöbe, daß das Volk ihre Sprache lerne, würde man dort stäupen, sie wäre eine Spottgeburt für alle, sagte der Franz. Die Beamten wären dort eben die Gehilfen und Vollstrecker seiner Wünsche, nicht die Herren des Volkes.

Die Nachwirkungen dieser Gespräche mit dem Vater und den Männern des Dorfes waren tief. Gerade weil sie so absichtslos geführt wurden, gingen sie ins Gehör der Leute. Der Doktoringenieur Franz Heckmüller war ja den kleinlichen Verhältnissen seiner Heimat längst entfremdet, und sein Ehrgeiz flog höher. Er konnte nur lächeln über den Gedanken des Herrn von Gergely, daß er ihn einmal verdrängen wolle. Das lag weit hinter ihm. Er war ein verlorener Schwabensohn von denen, die nichts mehr erstrebten in der Heimat. Am liebsten hätte er sich aufgemacht, den Georg Trauttmann zu suchen, der zwei Wochen vor ihm dagewesen war, so sehr interessierte ihn dieser Mann. Mit Erstaunen hörte er von dessen Mahnungen und Ratschlägen. So dachte auch er schon lange über die Lage des Heimatdorfs. Und was hatte der Mann dem Haffners-Lippl geantwortet, als dieser ihm sein madjarisiertes Kind und seine schwerkranke Frau vorstellte? „Ein Dorf wie das Ihre müßte längst ein deutsches Familienheim in Szegedin haben. Das dürfte nicht vorkommen!" Sonst sagte er nichts. Aber das ganze Dorf zehrte auch von diesem Wort, es ging langsam auf wie ein Samenkorn. Franz beneidete den Unbekannten um diese Aussaat.

Und noch eins hatte Franz Heckmüller in das Vaterhaus und in das Dorf gebracht: die Freude an Gesang und Musik. Er spielte stundenlang bei offenen Fenstern auf dem alten Klavier und sang ab und zu auch ein schönes Lied, denn er besaß eine ganz gut gebildete Baritonstimme. Das hatte der Oberlehrer, der wohl ein guter Organist war, ganz vernachlässigt; um das Klavier beküm-

merte er sich wenig, und auch der Frau Rosa fehlte alle Geläufigkeit im Spiel. Aber der Franz, der konnte etwas! Er frischte das ganze Haus auf in den zwei Wochen, die er in der Heimat weilte, und auf der Gasse gab es abends immer Zuhörer, wenn er spielte. Und er besaß sogar die naive Vermessenheit, die Studentlein des Dorfes ein altes Lied lehren zu wollen, das mit der Frage anhub: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Fortan galt er als Alldeutscher.

Und jetzt hatte er ein Versprechen, das er gegeben, erfüllt, er schickte dem Vater Musikalien, deutsche National- und Volkslieder, einfache Chöre. Damit sollte er seinen alten Gesangverein, den er vor Jahren für kirchliche Zwecke begründet hatte, weiterbilden, ihn vor weltliche, vor nationale Aufgaben stellen. Das war dem alten Heckmüller willkommen. Er sah seit Jahren, wie die schönen Lieder, die sich Generationen hindurch behauptet hatten, allmählich verdrängt wurden durch fremdes Gut und durch ordinäre Gesänge, die die ausgedienten Soldaten aus den Städten heimbrachten. Frechwitzige Bänkel, poesielose, undeutsche Lieder, die wie Scheidewasser wirkten im Dorf. Sie dünkten ihm schon lange eine Gefahr. Und jetzt war er so reich an Schätzen! Was gab es da nicht für Herrlichkeiten, von denen er keine Ahnung hatte! So stark wie aus diesen Chorgesängen wehte ihn der deutsche Geist noch niemals an. Das gibt es also jetzt, das singt man allerorten? Damit könnte man ja das Deutschtum in der Fremde verjüngen! Aber so manches dieser Lieder war wohl „staatsgefährlich", so wie das seine, das er vor langen Jahren geschrieben ...

Fast wehmütig stimmten ihn all die stolzen Nationalgesänge, die ihm der Franz geschickt hatte. Ja, auch er schlug einst solche Funken aus sich heraus. Er schrieb in jungen Jahren so manches Gedicht, so manchen Weckruf, der im Leeren verhallte. Die Bauern verstanden ihn nicht, die Genossen verhöhnten ihn, und eine auswärtige Zeitschrift, der er vor vielen Jahren eine Einsendung machte, wollte auch nichts von ihm wissen. Da ließ er es endlich sein.

Schüchtern öffnete Heckmüller jetzt seine tiefste Schreibtischlade und durchsuchte die vergilbten Blätter. Da lag sein altes „Schwabenlied", das ihn einst beinahe um Amt und Brot gebracht hätte, weil er eine Abschrift aus der Hand gegeben. Das wollte er seinem Franz einmal schicken; hatte er doch sogar eine Weise dazu ersonnen. Er las es nicht ohne Ergriffenheit wieder:

Lied der Banater Schwaben

Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen,
Wenn Elternherzen hart und stiefgesinnt.
O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
Und wir dem Vaterland nur Fremde sind!

Noch läuten uns der alten Heimat Glocken,
Die Glocken unsrer Väter, treu und schlicht.
Doch frißt der Sturm ihr seliges Frohlocken,
Und Blitz auf Blitz verstört das Friedenslicht.

Von deutscher Erde sind wir abgeglitten
Auf diese Insel weit im Völkermeer.
Doch wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten,
Wird deutsch die Erde, und er weicht nicht mehr.

Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten?
Hier saß vor ihm der Türke, der Tatar.
Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,
Ist Bürger hier und nicht dein Gast, Madjar!

Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
Vertrieb den Feind, der hier im Land gehaust.
Dein eigner König rief ihn einst in Ehren:
„Pflüg' mir den Boden, wackre Schwabenfaust!"

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod!

Tränen tropften nieder auf das vergilbte Blatt. Ihm war, als höre er ein fernes Klingen und Tönen in den Lüften — die Glocken der alten Heimat läuteten wieder in ihm. Er hatte sie lange nicht mehr gehört.

* * *

Eine Wandlung war mit Heckmüller vorgegangen in den letzten Wochen und Monaten. Wie eine Verklärung lag es über seinem innern Menschen, eine stille, freudige Heiterkeit leuchtete ihm aus den Augen. Wieder hatte er eine Aufgabe gefunden, aber welch eine edle, große! Und sie ließ sich so harmlos, so ganz nebenher fördern und erfüllen. Niemand merkte, daß er darin die Krönung seines Lebens sah, daß er ihr noch den Rest seiner Jahre ganz und gar widmen wollte. Es klang und sang in ihm, und immer läuteten in weiter Ferne die festlichen Glocken.



Er belebte seinen Kirchengesangverein wieder, der ein gemischter Chor war, in dem Männlein und Weiblein mittaten. Und gerade das bot eine so feste Grundlage für den Volksgesang. Und der Same ging rasch auf. Die großen Buben des Dorfes kamen bald selbst zu ihrem Oberlehrer und verlangten nach seinen neuen Liedern. Andre lechzten danach, die alten, die sie noch ab und zu in der Spinnreih' mit den Mädchen sangen, einmal ordentlich zu lernen. Es ging oft ganz durcheinander, sagten sie, weil keins mehr ganz sicher war.

Nichts Lieberes konnten sie ihm erweisen, als solch eine Bitte tun. Sie befruchteten ihn damit aufs neue. Er begann aus heimatlichen Quellen zu schöpfen, er richtete an das ganze Dorf die Aufforderung, man möchte ihm alle alten Lieder, die noch vorhanden wären, zur Einsicht geben; jeder sollte aufschreiben, was er davon wußte. Oh, wie reich sprudelte diese Quelle, und wie rein und lauter war sie noch! Es kam da urdeutsches Volksgut zutage, die Lieder aus des Knaben Wunderhorn, die in den Gebetbüchern der Großmütter geschlummert hatten, begannen wieder zu läuten und zu klingen. Manches von ihnen, das jetzt verschollen war, hörte Heckmüller in seinen Kindertagen noch singen. In der Spinnreih' der eignen Mutter sang man sie, im ganzen Dorf klangen sie wider, die dörfliche Musikbande aber spielte die Ländler und Polkas mit Liedertexten, und man sang sie beim Tanzen mit.

Das alles war noch nicht tot, es schlummerte nur unter einer ganz leichten Decke, und er nahm sich vor, es wieder zu erwecken. Von der Schule aus konnte viel geschehen. Und noch mehr in der sonntäglichen Wiederholungsschule der erwachsenen Jugend. Selbst in der landwirtschaftlichen Winterschule, wo er neben dem madjarischen Wanderlehrer, den niemand verstand, auch allwöchentlich drei Stunden hatte, stimmte er jetzt manchmal ein Lied an. Er fand den Dank aller, nur den seiner Kollegen von der Schule nicht. Die belächelten ihn, die spöttelten. Und einer von ihnen erkannte sogar die Gefährlichkeit dieses Eifers, die deutschen Volkslieder wieder zu beleben — der Janitschar Halmos Arpad.

Er war dagegen, er rief den Pfarrer als Präses des Schulstuhls zu Hilfe, und auch an den königlichen Schulinspektor dachte er, dem er kürzlich seine Aufwartung in der Stadt gemacht hatte. Bei jener Gelegenheit trug er ihm ohnehin den Fall des kleinen Haffners-Fülöp vor. Lange schon dünkte dem Halmos sein sogenannter Direktor, der Oberlehrer Heckmüller Miklos, reif für eine Maßregelung; jetzt aber näherte sich dieser offenbar dem Punkte, wo man ihn endlich packen konnte. Was nutzte es, daß er, Halmos, und die jüngeren Kollegen in den untern Klassen die Dorfkinder ungarische Lieder lehrten, wenn der Herr Oberlehrer in den höheren Klassen jetzt auf einmal wieder damit anfing, die Jugend deutsche Volkslieder singen zu lassen? Damit kam die ganze patriotische Vorarbeit der andern Lehrer in Gefahr. Und dem mußte vorgebeugt werden. Halmos hatte ohnehin öfters in der Stadt zu tun wegen seiner Klage gegen den Postmeister. Dem alten Spötter wollte er zeigen, ob er ihn einen Janitscharen nennen, ob er ihm ungestraft einen Spitznamen im Dorf aufbringen darf. Und bei dieser Gelegenheit kann man ja auch beim Herrn Schulinspektor wieder seine Aufwartung machen.

Arglos betätigte sich Heckmüller als Wiedererwecker des deutschen Volksgesangs; daß ein Streber hinter ihm lauerte, merkte er nicht. Er hatte seine Freude an den Fortschritten des gemischten Chors, den er ins Leben gerufen, und die Schulung der Stimmen kam auch dem Kirchengesang merklich zustatten. Darum war der Pfarrer den Einflüsterungen des Halmos nicht zugänglich. Es widerstrebte ihm, den alten Arbeitsgenossen zu verwarnen. Auch war ihm dessen Stellung im Dorf zu fest begründet. Mochte er doch die wenigen Jahre, die ihm noch im Amt vergönnt waren, seine Liebhabereien weiterbetreiben; die Zukunft gehörte ja einem neuen Geschlecht.

Der Pfarrer hatte wahrhaftig andre Sorgen. Sie machten ihn beinahe unempfindlich für die Vorgänge im Dorf.

Seine Juliska fuhr ihm zu oft nach Temesvar. Ein böser Dämon beherrschte das Mädel, es interessierte sich leidenschaftlich für das dortige Theater. Und da man das Kind doch nicht allein fahren lassen konnte, mußte die Klara mit. So war seine wohlgefestigte Hausordnung oft gestört, die Frauen blieben viele Nächte aus, es war immer etwas los. Und da er jetzt so häufig allein war, merkte er erst, wie oft auch der Kaplan des Abends fehlte. Immer war er irgendwo eingeladen



im Dorf. Bei jeder bäuerlichen Metzlsuppe mußte er sein, bei jedem Kindtaufschmaus trank er mit. Kein Mulatság (Abendunterhaltung) ohne den Kaplan. Daß er öffentlich, im Großen Wirtshaus, tanzte, wurde auch erzählt. Das konnte doch nicht geduldet werden. So gab es fast täglich Zank und Streit im Pfarrhof, bald mit den Frauen, bald mit dem jungen Lebemann in der Soutane, denn der alte Herr hielt noch auf Zucht und Ordnung.

Und die Juliska? Das schmerzte. Das Kind war ihm sehr ans Herz gewachsen, er besaß nichts, was ihm näher stand. Als trauernde junge Witwe kam die Klara einst in sein Haus, die Tochter seiner ersten Wirtschafterin war sie. An einen kleinen Gemeindeschreiber in Groß-Becskerek war sie verheiratet gewesen. Und jetzt blieb sie da und rückte allmählich in das Amt der Mutter vor. Nur einmal war sie fort in den zwanzig Jahren — monatelang fort. Und als sie wiederkam, brachte sie ein Kindlein mit. Sie hatte es angenommen von einer Schwester, die im Wochenbett gestorben war. So wußte es alle Welt. Wer hätte daran zweifeln sollen? Einige Bäuerinnen dachten sich wohl ihr Teil, aber die meisten nahmen sich diese Mühe nicht. Und das Kindlein hieß Juliska von Kerpely, so wie die Adoptivmutter. Alter ungarischer Kleinadel, der am Schreibtisch einer Gemeindekanzlei im Mannesstamm erlosch. Wem tat es Abbruch, daß da ein verspätetes Reis aufgeblüht war, daß eine Wittib noch auf den versunkenen Namen des Gatten hin sündigte?

Das Kind wuchs heran und mußte eine standesgemäße Erziehung erhalten. Dafür fühlte sich der Pfarrer Horvat verantwortlich. Und seine Mittel erlaubten ihm das. Eine fettere Pfründe gab es nicht bald im Lande. Und die Klara hatte gespart in den zwanzig Jahren, die sie im Hause war, und ihr Pfund redlich verwaltet. Sie half heimlich allen Geldbedürftigen in der Gemeinde und war Teilhaberin an Sparkassen und Volksbanken. Ihr Mädel wird einmal eine Mitgift bekommen wie eine Gutsbesitzerstochter.

Mußte sie dem Bacsi solche Sorgen machen? Sie vornehm zu verheiraten, wird ja nicht schwer sein, wenn sie im Gleise blieb. Aber sie war ein so seltsames Geschöpf klösterlicher Erziehung.

Was suchte sie immer und immer in Temesvar? Verheimlichte man ihm etwas? Kam sie dort mit einem Manne zusammen? Vielleicht mit dem Grafen von Josefsfeld? Warum stellte sich der Herr Rittmeister nie vor bei ihm? Oder war es etwas andres? Lange wollte er nicht mehr zusehen. Er hatte dieses Versteckspiel und dieses Alleinsein satt.

* * *

Der Straub-Michl lebte mit seiner Mutter wieder in Frieden. Die luthrische Gertreid (Gertrud), wie sie im Dorf genannt wurde, hatte ihren widerspenstigen Sohn doch „Koram gelernt". So meinte sie. Denn als sie einige Tage nach jenem Streit im Juni die Prünellschuhe wieder einmal abgelegt und festen Schrittes nach Josefsfeld auswandern wollte, da gestand er ihr, daß er seine Heiratspläne aufgegeben habe.

Die alte Straubin erschrak über den Ton, in dem der Michl das sagte. Es hatte so traurig geklungen, so tief schmerzlich. War ihm so viel an dem Weibsbild gelegen? fragte sie sich. Ging ihm das so nahe? Am Ende hätte sie doch nicht so dickköpfig sein sollen. Nie hatte er heiraten mögen. Er war der älteste Bub geworden im Dorf, und wer weiß, ob ihn noch eine mochte. Und jetzt hatte er sich dazu entschlossen gehabt, und die Mutter verdarb es ihm. Aber nein, sie durfte nicht bereuen, was sie getan, denn es war das Rechte. Er wäre ja doch nur ins Malheur gekommen mit dieser halbherrischen Putzgredl, die eine Betschwester auch noch war — und sonst noch was dazu.

Sie wollte mehr vom Michl wissen. Aber da kam sie übel an. Er war sackgrob wie nie in seinem Leben. Man möge ihn in Ruhe lassen und nie mehr davon reden. Es sei aus, und weiter gebe es nichts zu sagen.

Da ging die alte Straubin doch nach Josefsfeld hinüber. Die Lederschuhe hatte sie einmal an den Füßen, fertig war sie, und die Kathl würde sich gewiß freuen über die große Neuigkeit. Und vielleicht könnte man bei dieser Gelegenheit auch ernstlich Umschau halten, ob drüben keine Braut für ihn zu finden war. Im tiefsten Innern nagte ihr schon lange ein Gewissenswurm. Sie hatte sich nie auch nur die geringste Mühe gegeben, ihren Sohn zu verheiraten, ja, der Gedanke, ihn mit einer Frau zu teilen, war ihr zuwider. Vielleicht trug nur sie die Schuld, daß er ein so einsamer alter Spatz

geworden. Er hat es ihr sogar einmal gesagt, als sie die Liszka herabsetzte. Jetzt wollte sie ihm beweisen, daß das nicht wahr sei; sie wollte sich mit Hilfe der Kathl alle Mühe geben, in ihrem Heimatdorf eine evangelische Braut für ihn zu finden.

Und während sie ging, saß der Michl daheim in einer dämmernden Ecke der Hinterstube und brütete nach über das, was ihm widerfahren war. Es wurde ihm so heiß, wenn er daran dachte. Er mußte dreimal in den Keller gehen, um sich einen frischen Trunk heraufzuholen, denn auf die Gasse, wo der Schwengelbrunnen war, traute er sich seit gestern nicht. Er schämte sich.

Noch am späten Abend jenes Wallfahrtstags hatte er auf die Liszka gewartet, aber sie kam nicht. Und ihre Mutter meinte schon, sie würde wohl irgendwo übernachtet haben. Aber als er das Haus der Wielandin verließ und noch immer wartend im Gässel auf und nieder ging, kam die Liszka doch endlich die Gasse von der Kirche herab. Er begrüßte sie, wollte mit ihr umkehren bis zum Haustor und noch mit ihr plaudern. Sie aber schaute ihn so fremd an, als ob sie ihn nie gesehen hätte. Völlig verändert kam sie ihm vor und gab keinerlei Antwort. Da fragte er sie, ob er morgen früh kommen dürfe, und sie sagte ja.

Todmüde war sie gewiß, dachte er. Aber warum so fremd, so scheu und stumm? Er ging in schweren Gedanken heim. Sein Haus lag im „Grund", einer tiefgelegenen Gasse hinter der Hauptstraße, in der auch nur Kleinhäusler und Gewerbetreibende wohnten. Er mußte am Pfarrhaus vorüber, und beim Kaplan brannte noch Licht. Das ganze Dorf schlief seit Stunden, nur der war noch wach. Und vielleicht auch die Liszka ... Hatte sie diesen Gang tun müssen? Ihm ahnte, daß das Pfarrhaus nicht ganz unbeteiligt sein mochte an dem Schritt.

Als er am nächsten Morgen ins Gässel kam, empfing ihn die Wielandin mit verweinten Augen. „Ist die Liszka krank?" war seine erste Frage. Nein, sie war nicht krank. Nur müde. Und wie behext sei sie von dem Gedanken, daß sie nicht heiraten dürfe. Sie habe eine Eingebung gehabt auf diesem Wallfahrtsgang, und es sei ihr verboten worden, zu heiraten. Sie müsse alles so tragen, wie es komme, aber heiraten dürfe sie nicht. Ihr Kind habe sie Gott verlobt, das müsse geistlich werden, ob es ein Bub oder ein Mädel werde, und sie selbst wolle abwarten, was Gott über sie beschließe.

Der Straub war wie betäubt von diesem Wortschwall.

Die Wielandin meinte alles Ernstes, ihr Mädel wäre verrückt geworden. Sie nahm ihre Tasche, lief davon und ließ den Straub-Michl allein mit der Liszka; aber sie hatte ja keine Hoffnung, daß es diesem Tolpatsch von einem Liebhaber gelingen könnte, ihr Mädel umzustimmen. So kam also doch die Schande über ihr Haus!

Blaß, mit dunkel umränderten Augen trat die Liszka dem Straub entgegen. Sie vermied seinen Blick, schaute an ihm vorüber. Er möge ihr nicht böse sein. Aber was zwischen ihnen besprochen wurde, sei unmöglich geworden. Sie hätte gestern ein Erlebnis gehabt, das alles verändert habe. Sie müsse die Schande tragen, und sie wolle sie auch tragen. Gott würde sie dafür einst belohnen. Seit gestern lebe etwas in ihr. Das sei gewiß ein Zeichen. Gerade an dem Tage sei es lebendig geworden. Warum nicht vorgestern? Warum nicht heute? Nein, gestern, vor dem Altar der Gottesmutter. Das sei ein Zeichen des Himmels. Sie müsse abwarten, was aus ihr noch werde. Hinter einen Mann verkriechen wolle sie sich nicht. Sie gebe ihm sein Wort zurück.

Der Straub-Michl war wie auf den Mund geschlagen von dem allem. Er wußte nichts zu sagen, was sie hätte umstimmen können. Und betrübt ging er fort von ihr. Ohne Groll, nur tief traurig.

Und seitdem lebte er wieder in Frieden mit seiner Mutter. Ihre und seiner Schwester Versuche, ihm eine andre Braut zuzuführen, wies er grob zurück. Das sei für immer vorbei.

Die Monate vergingen. Liszka war geächtet vor aller Welt. Niemand kannte sie mehr, keine Kameradin wagte es, ein Wort mit ihr zu reden. Sie mußte ihr schmuckes Blondhaar verbergen, ein Kopftuch tragen wie die Frauen, mußte jeden Menschen im Dorf zuerst grüßen, und da sie die Kirche nicht meiden wollte und nicht konnte, so blieb ihr nichts andres übrig, als sich zu denen zu stellen, die vor ihr diesen Weg des Leidens gegangen waren. Hinten, in dem Halbdunkel unter dem Chor, wo immer ein halbes Dutzend gefallener Mädchen stand, war

auch ihr Platz. Einst hatte sie gemeint, sie ginge lieber in die Donau, und jetzt hatte sie sich doch überwunden.

Ein Freund war ihr erstanden auf jenem Heimwege von Maria-Schnee, ihm hatte sie sich völlig anvertraut, und er führte sie diesen Weg. Und an seiner Seite ging sie ihn leicht, denn es winkte ein fernes Licht. Er allein kam noch zu ihr. Das ganze Dorf wußte, daß sie fromm war, und wunderte sich nicht. Und er nahm sich ihrer auch sonst an und ging zum Klugs-Baltzer, dem Dorfrichter. Was er zu tun gedenke, fragte er ihn, um der Gemeinde kein Ärgernis zu geben. Der Richter hatte schon Wind bekommen von der Sache. Sein Sohn war fort, für drei Jahre Soldat. Was konnte er tun? Will das Mädel auf ihn warten, und will der Matz sie heiraten? Er glaube nicht, daß sie zusammen passen, denn der Matz brauche eine Bäuerin zur Frau. Und erzwingen lasse sich so etwas nicht.

Das wollte der Kaplan auch gar nicht. Hatte er die Liszka dem Straub entrissen, um sie dem Klugs-Matz zu bringen? Er gedachte durch diesen Schritt nur ein für allemal festzustellen, wer der Vater sei, und er meinte, daß etwas für das Kind geschehen müßte.

Davon wollte der Bauer nichts hören; sein Sohn koste ihn Geld genug. Da der Kaplan ihn aber bei seiner öffentlichen Würde faßte, als ersten Mann des Dorfes, und ihm verriet, welcher Lebensweg dem Kinde vorgezeichnet wäre, da entschloß der Richter sich, ein kleines Kapital dafür anzulegen.

Mehr wollte Pater Istvan Michlbach nicht. Damit war die Lage geklärt, und er konnte sich dem Pfarrer Horvat gegenüber mit Genugtuung auf diese Tat berufen. Seine Anteilnahme an dem Schicksal der schönen Liszka, die schon bedenklich gefunden wurde und zu manchem Gerede Anlaß gab, erschien nunmehr in das schönste Licht gerückt.

Und es kam der Tag, an dem die Liszka eine Patin brauchte, eine Godl, denn es war ein Mädchen gekommen. Die alte Wielandin war in allen ähnlichen Fällen eingesprungen, aber was sollte diesmal geschehen? Großmutter und Godl zugleich konnte sie dem Kinde nicht sein. Aber man wagte es nicht, irgendwen im Dorfe mit dem Antrag dieser Gevatterschaft zu beleidigen. Vielleicht wäre die Frau Oberlehrer Heckmüller mutig genug gewesen, es zu tun. Vielleicht! Der Kaplan besprach diese Not der Liszka bei Tisch im Pfarrhaus. Und die junge Mutter tat dem Herrn Pfarrer furchtbar leid. Sie war unter seinen Augen herangewachsen, hatte fast täglich die Messe besucht, war stets brav, betätigte sich auch als Kirchensängerin — man sollte sie doch nicht ganz verlassen. Er warf einen Blick auf die Klarineni, doch diese zögerte. Schon wollte der Kaplan sie bitten, sie bestürmen, da sagte Juliska: „Wenn es dir recht ist, Bacsi, möchte ich die Godl sein."

Sie war über und über rot geworden, aber ihre Augen blitzten, und man merkte, daß ihr Vorhaben sie reizte, daß sie sich interessant damit vorkam.

Der Kaplan rief „Bravo! Bravo!", indes Pfarrer Horvat ernst blieb und schwieg.

„Du hast sie doch nie schmecken können!" sprach die Klarineni. „Was fällt dir ein?"

„Ich möchte die Godl von einer künftigen Nonne sein," antwortete Juliska. „Das würde mir einen Riesenspaß machen."

Da sagte der Pfarrer: „Mir ist es recht. Es wird ein gutes Beispiel sein in der Gemeinde."

Während Juliska sich nur noch mit der Toilettenfrage beschäftigte, eilte der Kaplan, der alten Wielandin die Botschaft zu bringen. Sie war sprachlos. Und die Liszka weinte, als sie es hörte. Das hätte sie der Pfarrers-Juliska niemals zugetraut.

Daß das Kind gleich am nächsten Tage in die Kirche getragen wurde zur Taufe, gebot die Sitte. Die alte Wielandin fragte nur schüchtern: Ob abends? Oder ob vielleicht in diesem Fall, der Godl zuliebe, eine Ausnahme gemacht würde?

Der Pfarrer, der gefragt wurde, lehnte es ab, den alten Brauch zu verletzen. Was in die Dämmerung gehöre, soll man nicht ans Licht ziehen.

Aber als die Juliska dies erfuhr, machte ihr das Ganze gar keinen Spaß mehr. Sie sagte ab. Und da der Bacsi nun zürnte, bat und schmeichelte sie so lange, bis er seine Zustimmung gab zu der Vormittagstaufe. Aber der Kaplan sollte sie vollziehen, die Jugend sollte diesen Umsturz einleiten. Ihm selbst würde man es übelnehmen.

Und so geschah das Unerhörte. Das Kind einer ledigen Mutter hatte nicht nur eine Godl gefunden im Dorfe wie noch kein



andres, es wurde auch am hellen Vormittag zur Taufe getragen.

Der erste dünne Schnee lag auf der leichtgefrorenen Straße, als die Juliska in ihrem eleganten neuen Winterkostüm, in Pelzjacke und Kalpakhut, auf dem eine stolze Reiherfeder wehte, aus dem Pfarrhaus trat. Sie wurde sogleich bemerkt. Die Kunden der Kaufleute an den beiden Eckhäusern zur Seite der Kirche traten heraus und blickten ihr nach. Sie ging ins Gässel zur Wielandin. Und nach zehn Minuten schon kam sie wieder und hielt das Kind auf ihren Armen. In zartes, helles Polsterwerk eingemummelt, mit einem wehenden weißen Schleier überdeckt, lag das Kleine in den schützenden Armen der noblen Godl und schlummerte. Ganz hoffärtig war das Taufkissen, gar nicht bäurisch, meinten die Nachbarinnen.

Neben der Juliska ging die alte Wielandin — als weise Frau. Niemand folgte den beiden, kein Vater, keine Großeltern, wie das üblich war. Und es wurde nicht geschossen in den Höfen wie sonst, wenn eine stolze Bauerngodl oder ein Pätter (Pate) seinen Täufling zur Kirche trug. Niemand bekannte sich zu diesem Kinde, niemand betonte seine verwandtschaftliche Zugehörigkeit zu dem neuen Bürger der Gemeinde. Auch der Klugs-Baltzer zeigte sich nicht an den Fenstern des Gemeindehauses. Er war nicht neugierig auf sein Enkelkind.

Alle andern Leute aber reckten die Hälse hinter den Fensterscheiben ihrer Häuser und traten wohl gar auf die Gasse hinaus. Vor der Kirche standen Leute, die den seltsamen neuen Brauch beredeten; ein paar alte Frauen gaben laut ihrer Unzufriedenheit Ausdruck und ihrem Ärger. Auf andre aber wirkte die mutige Tat der Pfarrers-Juliska und der Bruch mit der altüberlieferten Verfemung schuldloser Kinder wie eine Erlösung. Die ganze herrische Welt des Dorfes war vor den Kaufläden und vor dem Schulhause versammelt, um die Juliska in ihrer Godlrolle zu sehen, und die Frau Oberlehrer Heckmüller hatte sich nicht einen Augenblick bedacht und die schüchterne Einladung der alten Wielandin zum Kindtaufschmaus angenommen. Auch die Klarineni folgte dieser Einladung, und der Herr Kaplan durfte nicht fehlen. Auf den Namen der Godl wurde die Kleine getauft, und so gab es jetzt eine Juliska mehr im Dorfe.

Der Straub-Michl war gerade aus dem Gemeindehaus auf die Gasse hinausgetreten, als der Auflauf vor der Kirche und den umliegenden Häusern seinen Höhepunkt erreichte, als die Godl mit ihrem Täufling den Rückweg antrat und die geladenen Gäste, die sich in der Kirche eingefunden, ihr folgten.

An einem breiten Riemen, der über die rechte Achsel nach der linken Seite hinablief, baumelte die Trommel. Der Michl hatte eine neue Steuer auszurufen im Dorfe, und er begann sein Werk immer zuerst in dem Mittelpunkt vor der Kirche und dem Pfarrhaus. Er trommelte und wirbelte, daß sich alle Aufmerksamkeit ihm zuwendete, dann sagte er seinen Text auf und schritt melancholisch, mit vorgeneigtem Kopf die Hauptstraße hinab.

Der Kaplan sah ihm nach und lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

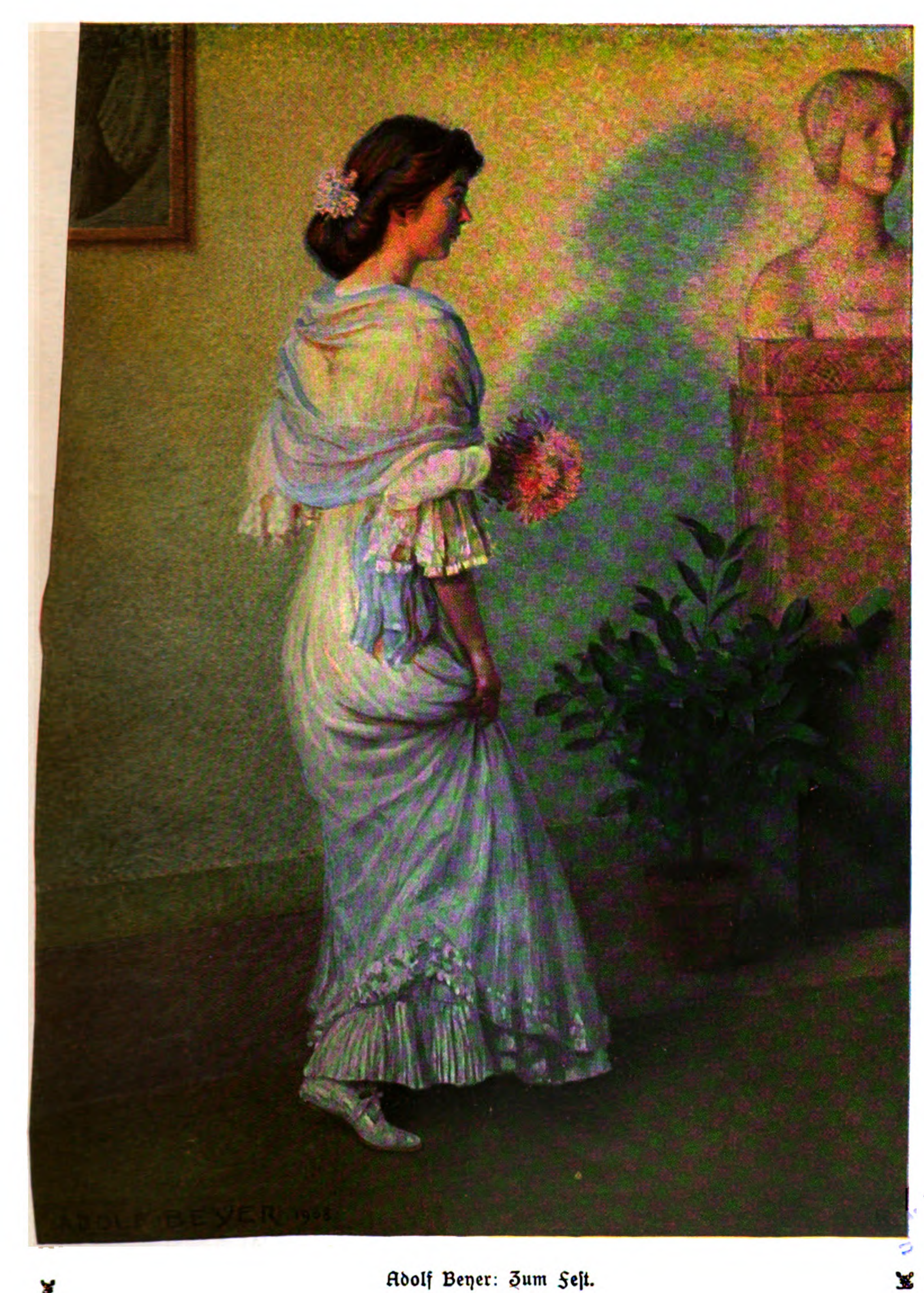
Märzamsel

Singe, kleiner Vogel, singe!
Oh, das klingt so süß und still,
Wie, wenn meiner Mutter Stimme
Mich nach Hause rufen will!

Wo die alten Bäume rauschen,
Wo der Fluß im Grunde geht,
In dem blumenbunten Garten
Meine Jugend wartend steht:

„Komm, oh komm! Wir wollen wandern,
Sieh', die Welt ist frei und weit!"
Singe, kleiner Vogel, singe,
Wo du singst, ist Frühlingszeit.

L. Rafael



Adolf Beyer: Zum Fest.



Wiener Theater

Von Armin Friedmann

Wien war eine Theaterstadt!" hört man gelegentlich rufen — „Ob es noch eine ist?" manchmal fragen — „Es hat die Führung Berlin überlassen!" zuweilen seufzen.

Wenn in einer Theaterstadt die Interessen des Theaters und das Interesse am Theater Wichtigeres und Wertvolleres verdrängen, wenn Politik, Verwaltung, Gesetzgebung, Wohlstands- und Gesundheitsangelegenheiten dahinter zurückstehen müssen, dann war wohl das alte Glacis- und Basteien-Wien des Vormärz und der Adolf Bäuerleschen Theaterzeitung die richtige Theaterstadt. Das Engagement eines neuen Schauspielers, der Schnupfen einer schmollenden Primadonna, das verstauchte Bein einer galanten Tänzerin standen obenan im öffentlichen Interesse. Aber wer möchte es denn wirklich beklagen, daß eine wachsende Weltstadt derartige altmodische Provinzialismen abstreift, daß sie für solches keine rechte Zeit mehr findet? Vordem war die Schauspielkunst für Wien nicht *eine*, sondern *die* Kunst. Das Interesse am Theater wandelte sich häufig in ein persönliches Interesse um, das für die Schauspieler aufgebracht wurde, für ihr Privatleben und für ihr Kulissengeschwätz, Rollengezänk, für ihre Kontrakt- und Ehebrüche und ähnliches. Ein klein wenig davon, noch immer allzuviel, ist dem neuen Groß-Wien vom alten Klein-Wien überliefert worden, und die kleinen Pikanterien oder die großen Indiskretionen werden just von jenen am eifrigsten verschlungen, die sie am scheinheiligsten beklagen.

Ganz genau besehen, hat dieses unser großmächtiges, sich dehnendes und streckendes Neu-Wien, das einen Gürtel um den andern sprengte, in sich eingekapselt die gute alte Theaterstadt des seligen Adolf Bäuerle, deren Mittelpunkt nicht etwa der Stefansplatz war, wo der gotische Dom sich als ein gewaltiger Fingerzeig wolkenwärts reckt, sondern der Michaelerplatz, allwo das Rokoko-Winkelwerk des alten *Burgtheaters* in Fischer von Erlachs kühnen Barock-Burgbau eingesprengt dastand.

Es sind nun an die zwanzig Jahre her, daß dieser ruhmreiche alte Kasten abgebrochen wurde, und daß das Burgtheater in Hasenauers kostbaren Prachtbau, mehr Museum denn Theater, übersiedelte, in diesen Gold- und Marmorsarkophag, in dem eine



Bernhard Baumeister. Marmorrelief im Konversationssaal des Hofburgtheaters von Prof. Johannes Benck.

glänzende Tradition prunkvoll beigesetzt wurde. Zwanzig Jahre! Und noch immer sind die Klagen nicht verstummt, denn bei dieser Übersiedlung ging zu viel Unschätzbares unwiderbringlich verloren. Das Haus ist zu groß, zu reich, zu üppig; es flackert und spiegelt ein kalter Glanz darin herum, ein toter, theatergelehrt tuender Luxus, Hypertrophie von Historie in Bronze, Marmor und Fresko. Jedes Ornament eine mahnende Anspielung, jeder Pilaster, jede kannelierte Säule eine Verpflichtung. Oh, diese im Feuer vergoldete Archivweisheit!

Der leichtfedernde Gesprächston des feinen Plauderlustspiels, wohlbewahrt im unscheinbaren, alten Häuslein, verhallte und verhauchte hier, er mußte forciert werden — er ging in die Brüche. In dem alten Haus war viel trocknes altes Holz beisammen, das nahm den Ton gern auf, trug ihn willig weiter wie gutes altes Geigenholz, das bißchen Gipsstukkatur darüber schadete nicht viel, schwang redlich mit — hier ist starrer Stein und kaltes Eisengeripp. Man hat schon oft ein viel kleineres Haus für das Lustspiel verlangt. Speidel erhob in diesem Sinne seine weit vernehmliche Stimme, aber es ist doch nicht dazu gekommen; wer weiß, ob es je dazu kommt. Wenn unsre armen Hofschauspieler gelegentlich in einem andern Wiener Theater auftreten, atmen sie befreit auf, sie werden ohne Anstrengung gehört, der Ton trägt, erhält Resonanz, während er am Franzensring am polierten Marmor glatt abgleitet.



Ernst Hartmann als Petrucchio in Shakespeares „Zähmung der Widerspenstigen". Bronzestatuette von Hans Dietrich.

Burgtheatersorge, Burgtheaterschicksal bleibt allen wirklichen Wienern fest ans Herz geschlossen. Ein jeder fühlt sich mitverantwortlich, unbedingt kunstsachverständig in allen Burgtheaterfragen; ein jeder könnte auch gleich Direktor sein oder doch mindestens jedem Direktor mit wertvollen Ratschlägen dienen, ihm mit den kostbarsten Winken und wundervollsten Tips unendlich hilfreich beistehen. Und man ist recht unzufrieden mit dem Burgtheater! Besonders die ältere, mit einem geradezu unheimlichen Erinnerungsvermögen gesegnete Generation, die noch die gute alte, die ganz große Zeit gesehen hat. Aber man liebt das Burgtheater trotz alledem, so wie man ein mißleitetes Kind liebt, das man noch auf die richtigen Tugendbahnen zurückzudrängen hofft.

Mit kränkenden und verkleinernden Vergleichen zwischen einst und jetzt hat man das Burgtheater nie verschont. Heute ist, um nur ein Beispiel zu geben, Hedwig Bleibtreu-Römpler, eine klassische Sprecherin und edle Stilschauspielerin, die ihre eigne kühle Ruhe und deutsche Strenge hat, die erste Tragödin des Hauses. Nun teilt man ihr im Vertrauen mit, daß Charlotte Wolter ein wildleidenschaftliches Temperament besaß, auflodernde Glut der weithin strahlenden Makartfarben — kurz, man spielt die entschwundene Koloristin und ihre leuchtende Palette gegen den herben Linienreiz einer großen Fresken- und Kartonkunst aus, die, wenn Unvergleichbares überhaupt aneinander gemessen werden dürfte, sich in keinem Fall als geringwertiger erwiese. Es ist das un-



George Reimers als Graf Dunois in der „Jungfrau von Orleans". Ölgemälde von Prof. Eduard Veith (Mit Bewilligung der Hofkunstanstalt J. Löwy in Wien.)

gefähr so, als ob man Rethel und Cornelius mit Veronese und Tiepolo ärgern wollte! Ja, in diesem Burgtheater gibt es lange Ahnenreihen. So führt, um ein andres Beispiel aufzugreifen, von unserm im besten Sinne eleganten Salonliebhaber Arnold Korff eine gerade Linie zu Maximilian Korn zurück, dem Liebhaber der zwanziger und dreißiger Jahre. Bis Korn reicht die Tradition des anmutigen Frauenherzenbrechers zurück — und damals war noch nicht einmal die Bügelfalte erfunden, die Sache somit weit schwieriger als heute. Korns Erbe war Karl Fichtner, dann Adolf Sonnenthal, Ernst Hartmann, und nun sind wir bei Arnold Korff angelangt: eine Schule der feinen Sitte, der vornehmen Nonchalance, des aristokratischen, gesellschaftlichen Takts. Solcher künstlerischer Stammbäume gibt es noch einige. Ahnen verpflichten, und auf dem Direktor des Hauses lastet noch immer schwer der Schatten Laubes. An ihm wird ein jeder gemessen, ihm soll ein jeder gleichen an energischen Fähigkeiten, an Unerschütterlichkeit, an Finderglück.

Laube fand, als er das Steuer der Direktion mit mächtigem Griff in die harte Faust nahm, Schreyvogels Burgtheater noch groß und ruhmreich vor, aber doch auch schon alt und mürbe. Es mußte tüchtig nachgepflanzt werden, und das war doppelt schwer, denn erstens galt es, die richtigen

neuen Leute finden, und dann: sie gegen die zähe Unduldsamkeit der alten Ruhmgreise behaupten und durchsetzen. Von Laubes Burgtheater, in dem Charlotte Wolter und Sonnenthal, die beiden Gabillon, die beiden Hartmann, Meixner und Kraftel glänzten, sind heute nur noch erhalten: Baumeister, Ernst Hartmann, Frau Kratz.

Bernhard Baumeister, zweiundachtzigjährig und noch immer ein Götz, Pedro Crespo, Falstaff und Erbförster von echtester, einfachster Kraft, voll persönlichster Ursprünglichkeit. Einige behaupten, er wäre in den letzten Jahren doch alt geworden, so daß auf ihn kaum mehr zu rechnen sei, aber Baumeister trägt unglaubliche Verjüngungskräfte in sich, und bei diesem „alten Puppenspieler“, wie er sich selbst gern nennt, muß man auf mancherlei merkwürdige Überraschungen gefaßt sein. Im vorigen Jahre hat er noch in einem neuen Stück „Der marmorne Löwenkopf“ eine neue tragende Rolle gespielt. Und wie gewaltig gespielt! Dieser greise Gondelier war voll Kraft und Leben, er war bester, echtester Baumeister. Ein vielgestaltiger Verwandlungskünstler ist er zu keiner Zeit gewesen, auch nicht, als er noch Naturburschen spielte; er verwandelte sich nicht in die Rolle, er verwandelte die Rolle in sich, er „verbaumeisterte“ sie. Seine Natur war so reich, daß er nur immerzu aus sich selber herausschöpfen konnte, ohne sich jemals zu erschöpfen; ohne kompliziert zu sein, war er interessant, treudeutsch in jedem Wort und Blick und jeder sparsamen Bewegung. Sein lachendes Herz teilte sich gleich allen mit. Viel zu machen, zu arbeiten hat Baumeister nie nötig gehabt, er brauchte nur zu erscheinen, vorhanden zu sein, so strömte schon das Fluidum seiner Persönlichkeit aus, und gleich ward allen warm und wohl.



Otto Treßler. Ölgemälde von Arthur Ferraris.

Ernst Hartmann, der unsterbliche Jüngling, der noch immer den Petrucchio spielt und wilde Kätchen zähmt, die vor zwanzig Jahren Kinderrollen neben ihm gespielt haben — mit dem liebenswürdigsten, chevaleresken Scharm spielt er ihn —, hat sich nun auch im Fache der älteren Eleganz mit angegrauter Schläfe wundervoll bewährt, genau so wie vor einem Menschenalter in der jüngeren. Seine alten Marquis haben nobelste Kultur und das angenehmste Überlegenheitslächeln. Er gestaltet immer mit der anmutigsten Feinheit. Und dann ist noch die gute alte Frau Kratz vorhanden von Laubes Burgtheater, mit ihrer beweglichen Korpulenz, ruschelig, raschelig, die aber nicht mehr viel spielt. Sonnenthal starb im vorigen Jahre, nachdem er in der letzten Zeit — niemand getraute sich, es recht herauszusagen, um den Meister nicht zu kränken — schon recht wacklig geworden. Mit ihm starb der Wallenstein, der Nathan und der Lear des Hauses.

George Reimers hat sich vor einiger Zeit mit seinem Wallenstein, an den er eine unendliche künstlerische Liebe und den unermüdlichen Fleiß eines schönen Talents fürs Heroische aufgewendet hatte, eigentlich wenig Erfolg holen können, weil ein großer Schatten — in diesem Hause geisten immer Vergangenheitsschatten! — den kostbaren Besitz verteidigte, weil eine Hand aus einem Ehrengrabe die Rolle umklammernd festhielt und den Lorbeer nicht loslassen wollte, den sie lebend darum geschlungen hatte.

Als Otto Treßler den Franz Moor bekam, stand Josef Lewinsky klein und tückisch drohend hinter ihm auf. Otto Treßler ist eins unsrer stärksten und vielseitigsten jüngeren Talente, eine Begabung fürs Charak-

teristische von fast unbegrenztem Umfang, biegsam und dehnbar — bis zum Zerreißen biegsam und dehnbar. Ein Künstler ist er, der alle Rollen, alle, alle Fächer spielen und gut spielen kann, der etwas von einem grotesken, modernen amerikanischen Hampelmann hat: knock-about; seine technischen Verwandlungsmöglichkeiten sind beinahe unbegrenzt und locken ihn leicht ins bloß Virtuose hinüber. Bei seinen brillanten Masken kommt es ihm sehr zustatten, daß er in seinen freien Stunden Bildhauer ist, keineswegs Dilettant, auch hier Künstler.

Wenn schon von drohenden Schatten in diesen Zeilen die Rede ist, so muß auch der gefährlichste von allen hier beschworen sein: Friedrich Mitterwurzer. Seit zehn Jahren tot, ist er noch immer gewaltig lebendig und bringt die andern um. Besonders sein König Philipp im „Don Carlos“ wird Nachfolgern gefährlich. Max Devrient, Scharfsprecher in der Bügelfalte wie im Trikot, eleganter Unausstehlicher, prachtvoller Hinauswürfling des Salons, könnte einiges davon erzählen.

Der einzige, der mit dem großen Schatten zu ringen und ihn in den Orkus niederzudrücken vermag, ist Josef Kainz. Ob er, der Zugvogel, noch zum Burgtheater gehört — eine Frage. Jedenfalls gehört das Burgtheater zu ihm, so viel ist gewiß. Die „Zustände“ schienen ihm nicht mehr zu gefallen; die Ehren und das Gold der Gastspiele lockten ihn von Wien ab, nur wenige Monate ist er jetzt der Unsrige. Seine hinreißende Kunst ist oft gepriesen worden, sogar in eignen Büchlein, den richtigen Raketchen der Kainz-Schwärmerei. Hier möge gesagt sein, daß seine Sprechtechnik ein neues Tempo in den rethorisch und deklamatorisch sich langsam versteinernden und versteifenden Burgtheaterstil gebracht hat. Schwung! Ein Menschenalter war Lewinsky der Sprechwart des Hauses, nachdem es vor ihm Heinrich Anschütz gewesen, der Diener am Worte, weit auseinanderhaltender Klarleger der Rede, Mann der unbedingtesten Deutlichkeit. Nun stürmte Kainz einher, nicht der demütige Diener — der Herr des Wortes: ihm ist es ein Renner, der ihn trägt in rasender Hast, mit fliegender Mähne, mit funkensprühendem Hufe, ventre à terre, und den er mit einem einzigen Riß und Ruck zum Stillstand zwingen kann. Kainz hat gezeigt, daß man auch in beflügelter Rede Schatten und Farbe



Max Devrient als Zawisch in „König Ottokars Glück und Ende“. Bronzestatuette von Hans Dietrich.

geben könne, des Gedankens scharfen Umriß klar bewahren; er hat uns das kalte griechische Feuer gebracht. Er hat seine feinste Kunst an Willensschwächlinge gewendet, an den König Kandaules und an den König Alfonso in der „Jüdin von Toledo“; auch den Gunther in Hebbels „Nibelungen“ würde er gern spie-

len, sonst eine mehr gefürchtete als beliebte Rolle. Seinen Figaro hat er bisher nur in Berlin, noch nicht in Wien spielen dürfen, und auf seinen Sardanapal von Byron in eigner Übersetzung freut er sich schon lange. Josef Kainz hat uns eine neue rhetorische Kurve — man kann weder geschenkt, noch gegeben sagen, er hat sie uns nur geliehen. Zu so viel dankbarem Lob muß aber doch noch hinzugefügt werden, daß Kainz, der sehr von Launen und Stimmungen abhängt, seine flauen Abende hat, an denen weder Stück noch Rolle und das liebe leidige Publikum am allerwenigsten ihn zu interessieren vermögen. Da läßt er alles fallen und liegen, schüttelt es ärgerlich von sich ab und trachtet nur, fertigzuwerden, den Schnelligkeitsrekord zu schlagen, und freut sich diebisch, wenn es seiner eilfertigen Zunge gelang, ein kurzes Viertelstündchen „einzuspielen". Wer vielleicht das Unglück hätte, an solchem Abend den großen Josef Kainz zum ersten Male zu sehen, der würde von diesen Wortfeuerwerken bloß geblendet, aber nicht erwärmt werden — das meiste davon verpufft noch dazu knapp über dem flachen Erdboden.

Das Burgtheater hat das Glück, Lotte Medelsky-Frank zu haben, eine frauenhafte junge Heroine von bezwingendem Ton und großer dramatischer Kraft, eine Wienerin wie Josefine Wessely, die uns früh Entrissene, lange Unersetzte. Lotte Witt ist eine Salondame von eleganter Intelligenz und stilisierter Koketterie für Rokoko und Renaissance,



Josef Kainz als Hamlet. Originalradierung von Prof. Ferd. Schmutzer. (Mit Bewilligung der Kunsthandlung Artaria & Ko. in Wien.)



Lotte Medelsky-Frank. Ölgemälde von Prof. Eduard Veith.

sogar als Yanetta in der „Roten Robe“ recht bedrohlich wild. Sie hat einen allerliebsten kleinen Bruch in der Stimme und wunderschlanke, beredte Hände. Frau Stella Hohenfels (Baronin Berger), die leider den Anschluß versäumt hat an die neue Zeit, an den neuen Stil, auch den Übergang in ein älteres Fach, die viel zu lange jung geblieben ist, gehört gegenwärtig auch zu den vielen Unbeschäftigten des Hauses. Sie trat in den



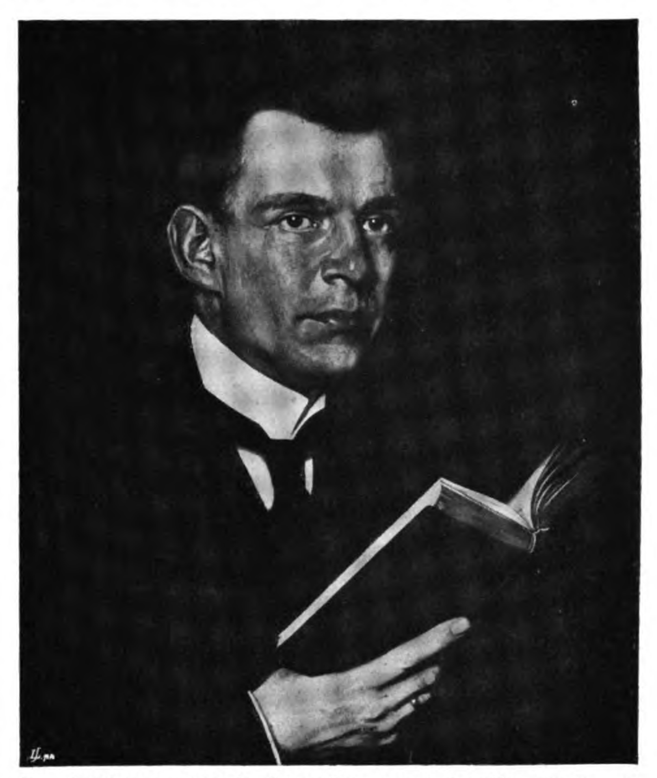
Lotte Witt in Fuldas „Zwillingsschwester". Pastell und Guasch von Ludwig Koch.

letzten Jahren nur ganz wenig auf, schmollte, grollte, schickte die Königin Isot zurück (in Hardts „Tantris"), aus der dann die Bleibtreu so viel Ruhm herausgeholt hat. Frau Hohenfels kämpft mit ihrer eignen Vergangenheit, mit ihrem eignen Schatten. Was war sie doch für eine entzückende kleine Ingénue, Prinzessin Katherine in „Heinrich V." und ein prächtiger Reiterbub Georg im „Götz"! „Mein Georg ist auch tot ..." Damals — es ist schon lange her — spielte ein köstlicher, sächsisch säuselnder Naturbursche, Herr Hugo Thimig, mit ihr das ganz und gar jugendliche Fach. Seitdem ist er gereift, gewachsen, hat gewissenhaften Ernst angesetzt. Der Nachlaß des großen Komikers Karl Meixner ist ihm zugefallen; Meixner war wieder Friedrich Beckmanns Nachfolger im Heitern. Beckmann war urfidel, Meixner scharf, bissig; sein Humor hatte etwas Menschenfeindliches, Menschenfresserisches, Menschen in Grund und Boden Verachtendes. Thimig ist nun wieder viel gemütlicher, sächsischer, sächselnder. Er ist auch Regisseur, großgebietender Machthaber. Wenn er wirklich der Königsmacher und Tyrannenstürzer ist, wofür ihn viele halten, dann ist er jedenfalls ein sehr putziger Prätorianer.

Einer, dem es auch herzlich schwer geworden auf dem heißen Bretterboden des Burgtheaters, ist Ferdinand Gregori. Sein norddeutscher Ernst, seine etwas schulgerechte belesene Ehrlichkeit und gewissenhafteste Gründlichkeit vermochten lange nicht mit der mehr sinnlich-heitern Wiener Art Freundschaft zu schließen. Gregori ist ein Grübler, ein Denker, ein tiefschürfender Gelehrter, ein durchaus philosophischer Kopf. Man wirft ihm gern die Kommentare vor, die er liest, schreibt und spielt. Als Lehrer, auch als Schriftsteller muß ihn jeder gelten lassen — als Schauspieler hat er noch zu ringen. Ein jeder hat's eben schwer im Burgtheater! So auch Tini Senders, die jugendlichste komische Alte, die kühnste Karikaturistin. Man vermochte sich lange nicht an ihre groteske Art zu gewöhnen, ein böses Vorurteil umwitterte sie. Man hatte sie von ihrer Varietétätigkeit noch in zu genauer Erinnerung, da sie den „faden Alfred" — allerdings unnachahmlich — sang. Noch wäre hier der jugendliche Held, Alfred Gerasch, zu nennen, eine blühende Hoffnung des Burgtheaters, der nach Kainz als „Tasso" beinahe gefallen hätte,



Hugo Thimig als Magister in „Renaissance". Bronzebüste von Otto Treßler.



Ferdinand Gregori. Ölgemälde von Oskar Zwintscher.

dann die Herren Löwe, Zeska, Muratori, Frank und noch so manche andre nennenswerte Namen — aber wir streben hier ja nicht aktenmäßige Vollständigkeit an.

Das Deutsche Volkstheater, die zweite Schauspielbühne Wiens, ist in manchem Betracht die erste, weil eine Menge von Rücksichten und Vorsichten, die für eine aus kaiserlichen Mitteln unterstützte Hofbühne maßgebend sind, für sie nicht bestehen. Dieses von Adolf Weisse gegenwärtig zu allgemeiner Zufriedenheit geführte, einem Verein gehörende Theater wurde vor zwanzig Jahren begründet, um der durch die Vorherrschaft der Operette obdachlos gewordenen Muse Anzengrubers eine ihrer würdige Stätte zu bereiten und auch sonst an Stelle des abgebrannten Laubeschen Stadttheaters zu treten, dem eine hochweise feuerpolizeiliche Ordnung die Auferstehung aus dem Schutt mit einem verschnörkelten Paragraphenzeichen verwehrte. Nur ein — Rauchtheater durfte daraus werden.

Das Deutsche Volkstheater zieht heute seine besten Einnahmen aus den starken französischen Stücken der Bataille und Bernstein sowie aus den feinen von Alfred Capus und seiner Gruppe. Auch mit „Moral“ von Ludwig Thoma hat es einen ganz großen Erfolg gehabt; es bleibt für Frank Wedekind nicht verschlossen und gibt von Arthur Schnitzler, was von ihm erreichbar ist. Der deutsche Philisterschwank ist willkommen, das deutsche Lustspiel wäre es auch — aber wo ist das heute? Montagsklassiker zu ermäßigten Preisen und Ansprüchen finden hier ein leicht empfängliches, rasch entflammtes Jugendpublikum. So manches angenehme Talent nahm von hier aus seinen Weg auf die Burgbühne: die sehr reizende Naive Rosa Retty, auch Frau Schmittlein (Mutter Wolfen, die Frau in Barthel Turaser, derbe Mütter aus dem Volke, feine aus dem Salon, sogar Hexen). Viktor Kutschera, der beliebte jugendliche Held, kehrte nach kurzem Aufenthalt am Franzensring wieder zurück in den Weghuberpark, wo er jetzt mit gutem Erfolg den Übergang sucht zu den heldischen Vätern. Dafür hat er sein Töchterchen Tilly, eine liebliche Hoffnung für das naive Fach, fast noch kindlich jung, drüben im Burgtheater.

Daß sich Helene Odilon, der verzogene Liebling des Hauses, die lachendste Sinnenlust auf der Szene, plötzlich von dem Theater zurückziehen mußte, dessen stärkste Stütze sie gewesen, bereitete der Direktion für längere Zeit Schwierigkeiten und Verlegenheiten genug. Alle Damen, auch die schönsten und begabtesten, wurden von Publikum und Presse mit einer fast trotzigen Beharrlichkeit zurückgewiesen. Die Kinder wollten just ihre zerbrochene Puppe haben, keine andre! Langsam lernte man — nicht etwa vergessen, denn die Wiener haben ein zu dankbares Gedächtnis! — aber doch die Entschwundene im Schimmer einer milden Verklärung betrachten, sie in ein sanftes Mitleid einhüllen und — wendete sich neuen Göttern zu.

Fünf begabte, interessante Schauspielerinnen waren in der letzten Zeit die Haupt-

Alfred Gerasch als Tasso. Ölgemälde von Wilhelm Victor Krauß.

anziehung des Theaters. Jetzt ist aus dem Quintett ein Quartett geworden. Da ist Fräulein Käthe Hannemann, eine sentimentalische Heroine von edler Qualität; ihr Gefühlston ist echt, quillt aus Herzenstiefen, klingt rein an und ist auch wandlungsfähig. Sie hat die zerdrückte Träne in der Stimme und das süßeste Lächeln wehmütiger Entsagung. Ihr gegenüber die verführerische Heiterkeit, eine der entzückendsten Naiven der deutschen Bühne: Paula Müller. Als sie vor einigen Jahren zu uns kam, noch ein wenig herb und hart, hatte sie eine schrille kleine Glasglocke in der Kehle, gaukelte immerzu Sonnenscheinchen, hüpfte als Springbackfisch mit fliegendem Zopf durch deutsche Phi-



listerkomödien. Nun ist sie milder und süßer. Ihre Gestalten sind alle fein und scharf umrissen; ihre kleinen Schmollfrauchen haben eine allerliebste Altklugheit. Nun kann sie auch wirkliche weibliche Menschen spielen, entwickeln, sie reifen lassen vor unsern Augen; bis zur „Nora“ von Ibsen haben sie ihr Fleiß und ihr Talent, eins so groß wie das andre, hinaufgelangen lassen. In Dresden und anderswo auch im Reich, da hielt man nicht allzuviel von ihr, drückte sie nieder; heute nähme man sie gern wieder zurück, und sie dürfte als primadonna assoluta der Naivität alle Bedingungen selbst vorschreiben; in Wien wurde sie gemacht, nun haben und halten wir sie und geben sie nicht mehr los. Und so naiv, daß sie ginge, ist sie nun doch nicht!

Fräulein **Lili Marberg** ist eine erste Salondame von elegantem Geist, von beweglicher, stilvoller Schönheit. Auch sie war etwas herb und trocken — extra dry! —, als sie aus München, wo sie die Beliebtheit selbst war, zu uns kam, aber nun bleibt auch sie wohl in Wien. Sie hat Takt, Noblesse, Geschmack, sie ist unpathetisch und unaffektiert, wirklich vornehm im Salon, tut nicht bloß so, braucht Vornehmheit nicht zu machen. Fräulein **Elsa Galafrés**, deren Stern vordem in Hamburg leuchtete, ist von einer bemerkenswerten Vielseitigkeit. Sie kann naiv, sentimental und tragisch sein, große



Käthe Hannemann. Ölgemälde von Robert Schiff.

und kleine Pariser Kokotten mit einer raffinierten Pikanterie spielen, sie vermag aber auch durch die suggestive Gewalt moderner Nervenkunst hinzureißen. Von ihrer ungewöhnlichen Technik und Routine macht sie nur künstlerischen Gebrauch, verzichtet gern darauf, bloß Virtuosin zu sein. Die geistreiche Schnippigkeit eines kleinen englischen Shaw-Mädels bringt sie genau so überzeugend zum Ausdruck wie die lyrische Agonie der Kameliendame oder das Wutgekreisch der Hofmannsthalschen Klytämnestra; es liegen große Verwandlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten in Fräulein Galafrés, und es sollte uns sehr überraschen, wenn sie uns nicht noch sehr oft überraschte. Fräulein **Claire Wallentin** ist leider aus dem Deutschen Volkstheater ausgeschieden, wo ihr Talent doch zu einer schönen Vollendung heranreifte. Sie ist eine scharfe Salondame von elegantestem Geist, wie die deutsche Bühne, seitdem Zerline Gabillon heimgegangen, kaum eine bessere besaß. Sie weiß das Wort und den Satz zuzuspitzen, auf den Glanz zurechtzuschleifen, lächelt die pointiertesten Bosheiten, ihre Falschheit ist unerhört — echt. Für gefährliche Raubtierchen mit funkelnden grünen Augen eine Darstellerin beinah ohnegleichen.



Tini Senders. Ölgemälde von Lovis Corinth.



Lili Marberg als Jolanthe im „Teufel“ von Franz Molnár. Ölgemälde von John Quincy Adams.

Im Volkstheater wirkt jetzt, nach mancherlei Irrfahrten seßhaft geworden, Willy Thaller, einer unsrer besten Wiener Volksschauspieler, Nestroy-Darsteller, Traditionenbewahrer in Raimund- und Anzengruberstücken, dabei auch in modernen Komödien von beweglichster Vielseitigkeit. Thaller ist der würdigste Nachfolger und Rollenerbe des hochbetagt und vielgeehrt in wohlverdienten Ruhestand zurückgetretenen Ludwig Martinelli. Thaller hat Nestroy selbst nicht mehr spielen sehen, aber die alten Leute, die ihn noch gesehen haben, versichern, Thaller käme ihm noch am nächsten, und es gäbe ganz merkwürdige Übereinstimmungen, wenn er den „gebildeten Hausknecht“ spielt oder den Ultra in der „Freiheit im Krähwinkel“.

Im Deutschen Volkstheater errang auch Dr. Rudolf Tyrolt lange Zeit Erfolg um Erfolg mit seinem Schöllhofer („Grobes Hemd“), Briefträger Klemm („Lolos Vater“), Zawadil („Familie Schimek“) und seinem urechten verlotterten Drechslermeister Schalanter im „Vierten Gebot“ von Anzengruber. Tyrolt braucht immer irgendeinen Dialekt, um seine besten Wirkungen herauszuwickeln. Er spricht nämlich alle Dialekte virtuos: wienerisch, berlinisch, sächsisch, deutsch-jüdisch, deutsch-böhmisch, deutsch-ungarisch, deutsch-französisch, deutsch-englisch, deutsch-italienisch. Seine Rollen arbeitet er mit minuziöser, fast möchte man sagen mikroskopischer Genauigkeit aus. Sein alter Pfarrer Vetter von „St. Jakob in der Einöd“ ist vielleicht das größte Wunderwerk der Miniaturkunst der Szene. Tyrolt zieht sich jedes Jahr ein paarmal „für immer“ vom Theater zurück. Wenn er, was wir hoffen, noch lange lebt, werden wir noch recht oft gerührten Abschied und freudiges Wiedersehen feiern. Vom jungen Wiener Nachwuchs ist wohl Hans Homma der nächste Anwärter auf seinen Rollenkreis. Sein Talent umspannt ein weites Gebiet. Scharfe Chargen liegen ihm vielleicht am besten. Er hat einen Spitzbuben- und Gaunerton in der Kehle und auch einen Brustton der Verläßlichkeit und unbedingten Redlichkeit. Die Herren Kramer, eleganter Salonliebhaber aus der Hartmannschule, Klitsch, ein feuriger Schillerheld, Edthofer, allerliebste junge Frech- und Schüchterlinge, Lackner, die breite Gutmütigkeit des Salons, Schreiber, ehrliche deutsche Sprechväter mit Römpler-



Claire Wallentin. Ölgemälde von Rudolf Fuchs.



Behäbigkeit, dann noch Russeck, Fürth und noch manch andre brave, tüchtige, nützliche Kräfte sind spielfroh versammelt. Schade, daß der alte Komikus Tewele, der so ungenau lernte und so lustig spielte, der noch keinen Dichter beim Wort genommen, theatermüde geworden ist. Schade um seine hanswurstige Drolligkeit! Da hält der alte Blasel im Karltheater drüben doch noch länger stand, spielt schon seine sechzig Jahre Komödie und hat noch lange nicht genug davon. Auch er stammt in gerader Linie von den klassischen alten Wiener Hanswürsten ab, den Stranitzky und Prehauser. Mit Knaack und Matras bildete er lange Zeit ein sehr beliebtes Komikerdreiblatt an der Stätte, wo der spindeldürre Nestroy und der feiste Wenzel Scholz ihre Wiener erheitert hatten. Später auch Treumann — Karl, nicht Louis Treumann —, dann kam Anton Ascher, und dann war auch schon der Tewele zur Stelle! Sein Platz im Deutschen Volkstheater ist noch unausgefüllt. Diesem Hause gebricht es an komischen Kräften, so reich besetzt auch alle andern Fächer sind. Ist doch sogar eine jugendliche Alte vorhanden, Frau Hetsey, eine klassische Frau Warrens in Shaws Komödie. Frau Glöckner, vornehmlich Gesangssoubrette, ist zum Spazierengehen verurteilt oder muß sich in München ihre Gastspielerfolge holen.



Elsa Galafrés. Ölgemälde von Otto Friedrich. (Im Besitz der Modernen Staatsgalerie in Wien.)

Der Nachwuchs fürs Heitre schießt spärlich in die Höhe. Die einzige Kraft, die in den letzten Jahren auftauchte, Max Pallenberg, wurde gleich von der Operette mit Beschlag belegt. Vielleicht wird Herr Josef König, der wieder von der Operette herübergeholt wurde, die Lacher der nächsten Zeit auf seiner Seite finden.

Ja, die Operette! Auch im Raimundtheater, etwas abseits gelegen, an die Peripherie der Stadt gedrängt, ist jetzt die Operette obenan. Vordem hatte der Norddeutsche Ernst Gettke, der aus Barmen-Elberfeld zu uns kam, dem Wiener Volksstück und der österreichischen Bauernkomödie dort eine gute Aufnahme bereitet. Mit Bedauern denkt man an sein zersprengtes Ensemble zurück, von dem eigentlich nur noch Balajthy aufragt, ein knorriger Künstler, deutsch und echt, ein Sichselber-Spieler wie Baumeister oder Rittner, einer, dessen Person nicht in der Rolle aufgeht, wohl aber die Rolle in der Person. Er kommt nie zum Berge, alle Berge müssen zu ihm, und die meisten Rollen gewinnen dabei: so stark ist der vergessene Mann da draußen in der Wallgasse, der tapfer auf seinem verlorenen Posten aushält, weil sich das einmal so gehört. Kirschner ist auch noch da, ein scharf charakterisierender Episodist, voll der trefflichsten Naturbeobachtungskunst, und Frau Lichten, ein ursprünglich echtes Talent fürs Altweiberhafte, Keifende, Drastische, auch für altjüngferliche, lächerliche Geziertheit. Gettke brachte neue Stücke, neue Autoren (Werkmann, Bendiener), er brachte auch neue Darsteller. Dieser alte Urberliner, der jetzt das dortige Hebbeltheater retten soll, hatte das feinste und sicherste Gefühl und die glücklichste Witterung fürs Wienerische.

Die Operette! Immer siegreicher dringt sie vor, zieht die Talente der Schauspielbühne an sich heran wie der große Magnetberg die Eisenklammern aus den Schiffs-



Alexander Girardi. Bronzeplakette von Arthur Löwenthal.

böden. Sie nimmt den Raum weg, auch den Luftraum; der Schusterbub pfeift den neusten Walzer, und die Kurbeln der Drehorgeln sind im Schwung. Der Walzer geht ins Gemüt, er geht in die Beine, der Walzer ist das ganz große Geschäft. Export — Frankreich, England, Amerika! Der Walzer füllt die Kassen, macht reich und übermütig. Wien ist Operettenstadt! Hier, wo Johann Strauß, Millöcker und Suppé schufen, schaffen heute Lehar, Oskar Straus, Leo Fall und die sehr vielen kleinen andern.

Die Operette hat sogar unsre stärksten heimischen Talente fürs Volksstück, Alexander Girardi und Hansi Niese, erst in ihren Bannkreis gezogen, dann zu Gastspielfahrten aus Wien hinausgedrängt. Ein Genie wie Girardi, ein wienerisches Genie, das hier festwurzelt, aus dem Wiener Erdreich beste Kräfte und Säfte zieht, das hierhergehört wie der Stefansturm und der Kahlenberg, mußte unstet wandern, weil es keine Stücke und kein Theater mehr fand; aber diesen Winter war Girardi wieder bei uns und spendet aus dem ewigen Jungbrunnen seiner großen Kunst Heiterkeit und Rührung, und er darf die Wiener Lieder neu erklingen lassen, die er so unvergleichlich vorträgt.

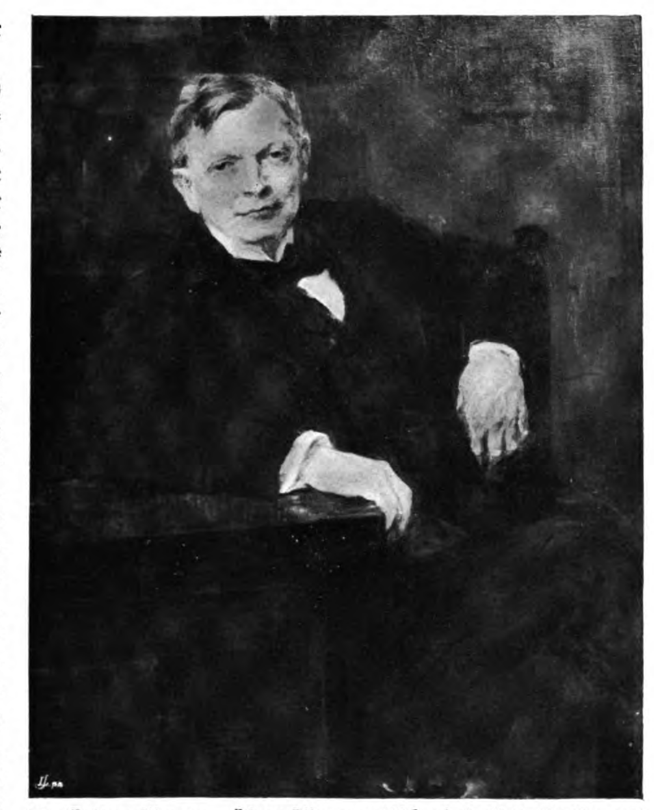
Es ist sehr schwer, über Alexander Girardi zu schreiben, ohne panegyrisch zu werden, denn er ist in seiner Art die Vollendung, und seine Art ist die Natur, das Leben, die aus Herzenstiefen heraufkommende Gefühlswahrheit, die liebenswürdigste Ironie jeglicher Pathetik und die allerspaßigste Träne. Alexander Girardi ist ein Genie des Gemüts. Er hat Geschmack, sichern Sinn für das Wirksame wie für das Zulässige. Seine oft gespielten großen Rollen, die Hauptpfeiler eines reichen Repertoires, der Valentin im „Verschwender", der Schuster Gottlieb Weigel in „Mein Leopold", hält er nicht nur rein von spielerischen Mätzchen, sondern macht sie noch immer einfacher, großliniger, monumentaler. In seiner Vaterstadt Graz haben sie eine Gasse nach ihm benannt; das könnte einen andern, weniger kerngesunden Schauspieler geradeswegs in den komödiantischen Größenwahn hineintreiben; für Girardi ist das nur ein guter Spaß, ein ausgezeichneter Scherz — stimmt ihn bloß zur Dankbarkeit, nicht zu hochmütiger Selbstvergötterung. Hoffentlich behält Julius Bauers witziger Klageruf nicht dauernd recht, daß Alexander Girardi



Hansi Niese. Künstlerische Photographie (Kohledruck) von D'Ora in Wien.

wohl eine Gasse in Graz, aber keinen Platz in Wien hat!

Auch die Niese ist eigentlich heimatlos, teilt das Girardi=schicksal. Sie hat keine Stücke, sie hat kein Theater. Therese Krones — Josefine Gallmeyer — Hansi Niese! Auch hier führt eine gerade Linie zurück in Vergangenheitsperspektiven. Die Krones und die Gallmeyer waren dämonische Naturen, sarkastische Zerstörerinnen sentimentaler Illusionen, sie standen der gutbürgerlichen Gesellschaft feindlich gegenüber. Die Gallmeyer hat einmal Friedrich Uhl, der einer der gewiegtesten Kenner des Wiener Theaters gewesen ist, die geistige Tochter von Johann Nestroy genannt. Die Niese ist Gattin und Mutter, sie hat einen familienhaften, fraulichen, einen behaglichen Zug; ihren Parodien liegt Herzensgutmütigkeit zugrunde, ihrer Satire ist ein breites Wohlwollen eigentümlich. Ihre Genialität ist nicht destruktiv, vielmehr konservativ. Die Niese hat viel von ihren — Kindern gelernt, ihr Bestes, so wie der Girardi sein Echtestes von seiner Frau Mutter her hat. Aus seinen zarten Sohnesempfindungen entspringen seine innigsten Vatergefühle. Der Humor der Hansi Niese ist gut=wienerisch, bürgerlich: „Seien wir wieder gut, lachen wir, singen wir, tanzen wir — es nutzt ja doch alles Raunzen nichts, es bleibt schon alles beim alten, wie's ist!“ Dabei reicht das Talent der Niese weit ins tragische Gebiet hinein, bis zum Seelenjammer der Rose Bernd und bis zu der ingrimmigen Verzweiflung der alten Bäuerin Klara Viebigs („Der Kampf um den Mann“). Die Gina in Ibsens „Wildente“ ist sie uns bis jetzt noch schuldig geblieben, aber eine sehr derbdrollige Toinette in Molières „Eingebildetem Kranken“ hat sie uns schon gezeigt. Sie wird — in vielen, vielen Jahren — eine komische Alte sein und in Mütterrollen den einfachen Gefühlston der Helene Hartmann in seiner ganzen Innigkeit und Echtheit zu neuem Klingen bringen. Vorläufig hat sie keine Stücke, keine Rollen und auch, genau besehen, gar kein richtiges Theater, obwohl sie ihrer zwei hat. Wenn sie gelegentlich die albernen Possen, die für sie zurechtgekleistert werden, verläßt und einen Anzengruber spielen darf, die „Trutzige“ oder ihre prächtige „Horlacher=Lies'“, dann ist das immer ein Fest für die Freunde ihres Talents.



Gustav Maran. Ölgemälde von Richard Pollak=Karlin.

Ihr Gatte Josef Jarno schwingt, jongliert das Direktionszepter in der Josefstadt und im Lustspieltheater des Praters. Er gibt französische Frivolitätspossen — Hennequin, Feydeau, Mars, Véber — und hat dabei einen schönen literarischen Ehrgeiz: Ibsen=Ambitionen, Strindberg=Sehnsucht. Jarno, der Darsteller, ist ein eleganter Charmeur des Salons und Boudoirs, liebenswürdiger Bonvivant, versteht es aber auch, stark dramatische Szenen mit hinreißendem Temperament hochzuführen. Dabei ein Regisseur von den reichsten Gaben. Er hat einen guten Blick für erwachendes junges Talent. Der Nachwuchs faßt rasch Vertrauen zu ihm, da er bald verspürt, wie er in seiner rauhen Schule rasch höherkommt. Sein beliebtestes

Mitglied ist der originelle Komiker **Gustav Maran**, der die Komik des Absterbenden, Versagenden, Erlöschenden erfunden hat. Maran ist das personifizierte Defizit, er stellt mit dem schmerzlichen Lächeln der Entsagung fortwährend die Zahlungen ein. Dabei möchte er, daß wir das nur nicht merken sollen. Mit unscheinbareren Mitteln hat noch kein Komiker gleich starke Lachwirkungen erzielt; dabei ist er unerschöpflich gestaltungsreich, heiterkeitserfinderisch und von einem feierlichen, großartigen Ernst, furchtbar gekränkt, wenn die Leute über ihn lachen; er begreift das gar nicht. Leider ist ihm seine langjährige Partnerin, die glänzende, wirklich komische Alte, Frau Pohl-Meiser, von seiner schlanken Seite gerissen und ins Bürgertheater verschlagen worden. Zuletzt war sie noch die Frosine seines merkwürdigen „Harpagon".

Das **Bürgertheater** tastet und schwankt seit seinem Bestehen. Jetzt hält es just wieder bei der Anständigkeit. „Gretchen", die Groteske von Davis und Lipschütz, war wenigstens amüsant! Diese Direktion weiß überhaupt nicht, was sie will, und wenn sie schon irgend etwas Bestimmtes wollte, so wüßte sie doch nicht, wie man's macht.

Aus dem **Kaiser-Jubiläums-Stadttheater** ist die Volksoper geworden. Neben der Oper werden aber auch dort Operetten gegeben, zumeist verschämt als „komische Oper" bezeichnet, als ob es auf das Wort ankäme. „Schöne Maske, ich kenne dich." Die Operette gewinnt eben Schritt um Schritt an Boden. Vielleicht vermögen die Bemühungen der unter Stephan Großmanns kluger und energischer künstlerischer Leitung stehenden „Freien Volksbühne" ihr langsam etwas Terrain abzugewinnen. Die „Freie Volksbühne" will den weniger begüterten Kreisen der Bevölkerung für ganz wenig Geld an Sonntagnachmittagen gutes Schauspiel bringen. Das Hofburgtheater sollte diesen Bestrebungen seine Förderung nicht länger versagen, denn dadurch könnte es sich ein neues Publikum heranziehen, eins, das noch naiv, empfänglich und dankbar ist.

Die **Neue Wiener Bühne**, die unbegreiflich viel Direktoren hat und einen Direktor-Regisseur, Steinert, beste Berliner Schule, ist aus einem Varieté entstanden. Sie bringt zumeist starkgepfefferte Pariser Stücke. Aber wenn der „Luxuszug" auf ein Nebengleis verschoben ist, dann ist auch Platz für „Don Juans letztes Abenteuer" von Otto Anthes.

Im „**Intimen Theater** werden zumeist — Intimitäten geboten.

Die Theaterstadt Wien wird doch nicht ganz Operettenstadt werden wollen und hoffentlich ihrer verpflichtenden Traditionen eingedenk bleiben. Die großen Schatten, die sonst so viel hemmen und hindern, sie mögen ihre schützenden Geisterhände halten über die alte, über die **deutsche** Theaterstadt Wien!

Das Waldhorn

Dem grauen Abend treibt der Fluß
Die Wasser müd' entgegen;
Was morgen zeitig blühen muß,
Schläft schon an stillen Wegen.

Doch durch das leise Dämmern bebt
Die grüne Frühlingsflamme,
Und mancher zarte Schleier schwebt
An schönem Silberstamme.

Balsamisch haucht der Pappelbaum
Den Atem in die Lüfte,
Das flutet durch den Erdenraum
Voll tiefer, herber Düfte.

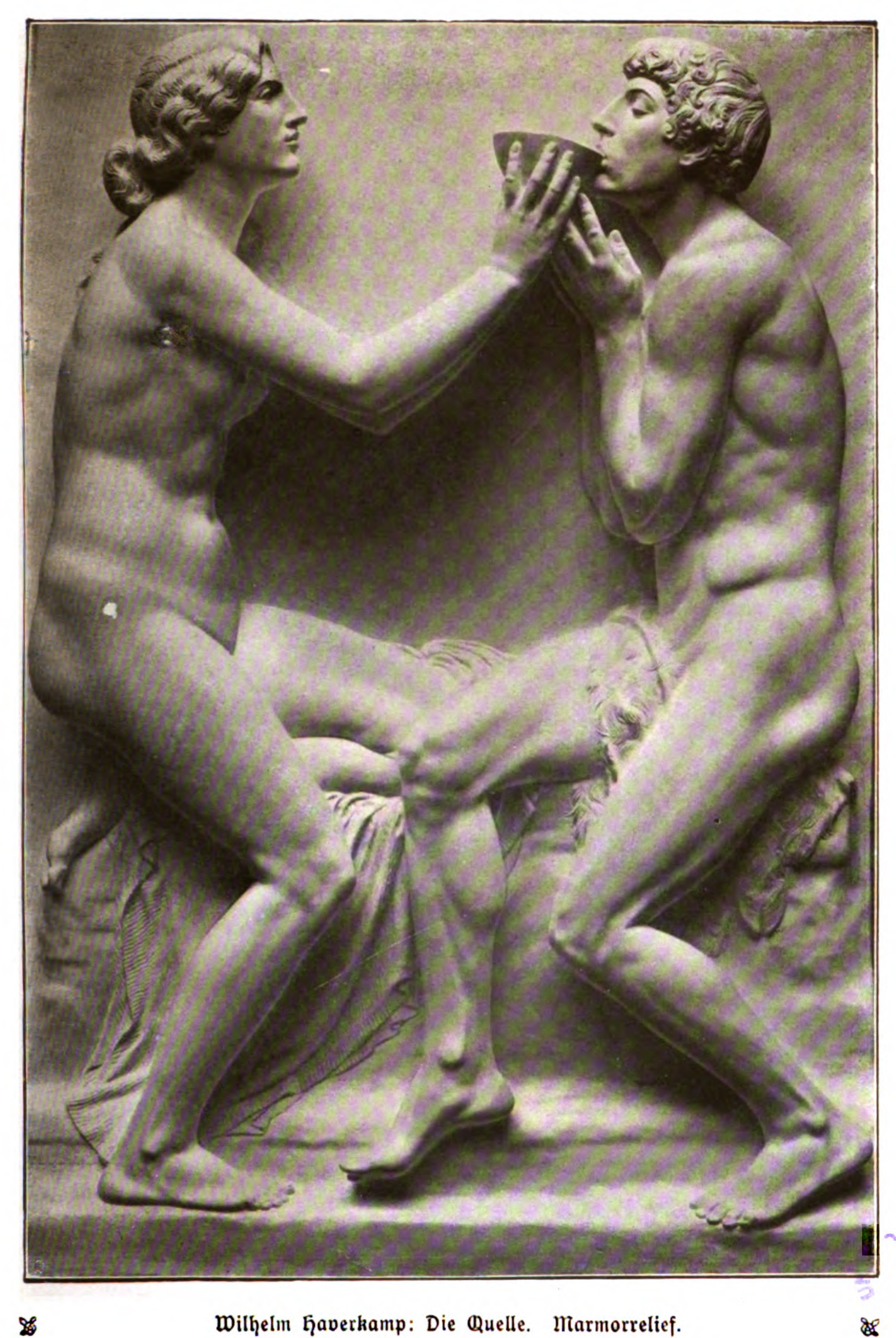
Und über Düfte, Fluß und Wald
Schwingt sich der Brückenbogen,
Darauf ein Bahnzug flammt und hallt
Und ist vorbeigeflogen.

Und wie zu höchst von allem zieht
Das goldne Licht der Sterne,
Da tönt ein altes Waldhornlied
Sehnsüchtig aus der Ferne.

Dort mag ein Haus verschattet sein,
Wer weiß von dunklen Bäumen,
Und in der Lenznacht Himmelsschein
Vergeßne Liebe träumen.

Franz Langheinrich





Wilhelm Haverkamp: Die Quelle. Marmorrelief.



Früchtekranz aus Dichtung und Literatur



Die neue Abteilung, die wir hier eröffnen, läßt sich wohl am besten als ein positiver Ausbau der „Literarischen Rundschau“ bezeichnen. Von dorther ist uns jedenfalls die erste Anregung gekommen, sie einzuführen. Wiederholt und in steigendem Maße haben wir es bei dem kritischen und referierenden Charakter jener Schlußabteilung unsrer „Monatshefte“ als schmerzliche Einschränkung empfunden, daß wir dort empfehlenswerte Werke der Dichtung und Literatur, mochten sie nun neu erscheinen oder in verjüngter Gestalt vor uns hintreten, aus Raumrücksichten nicht mit einer längeren Probe für sich und ihren Wert selbst reden lassen durften. Diesem Mißstande soll die neue Rubrik abhelfen, indem sie von Zeit zu Zeit, je nach den Verhältnissen, aus alten oder neuen guten Büchern möglichst charakteristische Proben heraushebt, um mit diesen ausgewählten Früchten dem Leser nicht bloß einen Sondergenuß zu bereiten, sondern zugleich auch den Garten, aus dem sie gepflückt sind, nach seiner Natur und Ertragfähigkeit zu kennzeichnen. Niemals werden diese Proben die Lektüre oder, bei ernsteren Werken, das Studium des Originals ersetzen können — im Gegenteil: sie sollen gerade die Lust dazu anregen und befördern —, wohl aber hoffen wir, daß der regelmäßige Leser dieser Rubrik durch ihren positiven Charakter in ein vertrauteres Verhältnis zu den Schätzen alter und neuer Literatur gesetzt werde, als es auch durch die sorgsamsten kritischen Betrachtungen möglich wäre.

❋

Für den Anfang wählen wir ein Kapitel aus einem neu erschienenen Werke, das schon durch seinen Stoff die Anwartschaft auf ein möglichst vielseitiges und reges Interesse hat. Es ist Alex. von Gleichen-Rußwurms Buch „Geselligkeit“, eine Schilderung der Sitten und Gebräuche der europäischen Welt von 1789 bis 1900 (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart; in Leinenband 10 M., in Pergamentband 12 M., in der Luxusausgabe auf Japanpapier und in Lederband 35 M.). Wie nach so manchem halb oder ganz verlorenen Kulturgut der Vergangenheit regt sich auch nach der Geselligkeit mehr und mehr die Sehnsucht einer erkälteten, grazienberaubten Gegenwart. Gewiß könnte uns auf diesem vernachlässigten Gebiete keine unbedingte Wiedererweckung alter Formen frommen, gleichviel ob sie hundert, fünfzig oder zwanzig Jahre zurückliegen; wohl aber darf man sich auch für die Erfüllung dieser Sehnsucht eine Förderung nur versprechen, wenn man zuvor die Entwicklungen und Wandlungen der Geselligkeit im organischen Zusammenhang mit der politischen und kulturellen Geschichte Europas erkannt hat.

Dafür nun erscheint Gleichen-Rußwurms geistvoll und elegant geschriebenes Buch als ein berufener Führer. Mit ihm durchwandern wir die bedeutendsten Salons von Paris, London, Berlin, Wien, Rom, St. Petersburg und andrer europäischer Hauptstädte, die für die Geselligkeitskultur eine Rolle gespielt haben. Dabei versagt es sich der geschmackvolle Verfasser, etwa schulmeisterlich den Finger zu erheben und zu dozieren: Seht, so müßt ihr es auch wieder machen! Wohl aber sucht er überall die Ursachen für die Blüte oder den Verfall der feinen, zumal der geistigen Geselligkeit aufzudecken und leise Winke zu geben, wie wir daraus für unsre Tage lernen könnten.

Er selbst, der Urenkel Schillers und Sproß eines alten vornehmen Geschlechts, er hat daraus gelernt — das glauben wir allein schon seinem feingesitteten, überzeugten Vortragston anzuhören. Denn mehr als bei vielen andern Büchern macht bei diesem der Ton die Musik und der Vortrag „des Redners Glück", wie ja auch die Geselligkeit ihre letzte Vollendung erst von jenem undefinierbaren Takt des Herzens empfängt, der wohl ausgebildet, aber nicht von außen her angelernt werden kann.

Bei dieser im Stoff begründeten Eigentümlichkeit würde eine „Besprechung" dem Buche wenig oder gar nicht gerecht zu werden vermögen. Nur eine Probe kann in seine Art einführen. Wir wählen mit freundlicher Genehmigung des Verlages den fünften Abschnitt, der uns in die blutjungen Berliner Salons des beginnenden neunzehnten Jahrhunders geleitet, und erlauben uns nur hier und da ein paar vorsichtige durch die Raumverhältnisse gebotene Kürzungen. F. D.

Berliner Geselligkeit vor hundert Jahren

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Der Geist des Weltbürgertums in Berlin — Henriette Herz und Rahel Levin — Gesellige Anmut — Die deutsche Sprache im Salon — Prinz Louis Ferdinand bei Rahel — Modevorträge — Die Schlegels — Fichtes Reden — Hofgesellschaft und Offiziere — Luther im Schlitten — Die Geselligkeit des Prinzen Louis Ferdinand — Die neue Mode — Kinderbälle — Der Ernst der Zeit — Das Mahl in Torgau — Der Rat des Freiherrn von Stein — Stein in Petersburg — Mademoiselle Georges — Preußen und Rußland

In das altpreußische Berlin brach mit der Französischen Revolution zum erstenmal wieder der Geist des Weltbürgertums, seit die Tafelrunde Friedrichs des Großen aufgelöst war. Nicht wie früher durch die beispielskräftige Kulturarbeit eines intellektuellen Hofes, sondern durch eine Schicht, die bisher abgeschlossen und verachtet außerhalb der Gesellschaft gelebt hatte. Als Mendelssohns Philosophie die deutschen und vor allem die Berliner Juden aus dem starren, bildungsfeindlichen Bann des Gesetzes befreite, soweit sie großangelegte und unabhängige Naturen waren, machte sich besonders bei den Frauen ein starkes Interesse geltend für geistiges Leben, Dichtkunst und Musik. Man wollte Fuß fassen in der Gesellschaft. Dies gelang schneller, als es selbst Freidenkende erwarteten, durch zwei bedeutende Salons, in denen Henriette Herz und Rahel Levin empfingen. In diesen israelitischen Häusern begegneten sich jene Elemente der preußischen Hauptstadt, die geistige Anregung bedurften und sie in den streng voneinander getrennten Kreisen der eignen Stände nicht fanden. Hier trafen sich Prinzen, Edelleute, Gelehrte, Diplomaten und Künstler mit Schauspielern und Schauspielerinnen, denen sonst jedes Bürgerhaus den Eintritt weigerte. Henriette, die Stifterin des Tugendbunds und der Freundschaftsloge, lebte und webte in der Geselligkeit. Viel gereist und überall mit den geistig hervorragenden Kreisen in Verkehr gekommen, lernte sie den Wert feiner Konversation in der Praxis begreifen. Als sie in Rom bei der gelehrten, aber alten und häßlichen Signora Marianne Dionigi — wie früher schon in Florenz bei einer Dame gleicher Art — jeden Abend Gesellschaft junger und älterer Männer fand, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Das ist etwas, was wir in Berlin und überhaupt in Deutschland nicht kennen. Mit Essen und Wein können wir es allenfalls erzwingen, mit Verstand und einer Öllampe, wie hier, gewiß nicht." Wenn auch nicht ganz so einfach, hielt sich ihr Haus doch fern von jenem eleganten Luxus, den die Salons einer Tallien, einer Récamier, selbst einer Frau von Staël ihr eigen nannten. Trotzdem gelang es ihr, die führenden Männer des geistig regsamen Berlin um sich zu versammeln ... Die Frau, deren Jugend Wilhelm von Humboldt und Mirabeau umschwärmten, deren reife Schönheit den Knaben Börne zu Entzücken hinriß, verdankte ihren Erfolg der Fähigkeit, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Dem Charakter ihrer Gäste und den herrschenden Stimmungen der Mode schmiegte sie sich klug ein, und sie besaß die Kunst, die Vorzüge andrer in gutes Licht zu stellen sowie deren Kräfte ihrem Salon dienstbar zu machen. Empfindsam im achtzehnten Jahrhundert, wurde sie pathetisch im neunzehnten, ein Beispiel jenes raffiniert feinen geistigen Maskenspiels, dessen Teilnehmer am Ende selbst nicht wußten, ob sie täuschten oder getäuscht waren. Die erste wirkliche Goethegemeinde fand sich bei Henriette Herz zusammen. Man las die Dramen des verehrten Dichters mit verteilten Rollen und begann — ebenso wie es der Salon Rahel Levins

in der Folge tat — Goethe dem noch immer ablehnenden norddeutschen Publikum von einem festgefügten Kreise aus aufzuzwingen.

Den Unterschied zwischen beiden Frauen beleuchtet ein Wort Rahels: „Madame Herz lebt geputzt, ohne zu wissen, daß man sich ausziehen kann, und wie einem dann ist.“ Auch Rahel gab sich lieber mit Menschen ab als mit Büchern, und es machte ihren Verkehr so behaglich, unbefangen und lebensfroh, „daß sie jedes Mitglied desselben noch mehr geltend zu machen suchte, als worauf es selbst hätte Ansprüche machen können“. Nach dem Urteil ihrer Freunde lenkte sie mit seltenem Zartgefühl das Gespräch von jedem Streitpunkt ab, der auch nur eine augenblickliche Verstimmung verursacht hätte. Dies war gewiß nötig in einer Gesellschaft, die sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzte. Wer in seinem Hause Diplomaten, Prinzen, Kaufleute und Künstler, Einheimische und Fremde empfängt, muß, wie Rahel Levin, erhaben über Kleinlichkeit und Klatsch, die Zeitstimmung begreifen und genau zwischen Fremden und Bekannten eine Grenze ziehen. „Meinen Tadel spare ich für meine näheren Freunde,“ sagte sie einem von diesen, „euch werde ich, wo es not tut, wahrlich nicht schonen; meine Freigeisterei, mein Stolz, meine Verachtung aller geistfesselnden Vorurteile gehören bloß für die Klügsten und Vertrautesten unter euch, aber jeder gemischten Gesellschaft, die sich bei mir versammelt, bin ich pflichtig, Gutmütigkeit und Anmut umsonst darzubieten, wie Tee und Gefrorenes. Hier ist ja nicht von Tugenden die Rede, sondern von schönen Formen des Umgangs. Ohne diese kein Witz, keine Freimütigkeit, kein fröhliches Sichgehenlassen.“

Rahel hielt es für abgeschmackt, Ernst oder Tugend am unrechten Ort geltend zu machen. Nur so konnte es dem anspruchslosen Judenmädchen ohne glänzende Verbindungen, Schönheit und Vermögen gelingen, einen Kreis zu bilden, der „ohne allen Vergleich der anziehendste und geistreichste war in ganz Berlin“. Wilhelm von Humboldt, der schwedische Diplomat und Dichter Gustav von Brinkmann, Friedrich Gentz, den sie einen Wetzstein des Verstandes nannte, Schleiermacher, Fichte und die beiden Schlegel, Fouqué und Chamisso waren die Vertrautesten, die „ordentliche Dachstubenwahrheit zu hören“. Ihnen gesellte sich einer der interessantesten Männer, der aus der Zeit der „bureaux d'esprit“ übriggeblieben war und modern genug für das neue Leben dachte. Es war Fürst Karl Josef von Ligne, der die Höfe Friedrichs des Großen und Ludwigs XV. ebensogut kannte wie den Salon der Madame du Deffand und des Fräuleins von Lespinasse. Frau von Staël urteilte, die Bildung sei in ihm auf der Höhe stehengeblieben, die sich ein Volk niemals bewahrt, nämlich auf dem Stande, wo jede rohe Form gemildert ist, ohne daß ein Wesentliches dabei litt. Er hat so etwas „kultiviert Artiges, à l'aise setzendes“, meinte Rahel von ihm. Sie schwärmte für den Fürsten, denn das Ideal dieser durchaus modern denkenden Frau blieben die feinen Sitten des ancien régime ...

Die größte Freude herrschte in Rahels Salon, wenn Prinz Louis Ferdinand von Preußen erschien, der geistige Erbe des Weisen von Sanssouci. Die Gesellschaft erhob sich einen Augenblick, wenn er eintrat, dann setzte sich alles wieder nach Belieben, und der Prinz nahm neben Rahel Platz. Er wurde durchaus nicht unterwürfig behandelt, doch die herkömmlichen Formen der Ehrerbietung ließ niemand außer acht. Prinz Louis sprach ohne Zwang, wie es unter vertrauten Freunden geschieht. Als Frau von Staël im Jahre 1804 nach Berlin kam, rühmte er mit solcher Leidenschaft den Salon seiner Freundin, daß es die berühmte Frau neugierig machte, die „kleine Berlinerin zu sehen, die selbst in den Pariser Zirkeln Aufsehen erregen würde“. Brinkmann gab darauf eine große Gesellschaft, wo alles eingeladen war, was die Verfasserin der „Delphine“ interessieren konnte. „Königliche Prinzen, Gelehrte jeder Farbe, Frauenzimmer vom Hofe, Fichte, die Unzelmann, Iffland mit andern. Aber kaum war Rahel der Frau von Staël vorgestellt worden, als sie sich mit dieser in eine Ecke des Sofas setzte, wo sie sich über anderthalb Stunden mit ihr allein unterhielt, ohne sich um die ganze übrige Gesellschaft zu kümmern.“ Sie fand die „kleine Berlinerin“, die sie in Paris bei Wilhelm von Humboldt vollständig übersehen hatte, étonnante, denn es war ihr noch keine Frau vorgekommen, die ihren Einfluß ausschließlich der eignen Persönlichkeit verdankte und ihn nur durch gesellige Begabung im schönsten Sinne des Wortes behauptete. Daß gerade in Deutschland eine solche Stellung

besonders schwer zu erringen sei, erkannte die Vielgereiste. Seit die Aufklärung die Brücke zwischen den scharf geschiedenen Ständen geschlagen hatte, und seit der erste Taumel der Revolution vorüber war, strebte in den romanischen Ländern jeder, der sich durch Geist oder Kunst emporarbeitete, nach den guten Manieren des Salons; in Deutschland dagegen suchten oft hochbedeutende Männer, von einem falschen Eigenbewußtsein getrieben, die Sitten des Salons auf das Niveau ihrer alten Gewohnheiten herabzustimmen. Schleiermacher selbst schrieb Ironien über die gute Lebensart und meinte: „Das Prinzip des Konventionellen ist: du mußt auf alle Weise andeuten, daß die gegenwärtige gesellschaftliche Einrichtung die vortrefflichste ist.“

Was man im Konversationston und im feinen geselligen Gefüge noch nicht erreichte, dachte man durch Bildung zu ersetzen. Die Damen, von modernem Bildungsfieber ergriffen, strömten deshalb zu den Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, die August Wilhelm hielt. Sie waren Modesache, und es gehörte sich in der Gesellschaft, dem neuerwachten ästhetischen Geschmack dies Opfer zu bringen. Auch Rahel nahm mit ihren Freunden an den Vorträgen teil, aber sie lächelte über jene, die man in der Umgebung von Schlegels Feinden als Anhänger eines neuen poetischen Evangeliums verspottete. Eine Satire, die wohl Kotzebue ihr Entstehen verdankt, schildert vortrefflich das ästhetische Gebaren:

Sie müssen es glauben, besonders die Damen,
Die sollten mich auf dem Katheder sehen,
Mich preisen und kein Wort verstehen,
Die werden haufenweise zu mir rennen
Mit Cicisbeen und Ridikülen,
Ein Stündchen sitzen auf meinen Stühlen,
Damit sie nachher sagen können:
Als das Kollegium ward gelesen,
Bin ich auch ein paarmal dabei gewesen,
Und während ich strickt' an meinen Strümpfen,
Habe ich lernen auf Wieland schimpfen.
Die ganze Ästhetik in einer Nuß
Kostet mich nur zwei Friedrichsdor.
Dabei habe ich meinen schönen Fuß
Gezeigt der ganzen Versammlung vor.

Daß die italienische Eigenart des Cicisbeo in diesem Gedicht erwähnt ist, zeigt die Moral Berlins in einem Zustande, wie sie auch der anonyme Verfasser sah von „La Prusse galante ou voyage d'un jeune homme à Berlin“. Die Anspielung sollte aber hauptsächlich die Umgebung der Romantiker treffen, deren Ansichten über Geselligkeit und Liebe in Friedrich von Schlegels „Lucinde“ niedergelegt sind. „Viele werden sagen, Schlegel treibt's arg, nun sollen wir ihm auch noch das Licht zu seinen Orgien halten,“ schrieb Novalis über das Buch an Karoline, die geschiedene Frau August Wilhelms. Der Roman hatte die Tendenz, der bürgerlichen Moral ins Gesicht zu schlagen, denn er feierte die freie Liebe, doch nicht mit jener sittlichen Größe und Achtung vor der gesellschaftlichen Form, die Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ trotz aller Freiheit der Empfindung wahrte. Es berührt seltsam, daß ein ernster Philosoph wie Schleiermacher diese Selbstbekenntnisse ohne Scheu und Scham als ein „tugendhaftes Buch“ bezeichnet. Karoline und Dorothea Schlegel spielten eine hervorragende Rolle in den geistigen Kreisen Berlins; die schöne und kluge Dorothea empfing alle Welt und wurde überall empfangen, obwohl ihr Vorleben auch vor dem Erscheinen „Lucindes“ nicht unbekannt war. „Wir wollen keinem Urteil vorgreifen,“ schrieb Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten über die gesellschaftliche Moral am Anfang des Jahrhunderts, „aber als Tatsache dürfen wir hinstellen, daß in jener Zeit eine Religion der Liebe galt, in der jedes echte Gefühl als ein heiliges angesehen wurde, gegen welches jedes andre Gefühl zurückstehen mußte.“ Dies war der Nachklang der Empfindsamkeit.

Im Herbst des Jahres 1806 zerstreute der Kriegssturm, was sich an geselligem und ästhetischem Verkehr in Berlin gebildet hatte. Die „mondänen“ Vorlesungen Schlegels wurden abgelöst von Fichtes Reden an die deutsche Nation, denen Männer und Frauen aller Stände zuströmten. Während der Schall von Trommelwirbeln vorüberziehender feindlicher Truppen in den runden Saal des Akademiegebäudes drang, sprach der Philosoph über die notwendige Umgestaltung der zeitlichen Zustände. Auch Rahel saß unter den Hörern und vernahm die Worte: „Solange wir deutsch sind, erscheinen wir uns als Männer wie andre auch; wenn wir aber halb oder auch über die Hälfte undeutsch reden und abstechende Sitten und Kleidung an uns tragen, so dünken wir uns vornehm. Der Gipfel aber unsers Triumphes ist es, wenn man uns gar nicht mehr für Deutsche, sondern für Spanier oder Engländer hält, je nachdem nun einer von diesen gerade am



meisten Mode ist." Unter dem Einfluß Fichtes wurde der Salon in der Jägerstraße vor seinem Ende politisch-patriotisch, aber trotz guten Willens und ehrlicher Begeisterung widersprach dies der Stellung und dem ganzen Wesen des Hauses. Mit den alten Freunden verlor sich der Einfluß, so daß die hochbedeutende Frau tatenlos vor den Ereignissen stand und „alles Wetter ohne Schirm über sich ergehen lassen mußte". Erst als Gattin des Diplomaten Varnhagen von Ense fand sie auf dem Wiener Kongreß von neuem einen Kreis, der ihren Gaben entsprach.

Die eigentliche Hofgesellschaft Berlins, deren intellektuell anspruchsvolle Mitglieder nach dem Beispiel des Prinzen Louis Ferdinand den Salon Rahels besuchten, stand, ehe die traurigen politischen Ereignisse hereinbrachen, im Rufe, von mystischen Strömungen in gleicher Weise erfaßt zu sein wie von sinnlicher Vergnügungssucht. Dieser Ruf erhielt sich nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. (1797), der Rosenkreuzer, Illuminaten und Schwindler aller Art angezogen hatte. Das strenge Beispiel des jungen Herrschers und seiner Gattin, der Königin Luise, übte noch keinen Einfluß ...

Über die Vergnügungen der jungen Offiziere erzählt Nostitz ein merkwürdiges Geschichtchen aus dem Jahre 1806. Zacharias Werners „Weihe der Kraft" gehörte damals zu den meist aufgeführten Stücken. In einem Auftritt dieses Schauspiels wird ein Wittenberger Nonnenkloster aufgehoben, dessen Insassen der Kanzler mit den Worten entläßt: „Gehet in die Welt und wirket!" Weiter ist keine Rede von den Frauen, nur Katharina von Bora bleibt auf der Szene. Die Offiziere wollten in einer Parodie das fernere Schicksal der Nonnen zeigen, die einen geeigneten Wirkungskreis bei Madame Etschern, der bekanntesten Berliner Kupplerin, gefunden hätten, und stellten einen Besuch Luthers mit seiner Gattin bei deren früheren Schicksalsgenossinnen dar. Leutnant von Nostitz beschrieb den derben Spaß, der den Teilnehmern einige Tage Arrest einbrachte:

„Ich ließ einen Schlitten auf niedrige Räder setzen und diese mit herabhängendem grauem Tuch bedecken. Vier rüstige Pferde konnten dieses Fuhrwerk bequem ziehen. Darauf wurden folgende Verhaltungsmaßregeln aufgesetzt: jeder Teilnehmer stelle vier bis sechs Vorreiter, alle reich gekleidet mit Gold- und Silbertressen, wie solches bei großen Schlittenfahrten üblich ist; ferner versieht er sich mit einem wohlangepaßten und anständigen Frauenanzug sowie mit einem Damensattel für sein Pferd. Aus der Theatergarderobe wird die Tracht Dr. Luthers sowie seines Famulus und der Katharina von Bora entlehnt oder gekauft. Desgleichen wird ein Anzug angeschafft, der nach dem gewöhnlichen Hauskleide der Madame Etschern gemacht ist, dazu eine Punschkelle und ein Bund Schlüssel. Alle Offiziere, als Frauen gekleidet, kommen auf ihren Paradepferden, nur derjenige, der Madame Etschern agiert, reitet ein kleines Pferd, Langschwanz, mit aufgesteckten Eselsohren. Im Schlitten sitzt Luther mit seinem Famulus, der in der Hand seines Herrn Flöte hält, die lächerlich lang sein muß. Katharina reitet auf der Pritsche, in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Hetzpeitsche haltend. So lautet das Programm, dem getreulich nachgehandelt ward.

„An einem Abend im Monat August versammelten sich sämtliche Teilnehmer in meiner Wohnung, die Offiziere als Frauen gekleidet, Graf Hertzberg in der Tracht Luthers, Leutnant Ziethen in den Kleidern der Etschern, ein Junker vom Regiment als Famulus vermummt. Ich endlich, der Riesenhafte, stellte die zarte Katharina von Bora vor. Prachtvoll gekleidete Vorreiter mit Fackeln fehlten nicht. Plötzlich, als alles rasch gerichtet, die Fackeln entglommen waren, brach der Zug in der vorgezeichneten Ordnung, von einem Lichtmeer übergossen, aus der Charlottenstraße unter die Linden hervor und bewegte sich mit gemäßigter Eile durch die zusammeneilenden Haufen von Zuschauern, die zuerst mit Verwunderung den Glanz des Zuges angafften, dann, wenigstens zum Teil, die Bedeutung der Gestalten erkennend, die Anspielungen belachten und laut das helle Schaugepränge bejubelten.

„Aber bald sprengten Husaren und Polizeidiener zu Pferde heran, die der Gouverneur von Berlin, Feldmarschall Möllendorf, geschickt hatte, um der Posse zu wehren und den Zug aufzuhalten. Indessen, es war solches schon zu spät, die Scharwache diente nur dazu, die uns hemmenden Haufen der Zuschauer zu lichten, und wir durchzogen eine Stunde lang mit zunehmender Schnelligkeit die Straßen, bis der Zug in sausendem Galopp in eine entlegene Straße sich verlor und die Fackeln verlöschten."

Von dem gesellschaftlichen Ton der Offiziere vor dem Kriege berichtete ein süddeutscher Diplomat: „Unter dem jetzigen wenig strengen Regime plünderten die zu den Hoffesten eingeladenen jungen Offiziere ganz ungescheut die Tafeln und Büfetts, als seien es feindliche Marketenderbuden." Auch im Hause des Prinzen Louis Ferdinand gingen solche jungen Herren aus und ein, denn er unterhielt sich gern auf eine möglichst ausgelassene Art, wie es Prinz Heinz, der Freund Falstaffs, einstmals getan; Nostiz war sein Adjutant und Vertrauter. Aber an diesem kleinen Hof verkehrten außerdem die ausgezeichnetsten Männer der Zeit neben den Gesellen, „die nichts als Schwelger und Libertins waren". Zu den Lieblingsgewohnheiten des Prinzen gehörte frohe, den Geist beschäftigende Mitteilung, daher er abends bis tief in die Nacht hinein meist Gesellschaft um sich hatte. Johannes von Müller, Gentz und Wilhelm von Humboldt waren oft gesehene Gäste, auch Schiller erschien bei seinem Berliner Aufenthalt. In der Sommerwohnung machte Madame Pauline Wiesel, die Mätresse Louis Ferdinands, die Honneurs, ohne daß es den Besuchern seltsam erschien. In der Stadt regte man sich kaum darüber auf. Das prinzliche Jagdschloß Schrike bei Magdeburg wurde im Sommer 1805 Schauplatz der ersten Parforcejagd nach englischem Muster, wozu alle benachbarten Fürsten ihre Hunde schickten ... Ausgewählte Speisen und guter Wein, besonders Champagner, den der Prinz vorzüglich liebte, stillten Hunger und Durst, doch das Mahl, in antikem Stil gefeiert, wurde durch Musik und Wechsel heitrer Erholung weit über das gewöhnliche Maß verlängert. Neben dem Prinzen stand ein Piano, eine Wendung und er fiel in die Unterhaltung mit Tonakkorden ein, die dann Dussek, sein böhmischer Kapellmeister, auf einem andern Instrument weiter fortführte. So entstand oft zwischen beiden ein musikalischer Wettkampf, „ein musikalisches Gespräch" konnte man es nennen, „das alle durch Worte angeregten Empfindungen der Seele in bezaubernden Tönen lebhafter fortklingen ließ". Unterdessen wechselten Getränke und Aufsätze, auf der Tafel zur freien Wahl hingestellt. Wer nicht aß und trank, spielte Karten oder mit Würfeln oder führte ein Gespräch mit dem Nachbar. „Die Frauen auf dem Sofa, in antiker Freiheit gelagert, scherzten, entzückten, rissen hin und verliehen dem Symposion jene Zartheit und Weichheit, die einer Gesellschaft von Männern unter sich durch ihre Härte und Einseitigkeit abgeht. Es geschah wohl, daß man sich erst am Morgen trennte, und manche standen von demselben Stuhl auf, den sie am Abend vorher gewählt hatten."

Neben dem Berlin, das in den Salons sich ästhetisch und literarisch zu bilden suchte, und jenem, dessen ausgelassene Unterhaltung den Tugendhaften manches Ärgernis bot, kam die offizielle Welt zu verhältnismäßig geringer Geltung, obwohl mit Ausnahme einer kleinen Militärpartei alle Kreise für Königin Luise schwärmten. Der Hof lebte im allgemeinen einfach, doch die Gattin Friedrich Wilhelms III. tanzte mit Leidenschaft und ließ manche Quadrille im Opernsaal ausstatten, die nach den Zeitberichten den Tagen Ludwigs XIV. oder Augusts des Starken würdig war. Man entlehnte die Kostüme der Geschichte oder machte sie mythologisch-burlesk, wie bei einem berühmten „mardi-gras" der Schwester des Prinzen Louis Ferdinand, der Fürstin Radziwill. Auf diesen Festen wurde als ganz neue Mode der Gebrauch eingeführt, an kleinen Tischen zu essen, statt wie bisher nach Rang und Stand an großen feierlichen Tafeln.

Gleich Zopf und Perücke verschwanden nun aus der eleganten Herrentracht Strumpf und Schuh. Seit sich der König in der ursprünglich amerikanischen Kleidung mit Pantalon und Stiefeln auf der Kurpromenade des Bades Pyrmont gezeigt hatte, ahmte man die neue Tracht in der Hauptstadt nach. Diese Mode bürgerte sich ungefähr gleichzeitig mit dem Weglassen des Puders ein, denn die Eleganten in Berlin verfuhren nach dem Beispiel der Whigs in England, die ihr Haar kurzgeschnitten à la guillotine trugen, seit die Torys, die politischen Feinde, den Haarpuder besteuerten. Auch eine veränderte Hofuniform bestimmte Friedrich Wilhelm nach dem Muster von Windsor.

Um den königlichen Kindern Freude zu bereiten, kam eine bisher ungewohnte Art von Festen auf: der Kinderball. Kotzebue beschrieb in der von ihm herausgegebenen Zeitung „Der Freimütige" einen der ersten Kinderbälle aus dem Jahre 1803 im Hause des Hofmarschalls von Massow: Sobald der Hof Platz genommen, begann die Musik ein

Adagio zu spielen. Die kleinen Masken waren noch unsichtbar. Auf einmal erhob sich ein Amor unter dem Stuhl der Königin und überreichte ihr einen Pfeil mit der Inschrift: „De vos yeux à tous nos cœurs“. Zugleich strömten die verkleideten Kinder von allen Seiten herbei, ordneten sich zu einer Polonäse und zogen vorüber, worauf der eigentliche Tanz begann. Der Geschmack der Zeit tritt deutlich an einem Gedichtchen zutage, das ein kleiner Savoyarde aufsagte, indem er der Königin einen Apfel überreichte:

La pomme est le fruit dont la fable et l'histoire
Depuis des siècles entiers ont gardé la mémoire.
Si je la mets à vos genoux
C'est que de tant d'attraits des Dieux vous ont ornée
Qu'Adam l'aurait prise de vous
Et Paris vous l'aurait donnée.

Diesem harmlos zierlichen Treiben in der Umgebung der schönen und beliebten Königin bereiteten die politischen Ereignisse ein ebenso jähes Ende wie dem genialen Sichausleben des Prinzen und seiner Gesellschaft und wie dem ästhetischen Genießen der berühmten Salons. Louis Ferdinand fiel bei Saalfeld, Hof und Adel flohen aus Berlin, die Lebenshaltung wurde außerordentlich einfach, und das gesamte Interesse nahmen die ernstesten Fragen des Staates in Anspruch. Wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelt, tritt der gesellschaftliche Verkehr aus den gewohnten Bahnen, und die Vernunft bannt alle erschwerenden Formen, die sonst in der Kulturwelt ihre mildernde, anmutvolle Aufgabe erfüllen. Wie Kunst und Wissenschaft in ernsten Zeiten zurücktreten, verschwindet auch jene Geselligkeit, die Geist und Körper Erholung bietet, ohne daß spätere Generationen das Recht haben, von kulturlosen Zeiten zu sprechen. Ein kameradschaftlicher Verkehr unter Männern löste im deutschen Norden das elegante und sentimentale Wesen ab. Die Zeiten mahnten an vergangenes Heldentum. Die Idee, eine Nachahmung von König Artus' Tafelrunde zu gründen, die der Freundschaft und der edlen Geselligkeit gewidmet sein und dabei auch den mehrstimmigen a capella-Gesang pflegen sollte, faßte Karl Friedrich Zelter, der Direktor der Berliner Singakademie ... Der Begriff der „Liedertafel“ (so nannte Zelter die neue Gesellschaft), der später vielfach eine völlig andre, unverständliche, mit Männergesangverein identische Bedeutung erlangt hat, bezeichnet hier im eigentlichen Sinne des Wortes eine gesellige Tafelrunde, in der Lieder gesungen wurden. Der 24. Januar 1809 wurde dann der Gründungstag der Zelterschen Liedertafel, und nach dieser eigenartigen Schöpfung sind im Laufe der Jahre viele Tausende von ähnlichen Vereinen entstanden, und Millionen von deutschen Männern haben im Liedertafelwesen Freude und Erholung gefunden, musikalische und patriotische Anregungen daraus geschöpft.

Mit Wallenstein machte Schiller die Phantasie der Gebildeten wieder kriegsbereit, der Offizier errang von neuem gesellschaftliche Achtung, das Waffenhandwerk galt als höchster Beruf. Als der sächsische General Thielmann — ein ehemaliger persönlicher Freund und glühender Bewunderer Schillers — die sächsischen Regimenter in Torgau schon im Frühjahr 1813, mit gleicher Kühnheit wie York in Preußen, den Verbündeten zuzuführen sann, gaben ihm die Offiziere an seinem Geburtstag ein großes Gastmahl. Vergebens suchte Thielmann gegen Ende der Tafel die aufgeregte Gesellschaft für seinen Plan zu gewinnen, ein General schrie ihn nieder. Aber allgemein verglich man nach dem Bericht von Augenzeugen die Ereignisse von Torgau mit Szenen aus Wallenstein, das Mahl mit dem Terzkyschen Bankett, und wirklich hörte man im größten Aufruhr eine Stimme: „Wer ist gut kaiserlich?“ So fand man in der Tragödie einen Spiegel für selbständige Entscheidungen und große Konflikte.

Die Rolle, die Fichte in der bürgerlichen Gesellschaft spielte, übernahm der Freiherr Karl vom Stein bei Hofleuten und Diplomaten. Als sich im Jahre 1812 das Land auf neuer Grundlage bildete und geheime Verhandlungen mit andern Mächten sich als notwendig erwiesen, warnte Stein den König: „Dinge von der größten Wichtigkeit werden im Innern der Familie gelesen und gesprochen, sehr vieles von geringerer Bedeutung kommt des Abends beim Teetrinken vor; das Wohnzimmer der Frau von Voß (der Oberst-hofmeisterin) wird von Besuchern nicht leer, hier erscheinen Soldaten, Geschäftsleute, Menschen aller Art und allen Sinnes — wie ist bei einer solchen Einrichtung ein Geheimhalten möglich? Und die wichtigsten Dinge werden Privatgespräche ... Man entferne diese Menschen, man gebe den Visiten, welche



die Gräfin Voß annimmt, eine andre Einrichtung — sie bestimme Tage und Stunden, wo sie Leute sieht, und die übrige Zeit sei sie unzugänglich." Der Hof richtete sich nach den Wünschen des strengen Staatsmannes, der vor Napoleons Zorn in der Verbannung in Petersburg lebte und durch seine Stellung in der Gesellschaft dieser seltsamen Hauptstadt großen Einfluß auf den Zaren gewann. „Sein Mut, seine Kühnheit und noch mehr sein Witz drangen allenthalben durch und zündeten wie ein Blitzstrahl, wo irgend etwas noch zu zünden war." Die Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten und unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Teetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gern und unbewußt selbst in leichteren Scherzen gehen ließ, machte ihn zu einer wichtigen Persönlichkeit der maßgebenden Kreise in Petersburg. Seine Einfälle wurden zu Anekdoten ausgeprägt, und bald bildete sich ein Anhang, der um so treuer war, weil man wußte, daß Stein mit dem Sieg wieder nach Westen wollte und niemandes Platz erstrebte. Ernst Moritz Arndt schrieb über ihn aus der russischen Zeit: „Das zum Fortschnellen und zum Begeistern so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzte sein Banner auf."

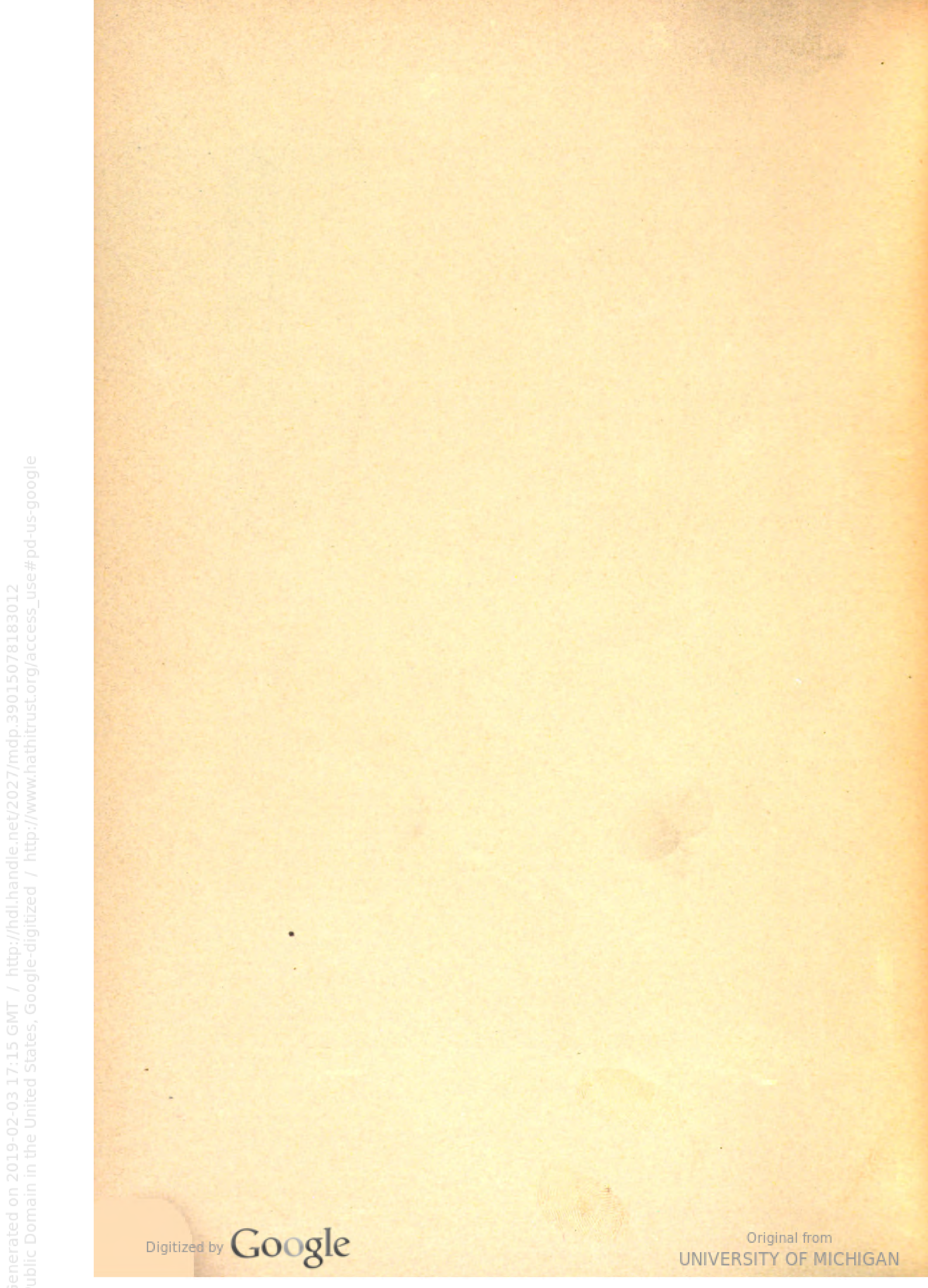
In dieser Zeit knüpften sich die festen Bande an, die Preußen mit Rußland im neunzehnten Jahrhundert vereinen sollten. Die Gesellschaft, in der Stein für die Auferstehung seines Vaterlandes wirkte, war ein merkwürdiges Gemisch von asiatischer Pracht und westeuropäischem Raffinement. Der Hof mit seiner streng militärisch durchgeführten Rangordnung, in die sich selbst die genialsten Frauen widerspruchslos einfügen mußten, bildete eine glänzende, im wörtlichsten Sinne juwelenschimmernde Vereinigung von Frauen mit französischer Erziehung, die im Grunde ihres Herzens Asiatinnen blieben, genialen, aber in Trunk- und Lebensfreude untergehenden Grandseigneurs, Offizieren und internationalen Abenteurern. Der Kampf, den Stein führen mußte, um die freundliche Gesinnung des Zaren für Preußen wach zu erhalten, richtete sich nicht zum wenigsten gegen eine französische Schauspielerin, Mademoiselle Georges, deren Liebreiz sowohl viele Damen der Gesellschaft bezauberte, als auch das Herz Alexanders umstrickte. Die französische Partei verstand es, die elegante Welt und jene, die man heute Snobs nennen würde, an sich zu ziehen. Caulaincourt, der Botschafter Napoleons, hatte die für Frankreichs Klugheit und Rußlands Verhältnisse außerordentlich bezeichnende Weisung erhalten, nicht zu sparen, aber sich auch nicht wie ein reichgewordener Bürger zu benehmen ... Die Botschaft gab Feste von unerhörter Pracht, man amüsierte den Hof und imponierte selbst den Reichsten durch einen Luxus, der mit raffinierter Gleichgültigkeit verbunden war. Das französische Theater bildete den eleganten Mittelpunkt der Gesellschaft. Als Mademoiselle Georges, die berühmte Tragödin der Comédie française, ankam, planten mehrere Parteigänger Caulaincourts, Alexanders Geliebte, Frau Narischkin, durch die Darstellerin der Semiramis aus der Gunst des Herrschers zu verdrängen. Obwohl der Zar Fräulein Georges mit Geschenken und Aufmerksamkeiten überhäufte, blieb er seiner russischen Geliebten treu und änderte nichts an seinem Vorgehen gegen Napoleon. Als nach der Schlacht an der Moskwa Petersburg auf seinen Befehl illuminieren mußte und die Schauspielerin wagte, diesem Befehl zu trotzen, gebot der Zar: „Je ne veux pas qu'on l'inquiète, elle se conduit comme une bonne française." Wenige Tage darauf reiste die ganze Truppe des eleganten, jahrelang Mode gewesenen Theaters nach Schweden, um die heimische Kunst am Hofe Bernadottes zu zeigen.

Kotzebue mußte auf Geheiß des Zaren nun das „Russisch-deutsche Volksblatt" herausgeben, das die Notwendigkeit einer politischen und gesellschaftlichen Allianz stark betonte. Es erreichte nur die Zahl von neununddreißig Nummern und enthielt, wie alles, was mit russischem Geistesleben damals zusammenhing, allzuviel des Überspannten. So machten die Damen von Petersburg darin den Vorschlag, ein gemeinsames Amazonenregiment gegen den Korsen zu bilden. Dies erinnert an den Gedanken, den Kaiser Paul wenige Jahre vorher ganz ernsthaft ausgesprochen. Die Souveräne sollten mit ihren Ministern, um den ewigen Kriegswirren ein Ende zu machen, persönlich ein Turnier ausfechten, er würde mit den Seinigen zur Stelle sein. Jetzt aber rüstete sich Europa zu einem andern Turnier, das im Salon und am grünen Tisch ausgefochten wurde, und auf dem die Russen zum erstenmal gesellschaftlich wie politisch den größten Einfluß in Europa errangen. Dieses Turnier war der Wiener Kongreß.





Gustav Schönleber: Sersheim.





Paul Heyse

Aus der Geschichte einer Freundschaft

Von Max Kalbeck

Zu Heyses 80. Geburtstage (15. März 1910)



Ein junger Breslauer Lyriker, Studiosus Max Kalbeck, dessen Erstlinge günstige Aufnahme finden, wie man liest, ist rasender Handschriftensammler, nebenbei speziell Ihr stürmischer Verehrer, und hat mich beschworen, ihm Ihre Briefe zu schenken. Dies zu tun, hab' ich mich zwar gehütet, ihm jedoch versprechen müssen, Sie für ihn um etliche alte, der Vernichtung preisgegebene Brouillons oder Kopien von schon veröffentlichten Gedichten usw. anzuflehen (je nachlässiger geschrieben, desto erwünschter für den Sammler!), unter welche Sie allerdings, um ihnen die volle *Sammlungsweihe* zu erteilen, Ihr *Paul Heyse* setzen müßten. Vielleicht findet Ihre Güte gelegentlich eine freie Minute zur Ausübung solcher Großmut?"

Auf dem stattlichen Briefbogen in Groß-Quart, der die vorstehenden Zeilen enthält, geschrieben von einer noch aus dem achtzehnten Jahrhundert heraufreichenden altmodischen Hand, findet sich zum erstenmal mein Name mit dem Paul Heyses vereinigt. Der Brief ist datiert: „Breslau, 20. Juni 1871" und entstammt der treuen Feder meines edlen Gönners und unvergeßlichen Freundes Karl von Holtei. Er war es, der mit dem Geschenk einer hübschen Kollektion von Autographen meine Sammelleidenschaft geweckt hatte, und er wiederum war es, der meinen Schülerpoesien einen Verleger verschafft und lobende Beurteilungen zugesichert hatte. Ihm, dem ich über das Grab hinaus in Zeit und Ewigkeit verpflichtet bin, habe ich auch eins der unschätzbarsten idealen Güter meines Lebens zu verdanken: *die nun bald vierzigjährige Freundschaft Paul Heyses.*

Auf Holteis Bitten schickte Heyse für den ihm unbekannten Studenten den ersten, vielfach korrigierten Entwurf des sechzehnstrophigen, eben von ihm aus dem Italienischen des Giuseppe Giusti übersetzten Gedichts: „Fern sei, daß ich im Tageskampf" (als man ihn aufforderte, für Zeitungen zu schreiben).[1] Die eigentümliche Form der Strophe im Verein mit dem Wohlklang der Heysischen Sprache bezauberte mein Ohr, und es entstand fast unmittelbar nach der Lektüre des Gedichts ein andres. Ich hatte kaum Zeit, mich zu besinnen, so spontan drängten sich die Verse aus meinem Innern hervor, und ohne viel über ihren von Giusti weit abliegenden Inhalt nachzudenken, sang ich:

Wenn auch mit scharfen Pfeilen oft
Das Schicksal mich getroffen,
Noch steht mein Herz so treu wie sonst
Für seine Gäste offen;
Nie hat es sich verdrossen,
Ob Freude ihm, ob Leid genaht,
Vor ihnen zugeschlossen.

Ich sah, was mich so tief betrübt
Durch zeitiges Vergehen,
Zu ewiglicher Dauer mir
Im Geiste auferstehen;
Was groß und schön hienieden,
Dem wußt' ich Tod und doch zugleich
Unsterblichkeit beschieden.

Kaum daß dem starren Schmerz das Wort
Belebt sich losgerungen,
Hat sich mit ihm die Melodie
Zum Äther aufgeschwungen;
Nun kehrt's, von reinen Tönen
Gefolgt, zurück zum Herzen mir,
Mein Trauern zu versöhnen.

[1] Gedichte von Giuseppe Giusti. Deutsch von Paul Heyse. 1875. S. 215.

So hab' ich nicht umsonst gebebt,
Und nicht umsonst gelitten,
Ich habe Trost und Sieg im Kampf
Für andre auch erstritten:
Sie werden überwinden,
Wenn sie sich selbst im fremden Weh
Geläutert wiederfinden.

In Gluten schlägt die Klage auf,
Die Schlacken fallen nieder;
Die markverzehrend loderten,
Die Schmerzen werden Lieder,
Und fessellosen Dranges
Schwebt die befreite Seele hin,
Ein Phönix des Gesanges.

Als Gefühlserguß eines einundzwanzigjährigen Jünglings mochte dieses „Leid und Lied" betitelte Dankpoem immerhin einen seltsamen Eindruck auf den Spender des Autographs machen. Heyse fühlte sich um so eigentümlicher davon berührt, als er gerade eine der schrecklichen Katastrophen erlebt hatte, mit denen der Neid der Götter das glückgesegnete Haus des Dichters zu wiederholten Malen heimsuchte. Er litt noch unter den Schauern jener Aprilnacht, die ihm seinen genialen Ernst entriß und das neugeborene holde Schmerzenskind Wilfried in die Arme legte.

O Kind, wie harmvoll mußt' ich dich begrüßen
Und habe meines Schluchzens Krampf und Beben
Erstickt an deines Mündleins ersten Küssen.

Die Stunde war zum Eintritt in das Leben
Nicht klug gewählt, zu kurze Frist vergangen,
Seitdem dein Bruder uns Valet gegeben ...

singt Heyse in den glut- und schmerzvollen, dem Andenken seines Kindes gewidmeten Terzinen. Der „Phönix des Gesanges" entstieg dem Brande der Seele — unwissentlich hatte ich es ihm zum Trost zugerufen. Das herrlichste Denkmal aber errichtete er bald darauf seinem Liebling in dem Roman „Die Kinder der Welt". Als Balder kehrte zu unsterblichem Leben zurück, der als Ernst zu den Schatten hinabgestiegen war. Dem Dichter gelang es, seine Lieben der Vernichtung abzuringen, und als der finstre Würgengel auch den vielleicht noch reicher mit Vorzügen des Körpers und Geistes begabten Wilfried geraubt hatte, gesellte sich der Wiedererweckte dem trauernden Vater bei, um still neben ihm vor seinen geistigen Augen zum Jüngling und Mann heranzureifen — „all sein Tagwerk," wie Heyse in der Zueignung seiner „Neuen Gedichte" (1897) an Wilfried schreibt, „war immer auch für ihn getan, ihm bracht' er stets das Beste dar".

Holtei, dem Heyse den Empfang von „Leid und Lied" bestätigt hatte, ermunterte mich, ihm die 1870 in Breslau erschienenen Erstlinge meiner Gymnasialmuse zu schicken. Darauf schrieb mir Heyse am 29. November 1871:

„Sie sind in der Tat durch das Geschenk Ihrer Gedichte einem lebhaften Wunsche von mir entgegengekommen, verehrtester Herr. Ich war, als Ihre ergreifenden Strophen mir damals zukamen, zu verstört und zerstreut, um eine neue Bekanntschaft pflegen zu können, und mußte selbst den Dank für Ihr Gedicht unserm alten Herrn überlassen. Leider nur bin ich auch heut' noch nicht viel besser daran mit meiner Zeit und Stimmung, da ich, in eine große Arbeit vergraben, nur in kurzen Pausen einmal wieder an die Oberwelt auftauche und dann gerade so viel Besinnung habe, um den Faden des Verkehrs mit Freunden und Nachbarn nicht ganz abreißen zu lassen. Den heutigen Ruhetag will ich gleich dazu benutzen, Ihnen einen Gruß zu senden und Ihnen zu sagen, daß ich Ihr Buch schon ganz gelesen und vieles darin sehr dankbar genossen habe. Es trägt natürlich die Spuren seiner Erstlingsschaft in einer gewissen harmlosen Ungleichheit, Buntheit und Unbekümmertheit, die aber selbst dem Unreifen einen anziehenden Hauch von Frische verleiht. In zehn Jahren würden Sie manches besser und manches nicht so gut machen, und es tut mir leid, daß wir nicht mündlich Blatt für Blatt umwenden und darüber plaudern können, damit Sie das wahre Interesse innewerden möchten, das mir diese Erstlinge eingeflößt haben. Vielleicht führt Sie Ihr Weg bald einmal nach München, wo denn doch allem Künstlerischen eine freiere und gedeihlichere Luft entgegenkommt als in Ihrer Heimat ..."

Es läßt sich schwer beschreiben, welche Wirkung diese kritischen und doch so schonenden und aufmunternden Zeilen in mir hervorbrachten. Ich kannte von Heyse damals nicht viel mehr als ein paar in Anthologien verstreute Gedichte, die Tragödie „Meleager", einen Band Novellen und den famosen „Salamander", jenes Reisetagebuch in Terzinen, dessen entzückende Form den rhythmischen Höllenzwinger Dantes mit Grazie durchbrochen zu haben scheint. Das Wenige aber hatte genügt, mir gewaltigen Respekt vor dem Dichter einzuflößen. Er stand im Tempel meiner Anbetung unmittelbar neben dem geliebten Geibel, welche beiden dem

Jüngling mindestens ebensoviel bedeuteten wie die seinem Horizont entrückten Goethe und Schiller. Der Wunsch, einem von ihnen persönlich näherzutreten und unter seiner unschätzbaren Anleitung mich zum Dichter auszubilden, wurde immer reger, und ein zweiter Brief Heyses entschied über die Wahl der Universitätsstadt, in der ich meine in Breslau begonnenen, ziemlich zerfahrenen und planlosen Studien fortsetzen wollte. So schrieb mir Heyse am 28. Februar 1872:

„Ich komme spät, so spät, daß Sie trotz Ihrer Versicherung, sich gedulden zu wollen, mein Schweigen befremdlich gefunden haben werden. Aber die Arbeit dieser letzten Monate ließ mich buchstäblich nicht zu Atem kommen, und es ist in der Tat die erste Pause, die ich mir zunutze mache, um für Ihr Bild, Ihre guten Worte und die Aussicht, die Sie mir eröffnen — daß die Bekanntschaft des Originals vielleicht schon der Sommer nachbringen werde —, Ihnen die Hand zu drücken. Nur setzt es mich in einige Verlegenheit, daß Sie meinen Rat anrufen. In Lebensfragen mitzuvotieren, ohne die Kenntnis aller Verhältnisse, ist eine mißliche Sache. Vor allem habe ich keine Vorstellung von dem Umfang Ihres Talents. Daß Sie den Poeten bei Ihren Zukunftsplänen vor allem betonen, lese ich zwischen den Zeilen. Für diesen nun wäre hier im Süden in jeder Weise der günstigste Boden, und Luft und Sonne, zumal im Sommer, sollte auch Ihrer Gesundheit, wie ich denke, wohltätiger sein als die Leipziger Kohlendunstatmosphäre. Ich habe es an eigner Haut erfahren, wie die Verpflanzung in den deutschen Süden so einem nordischen Gewächs gedeihlich ist (bis ins Sprachliche hinein), der neuen Lebensformen zu geschweigen, die Sie hier auf Schritt und Tritt umgeben werden. Auch ist unser München an allerlei Bildungselementen reich, Kunst und Natur stehen doch ganz anders im Saft als in den Gegenden jenseit des Mains, und der Kreis wackrer Leute, die Sie hier fänden, wäre Ihnen gewiß förderlicher als die Journalisten und Literaturindustriellen, die Sie etwa in Leipzig kennen lernten. — Nun aber bedürfen Sie eines strengen Fachstudiums, und da ist schwer zu raten. Wilhelm Hertz und Konrad Hofmann wären ganz geeignet, Sie in germanistische und romanische Philologie einzuführen, der erstere freilich mehr als Berater denn als Lehrer, da er von der Universität zum Polytechnikum übergegangen ist. Aber Sie wissen, daß diese Studien nur schwer zu einer Anstellung führen, daß die Oberlehrerkarriere von der klassischen Philologie ausgeht, zu der Sie hier kaum die nötige Anregung fänden, und da Sie nicht in der Lage sind, bei der üblichen Privatdozentenmisere sich von vornherein auf eine Universitätsstellung verlassen zu können, so sind diese Studien nur dann mit Erfolg von Ihnen durchzuführen, wenn Sie entweder durch Privatunterricht sich Ihre Existenz sichern — wozu gerade hier so gut wie gar keine Aussicht ist —, oder wenn Sie eine novellistische Ader haben, die Ihnen durch die Verbindung mit Zeitungen Ihren Unterhalt gewährt. Alle andern Möglichkeiten, mit dichterischen Gaben sich durchzuschlagen, sind hier darum versperrt, weil wir in München so gut wie gar keine Journalistik haben und die Tätigkeit der wenigen Verleger äußerst zaghaft und eng zugeschnitten ist. In dieser Hinsicht wäre allerdings eine Stadt wie Leipzig vorzuziehen. Ob Sie aber nicht dennoch besser tun würden, selbst aus ganz äußerlicher Rücksicht unser immer noch wohlfeiles Süddeutschland vorzuziehen, ist sehr die Frage. Auf einen Sommer, dächt' ich, könnt' es nicht ankommen, wenn es sich darum handelt, einem ganzen Leben die Richtung zu geben. Ich sage nichts von der Freude, die es mir machen würde, Sie hier zu sehen, damit mein Rat nicht durch meinen Vorteil beeinflußt erscheine. Aber da ich doch jedenfalls im Laufe des Sommers nach Leipzig komme, würde es mir auch dort möglich sein, mit Ihnen zu verkehren, wenn auch nicht so ausführlich und con amore wie hier. Überlegen Sie also das Für und Wider ohne alle persönliche Rücksicht auf Ihren und meinen Wunsch einer Begegnung von Angesicht zu Angesicht. Die Lehrkräfte Leipzigs sind mir unbekannt. Indessen auf der Stufe, wo Sie stehen, sind die Mittel zum Lernen wichtiger als die Person des Lehrers ..."

Dieses von reiner Menschenliebe getragene, von warmherziger, lebendiger Teilnahme durchdrungene und erwärmte, für Heyses Persönlichkeit so ungemein charakteristische Schreiben war ein präsumtives Freundschaftsopfer ungewöhnlicher Art. Seine Größe richtig abschätzen kann nur, wer sich vergegenwärtigt, in welcher Verfassung sich ein Künstler befindet, der nach einer Riesenarbeit wie der dreibändige Roman „Die Kinder der Welt" das Bedürfnis fühlt, sich gründlich auszuruhen, um neue Kraft zur kritischen Revision des kaum vollendeten Werkes zu gewinnen. Er ließ es mich nicht entgelten und erwähnte es kaum mit einem Wort, wie störend ich ihm mit meinen Angelegenheiten dazwischenfuhr, ja, er brachte es sogar fertig, sein Interesse von seiner eignen Aufgabe abzuziehen und es ungeteilt einem unbekannten Menschenkinde zuzuwenden, mit welchem sich zu befassen ihn möglicherweise in endlose Verwicklungen stürzen konnte. Ein



Egoist hätte, wie man zugeben wird, anders gehandelt. Heyses Brief, aus dem ich natürlich nur herauslas, was mit meinen Wünschen übereinstimmte, verfehlte auch zu Hause seine Wirkung nicht. Mein armer Vater, der nach dem Tode der beschwichtigenden und vermittelnden Mutter Ursache hatte, dem abenteuerlichen, ins unbekannte Weite fortstrebenden Treiben seines in verschiedenen Künsten dilettierenden Sohnes mit Mißtrauen und Besorgnis zuzuschauen, gab schweren Herzens seine Einwilligung zu München. Am meisten leuchtete ihm der materielle Vorteil ein, den das von Heyse als wohlfeil gepriesene Leben in Süddeutschland versprach. Denn die Unterstützung, die er mir gewähren konnte, war gering, und das teure Pflaster Leipzigs kam, obwohl der ebenfalls ins Vertrauen gezogene Geibel gemeint hatte, ich würde, was die Wissenschaft betrifft, an der Pleiße reichere Ausbeute finden als an der Isar, nicht weiter in Betracht. Aus der Parallelstelle eines von Geibel zur selben Zeit an mich gerichteten Gutachtens geht hervor, daß der Sohn Lübecks, dem es als intimem Freunde des Königs Max von Bayern an nichts zu fehlen schien, in den sechzehn Jahren seines Münchner Aufenthalts (1852 bis 1868) dort keineswegs heimisch geworden war. Woran es ihm gebrach, konnte ihm kein König geben. Schrieb er mir doch am 22. Januar 1872:

„Wenn Ihre Wahl nur zwischen jenen beiden Städten schwankt, würde ich unmaßgeblich zu Leipzig raten, einmal, weil dies zurzeit ohne Frage die bedeutendste deutsche Universität ist, zum andern, weil Sie hier unendlich viel leichter gesellschaftliche Anknüpfungspunkte finden würden als in München, wo das, was wir Familienleben und häusliche Kreise nennen, nur ausnahmsweise vorkommt und der geistige Verkehr sich fast ausschließlich auf Zusammenkünfte im Wirtshause beschränkt."

Gerade aber den geselligen Kreisen, die mich in Breslau zu verschlingen drohten, wollte ich entgehen. Ehe ich die Heimat verließ, gab ich noch rasch hintereinander bei dem durch meine kleinen Stadt- und Provinzerfolge betörten Verleger meiner ersten Gedichte („Aus Natur und Leben") zwei neue Bände Lyrik heraus: „Wintergrün", eine Blumensprache (!) in Versen, und „Neue Dichtungen". Die „Neuen Dichtungen" enthielten u. a. die „Bekenntnisse eines Irrenden", einen Zyklus in Terzinen, mit dem ich in unserm, von Kurd Laßwitz und mir gegründeten akademisch-literarischen Verein „Dintenfaß" Furore gemacht hatte. Diesen Terzinenzyklus, der zu Heyses „Salamander" ungefähr in demselben Verhältnis stand wie das eingangs wiedergegebene Gedicht zu Giusti, wollte ich meinem neuen Gönner als Zeichen meiner unbegrenzten Verehrung widmen und sandte ihn mit der frohen Botschaft, daß ich das nächste Semester in München studieren würde. Darauf antwortete mir der Dichter am 11. März 1872:

„Zunächst meine Freude darüber, daß Sie zu uns kommen werden. Ich denke, Sie haben das Beste gewählt und werden sich hier wohl fühlen. Was ich dazu beitragen kann, soll herzlich gern geschehen, es bedarf das keiner neuen Versicherung. Und daß Stadt und Land und Leute wohl der Mühe wert sind, kann Ihnen mein Beispiel bewähren, da ich jetzt achtzehn Jahre hier mein Wesen treibe und auch nicht fortstrebe.

Mit Ihrem mir freundlich zugedachten Terzinenzyklus haben Sie mich aber in eine böse Verlegenheit gebracht. Ich habe ein Faible für Sie, ein zweites für diese Form, ein drittes für alles mir Zugeeignete. Also, wenn ich eines schönen Tags mit dieser Widmung überrascht worden wäre, würde ich einen Gotteslohn zurückgeschrieben haben und gedacht: Frisch auf die Zäune, so trocknen die Windeln. Aber Sie machen mich durch Ihre manuskripte Mitteilung mitverantwortlich, und da kann ich mich einiger stiller Bedenken nicht erwehren, so wenig, daß ich sie laut werden lassen muß. Sie reiten die ungesattelte Terzine so keck und flott, daß ich wieder von neuem Ihr großes Talent erkannt habe. Doch dünkt mich die Sache stellenweise mißlich, da Sie über der Lust des Reitens Weg und Ziel zu vergessen scheinen. Eine Beichte wie diese muß entweder durch großen Ernst und Tiefe der Gedanken und glänzende Neuprägung der Worte uns gewinnen, oder die Schicksale, die zu dieser düstern Weltansicht geführt, müssen uns etwas greifbarer vorgeführt und daraus die Notwendigkeit einer solchen Charakterentwicklung klar werden. An beiden aber fehlt es hier. Ich finde, Sie haben es etwas zu leicht mit der Sache genommen, das Gedicht nicht reifgetragen, nicht bloß im einzelnen des Ausdrucks, sondern in der Berechtigung des Ganzen es noch nicht auf ein Letztes, Bleibendes, Notwendiges gebracht. Und daher werden diese Strophen wieder nur den Eindruck machen, den ich von Ihren früheren Sachen empfing: daß Ihr Talent schon fertiger ist als Ihre Stoffe, daß ein lebhaft geistreicher Formtrieb nach allen Seiten herumtastet, ohne mit voller Inbrunst einer Lebensaufgabe sich

zu ergeben, die auch das kleinste Gedicht für den Moment werden muß, wenn es wahrhaft lebendig werden soll.

Ich bedaure, daß wir nicht mündlich darüber verhandeln können. Ich wollte Sie im einzelnen auf manches hinweisen, was meine Ansicht bestätigen würde. Nun kann ich nur sagen, daß, wenn Sie die Herausgabe des Buches aus äußern Gründen wünschen, keine sonderliche Gefahr in der Veröffentlichung auch dieser Gedichte liegen würde, da sie den Eindruck vieler Jugendgedichte talentvoller Poeten machen, die ‚zu schönen Hoffnungen berechtigen'. Aber die Widmung würde ich schon aus dem Grunde widerraten, um nicht an die Anregung zu erinnern, die Sie gerade zu Ihrem Nachteil von mir empfangen haben und die stellenweise bis zu eigentlichem Nachklang geht. So gleich die Einleitung und die Rettung zum Schluß in Natur und Stille, des ‚schaudernden Verächters' zu geschweigen. Wie könnte es auch anders sein, wenn Sie, wie Sie sagen, diese sechsundzwanzig Gedichte in acht Tagen hingestürmt haben! Gut Ding will Weile haben. Daß ich Ihnen dies so unumwunden sage, beweist Ihnen sicher meinen großen und redlichen Anteil an Ihrer dichterischen Entwicklung. In Jahr und Tag werden Sie — davon bin ich überzeugt — die Triftigkeit meiner Ansicht mit Händen greifen. Leider bin ich in der übelsten Verfassung, um Ihnen gerade heute mehr und Besseres darüber zu sagen, da ich es meinen Nerven schuldig wäre, überhaupt keine Feder anzurühren. Nehmen Sie daher vorlieb und lassen bald wieder von sich hören!"

Es bedurfte nicht erst einer Spanne von Jahr und Tag, um mich von der Gerechtigkeit und Richtigkeit der Heysischen Kritik zu überzeugen, wenn sie mich auch empfindlich genug traf. An eine solche und so gründlich motivierte Strenge war ich von der Schar meiner gleichaltrigen Bewunderer, die mit mir in dasselbe „Tintenfaß" tunkten, nicht gewöhnt, und ich hatte mir im ersten Taumel der Schaffenslust eingebildet, mit diesen achthundert Versen etwas Unerhörtes, nie Dagewesenes hervorgebracht zu haben. Als ich das Manuskript dann einer erneuten Prüfung unterwarf, sah ich es mit Augen an, die durch Heyses Urteil geschärft waren, und ich bemerkte, daß der große Dichter ein ebenso großer Kritiker war. Was er von der Lebensaufgabe sagt, die auch das kleinste Gedicht für den Moment werden muß, ist mir nie wieder aus dem Gedächtnis entschwunden, und ich habe mir später Mühe gegeben, es auf meine Produktion anzuwenden, freilich selten mit Erfolg. Oft fehlte die Lust, noch öfter die Zeit, am öftesten die durch vielerlei Dinge zugleich in Anspruch genommene gesammelte Kraft der Energie. Gern hätte ich die „Bekenntnisse eines Irrenden" aus dem Buche entfernt. Da sie aber ein Drittel von dessen Inhalt ausmachten, Ersatz für sie in der Eile nicht zu beschaffen war und die „Neuen Dichtungen" zudem sogleich erscheinen mußten, weil ich das dafür empfangene Honorar von dreißig Talern zur Reise brauchte, so begnügte ich mich mit einer leichten Überarbeitung, strich eine Nummer weg und widmete die drei Abschnitte des Buches um. Heyse mußte mit den „Wanderungen" vorliebnehmen, die früher Holtei zugeschrieben waren (klugerweise unterließ ich es jetzt, ihm das Manuskript vorher mitzuteilen!), Holteis Name wurde den von Heyse verschmähten „Bekenntnissen" vorangesetzt, und Geibel blieb im Besitz der lyrischen Novelle „Aus sonnigen Tagen".

Erleichterten Herzens fuhr ich Ende April 1872 meiner ins Blaue lockenden Zukunft entgegen, der wunderbaren, rätseltollen, bunten Zeit meiner eigentlichen und uneigentlichen Lehrjahre, die ich im täglichen Verkehr mit den Münchner Berühmtheiten zubrachte. Es wimmelte damals in Isar-Athen von großen und kleinen Herren, vornehmen Damen und hübschen Mädchen und allerlei unterhaltendem Volk. Philosophen und Literatoren, Dichter und Musiker, Maler und Bildhauer wirbelten um mich her in Salons und Boudoirs, Kirchen und Theken, Museen und Theatern, Ateliers und Kneipen, auf den Gassen und Plätzen der Stadt wie in den großartigen oder lieblichen Zurückgezogenheiten des nahen Berglandes. Ich wäre überhaupt kaum wieder zur Besinnung gekommen, wenn ich nicht den Freund, der mir alles andre an Größe des Charakters, Fülle des Talents, Lauterkeit der Gesinnung, Klarheit der Erkenntnis, Reife des Urteils, Schönheit des Körpers, Anmut des Geistes und Sicherheit des Auftretens zu übertreffen schien, als ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht erkannt und festgehalten hätte. In seinem Innern trug er die Welt, die mich umgab, und noch eine höhere, die sich seine Zeiten und Räume überfliegende Phantasie täglich neu eroberte, dazu. Mit beiden konnte er schalten wie ein Gott, sie aus dem Nichts hervorzaubern und wieder in das Nichts versenken, sie nach selbstgegebenen Ge-

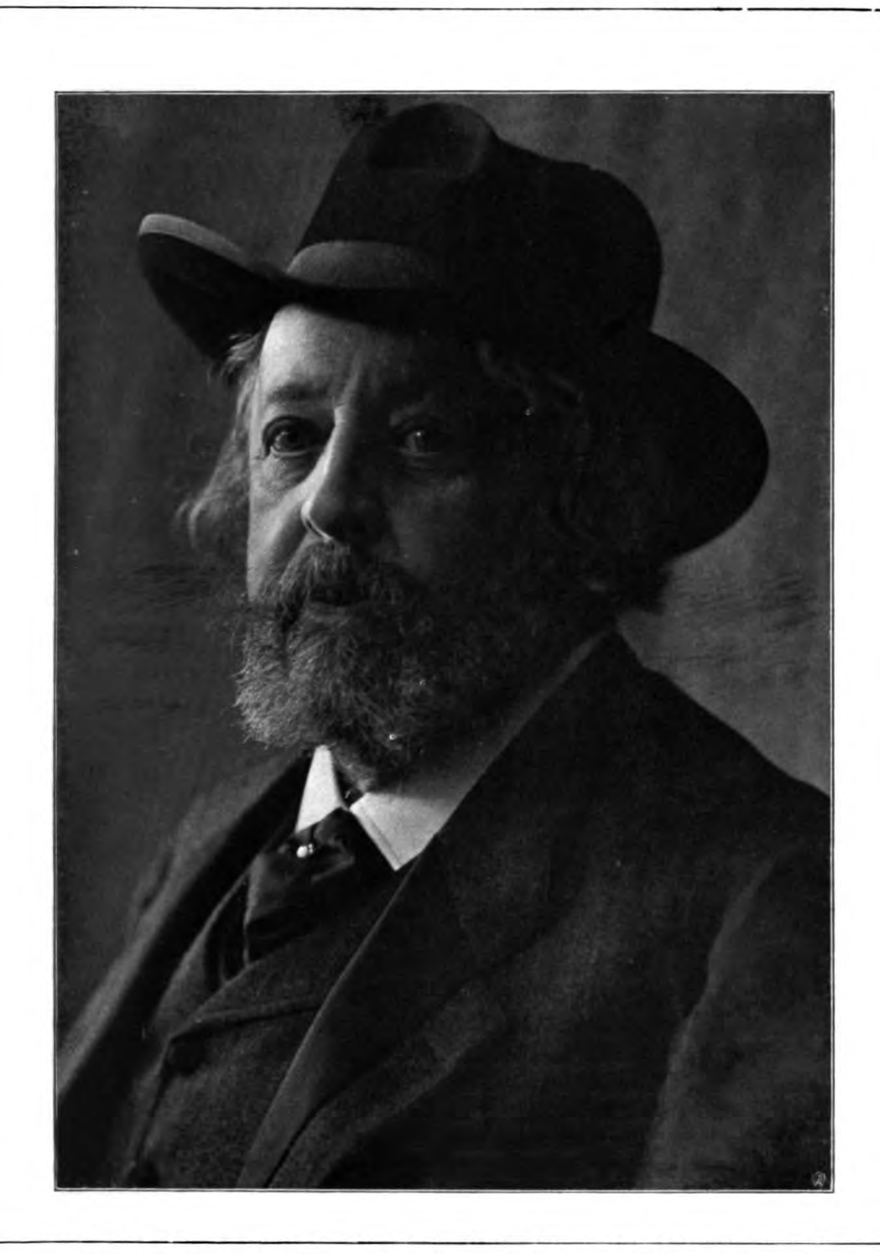
setzen umformen, nach eignem Geschmack einrichten und, wenn er wollte, zu dauerndem Gedächtnis einer augenblicklichen Schöpferlaune verewigen.

Noch weiß ich, wie ich erschrak, als ich Heyse zum erstenmal sah. Es war ein freudiger Schrecken, der mich doch bis ins Mark durchrieselte. Er ließ alle seine Porträte hinter sich, von denen keins den ausgreifenden Blick seiner hellen Welterobereraugen wiedergeben konnte. Selbst Lenbach, der große Augenmaler, der die Seele des Menschen aus ihren feuchten Abgründen wie aus der unermeßlichen Tiefe eines Sees herausfischte, war nicht imstande, das eigentümliche Spiel der Heysischen Augen zu fixieren, den plötzlichen, sprunghaften Wechsel von Glut und Frost, von erwärmendem Wohlwollen und feindseliger, fast tödlicher Kälte. Solche Augen sind die des geborenen Künstlers, der sehen muß, was er nicht sehen möchte, der im vergänglichen Subjekt das ewige Objekt, in der bewegten Erscheinung den starren Typus erblickt, Augen, die an den Urformen der Dinge gehangen haben, im Leben den Tod, im Tode das Leben zu schauen gewohnt sind. Zum Glück verlor sich bald die verwirrende Gewalt des Adlerblicks oder schwächte sich durch Gewohnheit ab, und wenn das Gefühl unendlicher, grundloser Güte, herzlicher Liebe und zuverlässiger Treue aus ihnen hervorglänzte oder lächelnder Scherz und lustiger Übermut sie zum schelmischen Blinzeln zwangen, waren die Augen gleich denen eines schlichten Mannes, der keine Geheimnisse zu verbergen hat. Heyse zählte, als ich ihn persönlich kennen lernte, zweiundvierzig Jahre; er stand noch nicht auf der vollen Höhe seines Ruhmes und hatte auch in seinem Äußern mehr Jünglingsmäßiges als Männliches an sich. Seine Jugend blieb ihm trotz der verheerenden Stürme, die mit Krankheit und Leid über ihn hingingen, bis in sein Alter bewahrt und blühte nach jeder Katastrophe immer wieder frisch empor. Trösterin Phantasie und Ärztin Arbeit stärkten ihn mit ihren Jugendelixieren.

Er wohnte 1872 noch in der Arcisstraße, die vom Glaspalast zu den beiden Pinakotheken hinüberführt, inmitten des neuen, von Ludwig I. angelegten München, und zwar in der von Adolf Wilbrandt besungenen „Nummer 9“, einem villenartigen, freistehenden, zwei Stockwerk hohen Eckhause, das dem ihm befreundeten Komponisten Baron Robert von Hornstein gehörte. Eine gewisse solide Eleganz und ungesuchte Einfachheit charakterisierte das Innere der Wohnung, nur die Büchergestelle und eine Menge von Kunstgegenständen, darunter wertvolle Bilder von Menzel, Böcklin, Lenbach und Kugler, zeigten, daß der Inhaber dieser Schätze höhere Ansprüche an das Leben stellen durfte als ein gewöhnlicher Sterblicher. Der rasch durch die Tür hereintretende schlanke, die Mittelgröße um Haupteslänge überragende Mann, der mich ohne Umstände in seine Arme schloß, paßte vortrefflich zu der Umgebung, und sie schien durch seine Gegenwart erst belebt zu werden. Brahms gestand mir einmal, er habe in seinem Leben keinen liebenswürdigeren Menschen kennen gelernt als Heyse: „Schon wenn er ins Zimmer trat, war es, als ob plötzlich die Sonne hereinschiene.“ Mir kam er bei meinem ersten Besuche vor wie ein lebendig gewordenes Bild aus fremden Ländern und früheren Zeiten, als gehörte er zu der Serie lebensgroßer van Dyckscher Porträte in ganzer Figur, die in der Alten Pinakothek hängen. Der Kontrast zwischen dem reichen dunkellockigen Haar und den lichtblauen Augen fiel zuerst auf, dann die sanft gewölbte, schräg ansteigende mächtige Stirn, ein Sitz klarer Gedanken, die edle, leise gebogene Nase mit den weitgeöffneten, leicht erregbaren Nüstern, der üppige, von einem vollen Bart beschattete Mund mit der starken, ein wenig vorgeschobenen Unterlippe, und nicht zuletzt die wohlgeformten, außergewöhnlich feinen Gliedmaßen, die verhältnismäßig kleinen, hochgespannten Füße und die runden, weichen, zarten, dabei doch sehnigen, nervösen Hände — der fleißigen Rechten glaubte man es anzusehen, daß sie sich niemals fremder Hilfsmittel bediente, sondern alles, von dem kleinsten Billett bis zum dickleibigsten Manuskript, selbst schrieb.

Um einige den Schriftsteller näher angehende Bemerkungen einzuschalten, die auch zur Kennzeichnung des Künstlers und Menschen das ihrige beitragen, sei die Tatsache erwähnt, daß sich die Handschrift Heyses im Laufe seines langen Lebens so wenig geändert hat wie die Art seiner Produktion. In ihren Grundzügen sind beide einander treu geblieben, nur immer freier, flüssiger





Paul Heyse, der Achtzigjährige. (Nach einer Aufnahme von Ad. Baumann Nachf., kgl. bayr. Hofphotographen in München.)

und leichter haben sich Buchstaben und Zeilen aneinandergereiht, immer kühner und lebendiger sind die Gestalten aus der fruchtbarsten Dichterphantasie emporgewachsen. Ich besitze eine Anzahl Heysischer Manuskripte, die ich nicht müde werden kann zu betrachten, unter ihnen (eins der köstlichsten Festgeschenke des freigebigen Freundes) das in schwarze Glanzleinwand eingeschlagene Quartheft, welches der greise Justinus Kerner dem zweiundzwanzigjährigen Bruder in Apoll beim Abschied von Baden-Baden verehrte, als der frischgebackene Doktor der Philosophie seine erste Studienreise nach Italien an-

treten wollte, mit der wehmütig resignierten Dedikation des schwäbischen Sängers:

Deine Saiten sind zersprungen,
Und erblindet bist du schier,
Überlaß dem frischen, jungen,
Alter Schreiber, dein Papier!

Der „Frische, Junge“ erfüllte die in ihn gesetzten Erwartungen und beschrieb das Papier mit den Versen, die zum Teil in den zweiten und dritten Abschnitt seiner „Gedichte“ übergegangen sind. Bald reichten die von Kerner gehefteten Bogen nicht mehr hin, und im Frühling 1853, der Heyse von Rom nach Neapel und Sorrent entführte, mußten neue Blätter eingelegt werden. Die „Lacerten-Lieder“ sind dabei, die zur selben Zeit wie die „Arrabbiata“ entstanden, während Josef Viktor Scheffel „unbarmherzig“ an seinem „Trompeter von Säckingen“ dichtend nebenan auf dem flachen Dache der Herberge Paganos auf und nieder schritt.[1] An den zierlichen und behenden Lauf der Eidechsen erinnern die schnurgeraden Verszeilen der Handschrift, und wenn der Schreiber besonders gut aufgelegt ist, gehen Wort und Zeile am Ende in ein geringeltes Schwänzchen aus, wie es die hurtigen Mauerläuferinnen in ihre Schlupfwinkel nachziehen. In nahezu sechzig Jahren haben sich auch die engen Abstände zwischen den Zeilenparallelen um kein Millimeter verändert. Über dem erst zehn Tage alten Briefe, den ich zuletzt von Heyse erhalten habe, walten dieselben graphologischen Gesetze wie über der Handschrift von 1852, und die Novellenmanuskripte, die ich zur Vergleichung heranziehe, weisen keine davon abweichenden Merkmale auf. Alle miteinander sind das unwiderlegliche Zeugnis von dem ihrem Schreiber angeborenen Sinn für Anmut, Maß und Ordnung und ein noch glänzenderer Beweis seiner genialen Begabung.

So unglaublich es klingt, so wahr ist es: zu keiner seiner zahllosen Prosadichtungen hat Heyse ein Konzept entworfen. Er schrieb und schreibt sie alle gleich ins reine, nachdem er sie im Kopf ausgearbeitet hat, und diese Reinschrift, welche in die Druckerei wandert, kostet ihm so wenig Überlegung und Anstrengung mehr, daß er sie wie ein Pensum in täglich so und so vielen Stunden und Bogen pünktlich absolvieren kann. Der Erfinder läßt den Schreiber, mit dem er sich deckt, so lange warten, bis er fertig ist, dann diktiert er ihm in die Feder mit einer Schnelligkeit, welcher der subordinierte Handlanger der Phantasie kaum gewachsen ist. Trotzdem vermag der eine den andern nicht zu entbehren; denn das Bild des eilig hingekritzelten Manuskripts wirkt wieder befruchtend und anfeuernd auf den niemals ruhenden Geist des Erfinders zurück, und unter den tausend Möglichkeiten des Ausdrucks steht ihm im Moment des Festhaltens fast immer das richtige und entscheidende Wort zur Disposition. Gröbere und zeitraubende Irrtümer im Text kommen kaum vor, die wenigen, meist sorgfältig verwischten Korrekturen beziehen sich auf stilistische Unebenheiten und werden nachträglich beim Wiederlesen des Geschriebenen vorgenommen. Sie zu entziffern, ist ein eignes Vergnügen für den lernbegierigen Schüler, der beim Studium der Handschrift hinter die Stilgeheimnisse des Meisters kommen und von dessen verfeinertem, ungemein empfindlichem Sprachgefühl Nutzen ziehen möchte. Törichtes Bemühen! Die hoffnungslose Bewunderung schließt die Fähigkeit des Nachahmens aus. Man kann von Heyse allenfalls das Federschneiden lernen, worin er eine wahre Virtuosität besitzt, sich auch wohl dasselbe Schreibpapier anschaffen — nachahmen aber könnte man ihn nur, wenn man die schöpferische Fülle seiner Phantasie, die intuitive Kraft seiner plastischen und malerischen Charakteristik, die überredende Anmut seines Stils besäße. Denn wie bei allen wahren Kunstwerken läßt sich bei den Heysischen erst recht die Form vom Inhalt nimmermehr trennen: sie bedeutet nicht das Kleid, sondern den Körper des Gedankens.

Bezeichnend für den Dichter ist die wählerische Sorgfalt, mit der er sein Arbeitsmaterial ausmustert. Das geschöpfte, vollkommen holzfreie und faserlose Handpapier, dessen etwas rauhe, feinkörnige Oberfläche seiner mit der Regelmäßigkeit eines aufgezogenen Uhrwerks darüber hinsegenden Kielfeder erwünschte Hemmungen in den Weg legt, gilt ziemlich hoch im Preise. Es ist der einzige Luxus, den sich der sonst äußerst sparsame Haushalter gestattet. „Knauserig im Kleinen, bis zur Verschwendung freigebig im

[1] Vgl. „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“ von Paul Heyse, S. 154, und die Epistel an Scheffel in den „Gedichten“, S. 312.

Großen!" lautet der uneingestandene Grundsatz seines durch die Praxis erhärteten ökonomischen Systems. Ohne daß sie es ahnen, befördert er seine Korrespondenten zu Notizzettellieferanten; er reißt die leergebliebenen Blätter ihrer Briefe unerbittlich ab und kennt dabei kein Ansehen der Person. Als ob er sich selbst vor einer so nichtachtenden Behandlung schützen wolle, schreibt er bei seinen Briefen mindestens immer drei Seiten voll, am liebsten alle vier. Er und die Sonne „dulden kein Weißes". Offenbar tut es ihm leid um jedes leere Fleckchen und schmerzt es ihn geradezu, wenn ihm die dritte ganz oder halb ausgefüllte Seite eines empfangenen Briefes nicht erlaubt, sie mit der vierten zusammen abzutrennen.

Es gibt kaum einen fleißigeren, zuverlässigeren, pünktlicheren und graziöseren Briefschreiber als ihn. Für seine manchmal zu abenteuerlichen Dimensionen anwachsende Korrespondenz genügen ihm in der Regel ein paar auf die Postzeiten des Tages verteilte halbe Stunden, und er nimmt die den meisten Menschen unwillkommene, gern von einem zum andern Tage gewälzte Last des Antwortschreibens für eine Erholung. Auch sonst pflegt der niemals Müßige sich von einer Arbeit bei der andern auszuruhen. Seine den Philologen wie den Dichter gleichmäßig in Schach haltenden metrischen Übersetzungen, welche eine lange Reihe von Bänden ausfüllen, mußten ihm von jeher zum nervenberuhigenden Linderungs- und Heilmittel, zum entlastenden Gegengewicht dienen, welches die Wage seiner geistigen Kräfte in der Schwebe hält, und je schwerer die Ansprüche der von ihm mit allen Eigentümlichkeiten des Originals in sein geliebtes Deutsch übertragenen Autoren zu befriedigen waren, desto besser für die Sammlung seiner von fremden Zungen melodisch in Schlaf gesungenen Dichterphantasie.

Gleich bei meinem ersten Besuch erhielt ich einen Beweis von der Schnelligkeit seines Auffassungsvermögens und der Leichtigkeit seiner Produktion. Ein langer Brief wurde ihm hereingebracht, den er nur mit den Augen zu durchfliegen brauchte, um ihn sofort ausführlich beantworten zu können. Er entschuldigte sich auf fünf Minuten und trat auch wirklich nach einer kurzen Weile wieder ins Zimmer, einen Brief von vier enggeschriebenen Seiten in der Hand.

Von nun an entspann sich zwischen uns ein vorerst nicht allzu lebhafter Verkehr. Er hatte an den „Kindern der Welt" noch zu korrigieren, ehe er das von Gustav von Putlitz im Auftrage der „Spenerschen Zeitung" erworbene Manuskript des Romans nach Berlin abschicken konnte, und ich befliß mich selbstverständlich der größten Zurückhaltung. Gleichwohl führte er mich durch den Englischen Garten zu dem auf einem künstlichen Hügel thronenden „Monopteros", einem Rundtempelchen, das er immer, weil es ihn an sein gelobtes Land Italien erinnerte, mit zärtlichen Blicken betrachtete, oder durch die hoch über der Isar sich hinziehenden Gasteiganlagen, von denen man die Gipfel des Wettersteingebirges aus dem blauen Duft der Ferne verheißungsvoll herübergrüßen sah, oder auf den hart an den Schienenstrang des Zentralbahnhofs angebauten „Sommerkeller" des Hackerbräus, um mich nach lehrreichen ästhetischen Gesprächen an Ort und Stelle in die Mysterien des Gambrinusdienstes, mit seinen Maßkrügen, Biermärkeln, Weißwürsten und Rettichen, gehörig einzuweihen. Auch zu Tisch durfte ich ein und das andre Mal bei ihm erscheinen. Das erstemal speisten wir allein, nur in Gesellschaft seiner ältesten Tochter Julie, „Lulu" genannt, die damals ein reizendes, frisches und aufgewecktes Backfischchen war. Mit ihrem muntern, zu allerhand Possen aufgelegten Wesen kontrastierte gar seltsam ein Hang zu religiöser Schwärmerei, von dem mir der besorgte Papa voll aufrichtigen Kummers erzählte. Sie versäumte keine Predigt und sah, wenn sie mit ihrem schwarzen Konfirmationsgesangbuch zur Kirche trippelte, aus wie eine kleine Heilige. Ich tröstete den Vater freigeistiger Weltkinder über diesen aus der Art geschlagenen Sprößling mit dem Hinweis auf dessen braune Schelmenaugen und ergötzte mich weidlich, als mich Lulu nach dem Essen, während der Hausherr seinen kleinen Nicker tat, vor einen allerliebsten Glasschrank führte, in dem Heyses sämtliche bis dahin erschienenen Werke in verschiedenen Ausgaben sehr sauber aufgestapelt waren, um mir zu erklären, daß sie von all jenen Herrlichkeiten nichts kenne. Das einzige Buch ihres Vaters, das sie gelesen habe, sei ihr zur Konfirmation geschenkt worden, natürlich die „Arrabbiata". Das wohlverschlossene Glasschränkchen aber sei Eigentum der Mama

und deren Haus- und Hofbibliothek, wie sie mit verschmitztem Zwinkern sagte.

Auf die Mama, die junge, mir gleichaltrige Frau Anna, die der früh verwitwete Dichter vor fünf Jahren heimgeführt hatte, war ich sehr gespannt, weil mir von ihrer Schönheit, aber auch von ihrer kalt abweisenden Unnahbarkeit Wunderdinge berichtet worden waren. Ich fürchtete mich heimlich vor ihr, hatte mir jedoch vorgenommen, ihr in meiner Breslauer Siegerstimmung zu begegnen und den selbstgewissen, von hübschen Mädchen verwöhnten Musensohn zu zeigen. Frau Anna schien mich kaum zu bemerken. Ein einziges herablassendes Nicken ihres klassischen, mit einem Geflecht dunkelbrauner, fast schwarzer Haare gekrönten Haupts genügte, mich völlig außer Fassung zu bringen, ich geriet in eine forcierte Lustigkeit, in der ich eine Albernheit um die andre zum besten gab, vermochte mit meinen geistlosen Späßen den streng geschürzten Lippen des stummen Mundes kein beifälliges Lächeln abzugewinnen, kam mir sehr überflüssig vor und empfahl mich, da ich den Blick der schönsten Augen fast feindselig auf mich gerichtet zu fühlen glaubte, bei schicklicher Gelegenheit.

Erst zehn Jahre später, kurz nach meiner Verheiratung, da mich mit Heyse längst das brüderliche „Du" verband, kam es bei einem gemeinschaftlichen Aufenthalt in Venedig zu einer gründlichen Aussprache zwischen uns. Da stellte es sich denn zu beiderseitiger Überraschung heraus, daß sich eins vor dem andern so lange geniert hatte, bis wir uns beinahe aneinander vorbeigeschämt hätten, aus lauter unbegründeter Besorgnis, wir könnten uns gründlich mißfallen oder, wie man in München sagt, „zuwider sein". Ein Rest gekränkten Mädchenstolzes, den die beste und holdseligste Frau in die Ehe mitnahm, fand in dem von scheelsüchtigen Neiderinnen ihres Glücks erweckten Aberglauben, sie sei ihrem herrlichen Gatten nicht ebenbürtig, immer wieder Nahrung, und so kehrte sie ihren Stolz dort um so schroffer heraus, wo sie sich vernachlässigt, geringgeschätzt oder gar gedemütigt wähnte.[1] Meine schlecht bemäntelte Verlegenheit hatte sie für Übermut gehalten, wie ich ihre gewaltsam unterdrückte Unsicherheit mit Hochmut verwechselte. Die Königin war Maske, aber auch als die Maske fiel und die liebenswürdige, feingebildete, aufopfernde, hingebende Frau zum Vorschein kam, blieb sie noch dank ihrer angeborenen natürlichen Hoheit die Beherrscherin der Geister und Herzen, welche die ihr Begegnenden zu freiwilligen Untertanen machte.

Im Sommer 1872 war sie mit ihrem Götterjungen, dem kleinen Wilfried, der zu einem Genius der Menschheit heranzuwachsen schien, da er schon mit vier Jahren alles durch seine ideale Schönheit, sein glühendes Temperament und seinen unheimlich früh entwickelten Geist in Erstaunen versetzte und bezauberte, ziemlich früh aufs Land gegangen, wenn ich nicht irre, nach Aibling, einem Lieblingsaufenthalt Heyses und einem der vielen kleinen Orte in Bayern, in die sich der Dichter zu jeder Jahreszeit zurückzuziehen pflegte, sobald er in tiefster, völlig ungestörter Einsamkeit einen neuen poetischen Stoff durchkomponierte. Ich reiste zu den Ferien in die schlesische Heimat, die Bestallung eines gräflich Moyschen Hofmeisters in der Tasche. Meine neue Würde, deren Bürde mir von dem hochgesinnten, wahrhaft liberalen Standesherrn und Vertrauten König Ludwigs II. schon nach dem ersten Vierteljahr meines mit allen möglichen Freiheiten gesegneten Dienstes wieder abgenommen wurde, brachte mich Mitte September nach München zurück. In der mir eingeräumten behaglichen Gartenwohnung — der Garten des Moyschen, heute Friedrich August von Kaulbachschen Hauses stieß an die Rückseite der Ludwigskirche — wurde ich von dem zweiten Diener des Grafen unter Oberaufsicht der gütigen, ebenso häuslichen wie musikalischen Gräfin betreut, und ich brauchte mich nicht mehr zu schämen, einen Gast wie Paul Heyse bei mir zu empfangen. Ich war sehr stolz, als der Dichter mir gemeldet wurde.

Anton, der Diener, wäre soweit kein übler Bursche gewesen, nur daß er meine Zigaretten rauchte und meine Briefe las, die er sehr gewandt zu öffnen und wieder zu schließen verstand. (Um ihn von dieser Schwäche zu heilen, ließ ich einmal einen Brief durch seine Finger gehen, in welchem zu lesen war: „Nehmen Sie sich vor dem unwürdigen Patenkinde des heiligen Antonius in acht, er ist ein Spitzbube!") Mit schlecht verhehlter Verblüfftheit überreichte er mir eines Tags ein kleines Kuvert. Das darin zu-

[1] Vgl. Heyse: „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse", S. 310.

zusammengefaltete Blatt enthielt nichts als die rätselhaften, jedem Nichteingeweihten unverständlichen Zeilen:

Samstag, d. 9. Nov.
Nachm. 4 Uhr
Crocodile
im Café National (oben)
P. H.

Anton mochte glauben, ich wäre von einem durchreisenden Menageriebesitzer zur Besichtigung seiner Ungeheuer aufgefordert worden, oder ich befaßte mich in Mußestunden neben der Erziehung drei gesitteter junger Grafen mit der aussichtslosen Dressur fürchterlicher Alligatoren. Er bemerkte, daß mich die Botschaft in Aufregung versetzte, hielt es für seine Pflicht, darüber der Gräfin zu rapportieren, und schon beim Gabelfrühstück wurde ich von der besorgten Dame gefragt, ob es wahr wäre, daß ich mir übermorgen Krokodile besehen wollte. „Keine Angst, Exzellenz!“ renommierte ich im dreisten studentischen Übermut. „Es sollen ganz nette Tiere darunter sein. Allerdings fressen sie Sonntags manchmal einen feisten Türken und nehmen am Samstag wohl auch mit einem magern Lyriker vorlieb, aber ich hoffe sie zum Tanzen zu bringen wie Geibels lustiger Musikant vom Nil.“ Krokodile nämlich nannten sich die Mitglieder jener Dichtergesellschaft, die Heyse bald nach seiner Münchner Berufung gemeinsam mit Julius Grosse und dem anfangs widerstrebenden Geibel gegründet hatte. Ein Vereinigungspunkt für die literarischen Kräfte der Residenz sollte gewonnen werden, in welchem die „Berufenen“ mit den „Unberufenen“, d. h. die von König Max nach München gezogenen fremden Talente und die diesen darob grollenden einheimischen, sich zusammenfinden, verständigen und befreunden konnten. Ihren sonderbaren Namen empfingen die „Krokodile“ nicht etwa von einem geheimen Reptiliensfonds, sondern von Hermann Linggs drolligem Gedicht „Im heil'gen Teich zu Singapur, da liegt ein altes Krokodil“; das Lokal, in welchem die Krokodile einmal in der Woche zusammenkamen, und weiterhin die ganze Gesellschaft hieß danach „Der heilige Teich“ oder „Der Teich“ schlechthin.

Zu meinem kleinen Bücherschatz, den ich von Breslau nach München mitgenommen hatte, gehörte auch die von Geibel 1862 herausgegebene Anthologie „Ein Münchner Dichterbuch“, meine damalige poetische Bibel, ein in der Tat hervorragendes literarisches Denkmal, zu welcher sämtliche Urkrokodile glänzende Gaben beigesteuert hatten. Fehlten nun auch Geibel, Schack, Scheffel, Hopfen und Leuthold in dem erlauchten Kreise, der sich nach dem ersten Vertrocknen des heiligen Teiches neu wieder bildete, so waren doch von den Urkrokodilen noch mehrere Prachtexemplare, vor allem die stolze Trias Wilhelm Hertz, Hermann Lingg und Paul Heyse vorhanden, neben ihnen Andreas May, Theodor Pixis, Robert von Hornstein, Franz Grandaur, Heinrich Reder, Moriz Carriere, Franz Bonn und Hermann von Schmid, denen sich jüngere wie Max Haushofer, der Nationalökonom und Dichter, Karl Stieler, der Sänger des bayrischen Hochlandes, Ludwig Laistner, der Linguist, Sagenforscher und Epiker, Karl Lemcke, der Ästhetiker, Literarhistoriker und Lyriker, Ludwig Schneegans, der Dramatiker und elsässische Dialektdichter, angeschlossen. Bei Carriere und Lemcke hörte ich kunstphilosophische und literargeschichtliche Vorlesungen auf der Universität. Der eine war mir durch sein Werk „Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit“ ein Gegenstand der Verehrung, der andre durch seine „Populäre Ästhetik“ und die „Geschichte der deutschen Dichtung von Opitz bis Klopstock“ besonders wert geworden. Vor diesen Männern zu erscheinen und von einem Paul Heyse bei ihnen eingeführt zu werden, war das größte Ereignis meines Lebens, und mir galt der Einladungszettel als Entreebillet zur Unsterblichkeit.

Viel zu langsam rückte der mit Ungeduld erwartete 9. November heran. Heyse hatte mir anempfohlen, mich mit einigen Gedichten zu versehen, damit ich mich bei den Krokodilen gleich über meine „Würdigkeit“ ausweisen könne. Ich steckte also drei frisch im Moyschen Garten entstandene Poemata, von deren hoher Vortrefflichkeit ich innig überzeugt war, in die Brusttasche und wanderte klopfenden Herzens ins Café National, das eigentlich eine Gartenwirtschaft war, für distinguierte Gäste aber im ersten Stock des Hauses Gesellschaftszimmer offen hielt. Schon das Lokal gefiel mir nicht, noch weniger der gemessene, etwas zeremonielle Ton, der anfangs unter den Anwesenden herrschte. Das Zwielicht der trüben Nachmittagsstunde und



die leise aufgesetzten Erfrischungen, auf die niemand achtete, trugen nicht dazu bei, die Stimmung zu erhöhen. Zum Wein war es zu spät, zum Bier zu früh, Kaffee und kohlensaures Wasser schienen mir ein trauriger Ersatz für jene Quellen irdischen Nektars, und die mir entgegenschwankenden Gestalten der berühmten Männer machten einen so unsichern und verschwommenen Eindruck, daß sie mich eher an die Schatten des Kozytus als an die ewigen Götter des Olymps erinnerten. Erst als das Gaslicht brannte, die vollzählig versammelten Zwanzig an der langen Tafel Platz nahmen und Heyse, der am obern Ende präsidierte, mich jedem einzelnen mit einem freundlichen Worte vorstellte, wurde es etwas lebendiger. Den tiefsten Eindruck machte auf mich Hermann Linggs schon damals ehrwürdiges graues, von wirren Haarsträhnen umflattertes Dichterhaupt, das wie aus unvordenklichen Vergangenheiten gebirgsgipfelähnlich in die Gegenwart hineinragte. In seinen seelenvollen lichtblauen Augen brannte ein rätselhaftes stilles Feuer, und ihrem weltverlorenen, visionären Blick schienen sich verschüttete Abgründe der Zeit wieder aufzuschließen. Die Unterhaltung belebte sich, bis Heyse, der den ihm vom allgemeinen Respekt eingeräumten Vorsitz ohne strenge parlamentarische Geschäftsordnung führte, die Frage für geboten hielt, ob keiner der Anwesenden das Wort zum Vortrage wünsche. Alle verstummten plötzlich und sahen einander herausfordernd an. Die Krokodilsnatur begann sich in dem und jenem zu regen, der heilige Teich wollte sein Opfer haben. Und dieses Opfer sollte ich sein. Nachdem einige Ausflüchte gemacht, andre erklärt hatten, das nächste Mal etwas mitzubringen — Richard Paul, ein dichtender und malender Landsmann, der Historien und allegorische Kartons von kaum übersehbaren Dimensionen in schwarzer Kreide zeichnete, endlose griechische Tragödien aber mit seinem Herzblut schrieb,* meldete einen fünfaktigen „Entfesselten Prometheus" für den 23. an —, wurde ich von Heyse direkt zum Vorlesen aufgefordert. Mir war mein bißchen Courage bereits vergangen. Vergebens warf ich einen hilfesuchenden irren Blick in die Tafelrunde — er begegnete lauter grimmigen Gesichtern, und eins der älteren Krokodile — ich glaube, der Oberregisseur des Hoftheaters Franz Grandaur war es — öffnete sogar seinen mit spitzigen Zähnen armierten Rachen. Mit hohler Stimme las ich ein schmelzendes Lied an die ferne Geliebte; es hatte nur vier Strophen und war den Krokodilen offenbar ein zu dürftiger Bissen. Niemand sprach eine Silbe, bis endlich eine tiefe, sanfte Stimme das peinliche Stillschweigen mit den Lenauschen Versen unterbrach: „Auf dem Teich, dem regungslosen, weilt des Mondes holder Glanz." Die Stimme kam von einem sonst sehr schweigsamen Manne, S. Lichtenstein, her, der, wie ich wußte, in Geibels „Münchner Dichterbuch" mit einem sinnigen Gedicht („Dein Ich") vertreten war, und rief allgemeines Gelächter hervor. Ein zweiter Versuch, den Krokodilen eine Träne des Mitgefühls zu entlocken, gelang noch schlechter. Nachdem ich ein äußerst trauriges Couplet mit dem ledernen Refrain „Wenn du noch eine Heimat hast" herausgewürgt hatte, saßen die zwanzig Ungeheuer fauler und verdrossener da als zuvor und glotzten ganz schrecklich auf mich hin. Endlich sagte trocken ein mir nur zu wohl bekannter Jemand: „Der gediegenste Kanzleistil!" Mir wurde eiskalt, und ich wünschte durch eine Versenkung zu verschwinden. Heyse aber — denn von ihm kam die vernichtende Kritik her — wandte sich in begütigendem Tone zu mir: „Möchten Sie uns nicht noch eine dritte Probe zum besten geben, lieber Freund? Aller guten Dinge sind drei!" Ich nahm mich höllisch zusammen und warf den schnapplustigen Krokodilen wirklich noch einen dritten Brocken in den Rachen, ein längeres hymnenartiges Poem „Nichts hat dir die Welt gegeben!", zu welchem mich die Lektüre der Schopenhauerschen Schriften begeistert hatte. Diesmal änderte sich die Situation. Im heiligen Teich entstand ein vergnügtes Geplätscher, viele nickten mir zu oder schwenkten die Kaffeeschalen, meine beiden Professoren schienen besonders befriedigt, und als Carriere beantragte, das Gedicht noch einmal zu verlesen, wurde er lebhaft akklamiert. Heyse nahm mir das Blatt aus der Hand — ich war ein gefürchteter Rezitator meiner Verse, und Holtei sagte mir immer: „Lesen Sie mir um Gottes Barmherzigkeit willen nichts von sich vor, Sie

* Heyse hat ihn als Cornelianer Philipp Emanuel Kohle in seinem zweiten Roman („Im Paradiese") idealisiert.

sind der Mörder Ihrer eignen Kinder!“ — und schmeichelte mit seiner melodisch singenden Stimme der Gesellschaft reichen Beifall ab.

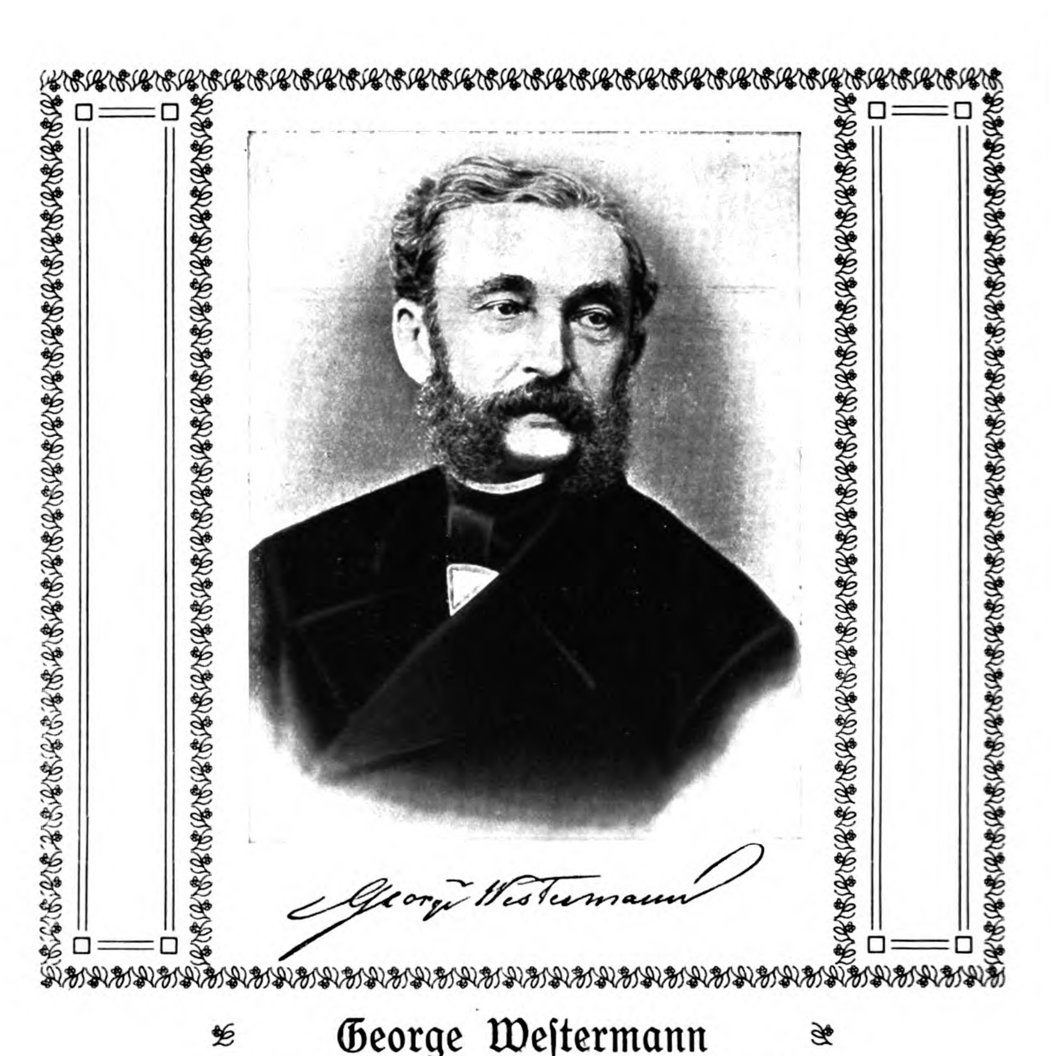
Somit war ich zum Krokodil vorgerückt und wurde ohne feierliches Zeremoniell in den heiligen Teich aufgenommen. Ich brauche nicht zu versichern, daß ich die anregenden und gehaltvollen Stunden, die ich im Gespräch mit jenen bevorzugten Geistern verbrachte, in dankbarer Erinnerung bewahre. Bei vorherrschendem Ernst fehlte es nicht an heitern Episoden. Heyse glänzte durch schlagfertigen Witz, der sich in treffenden Bonmots äußerte und den sich gefällig einstellenden Calembourg durchaus nicht von der Hand wies. Bei einem Abendfest der Krokodile sollte jedes eine poetische Rede halten oder sich mit einer Flasche Wein loskaufen. Heyse stand auf, rief: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!“, und stellte zwei Bouteillen goldgesiegelten Champagners auf den Tisch. Vom Grafen Moy, der sein stattliches Exterieur nicht ohne Selbstbewußtsein durch die Straßen trug, sagte er: „L'état c'est Moy.“ Als die fromme Schwindlerin und ehemalige Schauspielerin Adele Spitzeder mit ihrer „Dachauer Bank“ verkrachte und ihr nachgerühmt wurde, sie habe kein ganz reines, aber ziemlich kräftiges und wohlgeübtes Organ besessen, fügte er hinzu: „Das Vaterland“ (eine damals übelberüchtigte ultramontane Zeitung). Die Tragödin Klara Ziegler nannte er eins der tugendhaftesten Frauenzimmer, weil sie immer noch in die „Christenlehre“ ginge (ihr Lehrer und Freund war der Hofschauspieler Christen). Und als jemand fragte, ob die delikate Sachertorte — so benannt nach einem vorzüglichen Wiener Hotelier und Restaurateur — etwa mit dem Schriftsteller Sacher-Masoch zusammenhinge, seufzte er: „Ach ja, lieber Sacher-Masoch, mach' er lieber so Sach'!“ Von einem gewandten Versifex gereizt, der über jedes beliebige Thema ein wunderschönes Gedicht aus dem Stegreif verfaßte und deshalb als Wundertier bestaunt und gefeiert wurde, improvisierte Heyse eine fulminante Ode auf die Vogelkrankheit, den „Pips“, trug sie mit einem Schwunge vor, als handle es sich um die Schlacht bei Marathon, und trumpfte damit den eitlen Schnelldichter ab.

Auf die unumwundene Aufrichtigkeit seiner Kritik konnte man sich ebenso fest verlassen wie auf deren objektive Wahrheit. Als erfahrener Praktiker wußte er so genau Bescheid, daß er die schwachen oder mißlungenen Stellen einer poetischen Arbeit sofort herausfand, und er ließ nicht nach, den Autor zur Betätigung seiner innersten Kräfte anzutreiben, welche zu erwecken ihm zuweilen in überraschender Weise gelang. An andern und mir selbst habe ich die Produktivität seines Urteils hinlänglich schätzen gelernt. Wer die kurzen Einleitungen zu den von ihm ausgewählten Autoren des „Novellenschatzes“ liest, wird merken, daß ein Literarhistoriker und Kritiker ersten Ranges in dem Dichter steckt. Ein Meisterstück liebevoll prüfenden Scharfsinns und geschmackvoller Wahl ist die abgekürzte und zusammengedrängte Ausgabe der Linggschen Gedichte, die Heyse nach dem Tode des großen, vom deutschen Publikum nicht entfernt nach Verdienst gewürdigten Lyrikers veranstaltete. Sein Verdienst wetteifert hier mit dem Geibels, der den dreimal gesiebten ersten Band Linggs herausgab.

Heyses Art, zu kritisieren, hat auf meine eigne den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt, und was ich etwa an feinerem Unterscheidungsvermögen und ästhetischem Gefühl besitze, habe ich im Grunde ihm allein zu verdanken. In meinen ersten Münchner Studienjahren — und nur von ihnen sollte hier die Rede sein — hat er durch Lehre und Beispiel den Grund gelegt zu meiner künstlerischen Anschauung. Und wie er mir besonders die Schönheit der Goethischen Poesie, an der ich lange wie an einem vermauerten Garten vorüberstrich, in ihrer ganzen Herrlichkeit erschloß, so heilte er mich anderseits von dem durch Schopenhauer eingeimpften Pessimismus, dem ich gerade in meiner geistigen Entwicklungsperiode rettungslos zu erliegen Gefahr lief. Die Verse, die mir Heyse vor meinem Abschied von München ins Album schrieb, erinnern mich an die düstern Präliminarien unsrer Freundschaft und knüpfen beziehungsvoll an „Leid und Lied“ des Anfangs an. Sie rühren aus den dem Tode seiner Kinder gewidmeten Terzinen her und lauten:

Der Augenblick und dein Gemüt sind dein.
Wag' es, gleich all den atmenden Geschlechtern,
Dein Herz zu hängen an dies kurze Sein,
Die Welt zu lieben, trotz den Weltverächtern.





George Westermann

Ein Gedenkwort zu seinem hundertsten Geburtstage

Von den Feiern der siebzigsten und achtzigsten Geburtstage, auch wenn wir sie öffentlich begehen, gehört der größere Teil mit Recht der Person, dem Individuell-Menschlichen des Jubilars. Die hundertsten Geburtstage sollten dafür desto strenger nach der Idee, dem schöpferischen und lebendig fortwirkenden Gedanken fragen, den der Gefeierte in den Garten der Kultur gepflanzt hat. Nur dieser Ruhmestitel kann einer Zeit, die so leidenschaftlich in und für sich selber lebt wie die unsrige, die Verpflichtung auferlegen, das Gedächtnis eines längst Dahingegangenen vor aller Augen wieder zu erwecken. So gelten denn auch diese Zeilen der Erinnerung und des Dankes nicht eigentlich der Person dessen, der am 23. Februar 1810 in Leipzig geboren wurde und am 7. September 1879 in Wiesbaden starb, sondern dem, was, seinem regen Kopf und warmen Herzen entsprungen, noch heute gegenwartskräftig von ihm lebt, in erster Reihe dem fruchtbaren Gedanken, diese Zeitschrift ins Leben zu rufen. Wir feiern ein Werk, nicht eine Person, wenn wir uns mit kurzen Worten vergegenwärtigen, wie diese Gründung sich vorbereitete und sich vollzog, und wir stärken uns in unsrer eignen Arbeit, wenn wir uns den Plan, das Programm und die erste Verwirklichung in Erinnerung rufen, in denen ihr literarischer und künstlerischer Grundcharakter ausgeprägt wurde.

Das Braunschweiger Verlagshaus von George Westermann bestand bereits achtzehn Jahre, als sein Gründer und Inhaber, der sich inzwischen mit der jüngsten Tochter des Verlagsbuchhändlers Friedrich Vieweg, einer Enkelin Joachim Heinrich Campes, vermählt hatte, im Jahre 1855 den Gedanken faßte, seinen vielfachen Unternehmungen eine belle-

tristisch-populärwissenschaftliche Zeitschrift anzureihen. Unter den bisher von ihm herausgegebenen Werken war wenig, was unmittelbar darauf vorbereitete. Aus der schönen Literatur hatte der Verlag um die Mitte der fünfziger Jahre fast nichts aufzuweisen; seine Neigungen und Erfolge ruhten auf sprachwissenschaftlichem und geographisch-historischem Gebiet. Rottecks „Weltgeschichte", Sporschills „Befreiungskriege", Macaulays historische Essays, Hoffmeisters „Briefe aus Indien", Bergs großes Prachtwerk über die Insel Rhodus, Ransonnets „Ceylon", daneben Thibauts und Molés Wörterbücher, Herrigs „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen" und Langes Atlanten — das waren die hauptsächlichsten Werke, die dem Westermannschen Verlage Namen und Ansehen verschafft hatten. In ihnen allen waltete ein deutlich erkennbarer gemeinsamer Zug, der Zug zum Tüchtigen und Soliden, zum Realen und Erzieherischen, gepaart mit dem Ehrgeiz, die neusten Errungenschaften der Buch- und Drucktechnik für sie mobil zu machen. Und in diesem selben Streben hat denn auch der Plan zu dieser Zeitschrift seine Wurzeln.

Ja, wir dürfen ohne Übertreibung sagen: den entscheidenden Anstoß empfing George Westermann von einer gewissen Reaktion gegen den damals in Deutschland geläufigen Literaturbetrieb. Ein lebhaftes Gespräch mit einem süddeutschen Geschäftsfreund öffnete dem Fünfundvierzigjährigen zuerst die Augen darüber, woran es in unsrer damaligen unpolitischen Zeitschriftenliteratur fehlte. Ging doch selbst das beste der zeitgenössischen Journale, das Stuttgarter „Morgenblatt", dem unaufhaltsamen Verfall entgegen. Kein Wunder, sagten sich die beiden Freunde, wenn dieser wichtige Zweig der Literatur so ganz noch in den Händen literarischer Koterien ruht, denen die Zeit entweder den Lebensodem ausgeblasen hat, oder die von der seit 1848 verschärften politischen Luft zu immer schrofferen und einseitigeren Extremen getrieben werden. In den Quisquilienstaub dieser Arena hinabzusteigen, erschien nicht als verlockend. Wohl aber eröffnete sich eine andre hoffnungsvolle Aussicht: wenn man sich nämlich den frisch erwachten Trieb der Deutschen zu populärwissenschaftlicher Belehrung und Unterhaltung zunutze machte, dem gerade Liebig und andre ebenso tüchtige Gelehrte wie begabte Schriftsteller durch ihre formvollendeten Darstellungen Vorschub leisteten, und wenn man zugleich durch die Pflege erlesener Belletristik der Nation ein neutrales Feld der Geistesnahrung erschloß, auf dem sie sich nach der trostlosen Ernte ihrer politischen Bestrebungen ausruhen und von neuem sammeln konnte. Die englischen Reviews, unter ihnen namentlich „Harper's Monthly", stellten sich bei diesen Erwägungen als willkommene Musterbeispiele ein. Hatte doch George Westermann auf einer englischen Reise, die ihm die Bekanntschaft mit Dickens gebracht und ihn englische Kultur und englische Lebensgewohnheiten schätzen gelehrt hatte, selbst Gelegenheit gehabt, das segensreiche Wirken und den gewaltigen Erfolg dieser oft illustrierten Monatsschriften aus nächster Nähe zu beobachten. Als die Freunde sich trennten, waren sie darüber einig, daß es ein Verdienst um das deutsche Geistesleben sein würde, etwas Ähnliches unserm Vaterlande zu schenken: *eine Zeitschrift, die mit Ausschluß der leidigen Politik formell Vollendetes aus dem gesamten Geistesleben der Nation brächte und sich dafür der aufstrebenden Illustrationstechnik bediente.*

Die allgemeinen Umrisse für das Unternehmen waren damit gewonnen; die fest unterscheidende, zumal die deutsch-nationale Gestalt sollte erst noch gefunden werden. Von dieser vorbereitenden Arbeit wissen wir naturgemäß wenig: sie vollzog sich während der folgenden Monate still in Westermanns Kopf und Herzen, wenn er auch die Mitarbeit einzelner ihm nahestehender Gelehrten und Schriftsteller dafür in Anspruch nahm. Aber gerade diese Ideenarbeit ist es, die für die im Herbst 1856 zuerst hervortretenden „Illustrierten Deutschen Monatshefte" die eigentliche schöpferische Tat bedeutet, und sie rechtfertigt es noch heute, daß diese Zeitschrift, mag sie erst von ihren literarischen Herausgebern und Redakteuren allmählich ihr geistiges Gesicht empfangen und dieses dann im Laufe der Jahrzehnte wieder mannigfach gewandelt haben, für heute und immerdar an ihrer Spitze den Namen *Westermann* trägt.

Noch zweiundzwanzig Jahre lang war es George Westermann vergönnt, die aufsteigende Entwicklung seiner Monatshefte zu verfolgen und zu überwachen. Vieles von dem, was der Zeitschrift ihre steigende literarische, wissen-

schaftliche und künstlerische Bedeutung gab, ist auf seine eigenste unmittelbare Initiative zurückzuführen. In dem Archiv der „Monatshefte“ liegen Briefe von Moritz Hartmann, Otto Roquette, Viktor von Scheffel und Friedrich Hebbel, in denen unbedingtes Vertrauen und freudige, tatbereite Teilnahme entgegengebracht werden. Westermanns innerstes Interesse gehörte freilich nach wie vor den Naturwissenschaften und all ihren damals so mächtig aufstrebenden Hilfswissenschaften, doch war er vorurteilslos und weitblickend genug, die Redaktion in ihrer Pflege belletristischer, historischer und rein künstlerischer Interessen nicht zu hemmen. Sein tätiger Anteil an der Leitung der „Monatshefte“ ließ sich auch durch den schwankenden Gesundheitszustand, der sich seit dem Tode seiner Gattin (Blanka, geb. Vieweg, gest. 1878) mehr und mehr fühlbar machte, nur wenig beschränken. Selbst auf die Badereise, die er im Frühherbst 1879 nach Wiesbaden antrat, begleiteten ihn die Sorgen und Vorbereitungen für den neuen Jahrgang. Und mitten in diesen Arbeiten ist er denn auch, von einem Herzschlage getroffen, für immer abberufen worden. Sein Vermächtnis ging, treu und sorgsam gehütet, in die Hände seines ältesten Sohnes Friedrich Westermann und nach dessen Tode (Februar 1907) in die seines Enkels über, der wieder seinen Vornamen trägt.

„Ein Organ für die nach Volkstümlichkeit ringende Bildung zu schaffen“: so lautete der glückliche Ausdruck für den wichtigsten Programmpunkt der neuen Zeitschrift gleich in ihrer ersten Ankündigung. Daneben wurde der Charakter des „deutschen Familienblattes“ betont — eine Bezeichnung, vor der man sich damals noch nicht zu scheuen brauchte, wie ein paar Jahrzehnte später, als eine oberflächliche, sentimentale und prüde Mache den ursprünglich gesunden und edlen Begriff erniedrigt hatte, als ein blasierter und entwurzelter Literatenhochmut ihn in Verruf zu bringen suchte. Vergebens! Die geistigen und sittlichen Grundlagen, auf denen George Westermann sein Gebäude errichtet hatte, waren zu eng mit dem eigensten Wesen und dem sich immer wieder erneuernden idealen Streben unsers Volkes verbunden, als daß es möglich gewesen wäre, sie auf die Dauer zu erschüttern. Auch muß hinzugefügt werden, daß durch Namen wie Storm, Heyse, Raabe, Jensen, die bald in „Westermanns Monatsheften“ heimisch wurden, jeder Versuch, dieser Zeitschrift den literarischen Ernst abzusprechen, von vornherein Lügen gestraft wurde — von den wissenschaftlichen Autoritäten, die den darstellerischen Teil versorgten, ganz zu geschweigen.

Vierundfünfzig Jahre besteht jetzt, was George Westermann 1856 ins Leben gerufen hat. Auch in unsern gewinnsüchtigen Tagen darf man wohl Glauben für die Behauptung erwarten, daß dies nicht aus einem bloß kaufmännischen Spekulationsgeist entsprungen sein kann, sondern daß es aus einer Überzeugung und Gesinnung emporgewachsen ist. Der dies schreibt, hat George Westermanns Umgang nicht mehr genossen, die stattliche, vornehme Erscheinung mit den klaren Augen und den energischen Zügen nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Aber von denen, die an seiner Seite gearbeitet haben, wird uns übereinstimmend versichert, daß auch in seiner Persönlichkeit jene glückliche harmonische Verbindung von tätigem Wirklichkeitssinn und phantasievollem Schönheitsbedürfnis wohnte, der er in seiner bedeutendsten Schöpfung Ausdruck gegeben hat. Sein Tag galt der strengen, immer und überall den ganzen Mann einsetzenden Arbeit; sein Abend und seine Feierstunden gehörten dem Genuß der Dichtung, als deren Meister er vor allen andern Goethe verehrte, und seiner geliebten Musik, die ihm am beglückendsten erklang, wenn Mozart oder Beethoven gespielt wurde. Und das schien ihm dann am Abend seiner Tage wohl wie ein Symbol seines eignen Lebens und Wirkens, daß diese beiden, der Meister anmutigster erdbefreiter Heiterkeit und der Schöpfer der „Neunten Symphonie“, dieser mutigsten und erhabensten Bejahung des Willens zum Leben, daß diese beiden es waren, die die romantischen Weisen Webers und die Kanonendonner der Völkerschlacht abgelöst hatten, von denen er aus seiner in Leipzig verlebten Kindheit noch einen fernen Klang im Ohre trug. Dazwischen lag eine mit ernstem Mühen und Ringen erfüllte, aber auch mit Erfolg und Ruhm reich gekrönte Lebensspanne ...

Unsre Verehrung sucht ihn da droben, um ihm den Dank darzubringen für das kühn eroberte und sicher gegründete Stück Land, auf dem nun wir — hoffentlich in seinem Sinne — unser Bestes, unsre tägliche Arbeit tun. Möge der Segen seines Andenkens auch auf der weiteren Fortsetzung seines Werkes ruhen!



Ludwig Dettmann: Heimfahrt vom Kirchdorf. ⊛ (Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung J. J. Weber in Leipzig.)



Der Große Saal der Französischen Ausstellung in der Berliner Akademie, Februar-März 1910. Mit den Gobelins aus der Geschichte der Esther, der Voltairebüste von Houdon und der Bronzestatuette Ludwigs XV. von Coyzevox. (Nach einer Aufnahme von Hermann Boll in Berlin.)

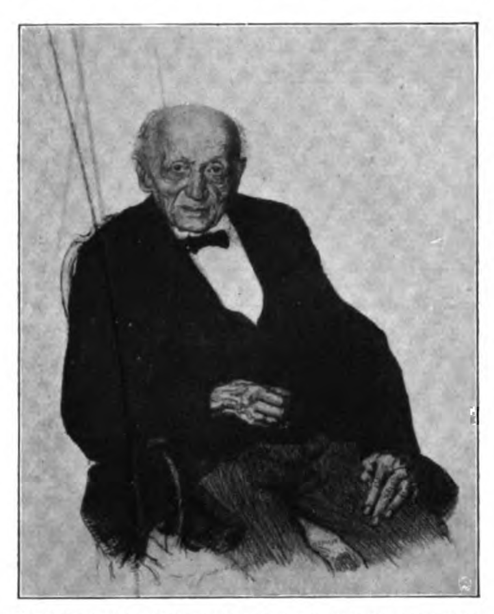
Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Dr. Walther Gensel

Noch ein Wort über die Florabüste — Cézanne-Ausstellung — Schwarzweiß-Ausstellung der Berliner Sezession — Das Werk Anton Graffs bei Schulte — Französische Kunstwerke des achtzehnten Jahrhunderts in der Akademie — Artur Kampf — Der Neubau von Keller & Reiner



Die Aufmerksamkeit der künstlerischen und kunstliebenden Kreise Berlins wird noch immer durch die Frage der Echtheit der von Bode für das Kaiser-Friedrich-Museum erworbenen Florabüste in fieberhafter Spannung erhalten. Alle Nachrichten darüber werden vom Publikum verschlungen, und wir armen Kunsthistoriker können in keine Gesellschaft gehen, ja kaum einem Bekannten auf der Straße begegnen, ohne ausgeforscht zu werden. Die Frage besitzt aber auch eine ganz hervorragende Bedeutung. Eine Wachsbüste von dieser Größe und Güte aus der besten Zeit der Renaissance würde für unsre Berliner Museen, auch wenn Bode die Autorschaft Leonardos fallen lassen müßte, eine Erwerbung ganz einziger Art darstellen. Der Leser braucht nicht zu fürchten, daß ich hier noch einmal alle die Gründe anführe, die für und wider die angebliche Autorschaft des englischen Bildhauers Lucas sprechen, das heißt, ob dieser brave Canovaschüler die Büste nach einem Bilde der Leonardoschule angefertigt oder eine vorhandene alte nur restauriert hat. Wer sich dafür näher interessiert, dem sind in erster Linie die „Amtlichen Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen" zu empfehlen, in denen die Generalverwaltung über alle angestellten Nachforschungen und Untersuchungen Rechenschaft ablegt, und dann die gleichzeitigen Nummern der „Kunstchronik", in der sich in Rede und Gegenrede eine Reihe hervorragender Forscher geäußert haben. Nur das eine sei hervorgehoben, daß sich auch die Dokumente, Zeugenaussagen und Befunde zugunsten des Alters befriedigend



Graf Leopold Kalckreuth: Der neunzigjährige Eduard Zeller. Radierung. (Nach einer Aufnahme von Hermann Boll in Berlin.)

haben deuten lassen, mit Ausnahme eines einzigen dunklen Punktes: Wie kam Lucas dazu, wenn er das von ihm mit The Flora of Leonardo da Vinci bezeichnete Werk wirklich für eine Arbeit des großen Florentiner Meisters hielt, es seinem Auftraggeber nicht zurückzugeben und es gänzlich zu vernachlässigen? Hoffen wir, daß auch diese Frage sich aufklären wird. Jedenfalls tritt schon heute die Mehrzahl der deutschen Gelehrten für das Alter der Büste ein. Dies aber, ob sie alt ist, und nicht, ob sie von Leonardo herrührt, bildet den Kern der Frage. In weiteren Kreisen hat man sich über die „ungeheure" Höhe der Kaufsumme aufgeregt. Die es getan haben, wissen vermutlich nicht, daß letzthin für einen Holbein und selbst für ein Werk des erst neuerdings zur Berühmtheit gelangten Spaniers Greco je eine Million, für einen Velazquez, ein Familienbild von Frans Hals und einen ziemlich mäßigen Raffael sogar je 2000000 Mark bezahlt worden sind. Das sind aber alles Meister, die noch gelegentlich im Kunsthandel vorkommen. Einen authentischen Leonardo da Vinci — und nun noch obendrein eine Skulptur! — hat es auf dem Kunstmarkt seit undenklichen Zeiten nicht gegeben. Wenn einer auftauchte, so würden sich an dem Rennen um ihn alle großen Museen der Welt und alle Milliardäre Amerikas beteiligen. Wie hoch er dann zu stehen käme, das bleibt der Phantasie jedes einzelnen überlassen. Jedenfalls würde er für 160000 Mark nicht entfernt zu haben sein. Wenn aber Harden in seiner „Zukunft" gemeint hat, für diese Summe könnte fünfzig deutschen Künstlern ein sorgenfreies Jahr geschaffen werden, so kommt mir das ungefähr so vor, wie wenn ich einem beim Sekt sitzenden Freunde sagte: Für diese Flasche könntest du zwanzig Fünfpfundbrote an die Armen verteilen. Mit solchen Tolstoischen Argumenten sollte man in Kunstfragen nicht hausieren gehen.

In den Kunstsalons kam das Leben nur sehr allmählich in Gang. Die erste Ausstellung von allgemeinerem Interesse war die Thoma-Ausstellung bei Gurlitt, die sich neben den größeren in Frankfurt und Karlsruhe schon deshalb mit Ehren behauptete, weil sie einige ganz oder fast ganz unbekannte italienische Landschaften aus des Meisters bester Zeit brachte. Was uns bei Thoma immer wieder gefangennimmt, das ist die vollkommene Harmonie von Darstellung und Gegenstand. Wir leben in seinen Bildern, wir freuen uns über die Höhen und Täler und



Graf Leopold Kalckreuth: Harfenspielerin. Zeichnung. (Nach einer Aufnahme von Hermann Boll in Berlin.)

Ortschaften, die er vor uns ausbreitet, und über den Himmel, der über ihnen blaut, wir atmen die reine Luft, die da weht! Und wir wollen uns dieser Freude am Gegenständlichen auch nicht schämen. Die Nichts-als-Maler mögen darüber lächeln; sie merken es gar nicht, daß sie die Malerei im Grunde zu einer kunstgewerblichen Leistung degradieren und überdies zu einer mit untauglichen Mitteln, da ihr die Schönheit des Materials abgeht. Dessen wurde man sich so recht in der von Paul Cassirer veranstalteten Ausstellung des französischen Malers **Paul Cézanne** bewußt, der von einem großen Teil der jüngeren Pariser Malergeneration und auch von manchem deutschen Künstler jetzt geradezu vergöttert wird. Ich muß gestehen, daß ich mit diesem Meister noch nicht ganz ins reine gekommen bin — immerhin aber wohl etwas mehr als die meisten seiner Bewunderer. Denn was diese über ihn schreiben, das ist zuweilen schon der reinste Gallimathias. Wenn zum Beispiel in der „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst" Meier-Graefes steht, daß man Cézannes Bilder „aneinandernähen könnte, ohne den eigentlichen, den wesentlichsten Wert zu zerstören", so ist das für mich so ungefähr der schlimmste Vorwurf, den man einem Gemälde machen kann. Auch daß man bei ihnen „an unerhört primitive Skulpturen" erinnert wird, will mir durchaus nicht als ein Vorzug erscheinen, und unter dem „Derben im Aufbau, das wie Champagner prickelt", kann ich mir überhaupt nichts vorstellen. Übrigens glaube ich, daß Meier-Graefe, der ewig sich Wandelnde, diese Sätze jetzt selbst nicht mehr ohne Kopfschütteln liest.

Die einfachste Lösung der Frage ist die, daß der Aixer Maler mit einem ganz außerordentlichen Farbensinn begabt war, der ihn ungestüm zur malerischen Betätigung trieb, daß aber dieses feinfühlige Auge durch eine ungelenke Hand mehr gehemmt als unterstützt wurde. So erklärt sich auch das Leben dieses merkwürdigen Mannes, der wie ein Einsiedler lebte, mit niemand über seine Kunst sprach, niemand seine Bilder zeigte und mit seinen Werken nie „fertig" wurde. Wer lediglich in der farbigen Erscheinung den Zweck der Malerei erblickt, der wird vor einigen seiner Werke einen eigenartigen Genuß verspüren — eben wie vor einem Perserteppich oder einer Fayence von Gubbio. Dazu rechne



Anders Zorn: Wasserringe. Radierung.

ich in erster Linie ein paar Stilleben, und zwar vor allen die rein stilisierten, in denen gewöhnlich ein schwarzer Ton vorherrscht, nicht etwa im Sinne eines Ribera oder Caravaggio, sondern als reines Kontrastmittel zu andern Farben. Wenn ein Impressionist (Cézanne zu ihnen zu rechnen, war ein gründlicher Irrtum) eine schwarze Uhr auf einem weißen Tischtuch malt, so wird er durch eine Fülle von Reflexen die beiden Farben miteinander harmonisieren; bei Cézanne stehen sie nebeneinander wie auf einer Stickerei. Daneben finden wir dann freilich wieder Stilleben aus einer andern Zeit, in denen er sich redlich um die feinsten Farbennuancen abgemüht hat. Dann gibt es ein paar Landschaften, in denen der Luftton so wunderbar getroffen ist, daß man die sonstigen Mängel vollständig übersieht. Die schwierigsten Probleme geben seine Bildnisse auf. Hier zu entscheiden, wie weit das bewußte Streben nach Vereinfachung geht und wo das einfache Nichtweiterkönnen anfängt, halte ich für gänzlich unmöglich. Ich glaube, daß

Anton Graff: Johann Reinhold Forſter. (Nach einer Aufnahme von Hermann Boll in Berlin.)

Cézanne hier ſelbſt das Richtige getroffen hat, als er ſeinen jungen Bewunderern ſagte, ſie ſollten nicht ſo malen, wie er male, ſondern wie er malen wolle. Ganz abzulehnen ſind ſeine Figurenbilder. Wer in dieſen gänzlich verzeichneten Bildern mehr ſieht als verunglückte Experimente, betrügt ſich ſelber.

Bald darauf wurde dann die Schwarz-weiß-Ausſtellung der Berliner Sezeſſion eröffnet, die reichhaltigſte, bedeutendſte und am wenigſten herausfordernde, die dieſe Vereinigung uns bisher geboten hat. Die eigentlich graphiſchen Arbeiten, Radierungen, Lithographien und Holzſchnitte, traten den Zeichnungen gegenüber diesmal viel ſtärker hervor als ſonſt. Eine einigermaßen vollſtändige Überſchau über dieſe Gebiete bot ſie aber nicht — nicht nur, weil unter den deutſchen Künſtlern eben nur die Sezeſſioniſten vertreten waren, ſondern auch, weil unter den Ausländern mit Ausnahme von Frank Brangwyn die Engländer fehlten, die in der Radierung heute unbeſtritten den erſten Rang einnehmen. Es wäre für unſre jungen Sezeſſioniſten aber äußerſt heilſam, wenn ſie an den Werken eines Cameron, Muirhead Bone, Eaſt, Todd, Strang und ſo vieler andrer ſähen, welch aparte, feine und ſtarke Wirkungen ſich gerade mit der Ätzung und der kalten Nadel erreichen laſſen, und daß es nicht genügt, eine Zeichnung in den Firnis zu reißen und den größten Teil der übrigen Arbeit dem Drucker zu überlaſſen. Statt deſſen hatte man eine vollſtändige Serie der Manetſchen Radierungen in den Mittelpunkt gerückt, die als Gelegenheitsarbeiten eines großen Malers reſpektvoll betrachtet ſein wollen, aber techniſch doch recht grob ſind. Ähnlich ſteht es mit den Arbeiten Liebermanns, der zum erſtenmal auch mit Steindrucken hervorgetreten iſt. Es mag dem großen Künſtler ja viel Spaß machen, ſeine geiſtreich hingeworfenen Skizzen mit Hilfe des Umdruckpapiers und des Steins ſo bequem zu vervielfältigen. Aber dieſe Blätter wirken auch bloß wie gutgelungene Fakſimilewiedergaben. Von dem Vergnügen, das es dem wirklichen Steinzeichner gewährt, der auf den Stein umgedruckten Zeichnung mit Feder, Kreide, Pinſel, Schaber, Nadel die nur der Lithographie eigentümlichen Reize zu verleihen,[1] von dieſem Vergnügen ſcheint er kaum eine Ahnung zu haben. Von Slevogt ſah man die Vollbilder der bei Paul

[1] Während ich die Korrektur leſe, erhalte ich ein ſoeben bei Bruno Caſſirer (Berlin) erſchienenes ſchmuckes Büchlein „Künſtleriſcher Steindruck“ von Karl Kappſtein, wohl dem hervorragendſten Techniker auf dieſem Gebiete, ein Leitfaden, in dem all dieſe ungeheuer mannigfaltigen Verfahren anſchaulich dargeſtellt werden.



Anton Graff: Bildnis einer deutſchen Fürſtin (Beſitzer: Herr Eduard Schulte in Berlin.)

Cassirer erschienenen großen Panausgabe des „Lederstrumpf". Wir wollen nicht mit dem Verlag über die Wahl dieses Indianerromans rechten, den wir alle mit vierzehn Jahren verschlungen haben, und den wir, abgesehen von der Unhandlichkeit des Folioformats, in dieser Luxusausgabe wohl schon deshalb nicht wieder lesen werden, weil wir eine schöne Jugenderinnerung nicht zerstören möchten. Aber den Künstler selbst scheint das ewige Schießen, Pfählen, Hängen und Skalpieren auf die Dauer zu ermüden. Was ihn reizte, war jedenfalls die impressionistische Wiedergabe der momentansten Bewegungen, und diese ist ihm meistens vortrefflich gelungen. Aber ein Bändchen „Randeinfälle zum Lederstrumpf" wäre dafür ausreichend gewesen.

Fast ihr gesamtes radiertes Werk hatten Graf Leopold Kalckreuth und Hans Thoma ausgestellt, jener, der mit der Nadel seine Freunde, seine Familie und Szenen aus seiner Umgebung mit schlichter Intimität festgehalten hat (wir geben das Blatt wieder, das er im Auftrage der Berliner Akademie zu Eduards Zellers 90. Geburtstage geschaffen hat, und fügen eine Zeichnung, „Die Harfenspielerin", hinzu), mit größerem Erfolg als dieser, der hier zuweilen mit unerwünschter Deutlichkeit das zeigt, was außerhalb seines Genies liegt. Ein jetzt sehr hochgeschätzter Meister der Graphik ist der Frankfurter



Antoine Watteau: Gilles, Scaramouche, Scapin und Harlekin. (Besitzer: Frau Jules Porges, Paris.)



J.-B. Siméon Chardin: Der Zeichner. (Im Besitz des deutschen Kaisers.)

Fritz Böhle, dessen wuchtige, von den alten deutschen und italienischen Meistern beeinflußte Blätter allerdings auf die Dauer und besonders in so großer Anzahl einförmig und fast manieriert wirken. Gar nicht befreunden kann ich mich mit seinen großen Steindrucken, die oft hart ans Plakatmäßige streifen. Vielleicht die bedeutendste Kraft, die wir augenblicklich in Deutschland auf dem Gebiete der Radierung besitzen, Käthe Kollwitz, war leider fast nur mit Zeichnungen vertreten. Daneben seien noch Emil Orlik, Hermann Struck, Heinrich Reifferscheid und von verstorbenen Meistern Leibl und Leistikow genannt.

An geistreicher Behandlung der Technik, Verve des Vortrags und Unmittelbarkeit des Eindrucks kann sich keiner der Deutschen mit dem Schweden Anders Zorn, einem der größten, wenn nicht dem größten aller lebenden Radierer, messen. Wie er mit seinem eigentümlichen System von Schraffierungen ein Bildnis wie das der Königin von Schweden oder einen von Luft und Licht umspielten zarten weiblichen Körper herausbringt (Abbild. S. 131), das erregt immer von neuem ebensoviel Erstaunen wie Entzücken. Man kann ihn ruhig unsern jungen Künstlern zum Studium empfehlen, ohne befürchten zu müssen, daß sie ihn nachahmen; denn

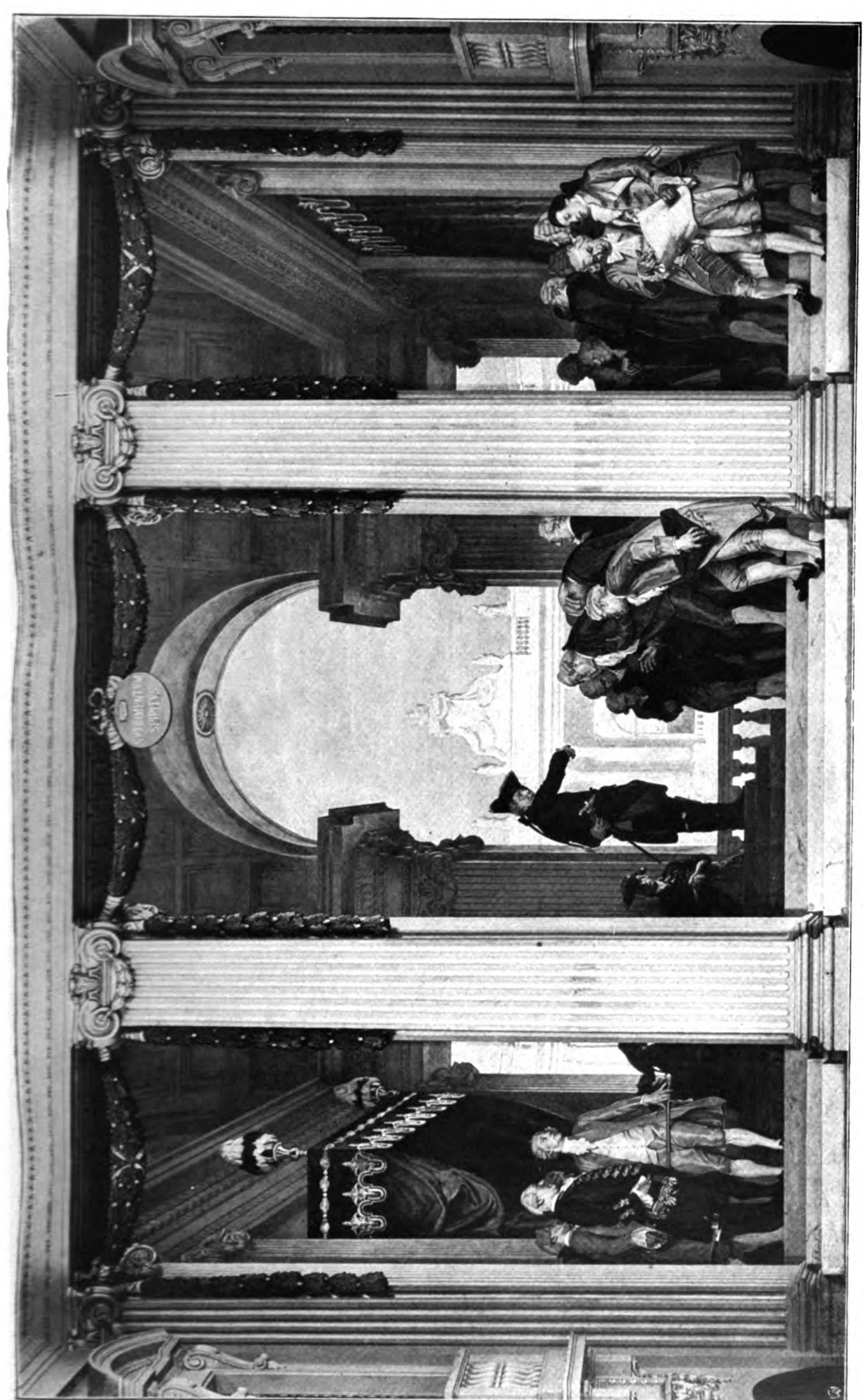
er ist unnachahmlich. Aber lernen können sie hier, wie man aus einer Technik eine neue Sprache entwickeln kann, und daß auch das Genie erst gründlich das Technische erlernen muß, ehe es Meisterwerke hervorbringen kann.

Unter den Zeichnungen fand sich gegen die früheren Ausstellungen nicht viel Neues und unter dem Neuen nur wenig Erfreuliches. Es gibt in der Sezession noch immer eine Anzahl junger und leider auch einige ältere Herren, die befürchten, übersehen zu werden, wenn sie sich nicht wie Wilde gebärden, und die sich lieber den Finger abbeißen würden, als einen klassischen Meister nachzuahmen, aber sich nicht im mindesten scheuen, einem van Gogh, Cézanne oder Munch das Räuspern und Spucken abzusehen und sie womöglich noch zu übertrumpfen. Aber in den verhältnismäßig kleinen Formaten ihrer Zeichnungen beleidigen sie den Besucher der Ausstellung nicht so wie mit ihren Riesenbildern. Das beste und einfachste ist, über sie zur Tagesordnung überzugehen. Nur gerät man dabei leicht in die Gefahr, ganze Säle oder wenigstens Wände auf einen flüchtigen Blick hin zu verdammen und einen ernsteren Künstler, wie den nach großem Stil strebenden Arnold Waldschmidt, zu übersehen. Von den Ausländern erregte Jan Toorop schon auf der Ausstellung christlicher Kunst in Düsseldorf Aufsehen. Wie er sich früher in seinen bizarren symbolistischen Gemälden von der primitiven Kunst seiner malaiischen Heimat anregen ließ, so sind auch seine bald von den englischen Präraffaeliten, bald von den Malern des fünfzehnten Jahrhunderts beeinflußten Zeichnungen keine ganz ursprüngliche Kunst, aber feines Liniengefühl und zarte Empfindung lassen sich ihnen nicht absprechen. Ob dagegen die Sezession dem Andenken des unglücklichen schwedischen Malers Josephson (vgl. die Rundschau im Juliheft 1909) einen Dienst erwiesen hat, als sie einige offenbar schon aus der Zeit seiner geistigen Umnachtung stammende Zeichnungen ausstellte, ist zweifelhaft. Etwas andres ist es mit dem Holländer van Gogh, ohne den keine Sezessionsausstellung bestehen zu können scheint; bei ihm sind die im Wahnsinn geschaffenen Werke nur die logische Fortsetzung der früheren. Wer könnte sagen, er liebe diese Kunst, die sich — ich wähle absichtlich einen krassen Vergleich — zu der klassischen verhält wie ein heulender Derwisch zu einem wohlerzogenen Europäer. Wer aber vermöchte umgekehrt über diese vulkanischen Ausbrüche einer geheimnisvollen geistigen Macht zu lächeln? ...

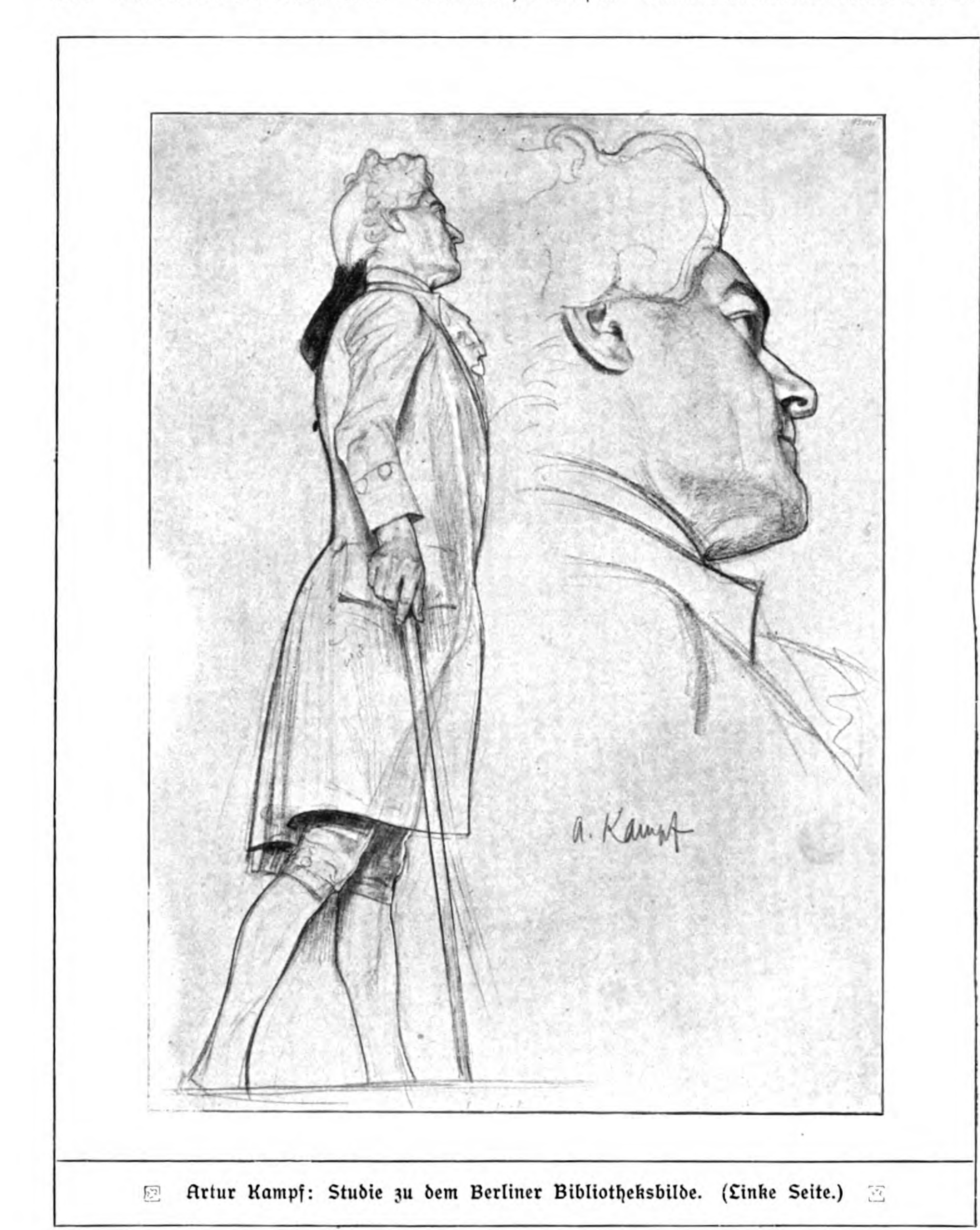
Das erste wichtige Ereignis des neuen Jahres war die Graff-Ausstellung bei Schulte, für die Prof. Julius Vogel in Leipzig, wohl der beste Graff-Kenner, fast zweihundert Bildnisse zusammengebracht hatte, einen bescheidenen Teil, kaum ein Zehntel seines Lebenswerks, aber genug, um von allen Seiten seines Wirkens einen zureichenden Begriff zu geben. Nach einigen Zeitungsberichten konnte es scheinen, als sei der treffliche Schweizer hier erst eigentlich so recht „entdeckt" worden. Dem braucht man nur entgegenzuhalten, daß — um lediglich einiges aus den letzten Jahren zu erwähnen — 1903 eine große Graff-Ausstellung in des Künstlers Vaterstadt Winterthur stattgefunden hat, 1906 die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung nicht weniger als sechsundzwanzig Gemälde von ihm enthielt, 1909 seine Bildnisse so recht im Mittelpnnkt der Leipziger Universitätsausstellung standen. Und wer nun gar wie ich mit den von ihm gemalten Gelehrten der Leipziger Universitätsbibliothek und den ehrsamen Kramermeistern im Sitzungssaal der dortigen Handelskammer sozusagen aufgewachsen ist, der kann sich den prächtigen Mann aus der Kunstgeschichte überhaupt nicht wegdenken. Aus der deutschen Geistesgeschichte ist er noch viel weniger zu streichen; leben doch Lessing, Gellert, der Dresdner Hagedorn, Ramler, Rabener, Sulzer, Nicolai, Joh. Reinh. Forster und viele andre in unserm Bewußtsein so fort, wie er sie aufgefaßt hat. Freilich verlieren wir Kunsthistoriker oft den rechten Maßstab. Es geht uns wie den Musikkritikern, die entrüstet sind, immer wieder dieselben Programme hören zu müssen, und nicht bedenken, daß unsereins nicht jeden Abend ins Konzert geht und froh ist, endlich wieder einmal ein lange nicht gehörtes Lieblingsstück genießen zu können. So mag in der Tat vielen erst jetzt die Bedeutung des Mannes aufgegangen sein, der um 1770 herum (damals begann seine Blütezeit) neben Chodowiecki der einzige wirklich bemerkenswerte deutsche Maler gewesen ist.

Ein reiches Material war in der Ausstellung bei Schulte vor uns ausgebreitet, und reiche Genüsse wurden uns beschert.





Artur Kampf: Wandgemälde in der Neuen Königlichen Bibliothek zu Berlin. (Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)



Artur Kampf: Studie zu dem Berliner Bibliotheksbilde. (Linke Seite.)

Wesentlich verändert aber hat sie unsre Vorstellung von dem Meister nicht. Nach wie vor erscheinen uns die Gelehrten- und Dichterbildnisse als seine vollkommensten Schöpfungen. In ihren Schriften kommen uns manche von diesen Männern heute wohl verknöchert und pedantisch vor. Graff wußte sie im besten Augenblick und von der günstigsten Seite zu fassen. Geist, Witz und Laune leuchtet aus ihren hellen Augen, die uns wie Symbole des Zeitalters der Aufklärung anmuten, Charakterfestigkeit und Willensstärke liegen um die wahrhaft sprechenden Lippen. Den Mund verstand Graff überhaupt zu malen wie kaum ein andrer. Man brauchte daraufhin nur die drei Theologen anzusehen, den Leipziger Ernesti, dem als „deutschem Cicero" das Lateinische ebenso geläufig von den Lippen floß wie seine Muttersprache, seinen Leipziger Kollegen

Stemler und den prächtigen Berliner Spalding. Die drei sind eins mit ihrem Gott und wissen die guten Seiten des Lebens dabei zu schätzen. Oder man nehme den durchgeistigten Kopf Gellerts, das beschaulich liebenswürdige, ein wenig leidende Denkerantlitz Hagedorns und — ein Meisterwerk der Charakteristik — das joviale bart- und zahnlose Gesicht des in grünem Schlafrock und Zipfelmütze behäbig dasitzenden Sammlers Lippert. Überhaupt war Graff im allgemeinen sehr glücklich mit dem Kostüm daran. Die von den meisten Männern getragenen roten Röcke, weißen Halsbinden und gepuderten Haare geben einen famosen Klang, ohne sich irgendwie vorzudrängen und den Blick vom Wesentlichen, dem Gesichtsausdruck, abzuziehen. Bei den Theologen aber hebt die unförmliche Halskrause, die ja heute noch in Leipzig getragen wird, den Kopf ebenfalls höchst wirksam heraus.

Graff als Frauenmaler hat niemals so viel gegolten wie als Maler der Männer — auch daran wird durch die Ausstellung nicht viel geändert. Natürlich lag ihm ein so ausgesprochener Charakterkopf wie der der alten Frau Chodowiecka nicht weniger als der irgendeines Mannes, und gewiß hat er die Züge seiner eignen Gattin sprechend wiederzugeben vermocht. Aber das eigentlich Bezaubernde fehlt seinen Frauenbildern. Er stand den Frauen zu sachlich gegenüber, nicht mit klopfendem Herzen und schönheitsdurstigen Augen. Deshalb kann man sich in seine Bilder auch nicht verlieben wie in die der großen Franzosen und Engländer, selbst in seine schönsten nicht, zu denen ich das von uns abgebildete Bildnis einer deutschen Fürstin in olivgrünem Seidenkleide rechne. Das, was uns bei den großen Engländern gefangennimmt, der vornehme Geschmack des Arrangements, das in feinstem Sinne Weltmännische, das auf der Höhe der Menschheit Stehende, das fehlte Graff. Wo er großartig repräsentativ zu werden versuchte, da wirkt er meist als konventioneller Nachahmer oder steif und gezwungen. Aber als Vorbild für unsre Zeit ist er viel mehr zu empfehlen als die Engländer. Wer diese sich zum Muster nimmt, wird leicht an Äußerlichkeiten kleben bleiben. Bei dem deutschen Meister ist das unmöglich. Bei dem lernt man etwas andres: Ehrlichkeit, Gründlichkeit, liebevolles Sicheinleben in den Charakter des Darzustellenden. Und wieviel in dieser Hinsicht unsre lebenden Porträtmaler lernen können, zeigt jede Ausstellung aufs neue.



Artur Kampf: Studie zu dem Berliner Bibliotheksbilde. (Linke Seite.)

Die großen Engländer und Franzosen! Es ist seltsam, wie wenig verbreitet im Grunde die Kenntnis der englischen und fran-

zösischen Kunst in Deutschland ist — oder wenigstens bis vor kurzem war. Leute, die die Meister des Quattrocento und ihre Werke wie am Schnürchen hersagen konnten, verbanden mit Namen wie Raeburn oder Chardin kaum mehr als einen unbestimmten Begriff, und selbst mit solchen wie Reynolds und Gainsborough, Nattier und La Tour nur die vage Erinnerung an etwas sehr Vornehmes und Elegantes. Aus dieser Unkenntnis erklärt sich der ungeheure Erfolg, den die englische Ausstellung vor zwei Jahren hatte. Man stand vor etwas ganz Neuem, war überrascht, geradezu geblendet und so enthusiasmiert, daß man gar keine Qualitätsunterschiede zu machen vermochte. Als Gegenstück zu dieser englischen Ausstellung ist die Ausstellung von Werken französischer Kunst des achtzehnten Jahrhunderts gedacht, die Ende Januar in denselben Räumen der Berliner Akademie eröffnet wurde. Im innersten Grunde ist diese Ausstellung ein höfisches und politisches Ereignis, bei dem sich Deutschland und Frankreich an „Courtoisie" überboten, allen voran unser Kaiser, der die wertvollsten Stücke aus seinem Besitz herlieh, die Ausstellung selbst eröffnete, die aus Frankreich abgeordneten Kunstbeamten und Künstler nach Potsdam lud und mit hohen Orden auszeichnete, und der französische Staat, der prachtvolle Gobelins und Bilder zur Verfügung stellte und unter andern den Direktor der Schönen Künste und den Direktor der Pariser Kunstschule entsandte. Höchst verdient machte sich der französische Botschafter in Berlin, Cambon, selbst ein feinsinniger Kunstsammler, der aus seinem eignen Besitz besonders wundervolle Zeichnungen beisteuern konnte, dem aber vor allem die Bildung eines eignen französischen Ausstellungskomitees zu verdanken ist. So fand Artur Kampf, der Leiter und die Seele der Ausstellung, in Paris manches Haus weit geöffnet, das sich sonst einem Fremden — auch einem Akademiepräsidenten — nicht ohne weiteres erschließt. Seiner Rührigkeit und Tatkraft und seinem hochgebildeten Geschmack, der sich in dem ganzen Arrangement glänzend bewährt hat, ist der außerordentliche Erfolg in erster Linie zu danken.

Achtzehntes Jahrhundert! Dix-huitième! Man muß einen Pariser Sammler dieses Wort aussprechen hören. Es liegt etwas zärtlich Liebkosendes darin, etwas Weiches und Appetitliches, und doch zugleich etwas von dem Stolze, mit dem der Italiener sein Cinquecento ausspricht. Mit Rokoko bezeichnet man eigentlich nur das Kunstgewerbliche oder aber auch die Auswüchse jener Zeit und jener Kunst. Das Wort, das lange beinahe ein Schimpfwort war, hat in Paris auch heute nicht den guten Klang wie bei uns. Dix-huitième ist aber auch umfassender. Es begreift nicht nur die Pompadourzeit, sondern auch schon den Ausklang der pomphaften Zeit Ludwigs XIV., die Zeit des leichtlebigen Regenten, und auf der andern Seite die Epoche, da die Formen wieder gerade wurden, zierliche à la grecque-Ornamente die mutwilligen Schnörkel verdrängten und tränenselige Empfindsamkeit sich an die Stelle der Leichtfertigkeit setzte.

Dix-huitième! Die Trianons in Versailles stehen vor uns und jene traulichen Gemächer in dem riesigen Schlosse selbst, zu denen man sich aus dem ermüdenden Prunk der Staatszimmer des Sonnenkönigs flüchtet. Man denkt an die Schätze im Louvre und an köstliche Privatsammlungen. Man erinnert sich der Auktionen der Brüder Goncourt, des Marquis de Chennevières und so vieler andrer, bei denen Unsummen für Niedlichkeiten von Boucher, Fragonard, Moreau und Saint-Aubin ausgegeben wurden; man denkt an die schöne Ausstellung in der Londoner Guildhall 1902. Und dazwischen tauchen als vielleicht die köstlichste Erinnerung von allen die Zimmer des Deutschen Hauses auf der Pariser Weltausstellung auf, in denen der deutsche Kaiser den größten Teil der von Friedrich dem Großen gesammelten Kunstschätze vereint hatte, zum Entzücken der Pariser, aber auch aller deutschen Kunstfreunde.

Dix-huitième! Man denkt an verfeinertsten Lebensgenuß, an reizende Feste in großen Parken, an verschwiegene Stelldichein mit liebenswürdigen gepuderten Frauen und an kleine Schlüpfrigkeiten, die aber immer „artig" bleiben. Man denkt an alles, was reizend, „scharmant", elegant ist, aber nie an etwas, auf das man die Worte erhaben, großartig, tief, begeisternd, erschütternd anwenden könnte. Und so ist auch die Kunst der Zeit. Sie „bezaubert", aber sie hinterläßt keine tiefen Eindrücke; sie ist lediglich eine Ergötzung für die Sinne. Und noch ein andres: sie trägt im Grunde einen kunstgewerblichen Zug. Man bezahlt die Bilder

von Watteau, Lancret, Pater, Fragonard, Boucher sehr hoch, aber man bezahlt ebenso hoch die Porzellanfigürchen von Falconet oder Clodion, die kunstgewerblichen Bronzen von Gouthière und Thomire, die Möbel von Oeben und Riesener, die Tapisserien aus Beauvais. Ich weiß sehr gut, daß es in andern Epochen nicht viel anders ist, und doch scheint mir eine gewisse Kritik darin zu liegen. Erst mit allen diesen andern Sachen zusammen gewinnen die Bilder ihren eigentlichen Wert. Einen Rembrandt kann man überall aufhängen, einen Boucher eigentlich nur in einem Rokokozimmer. Ein wenig hat man das auch hier berücksichtigt, ausgiebiger aber nur in dem Prunkraum, dessen große theatralische Gobelins mit der Geschichte der Esther nach de Troy aber doch nur in einem sehr losen Zusammenhang mit der galanten Boudoirkunst der übrigen Räume stehen. Dieser Saal und der Eingangsraum sind auch die einzigen, in denen in größerer Anzahl Bronzen und Marmorbildwerke Aufstellung gefunden haben: Büsten von Bouchardon, Coustou, Lemoyne, Caffiéri, Houdon u. a., kleine Bronzegruppen und Figürchen von Girardon, Coyzevox, Falconet, ein junges Mädchen in Marmor von Pajou und reizende Amoretten von dem jetzt so hochgeschätzten Clodion.

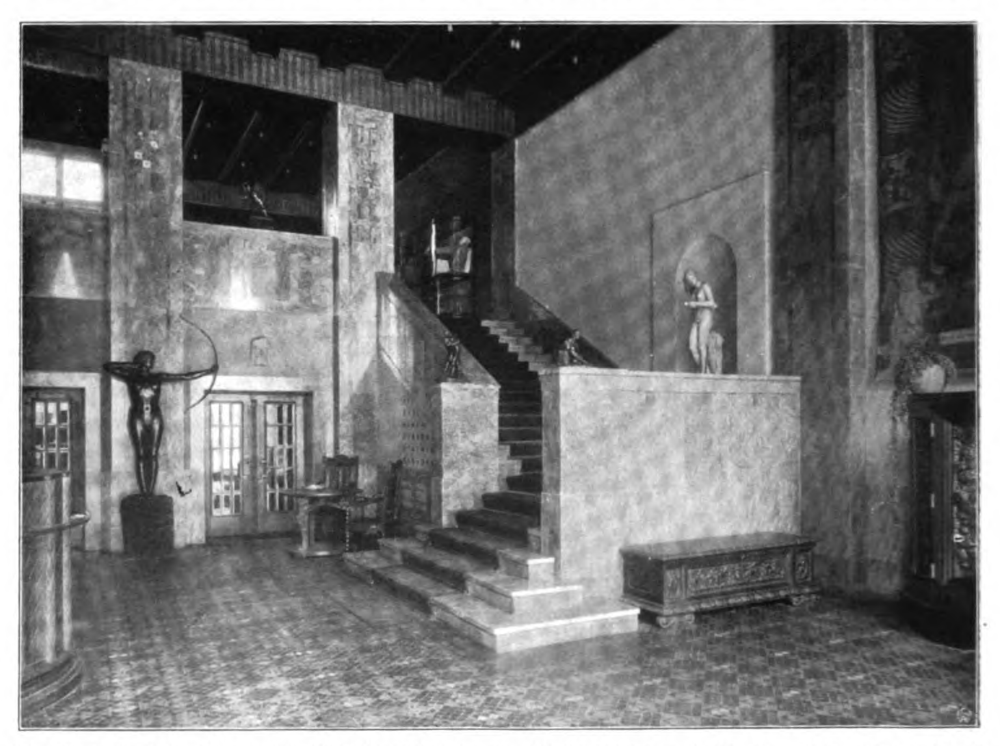


Artur Kampf: Studie zu dem Berliner Bibliotheksbilde. (Rechte Seite.)

Wie schon gesagt, ist das ganze achtzehnte Jahrhundert vertreten, natürlich mit Ausnahme des eigentlichen Klassizismus, dessen Pathos schlecht in diese Welt der Oper, der Schäferspiele und Tändeleien gepaßt hätte: von den pompösen Bildnissen eines Rigaud an, dessen Blütezeit noch unter die Regierung Ludwigs XIV. fällt, bis zu Prud'hon, der ein wenig von der Sensibilität des Rokokos in den Klassizismus hinüberrettete, und Boilly, dem liebenswürdigen Genremaler, der noch unter dem Kaiserreich und der Restauration, ja noch bis fast ans Ende des Julikönigtums wirkte. Die Grundstimmung der Ausstellung geben aber doch die eigentlichen Rokokomaler, die Maler der Regentschafts- und der Pompadourzeit, Watteau und seine Schüler Pater und Lancret, Boucher und Fragonard und ihre Genossen. Und wiederum stehen hier die unvergleichlichen Bilder aus dem Besitz des Kaisers im Mittelpunkt. In hochherzigster Weise hat sich dieser noch in letzter Stunde entschlossen, auch sein größtes Stück, die beiden Hälften des Gersaintschen Firmenschildes von Watteau, herzugeben, die sonst in seinem Vorzimmer auf Staffeleien stehend nur wenigen Sterblichen zugänglich sind. Wir haben sie vor drei Jahren (Januarheft 1907) hier abgebildet. Dagegen hatte es sich der Monarch vorbehalten, sein andres Hauptstück, die vielumstrittene „Einschiffung nach Kythera“ (umstritten in ihrem Verhältnis zu dem Pariser Exemplar), an dem Orte, wo sie sonst hängt, seinen Pariser Gästen zu zeigen. Im übrigen hat er im allgemeinen Bilder hergeliehen, die man schon in Paris bewundern konnte, so den entzückenden Tanz von Watteau mit dem in rot und grünem Kleide stehenden Mädchen und dem in blau und gelber Tracht Flöte spielenden Jungen, so das allerliebste Blindekuhspiel von Pater (Abbildung im Januarheft 1907) und den prächtigen Guckkastenmann von Lancret. Die Aufmerksamkeit der Kenner richtete sich deshalb mehr auf noch nicht oder nur von ganz wenigen gesehene Werke; bei Watteau in erster Linie auf die höchst anmutige Nymphe mit der

Sonnenblume (bei M. von Rothschild), die, an einem Felsen lässig gelagert, in holder Erwartung nach dem Liebhaber auszuspähen scheint, und auf die zum Genre des Pariser „Gilles" gehörende Gruppe aus der italienischen Komödie. Mit einer ganzen Anzahl kleiner Bilder ist Fragonard, der eigenwilligste Kolorist der ganzen Zeit, vertreten. Das Hauptbild von Boucher ist das bekannte „Venus, Merkur und Amor" aus dem Besitz des Kaisers, ein sehr anmutiges Bildchen von ihm das liegende Mädchen (bei M. von Rothschild). Unter den Bildnismalern der Epoche tritt Nattier über Gebühr hervor: ein liebenswürdiger, aber doch etwas oberflächlicher Künstler, dessen Frauen alle dieselben hübschen Augen und dieselben runden Wangen haben, so recht der Maler eines Geschlechts, dem die Schmeichelei zur zweiten Natur geworden war. Der viel tiefer dringende Quentin La Tour ist dagegen nur schwach vertreten. Ganz famos aber tritt Greuze hervor, den man in Deutschland sehr mit Unrecht nur als Maler empfindsamer Genreszenen und süßlicher Mädchenköpfe kennt. Seine Bildnisse des pockennarbigen Kupferstechers Wille und des Malers Jeaurat in einer Art Turban und Schlafrock zeigen dieselbe Unbestechlichkeit wie die Werke seines deutschen Zeitgenossen Graff, dabei vielleicht eine noch größere Freiheit der Pinselführung.

Aus der jüngeren Generation, der im Zeitalter Ludwigs XVI. blühenden, ist die liebenswürdige Vigée-Lebrun, deren Lieblingsmodelle sie selbst und Maria Antoinette waren, am bekanntesten und am stärksten vertreten: aber sie wird hier zum mindesten erreicht von Danloux und Vestier, zwei in Deutschland ganz Unbekannten. Diesen kann man wenigstens im Louvre kennen lernen, jenen vermißt man aber auch dort. Nimmt man aus beiden Generationen nun noch de Troy, Tocqué, Drouais, Portail, Duplessis, den in Frankreich wirkenden Schweden Roslin hinzu, so gewinnt man den Eindruck eines Reichtums, gegen den selbst England kaum aufkommen kann. Den apartesten Genuß gewähren in der Ausstellung vielleicht die achtzehn Bilder von Chardin, von denen fünfzehn in einem Saale vereinigt sind. Man verbindet nach den Eindrücken des Louvre, wo vier kleine Genrebilder unter zwei Dut-



Die Empfangshalle des neuen Ausstellungshauses von Keller & Reiner in Berlin. Entwurf von Prof. Bruno Schmitz.



Aus den neuen Ausstellungsräumen von Keller & Reiner in Berlin: Der Speisesaal von Prof. Albin Müller in Magdeburg.

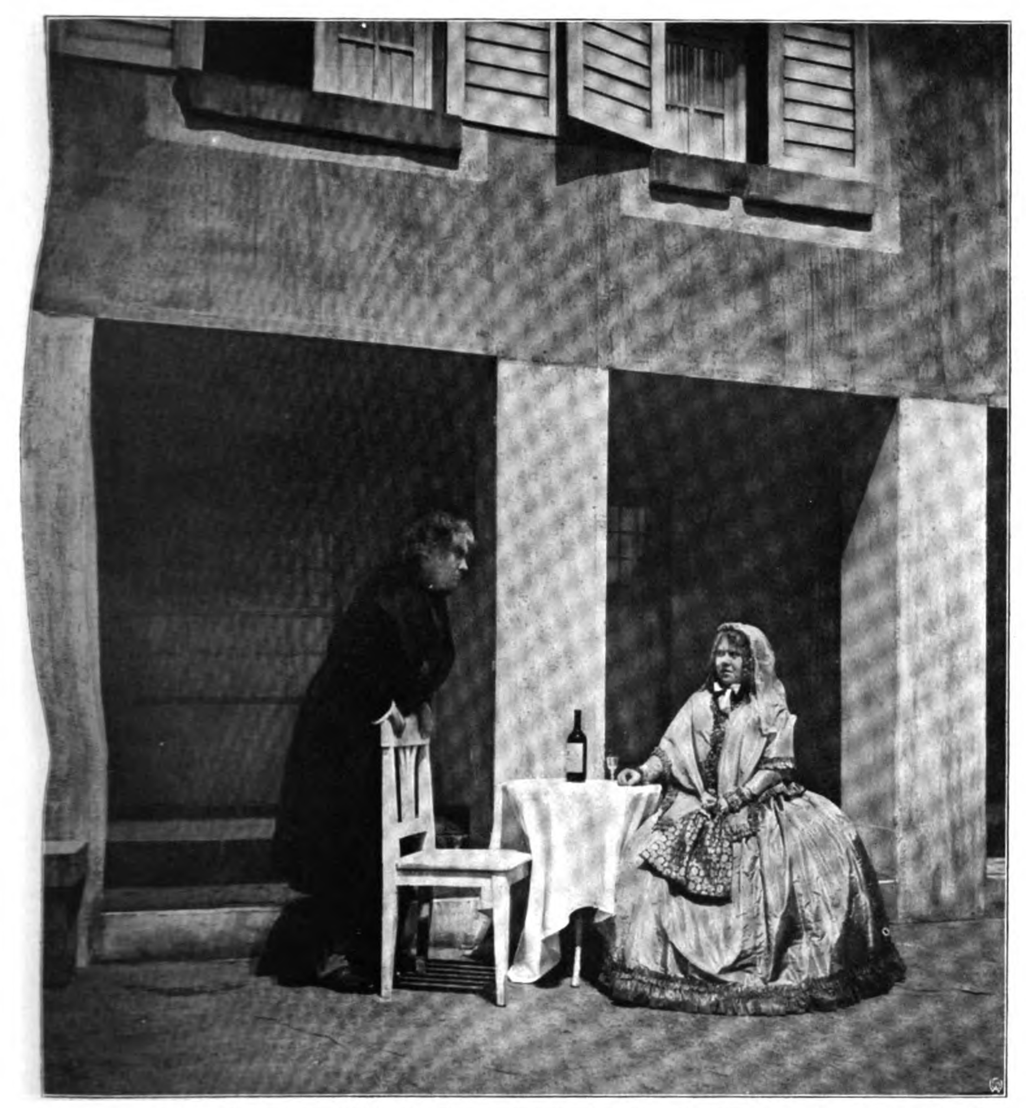
zend Stilleben fast ganz verschwinden, mit ihm den Begriff eines Stillebenmalers, der nur gelegentlich einmal eine Szene aus dem bürgerlichen Leben gemalt hat. Hier aber ist das Verhältnis wesentlich anders. Im Saal X hängen vier seiner reizenden Bilder mit Köchinnen, ein kleines Genrebild „Vor dem Gang in die Schule“, drei große Figurenbilder und ein Bildnis nur sechs Stilleben gegenüber. Diese Genrebilder — wirken sie hier nicht ganz neu und überraschend? Diese Schlichtheit der Auffassung, diese Feinheit der grauen, silbrigen, bräunlichen und gelblichen Töne! Man könnte in manchem rückwärts an Vermeer und vorwärts an Hammershöj denken, aber die Unterschiede sind doch wesentlich größer als das Gemeinsame. Von den großen Figurenbildern gehören „Die Briefsieglerin“ und „Der Zeichner“ dem Kaiser.

Nicht mindere Aufmerksamkeit als die Bildersäle verdienen die Zimmer mit den hauptsächlich aus den Sammlungen Cambon und Julius Model stammenden Zeichnungen und Kupferstichen, die durch gleichzeitige Ausstellungen im Kupferstichkabinett und in den Kunsthandlungen von Amsler & Ruthardt und Charles de Burlet ergänzt werden. Manche Meister des achtzehnten Jahrhunderts, wie Moreau le jeune, die Saint-Aubin, Cochin, haben in der Zeichnung und Radierung den passendsten Ausdruck für ihr Talent gefunden, und manches reizende Ölbild kann nur noch im Stich genossen werden. —

Es traf sich gut, daß der Akademiepräsident **Artur Kampf**, der mit dieser Ausstellung Zeugnis von seinem großen organisatorischen Talent abgelegt hat, gleichzeitig im Gurlittschen Kunstsalon eine Übersicht über sein malerisches Schaffen geben konnte. Manche Leute werden vor diesen Bildern und Studien das Wort „akademisch“ aussprechen; aber ich meine, daß in vielleicht gar nicht zu langer Zeit dieses Wort, das alle Sezessionisten des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts als greulichstes Schimpfwort gebraucht haben, wieder ein Ehrentitel sein wird. Artur Kampf ist Historienmaler, aber er beherrscht auch das Genre, das Bildnis und das Landschaftliche, er malt Intérieure bei allen künstlichen Beleuchtungen und hellste Freilichtbilder. Von den neuen Werken möchte ich dem Rückenakt eines vor dem

Feuer stehenden Arbeiters und der Studie zu dem Herrn auf der 1904 von uns abgebildeten „Loge" den Preis zuerkennen. Wenn Kampf trotzdem in den letzten Jahren nur selten ganz harmonische Bilder ausgestellt hat — wie die erwähnte „Loge", die „Theaterprinzessinnen" der Ravené-Galerie, das wundervolle Bildnis seines Jungen —, so lag das wohl einfach daran, daß er seine Zeit im wesentlichen der Lehrtätigkeit, der Präsidententätigkeit und der Monumentalmalerei gewidmet hat. Ganz vor kurzem hat er erst wieder ein großes Werk auf diesem Gebiet vollendet, das Wandbild der neuen Berliner Bibliothek. Ihm war die Aufgabe zugefallen, die durch Pilaster in drei Felder geteilte Wand des Lesesaals mit einem Bilde zu schmücken, das gewissermaßen eine Erweiterung des Raumes, einen Ausblick ins Freie gewähren sollte. Er hat sie in sehr eigenartiger Weise so gelöst, daß er von der wirklichen Architektur durch eine Scheinarchitektur, eine Loggia in großartigen Renaissanceformen, ins sonnige Freie hinüberleitet. Und nicht weniger glücklich war er in der Wahl des Motivs, das, Vergangenheit und Gegenwart verbindend, eine Szene aus der Geschichte der Bibliothek und zugleich eine unaufdringliche Huldigung an das um sie verdiente Herrscherhaus bedeutet. Der im Volksmunde als „Kommode" berühmte Bau der alten Bibliothek ist soeben vollendet. Friedrich der Große ist von seinem Thronsitze herabgestiegen (der Ort ist natürlich frei erfunden, eine solche Loggia gibt es und gab es gegenüber der Bibliothek nicht) und weist, den Kopf halb nach rechts zurückgewandt, den Krückstock hinterm Rücken, mit einer höchst charakteristischen Bewegung eine Deputation Berliner Gelehrter auf die Schönheit und Bedeutung seines Werkes hin. Links vom Thron erblicken wir Herren seines Gefolges (zwei von ihnen finden wir auf den prächtigen von uns abgebildeten Studien), rechts vor dem hintern Teil der Abordnung die beiden Architekten Unger und Bouman. Der glücklichen Erfindung entspricht die glückliche Durchführung. Die Farben sind kräftig, aber durch den Halbschatten der Loggia gut zusammengehalten. Da die Ansichten über Zweck und Wesen der monumentalen Malerei bei uns weit auseinandergehen, wird das Kampfsche Werk vermutlich sehr verschiedene Beurteilungen erfahren. Niemand aber kann leugnen, daß innerhalb einer bestimmten Richtung hier Vorzügliches geleistet worden ist.

Zu Neujahr ist auch ein neues Geschäftshaus für Kunst und Kunstgewerbe in Berlin eröffnet worden. Die Firma Keller & Reiner, der ihre alten Räume in der Potsdamerstraße zu eng geworden waren, hat das ein paar Häuser davon entfernte ehemalige Heim des Lyzeum-Klubs gekauft und mit Hilfe der beiden Architekten Neubauer unter Zusammenziehung des eigentlichen Erdgeschosses und des Hochparterres in ein mächtiges Untergeschoß und Einfügung von Oberlichtsälen in einen Palast verwandelt, wie er in dieser Pracht und Ausdehnung zu ähnlichem Zweck bisher kaum errichtet worden ist. Im Erdgeschoß gelangt man durch das Vestibül in die großartige, von Bruno Schmitz entworfene Empfangshalle mit Marmorwänden, Mosaikfußboden und einer reich mit Emblemen und Künstlerbildnissen gezierten goldschimmernden Decke, und von dieser durch mehrere behagliche Ausstellungsräume, in denen die Möbel und kunstgewerblichen Gegenstände vortrefflich zur Geltung kommen, in einen gewaltigen Oberlichtsaal für Gemäldeausstellungen und Festlichkeiten. Der erste Stock enthält eine Reihe Musterzimmer in alten Stilen, von der Renaissance bis zur Biedermeierzeit, der zweite moderne Innenräume von den bewährtesten deutschen Raumkünstlern, wie Alfred Grenander (Musikzimmer in Mahagoni), Hermann Billing (Herrenzimmer), Albin Müller (Speisesaal und Damenzimmer), Leo Nachtlicht (Schlaf-, Toiletten- und Badezimmer), Peter Behrens (Empfangszimmer), Leopold Bauer-Wien, Bruno Möhring, Richard Bauer und andern. Diese Nebeneinanderstellung von Zimmern in alten Stilen und modernen Räumen ist höchst bezeichnend für den gegenwärtigen Stand unsers Kunstgewerbes. Selbst eine so unternehmungslustige Firma hat es nicht gewagt, sich für die eine Richtung zu entscheiden. Und es scheint in der Tat, daß die Anhänger des Neuen noch lange nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen dürfen, wenn sie dem Wettbewerb des Alten nicht erliegen wollen. Das ganze Unternehmen aber ist ein beredtes Zeugnis für das in den letzten Jahren ungeheuer gewachsene und weiter wachsende Luxusbedürfnis unsrer Reichshauptstadt.



Szene aus Herbert Eulenbergs Lustspiel „Der natürliche Vater". (Anselm im Tete-a-Tete mit seiner geschiedenen Frau.) Nach der Aufführung in den Berliner Kammerspielen aufgenommen von Zander & Labisch in Berlin.

Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

Zwei literarische Komödien: „Der natürliche Vater" von Herbert Eulenberg; „Cristinas Heimreise" von Hugo von Hofmannsthal — „Der gute König Dagobert" von Rivoire-Salten — Kassenstücke und Gastspiele — Allerlei Kleinkunst: Marionettentheater Münchner Künstler; historische Tänze; Überbrettl und Vortragskunst

Noch immer hält die Vorherrschaft der Komödie und des Lustspiels an; höher und übermütiger denn je flattern ihre Fahnen. Zu ihren stolzesten Triumphen wird es aber doch wohl gehören, daß ihnen, den Bürgerlichen, jetzt auch zwei scheinbar für immer der alltagentrückten Tragik oder doch der aristokratischen Formstrenge zugeschworene jüngere Dramatiker wie Hugo von Hofmannsthal und Herbert Eulenberg Reverenz erzeigt haben. Beide fingen an zu schreiben und wurden auf der vom Naturalismus ernüchterten Bühne aufgeführt, als sie außerhalb ihrer Phantasie noch so gut wie nichts erlebt hatten. Sie und andre ihres Alters meinten, es ginge auch so. Und wirklich ließ man sich ihre teils an die Romantik, teils an den Nachklassizismus der Hebbel, Grillparzer und Kleist anknüpfende Dramatik so lange gern gefallen, wie man diese allein oder vorwiegend als Ausfluß einer notwendigen und heilsamen Reaktion gegen die vorausgegangene

engsinnige Wirklichkeitsdramatik betrachten durfte. Als aber die Zeit kam, wo mit den Erfolgen auch die Gefahren des Naturalismus mehr und mehr verebbten, da trat an die jungen Neuromantiker und Neuidealisten von Tag zu Tag energischer die Forderung heran, ihre positiven Werte aufzudecken, zu zeigen, was sie aus Eignem der lebendigen Bühne zu geben hätten.

Für die Ernsteren unter ihnen mußte dieser Tag der Erkenntnis zugleich ein Tag des Insichgehens und der Bekehrung werden. Sie mußten einsehen lernen, daß die Bühne von allen literarischen Kunststätten am allerwenigsten gesonnen sein konnte, ihnen diese Vernachlässigung des Lebens und seiner natürlichen Quellen zu schenken. Sie mußten, im Jargon der Schule gesprochen, „nachlernen", genauer gesagt: nacherleben. Denn diese äußerliche praktische Erfahrung fiel bei ihnen meistens mit einer geistigen Persönlichkeitskrisis zusammen: sie waren, mittlerweile in die Mitte der Dreißiger vorgeschritten, an jenem Punkte der Entwicklung angelangt, wo dem Manne die Spiele der Phantasie, auch die scheinbar ernstesten, nicht mehr genügen, wo ihn eine gebieterische Stimme treibt, sich so oder so mit seiner Umgebung, mit den Konflikten des Lebens und den Fragen der Welt auseinanderzusetzen. Zugleich aber mußten jene Dichter gewahr werden, wie wenig ihr bisheriges künstlerisches Schaffen sie für den Austrag dieses Kampfes zu fördern vermochte. Es trieb sie, Erlebnisdichtungen zu schreiben, und sie sahen, daß ihnen das nötigste Material dafür fehlte. Nicht einmal ihre Technik der Sprache und des dramatischen Ausdrucks konnten sie für die neuen Aufgaben verwerten. Das alte, fühlten sie, war dafür viel zu dissolut; sie mußten, was sie bewegte, ungekünstelter, natürlicher, wirklichkeitsstraffer zu sagen und zu gestalten lernen. Je mehr Reminiszenzen von früher, aus ihren reinen Stimmungs- und Phantasieschöpfungen sich einschmuggelten, desto nackter, mußten sie sich bekennen, würde ihre Armut gegenüber den Realitätsforderungen des Lebens hervortreten. Vor allem: die Müdigkeit, die Blasiertheit mußte überwunden und gründlich mußte dem einst über alles geliebten Grundsatze des L'art pour l'art Valet gesagt werden. Stoffe des Lebens und der Wirklichkeit erfordern ein herzhaftes Zugreifen, ein frischfröhliches Dabeisein.



Luise Dumont als Lady Macbeth. (Nach einer Aufnahme von Becker & Maaß in Berlin.)

Kein Wunder, daß sich unter solchen Entwicklungsschmerzen zuerst die Komödie, die verhältnismäßig subjektivste der realistischen Kunstgattungen, als Erlöserin einstellte, und daß sich in die ersten, das Eis durchbrechenden Befreiungswerke unter der Maske des Symbols etwas von den eigensten Schmerzen und Freuden dieser Krisis einschlich. „Smiling in grief" nennt Shakespere den tapfern Humor, der lächelnd sein Weh überwindet und aus seinen eignen Tränen Mut des neuen Lebens trinkt. Und wodurch konnte man von den jungen Errungenschaften des neuen Kunst- und Lebensgefühls, von dem erweiterten Blick, dem freieren Urteil, der gereifteren Welt- und Menschenkenntnis, der heitern Überlegenheit über Umgebung und sich selbst vollgültigeres Zeugnis ablegen als durch eine Betätigung in der Kunstart, die das Leben im Gegensatz zu der schroffen Einseitigkeit des Tragikers von allen Seiten darzustellen sucht? ...

Wer Herbert Eulenbergs frühere Dramen kennt, braucht in seinem jüngsten, dem bürgerlichen Lustspiel „Der natürliche Vater", nach solchen Verbindungsbrücken des innern Erlebnisses nicht lange zu suchen. Der „halbe Held", der sich dort meistens in tragisch verlaufender Gewalttätigkeit gegen Herkommen und Sitte, gegen Welt und Gesellschaft auflehnt — zuletzt prägten der Ritter Blaubart und Fürst Ulrich von Waldeck diesen seinen Lieblingstypus besonders scharf aus —, er kehrt auch hier wieder. Aber er heißt „Anselm, ein reicher Mann", und schon diese Bezeichnung belehrt uns darüber, daß der Dichter anfängt, ihn in komischem Lichte zu sehen und sich durch eine Bekenntnisdichtung gleichsam innerlich von ihm zu befreien sucht, wie von einem Alp, der schon zu lange auf ihm gelegen hat. Das der Buchausgabe des Stückes (Berlin-Westend, Erich Reiß) vorangestellte Widmungs-



Rast am Waldesrand.
Künstlerische Landschaftsaufnahme von Adolf Deininger.

gedicht an des Dichters Sohn Till Eulenberg deutet das verständlich genug an. Von sich und seinen Vätern spricht Eulenberg da, wie sie alle, in sich selbst verschlossen, sich gleichsam in ihrem eignen Hause schämten und vor dem eignen Blut ihre Zunge gefesselt und gebunden fühlten, die doch vor den Fremden so leicht die Worte fand. Er, der dies Stück geschrieben, ist ihr rechter Sproß. Was war es andres als sein eignes früheres Selbst, diese von den Vätern ererbte scheue Dumpfheit, was ihm eines Nachts im Dunkeln auf fremder Straße begegnete, und was er dann zum „schwarzen Helden dieses Stückes" gemacht hat?

Er saß allein wie ich und schlürfte trunken
Die Einsamkeit wie Wein, in sich versunken.

Der Dichter ruft ihn an; er möchte ihm helfen und raten. Doch der Fremde fletscht die Zähne gegen ihn, steht auf und hetzt von dannen.

Da mußt' ich meiner Väter weh gedenken,
Wie sie den Blick des Sohns und Enkels flohn,
Und mußte mich in ihre Seele senken
Und sie verstehn und lieben lernen, Sohn.
Denn ihrer bin ich, und ich bleib' ihr Erbe
Hier unter allen andern, bis ich sterbe ...

Also ein Erlebnisdrama der ausgesprochensten Art, und doch auch wieder keins, sobald wir auf die Gestalt sehen, in der es vor uns hintritt. Denn was bleibt vor lauter Symbolistik, Phantastik und literarischer Eklektik noch Eignes, aus dem Leben Geschöpftes an dem „schwarzen Helden", diesem aus Grillentum, Narrenlust, Menschengroll, Schönheitshaß und Schwarzseherei zusammengebrauten Fünfziger, den wir auf der schon zwanzig Jahre währenden Flucht vor Weib und Sohn den rätselhaften, zum Glück mißglückten Versuch einer neuen Heirat machen sehen, ehe er seiner Frau und seinem Sohne in die Arme läuft. Diese Gestalt ist durch so viele Retorten und Bäder gegangen und mit so vielen Sentiments, Sentenzen und shakespierisierenden Quibbles behängt, daß es kaum noch ihre eignen Füße sind, auf denen sie geht und steht. Nicht viel besser ist es um die andern bestellt. Sie alle schlagen gleich ihre literarische Ahnentafel vor uns auf; ihr Stammbaum umfaßt die ganze phantastisch-humoristische Literatur von der Romantik über Jean Paul und E. T. A. Hoffmann bis auf Wilhelm Raabe, der insbesondere bei dem griesgrämigen Apotheker Hieronymus Düsterich Pate gestanden hat. Kein Zweifel, Eulenberg weiß genau, wie der literaturzünftige Humor beschaffen sein muß, er kennt seine ganze Naturgeschichte und all seine Spielarten — wenn er aber meint, daß aus Wissen und Theorie je ein lebensvolles Kunstwerk mit lebensvollen Gestalten entstehen könne, so irrt er sich gründlich.

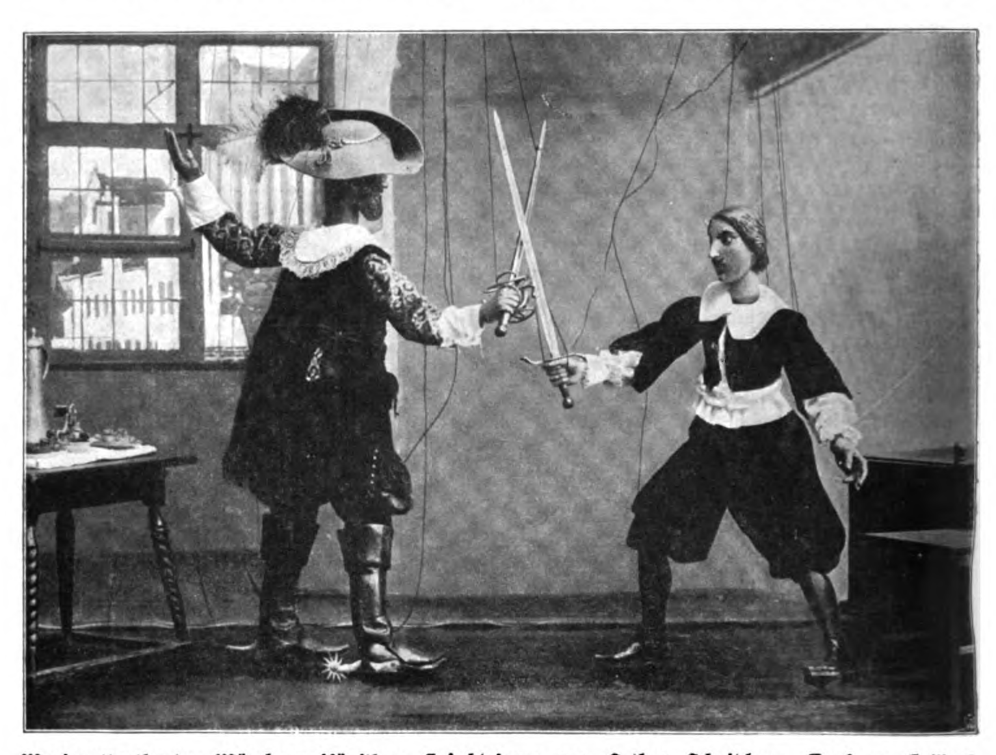
Am empfindlichsten wird von dieser abstrakten Art der an sich schon etwas schwächliche Kern der humoristischen Idee getroffen. Wo faßt, wo



Karl Clewing als Macduff. (Nach einer Aufnahme von Becker & Maaß in Berlin.)

hält man ihn? Ein Ehemann und Vater, der sich seinen natürlichen Pflichten und Freuden entzieht, sich in seiner Selbstsucht „eine Hornhaut angelebt hat" und keine größere Furcht kennt denn die, „als Familienvater ausgestopft zu werden", lernt in seinem Sohn einen Jüngling kennen, der die weiberfeindlichen Lehren des Alten so gründlich in den Wind schlägt, daß er Hals über Kopf das mondscheinbleiche, bettelarme Mädchen heiratet, das soeben den reichen Vater, eine Sekunde vor dem bindenden Ja, mit einem Korbe heimgeschickt hat. Was der graue Genüßling eigentlich an dieser romantischen Schönen findet, ist schwer zu sagen; doch macht er Miene, sein Heil noch einmal bei ihr zu versuchen, indem er alle auf dem „Besitztum" des Fräuleins lastenden Schulden und Hypotheken aufkauft. Aber als er damit bewaffnet herbeieilt, kommt er nur gerade noch zur rechten Zeit, die Papiere dem jungen Paar auf den Hochzeitspfad zu streuen. Da sieht er denn ein, daß für ihn in dieser Gemeinschaft keine Stelle ist, und er verflüchtigt sich, „wie der Mond, wenn es grau wird" ...

War es am Ende doch Liebe und Güte, jene keusch verschämte, die sich selber ihre Gefühle nicht eingestehen mag, was Anselm zu diesem Hochzeitsgeschenk trieb? Schlägt nicht vielleicht hinter seiner „Hornhaut" das menschenfreundlichste Herz, bereit zur Hingabe und Aufopferung? Ist dies statt der Komödie der eheflüchtigen Selbstsucht nicht vielmehr die Komödie der schmelzenden Weichheit eines Mannes, der nur mißverstanden wurde, weil er sein Gemüt allzeit in einem Panzer versteckte; der den Berserker, den Kanni-



Marionettentheater Münchner Künstler: Gefechtsszene aus Arthur Schnitzlers „Tapferm Cassian“. (Figuren von Prof. Ignatius Taschner.)

balen und Menschenfresser nur spielte, weil er Angst hatte, sonst wie Butter an der Sonne zu zergehen? Hat nicht Leo, sein Junge, der Enthusiast mit der Hainbundschwärmerei, vielleicht doch richtig gesehen, wenn er sich seinen Vater mit einem weißen ehrwürdigen Bart und großen gütigen Augen träumte, wie der liebe Gott daheim in der Kinderbibel sie hat? Sind das nicht etwa alles nur selbstrügerische Renommistereien, wenn Anselm vorgibt, kein schöneres Frühlingsvergnügen zu kennen, als ein paar Singvögelchen zu vergiften, wenn er alle guten Menschen mit dem Knüttel totschlagen möchte, wenn er sich von seinem Freunde, dem Apotheker, so recht entsetzliche Krankheitsgeschichten erzählen läßt — und sich dabei doch von dem Ehering seiner verlassenen Frau sowenig zu trennen vermag wie von den armseligen Brautgeschenken, die ihm von Beate, der „kühlen Heiligen“, geblieben sind? Welches ist der wahre Anselm: er, der behauptet, Veilchenduft und Vogelsang nicht leiden zu können, oder der andre, der vor einer süßen Musik so in Verzückung gerät, daß er mit seinem eignen Schatten verliebte Tänze aufführt?

Solche und noch hundert ähnliche Fragen wirft dies Stück auf und läßt alle unbeantwortet, weil nichts darin gestaltet, alles nur gedacht und gewollt ist. Am besten fährt man noch, wenn man die fünf Akte, die durch ihre burleske Nebenhandlung mehr belastet als beflügelt werden, für eine Paraphrase über das tragikomische Thema von der Ehescheu nimmt. Nicht das Musikstück, nicht der Text, nein die Varianten und Schnörkel sind die Hauptsache. Man erkennt das so recht an der Behandlung der komischen Nebenfiguren. Einige möchten derb, einige saftig, einige verschroben, einige naiv, einige phantastisch sein und sind doch alle nur die Begriffe, die Abstraktionen und Paradigmen davon! Wer will es unsern flinken Schwankfabrikanten verdenken, wenn sie sich in ihrer resolut zugreifenden Mache himmelhoch erhaben dünken über solch verkritzeltes und zerschnitzeltes Wollen, dem der Schweiß aus allen Poren dringt, und das doch nicht ein einziges herzhaftes Lachen auslöst.

Es wäre unverantwortlich, bei einem verfehlten und erfolglosen Stück, dem auch ein so geistvoller und ausdruckskräftiger Schauspieler wie Paul Wegener nicht auf die Beine helfen konnte, so lange zu verweilen, wenn man nicht trotzdem davon überzeugt wäre, daß es ein Dichter geschrieben hat. Dafür zeugen außer der kühnen und körnigen, wenn auch oft künstlich verbogenen Sprache die heimlichen Stimmungs- und Gefühlsmelodien, die mehr als eine Szene umspielen, und gewisse Blicke in Lebenstiefen, die nur dem Geweihten gegeben sind. Aber dies alles sind nur wieder Versprechungen, wie wir sie von



Marionettentheater Münchner Künstler: Figuren zu der Oper „La serva padrona“ von Pergolesi, geschnitzt von Prof. Josef Wackerle in München. (Von links nach rechts: Scapin, der Diener, als Kroatenhauptmann; Zofe Zerbine; der Diener Scapin; Doktor Pandolfo)

Herbert Eulenberg bereits seit zehn Jahren erhalten haben. Jetzt möchten wir endlich Taten sehen!

Auch **Hugo von Hofmannsthal** beginnt mit der Prosakomödie „**Cristinas Heimreise**“, die bald nach dem „Natürlichen Vater“ gleichfalls im Deutschen Theater aufgeführt wurde, einen neuen Faden zu spinnen (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin). Und schwerer noch als Eulenberg wird er, der Dichter der kunstvollen Versdramen und der ins Mythische hinüberschweifenden Tragödien, auf dem neuen Wege durch seine dichterische Vergangenheit gehemmt. Ein alltäglicher, fast banaler Stoff, den er sich da aus Casanovas Memoiren erwählt hat: ein schlichtes, sprödes Mädchen vom Lande, eine gesunde Natur, wird von einem routinierten, siegesgewohnten Liebesabenteurer im Fluge erobert, verführt und ebenso schnell wieder einer neu auftauchenden Schönen wegen schmählich im Stich gelassen. Aber Cristina zeigt sich durch dieses Erlebnis nicht gebrochen oder auch nur in ihrem geraden Wuchs geknickt. Im Gegenteil, sie dankt dem „Verführer“ ihr Erwachen zum Leben, hat sie sich doch bis dahin, ein „unschuldiges, selbstsüchtiges Mädchen“, eigentlich nur wie in einem Traumzustand gefühlt. Ja mehr noch: die Erfahrung jener Nacht, wo ein für den Augenblick selbst im verzehrenden Feuer der Liebe glühender Mann sie zum Leben und zur Erkenntnis wachgeküßt, hat ihr die Augen für die wahren Manneswerte geöffnet, die nicht auf einer glatten Wange und einer behenden Zunge schweben, sondern sich tief drinnen hinter rauher Schale und ungelenken Manieren im Herzen bergen. So heiratet Cristina statt des Fants Florindo, des gleißenden venezianischen Edelmanns, Tagediebs und Frauenjägers, den fünfzigjährigen Schiffskapitän, einen wettergebräunten Seemann, der ein Menschenalter lang in fernen Ländern unter Halbwilden gelebt hat, aber aus der Fremde mit seinem Heimweh und seiner Familiensehnsucht ein lautres Gemüt heimgebracht hat. Und er sowenig wie sie zürnt dem, der ungewollt die Brücke zu dieser Vereinigung zweier füreinander bestimmter Herzen geschlagen hat. Was war dieser Florindo anders als ein Teil jener mephistophelischen Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft? Denn das, scheint mir, ist der Humor dieser Komödie, wie es der Humor des krausverschlungenen Weltlaufs dieser Erde ist: der Verführer muß zum Stifter ehelichen Glückes und Friedens, der Sittenlose zum indirekten Lehrer des Sittlichen werden. Töne, wie sie bei Hofmannsthal noch nie erklungen, werden laut: innige Dankworte an die Heimat, ein Preislied auf die Seligkeit der Treue, eine Hymne auf die Ehe und ihre weise beruhigte Standhaftigkeit. Noch stehen wir

diesen neuen Melodien eines Poeten, dessen Ideale uns noch vor kurzem ganz woanders zu liegen schienen, etwas skeptisch gegenüber. Ist das innerlich geworden und gewachsen, fragen wir uns, oder ist es ihm wie ein Blütenfaserchen nur so angeflogen, um schon vom nächsten Windhauch wieder davongetragen zu werden? Auch wenn man sich allein an das vorliegende Werk hält, will die Antwort auf diese entscheidende Frage nicht gleich über die Zunge. Denn solche beruhigten Bekenntnisse, die für das Heraufdämmern einer gereiften humoristischen Weltanschauung zeugen würden, stehen neben vagen Redereien über Leben, Schönheit und andres, die ihre Künstelei vergebens zu verbergen suchen. Und auch die Schöpferliebe des gestaltenden Künstlers ist noch recht ungleich verteilt. Neben dem mit freigebigster Rhetorik ausgestatteten Worthelden nimmt sich sein realistisches Gegenbild, der Kapitän, der „sein Leben lebt", als dichterisches Gebilde recht dürftig aus. Und wie wenig ist diesem Komödiendichter einstweilen noch die Schönheit der geraden Linie aufgegangen! Wieviel Haken und Bogen, Schnörkel und Schleifen zieht er, um zu seinem Ziele zu kommen! Mußte wirklich die Nebenhandlung, die nach Goldonis Muster das Thema der Haupthandlung in burlesker Verzerrung widerspiegelt, so über alles Maß hinaus wachsen? Ich bin der letzte, der der Bühne eine Portion gesunden Lachens verwehren möchte; mit Eulenberg, der neulich erst eine Lanze für unsre gutdeutschen saftigen Schwankhelden aus dem Geschlecht der Eulenspiegel, Münchhausen und der Schildbürger gebrochen hat, ersehne auch ich ihre Rückkehr in eine Zeit, die sich in ihrer Vorliebe für alles Gedämpfte und Verästelte allzusehr dem Derben und Natürlichen entfremdet hat. Aber nicht ungestraft springt ein Ästhet wie Hofmannsthal von seinen soignierten Lebenskünstlern zu einem halbwilden Hanswurst, wie in dieser Komödie der Mischling Pedro, des Kapitäns aus der Fremde mitgebrachter malaiischer Diener, mit seiner grotesk-brünstigen Frauenwut und seinem öligen Kulturfirnis einer geworden ist. Sowenig wie Eulenberg die Lümmel von Hausknechten, so wenig gelingt Hofmannsthal eine solche Modernisierung des alten Gracioso aus der Commedia dell'arte. Nein, das Feinste und Schönste dieser drei Akte suche man weder auf den Hauptlinien der Handlung noch in den unterstrichenen Scherzhaftigkeiten des komischen Apparats, sondern zwischen den Szenen, neben den Worten. Da tönt es manchmal wie Geigenklänge aus einer versunkenen Stadt hold und schmeichelnd zu uns herauf und läßt uns etwas von der heimlichen Musik hören, die Eichendorff meint:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort ...

Freilich, wie Eulenberg, so muß es auch Hofmannsthal gesagt werden: solche lyrischen Schönheiten, zu denen sich bei ihm noch manche bildhaft malerischen gesellen, zumal wenn Reinhardts Regiekunst sie nachzeichnet, sie helfen einem Drama wenig. Ihm gilt Architektur mehr als Ornament, Konsequenz und Zielsicherheit mehr als die geistreichste und erlesenste Verbrämung. Dennoch werden wir guttun, dem Dichter den neu eingeschlagenen Weg nicht durch vorzeitigen Hohn und Spott zu verleiden. Ist diese Komödie des gesunden Menschenverstandes mehr als die flüchtige Laune eines zeitweilig Ermüdeten, hat seine junge Freundschaft mit Natürlichkeit und Lebenswahrheit Bestand, so werden die Früchte einem Dichter nicht fehlen, der zwar gefährlich lange davon entwöhnt war, aber aus seinen unveräußerlichen Poetenschätzen trotzdem so viel mitbringt, daß seine Gefolgschaft den routinierteren Begabungen dieses bürgerlichen Genres immer noch Ehre genug bedeutet.

Während beim „Natürlichen Vater" Eulenbergs die Last des Abends fast allein auf Wegeners Schultern lag, teilten sich in die Darstellermühen des Hofmannsthalschen Stückes Moissis südländisches Feuer (Florindo), Diegelmanns nordische Biederkeit (Kapitän), Else Heims' ruhig geklärte Lieblichkeit (Cristina), Schildkrauts quecksilberne Beweglichkeit (Pedro) und Arnolds breitbehagliche Gelassenheit, die einen brummigen Hausknecht fast zu einem Philosophen der Maulfaulheit stempelte.

Auch die Götter des Olymps bekamen bei Ambrosia und Nektar gelegentlich einmal Appetit auf irdische Speise. So ist es auch dem Deutschen Theater nicht zu verdenken, daß es zwischen all seine Goethe-, Shakespeare- und Schillerzyklen einmal eine so anspruchslose Nichtigkeit wie André Rivoires Lustspiel „Der gute König Dagobert" einschob. Das ist so ein leichtes Bijou, an dem die Fassung doppelt soviel wert ist als der Edelstein, eine hübsche Spielerei mit viel Gehäuse und wenig Inhalt. Der Herr König — so die Fabel aus der Merowinger- oder noch fernerer Zeit — soll heiraten, und zwar hat ihm die hohe Politik als Lebensgefährtin eine stolze Gotenprinzessin ausersehen. Er ist ganz einverstanden, denn der Ministergeschmack hat gar keine so üble Wahl getroffen; sie aber gibt sich ihm höchst unwillig, denn ihr Herz hat schon für einen andern gesprochen. Einzig und allein unter der Bedingung, daß sie nur am Tage ihre Repräsentationspflichten zu erfüllen brauche, des Nachts aber von der Huld des Königs verschont bleibe, willigt sie ein. So bleibt denn dem verschmitzten Kanzler nichts andres übrig, als für die intimere Hälfte der täglichen vierundzwanzig Stunden eine Stellvertreterin zu beschaffen. Er nimmt die erste beste: eine hübsche Sklavin, die ihm kurz zuvor ihre leidenschaftliche Liebe für den König Dagobert offenbart hat.





Marionettentheater Münchner Künstler: Szenenbild aus Poccis „Kasperl als Porträtmaler". Figuren und Dekoration von Prof. Josef Bradl in München.

Lange, denkt er, wird der wankelmütige König ja doch nicht treu bleiben! Doch diesmal irrt er sich. So lange dauert das wechselvolle Tag- und Nachtspiel an, bis die rechtmäßige Königin von der — Eifersucht gepackt wird und neben dem täglichen auch ihr nächtliches Deputat verlangt. Nanthilde, die gefällige Sklavin, ist dienstfertig genug, sie dabei anzuleiten, und so kommt das Stück denn endlich im dritten Akt nach mancherlei unnötigen Umschweifen zu seinem Gipfel: die beiden Frauen bei nächtlicher Weile im Schlafgemach des Königs, beide darauf bedacht, die wahre Königin endlich in alle ihre Rechte einzusetzen, und jede doch im Grunde nur an das Weib in sich selber denkend. Das gibt ein paar amüsante Szenen, die bei aller Gefährlichkeit der Situation Grazie genug haben, um sich deutlich von ihren lockern Geschwistern im Residenztheater zu unterscheiden. Wie es nun weitergeht — ja darüber streitet sich die Literaturgeschichte. Der Wiener Bearbeiter Felix Salten soll da mit dem französischen Original höchst eigenmächtig verfahren sein. Danken wir's ihm! So bekommen wir wenigstens kecke und witzige, wenn auch spielerische Verse zu hören und sehen am Ende wie im guten Märchen das Aschenputtel statt der hochmütigen Prinzessin Königin werden. Reinhardts geistreiche Regie, Sterns parodistische Bühnenbilder, Waßmanns verschmitzt trottlige Komik (Kanzler), Harry Waldens immer noch knabenhafte Liebenswürdigkeit (König) und Tilla Durieux' spitze Giftigkeit (Prinzessin), das sind ganz die Ingredienzien, aus solcher Nichtigkeit doch noch eine Leckerei zu machen.

Es ist kein bloßer Zufall, daß in dieser Rundschau mit dramatischen Neuerscheinungen nur Reinhardts beide Bühnen vertreten sind. Das Lessingtheater hat seit bald einem Vierteljahr dank Bahrs entzückendem „Konzert" allabendlich volle Häuser — wer will es ihm verdenken, wenn es da von einer solchen Wurschtigkeit gegen die sonstige zeitgenössische Dramatik erfaßt wird, daß es selbst das neue Stück Georg Hirschfelds, seines erklärten Schutzbefohlenen aus alten Naturalistenzeiten, für ein halbes Jahr zurückstellt, um es zunächst Wien und Karlsruhe zu überlassen. Und die andern Bühnen Berlins? Haben sie überhaupt ein zielbewußtes literarisches Programm und ein künstlerisches Verantwortlichkeitsgefühl? Das Königliche Schauspielhaus spielt Sudermann und dient den Verpflichtungen, die eine mit den reichsten Mitteln ausgestattete königliche Bühne gegen die auf neuklassischen Bahnen ringenden jungen Dramatiker haben sollte, indem es — Kadelburgs „Familientag" aufnimmt, einen gutgelaunten Schwank, der wahrlich in Berlin vollauf seinen Beruf erfüllt gehabt hätte, nachdem er drei Jahre lang erst die Abend-, dann die Nachmittagsvorstellungen des Lustspielhauses versorgte. Dazu engagiert man sich in Paul Lin-



Stefanie von Dombrowska.

bau einen literarisch gebildeten Dramaturgen und mißbraucht so köstliche humoristische Talente wie Arthur Vollmer! Wenn ein mit kargen Mitteln haushaltendes Volks- und Vereinstheater wie das Schillertheater zu solchen abgestandenen Tränken seine Zuflucht nimmt, verzeiht man es ihm allenfalls. Aber selbst diese Bühne sucht seinen Ehrgeiz darin, ihren Abonnenten ab und an ein neues kräftiges Volksstück Anzengruberischer Richtung oder gar ein ernstes, aus dem modernen Generationenzwiespalt schöpfendes politisches Konfliktsstück wie des Schweden Tor Hedberg „Neue Jugend" darzubieten.

Was es sonst auf Berliner Bühnen an Neuheiten gibt, hat mit dem tieferen künstlerischen Streben der Gegenwart so gut wie gar keine Verbindung. Das sind Griffe in den Glückstopf, aufs Geratewohl und in der nervösen Erwartung ausgeführt, nach zehn Nieten endlich doch einmal einen Treffer zu ziehen. Dahin gehören so gut Lothars und Saudeks „Kavaliere", eine demokratisierende Sportkomödie (Hebbeltheater), wie die grotesk-witzige Diebskomödie „Der Herr Verteidiger" (Neues Schauspielhaus) und das asiatisch gefärbte Boulevarddrama „Taifun" (Berliner Theater) der Ungarn Molnár und Lengyel. Ab und an wandelt freilich auch eine dieser Bühnen der „Literarische" an: dann laden sie sich einen Stern von auswärts zum Gastspiel und führen mit seiner Hilfe, wie kürzlich das Berliner Theater, eine Shakesperische Tragödie auf, wenn nicht zu Nutz und Frommen ihrer Kasse, so doch zur Erholung dieses oder jenes ihrer Schauspieler, dessen Begabung darauf Anspruch machen darf, auch einmal vor höhere darstellerische Aufgaben gestellt zu werden. Wenn dabei Luise Dumont (aus Düsseldorf) in ihrer Lady Macbeth mehr den gewissensgequälten Schmerz als die Leidenschaft des stachelnden und gestachelten Verbrechens, Albert Heine mehr klug überlegt als hinreißend den Macbeth und Clewing, ein sonst fein durchgebildeter Schauspieler, mehr bildhaft schön als überzeugend den Macduff spielt, so tut das der isolierten Ehre solches Abends wenig Abbruch, zumal wenn auch die Regieleitung (Rudolf Bernauer) sich auf anständiger Höhe hält.

*

„Klein und keck stößt den Großen in den Dreck" — dies derbe Volkssprichwort mögen sich die großen, auf ernste Dramatik angewiesenen Bühnen in diesen Tagen oft vorsagen, da Dutzende von Kleinbühnen und Miniaturtheatern, Varietés und Singspielhallen, die tausend Kinematographenhäuser nicht zu vergessen, ihnen beim zahlenden Publikum die Steine aus dem Brett holen. Mit ganz ungemischten Gefühlen begrüßt man keine dieser eher zerstreuenden als vertiefenden Veranstaltungen, die alle mehr oder minder vom Kern der dramatischen Kunst abziehen. Je ehrlicher sie ihren spielerischen Charakter betonen, desto besser! So versöhnt uns denn am leichtesten mit seinem Dasein und seinen Erfolgen das Marionettentheater Münchner Künstler, das seit einigen Wochen unter der geschmackvollen Leitung seines Gründers und Direktors Paul Brann im Oberlichtsaal des Keller & Reinerschen Neubaus gastiert. Ganz gefahrlos war es nicht, dies süddeutsche Gewächs in den deutschen Norden zu verpflanzen — manche Münchner Biere vertragen das ja auch nicht. Denn wer München etwas genauer kennt, als es durch ein paar Stehschoppen im Hofbräuhaus möglich, der weiß, wie bodenständig dieser Sproß aus Thaliens Garten sich dort fühlen darf. Der hat vielleicht sogar noch ein paar behaglich vergnügte Abendstunden beim lieben Papa Schmid zugebracht und einen oder den andern der betagten Stammgäste vom Grafen Pocci erzählen hören, der so etwas wie ein Klassiker der Puppenspielliteratur war. Es wäre jammerschade gewesen, wenn man die hübsche Tradition hätte untergehen lassen. Nahe daran war sie. Da taten sich ein paar Münchner Künstler zusammen, Ignatius Taschner, Jakob Bradl, Joseph Wackerle, und fingen an, die Brosamen zu retten. Freilich, ohne ein bißchen Reformieren ging es nicht. Die alten Puppen, das sah man bald ein, genügten dem neuen Geschmack nicht mehr recht. Also Schnitzmesser und Spachtel her, um neue mit markanteren Gesichtszügen und gelenkigeren Gliedern zu erschaffen! Und dann suchte man in der Literatur, ob sich nicht auch da außer

Poccis Kasperliaden noch etwas fände, das Naivität mit Geschmack, Anmut mit Anspruchslosigkeit verbindet. Man fand Schnitzlers „Tapfern Cassian", den Reinhardt zuvor mit parodistischen Regiekunststücken und marionettenhaft gespreizten Schauspielern vergebens zu erwecken versucht hatte, grub Giovanni Pergolesis heitres Operchen „La serva padrona" („Die Zofe als Herrin") und schließlich sogar „Bastien und Bastienne" aus, das Mozartsche Jugendwerk von 1767, diesen frühen Vorläufer der „Entführung" und der „Zauberflöte", der bei aller Grazie so streng den deutschen Charakter festhält.

Schnitzlers Cassian und Poccis Kasperlstücke taten es auch diesmal nicht. Erst das italienische Intermezzo, das vor 150 Jahren den Franzosen den Anstoß zur Gründung ihrer nationalen komischen Oper gegeben hat, hier mit allerliebsten Figuren und mit niedlichen Porzellanmöbeln aus der Nymphenburger Manufaktur ausgestattet, brach den Damm, zumal als das schwedische Fräulein Karin Lindholm die Zerbine sang, und Mozarts Singspiel entfesselte sogar einen kleinen Taumel von Begeisterung. Waren es die neuen Puppen und Dekorationen von Bradl, die das bewirkten, oder war es die liebliche Stimme Maria Webers? So sitzt denn nun allabendlich eine kleine, aber andächtige Schar vor dieser Miniaturbühne und läßt sich durch die bald derben, bald zierlichen Figürchen, die bald burlesken, bald preziösen Töne und Texte auf eine ferne Insel entführen, auf ein Bimini, wo es keine Konflikte, keine Sensationen, keine Probleme gibt, wo alles sich auflöst und erfüllt in artigem Spiel und holdem Schein. „Kleiner Vogel Kolibri, führe uns nach Bimini"...



Misses Norah und Muriel Ridley.



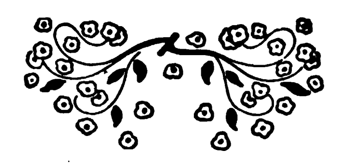
Marya Delvard und Marc Henry beim Vortrage des Duetts „Monsieur et Madame Denise" von Désaugiers. (Nach einer Aufnahme von Becker & Maaß in Berlin.)

Vorwiegend historisch war auch das Programm geartet, das sich die Polin Fräulein Stefanie von Dombrowska und die Engländerinnen Misses Norah und Muriel Ridley für ihre Tanzmatinee zusammengestellt hatten. Da lebte die alte Pavane, der „Pfauentanz" aus dem mittelalterlichen Spanien, mit ihren ernsten, feierlichen, fast hochmütigen Rhythmen wieder auf und entführte uns in eine Zeit, wo Konquistadore Zeit und Lust hatten, neue Tänze zu erfinden, wo Könige, wie Heinrich VIII. von England, zu alten Weisen neue Musik und neue Texte schrieben; da lernten wir an dem kaum weniger alten Galliard und seinen leidenschaftlichen Bewegungen begreifen, wie einst Sir Christopher Hatton damit die glühende Bewunderung der jungfräulichen Königin erregte; da erinnerte uns die altarabische Sarabande daran, daß sich einst Richelieu und Anna von Österreich die Meisterschaft darin verdienten; da wachte das Rokoko Marie Antoinettens vor uns auf, das auf dem Vulkan der Revolution noch seine galanten, meist von Lully, dem Kgl. Ballettmeister, komponierten Gavotten tanzte. Da schlangen aber auch altenglische, altbretagnische und altprovenzalische Volkstänze ihre bald lieblichen, bald eckigen Reigen, und das alles wirkte um so echter, als sich die beiden Engländerinnen, Geschöpfe von einem entzückend ebenmäßigen Wuchs, zu jedem einzelnen dieser historischen Tänze des entsprechenden Kostüms bedienten. Dazwischen rankten sich dann die musikalischen Tanzpoesien der fast noch kindlichen Polin: eine Masurka von Schumann, ein Menuett von Mozart, ein Walzer von Chopin, Griegs „Solveigi" und andres mehr, das uns warme Emp-

findung und schwebende Grazie in versöhntem Bunde zeigte, ohne das fatale Gefühl jener Stil- und Zweckvermischung aufkommen zu lassen, an der so viele ähnliche Vorführungen Isadora Duncans und ihrer Schule kränkeln.

Dem Überbrettl sind seit fünf, sechs Jahren so viel Grabreden gehalten worden, daß es mit dem Teufel zugehen müßte, wenn es nicht quicklebendig wäre. Fragt sich nur, wo und wie. Man muß spät, sehr spät zu Bette gehen, um sich von seinem Dasein und Fortleben zu überzeugen. Doch guckt man einmal, so zwischen zwei Tagen, um die Zeit, wo die letzte Stunde des alten der ersten Stunde des neuen Tages guten Morgen sagt, in die Querzeilen der Berliner Friedrichstraße — natürlich mit irgendeinem Besuch aus der Provinz, für seinen eignen Schatten tut man ja so etwas bekanntlich nie —, so wird man staunend gewahr werden, in wie unendlich viele Lebewesenchen sich diese Bakterie der Kunst gespalten hat. Freilich, mit Drama und Theater hat dies alles kaum noch etwas zu schaffen: den Soziologen geht es eher an als den Kunstkritiker. Und doch trifft man hier und da eine rassige Erscheinung, einen scharfgezeichneten Kopf, einen merkwürdig beredten Mund und Körper, die es begreiflich machen, weshalb Wolzogen sich vor zehn Jahren gemüßigt sah, diesen Bastarden des Theaters ein eignes Haus zu bauen.

Dabei sind die markantesten Vertreter dieser mimisch-deklamatorischen Zwischenkunst, die ihre Heimat in Paris hat, in Berlin nicht einmal heimisch geworden. Ihr deutsches Hauptquartier war und blieb München. Dort endete Bierbaums Roman „Stilpe“, dort mimte Frank Wedekind selbsteigen in der Elendkirchweih seines Kabarettdramas „So ist das Leben“, dort zelebrierten die Elf Scharfrichter ihre unheiligen Messen. Heute sind auch die zerstoben. Was sich behauptet, sind ein paar Persönlichkeiten aus ihrer Gründer- und Glanzzeit: Marc Henry und Marya Delvard — ohne das internationale y tun es solche Herrschaften nun einmal nicht. Das Kammerspielhaus des Deutschen Theaters erinnerte sich neulich, daß sich auch solche Leutchen einmal mit Ostentation Jünger und Propheten der „intimen“ Kunst nannten, und öffnete den „Kollegen“ für ein paar Nachmittagstunden gastfreundlich die Tore, durch die ja vor ein paar Jahren — welch Wandel der Zeiten! — noch die Dämchen und Kavaliere von Embergs Ballsälen zu schreiten pflegten. „Lieder und Stimmungen“ hieß, was diese deutsch-gallische Kammerkunst bot. Ein buntes, zu buntes Programm für nur zwei Personen! Das Zuviel und Zubunt ist von jeher die Klippe der Kabarettkunst gewesen. Monsieur Henry „eröffnet“ als sein eigner Conférencier. Der erste Eindruck ist nichts weniger als angenehm oder gar hinreißend: die Bewegungen sind halb herausfordernd, halb unbeholfen, das Organ ist unfrei und entstellt von einem — ja man möchte sagen gesucht gutturalen Beiklang, sein deutsch-französisches Radebrechen irritiert, bis man dahinterkommt, daß er pfiffig genug ist, es als Kunstmittel zu benutzen. Denn nun hebt sich gegen die Schwerfälligkeit der jedesmaligen Einleitung desto sprühender der Elan seines französischen Vortrags ab. Und wenn er dann nach ziemlich nichtssagenden eignen Gedichten (aus dem Bande „La chanson d'Arléquin“) Pariser Stimmungsbilder von Aristide Bruant, die reizende Kinderlegende vom Heiligen Nikolaus oder das aufreizende Proletarierbild „Sur le pavé“ deklamiert oder endlich altfranzösische, zumal altbretagnische Lieder zur Laute singt, die Berceuse bleue oder die Ballade von den „Trois jeunes tambours“ — dann wird man doch bezwungen! Dann fühlt man sich angesteckt und mitentzündet von seiner leidenschaftlichen Hingabe an die Aufgabe, von dem Fieber, in dem dieses instrument humain wie unter dem Feuer eines höheren Willens glüht. Da wird man sich wieder mal bewußt, daß das Wort von der Internationalität der Kunst doch kein leeres Gerede ist, daß es jenseit alles Ursprungs und Inhalts einen Punkt gibt, an dem sich alle Kunst als selbstlose Auflösung des Ichs in einem Fremden, über uns Stehenden umarmt. Von diesem impulsiven, elementaren und selbstvergessenen Enthusiasmus hat nun seine Partnerin gar nichts. Ihre Art ist eher statuarisch, und ihre Stimme hat den sentimental-müden Fluß des Melodramas. Dauthendeysche Gedichte, Sulamiths althebräische Gesänge aus dem hohen Liede, die die Leidenschaft nur wie durch einen Flor hindurchschimmern lassen, gelingen ihr vorzüglich, und nur ihr zuliebe geschah es offenbar, daß Marc Henry sich als Partner zu den Biedermeierduetten von 1830 in den Kostümen à la Louis-Philippe bequemte, die uns wohl ein „Reizend!“ entlocken, die aber mit dem innern Charakter dieser nun mal auf Effekt und Pointe gestellten Kunst wenig mehr zu schaffen haben. Marc Henry möchte ich als Schauspieler nicht erleben, wenigstens in keinem auf darstellerische Ensemblekunst angewiesenen Stück; Marya Delvard hat Stil und innern Reichtum genug, um auch in dieser Rolle heute noch ihren sichern Weg zu machen.







Gustav Schönleber: Aus dem Taubertal.

Von Kunst und Künstlern

Ludwig Dettmann — Franz Lippisch — Adolf Beyer — Gustav Schönleber — Wilhelm Haverkamp — Landschaftsaufnahme von A. Deininger (Leipzig) — Ein neues Raabe-Bildnis von Ernst Müller-Braunschweig



„Heimfahrt vom Kirchdorf" — wenn wir auf das weiße Kleid und den Blumenstrauß des nachdenklich ernst im Boote sitzenden kleinen Mädchens blicken, dürfen wir wohl auch sagen: „Heimfahrt von der Konfirmation." Denn mit so einem weißen Festkleid ist die protestantische, auch in ihren Gefühlsäußerungen karg verschlossene Strandbevölkerung Pommerns sparsamer als der Süddeutsche, den Kirchenfeiern und angeborene, im Blute steckende Festesfreude häufiger in solch freudigem Gewand einhergehen heißen. Ja, die Bilder fangen wieder an zu erzählen, auch die guten Bilder, wie dies eins ist, die ihre „Genrehaftigkeit" nicht erst mit Opfern an Lebenswahrheit, Ehrlichkeit und Licht- und Luftstimmung zu erkaufen brauchen. Wie überzeugend kommt uns aus diesem Bilde Ludwig Dettmanns, des Königsbergers (der soeben von der Kgl. Akademie der Bildenden Künste in Mailand zum Ehrenmitglied ernannt worden), der feuchte Atem des jungen Frühlings entgegen, wie weich und keusch sind Wasser und Riedgras mit den schüchternen Blumen, aber auch die Wiesen, die Mühle und die Häusergruppe im Hintergrunde von seinem Duft umwoben! Nur um ein kleines ragt die schindelgedeckte Dorfkirche über die Scheunen- und Katendächer empor; imposante Gotteshäuser mit himmelanragenden Türmen gibt es dort oben an der pommerschen Küste nicht. Die Glocken müssen sich oft mit einem Glockenstuhl begnügen, der neben der Kirche steht, weil der altersschwache Turm sie nicht mehr tragen würde, oder weil er schon vor Jahr und Tag seiner Baufälligkeit wegen hat abgebrochen werden müssen. Doch die Weihe

solch eines Tages hängt ja für diese schlichten Menschen nicht an Glanz und Pracht, wie die Kraft des Sakraments nicht an Brot und Wein hängt: ihre schwere tägliche Arbeit, ihr harter Lebenskampf, ihr von Vater und Großvater ererbter ernster Sinn, der sich oft auch schon auf die flachsblonden Scheitel der Kinder legt — sie sind es, die in diesem Lande solchen Tagen ihren Feierschimmer geben.

Und wenn man mich fragt, was ich am schönsten finde auf Dettmanns Bild, dann möchte ich weder von Luft und Licht noch von Wasser und Wiese, Blumen und Riedgras sprechen, noch auch von dem bunten Federvolk, das sich da vor dem Boot ein Weilchen respektvoll aufs Land zurückgezogen hat, sondern von dem Menschentum und seiner Lebensfülle, die der Künstler auf die Leinwand gebannt hat. Drei Lebensalter trägt das schmale, flache Boot. Vorne das frische Mannestum, das es mit kräftigem Ruderstoß vorwärtstreibt, hinten, das Steuer in der Hand, das bedächtige, schon ein wenig müde werdende Alter, eine Wiederholung fast des gebückt auf der Bank sitzenden Vaters oder Großvaters — so ähnlich macht gleiche Tracht, gleiche Arbeit, gleiches Erleben die Menschen —, und in der Mitte, an seiner Seite die Junge, die nun „eingesegnet“ ins Leben hinausfährt, halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen, auch sie schon ein wenig in sich gebückt unter dem wortkargen Ernst, der dieser Menschen Herz und Zunge bindet ... Und weiter erzählt das Bild. Es sitzt keine Frau in diesem Kahn, wie doch in den beiden andern, die ihm folgen. Ist sie daheim geblieben, den Feststollen zu backen, den Tisch zum Mittagsmahl zu decken? Ungern und nicht ohne Not gehen norddeutsche Bauersmänner auf solche Gänge, dort, wo eigentlich der Frauen Stelle ist. Nun gar bei einem Mädchen!... Ist dieser Tag für die beiden, die so ernst vor sich hinsehen, nicht vielleicht auch ein schmerzlicher Erinnerungstag, einer von denen, die mit ihrem „Seid fröhlich!“ erst recht alte Wunden wecken? Wir bekommen keine Antwort — das ist auch nicht die Aufgabe des Bildes. Es genügt und es zeugt für seinen seelischen Gehalt, daß es diese Fragen in uns anregt und dabei doch nicht in eine falsche novellistische Geschwätzigkeit gerät. — Das Gemälde verdankt sein Motiv der Gegend von Deep, dem Dörfchen an der Mündung der Rega im Kreis Greifenberg. Das Original, 1904 gemalt, ist im Besitz des Städtischen Museums in Braunschweig.

Der realistisch-stimmungshaften Malerei Dettmanns stellt sich die strenge, unter Italiens Himmel gereifte Stilkunst von Franz Lippisch gegenüber. Gemalt (und zwar in Rom) ist dort nur die „Donna Romana“, deren Wiedergabe wir der Originaltreue zuliebe noch um einiges weicher gewünscht hätten, aber auch die beiden andern — „Sommer“ und „An der Quelle“ — tragen italienisches Kolorit, wenn sie auch in Deutschland, in Berlin, dem Wohnsitz des Künstlers, entstanden sind. Ja mehr noch, etwas von der antiken Ruhe und Größe ist in die Bilder übergegangen. Offenbar lag dem Künstler daran, die Figuren möglichst einfach und ohne jeden Anklang ans Genrehafte in den Bildraum zu bringen und auch das Mimische im Ausdruck der Gesichter fast völlig auf ein stilles Betrachten, auf ein Hinlauschen zu beschränken, um so dem Ganzen eine monumentale Ruhe zu sichern. Erläuterungen fordern und dulden Bilder dieser strengen, feierlichen Kunst nicht — es sei denn, daß ein Dichter käme, um in einer Elegie, wie Goethe sie in Italien schrieb, oder in einem Sonett die sanften Melodien aufzufangen, die uns aus ihnen entgegenquillen.

Der Darmstädter Adolf Beyer ist den Lesern schon bekannt; die beiden Blumenstücke, zuerst der „Feldblumenstrauß“ und dann im letzten Weihnachtsheft die „Anemonen“, haben ihn als einen Meister frischer und zugleich delikater Farbenkompositionen gezeigt. Jetzt tritt er als Bildnismaler vor uns hin. Denn das Gemälde „Zum Fest“ ist kein Genre, sondern Porträt, das Bildnis einer jungen Schülerin, deren anmutige Erscheinung und graziöse Bewegungen sie dem Künstler ganz besonders als Modell geeignet erscheinen ließen. Auch hier war es der Geist, der sich die Form suchte. Bei Vorbereitungen zu dem Bilde ergab sich die Stellung von selbst; das persönliche Wesen der Dame lenkte geradezu hin auf das erwartungsvoll Gespannte, das heiter Festliche eines über den Alltag hinausgehobenen Moments. Und weiter: das Spiel des Lichtes auf den lichten Stoffen erwies sich als so malerisch reizvoll, daß der Künstler sich nicht mit dem Kopf oder der Büste begnügen wollte, sondern es vorzog, die Erscheinung in ihrer ganzen Figur darzustellen und, mehr noch als aus dem Gesicht, aus Haltung und Bewegung den charakteristischen Klang für das Bild zu gewinnen. Doch auch der Porträtzweck ging dabei nicht verloren. Obwohl der Beschauer nur ein beschattetes Profil sieht, kann man sehr wohl von einer individuellen Ähnlichkeit sprechen. Freilich, das große Problem aller modernen Malerei, das des bewegten Lichtes, behauptet auch hier die Führung. Selbst in unsrer stark verkleinerten farbigen Wiedergabe ist noch ganz gut die Technik des in lebensgroßem Maßstab gemalten Originals zu erkennen. Das einfallende Sonnenlicht des Spätnachmittags gibt auf den hellen Gewändern und dem hellen Hintergrund ein Spiel von warmen und kalten Tönen, dessen Wirkung der Maler nicht durch glatt hingestrichene Flächen erreichen kann. Vielmehr muß er eine Technik wählen, die das „Flimmern“ so zur Erscheinung bringt, wie dies auch unser Auge empfindet. Derartige Finessen sind ja nun jeder Übertragung, sei es eine Reproduktionsart

welche es wolle, gefährlich. Und so müssen wir auch die Beschauer dieses Blattes bitten, sich das Original um ein gut Teil koloristischer und duftiger vorzustellen. Seines Reizes freilich darf das Bild auch bei diesem notgedrungenen Abzug sicher sein. Bildnismaler, die Geist, Geschmack und Sicherheit genug haben, um, wenn es ihnen paßt, bewußt die hergebrachte Schablone verlassen zu können, sind nicht so zahlreich, als daß sie sich nicht angenehm und eindrucksvoll vom handwerklichen Durchschnitt abheben sollten.



Wilhelm Raabe. Zeichnung von Ernst Müller-Braunschweig. (Verlag von F. Heyder, Berlin SW 11.)

Gustav Schönlebers „Sersheim", ein Vorfrühlingsbild von silbrigem, ahnungsvollem Duft um die sehnsuchtsbangen Weidenzweige, ist eine Huldigung an seine Heimat. In Bietigheim, wenige Stunden nordöstlich von Sersheim im württembergischen Enzgau, ist der Künstler geboren; dort hat er neuerdings wieder, nachdem seine Landschaftskunst sich in Oberitalien, an der Riviera, an der Ostsee, in Holland, in Nordfrankreich und in den Rheingegenden getummelt hatte, eine Fülle dankbarer Anregungen gefunden. Seine Kunst ist damit wieder ins Stimmungshafte, Heimelige und Idyllische zurückgekehrt, während sie eine ganze Weile, zumal in seinen Marinen, sich dem Weiten und Großartigen hingegeben hatte: man denke etwa an seine „Punta da Madonetta" in der Neuen Pinakothek zu München, an seine „Herbststürme bei Rapallo" in der Berliner Nationalgalerie oder an sein Kolossalbild „Straßburg" im Lesesaal des Reichstagsgebäudes. Auch die Studie „Aus dem Taubertal", die wir hier im Text wiedergeben, atmet die ganze wohlige Freude an der süddeutschen Landschaft und zeigt zugleich, wie gut es Schönleber versteht, realistische Wahrheit mit ruhiger Bildwirkung, Stimmungskraft mit fester Zeichnung zu verbinden. Der Künstler (geb. 1851) wirkt seit 1880 in Karlsruhe als Professor an der Kunstschule. Unter seinen zahlreichen Schülern finden sich Künstler wie Ludwig Dill, Friedrich Kallmorgen und Gustav Kampmann.

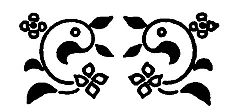
Das Blatt „Die Quelle" geben wir nach einem lebensgroßen Marmorrelief von Professor Wilhelm Haverkamp wieder, das auf der letzten Großen Berliner Kunstausstellung hervorgetreten ist. Hier, in der Reichshauptstadt wirkt der Westfale (geb. 1864 zu Senden) schon seit einer Reihe von Jahren als Lehrer an der Unterrichtsanstalt des Kgl. Kunstgewerbemuseums, und seine an öffentlichen Plätzen aufgestellten Arbeiten, wie die „Fuchsjagd" am Großen Stern im Tiergarten, „Wilhelm II. von Oranien" an der Schloßterrasse, die Arbeitergruppe am Andreasplatz, sind den Berlinern vertraute und liebe Erscheinungen geworden. Was diesen monumentalen Arbeiten Haverkamps, eines Schülers von Schaper, künstlerisches Gepräge gibt, das finden wir auch in diesem Relief wieder: schlichte Eindringlichkeit der Idee, edle durchgebildete Form und ruhige Sicherheit der Technik.

Den Beschluß unsrer Kunstblätter macht die frühlings- und wanderfrohe Naturaufnahme „Rast am Waldesrand" von A. Deininger in Leipzig, die wir für sich selber sprechen lassen. Nur einen Wunsch für die Kamerafreunde unter unsern Lesern wollen wir dem Blatte mit auf den Weg geben: möchte es recht viele anregen, den immer und überall gegenwärtigen Schönheiten der Natur gleich liebevoll gesehene und künstlerisch erfaßte Bilder abzugewinnen! —

Gute Dichterbildnisse, d. h. von innen, aus dem geistigen Wesen des Dargestellten erfaßte und doch auch die Treue der äußern Erscheinung wahrende Porträte sind nicht so häufig, daß man davon schweigen dürfte, wenn einem ein neues der Art begegnet. Nun gar, wenn der so Konterfeite Wilhelm Raabe heißt, seinem achtzigsten Lebensjahr entgegengeht und seinen Porträtisten so harte Nüsse zu knacken gibt wie der Dichter des „Schüdderump" und des „Abu Telfan". Nicht auf einen Hieb, auf die erste Sitzung hin ist dies neue Bildnis gelungen, das wir den Lesern hier in stark verkleinerter Wiedergabe zeigen. Ach nein, der es gezeichnet hat, Prof. Ernst Müller-Braunschweig, hat Jahre gebraucht, um sich so in den geheimnisvollen lieben Alten hineinzusehen; seine bekannte Büste, sein Relief und noch manche Studie sind vorangegangen, ehe er ihn „hatte". Eigentlich freilich müßte man beides nebeneinander haben, die Büste und dies neuste, am 20. Oktober vorigen Jahres gezeichnete Bildnis. Dann hätte man beide Seiten des tiefsinnigen Humoristen: dort den gütigen, milden, heitern und launigen, hier den ernsten, strengen, erhabenen, schmerzlichen, der deshalb doch nie, auch in seiner Bitterkeit nicht, das Aufbauen, Erwecken, Erhellen und Beseligen vergißt. Es geht etwas Stählendes aus von diesem Kopfe. Wer sich in seine Züge vertieft und seinen Runen nachsinnt, der reckt sich straffer auf und bietet tapferer, gefaßter und gelassener dem Schicksal die Stirn. So wünschen wir dem Blatte, das in edler Ausführung im Verlage von Fritz Heyder (Berlin SW 11) erschienen ist, unter den Raabe-Freunden recht weite Verbreitung. F. D.



Literarische Rundschau



Zum Gedächtnis: Bierbaum; Heiberg; Blum — Kunst und Kultur
Selbstanzeige: Coster, Tyll Ulenspiegel — Literarische Notizen

Zum Gedächtnis: Otto Jul. Bierbaum — ⊛ Hermann Heiberg — Hans Blum ⊛

Was schiert es Ihn, den Beschließer und Schlichter alles Irdischen, der nur das eine Wort „Halt!" gelernt hat, ob das Segel noch auf große Fahrt gerichtet ist, oder ob schon der Heimatswimpel lang und müde ins stille Wasser schleppt. Mit den Fröhlichen und Lebensmutigen scheint Er's alleweile besonders zärtlich zu meinen. Hartleben mußte als Vierziger dahin; Otto Erichs halbem Namensvetter und literarischem Doppelgänger Otto Julius Bierbaum gönnte Er nur knappe fünf Jahre mehr. Und wieviel bunte Lebensfahrten dachte der an Bord seines glückhaften Schiffes noch zu machen:

> Fortuna heißt mein Schiff, die goldene Galere:
> In ihrem Bauch sitzt meiner Feinde Schar
> Und rudert mich voll Wut hin über alle Meere
> Und flucht und keucht und hofft auf Sturm.
> Ich aber kehre
> Erfrischt nach Haus zurück aus jeglicher Gefahr.

Und doch meldet's sich zwischen Lebenslust, Trotz und Übermut leise schon wie ein Wink aus fremdem Lande:

> Fortuna winkt am Bug. Um ihre goldnen Brüste
> Klatscht Wogendrang und -wut. Das ist ihr Spiel.
> Sie lächelt mir voran, Laterne meiner Lüste
> Und Sinnbild meiner Sehnsucht nach der letzten Küste,
> Dem steinern einsam ruhevollen Ziel.

In diesen Widmungsversen seines letzten Buches, den gesammelten Plaudereien „Die Yankeedoodlefahrt und andre Reisegeschichten" (München, Georg Müller), haben wir in nuce den ganzen Bierbaum: immer zum Hüpfen, Tanzen und Springen geneigt, und dabei doch ein Anflug von Wehmut und tragischem Nichtigkeitsbewußtsein auf den Wangen. Sein frühster und letzter Ehrgeiz war der sozialhumoristische Humor, aber durch die satirische Oberfläche ist er trotz aller Bemühungen weder in seinen „Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankrazius Graunzer" (1895) noch in seinem „Prinz Kuckuck" (1908) hindurchgedrungen. Zu einer humoristischen Weltanschauung, die mit seiner Umgebung, seinen Feinden und Antipoden auch sich selber überlegen belächelt — wie es in erleuchteten Augenblicken selbst Otto Erich Hartleben beschieden war —, hat er es nicht gebracht, auch in seiner bedeutendsten Schöpfung nicht, dem tragikomischen Literaturroman „Stilpe" (1897). So bezeichnend und wichtig dieses Buch sonst für die bohèmehafte Literatensphäre der achtziger und neunziger Jahre mit ihren Clownsprüngen und faulen Gründungen sein mag, so merkwürdig es sogar die Ära des Überbrettls und der Kabarettkunst vorausgeahnt hat, sein Verfasser schwebt auch hier nicht wie der Geist über den Wassern, sondern wird von ihrem Wogenschwall selber haltlos hin- und hergerissen. Wie er überhaupt allen Strömungen und Impressionen eine leichte Beute war. Neben seinem kecken, in Inhalt und Form gleich ungebundenen Humoreskenbande „Studentenbeichten" steht das von Herzensdemut und Frauenehrfurcht erfüllte Liebesbrevier „Nemt, frouwe, disen Kranz", und wie sich hier schon seine Nachahmungsfreude am Altertümlichen, zumal der Minne- und Meistersängerzeit, verrät, die dann deutlicher noch in den Sing- und Bühnenspielen „Lobetanz" und „Gugeline" wiederkehrt, so muß sich mit seinen für alle „Neutöner" der Kunst begeisterten Panegyriken, auf Liliencron, Böcklin, Stuck, Dostojewski, eine offenbar nicht minder ehrlich gemeinte Verehrung für Meister der Ruhe, wie Thoma und Uhde, vertragen. Auch in Bierbaums sonstiger Tätigkeit stoßen wir häufig auf solche Widersprüche. Er war an der Herausgabe der „Freien Bühne" (der späteren „Neuen Rundschau"), des „Pan" und der „Insel" beteiligt, er half dem Wolzogenschen Überbrettl zur Welt, führte es (in den Anfängen des Berliner Trianontheaters) auf breiterer literarischer Grundlage noch eine Weile fort und schenkte der Bewegung ihr lyrisches Brevier in den sogenannten „Deutschen Chansons", er gab den modernen Musenalmanach, den „Bunten-Vogel"-Kalender, aber auch den Goethe- und zuletzt sogar einen Zeppelin-Kalender heraus.

Bierbaums große Romane, auch der „Prinz Kuckuck" mit all seinen versteckten Persiflagen und „Amoralitäts"-Fanfaren — ja, er seiner Formlosigkeit wegen zuerst —, sie werden so rasch vergehen wie seine ernsteren dramatischen Ansätze („Stella und Antonie"), an denen immer etwas von der Maskerade und dem Bierulk klebt, dem seine Studentenkomödie „Der Musenkrieg" (Berlin, Carl Curtius) einmal ganz offen huldigt — leben aber werden ein paar seiner innigen, fast volkstümlich schlichten und von musikalischem Wohlklang bewegten Lieder, die er neben nur zu formgewandten Schäkereien, Spielereien und Klingklanggloriaden in den „Irrgarten der Liebe", sein lyrisches Sammelbuch, verpflanzt hat (Insel-Verlag). Ein echter Bierbaum ist das „Mädchenlied":

> Auf einem jungen Rosenblatt
> Mein Liebster mir geblasen hat
> Wohl eine Melodei.
> Es gab mir viele Dinge kund
> Das Rosenblatt am roten Mund
> Und war kein Wort dabei.
>
> Und als das Blatt zerblasen war,
> Da gab ich meinen Mund ihm dar
> Und küßt an ihm mich satt;
> Und viel mehr Dinge tat noch kund
> Der rote Mund am roten Mund,
> Selbst als das Rosenblatt.



Dies Gedichtbuch, einst so zaghaft in die Welt gesandt, hat einen überraschenden Erfolg gehabt: nicht weniger als vierzig Auflagen sind davon verbreitet worden, und seinem Dichter wird es noch über den Tod hinaus den Lieblingswunsch erfüllen, der trotz aller Manieriertheit tief in seinem Herzen wohnte: mit einem Stück seiner Poesie wenigstens ins „allgemeine Leben" zu dringen. „Was sich nur im Treibhause erhält," schrieb er einst, „kann ja unter Umständen für viel schöner befunden werden, und ich selber entziehe mich dem Reize solcher Kunstpflanzprodukte nicht, aber das schenkende, fördernde Leben ist nicht in ihnen ... Sie sollen nur nicht gar so vornehm tun, diese steril brünstigen Orchideen; es gibt viele Rosen, Tulpen und Lilien, die adliger sind, obwohl sie ihren Duft und ihre Schönheit jedem Handwerksburschen, jedem kleinen Laufmädchen schenken, denn es gibt nichts Vornehmeres als Reichtum, der sich mitteilt."

Das sind gute Worte, die uns eine bei all ihrem unruhigen Tasten, Suchen, Schwanken und Irrlichterieren liebenswerte Persönlichkeit vor Augen stellen. Die erkennen wir denn auch deutlich in dem letzten Buche, das der Weltfahrer in die Öffentlichkeit geschickt hat: in seinen schon erwähnten, bei Müller erschienenen Reiseplaudereien (geb. 6 M.). „Yankee Doodle" heißt nach neuen Forschungen „Johann der Trällerer". Und gewiß steht auch auf diesen 500 Seiten, die uns von Fiesole nach Pasing, von Pasing wieder nach Fiesole, zu Schiff auf eine Orientreise und zu Auto durch die Alpen führen, manche Oberflächlichkeit, manche echt Heinische Frechheit und nackte Witzelei, aber ein offener Blick, ein feiner Geschmack, ein freier tapferer Geist, eine immer gute Laune und eine nie ermüdende Unterhaltungsgabe sind Wanderkameraden, die mit solchen Hanswurstereien leicht versöhnen. Etwas von dem erhöhten Lebensgefühl, das diesen Poeten über Berg und Tal trägt, fließt da auch in unsre Brust herüber. Und was soll am Ende literarischer Nachruhm dem, der auf Erden so innig zu leben gewußt hat wie Bierbaum? „Eine kleine Reise," heißt es zu Schluß dieses seines letzten Buches, „ein kleiner netter Umweg zum Grabe. Ist das traurig? Keine Spur. Man muß nur vor dem Tod nicht fliehen wollen, sondern gerade auf ihn losgehen, aber dabei nicht ihn, sondern das Leben im Auge haben ... Im übrigen: Nenn's Gott, nenn's Liebe ... Amen."

Durfte man von Bierbaum noch allerlei Amüsantes erwarten, so lagen **Hermann Heibergs** literarische Möglichkeiten längst völlig abgeschlossen hinter ihm, als er am 16. Februar, dreiviertel Jahr vor seinem 70. Geburtstage, vom Tode hinweggenommen wurde. Er war einer von denen, die spät und auf mancherlei Umwegen in die Literatur gekommen sind, die aber gerade diesen Umwegen ihren Erfolg und ihre Eigenart danken. Denn was anders war es als seine auf Reisen, in der Buchhändler-, Zeitungs-, Handels- und Finanzwelt gewonnenen Erfahrungen und Erlebnisse, die gleich dem ersten Buche des Vierzigjährigen, den „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" (1881), einen so starken Erfolg verschafften? Die jüngeren naturalistischen Talente, die damals die Flügel regten, hatten wohl allerhand gesehen und beobachtet, ihre Weltläufigkeit und ihre Erlebnisse aber waren doch recht armselig. Da kam nun dieses von Welt- und Menschenkenntnis, zumal von Vertrautheit mit allen praktisch-sozialen Lebensgebieten strotzende Novellen- und Skizzenbuch, das trotz seines realistisch-nüchternen Grundzuges eines gewissen Idealismus nicht entbehrte — kein Wunder, daß die junge und die alte Generation den Verfasser zunächst gleichermaßen zu den Ihrigen rechneten und sich Außergewöhnliches von ihm versprachen. Heibergs zweites Buch, der Roman „Apotheker Heinrich" (1885), verstärkte den vorteilhaften Eindruck noch: die niederländische Kleinmalerei war noch exakter und sauberer, die Charakteristik schärfer und sicherer, die Lebenswahrheit ernster und überzeugender, und ein aktueller Zug, der Kampf gegen die Konvenienzehe, blies ihm einen besonders günstigen Wind in die Segel. Das deutsche Bürgertum fand hier ein Stück seines täglichen und doch nicht äußerlichen Lebens nachgezeichnet, mit Treue und Liebe nachgezeichnet, und dafür ist es seinen Dichtern selten den Dank schuldig geblieben. Damit war aber der literarische Höhepunkt Heibergs auch schon erreicht. Er konnte wohl noch mehrmals in die Nachbarschaft dieses Stoffes und Erfolges zurückkehren,[1] darüber hinaus kam er nicht, weder als seine Romane in gewisse anrüchige Kreise der großen Gesellschaft einzudringen suchten, noch als er in die Tiefe des Berliner Volkslebens hinabstieg oder allerlei Liebes- und Reiseabenteuer bald mit tändelnder Laune lose aneinanderfügte, bald mit hitziger Leidenschaft zusammenzuschweißen suchte. Allmählich gewann der bloße Unterhaltungsroman immer mehr Gewalt über ihn, und es zeigte sich, als erst einmal seine Erlebnisschätze aufgezehrt waren, daß seine künstlerische Erfinder- und Gestaltungskraft nicht ausreichte, das Verbrauchte zu ersetzen. Wohl fanden sich hier und da, so in den zuerst in den „Monatsheften" (April 1898 ff.) erschienenen „Gegensätzen", immer noch einzelne zuweilen sogar an Raabe erinnernde Feinheiten humoristisch-behaglicher Lebensbeobachtung, aber das neue Jahrhundert hat nichts mehr von ihm erscheinen sehen, was auch nur im entferntesten seinen

[1] Die „Monatshefte" brachten von ihm die Novellen „Die Bildts" (Bd. 57), „Margots Träume", „Irene von Schestedt" (Bd. 71), „Einmal im Himmel" (Bd. 74), „Umsonst" (Bd. 77), sowie die Romane „Eine vornehme Frau" (Bd. 59) und „Gegensätze" (Bd. 84).



kräftigen Anfängen und den auf ihn gesetzten Hoffnungen entsprochen hätte. Will man verstehen, weshalb er einst unter die ersten der deutschen Gegenwartsliteratur gestellt werden konnte, so muß man um ein Vierteljahrhundert zurückgehen. Dort wurzeln seine Kräfte, dort liegen seine Verdienste.

Auch Heibergs wenige Wochen vor ihm dahingegangenen Altersgenossen **Hans Blum** suchte die Belletristik zeitweilig seinem politischen und juristisch-publizistischen Beruf abtrünnig zu machen: eine Reihe von Romanen und Novellen, darunter die zuerst in den „Monatsheften“ veröffentlichte Erzählung „Der Versuchsballon“ (Bd. 67), unterbrechen seine zahlreichen politischen, sozialen und nationalökonomischen Schriften. Für sein Gesamtbild aber haben sie wenig zu bedeuten. Dafür wird als Hauptmoment immer die Tatsache gelten, daß der Sohn des 1848 in der Brigittenau bei Wien erschossenen Demokraten und Barrikadenkämpfers Robert Blum sich unter Bismarcks Augen und Einfluß zu einem regierungstreuen, nationalbewußten Parteigänger des neuen Deutschen Reiches und einem leidenschaftlichen Gegner der Sozialdemokratie entwickelte. 1867—70 Mitglied des Norddeutschen Reichstags, 1870 Kriegskorrespondent, 1871—78 Redakteur der nationalliberalen „Grenzboten“, hat Hans Blum seinem Vater das Lebensbild und der Revolution von 1848 die Geschichte geschrieben, aber auch dem Kanzler des neuen Reiches in mehreren größeren und kleineren Schriften gehuldigt (darunter die 1903 bei Winter in Heidelberg erschienene, für Deutschlands Jugend und Volk geschriebene Biographie) und in Erinnerungen, Abhandlungen und Charakterbildern mancherlei zur Klärung der Zeitgeschichte beigetragen. Unsre „Monatshefte“ verdanken ihm außer dem Gedenkaufsatz zur 25jährigen Reichsfeier (18. Januar 1896) und gelegentlichen kleineren Beiträgen die gehaltvolle, mit vielen persönlichen Erinnerungen durchflochtene Aufsatzreihe über die Präsidenten des Deutschen Reichstags von Eduard von Simson bis auf Buol-Beerenberg (Bd. 81).

Aus Kunst und Kultur

Einem Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, dem bei uns wenig bekannten **Jean-Baptiste Perronneau** (1715 bis 1783), der mit ein paar Bildern auch auf der Französischen Ausstellung der Berliner Akademie vertreten ist, haben **Léandre Vaillat** und **Paul Ratouis de Limay** in Gestalt eines prächtigen Quartbandes ein Denkmal errichtet (Paris, Frédéric Gittler, Rue Bonaparte 2; Ausgabe auf holländischem Büttenpapier 150 Fr.). Das Bestreben der Verfasser mußte in erster Linie darauf ausgehen, das Dunkel dieses Künstlerlebens aufzuhellen, das, von bittrer Not getrieben, seine Tage ruh- und rastlos zwischen Frankreich und dem Auslande teilen mußte, hin und her gehetzt von Porträtaufträgen. So wollte es das Schicksal, daß Perronneau, dessen Talent dem La Tours gewiß nichts nachgibt, ja der ihn wie im Pastell so auch in seinen bewundernswerten Ölbildnissen übertrifft, zeitlebens ein Verkannter blieb. Die Kritik, Diderot an der Spitze, sah ihn über die Achseln an, und als bereits eine ganze Anzahl von Essays und Büchern über den Pastellkünstler von St. Quentin veröffentlicht worden waren, als La Tour bereits in einem eignen Museum seine Triumphe feierte, gab es noch nicht ein einziges größeres Werk über Perronneau. Auch die Brüder Goncourt sahen sich nicht gemüßigt, ihm eine Studie zu widmen, sie, die doch einen wahren Kult mit der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts, insbesondere mit der Debucourts trieben. Erst in unsern Tagen machen ein paar hervorragende Kunstliebhaber Miene, den Meister in seine verdienten Ehren einzusetzen. Und wir dürfen mit den Herausgebern dieses mit 84 herrlichen Porträtheliogravüren geschmückten Prachtbandes hoffen, daß diese Veröffentlichung nun endlich die Werke Perronneaus nach Gebühr bekannt werden läßt.

Aus dem Nachlaß des im Frühjahr 1908 gestorbenen Architekten **Karl Schäfer** hat sein Sohn einen starken Band stil- und architekturgeschichtlicher Abhandlungen herausgegeben (mit 3 Bildnissen, 9 Tafeln und 139 Abbildungen; Berlin, Wilh. Ernst & Sohn; geh. 12 M.). Schäfer war neben Messel wohl der markanteste und persönlichste Architekt der letzten Jahrzehnte. Seit er 1870 in Marburg die umfangreichen Universitätsbauten mit Benutzung vorhandener Klostergebäude ausgeführt hatte, ist er an hervorragenden Stellen bald als Lehrer, bald als praktischer Baumeister tätig gewesen; allgemein bekannt wurde er aber erst, als er, 1894 als Oberbaurat und Professor nach Karlsruhe berufen, seine süd- und mitteldeutschen Erneuerungsbauten begann: den Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses, das Martins- und das Schwabentor in Freiburg i. Br., den Dom in Meißen, die allesamt sehr persönlich gehalten waren und daher natürlich ebensoviel Widerspruch wie Begeisterung erregten. Hier nun, in dieser nachgelassenen Aufsatzsammlung, finden wir die geistigen Vorarbeiten, Begründungen und Rechtfertigungen dieser Arbeiten, aber außerdem viele dem rastlosen Arbeiter am Wege gewachsene Blüten seiner weitverzweigten architektonischen Studien. Die Sammlung will als Ergänzung betrachtet sein zu Schäfers größeren Veröffentlichungen, namentlich auch zu seinen Hochschulvorträgen. Sie wendet sich also in erster Linie an die große Zahl seiner Schüler, die heute über ganz Deutschland zerstreut und auch im Auslande schon vielfach zu Ansehen und Ehren



gelangt sind. Aus den Aufsätzen seien hervorgehoben die über die Glasmalerei des Mittelalters und der Renaissance sowie über die 1884 im Berliner Kunstgewerbemuseum ausgestellten reichhaltigen Aufnahmen und Entwürfe.

Das Wort „Bilde, Künstler, rede nicht!" hat doch auch seine Ausnahmen. Wenn Adolf Hildebrand, der Bildhauer, der Verfasser des für moderne Anschauungen über Plastik geradezu grundlegend gewordenen Buches „Das Problem der Form in der bildenden Kunst", redet, werden wir gern zuhören. Seine neuen „Gesammelten Aufsätze" (Straßburg, Heitz; geb. M. 2.50) behandeln zum Teil seine alten Lieblingsthemen: Größenverhältnisse in der Architektur, Natur und Kunst, die Museumsfrage u. a., aber auch moderne, ja aktuelle Fragen, wie das Münchner Künstlertheater. Auch wer ihm nicht beistimmen kann, wird seine Ansichten zu respektieren haben und sich gern von ihm anregen lassen.

Die Stadtwohnung. Wie man sie sich praktisch, schön und preiswert einrichtet und gut erhält. Ein praktischer Ratgeber für alle, die sich in der Großstadt behaglich einrichten wollen. In den Hauptabschnitten bearbeitet von Jos. Aug. Lux und Max Warnatsch (mit vielen Illustrationen und praktischen Beispielen; Charlottenburg, Schiller-Buchhandlung; geb. 4 M.). — Bedarf es bei so ausführlichem Titel eigentlich noch der näheren Anzeige und Charakterisierung? Nur das eine sei hinzugefügt: daß hier an die Anspruchsvollen und an die Bescheidenen gedacht ist, und daß der Ästhetiker mit dem Praktiker Hand in Hand geht. Sie sagen, wie eine Wohnung mit Geschmack eingerichtet werden soll, und namentlich auch, mit welchen Mitteln dies geschehen kann. Auch eine Frau hat mitgewirkt und gibt praktischen Rat in den vielerlei schwierigen Fragen, die sich beim Beziehen einer städtischen Wohnung ergeben. Brautleute, auch ältere Eheleute, die noch vor dem Siege der neuen Geschmackskunst den Hausstand gegründet haben, mögen sich das Buch anschaffen. Doch auch der Junggeselle, der des „möblierten Zimmers", der Öldruckblätter, der Muschelaufsätze und des Makartstraußes überdrüssig ist, kann es brauchen.

Die lebendige Bezugnahme auf unsre unmittelbare Umgebung, die Berthold Haendckes Kunstbüchern eigen, zeichnet auch wieder seinen kleinen bei Teubner in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienenen Leitfaden „Deutsche Kunst im täglichen Leben" aus (Nr. 198; mit 63 Abbildungen; geb. M. 1.25). Da schildert er, immer in enger Anlehnung an die Bilder, wie die Kunst im Laufe der Jahrhunderte das deutsche Heim in Burg, Schloß und Haus behaglich gemacht und geschmückt hat, und ermöglicht uns so, zu verfolgen, wie die Formen der Gebrauchsgegenstände entstanden sind und sich allmählich gewandelt haben.

Selbstanzeige

Charles De Coster, Tyll Ulenspiegel und Lamme Goedzak. Legende von ihren heroischen, lustigen und ruhmreichen Abenteuern im Lande Flandern und andernorts. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1910.) — Unsre Zeit hat mehrfach das Schauspiel erlebt, daß ein Schriftsteller, der von seinen Zeitgenossen totgeschwiegen wurde, nach seinem kummervollen Ende eine glänzende Auferstehung feierte und den Thron des Genies bestieg, den die Mitlebenden ihm streitig machten. So war es mit Henri Beyle, der sich de Stendhal nannte, und dessen Romane heute zu den Meisterwerken der Weltliteratur zählen. So scheint es nun auch mit Charles De Coster zu werden, dessen Hauptwerk, „La Légende d'Ulenspiegel", 1867 bei seinem Erscheinen nur einen flüchtigen Achtungserfolg in seiner belgischen Heimat erntete, aber, als der Dichter in Armut und Kummer, vom Leben gebrochen, starb, zur nationalen Bibel Belgiens, ja zur Grundlage der reichen neubelgischen Literatur wurde. Maeterlinck und Verhaeren, Lemonnier und Rodenbach und der ganze flämische Parnaß von heute und gestern sind ohne dieses Buch undenkbar. Und doch ist über die Grenzen seines Vaterlandes bisher nichts, nicht einmal sein Name gedrungen, weder nach Frankreich, dem dieses trotz des fremden Sprachgewandes kerndeutsche Buch aus innern Gründen fremd bleiben mußte, noch auch nach dem klassischen Lande der Weltliteratur, nach Deutschland, mit dem es so viele Fäden verbinden.

Während französische Seichtigkeiten aller Art unsern Büchermarkt überschwemmen, hat sich fünfzig Jahre lang kein Platz für dieses Juwel bei uns gefunden, da niemand, weder Verleger noch Nachdichter, hierzu den Mut fand. Und doch zeigt der Erfolg, den meine vor kurzem erschienene Verdeutschung gefunden hat, daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um die Sympathien der Wahlverwandtschaft aufflammen zu lassen. „Man wird zu den ganz großen Dichtern, welche in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Europa wirkten, den Belgier Charles de Coster rechnen müssen," schreibt Paul Ernst. „Wie die Ilias urweltlich, kraftvoll und unvergleichlich am Anfange der griechischen Literatur, so steht de Costers Werk einsam und überragend in seiner Zeit," sagt der Wiener Dichter Stefan Zweig in einem langen Aufsatz, der nichts als eine jubelnde Hymne auf dieses Buch ist. „Und nun ist es an Deutschland," fährt er fort, „diesem großen verkannten Künstler Rechtfertigung zu gewähren dafür, daß es fünfzig Jahre nichts von ihm und seinem Werke wußte."

Es ist unmöglich, die Fülle der Gesichte, die der starke Band enthält, in diesen Zeilen auch nur



zu kennzeichnen. Nur darauf sei hingewiesen, daß er in dem alten deutschen Volksbuche von Till Ulenspiegel wurzelt und aus ihm zur Höhe einer großen persönlichen Dichtung emporwächst, darin vergleichbar mit Goethes Faust. De Coster hat den alten bösen Schelm um zweihundert Jahre verjüngt; er hat ihn mitten in den niederländischen Freiheitskampf gegen die spanische Zwingherrschaft hineingestellt und ihn zum Vorkämpfer evangelischer Freiheit und niederdeutschen Volkstums gemacht. Aus dem jungen Landstreicher, Taugenichts und Betrüger der Einfalt, dessen Späße aus dem deutschen Volksbuch übernommen sind, wird jählings ein Mann der Tat, und der Schwank wird zum blutigen Trauerspiel, als Ulenspiegel, von seiner Pilgerfahrt nach Rom heimkehrend, seinen Vater Klas auf dem Scheiterhaufen sterben sieht und mitsamt seiner unglücklichen Mutter, die an gebrochenem Herzen und an den Folgen der Folter stirbt, in die Klauen der Inquisition fällt. „Klasens Asche brennt auf meiner Brust," das ist fortan das Leitmotiv seines Handelns. Als Spion und Krieger Oraniens, als Wassergeuse und Freiheitsprediger durchzieht er sein Vaterland; und als er begraben werden soll, steht er — wie in dem alten Volksbuche — wieder auf. „Begräbt man Ulenspiegel, den Geist Flanderns?"

Das Zarteste und Derbste, das Mystische und das Sinnliche, das Grausige und Schalkhafte stehen in diesem Buche dicht beieinander, scheinbar lose aneinandergekettet durch die echt germanische Episodentechnik, durch ein mosaikartiges Zusammensetzen von tausend kleinen Einzelbildern, alle gleich strotzend von Kraft und Lebensfülle und von einem unerhörten Reichtum des Dichters zeugend. Tyll Ulenspiegel ist de Costers Lebenswerk; es ist auch, wie der große belgische Lyriker Verhaeren sagt, „das Gedicht der belgischen Rasse". Indem ich es ins Deutsche übertrug, hoffte ich es der großen alldeutschen Welt zurückzugewinnen.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Literarische Notizen

Die Cottaische Buchhandlung, die vor kurzem ihr 250jähriges Bestehen feiern konnte, begeht diese Gedenkzeit in der vornehmen Art, die sich für ein so eng mit unsrer vaterländischen Literatur verbundenes Verlagshaus ziemt: sie läßt ein paar gute deutsche Bücher, Pfeiler unsrer nationalklassischen Bildung, in neuen guten Ausgaben erscheinen. Dazu gehört auch die mit den Genellischen Zeichnungen und mit ornamentalem Schmuck von Cissarz ausgestattete Vossische Übersetzung von Homers Odyssee nach der ersten Ausgabe von 1871 (geb. 5 M.) Warum gerade nach dieser? Sind ihr doch noch zu Vossens Lebzeiten drei oder vier andre gefolgt, die der Übersetzer als verbesserte oder sogar „stark verbesserte" bezeichnen konnte, weil sie in der Tat den Vers immer strenger und regelrechter bildeten und das deutsche Wort dem griechischen immer enger anpaßten. Doch etwas andres ging darüber verloren, etwas, was den dichterischen und schöpferischen Wert der Vossischen Übertragung ausmacht: die Einfalt und Anmut der Sprache. Unter dem harten Zwange philologischer Richtigkeit schien der Ausdruck manchmal zu erstarren und seine Natürlichkeit einzubüßen. „In der Ausgabe von 1781," sagt Michael Bernays, dem wir die Wiedererweckung jener ersten Ausgabe verdanken, „hatte sich der Übersetzer ein erlaubtes Maß dichterischer Freiheit gewahrt; nicht jedes Wort, nicht jedes Satzglied war der Urschrift sorgsam nachgekünstelt, aber Form und Geist der homerischen Darstellung war auf das glücklichste wiederbelebt; der Vers war lockerer gefügt, aber nur um so traulicher konnte er sich dem deutschen Ohre anschmiegen: die Odyssee umfing hier etwas von dem Reize, der sonst nur ein frei geschaffenes Gedicht umgibt." Die späteren Ausgaben mögen auch jetzt noch ihren Wert für Gymnasiasten und für Leute haben, die mit ihrer Hilfe das griechische Original verstehen und genießen lernen wollen; sonst sind sie durch Goethes Wort über Voß gerichtet (1808): „Wir haben schon in Deutschland mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente sich zuletzt in den Pedantismus verloren, und diesem geht es nun auch so. Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz verschwunden." Die neue alte Ausgabe wird die Vorherrschaft der ersten nun vollends im deutschen Hause durchsetzen, und ihre schöne, ruhig-schlichte Ausstattung wird dazu mithelfen. —

Von dem bekannten Werk des Wiener Professors Emil Reich über „Henrik Ibsens Dramen" (gesonderte Vorlesungen über die einzelnen Stücke und zusammenfassende Charakteristik) ist bei S. Fischer in Berlin vor kurzem die achte neu bearbeitete und vermehrte Auflage erschienen.

Mitteilung. — Im Anschluß an die im Märzheft an dieser Stelle veröffentlichte Mitteilung bittet die Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart um die Notiz, daß, unabhängig von der „Kleinwelt", die Zeitschrift für die praktische Betätigung aller Naturfreunde „Mikrokosmus" (mit dem Beiblatt „Laboratorium") nach wie vor in ihrem Verlage erscheint.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertreter und verantw. Redakteur für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Lesser Ury: Vase mit Blumen.

[illegible] hervorrufen, [illegible] Jahre von [illegible] zur Hilfe [illegible] entwickelt. [illegible] De Coster [illegible] um zweihundert [illegible] in dem nieder= [illegible] die spanische [illegible] ihn zum Vor= [illegible] und niederdeut= [illegible] dem jungen Lande [illegible] und Betrüger der Einfalt, [illegible] Volksbuch über= [illegible] ein Mann der Tat [illegible] Traum= [illegible] Pilgerfahrt nach, [illegible] seinen Vater Klaes auf dem [illegible] sterben sieht und mit seiner [illegible] Mutter, die an gebrochenem Herzen und an den Folgen der Folter stirbt, in die [illegible] der Inquisition fällt. „Klaesens Asche pocht auf meiner Brust.“ das ist fortan das [illegible] seines Handelns. Als [illegible] und [illegible] als Wassergeuse und Freiheits= prediger [illegible] er dem Vaterland; und als er begraben werden soll, steht er — wie in dem alten Volksbuche — wieder auf. „Begräbt man Ulenspiegel, den Geist Flanderns?“

Das Zarteste und Derbste, das Mystische und das Sinnliche, das Grausige und Schalkhafte stehen in diesem Buche dicht beieinander, scheinbar lose aneinandergereiht durch die echt germanische Episodentechnik, durch ein mosaikartiges Zusammen= fügen von [illegible] kleinen Einzelbildern, alle gleich strotzend von Kraft und Lebensfülle und von einem unerhörten Reichtum des Dichters zeugend. Tyl Ulenspiegel ist de Costers Lebens= werk; es ist auch, wie der große belgische Lyriker Verhaeren sagt, „das Gedicht der belgischen Rasse“. Indem ich es ins Deutsche [illegible] hoffte ich es der großen alldeutschen Welt zurückzugewinnen.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Literarische Notizen

Die Cottasche Buchhandlung, die vor kurzem ihr 250jähriges Bestehen feiern konnte, begeht diese Gedenkzeit in der vornehmen Art, die sich für ein so eng mit unsrer vaterländischen Lite= ratur verbundenes Verlagshaus ziemt: sie läßt [illegible] deutsche Bücher. [illegible] unsrer na= [illegible] in neuen guten Aus= [illegible] auch die mit den [illegible] und mit ornamentalem [illegible] ausgestattete Vossische Übersetzung von Homers Odyssee nach der ersten Ausgabe von 1781 (pr. 5 M.). Warum gerade nach dieser? Sind ihr doch noch zu Vossens Lebzeiten drei oder vier andere gefolgt, die der Übersetzer als verbesserte oder gar als „stark ver= besserte“ bezeichnen konnte, weil sie in der Tat den Vers immer strenger und regelrechter bildeten und das deutsche Wort dem griechischen immer enger anpaßten. Doch etwas anderes ging dabei aber verloren, etwas, was den dichterischen und schöpferischen Wert der Vossischen Übertragung ausmacht, die Einfalt und Anmut der Sprache. Unter dem harten Zwange philologischer Richtig= keit schien der Ausdruck manchmal zu erstarren und seine Natürlichkeit einzubüßen. „In der Ausgabe von 1781,“ sagt Michael Bernays, dem wir die Wiedererweckung jener ersten Ausgabe ver= danken, „hatte sich der Übersetzer ein erlaubtes Maß dichterischer Freiheit gewahrt; nicht jedes Wort, nicht jedes Satzglied war der Urschrift [illegible] sam nachgekünstelt, aber Form und Geist der homerischen Darstellung war auf das glücklichste wiederbelebt; der Vers war lockerer gefugt, aber nur um so traulicher konnte er sich dem deutschen Ohre anschmiegen: die Odyssee umfing hier etwas von dem Reize, der sonst nur ein frei geschaffenes Gedicht umgibt.“ Die späteren Ausgaben mögen auch jetzt noch ihren Wert für Gymnasiasten und für Leute haben, die mit ihrer Hilfe das grie= chische Original verstehen und genießen lernen wollen; sonst sind sie durch Goethes Wort über Voß gerichtet (1808): „Wir haben schon in Deutschland mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente sich zuletzt in den Pedantismus verloren, und diesem geht es nun auch so. Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz ver= schwunden.“ Die neue alte Ausgabe wird die Vorherrschaft der ersten nun vollends im deut= schen Hause durchsetzen, und ihre schöne, ruhig= gestimmte Ausstattung wird dazu mithelfen. —

Von dem bekannten Werk des Wiener Pro= fessors Emil Reich über „Henrik Ibsens Dramen“ (gesonderte Vorlesungen über die ein= zelnen Stücke und zusammenfassende Charakteristik) ist bei S. Fischer in Berlin vor kurzem die achte neu bearbeitete und vermehrte Auflage erschienen.

Mitteilung. — Im Anschluß an die im März= heft an dieser Stelle veröffentlichte Mitteilung bittet die Franckhsche Verlagshandlung in Stutt= gart um die Notiz, daß, unabhängig von der „Kleinwelt“, die Zeitschrift für die praktische Be= tätigung aller Naturfreunde „Mikrokosmus“ (mit dem Beiblatt „Laboratorium“) nach wie vor in ihrem Verlage erscheint.

[illegible] Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. [illegible] für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pirkergasse 3. [illegible] verantwortlich Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil [illegible] — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Lesser Ury: Vase mit Blumen.



Mutter

Ein Roman von Albert Geiger

II

Viertes Kapitel: Barbara Alzinger



arbara Alzinger saß halb entkleidet auf ihrem schneeweißen Mädchenbett, in der einen Hand den Brief Silvesters, in der andern die Rubinenhalskette. Beide waren noch spät am Abend von dem Goldschmied abgegeben worden. Die Ampel neben ihr auf dem Tischchen strömte einen rotgelben Schimmer auf ihr nachdenklich über den Brief gesenktes Haupt. Die braunen Haare waren für die Nacht gelöst und schimmerten in einem rötlich goldenen Glanze. Dieses warme Licht rieselte auch über die herrlichen Schultern, die in ihrer satten Reife mehr einem Weibe denn einem Mädchen anzugehören schienen. Es floß in unbestimmten Tönen hinab zu den wunderbar weichen, geschmeidigen weißen Händen, die Brief und Kette anmutig lässig gefaßt hielten. Das Antlitz war ernst. Eine sinnende Ruhe und doch eine holde Gespanntheit lag auf den geneigten Zügen. Die hohe klare Stirn, die edel gezogenen Brauen, die lang herabsinkenden Wimpern, die fein und klug gebaute Nase mit den beweglichen Nasenflügeln, die leicht geöffneten, herb und süß zugleich geschwungenen Lippen mit den kleinen schöngeformten Zähnen, das in sanfter lockender Linie in den zartgeäderten Hals verlaufende Kinn, das bei aller Anmut einer gewissen Kraft nicht entbehrte: alles an diesem Antlitz war in versunkener Aufmerksamkeit befangen. Aber nicht minder ausdrucksvoll wie dieses wunderschöne, harmonische Antlitz, nicht minder vergeistigt und eindringlich war die Sprache dieser Hände. Es lag eine halb unbewußte, halb geschulte Grazie darin. Während das Gesicht mehr in einem weichen, aber dennoch keine Linie verwischenden Halbdunkel lag, ruhten sie warmgebadet im vollen Licht der Ampel. Die langen schmalen Finger, sanft wie die einer Madonna, schienen dennoch ebensoviel Stolz in der Abwehr wie Kraft im Festhalten zu verraten. Die Rubinen der Halskette funkelten mit verstohlen feurigen Blitzen. Diese Blitze hatten etwas Magisch-Beredtes in dem unbestimmten Dämmerlicht, das sonst die mäßig große Kammer erfüllte.

Nun ließ Barbara Alzinger die Hand mit dem Briefe sinken. Sie hob das schöne Haupt, und das Licht der Ampel fiel voll in ihre großen braunen Augen.

Sie waren wie der Samt auf Schmetterlingsflügeln. Sie waren wie der weiche Schmelz des jungen Grases, wenn der Frühlingswind mit den leisesten, zärtlichsten Fingern darüberstreicht. Sie waren wie die Seide der dunklen Rosenblätter. Sie hatten den Blick stolzer, leuchtender Sieghaftigkeit. Und sie hatten das Verborgene, Verschleierte, Verhaltene des Rätsels. Und hinter diesem Verhaltenen und Verschleierten dämmerte es wie eine verheißende Ahnung: Wie berauschend selig, wie königlich reich kann ich den machen, den ich liebe! Aber kann ich noch lieben? Darf ich noch lieben?

Diese Frage gewann immer mehr Ausdruck und Leben in Barbaras Augen.



Sie nahm die Rubinenhalskette, die warm vom warmen Leben ihrer Hände war. Sie ließ sie zwischen den Fingern hin und her gleiten, und wie die Steine im Licht der Ampel aufblitzten, mußte sie an einen Blumenkranz denken, den sie vor Jahresfrist gebunden hatte, und in dem zahlreiche der kleinen Blutstropfen verstreut waren, die im Gras am Wege wachsen. Es war an einem Pfingstmontagnachmittag gewesen. Da es ein herrlicher Tag war, so waren sie wie oft an schönen Tagen in ihren Garten hinter der Michaeliskirche am Michaelsberg hinausgewandert, daselbst zu Mittag zu speisen, zu plaudern oder auch gelehrte Gespräche zu führen; die Laute zu spielen oder aus den lateinischen Dichtern vorzulesen; die Bälle zu schlagen oder lustzuwandeln. Unter den Freunden des berühmten Juristen und ehemaligen Lehrers an der Würzbürger Hochschule hatte sich zum ersten Male auch Silvester Frey befunden. In einer schwierigen Rechtssache hatte er Burkard Alzingers Rat eingeholt und hatte hinwiederum dem Rechtsgelehrten einen sehr wertvollen und weittragenden Dienst in einer verwickelten Geldangelegenheit erweisen können. So hatte ihn Alzinger in seinen engeren Familien- und Freundeskreis gezogen. Den ganzen Tag da außen im Garten hatte Silvester Frey Barbara heimlich beobachtet, da er sie zum ersten Male so recht in Muße beschauen konnte. Mit ihrer stolzen, sichern frauenhaften Anmut schien sie ihm einer Königin gleich in dem kleinen Kreise zu walten. Auch sie hatte den klugen festen Kaufherrn mit Wohlgefallen begrüßt. Er dünkte ihr gegenüber den gelehrten Freunden des Vaters mehr einem Heerführer denn einem Kaufherrn zu gleichen.

Auf dem Heimweg im Abendgold hatte Barbara den Kranz gebunden. Silvester Frey war, etwas voraus den andern, neben ihr geschritten gleich einem Bräutigam neben der Braut, ähnlich wie vor vielen vielen Jahren mit dem Evlein. Sie hatte die Blutstropfen gar artig unter die Lichtnelken, die Skabiosen, die Gänseblumen, das Zuckerbrot und die andern Wiesenblumen verteilt. Einmal, als sie wieder eins der Blutströpfchen in der Hand hielt, hatte sie Silvester angelacht und zu ihm gesagt: „Sehet, Herr Silvester Frey, sieht es nicht aus fast wie ein schöner Granaten- oder Rubinenstein?“ — „Ja!“ hatte er erwidert, und in dem tiefen Atemzug, mit dem das Ja aus seinem Munde gekommen war, hatte sie mit einem leichten Erschauern gespürt, wie sehr ihre sommerreife Schönheit ihn in Banden hielt und quälte. „Ja,“ hatte er gesagt, „so ich ein Zauberer wäre gleich dem, von dem man jetzund auf allen Gassen und Märkten lieset, so wollte ich gleich die Blutströpfchen zu Rubinen verzaubern. Als eine Kette an Euren schönen Nacken, herrliche Jungfrau!“ Dann hatte er geschwiegen, als ob er sich dieser hingerissenen Worte schäme, und eine Blutwelle war über sein ernstes, gehaltenes Gesicht geströmt bis hoch in die Schläfen hinein unter dem ergrauenden Haar, gleich als ob ein Morgenglühen einen Felsen erröten mache. Und wieder hatte sie das Erschauern gespürt, stärker denn vorher. Sie hatte ihn wieder halb von der Seite angeblickt. Dann hatte sie einen starken Grashalm, den sie zum Winden des Kranzes brauchte, mit ihren kleinen starken, gleichmäßig schönen Zähnen zerreißen wollen. Es war nicht gegangen. Da hatte er sich am Wege gebückt und einen Halm abgerissen. Der Halm aber hatte ihn mit seiner Schärfe geschnitten, und einige Tropfen hellen warmen Blutes waren aus dem Schnitt getreten. „Ei, Herr Silvester,“ hatte sie lächelnd gesagt, „Ihr vergießet ja sogar Euer Blut für mich!“ Dann hatte sie den Halm aus seiner Hand entgegengenommen, und es war ihr, als ob diese starke ruhige Manneshand dabei zittre. Bald war der Kranz fertig, und sie hatte ihn sich aufs Haupt gesetzt, schön und strahlend wie die Schönheit des dufterfüllten, blütenschweren, liebeatmenden Sommertags, der da im herrlichsten Abendrot der beglückten Flur Lebewohl sagte. Silvester Frey hatte sie nur angesehen. Gesagt hatte er nichts mehr. Sie hatte aber dann um so mehr gesprochen; gleichsam als müsse sie diesen Schauer wieder in die lächelnde Gelassenheit auflösen, die ihr eigen war. Denn was sollte ihr das? Hatte sie das Recht, diesen ehrenfesten, tüchtigen und feinen Menschen zu verwirren? Aber indem sie redete und redete, merkte sie, daß sie sich mehr und mehr in sein Herz hineinsprach. Als sie vor ihrem Hause hielten, sah er sie seltsam an, etwa wie man ein sehr schönes bezweifeltes und doch innerlich bejubeltes Wunder ansieht, und in der Verwirrung nahm er ihre beiden Hände. „Dank!“ sagte er. Und dann schritt er nach seinem Quartier.

Des Abends hatte Herr Burkard Alzinger zu Ehren seines Gast- und Geschäftsfreundes Silvester Frey ein solennes Nachtmahl richten lassen, bei dem er und seine gelehrten Freunde über die gelehrtesten Dinge der Welt gesprochen und gestritten, Silvester aber nur die schöne Jungfrau Barbara betrachtet hatte. Nach dem Essen hatte man die Laute gebracht. Silvester wurde aufgefordert, zu spielen und zu singen. Er schien befangen, zauderte aber nach seiner gemessenen und doch offenen Art nicht lange und hub eine Ode seines Lieblingsdichters Horatius an, die vor kurzem erst in Musik gesetzt worden war: Integer vitae scelerisque purus. Als er an die Schlußworte kam: Semper Lalagen amabo, dulce ridentem, dulce loquentem, hatte er unwillkürlich zu Barbara hinübergesehen, die, eine Rose in den schönen Händen, mit gesenkten Wimpern dasaß. Sie hatte den Blick gefühlt. So stark, daß sie aufgeschaut hatte. So traf sich ihr Blick mit dem seinigen, und sie errötete fast über die warme und starke Huldigung, die in Silvesters Augen glänzte. Später gingen sie zusammen in die Bücherei des Vaters. Sie zeigte ihm manches kostbare Buch, und zuletzt nahm sie von ihrem eignen Bücherregal ein zierliches Büchlein. „Ihr habt meinem Vater eine große Liebe getan!" sagte sie. „Nun nehmet zum Andenken an den heutigen Tag dieses Büchlein, das mir selbst lieb geworden in manchen Stunden, den Horatius." Sie hätte selbst nicht sagen können, warum ihr das mit dem Buch so gekommen war. Aber sie fühlte solch einen Strom von Zutrauen aus Silvester Frey. So wie eine starke Festigung für ihr eignes, manchmal bei aller äußern Ruhe doch so unruhiges Wesen. Es war ihr so, als hätte sie ihm dankbar sein müssen. Wofür? Vielleicht für diese stumme und ergreifende Huldigung des ergrauenden Mannes.

Silvester Frey neigte tief das kraftvolle Haupt und nahm das Buch entgegen. „Dank für solch hohe, unverdiente Güte!" Mehr sprach er auch jetzt nicht ...

Daran dachte Barbara Alzinger in dieser Sommernacht, da sie auf ihrem schneeweißen Mädchenlager saß, die Rubinenhalskette in ihren Händen und den schlichten Werbebrief Silvester Freys im Schoß. Was sie damals gefühlt hatte, was sie jetzt fühlte, war das Liebe? War es das, was Liebe werden konnte?

Wie in Gedanken nahm sie die Rubinenhalskette und legte sie um ihren Hals.

War es nicht wie eine richtige gefangennehmende Kette zu spüren?

Und war nicht ihr höchstes Glück die Freiheit?

Und mußte es nicht das Gewaltigste von Liebe, die blindzwingende Notwendigkeit der Hingabe sein, um eine solche Kette tragen zu können?

Schwere, schwere Fragen.

Sie nahm wieder den Brief und betrachtete die klaren, festen Schriftzüge, die nur gegen das Ende des Schreibens hin etwas unklarer wurden.

Und sie las noch einmal, Wort für Wort:

Ehrsame geehrte und liebe Jungfrau!

Wenn etwas immer in einem und um einen ist, mit dem Menschen aufsteht, schläft, ißt, Reisen macht, kurzum, bei allem zugegen ist, was er auch immer beginnen mag, so ist dies gewiß ein starkes Ding und verdienet wohl, daß man ihm nachfragt und mit ihm fertig zu werden sucht; auch sich wundert, woher es solche Macht bekommen. Wenn ich mich aber frage, was dieses Ding ist, das mir so wunderlich lebhaft und immer zugegen ist, so möchte ich meinen, es sei die Liebe. Auch daß sie von Gott, von etwas Höchstem stamme, da sie also Macht hat.

Dies zuvor, daß Ihr sehet, ich setze mich nicht leichtsinnig zum Schreiben, sondern daß mich die Not, so schwer oder so lieb sie sei, dazu zwinget. Denn seit Jahr und Tag von dem Heimgang aus Eurem Garten kann ich keine Ruhe mehr finden vor diesem seltsamen Ding in mir, und es ist recht, als hab' eine unsichtbare Hand ein heimlich, aber stark Feuer in mir entzündet, das Nacht und Tag brennt. Das Ding ist die Liebe zu Euch, schönste Jungfrau, und ich weiß nur zu wohl, wie es nun auch ergehe und werde, daß es nimmermehr in mir ersterben kann, sondern daß es unsterblich ist gleich der mir von Gott gegebenen Seele.

Nun weiß ich aber wohl, wie fast verwegen mein Beginnen ist, dies Euch zu schreiben, wie auch fast töricht. Denn ein ehrenhafter und wahrhafter Mann spricht einer Jungfrau nur dann von solchen Dingen, wenn er sie zu seinem lieben Weibe machen will, das ihm zu eigen sei bis zum Tod. Was aber hätte ich wohl für eine

starke und große Hoffnung, daß Ihr, schönste Jungfrau, mich lieben könntet, da ich nicht mehr jung, keineswegs schön, noch auch einigermaßen gelehrt und in Künsten bewandert bin, um Eurer mich würdig zu heißen? Ja, ich fühle mit Beschämung, daß Ihr wohl das Recht hättet, über mein Schreiben zu lachen. Aber ich kenne zu gut Euer herrlich und fürtrefflich Wesen, denn daß ich glauben möchte, Ihr könntet derlei tun.

Denn das ist nun einmal die Art der Liebe, daß sie gerade wie ein Krieger zum Kampf schreitet, der da nicht weiß, ob er zum Tode verwundet oder ob er den Sieg haben wird. Das ist das heilige Recht der Liebe, sich so zum Opfer zu weihen, ob dieses Opfer nun gefällig sei oder nicht. Und darum auch meine ich, daß sie von Gott stamme, dem wir auch unser ganzes Selbst zum Opfer bringen, nicht ahnend oder gar wissend, ob er uns will oder nicht. Also tu' ich heute. Und ich tue das in Demut. Und in solcher Demut frage ich Euch: Wollt Ihr mein Weib werden?

Nun habt Ihr dagegen alles Recht, mir zu erwidern: die Liebe wolle ein ganz und ungeteilt Leben. Ich sei ja aber schon einer andern gewesen. Und da ich diese Frage in Euren schönen Augen sehe, kommt auch das Schwerste und Schamhafteste, so ich zu sagen habe. Und ich weiß kaum, wie ich dieses sagen soll, ohne in große Gefahr zu kommen, daß Ihr von mir denken könntet, ich sei undankbarer, ja schlechter Art und Natur.

Ich habe nämlich bis zu dieser Zeit nichts von der Liebe gewußt. Das sag' ich, ohne meinem lieben verstorbenen Weibe zu nahe zu tun. Als ich sie freite, war mein Herz noch nicht aufgetan. Und als sie gestorben war, lebte ich lange, ohne zu wissen, was Liebe sei. Bis zu jenem Pfingstnachmittag des vorigen Jahres. Ich will Euch auch sagen, daß einmal ein Frühling kam, und daß an einem Abend in diesem Frühling mir so einsam und eigentlich weh zumute ward. Und von dieser Zeit ward dies öfters so, und dann sah ich Euch und sah in Eure Augen.

Darum so dürft Ihr mir glauben, schönste Jungfrau, daß ich mich Euch ganz und ungeteilt biete. Ja, und gewissermaßen jung dazu. Denn seitdem ich das weiß, was Liebe ist, fühl' ich ein Ziehen und Unruhigsein in mir, wie ich es nur in den Jünglingsjahren gespürt habe. Alles ist mir jetzt wie neu, und alles Ding hat eine andre und bessere Bedeutung. Und ich wage kaum, mir fürzustellen, wie herrlich alles wäre, wenn Ihr die Meine würdet!

Ihr denkt aber auch an meine Kinder. Nun, so sag' ich Euch, es hat jeder Mensch ein heilig und ungeschrieben Recht an sich selbst. Und wenn ich reich und stark und gut werde, mehr denn vorher, denn das hat die Liebe zu Euch jetzund schon gewirkt, ist es da nicht auch der Kinder Reichtum und Gewinn? Und muß es nicht dieser Kinder Freude sein, das Glück des Vaters zu sehen?

Aber ich weiß zu wohl: dieses alles sind nichtige Worte, wenn es nicht so bei Euch ist wie bei mir. Oder nein: wie könnt' ich wagen, solches zu hoffen? Aber man geht ja wohl auch durch einen Frühlingswald, da sich kaum die Knospen und Blättlein heben, und denkt doch, so schüchtern und fast ungläubig sich das alles zeigt: Hier wird einst Sommer sein!

Nun noch ein letztes Wort. Als wir dazumals aus Eurem Garten heimgegangen sind, da habt Ihr euch einen Kranz gewunden und gar artig die kleinen Blutströpfchen hinein. Und Ihr habt gesagt, sie seien fast wie Rubinen anzuschauen. Das hat mir oft wie in einem Bild Euch fürgestellt mit einer Rubinenhalskette um den stolzen Nacken. Hier denn ist diese Kette. An Euch liegt es, daß sie eine Kette werde für alle Zeit.

Ich komme den fünften Sonntag nach Trinitatis zu Eurem Vater. Es soll mir ein Zeichen sein, wie Ihr es nehmet, ob Ihr die Kette traget oder nicht.

Nun bin ich in Eure weiße Hand gegeben ganz und gar. Nicht dem größten König der Erden möcht' ich mich so geben. Und nicht wag' ich zu denken, wie es werden soll, wenn Ihr euch mir versaget. Wohl aber weiß ich, daß meine Liebe niemals und nimmerdar aufhören wird.

Silvester Frey.

Barbara ließ den Brief wieder sinken.

Wie klug und gut, wie lauter und wahr, wie gemessen und hingebend zugleich war das Liebeswerben dieses Mannes! Stolz und bescheiden sagte er ihr: Siehe, ich, der Sichere, Starke, Stolze, beuge mich dir. Ermiß daraus, wie schön und begehrenswert du bist. Ermiß aber auch, wie schwer mich eine Weige=



rung treffen würde; wie unendlich schwerer denn das Werben liebeglühender Jugend! Eine heiße Freude durchrann sie bei dem Gedanken, daß sie dieses Mannes erstes, einziges, spätes Liebesgefühl zu erwecken vermocht hatte. Zugleich aber fühlte sie die ganze schwere große Verantwortung, die an sie herantrat.

Denn liebte sie diesen Mann?

Ach, wenn sie, die scheinbar so Heitere, Gelassene, Bestimmte, ein einziges Mal so recht über sich selbst hätte klar werden können, mit sich selbst fertig werden können!

Geboren in einem Hause der Gelehrsamkeit, war sie zwischen Disputationen und Büchern groß geworden. Bedeutende Humanisten wie Reuchlin, Ulrich von Hutten, Willibald Pirkheimer, Eoban Hesse waren im Hause ihres Vaters aus und ein gegangen. Der große Schwung einer freiwerdenden Zeit war auch in sie hineingeströmt. Stolz, kühn, frei war ihr Denken. Mehr war in ihr von Pallas Athene als von Aphrodite. Sie lernte die alten Sprachen und die Klassiker und saß zu Füßen ihres Vaters unter den jugendlichen Hörern, leuchtend von Schönheit und ernst von Wissen. Bewundert und getadelt. Angesungen und angeschmachtet. Aber sie lächelte nur über die Liebe. Das Los der Hausfrau, wie sie es so sah, schien ihr nicht begehrenswert. War es nicht ein schlechteres oder ein besseres Sklaventum? Und wenn es auch von Gold und Juwelen strahlte? Und ihre herbe, starke Schönheit, sollte die sich unter das Joch des Muttertums, der Küchensorgen, der Hausfraupflichten beugen? Das Eigene, das sie hatte, sollte sie es um ein Ungewisses, Fremdes dahingeben? Den Vater verlassen, dessen geistiges Geschöpf sie war, und der nach dem Tode der Mutter nur sie hatte?

So war sie, schön, heiter, aber kühl, fast einer antiken Statue vergleichbar, über ihre Altersgenossinnen weit hinausgewachsen. Die verheirateten sich, kosteten die Süßigkeit der Liebe und des Mutterwerdens, wurden echte, rechte Hausfrauen und betrachteten Barbara Alzinger halb in Bewunderung, halb in Mitleid als ein außerhalb der sonstigen Ordnung der Dinge stehendes weibliches Wesen. Manchmal ward es Barbara selbst aber recht seltsam zumute. Sie fühlte in allem Wissen eine Leere, auf die sie schalt, und die sie in neuem Studium zu vergessen suchte. Dann sah sie wieder den warmen Blick einer Braut, einer Mutter zu ihren Kindern, und sie fühlte das Tote, Kalte wieder in sich.

In ihrem dreiundzwanzigsten Lebensjahre hatte sich dann das ereignet, was den Menschen sonst früher anzukommen pflegt.

Mit guten Empfehlungsbriefen ausgerüstet, hatte sich ein Bakkalaureus aus München ihrem Vater vorgestellt. Er hieß Hans Muralt und war väterlicherseits ein Deutscher, ein Schweizer, mütterlicherseits hatte er das Blut einer Welschtirolerin. Er war schlank, schwarz, und sein Gesicht konnte dem reinsten Jünglingskopf der Antike verglichen werden. Nur war um den feingeschnittenen Mund und in den großen blauen Augen etwas, das diesen klaren Eindruck seiner Jünglingsschönheit unruhig, verworren, drohend machte. Es konnte schwermütig, unzufrieden, Teilnahme heischend, ja rührend und bezwingend sein. Aber auch jählings die Schranken überspringen bis zum Übermut, wo nicht gar zur Ausgelassenheit und spöttischen Frechheit. Sein Wissen war für seine Jugend — er war ein Jahr jünger als Barbara — ein staunenerregendes, und seine Rednergabe glich dem Spiel seiner Augen und seines Mundes: sie war nicht einem deutschen Schwert und seinem Hieb vergleichbar; sie war eine mit größter Klugheit und Sicherheit geführte südländische Klinge, tändelnd, spottend, ihren Angriff maskierend und jählings stechend. Seine dichterische Begabung war nicht gewöhnlicher Natur. Er lieh von der bewegten Natur die Bilder, und er vermochte die Gefühlsregungen vom leisen Erwachen bis zum heftigen Sturm in klangvolle, schmeichelnde und zwingende Worte zu kleiden. Fremdartig waren die Strophenformen, in die er seine Bilder und Empfindungen zu bannen wußte. Wohl dichtete er in den Strophen des Horaz, aber seine Ottaverime, seine Sonette, seine Madrigale und Ritornelle entströmten seinem Munde und seiner Feder leichter, blühender, graziöser, bezaubernder als die antiken Strophenformen. Er brachte seine Gesänge mit einer leicht verschleierten, weich verhaltenen, aber zum bebenden Ausdruck brennendster Leidenschaft rasch und unvermutet sich steigernden Stimme zum Vortrag. Dieses unvermutete, jählings das Gefühl bis auf den Gipfel peitschende Steigern hatte etwas vom sengenden, Aug' und Ohr betäubenden Niederfallen des

Blitzes aus einer schwül rieselnden und raunenden Gewitternacht. Er begleitete sich nicht mit der langen behäbigen deutschen Laute, sondern mit einer kurzen zierlichen Mandoline, die ein Meisterstück genannt werden durfte, verziert mit den köstlichsten Intarsien und funkelnd von Edelsteinen. Er ging immer schwarz, in Seide oder Samt, zuweilen auch in Atlas. In seiner Gewandung war etwas Nachlässiges bei aller Vornehmheit, so, als ob er hätte sagen wollen: ich lege gar keinen Wert darauf; es ist mir selbstverständlich wie Essen, Atmen, Schlafen, daß ich meiner Person entsprechend gekleidet bin. Er hatte überhaupt in seiner Art eine südländische Kunst des Sichgehenlassens. Sein Körper war geschmeidig wie der Stahl eines Floretts und gehärtet wie eine Toledanerklinge. Es war unglaublich, was er im Zechgelage vertragen konnte, und unglaublich, wie er sich ungetrübt und ungeschwächt auf die Arbeit warf. Die Gewalt seines Willens und das Bestrickende seiner Art schien für die Menschen etwas Unentrinnbares zu haben. Er zog sie an sich, ohne daß sie es wollten, ja wider ihren Willen; er machte sie sich mit jener bezaubernden Wärme, die ihm zu Gebote stand, ganz und gar zu eigen und ließ sie dann aus einer ihm selbst mitunter rätselhaften Müdigkeit mit einem Male auf der Seite. Es war merkwürdig, wie bescheiden und hochfahrend zugleich er sein konnte. Es war merkwürdig, wie gut er es mit den Kindern verstand. Ähnlich liebten ihn auch die Niedrigen der Menschheit. Und es war hierbei weniger seine Freigebigkeit als die Art, wie er ohne irgendwelche Herablassung ganz in ihrem Leben und Denken heimisch schien.

Seine Tollheiten machten ihn nur noch bewundernswerter. Dem Geld bezeigte er sehr deutlich seine Verachtung, indem er es mit vollen Händen zum Fenster hinauswarf. Sein Vater, der seinen Hauptstapelplatz in Genua und bedeutende Filialen in Florenz, Mailand, Basel, München, Augsburg, Nürnberg, Köln hatte, ließ ihn gewähren. Wo Hans Muralt war, bildete er einen förmlichen Strudel um sich. Dieser Strudel erregte vielen Mißvergnügen, und zur gleichen Zeit, da Muralt seinen Empfehlungsbrief bei Burkard Alzinger abgab, erhielt dieser mehr als einen Brief, der ihn vor dem ineptus juvenis, dem albernen und zerfahrenen Jüngling, warnte. Was die Weiber betraf, so schien Hans Muralt auf die Mehrzahl eine Art Lähmung auszuüben. Und auch die Festen und Kühlen hatten Mühe, dieses Zaubers Herr zu werden. Auch hier oder vielleicht hier am meisten zeigte sich seine Art, das Unmögliche am liebsten zu begehren. Aber zugleich auch der Zug ins Unbefriedigte, sich selbst und andre Quälende.

Burkard Alzinger hatte dem Ankömmling mit geteilten Erwartungen entgegengesehen. Der Ernst und Eifer indessen, mit dem Hans Muralt sich seinen Studien widmete, die Zurückhaltung, der sich der junge Gelehrte in seiner Gegenwart befleißigte, der freie Anstand, mit dem er sich bewegte und der so sehr abstach von dem sonstigen Treiben der Studierenden, ließen ihn bald jegliches Vorurteil vergessen. Er arbeitete dazumal an einem Kommentar zu den Rechtssätzen des Ulpianus, und da er eines tüchtigen Hilfsarbeiters bedurfte, so fand Hans Muralt rasch Gelegenheit, dem berühmten Rechtslehrer näherzutreten. Alzinger war überrascht von der Sicherheit seines Urteils, seinem scharfen Blick und seiner Gründlichkeit. Inzwischen doktorierte Hans Muralt und gab den prächtigsten Doktorschmaus, den die Hochschule je erlebt hatte. Auf diesem Doktorschmaus kam es zu einer Streitigkeit zwischen Muralt und einem seiner Opponenten, der schon bei der Disputation Muralt zu reizen versucht hatte. Das Ganze endete in einer Schlägerei, welche die Hochschule in zwei Lager spaltete: für und gegen Muralt. Ein Teil hielt zu Muralt, ein größerer stand gegen ihn. Muralt verließ auf den Rat Alzingers auf einige Zeit Würzburg, kehrte aber mit dem neuen Semester wieder zurück, lebte sehr eingezogen und erhielt auf Alzingers warme Fürsprache die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, trotz heftigster Opposition hauptsächlich der Theologen, denen das freie Wesen und die scharfe Zunge Muralts verhaßt waren. Bald aber kam es zu neuen Reibereien. Ein Theologe Petrus Stiegelin, ein heftiger Eiferer, ließ sich in seinen Vorlesungen über das seltsame und ärgerliche Wesen junger Hochschullehrer und ihrer Kreise aus, die, weit entfernt, Gott oder der Wissenschaft zu dienen, in Schnabelschuhen, den Stoßdegen an der Seite, die Laute im Arm, des Nachts die Stadt durchzögen, lose Lieder sängen und in Zuchtlosigkeit und Buhlerei tiefer versunken seien denn die Bewohner Sodoms und Gomorrhas,



den Studierenden aber und nicht minder der Bürgerschaft fortgesetzt Ärgernis gäben. Muralt blieb die Antwort nicht schuldig. In seiner nächsten Vorlesung machte er die Dunkelmänner unbarmherzig lächerlich; er zeichnete sie förmlich in die Luft mit ihrem albernwürdevollen Gebaren, ihren seichten und kindischen Streitigkeiten um Worte, ihrer lächerlichen Unwissenheit, ihren wüsten Trinkgelagen voll plumper Witze und rohem Geschrei. Die Getroffenen brachen in einen Wutschrei aus. Es hagelte Beleidigungen. Muralts Leben wurde bis in die entferntesten Winkel durchstöbert. Er blieb auch jetzt die Antwort nicht schuldig und gab sie in seiner Art. Einer seiner Hörer, übermütig genug, auch den tollsten Streich zu wagen, verkleidete sich als Mädchen. Zärtliche Briefe lockten den Hauptwidersacher Muralts, Petrus Stiegelin, zu einem Stelldichein. Stiegelin, der dem Weiblichen nicht so ganz abhold war, wie seine Zornesreden es vermuten ließen, folgte dieser Einladung. Es kam zu einer lächerlichen Szene, in der Stiegelin schonungslos verhöhnt wurde. Der Skandal war so groß, daß auch die nächstliegenden Universitäten davon erfuhren. Der Senat mußte einschreiten, und das Ende war, daß Hans Muralt die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, entzogen und er selbst der Stadt verwiesen wurde. Alzinger hatte vergeblich sogar beim Fürsten Vorstellungen erhoben. Die Übermacht der Dunkelmänner war zu stark.

Hans Muralts Auszug aus der Stadt gab ein neues Schauspiel. Wohl an die zweihundert Studenten und eine Menge Volks geleiteten ihn, und auf einer Wiese vor der Stadt wurden eine menschengroße Puppe im Mönchsgewand und der Erlaß des Senats unter Absingen von Spottliedern feierlich verbrannt. Diese erneute Herausforderung wurde von den Gegnern aufs übelste vermerkt, und die Angriffe der Gegner Hans Muralts richteten sich nun auch auf Burkard Alzinger, dessen Schützling er gewesen war. Die Folge war, daß Alzinger von seinem Amt an der ohnehin mehr und mehr zerfallenden Würzburger Hochschule zurücktrat und nach Bamberg übersiedelte.

Barbara Alzinger stand an dem Tage, da Hans Muralt seinen geräuschvollen Auszug veranstaltete, im Erker des väterlichen Hauses und sah unbeweglich hinab. In ihrem Innersten wühlte es um so heftiger. Ihr Leben war einem schönen, aber kühlen Maitag ähnlich gewesen. Mit Hans Muralt war volle heiße Sonne hineingefallen. Als Famulus ihres Vaters und später als Dozent war er oftmals Gast in ihrem Hause gewesen. Sie sah die ganze Zeit zurück, wie er zum erstenmal vor sie getreten war, bis zu dem Augenblick, da er Abschied nehmen mußte. Sie sah ihn, die schwarzen, lang herabwallenden Haare um das feingeschnittene Antlitz, schlank und schön und von einer vornehmen Zurückhaltung. Sie sah das Aufblitzen in seinen Augen, und sie sah sich selbst, wie sie in sich gezogen seinen Worten lauschte; tiefer in ihre Seele lauschte, als es sonst ihre Art war. Sie sah sich des Abends beim Auskleiden, wenn Hans Muralt gegangen war, wie sie seinem Wesen, seinen Worten, seinen Liedern nachträumte und eine unbestimmte Empfindung hatte, wie man sie in verhangenen Nächten hat, die fern von einem heimlichen, manchmal aufzuckenden Feuer durchspielt werden. Sie sah sich, wie sie am Morgen mit dem Gedanken an Hans Muralt erwachte und dieses Gedenken nicht aus ihrem Kopfe bringen konnte. Er kam dann, und sie scherzte und stritt mit ihm wie in einem Krieg mit dem Gegner. Seine Lieder machten sie in ihrer Gewalt jäher Gegensätze unruhig. Sie suchte diese Unruhe abzuschütteln. Sie wurde in ihren Scherzen herb, sie wurde beim Streiten böse, so daß Burkard Alzinger sie manches Mal erstaunt ansah. In Hans Muralts Augen lag bei ihrem bittern Spott und ihren heftigen Worten zunächst ein Ausdruck von heimlicher Freude, diese Minerva aus ihrer kühlen Gelassenheit aufgereizt zu haben. Einmal aber hatte sie ihm etwas sehr Scharfes, ja Häßliches gesagt. Da war er aufgestanden, sehr blaß, mit funkelnden Augen. Dann hatte er gelächelt, ihre Hand gefaßt und sie an seine Lippen geführt. Und dann hatte er langsam in einem halb siegesbewußten, halb wehmütig bescheidenen Ton erwidert: „Ich habe keine Waffen gegen Euch. Eure Schönheit und Güte sind klar wie der Himmel und hoch wie die Sonne. Wer will seine Pfeile da hinaufrichten? Umzieht sich der Himmel, verfinstert sich die Sonne, wer darf da zürnen? Er nimmt den Schauer, wie er den Regen empfängt. Göttinnen soll man verehren; aber man soll sich nicht unterstehen, mit ihnen zu streiten. Lasset uns also Friede machen, da der Streit ein so ungleicher ist.

Wer weiß: oft schnellt man einen Pfeil, und eine unsichtbare Hand heißt ihn, zum Herzen des Schützen oder der Schützin zurückzukehren. Gewiß, ich bin jung, vielleicht auch keck, vielleicht, ja sicherlich unbedacht und tadelnswert. Aber ich habe doch so vielen Verstand, daß ich mir die Zeichen zu deuten weiß. Und da ist es mir so, als könntet Ihr mich nicht hassen und habet viele Mühe, dies zu verbergen."

Barbara Alzinger hatte stumm dagestanden. Und er hatte sie einen Augenblick betrachtet, wie sie bezwungen sich bezwang. Und dann war er gegangen, und an diesem Abend dünkte er sich leichter, stärker, trotziger, zu allem Leben freudiger denn sonst. Spät in der Nacht sang er vor ihrem Fenster ein Lied. Und als sie ihm zuhörte, die vor Schreck über sich selbst erglühende Wange in die Finsternis und das Kissen bergend, war es ihr wieder wie in einer Sommernacht voll heimlich aufzuckenden Feuers. Eine seltsame Angst war in ihr, es könne etwas geschehen; sie wußte nicht, was; aber sicherlich etwas, das sie zwingen könnte, einen Schritt vorwärtszugehen, entgegenzugehen. Ihre jungfräulich stolze Würde schien ihr so wie der feinste Staub auf den Flügeln eines Schmetterlings; ein leisestes Verwischen, und das schimmernde Bild war zerstört. Das fühlte sie mehr dunkel als bewußt. Und darum glühte ihre Wange, weil das Lied Hans Muralts so hereinkam, so hereinstieg wie ein Dieb in der Nacht. Weil es so heimlich war und so ungestüm doch. So von einer unbefriedeten Heimatlosigkeit zeugend, einem quälenden Suchen, einem wirren Schweifen, vorbei an allem, was den Menschen sonst Leben und Glück bedeutet. Sie erinnerte sich, daß sie einmal in der Schweiz das Herannahen eines Föhns verspürt hatte. Daß sie, umhergeworfen in der unruhigen Nacht, aufgestanden war und ihr Hemd abgetan hatte, um der Unruhe und Schwüle und Beklemmung Herr zu werden. Da hatte jählings der erste Stoß des Wetters den einen Fensterladen aufgerissen, und durch die klaffenden, stürmenden Wolken war der Mond hereingefallen, und nackt und weiß war sie in dem grellen Mondlicht gestanden. Sie wußte nicht, warum ihr das bei dem Lied Muralts einfiel und sie diese Angst und Scham wie damals hatte. Sie wagte kaum zu atmen, aus Furcht, der Sänger da unten könne auch nur die leiseste Bewegung vernehmen. Endlich brach er ab mit einem hohen klagenden Ton. Seine Schritte verhallten. Aber das Lied blieb lebendig in der stillen dunklen Mädchenkammer.

Müde und bleich war Barbara am Morgen nach dieser Nacht. Eine Weile war er dann nicht gekommen. Schriftlich hatte er sich bei Alzinger Urlaub erbeten. Während dieser Tage führte Barbara ein Leben wie zwischen Tag und Nacht, in einer zuerst ihr unheimlichen und gleichwohl süßen, durchschauernden Seelendämmerung. Ihr Vater fragte sie einmal mit forschendem Blick, was sie habe. Sie lächelte, gab aber keine Antwort. Zuweilen setzte sie sich, als zwänge sie irgend etwas, niederzusitzen, haltzumachen, sich zu besinnen. Als Hans Muralt wiederkam, hatte sie ein andres Wesen denn vorher. Sie lachte nicht laut. Ihre Augen hatten etwas Unruhiges. Sie sprach stokkend. Die Herbheit und Schlagfertigkeit ihrer Rede war verschwunden. Sie bemerkte gar nicht den heimlichen Blick des Triumphes in seinen Augen. Sie sah und fühlte nur, daß er dankbar für ihre sanften, halblaut gesprochenen Worte war. Daß seine Art mild, bescheiden und gut war. Die tiefe Wandlung in ihrem Innern hatte ihn stolz gemacht und mehr noch: sie hatte ihn gerührt. Jenes Scheue, Sanfte, ihr wie ihm Unbegreifliche. Sie fand auch zuweilen in Büchern, die er entlieh, Blätter mit Strophen von seiner Hand. Nicht so wie in jener Nacht. Fast zaghaft, wie er jetzt geworden war. Sie las — und es war ihr, als versänke sie in einer weich umbebenden Wolkenhülle. Das war so wundersam schmeichelnd, machte bang und lullte doch so beruhigend ein wie ein Traum der Morgenfrühe, in den, froh der Wirklichkeit, der erste schüchterne Vogelsang zittert. Ja, so war es nun gut. So schweben und benommen sein und nichts wissen von dem Feuermantel jener Nacht, der sie stürmend und lodernd hatte forttragen, sie sich selbst entreißen wollen. So leise sich an andres verlierend und dennoch sich selbst noch zu eigen. Auch so gar nichts wollend.

Da ereignete sich jene Schlägerei, bei der Hans Muralts Temperament lodernd hervorbrach. Diese häßliche Begebenheit und alles, was sich an Zänkerei und Unruhe in der Stadt dieser Nacht anhängte wie das zähe Rinnsal trüber Bäche einem tobenden

Gewitter, war für Barbara das widrigste Emporgeschrecktwerden aus ihrem Traumleben. Es war, als habe ihr ein böser Geist das Bild Hans Muralts wie in einem Hohlspiegel zu einer wüsten Fratze verzerrt. Sie hatte von jeher das lärmende Treiben der Hochschule gehaßt, zumal die ewigen Zänkereien der Bakkalauren, Lizentiaten, Magister, Doktoren, die einander den Rang abzulaufen suchten. Nun hatte er, gerade er, der ihr so himmelweit anders, feiner, überlegener, größer erschienen war, sich als der Wildeste gezeigt. Der weichdämmernde holde Nebel war zerrissen, und mit einer heißen, schmerzhaften Scham erkannte sie den Abstand, der ihn, den ein Jahr jüngeren, von ihr trennte. Diese Scham ward noch größer, als sie erfuhr, daß ihr Name, von Hans Muralts Gegner spöttelnd genannt, den Wutausbruch entfesselt hatte. Sie schloß sich tagelang ein, und für Wochen sah man sie nicht mehr auf der Straße.

Hans Muralt hatte Würzburg verlassen, ohne ein Lebewohl Barbaras erhalten zu können. Sie hatte ihn auch auf die demütigsten Bitten hin nicht sehen wollen. Sie fürchtete sich vor seinem Anblick. Sie fürchtete, schwach zu werden vor seinen Augen, vor seiner Stimme. Und sie durfte, durfte es nicht werden. Nicht, als ob sie ihm nicht unendlich mehr vergeben hätte! Ja, wahrhaftig, unterm Galgen hätte sie ihn geholt. Aber ihre reine, feine, starke Natur hatte in jäher Erschütterung zu tiefst empfunden, daß von diesem Manne ihr nur Unruhe, Verwirrung, Beschämung kommen könne, und daß sie höchstes Glück mit hundertfacher Erniedrigung werde aufwiegen müssen. Er mochte monatelang, halbe Jahre lang wieder so werden, wie sie ihn einmal auf eine kurze selige Zeit gesehen, erkannt, empfunden hatte. Dann würde die böse Flamme wieder aus ihm hervorbrechen. Nein! Ihr ganzes Wesen strebte nach Klarheit, Sicherheit, Lebensharmonie. Sie hatte sich ihr Leben aufgebaut wie einen reinen, stillen, schönen Tempel. Wer hier heimisch sein wollte, wer hier walten wollte als Priester, der durfte nicht eintreten mit dem wirren Weinlaub wüster Nächte im Haar.

Nein! Sie mußte sich mit schwerem, tiefem Schmerze gestehen, daß Hans Muralt ihr verloren war und verloren bleiben mußte. Aber dieses erste starke Gefühl, das sie bis ins Innerste durchbebt hatte mit jener Kraft ihrer vollen Natur, das ließ sich nicht so leicht entfernen. Es haftete in ihr wie ein Pfeil mit Widerhaken.

Hans Muralt kehrte nach Würzburg zurück, begann seine Vorlesungen und kam auch ab und zu wieder in das Haus Burkard Alzingers. Aber die wenigen Male, da er Barbara sehen und sprechen durfte, hatte sie eine selbst ihm undurchdringliche Scheidewand aufgerichtet. In Hans Muralt tobte wilde Beschämung. Beschämung, daß ihm, dem sonst die Weiber wie reife Früchte zufielen, hier mit einem Male eine Natur entgegentrat, spröde, starr, unbeugsam und unverrückbar wie Felsgestein. Die abweisende Hoheit ihres Wesens war so zwingend, daß er im Laufe der Zeit seine Besuche bei Alzinger ganz aufgab. Hatte er eine Zeitlang eingezogen gelebt, so änderte er nun seine Weise. Die Nächte vergingen in Serenaden, Gelagen, trunkenen Umzügen. Das Sieghafte seines Wesens und das unbestreitbar große Können, über das er verfügte, bewahrte ihn freilich vor einem völligen Sinken in der öffentlichen Meinung. Aber bei Barbara Alzinger sank er um so tiefer. Endlich kam es zu dem Skandal mit jenem Petrus Stiegelin. Hans Muralt mußte Würzburg zum zweitenmal verlassen.

Und nun zog er da unten vorbei, umjohlt von wilden Haufen. Stark, stolz, frei. Aber frech und ungezügelt erschien Barbara diese Freiheit. Sie war allein im Hause, da Alzinger verreist war, um dem ärgerlichen Schauspiel aus dem Wege zu gehen. In eine Ecke des Erkers gedrückt, stand sie da, durchglüht von einer schmerzhaften Scham. Da schritt er, wie ein wüster Volkstribun. Sie hätte ihm sagen mögen: Bist du so klein und niedrig geworden, daß diese Posse dich befriedigen oder auch nur einen Augenblick beschäftigen kann? Und es war ihr, als schleppe man wie diese häßliche Mönchspuppe ihr eignes Selbst durch Schmutz und Kot und Volkslärm hinaus zur schimpflichen Verbrennungsstätte. Einmal noch schaute Hans Muralt herauf. Halb Trotz, halb Schmerz in den flackernden Augen.

Vorbei! — —

Alles dies mit dem ganzen Gewicht einer frisch erwachenden Erinnerung fiel Barbara in der dämmernden Nachtstille auf die Seele. Sie las in dem Werbebrief Silvester Freys



halblaut jene Stelle, wo er schrieb, die Liebe wolle ein ganz und ungeteilt Wesen. Er sei ja aber schon einer andern gewesen. Sie schüttelte das schöne Haupt. Diese Besorgnis Silvester Freys war grundlos. Darin war ihr Leben dem seinen gleich. Auch sie war einmal eines andern gewesen. Aber eines Menschen, der das reine Geschenk ihrer scheu erwachenden Neigung mit wilden Händen durch den Schmutz gezerrt hatte. Ja, übler stand es um sie als um Silvester Frey, wenn sie diesen Zweifel erwog. Durfte sie ihm eine Liebe bieten, die nicht rein war wie der Fittich einer schneeweißen Taube?

Sie nahm die Rubinenkette vom Hals. Sie legte sie auf das Tischchen und den Brief daneben. Sie erhob die herrliche Gestalt und trat zum Fenster. Der eine Flügel war etwas geöffnet. Durch den schmalen Spalt drang die schmeichelnde Nachtluft herein. Die Luft einer Juninacht. Barbara schaute hinaus. Es war eine weichdämmernde, von Lichtern und Schatten geheimnisvoll durchspielte Junimondnacht. Die Linden dufteten durch die Stadt. Von den Feldern kam der Geruch frischen Heus mit herber Würze. Das Gemisch dieser beiden Gerüche hatte etwas berauschend Aufreizendes. Groß, ernst, in breiten Massen lag das Wahrzeichen Bambergs: der Dom. Wie ein im Dunkeln mahnendes Gewissen der Stadt. Wie ein fester, dräuender Wächter auch über die ragenden Giebel ringsum. Alle diese Häuser schliefen in schweigsamem Dunkel. Nur das Licht in ihrer Kammer brannte. Wie eine Unruhe, die nicht zur Ruhe kommen kann. Wie eine Seele, die sich heimlich verzehrt. Wie ein Wunsch, der in der Stille glimmt und nicht sterben will.

Barbara dachte an die Zeit, die sie nach des Vaters Wegzug von der Würzburger Hochschule in Bamberg verlebt hatte. Äußerlich heiter, gelassen, stolz und kühl. Innerlich aber müde, traurig, unruhig. Mehr als einer hatte ihr von Liebe und Ehe gesprochen. Sie hatte nur gelächelt, und in diesem Lächeln war ihr festes, unwandelbares Nein gelegen. Endlich hatte man sich daran gewöhnt, sie als unnahbar zu betrachten. Und man nannte sie spottend: die ewige Jungfrau. Immer aber hörte sie noch manchmal des Nachts unter ihren Fenstern die Laute klingen zu verliebten oder zu spottenden Liedern.

So war sie in das achtundzwanzigste Lebensjahr hineingegangen, eher einem reifen Weibe denn einer Jungfrau gleich, strahlend von einer Schönheit, der ihre Ruhe und Sicherheit etwas Gefährliches gab. Da an der Schwelle dieses Jahres hatte sie Silvester Frey kennen gelernt. Ihr Vater hatte schon dann und wann mit Auszeichnung von ihm gesprochen. Ja, es schien ein Ton in seinen Worten zu klingen, als sei dieser Mann eines edlen und stolzen Weibes würdig und verdiene wohl noch ein volles, starkes Lebensglück. Das hatte Barbara bei des Vaters vorsichtiger Art und seiner fast überzärtlichen Liebe zu ihr erstaunt und neugierig gemacht. Sie hatte dann Silvester Frey in seiner festen, vollen, gemessenen und gütigen Männlichkeit gesehen und gesprochen. Und sie hatte gefunden, daß der Vater nicht zuviel von ihm gesagt hatte. Und nun kam seine Werbung.

Und wieder hob sich quälend in bangen Zweifeln die Frage in ihr: konnte sie noch, durfte sie noch lieben? Nachdem jener Schauer über ihre Mädchenblüte gegangen war und sie müde und unruhig zugleich gemacht hatte?

Dieser Mann bot ihr sein volles, ungeteiltes Herz. Seine ungeschmälerte Liebe. Sein ganzes, unverbrauchtes Wesen.

Was hatte sie ihm dagegen zu geben?

Sie reckte und streckte ihre stolze Gestalt. Und die junge Kraft in ihr dehnte sich wie die Kraft des erwachenden Sommers, der die Hülle der vollknospenden Rose sprengen will.

Ihren Frühling hatte sie nicht mehr. Aber ihren vollen, starken, ungebrochenen Sommer konnte sie ihm geben.

Und wie sie dies bedachte, eine freudige Ahnung ihr Herz weitete und ein machtvoller Glaube sich in ihr hob, da begann unten auf dem Domplatz ein weiches, bittendes Saitenspiel. Und eine Stimme sang dazu:

Bettest du dich still zur Ruh',
Tust die braunen Augen zu,
Tut sich auf die Himmelstür,
Tritt ein goldner Traum herfür.

Führt dich an der zarten Hand
In der Engel Wunderland,
Wo du jetzt und jede Frist
Aller Engel schönster bist.

Ich muß hier so einsam stehn,
Bang nach deinem Fenster sehn,
Wälder, Felder schweigen still,
Niemand mit mir sprechen will.

Deine Hand ist schuld daran.
Deine Hand hat mir's getan.
Ist so weich und blütenweiß
Wie ein Zweig vom Paradeis.

Seltsam bewegend verklang die Weise in der dämmernden Sommernacht.

Wie von einem nahen Glück schien die Nacht zu hauchen und zu raunen. Die Brunnen rieselten. Der Fluß rauschte vernehmlich herüber. Die Nacht wob Silberschleier um ihre warme Schönheit wie eine scheue und doch verlangende Braut. Die Düfte sprachen eindringlicher. Eine unendliche Sehnsucht verzitterte ihre Seele in diesen Düften. Fern tönte halb warnend, halb kläglich ein Nachtwächterhorn. Ein leiser schwerer Regen begann aus dem bedeckten Himmel herabzurieseln, warm wie Tränen.

Barbara hatte in einem bebenden Erschrecken gelauscht.

Und nun klang von unten eine Stimme, die sie noch so wohl im Ohr hatte: „Gute Nacht, Barbara Alzinger! Morgen hol' ich mir die Antwort."

Es war Silvester Frey, der des Abends in Bamberg angekommen war. Unruhe und Ungewißheit hatten ihn nicht länger zu Hause geduldet.

Barbara schrak auf. In einem jähen Entschluß eilte sie zu dem geschnitzten Brett an der Ofenecke, wo sie ihre Lieblingsbücher liegen hatte, und wo immer zur Zeit der Blumen ein Strauß stand. Heute hatte sie aus dem Garten drei dunkelrote, herrlich aufgeblühte, in herber sommerwürziger Schönheit duftende Rosen mitgebracht. Die nahm sie mit zitternder Hand aus dem Zierglas, ging hastig zum Fenster und ließ sie durch die schmale Fensteröffnung hinabgleiten. Der Mond trat in diesem Augenblick schwach aus dem Wolkenschleier und beleuchtete die weiße gnadespendende Hand. Dann raunte das alte webende Dunkel.

„Dank Euch, Jungfer Barbara!" bebte von unten eine Stimme herauf.

Es war geschehen.

Und so war Ruhe in Barbara. Und so war es gut.

Sie löschte das Licht. Im Dunkeln kleidete sie sich völlig aus. Aber als sie schon zu Bette lag und die Schritte des Mannes da unten auf dem nachtschweigenden Domplatz verhallt waren, kam ihr der Gedanke an die Rubinenhalskette. Sie stand im Dunkel auf und nahm tastend vom Tischchen das herrliche Geschmeide. Sie tat sich's um den Hals. Jetzt schon wollte sie es umtun. Diese Nacht sollte es auf ihrer jungen wünschezitternden Brust ruhen. Es sollte Besitz ergreifen von ihrer Schönheit. Und morgen am hellen Tage wollte sie Silvester Frey entgegentreten mit dem vollen Blick vertrauenden Gewährens.

Zweites Buch: Die Hochzeit

Fünftes Kapitel: Die Freunde

Die beiden hatten die ganze Nacht durchzecht.

Der ältere, mit dem feingeschnittenen Gesicht und den großen Augen, die voll Licht und Schatten waren wie eine spiegelnde Welle, stand auf und öffnete das Fenster. Er reckte die schlanke, wunderbar geschmeidige Gestalt. Eine Weile sah er hinaus, wo in der Morgendämmerung die Landschaft wie eine unbestimmte Riesengestalt sich aus den Schleiern der Nacht zu wickeln begann. Dann trat er zu dem Licht am Tisch und löschte es aus.

Der jüngere, die sehnige Gestalt in einem Lehnstuhl etwas zusammengedrückt, tastete nach seinem Becher. „Den Schluck hätt' ich noch der Nacht gönnen mögen! Zu frühe ist es Morgen worden."

„Komm!" erwiderte der ältere. „Wir wollen den letzten Schluck dem aufstehenden Tag opfern. Dies ist zwar heidnisch. Aber wir sind ja halbe Heiden. Oder ganze. Sieh, wie das ungewisse, zögernde, schwankende Frühlicht im Weine lebt und bebt! So ungewiß wie das Leben des Tages, der da seinen Lauf nimmt aus Nacht und Tau. Heilige Frühe! Unbestimmter Hauch von Dingen, die geschehen werden. Unwiderrufbar, weil es so bestimmt ist. Heilige, schicksalsschwere Frühe! Wie der Morgenruf an den Zelten von Kämpfern. Sie regen sich und tasten um sich und heben die Augen. Auf und hinaus ins ringende Licht! Heilige, begnadende Frühe! Der Erde Antlitz enthüllst du! Die großen Meere und rauschenden Ströme blicken dankbar zu dir hinauf. Die Berge und Wälder recken sich dir entgegen. Und das Tal schauert mit allen Tiefen. Sieh, heller und heller schwimmt es im Becher! Wie im Kristall sich magisch der Geist des



Beschworenen zu zeigen beginnt! Schwaches, mattes Silber ist es noch. Bald wird es funkelnder Purpur sein. Bald jauchzendes Gold! O du Leben! O du Morgen! O du Tag! Sooft dieses Wunder geschieht, sooft das Licht Herr der Finsternis wird, sooft die Leuchte am Tische Übernächtiger verlischt oder der früh erwachte Mensch seine Augen emporhebt, so oft wird dies Erstaunen durch die Welt gehen. Daß du bist, daß du uns geschenkt bist, o Leben! In welcher Gestalt immer du erscheinen magst: dein Wunder ist so groß, daß wir staunen und schweigen müssen. Und dann nehmen wir deine seltsame Hand und steigen in das schwankende, tanzende Boot und fahren weiter über den unergründlichen Strom. Wohin? Wozu? Gleichviel! Wir fahren. Und so, angeglüht von dir, o unbeschreibliches Wunder, opfern wir deinem ewigen Geheimnis!"

Der andre war herzugetreten, er hatte seinen Arm um die Hüfte des Freundes geschlungen. In seinen Augen blinkte es wie der erste Schimmer des Tagesgestirns.

Sie hoben die Becher. Sie tranken. Und sie schütteten den schimmernden Rest hinab. Unten am Hause schwankten Rebenzweige mit blühenden Trauben. Die Weinperlen zitterten darüber hin. Noch in den nährenden Grund flossen sie hinab. Da unten war die Fülle eines Gartens. Alle die Blumenhäupter harrten nur des Lichts, um ihr Farbengewand zu zeigen, zu leuchten und zu duften. Jetzt ruhte noch ein graues, da und dort aufblitzendes Spinngewebe über dem Garten. Die Vögel aber hatten schon ihren Weckruf begonnen und flogen hin und her.

„Es ist eine merkwürdige Kraft in dir, Hans Muralt!" sagte der eine der Freunde. „Nächte, die ich sonst verschlafen hätte, werden mit dir zusammen kurz wie nimmer des Tages schönste Stunden. Und das, was den Zechern nach durchwachter Nacht so kläglich ist: das Taumeln in den Morgen hinein — bei dir wird es Feier und Freude! Was bist du für ein Mensch! Wieviel Reiches ist in dir! Du kannst nur immer geben und geben mit vollen Händen! Und wir Armen dürfen dir nicht einmal danken!"

„Schweig, Liberius!" sagte Hans Muralt, wie aus einem Taumel erwachend, mit rauher Stimme. „Es ist nichts zu danken! Wir haben eine Nacht verschwätzt und verzecht. Das ist alles! Nimm meine Worte nicht für mehr, als was sie sind! Ein paar Stunden darüber hin, und sie werden verwischt sein wie der Reif und Tau, der jetzt noch auf dem Garten da drunten liegt."

„Nein, nicht verwischt!" erwiderte Liberius Frey eindringlich, ja heftig mit dem Ungestüm gläubiger Jugend. „Nicht verwischt! Wie du auch reden und dein Bild vor mir zerstören magst! Ich weiß das längst. Ich habe das oft erlebt. Zuerst mit vielem Schmerz. Dann aber mit einer stillen Freude, daß ich stärker war als der häßliche mordende Geist in dir. Mir verwischest du nicht mit einem Wort den Zauber, der von hundert andern Worten in mich gekommen ist."

Hans Muralt sah seinen Freund mit seltsamen Augen an. „Das klingt so wie Treue!" sagte er langsam. „Aber zur schlimmen Stunde weiß man doch nicht, wie das wird."

„Hans Muralt, du willst mich kränken! Ich mache nicht viel Worte —"

„Und dadurch unterscheidest du dich lobenswert von mir!" sprach Hans Muralt lachend.

„Ich bin kein Redner!" fuhr der andre unbeirrt fort. „Aber ich stehe für mich."

„Höre, Freund! Dies Wort ist ein schweres! Ich könnte einmal Lust oder Not haben, dich daran zu mahnen."

„Ja, dann mahne mich nur! Durch dich hab' ich erfahren, was Leben heißt. Durch dich hat alles Ding und Wesen für mich ein ander Licht und eine andre Gestalt gewonnen. Durch dich hab' ich trennen gelernt, was die Menschen sonst mit unverständigen Händen durcheinanderwerfen. Durch dich sind mir die Stunden reicher geworden, als es die Tage, ja die Wochen ehemals waren. Ich war blind. Du hast mich sehend gemacht. Und mich vor allen andern hast du erwählt, dein Freund zu sein. Glaubst du, ich könne das vergessen? Mein Gelübde hast du. Dein bin ich ganz und gar, was auch geschehe!"

Hans Muralt sah hinaus in die mehr und mehr sich entschleiernde und sich erhellende Welt. Er sog den herben, die frischesten Düfte bringenden Morgenhauch ein. Seine Brust hob und weitete sich. Seine schlanken Finger spielten nachlässig mit dem Glas, das er in der Hand hielt.

„Ich hätte dich nicht so lange zurückbehalten, Liberius Frey. Aber du kannst nicht glauben, wie eigen mir zumute war diese

Nacht. Ich habe all die Stunden durch ein feines Klingen im Ohr gehabt wie von springendem Glas. Es war mir, als ob etwas geschehen sei, das mich sehr nahe anginge. Du hast allen Grund, über mich zu lachen. Aber ich versichere dich: ich bin manchmal abergläubischer als alle die alten Weiber von Chiromanten, Nekromanten, Astrologen, Adepten und wie sie sonst heißen mögen, die jetzt den lieben deutschen Himmel mit Beschwörungsformeln verfinstern. Es war die Nacht durch so ein zuckend Feuer in der Luft. Gerade da hinüber, dem Frankenland zu. So ein zehrend Feuer. Es ist etwas geschehen. Etwas, das Gewalt über mich haben und mich bestimmen wird."

„Ich wüßte nicht, was Gewalt über dich haben könnte."

Hans Muralt sah vor sich hin. „Nicht einmal der hochwohlweise Senat!" sagte er spottend und in seiner Weise unvermutet auf ein andres Gebiet überspringend. „Und der dünkt sich doch gewiß, als sei ihm alle Macht im Himmel und auf Erden verliehen."

„Sie müssen dich nehmen, wie du bist, und können dich nicht vertreiben von der Hochschule, wie sie dich einst von Würzburg vertrieben haben. Sie müssen sehen, wie viele zu dir halten, so stolz und in dich gezogen du bist. Das ist der Ärger deiner Neider und Feinde."

„Sie müssen mich nehmen, wie ich bin. Je wichtiger die Mienen meiner Herren Kollegen sind, desto deutlicher zeige ich ihnen, daß sie mir gleichgültig sind. Nun wollen sie an mir vorbeisehen. Aber da bringt sie wieder meine ausgesuchte Zuvorkommenheit in Verwirrung. So wissen sie nie, woran sie sind. Denn nichts ist ihnen schwerer, als sich in eines Menschen rasch wechselnde Art zu finden. Bleiklötze sind die Leute hierzulande. Ihre Haut ist dauerhaft wie Krokodilshaut. Ich wechsle die meine im Tag zehnmal. Sie leben und lehren nach dem Rechenbuch. Langweilig wie der Pendelschlag der Uhren."

„So ist nun einmal unser Deutschland!" erwiderte Liberius Frey. „Aber es ist auch viel Kraft und Macht und Bleibendes drin."

„Wohl! Wohl! Aber mit meiner Natur werd' ich hier ewig ein Fremdling sein! Mein Element ist nun einmal die Flamme, die Unruhe. Es ist, als habe meine südländische Mutter mich mit Etschwein großgesäugt."

„Und das ist es gerade, was so viele in deinen Kreis zwingt! Wider Willen! Das ist es auch, was dir die Hörsäle füllt."

„Ich geize nicht um Zuhörer. Ich würde so gern vor fünfen lesen wie vor hundert. Sie sagen: meine Vortragsart sei Spiegelfechterei. Weil ich tote Dinge zu beleben weiß. Weil das bißchen Witz, das mir zu Gebote steht, den trocknen Stoff mitnimmt wie ein schneller Renner einen langweiligen Paßgänger. Weil ich auch in der dürftigsten Materie noch nach etwas Blühendem, Saftspendendem suche. Und daß der Kurfürst mit hochdero Gemahlin in allerhöchsteigner Person mir die Ehre gönnen, das macht die Armen schief und toll vor Neid. Oh, und wenn sie nur wüßten, wie wenig auch daran ich hänge! Daß ich alles das, was die Menschen mir neiden, zu jeder Stunde von mir werfen kann wie dieses ausgetrunkene Glas. Da!" Er warf das Glas, ein venezianisches von feinstem Schliff, hinab in den Garten. Auf dem gepflasterten Gang, der den Garten abteilte, zerschellte es in tausend Scherben.

„Es war dein Lieblingsglas!" sagte Liberius Frey fast vorwurfsvoll.

„Sieh, Liberius, das macht mich stark, daß ich jeden Augenblick mich und alles, was mein ist, preisgeben kann! Schau' hinaus! Schau' diesen Strom, der unablässig sich verliert ins grenzenlose Meer, um immer wieder sich zu finden! Schau' diese Fülle von Blüten und schwellenden Früchten, diese Verschwendung der Natur! Dieses gleichgültige Hingeben des Reichtums! Schau' dieses Licht, das jetzt hinter den Bergen aufzuckt, wie es strömt in einer heitern großen Unbekümmertheit! Schau' im Geiste dieses Gewimmel von Menschen, das hier nun bald die Gassen und Plätze und Säle und Kammern füllen wird! Schau' über die Erde und all ihr Treiben hin, und schau' über sie hinaus in all die kreisenden Weiten und Welten! Und du mußt sagen: alles das ist in einer großen Art gedacht und geschaffen. Das hat kein Krämer- und kein Professorengeist an den fünf Fingern abgezählt. Darin liegt eine göttliche Wollust unbeschreiblichen Reichtums. Woher dieser Reichtum fließt — was wissen wir davon? Aber dieses unbekümmerten Gefühles eine Welle in sich zu spüren, sich so verschenken, so vergeuden zu können, das dünkt mich des Menschen Höchstes. Und so ist er dem großen Schaffenden am nächsten. Doch

was wissen alle die Schlafmützen drunten von diesem Gefühl! Ängstlich wie eine Hökerfrau ihren Korb Äpfel, so hüten sie ihre Weisheit. Ihr Ämtlein. Ihre Ehren und Würden. Belastete und schwitzende Esel sind sie alle. Und das vielleicht neiden sie mir am meisten im Innern: daß ich so frei und so fast frech in meiner Freiheit bin."

Die beiden standen eine Weile in Schweigen. Der Tag griff mit Lichthänden in die Welt und zerstreute und scheuchte die letzte Dämmerung. Die tiefer im Tal gelegenen Teile der Stadt: Giebel, Tore, Türme, gewundene Straßen, Gärten und Bäume, tauchten verschlafen und fremdartig aus der Dämmerung. Weiterhin lag das Land mit Rebbergen, Wäldern, Kirchtürmen, Dörfern. Alles schien wie neugeschaffen durch das Licht. Das Älteste schien sich jugendlich zu recken und zu strecken. Die Kraft des Erwachens war in dieser Stunde, die stille, große, gewaltige Kraft, die der Tag so bald langsam und müde macht. Und in dem Meer von Licht, das über die grünen Wälder und die schauernde Ebene und die blitzende Stadt floß, um in dem wallenden Strom den Wunderspiegel seiner Schönheit zu finden, kam es wie ein herrlicher, unfaßbar herrlicher Klang aus der ewig rätselhaften Weite. Lauter tönte das Lied der Vögel, wie erfaßt von der Gewalt dieses Klanges. Selbst der lächerliche Schrei der Hähne hatte etwas von der Inbrunst, mit welcher die Kreatur die große Mutter, das Licht, begrüßt.

Es war hell in der Gelehrtenstube geworden. Die beiden Freunde standen im vollen Licht. Liberius Frey in seiner blonden straffen und doch weichen Jugend. In dieser Hingegebenheit an den andern, die so ganz und gar aus dem ehrlichsten Innern kam. In diesem Zuhören und Aufgehen und unbewußten Sichverlieren im Wesen des Freundes. Und Hans Muralt in diesem gleichgültigen und doch bewußten triumphierenden Gefühl seiner Kraft. Und zugleich der unbefriedigten Spannung in allem. Dieser Spannung, die noch immer das Drohende, Gefährliche hatte, wenn auch manches vom Mann und seiner sichern Beherrschtheit in ihn gekommen war. In diesem Glanz und Klang einer ungeschwächten Natur, die dennoch einen Schatten über sich wußte. Denn die Flamme seines Wesens brannte zu unruhvoll, um ohne düsternden Rauch brennen zu können.

Liberius sah Hans Muralt mit einem Blick unbedingter Bewunderung an. „Du bist glücklich!" sagte er statt aller andern Worte.

„Glücklich?" antwortete der, indem sich tiefer ein Schatten in sein Gesicht grub.

„Glücklich —"

„Sieh, Liberius Frey, diese funkelnde Schale des Lebens, die der Tag uns darbringt, rein ist sie wie Kristall im Schoß des Felsens! Und was macht dir der Tag daraus? In den köstlichen Trank, in dem du alle Frische des Daseins mit einem langen Zug einzuschlürfen scheinst: was alles an Langweiligkeit, Verdrossenheit, Kläglichkeit, Krimskrams aller Art, Trübung und Vergiftung träuft der Tag hinein! Wieviel ist mir schon am Frühtrank meines Lebens beschmutzt und vergiftet worden! Wieviel Unrat hab' ich selbst hineingeworfen mit spöttisch-verzweifelnder Hand!"

Er fiel in Sinnen. Dann fuhr er sich jählings über die Augen. Seine Stimme war verändert, traurig, schmerzlich, als er fortfuhr. Liberius Frey erstaunte.

„Es war einmal etwas in meinem Leben, das war so rein wie dieser erwachende Tag. So frisch. So herb. Und so herrlich in dieser Frische und Herbheit. Das hat sich mir versagt. Das einzige, das ich von allen irdischen Dingen wahrhaft begehrt habe. Das hat sich mir geweigert. Es hat sich gescheut vor meiner Freiheit und Wildheit. Oh, es war die köstlichste Mischung von scheuem Kind und wissendem Menschen! Eine Schönheit, die von innen herausstrahlte wie eine Leuchte aus einem Gemach. Es war ein Weib. Ein Mädchen und dennoch ein Weib. Ihr Stolz machte ihre Hingebung noch berauschender. Ich habe von dieser Hingebung nichts erfaßt als die zitternden Fingerspitzen. Dann war es aus. Sie hat eine solche Mauer zwischen sich und mich gebaut, daß man sie nicht ersteigen könnte, hätte man sich mit allem Blut des Herzens daran geklebt. Ihr Stolz war glätter als der geschliffenste Stahl. — Aber was red' ich da! Wie kleidet mich das! Wäre nicht in dieser Nacht so ein Bohren und Zerren in mir gewesen — bei diesem freudigen, gleichgültigen, seufzerfreien Licht, ich hätte niemals daran gedacht! Sieh, schon öffnet der Nachbar Christoph seinen Laden. Und dort schlurft Hans Wanst über die Gasse. Komm, springen wir mit einem Satz aus dem Alltag hinaus in die freie

grüne Welt!" Und mit starkem Schwung schwang er sich hinab. Lachend sah er hinauf. „Frisch und mir gefolgt! Irgendwo im Wald schlafen wir uns aus, und bis der Pedell in den Hörsaal schellt, sind wir so fest und nüchtern wie jemals eins der trippelnden zweibeinigen Geschöpfe, die sich Mensch nennen!"

Da schwang sich Liberius Frey auf die Fensterbrüstung. Blond, schlank, stark stand er im Fensterrahmen. Er reckte die Arme nach dem Himmel. Ein Stolz durchbebte ihn. „Nimm mich, Licht des Morgens!" rief er. Und so sprang er dem erwartenden Freund geradezu in die ausgebreiteten Arme.

* * *

Nach jenem theatralischen Auszug aus Würzburg war Hans Muralt eine Zeitlang tat- und lustlos umhergeschweift. Man sah ihn da, man sah ihn dort. Immer in einer gleichgültig-hochmütigen Art, hinter der sich im tiefsten Grunde seines Wesens eine bohrende Verstimmung verbarg. Er fand überall Freunde. Aber nicht auf lange Zeit. Sein Vater, dem das eigentlich unnütze Leben des Sohnes auf die Dauer nicht gefallen wollte, drang darauf, daß er sich wieder habilitiere. Freilich, nach dem Würzburger Skandal schien das ein fast aussichtsloses Beginnen. Dennoch brachten Geldbeziehungen, die der alte Muralt zu einem Kurfürsten unterhielt, es nach langen Bemühungen zustande, daß sich Hans Muralt die Pforten einer rheinischen Hochschule auftaten. Er hielt juristische und philosophische Vorlesungen. Der Ruf einer merkwürdigen Persönlichkeit, der ihm vorausgeeilt war, ebensosehr wie die Kunst und Kraft seines Vortrages füllten ihm bald den Hörsaal. Hatte man aber irgendwelchen neuen Skandal von ihm erwartet, so sah man sich enttäuscht. Er blieb ganz für sich und vermied es, eine lärmende Gefolgschaft wie einst in früherer Zeit um sich zu scharen. Man ließ ihn seiner Art, die man für eine neue Verrücktheit seines Wesens hielt.

Eines Tags war Muralt in jener üblen Empfindung eines innerlich unbefriedigten Lebens, die ihn in der letzten Zeit öfters befiel, nach einer kleinen Stadt hinausgeritten. Es war Jahrmarkt, und in der dichtgedrängten Schenke am Markt produzierte sich einer jener fahrenden Gaukler und Wunderärzte, wie sie mit hochtrabenden Titeln und üblen Streichen in jener Zeit Deutschland unsicher machten. Wider Willen, mehr aus Langerweile und Gleichgültigkeit trat Hans Muralt in die Schenke ein. Sein vornehm-verdrießliches Auftreten, die Hochachtung, welche ihm die aufstehenden Studenten bewiesen, die kühle Gelassenheit, mit welcher er dankte, ließen den Gaukler, einen spitzbärtigen und grauhaarigen Mann mit stechenden, unruhigen schwarzen Augen, einen Gelehrten von Ansehen in dem Eingetretenen alsbald erkennen. Und halb aus Haß gegen die Hochschullehrer, die das unsaubere Gewerbe der fahrenden Schwarzkünstler verachteten und bespöttelten, halb aus angewöhnter Prahlsucht fing er an, sich in maßlosen Redensarten seiner Wissenschaft zu rühmen, immer gegen Hans Muralt und die Studenten gewandt. Die Studenten lachten ihn aus. Da geriet der Gaukler in Wut und stieß heftige Schmähungen gegen die Hochschulen und ihre Professoren aus.

Hans Muralt, den sonst die Prahlereien des Gauklers belustigt hätten, dem sie aber an diesem Tag in ein reizbares Innere fielen, stand auf und bedeutete ihm mit kurzen Worten, er möge schweigen. Und da der Gaukler, nunmehr gelb vor Wut, noch frecher schimpfte und prahlte, nahm ihn Muralt kurzerhand am Kragen und warf ihn unter den Tisch, also, daß er im Fallen den Tisch umriß und seine Zauberbücher, Phiolen, Mixturen und Instrumente über ihm zusammenkollerten. Wie der Blitz war der Wütende wieder auf den Füßen und an Muralt. Aber ebenso rasch hatte sich ein blonder sehniger Jüngling, ein Hörer Muralts, zwischen die beiden gedrängt. Seine Schulter fing den Messerstich des Gauklers auf. Hans Muralt, der von diesem Handel wenig Ehre zu erwarten hatte, übergab den Jüngling seinen Freunden, und mit gezogenen Degen wichen sie langsam aus der Wirtsstube. Draußen hob Hans Muralt seinen bewußtlosen Verteidiger vor sich aufs Pferd und sprengte zur Stadt zurück. Die Studenten fanden einen Wagen und entzogen sich so der in ihrem Vergnügen aufgestörten tobenden Volksmenge.

Es erregte immerhin Aufsehen, als Muralt mit dem Bewußtlosen vor sich auf dem Sattel in die Stadt einsprengte. Man erfuhr auch bald den Anlaß, und die Wohlmeinenderen unter den Hochschuldozenten konnten nicht umhin, die Züchtigung des Gauklers

begreiflich und gerecht zu finden, wenngleich sie der Meinung waren, ein Hochschullehrer müsse es unter seiner Würde finden, mit Menschen dieser Art seine Hand zu beschmutzen. Hans Muralt duldete nicht, daß der Verwundete auf sein Quartier in der Studentenburse geschafft werde. Er hatte ihn bei sich selbst aufgenommen und pflegte ihn mit Hilfe eines tüchtigen Arztes mehrere Wochen bis zu seiner völligen Gesundung. In dieser ganzen Zeit zeigte er eine wahrhaft rührende Sorgfalt für den Jüngling. Er fand an dem freien, tüchtigen, geraden und doch schwärmerischen jungen Manne mehr Gefallen denn seit langer Zeit an einem Menschen. Es war so etwas natürlich und in aller Bescheidenheit doch so stolz sich Hingebendes in Liberius Frey. Eine von Muralt oft in sich selbst schmerzlich vermißte Einfalt des Herzens. Etwas Gläubiges über allen Spott Hans Muralts hinaus. Etwas, das Muralt wie eine neue Jugend erschien; eine Verjüngung, ein Rinascimento für sein jäh sich verbrauchendes unruhvolles Wesen.

So waren Hans Muralt und Liberius Frey Freunde geworden.

✱ ✱ ✱

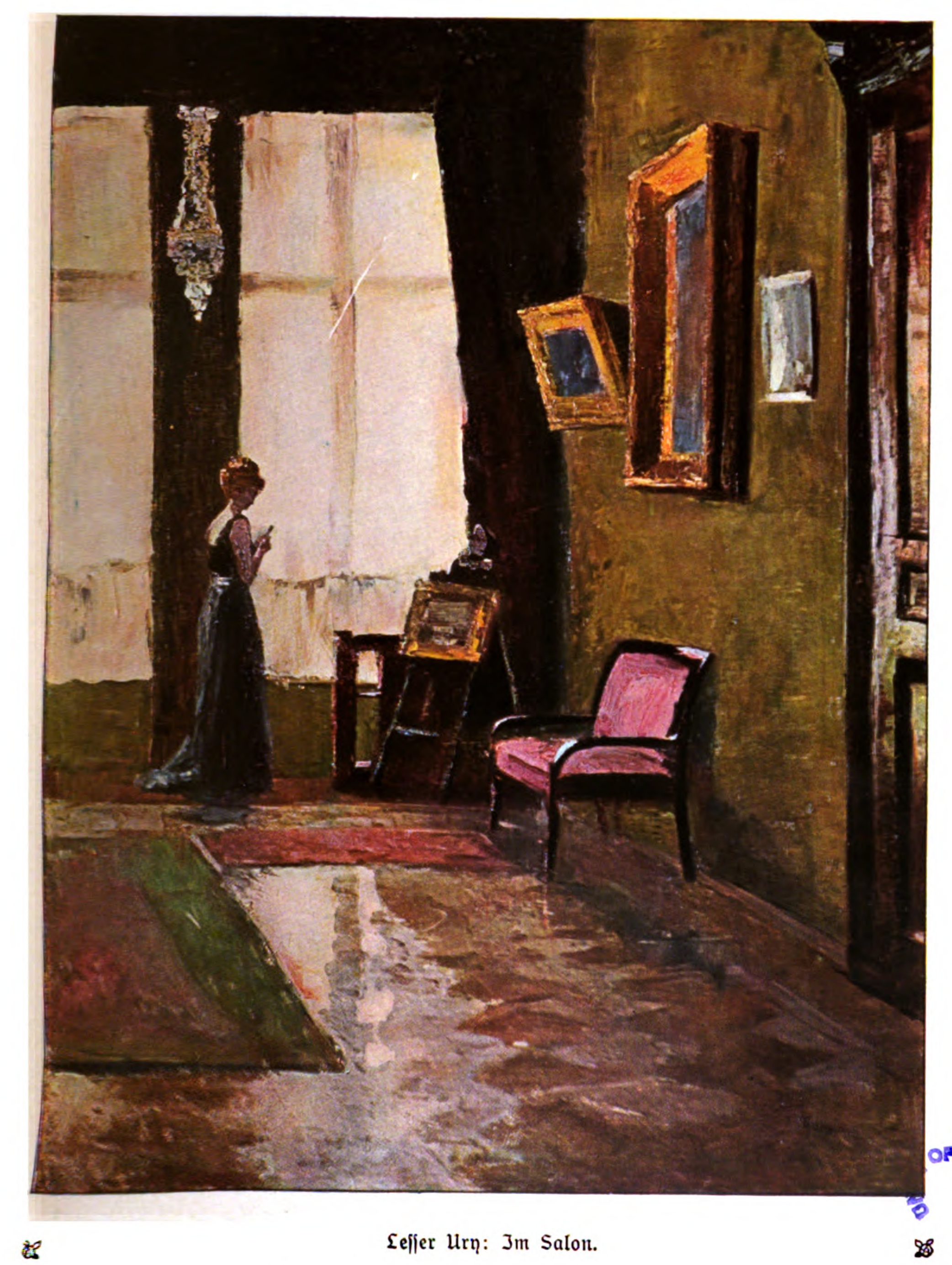
Die Goldschale des Morgens hatte sich mehr und mehr mit dem Staub des Tages gefüllt. Eine gewittrige Hitze flimmerte fast unerträglich über den engen Gassen der Stadt. Hans Muralt saß nach seiner Nachmittagsvorlesung halb entkleidet in seinem großen, prächtig geschnitzten Lehnstuhl. Seine Gedanken schweiften. Und einer kehrte hartnäckig immer wieder zurück. Der Gedanke an das Weib, von dem er in der Frühe gesprochen hatte. Er ärgerte sich über diese Schwäche seines Denkens und überließ sich doch mit einer schmerzlichen Nachgiebigkeit dieser Schwäche. Regungslos, die schlanken Glieder ausgestreckt, die feine lange ringgeschmückte Hand über den Augen, lag er da. Und all sein Leben, wie er es so überdachte, kam ihm doch im Grunde so nutzlos und vergeudet vor. Die Worte der Schrift gingen ihm durch den Sinn: Und wenn er mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht! Ja, das war es wohl, was ihn trotz der Schwärmerei der Nacht heute so starr und bleiern und gleichgültig und dennoch unruhig machte: dieses Fehlen der Liebe. Wohl hatte er den Liberius. Aber wie lange mochte er ihm bleiben? Wie oft schon hatte er ihn mit vorbedachtem Spott hart auf die Probe gestellt. Wie oft hatte er mit unschöner Freude dieses Schauspiel einer ringenden jungen Seele betrachtet, der er noch eben Ströme von Begeisterung hatte einfluten lassen, um sie im nächsten Augenblick mit Eiseskälte höhnischer Bezweiflung zu überschütten. Über kurz oder lang würde sicherlich auch Liberius Frey seines sprunghaften Wesens müde; wie es schon so mancher geworden war, der sich verstimmt und gekränkt zurückgezogen hatte! Woher kam diese Grausamkeit in seinem Wesen? Woher dieses Nichtliebenkönnen? War es das Zuviel des Reichtums, den ihm die Natur gegeben hatte? Machte das ihn so schweifend, so vergeuderisch und so arm doch in allem Reichtum? Sein Leben war ein glänzendes Feuerwerk; aber es wärmte nicht. Ein prunkender Garten; aber ohne den stillgewaltigen Duft einer einzigen Wiesenblume. Ein Kunststück; aber keine Tat.

Er kniff die Lippen zusammen wie in höhnischer Abwehr gegen diese bittern Worte, die ihm aus der Tiefe seiner Seele ungewollt heraufklangen.

Eine — eine hätte ihn anders machen können! Und die hatte nicht gewollt.

Noch heute, in dieser schlaffen und doch bittern Stunde empfand er den Stachel jener längst vergangenen Tage, da sich jenes Mädchen von ihm gewandt hatte. Und warum? Weil er einen Frechen gezüchtigt hatte, der es wagte, Barbaras Namen mit verächtlichem Spott zu nennen. Darum hatte sie ihm den Laufpaß gegeben, wie man einen lästig gewordenen Diener fortjagt. Daß er ihr nicht hatte Trotz bieten können! Daß er in ihr seine Meisterin hatte finden müssen! Daß ein Weib stärker gewesen war als seine freie selbstsichere Kraft, da ihm doch die Weiber bisher nichts als ein Belieben, eine Laune, ein Spielzeug gewesen waren! Noch jetzt knirschte er mit den Zähnen. Noch jetzt zuckte es ihm in der Hand, wie es ihm einst gezuckt hatte nach irgend etwas, wäre es selbst ein Dolch gewesen, um diesen kühlen, übersehenden, rasendmachenden Stolz zu beugen, zu brechen, zu morden, wenn es sein mußte. Und noch jetzt empfand er das lähmende, beschämende Gefühl der Ohnmacht vor dieser starken, stillen Mädchenhoheit.

Es klopfte.



Lesser Ury: Im Salon.

Liberius Frey trat ein.

Er sah ernst, ja bedrückt aus. Seufzend ließ er sich auf einen Stuhl fallen. Es herrschte eine Weile Schweigen. Liberius nahm zerstreut ein Buch vom Tisch, blätterte darin und legte es wieder an seinen Platz zurück. Eine Biene summte durch das offne Fenster herein, umkreiste die beiden und summte wieder hinaus. Der Himmel hatte sich verdüstert. Das Gewitter, das in der Nacht fern über dem Frankenland geleuchtet hatte, schien hierhergezogen zu sein, den Main entlang, dem Rhein zu. Man hörte das unruhige Suchen und Rascheln des Windes in den Blättern. Ein Windstoß fuhr auf wie ein jäh erwachter Schmerz. Eine Katze miaute aus einem Nachbarhause in kläglichen Tönen.

„Es ist ein Wetter, das einem in allen Fingern zuckt!" sagte Hans Muralt. „Man möchte gleich zuschlagen. Jetzt wünschte ich mir so eine rechte Rauferei! Nein, pfui! Aber einen Feind so recht Aug' in Aug' vor den Stoßdegen. Und Blitz und Stoß! — Wie so ein Sommertag sich zu Ende quält! Wenn nur Blitz und Schlag erst herunterführen. Du machst auch so ein verquältes Gesicht, Liberius. Was hast du denn?"

„Ich hab' in meinem Quartier einen Brief meiner Schwester vorgefunden. Einer unsrer Geschäftsboten hat ihn gebracht."

„Und?"

„Sie schreibt, mein Vater wolle sich noch einmal verheiraten."

Hans Muralt pfiff leise durch die Zähne. Dann sagte er langsam: „Das ist ja aller Ende kein Meerwunder. Dein Vater ist, wie man so zu sagen pflegt, in den besten Jahren und so lange unbeweibt gewesen, daß ich seinen Wunsch verstehen kann und du füglich auch nichts dagegen geltend machen kannst."

„Ganz und gar hast du recht," rief Liberius lebhaft, indem er aufstand und in der Stube hin und her ging. „Mein Vater ist ein so ausgezeichneter, besonnener und wählerischer Mann, daß er sicherlich nur eine Gute gewählt haben kann."

„Also?"

Liberius blieb stehen. „Ich gönn' ihm sein Glück aus vollstem Herzen. Aber die Irmgard!"

„Deine Schwester? Ei, die wird ja auch wohl bald unter die Haube kommen."

„Ich habe dir ja schon von ihr erzählt. Sie lebt und webt einzig im Gedenken unsrer toten Mutter. Sie kennt nichts andres als unser Haus und die Kirche, in der sie für die Mutter betet. Sie weiß gar nichts vom Leben und ist mit ihren sechzehn Jahren ein rechtes unverständiges kindisches Kind. Sie hat sich so in unsre Mutter versonnen, daß ich alle Furcht habe, es werde nicht ohne großen Verdruß abgehen, wenn eine andre Mutter ins Haus kommt. Und das wäre mir unlieb für den Vater wie auch für die Schwester."

Hans Muralt strich sich mit einem leichten Ausdruck von Langerweile über die Stirn. Was bedeuteten ihm Familiensorgen? „Das wird alles seinen richtigen Lauf nehmen!" sagte er nachlässig. „Und wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Sie schreibt darüber nichts Sicheres. Sie meint, Anfang September."

„Ei, das wird ein großes Fest im Hause Frey werden."

„Du spottest!" sagte Liberius. „Aber mir ist es durchaus nicht ums Lachen. Mein Vater ist des höchsten Glückes würdig. Und ich würde nur mit großem Schmerz es ansehen können, wenn er des neugewonnenen Lebens nicht völlig froh werden könnte."

Es war wieder eine Weile Stille, ein schwüles, beklommenes, dumpflastendes Schweigen, in welches von draußen das Auffallen der ersten schweren Tropfen auf die Blätter hereintönte.

Dann fragte Hans Muralt in dem gleichen nachlässigen Tone: „Und wie heißt die Auserwählte deines Vaters?"

„Warte! Ich habe den Namen in der Eile gar nicht recht gelesen." Er nahm das Brieflein mit den Schriftzügen der Schwester aus seinem Wams.

Er las und sagte endlich: „Sie heißt Barbara Alzinger und wohnt in Bamberg."

In diesem Augenblick löste sich die Spannung des Gewitterhimmels über der Stadt in einem grell herab- und in die Stube hereinzuckenden blauweißen Feuer. Ein schmetternder Donnerschlag folgte fast alsogleich wie ein eilfertiger Trabant.

Hans Muralt war in die Höhe geschnellt. Er hatte die großen blauen Augen starr und weit aufgerissen. Es lag etwas Drohendes, Unheimliches und zugleich Abwehrendes in diesen Augen.



„Was ist dir? Bist du nicht wohl?“ fragte Liberius bestürzt.

Muralt schritt langsam mit schleppenden Schritten zu einem Büchergestell. Er betrachtete die Bücherreihen.

Liberius sah ihm erstaunt zu, wie er ein Buch herausnahm und es wieder an einer andern Stelle hineinstellte, und wie er das mit leicht zitternden Händen mehrere Male wiederholte. Er trat dem Freunde näher, und endlich sagte er: „Gewiß ist dir nicht wohl. Deine Hände zittern. Dein ganzes Wesen ist so seltsam.“

„Ich bin ein altes Weib!“ erwiderte Hans Muralt. „Es ist die Unruhe von der Nacht. Ich hab' es die ganze Zeit verspürt.“

Er stand einige Augenblicke ganz ruhig. Man fühlte und sah aber, wie er mit sich rang. Und jählings lief das Zittern von seinen Fingern in den Körper. Seine Hände schienen nach etwas zu suchen. Sein Gesicht verzerrte sich. Und dann stieß er einen furchtbaren Wutschrei aus, der wie die Flamme des Himmels aus seinen bebenden Lippen brach: „Maledetto!“ Und schlug die Hände vors Gesicht und blieb so, keuchend und in allen Tiefen des Körpers seiner Erschütterung preisgegeben, erbarmungswürdig hilflos stehen.

„Hans Muralt, um Gottes willen, was geht vor? Was hast du?“ Liberius hatte mit bebender Stimme gefragt.

Aber schon löste sich der Krampf in Muralts Körper. Er atmete langsamer. Endlich, nach einer bangen Stille, sagte er mit einer gebrochenen, aber kalten, ja gleichgültigen Stimme: „Es stammt von der Mutter her und befällt mich manchmal bei solchem gewitterbrütenden Wetter.“

Liberius Frey war dicht an den Freund herangetreten. Er sah ihm in die düstern Augen. Er faßte seine kalte schlaffe Hand.

„Geh jetzt!“ sagte Hans Muralt nach einer Weile. „Ich habe zu arbeiten.“

„Laß mich noch bei dir sein!“ bat Liberius besorgt.

„Daß ich in Gesellschaft das Gefühl meiner irdischen Jämmerlichkeit auskosten kann? Nein! Es ist genug, daß du Zeuge warst, wie ich — — Geh jetzt!“ fuhr er rauh fort. „Ich will allein sein.“

„Darf ich auf den Abend wiederkommen, zu schauen, wie du dich befindest?“

„Ich bitte dich, verliere kein Wort mehr über diese Sache, wenn wir Freunde bleiben wollen!“

Liberius Frey nahm sein Barett. Er ging zur Tür. Aber an der Tür kehrte er noch einmal um. Er schritt auf den Freund zu. Er nahm wieder seine Hand, seine schlaffe, fast widerwillige Hand. Er drückte sie herzlich. „Vergib mir, Hans Muralt,“ sprach er mit warmer, bittender Stimme, „daß ich dich in einer Schwäche gesehen habe, dich, den Freien, Starken, Stolzen! Ich bitte dich, laß keinen andern Gedanken in dir sein, als daß ich tiefer denn jemals fühle, wie ergeben ich dir bin bis in die letzte Faser.“

Muralt winkte mit der Hand.

In seltsamer Bewegung verließ Liberius Frey das Gemach des Freundes.

Muralt hatte recht gehabt: die funkelnde Goldschale des Morgens hatte sich mit all der trübenden Unruhe und Verworrenheit des Tages gefüllt.

Er hatte schon oft gestaunt über die aus widersprechenden Elementen zusammengesetzte Natur des Freundes. Aber daß so etwas wie der Blitz des Himmels über ihn kommen könnte, hätte er nie gedacht. Es schien ihm eine Quelle heimlicher Leiden jählings aufgedeckt zu haben. Wie mußte gerade Hans Muralt gedemütigt und verbittert sein, einen solchen Zustand selbst vor den Augen eines Freundes verraten zu haben!

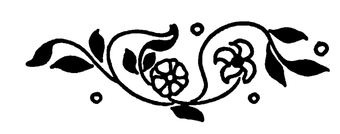
Nun, mit doppelter Liebe wollte er dem Freunde zur Seite sein!

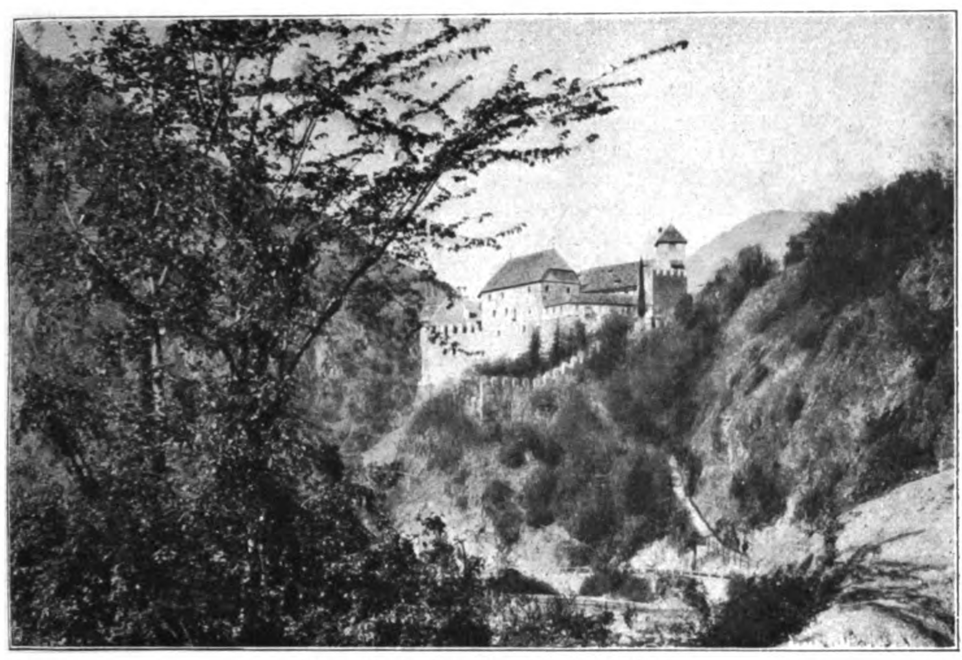
Muralt stand noch immer regungslos wie eine schöne starre Bildsäule.

Draußen rauschte der Regen nieder, als müsse er mit aller Kraft eine wilde lodernde Flamme löschen.

Dann riß sich Muralt mit einem gewaltsamen Ruck aus seiner Betäubung. „Barbara Alzinger,“ murmelte er vor sich hin, „nimm dich in acht!“

(Fortsetzung folgt.)





Burg Runkelstein: Ansicht von Süden.

Runkelstein

Von Dr. Oskar Doering in Dachau

Mit zwölf Abbildunzen nach Aufnahmen von Wilhelm Müller in Bozen



Der moderne Kulturmensch hat es doch gut. Noch zu Wielands Zeiten mußte man warten, bis einem die Musen den Hippogryphen gesattelt hatten, wenn man eine Fahrt ins alte romantische Land antreten wollte. Heutzutage setzt man sich auf den Schnellzug, und wenn man genug gefahren ist, ergreift man Rucksack und Wanderstab, und siehe da, alle Wunder tun sich auf, und noch dazu, sie sind kein Gebilde der Phantasie, keine Träume, keine dichterische Gestaltung unerfüllbarer Hoffnungen, sondern leibhaftige Wirklichkeit. Was man in seinen Schulzeiten mühselig, nicht immer mit sonderlicher Begeisterung in seinen Kopf gestopft hat als begrifflosen, toten Wissenskram, es gewinnt Leben und Wahrheit, es steht sichtbar da und grüßt uns, fremd und neu und doch wie etwas Liebes, Altes, Vertrautes. Über Raum und Zeit ist eine Brücke geschlagen; wir halten Einkehr durch das Tor, das zu Schätzen und Schönheiten führt, deren Dasein wir einstmals kaum ahnen konnten.

Altes romantisches Land des Mittelalters, Land der Burgen, Land der Dichtung! Auch du bist Wahrheit bis auf den heutigen Tag. Noch erklingt in dir der Laut jener Sprache, vom Volk getreu bewahrt, in der einst Walther von der Vogelweide und mancher andre edle Minnesänger ihre Lieder zum Entzücken ihrer Zeit gesungen haben; noch ragen Mauern und Türme, die vor längst verrauschten Jahrhunderten vom Klange der Waffen und vom Lärm fröhlicher Turniere widerhallten, die mitlauschen durften, wenn in Saal und Garten die holden Weisen erklangen, die sich miterfreuten an Bildung und Lebenskunst längst vergangener Geschlechter.

Die uralte Straße, die durch das Tal der Sill hinaufzieht zum Brennerpaß und jenseits absteigt an der schäumenden und wirbelnden Eisack hin dem sonnigen Süden entgegen — das ganze Mittelalter hindurch sieht sie die kriegerischen Scharen aus dem Norden in reisiger Wehr gen Süden ziehen, sieht sie wiederkehren, siegreich oder besiegt, immer als Helden, und in ihrem Gefolge führen sie die Kultur mit heim, die Wärme der Schönheit und Bildung vom alten Nährboden des römischen Reiches zur Heimat im fernen, wälderdurchrauschten Norden. Weit zerstreuen sie sich dort, aber im Lande Tirol bleiben sie beieinander, und an ihren Wegen

ersprießen Fürstensitze, Bischofsstädte und andre Stätten reichster Bildung. Es ist kein Zufall, daß von unsern wenigen Nibelungenhandschriften drei auf tiroler Gebiet gefunden worden sind. Das alles wird gefördert durch die Blüte des Handels vor allem dort, wo, wie in Bozen, von alters her bedeutende Wege zusammentreffen. Noch Goethe sah und rühmte die kaufmännische Betriebsamkeit dort, als er nach Italien zog.

Wie köstlich ist es, von diesem gesegneten Orte aus Streifzüge nach den vielen von alters her berühmten Stätten anzutreten, wo die Kultur der Vorfahren, wo ihre Kunst und Dichtung sich Denkmäler errichtet hat! So war es an jenem herrlichen Frühlingstage, wo ich nordwärts aus Bozen hinauswanderte. Links das muntre Wasser der Talfer, das der Eisack entgegenrauscht, um sich mit ihr in die Etsch zu stürzen. Köstlicher Blumenduft in den milden Lüften. Rechts über dem Häusergewirr der alten Stadt das wilde Gebirgsland des Rosengartens. Ein Denkmal steht auf der schönen Promenade, den Zwergkönig Laurin darstellend, wie der Held Dietrich von Bern ihn überwindet. Weiter



Burg Runkelstein: Ansicht von Nordosten.

geht es sanft im Tale bergan. Plötzlich öffnet sich der Blick, und nahe liegt, auf stolzem Porphyrfels trotzend, das Schloß **Runkelstein**. Die über Schutt und Geröll schäumende Talfer im Vordergrunde, rechts und links waldige aufstrebende Bergwände, die Mitte des Hintergrundes von der Gruppe der Burggebäude erfüllt. Massig ragt der breite Pallas empor. Davor niedriger über Eck der südliche Wehrgang mit der Verbindung, die zum ersten Stockwerk des Pallas führt. Noch weiter rechts neben und über des Burghüters Wohnung der kurze kräftige Turm. Im Hintergrunde schauen die großen Gebäude der östlichen Partie herüber, während links vom Pallas der westliche Wehrgang mit seinen Zinnen und das Sommerhaus mit den Rittersälen im Obergeschoß die Gruppe abrunden. Vervollständigt wird das malerische Bild durch die weiter vorn den Zugangspfad verwahrende Ringmauer mit ihren starrenden Zinnen. Ein Gemälde von überwältigender malerischer Wirkung!

Ernster, mehr an den Charakter eines Wehrbaues erinnernd, zeigt sich das Schloß, wenn wir es von Westen betrachten. Etwas einförmig erhebt sich die mächtige Mauermasse auf dem Felsen; nur wenige Fenster unterbrechen die breite Fläche, der Pallas ragt mitten über die zinnenbewehrten Mauern empor, die Nordostecke ist charaktervoll durch einen zweistöckigen flachen Erkerbau betont, links davon sehen wir die Mauer des Vintlerschen Sommerhauses.

Höchst imposant ist endlich die dritte Schauseite, die nordöstliche. Noch mächtiger denn zuvor steigt der starrende Fels vor uns auf, die reichbewegte Gruppe auf seinem Gipfel tragend. Wieder sehen wir, jetzt ganz rechts, das Sommerhaus mit den Fenstern der darüber befindlichen Rittersäle; daran schließt sich die alte Küche, gleich daneben folgt die Sakristei. Ihr zur Linken springt der Kapellenbau mit der fast genau östlich angeordneten, halbrunden Apsis hervor. Die Kapelle lehnt sich gegen links an den großen Bau, der die Kaisersäle enthält, und den ganz zur Linken wiederum der Turm abschließt. Davor springt im spitzen Winkel der Zwinger mit seinem Wehrgange hervor; seine Kante ist mit kräftigen, schwalbenschwanzähnlich eingekerbten, sogenannten Gibellinenzinnen besetzt. So zeigt sich der mächtige Bau heute und scheint schier unversehrt. Und

 Burg Runkelstein: Ansicht von Nordosten. 

doch hat er arge Zeiten hinter sich, Zeiten, in denen sein Untergang besiegelt schien. Stürzte doch im Jahre 1868 ein großer Teil des Felsens am Nordabhange samt dem daraufstehenden Teile der Mauer des Sommerhauses herunter. Auch sonst war der Zustand traurig genug, bis im Jahre 1881 Erzherzog Johann Salvator die Burg kaufte und wiederherstellen ließ. Jetzt gehört sie der Stadt Bozen, der sie am 24. September 1893 vom Kaiser Franz Josef als unveräußerliches Eigentum geschenkt worden ist.

Es ist eine tüchtige Wanderung, aber herrlich genußreich, bis der zuvor verlassene Weg wieder erreicht wird, der zur Höhe des Burgfelsens führt. Aufwärts geht es durch üppiges Grün der südlichen Vegetation, jetzt steil zwischen Zypressen und Kastanien, Efeu und Weinlaub bergan. Noch einige Schritte, und der Burggraben mit der Brücke darüber, die wehrhafte Mauer, die den Graben durchschneidet, und ein trotziges Tor tauchen aus der malerischen Wildnis auf. Über dem Eingange grüßt, in farbigen Resten erkennbar, das stattliche Wappen der Grafen von Lichtenstein. Keinem Unfriedlichen wäre es einstmals zu raten gewesen, sich dem Tore zu nahen; von oben dräut ein Gußerker, in den dann später, zu Zeiten, da man Feuergewehre hatte, eine Schießscharte eingemauert worden ist. Noch ist die schwere eichene, mit Eisen beschlagene Tür vorhanden, ein langer Querbalken dient als Riegel. Aber dem friedlichen, sommerlichen Fremdling von heute steht die Pforte freundlich offen.

Wandrer, hemme den Schritt! Die Stätte, der du dich nahst, ist eingeweiht! Des alten deutschen Rittertums, der alten deutschen Dichtung und Kunst Geister wohnen hier und wollen Zwiesprache mit dir halten. Hier zur Rechten, von uraltem Efeu umsponnen, ragt der Bau, wo einst Kaiser Maximilian gewohnt hat. Dort rechts im Hintergrunde führt die Tür zur Kapelle. Links steigt die Mauer des Pallas empor, und den Hintergrund schließt die Bogenhalle des Sommerhauses und dessen prächtiger hölzerner Söller malerisch ab. Welch eine Stätte zum Rasten, zum Träumen!



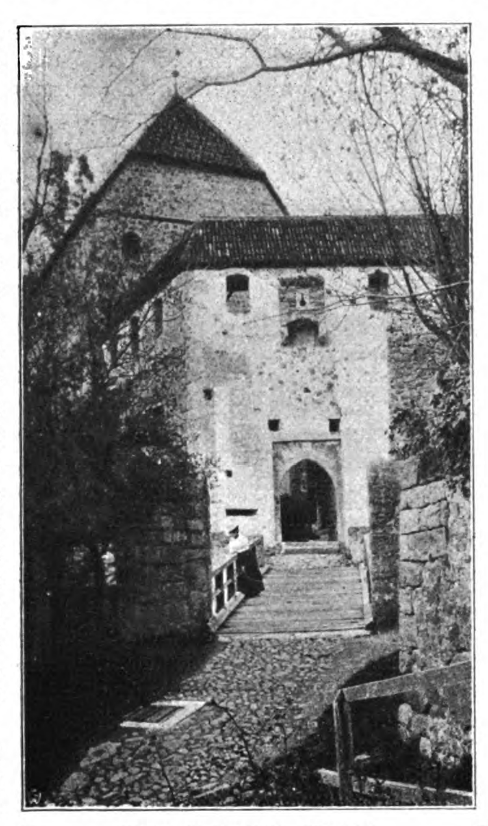
Burg Runkelstein: Ansicht von Westen.

Und wir sitzen und ruhen, schlürfen den prächtigen Magdalener, und wo zur Rechten die Reste des auf steinernen Konsolen ruhenden Wehrganges sich hinziehen, lassen wir die Blicke durchs offne Fenster in die Ferne schweifen und suchen mit unsern Gedanken die Vergangenheit.

So wie wir jetzt hier, mag schon manch alter römischer Feldherr von diesem Gipfel ins beherrschte Land hinausgeblickt und an seine Heimat im Süden gedacht haben, deren schmeichelnde linde Lüfte er auch hier im Barbarenlande noch spüren durfte. Denn uralt ist die Siedelung auf diesem Berge. Und doch wissen wir wenig von ihr, außer daß Kaiser Gratian am Ende des vierten Jahrhunderts hier Befestigungen errichtet, vielleicht auch nur erneuert und verstärkt hat. Danach schweigt es mehr denn acht Jahrhunderte hindurch. Da kamen 1237, vom Bischof von Trient belehnt, die Brüder Friedrich und Beral, die Söhne Adalperos von Wanga und bauten sich hier ihre Trutzfeste. Das Geschlecht starb 1320 aus, und das Runkelsteiner Schloß fiel an den Bischof zurück. Der übergab es dem Ritter Gottschalt, von dem kam es durch Heirat an die Herren von Schenna und Villanders. Und dann erschien der große Tag, da im Jahre 1387 das Besitztum an die Brüder Vintler von Bozen verkauft wurde. Nikolaus und Franz hießen sie, die aus dem bescheidenen und in Verfall geratenen Bauwerk einen stolzen Rittersitz erschufen. Nicht nur für die Befestigung wurde gesorgt, Graben, Außenmauern, Brunnen wurden hergestellt, sondern auch neue Gebäude errichtet. Der nordöstliche Flügel, die Kapelle, zwei neue Türme und das Sommerhaus verdankten den Vintlers ihre Entstehung. Und nachdem die Brüder für die praktischen Ansprüche des Lebens gesorgt hatten, wandten sie all ihr Interesse und gewiß große materielle Opfer daran, ihren Wohnsitz zu einem Heim der Künste und Wissenschaften zu machen. Eine Bibliothek wurde angelegt, Dichter und Maler bedeutendsten Ranges herangezogen. Auf Runkelstein verfaßte Hans Sendlinger, der Burgkaplan, seine Reimchronik, hier dichtete Heinz Vintler, des Nikolaus Vetter, das berühmte Tugendbuch. Und was die Poesie der jüngstvergangenen Zeiten, was die der Gegenwart erschuf, in diesem Schlosse las und genoß man es, gewiß nicht in einsiedlerischer Zurückgezogenheit, sondern im leben-, geist- und frohsinnsprühenden Kreise gleichgestimmter Seelen. Und was man las, sann und lebte, das trachtete man auch zu verewigen, und an den Wänden der Burg hielten Stift und Pinsel es fest nach des kunstsinnigen Nikolaus Vintlers Weisung. So wurde Runkelstein, weil das meiste von jenem malerischen Schmucke sich gut oder wenigstens erträglich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, für uns ein kulturgeschichtliches, literar- und kunstgeschichtliches Denkmal ersten Ranges.

Der Mann, dem Runkelstein seinen Ruhm verdankt, ist 1414 gestorben, nachdem ihm wegen seiner Verbindung mit dem Adelsbunde an der Etsch all sein Eigentum und auch Runkelstein hatte genommen werden sollen. Zum Glück war aber die Strafe größtenteils unterblieben. Dann kam das Schloß durch Erbschaft in den Besitz der Schroffensteiner und Metzner, von denen an Erzherzog Sigismund. 1465 finden wir es wieder in den Händen des Tridentiner Bischofs und nach dessen Tode wiederum in denen des Erzherzogs. Zu den Männern, denen die Verwaltung der Burg anvertraut war, hat 1500 Georg von Frundsberg gehört. Aber das Schloß alterte und mit ihm seine Malereien. Knapp ein Jahrhundert nach

ihrer Entstehung müssen sie schon ziemlich verdorben gewesen sein. Damals erlebte Runkelstein glänzende Tage. Kaiser Maximilian I. kehrte dort ein, freute sich über die „gute alte Istori“ — die alten Historienbilder — und gab Befehl, was an ihnen und dem Gebäude verdorben war, auszubessern. Die Herstellung der Malereien besorgten die Meister Friedrich Lebenbacher und Jörg Kölderer von Brixen sowie Marx Reichlich, der vielleicht aus Innsbruck stammte. Das geschah in der Zeit von 1504 bis 1508. Und dann geschah es 1520 unter dem Unterpfleger Grünberger, daß eine Feuersbrunst ausbrach und eine furchtbare Pulverexplosion schweren Schaden anrichtete. Kaiser Ferdinand ließ die Burg herstellen. Pfleger wurde nach Frundsbergs Tode 1528 Sigismund von Brandiser; von diesem kam Runkelstein 1538 an die Grafen von Lichtenstein. Diese Familie hinterließ es 1754 der Kaiserin Maria Theresia, und während der Verfall der Burg immer weitere Fortschritte machte, wurde sie in der Folgezeit Mensalgut des Fürstbischofs von Trient.

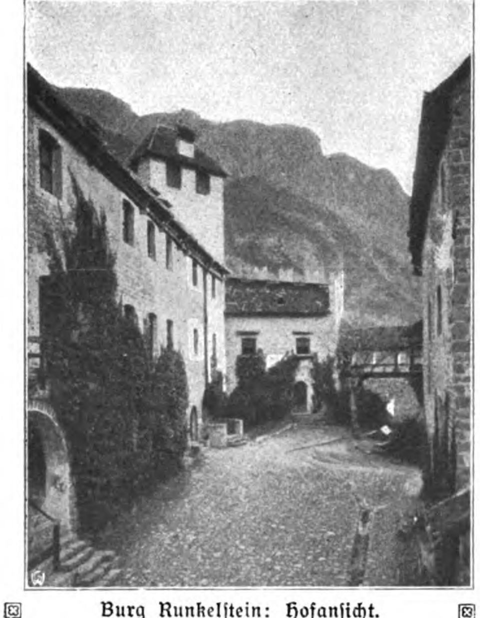


Burg Runkelstein: Eingang.

Jetzt ist sie wohlgeborgen und, soweit menschliche Möglichkeit reicht, auf hoffentlich noch recht lange Zeit hinaus vor weiterem Verderb geschützt. Noch viele werden kommen und sich ihrer erfreuen, an Poesie und Wein sich berauschen. Das zu tun, steht heute jedem frei, seitdem der alte Sarner-Toni hier auf der Burg nicht mehr sein Regiment führt. Schade, daß das alte Original nicht mehr ist! Es gibt wenige solche in unsern Tagen. Ich habe ihn schmerzlich vermißt, den prächtigen, knorrigen alten Menschen, der mit zu den Sehenswürdigkeiten von Runkelstein gehörte. Auch den Bozenern fehlt er sehr. Wo ist jetzt die Möglichkeit, sich anschnauzen zu lassen, wenn man ein Viertel Wein mehr verlangt, als ehemals der getreue Eckard selbst für zuträglich hielt? Wer holt jetzt das Brot aus seinem Bett und fordert die Leute, die es daraufhin nicht essen mögen, auf, das Lokal zu verlassen? Der alte Sarner-Toni duzte ohne Unterschied jeden; er genierte sich vor niemandem und war nicht in Verlegenheit zu setzen. Wie oft haben sich Bozener Ausflügler den Spaß gemacht, zur Bezahlung ihrer kleinen Zeche dem Toni einen Tausendguldenschein zu überreichen. Da zuckte er mit keiner Wimper, sondern ging in seine Behausung, um mit dem gewechselten Gelde wiederzukommen. Wer ihn zuerst sah, dem wollte diese Wohlhabenheit schwer einleuchten. Unter solchen Umständen hatte der Toni natürlich nicht nötig, Trinkgelder anzunehmen. Kam da eines Tags eine Dame sehr hohen Standes mit Gefolge, und weil es ein heißer Sommertag war, hatte sie ein etwas tief ausgeschnittenes Kleid. Als es nun ans Abschiednehmen ging und ein paar Kreuzer für genossenen Wein zu begleichen waren, ließ die hohe Dame dem Toni durch ihren Kavalier eine Fünfguldennote überreichen, die sollte er behalten. Er aber sträubte sich, nahm unter keinen Umständen das Geschenk an und sagte zur Begründung, die Dame könnte das Geld selbst besser brauchen, damit sie sich ein komplettes Gewand kaufe. Ähnliche prächtige Geschichten sind noch viele von ihm in Umlauf. Nun ist er hin, der alte drollige Burgdrache, und hat ein Stück guter Stimmung mit sich genommen. Heute geht alles fein höflich zu. Mit bescheidenem Tone wird man aufgenommen und gefragt, ob man an der Führung durch die

Räume teilnehmen wolle. Und dann geht es im Automobiltempo durch die drei Hauptgebäude, und ehe man sich's versieht, ist man schon wieder im Freien.

In etwas gemäßigterem Schritt durchwandre ich im Geiste noch einmal all die schönen und interessanten Stätten. Es kommen hier so viele Umstände zusammen, um die Eindrücke tiefer und dauernder zu machen als anderswo. Denn wenn es sich nur um Wandmalereien handelte, an denen wäre auch sonst im Lande Tirol kein Mangel, zumal auf den Burgen nicht. War doch solches höfischer Brauch, wie in den Dichtungen nicht selten erwähnt wird. Der Pfaffe Amis erhielt den Auftrag, im Saale des französischen Königs Szenen aus dem Leben Davids und Alexanders des Großen darzustellen. Die Schlacht von Ronceval prangte im Palaste Terramers. Der „Renner" des Hugo von Trimberg preist die schönen „gemelde an palast wenden". Und nicht nur szenische Darstellungen, sondern auch ornamentale, die Blumenmuster und Goldverzierungen der Wände finden wir in der Literatur erwähnt und sehen daraus, welch hoher Wert auf diese Art des Schmuckes gelegt wurde. Dekorativen Charakter haben in der Wirklichkeit durchweg auch die figürlichen Bilder. Im Norden Deutschlands sind solche Wandmalereien höchst spärlich. In einem Hause in Stolberg am Harz fand ich an der Fachwerkwand eine Zeichnung, die gewiß eine Szene aus dem ritterlichen Leben dargestellt hat. Noch waren der Rest einer Burg mit Ringmauer und eine Kathedrale deutlich zu erkennen. Die Malerei stammte nach den ornamentalen Elementen aus dem dreizehnten Jahrhundert. Leider ist sie samt dem uralten Hause vor ein paar Jahren zugrunde gegangen, aber zuvor habe ich beides noch in meinem Werke „Alte Fachwerkbauten der Provinz Sachsen" veröffentlichen können. Im Süden und Südwesten Deutschlands findet sich dergleichen zum Glück häufiger. So jene Malereien im Refektorium des Templerhauses zu Metz oder die von Karlstein im Tale der Beraun, welche man mit Recht mit denen von Runkelstein in Vergleich gebracht hat. Bleiben wir aber bei der Betrachtung der tiroler Wandmalereien.



Burg Runkelstein: Hofansicht.

Wo sie auch auftreten, was sie auch vorstellen, sie sind charakteristisch, monumental, schlicht und dabei bedeutend im Vortrage. In den meisten wichtigeren Orten Tirols gab es im Mittelalter Malschulen. Wir finden sie, bei aller Selbständigkeit, unter dem Einflusse derer von Salzburg, Bayern und Schwaben und, wie es sich denken läßt, von Oberitalien. Im Etschtal herrschte die Bozener Schule, von der sich mehrere Blüteperioden feststellen lassen. Eine Künstlerpersönlichkeit, die man wohl das Recht haben wird mit den Runkelsteiner Fresken in Beziehung zu bringen, ist Hans Stockinger von Bozen. Wir begegnen ihm an verschiedenen Orten. So malte er 1407 in Terlan, später in St. Jakob in der Au bei Bozen, in St. Cyprian in Sarntheim, und auch an andern Orten läßt sich seine Tätigkeit nachweisen. Die Gegenstände, die in der tiroler Malerei der gotischen Zeit dargestellt werden, sind häufig religiöser Art; ich erinnere nur an die berühmten Fresken des Domkreuzganges zu Brixen. Sogar Totentänze finden sich, so in Pinzolo, Caresol, in St. Johann bei Bozen. Aber überwiegend wird doch das Leben, und zwar das der Zeit, der man angehörte, oder das zeitlose der romantischen Dichtung verherrlicht. In der landesfürstlichen Burg zu Meran bewundern wir allerlei historische und sagenhafte Helden und interessieren uns für Szenen der Jagd. Solche finden wir oft, so in Hohen-Eppan, auf der Burg zu Lichtenberg bei Mals, im Turmzimmer der Burg



Burg Runkelstein: Hofansicht.

Frundsberg bei Schwaz. Wandmalereien gibt es in Tirol so viele, daß unmöglich ihrer aller gedacht werden kann. Sie blicken auf uralte Tradition zurück. Das älteste Beispiel eines solchen Zyklus auf tiroler Boden war in Dambel im Nonstale. Jene schlichten Konturzeichnungen gymnastischer und religiöser Szenen dürfen sogar noch als Erzeugnis etruskischer Kunst angesehen werden.

Der an Gebäuden und einzelnen Abteilungen reichste Teil der Burg Runkelstein, der östliche, enthält die Räume, auf die schon zuvor hingewiesen wurde, als wir die Burg von außen betrachteten. Sie bieten im Innern nicht eben viel. Hiervon machen auch die Zimmer, die einst Kaiser Maximilian bewohnt hat, keine Ausnahme. Der einzige Raum von größerem Interesse ist die Kapelle, zu der vom Hofe aus eine Freitreppe emporführt. Eine reizende Einzelheit findet sich hier. Im sechzehnten Jahrhundert hat jemand eine Strophe eines Minneliedes mit Rötel an die Außenwand geschrieben. Leider ist eine Lücke darin, die sich aber leicht ausfüllen läßt, da dem Sinne nach von den singenden Vöglein die Rede sein muß:

> Ich sach den may mit rosen vmfan
> darzu vil mang' hande ... solden stan
> si sungē so schone das es erhall
> in den pergen vberall.

Darüber ist die Singweise mit Notenschrift angegeben. Die Kapelle hat früher lange Zeit als Stall und Waschküche gedient, weshalb die Malereien darin leider sehr verdorben sind. Da sie der hl. Katharina geweiht war, so finden wir eine Reihe von Darstellungen aus ihrer Legende, sehen die Szene, wie das Rad zertrümmert, wie sie enthauptet und endlich wie sie durch Engel zu Grabe gebracht wird. Krüppel sind bemüht, das heilbringende Öl, das aus dem Sarge hervorquillt, aufzufangen. Außer diesen Darstellungen findet sich in der Kapelle eine Versuchung des hl. Antonius, die Figur des Heilandes, aus dessen Wunden fünf Ströme entspringen, über dem Eingang ein Christuskopf; ferner sehen wir noch ein paar Heiligenfiguren in den Vertiefungen der Fenster. Auch das Gewölbe ist ehemals mit Malereien geschmückt gewesen. Die Ausmalung stammt augenscheinlich von mehreren Künstlern des fünfzehnten Jahrhunderts.

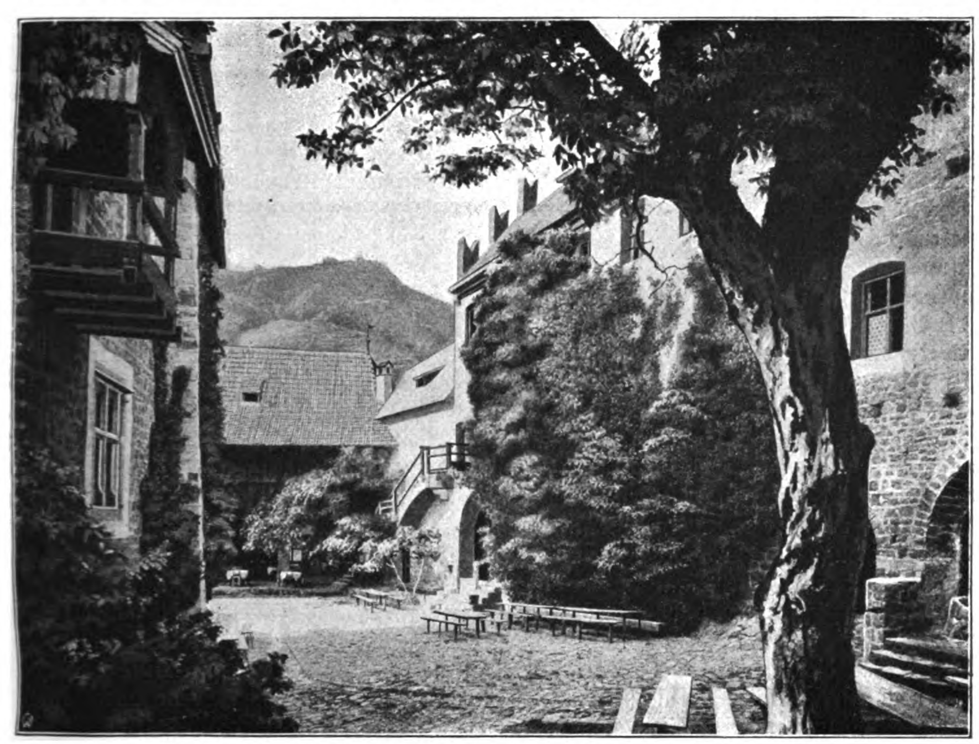
Wir verlassen die Kapelle und überschreiten, vorüber an einem schönen Feigenbaume, den Burghof, um den im Westen sich erhebenden Pallas zu besuchen. Über einem Parterregeschoß, das die Trinkhalle und einen andern offnen Raum enthält, worin das Lichtensteinsche Wappen prangt, erheben sich drei Stockwerke, die innerhalb des Pallasrechtecks



durch eine Quermauer in zwei nicht ganz gleiche Raumgruppen geteilt sind. Die größere enthält über dem Parterre nur einen, durch alle drei Stockwerke gehenden mächtigen Raum, der sich aus dreien dadurch gebildet hat, daß die Fußböden dazwischen fehlen. Von dem reichen Bilderschmuck soll alsbald die Rede sein. In der kleineren (südlichen) Abteilung stehen übereinander die sogenannte getäfelte Stube, der Badesaal und der Waffensaal. Auch diese beiden prangen im Schmuck von Malereien, während die getäfelte Stube mit Holzvertäfelungen ausgestattet ist, die durch gotische Flachornamente belebt sind. Man pflegt diese Art von Schnitzereien mit dem Namen „tiroler Gotik“ zu bezeichnen, was aber unzutreffend ist, da man sie auch in andern Gegenden und besonders in Deutschland überall findet. Über der Tür des sogenannten Badesaales begrüßen uns die weißen Bärentatzen des Vintlerschen Wappens, das von zwei Knappen im Kostüm von etwa 1400 gehalten wird. Rings um die Wände läuft ein gemalter Sockel, so aufgefaßt, als wären es aufgehängte Teppiche. Tiefrot ist die Färbung. Unter dem Plafond hin sehen wir übereinander zwei Streifen mit figürlichen Malereien. Der untere zeigt auf jeder Wand je acht Nischen, und darin an der südlichen, westlichen und nördlichen Wand menschliche Figuren, die sich an eine Schranke lehnen. Es sind nackte Männer und Frauen, die baden zu wollen scheinen, kleinere Frauengestalten im Norden, Zuschauer im Westen. An der vierten Wand finden wir allerlei Tiere, die auf einer Stange Balancierkünste zeigen, darunter solche, die in Wirklichkeit böse Schwierigkeiten damit haben würden, wie Hirsche, Kamele, Hyänen. Auch Bären, Steinböcke, Affen und andre fehlen nicht. In dem darüber befindlichen Parallelstreifen, gerade unterhalb der Decke, sehen wir eine Anzahl Medaillons in Form von Vierpässen, durch gotisches Rankenwerk getrennt und angefüllt mit kleinen Figuren von sitzenden Männern und Frauen. Ihre — vielleicht humoristische — Bedeutung ist heute unklar. Die Art der Malereien erinnert einigermaßen an gewisse Stellen im Brixener Kreuzgange. Der obere Streifen ist gleichfalls deutscher Herkunft, steht aber unter italienischem Einflusse. In einer östlich befindlichen Fenstervertiefung sieht man zwei von noch andrer Hand stammende Figuren: eine Dame mit einer Krone und einen jugendlichen Falkenjäger. Die Decke des Badezimmers zeigt den blauen Himmel mit Sonne, Mond und Sternen.

Ein ähnlicher dekorativer Gedanke, wie er an den Wänden dieses Raumes durchgeführt ist, beherrscht auch den darüber befindlichen Waffensaal oder, wie er in dem Inventar bezeichnet ist, das durch eine kaiserliche Kommission im Jahre 1493 angelegt wurde: die harnasch kamer genant Neythart. Dieser altertümliche Name rührt daher, daß in diesem Raume sich Illustrationen zu einem Gedicht „Das Veilchen“ befanden. Man schrieb es dem Neithart von Reuenthal zu, der im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in Österreich lebte und der Begründer der von Lachmann so genannten „höfischen Dorfpoesie“ war. Auch in dem Hause „Zum Grundstein“ in Winterthur ist dies Gedicht illustriert worden. Die Runkelsteiner Bilder sind untergegangen, aber zum Glück erst nachdem sie kopiert worden waren. Was die übrige Ausschmückung betrifft, so besteht sie aus gemalten Teppichen, die scheinbar an einer Schranke aufgehängt sind. Dahinter schauen Halbfiguren von paarweise zusammengehörigen Herren und Damen in den Saal. An der Nordwand, zum Giebel hinaufstrebend, ist im Rahmen eines flachen Kleeblattbogens die gestaltenreiche Szene eines Reiterkampfes dargestellt, die leider namentlich an den Ecken stark gelitten hat. Besonders setzt sie, gleich den meisten andern Bildern, der photographischen Aufnahme Schwierigkeiten entgegen.

Um in diesen Saal zu gelangen, muß man die Treppe ersteigen, die sich in dem größeren dreistöckigen Raume daneben befindet. In diesem, an der Südwand, wo die Tür in den Waffensaal führt, finden sich zwei der berühmtesten Malereien von Runkelstein, nämlich rechts der höfische Tanz, links das Ballspiel; über der Tür, fast in ganzer Breite der Wand, eine höchst lebendig gezeichnete Turnierdarstellung. Ein breites Band von Blattornamenten, durchsetzt mit kreisrunden Medaillons, innerhalb deren sich Dreipässe und darin wieder Wappen (ohne Helme) befinden, zieht sich über die eben erwähnten Szenen horizontal hin und umgibt den obern Rand des Turnierbildes im Kleeblattbogen. Die Wappen sind zum Teil mit Ländernamen bezeichnet; so finden wir aragun, dennmarka.



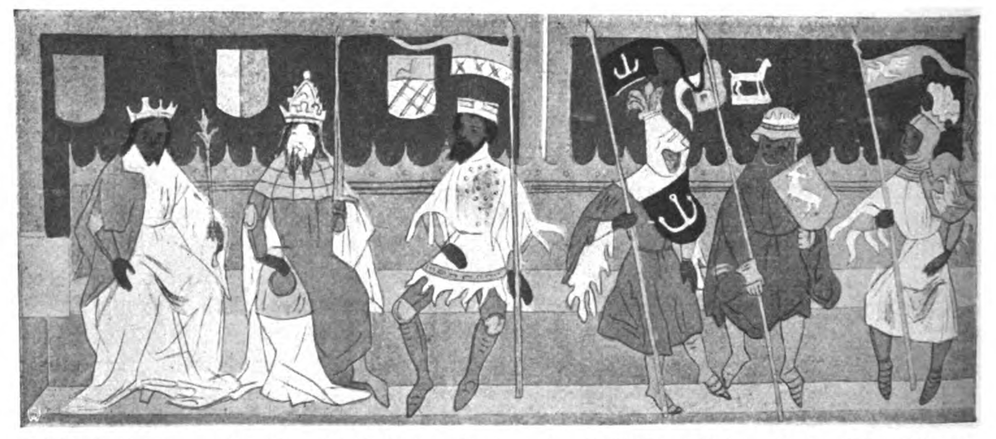
Burg Runkelstein: Hofansicht.

norvegen. Der Grundton der Bordüre ist dunkelrot, die Pflanzenornamente stehen auf blauem Grunde. Das Turnier spielt sich, weitaus den größten Teil des Bildes einnehmend, links vor einer Burg ab. Wir sehen ihre Ringmauer, ihren Pallas, ihren Turm. Auf den Dächern sitzen die Zuschauer, ein paar neugierige Landleute blicken über die Mauer, und am Turme sitzen „auf hohem Balkone die Damen in schönem Kranz", unter ihnen eine mit merkwürdigem, schnabelförmig nach vorn hochstehendem Hute. Unter dem Balkon steht ein Geistlicher, in dem ich den schon erwähnten Heinz Sendlinger vermute. Im Turnierhofe ist das ritterliche Getümmel im vollen Gange. Großes Interesse bieten die Rüstungen, die Wappen (darunter das Vintlersche) und die Helme mit ihrem Schmuck; besonders ferner die merkwürdigen Sättel, die eine solche Höhe haben, daß der Ritter nicht sitzen kann, sondern, von der Vorderwand beschützt, im Steigbügel stehen muß. Einer trägt ein langes Zopfband und erweist sich damit als Zugehörigen der „Gesellschaft vom Zopfe", die in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts durch Herzog Albrecht III. von Österreich gestiftet worden war.

Die beiden Bilder, welche mit diesem Turnier die wichtigsten des Westbaues sind, schildern Vergnügungen der vornehmen Gesellschaft, und zwar, wie mir nicht im mindesten zweifelhaft ist, solche, die sich tatsächlich in und bei Runkelstein zugetragen haben. Auf beiden und außerdem auf dem Bilde des Fischfanges, das auch in diesem Raume ist, sehen wir immer dieselbe gekrönte Dame mit lang herunterhängenden Zöpfen. Eine sichere Benennung der Persönlichkeit ist leider nicht möglich. Auch die Dame mit dem Schnabelhut ist jedesmal da. Sicher sind sämtliche Personen als Porträte anzusehen. Auf dem Tanzbilde schreitet die Gekrönte voran; sieben andre Personen, alle sich an den Händen haltend, folgen in vornehmem, gelassenem Reigen; zwei Spielleute liefern die Musik dazu. Dünne Bäumchen und grüner Boden deuten die Landschaft an. Beim Ballspiel sehen wir höchstwahrscheinlich dieselbe Gesellschaft mit noch ein paar andern Personen. Sie sind in zwei Gruppen aufgestellt, die sich gegenseitig die Bälle zuwerfen. Ein junger Mann in Weiß versucht, den ihm zugedachten im Bausche seines Gewandes zu fangen. Die Landschaft ist ebenso behandelt wie beim

vorigen Bilde. Der Hintergrund ist beim Ballspiel rötlich-braun, beim Tanze mit stilisierten Ranken gedeckt lichtblau. Die Erhaltung beider Bilder läßt leider zu wünschen übrig; Mauersprünge gehen hindurch, und die untere Partie des Ballspiels ist stark beschädigt. Die Zeichnung ist streng, aber doch lebensvoll, reich an Abwechslung, und die Auffassung durch humoristische Färbung ansprechend. Von ganz besonderem Werte sind die Bilder für die Kostümkunde. Die Herren tragen enge kurze Röcke mit weiten Ärmeln, ganz fest anliegende Beinkleider, kleine Hütchen und Schnabelschuhe. Die Damen stecken gleichfalls in engen hochgegürteten Kostümen mit weiten Ärmeln. Die Stoffe zeigen schönen Dekor in Form von Sternen, stilisierten Lilien und andern Streumustern. Auch Längsstreifen sehen wir. Desgleichen kommt Zweifarbenteilung (sogenanntes mi-parti) vor. Die Schmuckgegenstände, besonders die Gürtel und Wehrgehenke, sind beachtenswert. Außerdem enthält dieser große Nordraum im Pallas noch den schon erwähnten Fischfang unsrer Gesellschaft, auf tiefrotem Hintergrunde mit bläulichen Ranken; weiter eine Reihe von Jagdbelustigungen. Wir sehen, wie der Eber gehetzt und erlegt wird, wir sehen den Bären abhäuten, Hirsche, Steinböcke und Gemsen jagen. Die Erhaltung dieser Bilder ist leider zum Teil recht schlecht. Soweit man über sie urteilen kann, ist ihr künstlerischer Wert, wenn auch dem der andern Bilder nicht durchweg gleich, so doch bedeutend genug. Die Zeichnung ist korrekt, die Farben sind schön und voll. Die Modellierung ist allenthalben nicht durch Schatten, sondern durch Verstärkung oder Mischung der Lokalfarbe angestrebt. Bemerkt sei noch, daß die Gemälde nicht a fresco, sondern auf Sand- und Kalkgrund a secco ausgeführt sind.

Von drei Seiten empfängt der Pallas sein Licht: in seine Fenster sendet die Sonne ihren ersten Morgengruß, in sie blickt sie hinein in der Mittagsglut, und in ihnen funkelt am Abend ihr letztes goldenes Leuchten. Licht- und sonnenfreudig lebten hier die Geschlechter alter Zeiten dahin, und was sie als Schmuck an die Wände ihrer Behausung malen ließen, es ist der Widerschein der Sonne ihres Lebens mit seinen warmherzigen Freuden, mit seiner jugendlich stürmischen Lust. Der Mitternacht, dem eisigen Winde des Nordens aber war der Zutritt zu dem freundlichen Heim verwehrt, kein Fenster gibt es auf der Nordseite des Pallas. Nicht daß ich glaube, sie hätten diese Räume zum alltäglichen Gebrauch gehabt; als gewöhnliche Behausung haben vielmehr die Zimmer des Ostbaues gedient. Sogar Kaiser Maximilian hat dort gewohnt; auch ist die Kapelle dort untergebracht. Die Räume des Westbaues dienten für festliche Gelegenheiten. Auch für die sogenannte Badestube ist ja der in diesem Namen liegende Zweck keineswegs nachgewiesen, überhaupt ihrer Lage wegen schon recht unwahrscheinlich. So verdient auch das Gebäude, das den nördlichen Abschluß des Burghofes bildet, seinen — allerdings alten — Namen „Sommerhaus“ nur mit Vorbehalt. Denn obgleich es seine Fenster gegen Norden gehabt hat (die Mauer ist dort modern erneuert), ist es doch auch für Jahreszeiten berechnet gewesen, wo man heizen mußte. Man hätte



Wandmalereien in der Burg Runkelstein: Gruppen der christlichen Helden und der Artusritter.



Wandmalereien in der Burg Runkelstein: Das Ballspiel.

sonst den reizenden italienisch-gotischen Kamin mit den bemalten Säulen und den österreichischen, tirolischen und burgundischen Wappen daran im westlichen Zimmer des obern Stockwerkes nicht nötig gehabt. Aber eine Zuflucht gegen die Sommerglut mußte man freilich haben. Wer das Klima Bozens und seiner Umgebung kennt, weiß das zu würdigen. Darum ist auch die südliche Vorderseite dieses Hauses durch die Veranda unten gut, oben wenigstens einigermaßen beschattet.

In diesem Gebäude hat Nikolaus Vintler seine Feste gefeiert. Noch bemerkt man an einem Eingange an der Südseite die Darstellung einer Schenkin und dabei als Rest einer Inschrift die begrüßenden Worte: „ir herrn und gäst ..." Welcherart diese Gäste waren, sehen wir daraus, daß Nikolaus diesen Bau zu einer Musenstätte herrichtete. Ich zweifle keinen Augenblick, daß hier auch seine Bibliothek untergebracht war. Sie wird nach heutigen Begriffen nicht sehr groß gewesen sein. Was sie umfaßte, hat jedenfalls religiösen und schönliterarischen Inhalt gehabt; dazu kam dann wohl noch dieses und jenes historische und praktische Werk. Ich kann ihn mir lebhaft vorstellen, den alten Knaben, wie er im Kreise seiner Freunde am Kamin saß und die würdigen Pergamene aufschlug, aus denen der ganze Himmel zu ihm niederstieg, und wie er dann gedankenvoll das Buch in den Schoß sinken ließ und die Bilder betrachtete, in denen er an seinen Wänden das alles hatte darstellen lassen. Da sah man den Grafen Garel vom blühenden Tal. Der alte Vintler hat das Epos des Dichters Pleier noch gekannt, das uns nur in Fragmenten erhalten ist. In einfachen, vornehmen Linien, in strenger und doch recht individueller Art sah er, wie wir es noch heute sehen, die Abenteuer seines Helden abgebildet: wie Garel den Ritter Gerhard besiegte; wie die dienenden Zwerge ihm die Speisen brachten; wie er das wüste Meerungeheuer Wlgnanos erschlug; endlich wie er die schöne Laudamie heiratete, und was ihm sonst alles Merkwürdiges und Staunenswertes widerfuhr. Und die Festgenossen betrachteten die Bilder prüfenden Blickes und nickten befriedigt mit den Köpfen, weil alle die Personen in so tadellos modischer Kleidung dargestellt waren, wie sich's für Edelleute schickt, und weil alles Beiwerk und auch ihre Burgen recht nach der Wahrheit wiedergegeben waren. Derselbe Maler hatte sie geschaffen, den Nikolaus Vintler im Badezimmer und im Neithartsaale beschäftigt hatte, und derselbe hatte ihm auch im Untergeschoß des Sommerhauses den Zyklus seiner Wigaloisbilder malen müssen. Sie sind wohl gar die ersten gewesen. Lieber Himmel, wer hätte das gedacht, daß der Wigaloisraum in späteren Zeiten als Holzstall, Stroh- und Mistdepot dienen sollte! Die Folgen sind nicht ausgeblieben: die Malereien, die schon in alter Zeit einmal hergestellt waren, sind heute nur noch mit Mühe zu erkennen. Und das ist sehr schade, denn sie stammen von guter Hand. Geschildert wird der Inhalt des im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts entstandenen Epos des Wirnt von Gravenberg, das lange Zeit hindurch sehr beliebt und noch im fünfzehnten Jahrhundert als Volksbuch verbreitet war. In diesem befinden sich Einzelheiten, die das Epos

nicht aufweist, die aber dem Maler der Bilder bereits bekannt waren. Das Epos gehört ebenfalls in den Kreis der Dichtungen, die den König Artus und seine Tafelrunde verherrlichen. Sämtlichen dazugehörigen Helden begegneten Abenteuer ohnegleichen, sie fochten mit Menschen von unerhörter Kraft und Ritterschaft, mit Riesen und Riesinnen, mit Ungeheuern, ja mit Gespenstern; sie irrten in allen wirklichen und nicht wirklichen Ländern umher und erlebten überhaupt an Glück und Unglück, was keinem gewöhnlichen Menschen beschieden ist. Solchen Inhalts ist auch der Wigalois, auf den ich nicht weiter eingehe. In Graf Baudissins Übersetzung ist er leicht zugänglich.

Das Haupt- und Paradestück aber, das Nikolaus Vintler seinen „Herren und Gästen" zeigen konnte, waren die Bilder von Tristan und Isolde im östlichen Zimmer des Obergeschosses. Wir kennen sie fast noch alle; nur wenige sind bei dem Zusammensturze 1868 verloren gegangen, zum Glück nachdem sie elf Jahre zuvor durch Ignaz Seelos kopiert worden waren. Dieser zusammen mit J. V. Zingerle hat auch die wichtigsten Malereien von Runkelstein veröffentlicht.

Die Tristandichtung Gottfrieds von Straßburg spielte für das Leben der ritterlichen

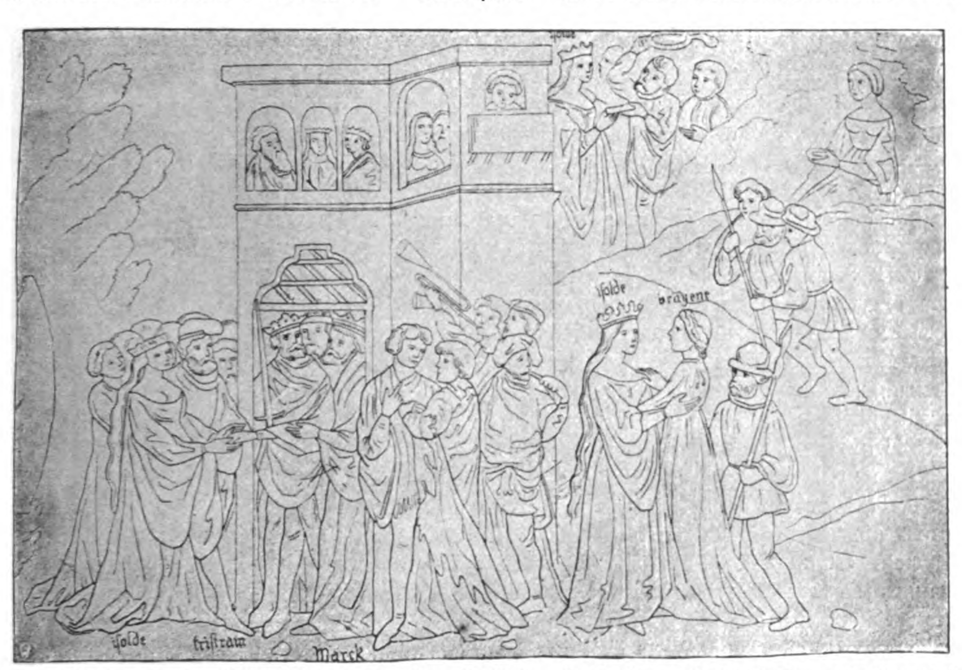


Wandmalereien in der Burg Runkelstein: König Artus und seine Tafelrunde. (Nach Seelos und Zingerle.)

Gesellschaft eine außerordentliche Rolle. Man glaubte in dem Helden das Vorbild aller höfischen Sitte zu sehen, wobei man die recht anfechtbaren Einzelheiten in seinem Benehmen und noch mehr in dem seiner Isolde mit dem Mantel der Liebe zudeckte. Außerordentlich beliebt war dies Thema. Nicht nur, daß Gottfrieds Dichtung durch Ulrich von Türheim fortgesetzt wurde; der Stoff hatte auch schon früher in Eilhart von Oberge, dem Ministerialen Heinrichs des Löwen, einen Bearbeiter gefunden. Auch von Tristanmalereien erfahren wir, die nach der Dichtung des Thomas von Erceldoune der Held selbst in seinem Saale durch den von ihm besiegten Riesen Beliagog ausführen ließ.

Handelt es sich hier um ein dichterisches Phantasiegebilde, so sind doch Tristans Erlebnisse auch in Wirklichkeit wiederholt malerisch verherrlicht worden. So in einer höchst interessanten Handschrift der Münchner Hofbibliothek. Auch in einem Hause in Konstanz fand sich unter anderm das Liebespaar Tristan und Isolde. Diese Bilder sind in der Wesenbergschen Sammlung in Konstanz erhalten.

Die Hauptszenen, die es vor 1868 in Runkelstein gab, waren an Zahl zwölf, von denen die meisten noch erhalten sind. Sie schilderten den Kampf Tristans (oder wie er in den Namensbeischriften immer heißt: Tristram) mit Morolt, dem Schwager des Königs von Irland; die Heilung seiner Wunde durch Isolde, die Mutter; dann Tristans Reise nach Irland und seinen Drachenkampf; seine Auffindung und Heilung nach dem schweren Abenteuer. Um den Oheim Morolt zu rächen, will Isolde, die Tochter, ihn töten, wird aber daran verhindert. Er erwirbt die Prinzessin für seinen Oheim Marke und genießt mit ihr auf der Reise unwissend den Liebestrank. Nachdem Tristan dem König Marke die Braut abgeliefert hat, soll Brangäne, die alles weiß, auf Isoldes Befehl ermordet werden. Es werden Züge dabei dargestellt, die an das Märchen von Schneewittchen erinnern. Nachdem Brangäne lebendig wiedergefunden ist, werden sie und Isolde treue Freundinnen, und das Liebesverhältnis Isoldes, das durch König Markes Vertraute, den Truchseß Mariot und den Zwerg Melot, beargwöhnt wird, gedeiht im stillen weiter. Sogar ein Gottesgericht besteht Isolde durch List und Wortverdrehung.



Wandmalereien in der Burg Runkelstein: Aus „Tristan und Isolde". (Nach Seelos und Zingerle.)

Der Schluß der Dichtung ist nicht abgebildet, wir hätten sonst die erste vorwagnerische Darstellung von Isoldes Liebestod.

Bei manchen Abweichungen von der natürlichen Wahrheit bleibt diese doch im ganzen unbehelligt, und es läßt sich mancher Gewinn für die Kulturgeschichte daraus ziehen. So bei der Darstellung von Tristans Seefahrt. Die Landschaften sind nicht teppichartig wie im Pallas, sondern sie sind naturalistisch. Dennoch spielen sie in der Komposition nicht die Rolle, zu der sie eigentlich berufen gewesen wären, schon um die notwendige Trennung der Szenen zu bewirken; denn es sind jedesmal mehrere auf einer Fläche vereinigt. Interessant sind die Gewänder und Waffen. Der ganze Vortrag zeigt die Art eines mit seinen Gegenständen genau vertrauten und für sie lebhaft interessierten Künstlers, der sie mit flottem Strich in schlichter Auffassung darzustellen wußte. Besonders merkwürdig ist die Farbengebung, die innerhalb der Konturzeichnung lediglich auf eine grüne Flächenfärbung herauskommt, aus der die Lichter durch aufgesetztes Weiß herausgehoben sind. Man denkt unwillkürlich an die clair-obscur-Zeichnungen des späteren deutschen Holzschnittes, etwa an Dürers grüne Passion. In dieser Weise sind auch unten in den Bogen der Vorhalle die Figuren der sieben freien Künste ausgeführt: Dialektik, Grammatik, Musik, Geometrie, Rhetorik, Philosophie, Astronomie und Dichtkunst. Die dabei befindlichen Männerköpfe werden als Kaiserbildnisse erklärt, doch möchte ich sie eher für die klassischen Hauptvertreter der eben genannten Künste ansehen. Die Kronen auf ihren Häuptern stören mich dabei nicht. Auch noch andre allegorische Figuren sind vorhanden, die schon seit dem sechzehnten Jahrhundert übertüncht sind; eine Besucherinschrift („Geduld bringt freid") von 1562 zeigt das Alter der Tünche.

Über die offne Halle, wo dies alles zu sehen ist, läuft die Holzgalerie hin, von der aus man in den Tristansaal gelangt, und auch bei ihr ist die Wand mit Malereien bedeckt, diesmal vielfarbig und von sehr interessanter Art. In neun Gruppen sehen wir je drei berühmte Persönlichkeiten der Dichtung und der Geschichte. Voran die neun sogenannten guten Helden. Man findet sie auch sonst öfters dargestellt. So konnte ich sie am Altstadtmarktbrunnen in Braunschweig nachweisen. Es sind die drei größten Helden des Heidentums: Hektor, Alexander der Große und Julius Cäsar; die des Alten Testaments: Josua, David und Judas Makkabäus; und die drei größten christlichen Helden: Artus, Karl der Große und Gottfried

von Bouillon. Dazu kommen in der vierten Gruppe die drei edelsten Ritter des Königs Artus („all stund die frumsten zu der tafl rund“), nämlich Parzival, Gawein und Jwein. Hieran schließen sich drei berühmte Liebespaare: Wilhelm von Österreich mit Aglei; Tristan und Isolde; der von Rudolf von Ems besungene Wilhelm von Orleans mit seiner Amalei. Rechts vor dem Eingang, der mit dem österreichischen, tirolischen und Vintlerschen Wappen geschmückt ist, sehen wir die Inhaber der drei berühmten Schwerter, nämlich Dietrich von Bern mit Sachs; den Hurnen seifrit mit Balmung und Dietleib von Steier mit Welsung. Kaum sind diese drei vorüber, da poltern schon die drei größten Riesen herbei („waren das di drey risen groz, alzeit die sterchten under irem genoz“): Asprian, Ortnit und Struthan. Dahinter kommen die entsprechenden Weiber, nämlich Frau Hilde, die durch Dietrich von Bern getötet ward; die zweite, Uodelgart, die zur Rache herbeilief, den ganzen Wald dabei umriß und doch von Dietrich erschlagen wurde. Die dritte ist frow Rachyn rauck. Ganz am Schluß kommen endlich noch die drei berühmten Zwerge Goldemar, Bibunk und Alberich. Es steckt bedeutende Kenntnis der deutschen Heldensage (auch des Nibelungenliedes) in diesen Figuren. Malerisch zeichnen sie sich durch tüchtige Linienführung, kräftige Charakterisierung und natürliche Haltung aus. Stolz und gedankenvoll blicken sie uns an und scheinen uns freundlichen, gelassenen Abschiedsgruß zuzuwinken, nun wir die Treppe zum Hof hinabsteigen.

Lebe wohl, Runkelstein! Viel schöne, seltsame „alte Istori“ hast du uns gezeigt, mit goldenen Fäden alter Romantik umsponnen. Voll der tiefen Eindrücke zieht der Wandrer aus deinem Bezirke der Fülle andrer Herrlichkeiten entgegen, aber dem Bannkreise deines Zaubers entrinnt keiner wieder, der dich einmal von Angesicht hat schauen dürfen.

Dann ...

Dies kommt einmal: dann bist du irgendwo
An einem Sommertag — ich weiß nicht, wann —
Allein mit einer Seele, die dir so
Wie keine lieb, wie keine teuer — dann.

Und dieses kommt: ein Abend, da kein Laut
Vom alten Leben mehr in deinem bebt,
Kein arm Gedenken in dir rückwärts schaut
Und dir noch sagt: es hat doch auch gelebt —

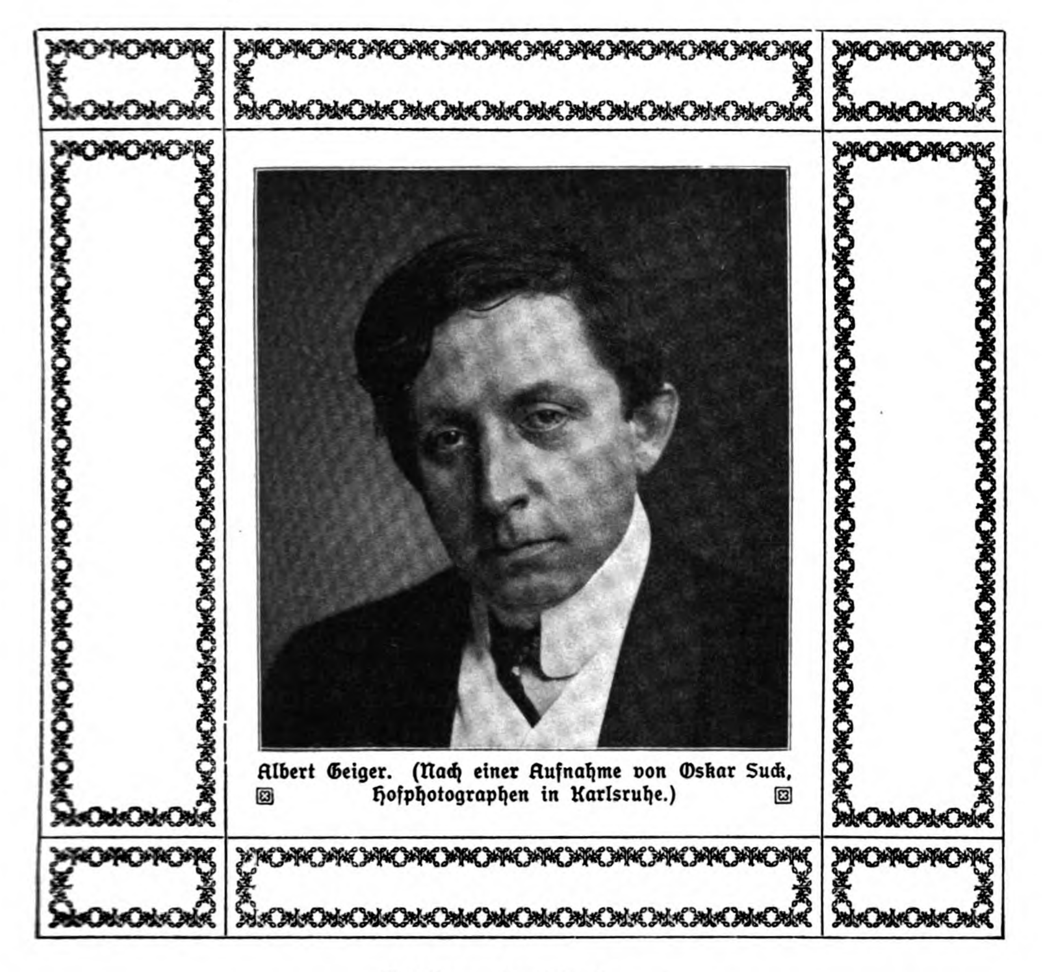
Und Jahre gehen so und gleiten fort,
Und viele Tage klopfen an die Scheiben,
Doch keiner an die Tür — ein Brief, ein Wort,
Vielleicht ein Wunsch: ich will doch einmal schreiben —

Dann schläft es ein. Nur heimlich schluchzt die Qual,
Und so viel Nächte werden Ewigkeit,
Und an dem Abend, wo zum letztenmal
Nach deinen Augen eine Liebe schreit,
Bist du zu weit ...

Ernst A. Bertram



Hermann Schlittgen: Straße in Florenz.



Albert Geiger. (Nach einer Aufnahme von Oskar Suck, Hofphotographen in Karlsruhe.)

Albert Geiger

Studie von Otto Frommel

Überall im deutschen Süden regen sich neue Kräfte dichterischen Schaffens. Landschaft und Stammesart, Kultur und Geschichte, die neuerwachende Freude am Besonderen, Eignen haben daran einen beträchtlichen Anteil. Mit großer Deutlichkeit ist das zu erkennen bei den jungen Schwaben, Schweizern und Bayern. Weniger deutlich bei den aufstrebenden Talenten am Oberrhein, in Baden und Elsaß, wo die alten Stammesgrenzen vielfach verwischt sind und überhaupt eine starke Kulturmischung stattgefunden hat. Dennoch fehlt die heimatliche Note nicht. Wohl darf auch von einer badischen Dichtung gesprochen werden, sofern sich in dem Großherzogtum aus Rheinbundszeiten im Laufe eines Jahrhunderts eine gewisse einheitliche Kultur- und Lebensstimmung herausgebildet hat, deren Grundlagen in Volkscharakter und Geschichte herauszuspüren sind, und an der alle jüngeren Talente dieses Landstrichs Anteil haben. In diesem Sinne darf auch Albert Geiger ein badischer Dichter genannt werden. Zumal da er, dem Mittelland entstammend, Einflüsse vom fränkischen Norden und vom alemannischen Süden des Landes in sich verarbeitet und sich dabei doch jene Freiheit und Weite des künstlerischen Horizonts bewahrt hat, die nicht im Klein-Heimatlichen auf- und untergeht.

Geiger ist von Haus aus Lyriker. Die Lyrik beherrscht und durchdringt all sein Schaffen. So kommt es, daß er die Welt zunächst nur vom eignen Ich aus zu werten vermag. Aber der Zug zum Objektiven wird stärker und stärker. Das Ich sucht nach dem Du. Aus dem Lyriker wächst der Dramatiker, zunächst freilich der lyrische Dramatiker,



dessen Held immer das Ich bleibt, dem die objektive, den Weltprozeß selbst darstellende Tragödie großen Stils einstweilen versagt ist. Und aus dem Lyriker wird der Ethiker, der ein farbenbuntes Bild des Lebens zu weben unternimmt, wobei auch das Objektive die gebührende Rücksicht erfährt. Aber die lyrischen Untertöne klingen auch da immer mit.

In vier Sammlungen, deren letzte, „Ausgewählte Gedichte" (1906), den wertvollsten Ertrag der früheren mit Neuem vereint, liegt des Dichters lyrisches Schaffen vor. Die Vergleichung zeigt auf den ersten Blick zunehmende Vorliebe für strenge, geschlossene Form, für das spezifisch Lyrische.

Im „Wandern und Stehenbleiben" (1893) finden wir noch starkes Überwiegen der Reflexion. An gegebene Typen, Tristan und Isolde, Faust, Ahasver, knüpft der Dichter Gedanken und Stimmungen. Wer dächte dabei nicht an Lenaus größere epische Dichtungen, an Ahasver, Faust, Don Juan, an die schon die gleichlautenden Namen erinnern? Wie Lenau nimmt auch Geiger diese Namen nur als äußere Hülle für das subjektive Erleben. Und doch wagen sich eigne Töne, bald stärker, bald gedämpft, ans Tageslicht. Sinnlicher, nervöser, impressionistischer gibt sich der junge Dichter. Die Natur sagt ihm andres. Er schaut in sie hinein mit den Augen eines an moderner Malerei Gebildeten. Der weiße Duft über gelben schweren Ährenfeldern, blaue und rote Blumen am Feldrand, das Zittern der Blütenrispen, die schwarzen Pappeln über der grünweißen Wiese am blaßleuchtenden Wasser, veilchenblaues Land, das sich weich in die Röte des Himmels schmiegt — das sind Impressionen, die auf eine neue Art des landschaftlichen Schauens vordeuten. Dazu eine stark sinnliche Erotik. Vorklänge einer künftigen Tristandichtung füllen beinahe die Hälfte des Buches. Es sind Knospen, die sich noch nicht voll entfaltet haben.

Es liegt nur ein Jahr zwischen dieser und der folgenden Sammlung „Duft, Farbe, Ton", und doch ist ein entscheidender Schritt getan: der Schritt aus der Reflexion zur Anschauung, aus dem Gedanklichen zum Sinnlichen. Schon der Titel ist ein Bekenntnis zum Impressionismus. Liedartige Formen, volksliedähnliche Strophen, durchkomponierte Bildchen finden sich zahlreich; erhöhtes Gefühl für die Musik des Reims, für eigenartige Wortgefüge, für das Koloristische, für den Duft der Dinge: vorwiegend impressionistische Werte geben dem Buche sein Gepräge.

Aber als ausgereifter Lyriker tritt uns Geiger doch erst in der dritten Sammlung entgegen, den „Gedichten" (1900). Hier ist eignes Schauen, selbständiges Gestalten in weit höherem Maße als selbst in „Duft, Farbe, Ton". Der große Faltenwurf, der den Mangel an Persönlichem verhüllen sollte, ist verschwunden. Schlicht und bezeichnend werden die Dinge benannt. Mit wenigen Strichen, mit sparsamem Pinsel, mit einfachsten Mitteln wird die Wirkung erzielt. Aber welcher Fortschritt in der Handhabung der Form! Anstatt der großen Worte eine verhaltene, echt lyrische Sprache von satter Bildlichkeit. Eine Sprache, frei von Konventionellem, die der Seele der Dinge nachgeht und sich in diesem Bestreben doch freihält von den Gesuchtheiten mancher neuromantischen Dichter. Hier sind Strophen und ganze Gedichte, die sich dem Besten der modernen Lyrik ebenbürtig gesellen.

Was später Geiger als Lyriker noch geschaffen, das steht im wesentlichen auf derselben Höhe. Nur daß der Ausdruck noch schlichter, die Kraft farbiger Darstellung noch gesteigert erscheint. Ein paar Stücke in den „Ausgewählten Gedichten" lassen auch die musikalische Linie noch deutlicher hervortreten. Duft, Farbe und Ton erscheinen immer mehr als die Mischteile dieser Lyrik, die am tiefsten rührt, wo sie, wie im Nachtlied, im Abschiedslied an die Mutter, in dem ergreifenden Gedicht „Die Kranke", elementarste Empfindungen in den gedämpftesten Klängen hinströmen läßt:

... Tage gibt es jetzt, so schmerzlich hold,
Farben, o so wundersame, reine!
Und der Sonne melancholisch Gold
Fließt gelinde über Flur und Haine.
In der letzten Blumenzier des Felds
Möcht' ich meinen müden Körper betten
Und des Herbsteshimmels blassen Schmelz
In das dunkelnde Gemach mir retten.
Eh die letzten Lichter löschen aus,
Alles gleich mir selbst wird fahl und kalt sein,
Einmal noch in Feld und Wald hinaus,
Aber, Mutter, es muß bald sein ... es muß bald sein.

✱

Mit der Herausgabe der „Gedichte" hatte die lyrisch-subjektive Aussprache ein vorläufiges Ende gefunden. Durch mehrere Jahre

widmete sich der Dichter fast ausschließlich kritischer Tätigkeit. Es war ein Kräftesammeln und gleichzeitig eine stimmungsmäßige Hinkehr vom rein Innerlichen zum Äußern der Welt. Bald aber erwachte von neuem der Gestaltungstrieb und griff zu einer neuen Form: der dramatischen.

Was einst Lenau zu seinem Faust, das mag Geiger zu seiner Tristandichtung (1906) veranlaßt haben: das stolze Gefühl, einen Stoff in sich zu tragen und aus sich heraus neu formen zu müssen, den bereits ein Großer gestaltet und nach der Meinung der Welt unübertrefflich gestaltet hatte. Ein kühnes Unterfangen!

Auf breitester Grundlage sollte das Werk erstehen. Die Vorgeschichte Tristans wird in einem ersten, selbständigen Stück dargestellt: die Liebe seiner Mutter Blanscheflur zu dem kühnen Riwalin, den sie als Schwerverwundeten verstohlenerweise aufsucht, zu höchster Liebesraserei entflammt und dadurch unwillentlich und zu ihrem eignen Jammer tötet. Dieser selig-unseligen Ehe entsproßt der Knabe Tristan, der im Vorspiel zu dem zweiten Drama „Isolde" seine gefährliche, rasch entzündliche Naturanlage offenbart. Dieses zweite Drama führt Tristans Schicksal in ein paar großangelegten dramatischen Bildern vor: seinen ersten Aufenthalt bei Isolde, seine Brautwerbung für Marke, die Fahrt übers Meer mit ihrem jähen Umschlag, das Liebesglück Tristans und Isoldes, das Ende, den gemeinsamen Tod in tiefstem Elend.

Zweimal wird in dieser Dichtung ein Weib des Mannes Verhängnis. Aber während über Blanscheflur der zarte Himmel des Maien gebreitet liegt, lasten über Isolde die schwülen Gewitterwolken des Hochsommers. Blanscheflur ist die reine Magd, ihre Schuld einzig die Ungeduld der Liebe, die nicht warten kann, bis die ihr bestimmte Frucht ihr in den Schoß fällt. Isolde ist der Dämon, der sein Opfer nicht losläßt. Eine Flammenhölle nennt Tristan seine Leidenschaft. Nur in der Flucht vor Isolde sieht er noch Rettung. In der Flucht aus dem Leben. Aber Isolde ist stärker selbst als der Tod. Tristan und Isolde — zwei Lebensscherben: so finden sie sich wieder. In Tristan ist zuletzt nur noch eine begierdelose Reinheit, kalt und weiß wie eines Denkmals Marmor. Doch nicht mehr weich und zart wie einst. So erscheint Minne, die Heldin der ganzen Dichtung, beidemal als die höchste, aber auch als die gefährlichste der Mächte. Wer ihr verfällt, ist für die Erde verloren. Es gibt für ihn nur noch sie oder den Tod. So will es das Schicksal.

Dieses Motiv der todbringenden Minne verleiht den beiden Stücken die innere Einheit. Im übrigen ist die Struktur namentlich des zweiten Stückes äußerst lose. Von einem lückenlosen dramatischen Aufbau ist keine Rede, wie das ja im Wesen des lyrischen Dramas liegt. Selbst mit Wagners Musikdrama verglichen erscheint Geigers „Tristan" undramatisch, so viel warmes Leben auch in den einzelnen Szenen pulsiert. Der Nerv des Stückes ist eben vorwiegend ein Erleiden, darum sinkt die Handlung fortwährend, wenn man von Handlung überhaupt reden kann. Aber innerhalb dieser Schranke leistet die Dichtung Ausgezeichnetes. Der einmal angeschlagene Ton der Stimmung verhallt nicht, er trägt, er weckt verwandte Töne; die Skala leidenschaftlicher Klänge ist groß. Die Sprache ist auf das zarteste und sorgfältigste behandelt, sie quillt über von lyrischen Schönheiten.

Das Problem selbst ließ den Dichter auch nach Abschluß des Minnedramas nicht los. Noch einmal hat er mit ihm gerungen.

„Das Weib des Uria" (1909), die sanfte, liebliche Bath-Seba, eine zweite Blanscheflur, tritt in des alternden Königs David einsames, freudloses Leben wie ein Schein verlorenen Frühlings, wie ein Duft verwehender Jugend. Nicht ihre keusch zurückweichende Schönheit, sondern sein brünstiges Verlangen nach ihrem Besitz treibt ihn in den Gegensatz zu Weib und Volk, verleitet ihn zu der schändlichen, feigen Preisgabe des Uria, macht ihn zum willenlosen Schwärmer und entkleidet ihn so Stück um Stück seiner königlichen Würde, bis ihm Bath-Seba selbst durch den freiwilligen Todesstoß von ihrer eignen Hand verloren geht.

Der Mangel an dramatischem Geschehen, an psychologischer Verknüpfung der einzelnen Teile, an Tatkraft der Helden, den man der Tristandichtung vorgeworfen hat, ist hier nicht vorhanden. Es zeigt sich durchgehends das Bestreben nach echt dramatischer Wirkung. Und doch sind auch hier die lyrischen Teile das Beste. Der dramatische Gehalt kommt dagegen nicht auf, weil der Charakter des Königs und die Motive seiner Tat in keinem



Verhältnis stehen zu der Größe der von ihm brutal und rücksichtslos geforderten Opfer. Seine Raserei um Bath=Seba wirkt wie das Gebaren eines Wahnsinnigen, und dadurch verliert der Fall zwar nicht das Interesse der Zuschauenden, aber das Tiefste der Seele bleibt davon unberührt.

Auf einen ganz andern Ton ist des Dichters jüngste dramatische Arbeit gestimmt: „Das Winzerfest" (1909). In überaus drolliger Weise wird in dieser Komödie, die von einem Hauch aristophanischen Geistes berührt ist, selbstsüchtiges, aufgeblähtes Geckentum verspottet. Der modisch aufgestutzte städtische Freier, der seine Augen auf ein frisches Landkind geworfen hat und bei seiner Brautwerbung am Bacchustag von dem Geliebten des Mädchens, dem Künstler Agathon, auf eine geistreiche Weise blamiert und mit blutiger Nase heimgeschickt wird, und der bäuerlich ungeschlachte Vater des Mädchens, ein reicher Weingutsbesitzer, der den vornehmen Stadtherrn dem armen Bildhauerlein bei weitem vorzieht, das sind zwei köstliche Kontrastfiguren, zwischen denen in wohlerwogener Abstufung die verschiedenartigsten Typen, Sklaven, Mägde, Schauspieler, Hausfreunde — eine buntgewürfelte Gesellschaft — Platz finden.

Dies Stückchen, in dem der rote Saft des Bacchus schäumt und die zweiten Veilchen den Herbst mit dem blauen Schein und dem Duft des Frühlings füllen, wurzelt ganz im Objektiven. In seiner runden Körperlichkeit, in der Freude seines Erschaffers am Zuständlichen, in der feinen Mischung von burlesker Komik und lächelnder Anmut ist es eine der glücklichsten Schöpfungen des Dichters und muß, so sollte man denken, auch auf der Bühne seine Wirkung haben.

*

Einen bedeutenden Schritt aus der gebundenen Innerlichkeit zu kräftiger Erfassung des äußern Lebens tat Geiger mit seiner Epik.

Seine erste Erzählung „Roman Werners Jugend" (1905) ist das Segment einer im übrigen ungeschriebenen Selbstbiographie. Aber das Selbstbiographische im wissenschaftlichen Sinne tritt zurück hinter dem künstlerischen Interesse an der Form. Aus einem Mindestmaß von Geschehnissen hat Geiger hier ein Stück Menschenleben gestaltet, so wahr, so reich und farbig, daß der Beschauer, es nach allen Seiten umschreitend, immer neue Züge entdeckt. Wir schauen den kleinen blassen Knaben in dem mittelbadischen Städtchen, in den träumerischen Winkeln des kleinen Gartens, an den Haselnußhecken der Schwarzwaldvorberge, im duftenden Heu, das fremdartige Nachbarkind zur Seite. Wir atmen die dumpfe, herzbeklemmende Luft eines kleinbürgerlichen Haushalts, mit dem es trotz der ungewöhnlichen Begabung des Vaters und der aufopfernden Selbstbeschränkung der Mutter ohne Halt bergab geht. Wir wandeln durch die Gassen der alten Münsterstadt am Fuße des Schwarzwaldes, in der Gotik, Renaissance und Barock ein Straßenbild von eignem Reiz geschaffen haben, und in die aus der Ferne die Vogesen herüberblauen. Wir sehen in dieser poetisch=nüchternen Atmosphäre ein eigentümlich gemischtes Menschenwesen sich entfalten, ein zartes, gemütstiefes, nicht alltägliches, ein Dichterkind, dem alles Glück und alles Unglück über den Weg läuft, und von dem wir am Schluß mit der Mutter ausrufen: „Bist ja mein Bub doch! Sie werden schon sehen! Alle!" ...

Roman Werners Jugend ist die Vorgeschichte zu einem Künstlerroman. Diesen selbst gibt der Dichter in einem neuen Werk „Martin Staub" (1908).

Das Buch leidet unter einem Mangel an Einheit. Zuviel wird in dem verhältnismäßig engen Raume zusammengedrängt. Nicht nur, daß die Erzählung zwei Helden hat — den alten und den jungen Staub —, auch sonst erdrückt die Fülle des Stoffes den zarten Gliederbau der Form. Breite Umweltschilderungen in naturalistischer Manier, Atelierszenen, lyrische Partien wechseln in bunter Folge. Das Werk hat etwas Unruhiges, Aufregendes. Es fehlt die feste Linie, der monumentale Stil. So kann auch der Schluß nicht recht befriedigen. Die beiden Künstler, Vater und Sohn, finden sich schließlich in der Gemeinschaft des Mißerfolgs. Endet „Roman Werners Jugend" mit einem wenn auch noch so schüchternen Auftakt der Hoffnung, so geht in „Martin Staub" am Ende alles unter in Hoffnungslosigkeit und Resignation. So viel Feines und auch Kräftiges, gut Geschautes und energisch Geformtes zu rühmen ist — als Ganzes steht „Martin Staub" hinter „Roman Werners Jugend" zurück. Es ist ein Werk des Übergangs: der Dichter ringt um neue Ziele und hat

sich von den erreichten innerlich noch nicht völlig gelöst.

Was in „Martin Staub" angestrebt wurde, eine Form, in der Objektivität und Subjektivität einander die Wage halten und die Welt des Innerlichen in die Darstellung der Außenwelt restlos eingeschmolzen ist, das hat Geiger für mein Empfinden am vollkommensten erreicht in den beiden Erzählungen „Der arme Hans" und „Jutta" (1908).

Schon „Roman Werners Jugend" und „Martin Staub" sind vom Geist der Heimat stark beeinflußt. Das Renchtal, Freiburg, Karlsruhe, die oberbadische Rheinebene geben den landschaftlichen Hintergrund ab. Im „Armen Hans" und in „Jutta" tritt das landschaftliche Moment stärker, bestimmter hervor. Land und Leute stehen in engster Wechselwirkung zueinander. Das sind in der Tat zwei badische Geschichten, in denen das Heimatkolorit bis ins kleinste gewahrt ist. Aber beide Erzählungen sind auch sonst innerlich verschwistert durch das Motiv, das sie durchzieht: die Ungerechtigkeit des Schicksals, die Herzlosigkeit der Menschen. Hans, das Findelkind, das im Hause des armen, von allen verlachten Schneiders und seiner bösen Sieben halb den Himmel und halb die Hölle findet und später, vater- und mutterlos, als Scherenschleifer durchs Land zieht, bis er irgendwo, dem Tiere des Waldes gleich, verendet; und Jutta, die Bürgerstochter mit der feinen, zarten, romantischen Seele, die den künstlerisch veranlagten Lehrer liebt und dem braven, aber bürgerlich nüchternen Wirtssohn folgen muß, um die eigne überschuldete Familie vor dem Bankrott zu retten: sie sind Geschwister, Kinder einer andern Welt, die in diese rauhe, lieblose Menschenwelt schlecht passen. Weshalb werden solche Geschöpfe geboren? Weshalb durch irgendeinen dummen Zufall am Leben erhalten? Weshalb dem Glück plumper, alltäglicher Menschen geopfert? Sie stoßen ja doch nur überall an, stehen doch nur allen andern im Wege. „Es scheint ein Gesetz in der Welt zu sein, daß es viele Unglückliche geben muß, um ein paar Glückliche zu machen. Und die wiederum empfinden es dann nicht einmal so recht, daß sie glücklich sind." Aus dieser Grundstimmung heraus sind beide Dichtungen geschaffen.

Die Wirkung entsteht nun aber weniger durch die immanente Tragik der beiden Helden. Diese sind mehr duldende als handelnde Menschen. Ihr Wesen ist ungestillte Sehnsucht nach Liebe, nach vollem Verständnis ihrer Mitmenschen, nach jener warmen, weichen Luft, in der romantische Naturen einzig gedeihen. Aber wunderbar deutlich mit saftigen Farben und impressionistischer Kraft ist die Umwelt herausgearbeitet, in die der Dichter sie hineinstellt, an deren Menschen und Verhältnissen er sie zugrunde gehen läßt. Der Schauplatz der Findlingsgeschichte trägt noch durchaus ländlichen Charakter. Die Bevölkerung gehört zum Teil dem Bauern-, zum Teil dem Handwerkerstand an. Hier ist alles konservativ; der Schneider, der Bohnertfranz, eine prächtige, echt altbadische Gestalt, alter Achtundvierziger voll revolutionärer Redensarten und mit einem treuen, goldenen Kindergemüt, wird wegen seiner politischen Gesinnungen dauernd beargwöhnt. Das Findelkind, der Bankert, darf nicht auf einer und derselben Schulbank mit den vollbürtigen Kindern sitzen. Es ist und bleibt ehrlos, ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Anständigen, der Leute von guter Familie und tadelloser Herkunft. Seine einzige Gesellschaft ist die kleine Enkelin des Wasenmeisters, ein graziöses, kindlich-demimondänes Straßburger Kind, gleichfalls von zweifelhafter Abstammung.

„Jutta" spielt in einer aufstrebenden Kleinstadt, in der Gründerzeit nach dem Deutsch-Französischen Krieg. Vortrefflich ist im Rahmen der kleinbürgerlichen Gesellschaft der Geist jener traurigen Epoche dargestellt. Die alte Zeit mit ihrer bedächtigen Solidität wird vom jungen Geschlecht verachtet; die alten Häuser werden modisch erneuert, der alte Geschäftsbetrieb in überstürzender Hast modernisiert. Der Hunger nach Gold, das Gefallen an einer oberflächlichen Talmieleganz erstickt alle edleren Instinkte: das Glück eines jungen Menschenlebens wird gewissenlos geopfert, als es gilt, selbstverschuldete Schmach zuzudecken.

Ich kann diese beiden Erzählungen nicht aus der Hand legen ohne den schweren Gedanken: Das arme Kind! Das arme Weib! Die Einbildungskraft dichtet weiter. Sie schweift hinaus auf die Landstraßen, schaut durch die Fenster der behäbigen Bürgerhäuser und begegnet auf Schritt und Tritt solchen hinausgestoßenen, von Klippe zu Klippe geworfenen Findelkindern, solchen blassen, mü-

den, um ihr Lebensglück betrogenen Mädchen und Frauen, die ihr Dasein in unbefriedigter Ehe vertrauern.

Mit diesen beiden Werken hat Geiger den Gipfel seines bisherigen Schaffens erklommen. Nirgend drängt sich in ihnen die Reflexion vor. Fast durchweg wird indirekt charakterisiert, durch Geschehnisse und Handlung. Scharf kontrastiert treten einander die einzelnen Menschengruppen gegenüber. Jede Person hat ihr Eigenleben, ihr besonderes Schicksal, und doch wirkt jede an ihrem Teil bestimmend auf das Ganze. Das ist wahrhaft epischer Stil.

Als eine besonders gelungene Gestalt sei noch die Mutter in „Jutta" hervorgehoben: die deutsche Hausfrau alter Art, von dieser stillen, tapfern, opfermutigen Gesinnung, die schweigt, duldet und handelt, wie es das Leben fordert; die das Unrecht einsieht, das ihrem Kinde widerfährt, und es doch aus anerzogener Beschränktheit nicht hindert. Die dem „Götzen Familie" die Tochter opfert, und wenn über diesem Opfer das eigne Herz brechen sollte.

Eine eigentümliche Verbindung des Realistischen mit dem Romantischen kennzeichnet den Stil dieser beiden Dichtungen. Zwei größere, rein romantische Erzählungen hat Albert Geiger bisher geschaffen: „Die Legende von der Frau Welt" (1906) und „Passiflora" (1908).

In beiden hat er uralte Motive ähnlich wie in „Tristan" neubelebt: in der „Legende" die Geschichte des von selbstverschuldetem Siechtum zerrütteten Mannes, den nur die selbstlose Aufopferung eines reinen Weibes retten kann; in „Passiflora" die Geschwisterehe als ungewolltes Schicksal. Ein Geschwisterpaar, in zartester Jugend auseinandergerissen, findet sich im Leben wieder, ohne die nahe Beziehung zu ahnen. Von unwiderstehlicher Leidenschaft erfaßt, werden Bruder und Schwester Mann und Weib und müssen für ihr Vergehen mit dem Tode büßen. Wieder wie in den Dramen Geigers steht hier das Weib und seine Beziehung zum Mann im Mittelpunkt: Das Weib des Mannes Schicksal! Wieder lautet wie dort das Urteil: Der Mann geht am Weibe zugrunde. Junker Hans in der „Legende", den Frau Welt bezaubert hat, und der nicht ruht, bis er den letzten Tropfen seiner Jugendkraft leichtsinnig vergeudet hat, und der junge Held Agal in „Passiflora", der das Weib meidet, weil er ahnt, daß ihm von ihr Verderben droht, und der zuletzt die eigne Schwester in trotziger Auflehnung gegen das Schicksal an sich reißt — sie sind Brüder, wie der arme Hans und Jutta Geschwister sind.

Daß der Junker schließlich durch die Hingabe der Jugendgespielin auf eine wunderbare Weise vom Aussatz errettet wird, ändert am Grundcharakter der Dichtung nichts. Denn dieses Wunder ist so sehr Mirakel, die Magie der körperlichen Wirkung ist so wenig umgesetzt in Darstellung des innern Wunders der Wiedergeburt, daß der moderne Leser am Schluß etwas enttäuscht sein wird. Hier liegt die Schwäche der sonst so reichen und tiefen Dichtung. Was aber die Verwandtschaft beider Erzählungen am tiefsten begründet, das ist die religiöse Grundstimmung, von der sie beide getragen sind. Wohl ist des Junkers Siechtum selbstverschuldet, die Geschwisterehe in „Passiflora" dagegen zum größeren Teil unverschuldetes Schicksal. Aber zuletzt wurzelt das Verhängnis doch in beiden Fällen nicht im Subjektiven, sondern im Metaphysischen: das Leben ist eine Kelter, und die Schicksale sind die Winzer, die sie pressen und mit Füßen treten, daß das Blut des wahren Lebens von ihnen fließe, schreibt Jöckel, der Narr, an den Pfarrer Balduin Hasenpfeffer. Und Agal will in die Berge, will mit Gott reden. „Frei, aufrecht, stolz will er sein schicksalgezeichnetes Haupt in die Wolken recken, und also will er mit Gott reden und mit ihm rechten. Nicht, wie einst Hiob, der Aussätzige, mit ihm gerechtet und geredet hatte. Nein, wie ein Adliger!" Das sind große Worte. Aber das Schicksal kümmert sich nicht um Menschenwort und Menschenwillen. Es geht über die Menschen hinweg und vernichtet sie mit einem einzigen seiner Schritte.

Hier stehen wir vor den letzten großen ewigen Fragen der Menschheit, vor den Fragen nach Gott und dem Leben. Diese Fragen schlummern schließlich in jeder bedeutenden Dichtung. Und gewiß in der Seele jedes bedeutenden Dichters. Geigers Kunst ist stark von diesen Schicksalsfragen berührt. Seine Natur neigt zum Grübeln. Seine sensible Seele leidet unter den Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, denen er oft gerade die feinsten, zartorganisierten Menschen zum Opfer fallen sieht. Mit ganzer Liebe steht er auf der Seite der Unterdrückten, Notleidenden.



insbesondere der hochgemuten, aber vom Druck des Geschickes niedergehaltenen Künstlerpersönlichkeiten. Das bittere Los, das gerade diesen oft zuteil wird, empört ihn im tiefsten. Wo bleibt Gott, wo der Gott, den die Religion, die Kirche, das Christentum als Gerechtigkeit, Güte und Weisheit predigen? Ist solche Predigt nicht ein Hohn auf alle Wirklichkeit? Daher die Stimmung tiefer Trost- und Hoffnungslosigkeit, die nicht nur durch viele seiner lyrischen Gedichte hindurchklingt — die auch den tragenden Grund seiner meisten größeren Erzählungen und Dramen bildet. Ist doch selbst die Liebe zum Weibe, das Höchste, das es für den Dichter gibt, nur eine verzehrende Flamme, die am tiefsten schmerzt, wenn sie am höchsten lodert. Und doch entläßt uns der Dichter nicht mit diesem einzigen Ton der weltmüden, weltschmerzlichen Resignation. Zwischen diese dunklen Klänge mischen sich doch immer wieder, bald heller, bald gedämpft, lebenbejahende, freudigere Weisen, die noch eine andre Stellung des Dichters zu Gott und Leben ahnen lassen. In dem formvollendeten Sonettenkranz „Gott und Leben" hat er zwar aufs schärfste betont, daß Gott die Welt vollkommen erschaffen und einzig den Menschen zu endloser Qual verdammt habe:

Das All hat Gott in Kraft und Lust empfunden;
Nur Hiob sitzt in seinem Winkel dort:
Der Dulder Mensch, der keinen Trost gefunden.

Allein die ewige Sehnsucht zum Schöpfer hin — auch „Passiflora" klingt aus in die Worte: Ich will das Herz Gottes suchen — bleibt, und in dieser Sehnsucht liegt ein vorwärtstreibendes Motiv, das nicht bei dem Trost des Vergessens und dem Bewußtsein verharrt, daß wir nur ein Traumbild, aber nicht Wirklichkeit sind, sondern weiter und weiter dringen wird bis hin zu Gottes warmem Herzen. Und es bleibt die junge Schönheit, die Gott der düstern Greisin Pein beigesellt hat. Die Schönheit, die niemand tiefer in ihrer göttlichen Herrlichkeit erkennen wird als der echte Künstler, dessen Schaffen ja mit dem Glauben an ihr Sein oder Nichtsein steht und fällt.

Aber der Dichter führt uns noch einen Schritt weiter: die Gottessehnsucht und die Liebe zur Schönheit sind schließlich doch rein ästhetische Motive. Sie mögen ausreichen bei einer rein anschauenden, künstlerisch genießenden Betrachtung der Welt. Aber wie steht es mit den Leiden, wie mit den bittern Schicksalen, denen das Dasein ausgesetzt ist? Gibt es da nur Skepsis und Fatalismus? Oder ist nicht auch da noch ein positives Moment anzuerkennen, ein Geist des Guten auch in den Übeln? Die Antwort auf diese Frage gibt uns der Dichter in einem Briefe Jöckels, des Narren, an Balduin Hasenpfeffer in der „Legende von der Frau Welt": „Liebwertester! Die Gasse des Lebens ist voll Unrat. Und ein verständiger Mann nimmt seine Kutte hoch und siehet zu, daß er nicht beschmutzt wird. Das Leben ist gerade wie ein Scheidewasser. Es stößt das Unreine aus und behält das Beste für sich. Als was Ihr klärlich sehen könnt, wenn Ihr in die Geschichtsbücher guckt, allwo die großen Helden und die großen Schurken aufbewahrt sind, alles Kleinliche und Nichtige aber abgestoßen wird. Das Nichtige aber ist eigentlich der Unflat des Lebens. Darum sehe ich auch keinen Sinn in Eurem Gejammer. All das Verzagen und Getrauer und die ewig trübseligen Gebärden helfen zu gar nichts. Sie gehören nicht zum Scheidewasser des Lebens. Aber Lachen und Darüberhinwegscherzen, die gehören dazu. Das Leben sieht oft aus wie ein Leichenhaus. Wer aber darin noch lachen kann — Hut ab vor dem! Sehet aber auch die Tiere an. Sie leiden stumm und mit einer Würde, die jeden Menschen beschämen könnte. Alsdann hat man ja auch sein inneres Leben, und das ist das Beste. Denn das innere Leben wird eben durch das Scheidewasser des Lebens vom äußern abgesondert. Das habt Ihr ja auch, und so tröstet Euch mit dem! Laßt die Lumpen Lumpen sein, die Gecken Gecken und die Dirnen Dirnen! Ergötzt Euch daran und denket: Es ist das Treiben der Welt."

Das sind Worte, die über den Pessimismus hinausweisen, Worte, von einer der stärksten Kräfte im Menschen eingegeben: vom Humor. Wer über den Dingen steht, wer über sie lachen kann, der sieht sie in ihrer relativen Bedeutung, der ist nicht fern von jenem Frieden, den die Welt nicht nehmen und nicht geben kann.

*

Ein reiches Bild bietet der Überblick über das bisherige Schaffen Albert Geigers. Er ist ein Dichter von vielseitigen Absichten und mannigfaltigen künstlerischen Kräften. Sein

Bestes gibt er da, wo er sich selbst gibt, den warmherzigen, mitfühlenden, feinnervigen, eindrucksfähigen Menschen und Künstler. Ein stetiges Reifen, ein unaufhaltsames Wachsen zeichnet sein Schaffen aus. Er kennt kein bequemes Ruhen an erreichten Zielen. Unablässig stellt sich sein Geist neue Aufgaben, baut er neue Felder der Dichtung an. Dabei steht er mitten im Strom der allgemeinen künstlerischen und kulturellen Entwicklung. Keine bedeutsame geistige Bewegung der Gegenwart hat ihn völlig unberührt gelassen, keiner hat er sich kritiklos angeschlossen. So mag es Zeit sein, daß sich die literarische Kritik ernsthaft und eingehend mit ihm beschäftigt. Vor allem aber ist zu wünschen, daß der Dichter, der ein so ergreifendes Lebenslied angestimmt hat, bald einen großen, weiter und weiter wachsenden Kreis von empfänglichen Hörern finden möge!

Gott und Leben

Zwei Sonette von Albert Geiger

Ich lag am Herzen Gottes und entschlief.
Und da genas ich von der Erde Plagen,
Von all den schweren bangen Lebenstagen,
Die unter mir nun lagen abgrundtief.

Ich lauscht' im Traume, wie ein Flüstern lief.
Der Welten Atem, zu mir hergetragen.
Ihr Donnerton ward lindes Wellenschlagen,
Wie Mutterlaut, der leis dem Kinde rief.

Oh, wie empfand ich diese Süßigkeit
An Gottes Brust! Von allen Erdenlasten
So göttlich frei, so sphärenleicht zu rasten!

Ich schluchzte auf vor tiefer Seligkeit. —
Da schwang die Zeit die grelle Weltenglocke ...
Ich wachte auf im Erdenpilgerrocke.

Gib mir den Bastschuh und den Muschelhut!
Das Schmerzensbündlein häng' ich auf den Rücken.
Klein, aber schwer. Es macht so tief mich bücken
Wie Christophorus' Bürde in der Flut.

Ein Erdentag. Es kreist das rote Blut.
Es lärmt die Welt auf tausend bunten Brücken.
Es rast ihr Kampf in tausend wilden Tücken.
Viel Übles seh' ich. Wenig nur was gut.

Das alte Lied vom Rechte und der Macht.
Vom Trotz der Starken und der Schmach der Schwachen.
Vom Liebesopfer, das umsonst gebracht.

Das alte Lied, in tausend wirren Sprachen.
Den langen Tag: Oh, wie das traurig macht!
Eins tröstet nur — aus Kindesmund ein Lachen.

(Aus dem gleichnamigen Zyklus in den „Ausgewählten Gedichten"; Heilbronn, Eugen Salzers Verlag)





Richard Vogts: Rhododendron.



Frau von Liliencron (stehend), die Gründerin, und Frau von Richthofen (sitzend), die kürzlich verstorbene Vorsitzende des Kolonialen Frauenbundes.

Die deutsche Frau in den Kolonien

Von Rudolf Wagner (Berlin)



Die koloniale Frauenfrage, die gewiß nicht minder brennend ist als die Frauenfrage zu Hause, bietet gegenwärtig denjenigen Frauen, die am öffentlichen Leben lebhafteren Anteil nehmen, ein neues dankbares Betätigungsfeld. Und die Frauenwelt hat die auf diesem Gebiet zu lösenden Aufgaben auch schon mit Begeisterung in Angriff genommen. Diese Aufgaben liegen ja klar auf der Hand: möglichst vielen deutschen Frauen und Mädchen soll drüben in deutschem Neuland eine Existenz geschaffen werden — zunächst. Der Grundgedanke aber ist der, daß unsre Siedler drüben deutsche Hausfrauen bekommen, und daß sich mit ihrer Hilfe in den Kolonien ein echt deutscher Stamm entwickeln soll. Was natürlich nicht ausschließt, daß ein Teil der hinübergewanderten Frauen und Mädchen drüben lediglich Broterwerb sucht und nach einer gewissen Spanne Zeit wieder in die alte Heimat zurückkehrt, um von hier aus für die Kolonien zu werben. Aber die Mehrzahl geht doch in der mehr oder minder deutlich ausgesprochenen Hoffnung hinaus, an der Seite eines tüchtigen Siedlers ihr Glück zu machen, und vielen ist das auch schon beschieden gewesen. Natürlich ziehen diese Frauen wieder andre nach sich, als Gehilfinnen in der Wirtschaft, Kindermädchen, Krankenpflegerinnen usw.

Alle diese Bestrebungen haben nun einen Sammelpunkt im **Kolonialen Frauenbund** gefunden, der sich in neuerer Zeit kräftig entwickelt und auch auf praktischem Gebiet recht erfreuliche Erfolge aufweisen kann. Der junge Bund wurde vor ungefähr zwei Jahren von der bekannten Freifrau von Liliencron ins Leben gerufen, die sich schon durch ihre Liebestätigkeit für die südwestafrikanischen Krieger einen guten Namen gemacht hatte. Die Leitung des Bundes hatte im letzten Jahr die kürzlich verstorbene Freifrau von Richthofen, die Witwe des berühmten Geographen Ferdinand von Richthofen. Erst in neuerer Zeit

hat sich der Koloniale Frauenbund enger an die Deutsche Kolonialgesellschaft angeschlossen, und seine Position hat dadurch in materieller Hinsicht sicher eine wesentliche Stärkung erfahren, insbesondere dadurch, daß ihm für seine praktische Arbeit bis zu einem gewissen Grade die reichen Mittel der Kolonialgesellschaft zur Verfügung stehen. Ich für meine Person bin allerdings der unmaßgeblichen Ansicht, daß der Frauenbund besser daran getan hätte, für sich zu bleiben und sich an die Kolonialgesellschaft nur nach dem Grundsatz anzulehnen: Getrennt marschieren und vereint schlagen. Denn es ist immerhin möglich, daß die Abhängigkeit von der Kolonialgesellschaft der Entwicklung des Frauenbundes dasselbe Hindernis in den Weg legt, unter dem nach Ansicht vieler Kolonialfreunde die Entwicklung der Kolonialgesellschaft leidet: die Gesellschaft ist zu vornehm und schließt unwillkürlich den einfachen Mann von der Mitarbeit aus. Bis jetzt ist sowohl in der Kolonialgesellschaft wie im Frauenbund eigentlich nur „die gute Gesellschaft" versammelt. Und doch ist es gerade der kleine Mann aus der werktätigen Bevölkerung, dem das Deutschtum seine kolonisatorischen Erfolge verdankt, und wenn er nach Lage der Verhältnisse bei der Nutzbarmachung unsrer Kolonien auch nicht die Rolle spielen wird wie in älteren Kolonialländern, so wäre seine Heranziehung doch immerhin in andrer Richtung von Wert.

Ähnlich ist's mit den Frauen. Die Führung in der kolonialen Frauenbewegung mußte natürlich die gebildete Frau aus den obern Ständen übernehmen, schon allein aus dem Grunde, weil die Frau aus dem einfachen Mittelstand, auch wenn sie die erforderlichen geistigen Fähigkeiten besitzt, selten die Zeit hat, sich regelmäßig im öffentlichen Leben zu betätigen. Auf alle Fälle aber ist sie diejenige, aus deren Reihen sich zum großen Teil die Frauen in den Kolonien rekrutieren müssen. Daneben kommt die Frau aus dem Bauern- und Arbeiterstande in Betracht, die als Dienstmädchen hinübergegangen ist und später die Hausfrau des früheren Schutztrupplers, jetzigen Kleinsiedlers, kleinen Geschäftsmannes oder Handwerkers zu werden berufen ist. Wenn auch voraussichtlich bei Besiedlung der Kolonien mit deutschen Landwirten — soweit diese möglich ist — der „Gentlemantyp", gewissermaßen der Gutsbesitzer, nicht der Bauer in den Vordergrund treten wird, die Farmersfrau wird in der Hauptsache doch aus den Kreisen kommen müssen, in denen man gewöhnt ist, in der Wirtschaft selbst mit Hand anzulegen. Die gebildete Frau aus den obern Ständen wird vorwiegend nur als Beamten- und Offiziersgattin eine Rolle spielen. Das sind Tatsachen, die sich nicht aus der Welt schaffen lassen, und ihnen sollte der Koloniale Frauenbund mehr als bisher dadurch Rechnung zu tragen suchen, daß er die Frau aus dem Mittelstand zur Mitarbeit heranzieht, namentlich bei der Auslese derjenigen Mädchen, die zur Unterstützung der Farmersfrauen hinausgesandt werden. Vielleicht wird sich der Frauenbund mit der Zeit von selbst demokratisieren — wenn man so sagen darf. Denn allmählich wird sich wohl mit den Kolonien ein lebhafterer Meinungsaustausch herausbilden; einerseits werden die Frauen, die draußen für den Bund wirken, einen gewissen Einfluß gewinnen, anderseits wird die Zahl der Mitarbeiterinnen in der Heimat sich mehren, die selbst draußen tätig gewesen sind. Schließlich wird der Frauenbund Jahr für Jahr mehr in seine praktischen Aufgaben hineinwachsen, denn diese bilden bei ihm die Hauptsache, während die „männliche" Kolonialgesellschaft im wesentlichen in der Werbetätigkeit und Aufklärung ihre Aufgabe zu erblicken hat.

Ich habe absichtlich beim Frauenbund länger verweilt, weil die Frauenfrage für die Kolonien so überaus wichtig ist und ich eben in Anbetracht dieser Wichtigkeit eine Zentralstelle für erforderlich halte, durch die über die Versorgung der Kolonien mit Frauen eine gewisse Kontrolle ausgeübt und geeigneten Elementen die Übersiedlung erleichtert wird. Abgesehen von einigen Bräuten und jungen Mädchen, die durch Vermittlung von Freunden oder Verwandten hinübergekommen sind, werden wohl die meisten weiblichen Hilfskräfte, die Südwestafrika in den letzten zwei Jahren aufgenommen hat, gewissermaßen durch das Sieb des Frauenbundes gegangen sein. Und das ist gut. Wenn man auch den Menschen nicht ins Herz sehen kann und Enttäuschungen nicht ausgeblieben sind, so bietet die Prüfung der Kandidatinnen für Südwestafrika, die der Frauenbund vornimmt, doch eine gewisse Gewähr für die praktische und sittliche Eignung der entsandten Mädchen.





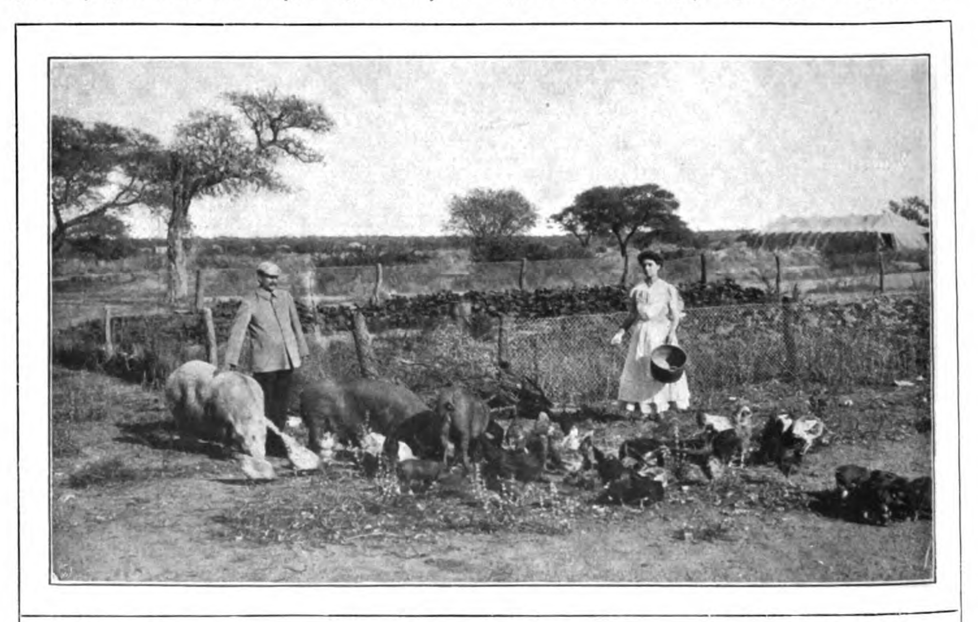
Ein Idyll aus Südkamerun.

Um die Wichtigkeit dieser Auslese zu verstehen, muß man sich die Aufgaben vergegenwärtigen, die der Frau draußen harren. Deshalb soll das Leben der Frau in den Kolonien in kurzen Zügen geschildert werden. Natürlich ist es an dieser Stelle nicht möglich, ein ausführliches Bild von dem täglichen Leben einer Farmers- oder Pflanzersfrau zu geben. Es kommt ja auch ganz darauf an, in welcher Kolonie, ob an der Küste oder im Innern, sich dieses Leben abspielt. Wir können aber doch so viel sagen, daß die Frau, die hinausgehen will in die Kolonie, sich eine ungefähre Vorstellung machen und sich prüfen kann, ob sie in die Kolonien paßt. Wer sich näher unterrichten will, dem kann ich zwei treffliche Bücher — die einzigen ihrer Art — empfehlen, die ins einzelne gehen und einen guten Begriff geben von dem Leben, das der Frau draußen wartet. Ostafrika, das für die Besiedlung erst in zweiter Linie in Betracht kommt, hat Magdalene von Prince („Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas"; illustriert; Berlin, E. S. Mittler), die Gattin eines früheren Kolonialoffiziers und jetzigen Pflanzers, des ersten afrikanischen Fideikommißbesitzers, in einem hochinteressanten Tagebuch der Gedankenwelt der Frau nähergebracht. Wichtiger in dieser Richtung ist auf absehbare Zeit Südwestafrika als Siedlungsland. Und da dort das Leben der Frau im ganzen Lande mit geringen Abweichungen sich in demselben Rahmen abspielt, so kann man Maria Karows Buch („Wo sonst der Fuß des Kriegers trat"; illustriert; ebenda) geradezu als Vademekum für die angehende Farmersfrau bezeichnen, denn es enthält nicht nur eine Fülle treffender Urteile über das südwestafrikanische Leben überhaupt, sondern auch praktische Ratschläge aller Art. Alles in der Form lebendiger und humorvoller Schilderung eigner Erlebnisse. Gerade das Karowsche Buch durfte im Rahmen meiner Darstellung der kolonialen Frauenfrage nicht unerwähnt bleiben, weil die darin enthaltene eingehende Schilderung des Tagewerks eines südwestafrikanischen Farmers die erste ihrer Art ist und in ihrer

Einfachheit und Anschaulichkeit vielleicht auf lange hinaus auch die einzige bleiben wird. Vorher kannten wir wohl den Kolonialpionier auf der „Pad", d. h. auf dem Kriegspfad, auf der Jagd oder auf Erkundungszügen, aber wir kannten weder den Farmer noch die deutsche Farmersfrau in ihrem täglichen Wirkungskreise. Maria Karow war schon um deswillen besonders berufen, den angehenden Südwestafrikanerinnen mit praktischen Ratschlägen an die Hand zu gehen, weil sie als Pfarrerstochter vom Lande ziemlich viel praktische Erfahrung mit hinüberbrachte und ihrer neuen Aufgabe einigermaßen gerüstet gegenüberstand.

Nun will ich versuchen, von diesem Wirkungskreis mit Hilfe der erwähnten Schilderungen und auf Grund von mancherlei Meinungsaustausch mit kolonialen Frauen ein Bild zu zeichnen, wobei die beigegebenen Bilder dem Verständnis zu Hilfe kommen mögen. Dabei wird unsre Hauptsiedlungskolonie natürlich in den Vordergrund treten, aber das Leben der Frau in den andern Kolonien zeigt ja von dem in Südwest nur unwesentliche Abweichungen. Der Hauptunterschied liegt wohl in den gesundheitlichen Verhältnissen begründet, die in Südwestafrika erheblich günstiger sind als im übrigen Afrika. Zwar hoffen wir, in nächster Zeit auch bedeutende Teile von Ostafrika durch deutsche Besiedlung nutzbar zu machen, aber die wenigen Frauen, die dort bis jetzt längere Zeit gelebt haben, lassen noch kein abschließendes Urteil darüber zu, ob die Eingewöhnung der deutschen Frau sich befriedigend gestalten wird. Erfahrungsgemäß bürgert sich die weiße Frau in den Tropen viel schwerer ein als der weiße Mann, und während man mit einiger Sicherheit sagen kann, daß dieser, sofern er gesund ist, in den Hochländern Ostafrikas dauernd leben kann, steht das bei der Frau noch keineswegs fest.

Für Südwestafrika dagegen können wir auf eine etwa zwanzigjährige Erfahrung zurückblicken. Es gibt drüben sogar Frauen — z. B. die alte Frau Hälbich in Karibib —, die schon eine Reihe von Jahrzehnten drüben leben und sich besten Wohlseins erfreuen. Nach der letzten Bevölkerungsstatistik von 1907/08 gab es in Südwestafrika rund 2250 weiße Frauen, im Jahre 1908/09 schon 2830, also 580 mehr. Mit wenigen Ausnahmen fühlen sich diese Frauen drüben in jeder Hinsicht wohl und in ihrem Element. Südwestafrika ist aber auch ein Paradies für die zünftige Hausfrau. Dort, wo die zahlreichen „Eselsbrücken" und Bequemlichkeiten, deren sich hierzulande wenigstens die städtische Hausfrau erfreut, fast



Ein südwestafrikanisches Farmerpaar mit seinen Pfleglingen.



Eine ostafrikanische Hausfrau in ihrem Hühnerhof.

noch ganz fehlen, können sich die hausfraulichen Fähigkeiten und Instinkte der Frau voll entwickeln. Moderne Hilfsmittel, wie Gas, elektrisches Licht und Zentralheizung im Hause, Bäcker, Fleischer, Kolonialwarenhändler Schneiderin usw. um die Ecke, gibt es in den Kolonien noch nicht. Ausgenommen die funkelnagelneue elektrische Beleuchtung in Daressalam, die übrigens noch wenig in die Häuser gedrungen ist, sondern in der Hauptsache nur den nächtlichen Nachhauseweg der stärkeren Ehehälften beleuchtet. Auch Wasserleitung ist in den Kolonien noch etwas Seltenes, und meistens reicht sie auch nicht bis in die Häuser selbst. Diese Mängel sollen nun beileibe nicht als Vorzüge gepriesen werden, wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß sie erzieherisch auf die Tatkraft der Hausfrauen einzuwirken geeignet sind. Der kategorische Imperativ: „Hilf dir selbst!" geht unsern Frauen drüben jedenfalls rasch in Fleisch und Blut über, und das ist gut, denn der Mensch kommt in den Kolonien leichter als hierzulande in Lebenslagen, wo er sich selbst zu helfen wissen muß. Übrigens ist kaum anzunehmen, daß unsre südwestafrikanischen Frauen Gas und elektrisches Licht allzusehr vermissen werden, denn die meisten von ihnen werden kaum schon an diese Elemente moderner Hauswirtschaft gewöhnt gewesen und also mit der alten ehrlichen Petroleumlampe und dem Holzfeuer unter dem häuslichen Herd ganz zufrieden sein. Immerhin muß auf diese Dinge hingewiesen werden zu Nutz und Frommen derjenigen jungen Damen, die heute in großer Zahl aus der Enge des städtischen Familienkreises, von der Schreibmaschine, dem Telephonapparat usw. hinausstreben nach Südwestafrika, weil sie hoffen, dort eher als zu Hause der Tretmühle ihres Berufes entrinnen und zu dem natürlichen Beruf der Frau übergehen zu können, dem der Hausfrau und Mutter. Wirklich geeignet für den Beruf einer Farmersfrau sind in den meisten Fällen nur Mädchen, die in ländlichen Verhältnissen aufgewachsen sind, denn der Haushalt eines Ansiedlers in den Kolonien ist durchaus ländlich-umständlich und hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Haushalt eines größeren

Bauernguts, nur mit dem Unterschied, daß er der geübten Hilfskräfte entbehrt. Die Farmersfrau muß alles können, was in die Hauswirtschaft im alten Sinne schlägt: kochen, backen, waschen, nähen, sie muß etwas vom Gartenbau, von der Geflügelzucht, ja womöglich sogar von Vieh- und Schweinezucht verstehen und in der Krankenpflege geübt sein. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß die schwarzen Dienstboten, die man zur Verfügung hat, von Haus aus von all dem keine Ahnung haben und meist sich auch in der Folge wenig Verständnis für Reinlichkeit und Ordnung aneignen, so daß die Hausfrau beständig bei der Hand sein und sich um jede Kleinigkeit selbst kümmern muß. Kochen und Waschen versteht sich im Haushalt schließlich von selbst, auch das Brotbacken kommt bei uns im ländlichen Haushalt überall noch vor. All das ist in einiger Zeit zu erlernen, auch bei primitiven Hilfsmitteln. Schließlich versteht es jede Frau, sich zur Not ein Kleidungsstück zurechtzuschneidern. Auf große Eleganz kommt's ja nicht an, und unsre junge Frau aus Kamerun (Abbild. S. 203) sieht in ihrem selbstverfertigten Reformkleid recht nett aus. Aber nun kommen Geflügelzucht, Gartenbau und dergleichen. Ich glaube, unsre beiden Abbildungen (S. 204 u. 205), die je eine Hausfrau aus Südwest und aus Ostafrika mit ihren zwei- und vierbeinigen Pfleglingen darstellen, sagen in dieser Hinsicht genug. Wer je auf dem Lande gelebt hat, der weiß, was für eine Last von Arbeit ein Hühnerhof oder ein Schweinestall mit sich bringt, auch wenn die Hausfrau nicht mit zufaßt, sondern nur das Ganze beaufsichtigt. Manche Leserin wird die Nase rümpfen, wenn sie liest, daß sie sich draußen mit Dingen abgeben soll, die ihr als einer Dame nicht recht würdig erscheinen wollen. Ja, der Begriff „Dame" wird eben in den Kolonien anders gewertet als in der Heimat. Übrigens ist es gar nicht so leicht, sich in diese Zweige südwestafrikanischer Landwirtschaft so einzuarbeiten, daß man etwas damit erreicht. Den Gartenbau muß man in der Heimat schon gründlich beherrschen, wenn man mit den kolonialen Nutzpflanzen fertig werden will. Ein Neuling steht ratlos da. Dasselbe gilt von der Geflügelzucht. Es han-



Das Töchterchen des Gouverneurs von Neu-Guinea mit ihrem Gespann.



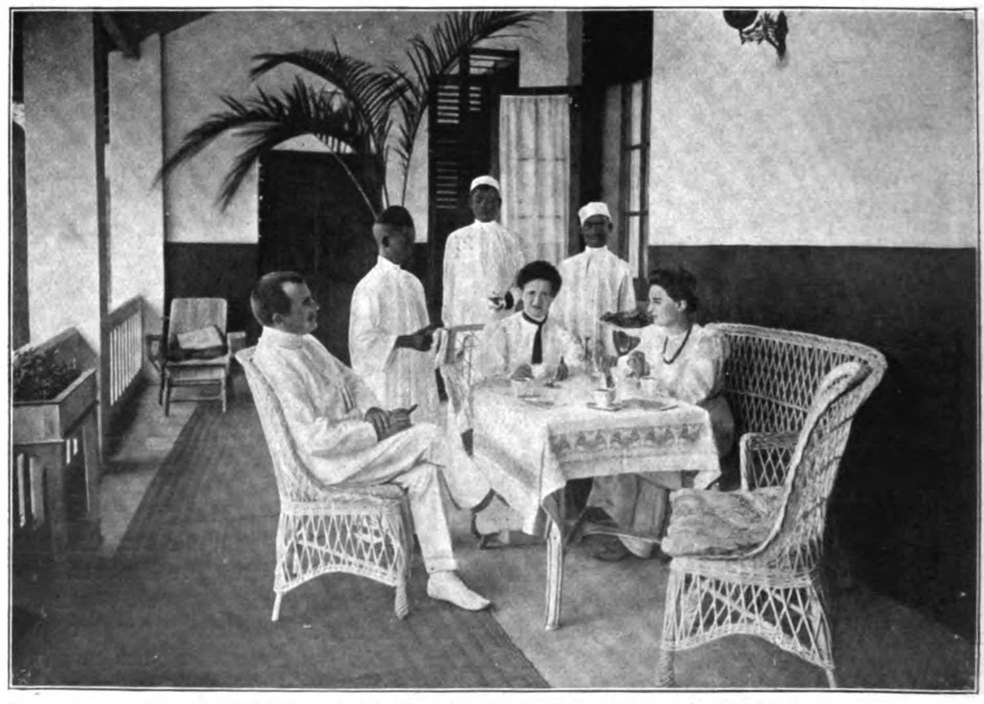
Ansiedlergruppe bei einer Vereinsfestlichkeit auf Samoa.

delt sich draußen eben nicht darum, im Ziergarten sich ein wenig angenehm die Zeit zu vertreiben oder Luxusgeflügel zu füttern, sondern der Garten und der Geflügelhof dienen dort dem recht realen Zweck des „Geldmachens“. Zum mindesten sollen sie den Tisch des Farmers versorgen und diesen von den unerschwinglich teuren Konserven unabhängig machen. Dabei hat man mit allerlei tropischen Überraschungen, Ungeziefer sonder Zahl und Raubzeug, einen steten Kampf zu führen, ganz anders als in der Heimat. Kurz und gut, die Hausfrau muß den ganzen Tag auf den Beinen sein, um ihr ausgedehntes Reich in Ordnung zu halten. Denn von dem schwarzen Gesinde gilt als Regel mit sehr geringen Ausnahmen, daß es nicht arbeitet, sobald man ihm den Rücken kehrt. Man möchte wirklich oftmals wünschen, es machen zu können wie jener Pflanzer, der sein Glasauge herausnahm und es auf dem einen Feld auf einen Tisch legte, wenn er auf dem andern nach dem Rechten sehen mußte, um die abergläubischen Schwarzen glauben zu machen, daß das Auge des Herrn wache. Alles in allem ist der Hausfrauenberuf in den Kolonien keine Lustbarkeit. Er macht nur der Frau Freude, die mit Leib und Seele bei der Sache ist, er wird aber kaum eine Frau befriedigen, die die Verheiratung nach den Kolonien als bequeme Versorgung betrachtet.

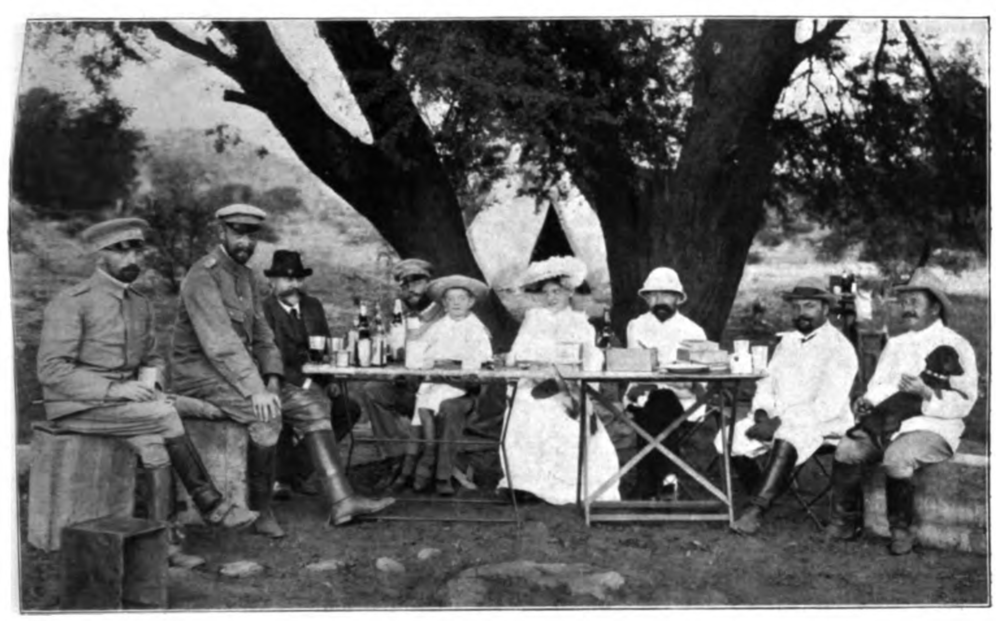
Wenn die Kinder kommen — fühlt man sich zwar nicht ernstlich beklommen, wie Wilhelm Busch singt; man freut sich vielmehr ebenso von Herzensgrund wie hierzulande. Aber so ein kleiner Weltbürger bringt draußen Sorgen in erhöhtem Grade mit sich, Sorgen um sein Gedeihen. Wieder sind es die schwarzen Dienstboten, die der Frau und Mutter das Leben durch ihre Unzuverlässigkeit schwer machen, denn jetzt geht es um ein teures Leben. Schon allein wegen der Kinder muß die Frau in den Kolonien möglichst geübt in der Krankenpflege sein; der nächste Arzt wohnt oft Tagereisen weit entfernt.

Die Frau ist zu bedauern, die in der Kolonie auf einsamer Farm mit ihrer Kinderschar auf sich allein gestellt ist. Entweder muß die Hauswirtschaft darunter leiden oder die Kindererziehung. Bis vor wenigen Jahren war dieser Zustand leider die Regel, aber in neuerer Zeit wird es immer mehr Gebrauch, sich aus der Heimat eine weibliche Hilfskraft zu verschreiben, Dienstmädchen oder „Fräulein", je nachdem. Nur wenige Frauen haben wohl unter ihrem schwarzen Gesinde eine „Perle" entdeckt, die ein weißes Dienstmädchen einigermaßen ersetzt. Übrigens gibt es unter den Schwarzen auch kaum ein Mädchen für alles, sondern es ist vielseitige Arbeitsteilung üblich. Küche, Zimmer, Garten, Geflügelhof usw. beanspruchen je eine besondere Hilfskraft; nur schwer will es gelingen, die Schwarzen vielseitig zu erziehen. Und da die Dienstboten keineswegs billiger sind als in der Heimat — abgesehen von Essen und Kleidung —, so ist manchmal ein tüchtiges weißes Mädchen geradezu lohnend. Nebenbei ist man in den Kolonien vielfach auf männliches Personal angewiesen, das natürlich für Kinderpflege und mancherlei Hausarbeit erst recht kein sonderliches Talent entwickelt. Wohl der Hausfrau, der es ihre Mittel erlauben, sich ein weißes „Mädchen für alles" oder eine „Stütze" zu halten!

Wem die Kindererziehung am Herzen liegt, der kann nicht umhin, seine Hausfrau auf diese Weise zu entlasten, auch wenn es unter Opfern geschieht. Wie wir noch sehen werden, sinnt man in kolonialen Kreisen schon lange auf Mittel und Wege, auch Minderbemittelten zeitweise eine weiße weibliche Hilfe zu gönnen. Wenn die junge Mutter ihr Kind „aus dem gröbsten" heraus hat, so werden trotzdem auch draußen die Sorgen und Mühen nicht kleiner. Eines Tags muß mit dem Schulunterricht begonnen werden, und da ist es wieder die Hausfrau, die den Schulmeister machen muß, denn an wenigen Plätzen in den Kolonien gibt es Schulen für weiße Kinder, in Ostafrika z. B. nur in Daressalam und Tanga, im Innern nirgend, und auch in Südwestafrika kann man die Schulen an den Fingern herzählen. Welche Mutter gäbe ihre Lieblinge im zarten Alter von sechs bis zehn Jahren gern in fremde Hände, nur um sie eine Elementarschule besuchen zu lassen? Die Farmer helfen sich manchmal auf die Weise, daß mehrere zusammen sich einen Lehrer oder eine Lehrerin



Plauderstündchen auf der Veranda eines Beamtenhauses in Daressalam.



Picknick in Südwestafrika.

kommen lassen. Aber das geht auch nur da, wo mehrere Farmen nahe zusammenliegen. Da muß also die Mutter herhalten. Später gibt — in Südwestafrika wenigstens — die Realschule in Windhuk dem jungen Nachwuchs Gelegenheit zu höherer Schulbildung, ohne daß er außer Landes gehen muß. In den andern Kolonien* allerdings bleibt den Eltern vorläufig nichts andres übrig, als ihre Kinder nach Deutschland zu schicken und sie jahrelang zu entbehren. Doch wird's damit in absehbarer Zeit wohl auch besser werden. Es ist selbstverständlich, daß die meisten Landsleute draußen danach trachten, ihren Kindern eine höhere Schulbildung angedeihen zu lassen. Schon heute kann man bei der Schutztruppe für Südwestafrika als „Einjähriger" dienen, und welche südwestafrikanische Mutter möchte nicht ihre Jungen dermaleinst mit den schwarzweißroten Schnüren sehen? Es wird also auch nicht ausbleiben, daß man drüben nicht nur sein Jahr abdienen, sondern auch die Befähigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst erwerben kann. Das sind immerhin spätere Sorgen, aber ich führe sie doch mit an, um zu zeigen, daß die Kindererziehung in den Kolonien erheblich mehr Kopfzerbrechen verursacht als in der Heimat. Womit beileibe nicht behauptet werden soll, daß es hier nicht schwer genug sei, Vater zu sein.

Trotz der Unzulänglichkeit der schwarzen Dienstboten kommt es oft vor, daß die Mutter ihre Lieblinge schwarzen Kindermädchen männlichen oder weiblichen Geschlechts anvertrauen muß (unser Bild S. 206 zeigt z. B. das Töchterchen des Gouverneurs von Neu-Guinea, Dr. Hahl, mit seinem männlichen „Kindermädchen"), namentlich in den Kolonien, wo die Beschaffung weißer Dienstmädchen oder „Stützen" unmöglich oder doch erschwert ist. Nach Kamerun, Togo oder gar nach der Südsee verdingt sich ein weißes Mädchen nur ungern, was man ihr nicht verdenken kann. Allerdings haben es die Beamtenfrauen in dieser Hinsicht besser als die Ansiedlerfrauen. Erstens wohnen sie meist auf größeren Plätzen und sind daher nicht ganz auf sich allein gestellt, zweitens ist ihre Wirtschaft einfacher, weil nicht auf den Erwerb gerichtet. Sie können sich daher ungestörter der Pflege und Erziehung ihrer Kinder widmen und kommen, wenn sie nicht große Repräsentationspflichten haben, zur Not auch ohne weiße Hilfskräfte aus.

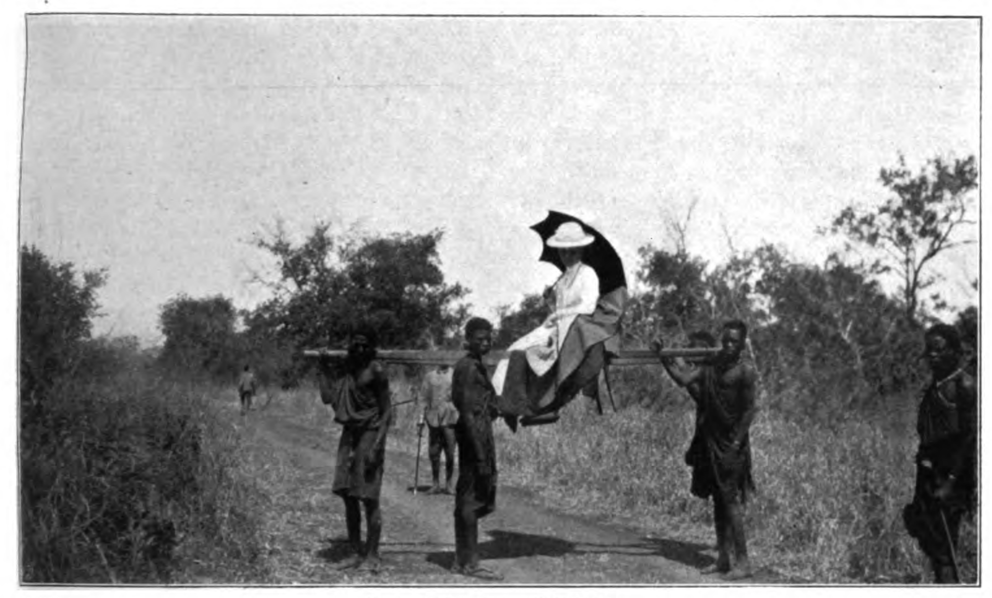
Wie erwähnt, sinnt man in kolonialen Kreisen schon lange auf Mittel und Wege,

* In Kiautschau gibt es allerdings ebenfalls eine höhere Schule, deren Abgangszeugnis zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst in der Heimat berechtigt. Aber Kiautschau ist nur Handels-, nicht Siedlungskolonie und spielt für unsre Betrachtung keine Rolle.

wie man Südwestafrika — in den andern Kolonien ist die Frauenfrage noch nicht brennend — ausreichend mit weißen Frauen versorgen könnte. Zunächst die rein praktische Seite der Frage. Manche Farmersfrau, die minder bemittelt ist, würde zeitweise gern eine weiße Hausgenossin haben, z. B. wenn sie Mutterfreuden entgegensieht oder in der ersten Zeit nach der Geburt eines Kindes, nur ist es ihr nicht möglich, sich auf längere Zeit zu binden, der Kosten wegen. Aber auch manche begüterten Farmerfamilien tragen Bedenken, sich ein Mädchen aufs Geratewohl aus Deutschland zu verschreiben. Enttäuschungen auf beiden Seiten sind keine Seltenheiten. Anderseits kommen die Mädchen frisch und unerfahren aus der Heimat und nützen der kolonialen Hausfrau natürlich recht wenig. Der Koloniale Frauenbund will dem durch Gründung eines **Mädchenheims in Keetmanshoop** abhelfen, das den Namen „Heimatshaus" führen wird. Es sind dazu schon ganz bedeutende Mittel gesammelt, rund 35000 Mark. In diesem Heimatshaus sollen die Mädchen in die verschiedenen Zweige der südwestafrikanischen Hauswirtschaft eingeführt werden und sich an die dortigen Verhältnisse gewöhnen, um alsdann auf kürzere oder längere Zeit an die Farmerfamilien gegen entsprechende Entschädigung verdingt zu werden. Es soll damit erreicht werden, daß fortgesetzt geeignete weibliche Hilfskräfte zur Verfügung stehen, und daß namentlich Elemente, die sittlich einwandfrei sind, ins Land kommen. Ferner hat Frau Helene v. Falkenhausen, die Witwe eines im Aufstand ermordeten Ansiedlers und nachherige Leiterin der kolonialen Frauenschule in Witzenhausen a. d. Werra, in der Nähe von Windhuk eine **Lehrfarm für junge Mädchen** ins Leben gerufen, die demselben Zwecke dient und schon erfreuliche Erfolge aufzuweisen hat. Die Versorgung des Arbeitsmarktes mit weiblichem Hauspersonal ist der reale Zweck dieser gemeinnützigen Unternehmungen. Der ideelle Zweck, der doch letzten Endes so eminent praktischen Wert hat, ist die **Versorgung Südwests mit weißen Frauen überhaupt**. Daß diese eine nationale Notwendigkeit ist, zeigt



Auf der „Pad" in Südwestafrika.



Auf „Safari“ in Ostafrika.

uns die auf Tausende angewachsene Mischbevölkerung, die nach verschiedenen Richtungen eine Gefahr bedeutet, außerdem aber jedem gesunden Rasseempfinden widerstrebt. In Südwestafrika belief sich die Mischlingsbevölkerung im Jahre 1907/08 auf 3539 Köpfe, im Jahre 1908/09 auf 4284 Köpfe, sie ist also bedauerlicherweise immer noch in Zunahme begriffen. Und besonders zu beklagen ist, daß auch die Zahl der weißen Männer, die mit farbigen Frauen verheiratet sind, im letzten Jahre von 42 auf 50 angewachsen ist. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Entstehung einer Mischrasse auch in der Südsee, namentlich auf Samoa, erschreckende Fortschritte macht. Unser Bild, das einen deutschen Verein darstellt, gibt einen Begriff davon. Wir haben aber nur dann ein Recht, über diese Mischbevölkerung uns zu ereifern, wenn wir Sorge tragen, daß unsre Landsleute drüben Gelegenheit haben, eine deutsche Hausfrau heimzuführen. Und dazu wird in Südwest das Mädchenheim in Keetmanshoop durch seinen regelmäßigen Zuzug ausgewählter Elemente wesentlich beitragen. Es würde einige Gewähr bieten, daß die aus ihm in die Praxis tretenden Mädchen ausreichend vorgebildet und, was sehr wichtig ist, körperlich gesund sind, denn der Frauenbund schickt kein Mädchen hinaus, das nicht ärztlich auf „Tropendienstfähigkeit“ untersucht ist. Gesundheit an Leib und Seele ist die erste Bedingung für das koloniale Leben.

Die deutsche Frau hat draußen nicht nur praktische, sondern auch recht ideale Aufgaben zu erfüllen. Sie soll in dem rauhen Leben der Kolonien das veredelnde Element bilden, das allmählich echt deutscher Sitte und Geselligkeit Eingang verschafft. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich in den Kolonien zum Teil recht rauhe Sitten herausgebildet hatten; aber da, wo die deutsche Frau mit Herzensbildung in den Kreis tritt, mildern sie sich rasch. Auch der derbste Kolonialmann nimmt sich zusammen, wenn er sich unter den Augen einer weißen Frau bewegt. So hat sich denn da, wo in den Kolonien deutsche Familien wohnen, eine sehr schöne Geselligkeit herausgebildet, und echt deutsche Gastfreundschaft im alten Sinne hat Eingang gefunden. Und wenn auch gerade in den Kolonien die Gastfreundschaft angesichts der mühevollen Aufgabe der Hausfrau mit Opfern verknüpft ist, so freut man sich doch königlich über jeden Gast, sei er nun Nachbar oder Fremder.

Wir haben ausführlich über die Mühen des kolonialen Frauenlebens gesprochen, nun sollen auch seine Freuden zu Worte kommen. Natürlich, Theater, Konzerte und rauschende Feste gibt es draußen wenig oder gar nicht. Die Freude an der Natur muß das alles ersetzen, neben einem gemütlichen Familien-

leben, verschönt durch Musik und gute Bücher, die die Beziehungen zur Außenwelt vermitteln. Bisweilen wird die Frau Gelegenheit haben, ihren Gatten auf der „Pad" — Reise oder Jagd — oder, wie man's in Ostafrika nennt, auf „Safari", hoch zu Roß, im Wagen oder in der Sänfte zu begleiten. Solch ein Zigeunerleben hat sicherlich seine Reize und läßt die Eintönigkeit des täglichen Lebens, die auch wir in gewisser Beziehung zu genießen haben, zeitweise vergessen. Im übrigen wird eine geistig regsame Frau sich nie langweilen; es ist sogar notwendig, daß die koloniale Frau geistige Interessen mitbringt, damit sie draußen mit ihrer Familie nicht verbauert. Die Frau hat auch in dieser Hinsicht hohe Aufgaben zu erfüllen. Unsre Siedlungskolonien sollen ein Jungbrunnen werden für unser unter dem Hasten und Jagen des modernen Lebens leidendes Volkstum, nicht nur körperlich, sondern auch geistig.

Alles in allem: eine gute Gesundheit, Schaffensfreudigkeit, praktischer und solider Sinn sind Eigenschaften, die für die Frau in den Kolonien unentbehrlich sind. Der ehrliche Wille, dem Manne eine treue Mitarbeiterin zu sein, sein arbeitsreiches Dasein freundlich zu gestalten und die Kinder zu tüchtigen Menschen und guten Deutschen zu erziehen, wird der Frau über die mannigfachen Fährlichkeiten und Mühen hinweghelfen und der Familie um so rascher eine sorgenfreie Existenz schaffen. Nicht die Aussicht auf Wohlleben und märchenhaften Reichtum eröffnet sich der deutschen Frau in den Kolonien, sondern nur ein neues Feld, wo sie mithelfen kann an der Gesunderhaltung der Nation, wo sie dem Manne noch eine Gefährtin sein kann im wahren Sinne des Worts. Dabei wird aber immer der Grundsatz gelten müssen: Für die Kolonien sind die Besten gerade gut genug!

Stimme der Erinnerung

Ein Sonntagskind, wie alte Mären sagen,
Erschaut die Stadt, die längst die Flut verschlang,
Mir tönt ans Ohr in träumerischen Tagen
Urplötzlich einer lieben Stimme Klang.

Erloschne Kerzen leuchten strahlend wieder,
Verdorrte Bäume schmückt ein frisches Grün,
Ich höre toter Nachtigallen Lieder,
Verwelkte Blumen seh' ich wieder blühn.

Ich sing' ein Lied, das ich vordem gesungen,
Es grüßt mich alter Spielgefährten Gruß,
Ich springe, wie als Knab' ich bin gesprungen —
Ganz deutlich hör' ich meinen Kinderfuß.

Es streichelt meine Mutter meine Wangen,
In Vaters Locken flecht' ich buntes Band,
Und weit ist mir die Pforte aufgegangen
In meiner Kindheit halbvergeßnes Land. —

Ein Schatten weckt, ein Schein, ein Regentropfen,
Der an der Fensterscheibe leis zerschellt,
In alter Brust des jungen Herzens Klopfen,
Und aus dem Grab steigt die versunkne Welt.

Friedrich Schaefer

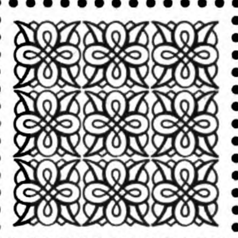




Jesus

Die Geschichtlichkeit seiner Person und seine Bedeutung für unsre Zeit

Von Prof. D. Heinrich Weinel (Jena)



Der Kampf um das Christentum und seine Bedeutung für das gegenwärtige Leben der Menschheit beginnt wieder eine neue Wendung zu nehmen. Die beiden Richtungen, die abseits vom Christentum die religiöse Sehnsucht unsers Volkes zu stillen hoffen,* der Monismus und der Neubuddhismus, dieser in der Hartmannschen Form, haben sich gefunden, um zuerst einmal den gemeinsamen Gegner niederzustrecken, das Christentum, wie es sich auf Grund des Evangeliums Jesu zu erneuen und zu verinnerlichen anschickt. Die moderne protestantische Theologie ist der gemeinsame Gegner, den man bekämpft. Man tut es, indem man behauptet, nur die „Konsequenzen" ziehen zu wollen aus dem, was diese selbst an Kritik des Christentums und der kirchlichen Überlieferung ausgesprochen hat. Daß ihr dabei der Vorwurf der Unehrlichkeit und Halbheit nicht erspart wird, macht den Kampf nicht leichter und nicht freundlicher. So hatte von den Monisten der Bremer Pfarrer Kalthoff die Geschichtlichkeit Jesu bestritten, indem er die Methode der alten Tübinger Schule weiterbildete. Er sah überall im Evangelium nur die Tendenzen und Strömungen einer jüdisch-stoischen Reformgemeinde. Dabei ging er von der zum Dogma erhobenen ökonomischen Geschichtstheorie aus, verwies alle großen Menschen aus der Geschichte hinaus und führte alle Bewegungen lediglich auf die Bedürfnisse der Masse zurück, die sich dann ihre Helden schaffe. Stärker noch ist jetzt der Gegenstoß der Hartmannschüler gegen die moderne Theologie. Nachdem noch der Meister selber nicht lange vor seinem Tode seine erbitterte Kritik des Evangeliums Jesu zum zweitenmal unter dem Titel „Das Christentum des Neuen Testaments" (1906) herausgegeben hatte, traten seine Schüler auf den Plan, zuerst W. von Schnehen mit einem Pamphlet wider den „modernen Jesuskult" und nun Arthur Drews mit der Behauptung, daß Christus nur eine Gestalt des Mythus sei. Selbständige Forschungen hat Drews kaum gemacht; sein Buch ist überwiegend aus dem, was zwei Amerikaner über einen „vorchristlichen Jesus" und „heidnisches Christentum" entdeckt zu haben glauben, und allerlei früher geäußerten Vermutungen zusammengeschrieben. Eigne mythologische Spekulationen kommen hinzu. So wird Asklepios und Kaleb im Alten Testament gleichgesetzt, Petrus und Proteus, das Lamm Gottes Agnus Dei und der persische Feuergott Agni — Spielereien mit Buchstaben und zufälligen Ähnlichkeiten, die an die schlimmsten etymologischen Künste früherer dilettantischer Zeiten religionsgeschichtlicher Forschung erinnern. Das Buch würde kaum Aufsehen gemacht haben, wenn nicht sein Verfasser unter der Ägide des Monistenbundes durch ganz Deutschland zöge und Vorträge hielte, die, durch die christentums- und vor allem kirchenfeindliche Strömung weiter Kreise unsers Volkes getragen, eine gewisse Bedeutung erlangen.

Eben darum muß der Kampf gegen diese Versuche, die zugestandenermaßen die Absicht haben, „uns den Boden unter den Füßen wegzuziehen", aufgenommen werden, obgleich die ganze Sache so haltlos ist, daß sich die streng wissenschaftliche Literatur kaum mit diesen Büchern befassen wird, sowenig wie sich etwa die Medizin mit wissenschaftlichen Widerlegungen gegen die abenteuerlichen Heilmethoden wendet, die ja auch immer wieder angepriesen werden und Glauben finden.

Was haben wir dem Gegner zu sagen? Warum halten wir daran fest, daß Jesus eine geschichtliche Persönlichkeit ist, daß er und nicht eine Spekulation über den leidenden Gottmenschen das Wesen des Christentums darstellt? Warum verkünden wir den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts noch, daß in ihm sich das höchste Ideal verkörpert und daß er die tiefste Sehnsucht des Menschen nach Gott stillen kann, die keine Metaphysik und keine Naturwissenschaft, keine Spekulation und kein Denken zu stillen vermag? — —

* Vgl. meinen Aufsatz im Septemberheft 1909.

Erstens läßt sich nicht bloß die Überlieferung, daß Jesus gelebt habe und der Begründer des Christentums gewesen sei, im allgemeinen beweisen, sondern es läßt sich auch noch einwandfrei feststellen, was der Inhalt seiner Verkündigung gewesen ist. Man kann die christliche Überlieferung von dem Jahre 170 an, wo das Neue Testament ungefähr in dem uns bekannten Umfang existiert hat, zunächst über die Literatur der Apologeten und der apostolischen Väter zurückverfolgen. Man findet dort nicht bloß die wesentlichsten Herrnsprüche bezeugt, sondern auch die Briefe des Paulus. Von diesen den ersten Korinther- und den Römerbrief mindestens (aber auch den Hebräerbrief) im ersten Brief des Clemens von Rom, der um das Jahr 100 geschrieben ist. Innere Gründe gegen die Echtheit der Paulusbriefe sind zwar vorgebracht, aber ohne durchschlagende Kraft. Für ihre Echtheit — etwa der Briefe an die Römer, die Korinther und die Galater — spricht nicht bloß ihre außerordentliche unerfindbare Originalität und Aktualität, sondern vor allem ihr theologischer und kirchlicher, besser vorkirchlicher Inhalt, der im zweiten Jahrhundert einfach unmöglich ist. In den Briefen des Paulus aber ist Jesus nicht bloß im allgemeinen als historische Person bezeugt, als ein Mensch, der geboren ist aus Davids Samen und vom Weibe, als Jude „unter das Gesetz" getan, gestorben, nämlich gekreuzigt, und begraben, sondern Paulus kennt auch Jesu Brüder (1 Kor. 9/5) und insbesondere seinen Bruder Jakobus (Gal. 1/18). Drews bemüht sich, diese Brüder als „Sektenbrüder" Jesu hinzustellen, aber in beiden Stellen sind nicht beliebige Sektenbrüder, sondern apostelgleiche Männer gemeint. Und Jakobus wird „der Bruder des Herrn" genannt (Gal. 1/18), um ihn von dem andern Jakobus, dem Apostel, zu unterscheiden. Jesus ist so sicher bei Paulus bezeugt, daß bis jetzt alle Leugner der Geschichtlichkeit Jesu die Briefe sämtlich für unecht erklären mußten. Drews hat das versäumt, aber seine Stellung ist eben darum auch ganz unhaltbar. Jesu Worte klingen überall in den Briefen an, wenn er auch nicht überall zitiert wird, wie in 1 Kor. 11/23 ff., 1 Thess. 4/15, 1 Kor. 7/10, 9/14, Sprüche, von denen nur der zweite in unsern Evangelien steht. Vor allem ist wichtig, daß gerade der wesentliche Gehalt der Worte Jesu bei Paulus an entscheidenden Stellen auftritt: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen" (Gal. 6/2); „Das ganze Gesetz ist in einem Wort erfüllt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" (Gal. 5/14). Auch im Römerbrief hat Paulus dies Herrnwort, das seiner Lehre vom Gesetz gar nicht entspricht, an bedeutender Stelle frei angeführt (13/8), und da, wo er seine sittlichen Forderungen entwickelt, wendet er Jesu Worte von der Feindesliebe bedeutsam an (12/9, 14, 17). Dem entspricht ganz, was Paulus als Jesu Wesen und Charakter kennt: seine Selbstlosigkeit und Hingabe (Röm. 15/2 ff.), seine Sanftmut und Güte (2 Kor. 10/1), seine Liebe und Demut (Phil. 2/5 ff.) u. ö. Schon aus diesen Stellen, die nur das Hauptsächlichste bieten, wird man deutlich sehen, daß wir durch Paulus genug von Jesus wüßten, auch wenn wir unsre Evangelien nicht besäßen. Daß diese das Bild, das Paulus von Jesus hat, so deutlich bestätigen, ist ein Zeichen von der Güte unsrer Überlieferung. Wenn man darauf hingewiesen hat, daß sich Paulus in seinem Kampfe um die Freiheit vom Gesetz nicht auf Jesus berufen hat, so ist dagegen zu sagen, daß eben Jesu Haltung gegen das Gesetz durchaus konservativ gewesen ist. Er hat nicht das Gesetz abschaffen wollen. Gerade das Gesetzesproblem hat Jesus unerledigt hinterlassen; in der Frage der Heidenmission waren seine wenigen echten Worte auch nicht entscheidend. Matth. 28/19 f. ist ja sicher nachpaulinisch. Matth. 10/5 aber und 15/24 ff. = Mark. 7/27 sprachen deutlicher gegen Paulus als Matth. 8/11 = Luk. 11/28 für ihn. So ist denn auch nach dem Bestand unsrer Evangelien klar, warum Paulus gerade in den großen Kämpfen seines Lebens Jesus nicht zitieren konnte.

Gegenüber der Tatsache einer solchen Überlieferung von Jesus fällt die andre, daß ihn die nichtchristlichen Schriftsteller seiner Zeit nicht nennen, nicht ins Gewicht. Was wußten sie von einem als Empörer gekreuzigten Juden? In dem Augenblick aber, wo die römische Geschichtschreibung sich mit dem Christentum beschäftigen muß, wie Tacitus bei der Erzählung des Brandes von Rom, da wird auch Jesu Name genannt, und seine Persönlichkeit ist gekannt. Und wenn Josephus, der um 90 schreibende jüdische Geschichtschreiber, ihn wirklich nicht genannt

haben sollte — gegen die Hauptstelle im jetzigen Text lassen sich allerdings gewichtige Gründe geltend machen, aber nicht gegen die zweite, an der er „den Bruder des sogenannten Christus namens Jakobus" erwähnt —, so hat er irgendwelche Gründe dazu gehabt. Denn er schweigt eben vom Christentum überhaupt, während doch niemand leugnet, daß es zu seiner Zeit bereits eine große Rolle gespielt hat; und auch die Art, wie er von Johannes dem Täufer spricht und ihn als griechischen Philosophen aufputzt, zeigt, daß dieser Apologet seiner Person und seines Volkes nur mit Vorsicht als Quelle zu benutzen ist.

Die Evangelien selbst werden also durch Paulus — und die ganze übrige Literatur, die viel häufiger von Jesus spricht und viel mehr von ihm weiß, als nach Kalthoff und Drews der Fall zu sein scheint — bestätigt, nicht nur im allgemeinen, sondern auch in dem wesentlichen Inhalt dessen, was sie als Lehre Jesu geben. Nun sind sie selbst allerdings Gegenstand einer eindringenden Kritik gewesen, und solche Kritik ist notwendig, da sie eben zu viele Verschiedenheiten und selbst Widersprüche aufweisen, als daß man ihre Berichte einfach hinnehmen könnte. Aber es gibt wohl in der ganzen Weltliteratur keine Quellen, die einer schärferen Kritik unterzogen worden sind als gerade die Evangelien. Man hat sich sehr oft nicht damit begnügt, nur das für unecht zu erklären, was aus einer späteren Lage, aus der Zeit und den Tendenzen der christlichen Gemeinde erklärt werden muß und bei dem historischen Jesus nicht begreifbar ist, sondern man erklärte oft alles für unecht, was nur irgendwie später entstanden sein kann. An diesem Maßstab gemessen, muß jede geschichtliche Überlieferung, die längere Zeit bloß mündlich gewesen ist, also durch das Denken späterer Menschen hindurchgegangen ist, als unecht verschwinden, z. B. auch die von Buddha und Sokrates. Hier bedarf es größerer Vorsicht und Geduld. Sieht man auf die Überlieferung von Jesus, wie sie wirklich ist, so hat man im Gegenteil von vornherein den günstigsten Eindruck. Denn von den vier Evangelien lassen noch drei deutlich erkennen, daß hier wirklich mündliche Überlieferung vorliegt. Ihre Erzählungen setzen sich wirklich aus den Elementen zusammen, die stets eine mündliche Überlieferung charakterisieren, nämlich Spruch und „Anekdote". Und gerade diese Elemente der mündlichen Überlieferung sind die besten Mittel, um die Erinnerung an eine geschichtliche Person festzuhalten. Der Spruch und die kleine Einzelerzählung spiegeln eines Menschen Wesen am leichtesten wider, und es ist gar nicht nötig, sehr viel Derartiges zu besitzen, um einen Menschen ganz zu erkennen und seine Meinung klar zu schauen. Man denke etwa an die Aussprüche und Geschichtchen, die Karl Schurz von Lincoln erzählt, oder an die Art, wie Carlyle mit solchen kleinen Zügen und Aussprüchen seine Helden charakterisiert, Mirabeau oder Danton; man denke an Wrangel-Anekdoten oder Goethesprüche, um zu sehen, wie wenig der Art genügt, um vor den Augen unsrer Seele das Bild eines Mannes erstehen zu lassen. Man wende das einmal auf die Evangelien an, mache sich Jesu Wesen einmal an irgendeinem Spruche klar, etwa an seinem Wort von den Lilien auf dem Felde oder an seinen Worten vom Mammon oder an irgendeinem seiner Gleichnisse; man fühle einmal deutlich seine Liebe und Zartheit gegen die Sünderin nach oder seinen Zorn gegen die Pharisäer, und man wird mir recht geben, wenn ich sage: es kommt gar nicht darauf an, ob wir alles oder das meiste in den Evangelien für echt halten, ob wir drei Jahre seines Lebens kennen oder nur eins, wir kennen ihn aus diesen kleinen Geschichten und Sprüchen sehr gut, so gut, als ob wir ihm heute noch ins Auge schauen und seine Stimme hören könnten. Wir müssen nur nicht ein System, eine Dogmatik, eine Philosophie aus seinen Worten herauslesen wollen, sondern den Menschen suchen, den Mann voll Güte und Liebe, voll Größe und heiligen Zornes, voll Reinheit und Zartheit, voll unbeugsamer Wahrhaftigkeit und voll herben Spottes über alle Erbärmlichkeit und Selbstsucht. Ihn finden wir überall, ihn sehen wir in diesen kleinen Bildern leibhaftig vor uns.

✱

Und was hat dieser Mensch in der Geschichte der Religion bedeutet? Ist es recht, daß, wenn wir nach dem Wesen des Christentums fragen, wir die große Geschichte der letzten neunzehn Jahrhunderte vergessen, um die kleinen Sprüche und Geschichten Jesu zu hören, wenn wir all die Philosophen und Priester, die Päpste und Reformatoren zu-



rückstellen, um seinen schlichten Worten zu lauschen? Oder gehen wir damit über das Geschichtliche hinaus und identifizieren zu Unrecht das Ideal „Christus" mit dem Zimmermann aus Nazareth? Nun, ich meine, es ist eine geschichtliche Selbstverständlichkeit, was wir tun. Wenn wir wissen wollen, was Platonismus ist, so fragen wir doch nicht zuerst alle Platoniker und lassen den Meister beiseite; wenn wir wissen wollen, was Buddhismus ist, so lassen wir nicht Buddha fort, um die Entwicklung der nach ihm benannten Religion als Maßstab zu nehmen, sondern wir fragen zuerst: was hat Plato gelehrt und Buddha gewollt, dann nehmen wir das, was sie hatten, als das Wesen der Bewegung, die sie in der Weltgeschichte bedeuten. Und sollten wir entdecken, daß ihre Schüler und all die Späteren, die sich nach ihnen nennen, ihre Gedanken umgebogen, verändert, andre hinzugebracht und die echten mit fremden Zusätzen entstellt hätten, so würden wir sie danach richten, in echte und unechte Platoniker einteilen usw. Kein Mensch würde dies für etwas andres als für selbstverständlich halten.

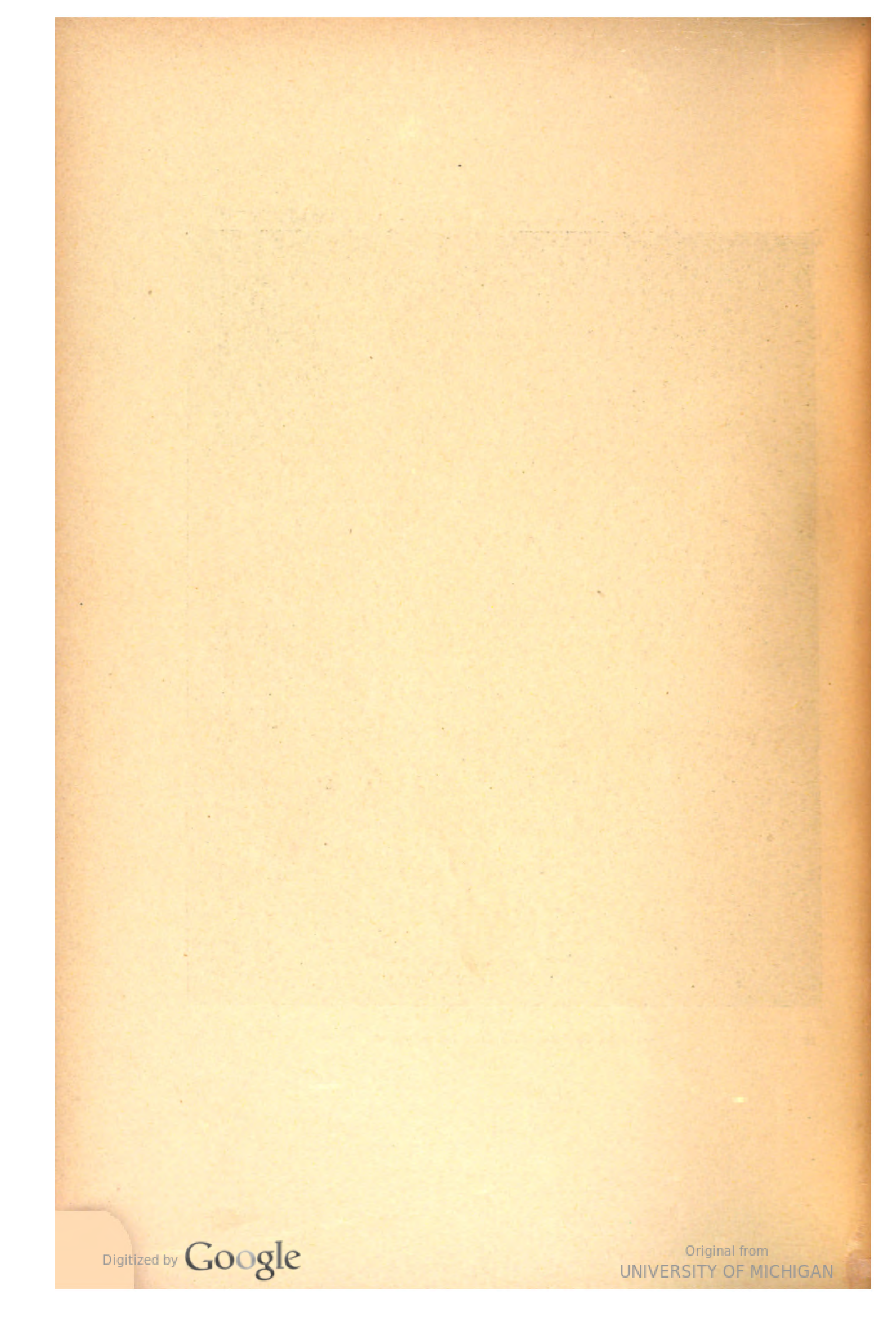
Und weiter. Wenn wir angeben wollten, was Buddha oder Plato in der Geschichte der Menschheit bedeutet haben, so würde niemand gerade nach dem fragen, was sie mit ihrer Zeit gemeinsam haben, sondern man würde das Originelle herausheben und so ihre besondere Stellung in der Menschheitsgeschichte zu bestimmen suchen. Man würde auch nicht mit Fragen an sie herantreten, die sich nicht auf das eigentliche Gebiet beziehen, auf denen ihr Lebenswerk lag, sondern fragen, was sie gerade in ihrer Lebensarbeit geleistet haben.

Durch diese wenigen Überlegungen erledigen sich all die Einwände, die man gegen unsre Beurteilung Jesu erhoben hat, und die davon ausgehen, daß er das Weltbild seiner Zeit teilte, daß er an Teufel und Dämonen, an Himmel und Hölle glaubte und auf vielen Gebieten des Lebens von andern genialen Männern übertroffen worden ist. Gewiß, dem ist so, und wenn im Feuereifer der Begeisterung hier und da einmal Jesus in überschwenglicher Weise als der größte aller Menschen in allen Dingen geschildert wird, so sind das Übertreibungen, die man nicht zu schwer nehmen darf und die überall vorkommen. Immerhin darf man sagen, daß Jesus auch ein Künstler, nämlich ein Dichter von solcher Kraft und Größe gewesen ist, daß seine Worte jedem, der sie kennen gelernt hat, unvergänglich in die Seele geprägt sind, und daß seine Gleichnisse und Geschichten ein unvergängliches Leben haben. Aber man soll nicht übertreiben, und man soll ihm sein Werk lassen; dies aber war, der Menschheit ein neues Ideal und einen neuen Gottesglauben zu geben, das reinste Ideal und den höchsten Gottesglauben.

Ist das nicht wieder eine Übertreibung? Läßt sich das wirklich beweisen? — Es läßt sich wirklich rein geschichtlich beweisen, indem man sein Werk und Wesen einfach gegen die vor ihm liegende Entwicklung der Religion abhebt. Faßt man die Sprüche und Gleichnisse Jesu unter solchen historischen Gesichtspunkten als ein Ganzes ins Auge und stellt sie zunächst dem Judentum, wie er es vorfand, gegenüber, so sieht man, daß er eine hier angelegte Entwicklungslinie bis zu ihrem Ende geführt hat. Sein Evangelium ist die V o l l e n d u n g d e r s i t t l i c h e n R e l i g i o n. Er hat aller Unklarheit der Gesetzesreligion dadurch ein Ende gemacht, daß er nicht in dem Gesetz und seiner Befolgung, sondern in der Gesinnung selbst und in ihr allein die Güte fand. Nicht erst den Mord oder den Ehebruch, sondern den Haß und jede unreine Gesinnung verbietet sein Gott. Nicht den Meineid allein, sondern den Schwur und die Unwahrhaftigkeit, die Eid und Meineid veranlaßt, verdammt Jesus. Aus dieser Vollendung der Sittlichkeit zur Gesinnung folgt ein Zweites: die Forderung Gottes ist etwas ungeheuer Einfaches, nämlich Liebe und Reinheit, Reinheit als Freiheit von Begehren und Neid und Freiheit von Lüge, ein Starksein gegen die Versuchung und die feste, in sich ruhende Wahrhaftigkeit, die mit einem Lächeln alle Verleumdung abtut, statt Rache und Bestrafung des Beleidigers zu suchen. Eine ungeheure Vereinfachung auch darin, daß alles Kultmäßige aus der Forderung Gottes gestrichen ist; denn „heilig" ist nur die reine und liebevolle Gesinnung, und nichts, was „von außen an den Menschen herankommt", kann ihn „unrein" machen. So hat Jesus die Sittlichkeit zu ihrer vollen Entfaltung gebracht und die Linie der Entwicklung, die in Israel die Propheten, in Griechenland die Philosophen eingeschlagen haben, zu ihrem Ende geführt. Denn diese Sittlichkeit Jesu



Jozef Israëls: Alte Frau am Spinnrad.



ist ganz innerlich, sie ist ganz einheitlich, und sie ist reinsittlich, von allen andern Motiven frei. Wenn Jesus auch von griechischer Wissenschaft nichts wußte, so hat er doch in der Tat die griechische Philosophie, soweit sie mehr ist als wissenschaftliche Erkenntnis, soweit sie Schöpferin von Lebensidealen gewesen ist, vollendet und überwunden. Man vergleiche nur einmal mit der seinigen die stoische Ethik, die ihm besonders bei Seneka in einzelnen Worten so nahe steht! Die Stoa hat gelehrt, man solle seinem Mitmenschen helfen, aber nur durch Tat, sie verbietet den Affekt der Barmherzigkeit und Liebe. Um der Ruhe der eignen Seele willen muß der Stoiker sich ja jeden Affekt fernhalten. Wie engherzig und selbstsüchtig mutet uns das an!

Man sagt dazu: Ist nicht Jesu Ethik ebenso selbstsüchtig? Hat er nicht von Lohn und Strafe gesprochen, und hat er nicht seine Innerlichkeit entstellt durch diese Begründung seiner Forderungen? Wir kommen hier an den Punkt, der am schwierigsten zu verstehen ist, weil man hier am leichtesten durch eine Betrachtung getäuscht wird, die an der Oberfläche bleibt. Jesus ist wie die alten Propheten als Bußprediger aufgetreten und hat sich auch der Mittel der prophetischen Rede wie sie bedient. Sein flammender sittlicher Zorn hat ihn zu den gewaltigen Drohungen hingerissen: Bethsaida wird es schlechter gehen als Sodom und Gomorrha! Und ebenso hat er allen Elenden und Gedrückten und allem, was sich nach Erlösung sehnte, den Frieden des Gottesreichs und die Fülle seiner Herrlichkeit versprochen. Aber darf man den Nachdruck auf das legen, was er mit seinen Zeitgenossen oder mit den alten Propheten teilt? Ist es gerecht, ihn lediglich unter dem Gesichtspunkt seines heiligen Ingrimms und seiner Drohreden zu betrachten? Ganz gewiß nicht! Denn einmal muß man sich doch fragen, ob wirklich diese äußerlichen Gründe sich ganz vereinigen lassen mit der Höhenlage und Innerlichkeit der Forderungen selbst; ob aus einem nach den Freuden eines äußerlichen Himmels begehrlichen Herzen, das gleichzeitig von der Furcht vor der Hölle umgetrieben wird, solche innerliche und ganze Sittlichkeit geboren werden kann. Zu diesem negativen Beweis kommt aber noch der andre, positive. Zieht man sich die Begründung der sittlichen Forderungen Jesu einmal mit der Frage an: Was ist das Wirksame an ihnen?, so entdeckt man bald, daß nicht der mit ihnen verbundene Lohn- und Strafgedanke wirkt, sondern der innerliche Abscheu vor dem Schlechten und die Lockung des Guten selber, denen Jesus unvergleichlichen Ausdruck gegeben hat. Was wirkt denn gerade an den so oft von Jesus angeführten Sprüchen über das Fasten, Beten und Almosengeben? (Matth. 6.) Etwa dies, daß sie mit den Worten schließen: „Euer Vater wird euch vergelten öffentlich"? Oder nicht vielmehr die wunderbaren ironischen Bilder von denen, die ihre Wohltaten „austrompeten" lassen auf den Straßen, von denen, die „saure Gesichter" machen, wenn sie fasten, und von den eiteln Menschen, die an den Ecken der Straßen das Innerlichste, das Gebet profanieren. „Sie haben ihren Lohn!" sagt Jesus mit grimmiger Ironie. Das muß man fühlen, nicht einfach den Wortlaut nehmen und alles als gleichwertig ansehen! Das Originelle, das Eindrucksvolle, das, wobei der Redner mit Liebe verweilt, hier freilich mit bitterer verächtlicher „Liebe", das ist es, worauf alles ankommt. Oder man nehme irgendein Gleichnis, etwa das vom verlorenen Sohn. Da hat Jesus mit wunderbarer Kunst den Vater geschildert und seine übergroße, nach gewöhnlichem menschlichem Urteil stark an Schwäche streifende Liebe, die uns doch ganz gefangennimmt; er hat mit seinem Kontrast dem Bruder die Ansprüche menschlicher, vernünftiger Gerechtigkeit in den Mund gelegt, über die Jesus und sein Gott hinaus sind, und er hat lediglich durch den Kontrast diese „Tugend" und „Gerechtigkeit" so beschämt, daß die Güte und die alles verzeihende Liebe fast wie das Selbstverständliche erscheinen. Sind das die Bilder und Motive eines vom Lohngedanken besessenen, aus bloßer Furcht guthandelnden Egoisten? Nein, auch hier wird eine rein geschichtliche Betrachtung sagen müssen, daß etwas ganz Neues, nämlich ein andrer Gottesglaube und ein andres Menschenideal schließlich und im letzten Grunde die Quellen der neuen Forderungen Jesu sind. Und das ist kein Zufall, sondern das hängt innerlich zusammen.

In dem Augenblick, wo die sittliche Entwicklung zu solcher Reinheit und Höhe gekommen ist, daß sie die Forderung der guten Gesinnung als die durchschlagende erhebt,

wird nämlich deutlich, daß die Ethik an einem großen Wendepunkt angekommen ist. Denn mag es sich mit der Freiheit des Willens verhalten, wie es will, sicher ist, daß man sich vielleicht eine gute Tat anbefehlen kann, daß das „Du sollst“ aber keinen Sinn hat dem Ideal der Liebe oder der Reinheit gegenüber. Ich kann mir keine Gesinnung gebieten oder anquälen, geschweige denn einen Affekt. Und von Affekt hat christliche Liebe immer etwas an sich, trotz der Gegenbehauptungen unsrer, durch die philosophische, d. h. stoisch bedingte Ethik beeinflußten Ethiker. Denn Liebe, wie sie Jesus meint, ist Freude am Menschen, ist Wertgefühl und Vertrauen. Das kann man nicht wollen noch sollen. Ebenso ist es mit der Reinheit und jener Wahrhaftigkeit, die innere Kraft und Ganzheit ist. Hier also kommt die sittliche Forderung vor einen Punkt, wo sie so fein und hoch wird, daß sie nicht mehr „Pflicht“ sein kann. Das wird oft übersehen. Ist die sittliche Forderung aber so hoch geworden, so gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder man verzweifelt an ihr, oder man wird durch ein eigenartiges Erlebnis ein neuer Mensch, dem das Sittliche selbstverständlich geworden ist wie dem Baum das Blühen und das Fruchtbringen. Dieses Erlebnis ist eben das, was das Christentum später mit Wiedergeburt bezeichnet hat, und was Jesus mit dem Wort „Tut Buße, bereut, laßt euch euer Leben leid sein!“ gemeint und durch seine Predigt bewirkt hat. Wer nicht jene Liebe und Reinheit als die innerste Lebenskraft in sich fühlt wie Jesus selbst, den soll Gottes Güte, wie sie Jesus predigt, beschämen und anlocken, den soll die Drohung erschrecken und die Verheißung anspornen, der lernte eben, wie Petrus und Zachäus, wie die Sünderin, an Jesus selbst, was Menschsein heißt und wer Gott sei. So hat Jesus seinen Gott gepredigt als den, der seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute und seinen Regen schickt den Ungerechten wie den Gerechten. Gerade diese paradoxe Güte Gottes, die über alle Gerechtigkeit erhaben ist, und seine Macht, die alles in die tiefste Ehrfurcht zwingt — wir sind alle nur unnütze Knechte —, sie bewirken eben, daß der Mensch, von solcher Größe, Güte und Heiligkeit hingerissen, ein neuer wird unter den Schmerzen seines Gewissens und in den Freuden seiner Seele. Denn er wird der Vergebung Gottes aus demselben Grunde sicher, aus dem er sich selber verurteilen mußte: Gott ist die Liebe, die beschämt, aber auch vergibt. Das ist das Höchste, was Jesus der Welt geschenkt hat: die sittliche Erlösungsreligion. Erlöst ist er, der Mensch von der sittlichen Forderung als von einem fremden, richtenden „Du sollst“, geschenkt ist ihm das sittliche Leben selbst, eine Umkehr all seiner Affekte. Die Furcht und Sorge sind geschwunden, die Liebe auch zu dem verlorensten Menschen ist bei ihm eingekehrt, und ebenso die innere Tapferkeit der Wahrhaftigkeit, weil er nun aus Gott lebt und ein freier Herr aller Dinge geworden ist. So hat es Jesus zum erstenmal gelebt, und in diesem Leben ruht die Kraft, die bis auf den heutigen Tag von ihm ausgeht. Auch wer es nicht wissenschaftlich definieren kann, fühlt aus seinen Sprüchen und aus der Art, wie er mit den Menschen verkehrt in den kleinen Geschichten, die man von ihm behalten hat, diese Gottinnigkeit und Fülle, diese Sicherheit und Klarheit, diese Reinheit eines ganzen Lebens in Gott.

Aus diesen letzten Worten ergibt sich auch, warum wir nicht, wie manche gewollt haben, dieses Ideal von dieser Person loslösen können. Es ist keine Lehre, sondern ein Leben in Gott; es kann nicht in dogmatische Sätze gefaßt, sondern nur geschildert, ja mehr noch gefühlt werden; es kann nicht anders überliefert werden als in eben diesen Sprüchen und Geschichten von einer Person. Man kann es nur gewinnen, indem man es an Menschen, vor allem an seinem ersten Träger, sieht und erlebt. Ein alter Jünger Jesu hat darüber ganz richtig gesagt, dies Erleben gleiche dem Winde: „Du hörest sein Brausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.“ Es liegt eben in dem Undefinierbaren, Feinen des Personenlebens, in dem Unbewußten der Seele, die nicht durch Theorien und Dogmen, sondern nur vom Seelenleben ergriffen wird. Da mag noch so viel Unvollkommenes mitspielen — Jesus selbst hat gesagt: „Was nennst du mich gut, einer ist gut, Gott allein!“ —, wenn nur der Hauptpunkt in Vollkommenheit strahlt, so ergreift uns ein Menschenleben mehr als irgendeine Lehre.

Jesus selbst, nicht das von ihm abzulösende Ideal, ist der Vollender der sittlichen Religion des Judentums, die er auf ihren Gipfel und über sich hinaus in die sittliche Erlösungsreligion hineingeführt hat. Neben ihm steht religionsgeschichtlich nur einer: Buddha. Er hat die ästhetische Erlösungsreligion der Menschheit geschenkt, ein Mittel, sich aus dem Leid des Daseins zu retten. Der Polytheismus nämlich gelangt an einen ganz ähnlichen Punkt, wo er sich auflöst, wie die Gesetzesreligion auch. Wenn die Naturerkenntnis tiefer wird, wandelt er sich überall langsam in Pantheismus, und gleichzeitig fängt der Mensch an, die Güter, die ihm die Götter versprachen: Essen, Trinken, Weib und Kind, Haus und Hof, Glück und Erfolg, in ihrer Unzulänglichkeit zu erkennen. Sie können den Menschen nicht dauernd befriedigen, weil aller Genuß vergänglich ist wie die Dinge, die ihn schaffen. Eine Sehnsucht nach ewigen Gütern, nach ewiger Seligkeit wird wach. Die alten Mysterienreligionen, die sie ihren Gläubigen in einem Jenseits durch Sakramente versprachen, lösten im römischen Reiche den Staatskult ab. Sie sind alle in der Weltgeschichte verschollen mitsamt den Göttern, die sie verehrten: Mithras und Attis, Isis und Osiris. Aber schon vorher hatte in Indien Buddha und gleichzeitig ähnlich im Abendland Plato einen bleibenden Weg der „Erlösung" gefunden. Ist die Welt Leid, dann ist Flucht aus ihr die einzige Rettung. Buddhas „Erlösung" ist der letzte Schritt auf diesem Wege. Er lehrte, man erlöse sich nur, indem man den Willen zum Leben in sich ertöte, indem man wunschlos werde, weil man die Nichtigkeit alles Irdischen eingesehen hat. Die selige Ruhe des Menschen, der wie ein gestorbener Geist über allem Begehren, über allem Hassen und Lieben schwebt, sie ist allein die Erlösung der Welt.

*

Jesus und Buddha, die beiden Erlöser, kämpfen heute noch um die Seelen der Menschen. Es ist noch kein andrer Weg gefunden. Von Zeit zu Zeit versucht einmal einer einen neuen Weg, wie bei uns vor kurzem Friedrich Nietzsche. Aber sieht man näher zu, so ist dieser neue Weg immer einer der alten. Nietzsches Ideal stammt aus der Menschheitsepoche vor Jesus und vor Buddha. Er hat den polytheistischen Menschen, den Menschen der griechischen ästhetischen Kultur und der Renaissance, Jesu und Buddha entgegengesetzt. Aber wollte und könnte die Menschheit wirklich noch einmal den Versuch machen, umzukehren und dies Ideal durchzuleben, das Ende wäre doch immer Buddha oder Jesus; nämlich entweder die Einsicht, daß jedes Sichselbstleben auch in der feinsten und höchsten Kultur auf die Dauer nicht befriedigt, sondern unglücklich macht, wie Buddha erkannte, oder es leuchtet die Erkenntnis auf, daß dieses Sichselbstleben eine Gemeinheit, Sünde und Schuld ist, und der Mensch kommt zu jener Umkehr, von der Jesus gesprochen hat. Dann beginnt ein neues, frohes und starkes Leben aus Gott im Dienste der Liebe.

Aus diesen geschichtlichen Erkenntnissen heraus sind wir gewiß, daß es sich nicht um eine vergangene Größe handelt, wenn wir Jesus, einen Menschen, der vor 1900 Jahren gelebt hat, unsrer Generation noch als Erlöser und als Führer zu Gott verkündigen. So lebendig, wie der Buddhismus ist, so zuversichtlich, wie er Buddhas Erlösung predigt, und so sicher, wie er Anhänger und „Erlöste" findet, so sicher kann auch Jesus heute noch mit dem gleichen Recht und ohne Zweifel mit demselben Erfolg gepredigt werden. Das ist keine Verwechslung von Ideal und Person, denn eins ist nicht ohne das andre. Und es ist nicht ein künstliches Lebendigmachen der Toten, denn es ist noch kein Ideal gefunden, das diesen beiden als wirkliche Lebensmacht zur Seite getreten wäre. Zwischen Buddha und Jesus liegt auch für den Menschen der Gegenwart noch die Entscheidung. Das braucht nicht jedem bewußt zu sein, wenn er seines Lebens entscheidende Stunden durchlebt, und doch ist es so.

Man hat die Bedeutung Jesu oft einseitig und übertrieben dargestellt und ihn dadurch ehren zu müssen gemeint, daß man nichts in der Menschheit sonst gelten ließ an Edlem und Großem. Und es ist schon etwas Richtiges an dem Satz des Augustin, daß die Tugenden der Heiden nur Laster seien. Sofern sie alle aristokratisch motiviert sind, sind auch ihre schönsten Sittengesetze nicht mit den Forderungen Jesu gleichzusetzen; die Demut, die in voller Wahrhaftigkeit aus seinem Wesen spricht, und die Liebe und Hingabe Jesu, die nicht sich selbst sucht, hängen eben mit dem Gottesglauben zusammen, aus dem alle Güte bei ihm wächst. Aber ebenso

gewiß ist auch, daß durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurch sich eine Entwicklung nach oben zeigt, auf das Ideal hin, das Jesus dann in Vollkommenheit gefunden und gelebt hat. Man sieht überall die Liebe in der Menschheit entstehen und wachsen, von der Familie auf den Stamm, dann auf das Volk überspringen, bis endlich „der Mensch dem Menschen ein Heiligtum" (Seneca) wird. Man sieht sie auch innerlich wachsen: aus der Gerechtigkeit und der Wohltat wird Liebe bis zur vollen Liebesgesinnung in Jesu Sinn. Man sieht sie endlich wachsen aus der Gerechtigkeit und vornehmen Gesinnung auch gegenüber dem Feinde bis zu dem Ende, wo es heißt: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!" Man braucht diese große Entwicklung der Menschheit bis auf Jesus nicht zu leugnen, man braucht auch das stetige Wachsen und Sichdurchsetzen des Liebesideals in der Menschheit vor ihm nicht zu verkennen. Und man kann doch die geschichtliche Tatsache anerkennen, daß das Ideal in ihm in vorher nicht erreichter Höhe erschienen und daß es seither noch nicht überboten ist. Gegen ihn auszuspielen, daß die Welt noch nicht völlig nach dem Ideal zu leben gelernt hat, daß selbst in seiner Kirche schlechte Jünger, Gewalttätige und Gemeine, selbst unter Priestern und Geistlichen gewesen sind, ist doch ungerecht. Jedes Ideal setzt sich bloß langsam und unter schweren Rückschlägen durch. Endlich aber gar eine Entwicklungstheorie heranzuholen und die Geschichte nach ihr meistern zu wollen, ist erst recht nicht möglich. Wenn man sagt, keine geschichtliche Größe könne eine absolute Bedeutung haben, so ist dagegen geltend zu machen, daß die Geschichte lehrt, daß viele grundlegende Entdeckungen einmal gemacht und dann nur noch ausgebaut worden sind. Ich brauche nur an die Erfindungen der Technik zu erinnern oder an naturwissenschaftliche Entdeckungen. Auch die Ideale und Erlösungen der Menschen sind Entdeckungen. Sie scheinen auch wie diese, wenn gemacht, so selbstverständlich und leicht, weil sie eben wahre Entdeckungen sind.

Wenn endlich gegen unsre Verkündigung von Jesus als dem Erlöser und Führer zu Gott eingewandt wird, wir verwiesen damit die schlichten Laien auf die Theologie, und es sei gar nicht möglich für den Nichttheologen, all diese Bibelkritik und Evangelienforschung mitzumachen und nachzuprüfen, wir raubten damit der Frömmigkeit ihre Natürlichkeit und Schlichtheit, so liegt dem ein Mißverständnis zugrunde. Wir meinen nicht, daß der einfache Mann aus dem Volke den Weg gelehrter Forschung zu gehen brauche, wenn er Jesus kennen lernen will. Das ist ja eben die Größe Jesu und die Eigenart der Überlieferung von ihm, daß jeder dieser kleinen Sprüche, daß all diese Gleichnisse und Geschichten von ihm sein ganzes Wesen widerspiegeln und so klar widerspiegeln, daß auch der ungelehrte Mann den starken Eindruck davon mitnimmt. Daß wir aber auch von dem Ungelehrten verlangen, er solle die Predigt hören oder die Evangelien lesen, das heißt doch wahrlich nicht zuviel verlangen oder seiner Frömmigkeit ihr Gegenwartsleben nehmen. Die Reformation hat in einer Zeit, wo Lesen noch lange nicht so allgemein verbreitet war, dies Verlangen an den Menschen gestellt. Und sie hat darin recht eigentlich ihren Vorzug vor der alten Kirche gesehen, daß sie den Christen wieder auf die Quellen seines Lebens verwies. Soll es von unsrer Zeit zuviel verlangt sein, was in jenen alten Tagen möglich war? Aber selbst hier werden wir noch entgegenkommen können. Wenn ein Mensch auch bloß einmal das Gleichnis vom barmherzigen Samariter oder vom verlorenen Sohn oder vom Schalksknecht gehört hätte, glaubt man nicht, daß durch ein einziges dieser Stücke ein Mensch Jesus ganz kennen lernen und von ihm ergriffen werden kann? Bedarf es irgendeines andern Erlebnisses als das der Güte und Reinheit, der Wahrhaftigkeit und des Ernstes, der aus diesen Geschichten leuchtet?

Das Stärkste, was man gegen Jesu ewige Bedeutung sagen kann und gegen das Bekenntnis, daß er unser Erlöser sei, ist der Hinweis auf die Begrenztheit seiner Ethik durch die sozialen Verhältnisse seiner Zeit und seines Landes. Vieles, was man angeführt hat, ist freilich nur Mißverständnis. Wahr ist nur dies: Jesus hat uns nicht eine soziale Ethik hinterlassen, die wir unmittelbar für unsre Verhältnisse anwenden können. Seine Worte sind für eine Schar entschlossener Männer gesprochen, die ihr Leben zum Opfer einsetzen sollten für Gottes Sache und ihre Mitmenschen. Seine Sprüche stehen meist unter diesem Gesichtspunkte und sind deshalb nur dort unmittelbar anzuwenden.

wo wir im Kampf mit einer widerstrebenden Welt vor dieselbe unmittelbare Entscheidung und vor dieselbe Notwendigkeit des Opfers gestellt werden wie er. Wenn wir uns aber fragen, welche Richtlinien sich von seinem Ideal der Liebe, Wahrhaftigkeit und Reinheit für unsre Zeit und für die beste Einrichtung der Familie, des Staates, der gesellschaftlichen Ordnung, der Wirtschaftsordnung ergeben, dann können wir natürlich seine Worte nicht unmittelbar anwenden, etwa das Zinsnehmen oder die Ehescheidung von Staats wegen verbieten, sondern wir müssen unsre eigne Vernunft anwenden, um aus seinem Ideal Forderungen für uns abzuleiten. Nur das eine werden wir von dem Ideal fordern müssen, wenn es sich nicht als unzulänglich herausstellen soll: daß es nämlich wirklich klare und lebensfördernde Richtlinien für unser Gemeinschaftsleben gebe. Und daß das Ideal der Liebe das tut, wer wollte daran zweifeln? Ja, wer wollte verkennen, daß all die sozialen Forderungen unsrer Zeit in irgendeinem Maße aus dem Ideal der Liebe geflossen sind, auch wenn es hier und da zu dem einer bloßen Humanität abgeblaßt sein mag.

Es ist hier nicht möglich, das Ideal in all seine Einzelforderungen auseinanderzulegen. Nur das eine soll noch hinzugefügt sein: wenn Jesus von einer Gottesherrschaft — nicht von einem „Himmelreich" — gesprochen hat, so meinte er damit eben eine neue Welt, in der sein Ideal herrschen sollte. Er glaubte freilich mit seiner ganzen Zeit, daß diese neue Welt durch eine wunderbare Machttat Gottes eintreten werde; aber er suchte doch wenigstens die Menschen vorzubereiten für die Zeit, da der der Erste sein sollte, der aller andern Diener ist, da nicht bloß alle Leidtragenden getröstet und alle Hungernden satt werden, sondern auch die Friedensstifter und die Barmherzigen auf der erneuten Erde die Herrschaft haben sollten, nicht mehr die Gewalttätigen und die blinden Blindenführer. Seine Hoffnung war nichts andres, als was unsre Arbeit auch heute noch will: eine im Sinne des Christentums erneute Welt. Seit Jahrhunderten arbeiten nun die Menschen an diesem Ideal einer Welt der Liebe. Daß diese Arbeit noch bis heute nicht beendet ist, daß wir erst in den Anfängen stehen, das sollte unsern Gegnern nicht Ursache zu billigem Spott werden, sondern ihnen zeigen, daß das Christentum noch jung ist, daß es als ein echtes, gegenwärtiges Ideal noch immer vor uns liegt und nicht etwa bereits überwunden hinter uns.

Zu Gott

Nur ein Gebet fügt immer wieder
Die harten Hände mir in eins:
Gott, laß dich einmal zu mir nieder,
Gib mir Gewißheit deines Seins!

Der Anblick deiner Erdenwerke,
Der Himmelslichter Glanz und Glut
Schenkt mir ein Ahnen deiner Stärke,
Vor dem mein Fragen doch nicht ruht.

Oh, laß dich einmal zu mir nieder,
Komm! Meine Seele sucht dich heiß ...
Sag' ihr: Ich bin! Und sie kniet nieder
Und singt dir niegesungne Lieder,
Wenn sie vor Glück noch Worte weiß.

Walter Britting





Sommermärchen

Novelle von Rudolf Herzog

Tief im Grünen versteckt, an der Sohle der Waldhänge, die hier von allen Seiten zu einem Ring zusammentrafen, lag die Talmulde. Wie verzaubert lag sie in ihrer Unberührtheit, und es war, als hätten die mächtigen Buchenbestände der Wälder plötzlich vor ihr haltgemacht, um, staunend ob so viel sommerlicher Schönheit, das Geheimnis zu hüten. Die Sonne stand in der Kraft des Mittags. Ihre Strahlen, die den grünen Schirm der Baumwipfel nicht zu durchbrechen vermochten, flossen als breiter Strom durch die Lichtung und färbten den regungslosen Spiegel des Teiches, die seltsam geformten Weidenstümpfe um ihn her und den alten, jungsprießenden Moosgrund in ein stilles Gold. Der hohe Farn rührte kein Blättchen. Die ragenden Glockenblumen standen unbeweglich. Zwei schillernde Wildenten, den Kopf im Gefieder, lagen verträumt auf dem Wasser.

Und die Sonne küßte allen sommerlichen Duft aus dem Boden und verstreute ihn durch die Luft ...

Hoch oben im Walde knackte es im Unterholz. Das Geräusch lief durch die Stille, und die breitverzweigten Wächter im Grund fingen es auf. Verwundert lauschten sie. Und gaben sich zufrieden. Ihr sommerliches Geheimnis war nicht gestört.

Jetzt — —! Unwillig fuhren sie auf, ein verschlafenes Raunen in den Kronen. Das war ein Menschenfuß. Der glitt durch Gestrüpp und Gezweig, über Gräser und Moos, von Stamm zu Stamm, hastend bergab. Und in der Ferne ein andrer. Ein paarmal verlor sich der Hall, im Winkel nach links und nach rechts. Noch hatte die Talmulde ihn nicht vernommen. Die Buchen im Kreis ließen ihr Gezweig tieferfallen, undurchdringlich fast, bis auf den Erdboden hernieder. Da kam es aufs neue heran — wie der Wind, flatternd, atemlos; ein weißer Arm bog die Zweige zurück, ein biegsamer Frauenkörper schlüpfte durch die Lücke — stand wie gebannt — und große Frauenaugen starrten aus erhitztem Gesicht auf das Dornröschenwunder des Waldes.

„Ein Märchen — —!“ Das kam aus immer noch atemloser Brust.



Rudolf Herzog. (Nach einer Aufnahme von Jac. Hilsdorf in Bingen.)

Und bevor sie sich von dem unerwarteten Bilde losreißen konnte, war sie gefangen.

„Du — du — du! Liebe — — Li — !“

„Wolf — wilder Wolf!“

Er lachte in heller Jägerfreude. Da bog sie sich geschmeidig und schlüpfte, ihr weißes Sommerkleid zusammenraffend, unter seinem Arm hindurch und über den Moosgrund.

„Gib dich gefangen, Li! Einen Kuß hast du doch!“

„Gar nichts! Gar nichts!“

„Was — —?“ Er stürmte hinter ihr drein. Um den Teich herum, daß die Wildenten auffuhren und flügelschlagend im Ufergestrüpp verschwanden.

Rund um jeden Weidenstumpf — hierhin, dorthin. Das weiße Kleid flatterte auf, zeigte den Fuß, wurde gerafft, verwickelte sich — Und in Farn und Moos versanken zwei lachende Menschen.

„Still! Nicht sprechen, Wolf!"

„Nein —"

„Auch nicht küssen, Wolf!"

„Li! — Liebe Li!"

„Das ist ja ein Märchen hier. Ein Sommermärchen. Und ich habe es nicht gewußt."

„Und ich habe dich erst hineinführen müssen."

„Nein, ich dich."

„Li, Li, du bist ja selber ein Märchen — ein Sommermärchen."

„Ein Sommermärchen ..." wiederholte sie. „Und wenn der Sommer zu Ende ist, ist das Märchen aus."

Er schob den Arm fester um sie, daß ihre Schulter den Druck seiner Hand spürte. „Li, Li, wenn du dich sehen könntest! Du liegst in lauter Sonne. Deine Augen sind Gold, und deine zarte Haut hat den Schmelz von goldigem Elfenbein. Und ein ganz feines Goldkrönlein schimmert in deinem schwarzen Haar."

„Wenn du wiederkommst, wirst du Silber statt Gold finden."

Seine Fröhlichkeit vernahm den Ton nicht, der in der stillen Sommerluft verklang ...

„Siehst du, Li, so liebe ich dich. Dies Bild muß ich von dir haben. Kein andres paßt zu dir. In volle Sommersonne gebadet, zeigt sich deine Schönheit dem hellsten Tageslicht: ‚Such', Sonne, such'! Nichts brauch' ich zu verstecken.' O du wundervolle Frau! Und alles das wirst du für mich bewahren. Bis ich wiederkomme."

„Du kommst — in fünf Jahren erst."

„Jahre, was sind Jahre? Ich werde an nichts andres denken als an deine Schönheit, der das hellste Sonnenlicht nichts vermag. Und da sollen mir Jahre etwas vermögen?"

„Dir — dir! Du bist ein Mann und gehst in den Lebenskampf und schmückst dir dazu noch den Hut mit Blumen. Oh, ob das frisch erhält! Aber warten müssen, die Hände im Schoß warten müssen und nur heimlich beobachten, ob von dem, was der geliebte Mann so liebt, nichts vergeht — ach du!" Und sie preßte sich hastig an seine Brust. „Wir sind Kinder," murmelte sie, „wir sind Kinder. Wir laufen am Sommer vorüber und freuen uns auf Weihnachten. Und Weihnachten liegt im Winter."

„Was tut mir das, Li? Ich habe mein Sommermärchen."

„Hast du es —?"

Sie hatte die Arme von seiner Brust gelöst und lag, die weißen Hände unter dem dunklen Haar, still neben ihm. Die Augen blickten, weit geöffnet, auf einen Punkt in weiter Ferne. Die Lippen, halb geöffnet, tranken den Duft des Sommers. Unter dem weißen Kleide hob sich die schöne Brust. Wie ein Wunsch — wie ein Seufzer — — Und sie fühlte, wie Wunsch und Seufzer über ihre Glieder rannen.

„Sommermittag!" sagte der frohe Mann an ihrer Seite.

Und sie mußte an sich halten, um das Wort nicht zu wiederholen, um es nicht hinauszuschreien.

Sommermittag ...

Die Wächter der Talmulde hatten sich beruhigt. Unbeweglich standen sie und streckten ihr Geäst weit in die Sonne hinaus. Und die zitternden Farne hatten sich erhoben und die großen blauen Glockenblumen und harrten, ohne sich zu rühren. Harrten — —? Es war eine Erwartung in der Luft. Eine süße Reife.

Die Weidenstümpfe mit den langaufgeschossenen grünen Trieben hockten im Kreise herum wie eine Schar Wichtelmänner mit erhobenem Finger. Wie eine Goldhaut lag es über dem Spiegel des Teiches. Regungslos stand die duftende Luft. Märchenland — Das Märchen konnte sein Reich beziehen.

„Sprachst du, Li?"

„Ich warte auf irgend etwas — märchenhaft Schönes."

„Es kann nichts Schöneres geben."

„Doch — doch —"

„Sprich es aus! Feen können zaubern. Ich halte ganz still."

„Herrgott," stieß sie hervor, „wenn ich zaubern könnte! Daß du jetzt nicht gingest! Daß ich die Arme um dich schlingen und dich halten könnte! Um mich dir zu erhalten! Oder daß du mich mitnähmst, heute, in dieser Stunde, aus diesem Zauberwald heraus, und meine Liebe dich gar nicht dazu kommen ließ, heute nicht, morgen nicht, niemals, darüber nachzudenken, ob mein Haar noch so schwarz ist und eine Krone trägt,

ob meine Augen den Goldgrund haben und die Haut den glatten Elfenbeinton. Du — du — wenn ich zaubern könnte — gar nichts andres wollte ich von meiner Zauberkunst — als daß dieser Sommer — uns nicht vorüberginge!"

„Li, Li! — Mein Mädchen, o du mein Mädchen ...!"

„Ich bin kein junges Mädchen mehr. Täusche dich nicht, Wolf. Der Sommer ist da."

„Was murmelst du da für Zaubersprüche?" rief er und streckte die Hände nach ihr.

Sie hatte nicht erst gewartet. Mit einer jähen Bewegung lag sie fest an ihn geschmiegt. „Bleib hier, Wolf, bleib hier, oder nimm mich mit! In fünf Jahren kommt der Herbst, und wir sind beide betrogen."

„Traust du mir nicht mehr Manneskraft zu, Li? In fünf Jahren stehe ich obenan und kann deiner Schönheit den Rahmen geben."

Sie strich ihm mit der Hand über das blonde Haar. Mit einer seltsamen, wilden Weichheit. „Alles trau' ich dir zu, alles. Daß du in deinem Beruf erreichen wirst, was du willst. Daß dich die Kampf- und Arbeitsjahre noch männlicher, stärker und stolzer machen werden. Und daß du mit noch größerer Schönheitsfreude heimkehrst als zuvor."

„Li — da sagst du es. Mit noch größerer Schönheitsfreude! Die deine süße Frauenschöne noch viel stärker empfindet als heute. Li, verstehst du das nicht? Das wirkt wie ein Becher Wein am sonnigen Ziel."

„Wenn er nicht herb wurde vom langen Stehen in der Sonne."

Der Mann zog ihren Kopf heran. Seine strahlenden Augen lachten sie im Überschwang an. „Du willst mich lehren — du mich? Während meine Augen dies sehen, meine Hände dies fühlen? Fünf lumpige Jährlein Eisenbahnbau in den Kolonien sollten dagegen ankommen? Li, Li, ein erfahrener Mann spricht das zu dir."

„Und eine Frau liebt dich."

„Und wird mich von Jahr zu Jahr mehr lieben, auch über Fernen hinweg. Denn deinetwegen werde ich fernsein. Ein Edelstein will seine Fassung."

Sie schüttelte wie gedankenabwesend den Kopf. Und schloß die Lider.

„Li — sag' mir, was du denkst."

„Daß ich dich unermeßlich liebe," murmelten ihre Lippen. „Und daß Weibesliebe sich nur an den Mann verschwenden soll, an den geliebten Mann — und nicht an Jahre des Wartens."

Er legte seine Hände auf ihre geschlossenen Augen. „Li, das ist Sommermittagstimmung."

Sie hielt seine Hände fest und preßte sie noch stärker gegen ihre Augen. Als könnte sie nur blindlings weiterreden. „Wolf, Wolf, es ist Sommermittagstimmung. Und es ist gewiß ritterlich von dir, daß du sie nicht nutzest. Und doch — doch — würde ich es segnen, wenn du es — weniger wärest. Nein, nein! Versteh mich recht. Was heißt gut oder nicht gut? Wenn zwei Menschen sich so lieben und müssen sich scheiden und wissen nicht, wie sie sich wiedersehen. Heute ist das Glück heiß wie die Sommersonne und duftet wie das Sommerland. Und du glaubst, daß nach fünf langen Jahren alles ungealtert so sein würde wie heute? Daß wir uns wie Kinder in den Büschen jagen und fangen würden, bis wir uns atemlos im Gras ans Herz sinken? Daß unser Blut noch so heiß sein würde wie unser Glück? Und die Geliebte dem Manne noch die Offenbarung der Schönheit? Wolf, Wolf — ich möchte, daß du reich an mir würdest. Wenn du wiederkämst und sähest, daß du ärmer an mir geworden wärest — du würdest es nicht ertragen! Ich kenne dich ja und deine Seele, die ihre tägliche Begeisterung haben muß. Laß mich nicht weiterreden, Wolf, schließ mir den Mund —"

Mit Augen, die die Verwunderung weitete, folgte er ihrem leidenschaftlichen Erguß. In seinen Ohren sang der Sommermittag. Sang von einem Märchen im Wald. Von einer Waldfee im weißen Kleide, die Sonntagskinder sehend küßt. Daß sie einmal — einmal — einmal die ganze Liebe sehen und in alten Tagen die junge Waldfee noch im Arm zu halten wähnen.

„Mein weißes Mädchen, mein schneeweißes Mädchen! Schneewittchen, Dornröschen, wo ist dein roter Mund —?"

Und er suchte ihn und fand ihn und fand die Augen und Nacken und Hals. Und sprang auf und riß sie mit sich hoch und hielt sie fest in seinen Armen, daß ihr die Sinne schwinden wollten.



„Du bist zu schön — du bist zu schön für eine Erinnerung. Dich gäbe man nicht wieder fort. Und ich will dich als meine Heimat haben und halten, als Sonnenlicht bei Tage und Sternenlicht in der Nacht. Das nie vergeht, wie deine Schönheit nie vergeht. Dann, Li, dann, dann ...“

Da legte sie ihm stumm die Arme um den Hals und lächelte fernhin — wie Frauen lächeln, wenn alles in ihnen weint. —

Rings um den Goldglanzteich schritten sie, und die beiden schillernden Wildenten lagen wie zuvor und bargen den Kopf verträumt im Gefieder. Noch immer hockten die Weidenstümpfe wie Wichtelmänner im Kreise, und die hochgesprossenen Ruten waren wie geheimnisvoll erhobene Finger. Farne und Glockenblumen standen wie betäubt von dem Strom der Sonne, der über die Lichtung flutete und die Mulde mit Märchengold überschwemmte.

Sommermittag. Erwartung in der Luft und eine süße Reife.

Das Märchen aber ging vorüber.

Noch einmal rauschte das Gezweig der mächtigen Buchen, die das Geheimnis des Waldes hüteten. Eine Manneshand hatte die Zweige zur Seite gebogen — eine Frau schritt hindurch — und die grüngoldene Wand schloß sich hinter ihnen. Welt und Märchenland lagen getrennt. Über die staunende Talmulde glitt es hin wie ein Seufzer.

* * *

„Ich warte,“ schrieb Li an den fernen Geliebten, „ich warte auf Dich bei Tage, und die Träume meiner Nächte warten auf Erfüllung. Zürne mir nicht, daß ich nicht geduldiger bin. Eine Frau, die liebt wie ich, hadert voll Angst mit jedem Jahre, das ihren Reichtum schmälert. Nicht aus Eigenliebe, o Du! Nein, nein, weil sie Jahre und Reichtümer verschwenden möchte, bevor sie ihr entwendet werden. Ich meine, keine Frau kann anders lieben. Wann kommst Du —?“

Und wieder schrieb Li, und das zweite Jahr war dahin: „Ich erwachte in der Morgenstille und war erschrocken. Weil die Freude sich nicht hervorwagen wollte, die Freude über die Zeit, die seit Deinem Abschied verfloß. Denn plötzlich fiel mir ein, daß die Zeit bis zu Deiner Wiederkehr noch eine viel — viel längere sei. Ich habe in die Kissen geweint, statt glücklich hineinzulachen. Und Tränen sind der Feind der Schönheit. Verzeihe mir!“

Das dritte Jahr schwand.

„Ich werde stiller,“ schrieb Li, „weil mein Spiegel beredter wird. Wenn ich denke, daß Deine Augen wie mein Spiegel sein würden, Deine geliebten, schönheitsdurstigen, dankbaren Augen — Jetzt sehe ich sie vor mir und lache in mich hinein und schelte mich ein eitles Ding — Nein, Deine Augen werden blind sein, denn ich werde sie küssen und ihnen nicht Zeit lassen, zu forschen und zu vergleichen. Komme, komme! Ich möchte Dich glücklich machen, solange die Sonne scheint, die Du so liebst.“

Dann war es noch ein Jahr bis zur Wiederkehr.

„Kannst Du es nicht verkürzen?“ fragte Lis Brief. „Du schreibst, daß Dir der Rahmen, den Du mir schaffen möchtest, noch nicht genügt, und mir ist von eines unvermählten Oheims Seite eine Erbschaft zugefallen. Schloßherrin bin ich geworden. Nein — Schloßherr bist Du geworden. Denn da ich Dir so ganz gehöre, gehört Dir auch der Rahmen. Deshalb schaffe Du nicht weiter an Rahmen und Fassung für mich. Fast fürchte ich, das Bild wird nicht mehr darin standhalten, und es wird bei Tageslicht verblaßt sein. O du unbarmherzige Sonne! Einst war sie so gütig! Da schuf sie selber den Rahmen, nur sie, nur sie, und nichts andres war nötig. Ich denke an eine verzauberte Talmulde, an ein Sonnenkrönlein im Haar, Sonnengold auf dem weißen Sommerkleid, an Liebe, Liebe, Liebe — wie schön das war — wie so selbstverständlich schön! Das Märchen wurde zur Sage. Und die Schloßherrin fragt leise: Kannst Du das Jahr nicht verkürzen, Wolf?“ —

Nein, er verkürzte es nicht. Wie Monate waren ihm die Jahre dahingeflogen, im Rausch der Arbeit; und als das fünfte zu Ende ging, hing er lachend ein sechstes an. Auch die neue Linie, die er inzwischen zu bauen begonnen hatte, wollte er selber zu Ende führen. Gerade sie, die unvermutete Schwierigkeiten bot. Was verschlug's? Er würde die Ruhe doppelt genießen. Und noch tiefer, noch durstiger den kostbaren Becher leeren — am sonnigen Ziel. —

Li rief nicht mehr. Sie ging umher und sann. Sie sann Tage und Wochen, bis die



Monate noch einmal sich zum Jahre rundeten. Wenn ihr Blut aufwallen wollte und urplötzlich die Sehnsucht ihr Herz überfiel und hineinschrie mit befehlshaberischer Stimme, trat sie ganz dicht vor den Spiegel und blickte auf ihr Spiegelbild wie auf ein fremdes. „Was willst du?“ sagte sie zu ihm. „Du hast weiße Fäden im Haar, und ob du sie noch so kunstreich versteckst, es werden ihrer täglich mehr. Und der goldfeine Ton der Haut täuscht nur noch des Abends im Licht der Kerzen den Elfenbeinton vor und wandelt sich bei Tage in ein müdes Gelb. Deine Augen? Nur die Ekstase läßt sie schimmern und blitzen, und das tägliche Leben besteht nicht aus Ekstase. Ach, und deine roten Lippen! Blaß sind sie geworden wie die Lippen einsam gealterter Mädchen, und wenn sie sich nicht regen, spielen feine Fältchen um sie her.“

„Das sollte er nicht sehen?“ rief sie. „Und wenn nicht am ersten Abend, so sieht er es am ersten Morgen.“

Und sie ging umher und sann —

Tage und Wochen — bis die Monate noch einmal zum Jahre sich rundeten. —

Da kam er heim, Hochzeit zu halten. Der erste Gruß beim Verlassen des Schiffes war ein Brief der Braut:

„Mein Wolfgang, dies ist ein Gruß und ein Wunsch. Ein Gruß für Dich und ein Wunsch für mich. Dem Gruße brauche ich keine Erläuterungen beizugeben. Er legt sich still an Dein Herz und heißt Dich willkommen. Mein Wunsch aber bittet. Du darfst darüber lächeln, aber Du mußt ihn erfüllen. Denn seine Erfüllung soll mein Brautgeschenk sein.

„Das Aufgebot ist bestellt. In drei Tagen kann die Hochzeit sein. Und in drei Tagen erwarte ich Dich. Aber ich will, daß Du am Abend kommst, wenn alle Lichter im Hause festlich leuchten. Ein Meer von Licht soll unser Gast sein, wenn wir an der Hochzeitstafel sitzen. Und kein andrer Gast. Der Gemeindebeamte wird zu uns aufs Schloß kommen, die Trauung vollziehen und wieder gehen. Ganz allein will ich mit Dir sein in diesen Feierstunden, und keine Sekunde will ich mir davon rauben lassen — Dir davon entwenden. Lächle, mein Wolfgang, wenn Du willst — aber erfülle! Und Deine alte Li wird dieselbe sein wie einst die Li — im Sommermärchen.“ —

Noch war früher Nachmittag, als Li ihr Ankleidezimmer betrat. Sie blendete die Fenster ab und entzündete die elektrischen Flammen. Ganz still stand sie nun und atmete tief. Eine feine Blutwelle stieg in ihr auf, färbte ihr Gesicht und rann über ihre Schultern zurück. Sie gewahrte es, als sie langsam vor den hohen Spiegel trat und das Kleid ablegte.

Früher, dachte sie, setzte dich das nicht in Erstaunen, denn es war täglich so. Wie jung mußt du früher gewesen sein, daß du so blühtest, ohne dich zu verwundern! Guten Tag, alte Li. Wie ich mich freue, dich wiederzusehen!

Und sie begann ihre Hochzeitstoilette.

Ohne fremde Hilfe kleidete sie sich an. Auserwählt das zarte Unterkleid, auserwählt die weiße, fließende Seide. Eine Stunde wohl flocht und ordnete sie ihr Haar und schmückte, was sie nie getan, die dunkle Krone mit einer schimmernden Diamantagraffe. Mit einem grünen Smaragd schloß sie das Gewand auf der Brust, mit einem grünen Smaragd den Gürtel.

Das Licht der Lampen blitzte in die edlen Steine hinein, die es feuriger zurückwarfen und den Widerschein über Gestalt und Antlitz streuten. Und es ging ein Leuchten aus von der Frau im Hochzeitskleid.

„Als wären es Sommermittagslichter,“ sagte sie und schaute lange in das Spiegelglas.

„Nun kannst du kommen, Wolfgang. Du wirst dich nicht betrogen sehen.“ —

Er kam. Ein alter Diener führte ihn in ein Zimmer, half ihm in den Hochzeitsfrack und führte ihn in den Empfangsraum zurück. Abend war es. Verschwenderisch strömte weißes und rosiges Glühlicht von Decken und Wänden. Festlich und freudig.

„Wolf!“

Er wandte sich rasch.

„Wolf!“

Die erhobenen Arme sanken ihm nieder. Der Fuß war ihm wie gebannt. Weit geöffnet starrten seine Augen dem Bild entgegen, und sein Atem ging kurz und hastig. „Li — Li! Mädchen, mein Mädchen —! Herrgott, so schön kann kein Menschenkind sein!“

Da war sie bei ihm, preßte seinen Kopf in beiden Händen, drängte ihre Brust an die seine. „Wolf — mein alter Wolf ...“



Zaghaft fast berührte er ihre Schultern, bog er zart ihren Kopf zurück. „Laß dich anschauen, Li. Ich muß dich immerfort anschauen. Und das — das gehört mir?"

Den Kopf zurückgebogen, ließ sie sich ansehen, sah sie ihn wieder an. Und als sie die Flamme der Freude auf seiner Stirn gewahrte, stieg in ihre Augen ein Lachen der Glückseligkeit.

„Komm jetzt, Liebster."

„Ich habe dich noch nicht geküßt," murmelte er. „Mag der Gemeindebeamte warten —"

„Später, Wolf."

„Ja, ja, du hast recht. Nur schnell die Formel erfüllt. Damit wir allein sind. Du und ich."

Und sie dachte: Sechs Jahre sind es, und es war ein Sommermittag, und wir allein in Jugend und Schönheit. Da vermochte er so sehr zu warten, wie er heute stürmt. Mein Glück, wo bist du —?

Der Beamte hatte im Nebenzimmer die Trauung vollzogen. Der alte Diener und die alte Wirtschafterin hatten als Zeugen gedient. Nun war der Beamte gegangen, nach vielen treugemeinten Glückwünschen.

„Ich brauche sie nicht!" lachte der Jungvermählte hinter ihm drein und zog sein Weib mit starkem Griff an sich. Mit geschlossenen Augen erwiderte sie seinen Kuß. Ein Beben lief wie ein Aufschluchzen durch ihren Körper, und kaum vermochte sie es zu bändigen.

„Das Hochzeitsmahl wartet, Wolf —"

„Ich brauche auch das Hochzeitsmahl nicht!"

Und wieder dachte sie an den Sommermittag —

„Komm jetzt, Liebster. Der Diener möchte mit dem Servieren beginnen."

An damastgedecktem Tische saßen sie sich gegenüber. Und der Damast war bedeckt mit einer Fülle dunkelroter Rosen, die sterbend ihren tiefsten Duft ausströmten. Auf silbernen Platten servierte der Diener. Nur weniges wählten sie von den Gerichten. Ihre Blicke hingen ineinander, und wenn sie mit leisem, verträumtem Ton die Kristallkelche zusammenklingen ließen, taten sie tiefe Atemzüge.

„Wie schön das ist!" sagte der Mann. „Und ich danke dir, daß du diesen Wunsch hattest."

„Weißt du noch," fragte sie sinnend, „wie du es wünschtest? Damals — vor langen, langen Jahren? In volle Sommersonne gebadet, wolltest du mich, im hellsten Tageslicht. Und die Sonne sollte suchen, ob ich vor ihr auch nur ein Etwas zu verstecken hätte. Weißt du es noch —? Und bist du so geblieben —?"

Der Diener war geräuschlos gegangen. Sie waren allein.

„Ja, ja, ja! Ich weiß es noch, Li! Und ich bin so geblieben! Aber heute — heute gönn' ich dich selbst der Sonne nicht und segne den Abend und deinen Wunsch, Li. Morgen — morgen will ich dich der Sonne vorzeigen und wieder rufen: Such', such', Sonne!"

Da schob sie schnell den Stuhl zurück, griff ihr Gewand auf und eilte zu ihm, bevor er sich erheben konnte.

Beide Arme streckte er nach ihr aus und riß sie an seine Brust. „Wie schön du bist, Li ... Wie deine Augen schimmern ... Wie elfenbeingoldig deine Haut — und dein geliebtes Haar wie weicher Samt so dunkel! So habe ich dich gesehen in all den Jahren da draußen, in denen ich mir Stand und Namen schuf, so und nie anders. Und das Bild hat mich nicht getäuscht. Es durfte mich nicht täuschen, denn es sollte mein Preis sein, und von dem Preise ließ ich mir nichts abhandeln. Hörst du? Nichts, nichts! Gott sei gedankt, ich brauche keine Angst mehr zu haben."

„Hattest du Angst —?"

„Ach du — auf der Heimfahrt einmal. Ganz kurz. Da fiel mir ein: Sechs Jahre! Es war närrisch."

„Es war närrisch," wiederholte sie und preßte ihren Mund fest auf den seinen.

„Ich vergehe, Li —"

„Das sollst du —"

„Dornröschen, Schneewittchen, was ist das schönste an dir —?"

„Deine Freude!"

Da hob er sie auf, trug sie zum Sessel, setzte sie nieder und ließ sich, beide Arme um ihren Leib, vor ihr auf die Knie sinken. „Wie töricht ich war — wie töricht — sechs Jahre zu warten — auf dies schlanke, warmblütige Glück zu warten — die Stimmen des Sommermittags — damals — nicht zu verstehen, nicht verstehen zu wollen, daß sie — damals schon — zur Hochzeit riefen!

Wie töricht ich war, mich, mich, mich zu betrügen! O du meine süße Li — ich war ein Narr!"

„Lieber, armer Wolf ..." sagte sie und streichelte sein Haar.

„Küsse mich," bat er. „Ich muß fühlen, daß es nicht ein Märchen ist."

„Es gibt nichts Schöneres als ein Märchen," sagte sie und küßte ihn.

„Doch, doch! Die Wirklichkeit! Du in der Wirklichkeit! Und wissen, daß diese Wirklichkeit nie vergeht und morgen, beim Erwachen, selbst diesen Abend noch überstrahlt. O du Wundervollbringerin!"

Und sie erhoben sich und öffneten die Tür zum Park und gingen, eng aneinander geschmiegt, die langen Laubgänge, und das Mondlicht lag silbern auf ihrem Haar, silbern in ihren Augen.

Einst war es das Gold der Sonne, dachte sie. Heute sieht er es nicht. Morgen wird er es wissen.

Und ohne zu sprechen, einer auf den Herzschlag des andern lauschend, kehrten sie um und gingen die mondscheinbeschienenen Laubgänge zurück. Und als sie an das Haus kamen, sahen sie, daß der Diener alle Lichter gelöscht hatte und nur ein Armleuchter auf dem Tische brannte.

„Wolf!" schrie sie auf und schlang ihre Arme um seinen Hals. — —

Nie war eine Sommernacht so düftedurchzogen — nie eine Sommernacht so mondscheintrunken.

Nie währte eine Sommernacht so lang — nahm sie so zögernd Abschied.

Und auch diese Sommernacht schwand ...

„Wo bist du?" fragte der Mann aus Träumen heraus. „Wo bist du, Li?"

Die Sonne war aufgestiegen. Seit Stunden schon warf sie ihr grelles Licht gegen die Vorhänge des Gemaches. Und das Tageslicht weckte den Träumer. „Wo bist du, Li —?" Und er antwortete sich selber: „Im Park. Im hellsten Sonnenlicht. In ihrem Element."

Und er beeilte sich, zu ihr zu gelangen, zu seiner „Wundervollbringerin" —

Und suchte sie — und suchte sie.

* * *

Am Mittag reiste er ab ...

Ein Sommermittag war, wie wenige waren, und die Sonne stand in ihrer Kraft. Mit Gold überschwemmt lag das weite Land, die stillen waldgrünen Berghänge. Aufrecht und unbeweglich standen auf schlanken Stengeln die Blumen und gaben willenlos ihre geheimsten Düfte hin. Erwartung ringsher in der Luft und süße Reife ...

Der einsame Reisende blickte nicht auf. Blaß war er wie das Papier, das er noch immer in der zusammengeballten Rechten trug.

„Mein Wolfgang," stand in Lis Schriftzügen darauf zu lesen, „ich gab Dir alles, was ich noch besaß. Nun ist nichts mehr übriggeblieben. Zürne mir nicht. Zürne der Zeit, die mich bestohlen hat. Ich habe mich dagegen gewehrt, so gut ich konnte — oft verzweiflungsvoll — aber die Zeit, die lange Zeit reichte weiter, als ich zu verteidigen vermochte. Sieh, mein Wolfgang, so wurde ich eine alternde Frau mit ergrauendem Haar, der nur noch die Lichter des Abends den Schein ewiger Jugend verleihen. Aber diese Ewigkeit endigt schon, wenn die Nacht endigt.

„Mein Wolfgang, ich gab Dir alles, was ich noch besaß. Und ich weiß, ich habe Dich so glücklich gemacht, wie Du es nie im Leben warst. Soll ich Dir heute nehmen, was ich Dir gab? Soll ich Dich heute so unglücklich machen, wie ich Dich glücklich machte? Ich gehe, damit das Bild, das Du über alles liebtest, das Dein Schönheitsüberschwang nie anders sehen darf, Dein Schönheitsüberschwang, der Deine Kraft und Deine Liebe und Deine Sehnsucht ausmacht — damit dies Bild von mir Dir bleibt. Und damit das Glück und das Jauchzen dieser Nacht Dir bleibt. Du mein geliebter Mann.

„Dann wirst Du das Leben ertragen können, wie Du es die sechs langen Jahre ertrugst. Noch sechs Jahre — und auch Du wirst ergraut sein und ruhig geworden. Und wenn ich dann wiederkomme und bei Dir anklopfe: ‚Hast Du einen freundlichen Feierabendsitz für mich, an Deiner Seite?' so wirst Du das Grau meines Haares nicht mehr gewahren und die blasser gewordenen Lippen.

„Ein Sommermärchen — Ich will es Dir sein und bleiben in Ewigkeit, Amen.

Deine Li."



Die Byron-Feier in Griechenland

Von Karl Bleibtreu



In Athen feiert man die Zeit, wo vor hundert Jahren ein junger unbekannter Lordbummler den heiligen Boden von Hellas betrat, dem er vierzehn Jahre später, zum weltberühmten Dichterlord emporgewachsen, sein Leben dahingab. Doch während er damals in der Morea mit räuberischen Klephthen umherstreifte, mit Ali Pascha von Janina Bruderschaft trank oder auf den Ruinen von Ephesus Hamletmonologe hielt, betrachtete der vornehme Dilettant sich so wenig als Berufsdichter, daß er seine Verse lediglich als Tagebuch hinkritzelte und mit Mühe nachher zur Veröffentlichung des Haupttagebuchs bewogen wurde. Unter der Überschrift „Junker Burun" beschrieb er dort seine Reise in Spanien und Griechenland. Das wurde unter dem Titel „Junker Harolds Pilgerfahrt" ein Losungswort der europamüden Blasiertheit und Weltverachtung in der dumpfen Windstille nach Vorüberziehen der napoleonischen Gewitter. Uns bieten diese Bravourarien pomphafter Rhetorik wenig mehr; erst später in der Fortsetzung dieser ersten Haroldgesänge, nachdem er tiefere zureichende Gründe des Weltschmerzes gesammelt, fand Byron in Italien gewaltigere Töne. An diesem ersten Aufflackern des Byronismus auf griechischem Boden berührt uns nur noch das Persönliche, wenn wir des seiner noch völlig unbewußten Apollo gedenken, der wirklich auf Iliums Grabhügel stand und über Achills Schädel der Vergänglichkeit alles Irdischen nachsann.

Dein Opfer blutet, und dein Weihrauch braut,
Du armes Kind von Zweifel, Tod und Trug.
Wozu? Dein Hoffen ist auf Rohr gebaut.
Zu wissen, daß du bist, ist's nicht genug?
Ist dies Geschenk so gnädig, daß mit Fug
Du nochmals sein willst? Wohl auf dem Saturne?
Noch immer träumst von Jenseitsfreuden dort?
Wäge den Staub in dieser alten Urne!
Sieh, er zerstiebt! O predigt immerfort!
Die Handvoll Staub hier spricht beredter als ein Wort.

Entweihe keck des Halbgotts Hügelgrab,
Nimm seinen Schädel! Welch ein Tempel, seht!
In dem ein Göttliches sich Wohnung gab?
Die leere Zelle selbst der Wurm verschmäht.
Ist dies der Ehrfucht luftige Halle? Steht
Hier der Gedanken Dom? Ward je vermieden,
Was zu der augenlosen Höhle paßt?
Am Acheron erwartet uns der Frieden.
Kein Tafelmahl neckt dort den satten Gast,
Doch Schweigen breitet aus das Bett willkommener Rast.*

Dies majestätische Pathos atmet immerhin noch recht viel jugendliche Unreife, und nur die Echtheit der Melancholie tröstet über die krampfhafte Pose. Hinter Maske und schwarzem Domino des Pilgers entlarvt sich zuletzt in der Schlußstanze ein wirklich leidzerwühltes Menschenantlitz.

O sprich, was ist des Alters schlimmster Fluch,
Was zieht der Stirne Furchen tief und schwer?
Wenn alles ausgelöscht im Lebensbuch,
Hinauszustarren in das öde Meer.
Nur über Trümmer schreite ich einher
Und beuge mich in Schutt von totem Hoffen.
Flieh, eitle Stunde! Nichts von Zukunft mehr!
Denn jedes Glück ist mir zu Tod getroffen,
Nur für des Alters Pein steht mir die Jugend offen.

Dies klingt nun freilich recht übertrieben im Munde eines so jungen Mannes, und die Zukunft hatte ihm in Wahrheit noch viel zu sagen, so wie auch neuer Schmerz in Fülle den so plötzlich ihm aufgedrungenen Ruhmesbecher vergällte. Aber unwahre Sentimentalität vermuten nur solche darin, die von des Dichters Lebensleid nichts ahnen. In dem Liede „An Inez" klagt er:

Es ist das Düster ernst und still,
Das einst den Ahasver umwand,
Das übers Grab nicht blicken will
Und vorher keine Ruhe fand.

* Eigne Übertragung, wie alles in diesem Aufsatz, da die bisherigen Übersetzungen nicht genügen.



Kein Wanderer kann sich selbst entfliehn,
Durcheilt er auch die weite Welt.
Rastlos verfolgt der Dämon ihn,
Der ihm das tiefste Sein vergällt.

Das Schlimmste kenn' ich. Forsche nicht!
Vor Mitleid birgt sich scheu die Pein.
Nur Maske ist mein Angesicht,.
Ein Herz kann eine Hölle sein.

Wer hierin eitles Schwelgen in eingebildeter und phantastischer Wonne des Leides sucht, irrt gewaltig. „Das Schlimmste kenn' ich" hat einen verborgenen und nur zu wahren Sinn. Denn ein Lebensgeheimnis, das später für ihn die furchtbarsten Folgen hatte, lastete schon über dem jungen Träumer Harold, und es war aus innerstem Erlebnis gesprochen:

Zu fremden Sternenhimmels Pracht
Emporzuschauen, war mir Trost.
Ich wähnte, daß der Kuß der Nacht
Dein sinnend Auge sanft umkost.

Ich dachte, wo Diana thront,
Hinsegelnd durch der Griechen Meer:
Ob sie wohl blickt auf jenen Mond?
Und ach, ihr Grab umglänzte er.

Du bittres Pfand, du Tränenspur,
Willkommen mir, du alter Ring!
Wahr' ungebrochen meinen Schwur
Und brich mein Herz, verschwiegenes Ding!

Still alles! Doch so wohlvertraut
Ein Echo mir im Ohre rollt.
Ich höre einer Stimme Laut,
Die ewig nun verstummen sollt'.

Und dieser alte süße Ton
Im Schlummer noch mein Herz durchbebt.
Erwachend aus der Täuschung Fron,
Auflausch' ich, ob der Ton entschwebt.

Des Wehes Stimme, still, o still,
Die einst so süß mich eingelullt!
Ihr Klänge, die ich fliehen will,
Ihr mahnet mich an alte Schuld.

Nicht als spleenige Einfälle jugendlicher Blasiertheit darf man es auslegen, wenn er „Nach Schwimmen von Sestos bis Abydos" mit Bitterkeit an Hero und Leander denkt und in nachfolgender Malaria den Wahrspruch witzelt:

Der Bann zerriß, der mich berückt.
Doch ein vom Fieber Unerlöster,
Er stöhnt und lächelt wie verrückt,
Delirium ist der beste Tröster.

Und fehlt es dem Seufzer an Selbsterlebtheit, daß die Liebe lieber an Vergangenes sich klammere?

Was die Erinnerung verehrte,
War deine liebste Hoffnung einst.
Und was die Hoffnung einst begehrte,
Du als Erinnerung beweinst.

Ach, eitel Trug sind die Geschenke
Der Zukunft, der Betrügerin.
Ich bin nicht das, was ich gedenke,
Ich darf nicht denken, was ich bin.

Viel ursprünglicher und aufrichtiger als in der gezierten Künstelei der Haroldstanzen redet in solchen Tagebuchnotizen der unverfälschte, werdende Byron. Viel poetischer muten uns jene Wanderlieder seiner Reiseeindrücke an, wo die gärende junge Seele sich zwanglos im Gesang entladet. Denn Gesang, la langue des dieux, ist ihm die natürliche Sprache, er redet in Versen als dem ihm angeborenen Plauderton. So erhebt er die Stimme auf dem Schlachtfeld von Aktium:

Durch wolkenlose Lüfte hin
Voll blinkt der Mond mit Silberflor.
Hier um Ägyptens Königin
Ihr Buhle eine Welt verlor.

Vor meinen Augen wallt empor
Des Römergrabs azurnes Blau,
Wo Ehrgeiz seinen Thron verschwor,
Zu folgen der geliebten Frau.

O schöne Zeit, wo Welten gleich
Für Damenaugen eingesetzt!
Und wäre jeder Reim ein Reich,
So wäre ich Antonius jetzt.

Die Einleitungszeilen „Through cloudless skies with silvery sheen full beams the moon" gehören heute zum Zitatenschatz seiner Muttersprache, doch der Naive ahnt selber gar nicht seine Sprachmöglichkeiten. Bei einem andern Augenblicksbild, „Gewitter in Akarnanien", singt er in die Nacht hinaus:

Der Sturm heult durch die Mitternacht
An schroffem Bergeshorn.
Aus Wolkendüster niederkracht
Des Himmels Rachezorn.

Dieweil ich wandre durch Geroll
Von Gießbach und Gestein,
Wo bei der Elemente Groll
Wirst du, Florence, sein?



Denk an die Stunden lustgeschwellt,
Denk an Kalypsos Flur!
Schenk' tausend Lächeln aller Welt,
Mir einen Seufzer nur!

Kein Seufzer heilt, kein Lächeln je,
Wenn Herz von Herz sich reißt.
Mein Geist fliegt über Berg und See,
Zu suchen deinen Geist.

Nun, es war mehr Geist als Herz dabei. Der elegante Blaustrumpf Lady Florence Spencer, die Kalypso des jungen Odysseus auf Malta, verschwand nachher völlig aus Byrons Leben, und sein platonischer Flirt mit dem „Mädchen von Athen" blieb ebenso unbedeutend wie seine gleichnamige Reimerei, obschon britische Touristen später die hübsche Therese noch als greise Matrone belästigten, weil jede Spur Byronischen Erdenwallens als Weltsehenswürdigkeit galt. Viel echter klang die Melancholie im „Stammbuchvers auf Malta":

Trifft einst dein Auge dieses weiße Blatt,
Ein Leichenstein es dir erscheinen will.
Wie an der Toten Ruhestatt
Gedenke meiner still!

Denn wie er später nach seiner Heimkehr beichtete:

Ich bin wie Efeublätter, die um Burgruinen blühn,
Verwelkt und grau nach innen nur, ob außen noch so grün.
Ein harter Frost verschlossen hält den Quell der Tränen ganz,
Und was im Auge leuchtet noch, es ist des Eises Glanz.
O fühlte ich, wie ich gefühlt, und wäre, was ich war,
Beweinte, wie ich einst beweint, was hin für immerdar.
Ein Wüstenquell, ob noch so trüb, ist jedem Pilger lieb,
Doch in des Lebens Öde mir nicht eine Träne blieb.

Das sind keine posierenden Mystifizierungen, wie nachher ernüchterte Krittelei behaupten wollte, sondern nur zu echte Empfindungen. Der jugendliche Weltbummler hatte bereits „die romantischste Periode seines Lebens" hinter sich, wie er später bekannte. „Vergangene Erlebnisse haben mich entnervt, mein Kelch war schon voll", sagte er achselzuckend, als das große Unheil (Ehescheidung und Selbstverbannung) hereinbrach, dessen wahre Ursache meine Enthüllung „Das Byrongeheimnis" zu enträtseln hofft. Erst lange nach seinem Tode kam auch ein Gedicht zum Vorschein, bei der Abreise oder während der Reise nach Griechenland entstanden, das Brandes mit Recht unter Byrons Perlen rechnet:

Als wir zwei schieden
in Schweigen und Tränen,
Dahin Herzfrieden
für Jahre voll Sehnen,
Kalt war deine Wange,
Eis hauchte vom Munde,
Unheil bange
weissagte die Stunde.
Morgentau blinkte,
die Stirne zu kühlen.
Ahnung winkte
für heutiges Fühlen.
Deine Schwüre gebrochen,
dein Name geschändet,
Dein Urteil gesprochen,
deine Ehre verpfändet.
Mir ist, was sie schwätzen,
Grabglocke der Trauer.
Betrogenes Schätzen!
Mich schüttelt ein Schauer.
Ich schwieg und besaß dich,
ich schwieg und bereue.
Dein Herz vergaß mich,
du brachest die Treue.
Dich wiedersehen
nach endlosem Sehnen,
Wie wird es geschehen?
In Schweigen und Tränen.

Vielleicht soll hier nicht Byron selber reden, sondern er legt die Worte einer andern in den Mund. Jedenfalls steckt hier und in den mysteriösen Thyrzaliedern, dem „Childe Harold" unmittelbar angehängt, sein Lebensgeheimnis, das sein erst spät unter seinen Papieren gefundenes Gedicht „An meinen Sohn" ergänzt. Nur verzerrende Absichtlichkeit späterer Byronverketzerung sieht überall Mystifikationen gerade bei dem wahrhaftigsten Dichtermenschen. Was er nachher in seinen Griechenepen ausdrückte — manche Prachtstelle entstand unmittelbar in Hellas selbst, wie der berühmte „Sonnenuntergang auf dem Ägäischen Meer" im „Korsaren" —, bezog sich alles auf innere Erlebnisse, während das Publikum die erfundene äußere Fabelhandlung, das umrahmende Beiwerk, für das Wesentliche und Selbsterlebte hielt und ihm zumutete, Abenteuer und Verbrechen



seiner Giaurn, Korsaren, Laras, Alps selbst vollführt zu haben. Ach, Franceska im „Corsair", ursprünglich „Medora" getauft (wie das ominöse, seiner Stiefschwester untergeschobene Kind Medora Leigh), und der verkleidete weibliche Page im „Lara" hatten ein bestimmtes Vorbild, zu dem Byron nach Zusammenbruch seines Englandlebens düster zurückkehrte, als in den Schweizer Bergen das Gespenst Astartes vor Manfred emporstieg. Und Rebell Lara und Renegat Alp haben nur darin Selbsterlebtes, daß sich hier der kommende große Revolutionär ankündigt, der wie Marino Falieri gegen seine Standesgenossen die Volkssache vertritt und wider sein eignes Vaterland sich auflehnt. Durchaus lebensecht an den „griechischen" Epen, d. h. Äußerungen Jung-Byrons selber, sind nur die vielleicht zum Teil schon an Ort und Stelle hingekritzelten Wandereindrücke in der „Belagerung von Korinth", die mit den Worten anhebt: „Seit den Erlöser die Welt gesehn, im Jahre achtzehnhundertzehn", Schilderung seiner Streiferei in den Räuberbergen, fortgesetzt mit einsamer Betrachtung am Strande von Korinth. Echt vor allem an diesem dann ganz Europa fortreißenden Philhellenentum ist die Freiheitsbegeisterung und die Sehnsucht nach Heldentod für Griechenlands Befreiung. Delphis Schnee scheint ihm als Leichentuch gespreitet,

Das hoch die Freiheit aufgehängt,
Da sie aus ihrem Heim verdrängt,
Zärtlich zögernd am heiligen Schrein,
Wo sie prophetisch sang allein.

Ja, heut noch wandeln ihre Schritte
Durch welker Altarhaine Mitte.
Sie weist auf alte Ruhmeszeichen,
Feige zu wecken, die erbleichen.

Umsonst ihr Ruf, bis neu entbrennen
Die alten Strahlen, die wir kennen,
Die Sonne, die den Griechen sterben
Und den Barbaren sah verderben.

Um nie zu sterben, fallen Helden.
Die Winde ihren Namen melden,
Die Wasser ihren Ruhm verkünden,
Ihr Name lebt in Waldesgründen.

Säulen und Pfeiler grau und einsam
Hüten den heiligen Staub gemeinsam.
Es rollt im Strom, es rollt im Bache
Das Angedenken der großen Sache.

Der Erde Losung! Aus ihrer Asche
Der Tapfre neue Funken hasche!
Er stürzt zum Tod, ein stolzer Freier,
Zu blutiger Freiheit Siegesfeier.

Wie Giordano Bruno in einem Sonett sich vorahnend den Flammentod wünscht, so wird auch Byron sein Wunsch erfüllt. Nachdem er endlich zum wahren schlichten Übermenschen, sehr verschieden vom träumerischen Junker Harold, zum Riesen des „Kain" und „Don Juan" emporwuchs, ist im feurigen Wagen des Opfertods sein Dichterruhm gen Himmel gefahren. Die befreiten Griechen, die ihm eine Königskrone aufs Haupt setzen wollten, setzten ihm ein geschichtliches Denkmal, leuchtender als sein Standbild im Pyräus, als die Missolunghioten nach dem Tode ihres großen Führers sein Herz in einer Silberurne vorautrugen beim letzten verzweifelten Ausfall, über der für immer im Kampfe verschwundenen Urne eine homerische Hekatombe ihrer eignen Heldenleichen errichtend. So wurde Byrons Todessehnen gestillt. Die letzten Verse seiner unerschöpflichen Feder, niedergeschrieben an seinem letzten Januar-Geburtstage, knüpfen sein Vermächtnis und Gedächtnis für immer an das Land der Griechen, das er so lange mit der Seele suchte.

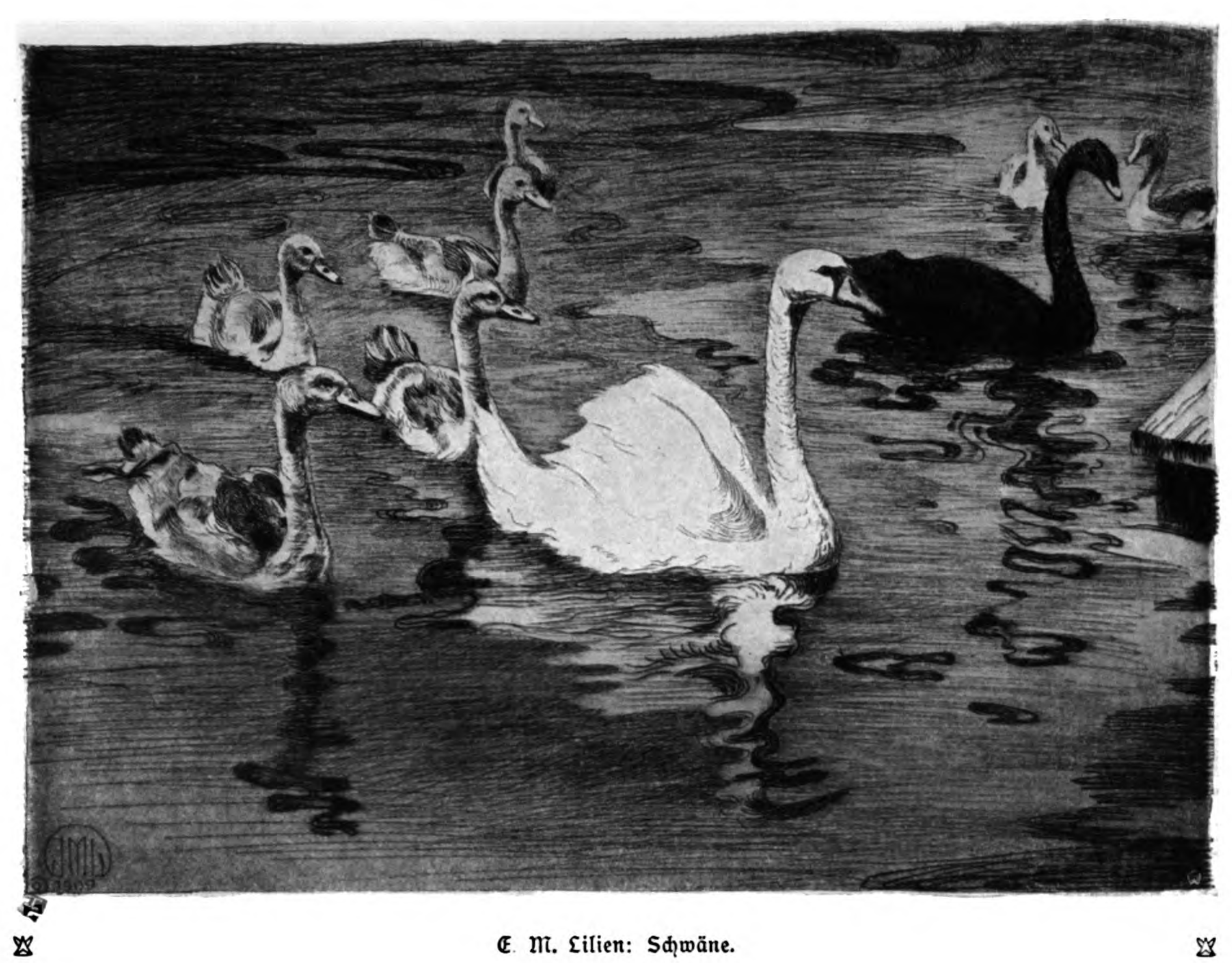
Einsame Glut, die an mir zehrt,
Wie ein vulkanisch Eiland flammt.
Ein Scheiterhaufen ist's, kein Herd,
Woher sie stammt.

Doch Schwert, Panier und Schlachtgefild,
Der Freiheit Luft auf Griechenfeld!
Nicht freier, tot auf seinem Schild,
Der Sparterheld.

Beklagst du deinen Lenz, wohlan,
Was leben noch? Vom Blute rot
Winkt dir die Walstatt. Stirb als Mann
Den edlen Tod!

Was ungesucht so mancher fand,
Ein Kriegergrab dir einzig frommt.
Schau' denn ins Land! Wähl' deinen Stand!
Die Ruhe kommt.





E. M. Lilien: Schwäne.



Gartendorf Earswick bei York. Arbeiterhäuser von der Gartenseite.

Die Gartenstadtbewegung

Von Hans Kampffmeyer



Das neunzehnte Jahrhundert brachte uns eine nie dagewesene Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte und in Zusammenhang damit eine ganz neue Verteilung der Bevölkerung über das Land. Dieselben Waren, die früher ein Meister mit ein paar Gesellen herstellte, wurden nunmehr in riesigen Fabriken verfertigt, in denen Hunderte und Tausende von Arbeitern und Beamten angestellt waren. Da nun die neu aufblühende Industrie ihre wichtigsten Bedürfnisse, nämlich einen guten Arbeitsmarkt, vorteilhafte Verkehrsverhältnisse und günstige Absatzbedingungen, in erster Linie in den Städten befriedigt fand, so siedelte sie sich in ihnen an. Die Folge war eine Entvölkerung des flachen Landes und eine Übervölkerung der Städte.

Die gewaltigen Menschenmengen, die in den Industriezentren zusammenströmten, steigerten selbsttätig die Nachfrage nach Wohnungen und nach Bauland, und sie gaben damit den Bodenbesitzern die Möglichkeit, die Grundstückpreise in eine bisher unbekannte Höhe zu steigern. Begreiflicherweise waren die städtischen und staatlichen Behörden für eine derartige Entwicklung nicht gerüstet und glaubten alles dem freien Spiel der Kräfte überlassen zu müssen. So gab denn die Gewinnsucht von Spekulanten, die keine Rücksicht auf die öffentlichen Interessen kennen, den modernen Stadterweiterungen das Gepräge. Anstatt wenigstens die Außengelände dem weiträumigen Kleinhausbau zu erhalten, hatten die Stadtverwaltungen immer wieder dem Drängen der Bodenbesitzer nachgegeben, die im Interesse hoher Bodenpreise eine möglichst dichte und hohe Bebauung forderten. Ist es nicht geradezu grauenerregend, wenn man hört, daß schon gegenwärtig im Umkreise von Berlin Bebauungspläne genehmigt wurden, wonach mehr als zwölf Millionen Menschen in Mietskasernen zusammengepfercht werden sollen? Schon jetzt gibt es in den Berliner Mietskasernen 180028 Einzimmerwohnungen mit rund 400000 Bewohnern, so daß also im Durchschnitt auf jeden Raum fünf Personen kommen. In diesem einen Raume spielt sich das ganze Leben der Familie ab. Hier wird gekocht, gegessen, gearbeitet und geschlafen. Hier

werden die Menschen gezeugt und geboren, hier werden sie krank und sterben.

In andern deutschen Städten sind die Wohnungsverhältnisse kaum besser. So wurden in München fast die Hälfte der Wohnungen als gesundheitsschädlich, in Barmen 54,8 Prozent als zu dicht bewohnt bezeichnet.

Es wäre nun ganz verkehrt, anzunehmen, daß an der Wohnungsfrage allein die Arbeiter interessiert seien. Wie erst kürzlich die Untersuchungen über die wirtschaftliche Lage der technisch-industriellen Beamten in Berlin gezeigt haben, sind die meisten von ihnen nicht besser gestellt als gutgelohnte Arbeiter, und sicher wird von ihnen und von weiten Kreisen der Gebildeten die Kluft zwischen Wohnungsbedürfnis und dessen Befriedigung vielfach drückender empfunden als von dem bedürfnisloseren Arbeiter. In den größeren deutschen Städten können nach einer Berechnung von Prof. Eberstadt noch nicht ganz 10 Prozent der Einwohner mehr als 600 M. für ihre Wohnung ausgeben, und in den seltensten Fällen wird man in diesen Städten selbst für den doppelten oder auch vierfachen Mietpreis ein Einfamilienhaus mit Garten erhalten können. Wir sehen also, wie die weitesten Bevölkerungsschichten an einer durchgreifenden Wohnungsreform interessiert sind.

Erfreulicherweise zeigen sich sehr kräftige Ansätze für eine derartige Reform. Die wirtschaftliche Entwicklung, die die Hauptursache für die übermäßige Zentralisation war, scheint jetzt zu einer wachsenden Dezentralisation zu führen. Der Boden im Stadtinnern wird für die Industrie zu teuer, und immer mehr Betriebe wandern deshalb aus, in die Vororte oder auf das flache Land. Auch die Stadtverwaltungen suchen mehr und mehr den Aufgaben gerecht zu werden, die ihnen die Wohnungsbedürfnisse ihrer Bürger stellen. Durch großzügige Stadterweiterungspläne und durch schärfere Bauordnungen bemühen sie sich neuerdings, eine weiträumige Bauweise zu fördern, und sehen besondere Zonen für Landhausbau und Kleinhausbau, für Geschäfte und für Fabriken vor. Viele Städte erweitern planmäßig ihren Bodenbesitz und geben ihn, um den Wertzuwachs der Gemeinde zu sichern, in Erbbaurecht oder unter Eintragung des Wiederkaufsrechts ab (z. B. Frankfurt a. M., Mannheim, Ulm, Halle u. a.). Manche gehen dazu über, Wohnungen in eigner Regie zu bauen und sie nicht allein an ihre Angestellten, sondern auch an andre Wohnungsbedürftige preiswert abzugeben; andre wieder unterstützen die gemeinnützige Bautätigkeit der



Landhaus mit Garten in der Gartenstadt Letchworth.



Doppellandhaus von Baillie Scott in Letchworth.

Baugenossenschaften durch Überlassung von Gelände und durch billigen Kredit.

Hand in Hand damit geht der Kampf gegen die Verunstaltung der Ortschaften durch unschöne Gebäude und das Bemühen, große Parkanlagen und Sportplätze zu schaffen. In Wien wird neuerdings mit gewaltigen Kosten ein Wald- und Wiesengürtel rings um die ganze Stadt gelegt, und in Berlin und in andern deutschen Städten sind ähnliche Bestrebungen im Gange.

Alle diese höchst erfreulichen Einzelbestrebungen will die Gartenstadtbewegung* zusammenfassen. Der Grundgedanke ihrer Vertreter ist etwa folgender. Wenn wir für den jährlichen Bevölkerungszuwachs von einer Million deutscher Bürger preiswerte und gesunde Wohnungen in Kleinhäusern inmitten blühender Gärten schaffen wollen, so können wir dieses schönste Ziel aller Wohnungsreform nur dann verwirklichen, wenn wir aus dem teuren Stadtinnern hinaus in die billigen Außengebiete gehen und zugleich Maßnahmen gegen eine spätere spekulative Verteuerung des Bodens und des Wohnens treffen. Um das zu erreichen, müssen sich alle diejenigen, die an einer derartigen Wohnungsreform ideell oder materiell beteiligt sind, in große Gesellschaften oder Genossenschaften zusammenschließen.

Eine solche Organisation soll ein günstig gelegenes Gelände, das für die ganze geplante Siedlung ausreicht, zu billigen Preisen erwerben und auf Grund eines technisch und künstlerisch mustergültigen Bebauungsplans erschließen. Damit der billig erworbene Boden nicht willkürlich verteuert werde, muß sie von der Siedlung jede Spekulation fernhalten und den entstehenden Wertzuwachs der Gemeinschaft sichern. Die hierfür gegebenen Mittel sind die Abgabe von Land in Erbbaurecht oder unter Eintragung des Wiederkaufsrechts, und vor allem die Förderung gemeinnütziger Bautätigkeit, die mustergültige Wohnungen in genügender Zahl zur Miete anbietet. Man versteht also unter einer Gartenstadt nicht eine beliebige Stadt mit ein paar Gärten in ihren Mauern, sondern eine planmäßig gestaltete Siedlung auf wohlfeilem Gelände, das dauernd im Obereigentum der Gemeinschaft erhalten wird, derart, daß jede Spekulation mit dem Grund und Boden dauernd unmöglich gemacht ist. Diese sozialen Grundsätze bringen und sichern der Stadt auch den Garten.

In einer solchen Gartensiedlung, in der der gesamte Boden dauernd unter gemeinnütziger Kontrolle bleibt, lassen sich begreif-

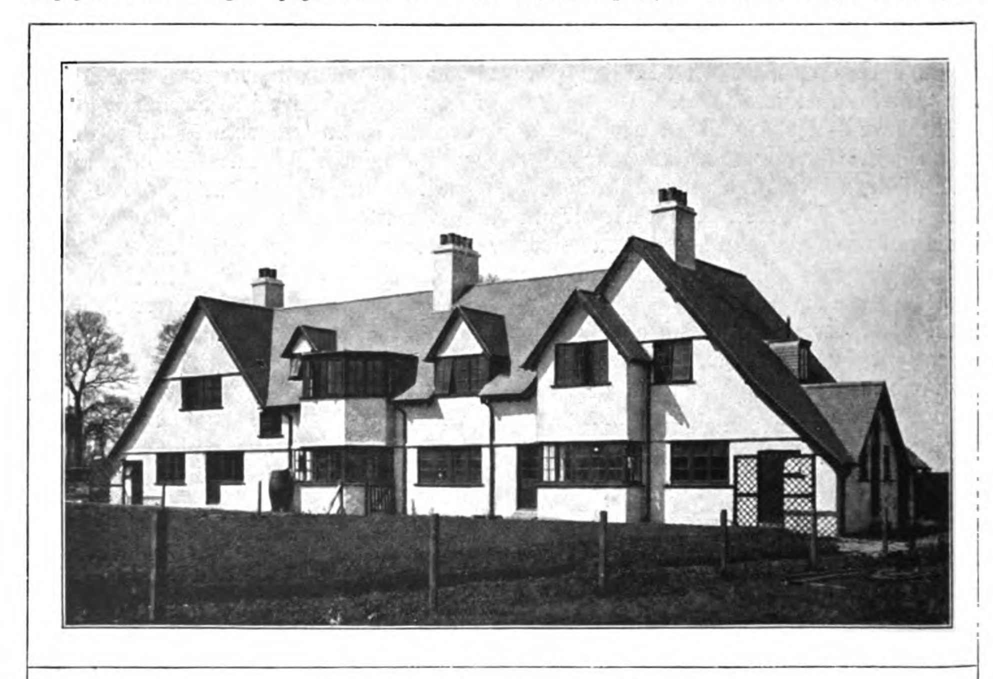
* Über das gleiche Thema hat der Verfasser dieses Aufsatzes ein Buch bei Teubner in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erscheinen lassen, das unter Beigabe zahlreicher Abbildungen die einzelnen Fragen ausführlicher behandelt (Bd. 259, Preis geh. 1 M., geb. M. 1.25).

licherweise viele Reformen durchsetzen, die innerhalb der bestehenden Städte nicht zu verwirklichen sind. So unterliegt in den Gartenstädten die Genehmigung von Bauten nicht allein der Genehmigung der Baupolizei, sondern auch der einer ehrenamtlichen Künstlerkommission, die vor der Öffentlichkeit die Verantwortung für die bauliche Entwicklung der Siedlung trägt. Auf diesem Wege wird es möglich sein, all die Geschmacklosigkeiten aus den Gartenstädten auszuschließen, die sonst die Städtebilder verunstalten.

Als Besitzerin des gesamten Geländes kann ferner die Gründungsgesellschaft sich gewisse Monopole sichern. Sie kann etwa die Apotheke im eignen Besitz erhalten, und sie wird grundsätzlich keine Schankkonzession dauernd aus der Hand geben, um sich einen Einfluß auf den Gebrauch oder Mißbrauch geistiger Getränke zu sichern. In allen bisher geplanten deutschen Unternehmungen beabsichtigt man eine Art Reformgasthäuser zu errichten, deren Wirt ein Angestellter einer gemeinnützigen Gesellschaft und nur an der Abgabe von Speisen und alkoholfreien Getränken interessiert ist. Der Reingewinn aus dem Verkauf geistiger Getränke wird gemeinnützigen Bestrebungen zugewandt, die dem Alkoholmißbrauch entgegenwirken (Bibliotheken, Lesehallen, Vorträge u. a.). In Verbindung mit diesen Reformgasthäusern sollen Unterhaltungsräume, eine Bibliothek, Unterhaltungs- und Lesezimmer stehen, so daß eine Art Volkshaus, ein gesellschaftlicher und kultureller Mittelpunkt für die ganze Siedlung, entsteht.

Die Einnahmen, die dadurch entstehen, daß der Wertzuwachs nicht einem zufälligen Einzelbesitzer, sondern der Gesamtheit zugute kommen, die ihn geschaffen hat, wird dazu dienen, die schon erwähnten gemeinnützigen Einrichtungen und noch viele andre zu fördern. Ich denke dabei an gute Schulen und Fortbildungsanstalten, öffentliche Gartenanlagen, große Spielplätze, schöne Sonnen- und Wasserbäder u. dgl.

Da bei derartigen Gartenstädten und Gartenvorstädten durch eine genossenschaftliche Organisation ein erheblicher Teil derjenigen Aufgaben übernommen wird, die sonst der politischen Stadtgemeinde obliegen, so können auch auf kommunalpolitischem Gebiete wichtige Versuche gemacht werden. Es wird z. B. möglich sein, in Gartenstädten die Frauen mehr zur Mitarbeit heranzuziehen. In der ersten englischen Gartenstadt hat man ihnen



Ein Landhaus in Letchworth.



Landhaus der Gartenstadt Letchworth.

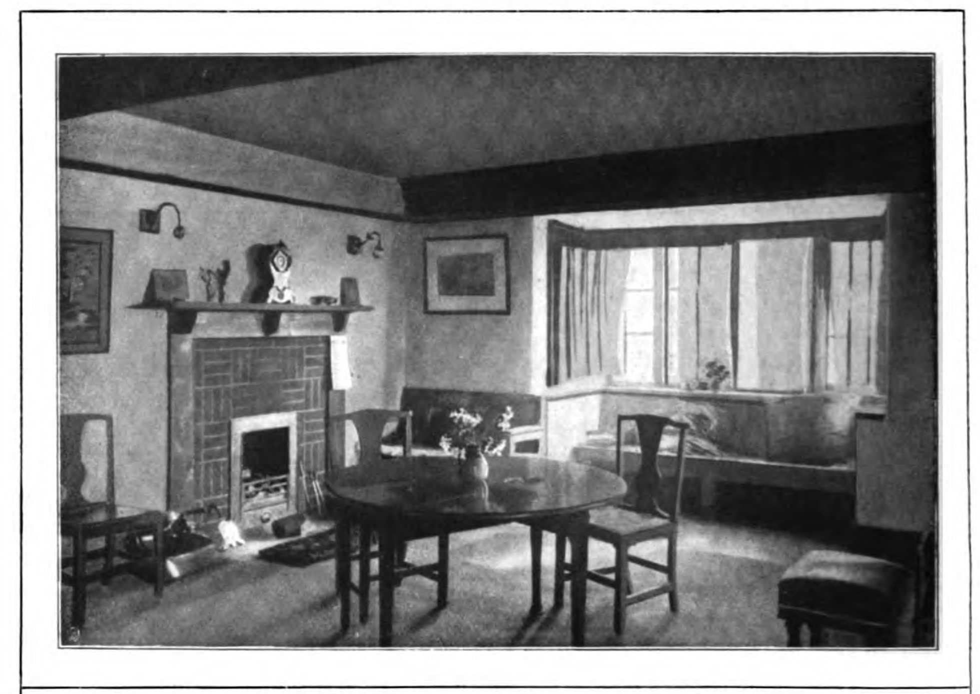
das Stimmrecht verliehen, und auch in Karlsruhe hat man den Genossenschaftsmitgliedern nahegelegt, sofern sie mehr als einen Geschäftsanteil nehmen, den zweiten Anteil auf den Namen der Frau eintragen zu lassen, um ihr so das Stimmrecht zu sichern. Das Recht, an den Beratungen teilzunehmen, ist hier auch den Frauen der Mitglieder verliehen worden, die nicht selbst Mitglieder sind. Gerade auf die Mitarbeit der Frau sollte bei jeder Wohnungsreformbewegung der größte Wert gelegt werden, da sie noch mehr als der Mann unter den vorhandenen Mißständen leidet und an ihrer Beseitigung interessiert ist.

So scheint denn die Gartenstadt den günstigsten Boden für gemeinnützige Bestrebungen aller Art zu bieten. Und es ist ja auch naheliegend, daß die fortschrittlichen Bevölkerungsgruppen, die sich auf engem Raum zusammenfinden, um durch gemeinsame Arbeit eins der wichtigsten Lebensbedürfnisse, das Wohnungsbedürfnis, zu befriedigen, bald dazu übergehen, auch auf andern Gebieten durch genossenschaftlichen Zusammenschluß Besserung zu erstreben.

Daß es sich aber bei der Gartenstadtbewegung nicht um die Utopien einiger unpraktischer Schwärmer handelt, sondern daß diese Zusammenfassung wirtschaftlicher Bestrebungen und kultureller Ziele in der Tat den Entwicklungstendenzen unsrer Zeit entspricht, das zeigen die großen Erfolge, die die Bewegung in den wenigen Jahren ihres Bestehens in **England** machen konnte.

Im Jahre 1898 ließ Ebenezer Howard sein Buch „Garden City of to-morrow“ * erscheinen, das einen ganz durchschlagenden Erfolg hatte. Bald darauf wurde die Garden City Association gegründet, die nach kurzer Propagandatätigkeit an die Verwirklichung des Gartenstadtgedankens herantreten konnte. Im September 1903 wurde 51 km nordwärts von London, bei Hitchin, ein Gelände von 1545 ha für den Preis von 3100000 M. erworben. Das Unternehmen wird finanziert durch die Garden City Ltd., eine gemeinnützige Aktiengesellschaft mit auf 5 Prozent beschränkter Dividende. Der Gewinn, der über diesen Betrag hinausgeht, soll zum Besten der neu entstehenden Gartenstadtgemeinde verwendet werden, die gleichzeitig das Recht hat, späterhin den ganzen Besitz der Gründungsgesellschaft zu übernehmen.

* Deutsch bei Eugen Diederichs, Jena.



Ein Wohnraum in der Gartenstadt Letchworth.

Im Jahre 1905 begann die Bautätigkeit auf Grund eines Bebauungsplans, der bei einem nationalen Wettbewerb den Preis erhalten hatte. Nach diesem Plan sind etwa 500 ha für die eigentliche Stadt vorgesehen, in der einmal bei der vorgesehenen weiträumigen Bebauung 30000 Personen Platz haben werden. Zwei Drittel des Gesamtgeländes bleiben als Ackerbaugürtel dauernd von der Überbauung ausgeschlossen. Hier liegen auch große Spiel- und Sportplätze sowie größere bewaldete Flächen, die dauernd als Naturpark erhalten bleiben. Im Osten der Stadt befindet sich das Industrieviertel, dessen Betriebe durch Anschlußgleise mit dem nahen Güterbahnhof verbunden sind. Da die meisten Fabriken durch das städtische Elektrizitätswerk ihre Kraft erhalten, und da außerdem die herrschenden Westwinde den Rauch der Fabriken von der Stadt abtreiben, so bringt die Industrie keinerlei Belästigung für die Bewohner mit sich. Durch einen Parkgürtel von dem Industriegebiet getrennt, erstrecken sich die Kleinwohnungsquartiere und weiterhin die Landhausstraßen. Die Garden City Ltd. beschränkt sich im wesentlichen auf die Aufschließungsarbeiten, sie baut die Straßen und versorgt die Bewohner durch ihre eignen Werke mit Gas, Wasser und Elektrizität. Das Bauland wird ausschließlich in Erbpacht abgegeben, meist für die Dauer von 99 Jahren. Die Bautätigkeit wird zum Teil durch Privatunternehmer ausgeübt; viele Bewohner lassen sich von dem Architekten ihrer Wahl eigne Häuser bauen, und ein erheblicher Teil der Wohnungen wird durch gemeinnützige Baugenossenschaften gestellt.

In Letchworth herrscht ein reges geselliges Leben. Den Mittelpunkt bildet die Howard Hall, die durch die Initiative einer Frauengruppe geschaffen wurde. Sie enthält einen Saal für 250 Personen, Bibliothek, Lesehalle und — in einem späteren Anbau — Räume für den Mädchenklub. Neuerdings ist noch ein großer Saalbau fertig geworden, und auch eine Baugenossenschaft hat sich ein Versammlungsgebäude gebaut.

In dem Industriegebiet haben sich bereits 14 Fabriken niedergelassen, unter denen die Buchindustrie und das Kunstgewerbe an erster Stelle stehen. Die Einwohnerzahl stieg in 4½jähriger Bautätigkeit auf über 6000, und eine neue Einschätzung des Geländes, die Ende 1907 vorgenommen wurde, ergab einen



Ein Wohnraum in der Gartenstadt Letchworth.

reinen Wertzuwachs von 2633866 Sh. zu den für Kauf und Aufschließungen gemachten Aufwendungen.

Das Gelingen dieses ersten großen Gartenstadtunternehmens gilt als völlig gesichert, und schon sind eine Reihe andrer kleinerer Siedlungen im Bau oder in Vorbereitung. So hat im Frühjahr 1907 eine gemeinnützige Gesellschaft „Hampstead" bei London ein herrliches Parkgelände erworben und baut nun darauf mit Hilfe der ersten englischen Architekten eine Gartenvorstadt.

Zahlreiche Ortsgruppen der Garden City Association und einige Baugenossenschaften arbeiten an ähnlichen Aufgaben, und auch auf dem vorjährigen Kongreß der Konsumgenossenschaften wurde beschlossen, auf die Gründung genossenschaftlicher Gartenstädte und Gartenvorstädte hinzuarbeiten. So ist die Bewegung bereits eine Macht im öffentlichen Leben Englands geworden.

Von hier aus haben diese Gedanken in der ganzen Kulturwelt Verbreitung gefunden. In Amerika, Frankreich, Schweden, Holland und Belgien, in der Schweiz und in Rußland haben sich Gruppen gebildet, die allerdings noch nicht zur praktischen Arbeit gelangt sind.

Nächst der englischen Bewegung hat die deutsche die besten Fortschritte gemacht. Hier hatte Theodor Fritsch bereits im Jahre 1896, also vor Howard, ähnliche Gedanken vertreten, ohne allerdings eine praktische Bewegung einzuleiten. Erst die Nachricht von den englischen Erfolgen führte im Jahre 1902 zur Gründung der „Deutschen Gartenstadtgesellschaft",* die nach einem zunächst langsamen Wachstum gerade in letzter Zeit einen großen Aufschwung genommen hat. Für die Werbekraft ihrer Gedanken zeugt der Umstand, daß sich kürzlich in Magdeburg binnen wenigen Wochen eine Ortsgruppe von 650 Personen bildete, und daß die Auflage der Vereinszeitschrift innerhalb eines halben Jahres von 600 auf 4000 stieg. Durch die Veranstaltung von Wanderausstellungen und Lichtbildervorträgen wie durch zahlreiche Veröffentlichungen und eine eigne Zeitungskorrespondenz, durch ihre Beratungsstelle für Stadterweiterung und vor allem die tätige

* Ein Mitgliedsbeitrag von 5 M. aufwärts berechtigt zum Bezuge der illustrierten Vereinszeitschrift. Nähere Auskunft erteilt gern Hans Kampffmeyer, Karlsruhe, Humboldtstraße 37.

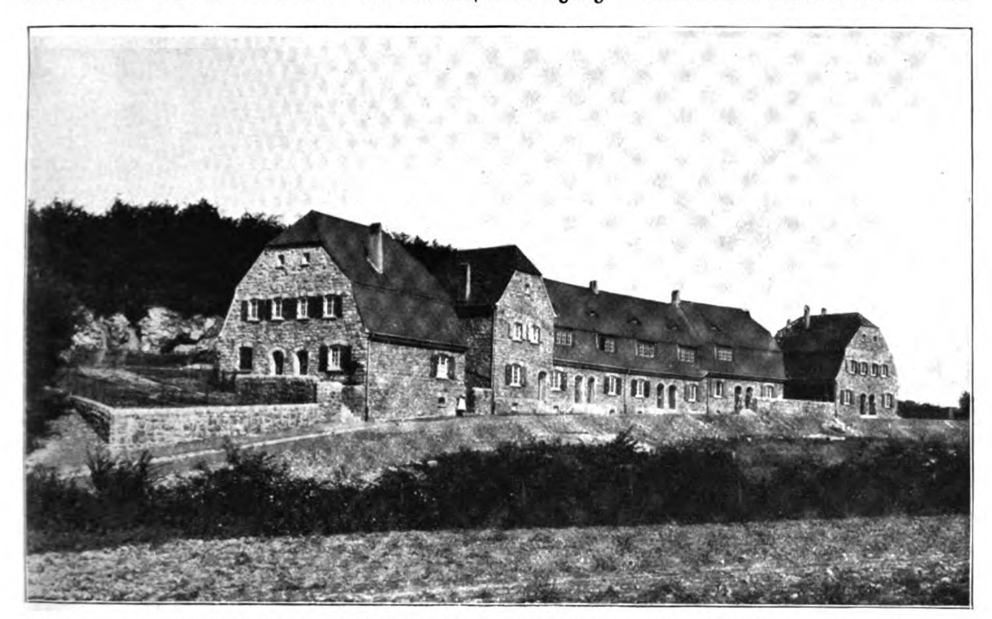
Mitarbeit bei der Gründung von Gartenstadtgenossenschaften hat die Gartenstadtgesellschaft immer weitere Kreise für die Mitarbeit gewonnen. Nahezu 40 deutsche Städte (Frankfurt a. M., Konstanz, Königsberg i. Pr., Durlach, Nürnberg, Charlottenburg, Köln, Wien, Graz u. a.) sind ihr beigetreten. In ihrem Vorstande findet sich eine Reihe der bekanntesten Vertreter der Volkswirtschaft, der Hygiene, der Kunst, der Industrie und der Landwirtschaft, ein Zeichen für die Bedeutung, die man in diesen verschiedenen Kreisen der Bewegung beimißt. Zahlreiche Kongresse, u. a. der Internationale Kongreß für soziale Hygiene 1907 in Berlin, haben sich mit aller Bestimmtheit für die Unterstützung der Gartenstadtbewegung ausgesprochen. Nach langen Bemühungen konnte im verflossenen Jahre in verschiedenen Städten unsers Vaterlandes auch der Schritt von der Theorie zur Praxis gemacht werden.

Das bedeutendste und am weitesten vorgeschrittene Unternehmen ist die Gartenstadt Hellerau bei Dresden. Hinter dem Unternehmen stehen die Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, ein großer kunstgewerblicher Betrieb, dem der Raum im Innern der Stadt zu eng geworden war, und dessen Leiter Karl Schmidt schon vor Jahren den Plan faßte, im Zusammenhang mit der Verlegung des Betriebes eine Gartenstadt zu errichten. Die Vorbereitungen nahmen lange Zeit in Anspruch. Die in Aussicht genommenen Flächen von 145 ha Größe gehörten in die beiden Dorfgemeinden Klotsche und Rähnitz. Es mußte mit 73 Bauern zunächst ein Vorkaufsvertrag abgeschlossen und nach Ablauf einer zweijährigen Frist erneuert werden. Wenn gleichwohl der Durchschnittspreis nur 1 1/2 M. für den qm beträgt, so ist das ein gutes Zeichen für die Geschicklichkeit der Unterhändler. Das Gelände ist 6,5 km vom Dresdner Schloßplatz entfernt, und es galt nun, günstige Verkehrsverhältnisse zu schaffen. Auf Antrag der Regierung bewilligte der Landtag im Interesse des geplanten Unternehmens die Mittel zur Verlängerung der elektrischen Bahn. Damit war die letzte große Schwierigkeit beseitigt, und es wurde nun die „Gartenstadt Hellerau G. m. b. H." als eine gemeinnützige Gesellschaft mit 300000 M. Kapital und auf 4 Prozent beschränkter Dividende gegründet.

Die künstlerischen Vorarbeiten, insonderheit die Entwürfe für den Bebauungsplan, die Werkstätten und Arbeiterhäuser stammen von Prof. Riemerschmid. Die ganze Bautätigkeit untersteht einer Bau- und Künstlerkommission, der neben dem eben genannten Prof. Theodor Fischer Geheimrat Hermann



Arbeiterhäuser einer Baugenossenschaft in Hampstead.



Entwurf einer Arbeiterkolonie der Textilindustrie Hagen i. W. von Professor Riemerschmid in München.

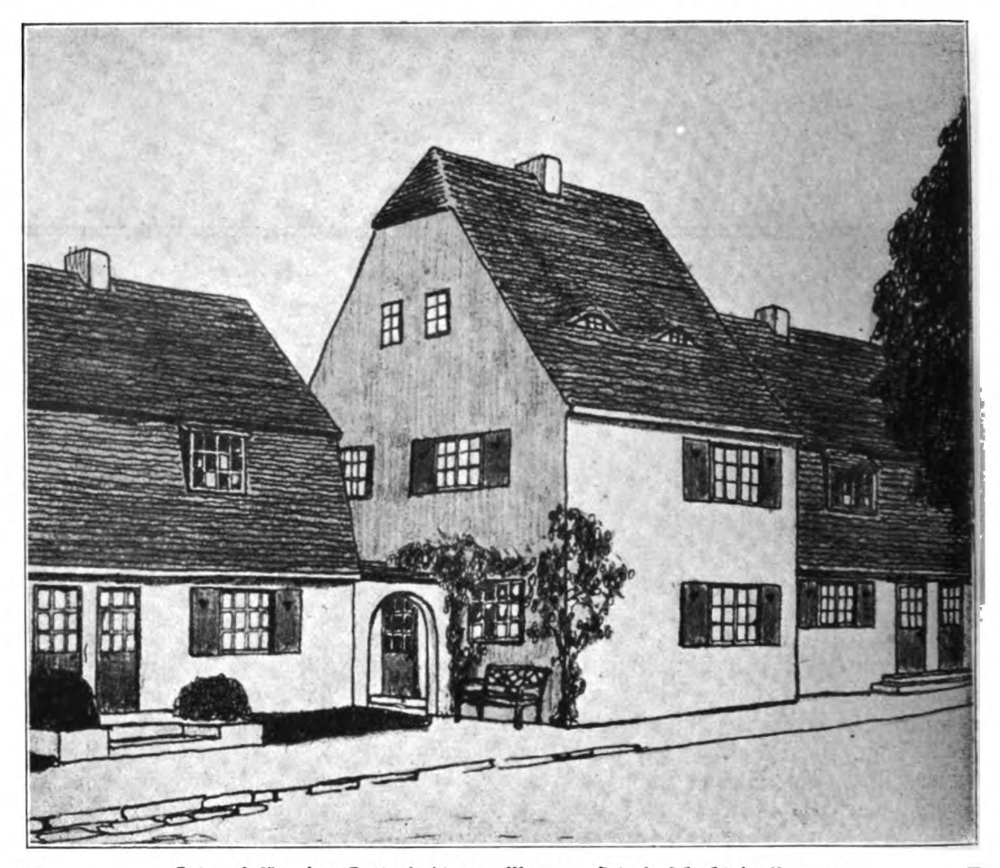
Muthesius und Architekt Otto Gußman angehören. Diese Kommission bildet gewissermaßen das künstlerische Gewissen der Gartenstadt. Ohne ihre Genehmigung darf kein Gebäude in der Gartenstadt errichtet werden, wodurch eine einheitliche bauliche Entwicklung gewährleistet wird. Es verdient erwähnt zu werden, daß auch bei den übrigen deutschen Unternehmungen tüchtige Künstler herangezogen werden, in Karlsruhe z. B. Professor Läuger, in Magdeburg und Nürnberg die Bremer Firma Wagner, Lotz & Schacht, in Nürnberg außerdem noch Riemerschmid.

Doch zurück zur Gartenstadt Hellerau! Hier verdient die geplante Wohnungspolitik eine besondere Beachtung. Ich will auf sie ein wenig eingehen, da mit Ausnahme des Erbbaurechts alle diejenigen Maßnahmen Anwendung finden, die in den verschiedenen deutschen Unternehmungen in Aussicht genommen sind.

Die Kleinwohnungen und Ferienhäuser bis zu einem Mietpreis von 500 Mark sollen durch die Baugenossenschaft Hellerau hergestellt werden, deren Geschäftsanteile auf 200 M. festgesetzt sind. Die Landesversicherungsanstalt hat ihr bereits eine ausreichende Beleihung zugesichert, und die Gründungsgesellschaft verkauft der Genossenschaft baureifes Gelände etwa zum Selbstkostenpreis für rund 3 M. das qm, unter Bedingungen, die „die Spekulation ausschließen, Ordnung und Sauberkeit gewährleisten und die gesamte Bautätigkeit einer Baukommission unterstellen". Die Miete für die Arbeiterhäuser wird sich zwischen 20 und 28 M. monatlich bewegen. Für den gleichen Preis also, für den der Arbeiter bisher in einem dumpfen Hintergebäude Dresdens eine kleine Zweizimmerwohnung innehatte, wird er in der Gartenstadt ein kleines freundliches Haus mit Wohnküche und Spülküche im Untergeschoß, zwei Schlafzimmern im Obergeschoß und mit angrenzendem Garten bewohnen können.

Um bei den Häusern, die einen Mietpreis bis zu 2000 M. erfordern, die Spekulation auszuschließen, wird von der Gartenstadt Hellerau ein neuer Weg eingeschlagen. Die wohnungsuchenden Mitglieder können sich aus den von namhaften Architekten für die Gartenstadt ausgearbeiteten Bauplänen ein ihren Wünschen entsprechendes Haus aussuchen und etwaige Änderungen angeben. Das Haus wird dann für sie gebaut, bleibt jedoch ebenso wie das Gelände im Besitz der Gesellschaft, und der Ansiedler erwirbt das Recht, darin zu wohnen, „indem er für den Grund und Boden einen je nach der Lage zu ermittelnden Pachtzins entrichtet und für den Bau des Hauses einen Teil des Baugeldes in Form eines Darlehns der Gesellschaft überweist. Dieses Darlehn wird zu seinen Gunsten auf dem Grundstück hypothekarisch eingetragen. Ihm selbst kann nicht gekün-





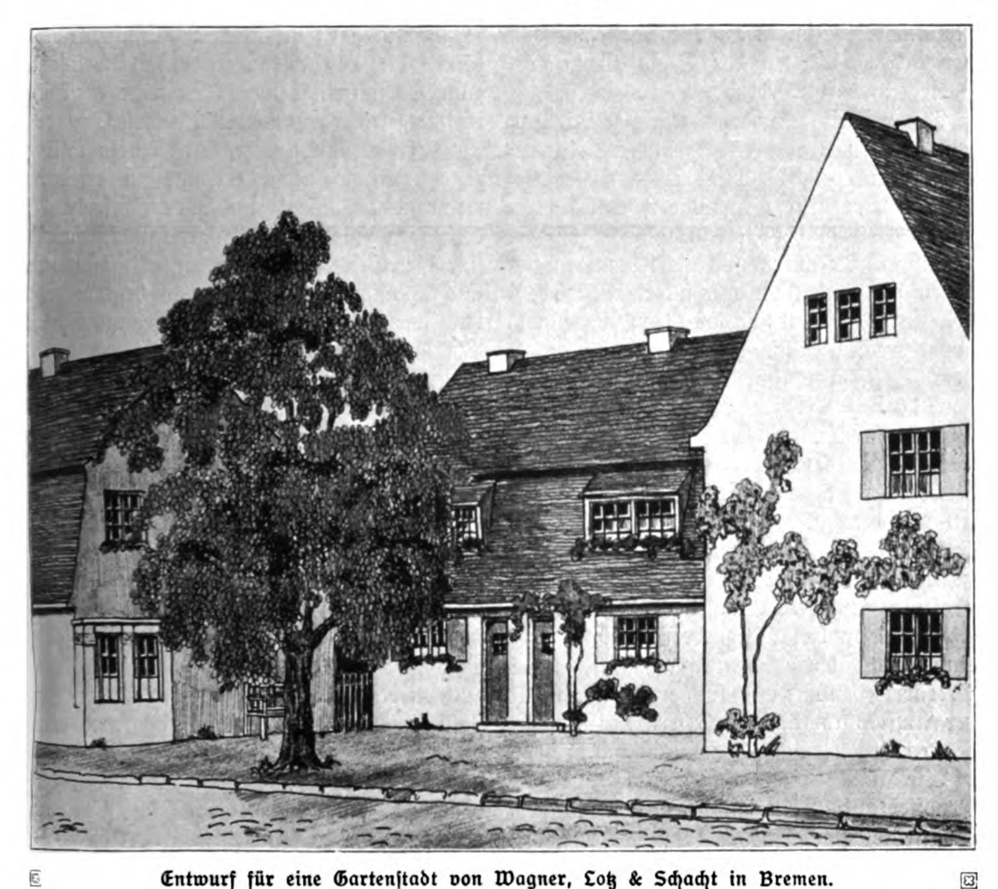
Entwurf für eine Gartenstadt von Wagner, Lotz & Schacht in Bremen.

digt werden, er darf aber kündigen und hat nur für den Fall, daß das Haus sich nicht weitervermieten läßt, auf ein Jahr den Pachtzins zu bezahlen. Das Darlehn wird verzinst und ist unkündbar, solange er selbst im Hause wohnt, kann aber fünf Jahre nach seinem Wegzug aufgekündigt werden. Schließlich kann er sich auch für seine Erben gewisse Mietvorrechte auf Haus und Garten erringen, wenn er durch Erwerbung eines Geschäftsanteils der ‚Gartenstadt Hellerau‘ an dem Wachstum der Siedlung als Gesellschafter teilzunehmen gewillt ist. So gelangt er mit verhältnismäßig geringen Aufwendungen zu dem tatsächlichen Genuß eines Hauses, das er wie sein eignes ansehen lernt. Ist er aber zum Wegzug genötigt, so hat er keine Schererei mit der Veräußerung oder Vermietung seines Hauses.“

Beim Bau von Landhäusern zum Mietpreis von über 2000 M. wird die Gesellschaft den Bewerbern das Baugelände käuflich überlassen, da der Bau derartiger Häuser der Gesellschaft ein gar zu großes Risiko auferlegen würde. Die Spekulation wird bei diesen Verkäufen durch Eintragung des Wiederkaufsrechts unmöglich gemacht. Auch bei der Abgabe von Industriegelände soll das Wiederkaufsrecht eingetragen werden; es sollen auf dem Industriegelände der Gartenstadt jedoch nur solche Betriebe zugelassen werden, die weder durch Geruch noch Geräusch eine Belästigung für die Bewohner bilden. Das Quadratmeter Landhausgelände wird sich auf ungefähr 6 M. stellen, während die Bauplätze für Kleinwohnungen ungefähr zu dem Selbstkostenpreis abgegeben werden.

Über das geplante Volkshaus und über die sonstigen sehr weitgehenden wirtschaftlichen und kulturellen Ziele will ich lieber ein andermal sprechen, wenn sie, wenigstens zum Teil, ihre Verwirklichung gefunden haben. Schon im Oktober 1909 konnten die ersten Häuser bezogen werden. Der Bau der „Werkstätten“ ist nahezu beendet. Wir hoffen, daß Hellerau eine für unser Kunst- und Wirt-





Entwurf für eine Gartenstadt von Wagner, Lotz & Schacht in Bremen.

schaftsleben vorbildliche Siedlung werden wird. Für das Gelingen der Siedlung bürgt die Bedeutung des dahinterstehenden Industrieunternehmens.

Schon im März 1907, also früher als in Dresden, war in Karlsruhe eine Genossenschaft mit praktischen Zielen gegründet worden, die „Gartenstadt Karlsruhe e. G. m. b. H.“ Leider konnte jedoch das von der Domänenverwaltung zur Verfügung gestellte Gelände von 80 ha wegen des Fehlens einer Kanalisation fürs erste nicht übernommen werden. Ein zweites Projekt wurde für ein zwischen Karlsruhe und Durlach gelegenes Allmendgelände der letztgenannten Stadt ausgearbeitet, und es ist zu hoffen, daß demnächst der Kaufvertrag abgeschlossen werden und die Bautätigkeit beginnen kann. In Karlsruhe sind ebenso wie in den andern deutschen Unternehmungen Mitglieder der verschiedensten Bevölkerungsschichten, vom Geheimen Rat bis zum ungelernten Arbeiter, vertreten. Je nach dem beanspruchten Gebäude- und Geländewert müssen sich die Genossen einen oder mehrere Geschäftsanteile von je 200 M. erwerben, so daß ein jeder nach seiner Leistungsfähigkeit zur finanziellen Beteiligung herangezogen wird.

Auf die übrigen Unternehmungen soll nur ganz kurz hingewiesen werden. Der Allgemeine Wohnungs- und Bauverein zu Königsberg i. Pr. begann im Frühjahr 1908 ein größeres Gelände als Gartenvorstadt zu erschließen. Soweit es sich dabei nicht um die Herstellung von Mietswohnungen handelt, werden die Häuser in der „Gartenstadt Ratshof“ unter Anwendung des Erbbaurechts vergeben, dessen Beleihung von der Landesversicherung geschieht.

Auch in Chemnitz und München haben sich Gartenstadtgenossenschaften gebildet. In Magdeburg wurde von der dortigen 650 Personen starken Ortsgruppe der Deutschen Gartenstadtgesellschaft die Genossenschaft „Gartenstadt Hopfengarten“ gebildet. Ungefähr gleichzeitig entstand ebenda die „Gartenkolonie

Reform e. G. m. b. H.", so daß an zwei verschiedenen Seiten der Stadt Gartenvorstädte entstehen werden.

Das rascheste Wachstum zeigt die im September vorigen Jahres gegründete „Gartenstadt Nürnberg", die von der bayrischen Regierung eine sehr erfreuliche Förderung erfährt. Sowohl der Verkehrsminister wie der Minister des Innern und der Finanzminister haben sich wiederholt mit aller Entschiedenheit für die Unterstützung der Gartenstadt ausgesprochen. Die Genossenschaft erhält größere Forstflächen (gegen 62 ha) zum Preise von 13000 M. für das Hektar, und die Abgeordnetenkammer hat für jedes Hektar eine Beihilfe von 4000 M. gewährt, so daß der Preis des Quadratmeters Bauland nur 90 Pf. beträgt. Seitdem auf diese Weise ein vorzüglich geeignetes Gelände gesichert ist, wuchs die Mitgliederzahl der Genossenschaft in wenig Wochen von 400 auf nahezu 1500. Von den Mitgliedern gehören etwa ein Drittel bürgerlichen und zwei Drittel Arbeiterkreisen an; auch sind der Vorstand und der Aufsichtsrat aus Vertretern der verschiedensten Bevölkerungsschichten zusammengesetzt.

Wie in Nürnberg, so ging auch bei der Genossenschaft „Freiland" in München und der „Gartenkolonie Reform" in Magdeburg die Anregung von Arbeitern aus. In Chemnitz übernahmen die Lehrer die Führung, bei der „Gartenstadt Hopfengarten" in Magdeburg die Techniker und Ingenieure, und in Hellerau war es ein industrieller Großbetrieb.

So sehen wir, wie die verschiedensten Bevölkerungsschichten in der Gartenstadtbewegung zusammenarbeiten. Mich dünkt, daß gerade in unsrer Zeit, in der die wirtschaftlichen Interessen so hart aufeinanderstoßen, eine Bewegung ganz besondere Unterstützung verdient, die den Menschen das Gemeinsame zum Bewußtsein bringt. Es wäre der Gartenstadtgesellschaft unmöglich gewesen, mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln in kürzester Zeit so große Erfolge zu erreichen, wenn nicht Tausende und aber Tausende von der Verwirklichung des Gartenstadtgedankens sich die Erfüllung langgehegter Hoffnungen und Wünsche versprächen. So beginnt denn auch die deutsche Gartenstadtbewegung eine Volksbewegung großen Stils zu werden.

Neben den bereits besprochenen Siedlungen sind eine ganze Reihe andrer, z. B. in Breslau, Hamburg, Offenburg, Pforzheim und Straßburg, in Vorbereitung. Diese schönen Erfolge verschwinden allerdings gegenüber den Aufgaben, die noch der Lösung harren. Nicht nur in allen größeren, sondern auch in aufblühenden mittleren und kleineren Städten sollte eine Boden- und Wohnungspolitik im Sinne der Gartenstadt angestrebt werden. Große Aufgaben liegen auch überall da vor, wo durch die Aufschließung neuer Wasserkräfte und neuer Bodenschätze oder durch die Schaffung günstiger Verkehrsbedingungen, durch den Bau von Eisenbahnen und Kanälen das Entstehen neuer Industriesiedlungen gefördert wird. In all diesen Fällen sollte der Staat, gegebenenfalls unter Mitwirkung der Gemeinden und gemeinnütziger Körperschaften, durch rechtzeitiges Eingreifen dafür sorgen, daß die künftigen Besiedler, die ihre Interessen zu wahren ja noch nicht imstande sind, nicht in teuren, ungesunden und häßlichen Ortschaften, wie sie der spekulative Erwerbssinn zu schaffen pflegt, untergebracht werden, sondern in „Gartenstädten".

Die Nachtigall

Alle Schönheit, die sie durch den Tag getrunken,
Dunkle Liebe, helles Maienlicht,
Aus der Sonne, von den Sternen jeden Funken:
Selig strömt sie's aus — ein Nachtgedicht.

Tiefer hat kein deutscher Dichter noch gesungen
Tiefste Liebeslust und Liebesleid.
Meine Sehnsucht, ganz zur Ruh' bezwungen,
Strömt mit ein zur tiefen Ewigkeit.

Karl Ernst Knodt





Im Speisesaal des Hotels „Zum Kronprinzen Rudolf", der im Erdgeschoß liegt und eigentlich ein als Saal hergerichteter großer Lichthof ist, saß die Juliska mit ihrer Mutter, der Klarineni von Karlsdorf. Soeben waren sie aus dem Stadttheater nebenan gekommen und hatten sich an ihren reservierten Tisch begeben. Juliska, eleganter und vornehmer als irgendeine Temesvarer junge Dame, lenkte alle Augen auf sich, und am Offizierstisch entstand ein großes Stühlerücken, als sie erschien. Die Mutter, bieder und provinzlerisch von Ansehen, machte mit ihrem freundlichen runden Gesicht, das immer lächelte, auch keinen üblen Eindruck. Sie wohnten im Hause, waren häufige Gäste des Hotels, und man behandelte sie mit Aufmerksamkeit. Im Theater lenkte Juliska schon durch ihre Hüte alle Gläser auf sich, namentlich die der Damen, und hier hatten bereits einige Annäherungsversuche von Herren stattgefunden, die Juliska gar nicht ungütig aufnahm.

Heute schien sie ganz von einem Gedanken benommen zu sein. Ob er wohl kommen wird? fragte sie sich im Geiste. Und während die Mutter beim Kellner ihre Bestellungen machte, suchten Juliskas flackernde Augen den ganzen Saal ab. Es könnte ja sein. Er war im letzten Akt nicht beschäftigt. Nein, er war noch nicht hier. Den Versuch eines Offiziers, sie zu grüßen, übersah sie hartnäckig, sie wollte heute allein bleiben.

Resolut hatte sie ihm geschrieben, daß sie schon vor zwei Jahren in Preßburg für ihn schwärmte und sich glücklich schätzen würde, ihn persönlich kennen zu lernen. Ihr Interesse für die ungarische Kunst sei ganz rein und selbstlos, und er solle nichts Übles von ihr denken. Sie werde ihn mit ihrer Mutter nach der Vorstellung beim „Kronprinzen" erwarten und ihn an ihren Tisch bitten lassen, wenn er eintrete, denn er kenne sie ja nicht. Sie sei einer jener Backfische vom Sacré-Coeur gewesen, die immer ein bißchen mit den Herren vom Theater vis-à-vis kokettierten. Nur einmal, bei einer patriotischen Feier, hätte sie das dortige Theater betreten dürfen, und da habe er das Festgedicht gesprochen. Jetzt aber habe sie ihn schon zehnmal auf dem hiesigen Theater gesehen, und sie möchte ihm gern danken für die Kunstgenüsse, die er ihr bereitet habe.

Ihrer Mutter hatte Juliska nur gesagt, daß Herr Palkay Vidor kommen würde, und dieser war es recht. Sie hatte keinen Willen neben ihrer Tochter; was diese tat, schien ihr das Rechte zu sein. Hatte sie doch eine so feine und so teure Erziehung genossen. Sie wird wohl wissen, was sich schickt. Und der Bacsi brauchte ja nicht alles zu wissen.

Palkay Vidor hatte das Briefchen in seiner Garderobe erhalten und es schmunzelnd gelesen. Zappelt wieder eine! Na, den Gefallen kann man der Kleinen ja erweisen. Aber ohne die Mutter wäre sie ihm „ungeschaut" lieber gewesen, sagte er sich. Jetzt mußte er nur eine Ausrede suchen für seine Rozsika, die ihn daheim erwartete. Er war nicht gerade verheiratet mit der Soubrette des Theaters, aber jedenfalls für diese Saison unter ihrem Pantöffelchen.

Ach was, sie sollte warten! Wer weiß, was das für eine Vogelscheuche war, die ihn da zum „Kronprinzen" lockte, und er kam vielleicht rasch wieder los. Und wenn nicht — nun, die Roszika weiß doch, daß er der erste Held und Liebhaber der Truppe ist. Das legt Verpflichtungen auf, das bringt kleine Abenteuer mit sich. Das ist nun einmal so, und das muß sie sich gefallen lassen.

Tyrannisieren wie ein bürgerlicher Hausvater läßt er sich nicht.

Juliska hatte dem Zahlkellner gesagt, er möge aufpassen, wenn Herr Vidor Palkay komme, und ihn an ihren Tisch weisen. Er suche sie, komme nur, um sie zu sprechen.

Und so geschah es. Kaum hatten die Damen gegessen, war der Ersehnte da. Als sein glattrasiertes Pfarrergesicht in der Eingangstür erschien, trat der Kellner auch schon auf ihn zu: „Oh, Herr von Palkay geben uns auch wieder einmal die Ehre!“ sprach der Joska Hubmayr, und als er merkte, daß der große Künstler ungeduldig war, fügte er pfiffig hinzu: „Ich weiß schon ... Dort, rechts, unsre schönste Paschaschierin erwartet Sie!“

Sein rascher Blick begegnete dem Juliskas. Sapperment! Zu einer Frage an Joska war jetzt keine Zeit mehr, und er ging, während alle Augen im Saal auf ihn gerichtet waren, mit vollendetem Anstand zu dem bezeichneten Tisch, stellte sich vor und ließ bei niemandem, der die Szene beobachtete, den Gedanken aufkommen, daß dieses junge Mädchen sich ihm an den Hals geworfen habe. Höflich bat er um die Erlaubnis, den Damen ein wenig Gesellschaft leisten zu dürfen. „Passagierin?“ — Das Wort klang ihm fort im Ohr. Also wahrscheinlich Adel aus der Umgebung, Schloßbesitzerin, Gutsherrin, langweilt sich, kommt in die Stadt, um etwas zu erleben. Oh, das wird gemacht! Dazu war Vidor Palkay noch immer der Mann.

Juliska war ein wenig errötet, und ihr Herz schlug heftig, als er näherkam, aber sie faßte sich rasch und streckte ihm die Hand entgegen, als dem alten Bekannten aus Preßburg, der er für sie war, den sie sich aber eigentlich ein klein wenig jünger vorgestellt hatte.

Die Mutter benahm sich etwas linkisch und allzu höflich. Sie redete allerlei, was nicht nötig war, und wollte sich durchaus nicht niedersetzen, ehe der Gast nicht saß. Aber sie machte gerade dadurch einen guten Eindruck auf den Schauspieler. Einfache, brave Frau, echte Provinz, sagte er sich.

„Belieben mich also zu kennen,“ sagte der Gast, als er Platz nahm.

„Und Sie kennen mich nicht?“ fragte Juliska. „Denken Sie nur nach. Wir haben von unsern vergitterten Klosterfenstern oft mit Bonbons nach den Herren vom Theater geworfen, wenn sie sich vormittags zur Probe versammelten und dort auf und nieder gingen.“

„Ach ja! Ach ja, in Pozsony!“ rief Palkay. „Da waren Sie dabei?“

„Jawohl! Immer die erste! Ich traf Sie einmal auf den Kopf. Und wenn wir in langen Doppelreihen über die Promenade geführt wurden, da schauten wir immer voll Sehnsucht nach dem Pförtchen, durch das die Künstler aus und ein gingen. Aber, wenn Sie dann kamen, da kommandierte die Soeur stets: ‚Augen nieder!‘“

„Ach ja! Ach ja! Aber Sie beliebten nicht zu folgen?“

„Nein!“ rief Juliska lachend, „wir beliebten nicht, wir kokettierten.“

Auch die Klarineni lachte, und Vidor Palkay erst recht. Er war nicht mehr in der ersten Blüte seines Heldentums, neigte ein wenig zur Fülle und hatte bereits eine sehr hohe Stirn; aber, wenn er so herzlich lachte und seine Zähne zeigte, konnte man ihn um zehn Jahre jünger schätzen, als er zählen mochte. Seine braunen Augen hatten etwas Listiges, und um seine Mundwinkel lag ein Zug von Zynismus. Aber seine sichere Haltung, seine männliche Figur und die sonore, warme Stimme nahmen sogleich für ihn ein. Man war nach wenigen Sätzen, die er gesprochen, bekannt mit ihm und vertraute seinen Worten. Das war auch auf dem Theater so, wo er immer die tüchtigen, edlen Charaktere spielte.

Die Bekanntschaft mit Juliska und deren Mutter, die in stummer Bewunderung zu Palkay aufblickte, war rasch geschlossen nach dieser burschikosen Einleitung, und er erfuhr, was er sich ohnehin schon zusammenreimte, daß man sich daheim, auf dem Lande, langweile und so oft als möglich in die Stadt komme, namentlich dann, wenn er spiele. Aus einem Zwischenruf der Mutter erfuhr er ferner, daß seine Verehrerin Juliska heiße, mehr nicht. Er gab ihr aus freier Entschließung im stillen den Titel einer Baronesse und würde ihr am liebsten — schon um seiner selbst willen — die Komtesse zugebilligt haben. Aber die Mutter? Die Gräfin wollte sich mit dem Habitus und dem Gebaren der Mama nicht recht in Einklang bringen lassen. Sie bot ihm ununterbrochen an, zu essen, zu trinken und zu bestellen, was sein Herz begehre. Und er gab ihrem Drängen nach.

Juliska schwärmte für ungarische Stücke. Sie wollte alles wissen, was für diesen Winter noch vorbereitet werde, und sie würde zu jeder Premiere kommen, versprach sie, wenn er darin spiele. Da wurde Palkay ernst. Ungarische Stücke? Die gab es wohl, und man spielte sie ab und zu. Aber immer mit großen Opfern, die Direktoren kämen nicht auf ihre Kosten. Die Deutschen und Franzosen beherrschen das Schauspiel, und die Wiener Operette mache sich so breit, daß für die ernste Muse überhaupt wenig Platz bleibe. Er sei ein Patriot, und es schmerze ihn, daß das ungarische Theater kein madjarisches werden könne, daß es ganz international wäre.

Juliska hörte ihm gespannt zu und fragte viel.

Palkay Vidor war überrascht von der Bildung des jungen Mädchens und ihrem nationalen Interesse. Das fand man in dieser alten österreichischen Garnisonstadt nicht alle Tage. Die Stadtverwaltung hatte sich zwar schon vor Jahren bestimmen lassen, ihr Theater, das einst als deutsches Schauspielhaus gebaut wurde, nur mehr an madjarische Truppen zu vergeben, aber es fehlte doch die Grundlage für das richtige Gedeihen — die madjarische Bevölkerung. Nur mit Hilfe großer Zuschüsse, nur mit Unterstützung der Regierung konnte sich die nationale Muse hier behaupten. Genau so wie in Preßburg. Nur war man hier hartnäckiger als dort, wo man doch noch ein deutsches Sommertheater zuließ, während hier der ganzjährige Zwang des madjarischen Schauspiels aufrechterhalten wurde. „Sie müssen es hinabwürgen, diese Schwaben!" rief Palkay. Und das war ihm eine Mission; damit erzog das Theater die gesamte deutsche Intelligenz für die ungarische Kunst; dadurch mußte die madjarische Sprache allmählich die Mode werden in dieser Stadt, wo noch immer auf allen Gassen nur Deutsch geredet wurde.

„Ja, ja!" rief Juliska. „Und das muß im ganzen Lande so werden. Die Kunst wird uns helfen. Bitte, bitte, geben Sie doch recht bald wieder ‚Zapolya Brigaderos'. Da sind Sie so herrlich. Dieses Stück ist so voll echten altungarischen Lebens. Der Dichter muß ein großer Ungar sein; ich schwärme für seine Stücke und Romane."

„Der Dichter? Belieben ihn nicht zu kennen?" Ein breites, zynisches Lächeln legte sich um den Mund Palkays und entstellte für einen Augenblick sein ganzes Gesicht.

Juliska erschrak. Hatte sie etwas Dummes gesagt? Oder schrieb dieser Autor vielleicht Romane, die eine Klosterschülerin nicht gelesen haben durfte?

Palkay Vidor machte eine wegwerfende Geste. „Nyomorúlt Sváb" (Ein trauriger Schwab'), sagte er leise. „Ist in der Mode bei uns, gilt als Madjar. Hat aber vor einigen Jahren noch Deutsch geschrieben. Ist doch von hier, aus dem Banat. Franz Häberle hat er geheißen, und ein Werschetzer ist er. Ganz hübsch für einen Schwaben, was er macht."

„Juliska war bitter enttäuscht. Auch der kein Madjar? Nur um etwas zu sagen, fragte sie: „Sind Sie so streng in der Rasse?"

„Ja! Entweder wir haben eine nationale Literatur oder nicht. Alles Talmi, was wir spielen müssen. Nachgemachte Ware! Wenn wir einmal vom Kisfaludy oder Szigligeti ein gutes altes Stück aufführen, dann, bitte, kommen Sie, das wird ein Labsal sein für Ihr ungarisches Herz, liebe Baronesse. Lauter Neumadjaren, die heute schreiben!"

Juliska war leicht errötet. „Woraus schließen Sie, daß ich eine Baronesse bin?"

„Nun, ich denke mir das, mein gnädiges Fräulein ... Ihr Aussehen, Sacré-Coeur, Landleben und so weiter ..."

„Sie irren, Herr von Palkay, Ihre ergebenste Verehrerin ist keine Baronesse. Wahrscheinlich sind Sie gewohnt, von großen Damen angeschwärmt zu werden?"

„Nun ja, man hat seine Erfahrungen, mein Fräulein. In Preßburg — hm! ... Hier ist die Gesellschaft viel bürgerlicher."

„In Preßburg? Erzählen Sie mir, bitte, das interessiert mich riesig!"

„Pardon — das geht doch nicht. Das tut kein Ehrenmann," sprach Palkay mit theatralischer Gebärde, warf dabei aber einen lauernden Blick auf die Fragerin, den Blick eines Raubtiers, das Beute wittert. „Mir kann jede Dame vertrauen," flüsterte er.

Juliska war entzückt. Endlich hatte sie einen Mann kennen gelernt, der etwas erlebt hat. Daß er so diskret war, erhöhte ihn nur in ihren Augen. Ach, mit dem mußte sie öfters eine Begegnung suchen.

Der Speisesaal hatte sich allmählich geleert, und auch Palkay, dem plötzlich seine



gestrenge Rozsika einfiel, machte Miene, aufzubrechen. Juliska hielt ihn noch fest. Sie wollte ganz genau wissen, wann er wieder spiele. Sie werde wieder hier sein, so wie heute, und sich riesig freuen, wenn er ihr wieder ein Plauderstündchen schenken wollte. Sie könne ihm heute noch nicht alles sagen, sie dürfe noch nicht, aber ihr Interesse für das Theater sei ein ungeheures, und sie brauche den Rat eines Ehrenmannes. Ihre Zukunft hänge davon ab. Ob er am Dienstag nach der Vorstellung wieder kommen wolle?

Nun fing die Sache an, ihn zu interessieren. Gewiß wolle er kommen. „Belieben Sie zu befehlen. Immer zu Diensten," sagte Palkay. Und er küßte die kleine Hand, die sie ihm reichte, und sah ihr fragend in die dunklen Augen. Dann machte er eine große Geste, um dem Kellner seine Zeche zu bezahlen.

Da aber sprach die Mama: „Bitte, bitte, erlauben Sie — diese Kleinigkeit — das kommt auf unsre Rechnung. Nicht böse sein!"

„Oh, meine Gnädigste, ganz wie Sie befehlen!" sprach er, verbeugte sich tief und ging. Daß er sich nicht noch eine Flasche Rheinwein hatte geben lassen, schmerzte ihn jetzt sehr. Er war eben nicht ganz sicher gewesen.

Auf dem Heimwege dachte er nach über das harmlose Abenteuer und fragte sich ernstlich, ob es der Mühe lohne, eine zweite Begegnung zu suchen. Was sie denn meinte? Sie will doch nicht etwa? Die Törin glaubt an den Idealismus des Theaters? Na, ein paar fette Unterrichtsstunden könnte er wahrhaftig brauchen. Und dann — die pikante Schülerin selbst ... Er pfiff vor sich hin. Wer weiß, vielleicht hat sie Talent ... Schüler, die gut zahlen können, haben immer Talent. Wie sie heißt und wer sie ist, hätte er aber doch wahrhaftig beim Portier erfragen können, sagte er sich. Doch warum das, sie soll es ihm selbst sagen, am nächsten Dienstag. Etwas nicht zu wissen, monologisierte er, ist immer gut. Wenn die Rozsika wissen will, mit wem ich bis jetzt beisammen war, und ich sage ihr, das weiß ich nicht, wird sie wüten. Er lachte laut.

So ging er heimwärts, und das kleine Erlebnis amüsierte ihn jetzt erst recht. Wer weiß ... Vielleicht hatte die unbekannte Juliska viel Geld, und er konnte durch sie noch Direktor eines Theaters werden; vielleicht hatte sie einen Vetter im Unterrichtsministerium, und er konnte durch Protektion noch Regisseur werden am Nationaltheater in Pest. Wer weiß ... Ach, wenn er doch loskäme von dieser Provinz, diesem Wander- und Schmierenleben!

* * *

Beim Haffners-Philipp war heute Metzlsupp'! Er hatte schon Ende Oktober ein Schwein geschlachtet, um für den Hausbedarf vorzusorgen, aber daraus wurde kein Wesen gemacht. Heute war der große Tag, an dem die vier schweren Mastschweine drankamen, die den Bedarf an Schmalz und Rauchfleisch für das ganze Jahr decken mußten. Es war kalt, der Winter kam mit aller Macht ins Land, und die Obstbäume bogen sich unter dem Rauhreif, der ihre Äste in ein dichtes Kristallkleid eingehüllt hatte. Die Sonne stand als ein blutroter kleiner Ball am Himmel, und kein Strahl drang durch die dicke graue Luft. Die Flüsse waren zugefroren. Man fuhr mit dem Wagen über die Donau nach Slawonien auf die Märkte und auch über die Theiß zu den Madjaren im Alföld. Schon wurden da und dort Wölfe gesehen, die sich den Dörfern näherten, denn es lag weit und breit viel Schnee, und der Hunger trieb die Tiere in die Fremde. Sie kamen von Siebenbürgen und aus den Karpathen bis hierher. Und drüben, hinter Peterwardein, in den Tälern und Schluchten der Fruschka-Gora, sollen sie in ganzen Rudeln aufgetaucht sein, hieß es. Die Volksphantasie machte in solchen Tagen aus jedem Schäferhund einen Wolf, und die ältesten Anekdoten und Sagen von Überfällen auf Reisende und Fuhrwerke wurden wieder erzählt.

Das war die richtige Zeit fürs Schweineschlachten. Daß die ganze Familie an solchen Tagen half, die ganze Freundschaft, das war selbstverständlich. Neben der Hausfrau, der Bas' Bärbl, betätigte sich die Susi; es kamen die ausgeheiratete Tochter Liesl mit ihrem Mann und eine Schwester des Bauern, die Bas' Evl. Den Schlächter aber machte der Binders-Michl, der lustigste Mann des Dorfes. Er war eine grundgütige Seele, voller Schnurren und Schnaken, behaglich und rund, niemand hätte in ihm den großen Schweineschlächter vermutet. Aber er war der beliebteste von allen; ihn wollte





Ernst Gentzel: Zur Blütezeit.

jeder haben. Von Beruf Faßbinder, hatte er im Winter fast gar nichts zu tun, und aus reinem Tätigkeitstrieb schlachtete er seinen Freunden die Schweine. Und da er so geschickt und appetitlich dabei umging, so gute Würste machte und das eingelegte Fleisch nie versalzte, stieg sein Ruhm immer höher. Er hatte Monate hindurch Abend für Abend seine Metzlsupp', sein Festessen; meistens wurde auch die Frau eingeladen, und diese empfing wohl Geschenke in Naturalien; er aber nahm nichts für seine Tätigkeit. Sein Gewinn war das winterliche Wohlleben und daß er selbst keine Schweine zu mästen brauchte. Mehr als er und seine Frau in drei Jahren an geräuchertem Fleisch, an Wurstzeug und Schmalz verbrauchen konnten, wurde ihnen jeden Winter ins Haus getragen. Und die Frau verkaufte im Sommer manches Stück Fleisch an jene, die es ihr im Winter geschenkt hatten. Bei ihr ging das Geselchte nie aus.

Ein Festtag! Der Fülöp durfte sogar aus der Schule daheimbleiben. Der Oberlehrer erlaubte es gern, denn Fülöp war ein braver und guter Schüler geworden, galt als die Leuchte und das Muster namentlich in jenen Stunden, in denen die ungarische Sprache gelehrt wurde. Heimlich wurde er von den Bauernbuben freilich verspottet; sie sahen einen durchgefallenen Studenten in ihm, einen entgleisten Herrischen, der langsam wieder der Verbauerung anheimfiel. Aber der Fülöp machte sich nichts mehr daraus; der Zauber des Dorfes, die Heimat und das Vaterhaus hatten ihn wieder erobert. Und an die Zukunft mochten Vater und Mutter denken, er nicht.

Und so wie ihr Lippl aus einem Madjarember wieder ein Schwabe wurde, so hatte auch die Bas' Bärbl allmählich wieder die Herrschaft über ihre Zunge gewonnen. Aber sie machte wenig Gebrauch davon; sie traute sich nicht recht. Sie hatte sich gewöhnt an die seelische Einsamkeit, in die sie so unvermutet gestürzt worden war, und wollte nie mehr ganz aus ihr heraus. Es war so seltsam und wunderlich mit ihr. Der Dorfarzt, ein rundlicher Weißbart, der immer Handschuhe trug, wenn er seine ärztlichen Besuche machte, und sich das Ansehen eines Gelehrten gab vor den Bauern, wußte sich gar keinen Rat ihr gegenüber. Sobald die Ursachen ihrer Gemütskrankheit sich milderten und minderten, gewann die Frau wieder Macht über ihre Zunge. Aber ihr Wortschatz war kleiner geworden, er war und blieb der eines Kindes. Und heute hätte es so viel zu sagen und anzuordnen gegeben. Sie hielt sich aber fern, überließ der Susi das Kommando.

Und es ging alles flott; die Riesenarbeit vollzog sich in spielerischen, geselligen Formen; es lag Kirweihstimmung über dem Hause.

Schon zum Gabelfrühstück aß man die gesottenen Nieren der geschlachteten Tiere und trank jungen Raki (Pflaumenbranntwein) dazu. Mittags gab es Gebratenes, und abends war das große Festmahl: die „Metzlsupp'", mit frischen Würsten und Schweinernem in allen Formen. Da kamen die geladenen Gäste. Es gab sogar Krapfen, und vom Wein, der in Strömen während des ganzen Tages floß, kam jetzt der beste und feinste. Zuletzt traten wohl auch ein paar Musikanten an, und es wurde getanzt. Eine Geige, eine Klarinette und eine Ziehharmonika genügten für den Sautanz.

So lustig wie heute war der Binders-Michl lange nicht gewesen; er unterhielt das ganze Haus, und flink und hurtig ging die gewaltige Arbeit vonstatten. Schon um drei Uhr nachmittags begann das taktmäßige Gehäckel des Wurstfleisches im Hause, und ehe die achte Abendstunde da war, lagen die Schinken und Speckseiten der vier Schweine eingesalzen in großen Zubern, füllten ihre vier Zentner Fett alle Blechdosen und irdenen Gefäße, die dafür aufzutreiben waren, lagen die ersten Bratwürste, die erst nach drei Tagen in den Rauchfang kamen, auf den Schüsseln. Und die Metzlsuppe wurde pünktlich aufgetragen. Das war des Binder-Michls Stolz, zur rechten Zeit, wenn die Gäste kamen, mit dabei zu sein, im geselligen Kreise, so, als ob er ein Geladener gewesen wäre und nicht der Schlächter. Und es war auch der Stolz der Hausfrau, daß man dem Festmahl den Schweiß nicht anmerkte, den es gekostet.

Der Klugs-Matz war gekommen, der Herr Oberlehrer und die Frau Rosa, der Postmeister Müller, lauter Würdenträger des Dorfes. Vom Pfarrhaus war niemand geladen; auch nicht der Kaplan, der überall gern dabei war und keinen Spaß verdarb. „Nur kei' Janitschare nit," hatte der Postmeister gebeten, — er mochte nun einmal

keinen leiden — „der sein' Rock hot wenda lossa."

Jeder, der kam, wünschte Glück ins Haus, denn jeder wußte, was das bedeutet, vier Schweine auf diese Höhe gebracht, das heißt „gut geschlachtet" zu haben. Es war der Ruhm der Hausfrau. Die Bas' Bärbl lehnte ihn aber ab, sie schob ihn für dieses Jahr der Susi zu. Und der Binders-Michl rühmte die Säue als wahre Wunderwerke einer guten Fütterung. Vier Finger hoch sei ihr Speck, erzählte er, als man bei der Suppe saß. Und nicht um ein Pfund hatte er sich geirrt bei der Schätzung. Der Herr Oberlehrer wollte wissen, wie er das immer treffe bei so einer Schätzung.

„Des isch kinnerleicht," sagte der Binders-Michl pfiffig und schaute die Susi an. „Ich guck' mer bloß 's Weib aun, des se g'füttert hot. Vergunnt sie sich was, vergunnt sie's a' dem Schwein; wiegt sie an Zentner, wiegt die Sau zwa."

Die runde vollbusige Susi war ganz rot geworden über das große Gelächter, das diesen Worten folgte. Sie nannte den Vetter Michl einen „B'suff" und eilte mit der Suppenschüssel hinaus.

„Hoscht recht," sagte der Binders-Michl, der den B'suff überhörte, gelassen, „trag den Sauschwoaß 'naus und bring ebbes zum Beiße. Wann all die Gäscht sau an Hunger häwe wie ich, dernoo bleibt euch heunt nix far die nächscht Kindstaaf über."

Der Jörgl wehrte lachend ab. „Des hot Zeit, bis mer widder schlachta!" rief er. Aber es glaubte ihm niemand.

Der Binders-Michl hatte heute etwas früh einen roten Kopf bekommen, und die Männer trauten seiner Zunge, die er so gern in andrer Leute Gärten spazierengehen ließ, nicht recht; sie wollten ein andres Gespräch. Aber die Bas' Evl, als die Älteste, wußte, was sich gehörte, und sie verlangte vom Binders-Michl jetzt das „Metzlsuppalied".

Der Oberlehrer horchte auf. Wie, der Binder wußte ein besonderes Lied über sein Nebengewerbe? Und das hatte er ihm nicht mitgeteilt, als er Volkslieder sammelte? Der Michl kraute sich hinter dem rechten Ohr. Das hatte man schon lange nicht von ihm verlangt, das wäre ja gar nicht mehr in der Modi, meinte er.

„Modi hin, Modi her, mer wolle dei' Metzlsuppalied," entgegnete die Bas' Evl.

„Wo ist das Lied her?" fragte Heckmüller.

„Mei' Großvater hot ei' alt's Blättle g'han, des hot g'haaße ‚Der Vetter aus Schwaben', und do war's drin g'schtanne. 's isch jahralong g'sunge worde bei jed'r Metzlsupp'. 's muß hunnert Jahre alt sein."

Jetzt kam die dampfende Fleischschüssel mit Speckkraut, und der Hausherr und der Jörgl schenkten um die Wette alle Gläser voll. Der Binders-Michl aber erhob sich und begann sein Lied. Er hielt die Hände wie segnend über die Schüssel und sprach in einem Gemisch von Hochdeutsch und Schwäbisch:

> Die Sau, das Schwein
> Klingt rauh und fein:
> In der Pfütze, im Morascht
> Bischt du wohl ein wüschter Gascht;
> Af dem Teller, an der Gabel
> Wirscht du Luscht für unsern Schnabel ...
>
> O Sau, o Schwein,
> Bleib rauh und fein!
> Lieg' du immer in dem Dreck,
> Wälz' dich in der Pfütze keck!
> Wenn wir deine Gaben schpeisen,
> Bleibt's doch Pflicht, dich hochzupreisen.

Einmütiger Beifall und Gelächter lohnte den Sänger, der mit heiserer Stimme, aber mit feierlichem Ernst seinen Vortrag beendet hatte und erst jetzt duldete, daß ausgeteilt wurde. Sein Glas aber leerte er dreimal nach dieser Leistung, die Kehle war ihm ganz trocken geworden.

Die Frau Oberlehrer fand das Lied etwas derb, aber wunderschön. Ihr Mann meinte, es dürfte aber nicht so alt sein, wie der Vetter Michl glaube. Immerhin sollte man es nicht untergehen lassen, denn in so einem alten Liede lebe noch der schwäbische Heimatduft aus dem Schwarzwald, den die Vorfahren einst mitgebracht haben.

Die Leute verstanden das nicht so ganz, aber das Lied hatte auch ihnen gefallen, und die Melodie war wie ein alter Tanz, wie ein Langaus. Nur Heckmüller hörte auch in diesem Liede die Glocken der alten Heimat läuten.

Ernstere Gespräche wollten nun Platz greifen. Der Richter ließ durchblicken, warum er gekommen. Die große Kommission, die man dem Ingenieur Gergely im Sommer auf den Hals schicken wollte, sei für die nächsten Tage angemeldet. Mitten im Winter, in Schnee und Eis, wolle man die



Dämme besichtigen. Dem Jörgl stieg die Galle. Er konnte die Gefängnishaft nicht verwinden, die ihm der Streit mit dem Ingenieur eingetragen hatte. Und er dachte dort im Komitatskerker über vieles nach in seiner Einsamkeit. Er war geladen mit Plänen und Entwürfen, die er einmal zur Sprache bringen wollte, wenn er eine Stimme hatte in der Gemeinde. Man sperrte ihn mit allen Nationalitäten zusammen in dem stinkigen, alten Gefängnis, mit Slowaken, Serben und Rumänen. Aber das mache nichts, er danke Gott für diese Strafe, sie habe ihm den Kopf hell gemacht.

Die Männer wollten wissen, was er meine.

„Mit Wallache und Ratze (Serben) war ich ing'sperrt, und von dene häb' ich galernt, wau's uns fehlt," sagte er. „An deitsche Pfarra müsse mer verlange, wann der Horvat 'mol geiht; an deitsche Notari, an deitsche Ablegate müsse mer uns wähle, und an deitsche Strominscheneer brauche mer z'allererscht. Und aa unsre Schule därfe m'r nit hergäwe an den Staat. Sie müssa Gemeindeschule bleiwa, sunscht sin mar nit mei die Herre im eigne Haus. Des all's muß m'r von da Wallache lerna. Die lossa nit nooch, die häwe des alles."

„Des isch wohr," sagte der Klugs-Baltzer bedächtig, „äwer wann ich sau 'was sag', is glei d'r Fene[1] drin. Guck halt, daß d'bald bei Wahlrecht kriegscht und in Ausschuß kimmscht."

Der Haffners-Lippl rief dazwischen: „Na, noch zwa Jahr soll er halt warta, bis mei Hannes wieder do is vum Militari. Er hot noch Zeit!"

Dem Binders-Michl waren solche Metzlsuppengespräche höchst zuwider. Aber er trank dem Jörgl doch zu. „Sollscht lewa, Jörgl! Du bischt unser Mann künftich. Naam nar uff mit de Janitschari. 's zwiderscht Veeh im Darf is a herrische Kuh, die vergessa hot, daß sie a schwabisches Kalb gwe'n is."

Alles lachte herzlich, und man kam wieder in andres Fahrwasser. Eine Speise folgte der andern, und zuletzt brachte die Susi, glühend rot, die Schüssel mit den Kücheln (Krapfen). Der Wein schmeckte immer besser, und endlich traten auch die Musikanten an.

[1] Die ordinärste madjarische Form für den Teufel, den Satanas. Das Wort wird auch für Aussatz und Pest gebraucht.

Und jetzt kam es ans Licht, warum der Abend gar so festlich war. Morgen war Barbara, die Bas' Bärbl hatte ihren Namenstag. Ihre allmähliche Wiedergenesung wurde gefeiert, und der Oberlehrer hielt eine Rede auf sie.

Die Frau Rosa aber ging auf die stille Hausfrau zu, die ihren wiedergefundenen Fülöp in den Armen hielt, und küßte sie.

* * *

Die große Kommission des Komitats, die von der Gemeinde verlangt worden war, erschien im Dorfe. Der Oberstuhlrichter Olay war auch angemeldet. Und er wußte besser, warum die Schwaben solchen Lärm geschlagen hatten mitten im Sommer. Sie waren angestiftet worden durch den Izé, den Trauttmann aus Rosenthal, diesen Pangermanen, diesen Agitator, der die friedlichen Leute aufwiegelte gegen die Behörden! Er sei sehr ungnädig gesinnt gegen Karlsdorf, berichtete der Notar, den er zu sich zitiert hatte. Und der Gergely Vilmos lächelte gar boshaft, als er das hörte. In seiner Abwesenheit hatte man so etwas gemacht! Nur aus Haß, weil er einen Lümmel des Dorfes hatte einsperren lassen. Na, die werden sich wundern, was solch eine Kommission kostet. Eine eigens verlangte „große" Kommission.

Der Notar, ein schlauer Streber, der die Welt zu nehmen wußte, schlug dem Richter vor, etwas zu tun, um den Stuhlrichter zu versöhnen. Man müsse ihn empfangen wie einen Obergespan oder einen beliebten Abgeordneten bei der Wahl. Berittene Banderien, Musik und Fahnen sollten zeigen, daß Karlsdorf so patriotisch gesinnt sei wie irgendeine Gemeinde des Landes. Und ein Festessen im Großen Wirtshaus sollte den Beschluß machen.

Und der Klugs-Baltzer ließ sich bereden, das anzuordnen. Er lud die männliche Jugend ein, die große Kommission an der Hottergrenze zu Pferde zu erwarten, und er schickte die besten Wagen des Dorfes, jene, die Ledersitze mit Sprungfedern hatten, an die Eisenbahnstation, die Herren zu holen. Und er selbst spannte auch sein bestes Gefährt ein. Und die Häuser der Hauptstraße wurden beflaggt.

Das Wetter war günstig, und es ging alles wie am Schnürchen; außer dem Haff-

ners-Lippl weigerte sich niemand, mitzutun. Die reichsten Bauern hatten eingespannt, alles fuhr vierspännig; die großen Buben, vierzig an der Zahl, setzten ihre buntbebänderten Kirweihhüte auf, schmückten die Mähnen ihrer Pferde mit Bändern in den ungarischen Nationalfarben und ritten hinaus bis zur Grenze, wo der Hotter von Josefsfeld an den von Karlsdorf stößt. Mit Eljenrufen, als wären sie ungarische Csikos, begrüßten sie die herankommenden Viererzüge und schwenkten die Hüte. Ein Banderium von zehn Reitern flog voraus, zwanzig verteilten sich zu beiden Seiten der Wagen, und zehn bildeten den Abschluß des festlichen Zuges.

So zog die große Kommission, die aus zehn Komitatsherren bestand, in fünf vierspännigen Wagen in das Dorf ein. Beim Großen Wirtshaus, wo die Herren abstiegen, spielte die Musikbande, und auf dem Platz hinter der Kirche knallten die Böller. Vor den Häusern aber standen die Schwäbinnen im Sonntagsstaat und lächelten den Herren zu. Die Männer hinter ihnen rückten Hüte und Kappen.

Der Notar, der der Kommission mit dem Richter und Gergely bis zur Bahnhofstation entgegengefahren war, sollte recht behalten mit seinem klugen Rat. Der Oberstuhlrichter, der sich zuerst sehr zugeknöpft verhielt und wortkarg, war schon beim Anblick der berittenen Banderien höchst angenehm überrascht, und der festliche Einzug in das große Schwabendorf heiterte ihn vollends auf. Er wurde immer freundlicher und leutseliger, und sein feistes Gesicht strahlte. Auch bequemten sich die Herren, Deutsch zu reden. Das war schon viel. Vor dem Pfarrhaus, wo die Fenster auch besetzt waren und die Juliska den Herren lebhaft zuwinkte, zogen sie alle die Hüte. Einige sahen sich flugs nach dem hübschen Mädchen um, das jeder schon einmal irgendwo gesehen zu haben meinte.

Ein kurzes Frühstück im Großen Wirtshaus, bei dem die schönsten Bauernmädchen des Dorfes die Herren bedienten, der Richter und Gergely die Honneurs machten, sollte die gute Stimmung noch befestigen. Nach einer Stunde bestig man endlich die bereitgestellten zweispännigen Wagen und fuhr hinaus zu den Schutzdämmen. Gergely hatte sich der Kollegen vom Komitat bemächtigt, die in ihm den Neffen ihres Chefs, des Vizegespans, ehrten. Der Richter fuhr mit dem Oberstuhlrichter voraus und suchte ihm schonend und vorsichtig zu erzählen, was Georg Trauttmann ihnen im Sommer gesagt habe. Herr Gergely sei mit Unrecht erbost auf den ihm unbekannten Fremden, er lasse nichts gelten, was jener gesagt habe, und der Herr Oberstuhlrichter sollte da doch ein wenig nachhelfen.

„Hat der Izé, der Trauttmann, auch gefragt, wer euer Abgeordneter ist? Hat er sich hier auch um Politik gekümmert wie in den andern Dörfern?“ fragte der Oberstuhlrichter.

„Keine zehn Wort' häwe m'r davon gered't,“ sagte der Klugs-Baltzer.

„Denken Sie nur nach, Herr Richter. Was hat er darüber gesprochen?“ fragte forschend und mißtrauisch Herr von Olay.

„Na ja, Herr Oberstuhlrichter, er hot uns gerate, immer nur ein' deutsche Mann zu wähle,“ entgegnete Klug.

„Gazember!“ (Schuft!) rief der Oberstuhlrichter gereizt. „Das tut er überall. Als Ingenieur schleicht er sich ein und ist ein Agitator. Was geht ihn das an? Ich werd' ihn schon erwischen.“

Man fuhr auf dem Kopfe des Donaudammes dahin, und der Wind blies rauh und kalt über die Eisfläche. Ganze Ketten von Wildgänsen flogen kreischend auf.

Daß die schüttere Pflasterung des Dammes schadhaft war, voller Löcher und Senkungen, spürte man schon an dem Holterpolter. Aber es stieg niemand aus. Erst bei der Hütte, in der die schwere Dampfpumpe untergebracht war, verließ Gergely den Wagen und mit ihm drei Komitatsingenieure. Der Richter stieg auch aus, doch blieb der Oberstuhlrichter sitzen und hüllte sich nur noch fester in seinen Pelz. Klug begab sich zu der Gruppe. Die Herren besahen sich die alte Bruchstelle des Dammes, wo die große Pumpe auch im Frühjahr gearbeitet hatte. Wie ein Fragezeichen krümmte sich da die Donau, und ihr mächtigster Anprall war immer dort zu verspüren. Das Hinterland des Dammes blieb denn auch stets naß, Kanäle und Abflußrohre führten durch den Damm. Sie entwässerten den Grund, wenn die Donau sank, und sie milderten den Anprall, wenn sie hochging, weil sie freiwillig Wasser aufnahmen. Dieses Opfer mußte gebracht werden, viele Joch Hutweide waren



unbrauchbar und hatten sich in Auen verwandelt.

Der Richter erlaubte sich, zu bemerken, daß an dieser Ecke ein englischer Damm mit einem Tegelkern eingefügt werden müßte. Die Hutweide wäre zu retten, die Kanäle und Röhren müßten verschwinden. Und der ganze Damm könnte überhaupt um einen Meter höher sein.

„Amerikanische Weisheit!" rief Gergely den Kollegen zu.

„Ach so!" sagten diese. Und einer, ein bebrillter dicker Herr, meinte, wenn die Gemeinde sehr viel Geld habe, könne sie ja um die Erlaubnis einkommen, das machen zu dürfen. Auf Landeskosten könne man solche Luxussachen nicht empfehlen. Und er notierte sich einiges, was zu machen wäre, und redete Madjarisch mit Gergely. Der Richter verlangte wasserseitige Steinpackungen als Dammsicherung an dieser Stelle. Und wieder rief Gergely: „Amerikanische Weisheit!"

„Es tut's auch ein neues Weidenflechtwerk," meinte der frühere Sprecher. „Wir müssen mit landesüblichen Mitteln arbeiten. Sie wollen zu hoch hinaus, Herr Richter. Das hat Ihnen wer in den Kopf gesetzt." Und damit ließ er den Klugs-Baltzer stehen.

Dieser ging voraus, zum Wagen des Oberstuhlrichters, der schon Auftrag gegeben hatte, daß man weiterfahre, hinüber zu dem Schutzdamm an der Theiß. Ihn fror, und er langweilte sich.

Der Dorfrichter stieg in den Wagen, und man fuhr auf dem Kopf eines Querdammes nördlich weiter. „No hát, wie steht die Sache?" fragte der Oberstuhlrichter.

„Is schon der Fene drin!" rief mißmutig der Klugs-Baltzer. „Wenn Ihr euch nit annehmt um uns, Herr Oberstuhlrichter, die Herre sin all uf d'r Seit' des Herrn Gergely."

„Lieber Fraind, ich verstehe doch davon gar nichts. Ich bin nur gekommen, weil das Komitat es gewünscht hat, daß ich Ihre Gemeinde visitiere und sehe, was da vorgeht. Mehrere Anzeigen liegen bei mir. Ein fremder Agitator, der nichts hier zu suchen hat, hetzt euch auf. Er hat nicht umsonst beim Haffner gewohnt, den der Gergely hat einsperren lassen. Daher kommt alles."

„Er ist doch ein Schwab' von hier, der Herr Trauttmann."

„Dehogy (Bewahre), ist er ein Schwab'. Wer zwanzig Jahre fort war, hat hier nichts mehr zu suchen. Und auch sonst ... Der Postmeister rebelliert gegen die patriotischen Lehrer, der Herr Oberlehrer lehrt den Kindern pangermanische Lieder. Bizony isten, es ist nicht alles, wie es sein soll in Ihrer Gemeinde."

„Herr Oberstuhlrichter, glaube Se nit, was die Spione saage!" erwiderte Klug betroffen.

„Lieber Fraind," fuhr der Oberstuhlrichter jovial fort, „Ihr Empfang heute hat mir bewiesen, daß Sie wissen, was ungarische Sitte ist. Das war sehr schön. Ich will gar nichts weiter wissen und hören, will ein Auge zudrücken. Machen Sie jetzt keine weiteren Geschichten und schauen Sie, daß wir zum Essen kommen, ich habe großen Appetit."

„Ja, ja," fiel Klug rasch ein, „äwer redde muß m'r doch über all's."

„Aber nain, lieber Fraind, ich will nicht. Der Postmeister wird ein bißl eingesperrt, den Oberlehrer werden Sie nächstes Jahr pensionieren, und die Dämme werden geflickt, wo sie ein Loch haben. Und dann bleiben wir gute Frainde."

Dem Dorfrichter stand der Schweiß auf der Stirn. Das sollte das Ergebnis der großen Kommission sein, auf die man die Gemeinde ein halbes Jahr warten ließ? Er sah sich um, als sie sich jetzt nördlich wendeten, und zählte die Anwesenden ab. Da fehlten ja drei Herren! Es waren nur sieben anstatt zehn, und er machte den Oberstuhlrichter darauf aufmerksam. Ein Wagen war offenbar zurückgeblieben. War denn eine Achse gebrochen oder sonst etwas geschehen? Er saß mit dem Oberstuhlrichter im ersten Wagen und hatte sich nicht um die andern gekümmert. Daß sie folgten, war doch selbstverständlich.

Nun wendete auch der Oberstuhlrichter den Kopf. „Wer fehlt denn?" fragte er. Und er lachte laut auf, als er dies festgestellt hatte. „No ja, der Schriftführer. Was soll er da? Protokoll wird doch dort diktiert werden, im Wirtshaus. Aber die andern zwei ... „Énye, énye! (Schau, schau! Aber, aber!) Hätt' ich nicht gedacht." Und er lächelte in sich hinein. „Macht nichts. Drei Ingenieure sind doch genug. Was sain muß, wird gemacht. Main Wort darauf."

Und die Fahrt über den Theißdamm wurde noch rascher beendet als die über den Donaudamm. Es gab auch dort zwei alte Bruch-



stellen, die immer schweißten und nie ganz zuverlässig waren, der Kopf des Hauptdammes aber war nur beschottert. Und auch, was Trauttmann ganz besonders bemängelt hatte, um einen Fuß niederer war er als der Wasserstand von 1868. Das dürfe nicht sein. Man müsse sich solches Wissen zunutze machen. Was vierzig Jahre nicht war, könne morgen wieder sein. Die dort in Reserve stehenden Pumpmaschinen aber waren alt und noch auf Handbetrieb angewiesen. Lauter Fragen, die Trauttmann aufgeworfen, lauter Gespenster, vor denen er gewarnt. Der Dorfrichter war wieder ausgestiegen und zu den Ingenieuren zurückgegangen. Sie redeten Madjarisch miteinander und hörten nicht weiter auf ihn. Was er vorbrachte, wurde belächelt. Der eine, der bebrillte, machte sich aber doch wenigstens Notizen für das Protokoll.

Im Großen Wirtshaus gab es eine Festtafel für die Kommission und die Honoratioren des Dorfes, und die Dorfmusik spielte auf. Aber ehe man sich setzte, ging der Oberstuhlrichter selbst und suchte die verlorenen drei Kollegen. Lachend kam er aus einem Seitenzimmer zurück, er hielt sich den Bauch und brüllte. Die drei saßen da drin und färbelten. Sie wollten noch nachkommen und wunderten sich sehr, daß man schon zurück war.

Nun lachten die Herren alle mit. Aber wenn ein Bauer in die Nähe kam, machten sie „Pst! Pst!" und suchten die Sache zu vertuschen.

Bei Tisch war alles vollzählig, und es ging hoch her. Der Oberstuhlrichter hielt eine Rede, dankte für den Empfang und versicherte, daß alle billigen Wünsche der Gemeinde erfüllt werden sollten. Aber er warnte auch vor den fremden Emissären. An ihn möge man sich halten und an das Komitat, dieses werde eine so fleißige, wohlhabende Gemeinde, die so steuerkräftig sei und immer so patriotisch, nie verlassen. Sein Eljen galt dieser Gemeinde.

Die Gerichtsbeisitzer und sonstigen Würdenträger der Gemeinde tranken alle dem Klugs-Baltzer zu, gewissermaßen um ihn, der ihnen verstimmt vorkam, aufzumuntern und seine Schwarzseherei zu verspotten. Der aber murmelte nur immer in sich hinein: „Is schun der Fene drin ... Is schun der Fene drin ..."

Der Herr Pfarrer und Oberlehrer Heckmüller saßen auch an der Tafel, und der Lehrer Halmos machte sich sehr bemerkbar. Er hatte seinen Knabenchor herbestellt und ließ den Herren ein paar madjarische Lieder vorsingen. Der Oberstuhlrichter belobte das, winkte aber ab. Er erinnerte sich, vor Jahren einmal eine schwäbische Musikbande gehört zu haben, die wunderschöne alte Liedertänze spielte und dazu sang. Ob es das noch gebe, fragte er die Leute.

„Des is aus der Modi kumma," antwortete man ihm.

„Das sei aber sehr schade," meinte er.

Der Oberlehrer Heckmüller hörte von der Frage des Oberstuhlrichters und ging erfreut zu den Musikanten. Sie berieten untereinander und verständigten sich. Dann meldete der Oberlehrer dem Herrn Oberstuhlrichter, daß man „eine Polka mit Gesang" spielen werde. Und alsbald begannen die Bauernmusikanten zu blasen und sangen dazu im Polkatakt:

Mein guter Michel liewet mich
Aus deutscher Redlichkeit,
So wie er liebt, liebt sicherlich
Koi' Schätzle weit und breit.

Er sitzt bei mir die halwi Nacht
Und spinnt mei' Garn so fein,
Daß herzlich oft mei Motter lacht,
Sie denkt, ich spinn's allein.

Nochb'rsch Gretl ärgert sich, ärgert sich,
Denkt wunnerscht, wer er sei.
Ich denk' mir: Gretl, ärger' dich,
Es gilt mir einerlei.

Du krieschst mei' Michle doch net dran,
Ich kenn' ihn zu genau.
Wann Fasching kimmt, werd er mei Mann,
Und ich wer' halt sei' Frau.

Das gefiel den Herren vom Komitat ganz ausnehmend. Der Oberstuhlrichter gab das Zeichen zum Beifall, und alles klatschte und trommelte mit den Füßen. Da Heckmüller diese Wirkung sah, ging er wieder zu den Musikanten und berief auch einige junge Paare hin. Man verständigte sich, und die Buben machten eine Seite des Saales frei, indem sie ein paar Tische verschoben und Bänke entfernten.

Dann trat Heckmüller wieder vor und sagte bescheiden: „Herr Oberstuhlrichter, wir möchten Ihnen noch einen schwäbischen Ländler vorführen aus alten Zeiten."



„Bravissimo!" rief Herr von Olay.

Und die schwäbischen Bauernmusikanten huben an, während sich acht junge Paare zum Tanz aufstellten. Es war ein biedermeierischer Großmuttertanz, das wußten sie, aber sie hatten ihn auf Wunsch Heckmüllers erst zum Kirweihfest neu gelernt und waren ihrer Sache ganz sicher.

Sie tanzten und sangen mit den Musikanten:

Rosenstock, Holderblüt',
Wann i mei' Mädscha siech,
Lacht mer vor lauter Freud'
's Herzerl im Leib.
La la la,
La la la, la la la, la, la la la la, la.

G'sichterl wie Milch und Blut,
's Mädscha is gar so gut,
Um und um tockerlnett,
Wann i's nur hätt'!
La la la usw.

Armerl so kugelrund,
Goscherl so frisch und g'sund,
Fußerl so hurtig g'schwind,
's tanzt wie der Wind.
La la la usw.

Wann i ins dunkelblau'
Funkelhell' Äugle schau',
Maan' i, i schau'
In mei' Himmelreich nei'.
La la la usw.

Die ganze dörfliche Tischgesellschaft hatte allmählich mitgesungen und sich im Geiste mit den Paaren gedreht, die ihre Sache vortrefflich machten. Es herrschte heller Jubel, und Heckmüller bedankte sich beim Oberstuhlrichter, daß er ihn heute so kräftig unterstützt habe bei seinen bescheidenen Bestrebungen zur Erhaltung alter Sitten und Bräuche.

Herr von Olay machte ein gar seltsames Gesicht. Aber er war ehrlich — das hatte ihm gefallen. Viel besser als der lächerliche ungarische Papageiengesang der Schwabenbuben. Sagen durfte er das freilich nicht.

Indessen hatten sich die Komitatsingenieure mit Gergely zurückgezogen, und der Bebrillte diktierte das Protokoll der großen Kommission. Der Klugs-Baltzer war hinzugeeilt, doch er verstand keine drei Worte von dem ganzen Text. Er verlangte, daß es auch deutsch abgefaßt werde, doch der diktierende Ingenieur weigerte sich, das zu tun. Der Notar mußte den Dorfrichter beschwören, die Ruhe zu bewahren. Er werde ihm schon eine Übersetzung machen.

Und alle Beteiligten unterschrieben das Protokoll, ohne es weiter zu lesen. Der Oberstuhlrichter als erster. Aber als es dann zum Klugs-Baltzer kam, versagte er seine Unterschrift.

Die Herren waren bereits im Aufbruch begriffen, man hatte es eilig zur Bahn, es dämmerte schon. Dem Oberstuhlrichter mußte der Zwischenfall aber doch gemeldet werden.

Er trat auf Klug zu: „Was höre ich, Herr Richter? Sie wollen uns diesen schönen Tag verderben? Lieber Fraind, was sain das für Geschichten?"

„Ich kann nit!" sagte dieser schroff.

„Az ebadta, warum?"

„Weil ich nit waaß, was drinsteiht."

„Sie werden bekommen die Abschrift. Und die übersetzen Sie sich!"

„Dann hat's ja Zeit, Herr Oberstuhlrichter."

„Jolvan (Gut ist's), Herr Dorfrichter, jolvan. Ich werde Sie vorladen, und Sie werden bei mir unterschreiben," sagte der Zürnende.

„Wann ich's galesa häbb, valleicht," entgegnete Klug. Dann erhob er die Stimme: „Und wann die ausg'schtrecha sein, die do im Wertshaus Karta g'schpeelt häwa, anstatt mit uns zu geihn!" rief er, und alles an ihm zitterte.

Herr von Olay sah ihn betroffen an und ging dann rasch davon.

So endete die große Kommission mit einem groben Mißton, und die schwäbischen Musikanten bemühten sich vergeblich, zum Abschied den Rakoczymarsch recht feierlich zu blasen. Es war einmal der „Fene" drin in der Geschichte.

* * *

Der Winterabend bricht früh herein über das Dorf, und nur der Schnee leuchtet in den Gassen. Sobald das Aveläuten vom Kirchturm ertönt, setzt sich alles zu Tisch zum Abendbrot. Die Frau drängt schon, die Tochter ist bereits im Staat, die Großmutter hat ihre Brille schon dreimal geputzt. Jede hat ihre Spinnreih', und keine will zu spät kommen. Die Männer haben Zeit, die werden vor zwei, drei Stunden nirgend erwartet. Und so essen die Weiberleut' nur schnell und

gehen. Jede hat ihren Spinnrocken voll Hanf und ein paar leere Spulen in Bereitschaft. Die Rocken der Mädchen sind mit einem duftigen Band umwunden in hellen Farben. In der Spinnreih' wird aber nicht nur geklatscht, da wird auch um die Wette gesponnen.

Und alsbald schwanken hundert kleine Laternen durch die Dorfgassen, die sich die Schönen auf dem Hinweg noch selber tragen. Auf dem Heimweg ist das etwas anders, da haben sie nebst dem Spinnrad auch die vollgesponnenen Spulen. Und wozu wären denn die Männer und Buben im Winter nutz, wenn sie nicht einmal die Laternen vorantragen wollten?

Die großen Buben haben noch das Vieh abzufüttern, ehe auch sie das Haus verlassen; die Männer bleiben noch bei einem Glase sitzen und rauchen die Pfeife, wenn sie nicht gar im Kalender oder im Wochenblatt lesen. Manchmal kommt auch ein Nachbar auf einen kleinen Plausch, man politisiert, bespricht Gemeindeangelegenheiten, schimpft auf die Regierung und die Getreidepreise. Dann geht man gemeinsam zur Spinnreih', in den Kreis, zu dem man gehört. Jede Gasse hat ihre Reih'; ist sie lang, auch zwei und drei. Und alle Altersstufen sind streng geschieden. Die Großmütter, die Mütter, die jungen Frauen, die großen Mädchen und die kleinen, die der Schule entwachsen, aber noch nicht mannbar sind, jede Schichte hat ihre eigne Spinnreih'. Und die Sitte verbietet es, daß ein verheirateter Mann zu den Ledigen, ein Lediger zu den Verheirateten kommt. Wer diese Ordnung durchbricht, kann die schönsten Prügel haben.

Bei der Haffners-Bärbl war heute die Reih', und die Frauen bis hinauf zur Kirche hatten sich bei ihr versammelt. Ein Krug frischen Wassers mit zwei Gläsern stand auf dem Tisch, auch eine Schüssel mit Äpfeln, Nüssen und gedörrten Zwetschen. Sonst wurde nichts gereicht. Doch später, wenn die Männer kamen, gab es auch ein Glas Wein.

Die Bas' Bärbl redete wenig oder nichts, das war bekannt, um so mehr plauderten die Gäste. Sie wußten alles, was im Dorfe vorging, sie kannten jeden Heiratsplan, jeden Erbschafts- oder Ehestreit, jeden Zank zwischen Eltern und Kindern.

Wieviel gestärkte Unterröcke die Susi am Sonntag wohl getragen hat, weil sie gar so stattlich aussah auf dem Gang zur Kirche, wollte die Nachbarin durchaus wissen von der Bas' Bärbl. Doch diese lächelte nur. So ganz eigen lächelte sie.

Und die Nachbarin wußte, woran sie war, und es zischelte sich weiter in der Runde.

„Jo, wie alt sein dann die Zwilling'?"

„Annerthalb Jahr."

„No, des tut sich. Des tut sich."

Die Räder surrten um die Wette, und die Spulen füllten sich trotz des muntern Geplauders.

Als letzte kam die rote Klugs-Nantschi, die Frau des Dorfrichters: „Häbt d'r 's schun g'heert," fragte sie, als sie ihren Platz eingenommen hatte, „was dem Poscht-Müller (Postmeister Müller) passiert is?"

„Naa, ka Wart!" rief es von allen Seiten.

„Ing'schperrt häwe s' 'n uf acht Täg."

„Wege dem Lehrer? Wege dem Jantschi?" rief man.

„Jo, jo, wege dem Janitschari, oder wie des neu' Schimpwart haaßt. Un' die Poscht wolle se ehm wegnemma. Er hot sich verdefendiert wie a Fischkal, verzähle se, äwer ganutzt hot's ehm nix. Wie der garedt hot! Der Herr Halmosch is a Schwob, wie mer all' Schwobe sin, hot er de' Herre g'saat, er soll nit a so taun. Unser' Kinner soll er z'erscht die Mottersproch lerna, nit ehna die Köpp v'rdreha. D'rnoo werd 'n koi Mensch an Janitschari haasse." Die Klugs-Nantschi schnappte nach Luft, dann schloß sie: „Sau hot der Poscht-Müller gared't. Un d'rnoo hot er sich inschperra lossa."

„M'r soll halt die Leut' nit verspotta," piepste die bucklige Bas' Margred, dem Binders-Michl seine Schwester. „Mein Bruder konn des aa nit lossa. Er hot sich gescht (gestern) wieder 's Maul verbrennt über da Herr Kaplan und die Liszka. Des werd aa schier 'was gäwa."

„Bald werd's ganz Darf zu Garicht geihn," sprach die Klugs-Nantschi. „Mei' Mann is schun recht verdrießlich."

Die andern aber wollten durchaus wissen, was der lustige Binders-Michl über den Kaplan und die Liszka gesagt habe.

„O naa, des trag' ich nit weider!" rief die Bas' Margred. „Des wär' a Sünd'."

Und sie war nicht zu bewegen, die Worte zu wiederholen.

Indessen wurde es in der hintern Stube lebendig. Mit schweren Tritten stampften die Bauern im Gang draußen den Schnee



von den Füßen, ehe sie eintraten, und die Frauen erkannten jeden einzelnen an der Stimme. Sie spannen und klatschten noch eine Weile weiter, dann stimmte die Bas' Evl', die das Singen über alles liebte, ein Lied nach dem andern an. Und die Frauen sangen „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum", „Zu Straßburg auf der Schanz'", „Es stand ein Baum wohl an dem Rhein" und das selten gehörte Lied: „Da unten in dem tiefen Tal steht eine Lind', ist unten schmal", das der Oberlehrer wieder eingeführt hatte.

Das lockte auch die Männer einzeln herbei, sie ließen das Politisieren sein und kamen zu ihren Frauen und Nachbarinnen. Der stattliche Hausvater lehnte als erster am Türstock und lächelte seine stille Frau an, die leise mitsummte.

Er wußte, warum er lächelte. Wie wird sie sich freuen, wenn sie erfährt, was heute geschah, was heute endgültig beschlossen wurde! In der Tasche hatte er's, unterschrieben war es von zwei Dutzend Bauern, daß sie ein deutsches Konvikt gründen wollten in Szegedin, ein Familienheim, wie der Herr Trauttmann gesagt hatte. Die Letzten setzten jetzt drüben ihre Unterschrift auf den Bogen. Das Geld war beisammen; jetzt fehlte nichts als ein tüchtiger Herbergsvater für sein Studentenheim, ein Mann mit einer braven Frau, die den schwäbischen Knaben eine Mutter sein wollte. Ja, der Haffners-Lippl lächelte. Und er wußte warum. Er hatte seine geheimen Pläne.

Und jetzt bestellte er sich sogar ein Lied. Das „Mädele, ruck, ruck" wollte er wieder einmal hören. Aber sie weigerten sich. „Do mischt 'r in die Reih' der Mädscha geihn!" rief man ihm zu. „Des singe mer schun lang nit mei."

„Mer därfe doch nit 'nei zu da Mädscha, sunscht kriege mer Wichs," erwiderte belustigt der Haffners-Lippl.

Und der Klugs-Baltzer, der mitgekommen war, wollte es auch hören. „Na, Bas' Nantschi, legt nar mol laus!" rief der Hausherr und setzte sich mit dem Richter auf die Ofenbank. „Sunscht geihn m'r nüber zur Susi. Die hot heunt a die Reih'!"

Die rote Nantschi ließ sich nicht zweimal bitten. Und so sangen die Mütter:

Mädele, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite,
I hab di gar so gern, i kann di leide!

Sie lachten alle, als das Lied zu Ende war, und wunderten sich, daß es noch so gut gegangen.

Dann hub der Klatsch wieder an, und die Männer rauchten, daß das Fenster geöffnet werden mußte, während der Hausherr hin und her ging und Wein anbot.

Von drüben, über dem Hof, erscholl jetzt auch ein Lied; die Männer horchten, was es wohl wäre, aber ehe sie es erkannten, schloß die Bas' Margred das Fenster, neben dem sie ihren Platz hatte, denn es zog ihr zu stark.

Es war ein seltener Zufall, daß die Spinnreih' der beiden Hausfrauen zusammenfiel. Und bei der Susi ging es noch lebhafter zu als bei der Bas' Bärbl. Lauter junge Frauen, keine war länger als drei oder vier Jahre verheiratet, und in den flaumbärtigen Männern, die sich um den Jörgl versammelt hatten, lebte noch der ganze Übermut der großen Buben. Sie neckten die Frauen, rissen einer besonders fleißigen den Faden ab oder gossen ihr heimlich Wein in den kleinen Blechnapf, der zur Benetzung der Finger an jedem Spinnrad hing, und trieben allerlei Schabernack.

Dieser und jener jungen Mutter wurde ihr Säugling gebracht, damit sie ihn rasch stille, denn er schlafe sonst nicht ein. Es lag ein femininer Zauber über dieser Spinnstube der jungen Mütter.

Die Susi, aufgeblüht wie eine Rose im Juli, rot- und vollwangig wie eine Aprikose, bewegte sich schon ein wenig schwer, aber sie ließ es sich doch nicht nehmen, für ihre Gäste Kukurutz zu „platsche". Schon brannte die Herdflamme in der Küche, und sie hatte alles vorbereitet. Schönen roten Kukurutz hatte sie eigens für diesen Zweck an der Sonnenseite des Hauses trocknen lassen im Herbst. Jetzt sollte er die Probe bestehen. Die losen Kerne wurden in ein Drahtsieb geschüttet, die Susi streckte ihre vollen runden Arme aus, hielt es mit den Händen über die Herdflamme und rüttelte den Inhalt des Siebes unaufhörlich durcheinander. Die Kerne begannen zu braten und zu platzen, sie knatterten wie Kapselschüsse, und viele sprangen aus dem Sieb. Die Männer standen scherzend ringsum, fingen die Flüchtlinge mit ihren Pelzkappen auf und verzehrten sie mit großem Behagen. Wie kleine Röschen sahen sie aus und schmeckten süß, als wären sie gezuckert.

Die Susi glühte im Scheine der Herdflamme, aber sie sah ihren Eifer belohnt, denn die große Schüssel mit geplatztem Kukurutz, die sie alsbald in die Stube brachte, war im Nu geleert, die Frauen rissen sich um den Schmaus. Und als die Säuglinge wieder fort waren und der Kukurutz verzehrt, da stimmten diese glücklichen, lebensfrohen jungen Frauen gar rührselige alte Lieder an von Scheiden und Meiden, von Trübsal und Tod:

So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem güldnen blauen Zelt;
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen, grünen Feld;
So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
Soviel mal sei du gegrüßt.

Soll ich dich denn nimmer sehen,
Nun ich ewig ferne muß?
Ach, das kann ich nicht verstehen,
O du bittrer Scheidensschluß!
Wär' ich lieber schon gestorben,
Eh ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.

Mit Geduld will ich es tragen,
Denk' ich immer nur zu dir;
Alle Morgen will ich sagen:
O, mein Lieb, wann kommst zu mir?
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Äuglein brechen:
O, mein Lieb, gedenk an mich!

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein.
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Totenbette schlafen ein —
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied tut wiegen ein.

In manchen Augen glitzerten Tränen nach diesem Liede, und die Männer verspotteten die Sängerinnen deshalb nicht wenig. Sie gaben wie zum Hohn ein paar derbe Strophen zum besten:

Es hatt' ein Bauer ein junges Weib,
Die blieb so gerne zu Haus ...

stimmten sie übermütig an, und so sehr einige der Frauen auch abwehrten, zuhorchten sie doch. Die Männer wählten heute die mildeste Form des Textes, der in vielen Abarten und bis zu zehn Strophen im Volke lebt, und nach dessen flotter Weise überall ein Ländler getanzt wird. Sie fuhren fort:

Sie bat oft ihren viellieben Mann,
Er sollte doch fahren hinaus,
Er sollte doch fahren ins Heu,
Er sollte doch fahren ins ha, ha, ha, ha,
Heidildei! Juchheidildei!
Er sollte doch fahren ins Heu.

Der Mann, der dachte in seinem Sinn,
Du redest zu schön und zu gut,
Ich schirre die Rappen, verstell' mich zum Schein,
Will sehen, was sie daheim tut.
Will sagen, ich fahre ins Heu,
Will sagen, ich fahre ins ha, ha, ha, ha,
Heidildei! Juchheidildei!
Will sagen, ich fahre ins Heu.

Nun kam die große Wendung des Liedes zum Bedenklichen. Aber die Männer waren ja nicht unter sich im Wirtshaus, einzelne bogen laut in die milderen Gleise ein und rissen die andern mit ... Ein Reitersknecht kommt und wird zärtlich empfangen. Der Bauer lauscht, kommt mit dem Stecken, die Frau spielt Komödie, tut süß mit ihm und unschuldig, der Reitersknecht entwischt. Aber der Ehemann kommt doch zu dem Schluß: „Der Teufel mag fahren ins Heu", wenn man daheim eine verliebte junge Frau hat.

* * *

Auch im Gässel war jede zweite Woche einmal Spinnreih' — bei der Liszka. Viele Monate hatte sie es ertragen, ohne jeglichen Verkehr zu sein, wie eine Geächtete zu leben. Ihre Genossinnen huschten mit den Spinnrädern an ihren Fenstern vorüber, keine sah sie mehr an, und doch hatte so manche von ihnen sie liebgehabt seit den Tagen der Kindheit. Das war vorbei. Jedes Freundschaftsband war durch ihre Schande zerrissen worden.

Oh, wie sie sich anfangs kränkte! Wie sie murrte gegen ihr Los! Aber trug sie es nicht freiwillig? War es nicht bei ihr gelegen, dem Schimpf zu entgehen? Sie hatte es in jener Frühsommernacht gelobt, keinem andern gehören zu wollen, zu dulden und zu warten, bis die Erlösung komme. Als Magd wollte sie dem dienen, der sie damals nach Maria-Schnee gesendet, und müßte sie auch noch viele Jahre warten, bis er eine Pfarre erhielt und sie zu sich nehmen durfte.

Sie war nicht wankend geworden in diesem Vorhaben, und der, dem ihre Zukunft

gehörte, kam nur zu oft, er machte es ihr nur zu leicht, auszuharren. Fast fürchtete sie schon für ihn, denn die Leute waren gar neidisch und klatschsüchtig. Er kam so oft, weil sie so einsam war, weil sie ihm leid tat.

Das verdroß die Mutter, die nichts Gutes sah in dieser Freundschaft mit dem „Pfaff", und sie sagte zur Liszka eines Tags, warum sie denn so „'rumhocke d'rhaam". Es gebe doch noch Gesellschaft für sie im Dorfe. Und das sei die schlechteste nicht, sagte bissig und vieldeutig die Alte.

Die Liszka wußte es wohl. Die Armen, denen es wie ihr ergangen, hatten sich längst zusammengetan zu einer Spinnreih'. Viele von denen, die noch erhobenen Hauptes durch das Dorf gingen, waren schlechter als sie.

Und Liszka ging in diese Reih'. Der erste Schritt war recht schmerzlich gewesen, aber als sie sah, wie gut sie aufgenommen wurde und wie wohl ihr die Ansprache tat, war ihr kein Weg mehr zu weit, denn das war ja nicht die Reih' von Nachbarstöchtern einer bestimmten Gasse; zu ihr gehörten elf ledige Mütter, die im ganzen Dorf zerstreut wohnten. Nur das starke Bedürfnis der Schwäbinnen nach Geselligkeit hielt diese Reih' zusammen.

Heute war sie drunten im Grund, bei der Reiters-Resi, einer Kleinhäuslerstochter, die auch der Sohn eines „Großkopfeten" hatte sitzenlassen. Da saßen sie im Kreise rings um den runden Tisch, über dem die Petroleumlampe hing, und ihre Räder surrten so hurtig und so unermüdlich wie die der ehrbaren Frauen und Mädchen. Aber Gesang gab es bei ihnen nur selten. Das war ihnen verleidet. Seitdem sie in der Kirche nicht mehr mitsingen dürfen, ist manches in ihnen gestorben. Sie hatten sich vieles zu erzählen, wovon man in der Spinnreih' der Mädchen nicht redete und in der der Frauen nichts wußte. Bittere Worte fielen und herber Tadel wurde geübt an so manchem, der nicht da war. Und man brauchte sich so gar keinen Zwang auferlegen, denn ein Mann war fast nie zu sehen. Nur der Geliebte einer einzigen bekannte sich zu seinem Mädchen, ein armer Knecht, der noch nicht heiraten konnte. Er und seine Anna hielten aber fest zusammen, und sie spann sich die Finger wund für ihren Seppl, der nach Amerika wollte, um sich ein kleines Heiratsgut zu verdienen. Aber es langte noch nicht für das Reisegeld.

In ganz dunklen Nächten, wenn kein Schnee lag und kein Mond schien, schlichen gar oft Männergestalten um das Haus, wo gerade die Spinnreih' der Namenlosen war, da gab es Begleiter für den Heimweg. Und es sollen nicht immer bloß Ledige sein, die da lauern; man sah schon manchen Tugendbold der Gemeinde auf diesen Wegen, wo es mehr Maulschellen als Küsse zu holen gab. Auch der Herr von Gergely hatte sich schon welche geholt. Daß ein gefallenes Mädchen auch ein schlechtes Mädchen sein müsse, das glaubten ja so viele Philister. Und namentlich die Frauen glaubten es. Ihnen war diese Spinnreih' ein Greuel, und manch eine bat den Straub-Michl, er möchte heimlich aufpassen, ob nicht ihr Mann sich dort zeige. Und wenn ihn gerade die Nachtwache traf, tat er es ja wohl auch. Seitdem die Liszka auch in diese Reih' ging, zog es ihn sogar ein wenig hin. Er konnte dem Mädel nicht gram sein; er hielt sie nur für religiös überspannt, und seine lutherische Mutter hatte ihn darin bestärkt. Die Heiratspläne seiner Mutter und Schwester wies er immer wieder ab. War er schon der älteste Bub' im Dorfe, wollte er's auch bleiben. Es mußte nicht sein, daß man ein Weib nahm.

Heute war die Reih' im Grund, und der Michl stellte sich als Nachbar ein, wie schon oft. Die Reiters-Resi bot ihm gleich einen Stuhl an, und er mußte auf viele Fragen Rede stehen. Die Mädeln waren ihm so dankbar, daß er sich offen zu ihnen hereintraute; sie ahnten nicht, daß er auch Nebenabsichten damit verband. Eine und die andre wollte ihn sogar als Begleiter haben, weil ihr Weg weit war und sie manchmal behelligt wurden. Er schmunzelte zu solchen Anträgen. Da konnte er ja vielleicht dem Mädel gefällig sein und auch einer Bäuerin.

Nur die Liszka war nicht freundlich mit ihm. Und sie verlangte auch nie seine Begleitung. Sie stand immer rasch auf und ging als erste davon, wenn es aufbrechen hieß, und ihm war, als ob an der nächsten Ecke stets einer warte, der ihr die Laterne vorantrug. Er hatte eine Vermutung, die ihn belustigte, aber sicher war er seiner Sache durchaus nicht. Das böse Wort des Binders-Michl, daß der Klugs-Matz einen himmlischen Stellvertreter bei der Liszka zurückgelassen hätte, war auch ihm zu Ohren gekommen, aber er glaubte es nicht. So dumm



war doch das Mädel nicht, daß es sich auf so etwas einließ.

Die Reih' dauerte heute länger als sonst. Der Seppl war gekommen, seine Anna zu holen, und der Straub-Michl redete schon von den nächstjährigen Seidenpreisen, die höher wären als je. „Do konnscht ehm uf aamol 's Raaf'geld far Jamerika verdeena!" rief er scherzend der Anna zu. Und die griff den Gedanken sogleich auf. Das wollte sie tun.

Während nun alle wissen wollten, wieviel man sich eigentlich durch die Seidenzucht verdienen könne in einem Sommer, und der Straub-Michl als Muster auf die Liszka verwies, hatte diese schon mehrmals ihre kleine silberne Uhr hervorgezogen. Sie trug als erste eine solche im Dorfe, und sie sah wohl öfter nach ihr, als es gerade nötig war. Jetzt aber erschrak sie, es war schon später als sonst. Rasch versorgte sie ihre vollgesponnenen Spulen und strich den Hanfstaub von ihrer Schürze. Da klopfte ein leiser Finger am Fenster draußen, und alles Gerede verstummte. Man sah sich an. Die Reiters-Resi hatte einen schnellen Blick nach dem Fenster geworfen und dann recht spöttisch nach der Liszka gesehen. „Ja, ja, tummel dich nar," sagte sie, „dei Motter wart' schun!"

Und diese ließ alle Fragen nach ihrer vorjährigen Seidenzucht unbeantwortet und lief davon. Man lächelte und zischelte.

Den Straub-Michl packte es mächtig, er wollte ihr nach; aber das wäre doch zu auffällig gewesen. Er werde ihn schon erwischen, den Unbekannten, dachte er sich und schloß sich dann gemächlich dem allgemeinen Aufbruch an.

Als man auf die Gasse kam, war nichts mehr von der Liszka zu sehen. Nach allen Richtungen bewegten sich die letzten Laternen heimwärts. Der Michl aber ließ die Mädeln sämtlich allein gehen, er begleitete heute keine. Die schwarze Kathl, die den weitesten Weg hatte, versprach ihm sogar ein Bussl, wenn er mit ihr ginge, aber er deutete auf sein Nachtwächterhorn und ließ sich nicht versuchen. Er war heute im Dienst. Und er wollte auch nicht.

Alle Räder standen still, alle Lichter verlöschten im Dorfe, und das letzte Stimmengewirr der Heimwärtswandernden erstarb in der Ferne. Nur hinter manchem Haustor zischelte und schmatzte es noch, da und dort wollte der zärtliche Abschied kein Ende nehmen.

Der Straub-Michl schritt mitten auf dem hartgefrorenen Straßendamm dahin, und der Schnee knirschte unter seinen festen Tritten. An der linken Seite hatte er sein Horn, über den Rücken hing ihm eine lange Flinte, und in der Rechten trug er einen Knüppel. Er machte seine Runde in dem schlafenden Dorfe, so wie jeder sie machte, den die Reihe der Nachtwache traf. Und halblaut summte er vor sich hin:

> Liewe Nachbarn, loßt euch sage:
> Elfe hot die Glock' geschlage!
> Alle Lichtle löschet aus,
> Guck a jeder uf sei' Haus!

Er hatte viele Sprüche, auch selbstgemachte, im Kopfe und hat so manchen im Dorf schon damit gehänselt. Heute war er aber gar nicht lustig gestimmt und zu Schelmenstücken aufgelegt. Ihm wühlte etwas im Gehirn. Und als er auf seiner Runde wieder am Pfarrhaus vorbeikam, sang er:

> Höret, was ich euch will sage:
> Zwölfe wird die Glock' gleich schlage!
> Gebt uf eure Weiber acht! —
> 's geiht a Schwarzer um in mancher Nacht.

* * *

Im Hause des Oberlehrers Heckmüller mußte etwas vorgefallen sein. Etwas Schmerzliches. Frau Rosa ging seit Tagen mit geröteten Augen umher, legte sich kalte Umschläge über die Stirn und an die Schläfen und redete kein Wort. Der Oberlehrer selbst war einige Tage sehr niedergeschlagen. Selbst den Knaben in der Schule fiel seine Traurigkeit auf. Er saß still hinter dem Pult und ließ dem Unterricht seinen Lauf; seine sonstige Munterkeit und Beweglichkeit, die die ganze Klasse belebte und die Aufmerksamkeit aller wachhielt, schien ganz dahin. Er fragte milde, gab keinem Buben ein böses Wort und schien oft zu vergessen, daß er in der Schule war. Ganz in sich sank er zusammen und stierte vor sich hin. Er ließ stundenlang lesen oder singen, nur um nicht reden oder handeln zu müssen.

Der Kaplan, Pater Istvan, der den Religionsunterricht in der Schule erteilte, merkte es auch. Teilnehmend erkundigte er sich nach dem Befinden des Oberlehrers und wollte den Grund seiner Verstimmung wissen. Der Alte winkte ab. „Es hängt nicht mit der

„Schule zusammen," sagte er. „Eine Familienangelegenheit!" Und damit brachte er den Frager zum Schweigen. Heckmüller sah dem blonden jungen Geistlichen prüfend in das offne Gesicht. Dieser erwartete nun doch eine Aufklärung, der Oberlehrer aber sprach: „Sagen Sie mir, Hochwürden, warum heißen Sie eigentlich noch immer Michlbach?"

Die Frage kam dem Kaplan völlig überraschend. Wie kam dieser alte „Pangermane" dazu, sie zu stellen? Es mußte in seinen Augen doch ein Ehrentitel sein, den deutschen Namen zu bewahren. Und er entgegnete: „Warum fragen Sie? Weil ich immer Ungarisch rede? Hm! Das ist die Gewohnheit vom Seminar. Magyarorszagon magyarul beszélünk.[1] Bei uns tut ja der Name nichts. Wenn ich ein Lehrer wäre, hätt' ich ihn vielleicht nicht mehr; aber wer fragt danach, wie Pater Istvan sonst noch heißt?"

„Wenn Sie ein Lehrer oder Professor wären," sagte nachdenklich Heckmüller, „hätten Sie also auch Ihren Namen abgelegt?"

„Wahrscheinlich. Man kommt rascher vorwärts in Ungarn, wenn man sich fügt. Unser Guardian sieht es ja auch gern, aber im Grunde ist es ihm gleich, wie einer heißt. Er prüft nur die Gesinnung, nicht den Namen."

„Ich verstehe ..."

„Denn gar viele ändern ihren Namen, um ihre Gesinnung besser verbergen zu können."

„Wirklich?" fragte der alte Oberlehrer lebhaft, und in seinen Augen glänzte etwas wie eine heimliche Hoffnung. „Das könnte wohl sein. Es muß einer deshalb noch nicht gänzlich verloren sein, nicht wahr?"

„Verloren? Sie wissen, Herr Oberlehrer, ich bin ein Patriot."

„Wer ist das nicht? Es kommt nur auf die Form an. Sie haben recht, Pater Istvan, daß Sie Ihren ehrlichen Namen Michlbach behalten. Was würde ihr Vater sagen?"

„Ich bin volljährig, Herr Oberlehrer," entgegnete der Kaplan kurz und machte dem Gespräch zwischen Tür und Angel ein Ende.

Er trat in das Schulzimmer, und die ganze Klasse erhob sich und sprach papageienhaft: „Dicsérteség az ur Jezus Chrisztus!" Ein deutsches „Gelobt sei Jesus Christus" hätte er nicht geduldet. Und die Buben lernten bei ihm in der Religionsstunde williger Madjarisch als bei jedem andern Lehrer. Der Pater Istvan war beliebt bei ihnen, machte er doch im Herbst jedem, der seine Aufgaben gut lernte, einen Drachen und ging mit ihnen sogar auf die Hutweide hinaus, um dabeizusein, wenn sie stiegen. Dafür haben sie ihm aber neulich auch alle ein glückliches Neujahr gewünscht. Schulbuben und Mädel. Alles, was Füße hatte, war am Neujahrsmorgen in den Pfarrhof geströmt, und die Klarineni wollte sie schon hinausjagen, weil sie für ihre reinen Treppen und Gänge fürchtete. Was das für eine neue Mode wäre? fragte sie bissig. Aber die Kinder kamen gar nicht zum Pfarrer, sie gingen rückwärts über den Hof zum Kaplan. Und Pater Istvan drückte allen Gratulanten die Hand und gab jedem Knirps einen Kreuzer. Viele, viele Kreuzer hat er verteilt, und die Kinder hingen seitdem noch mehr an ihm. Wer noch keinen Drachen von ihm hatte, hoffte sicher darauf, im Frühjahr einen zu erhalten. Dafür lernte man gern die ungarischen zehn Gebote.

Heckmüller ging zu seiner Frau. Aber die hatte Besuch, seltsamen Besuch: der Haffners-Jörgl war da, und er hatte seinen Sonntagsstaat angelegt. Wie ein Hochzeitlader sah er aus, und grad' so verlegen war er auch.

„Ja, was ist denn los?" rief Heckmüller. „Da muß man doch gleich den Ofen einschlagen! So 'was Seltsames!"

Frau Rosa klärte ihn auf. Die Susi hatte ein Mädel bekommen. Und da wollte man ihr die Ehre erweisen und sie zur Taufpatin haben.

„Bei uns isch die Ehr', Frau Oberlehrer. D'r hätt sau veel getaun far unser' krank' Motter und far den klane Philipp, daß m'r halt bitte möchte um die G'vatterschaft."

Heckmüller fühlte sich ebenso geschmeichelt wie seine Frau. Das war etwas Seltenes, daß ein großer Bauer einem Herrischen diese Ehre antat. Und Frau Rosa war bereit, das Kind aus der Taufe zu heben. Über den Namen, dessen Wahl ihr zukam, wolle sie noch nachdenken.

Als der Jörgl fort war, sagte Heckmüller lächelnd: „Schade, daß es kein Bub geworden ist, da wär' ich zu der Ehr' gekommen."

„Wohl der Mutter!" entgegnete bitter Frau Rosa.

„Sei nicht ungerecht, Rosa! Und denk nicht immer daran!"

[1] Im Madjarenland spricht man Madjarisch.

„O Gyuri! Gyuri!" rief sie und rang die Hände. „Mein Liebling mußte mir das antun! ... Wie heißt er? Wie? Ich habe den Brief gleich in den Ofen gesteckt vor Zorn."

„Molnar György," antwortete Heckmüller. „Er hat das Unübersetzbare unsers Namens einfach fallen lassen. Aber den Brief hättest du nicht gleich verbrennen sollen. Wir würden manches daraus erfahren haben."

„Was denn noch?"

„Seine Gesinnungen. Nicht jeder, der seinen Namen ändert, sagte der Kaplan, ändre auch seine Gesinnungen."

Entsetzt sah ihn Frau Rosa an. „Der weiß es schon?"

„Niemand weiß es. Wir sprachen ganz allgemein. So mancher, meinte er, ändre seinen Namen, um seine Gesinnungen desto besser verbergen zu können."

Frau Rosa schüttelte den Kopf, ein Zug von Schmerz und Verachtung lag auf ihrem vergrämten Gesicht. „Der Gyuri hat sein Deutschtum längst verloren. Ich sehe den Kampf ja seit Jahren. Nur mir zuliebe tat er es lange nicht. Jetzt hat er sich auch von mir losgesagt."

„Er hätte nie Professor werden können. Sollte er sein Leben als Supplent verbringen? Wir müssen zu verstehen suchen, was er getan hat."

„Renegat! werden ihm seine Kinder einst ins Grab nachrufen. Ich bin fertig mit ihm!" schrie Frau Rosa.

Heckmüller war betroffen von dem harten Ton, in dem seine gute Frau dies sagte. Wie hatte sie gerade dieses Kind verzärtelt und verwöhnt! Und gleich am ersten Tage mußte er Gyuri heißen; Georg war zu nüchtern, zu gewöhnlich. Und immer sollte er etwas Großes werden, darum tat man ihn auch auf ein Jahr nach Kecskemet, damit er früh die Staatssprache lerne. Von dort aber brachte er den Keim der Entfremdung mit sich, genau so wie der kleine Haffners-Fülöp aus Szegedin.

„Renegat werden seine Kinder ihn nicht heißen. Er wird sie eben zu Madjaren erziehen," entgegnete Heckmüller. Aber auch ihn überfiel jetzt der schmerzliche Gedanke an diese Tatsache. Er wird also Enkel haben, die ihren Großvater nicht mehr verstehen; der alte Heckmüller wird für sie ein nyomorult Sváb (trauriger Schwab') sein.

Wie könnte es anders sein? Verlorene Söhne — verlorene Enkel. Völkerdünger: Humus für eine andre Rasse!

Er verbarg seine Gedanken, denn er wollte seine Frau nicht noch aufstacheln. Sie aber durchschaute ihn. „Diese Erziehung gelingt nicht immer," sagte sie und blickte ihn fest an. „Denk an den Oberkondukteur in Neusatz, unsern Nachbar. Er hat sich madjarisiert, als seine Kinder noch klein waren, aber sein Ältester kam in die Buchhandlung meines Vaters in die Lehre, und seit seinem sechzehnten Jahr läuft er wieder seinem deutschen Namen nach. Er hat früh die großen deutschen Dichter gelesen, er lernte erkennen, wer er war, ehe sein Vater ihn verkaufte. Und deutsch wollte er wieder werden. Doch das Ministerium hat ihn abgewiesen, weil er nicht volljährig war. Johann Braun wollte er wieder heißen und nicht Barna Janos, aber es gelang ihm nicht. Und er ging in die Fremde, ging nach Deutschland mit dem Brandmal auf seinem ehrlichen Namen. Was glaubst du wohl, wie der seinen Vater geheißen haben mag? Gott gebe, daß Gyuri solche Söhne hat!"

Heckmüller schwieg. Er kannte die Geschichte, die eine von tausenden war, nur zu gut. Sie war ihm darum auch nie so merkwürdig vorgekommen. Jetzt freilich hatte sie auch für ihn ein andres Gesicht. Auch er mußte sich im stillen wünschen, einst so tapfere Enkel zu haben wie dieser Eisenbahnbeamte. Der Arme hatte seinen Namen gewiß nur einem Avancement zuliebe geopfert; er wollte sicherlich nur das Los seiner Kinder verbessern. Daß er einst am Pranger stehen würde vor diesen, sah er nicht voraus.

Verstimmt ging der Oberlehrer in sein Zimmer, um Schulhefte durchzusehen.

Nach einiger Zeit kam Frau Rosa zu ihm. Es beschäftigte sie etwas, das sie noch nicht auszusprechen vermochte. Sie suchte nach einem Namen für das zu taufende Kind der Susi. Ihr Mann sollte ihr raten. Er aber zuckte mit den Achseln. „Ist das so wichtig? Und so schwierig? Liesl, Bärbl, Marie, Rosa usw.," brummte er.

Sie stand neben ihm und sah seine Schulhefte vor sich. Jetzt griff sie nach einem, dann nahm sie ein zweites und drittes. Und sie las: Meyer Gyula, Knapp Ferencz, Schmidt Janos, Kirchner Vilmos. „Siehst

du," sagte sie, „das müßte auch aufhören. Da fängt es an!"

Er schaute auf. „Wie könnte man dagegen auftreten? Das ist zu spät. Gesetz ist Gesetz."

„Wer weiß, ob man nicht doch ..." Sie griff rasch nach einem Kalender und blätterte in demselben. Da war ein Verzeichnis aller gangbaren Taufnamen, hinter denen ein Heiliger stand. Denn daß man nur einen solchen wähle, der einen Schutzpatron hatte im Himmel, das gebot die katholische Kirche. Aber auch wenn ... Sieh, welch schöne, uralte, deutsche Namen da verzeichnet standen. In der ersten Zeit des Christentums gab es noch Heilige, die Manfred und Herbert, Roderich, Alwin, Wolfram, Gerhard, Raimund, Erdmann, Burkhard, Eberhard, Rainer und Wunibald hießen. „Soll einer diese Namen ins Madjarische übersetzen, wenn er es vermag!" sagte die Frau.

Heckmüller sprang von seinem Sitz empor. „Gott! Rosa! Du meinst ...?".

„Ich werde der Susi ihr Mäderl Hulda, Liebhilde, Emma, Berta, Brigitte oder Ulrike nennen. Keinen Namen, der übersetzbar ist," sagte ruhig Frau Rosa, „werde ich wählen."

„Ja, wenn's ein Bub wäre ... Aber wozu bei einem Mädel?"

„Das ist gleich!" rief die tapfere Frau. „Bei der Taufmatrikel fängt das Unheil an. Den Geistlichen muß man zuerst das Handwerk legen. Oh, wenn ich ein Mann wäre!"

Heckmüller lachte. Dann rieb er sich die Hände. Hatte da wieder einmal ein Weib einen Gedanken ausgesprochen, der berufen war, eine Waffe im nationalen Widerstand der Deutschen zu werden. „Kostbar! Kostbar!"

„Liebhilde — Liebhilde — Liebhilde Haffner, es klingt ganz gut. Als Rufname Hilde," murmelte Frau Rosa.

„Die Leute werden unglücklich sein!"

„Das glaube ich nicht. Es wird ihnen sehr gefallen. Und wir müssen das in die Mode bringen."

„Dafür laß mich sorgen, Rosa! Aber es muß heimlich geschehen, sie dürfen es nicht gleich merken. Wir wollen Buße tun für den Gyuri. Hundert deutsche Namen sollen gerettet werden für den einen, der uns verloren ging," sprach Heckmüller.

„Erinnere mich daran nicht!" seufzte Frau Rosa und ging wieder hinaus.

Heckmüller aber wurde dringend in eine Sitzung der Gemeinde berufen, an der alle wichtigen Persönlichkeiten des Dorfes teilnehmen sollten. Der Straub-Michl tat sehr geheimnisvoll.

(Fortsetzung folgt.)

Geduld

Geduld, wo ist dein Land
Mit stillen Wegen?
Kannst du nicht deine Hand
Aufs Herz mir legen?
Kannst du nicht jede Nacht
Aufs neu mir sagen:
Warte, bis Küssen macht
Ein End' dem Fragen!?

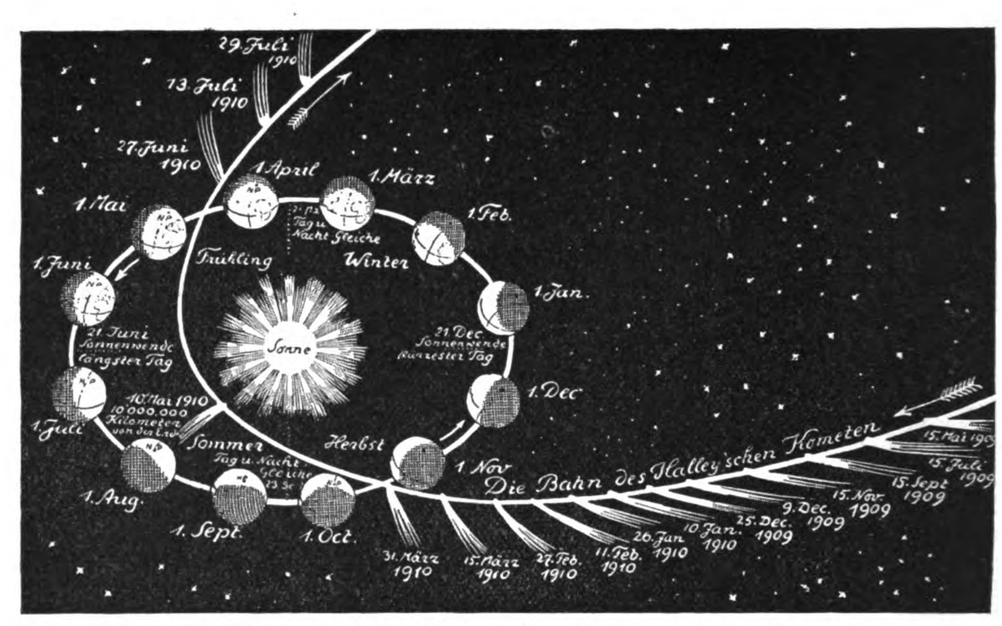
Und stumm, in dumpfem Glanz,
Steigt sie hernieder,
Schleier umhüllen ganz
Die heiligen Glieder.

Ihr Haupt birgt düster sich
Und nachtbehalten,
Und zitternd flüstre ich
In ihre Falten:

Ich will die Knospen nicht
Vom Zweige streifen,
Harrend auf Lenz und Licht,
Lass' ich sie reifen.
Der Blüten Gold — vielleicht —
Wird niederschweben,
Solang mein Sommer reicht,
Mit mir zu leben!

Walther Unus





Bahn des Halleyschen Kometen im Verhältnis zur Erdbahn für das Jahr 1910.

Zigeuner des Weltenraums

Zur Wiederkunft des Halleyschen Kometen April-Mai 1910

Von W. Franzisket (Köln)

Unter allen Erscheinungen des gestirnten Himmels haben von alters her jene seltsamen, geisterhaft aufflammenden riesigen Fackeln das lebhafteste Interesse gefunden. Kometen wurden sie genannt, Schweif- oder Haarsterne, weil ihr Hauptmerkmal ein schweifähnlicher, lang dahingezogener Lichtstreifen war. Ihr plötzliches Auftauchen am Himmel, ihre so wunderliche Gestalt im Vergleich zu den übrigen Gestirnen, ihre unregelmäßigen Bewegungen und nicht zuletzt ihr geheimnisvolles Verschwinden mußten notwendigerweise ein gewisses Grauen in den Herzen der Menschen erregen. Die erschreckte Phantasie sah in ihnen die Brandfackeln des Krieges und die Zuchtruten der Pest. Erdbeben und Überschwemmungen und alles, was an Not die Erde nur beut, wurden ihnen zugeschrieben.

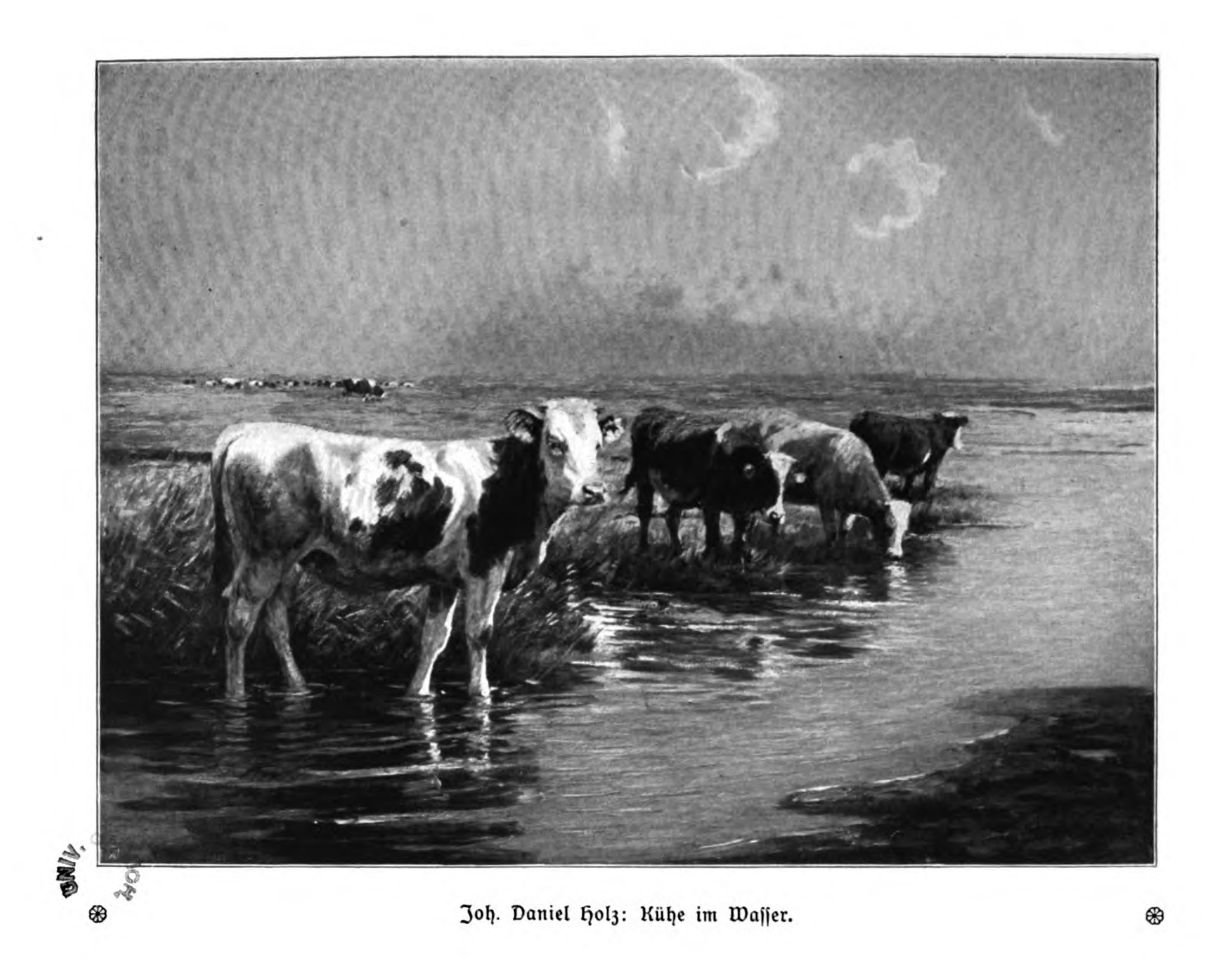
Wie leicht war es auch, den Beweis für die Berechtigung dieser Ansicht zu bringen: solange die Menschen auf dieser schönen Erde zusammen wohnen, haben sie nicht aufgehört, sich gegenseitig zu befehden und zu morden, wie ja auch von jeher Qual und Leid eine Heimstätte auf Erden haben.



Edmund Halley, Kgl. Mathematiker und Astronom, Dir. der Sternwarte in Greenwich (* 1656, † 1742).

Flavius Josephus, der romanisierte jüdische Geschichtschreiber, berichtet uns in seinem Werk „De bello Judaico" von einem großen Kometen, dessen Erscheinung im Jahre 66 nach Christi Geburt einem riesigen feuerflammenden Schwerte glich und monatelang die Einwohner von Jerusalem in Furcht und Entsetzen hielt. Seiner Ansicht nach war dieses Gestirn der Bote der einige Jahre später erfolgten Zerstörung Jerusalems durch Titus.

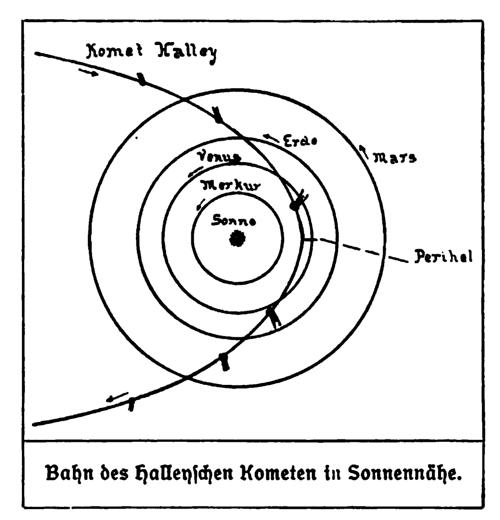
Selbst Ciceros sonst so freies Denken konnte sich dem Einfluß dieser Anschauungen nicht entziehen. Mit nachdrücklichem Ernst macht er darauf aufmerksam, daß die Kometen stets Anzeichen von Krieg



Joh. Daniel Holz: Kühe im Wasser.

und innern Zwistigkeiten seien. Hierin unterstützten ihn Seneca, Plinius und Vergil, die nicht genug die Tücke dieser Gestirne hervorheben konnten.

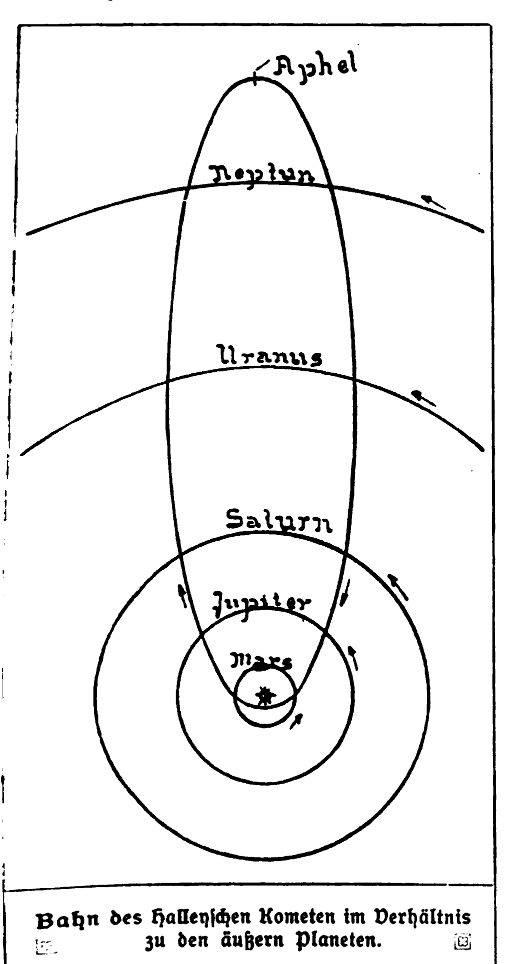
Der Astrologenkult des Mittelalters pflegte diese Anschauung sorgfältig weiter und schmückte sie mit allerhand phantastischen Zutaten aus. So gab im Jahre 1456 zur Zeit der Türkenkriege ein großer Komet den Sterndeutern willkommene Gelegenheit, Niederlage und Vernichtung des Christenheeres vorauszusagen. Aber, o Tücke des Schicksals, die Christen errangen einen glänzenden Sieg! Doch unsre wackern Astrologen ließen sich ebensowenig wie das Delphische Orakel in Verlegenheit bringen, und einer von ihnen, Crомerus, nannte den Kometen „Christianis laetum nuntium clade Turcia et turpi fuga Mahomedis“. Damit war das alte Ansehen und die Würde des Kometen gerettet. Denn Unheil hatte er ja gebracht, wenn auch nur den Türken.



Bahn des Halleyschen Kometen in Sonnennähe.

Sogar Milton, ein Zeitgenosse des großen Newton, trägt kein Bedenken, in seinem berühmten Epos „Das verlorene Paradies“ die Kometen mit Pestilenz und Krieg in Verbindung zu bringen:

> From its horrid hair
> Shakes pestilence and war.

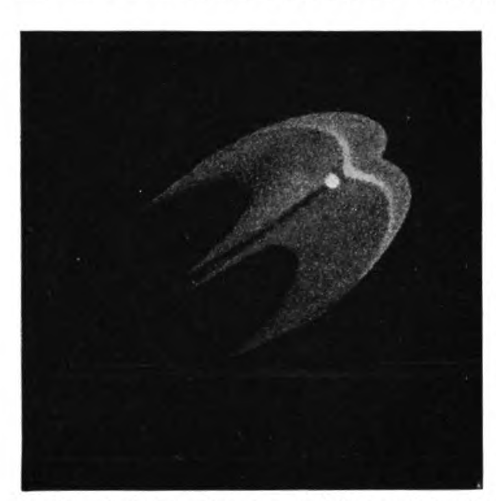


Bahn des Halleyschen Kometen im Verhältnis zu den äußern Planeten.

In dem trefflichen Werke „Wunder des Himmels“ von Littrow-Weiß sind weitere Zeugnisse dieser Kometenfurcht mitgeteilt, von denen noch folgendes erwähnt werden mag. Der englische Arzt Forster weist in seinem 1828 erschienenen Werke über atmosphärischen Ursprung der Seuchen nach, daß die Kometen einen bedeutenden Einfluß auf den Gesundheitszustand der Menschen und Tiere ausüben. Der Beweis entbehrt nicht der Komik. Denn Forster zählt alle ihm bekannten Epidemien auf und findet auch für jede den schuldigen Kometen, so daß ganz wunderbare Blüten gezeitigt werden: „Anno 1665 großer Komet und Pest in London. Anno 1668 erscheint ein großer Komet und in Westfalen ein großes Sterben unter den Katzen; Anno ... Komet und Klauenseuche in Ostfriesland.“

Zuletzt fand man es aber langweilig, in den Kometen nur Unheilverkünder zu sehen. Man beförderte sie daher zu Glücksboten und schrieb ihnen die Entdeckung wichtiger Goldfelder und Silberadern zu. Wer weiß, welch herrliche Eigenschaften diese Irrfahrer unschuldigerweise noch erhalten hätten, wenn nicht nach und nach die wissenschaftliche Forschung das Wesen dieser Gestirne enthüllt hätte.

Dadurch wurde zwar der Kometenaberglaube einigermaßen eingedämmt, soweit dies in unsrer aufgeklärten Zeit der Blumenmedien und des Chiromantismus überhaupt möglich ist. Doch die nie rastende Phantasie fand in den Forschungsergebnissen über die Bahnverhältnisse der Kometen willkommenen Anlaß zu einer andern Befürchtung und malte in buntesten Farben die wahrscheinliche Katastrophe eines Zusammenstoßes



Kopf des Halleyschen Kometen, gezeichnet von Schwabe am 15. Oktober 1835. (Nach M. W. Meyers „Weltgebäude", 2. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.)

der Erde mit einem Kometen aus. Auf den ersten Blick sollte es freilich auch scheinen, daß diese verwegenen Vagabunden, wie sie ob ihrer wilden Streifzüge durch den Weltenraum häufig genannt werden, die ganze ehrwürdige Harmonie unsers Planetensystems zu zerstören vermöchten. Während die rechtmäßigen Kinder unsrer Sonnenfamilie, die Planeten und Asteroiden, ziemlich die gleiche Bahnebene haben und streng gesondert ihre Kreise um die Sonne ziehen, jagen diese Gesellen in allen Richtungen durch die Planetenbahnen hindurch, streben mit zunehmender Schnelligkeit der Sonne zu, umtanzen sie in feurig aufjauchzendem Reigen, um dann nach kurzer Siegesfeier wieder weit hinaus in den Weltenraum zu verschwinden.

Besonders der 1910 wieder erscheinende Halleysche Komet ist in dieser Beziehung von einer edlen Dreistigkeit. Er gehört zu den sogenannten periodischen Kometen, weil er nach einem Zeitraum von 75 bis 76 Jahren sich regelmäßig wieder einstellt. Seine Bahn ist eine langgestreckte Ellipse. Im Perihel (Sonnennähe) umkreist er zwischen Venus und Merkur die Sonne, während sein Aphel (Sonnenferne) 5350 Millionen km beträgt, also weit über die Bahn Neptuns, des äußersten Planeten, hinausreicht. Dabei ist die Neigung seiner Bahn gegen die Ekliptik (Erdbahnebene) ungefähr gleich 162 Grad, so daß seine Bewegung umgekehrt wie die der Planeten verläuft und bis zu einer Höhe von 18 Grad über die Ekliptik sich erhebt. Zur Beruhigung furchtsamer Gemüter sei jedoch jetzt schon gesagt, daß ein Zusammenstoß mit diesem Kometen nicht zu befürchten ist, da er sich höchstens auf eine Entfernung von einigen Millionen km der Erde nähern kann. Außer dieser besitzt jedoch unser Komet noch manche andre lobenswerte Eigenschaften, von denen seine vielerprobte Treue nicht zuletzt erwähnt werden mag.

Diese gab nämlich dem englischen Astronomen Halley, der ein Zeitgenosse und Freund Newtons war, Gelegenheit, zum erstenmal die Wiederkunft eines Kometen vorauszusagen. Mit Untersuchungen über Kometenbahnen beschäftigt, fand Halley, daß die in den Jahren 1531 und 1607 beobachteten Erscheinungen auffallend übereinstimmten mit der des Jahres 1682. Er folgerte daraus, daß es ein und dasselbe Gestirn sein müsse, welches in 75 bis 76 Jahren seinen Lauf um die Sonne vollendet. Sein genialer Freund Newton hatte kurz vorher die alle bisherigen Anschauungen umwälzenden Gesetze der Schwerkraft aufgestellt und behauptet, daß auch die Kometen ihnen unterworfen seien und in elliptischen Bahnen um die Sonne kreisten. Daher war die Erwartung aller Astronomen außerordentlich groß, als Halley es wagte, auf Grund seiner Untersuchungen die Wiederkehr des Kometen für das Jahr 1758/59 vorauszusagen. Bereits Ende 1758 wurde das Gestirn noch vor seinem Periheldurchgang entdeckt, und zwar von dem Bauer Palitzsch in Prohlis bei Dresden, dessen Name, auch andrer Entdeckungen wegen, mit der Geschichte der Astronomie unzertrennlich verbunden ist. „A peasant by station, an astronomer by nature" nennt ihn der berühmte Astronom Herschel.

Auf Grund der Beobachtungen von 1758/59 wurde die nächste Wiederkunft für das Jahr 1835



Johann George Palitzsch, erbangesessener Landmann in Prohlis bei Dresden, der Wiederentdecker des Halleyschen Kometen im Jahre 1758. Stich von M. Keyl, Dresden 1767.

berechnet. Rosenberger in Halle gab den 12. November als Periheldurchgang an, wobei sich später nur ein Irrtum von vier Tagen ergab. Gleichzeitig hatte auch Pontécoulant die Berechnung aufgestellt und sie auf das Jahr 1910 ausgedehnt, wonach die Sonnennähe am 17. Mai erreicht werden soll. In neuerer Zeit sind diese Rechnungen von der Greenwicher Sternwarte verbessert, und als wahrscheinliches Datum des Periheldurchgangs ist der 8. April ermittelt worden. Hierbei war eine Ungenauigkeit von einem Monat nicht zu vermeiden, da notwendige Verkürzungen der sonst ins Riesenhafte wachsenden Rechnungen vorgenommen werden mußten.

Nachdem nun in dieser Weise die Periode des Kometen bestimmt war, lag es nahe, zurückzurechnen und zu untersuchen, ob die betreffenden Daten mit früher beobachteten Kometenerscheinungen übereinstimmten. In der Tat konnte man so den Kometen bis zum Jahre 12 v. Chr. verfolgen, ein Beweis, daß seine Erscheinung jedesmal recht auffällig gewesen sein muß.

Wenn auch durch die trefflichen Untersuchungen Halleys ziemlich früh die Bahnverhältnisse beleuchtet wurden, so blieb doch noch immer die eigentliche Natur der Kometen ein großes Rätsel. Was der aufgestellten Behauptung, auch die Kometen seien stoffliche Gebilde, die meisten Schwierigkeiten bereitete, war die äußerst feine, nebelartige Erscheinung des Gestirns. Nicht nur durch die Lichthülle des Schweifes schimmerten mit unverhüllter Glut selbst kleinere Fixsterne hindurch, auch der sogenannte Kopf war nicht dicht genug, um das Durchblitzen der Sterne zu verwehren. Selbst bei Vorübergängen von Kometen vor der Sonnenscheibe konnte ein dunkler Fleck nicht wahrgenommen werden.

Der Spektralanalyse blieb der Beweis vorbehalten, daß die Kometenmaterie zum größten Teil aus Stoffen besteht, die auch auf unsrer Erde vorhanden sind. Glücklicherweise wurde hierbei ein Überwiegen von Wasserstoff und Stickstoff festgestellt, so daß auch die ängstlichen Seelen wieder auf ihre Kosten kamen, indem sie auf die so giftigen chemischen Verbindungen dieser beiden Stoffe hinweisen und der Erde bei einem Zusammenstoß mit einem Kometen ihren Untergang in — Blausäure weissagen konnten. Da aber auch noch die Existenz von Kohlenstoff ermittelt wurde, könnte man sich mindestens auf einen Benzin- oder Petroleumregen gefaßt machen. Als weitere Bestandteile scheinen noch Eisen und Natrium vorhanden zu sein.

Äußerst anregend gestaltet sich die Erwägung, daß die Schweifbildung immer erst bei der Annäherung an die Sonne auftritt, mit ihr zunimmt, bis kurze Zeit nach dem Perihel die größte Ausdehnung erreicht ist. Bei weiterer Entfernung des Gestirns von der Sonne nimmt der Schweif allmählich wieder ab und verschwindet.



Kopf des Donatischen Kometen am 2. Oktober 1858.

Die Ursache dieser Bildung muß also in der Sonne liegen. Weiterhin wurde beobachtet, daß vor dem Entstehen des Schweifes in der Richtung auf die Sonne eine Ausströmung leuchtender Materie erfolgt, die pendelartige Schwingungen macht, sich nach und nach vergrößert, um plötzlich nach beiden Seiten auszubiegen, sich von der Sonne abzuwenden und sich zuletzt mit einer abseits von der Sonne erfolgenden Ausströmung zu dem bekannten Schweife zu vereinigen.

Es ist wohl dieser Vorgang nichts andres als eine infolge der starken Sonnenglut eintretende Vergasung der Kometenmasse, bei welcher jedoch besondere Kräfte den Weg der Gase vorschreiben. Nach der scharfsinnigen Erklärung Bredechins und Zöllners sind diese Gase elektrisch geladen. Da aber die Sonne selbst eine gewaltige elektrische Kraftquelle darstellt und durch die aufsteigenden Protuberanzen ständig Elektrizität in den Raum hinausstrahlt, entsteht bei gleichnamigen Elektrizitäten eine abstoßende Kraftwirkung zwischen beiden. Sobald diese „Repulsivkraft" groß genug ist, um die Spannkraft der Gase zu überwinden, tritt das schon erwähnte, den Kern umwallende Zurückfluten der Gasmassen ein. Infolgedessen muß auf der Sonnenseite des Kometen eine Verdichtung („Kopf") erfolgen, welche heller leuchtet.

Durch diese Repulsivkraft läßt sich auch die merkwürdige Tatsache erklären, daß der Schweif in vielen Fällen vollständig entgegengesetzt der Sonne verläuft und während seiner ganzen Bahn



Der Donatische Komet am 10. Oktober 1858. (Nach Littrow-Weiß, „Wunder des Himmels".)

diese Richtung behält. Da bei einigen Kometen eine Krümmung des Schweifs beobachtet wurde, andre hingegen gerade, in der Bahnrichtung verlaufende Schweife zeigten, darf angenommen werden, daß diese abstoßende Kraft verschieden ist, und zwar je nach der Natur der vergasten Materie.

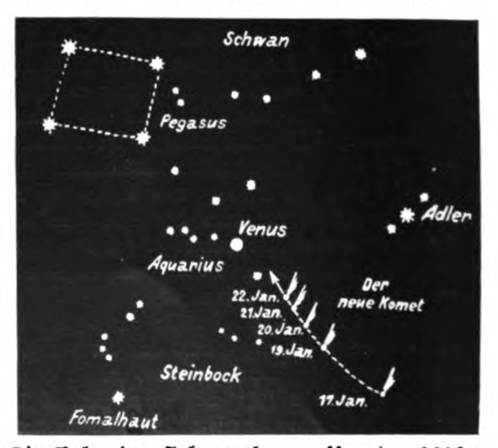
Auf die Einzelheiten dieser merkwürdigen Bildung kann hier leider nicht näher eingegangen werden; wer Muße und Lust dazu hat, einige Stunden dem Kult der Venus Urania zu widmen und tiefer einzudringen in ihre leuchtenden Geheimnisse, der greife nach dem trefflichen Werke von M. W. Meyer „Das Weltgebäude" (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). Das Studium wird ihn nicht reuen, wie ja überhaupt der Genuß der astronomischen Lektüre an Spannung einem guten Roman nicht nachsteht.

Doch zurück zu unsern Kometen!

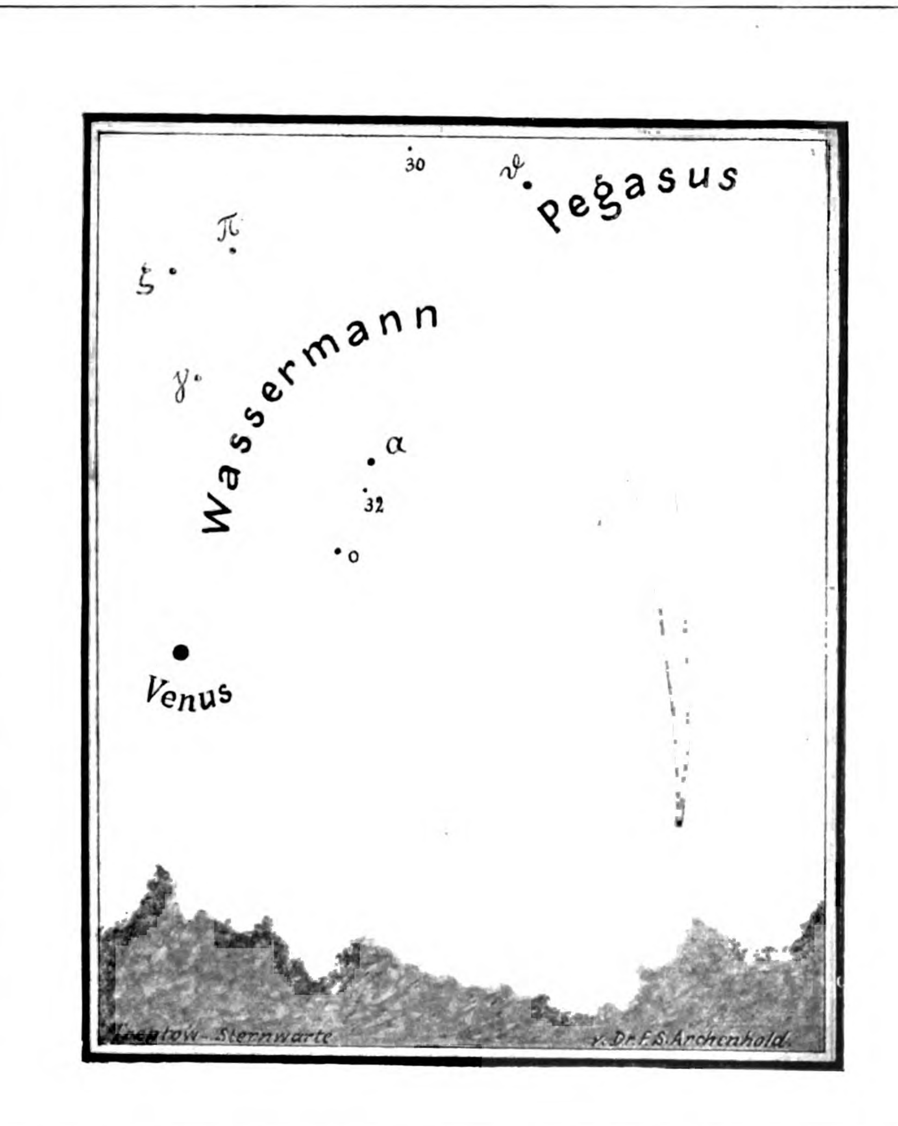
Die jauchzende Siegesfeier in der Nähe der Sonne mit ihrer ganzen leuchtenden Pracht bedeutet meistens einen Verlust für den Kometen. Denn wenn er sich wieder in die sonnenfernen Gegenden zurückzieht, fällt es ihm schwer, seine ganze Habe mitzunehmen. Die Auffaugung des Schweifes kann nämlich gewöhnlich nicht gleichen Schritt halten mit der allmählich wieder eintretenden Verdichtung des Kerns. Kommt dann noch unglücklicherweise der Einfluß eines Planeten hinzu, so muß der Komet wohl oder übel unter Zollung eines Tributs mit dem Rest seiner Habe weiterziehen. Diese so versprengten Teile des Kometen sind natürlich auch den Gesetzen der Schwerkraft unterworfen und ziehen ihre Kreise um die Sonne. Kreuzen sie dabei unsre Erdbahn und gelangen in unsre Atmosphäre, so werden sie durch den Widerstand der Luft aufgehalten, entzünden sich durch die Reibungshitze und verbrennen unter lebhafter Lichtentwicklung. Wir sprechen dann von Sternschnuppen, Leuchtkugeln oder Meteoren.

Noch eine Frage drängt sich auf. Sind diese wilden Waller Kinder der Sonne, oder führen sie ein Zigeunerleben im weiten Weltenraum? Denn nicht alle kehren wieder zurück. Bei ihrer geringen Masse wird ihre Bahn leicht abgelenkt durch den Einfluß der Planeten, so daß unter Umständen die ursprünglich elliptische Bahn in eine hyperbolische umgewandelt wird, d. h. in den Weltenraum hinausgeht. Anderseits ist bei einem Eindringen eines Kometen aus dem Weltenraum in unser Sonnensystem durch denselben Einfluß eine Überführung der hyperbolischen Bahn in eine elliptische möglich. Eine ganze Reihe von Kometen hat auf diese Weise Jupiter „eingefangen"; ihre Bahnen zeigen eine solch deutliche Abhängigkeit von dem Gewaltigen, daß sie als seine Adoptivkinder betrachtet werden und die Astronomen von einer „Jupiterfamilie" sprechen können. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Kometen nicht wie die Planeten aus der Sonne ihren Ursprung ableiten, sondern mit der Sonne entstanden sind, also Glieder jenes unermeßlichen Sternensystems bilden, das wir Milchstraße nennen und zu dem auch unsre Sonne gehört.

In ständiger Bewegung rieseln diese gewaltigen Sonnen mit ihren Planeten durch das endlose All, und die Kometen sind es, die auf verwegenem Kothurn Botschaft bringen von Sonne zu Sonne. Nicht aus eignem Willen wandeln sie solch vermessene Pfade, sondern jener gewaltigen Kraft gehorchend, die das ganze Weltall durchdringt. Ihre geringe Masse vermag den



Die Bahn des Johannesburger Kometen 1910 a vom 17. bis 22. Januar.



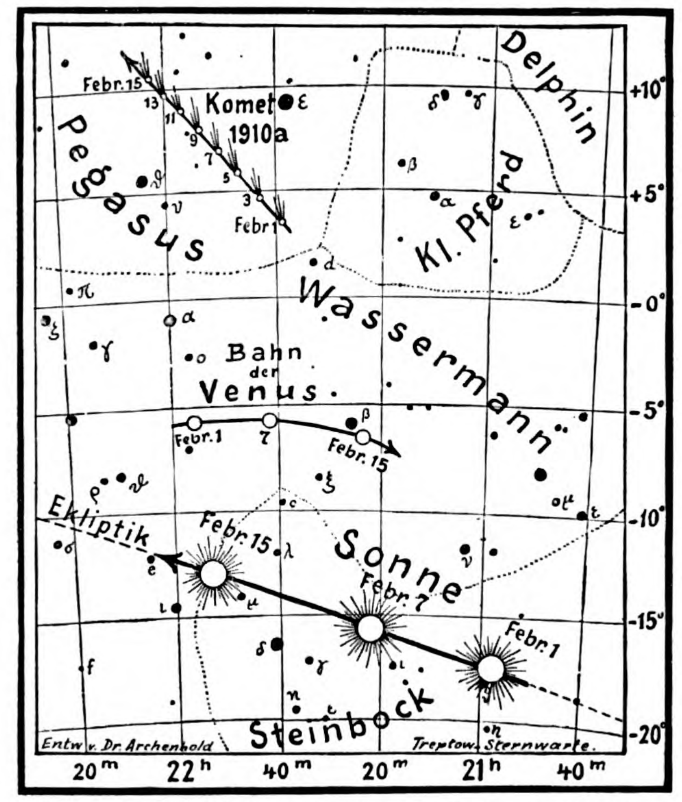
Zeichnung nach der am 26. Januar 1910 durch Dr. F. S. Archenhold von der Plattform der Treptower Sternwarte aus aufgenommenen Photographie des Johannesburger Kometen 1910 a.

Bestand unsers **Planetensystems nicht** zu beeinflussen, **und** unumschränkt **bleibt** die Herrschaft der Sonne. Wenn **uns** also das Gestirn erscheint, **möge nicht** kleinliche Furcht **unser** Herz erfüllen, **sondern jenes** erhabene Gefühl, **welches** den Erzengel **in** Goethes „Faust" zu den Worten zwingt:

> Die Sonne tönt nach alter Weise
> In Brudersphären Wettgesang,
> Und ihre vorgeschriebne Reise
> Vollendet sie mit Donnergang.
> Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
> Wenn keiner sie ergründen mag;
> Die unbegreiflich hohen Werke
> Sind herrlich wie am ersten Tag.

*

Diese **Ausführungen** waren der Redaktion bereits übergeben, als **plötzlich** die Nachricht eintraf, daß ein ganz neuer Komet aufgetaucht und bereits am 17. Januar 1910 mit unbewaffnetem Auge von Worssell und Innes auf der



Bahn des Kometen 1910 a in der Zeit vom 1. bis zum 15. Februar 1910 nebst Venus- und Sonnenstand.

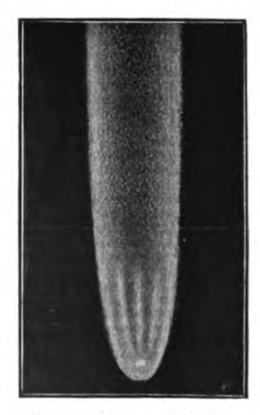
Menschheit zeigte. Denn an demselben Tage, an dem er in Johannesburg entdeckt wurde, ging er auch schon nachmittags 3 Uhr durch sein Perihel. Inzwischen war das Ergebnis einer spektroskopischen Untersuchung der Lick-Sternwarte in Kalifornien gemeldet worden, welche eine gewisse Erklärung dieser Tatsache brachte. Es zeigte sich nämlich, daß das aufgenommene Spektrum ein kontinuierliches ist mit stark hervortretender Natriumlinie. Nun hatten aber die meisten bisher beobachteten Kometen ein sog. Bandenspektrum, während nur einzelne, so die beiden Kometen von 1882, das kontinuierliche besaßen. Man suchte früher schon eine Erklärung hierfür und fand diese auch auf Grund der von Hasselberg und Vogel angestellten Versuche. Sobald in einer Geißlerschen Röhre, welche Gase und Metall enthält, eine elektrische Entladung herbeigeführt wird, entsteht bei geringer elektrischer Intensität ein einfaches Bandenspektrum der aufleuchtenden Gase. Bei bedeutend verstärkter elektrischer Energie zeigt sich allmählich ein kontinuierliches Spektrum. Werden jedoch die Metalle durch Erhitzung zum Verdampfen gebracht, so übernehmen die Metalldämpfe die elektrische Leitung, die Spektra der Gase treten zurück, und die der Metalle herrschen vor. Mit diesem Versuch war die Möglichkeit einer Erklärung gegeben.

Sternwarte zu Johannesburg in Südafrika beobachtet worden sei. Dieser unerwartete Gast aus den Tiefen des Weltenraums, der gar so anmutig die auf den Halleyschen Kometen harrende Menschheit geneckt hat, verdient wenigstens eine Nachbetrachtung, zumal da er für uns ein vollständiger Fremdling ist und das sonderbare Menschenherz an und für sich schon Fremden gegenüber mehr Aufmerksamkeit zeigt als guten Bekannten und Freunden.

Die ersten Beobachtungen des Gestirns in Europa wurden am 19. Januar von den Sternwarten in Cambridge, Wien und des Collegium Romanum in Rom vorgenommen. Nachrichten aus Mexiko und China zufolge wurde zur selben Zeit der Komet auch dort bemerkt, aber einstweilen noch für den Halleyschen gehalten. Leider war die Witterung während der darauffolgenden Tage in Deutschland nicht besonders günstig. Immerhin konnte aber die eigenartige Schönheit der Erscheinung am 22., 25. und 29. Januar in verschiedenen Gegenden zur Genüge bewundert werden.

Merkwürdig ist an diesem neuen Zigeuner, daß er erst nach Entfaltung seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit sich dem staunenden Auge der

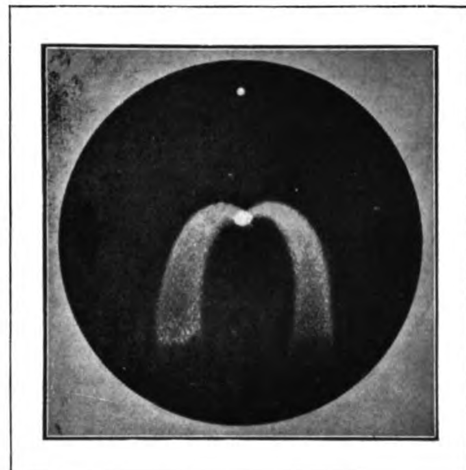
Bei der Annäherung des Kometen an die Sonne tritt zuerst die Entwicklung der leichtflüchtigen Kohlenwasserstoffgase ein, welche unter dem einstweilen noch geringen elektrischen Einfluß der Sonnenenergie das gewöhnliche Bandenspektrum leuchtender Gase zeigen. Je näher das Gestirn nun der Sonne kommt, desto stärker wird die elektrische Wirkung, die den allmählichen Übergang des Bandenspektrums in ein kontinuierliches her-



Komet 1910 a, mit bloßem Auge gesehen Gezeichnet von Dr. F. S. Archenhold.

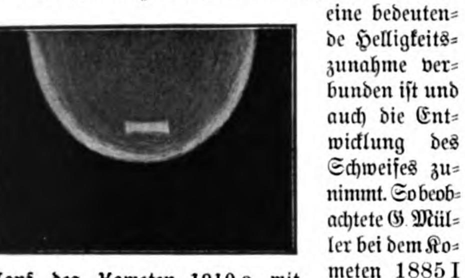
beiführt. Ist hierbei die Glut der Sonnenstrahlung so groß, daß die Metalldämpfe sich entwickeln können, so tritt der schon erwähnte Zustand ein: wir haben dann ein kontinuierliches Spektrum mit scharf ausgeprägten Metallinien.

Zur Herbeiführung dieser verstärkten elektrischen Intensität und bedeutenden Glutwirkung der Sonne müßten daher alle Kometen dieser Art eine äußerst geringe Periheldistanz aufweisen, d. h. der Sonne sehr nahe kommen. Dies ist auch bei den sämtlichen in Betracht kommenden Gestirnen festgestellt worden. Daß es auch bei dem neuen Kometen 1910a zutrifft, beweist die Berechnung der Bahnelemente, welche Prof. Kobold auf Grund seiner Beobachtungen in Algier, Holstein und auf der Hamburger Sternwarte ausgeführt hat. Nach dieser Berechnung beträgt die Periheldistanz ungefähr 15 Millionen km, eine Entfernung, die gleich einem Drittel des Merkurabstandes von der Sonne ist.



Kopf des Kometen 1910a im großen Refraktor der Treptower Sternwarte. Gezeichnet von Dr. F. S. Archenhold.

Es möge noch erwähnt werden, daß gleichzeitig mit der Bildung des kontinuierlichen Spektrums eine bedeutende Helligkeitszunahme verbunden ist und auch die Entwicklung des Schweifes zunimmt. So beobachtete G. Müller bei dem Kometen 1885 I innerhalb weniger Stunden eine Vergrößerung der Helligkeit auf das 3½fache des ursprünglichen Betrages. Demnach scheinen also auch hier ähnliche Verhältnisse vorzuliegen, wodurch die Entdeckung des Kometen verzögert wurde.



Kopf des Kometen 1910a mit länglichem Kern. Gezeichnet von Dr. F. S. Archenhold.

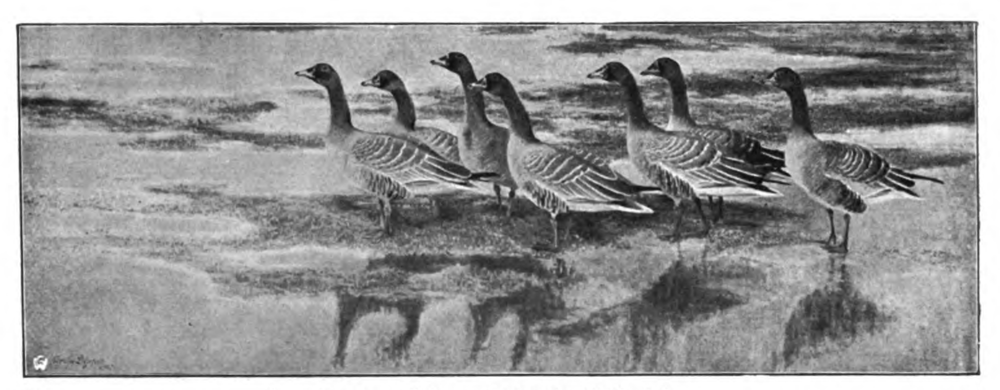
Ein weiterer bedeutsamer Umstand ist die rasche Helligkeitsabnahme nach dem Periheldurchgang, die sowohl für eine große Geschwindigkeit der Bewegung als auch für eine geringe Masse spricht. Die große Geschwindigkeit kann darauf zurückgeführt werden, daß die Richtung der Eigenbewegung des Gestirns im Weltenraum mit der Richtung der Anziehungskraft der Sonne annähernd zusammenfiel, so daß beide sich in ihrer Wirkung addierten. Die geringe Masse ist daraus ersichtlich, daß allmählich die scharfe Abgrenzung von Kern, Koma und Schweif verschwand, also die Kometenmaterie während und kurz nach dem Periheldurchgang beinahe vollständig vergast wurde. Form und Art der Entwicklung des Schweifes bieten nach den Beobachtungen der Hamburger Sternwarte große Ähnlichkeit mit dem Donatischen Kometen vom Jahre 1858.



Der Johannesburger Komet 1910a.

Im Februar wurde das Gestirn immer lichtschwächer und strebte nach der kurzen Orgie feurig auflodernder Lust wieder den geheimnisvollen Tiefen des Weltenraums zu.

Es nimmt jedoch das tröstende Bewußtsein mit, daß der alte ehrwürdige Ruf als Unheilstifter auch diesmal gläubige Seelen gefunden hat. Ganz Rußland war in fieberhafter Aufregung, so daß zur Aufrechterhaltung der Ordnung besondere Truppen- und Polizeiaufgebote zu den Landbewohnern beordert werden mußten. Natürlich wurde die dort herrschende grimmige Kälte, die vorhergegangene Überschwemmung und was sonst noch Unangenehmes sich ereignet hatte, auf das Konto „Komet" gesetzt. Selbst was noch im dunklen Schoße der Zukunft verborgen ruht, wird ihm zur Last gelegt, bis dann — der Halleysche Komet herannaht und den entschwundenen bösen Bruder entlastet.



Bruno Liljefors: Sichernde Wildgänse.

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Aus Richard Muthers „Geschichte der Malerei"

Als Richard Muther am 28. Juni v. J. für immer die Augen schloß, durfte er es mit dem tröstlichen Bewußtsein tun, daß er ein Werk hinterlasse, welches nicht bloß seinen Namen, nein auch sein Wesen in reinster Form auf die Nachwelt bringen werde. Denn in seiner dreibändigen, bald nach seinem Tode bei Konrad Grethlein in Leipzig erschienenen „Geschichte der Malerei" (mit 2800 Abbildungen; geb. 36 M.; Prachtausgabe in Ganzleder 60 M.) manifestieren sich in gereifter und beruhigter, nicht aber geminderter Weise all die Kritiker- und Darstellervorzüge, die seinem ersten größeren Werke, der „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert", vor fünfzehn Jahren den Weltruhm eingetragen haben: seine gleichsam traditionslos an den Gegenstand herantretende Frische, sein lebendiges Gegenwartsgefühl, das sich auch von den geheiligtsten Denkmälern der Geschichte nicht in Bann schlagen läßt, seine bildhafte Anschauungskraft, seine Kunst, den Leser, statt erkennen und beurteilen, sehen zu lehren und ihn so teilnehmen zu lassen an der Schöpferwonne des Bildners.

Gestehen wir es uns doch: diese Art, Kunstgeschichte zu schreiben, war damals, als Muthers erstes größeres Werk erschien, bei uns unerhört. So unerhört, daß die zünftige Kunstgeschichtschreibung es sich schuldig zu sein glaubte, das Tischtuch zwischen sich und diesem „amüsanten Plauderer" ein für allemal zu zerschneiden. So, wie dieser Muther es da tat: mit glühendem Stift die intimen Reize einer Landschaft nachzeichnen, ein Porträt zum Sprechen bringen, ein Genrebild aus dem Rahmen locken, daß sich seine Gestalten als unsersgleichen mitten unter uns bewegten, und weiter: eine Künstlerpersönlichkeit, eine Zeit, eine Richtung, eine ganze Epoche mit pulsendem Leben füllen, als handle es sich um Wesen von Fleisch und Blut — ja, das war ja Poeterei, war Feuilletonismus! Und heute? Was einst als Dilettantismus galt, gilt heute als unerläßliche Bedingung der Kunst, über Kunst zu schreiben.

Und wenn man damals, als dieser verwegene Reformator zuerst auftrat, vielleicht annahm, so amüsant und intim ließe sich eben nur über uns zeitlich nahestehende Kunst schreiben, so belehrt uns nun diese seine allgemeine, mit dem frühchristlichen Zeitalter einsetzende Geschichte, daß er gar nicht daran denkt, jene Unmittelbarkeit vor älteren Perioden etwa abzulegen wie einen Rock, der für sie nicht feiertäglich genug wäre. Seine Art bleibt dieselbe, ob er vor Böcklin oder Raffael, vor Courbet oder Dürer hintritt. Er ergreift die Alten so frisch wie die Neuen; er bringt das Rokoko so nahe, so greifbar an uns heran wie das moderne Pleinair, läßt um eine fünfhundert Jahre zurückliegende Kunstepoche so kühn, frei und leicht seine subjektiven Impressionen spielen wie um eine Bewegung von heute oder gestern. Nur daß seine Kunst, Einzelpersönlichkeiten in ihrem schöpferischen Kerne, namentlich aber ganze Epochen in ihrem unterscheidenden Wesen, in ihrer „seelischen Temperatur" zu erfassen, inzwischen noch erheblich gewachsen ist. Lebendiges Gefühl schafft sich lebendigen Ausdruck; lebendiger Ausdruck erzeugt lebendige Vorstellungen auch in denen, die an seiner Hand gehen.

Und man geht mit ihm. Wo man diese drei Bände aufschlägt, immer glaubt man mittendrin zu stehen im Werden der Dinge und der Menschen; wie von einer Marschmusik fühlt man sich dahingetragen. Mögen die Jahre auch hier manches Urteil abgetönt und abgeklärt haben — in der neueren Zeit übrigens zugunsten der deutschen Ader, wie die Kapitel über Dürer, Uhde und auch über Liebermann zeigen —, Muthers Freudigkeit, seine Farbigkeit und sein Feuer sind die alten geblieben. Es ist eine Lust, mit ihm durch die Jahrhunderte zu marschieren.

Nahe an 3000 Abbildungen! Sie sind klein, aber wie wenig sie trotzdem an Klarheit und Erklärungskraft zu wünschen übrig lassen, mögen die folgenden zwölf Proben zeigen, die sämtlich in Originalgröße dem Werk entnommen sind. F. D.

Skandinavische Malerei des neunzehnten Jahrhunderts

Von Richard Muther

Die Reise von Kopenhagen nach Stockholm dauert nicht lange. Gleichwohl, so nahe die beiden Länder sich sind, ist doch die schwedische Kunst von der dänischen grundverschieden. Ein expansiver kosmopolitischer Geist hat seit den Tagen Gustav Adolfs die schwedische Politik beherrscht. Und dieses kosmopolitische Element, so verschieden von dem rührenden Heimatgefühl der Dänen, gab auch von jeher der schwedischen Malerei ihre Note.



Hagborg: Eine Waschanstalt.

Blicken wir zurück auf das achtzehnte Jahrhundert, so stoßen wir schon in jener Epoche auf Lavreince und Roslin, die, in Paris tätig, fast wie Franzosen dem Rahmen des Rokoko sich einfügten. Später hat Schweden eine ganze Anzahl von Genremalern (Karl d'Uncker, Wilhelm Wallander, August Jernberg, Ferdinand Fagerlin und andre) hervorgebracht, die in Düsseldorf eine scheinbar schwedische Kunst erzeugten, indem sie Düsseldorfer Modelle mit schwedischem Nationalkostüm drapierten. Eine Anzahl von Historienmalern (Hellqvist, Cederström und andre) gab es, die sich in München der von Piloty erlernten Kunstgriffe bedienten, um Stoffe aus der schwedischen Geschichte in jenem Stil zu schildern, der damals allerwärts herrschte. Und die beiden ersten Vertreter der eigentlich modernen schwedischen Kunst — sind sie Schweden? Nun, Salmson und Hagborg, die zuerst in die Bahnen der Hellmalerei einlenkten, lebten und arbeiteten in Paris. Fischer der Bretagne und Bauern der Pikardie sind die Helden ihrer Bilder. Selbst wenn sie Schwedisch zu sprechen scheinen, liegt das Schwedische nur in den Gewändern, die sie Pariser Modellen anziehen.



Salmson: An der Barriere von Dalby.

Die Jüngeren haben in gewissem Sinne aus dieser Pariser Kunst eine schwedische Kunst gemacht, indem sie den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit mehr nach der Heimat verlegten. Doch der kosmopolitische Zug ist ihnen auch noch geblieben. Durch weltmännische Eleganz und blendende Geschicklichkeit unterscheiden sie sich von dem Biedermeiertum, der still anspruchslosen Beschaulichkeit der Dänen. Was malen die schwedischen Landschafter Nils Kreuger, Karl Nordström, Prinz Eugen, Axel Sjoberg und Walberg? Nun, namentlich Zwielichtstimmungen der apartesten Art — wenn silberne, gelbe, orangene Lichter über den Spiegel eines Sees oder über nächtliche Straßen huschen, wenn buntbewimpelte Gondeln leicht über die Fluten gleiten, das Abendrot über dem Meere spielt, die Sonne ihre letzten Strahlen über dunkle Baumwipfel breitet oder das Licht der Leuchttürme mit der Dämmerung kämpft — werden mit prickelnder Verve geschildert. Als Tiermaler machte Bruno Liljefors durch verblüffende Werke Aufsehen. Mochte er Wachteln oder Auerhähne, Hunde oder Hasen, Elstern oder Rohrdommeln malen — die flüchtigsten Bewegungen, die flackerndsten Lichtstimmungen waren (wenigstens in seinen ersten guten Bildern) mit

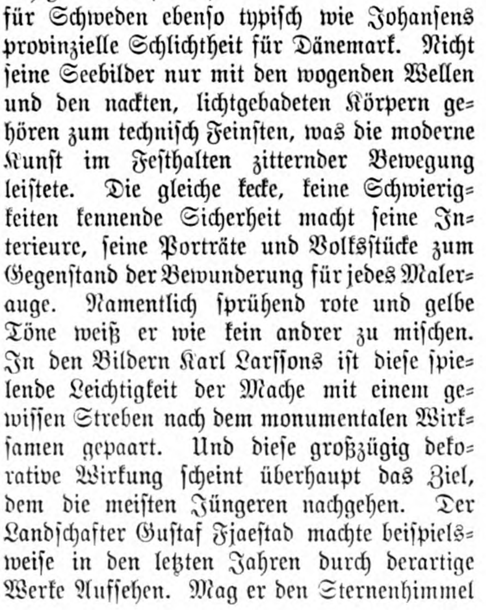


Bruno Liljefors: Seeadler.

der Schlagfertigkeit eines Japaners erhascht. Sonst lassen sich die schwedischen Maler nicht nach „Stoffen" einteilen. Virtuosen, die alle Kunstmittel beherrschen, sind sie in der Wandmalerei ebenso wie im Porträt und in der Griffelkunst zu Hause. Oskar Björck, Ernst Josephson, Georg Pauli, Richard Bergh sind die bekanntesten Namen. Und Anders Zorn in seiner unruhigen Nervosität ist für Schweden ebenso typisch wie Johansens provinzielle Schlichtheit für Dänemark. Nicht seine Seebilder nur mit den wogenden Wellen und den nackten, lichtgebadeten Körpern gehören zum technisch Feinsten, was die moderne Kunst im Festhalten zitternder Bewegung leistete. Die gleiche kecke, keine Schwierigkeiten kennende Sicherheit macht seine Interieure, seine Porträte und Volksstücke zum Gegenstand der Bewunderung für jedes Malerauge. Namentlich sprühend rote und gelbe Töne weiß er wie kein andrer zu mischen. In den Bildern Karl Larssons ist diese spielende Leichtigkeit der Mache mit einem gewissen Streben nach dem monumentalen Wirksamen gepaart. Und diese großzügige dekorative Wirkung scheint überhaupt das Ziel, dem die meisten Jüngeren nachgehen. Der Landschafter Gustaf Fjaestad machte beispielsweise in den letzten Jahren durch derartige Werke Aufsehen. Mag er den Sternenhimmel malen, der silberklar über schneebedeckten Waldungen sich breitet, moosübersponnene Felsblöcke, die einen stillen Weiher umsäumen, oder gelbe Äcker, über die der Blick weit ins Unendliche schweift — mit der naturalistischen Wahrheit verbindet sich eine skulpturale Flächenstilisierung von sehr apartem dekorativem Wohlklang.



Oskar Björck: Prinz Eugen von Schweden.



*

Wieder eine andre Welt betritt man, wenn man in Ausstellungen aus den schwedischen in die norwegischen Säle kommt. Aus dem großstädtisch rauschenden, sinnlich raffinierten Stockholm ist man in eine ernste, einsame Natur versetzt, in eine Natur, wo eine rauhe, klargesäte Bevölkerung, ein Volk von Fischern und Bauern in harter Arbeit dem Meer seine kärgliche Nahrung abtrotzt.

Auch die Norweger hatten eine Zeitlang für den internationalen Kunsthandel gearbeitet, in Genrebildern von den Sitten und Gebräuchen, in Landschaften von den Naturphänomenen ihrer Heimat erzählt. Die Namen Adolf Tidemand, Hans Gude und Morten-Müller kommen, wenn von solchen ethnographisch-geographischen Bildern gesprochen wird, in Erinnerung. Doch in Norwegen endete



Richard Bergh: Am Herd.

diese internationale Malerei sehr früh. Schon 1859 war Björnson Vorsitzender einer „norwegischen Gesellschaft“, die als einen Hauptpunkt in ihr Programm den Kampf gegen die verflachende Konvention der Düsseldorfer Malerschule aufnahm. Ibsen war sein Stellvertreter. Und als in den achtziger Jahren auf den Pariser und Münchner Ausstellungen die ersten Erzeugnisse der modernen norwegischen Malerei bekannt wurden, hatte es tatsächlich den Anschein, als ob in dieser Kunst die ganze Rauheit, die ganze Ursprünglichkeit des Nordens lebte. Die Maler bemühten sich nicht, geschmeidig und elegant zu erscheinen, nein, sie stellten Land und Leute ihrer Heimat mit so elementarer Kraft vor Augen, als sei der Gebrauch von Pinsel und Farbe erst für sie erfunden worden. Wie die Menschen selbst, denen man im Norden begegnet, diese stahlgehärteten Riesen mit den schwieligen Händen, dem wettergebräunten Gesicht, den Ölkappen und blauen Blusen, Söhnen einer versunkenen Heroenzeit gleichen, so hatten auch die Maler (Nils Gustav Wenzel, Jörgensen, Kolstoe, Christian Krogh) etwas Hünenhaftes, Urweltliches in der Unmittelbarkeit, der brutal barbarischen Art, wie sie an die Dinge herantraten. Die grellsten Wirkungen des Pleinairs waren ihnen die liebsten. Alle



Karl Larsson: Atelier-Idyll.



Anders Zorn: Johannisnacht.

Farben des Prismas ließen sie schillern. Parallel mit diesen derben Figurenbildern gingen Landschaften von sehr großem Feingefühl. Man malte nicht mehr wie früher die Mitternachtsonne und die smaragdgrünen Felswände der Fjorde. Nein, man suchte einfach und wahr den herben schlichten Charakter der norwegischen Natur zu packen. Der erzählte von einsamen Weihern, wo kein Boot die Wasserfläche furcht, kein Mensch sichtbar ist, keine Stimme erschallt; jener von der Stunde der Dämmerung, wenn die Sonne kalt und klar hinter den Bergen verschwindet; jener vom Winter, wenn eine eisige durchsichtige Luft über knisternde Schneeflächen weht. Und wenn es kein Zufall ist, daß die größten Landschafter des Jahrhunderts Kinder der Großstadt waren, so erklärt sich auch leicht, weshalb die feinsten Frühlingsbilder damals im winterlichen Norwegen gemalt wurden. Je länger man den Frühling entbehren muß, desto mehr weiß man ihn zu schätzen: jenen Frühling, der fast noch Winter ist mit seinen kahlen Ästchen und seinem knospenhaft spitzen jungen Grün. Amandus Nilson, Eilif Peterssen und Christian Skredsvig sind hauptsächlich durch solche Landschaften bekannt geworden.

Im Laufe der letzten zwanzig Jahre, als die gesamte europäische Malerei von den



Nils Gustav Wenzel: Begräbnis eines Seemanns.

großen naturalistischen Kraftproben zu mehr geschmeidigen, versöhnlichen Bildern überging, ist freilich auch in der norwegischen Kunst auf die reizvolle Herbigkeit eine mehr salonmäßige Allüre gefolgt. Noch immer erkennt man auf modernen Ausstellungen die norwegischen Ausstellungen daran, daß hier ein Schneebild neben dem andern hing. Aber zahmer, zivilisierter sind die Maler geworden, die vor zehn Jahren so derb und ungeschlacht auftraten. Jörgensen, Kolstoe, Krogh, Gustav Wentzel — sie malen jetzt nicht mehr jene hünenhaften Matrosen und Fischer, all jene Riesenbilder, die damals den norwegischen Ausstellungen etwas so Brutales, Herausforderndes gaben. Das Format ist kleiner, die Farbe hat etwas Abgetöntes, Weiches bekommen. Selbst die Landschaften haben nicht mehr die asketische düstre Einsamkeitspoesie von früher. Der Schick hat sich der norwegischen Palette bemächtigt und aus den ernsten Schneefeldern glitzernde Skating-Rinks



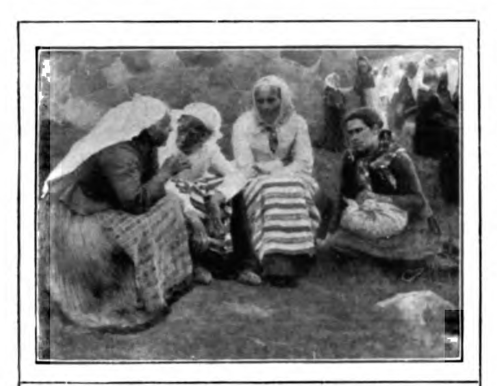
Fritz Thaulow: Winternacht in Norwegen.

gemacht. Mit Fritz Thaulow bahnte sich diese Wandlung an. So bestechend sein Können war, ließ sich nicht übersehen, daß die Wellen seiner Weiher ein wenig gefallsüchtig schillerten. Sonst sind in den letzten Jahren noch Borgen, Henning, Hjerlow und Stenersen in die Phalanx der norwegischen Landschafter eingetreten. Und besonders anziehend ist Alfdan Strom, der Lichtstrahlen, die aus stillen Fenstern über einsame Landschaften zucken, dunkelblaue Weiher, nächtliche Himmel und bunte Frauenkleider, die als pikante Farbenflecke sich von dunkelgrünen Wiesen abheben, mit einer an Cazin streifenden Tonfeinheit schildert. Und schließlich haben auch an den dekorativen Bestrebungen der Gegenwart einige Norweger sich mit Erfolg beteiligt. Gerhard Munthe zum Beispiel, ehedem durch



Edvard Munch: Kinderbildnis.

seine Frühlings- und Winterlandschaften bekannt, ergeht sich heute in einer stilisierenden Linienkunst. Von einer andern Seite her durch großflächige Stilisierung der Farbe, etwa im Sinne Cézannes, suchte Edvard Munch zu einem ähnlichen Ziel zu kommen. Munch, der bald im äußersten Norden, bald in Paris, Berlin oder Thüringen lebt, hält schon seit längerer Zeit durch seine Bilder die Welt in Spannung. Es ist fast mehr über ihn geschrieben, als gemeinhin einem Künstler zuträglich ist — von dem Hymnus Przybyszewskis 1894 bis zu dem Buche Max Lindes, das ihn als Maler der Zukunft preist. Doch mag solche Verhimmelung auch zum Widerspruch reizen: daß in den Werken Munchs



Albert Edelfelt: Die alten Frauen von Rukolaks.

oft eine urwüchsige Größe steckt, kann man nicht verkennen. Er gehört zu den wenigen heute, die „seelisch“ wirken. Eine unheimliche, herzbeklemmende Stimmung ist über viele seiner Arbeiten gebreitet. Wahnsinn und Tod sind die fürchterlichen Themen. Doch wie er in Werken solcher Art den Betrachter bannt, weil sie so grausig ernst sind, weil keine leere Pose, keine gezierte Phrase stört, weiß er durch die Wucht seiner Malerei auch in andern Bildern zu fesseln, in denen er ganz einfache Dinge aus dem Leben des Alltags gibt. Sein großes Bild einer nordischen Sommernacht war beispielsweise von einer dekorativen Wucht sondergleichen. Bis in die weiteste Entfernung blieb es wirksam, in so großen symphonischen Akkorden rauschten diese Farben daher. In seinen Bildnissen weiß er trotz oder gerade wegen ihrer Vereinfachung oft sehr schlagend zu wirken. Und was für ein Rhythmus ist in seinen kleineren Landschaften! Wie versteht er, durch klarharmonische Gliederung der Farbenmassen und durch Zurückführung aller Einzelheiten auf die entscheidende Grundform auch diesen Werken, trotz ihres bescheidenen Formats, eine klare, fast monumentale Wirkung zu geben. Mag er sich noch so oft verhauen und dann roh, geradezu beleidigend roh neben kultivierten Franzosen wirken, man hat doch immer die Empfindung, daß ein geborenes Malergenium in machtvoller Ursprünglichkeit sich ausspricht.

*

Mehr mit den Schweden als mit den Norwegern sind die Finnen verwandt: sie sind apart und geschmeidig. Der früh verstorbene, sehr vielseitige Albert Edelfelt wurde als erster bemerkt. Eero Järnefelt malte in ähnlichem Sinne duftige Akte und leuchtende Landschaften. Magnus Enckell, Pekka Hallonen und Viktor Westerholm heißen andre, die auf den Ausstellungen der letzten Jahre hervortraten. Und neben diesen frischen Naturalisten ist als Vertreter einer dekorativ stilisierenden Kunst Axel Gallén zu nennen. Gewiß, seine Bilder erwecken ähnliche Bedenken wie etwa die Werke Jan Toorops. Sie behandeln Fabeln, deren gegenständliches Verständnis die Bekanntschaft mit der altfinnischen Poesie voraussetzt. Doch immerhin, auch demjenigen, dem die Legende gleichgültig ist, imponiert die künstlerische Gestaltung. Die Werke zeigen eine ernste, unberührte nordische Welt, wo alles ins Große, ins Heroische geht, eine Welt, wo der Schnee glitzert, Kiefern und Föhren aus rötlichem Heidekraut aufragen, Ebereschen, Schlehen und Hagebutten aus wildem, dunklem Gesträuch hervorblinken. Und auch die Figuren haben in der Vereinfachung der Bewegung und des Ausdrucks oft eine seltsame, in gewissem Sinne giotteske Größe.



Eero Järnefelt: Heimkehr vom Jahrmarkt.





Naturwissenschaftliche Rundschau

Wetterkunde und Luftschiffahrt

Von Dr. Ernst Kleinschmidt (Friedrichshafen a. B.)

Die Schichtung unsrer Atmosphäre



u den interessantesten und merkwürdigsten Ergebnissen der modernen meteorologischen Methoden, die auf der Verwendung der Ballons und Drachen beruhen, gehört die Feststellung, daß unser Luftmeer vom meteorologischen Standpunkt aus nicht als gleichförmiges Ganzes zu betrachten ist, daß sich in ihm vielmehr dauernde oder vorübergehende Grenzflächen* finden, welche die Atmosphäre in deutlich erkennbare Schichten zerlegen. Sind keine Grenzflächen vorhanden, so nimmt die Temperatur nach oben hin ab, wenn man von den bodennahen Luftmassen und dem Teil des Luftmeers absieht, der oberhalb 10 km liegt. Existieren dagegen solche Grenzflächen, so ist der normale Verlauf in folgender Weise unterbrochen: die Temperatur oberhalb einer Grenzfläche ist höher — manchmal um 10 Grad und mehr — als unterhalb. Neben der Temperaturänderung zeigt sich häufig auch ein Feuchtigkeitssprung in dem Sinne, daß unter der Grenzfläche der Wasserdampfgehalt verhältnismäßig groß ist, in vielen Fällen so groß, daß es zur Wolkenbildung kommt; über ihr dagegen ist Trockenheit die Regel. Hand in Hand mit der plötzlichen Änderung der beiden eben genannten meteorologischen Elemente geht oft ein sprunghafter Wechsel von Windrichtung und -stärke; auch hat man in einzelnen Fällen unterhalb der Grenze eine nicht unbeträchtliche elektrische Ladung nachweisen können, während oberhalb nur sehr kleine Werte waren. Die zwischen je zweien solcher Trennungsflächen liegenden Luftmassen bilden eine Schicht, in der sich die einzelnen meteorologischen Elemente meist regelmäßig ändern oder auch nahezu konstant bleiben.

Wie bereits angedeutet, können die Grenzflächen vorübergehende und dauernde sein. Von dauernden kennen wir, wenigstens in außertropischen Breiten, nur eine einzige; diese aber ließ sich an allen Orten der Erde nachweisen, wo bisher Versuche zu ihrer Feststellung gemacht wurden. So fand sie sich in Lappland, in Mitteleuropa, in Nordamerika, über dem Atlantischen Ozean bis in die Tropen, und in Zentralafrika wurde sie auch über dem Äquator ermittelt. Die Höhe dieser Trennungsfläche nimmt mit der Annäherung an den Äquator zu; im Norden und in der gemäßigten Zone beläuft sich ihr Abstand von der Erdoberfläche auf etwa 10 km, am Äquator auf mindestens 15 km. An ein und demselben Orte wechselt sie im Laufe des Jahres und außerdem mit der Wetterlage; im Hochdruckgebiet liegt sie höher als in einem solchen niedrigen Drucks. Unsre Grenzfläche teilt die Atmosphäre in zwei gänzlich verschiedene Schichten. In der untern nimmt die Temperatur, wie gesagt, normalerweise nach oben hin ab, in ihr bestehen auf- und absteigende Luftströme, nur hier kommt es zur Wolkenbildung; überhaupt alles, was wir unter „Wetter" verstehen, spielt sich in der untern Schicht ab. In der obern Schicht dagegen, die sich bis mindestens 29 km Höhe, d. h. so weit man bisher mit Meßapparaten gelangt ist, erstreckt, fehlt das Spiel der vertikalen Luftströme ebenso wie die Wolkenbildung, und die Temperatur entfernt sich in ihr an keiner Stelle weit von — 60 Grad. Die Atmosphäre zerfällt also in zwei Kugelschalen, deren innere eine für die Gesamterstreckung unsers Luftozeans nur geringe Dicke hat und der Schauplatz der Witterungserscheinungen ist. Die äußere, der mindestens die doppelte Mächtigkeit zukommt, übt aller Wahrscheinlichkeit nach auf die tieferliegenden Luftmassen keinen Einfluß aus; wie von ihr der Übergang zu der erheblich niedrigeren Temperatur des Weltraums vor sich geht, ist bis jetzt noch nicht erforscht.

Außer der dauernd und an allen Orten vorhandenen Grenzfläche kommen nun auch solche von begrenzter Zeitdauer und Ausdehnung vor, und zwar fast ausschließlich bis zu Höhen von etwa 5 km, während von da ab bis zum Beginn der stets vorhandenen Schicht Trennungsflächen so gut wie ganz fehlen. In den untern 5 km spielt auch der Wasserdampf eine wesentlich wichtigere Rolle als weiter oben; dementsprechend finden wir alle Wolkenformen unterhalb dieser Grenze mit Ausnahme der zirrusartigen.

* Es sind dies natürlich keine mathematischen Flächen, sondern dünne Grenzschichten.

und der Gewitterwolken. Nach den neusten Untersuchungen scheint der Tatsache, daß sich der Wasserdampfgehalt hauptsächlich in den Luftmassen bis zu 5 km Höhe findet, eine besondere Bedeutung für die Existenz und die Temperatur der in etwa 10 km Höhe beginnenden Schicht zuzukommen.

Die Dicke der Schichten in den untern Regionen der Erdatmosphäre ist nicht immer die gleiche, doch werden von den Grenzflächen bestimmte Höhenlagen bevorzugt. Abgesehen von den Grenzflächen, die in geringerer Entfernung vom Erdboden auftreten und denen in der Regel nur örtliche Bedeutung beizulegen ist, finden sich solche namentlich in der Höhe von 1500 bis 2000 m und außerdem zwischen 3500 bis 5000 m. Es sind dies die Höhen, in denen sich zwei bekannte, oft vorkommende Wolkenformen zu bilden pflegen, die Stratokumulus in dem tieferen, die Altokumulus (große Schäfchenwolken) in dem höheren Niveau. Die Wolken gehören, wie angeführt, noch zur untern Schicht, und dicht über ihnen beginnt die neue.

Der Übergang von einer Schicht zur andern erfolgt meist nicht ganz unvermittelt. Zwar sind Fälle bekannt, in denen die Änderung der meteorologischen Elemente auf eine Strecke von höchstens 20 m erfolgte, in der Regel jedoch entsteht eine hundert oder mehr Meter dicke Mischungszone, welche die Schroffheit der Änderung mildert. Wie stark der Sprung der meteorologischen Faktoren sein kann, möge ein beobachtetes Beispiel, dem viele ähnliche angereiht werden könnten, zeigen: in einer Höhe von 1000 m wurde eine Temperatur von 0 Grad und Nordostwind von 5 Sekundenmetern gemessen, außerdem fanden sich in dieser Höhe Wolken; in 1200 m stellte man dagegen eine Temperatur von + 12 Grad, Südwestwind von 10 Sekundenmetern bei fast völliger Trockenheit fest. Aus diesen Angaben geht deutlich hervor, daß zwei solche übereinander lagernde Schichten unter sich völlig unabhängig sein können.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Schichtung in unsrer Atmosphäre in engem Zusammenhang steht mit der Witterung; nur sind wir heute noch weit davon entfernt, die Gesetzmäßigkeiten zu kennen: fast alle bisher aufgestellten Mutmaßungen haben sich als mehr oder weniger unzutreffend erwiesen. Wenigstens gilt das von der Schichtung innerhalb der untern 5 km des Luftmeers; daß ein Zusammenhang zwischen der Höhe der zuerst beschriebenen obern Schicht und der Wetterlage besteht, haben wir bereits angedeutet. Das einzige Mittel, bald genauer über die interessanten Erscheinungen unterrichtet zu sein, besteht darin, daß die neueren meteorologischen Beobachtungsmethoden eine möglichst weite Verbreitung finden. Denn die wenigen Observatorien, deren Hauptaufgabe die Erforschung der obern Luftschichten ist, sind nicht in der Lage, über die örtliche und zeitliche Änderung der Schichtenbildung genaue Feststellungen zu machen. Solange sie nur in so geringer Zahl bestehen, liegt ihr Wert zunächst darin, daß sie uns mit zahlreichen neuen Tatsachen bekannt machen und den Weg zeigen, auf welchem man eine systematische Untersuchung durchführen kann; für ihre nähere Umgebung besitzen sie auch bereits eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Wettervorhersage. Eine volle, allgemeine Ausnutzung ihrer Leistungen wird sich erst nach einer beträchtlichen Vermehrung solcher Institute ermöglichen lassen.

Langfristige Witterungsvorhersagen

Wenn auch die Zuverlässigkeit der für den folgenden Tag aufgestellten Wettervorhersagen Fortschritte macht, so fehlt doch noch vieles, bis das erstrebte Ziel erreicht ist. Noch viel ungünstiger ist es um die Vorhersage für längere Zeiträume, für Monate und Jahre bestellt. Natürlich kann es sich bei solch langfristigen Prognosen nicht um die Vorhersage des Wetters an einzelnen Tagen handeln — eine derartige Treffsicherheit wird wohl nie zu erzielen sein —, sondern um den Witterungscharakter längerer Perioden, z. B. der Jahreszeiten. Mit andern Worten: man strebt nicht danach, sagen zu können, daß es am 15. April regnen wird, sondern man wäre zufrieden, wenn man mit ziemlicher Sicherheit vorherwüßte, ob das kommende Frühjahr ein feuchtes, mildes oder ein trockenes sein wird. In den letzten Jahren sind zu früheren einige neue Untersuchungen hinzugekommen, welche die Möglichkeit der Vorausbestimmung des Witterungscharakters für längere Zeit wenigstens in einzelnen Gegenden nähergerückt haben.

Der bekannte schwedische Meteorologe Hildebrandsson konnte zum Beispiel feststellen, daß am Nordkap die Temperatur des Sommers ein entgegengesetztes Verhalten zeigt gegenüber der des folgenden Frühlings in Island. In der Tat muß eine hohe Sommertemperatur über dem arktischen Meer ein starkes Schmelzen des Eises hervorrufen: infolgedessen wird der im folgenden Frühjahr in Island ankommende Polarstrom, der etwa dreiviertel Jahre früher die Gegend des Nordkaps verließ, größere Mengen von Eis und kaltem Wasser mit sich führen als sonst. Beachtet man, daß nach Pettersson schon eine Temperaturänderung von 2 bis 3 Grad an der Meeresoberfläche zur Erzeugung erheblicher Änderungen der Lufttemperatur in weiten Gebieten genügt, so erscheint der angegebene Zusammenhang verständlich.

Der im März in Island ankommende Polarstrom gelangt erst im folgenden Winter in die Baffinsbai. Dementsprechend hat die Lufttemperatur an der Südwestküste Grönlands im Frühling denselben Charakter wie die an der Nordost-



küste Islands im März des vorausgegangenen Jahres. Es ist folglich ein leichtes, durch Beobachtung der Temperaturverhältnisse im Frühjahr zu Island die mutmaßlichen Wärmeverhältnisse an der Südwestküste Grönlands um ein ganzes Jahr vorherzubestimmen.

In ähnlicher Weise läßt sich ein Zusammenhang feststellen zwischen der Temperatur des am Ende des Winters an Island vorbei nach der Nordsee fließenden Polarstroms und der Witterung in Mitteleuropa: ist der Polarstrom kalt, so entwickelt sich über ihm ein Gebiet hohen Luftdrucks, das seinerseits nordwestliche Winde und damit die Zufuhr kalter Luft nach Mitteleuropa bewirkt. Ist also im Spätwinter der Polarstrom bei Island kalt, so haben wir ein ebensolches Frühjahr zu erwarten. Für die Lufttemperatur der baltischen Länder im Sommer konnte Hildebrandsson nachweisen, daß sie stets der vorausgegangenen Wintertemperatur zu Thorshavn (auf den Faröer) entspricht.

Eine andre Untersuchung, die von Helland-Hansen und dem Polarfahrer Nansen ausgeführt wurde, macht weitere Zusammenhänge der geschilderten Art wahrscheinlich. Die Forscher untersuchten die Temperaturverhältnisse des vom Golfstrom durchflossenen Nordmeers auf einer Linie zwischen Island und dem Sognefjord einerseits, zwischen Island und den Lofoten anderseits während mehrerer Jahre und zeigten, daß die Abweichungen vom Durchschnittswert sich auf beiden Linien in gleicher Weise finden, auf der nördlichen aber um etwa ein Jahr verspätet gegenüber der südlicheren. Und wieder ein Jahr später lassen sich die gleichen Verhältnisse im Barentmeer feststellen. Nun hängt, wie schon erwähnt, die Lufttemperatur sehr stark von der des Wassers ab, und es erscheint begreiflich, daß man aus der im Mai gemessenen Temperatur des Meerwassers in Höhe des Sognefjords einen Schluß auf die Wärmeverhältnisse an der weiter nördlich gelegenen norwegischen Küste im folgenden Winter ziehen kann: ist im Mai die Wassertemperatur in der Nähe des genannten Fjords unter normal, so läßt sich dasselbe von der Lufttemperatur an der Küste weiter im Norden für den kommenden Winter voraussagen und umgekehrt.

In ähnlicher Weise, wie sich die Lufttemperatur in manchen Fällen für lange Zeiträume ihrem allgemeinen Charakter nach im voraus angeben läßt, kann das auch mit dem zu erwartenden Ertrag an Getreide, der ja von ihr bis zu gewissem Grade abhängt, geschehen. Aber auch andre Faktoren von praktischer Wichtigkeit, z. B. das frühere oder spätere Eintreffen der Dorsche bei den Lofoten, hängt nach Ansicht der beiden Forscher mit der Meerestemperatur beim Sognefjord im Frühjahr des Vorjahrs zusammen.

Wir dürfen hoffen, daß die geschilderten Beziehungen die Anregung zu weiteren derartigen Forschungen geben, und daß es gelingen wird, für immer größere Gebiete ähnliche Gesetzmäßigkeiten aufzudecken. Dabei kann es sich aber, was nochmals betont werden soll, immer nur um die Vorhersage des Witterungscharakters für größere Zeiträume handeln; das Wetter eines bestimmten Tages in unsern Breiten auch nur auf Wochen vorherzusehen, wird auf diesem Wege wohl nie gelingen, wahrscheinlich auch auf keinem andern.

Die Entwicklung der verschiedenen Luftschiffsysteme in jüngster Zeit

Man unterscheidet gewöhnlich drei verschiedene Luftschiffsysteme: das starre, das halbstarre und das unstarre; dabei trifft man aber nicht genau die wesentlichen Unterschiede. Man sollte vielmehr als eine Klasse die Luftschiffe betrachten, die ihre Form infolge eines starren Gerippes beibehalten, als andre die, welche durch innern Überdruck ihre Gestalt wahren, und welche deshalb mit einem Ballonet versehen sind; das sogenannte halbstarre und das unstarre System sind dann Unterabteilungen dieser Ballonetluftschiffe. Die Berechtigung dieser Zweiteilung geht auch schon daraus hervor, daß eine Reihe guter wie auch schlechter Eigenschaften sowohl dem halbstarren als dem unstarren Ballon zukommt, also Eigentümlichkeiten der Ballonetluftschiffe sind. Im folgenden wollen wir die wichtigsten Fortschritte zusammenstellen, die in letzter Zeit von den Hauptvertretern der beiden Klassen gemacht wurden. Auf Luftschifftypen, die noch nicht gebaut und demnach noch nicht erprobt sind, soll dabei nicht eingegangen werden.

Das Zeppelinsche Luftschiff, der einzige bis heute erfolgreiche Vertreter des starren Systems, hat in seinen Grundzügen keine nennenswerte Änderung erfahren. Immerhin sind wichtige Fortschritte zu verzeichnen.

Man hat diesem Luftschiff früher oft vorgeworfen, daß es auf dem Lande ohne große Gefahr nicht niedergehen könne. Dagegen haben Zeppelin und einige wenige Fachleute stets betont, daß dieses Schiff nicht nur auf dem Lande, sondern sogar auf dem Wasser landen könne. Zeppelin und seine Anhänger haben recht gehabt: das Niedergehen auf dem festen Boden erfolgt heute so sicher, daß man die schwimmende Halle auf dem Bodensee entbehren kann und deshalb auf Abbruch verkauft hat. Zu den Vorversuchen mit einem so mächtigen Fahrzeug war allerdings die schwimmende Halle höchst nützlich.

Einer der wichtigsten Faktoren für ein Luftschiff ist die Eigengeschwindigkeit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der „Zeppelin" im Vergleich zu seiner Tragkraft einen bedeutend größeren Luftwiderstand zu überwinden hat als die Ballonetsysteme; denn das Gewicht des starren Gerüstes bedingt natürlich ein weit größeres Volumen und damit einen erheblich stärkeren Luft-



Otto Richter: Reiter (Plastik).

widerstand, als die andern Typen bei gleicher Tragfähigkeit besitzen würden. Die Leistungsfähigkeit der Motoren muß daher verhältnismäßig groß sein. Unter diesem Gesichtspunkt hat man dem „Z. III" einen dritten Motor eingebaut, so daß ihm jetzt etwas über 300 P. S. zur Verfügung stehen. Es wird angegeben, daß die mit dieser Kraft erzielte Geschwindigkeit 15 m in der Sekunde um ein geringes überschreite, während sie vorher wohl etwa 13 m betragen hat. Durch Vermehrung der Motoren ist also eine erheblich größere Leistungsfähigkeit erzielt worden.

Bis vor kurzem hörte man vielfach die naheliegende Ansicht, das Zeppelinsche Luftschiff sei zur Verwendung als Geber- oder Empfängerstation für drahtlose Telegraphie wegen seiner großen Metallmassen ungeeignet, da die Metallmassen zu gefährlicher Funkenbildung Anlaß geben könnten. Die im verflossenen Herbst auf dem Bodensee angestellten Versuche haben das Gegenteil bewiesen: vom „Z. III" wurden auch kräftige elektrische Wellen gefahrlos aufgenommen und abgegeben.

Die Betriebssicherheit läßt bei allen Systemen noch manches zu wünschen übrig. Der Hauptsache nach sind es die Motoren, die noch allzuoft Störungen unterworfen sind. Es ist dies eine Folge des Bestrebens, ihr Gewicht möglichst niedrig zu halten. Zwar kommt man allgemein von den ganz leichten Motoren (1 bis 2 kg pro P. S.) zurück und rechnet etwa 3 kg für die Pferdestärke, doch scheint, wenigstens für das zurzeit verwendete Material, auch dieses Gewicht noch zu gering für die außerordentliche Beanspruchung. Immerhin hat das starre Luftschiff mit seiner achtunddreißigstündigen Pfingstfahrt eine bis jetzt unerreichte Betriebssicherheit bewiesen. Auch sonst hat es seine Überlegenheit in diesem Punkte gezeigt. Denn drei Unfälle sind dem „Z. III" im letzten Jahre zugestoßen, welche jedes Ballonetluftschiff zur völligen Entleerung gezwungen hätten. Da war zunächst der Zusammenstoß mit einem Birnbaum bei Göppingen, der nur zum Abbruch des vordern Teils des Gerüstes führte, die Weiterfahrt aber nicht hinderte, und als zweiter Fall der Propellerbruch bei Bülzig auf der Rückfahrt von Berlin, der bei dem starren Schiff nur einen bald reparierten Schaden verursachte, während der gleiche Unfall, als er einem Ballonetluftschiff, der „République", zustieß, den Verlust von Fahrzeug und vier Menschenleben zur Folge hatte. Drittens stieß das Luftschiff auf der Fahrt von Frankfurt nach dem Manövergelände in Württemberg infolge dichten Nebels an einen Baum, verlor dabei einen Propeller und riß sich die Hülle teilweise auf, fuhr aber trotzdem zurück nach seinem damaligen Standort.

Die Ereignisse des letzten Jahres haben in unzweideutiger Weise dargetan, daß die Betriebssicherheit des starren Systems von keinem andern Luftschifftyp erreicht wird; daß die noch vorhandenen Unzuverlässigkeiten, insbesondere der Motoren, durch die Technik in kurzer Zeit überwunden werden, ist wohl keine Frage.

Bei den Ballonetluftschiffen macht sich eine Entwicklung in doppelter Richtung bemerkbar; auf der einen Seite baut man immer größere, auf der andern immer kleinere Modelle. Die Möglichkeit zu diesen beiden Entwicklungen ist gegeben durch den großen Vorzug der Ballonetluftschiffe, einen Ballonkörper von nur geringem Gewicht zu besitzen; denn während beim starren System eine wesentliche Verkleinerung des Volumens infolge des auch bei kleineren Ballons großen Gewichts des Ballonkörpers nicht angängig ist, macht bei der andern Klasse die Verminderung des Volumens keine Schwierigkeiten. Die Verkleinerung des Typs hat den Zweck, die Bedienung und Anschaffung auch Privatpersonen zu ermöglichen, d. h. ein Sportluftschiff zu schaffen. Wir in Deutschland haben von dieser Art ebenso wie Frankreich bereits mehrere, die zum Teil befriedigende Resultate lieferten. Auf der andern Seite vergrößert man dagegen stetig das Volumen der Ballons, und zwar in allen den Fällen, wo es auf große Leistungsfähigkeit ankommt, also für Zwecke des Verkehrs und des Krieges. Noch vor kurzem baute man Ballonetluftschiffe mit höchstens 3000 bis 5000 cbm Inhalt, heute hat man schon etwa das Doppelte erreicht. Nach Zeitungsberichten soll z. B. das neuste Militärluftschiff, das um die Jahreswende seine Probefahrten begonnen hat, 8000 cbm fassen; doch scheint diese Zahl um vielleicht 1500 cbm zu groß.

Es sei hier daran erinnert, daß eine beliebige Vergrößerung der Ballonetluftschiffe nicht leicht wird durchgeführt werden können. Denn je größer das Volumen, desto stärker muß der Überdruck des Füllgases sein, damit die Form beim Fahren gewahrt bleibt; und mit dem Überdruck wächst die Spannung in der Hülle. Mit dem Inhalt wächst aber auch der Umfang, und mit diesem ebenfalls die Beanspruchung der Hülle. Daraus ergibt sich, daß durch die Widerstandsfähigkeit des Stoffes der Hülle eine Grenze für die Dimensionen dieser Art von Luftfahrzeugen festgelegt ist. Auch bereitet bei ganz großen Ballons die Bedienung des Ballonets nicht geringe Schwierigkeiten.

Daß man auch bei den Ballonetluftschiffen eine möglichst große Kraftentfaltung erstrebt, ist selbstverständlich: die verwendeten Motoren werden immer stärker und immer zahlreicher.

Wir betrachten im folgenden die einzelnen Typen etwas näher auf die wesentlichsten Fortschritte hin, die sie im Laufe der jüngsten Zeit gemacht haben, und berücksichtigen dabei die deutschen Schiffe in erster Linie.

Von dem Militärluftschiff ist naturgemäß nicht viel Zuverlässiges in die Öffentlichkeit ge-

drungen; daß alles möglichst geheimgehalten wird, ist leicht verständlich. Das obenerwähnte neuste Modell des Militärluftschiffs weist außer der Vergrößerung des Volumens auch eine ganz erhebliche Verstärkung der Motoren auf: es besitzt 4 Körting-Motoren von je 75 P. S. und erreicht damit an Zahl der P. S. fast das neue Zeppelinfahrzeug, dessen Rauminhalt über doppelt so groß ist. Dementsprechend wird auch die Eigengeschwindigkeit die des „Z. III" merklich übertreffen, etwa 16 m in der Sekunde betragen; es wäre dann das schnellste Luftschiff, das existiert.

Das größere Modell des Parsevalballons, das Luftschiff, welches von Frankfurt aus im letzten Sommer zahlreiche Fahrten unternahm, hat ein Volumen von 6700 cbm, ist also erheblich größer als seine Vorgänger. Zur Fortbewegung dienen 2 Motoren von je 100 P. S., die recht Hervorragendes in betreff der Zuverlässigkeit geleistet haben. Besonders beansprucht wurden sie auf der Mitte Oktober ausgeführten viertägigen Fahrt durch Süddeutschland bis nach München; auch das Luftschiff selbst hat sich dabei gut bewährt und gezeigt, daß es imstande ist, auch ohne schützende Ballonhalle den Unbilden der Witterung Trotz zu bieten.

In einer seiner bisherigen Eigentümlichkeiten hat der Parsevalballon eine Änderung erfahren. Es wurde bei ihm bis jetzt die Höhensteuerung dadurch bewirkt, daß die vorn und hinten im Ballon angebrachten Ballonets ungleich mit Luft gefüllt wurden. Sollte z. B. das Luftschiff steigen und zu diesem Zweck seine Spitze etwas nach oben gerichtet werden, so vermehrte man die Luftmenge im hintern Ballonet auf Kosten des vordern. Der zuletzt gebaute Ballon hat eine Höhensteuerung, wie sie bei den übrigen Systemen benutzt wird; das heißt, es sind Flächen angebracht, die normalerweise horizontal stehen, zum Zweck der Höhensteuerung dagegen schräg gestellt werden und so durch ihre Drachenwirkung das Fahrzeug heben, senken oder neigen.

Als wichtigster Nebenbuhler auf dem Gebiet der Luftschiffahrt kommt unter den übrigen europäischen Staaten Frankreich in Betracht. Dort, in dem Ursprungslande der Ballonetluftschiffe, ist man sehr ernüchtert durch den Unfall der „République" und sucht mit allen Mitteln darauf hinzuwirken, daß einer der Hauptmängel dieser Luftschiffgattung, nämlich die geringe Widerstandskraft der Hülle, unschädlich gemacht werde. Ob dadurch, daß man jetzt die unstarre Ballonhülle durch Zwischenwände in Kammern zerlegt, ein ausreichendes Schutzmittel gefunden ist, muß die Zukunft lehren. Weiterhin ist man bestrebt, die Betriebssicherheit in der Weise zu erhöhen, daß man große horizontale Flächen anbringt, die bei einem etwa eintretenden Absturz als Fallschirm wirken sollen.

Auch Italien, England, Belgien, Rußland, Österreich und Spanien sind im Besitz von Luftschiffen; vorwiegend sind es allerdings solche zu militärischen Zwecken, während Luftschiffe in Händen von Gesellschaften oder von Privatleuten dort erheblich seltener sind als bei uns. Besonders wichtige Fortschritte und originelle Erfindungen sind aus diesen Staaten nicht bekannt geworden. Stets sind es Ballonetluftschiffe, teils mit Versteifungskiel (halbstarr), teils ohne (unstarr), die gebaut oder aus Frankreich oder Deutschland bezogen werden. —

Fassen wir das über die jüngste Entwicklung Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß das sprunghafte Vorwärtseilen der letzten Jahre einem stetigen Fortschritt Platz gemacht hat: die bewährten Luftschiffsysteme werden fortgesetzt weiter verbessert und erprobt, und die Hauptsorge ihrer Konstrukteure richtet sich auf Vergrößerung der Betriebssicherheit und der Leistungsfähigkeit. Wenigstens gilt das für die Fahrzeuge, welche ernsten Aufgaben, dem Verkehr und dem Kriege dienen sollen.

Über die zahlreichen Projekte, die ausgedacht und zum Teil schon in Ausführung sind, läßt sich zurzeit kein Urteil abgeben, schon allein deswegen nicht, weil in der Regel von den Erbauern strenges Stillschweigen gewahrt wird und das, was doch an die Öffentlichkeit gelangt, auf seine Richtigkeit nicht nachgeprüft werden kann. Bemerkenswert ist, daß die bei Neukonstruktionen in Aussicht genommenen Termine der Fertigstellung durchweg ganz erheblich hinausgeschoben werden; das beweist, daß überall während des Baues unvorhergesehene Schwierigkeiten auftauchen. Daß diese Hindernisse überwunden werden, ist im Interesse der Weiterentwicklung im höchsten Grade wünschenswert.

Resignation

Wer viele Wege durch die Welt gereist,
Dem liegt wohl wenig mehr daran,
Wohin am letzten Pfad der Zeiger weist.

Er weiß: die Pfade sind doch alle gleich;
Auch dieser führt — wie keiner es getan —
Ihn nicht in der Erfüllung Reich.

Er weiß: der Zeiger in der eignen Brust
Weist stets denselben steilen Weg hinan
Zu neuem Leid und keiner neuen Lust.

Hermann Hesse






Der wiedergefundene Ur-Meister

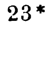
Mit ausgewählten Proben

Aus der Schweiz kam um Okuli fröhliche Kunde. Beinah so fröhlich wie jene, die vor dreiundzwanzig Jahren Erich Schmidt in die Welt rufen durfte, als er in einer Abschrift des Fräuleins von Göchhausen den Goethischen Ur-Faust gefunden hatte. Ein Kind des Zufalls und der Überraschung wie der Dresdner von 1887 ist auch dieser Züricher Fund von 1910. Zu einem Gymnasiallehrer kommt eines Tags, noch im alten Jahre, einer seiner Schüler mit einem Manuskript aus dem Besitz seiner Ururgroßmutter: der Herr Professor möchte doch einmal prüfen, ob es ein Autogramm Goethes oder sonst irgendwie von Bedeutung sei. Der Herr Professor nimmt das Manuskript an sich, beeilt sich aber keineswegs mit der Prüfung. Warum auch? Was wäre von Goethe noch Neues, Unbekanntes zu erwarten! Zwar erinnert er sich, daß jene Züricher Urahne, Frau Barbara (Bäbe) Schultheß, die Ernste, „Herzliche", „Immergleiche", Goethes Freundin, Vertraute und Beraterin war, bis sein ganz auf sinnliche Gegenwart gestelltes Verhältnis zu Christiane sie ihm, wie noch so manchen der „Seelenbündler" des Lavaterschen Kreises, entfremdete, und daß ihr von dem Dichter mancherlei Abschriften neuentstandener Arbeiten, oft die einzigen, zugegangen waren — was aber sollte dem bekannten Spüreifer unsrer Goetheforscher während fünfviertel Jahrhunderten wohl entgangen sein, das irgend von Bedeutung wäre?

Also legt man die Blätter einstweilen beiseite und läßt sich auch dann, als man endlich, gegen Ende Januar, an die nähere Prüfung geht, noch einmal durch eilige Arbeiten des Tages wieder davon abdrängen. „Manuskript von Goethes Buch Die Leiden des jungen Werther" steht auf dem Umschlag der 309 losen Oktavblätter. Das ist ein Vexiertitel, wie sich bald ergibt; denn schon ein flüchtiges Blättern zeigt, daß es sich nicht um den Werther, sondern um den Wilhelm Meister handelt. Doch wo das Auge zunächst hinfällt, lauter Bekanntes! Die Lieder zumal, mit denen Goethe sein Werk geschmückt hat, die altvertrauten. Nur der Anfang — der Anfang ist anders. Doch wie vom Werther, so wird es gewiß auch vom Wilhelm Meister Nachahmungen und Umgestaltungen gegeben haben, und eine davon, die eines Unbekannten, mag hier vorliegen. Immerhin, es lohnt sich, dem weiter nachzuforschen.

Endlich, am letzten Januartage, findet sich die Zeit dazu. Auf der ersten Seite keine Aufschrift, aber vor dem dritten Buche steht: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung". Merkwürdig — soll nicht so nach einer Mitteilung Knebels der ursprüngliche Titel des Goethischen Romans gelautet haben? Professor Gustav Billeter — so der Name des beglückten Mandatars — wird stutzig, er unterrichtet sich über die Schicksale des „Wilhelm Meister" aus der nächstbesten philologisch-kritischen Goethe-Ausgabe und: „Das ist," ruft er aus, „der alte Wilhelm Meister!" — eine Abschrift jener ersten ursprünglichen, verloren geglaubten Fassung, die Goethe in den Jahren 1783, 1784, 1785 an Barbara Schultheß gesandt hatte. Wir, die wir die Geschichte dieses Fundes in Billeters eben veröffentlichtem Bericht lesen (Zürich, Rascher & Ko.), wir erleben und fühlen mit ihm die Wonne und Weihe dieser Stunde: „Im Morgengrauen legte ich das erste Buch weg, tief ergriffen, in einem unbeschreiblichen Gefühl des Glückes. Wie gute Geister umschwebten mich die Gestalten, denen der Achtundzwanzigjährige Leben und seine Seele eingehaucht. Weihnachtstimmung, so lang verschwunden, die ganze Kinderzeit mit all ihrem verworrenen, oft schmerzlichen Drang und ihrer doch so hoffnungsreichen Seligkeit, des Jünglings Streben und Kämpfe — alle Saiten waren von einer Zauberhand angeschlagen. Gleich einem Traum war die süßbittre Geschichte von Wilhelms und Mariannens Liebesglück und Not vor mir vorübergezogen; nur einer konnte so erzählen, das stand mir klar vor Augen — und auch er nur einmal in seinem Leben."

Wir verstehen und teilen diese Entdeckerfreude, ja wir geben Billeter recht, wenn er zumal das erste Buch von 1777 eine der köstlichsten Schöpfungen nicht nur der deut-





schen, sondern der Weltliteratur nennt. Aber vor einem möchten wir angesichts einiger kritikloser Evoëschreier schon heute warnen: Goethes fertigen „Wilhelm Meister", so wie er ihn vollendet und hinterlassen hat, gegenüber dieser Jugendfassung für geringzuachten. Gewiß hat die erste Fassung im Aufbau, im epischen Fluß der Erzählung, in der Frische des Gefühls und in der Sprachform vor der endgültigen menschlich und künstlerisch manches voraus; aber diesen nun verachten, hieße die Frucht um der Blüte willen schelten, hieße Goethes innerste Entwicklung, hieße den ganzen Sinn des Goethischen Lebens und Schaffens verneinen. Sein Weg ging — dafür ist gerade der „Wilhelm Meister" das klassische Zeugnis — von dem Subjektiven ins Objektive, von dem Chaotischen ins Kosmische — wer Goethes Gemeinschaft und seiner Gaben würdig sein will, muß diesen Weg segnen und ihn mitzugehen trachten. Muß deshalb auch trotz alledem den letzten „Wilhelm Meister", auf dem das Siegel seines Willens ruht, höher schätzen als den ersten.

Das hindert nicht, uns der neuen, einzigartigen Schönheiten, die jetzt hier zutage treten, jubelnden Herzens zu erfreuen und jede von der endgültigen Fassung abweichende Stelle als eine kostbare Bereicherung unsers Wissens und Gefühls von Goethe zu empfinden. Um „Stellen" kann es sich einstweilen nur handeln, denn die Veröffentlichung von Billeter gibt nur Proben und ist absichtlich so eingerichtet, daß der Abdruck des Ganzen der kritischen Gesamtausgabe vorbehalten bleibt, mit der Harry Maync, der Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Berner Hochschule, betraut worden ist. Für eine abschließende Würdigung des Urmeisters mag es unter solchen Umständen noch verfrüht sein, aber ein paar allgemeine kennzeichnende Bemerkungen werden wir nicht entbehren können, bevor wir aus dem Anfang, der Mitte und dem Schluß des Werkes einige Proben geben.

Zunächst: die erste Gestaltung verfährt naiver, entwicklungsmäßiger als die spätere. Nicht erst als Jüngling, schon als Knabe wird Wilhelm eingeführt, und während er in den „Lehrjahren" — wie wir die bekannte Fassung gegenüber der neuen, der „Theatralischen Sendung", kurz nennen dürfen — die ganze lange Erzählung von dem Puppentheater, dem Vergnügen der Knabenjahre, der Geliebten als Erinnerung erzählt, bis sie an seiner Brust darüber einschläft, erleben wir hier das erste beglückende Erscheinen Samuels und Jonathans, Davids und Goliaths mit, um dann als unmittelbar beteiligte Hörer und Zuschauer auch an den folgenden Aufführungen ohne Zwischenglied teilzunehmen. Ähnlich verhält es sich mit Marianne: auch sie wird uns erst allmählich nähergebracht, indem sie sich aus den Kreisen der Schauspieler loslöst und Wilhelm näher und näher an sich zieht. Ungleich deutlicher als in den „Lehrjahren" treten so die starken selbstbiographischen Elemente der Dichtung hervor, und namentlich das erste Buch mit dem Bilde der kinderfreundlichen Großmutter, einem entfernten Abbilde Frau Ajas, und andern Frankfurter Ähnlichkeiten macht es begreiflich, daß Goethe noch 1782 Wilhelm sein „geliebtes dramatische Ebenbild" nennen konnte.

Auf ruhigere Lebenspfade lenkt das zweite Buch ein; Nachdenken und Beschaulichkeit löst die traumhaft gebundene Stimmung des ersten ab, die Natur öffnet ihre Arme, das Beieinander gescheiter und fein empfindender Menschen nimmt uns gefangen, wenn auch noch weiter die Sehnsucht Wilhelms zur Kunst, zur dramatischen Dichtung, zum Theater den Grundton angibt, jetzt freilich schon mit weiterem, ins Allgemeingeistige gehendem Aushall. Dabei werden allerlei Proben und Kennzeichnungen Wilhelmscher, d. i. Goethischer Jugenddichtungen gegeben, unter anderm aus dem geplanten, nicht weit über den Entwurf hinausgediehenen Alexandriner-Drama „Belsazar", und in ihrer vorahnenden Kühnheit wahrhaft geniale Reflexionen über poetische und dramaturgische Fragen eingestreut. Dann erhebt sich gegenüber Wilhelms ästhetischer Gedankenwelt kräftiger und siegreicher die reale des Handels und der Spekulation, die sein Freund und Schwager Werner vertritt, als eine Macht, die die Menschheit verbindet und den das Glück ergreifenden Einzelnen auf der Menschheit Höhen emporhebt. So weitet sich die Szene ins Ferne und Künftige und deutet zugleich sinnvoll vor auf Goethes Weimarer, so vielfach das praktische Leben meisternde Tätigkeit und auf den ewigen Gegensatz zwischen Geist und Materie, Seele und Leib.

Dann zieht Wilhelm hinaus, Schulden einzukassieren und sich vorzubereiten auf seine spätere Beteiligung an dem Geschäft, dem



Werner immer höhere Ziele steckt, aber auch mit dem noch stärkeren Verlangen, wenigstens als Zuschauer die alten Wonnen des Schauspiels zu genießen. Wie dann doch aus dem Zuschauer der Akteur wird, das erzählt das dritte, vierte, fünfte und zum Teil auch noch das sechste (letzte) Buch in breit ausgeführten, farbenreichen Bildern, in denen sich innere und äußere Kräfte bald hemmend, bald fördernd in mannigfachen Verkettungen begegnen. Am meisten Neues bieten das erste, zweite und vierte Buch, während das dritte und namentlich die beiden letzten sich näher an das bereits Bekannte anschließen.

Und nun mögen die Proben sprechen! Wir wählen zunächst aus dem ersten Buche das 14. Kapitel, das **Wilhelms erste Begegnung mit Marianne** oder, wie sie hier heißt, **Madame B.** erzählt, die „wechselsweise für Jungfrau, Frau und Witwe gilt“:

In der gährenden Zeit dieser natürlichen Kunstbemühungen wollte das Schicksal, daß die Liebe ihn mit noch festern Banden ans Theater knüpfte. Bisher waren seine kleine Geschichtgen wie Präludien zu einem großen Musikstücke gewesen, wo man in manchfaltigen Harmonien aus einem Tone in den andern übergeht, ohne eine bestimmte Melodie vorzutragen, und ohne einen andern Zweck zu haben, als das Ohr zu mehr Empfänglichkeit für das Folgende vorzubereiten, und den Zuhörer unvermerkt an die Pforte zu führen, wo sich ihm die ganze Herrlichkeit auf einmal offenbaren soll. Den meisten Menschen gehts so in der Liebe, und wen das Schicksal lieb hat, den leitets so zu Glück und Unglück.

Wilhelm, der das Schauspiel, das etlichemal des Jahrs in ihre Stadt kam, so oft besuchte, als es mit leidlichem Verdruß zu Hause angehen konnte, hatte sich unter allen Spielenden ein Mädgen gemerkt, die ihm ofters aufgefallen war, weil sie vor den übrigen etwas in ihrem Ton hatte, das manchmal ans Herz ging, besonders, wenn sie klagte oder etwas drollig Gutherziges sagte. Sie gefiel ihm nicht immer, und wenn sie es oft nicht leiden konnte, warf er die Schuld auf die Rollen; und das feine Gesichtgen und die volle Brust redeten ihr wieder mächtig das Wort; er beneidete jeden Bedienten, der im Stück frei mit ihr tun durfte. Die Uebrigen machtens ihm selten recht. Um ihrentwillen schienen die Stücke aufgeführt zu werden, und er verglich den einem Gott, der seine Arme um sie werfen und bei einer fröhlichen Wiedererkennung sie als Bruder oder Gatte an sich drücken durfte. Ja es ging so weit, daß, wenn sie halbweg in ein Stück verflochten war, daß er, der sonst eine Vorstellung mit Kunst- und Kenneraugen ansah, in die wahr kindliche Täuschung aufgehoben ward, und manchmal wie aus einem Traum auffuhr, wenn ein langweiliger Akt oder eine von andern schlecht vorgetragne Szene ihn sehr unsanft fallen ließ.

So ging es eine Weile fort, ohne daß er mit ihr bekannt wurde; seine bürgerliche Schüchternheit hielt ihn ab, wenn er auch aufs Theater kam, sich ihr zu nähern, und so oft er sie wieder sah, schien sich eine neue Ader in ihm zu bewegen; er machte gewiß immer einen schiefen Bückling, wenn er hinter den Theaterwänden nicht weit von ihr zu stehen kam, oder stieß irgendwo an, oder verbrannte ehrerbietig ausweichend seinen Rock. Sie sah ihn auch etlichemal mit so einem bedeutenden Blick an, daß er glauben mußte, sie bemerke ihn, und es tat ihm äußerst wohl, ob sie gleich nicht im geringsten auf ihn Acht hatte. Denn auf dem Theater und in der großen Welt gewöhnt man sich, die Augen bedeutungsvoll auf Gegenstände zu richten, von denen man oft gar keine Notiz nimmt, und einer Frau besonders, die aus der Erfahrung hat, daß ihre Augen manichfaltig wirken, aufreizen, lebendig machen, wirds mechanisch, mit den Leuten Katzenmäusges zu spielen, ohne sie zu bemerken.

Wilhelm kommt nun häufiger mit den **Schauspielern** zusammen und erweist sich in der **Verteidigung ihres Standes** eifriger als sie selbst:

„Es ist ein unerhörtes Vorurteil,“ rief er aus, „daß die Menschen einen Stand schänden, den sie um so vieler Ursachen zu ehren hätten. Wenn der Prediger, der die Worte Gottes verkündiget, darum billig der Hochwürdigste im Staat ist, so kann man den Schauspieler gewiß ehrwürdig preisen, der uns die Stimme der Natur ans Herz legt, der mit Fröhlichkeit, Ernst und Schmerz wechselnde Anfälle auf die harte Brust der Menschen wagt, um ihr dunkel eingehülltes Gefühl rein zu stimmen und den göttlichen Klang der Verwandtschaft und Liebe unter einander hervorzulocken. Wo ist ein Sicherplatz gegen die Langeweile wie das Schauspielhaus, wo verbindet sich die Gesellschaft angenehmer, wo müssen die Menschen eher gestehen, daß sie Brüder sind, als wenn sie an der Gestalt, an dem Munde eines Einzigen hangend alle in Einer Empfindung schwebend emporgetragen werden? Was sind Gemälde und Statuen gegen das lebendige Fleisch von meinem Fleisch, gegen das andre Ich, das leidet, fröhlich ist, und jede gleichgestimmte Nerve in mir unmittelbar berührt? Und wo läßt sich mehr Tugend vermuten, bei dem gedrückten Bürger, der in ängstlich schmutzigem Gewerb seine Nahrung zusammenschleppt, oder bei dem, dessen Kunst, die ihm Brod gibt, zugleich die edelsten, größten Gefühle der Mensch-



heit durchdringt, der Tugend und Laster täglich in seiner Blöße studiert und darstellt, und die Schönheit und Häßlichkeit am lebhaftesten fühlen muß, eh er sie andre so lebhaft empfinden lassen kann? Ich glaube wohl, daß bei Manchen durch ein herumschweifendes Leben, Mangel und Druck sich diese Würde verdunkelt, aber eben drum, wie grausam ist es, die übrigen, die dem Bessern entgegenstreben, durch beschränkten Stolz zurückzustoßen."

Das vierte Kapitel des zweiten Buches wird durch ein **Gedicht** eröffnet, das Wilhelm an einem schönen Frühlingstage, von seinen Begleitern abgesondert, nach seiner Gewohnheit vor sich hinsagt. Daraus nur zwei Strophen:

... O Lüftchen, das die stille Welle kräuselt,
Das mir um Stirn und Locke freundlich säuselt,
Von Ast zu Ast mutwillig wechselnd fliegt,
Mit einem Hauch viel tausend Zweige biegt;
O kannst du mir auf deinen stillen Schwingen
Nicht auch den Trost in meinen Busen bringen?

Doch auch vergebens such ich hier mein Glück,
Ich floh den Hof, es blieb der Schwarm zurück.
Dort ließ ich sie, in wohl verwahrten Mauern,
Mit Freundesblick einander aufzulauern,
Ließ das Gefolg des Reichtums und der Macht,
Die Schmeichelei, die unbequeme Pracht,
Und dachte, der Natur hier übergeben,
Mit mir allein, mir selber aufzuleben;
Doch leider fühlt mein Herz, nun völlig frei,
Die alte Qual hier doppelt wieder neu.

Und endlich aus dem elften Kapitel des vierten Buches das bedeutsame Gespräch **Wilhelms mit Herrn von C.**:

„Mein Bester," rief Herr von C. aus, als er ihn ansichtig wurde, „Sie sehen mich im Begriffe, auch auf einen Schauplatz zu eilen, wo man ernsthaftere Stücke aufführt, wo jeder seine Rolle nur einmal spielt, und wo niemand, der seinen fünften Akt geendet, wiederkehren kann." — „Wie Unrecht haben Sie, mein Herr," versetzte Wilhelm, „den weiten Raum jener freien männlichen Taten mit den engen Schranken unsrer kindischen Spiele zu vergleichen! Wie glücklich sind Sie, daß Ihr Schicksal Sie an Orte führt, wo der ganze Mensch seine besten Kräfte anwenden kann, wo alles, was er in seinem Leben geworden, wozu er sich gebildet, in Einem Augenblicke wirksam werden und sich in seinem höchsten Glanze zeigen muß. Wie sehr hoffe ich mich in meinem geringen Zirkel zu ergötzen, wenn der Ruhm mir Ihren Namen nennt und mir zugleich versichert, daß das Glück auf Seiten des Verdienstes gestritten hat!" — „Ich erwarte, mein Freund," versetzte Herr von C., „daß mein Schicksal ein viel stilleres und unbedeutenderes Ende nehmen werde, und ich bin auch damit ganz wohl zufrieden. Sie mögen wohl Recht haben, wenn Sie nicht erlauben wollen, daß man das, was uns begegnet, was wir unternehmen, einem Schauspiele vergleiche, da es wirklich um ein großes Teil ernsthafter ist, und das wenigste, was geschieht, gesehen werden kann. Die guten müßigen Zuschauer erblicken von Weitem das gefährliche Getümmel, worinnen, wie in der übrigen Welt, im Verborgenen, von stiller Nacht, oder von Rauch und Dampf bedeckt, die edelsten Taten für die Vergessenheit geschehen, indeß nur wenige, durch ein unbilliges Glück begünstigt, den Ruhm, der vielen gebührt, auf sich häufen und hinwegnehmen. Es ist ein Glückspiel und Sie wissen wohl, mein Freund, wie wenig dieses unter edlen und unedlen Menschen, unter Verständigen oder Toren, unter Tapferen oder Feigen einen Unterscheid macht." — „Wie," rief Wilhelm aus, „und Ihre ganze Seele glüht nicht, sich hervor zu tun, Sie werden nicht mit ungestümer Begierde fortgerissen, Ihre Taten, Ihren Namen als Muster der Nachwelt zu hinterlassen?" — „Mit nichten, mein Freund," versetzte der Andere. „Ich bin gewohnt, in meinem Handwerk und an dem Platze, wo ich bin, meine Schuldigkeit zu tun; ich werde meine Schuldigkeit tun und das Übrige geruhig abwarten. Wenn ich dadurch den Offizieren, den Soldaten von meiner Compagnie mit einem Beispiele vorgehe, daß sie in dem, was für sie gehört, fester, mutiger und gewisser handeln, und, wenn ich als ein braver Mann umkomme, es nur diese wissen, nur allenfalls mein Regiment darauf aufmerksam wird, so habe ich mehr getan als Mancher, dessen Name durch einen Zufall, der für die Seinigem von keinem Vorteile ist, in Zeitungen ausgestreut wird. Glauben Sie mir, der Ruf ist eine ohnmächtige Gottheit, er gleicht an Willkür dem Winde und hält sich hart an den Zufall. Man gibt ihm hundert Zungen, und wenn man sie zu Millionen vermehrte, so würde er nicht den millionsten Teil von dem, was täglich Gutes heimlich in allen Ständen geschieht, verkündigen können, und wenn er es verkündigte, wer wollte darauf achten? Nur die rohesten Gunstbezeugungen des Glückes, nur die strengsten Anfälle des Übels sind seinen zerstreuten Augen bemerkbar; und was hat der Held vor Allen voraus, um der gerühmteste aller Gerühmten zu sein? Nichts, als daß der Niedrigste im Pöbel sehen und begreifen kann, er habe seinen Feind in die Flucht geschlagen, ihn unter die Füße getreten. Vielleicht hat ein Anderer, vielleicht eben derselbige Mann zu einer andern Zeit weit gefährlichere Feinde zu überwinden, mehr Größe des Geistes, mehr Stärke der Seele, mehr Heldenmut angewendet, und wer hat es bemerkt, oder wer war fähig es zu bemerken?"

Diese Stelle läßt uns wie durch einen Spiegel in Sinn und Seele des Romans hineinsehen. F. D.



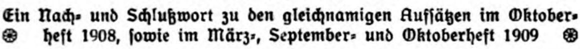


Elternwille und Kindeswille

Von Ernst Gümbel

Ein Nach- und Schlußwort zu den gleichnamigen Aufsätzen im Oktoberheft 1908, sowie im März-, September- und Oktoberheft 1909





Elternwille und Kindeswille — dies Problem scheint mir der Kernpunkt jeder Erziehung. Und „Modern oder altfränkisch?" — um mich der Terminologie des Aufsatzes von Adolf Matthias zu bedienen — ist deshalb die Frage, zu der alle Eltern, die sich der Verantwortlichkeit des Elternberufs voll bewußt sind, klipp und klar Stellung nehmen müssen. Der moderne Standpunkt, den Frau Laura Frost im Oktoberheft 1908 vertreten hat, stellt das Kind als gleichwertigen Faktor neben die Eltern; der altfränkische erklärt den Elternwillen für das allein Maßgebende. Prinzipiell, soweit man nicht überhaupt ohne „Standpunkt" drauflos „erzieht", gibt es nur ein „Entweder — oder".

Mit dem Gehorsam, wie Matthias meint, hat die Frage nichts zu tun. Denn erstens steht das Verlangen strikten Gehorsams mit der Berücksichtigung des Kindeswillens keineswegs im Widerspruch, sobald Gebot und Verbot den Kindeswillen in Betracht ziehen, sodann aber ist die Ansicht des Märzaufsatzes, als ob der moderne Standpunkt „den Gehorsam möglichst ausschalte", irrig: Ellen Key, die typischste Vertreterin des modernen Standpunkts und Prägerin des Schlagwortes vom „Jahrhundert des Kindes" sagt in ihrem wundervollen Werke „Das Jahrhundert des Kindes" wörtlich: „Das Kind muß ganz gewiß Gehorsam lernen, und zwar absoluten Gehorsam", und Laura Frost schreibt im Oktoberheft kein einziges Wort, das die Notwendigkeit des Gehorsams verneint.

Laura Frost begründet nun ihren gekennzeichneten Standpunkt damit, daß sie die häufig zwischen Eltern und erwachsenen Kindern beobachtete innere Entfremdung auf Nichtberücksichtigung des Kindeswillens bei der Erziehung zurückführt. Matthias bekämpft, ohne diese Begründung zu widerlegen, den Frostschen Standpunkt, weil dieser dem Gehorsam keine entscheidende Bedeutung beimesse, und weil sein Gegenteil von jeher für naturgemäß galt. Mir scheint der Frostsche Standpunkt aus zwei Gründen der richtige zu sein: erstens wegen jener Entfremdungen, sodann weil er allein die Möglichkeit bietet, alle Geistes- und Seelenwerte des Kindes zu erkennen und zur Entfaltung zu bringen.

Matthias gesteht nur dem Elternwillen selbständige Daseinsberechtigung zu: das Kind „soll es lernen, sich in die erprobten Gedanken und in die erprobte Klugheit des Erziehers hineinzufinden, hineinzudenken und hineinzuleben". Warum eigentlich? Weil diese Gedanken, diese Klugheit „erprobt" sind? Wo wäre dann die Grenze? Dann hätte ja auch die Mutter recht, die ihrer volljährigen Tochter verwehren wollte, sich außerhalb des Hauses, in dem sie seelisch verkümmert, einen sie befriedigenden, ihr geistige und seelische Spannkraft gewährenden Wirkungskreis zu suchen, bloß weil ihre (der Mutter) Art, zu Hause tatenlos auf den Freier zu warten, von Erfolg gekrönt war, also „erprobt" ist! Das Unsinnige des Falles leuchtet ohne weiteres ein. Was für die Mutter, die anders erzogen, anders veranlagt, unter andern Verhältnissen großgeworden ist, gut war, kann für die Tochter durchaus unheilvoll sein, wenngleich die „erfahrenere" Mutter das nicht einsieht. Genau so aber liegt die Sache bei minderjährigen, bei kleinen Kindern: die „Erprobtheit" elterlicher Gedanken berechtigt allein keineswegs, diese Gedanken den Kindern aufzuzwingen. Es ist deshalb wohl auch dem Kinde gegenüber etwas mehr Bescheidenheit als heute üblich am Platze!

Bescheidenheit dem Kinde gegenüber? dem Kinde, das mir Dank für sein Leben schuldet?! — Mit Verlaub: hier liegt gerade die Wurzel alles Übels. Mit der Auffassung muß vor allem gebrochen werden, als ob das Kind uns Dank für sein Leben, für seine Kleidung, Ernährung und Erziehung schulde. Man verstehe mich nicht falsch: selbstverständlich muß die Erziehung darauf gerichtet sein, daß das Kind subjektiv Dankgefühl gegen die Eltern empfindet; aber nicht anders, wie sie darauf gerichtet sein muß, daß es uns Liebe und Achtung schenkt. Wir selbst aber müssen uns freimachen von dem Gedanken, als ob irgendeine unsrer Handlungen dem Kinde gegenüber Wohltat oder Almosen sei, die uns ein moralisches Plus verschafften, auf Grund dessen wir Unterordnung des Kindeswillens heischen dürften. Neunzig Prozent aller der Entfremdungen, die den Ausgangspunkt des Oktoberaufsatzes bilden, entstammen letzten Grundes aus dieser alttestamentarischen Danktheorie! Wir sind ja gar nicht die Ursache des Lebens unsrer Kinder; die Entstehung des Kindeslebens ist nicht mehr und nicht weniger als ein Wunder, das oft den gesundesten und kinderfreudigsten Eltern versagt bleibt. Die Mitwirkung der Eltern bei diesem Wunder aber ist selbst in den seltenen Fällen, wo das Kind gewollt war, keine dankbarkeitheischende Leistung, sondern geschah zur Stillung der eignen Sehnsucht nach dem Kinde. Das Kind selbst ist in jedem Fall ohne sein Wissen und Wollen auf die Welt gesetzt: was ist logischer,



als daß die, die schuld daran sind, die heilige Pflicht haben, ihm die denkbar besten Lebensbedingungen zu verschaffen?

„Im zweiten und dritten Lebensjahre kann man biegen und formen, wie man will, dann braucht man später nicht zu brechen", sagt Adolf Matthias. Gerade hier aber scheint mir ein folgenschwerer Irrtum zu liegen. Es sei unbestritten, daß Matthias selbst an seinen „Söhnen und Schülern" mit seiner Auffassung die besten Erfahrungen gemacht hat, obwohl mich dünkt, daß gerade diese Zusammenstellung von Söhnen und Schülern zur Vorsicht mahnt: die Erziehung von Schülern **muß** sich auf einer Mittellinie bewegen und kann in pädagogischer Hinsicht nur ein mittleres, ein Durchschnittsziel erstreben; auf die eignen Kinder angewandt, kann die gleiche Methode ebenfalls nur ein Durchschnittsresultat ergeben. Die Möglichkeit, durch beliebiges „Biegen und Formen" der Kinderpersönlichkeiten **alle** Werte aus diesen herauszuholen, Vollmenschen zu erzielen, kann hingegen nur für den Ausnahmefall zugegeben werden, wo die Veranlagung der Kinder in allen Einzelheiten die gleiche wie die der Eltern ist. Im allgemeinen ist das nicht der Fall und **kann** nicht der Fall sein: das Kind ist etwas andres, als sein Vater oder als die Mutter seinerzeit war: es ist ein Ergebnis der Eigenschaften beider, und, mehr als das, es hat Eigenschaften der beiderseitigen Vorfahren, die die Eltern selbst vielleicht nicht hatten. Deshalb ist das Kind keineswegs ein Tonklumpen, aus dem man kneten kann, was man will; es kann vielmehr nur werden, was in ihm liegt. Dann kann es sich aber auch nicht ohne Preisgabe eigenster Entwicklungsmöglichkeiten, nicht ohne tiefempfundene Hemmung „in die Gedanken andrer — und wäre es selbst der Eltern — hineindenken und hineinleben".

Nein — das Kind muß der **Mittelpunkt** der Familie und des Haushalts in dem Sinne werden, daß hinter dem Bestreben, ihm die günstigsten Lebens- und Entwicklungsbedingungen zu verschaffen, jedes andre Interesse zurücktritt. Das Kind darf umgekehrt niemals merken, daß es der Mittelpunkt ist; es muß sich klar werden, daß es den Interessen andrer in keiner Weise zu nahe treten darf; und es muß den elterlichen Befehlen **gehorsam** nachzukommen lernen. Die Eltern müssen sich klar sein, daß im Kinde ein dem eignen **ebenbürtiger Geist** steckt, der als solcher zu respektieren ist. Sie müssen sich mit allen Kräften bemühen, zu erkennen, welcher Art dieser Geist ist, und das ist nur durch intensives, liebevolles Beobachten möglich. Die so erkannten Charakteranlagen müssen sie im Wachstum stützen und zur Reife bringen, schwache Knospen fördern und geile Triebe unbeschadet des Ganzen beseitigen oder nach falscher Richtung wachsende Zweige richtig anlenken, immer nach dem Grundsatze, daß „in jedem Fehler ein ganzer, unverdorbener Keim zu einem Guten steckt" (Goethe) und also durch einfache Unterdrückung des Fehlers auch ein guter Keim ausgerottet würde. Sie dürfen nicht versuchen, ihr Kind nach irgendeinem Idealtypus gestalten zu wollen, und sie dürfen es auch nicht mit ihrem eignen Wesen anfüllen wollen. Durch unablässige **Selbsterziehung** sollen sie sich hingegen bemühen, dem Kinde ein möglichst gutes Beispiel zu geben. Dies ständige gute Beispiel sei das „Baumaterial, mit dem das Kind allmählich seine Persönlichkeit **selbst aufbaut**" (Ellen Key). Wo es irgend möglich ist, wird es sich empfehlen, die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit des eignen Handelns oder eines Befehls, einer Anordnung — wenn auch erst nachträglich — zu **erklären**, falls man merkt, daß dem Kinde Zweifel aufsteigen. Prügel, dieses furchtbar bequeme „Erziehungsmittel", haben — weil erniedrigend für den, der sie empfängt, wie für den, der sie austeilt — ganz auszuscheiden. Und das ganze Verhältnis muß so zugeschnitten sein, daß das Kind mit dem Heranwachsen immer mehr den erfahreneren **Kameraden**, immer weniger den herrschenden Machthaber in Vater und Mutter erblickt.

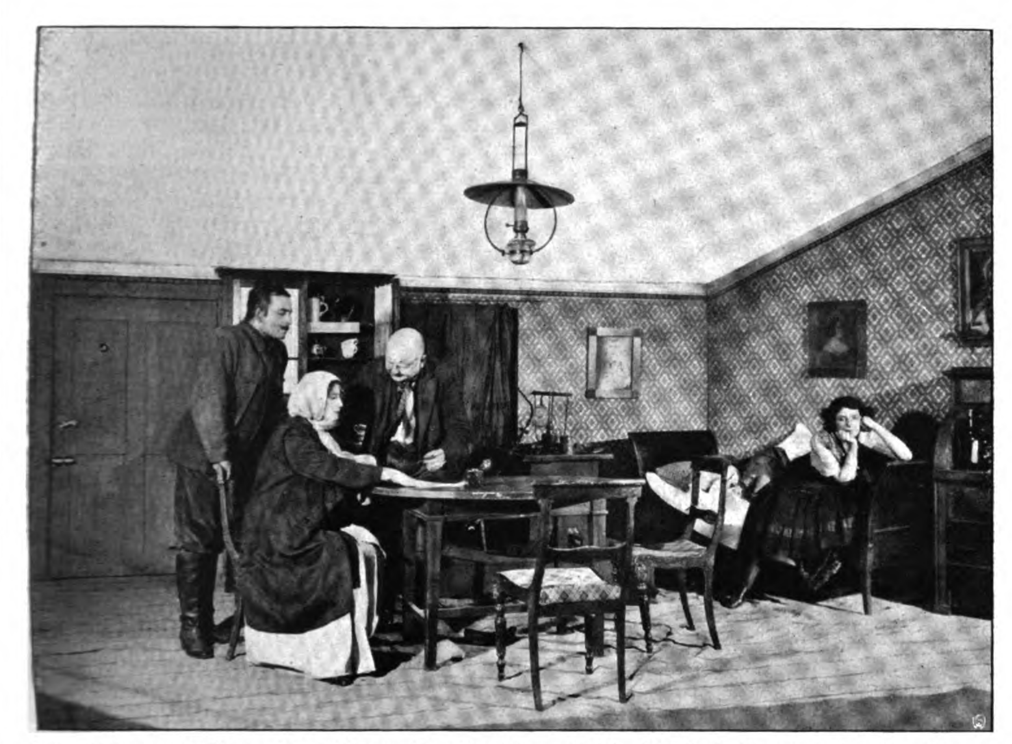
Gewiß — alle diese neuen Bestrebungen wenden sich zunächst vorzugsweise an die geistige Elite, an die „Gebildeten" im edelsten Sinne des Wortes. Nur ist der Kreis der in diesem Sinne „Gebildeten" heute größer als je und wächst ständig. Es ist ja ein charakteristisches Merkmal unsrer Zeit, daß die Denkenden immer mehr den Materialismus abschwören und sich dem Idealen, der Vervollkommnung der eignen Persönlichkeiten, der Gewinnung einer höheren Weltanschauung und damit der höheren, ernsteren Auffassung moralischer Pflichten zuwenden. Und von ihnen muß naturnotwendig ein Einfluß auf die übrigen ausgehen, der diese auf dem Wege unbewußter Nachahmung ganz allmählich auch ihrerseits auf ein höheres Niveau heben wird. Und deshalb darf getrost erwartet werden, daß das zwanzigste Jahrhundert das „Jahrhundert des Kindes" im Sinne von Ellen Key werden wird.

Es wäre damit allen Beteiligten geholfen. Den Eltern: denn sie leiden unter jenen Entfremdungen bitterer als die Kinder. Den Kindern: denn das Leben wird ihnen um so lebenswerter sein, je mehr sie spannkräftige Naturen und ganze Persönlichkeiten sind. Und der Nation, der Menschheit: denn nach allgemein biologischen Grundsätzen wird die Art immer besser, je bessere Artvertreter an ihrer Weiterbildung mitwirken. Und in diesem Sinne kann die Anerkennung eines selbständigen, ranggleichen Kindeswillens nicht schöner und prägnanter gefaßt werden als in Nietzsches goldenen Worten von der Ehe: „Nicht fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf!" und „Ehe ist: der Wille, zu zweien das **eine** zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen!"





David Zacharias: In der Zimmerecke.



Szenenbild aus Wilhelm Schmidtbonns Tragikomödie „Hilfe! Ein Kind ist vom Himmel gefallen". Zweiter Akt. (Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.)

Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

Maeterlincks „Maria Magdalena" — Wilhelm Schmidtbonns Tragikomödie „Hilfe! Ein Kind ist vom Himmel gefallen" — Die Judith-Aufführung des Deutschen Theaters in Berlin — Tor Hedbergs „Neue Jugend" — Zum siebzigsten Geburtstage von Anna Schramm



Als vor sieben Jahren Paul Heyses Drama „Maria von Magdala" von dem Bannstrahl der preußischen Zensur getroffen wurde, sprang der Goethebund, dem es schon allzu lange an rechter Betätigung gefehlt hatte, dem bedrängten Dichter zu Hilfe und veranstaltete gegen dies kurzsichtige Verbot eine Reihe von öffentlichen Protestversammlungen. Der Bann wurde dadurch zwar nicht gebrochen, aber das öffentliche Gewissen gegen solche bureaukratische Bevormundung in Kunst- und Gefühlsdingen wurde erfreulich geschärft, und der Dramatiker Heyse, sonst trotz all seiner heißen Bemühungen ein Stiefkind der deutschen Bühnen wie unsers Theaterpublikums, gelangte plötzlich zu einer Art sensationellen Berühmtheit. Heute nimmt man den fast aufs Haar gleichen Fall ungleich gelassener hin. Maurice Maeterlinck hat ein biblisches Drama „Maria Magdalena" geschrieben (deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski; Jena, Eugen Diederichs) und es zuerst dem Deutschen Theater in Berlin eingereicht, derselben Stätte, die vor acht Jahren durch die Aufführung der „Monna Vanna" seinen zuvor in Paris vergebens gesuchten internationalen Theaterruhm begründete. Wieder verbietet die Zensur die Aufführung, aber die Öffentlichkeit bleibt stumm: nur der Übersetzer bricht ein paar tapfere Lanzen für seinen Dichter und Freund, dem „preußische Regierungsweisheit das schöne Frühlingshoffen mit dem grauen Reif politisch-religiöser Bedenken vernichtet hat".

Doch sollte es für dieses veränderte Verhalten der Öffentlichkeit nicht auch Gründe geben? Ja, wenn Maeterlinck noch allein der Dichter jener scheuen, schicksalsfrommen Bühnendichtungen wäre, die ihm sein literarisches Gesicht gegeben haben! Seit er sich aber dem bühnenwirksamen Theaterstück zugewendet und in der „Monna Vanna" gezeigt hat, wie überraschend schnell sich dessen resolutes Handwerk lernen läßt, darf man empfindlichen Gemütern eine gewisse Skepsis nicht verargen, wenn er einen Stoff der neutestamentlichen Heilsgeschichte ergreift. Nun gar, wenn die unheilig-heilige Heldin des neuen Dramas durch ihre Ähnlichkeit mit der pisanischen Edelfrau die Erinnerung an jene Mantelszene im Zelt des Prinzivalli weckt, die nicht zuletzt den

Ruhm des Stückes gemacht, die aber auch bei manchem ehrlichen Freunde Maeterlinckscher Kunst Ärgernis hervorgerufen hat.

Etwas andres, äußerliches kommt hinzu: Maeterlincks literarischer Konflikt mit Paul Heyse, dem in diesen Vorfrühlingstagen landein landaus gefeierten Jubilar. Die Welt erfuhr davon erst in dem Augenblick, als die deutsche Buchausgabe des Maeterlinckschen Dramas erschien. Da fügte der Dichter ein Nachwort an, in dem er mitteilte, daß der Grundgedanke zweier Situationen des Stückes Heyses Schauspiel „Maria von Magdala" entlehnt sei, und zwar wider Willen des deutschen Autors, ja gegen dessen ausdrückliches Verbot. Bevor Maeterlinck sein Drama schrieb, hatte er nämlich den „verehrungswürdigen deutschen Dichter gebeten, diese Situationen ausspinnen zu dürfen, da sie ja in seinem ungleich reichhaltigeren Stücke gewissermaßen nur angedeutet waren". Dabei erbot er sich, Heyses Rechte in der von diesem selbst für billig befundenen Weise anzuerkennen. Der Belgier — und mit ihm sein Übersetzer, der die Unterhandlungen geführt hatte — hielt dieses „respektvolle Anerbieten" offenbar für ein Entgegenkommen, und so war er nicht wenig überrascht und enttäuscht, als Heyse es in „wenig höflicher, ja fast drohender Weise" zurückwies.

In der Tat ist der sonst für so konziliant gehaltene, aber, wie man wissen sollte, in dramaticis äußerst empfindliche Heyse mit dem Belgier und seinem deutschen Unterhändler nichts weniger denn sänftiglich verfahren. Verstehen wir sein in den „Münchner Neusten Nachrichten" veröffentlichtes „Nachwort zu einem Nachwort" recht, so war, was ihn empörte, vornehmlich das Anerbieten, für die Überlassung jener beiden Situationen oder Ideen „an dem pekuniären Ertrügnis des Stückes in irgendeiner Form beteiligt zu werden". Dieses Ansinnen lehnte Heyse als „ungeheuerlich" ab und wiederholte die Ablehnung noch schroffer, als ihm entgegengehalten wurde, daß derartige Anleihen in der Weltliteratur keineswegs ungeheuerlich oder unerhört seien. „Ich erinnere mich," schreibt er, „daß ich den beiden Herren zu bedenken gab, was sie von einem Maler halten würden, der an einen Kollegen das Ansinnen stellte, ihm aus einem größeren Gemälde drei seiner Figuren zur Verpflanzung in eine neue Komposition desselben Vorgangs gegen Geld und gute Worte zu überlassen. Eine ebenso naive Zumutung würde es sein, wenn ein Komponist einem andern die Melodien oder Motive aus einer Symphonie abzukaufen wünschte, die ihm gerade für seine eigne Tondichtung passend erschienen. Daß ich wenigstens, wo sich's um Kunst handle, auf einen solchen Geschäftsstandpunkt mich nicht zu erheben vermöchte, werde ich wahrscheinlich offen gestanden haben ..."

Gleichviel, wem man in dieser Kasuistik des literarischen Eigentums beipflichten mag — Heyses Beispiele, die ad absurdum führen sollen, sind in der Kunstgeschichte nicht so unerhört, wie er annimmt, und eine urheberrechtliche Kapazität hat Maeterlincks Vorgehen für juristisch durchaus einwandfrei erklärt —, ein fataler Beigeschmack bleibt nun einmal an dem Vorgehen des belgischen Dichters haften, und sein Schlußsatz in dem Nachwort der deutschen Buchausgabe: „Nachdem dies gesagt ist, bin ich glücklich, dem Altmeister meine Dankbarkeit für eine geistige Wohltat bezeigen zu können, die auch ihre Unfreiwilligkeit nicht verringert", hat fast schon etwas von der grotesken Unverfrorenheit des Freibeutertums an sich. Jedenfalls wird man es dem deutschen Publikum und der deutschen Presse unter diesen Umständen nicht verdenken können, wenn sie auch in der Zensurfrage mit ihren Sympathien für einen fremden Dichter zurückhielten, der so wenig würdig die Rolle des armen Lazarus gespielt hat.

Maeterlincks Unselbständigkeit wächst, sobald man sich die beiden „Situationen", die er von Heyse entlehnt hat, näher ansieht. Denn hier handelt es sich nicht etwa nur um Ornamente oder Episoden, sondern um Szenen und Wendungen, die tief in den Kern des dramatischen Stoffes eingreifen. Bei Heyse erfolgt die Bekehrung Marias und ihre Gewinnung für den Nazarener durch das Wort des Herrn: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!", das er der erbost gegen sie vorstürmenden Volksmenge zuruft (2. Aufzug, 8. Szene) — bei Maeterlinck vollzieht sich diese bedeutsame Katastrophe in Marias Leben, auf der alles folgende ruht, genau durch dies selbe Wort (1. Aufzug, Schlußszene). Bei Heyse wird das Schicksal des Herrn, ob er getötet oder gerettet werden soll, in die Hände der bekehrten und wiedergeborenen Maria gelegt, indem ein römischer Befehlshaber, der den Gefangenen zu bewachen hat, ihn für den Preis ihrer Hingabe zu befreien verspricht, was sie nach schwerem Kampfe als sündige Versuchung und als eine Entheiligung ihrer eben dem Heiland geweihten Seele ablehnt (4. Aufzug, Schlußszene) — bei Maeterlinck steht die große Sünderin vor derselben Wahl: sie kann den Sohn Gottes retten oder verderben, je nachdem sie sich weigert oder bereit ist, sich dem sein Leben in Gewahrsam haltenden Römer hinzugeben, und sie entscheidet sich nicht anders, als sie sich bei Heyse entschied (3. Aufzug, Schlußszene).

Da mutet es doch mehr als sophistisch an, wenn Maeterlinck dem springenden Punkte dieser Entlehnungen ausweicht, indem er einwendet, das zitierte Bibelwort gehöre der ganzen Welt an, und die Wahl, vor die hier Maria Magdalena gestellt wird, komme in der dramatischen



Literatur mehr als einmal vor, ja er selbst habe, unabhängig von Heyse, dieses Motiv bereits vor Jahren in seinem Drama „Joyzelle" verwendet. Gewiß, die Grundmotive innern dramatischen Geschehens sind in der gesamten Weltliteratur erschreckend gering — selbständig und neu werden sie erst im Erdreich der Handlung, im Dunstkreis des Milieus, auf dem Boden der Charaktere, in die sie verpflanzt werden, oft auch allein durch eine leise, feine persönliche Wendung, die ihnen der Dichter aus seinem eigensten Wesen und Empfinden heraus zu geben weiß. Dies alles aber kann Maeterlinck kaum zu seiner Rechtfertigung in Anspruch nehmen, wie denn überhaupt dieses ganze Drama, von einigen philosophischen Dialogen abgesehen, die an die schönheitsselige, aber tatenscheue Philosophie des greisen Marco in der „Monna Vanna" erinnern, wenig aufweist, was aus der Wurzel Maeterlinckschen Dichterwesens gewachsen wäre.

Vielmehr ist das Streben nach handfester Theaterwirkung nicht bloß überall deutlich erkennbar, sondern das eigentlich Bezeichnende an Maeterlincks „Maria Magdalena", so daß seine frühere mystisch-symbolistische Art nur noch verblaßt hier und da durchschimmert. Und es sind nicht Zeichen der Stärke oder der Tiefe, sondern Zeichen der Ohnmacht, durch die sie sich verrät. Das Innerlichste, Entscheidende weiß er dramatisch nicht auszudrücken, sondern sucht eine Zuflucht dafür im Epischen, wobei er nur vergißt, daß dies wohl in Stimmungsdramen, wie seine Jugendwerke es waren, nicht aber in einem so bewegten und handlungsbunten Konfliktsdrama herangezogen werden kann, wie er hier eins zu gestalten versucht. Man kann das Schweigen, Maeterlincks unnachahmliche dichterische Eroberung, hörbar machen auch im Drama — er selbst hat es mehr als einmal ohne Hilfe des Regisseurs, des Maschinen- und Beleuchtungsmeisters bis zum Atemvergehen getan —, aber in einem auf robuste Effekte ausgehenden Drama bedeutet es nichts andres als eine Bankrotterklärung der Gestaltungskraft, wenn Maeterlincks neues Stück an einer der wichtigsten Stellen dem Dramatiker die Feder aus der Hand nimmt, um sie dem Epiker zu überlassen: „Ein unbeschreibliches Schweigen", heißt es in den szenarischen Bemerkungen, ehe sich die Stimme des Herrn hinter der Szene zum erstenmal hören läßt, „ein unbeschreibliches Schweigen, an dem anscheinend die Vögel, das Laub an den Bäumen, ja selbst die Luft, die man atmet, teilnehmen, liegt mit übernatürlicher Last auf der Landschaft. Und in diesem Schweigen, das auch die Personen auf der Terrasse in Bann schlägt, erhebt sich selbstherrlich, wie gelöst von Raum und Zeit, eine unsägliche, sanfte und allmächtige Stimme, trunken von Eifer, Licht und Liebe, weit entfernt und doch allen Herzen nahe und in alle Seelen eindringend". So schön das gesagt ist, da werden doch Mittel aufgerufen, die die Bühne nicht hat und nicht haben kann — nicht haben **darf**, weil es Aufgabe des Bühnendichters ist, den dramatischen Ausdruck dafür auf anderm Felde und in andrer Form zu finden. Auch sonst, wenn man anerkennen und lieben möchte, stößt man trotz aller dramatischen Anstrengungen immer wieder auf Episches. So in den Dialogen der Römer in den Gärten des Stoikers Silvanus zu Bethanien, wo sich die antike Weltanschauung noch einmal hochaufgereckt in ihre stolze Toga hüllt, während doch schon ein neuer Geist an ihrem Gewande zerrt; oder in dem Bericht von der Auferweckung des Lazarus, einer Schilderung, die es wagen darf, die Erzählung des Evangeliums Johannis fortzusetzen, ohne dem Vorgang etwas von seiner Weihe und seinen Geheimnissen zu nehmen: „Die Schwestern zerschnitten des Auferweckten Binden und Schweißtuch, stützten ihn, halfen ihm gehen und führten ihn nach Hause. Das Volk wagte ihnen nur mit den Blicken zu folgen. Niemand sprach ein Wort, auch die Frauen redeten nicht mit dem Auferweckten ..." Doch Maeterlinck begnügt sich damit nicht. Wie er im „Wunder des heiligen Antonius" die feine Linie des Taktes, des religiösen und des künstlerischen, die hier wie oft zusammenfallen, überschritt, so geht er auch in dieser Episode um eine Spanne zu weit. Lazarus tritt mitten unter den Lebenden leibhaftig vor uns hin. Er kommt, um Maria Magdalena zum Meister zu rufen. Nur ein paar Worte sind es, die sich stockend, kaum schon wieder menschlich, von seinen Lippen lösen; den brutalen Drohungen des römischen Kriegstribunen setzt er ein unerschütterliches, eisiges Schweigen entgegen. Aber er steht da, minutenlang, und dieses gespenstische Dastehen muß weit eher peinlich als erhaben und erschütternd wirken.

Ein ähnliches Zuviel verdirbt dem belgischen Dichter die Wirkung, die von der unsichtbaren Erscheinung des Herrn in das Stück geleitet werden soll. Während Heyse (und selbst Sudermann in seinem „Johannes") sich weise darauf beschränkt, Jesu Stimme hinter der Szene in einem kurzen Satz ertönen zu lassen, schickt Maeterlinck nicht weniger als zehn Seligpreisungen aus der Bergpredigt voran, von dieser selben Stimme gesprochen. Er nennt das (in dem zitierten Nachwort) „ausspinnen" und fühlt nicht, daß einem solchen Ewigkeitsmoment die strengste Bescheidenheit geziemt. Heyse, dünkt mich, hatte ein höheres Recht als das der gekränkten Priorität, ob solcher Verwässerung und Profanierung entrüstet zu sein.

Ein „ungleich reichhaltigeres Stück" nennt Maeterlinck Heyses Drama. Diese Anerkennung und Selbsterkenntnis ehrt ihn. In doppeltem Sinne. Denn die Vereinfachung in den dramatischen Umrissen gereicht der Architektur des Maeterlinckschen



Stückes nicht zur Unehre. Das Judas-Ischarioth-Drama, das bei Heyse neben der Haupthandlung herlief oder vielmehr geschickt mit ihr verknüpft war, und die weit vor uns aufgeschlagene Vergangenheit Marias gaben dem Stück wohl eine größere Fülle, dem Konflikt einen tieferen Aushall und dem Zeitkolorit sattere Farben — aber dies und andres, womit Heyse seine fünf Akte belädt, drückte die Gestalt der Heldin nur noch mehr in das Abenteuerliche, Boudoir- und Kokottenhafte herab und gab ihr einen konventionell-novellistischen Beigeschmack, der sie eher verzierlichte als erhöhte. Dem weiß Maeterlinck zu begegnen. Gleich anfangs zeigt er uns seine Maria, eine Hetäre großen geistigen Stils, ohne gefällige Dienerin und Vertraute, in der Gesellschaft römischer Edelleute und Philosophen, und statt uns mit einer noch nicht verwundenen unglücklichen Liebe zu rühren, deutet er die Schwermut, die ihre Stirn umwölkt, nur verhüllt an. Von ihrem verachteten Volke hochmütig abgesondert, lebt diese schöne, üppige, verschwenderische und herrschsüchtige Galiläerin fern vom Lärm und Gestank der Gasse, fern von allem Kranken, Elenden und Häßlichen in Einsamkeit den erlesenen Genüssen der Epikuräer und argwöhnt in dem Führer jener Horde von Landstreichern, die sich Nazarener nennt, nichts besseres als einen schmutzigen Räuber, der das Volk durch grobe Magie verführt, und den sie deshalb von Lucius Verus, dem ihr in Liebe ergebenen Kriegstribunen, so bald wie möglich verhaftet sehen möchte. Um so gewaltiger, tiefer und aufwühlender könnte ihre Bekehrung zu dem Evangelium der Demut sein, das jener unbekannte Führer der Nazarener dem vermeintlichen Gesindel predigt. Aber was den Umschwung in ihr vollzieht, ist eben schlechterdings ein „Wunder", keine innere, unter Kämpfen und Schmerzen vor sich gehende Sinnesänderung: sie hört die göttlich milde Stimme des Herrn, die die Seligkeit der Sanftmütigen und Barmherzigen preist und dann das rasende Volk von der „Dirne", der „Ehebrecherin" abwehrt, und die Buhlerin ist hinfort die getreuste Dienerin des Herrn. Nach diesem Wunder kann unsre Ergriffenheit über das Nein, mit dem sie die letzte, schwerste Versuchung siegreich von sich weist, nicht mehr so groß sein. Was Maeterlinck tut, uns den Weg dahin zu schildern, bringt ein paar schöne Wendungen und Einfälle — unter anderm Marias aus verschlossenem Hochmut erwachendes Liebes- und Anlehnungsbedürfnis —, aber nichts psychologisch Überzeugendes. Und gar nichts hat Maeterlinck getan, uns an die Maria Magdalena glauben zu machen, die uns plötzlich unter den zagen, schwankenden, verzweifelnden Jüngern als die Mutige, Vertrauende, Verstehende und über alles Getreue begegnet. Auch die lange Auseinandersetzung, die sie mit Lucius Severus über die Rettung oder die Preisgabe des Heilands hat, vermag weder mit all ihren Winkelzügen und Sophismen noch mit ihren Lobpreisungen der reinen Jesusliebe das Martyrium dieser aus himmlischer Liebe sich der irdischen Liebe versagenden Büßerin in ein erhabeneres Licht zu rücken. Es bleibt ein Handel mit kleinlichen Münzen.

Um dieses persönliche Drama braust das große geschichtliche, von dem Heyse nur einiges in Reflexen aufzufangen sucht, in mehreren bald wild bewegten, bald gedämpfteren Volksszenen. Wir sehen die Schar der Jünger, wie sie sich um den Herrn sammelt und seiner Predigt lauscht, aber auch wie sie von Fanatismus für den Messias und gegen die Ungläubigen erfaßt wird; wir sehen die Armen und Elenden, die Krüppel und Kranken, Geheilte und noch Bresthafte, wie sie sich zum Passahfest im Hause des Nikodemus zusammenfinden, nun kleinmütig und verzagt, selbstsüchtig und feige geworden, da ihr Herr und Meister gefangen im Kerker sitzt; wir sehen diese selben Krüppel und Landstreicher noch einmal, wie sie fluchend und geifernd die Schuld an dem Untergang des Herrn der Maria Magdalena zuwälzen, die ihn verkauft und verraten habe; wir hören endlich draußen das „Kreuziget! Kreuziget ihn!", mit dem die Juden den letzten Gang des Herrn begleiten, während roter Fackelschein in das Gemach dringt und die hier eingepferchten Nazarener vor Angst nicht wissen, wohin sie sich verbergen sollen. Das sind Bilder von Fülle und Farbe, aber sie legen sich nur als Arabesken um das Magdalena-Drama, sie bleiben an der Peripherie; eine Einheit, ein Gemälde von weltgeschichtlicher Größe wird nicht erzielt. Etwas Opernhaftes, bewußt und gewollt Lärmendes ist diesen Massenszenen eigen, und nur schwer vermag man sich des Verdachtes zu erwehren, sie seien dazu da, die Aktschlüsse erst recht zu unterstreichen und zu illuminieren. Möglich, daß sie unter der Hand eines genialen Regisseurs, der wie Reinhardt Massenszenen nicht bloß auszumünzen, sondern auch musikalisch abzutönen versteht, dezenter und dienender wirken, als es nach dem Buche scheinen will; bei der deutschen Uraufführung im Leipziger Stadttheater waren sie jedenfalls das, was als das peinlichste und gefährlichste empfunden wurde. Denn immer wieder ist es doch Maeterlinck, der Dichter der ahnungsbangen, mimosenzarten Seelen- und Stimmungsdramen, den mit Sehnsucht und Wehmut sucht, wer ihn liebt.

Auch die Schauspieler haben aus der Darstellung des neuen Maeterlinck keinen sonderlichen Ruhm geerntet. Doch gibt es außer der Monna Vanna überhaupt eine Maeterlinckſche Dramengestalt, die für den modernen Schauspieler, der durch Ibsens Schule gegangen, „dankbar" wäre? Friedrich Kayßler, einer der feinsten Empfinder unter den jüngeren deutschen Darstellern, scheint

mir einen einleuchtenden Grund für diesen Bühnenmangel gefunden zu haben. In seinen „Schauspielernotizen", die soeben in erster Folge als winziges, aber gehaltvolles Heft bei Erich Reiß in Westend erschienen sind, schreibt er: „Ich konnte mir lange nicht erklären, warum Maeterlinck für den Schauspieler so schwer zu spielen ist. Seine Gestalten nennen ihre Gefühle fast immer rückhaltlos beim Namen, und zwar bei ihrem richtigen Namen, was noch viel mehr heißen will. Es ist fast immer restlos das ausgesprochen, was im Innern der Menschen vorgehen soll. Damit ist dem Schauspieler sein inneres, unsichtbares Spiel genommen; sein Gefühl, das von innen heraus als eine geheime Lichtquelle seine Gebärde, seinen Ton, seine Worte durchleuchten soll, erübrigt sich, weil die Worte alles sagen." Solche entwaffnende Durchsichtigkeit würde Kayßler in diesem jüngsten Maeterlinck bis an die Grenzen eines Pathos und einer Konvention getrieben sehen, die einer verfeinerten Schauspielkunst, wie er sie im Sinne hat, nicht Halt noch Handhabe mehr bieten.

*

Auf der Bühne, der Maeterlincks „Maria Magdalena" ursprünglich zugedacht war, wird sie nach dem unabänderlichen Beschluß der Zensur also niemals erprobt werden. So bleibt ihm zum Trost wenigstens das Gefühl, daß die letzte Instanz ihren Spruch noch im Busen verschließt. Der junge Rheinländer **Wilhelm Schmidtbonn**, dessen Jüngstgeborenes alsbald die Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin aus der Taufe hoben, hat sich diesen Trost verscherzt: einen Appell an eine verständnisvollere Darstellung und ein willigeres Publikum gibt es von der Maas bis an den Belt für seine Komödie „**Hilfe! Ein Kind ist vom Himmel gefallen**" schlechterdings nicht! Musterhaft, fast zu musterhaft, wie diese dreihundert Spartaner dies für einen „Theaterskandal" wie gemachte Stück entgegennahmen! Kaum, daß sich einmal ein vereinzeltes Lachen an falscher Stelle hervorwagte. Ist daran die literarische Wohlerzogenheit schuld, oder tat es das Bewußtsein, dennoch, trotz alledem bei einem Dichter zu Gast zu sein, dem man Respekt schuldet, auch wo er strauchelt und entgleist? Denn das geschieht wahrhaftig oft genug! Die beiden Welten, aus denen diese Tragikomödie (Buchausgabe bei Fleischel & Ko., Berlin) schöpft, die Welt märchenseliger Romantik und die Welt brutaler Wirklichkeit, beide gehen nicht zusammen, und so gibt es statt der Einklänge immerfort schrille Mißklänge und Verzerrungen: was komisch gemeint ist, wirkt in seiner unreifen Naivität verstimmend, was uns tragisch ergreifen soll, reizt unsre Lachmuskeln.

Man stelle sich vor: ein heimkehrender zärtlicher Vater, so ein in mühsamer Arbeit heraufgekommener korrekter Bieder- und Ehrenmann, findet seine Tochter, die er vor Monaten als unschuldiges Kind verlassen hat, als Mutter wieder. Und sie weiß nicht einmal, wer der Vater ihres Kindes ist. Ein Einbrecher ist nachts in ihre Kammer gestiegen, und statt des väterlichen Silbers, nach dem er lüstern war, hat er die Unschuld des alleingelassenen Kindes mitgenommen. Der Vater erstarrt zunächst vor Schmerz und Gram, dann rast, tobt, wütet er: ihm diese Schmach, der nichts Kostbareres kennt als seine Ehre vor den Leuten! Was wird die Welt sagen, wenn sie das erfährt! Aber sie darf es nicht erfahren! Das Kuckucksei muß aus dem Hause! Morgen, nein heute, auf der Stelle! Als die Tochter den alten Vater so zerschmettert sieht, scheint sie eine Weile geneigt, nachzugeben; dann aber, während der Alte in seiner erbärmlichen Weltfurcht härter und härter wird, wächst ihre Tapferkeit, und in glühenden Strömen bricht endlich die Liebe der jungen Mutter zu dem kleinen hilflosen Geschöpf hervor, das sie unter dem Herzen getragen, an der Brust getränkt hat, und das jetzt schon anfängt, sein rosiges Fäustchen um ihren Finger zu krallen. Nein, sie will es nicht von sich lassen; lieber auf die Straße damit und den verlorenen Vater suchen, damit er das Kind ehrlich mache, ihm einen Namen und standesamtliche Papiere gebe, wie andre Kinder sie haben. Diese Szenen, wo Liebe und Aufopferung der Jugend durch Härte und kleinlichen Egoismus des Alters geweckt werden, wie der Funke durch Stahl aus dem Kieselstein, sind trotz gewisser Übertreibungen und konventioneller Züge voll innern Lebens und, zumal mit **Else Heims** als Maria, von einer bezwingenden Echtheit des Gefühls, durchwärmt von einer jungmütterlichen Lieblichkeit, der man sich gefangengeben muß.

Maria — nicht umsonst trägt das Mädchen, das mit Tieren, Bäumen, Blumen und Wolken enger als mit den Menschen lebt, diesen jungfräulichen Namen — findet den Vater ihres Kindes bald; wie sie geahnt hat, in einer Diebshöhle. Mit dem Kinde auf dem Arm tritt sie unter das Gesindel, wie eine Heilige aus der Legende unter die Räuber. Die Diebsgesellen erstarren wohl ein Weilchen vor dem Anblick dieses Wunders, dann aber besinnen sie sich bald auf ihre niedrigen Instinkte, und was tragikomisch wirken soll, gleich einem Abglanz dieses aus Feinem und Rohem seltsam gemischten Lebens, das wirkt nun quälend: dies dauernde Beieinander des unschuldvoll Mutter gewordenen Mädchens mit dem Kinde an der Brust, einer rührenden Märchenfigur, und des durchtriebenen Gesindels, das sich gegenseitig in Listen überbietet, um Kapital aus dem „Fall" zu schlagen — der in Schmidtbonns Augen tapfere Kerl von Vater an der Spitze! Und Maria bleibt, bleibt



Stunden, Tage, Wochen, Bett an Bett, Brust an Brust mit diesem trotzig bramarbasierenden Burschen, der währenddessen immer nur darüber grübelt, wie aus dem Schwiegervater möglichst viel Geld herauszuschlagen sein mag.

Dünkt uns schon diese Verquickung von weltentrückter Unschuld inmitten einer Diebsbande und von pathetisch-sentimentaler Glorifizierung des Verbrechertums unerträglich, so empört sich das gesunde Gefühl vollends gegen den letzten Akt. Da dringt der Herr Schwiegersohn in die Wohnung des Alten, flegelt sich aufs Sofa und fordert Geld, Geld und wieder Geld. Erst, um von der Tochter zu lassen, dann, als er gewahr wird, wie das Täubchen an ihm hängt, Mitgift und Tochter. Der Alte gibt beides endlich, nach langen Kämpfen, die uns weher tun als ihm; das Mädel — unglaublich, daß das feingeartete Geschöpf des ersten Akts inzwischen zu einer so grobschlächtigen Diebsbraut hat werden können! — fliegt dem Burschen jubelnd an die Brust, und weg geht es aus dem engen elterlichen Hause, weg aus dem verrotteten Europa ins freie Amerika!

Schmidtbonn nimmt hier das Motiv seiner frühsten dramatischen Dichtung, der „Mutter Landstraße", wieder auf: dort verschloß ein hartherziger, selbstgerechter, in der engen Moral der alten Generation befangener Vater seine Tür vor dem vagabundierenden, dem Elternhaus und Vaterwillen abtrünnig gewordenen Sohn und blieb stumm gegen alles Flehen des „Verlorenen", auch als dieser nicht mehr für sich allein, als er um Brot für Weib und Kind bettelte. Hier nun ist das Motiv ins Weibliche übertragen, was wegen der Ungleichheit der sich feindlich gegenübertretenden Kräfte schon an sich gefahrvoll ist. Verhängnisvoll aber wird dem Stück vollends die humoristische Verbrämung, mit der Schmidtbonn es ausstattet. Dieses Schielen nach dem Komischen bei der Suche nach dem Vater, auf der Jagd nach den „Papieren", in dem Sichgehaben der Diebsbande, in dem aus Krämergeist und Herrentum gemischten Gebaren des verlorenen und wiedergefundenen Vaters verwirrt uns und verwirrt ihn, den Dichter, so daß er am Ende ganz und gar den Kompaß seiner gesunden Natur verliert und die Schönheiten seiner Gefühlsreinheit und Gemütsinnigkeit hilflos untergehen läßt in Geschraubtheiten und Drechseleien. Es hieße dem, der den „Grafen von Gleichen" geschrieben hat, schlecht dienen, wollte man dieses in seinen Grundanschauungen verfehlte Stück um jeden Preis zu retten suchen. Schmidtbonn hat in seinen rheinischen Novellen, in einigen Partien seines modernen Jesusromans „Der Heilbringer" und selbst in einzelnen Szenen dieser verfehlten Tragikomödie noch bewiesen, daß er ein Dichter ist. Wir sind in seiner Schuld, und wir tragen ihm einen Teil, nur einen bescheidenen Teil davon ab, indem wir ihm über dieses Stück hinweg unser Vertrauen und unsern Glauben schenken.



Paul Wegener als Holofernes in Hebbels „Judith". (Nach einer Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

*

Von all den Neuheiten, mit denen das Doppelhaus des Deutschen Theaters uns bisher aufgewartet, hat sich auch nicht eine einzige als dauerhaft erwiesen — es sei denn die Rivoire-Saltensche Burleske vom „Guten König Dagobert", die doch an einigen Stellen schon bedenklich nach einem Schmarren schmeckt. Was bleibt da andres übrig, als immer wieder auf die älteren Schätze unsrer Dramatik zurückzugreifen, selbst wenn man sich im stillen eingesteht, daß man eigentlich kein rechtes Verhältnis zu dem erwählten „Klassiker" hat. So geht es Reinhardt mit Hebbel. Die ganze bisherige Entwicklung seiner Bühne mit ihrer Neigung zum Malerischen, Weitausholenden, Festlichen und Feierlichen widerstreitet der Hebbelschen Dramatik, die sich an einem Punkte festklammert, um hier desto tiefer und unerbittlicher in die Gründe zu bohren. So wurde denn auch die Berliner Aufführung der Hebbelschen „Judith", die der des Münchner Künstlertheaters erst um ein dreiviertel Jahr später folgte, keineswegs zu einem Triumph, der sich mit Reinhardtischen Schiller- oder Shakespere-Aufführungen in den Wettstreit wagen dürfte. Zumal die Volks- und Massenszenen in dem belagerten Bethulien, von München her noch in den Panzer der unglückseligen

Reliefbühne gezwängt, versagten trotz einzelner Glanzleistungen (unter denen Schildkrauts Daniel durch einen ins Großartige erhöhten Naturalismus hervorragte) ihre sonst so sicher erprobte Wirkung, auf die selbst Hebbel noch stolz war, als er sich dem Jugendwerke selber schon halb entwachsen fühlte. So war alles auf die beiden Hauptdarsteller, Paul Wegener als Holofernes und Tilla Durieux als Judith, gestellt. In seinem rühmlichen Bestreben, sich von aller Theaterkonvention freizumachen, hatte Reinhardt auch für diese beiden Rollen nach einer neuen Gestaltung gesucht, geleitet von der Erscheinung und dem Wesen der erkorenen Darsteller, aber auch verlockt durch eine tiefeingewurzelte Originalitätssucht. Da wurde Wegeners Holofernes zu einem imponierenden, in sich selbst erstarrten Kraftbild eines altasiatischen Tyrannen, Wüterichs und Himmelsstürmers, mit einem Stich ins Museumshafte, wie wir das bis zum Unerträglichen und Lächerlichen im „Sardanapal" des Königlichen Opernhauses haben auskosten müssen, und diese monumentale Starrheit vertrug sich zuweilen schlecht mit den reichlichen modernen Philosophismen, die Hebbel sich nicht scheut seinem Holofernes in den Mund zu legen. Tilla Durieux' Judith, so interessant sie ist, bewegt sich leider in absteigender Linie. Sie ist groß und ursprünglich, ja zum Teil unübertrefflich in ihren ersten Auftritten, wo aus Traumestiefen ihr furchtbares Schicksal vor ihr aufsteigt, wo sie in visionärer Verzückung die vaterländische Sendung auf sich herabwuchten fühlt, groß in allem Reinmenschlichen und Frauenhaften — die Selbstauflösung aber, die Hebbel seiner Judith dann auferlegt, als sie erkennt, daß sie für ihre selbstgewählte Aufgabe zu klein ist, vermag sie nicht zu zwingen. Dennoch steht diese Leistung achtunggebietend da in der Kette leidenschaftlicher Bemühungen einer Künstlerin, auf neuem, eignem Wege zu einem großen heroisch-psychologischen Tragödienstil zu gelangen.



Tilla Durieux als Judith in Hebbels gleichnamiger Tragödie. (Nach einer Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

❋

Da der Raum und die dramatische Unfruchtbarkeit dieser Vorfrühlingswochen es gerade dulden, will ich schnell noch ein Versäumnis nachholen, das mir schon seit vier Wochen auf der Seele brennt. In der letzten „Dramatischen Rundschau" habe ich das vom Schillertheater aufgeführte fünfaktige Schauspiel „Neue Jugend" (Johan Ulfstjerna) des Schweden Tor Hedberg erwähnt. Aber auch nur erwähnt. Von Puppentheater, Kabarett- und Tanzkünstlern bedrängt — der Vorspuk des Lenzes weckt doch manchmal sonderbare Gelüste und Liebhabereien im Menschen —, fand ich gerade den Raum von drei Zeilen dafür. Dabei hat der unfreundliche Leser, der sich über diesen „Lakonismus zu unrechter Zeit" ehrlich entrüstet, gar nicht so unrecht, wenn er auftrumpft: „Und doch ist dieses Stück das einzige, das einen Erfolg gehabt und diesen Erfolg auch verdient hat!" Gut, ich beuge mein Haupt in reuiger Zerknirschung, meine Feder zu einer desto eingehenderen Kritik.

Tor Hedberg kannten wir bisher nur als Erzähler, der ernste seelische Probleme in exakter Realistik zu gestalten sucht, während seine schwedischen Landsleute seine Frische und Vielseitigkeit noch auf manchen andern Gebieten zu schätzen Gelegenheit hatten: als Kunst-, Literatur- und Theaterkritiker, als schneidiger Journalist, als Lyriker und zuletzt sogar als Dramaturg und Direktor des „Dramatiska Teater" in Stockholm hat sich Hedberg drüben einen Namen gemacht. Damit ist er in den Hafen seiner Sehnsucht eingelaufen, denn der Bühne und der Dramatik gehörten seit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre sein Hauptinteresse und seine innerste Arbeit. Eine ganze Reihe von Bühnenwerken sind dieser Neigung entsprossen: Komödien, Lustspiele und Parodien, vornehmlich aber ernste Ideendramen und realistische Dramen des modernen Lebens. Sein „Johan Ulfstjerna", die erste dramatische Arbeit, die wir von ihm kennen lernen, gehört diesen beiden Gattungen zugleich an. Er greift



Anna Schramm, die Siebzigjährige. (Neuste Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

ein politisches Ereignis aus der jüngsten Vergangenheit Skandinaviens auf, sucht dieses vorübergehende Wirklichkeitsmotiv aber zu erweitern und zu vertiefen zu einem Problem von allgemein menschlicher Dauer und symbolischer Bedeutung. Hedbergs Drama spielt im modernen Finnland etwa um das Jahr 1904, kurz vor der Ermordung des Diktators Bobrykow; wahrscheinlich schwebte dem Dichter der junge Eugen Schauman, der dem Verhaßten die tödliche Kugel ins Herz jagte, vor Augen, als er den neunzehnjährigen Helge Ulfstjerna schuf. Doch nicht er, der Fanatiker der Tat, sondern sein Vater Johan Ulfstjerna, nach dem das schwedische Original sich folgerichtig nennt, ist der eigentliche Held. Dieser alternde, vom Leben verbrauchte, den Freiheitsidealen seiner Jugend um des lieben Friedens und Brotes willen untreu gewordene Dichter erlebt an dem Sohne, den Lebensdrang und erste Liebe seiner Opfertat nicht abtrünnig machen können, sein Gericht, sein Urteil und seine Sühne. An dem Feuer, an der rücksichtslosen, selbstvergessenen Entschlossenheit des Jungen wird sich der Alte durch Verzärtelung und Weinerlichkeit hindurch seiner eignen verlogenen Erbärmlichkeit bewußt; die „neue Jugend", die ihm da entgegensprüht, entzündet auch sein Blut noch einmal, und so nimmt der Vater, ohne daß der Sohn etwas davon ahnt, diesem im letzten Augenblick die Waffe aus der Hand, um den fremden Unterdrücker des Vaterlandes niederzuschießen und mit seinem alten das Leben des Jungen zu retten. Er scheidet mit dem Bewußtsein, zuletzt doch auch noch selbst sein Wort wahr gemacht zu haben: „Das Leben ist mehr als die Dichtung", nachdem er zuvor schon die Freude und Genugtuung genossen hat, daß es seine feurig patriotischen Jugendgedichte waren, die in der neuen Jugend den Mut zur befreienden Tat entflammt haben.

Zwiespältig wie der Charakter des Haupthelden ist das Wesen seines Dichters. Der Poet und der Theatraliker in ihm kämpfen einen hartnäckigen Kampf. Schließlich siegt der Theatraliker; aber die Niederlage, die der Dichter und Psychologe erleidet, erfolgt erst nach tapferem Widerstande und unter durchaus ehrenhaften Bedingungen. Mit den feinen, seelisch intimen Mitteln der nordischen Kunst taucht Hedberg mehr als einmal in die Tiefen und Geheimnisse dieses für unsre Zeit so bedeutsamen Charakter- und Gesinnungskonfliktes zwischen alter und neuer Generation hinab, und mitten zwischen Verschwörerphrasen und Revolverschüssen ertönt die zarte Schalmei einer unter Ahnung und Gegenwart heilig erbebenden Jugendstimmung, die niemanden ohne Rührung läßt, wenn er sieht, wie sie noch im Rachen des Todes ihre kargen Freuden pflückt. Die dramatische Zielsicherheit des Stückes erleidet freilich durch diese lyrisch-psychologische Kleinmalerei empfindliche Einbuße. Da wäre es die Obliegenheit der Regie gewesen, durch Entlastung oder Beflügelung des Stimmunghaften und Idyllischen so viel wie möglich nachzuhelfen. Schade, daß man diese Verpflichtung im Schillertheater nicht erkannte, sondern sich darin gefiel, noch nordischer zu sein als der Schwede. So verbreitete sich über das Stück bisweilen eine verschleierte Dämmerung, die zu seiner innern Tatsachenenergie in störendem Mißverhältnis stand. Doch kann das den tiefer Blickenden nicht in der Überzeugung beirren, daß wir es hier mit einem zugleich feinen und starken Talent zu tun haben, das um die notwendige Versöhnung zwischen modern differenziertem Geist und herzhaftem Theaterbedürfnis gewichtige Verdienste hat. Wie dem Schillertheater für die mutige Einführung dieser Begabung der Dank der Allgemeinheit, so gebührt mein Dank dem unbekannten Mahner und Merker, der meine müde Aufmerksamkeit für dieses Stück so energisch wachgerüttelt hat.

*

Siebzigste Geburtstage von Schauspielerinnen öffentlich zu feiern, ist manchmal gar nicht so ungefährlich. Selten trifft man das richtige Datum, noch seltener das richtige Jahr; gewöhnlich verfrüht man sich um drei bis zehn. Bei einer „Komischen Alten" aber, denk' ich, wird es eher glücken, und so sei es verraten: am 8. April wird Anna Schramm vom Königlichen Schauspielhause in Berlin siebzig Jahre alt. Ihr Bild verleugnet es nicht und ihre Rollen zum Glück

auch nicht. Selbst wenn sich ein gleichaltriger Regisseur einmal den Witz erlaubt, sie als Antonette im „Eingebildeten Kranken“ auftreten zu lassen, rufen uns ihre kleinen pfiffigen Augen zu: „Meine Jugend, Kinder, braucht ihr mir nicht zu glauben, wenn ihr mir nur meinen Humor glaubt!“ Und dazu sind wir immer noch gern bereit. Zwar kann es uns passieren, daß einer neben uns sitzt, der über unsre Heiterkeit mitleidig lächelt und seine Erinnerungen aus der seligen Wallnerzeit auskramt: „Die hätten Sie vor fünfzig Jahren sehen müssen! Neben Helmerding und Reusche, damals, als es noch echte Berliner Possen gab. Als Friseurstochter in ‚Bädecker‘ (‚Furchtbar nett!‘) oder als Goldonkels Laura oder als Milchmädchen von Schöneberg oder gar als Schusterjunge in ‚Krethi und Plethi‘. Soubrette? Lokalsängerin? O nein, sie war auch damals schon Charakterkomikerin, und ein Stück des Berliner Wesens, nicht das schlechteste, durfte sich in ihr wiedererkennen. Von der Gesundheit, Lebenslust und Wirklichkeitsfreude, die damals auf den Berliner Volksbühnen herrschten, habt ihr Kiekindewelt gar keine Ahnung! Ich sag' Ihnen, es war etwas Niederländisches, etwas von Brouwer und Teniers in der damaligen Berliner Luft, und Anna Schramm, wenn sie ihre kurzen dicken Arme in die Seite stemmte oder ihr erst gurgelndes, dann blechernes Lachen hören ließ, war wirklich so eine Art abgekürzte Chronik ihrer Zeit ... Na ja, weil ich gerade Shakespere zitiere, nachher ist sie ja ‚klassisch‘ geworden, hat die Amme in ‚Romeo und Julia‘ und die Marthe Schwerdtlein und die Alte — wie heißt sie doch noch? — im ‚Zerbrochenen Krug‘ gespielt — aber damals, damals — na, ich sag' nichts weiter, Sie glauben's mir ja doch nicht!“ ... Man will höflich sein und versichert den Mann des Gegenteils. Erinnert sich auch, daß sie am Ende der achtziger Jahre bei ihrem Wiederauftreten im Wallnertheater in französischen Rollen wenig oder gar nicht gefallen hat, und daß ihr dann auch in ihrer ersten Zeit am Königlichen Schauspielhause manche Rolle, etwa die Daja in Lessings „Nathan“, zuerteilt wurde, in die sie nur schwer hineinwuchs. Sie mit der Frieb-Blumauer zu vergleichen, ging wirklich nicht recht an. Wenn im „Königlichen“ aber neue Stücke gespielt wurden — die ja immer auch alte waren —, Stücke aus der Volkssphäre, L'Arrongesche oder Benedixsche — beim alten Benedix hatte Anna Schramm ja ihren ersten dramatischen Unterricht genossen — oder gar das Idyll „Wie die Alten sungen“ von Niemann, ja, dann war sie wieder ganz „bei sich“. Dann konnte sie wieder ihre alte Natürlichkeit, Behaglichkeit, Derbheit und Saftigkeit zeigen, und wenn vollends Vollmer als Partner neben ihr stand, dann gab es einen Vollklang niederdeutschen Humors, von dem sich alt und jung gleich gern gefangennehmen ließ, der Vergangenheit und Gegenwart in friedlicher Bewunderung versöhnte.

Huldigung

Du hast die dunklen Tiefen
Mir innerst aufgewühlt;
Quellen, die lange schliefen,
Stimmen, die nicht mehr riefen,
Hab' ich aufs neu' gefühlt.

Denkst du, wie wir uns fanden?
Es schien zu flücht'gem Bund.
Uns streiften nur Girlanden,
Nun beben wir in Banden
Tag, Nacht und allerstund.

Ein Glück ist uns erfunden,
So gut wie lautres Brot.
Wir bluten nur aus Wunden,
An denen wir gesunden,
Wir lachen aller Not.

Du führst von allen Auen
Mir edle Ernte zu,
Ich brauche nicht zu bauen:
Von Früchten und von Frauen
Die süßeste bist du.

Wir gehn zu einem Grale
Voll hoher Freuden ein,
Schon rauschen die Chorale.
Ich blinke wie die Schale,
Du aber bist der Wein!

Gustav Noll





Otto Richter: Rebekka am Brunnen. Relief für die Kirche in Grunewald bei Berlin.

Von Kunst und Künstlern

Otto Richter — Richard Vogts — Hermann Schlittgen — Ernst Gentzel — Joh. Daniel Holz — E. M. Lilien — Jozef Israëls — David Zacharias — Lesser Ury



Mit den beiden Reliefs aus der Grunewaldkirche, die wir hier abbilden, und dem „Reiter“, der sich unter den Einschaltbildern dieses Heftes findet, erneuern wir unsern älteren Lesern nur das Gedächtnis eines Künstlers, den ihnen vor fünf Jahren bereits ein inzwischen verstorbener Mitarbeiter (Julius Norden) vorgeführt hat. Auf dem Gebiete, das schon damals als sein eigentliches erkannt wurde, dem der Ornamental- und Monumentalplastik, hat sich Otto Richter inzwischen weitergebildet und betätigt: hervorragende öffentliche Bauten und Innenräume verdanken ihm ihren bildnerischen Schmuck. Erstaunlich ist die Wandlungsfähigkeit, die er bei diesen oft grundverschiedenen Aufgaben an den Tag gelegt hat, noch erstaunlicher fast die Tatsache, daß er sich dabei nie ans Kleinliche oder Spielerische verloren, sondern immer den Grundzug seines künstlerischen Charakters, einen ins Große, Freie und Festliche gehenden Stil zu behaupten gewußt hat. Eine der liebsten all seiner bisherigen Aufgaben aber ist doch wohl die Ausschmückung der Nitzeschen Kirche in der reichen Villenkolonie Grunewald bei Berlin geblieben. Hier hieß es, sich in den Geist der Gotik, besonders der dekorativen Spätgotik einleben, für die der Erbauer sich entschieden hatte. Das ist ihm vortrefflich gelungen: Strenge des historischen Stils paart sich in seltenster Weise mit einem zarten und innigen religiösen Empfinden wie auch mit einem sichern Raum- und Formgefühl. Für den Altar hat Richter neben der streng im Geiste der süddeutschen Gotik empfundenen Christusfigur das Relief der Abendmahlseinsetzung, für den Taufstein und die Kanzel fünf kleine Reliefbilder aus dem Leben Christi modelliert, darunter als erstes die „Geburt“, die dem Material (unterfränkischer Sandstein) alle nur erdenklichen Feinheiten und Lieblichkeiten abgewonnen hat.

Das zweite hier abgebildete Relief „Rebekka am Brunnen“ (1 Mos. 24), für die „Brauttür“ bestimmt, erfaßt den Moment, wo der Abgesandte Abrahams und Brautwerber Isaaks der Rebekka den Ring und die Armspangen darbietet.

Daß Richter an die Gotik nicht gebunden ist, lehrt sein „Reiter“, der, wie seine ältere, Lanze, Schild und Nike haltende Marmorstatue „Dem Sieger“, die edle Einfachheit und gehaltene Kraft der Antike anstrebt und wohl den Reiterfiguren Tuaillons an die Seite gestellt werden darf.

Der Düsseldorfer Richard Vogts, von dem wir das Gemälde „Rhododendron“ als farbiges Einschaltbild wiedergeben, fühlt sich „trotz“ seiner sechsunddreißig Jahre noch ganz im Strome des Werdens und der Entwicklung. Ein Urrheinländer, in Köln geboren, hat Vogts doch Schule und künstlerische Ausbildung in Berlin genossen. Mit der Akademie wurde er nicht ganz

fertig: ehe er noch ein Meisteratelier bezogen hatte, zog es ihn nach Paris, wo er nun ein Jahr lang in dem Atelier von Jean Paul Laurens und Benjamin Constant seine sich mehr und mehr auf das Porträtfach sammelnden Studien fortsetzte. Noch heute blickt er dankbar auf jene Zeit zurück. „Ich glaube," schreibt er uns, „daß jene letzte Pariser Ausbildung meines malerischen Gefühls und Geschmacks von nachhaltigstem Einfluß auf mich war." In Deutschland machte Vogts dann all die Schwierigkeiten durch, die sich einem Porträtmaler entgegenstellen, wenn er, ohne große Mittel, doch nicht gesonnen ist, dem Publikum allzu weite Konzessionen zu machen, noch auch sein Ziel vornehmlich in bestechender äußerer Eleganz sucht. Vielmehr sah er den Menschen gern in seiner natürlichen Umgebung, in seiner persönlichen Geschmacks-, Lebens- und Arbeitssphäre. Aus dieser Auffassung ist auch das Bild „Rhododendron" entstanden. Die Pflanzen sind eben in der Gärtnerei aufgereiht, die junge Frau tritt dazu, sinnend, prüfend, vergleichend, vielleicht um etwas auszuwählen; und deutlich liest man ihr die stille Freude an der sie umblühenden Farbenpracht vom Gesicht. Während sie so dasteht, bietet sie in dem dunklen Haarschmuck und dem blütenweißen Kleid, von der Abendsonne bestrahlt, zugleich einen Gegensatz und eine Ergänzung zu der bunten Farbigkeit ihrer Umgebung.

Zwei weitere Gemälde nach der Natur mögen dem Düsseldorfer zur Seite treten: Hermann Schlittgens „Straße in Florenz", ein Blatt, auf dem die glühende Freudigkeit der toskanischen Sonne alle Farben der Landschaft wie der Trachten doppelt stark erglänzen läßt, und — der äußerste Gegensatz dazu — Ernst Gentzels „Zur Blütezeit", eine Frühlingslandschaft, deren Schlichtheit und Verträumtheit uns gleich verrät, daß das Motiv nur unsrer heimischen Mark entlehnt sein kann.

Zwei Tierbilder gesellen sich hinzu: die „Kühe im Wasser" („Sonniger Tag") von Joh. Daniel Holz, dem Münchner Tiermaler und Kgl. Bayrischen Professor an der dortigen Akademie, ein Bild aus dem Besitz des Prinzregenten von Bayern, und E. M. Liliens „Schwäne", eine Radierung, deren Motiv aus dem Braunschweiger Bürgerpark stammt. Beide Künstler sehen das Tier in seiner natürlichen Umgebung, aber beide fassen es — wie das so oft geschieht — nicht etwa nur als Typus auf, sondern wissen neben seinen generellen Erscheinungsformen zugleich auch die unterscheidenden Individualitäten zu packen.

Den vier Landschaften halten vier Interieurstücke die Wage. Jozef Israëls „Alte Frau am Spinnrad" führt uns einmal wieder vor Augen, wie unübertrefflich der greise holländische Maler das Licht zu meistern und wie psychologisch tief er volkstümlich genrehafte Stoffe zu behandeln versteht. Ein heitres Gegenstück zu diesem Helldunkel stellt in mehr als einer Beziehung das Bild „In der Zimmerecke" von David Zacharias dar: die ganze wohlige Behaglichkeit dieses gegen die Außenwelt vornehm abgeschlossenen „Heims" strömt uns warm und traulich entgegen. Dagegen Lesser Ury, der wohl ein wenig von den modernen Franzosen beeinflußte, aber im übrigen trotzig und kühn seine eignen Wege gehende Berliner! Auf genrehafte Zutaten hat er, der geborene Impressionist, längst verzichten gelernt, ihn reizen allein noch Probleme des Lichts, zumal die des geschlossenen Raumes, und der Koloristik. Sein „Interieur" und seine „Vase mit Blumen" sind Musterbeispiele seiner Kunst. In Schwarzweißreproduktionen ließe sich blitzwenig davon wiedergeben; man muß schon zum Farbendruck greifen, obwohl auch dessen Technik den Originalen noch vieles schuldig bleibt. Immerhin lassen, hoffen wir, unsre beiden Einschaltbilder etwas von den diffizilen Aufgaben ahnen, die sich Lesser Urys rastloser Ehrgeiz stellt, und etwas auch von dem Temperament, mit dem er ihnen, in glühender Leidenschaft für schmetternde Farbenklänge, zu Leibe geht. F. D.



Otto Richter: Geburt Christi. Relief für die Kirche in Grunewald bei Berlin.



Literarische Rundschau



Romane und Novellen — Paul Heyse — Zwei Bücher zur deutschen Geschichte — Zeichnende Künste — Literarische Notizen

Romane und Novellen

Es ist nun einmal so: wir verbinden eine Vorstellung des Aristokratischen mit dem Namen „Novelle". Macht es der fremdländische Name, der einen Hauch von Exklusivität ausströmt, ist die Entstehungsgeschichte dieser Kunstform daran schuld, die bewußte oder zufällige Art ihrer hervorragendsten Meister, von denen wir eben erst einen mit glänzenden Ehren gefeiert haben — genug, unsre Augen suchen zunächst auf den Höhen oder doch auf dem Hügellande des Lebens, wenn wir uns die Menschen, die Stoffwelt und das Milieu der Novelle vergegenwärtigen. Nicht von ungefähr finden wir so viel „Lebenskünstler" in ihren gepflegten Bezirken, über den Durchschnitt und den Alltag erhobene Menschen, die sich von den Sorgen um das liebe Brot nicht groß anfechten lassen. Auch auf den Sprachgebrauch hat diese Tatsache der Ästhetik abgefärbt. In einem freilich auch sonst recht naiven Abriß der Poetik konnte man noch vor gar nicht langer Zeit zu lesen bekommen: Novelle nennt man die in höheren, Erzählung die in Volkskreisen spielende, in epischer Prosa geschriebene Geschichte mit einer geschlossenen Handlung. Das ist nun gewiß noch weniger jemals Gesetz und Vorschrift gewesen, als es sonst die „Regeln" papierner Ästhetik zu sein pflegen — aber neu und überraschend empfand man es doch, als die Naturalisten die Form der Novelle sans façon auch für ihre „elendesten Proletarierstoffe" in Anspruch nahmen, ohne nur daran zu denken, ihren Unhelden und Unheldinnen ein Krönlein oder auch nur irgendein sonntägliches Blütenreis ins Haar zu drücken.

Clara Viebig war unter denen, die hier zuerst Bresche schlugen und mit dem Vorurteil aufräumten. Novellen, rauhe Kinder der rauhen Eifel waren es, mit denen sie sich ihren ersten Erfolg erkämpfte und ihre entscheidende dichterische Eigenart gründete. Und auch was sie nachher, in drei neuen Sammlungen gab, war keineswegs bloß Schnitzelwerk, das von der Tafel des Romans fiel, sondern führte seinen eignen Stil und sein eignes künstlerisches Leben. Ja, diesem oder jenem kleinen Roman, etwa dem „Müller-Hannes", hätte ein Wortklauber vielleicht zum Vorwurf machen können, er sei nur eine über das innere Maß hinaus aufgequollene Novelle. Die Dichterin der „Wacht am Rhein" und des „Schlafenden Heeres" auf diese begrenzte Kunstform festzulegen oder auch nur zu behaupten, sie habe in novellistischer Beschränkung ihre Begabung am reinsten und ausgereiftesten gezeigt, geht heute nicht mehr an, noch weniger aber dürfte sich jemand einfallen lassen, das etwa bloß geringschätzig Skizzen, Studien, Beobachtungen oder Lebensbilder zu nennen, was jene Sammelbände enthalten. Freilich, den berühmten Falken Heyses wird man bei ihr nur selten kreisen sehen, aber ein Häher oder Bussard tut es auch, manchmal sogar ein muntrer Fink und ein ganz gemeiner Spatz. Ja, sie, die in Büschen und an Dachfirsten bauen, haben's wohl noch näher zu den Menschen, seinen gebückten Sorgen, Mühen und Ängsten, aber auch zu den kleinen Freuden seines Alltags und den großen Leidenschaften seiner Seele, die zu enthüllen und zu erklären Clara Viebigs liebstes Thema ist.

Auch in ihrer neuen Novellensammlung „Die heilige Einfalt" (Berlin, Fleischel & Ko.) sind es nicht die „neuen, unerhörten Ereignisse", sondern die unter Schutt und Geröll verborgenen Geheimnisse der Menschenseele, die ihre psychologische Wahrheitskunst auf die Schanze rufen. Im Gegensatz zu manchem ihrer früheren Bücher geht durch dieses neue ein aus aller Dumpfheit der Kreatur sich aufschwingender Glaube, eine sieghafte Zuversicht, eine trostvolle Heiterkeit, auch dann noch, wenn das irdische Auge nur Scherben und Trümmer auf der Kampfstätte zu erblicken wähnt. Nichts mehr von der nun bis zum Überdruß gerühmten naturalistischen Mitleidspoesie, die mit einem Händeringen kommt und mit einem Seufzer geht. Eine wenn auch verhaltene Freudigkeit übersonnt das Firmament dieser sieben Novellen und damit auch das in Kummer, Wehmut, Reue oder Einfalt gebeugte Haupt der unscheinbaren Alltagshelden, als riefe sie ihnen zu: Euch kann nix g'schehn! Am Ende seid doch ihr die Sieger! Doch nicht nur in einem besseren Jenseits, auch hier schon erntet solche heilig-demütige Einfalt ihren Lohn. Zwar der Havelwirt der „Wasserratte", der all sein Glück auf ein heitres Pfingstwetter gesetzt hat — die Novelle stand zuerst in diesen Heften (Oktober 1908) —, weiß sich aus dem Druck und Wirrwarr seines einsamen Herzens und engen Verstandes keinen andern Ausweg, als sich zu seinen Schinken und Würsten zu hängen, die wie er ihren Beruf verfehlt haben, aber Mine Kretschmer in der Eingangsnovelle, sie, die die habgierige Bauernbosheit der Stiefmutter gewaltsam beiseite zu räumen trachtete und die dennoch in ihrem „einfältigen Herzen" immer nur Gutes von ihren Mitmenschen zu denken vermag, bekommt schon hier auf Erden ihren Lohn dafür: der Liebste, der sich noch gestern nacht unwirsch abwandte von ihrer Beschränktheit, drückt ihr jetzt im hellen Tageslicht den versäumten Kuß auf die Lippen, „ehrfürchtiger Liebe voll". Und auch Annakathrein, die wenigstens auf dem Grabe ihrer verkommenen und verachteten Mutter Christiane Schwendlig, genannt „Brummelstein", ein Denk-

mal setzen darf, braucht sich nicht in Reue zu zermartern: ihr Gefühl war echt und tapfer, nur die Stumpfheit der Menschen vergönnte ihr nicht, es der Mutter bei Lebzeiten genugsam zu erweisen. Heilig wie diese Kinderliebe ist der Dichterin die Mutterliebe, die in dankbarer Bewunderung auch da noch anbetet, wo der vergötterte Sohn selbst schon mit harter Hand das Band durchschnitten hat, das ihn in seinem Aufstieg auf der Ehrenleiter der Kirche hindert („Die Primiz"), und Ehrfurcht zollt sie nicht minder dem Seelenkampf, den der in Herrendienste getretene ehemalige Wilderer, jetzige Jagdhüter Jan in sich auszukämpfen hat, als es gilt, zwischen seiner neuen Pflicht und der Freundschaft zu seinem alten Kumpan, dem Jup, der das Wildern nicht lassen kann, mit der Kugel zu entscheiden. Andre gehen an ihrer innigsten Sehnsucht, an ihrem heiligsten Gefühl zugrunde. So der in die rauhe Eifel verschlagene Italiener, der um des Käses willen, den ihm seine ferne Frau geschickt hat, eigentlich aber um der Heimatliebe willen, die ihn verzehrt, seinem neidischen Kameraden zum Opfer fällt; so das alternde Fräulein, das für das endlich, endlich gewonnene große Los mit dem Leben bezahlen muß, weil sie sich durch die nun nahegerückten Heiratsaussichten verpflichtet fühlt, ihren Körper, um den es sich sonst nicht gelohnt hätte, dem Messer des Operateurs darzubieten ...

Verschieden wie die Schicksale sind die Schauplätze, die Clara Viebig beherrscht. Ihre Kunst ist nicht mehr in der Eifel festgewurzelt, sie meistert die Kleinbürgerwelt des Berliner Ostens so gut wie das katholische Milieu des Warthebezirks mit seinem polnischen Einschlag und das der vor den Toren der Großstadt gelegenen märkischen Havellandschaft. Mühe macht es ihr allerdings manchmal, aus ihren primitiven Menschen die großen Leidenschaften herauswachsen zu lassen, die so schwer von dem heroischen Anstrich freizuhalten sind; aber sie ist klug genug, die Erzählung da zu unterbrechen, wo sie ins Pathetische oder ins Kriminalistische zu geraten droht. Schwerer fällt es ihr, die strengen Gebote des Stils zu respektieren. Eine Schilderung wie die des Dorfbrandes von Gollyn ist an sich meisterhaft in ihrer packenden Lebendigkeit, aber den Rahmen der ihr im Hinblick auf das Ganze zukommenden Bescheidenheit sprengt sie. Statt malerische Qualitäten zu entfalten, könnte sich die Dichterin getrost mehr auf die beste Eigenschaft verlassen, die sie besitzt: auf die Energie der Sparsamkeit und die gedrungene Kraft der Schlichtheit. Überall da, wo diese triumphieren, triumphiert sie selbst in ihrer eigensten, unnachahmlichsten Kunst.

Neben der Radierkunst Clara Viebigs nimmt sich die Kunst **Helene Voigt-Diederichs'** wie Pastellmalerei aus. Sie ist blasser, weicher, duftiger, mit einem Wort lyrischer und hat einen musikalischen Klang. Zarte Erinnerungen und Stimmungen umspielen sie, Wärme des Gemüts hüllt sie ein, und eine märchenselige Romantik hebt sie jeden Augenblick vom Boden der Wirklichkeit. Doch sie verliert sich nicht in wurzellose Phantastik; die Berührung mit dem Leben, der Heimat, der geliebten schleswig-holsteinschen Heimat bleibt immer gewahrt und gibt ihr eine bei aller Sanftheit eindringliche Überredungskraft. Die Kindergeschichten in ihrem neuen Novellenbande „**Nur ein Gleichnis**" (Jena, Eugen Diederichs) gewinnen zuerst unser Herz. Auch die vom väterlichen Heimatsgut finden wir wieder, die Geschichten von den Pferden, die zuerst in diesen Heften standen („Es war einmal", Novemberheft 1909). Wie hier mischt sich auch in den andern Fröhlichkeit und Trauer, Jubel und junge Kümmernis zu einer scheuen, keuschen Schönheit, die uns bald selber erinnerungsselig lächeln oder leise aufseufzen macht. Dann geht es den Lebensweg hinauf. Es ertönen in Tagebuchbriefen an den Geliebten Geständnisse eines kranken Mädchens, das zu hohe Ansprüche an das Leben gestellt hat und nun der letzten wunschlosen Genesung entgegendämmert; ein Künstler findet nach unfruchtbarem Hinträumen vor dem Bilde einer schönen Frau in einem geweihten Moment die Kraft zum Schaffen wieder; einem Offizier tritt mitten auf dem Pfad neuen Glückes mahnend und drohend seine Vergangenheit entgegen; ein Bauernmädchen, eine schwerblütige, grübelnde Natur, wird von dem lastenden Gefühl ihres „Schicksals" erdrückt, das ihr wie ein Gespenst überall auf den Fersen ist. Dagegen der uralte Seefahrer, der sein lebelang in prangender Gesundheit einhergegangen und nun auch auf dem Totenbett nichts vom Sterben wissen will! Wie oft hat er ihm getrotzt! Soll er sich jetzt beugen? Noch einmal zwingt er die ganze Jugendkraft aus seinen besten Jahren auf sich herab, dann erst — nach dieser letzten tröstenden Kraftprobe — geht er still und versöhnt hinüber. Was dieser Alte so zäh festhält, möchte der andre gern freiwillig hingeben, wenn ihn nicht der Gedanke an die Schande seiner Kinder immer wieder davon abhielte und endlich — wunderschön! — auch ihm der Ernst, eine gewaltige Naturkatastrophe, die Sterbenssehnsucht in eine neue, selige Lebenssehnsucht verwandelte. Nicht immer geht es so ernst in dem Bande zu. Humor und Scherz, Schelmerei und Pikanterie flechten sich ein („Besuch"), und neben den problematischen Naturen stehen andre, die das Rot der Gesundheit auf den Wangen und eine schöne Natürlichkeit im Herzen tragen. Diese Heimattugenden liegen auch auf dem Grunde des Voigt-Diederichsschen Schaffens, und sie sind es, die selbst ihre feinsten Gespinste nie kränkelnd erscheinen lassen.



Gesundheit und Einfachheit — diese künstlerischen Ziele nimmt auch **Max Geißler** für sich in Anspruch, und für seinen neuen Roman „**Die Glocken von Robbensiel**“ (Leipzig, Staackmann) behauptet der Waschzettel, hier seien sie zu einer Vollendung gediehen, wie sie musikalisch etwa in den Schöpfungen Johann Sebastian Bachs, malerisch in denen Dürers ihren Ausdruck fänden. Das heißt denn doch arg darüber hinausgeredet. Uns scheint im Gegenteil, als sei die schollenduftige Kraft, die Geißler gleich in seinen ersten Büchern mit in die Literatur brachte, in diesem Nordsee-Roman zu einer Überspannung und Verstiegenheit gediehen, die all ihr Gutes und Tüchtiges zu einer Karikatur macht. Wer kann diesen gekünstelt wuchtigen Stil — eine Kreuzung von Bibel- und Chronikstil — auf die Dauer ertragen? Ein Stoff, gerade groß und weit genug für eine 20 Seiten lange Novelle, wird mit Sperren und Spreiten auf dritthalbhundert Seiten gedehnt. Das Simpelste wird mit einem erhaben balladesken Tonfall gesagt. Schiffer reden wie Propheten und Bauern wie Evangelisten. Tiefe aber läßt sich wohl schwerlich noch jemand dadurch vortäuschen. Nur eine gründliche Umkehr kann den begabten Schriftsteller aus der Sackgasse dieser Manier befreien.

Wir eilen zu andern Gefilden! In seinem neuen Roman „**Der Herr von Borkenhagen**“ (Berlin, Otto Janke) erzählt **Arthur Brausewetter** (A. Sewett) die Geschichte eines Mannes, dessen Lebensglück an seinem harten Wahrheitsdrang zerschellt wäre, hätte ihn nicht ein Weib in letzter Stunde auf den Weg der verstehenden und verzeihenden Liebe geführt. Der Held des Romans, Harry Horst Braunschweig, ist der Sohn eines etwas leichtlebigen Vaters, der bei seinem plötzlichen Tode seine Familie in gedrückten Verhältnissen zurückläßt. Die Mutter, auf die Hilfe wohlhabender Verwandter angewiesen, verkümmert und widmet alle Liebe, deren ihr verschüchtertes Gemüt fähig ist, ihrem ältesten Kinde, einem geistig zurückgebliebenen Knaben, während ihr zweiter Sohn, eben Harry Horst, in Haus und Schule vereinsamt aufwächst. Man schilt ihn einen Egoisten, der nie nachgeben will, er erscheint trotzig, verschlossen und kalt, und doch lebt in ihm etwas, was nach Liebe schreit, ja, sein starrer Sinn würde sich erweichen, wenn nur einer an ihn glauben wollte. So aber muß er bleiben, wie er ist, und seine freud- und freundlose Straße einsam ziehen. Da tritt ein großes Ereignis in sein junges Leben. Er erfährt das bisher von seinen Verwandten vor seinem unbändigen Sinn sorgsam gehütete Geheimnis, daß er zum Erben des reichen Familiengutes Borkenhagen bestimmt ist, und findet von Stund' an „alles wieder, was er in den ersten Tagen seiner Kindheit besessen und dann verloren: Vertrauen zu sich und einem gütigen Schöpfer über ihm, Lust und Liebe zum Leben“. Er hat nun eine Aufgabe. Er will ein tüchtiger Kerl werden und den Braunschweigs Ehre machen — das verspricht er seinem alten Oheim, dem einzigen, der ahnt, welch tüchtiger Kern in dem spröden Jüngling steckt, in die Hand, und als er, zur Mündigkeit erwachsen, das Gut übernimmt, ist er ein ernster Mann geworden, der weiß, was er will, ein tüchtiger Landwirt, der fleißigste in der Runde. Aber damit ist sein Glück nicht geschmiedet. Sein unerbittlicher Trieb nach unbeugsamer Wahrheit, der seine Jugend ihrer Blüten beraubt hat, wirkt in ihm weiter, ein edler, aber einseitig überspannter Trieb. Harry Horst haßt die Phrase, die Heuchelei, die Unredlichkeit. Doch vertreibt er in seiner katonischen Strenge mit diesen üblen Gästen auch die Behaglichkeit, die Geselligkeit, den Frieden, die sich nur da wohl fühlen, wo Strenge mit Nachsicht gepaart ist, und steht vor der Gefahr, ein Menschenverächter zu werden. Da führt ihm das Schicksal Ruth Braunschweig, eine junge Verwandte, ins Haus. Dieses Mädchen hat eine ähnlich einsame Jugend wie er selber verlebt. Er hat sie einst für hochmütig gehalten und einen Knabenhaß auf sie geworfen. Dann haben sich die beiden nur gelegentlich gesehen. Jetzt flüchtet sich Ruth vor den Nachstellungen eines Gutsbesitzers, dessen Kinder sie erzieht, zu ihrem Vetter. Und in ihr findet der verschlossene Mann einen Gefährten, dem man alles sagt, das Größte und das Unscheinbarste. Sie gibt ihn der Welt zurück, denn sie verkündet ihm eine neue Wahrheit: das Mitfühlen und Mitleiden mit der ganzen Kreatur, die kämpft und leidet wie wir. Diese Wahrheit der Liebe hat ihm bisher gefehlt. Jetzt ist sie ihm in der Sorge um ein teures Wesen zu einem unverlierbaren und segensvollen Besitz geworden, und vereint mit Ruth schreitet Harry Horst in ein neues, helleres Leben.

Brausewetter erzählt die Seelengeschichte seines Helden knapp und klar. In zweiundzwanzig kurzen Kapiteln spielt sie sich ab, und während in der ersten Hälfte des Buches episodisches Beiwerk, wie die Schilderungen der Verwandten Harry Horsts, des väterlichen Handelshauses u. dgl., einen breiteren Raum einnehmen, sammelt sich von dem Augenblick, wo der junge Braunschweig sein Erbe antritt, alles Interesse auf ihn. Jetzt stehen die Kämpfe des hartsinnigen Wahrheitsuchers beherrschend im Vordergrund, und die äußern Geschehnisse des Romans wie die Streitigkeiten mit dem alten Inspektor oder der Zwist mit dem leichtlebigen Vetter Leutnant spiegeln nur die seelischen Konflikte des Helden. Schade ist, daß die Umkehr in dem Charakter Harrys mit allzu romanhaften Handlungshebeln ins Werk gesetzt wird: ein hinterlistiger Schuß durchs Fenster, den ein weggejagter Beamter seinem strengen Herrn zugedacht hat, den aber Ruth für

den Geliebten auffängt, erscheint in dieser Geschichte recht abenteuerlich, und daß ein falscher Bart, den sich der heimtückische Schütze umgebunden hat und den ein spürnasiger Gendarm halbverkohlt im Ofenloch findet, den gegen Gouvernanten allzu galanten Brotherrn Ruths verdächtigen muß, erzeugt eine peinliche, allzu durchsichtig berechnete Spannung. Brausewetter scheut vor dergleichen verbrauchten oder künstlerisch bedenklichen Mitteln nicht zurück. Sein Buch will vor allem in weiten Kreisen ethisch wirken, und da mag man ein paar allzu grobe Fäden in dem Gewebe verschmerzen, um so mehr, als das Buch reich ist an sicher erschauten Naturbildern, an feinen Seelenblicken, an warmherziger Menschenliebe. Es geht von diesem Roman keine hinreißende Gewalt aus, aber wir hören einen Mann zu uns reden, der mit ernster Freundlichkeit den Weg zu Glück und Frieden weisen will, den einzigen, den der nachsichtigen Liebe gegen andre, der unerbittlichen Wahrheit wider uns selbst.

Geht Brausewetters Ehrgeiz dahin, einen psychologischen Roman zu schreiben, der das Wesen und die Entwicklung eines einzelnen deutet, so bevölkert Paul Grabein die Bühne seines neuen Romans aus dem Bergmannsleben „Die Herren der Erde“ mit einem volkreichen Chor (Deutsches Verlagshaus Bong & Ko., Berlin; geb. 5 M.). Der Verfasser hat für dieses Werk monatelang Studien im rheinischen Industriegebiet gemacht, indem er das Leben der Bergleute sowohl unter Tag wie in ihrer Häuslichkeit teilte, und diese Mühe ist nicht vergebens gewesen; wer dieses Buch liest, hört das Sausen der Maschinen, atmet die schwere Luft jener Gegenden, fährt mit hinunter in den Bauch der Erde und sieht schaudernd ihre Gefahren und Wunder. Das Werk saugt seine Kraft aus den Kämpfen unsrer Zeit. Kapitalismus und Sozialismus stehen sich drohend gegenüber. Jenen vertritt Magnus Heckes, eine eiserne Herrennatur, die mit kaltem Blut und rücksichtsloser Energie ihre Ziele verfolgt. Ihm steht die Arbeiterschaft gegenüber, eine aus aller Herren Ländern zusammengewürfelte Schar, die, zum größten Teil in Dumpfheit befangen oder von Aufwieglern verhetzt, in dem Herrn nur einen gewissenlosen Ausbeuter und Geldmacher sieht. Ein entsetzliches Grubenunglück bringt den verborgen lauernden Zwist zu gewalttätigem Ausbruch: in einem Riesenstreik, der zu offnem Aufruhr wird, entladen sich die Leidenschaften der Masse. Grabein sucht beiden Parteien gerecht zu werden. Er erkennt die ungeheure Verantwortung, die auf so einem königlichen Kaufmann lastet, und weiß, daß hier wie in der Politik der Einklang zwischen den Bedürfnissen des Ganzen und den Wünschen des einzelnen nicht immer herzustellen ist, daß es Notwendigkeiten gibt, denen auch der Mächtigste sich fügen muß, daß jeder große Zweck Menschenglück kostet. Aber diese Härte des Schicksals entlastet in Grabeins Augen den Bergherrn Magnus Heckes nicht. Gewiß tut der Kohlenkönig viel, um das Los seiner in harter und gefährlicher Arbeit sich plagenden Leute zu mildern, aber doch vor allem deshalb, weil diese soziale Fürsorge sich auf andre Weise lohnt, und die Folge von dieser berechnenden Herzenskälte ist, daß er unter den Tausenden, denen er ihr täglich Brot gibt, von niemand Liebe erntet, auch von seinen eignen Kindern nicht. Aber ein neues Geschlecht wächst heran, das den Frieden will und durch Liebe zu herrschen strebt, durch die warm aus dem Herzen quellende Liebe, die alle diejenigen gütig umfaßt, die sich still im Joch der Arbeit mühen. In seinem jüngsten Sohne Volkmar ist diese Liebe lebendig. Ihn, den der Vater für einen schwächlichen Träumer hält, sieht er zum selbständigen, tatkräftigen Mann erstarken, er sieht ihn verbunden mit der Tochter jener Frau, die er einst geliebt, aber seinen Machtplänen zuliebe nicht sein eigen nennen durfte, und er erlebt die späte Freude, mit seinem Sohne als dem einzigen über das sprechen zu können, was der Inhalt seiner Lebensarbeit war: die Einigungs- und Großmachtspolitik im Reich der Industrie. Magnus Heckes erreicht sein Ziel kurz vor seinem Tode. Er fällt als Sieger nach gewonnener Schlacht, und an der Bahre dieses Mannes, der nach dem Wunsche Volkmars mit den verunglückten Grubenarbeitern in einem Trauerzug zu Grabe getragen wird, schweigt der Haß. Den letzten Gruß ruft ihm jener Vermeeren nach, der die verschmähte Geliebte seiner Jugend heimgeführt hat, dem er später in neu erwachter Leidenschaft für jene Frau sein Hausglück zerstören wollte, dessen Tochter sein Sohn liebt, und in dessen Hände er, vom nahenden Tode geläutert, die Vollstreckung seiner Pläne legen ließ. So endet sein kampfbewegtes Leben versöhnlich und Versöhnung stiftend, und sein Ende nimmt noch einmal den Ruf zum Frieden auf, der das ganze Grabeinsche Buch durchtönt. Der Verfasser wünscht mit seinem Werk zum Ausgleich der Gegensätze zwischen oben und unten beizutragen. Die Liebe soll sie überbrücken, man soll einander verstehen und achten lernen, und in der Tat kann das Buch helfen, auf beiden Seiten Vorurteile zu zerstreuen. Daß der Verfasser bei dieser Aufklärungstendenz ab und zu in einen etwas lehr- und predigthaften Ton verfällt, darf man ihm nicht verübeln: es war hier ein Stoff zu bewältigen, den der Parteienhader der jüngsten Vergangenheit fast noch zu wild und ungeklärt umbraust.

Schöpft Grabein den Stoff für seinen Roman aus der Gegenwart, so segelt Robert Saudek mit seinem neuen Buch „Der entfesselte Riese“ ins Meer der Zukunft (Berlin, Schuster



& Loeffler; geb. 4 M.). Wie Jules Verne begeistert er sich an den Wundertaten unsrer Technik, des entfesselten Riesen, und nimmt gleich dem Franzosen mit prophetischer Phantasie voraus, was uns die kommende Zeit vielleicht auf diesem Felde bescheren wird. Aus einem der weitestverbreiteten Stoffe der Erde, dem Quarz, ist es dem genialen „deutschen Edison", Otto Breitfeld, gelungen, einen Stein mit radiumähnlichen Eigenschaften zu erzeugen — den Buberowstein, wie er ihn nach seinem abgelegenen Schloß, der Stätte seiner Arbeit, nennt —, einen Wunderstein, der, billig herzustellen, jedes andre Heizmaterial für immer wertlos macht. Es gelingt dem Erfinder mit Hilfe des Staatssekretärs des Innern, des „Ministerphilosophen", den Kaiser für sein Werk zu gewinnen, und die Regierung übernimmt, schnell entschlossen, ohne erst die Zustimmung des Reichstags oder den Rat der industriellen Syndikate der Handelskammern einzuholen, die Verwertung des neuen Stoffes. Durch strengste Verschwiegenheit der wenigen Wissenden wird dafür gesorgt, daß niemand, vor allen Dingen das Ausland nicht, das Geheimnis erfahre, und in möglichster Eile werden die Heizungsanlagen der Lokomotiven und Kriegsschiffe für den neuen Brennstoff eingerichtet. Aber der Schatz dieser nie erlahmenden Kraft, der dem Wert unzähliger Millionen arbeitender Hände gleichkommt, kostet auch Opfer. Wir erleben eine wüste Börsenpanik, in der Millionen über Millionen verloren gehen; der Generalstreik bricht aus, und alle Ordnung droht aus den Fugen zu springen, bis sich endlich die großen industriellen Verbände mit den Vorschlägen der Regierung einverstanden erklären: der Staat wird zum Geber und Nehmer aller Arbeitsenergien; Licht und Kraft liegen nur noch im Buberowstein; ihn erzeugt und liefert der Staat im Monopol und wird so zum Herrn der Industrie. Er kauft die gesamte Kohlenproduktion und legt den Bergherren die Verpflichtung auf, in bestimmter Weise nach und nach innerhalb einiger Jahre die Arbeiter bis zur Stillegung der Zechen zu entlassen. Der Staat wird ungeheure Unternehmergewinne einheimsen, denn auch das Ausland muß den neuen Stein aus Deutschland beziehen, und mit diesen Mitteln wird das Reich den entlassenen Arbeitern die Kolonien zu gesunder Arbeit erschließen. Entsprechende Abmachungen werden mit andern Industrien, z. B. den Gas- und Elektrizitätsgesellschaften, getroffen, und so endet diese ungeheure Revolution, die ihrem Urheber, dem Erfinder Breitfeld, bei einem Überfall, den eine fanatische Volksmasse auf sein Schloß macht, das Leben kostet, schließlich zum Segen des Landes und der Welt.

Saudek wirft als Motto seines Buches die Frage auf: Sollte es einem Literaten in unsrer als poesielos verlästerten Zeit nicht erlaubt sein, die Schönheitsfülle einer neuen Romantik, einer Romantik der Zahlen und Experimente zu suchen? Niemand wird ihm diesen Zusammenhang zwischen der Dichtung und dem Leben unsrer Zeit verwehren wollen, und er erreicht es auch, daß wir seinen Phantasien streckenweise mit fast atemloser Spannung folgen. Aber trotzdem scheint uns dieses Buch mehr volkswirtschaftliche als dichterische Intuition zu bergen. Das zeigt recht deutlich die Führung der Romanhandlung, die der Verfasser mit den großen weltgeschichtlichen Ereignissen verknüpft. Einer der Arbeiter Breitfelds, Richard Kosterlitz, wendet sich im entscheidenden Augenblick von seinem Herrn ab, nicht um in niedriger Habsucht das Geheimnis des Erfinders zu verraten, auch nicht nur, wie er sagt und wie es scheint, um den Kampf der brotlos werdenden Arbeiterschaft gegen die neue Macht zu leiten, sondern weil er hofft, in diesem Kampfe, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gleicher Not vereinigt, an der Seite des Grafen Waldbach zu stehen und so in die Nähe von dessen Gattin zu kommen, in die er sich vor Jahren, als er noch bei ihrem Vater, dem Großindustriellen Leuthold, Ingenieur war, verliebt hat. Diese unglückliche Liebe und die Stürme, die der große Gedanke Breitfelds in ihm erregt haben, vernichten ihn — er ist eins der Opfer, die der Kulturfortschritt der Menschheit fordert, aber sein Schicksal hat nicht die Kraft, uns zu rühren, und läßt uns völlig kalt, wenn wir die blasse Schönheit der Frau betrachten, die ihm unschuldig zum Verhängnis wurde. In dem großen, packend geschilderten Getriebe der weltwirtschaftlichen Umwälzung bleibt das eigentlich Romanhafte in diesem Buche für den Eindruck fast so episodisch wie das Auftreten des Kaisers zu Anfang, der kurze Ausflug nach Lissabon, der ein Stück von der verspäteten Hochzeitsreise des Grafen schildert, oder der über den Kanal, der die Erregung unsrer Vettern über den unerhörten Erfolg unsrer Wissenschaft beleuchtet.

So keck ins Künftige mag die Jugend schweifen; das Alter liebt die Rückschau.

Nach hundert Jahren darf wohl auch die vaterländische Geschichte mit ihrem Glück und Schmerz, ihren Siegen und ihren Niederlagen, ihren Helden und ihrem Volkstum anfangen, Material für den Romanschriftsteller zu werden. Dann verträgt sie die Verklärung und Verallgemeinerung, die eine Grundforderung alles phantasievollen Schaffens ausmacht. Wilhelm Jensen, der Unermüdliche, ist von der Minnesängerzeit („Die Rosen von Hildesheim") und der „Hohenstaufer Ausgang" über den großen Kurfürsten („Brandenburgischer Pavillon hoch!") und den „König Friedrich" jetzt zu der schicksalsschweren Wendezeit vorgedrungen, die unserm Vaterlande vor hundert Jahren beschieden war. Sein Roman „Deutsche Männer" (Leipzig, Grethlein & Ko.),



schlanker als sonst Jensensche Romane zu sein pflegen, ist ein Buch der Rechtfertigung und Verherrlichung derer geworden, die früher als Thron und Regierung den patriotischen Mut faßten, dem korsischen Gewaltherrn mit den Waffen entgegenzutreten. In seinem Mittelpunkt steht der verwegene Zug des „schwarzen Herzogs“, des Braunschweigers, vom Sommer 1809, und um ihn herum gruppieren sich, zum Teil geschickt, zum Teil etwas gewaltsam verknüpft, die Schill, Dörnberg und andre, die ihrer zaghaften Zeit als Rebellen, uns aber als kühne Vorkämpfer der nahenden Befreiungskämpfe gelten. Doch ist Jensen klug genug, nicht einen dieser im vollen Licht *der* Geschichte stehenden Männer zum Helden *seiner* Geschichte zu machen. Er weiß: die dichterische Phantasie will Spielraum, erst recht dann, wenn sie die Schwester eines Verstandes ist, der so emsig in den exakten Geschichtsbüchern gelesen hat, wie Jensen es sich für seine vaterländischen Romane und Novellen zur Pflicht macht. So erwählt er sich als Träger der eigentlichen novellistischen Handlung einen jungen Philologen Hans Gibich, und in ihm läßt er das zusammenströmen, was jener Zeit vor hundert Jahren ihre Größe gibt: das freie, hochgemute Denken und die entschlossene Tat. Dieser Hans Gibich saß in glühendem Lerneifer zu den Füßen Meister Jakob Grimms — der nebenbei gesagt fälschlich als ein weltflüchtiger, fast ein wenig lächerlich-pedantischer Gelehrter geschildert ist —, aber als die Not des Vaterlandes ruft, tritt er als selbstloser, todesmutiger Kämpfer in die Reihen des Braunschweigers. Er vergißt sogar die Jugendliebe eine Zeitlang über dem Gedanken an das geknechtete Vaterland, bis er seine Falcula, die Tochter des Wirts vom Gibichenstein, dann als eine Geläuterte und Erhöhte zu dauerndem Glücke wiederfindet: aus einer eitlen, verschwärmten Franzosenfreundin, die mit Vorliebe fremdes Wesen nachäfft, ist sie zu einer selbstbewußten Deutschen geworden, die schließlich sogar in Männerkleidung — ein phantastisches, echt Jensensches Motiv — in der nächsten Nähe des Herzogs mitkämpft und ihm das Leben rettet. Ihre und Gibichs Entwicklung ist typisch für die ganze Zeit und typisch auch für diesen so treu aus ihrer noch zagen, hoffnungsbangen Stimmung schöpfenden Roman. Über gewisse Schwerfälligkeiten der Darstellung, zumal die tiefeingewurzelten sprachlichen Marotten Jensens, wird hinwegsehen, wer es für verdienstvoll und fruchtbar hält, dem Volke in dichterischer Gestalt seine vaterländische Vergangenheit zu deuten.

Mit wehmütigen Gefühlen nehmen wir den letzten Roman *Gustaf af Geijerstams* in die Hand. Die „*Alte Herrenhofallee*“ war sein letzter Gruß an die Leser dieser Zeitschrift; sie ist, nun sie in der Buchausgabe vorliegt (Berlin, S. Fischer), der letzte Gruß auch an seine große deutsche Gemeinde geblieben. Das literarische Bild dieses ernsten, tiefen und doch so liebenswürdigen Künstlers wird durch dieses Buch noch einmal in all seiner Feinheit und Vornehmheit erweckt. Es zeigt ihn noch einmal als unerreichten Meister auf seinem eigensten Felde, der mit diffizilster Psychologie in die verschwiegensten Geheimnisse der Ehe eindringenden Seelengeschichte, als einen Dichter, der alles, auch das letzte sagen darf, ohne zu verletzen, ohne zu quälen, im Gegenteil: um uns gefestigter, reicher und reiner zu entlassen, andächtiger zum Leben, gerüsteter für unser Schicksal. F. P. Sellin.

Paul Heyse

Wie zu erwarten und wie nicht mehr als recht und billig war, hat *Paul Heyses* achtzigster Geburtstag eine ganze Reihe neuer Schriften über ihn hervorgerufen oder ältere neu wieder auftauchen lassen. Umfassendes, Ergänzendes und Erschöpfendes ist nicht darunter. Noch hat unsre sich eben aus dem überwundenen Naturalismus zu einem neuen, noch ungestalteten Idealismus hinaufringende Zeit den festen Standpunkt zu diesem Dichter nicht wiedergefunden. Das eine freilich läßt sich sagen: nicht bloß eine größere Gerechtigkeit, auch eine stärkere Wärme für ihn kündet sich an, und daran ist nicht bloß die natürliche Milde des Jubiläums schuld. Man lernt wieder aus sich selbst Heyses Formstrenge, seine edle Sinnlichkeit, Klarheit und Durchsichtigkeit schätzen, und wenn auch fast alle Kritiker heute noch vorsichtig um die heikle Frage herumgehen: Wie steht er zu den spezifischen Problemen der modernen Zeit?, so hat sich doch das Gefühl seiner Schätzung, die Freude über sein Dasein jetzt bei Jungen und Alten so energisch durchgesetzt, daß man — immer ein sicheres Zeichen für die Wiederkehr ehrlicher Würdigung — statt der bedingungslosen Verherrlichungen eindringenden Analysen seines dichterischen Wesens begegnet.

Ein Vorläufer dieser Wandlung war *Viktor Klemperers* Schrift in den „Modernen Geistern“ (1907; Berlin, Pan-Verlag). Klemperer naht sich seinem Gegenstande nicht ohne Kritik, er fühlt die Verpflichtung, sich mit Heyses Verächtern und Verkleinerern auseinanderzusetzen, bevor er — nicht ohne Einschränkungen und sogar gelegentliche harte Einwände — zu einer positiven Würdigung gelangt. Was er an dem Dichter vornehmlich sieht und schätzt, ist der Erbe und Verwalter Goethischen Geistes, der feine Stilkünstler, der mit dem Adel der Gesinnung und wahrer innerer Vornehmheit ein reifes psychologisches Verständnis für die Darstellung intimer Seelenkonflikte vereinigt. Die Novellistik wird dabei nach Gebühr in den Vordergrund gerückt, doch auch die großen Romane, die bezeichnendsten Dramen und die Heysischen Übersetzungen erfahren

ihre Analyse. Dabei kommt die Dramatik, von Petzet (Heyse als Dramatiker; Stuttgart, Cotta) einst so schrankenlos gefeiert, am schlechtesten weg: Mangel an Entwicklungskunst, an Objektivität und an Weitblick für die wahrhaft bewegenden Kräfte dieser Welt werden als Gründe für die Erfolglosigkeit der Heysischen Dramen aufgedeckt.

Anders als das Schlußwort dieser um drei Jahre zurückliegenden Studie: „Als echter Künstler bewährt sich Heyse mit sehr vereinzelten Ausnahmen nur im stillen Süßwasser der Idylle und Liebesgeschichte; wo er über diese Grenzen hinausstrebt, bleibt ihm die reine und volle Gesamtwirkung versagt, wenn auch manches Bruchstück voll poetischer und gedanklicher Schönheit ist" — anders lautet der Refrain zweier im Cottaischen Verlage erschienenen Jubiläumsschriften. Da ist zunächst Helene Raff, eine Freundin des Heysischen Hauses, mit einer Charakterstudie, die durchweg persönlich gefärbt ist, auch in den Anläufen zu kritischer Würdigung, die sich darin finden. Sie fußt dabei auf den ihr zugänglich gemachten, noch lange nicht ausgebeuteten Tagebüchern des Dichters, teilt viele, meistens höchst liebenswürdige, menschlich-schöne und ehrende Züge aus Heyses Familien-, Freundes- und Alltagsleben mit und streut auch einige noch unbekannte hübsche Gelegenheitsgedichte ein. Ein ansprechendes, liebenswertes Buch. Reiner freilich würden wir uns seiner noch erfreuen, wenn es auf kritischen Ehrgeiz ganz und ausdrücklich verzichtet hätte. Liebe gehört zur Biographie, wie das Wasser zur Taufe; aber allein tut sie's nicht. Bei diesem zwiespältigen Charakter des Raffschen Büchleins (Paul Heyse. Mit drei Bildnissen aus verschiedenen Lebensaltern des Jubilars) bildet es zu dem zweiten, von Dr. Heinrich Spiero geschriebenen (Paul Heyse. Der Dichter und seine Werke) leider nicht die Ergänzung, die man bei solcher literarischen Doppelehrung wünschen und erwarten möchte. Denn auf einen biographischen Abriß will und mag auch Spiero nicht verzichten, und zu rechter Objektivität bringt auch er es nicht, so viel er vergleicht und kontrastiert. Dennoch liegt der Wert dieser Studie, die nicht eilig für den Jubiläumstag hingeschrieben ist, sondern auf jahrelanger Beschäftigung mit Heyses Werken beruht, in den Analysen. Vollständigkeit ist nur für die Romane und die Lyrik angestrebt; für die zahlreichen Novellen müssen ein paar ausgewählte zeugen. Aber diese Auswahl ist vortrefflich, und was Spiero über sie sagt, gehört zu dem feinsten und eindringendsten, was je über Heyses Kunst geäußert worden. Namentlich den Stilprinzipien ist keiner so verständnisvoll nachgegangen wie er. Ein paar neue Züge, die er zuerst aufgedeckt hat, wie die unerbittliche künstlerische Selbstzucht, die innere leidenschaftliche, oft auch schmerzliche Erlebnisfülle des Dichters, sein Deutschtum und andres werden aus dieser Studie in das künftige Charakterbild Heyses allgemein aufgenommen werden müssen. F. D.

Zwei Bücher zur deutschen Geschichte

Mit dem am 2. März in Bonn gestorbenen Universitätsprofessor, früheren Direktor des Kölner Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums Oskar Jäger hat das humanistische Gymnasium einen seiner überzeugtesten Anhänger und feurigsten Verteidiger verloren. Aber nicht deshalb gebühren ihm hier ein paar Worte der Erinnerung — dieses hartnäckige Vorkämpfertum war mit ebensoviel Einseitigkeit, ja Blindheit gegen alle realistischen Unterrichtsbestrebungen unsrer Zeit verknüpft —, sondern seiner mannigfachen literarischen Tätigkeit wegen, die, unabhängig vom Pro und Kontra des Schulstreits, sehr viel Verdienstliches aufweist. Freilich, die Quelle und Anregung fand Jäger auch hierfür fast immer in seiner Lehrtätigkeit. Nicht weniger als 36 Jahre hat er dem Kölner Gymnasium vorgestanden, und in dieser Stellung hat er, der geborene Schwabe (geb. 1830 in Stuttgart), wie seine Schüler mannigfach bezeugt haben, als ein Meister in der freien, persönlichen Erfassung seiner Aufgaben dem preußischen Zug zum Uniformieren, Reglementieren nach Kräften entgegengewirkt. „Wie als Direktor," heißt es in Hermann Plancks Nachruf im „Schwäbischen Merkur" (3. März), „so war er auch als Lehrer nie steif und langweilig, sondern anregend, Kräfte weckend; sein Vortrag war fern von leeren oder selbstgefälligen Phrasen, aber packend durch die innere Wahrhaftigkeit und persönliche Ergriffenheit, insbesondere in dem Fach, das ihn seit seiner Jugend besonders anzog, in der Geschichte."

Dieser vornehmlich galt denn auch neben pädagogischen Schriften, unter denen sich das Buch „Aus der Praxis" (Wiesbaden 1883) durch Frische, Freimut und Wahrhaftigkeit auszeichnet, seine literarische Tätigkeit. Wie er in seinen grundlegenden methodischen „Bemerkungen zum geschichtlichen Unterricht" dem Geschichtslehrer die richtigen Wege weist, so hat er selbst in seiner „Geschichte der Römer" (1860) und in der „Geschichte der Griechen" (1865), in seinen „Punischen Kriegen, nach den Quellen erzählt", in der Neubearbeitung von Schlossers Weltgeschichte und deren Fortsetzung bis auf die neuste Zeit, in seiner vierbändigen Weltgeschichte und endlich in seinem Abschiedswerk, der zweibändigen „Deutschen Geschichte" (München, Beck), Muster edler historischer Darstellung geliefert, wenn er auch nirgend den Ehrgeiz angestrebt hat, durch selbständige Forschungen bahnbrechend und umwälzend in der Geschichtschreibung zu wirken. Was ihm für diese Bücher, auch noch für sein letztes, sein ausgesprochenes „Alterswerk", hauptsächlich zustatten kam, war seine Gabe, zu erzählen, seine Kunst,

auch längst Vergangenes als unmittelbare Gegenwart zu empfinden und andern zu vermitteln.

„Erzählen" — er selbst hat dieses Wort in der Vorrede zu seiner „Deutschen Geschichte" gesperrt und wie für Erfahrung, Menschenkenntnis und Urteilskraft auch hierfür das Alter als ein Förderungsmittel empfunden. Er darf sich dabei auf keinen Geringeren als Ranke berufen. Der hat einmal in einem Briefe die Bemerkung gemacht, daß man eigentlich alt sein müsse, um Geschichte zu schreiben. Jäger ergänzt und erweitert das Wort: alt, erfahren und durch seine Erlebnisse aus dem Privaten ins Öffentliche, Politische und Nationale hinausgewachsen müsse sein, wer deutsche Geschichte schreiben wolle. „Mit 18 Jahren," sagt er, „dem Alter, das für vaterländische Begeisterung und für ein Leben im Zusammenhang mit dem Ganzen unsers Volkes am zugänglichsten ist, hat das gewaltige Jahr 1848 auch mich, wie alle Welt, auf den Kampfplatz gerufen, und seit diesen Tagen war in Deutschland für ein privates Leben wie in früheren Tagen kein Platz mehr. Alles erhielt eine Beziehung auf Politik und Vaterland und zwang jeden patriotisch denkenden oder auch nur patriotisch empfindenden Mann, den ehernen Gang, der unser Volk von Abgründen zu seiner jetzigen Höhe führte, mitzumachen." Nach Gelehrtenlorbeeren strebt Oskar Jäger auch in dieser seiner „Deutschen Geschichte" nicht, die vom ersten historischen Auftreten der Germanen bis zum Tode Bismarcks reicht. Er denkt sich als Leser die Jugend in dem der Schule entwachsenen Alter, junge Leute, die sich für das Studium der Spezialwerke vorbereiten wollen, aber auch gereiftere Menschen, Männer und Frauen, denen ihre Zeit oder ihr Beruf die Lektüre umfangreicher Einzeldarstellungen nicht gestattet. Diese Aufgaben erfüllt das Werk in ernster und edler Weise: kräftiges Nationalgefühl paart sich darin mit durchgebildetem politischem Verständnis und Augenmaß (Jäger hat sich als Führer der nationalliberalen Partei in den Rheinlanden selbst hervorragend am politischen Leben beteiligt); ein schlichter, durchsichtiger Sprachstil, der überall die Sache, das Tatsächliche festzuhalten weiß, stellt sich in den Dienst eines Erzählertalents, dem zumal auf den Höhepunkten vaterländischer Ereignisse etwas von einem volkstümlich epischen Zuge eigen ist. Der Lehrer freilich, der über ein Menschenalter auf dem Katheder gestanden hat, verleugnet sich auch hier nicht, sowenig wie sich seine nach den humanistischen Idealen gebildete Welt- und Menschenbetrachtung, begründet in einer Überschätzung der antik-klassischen Kultur, verbergen läßt. Diesem lehrhaften Zuge verdanken wir aber doch wohl in erster Linie die Sicherheit der Auswahl, die scharfe Unterscheidung des Wesentlichen vom Nebensächlichen sowie den lichtvollen Aufbau und die maßvolle Haltung des Ganzen. Nicht soll vergessen werden, daß der Verlag die beiden Bände (geb. je M. 7.50) reichhaltig, aber sehr gewählt mit authentischen Bildern, namentlich auch mit Bildnissen und auch mit vielen historischen Karten ausgestattet hat. Alle diese Bilder sagen uns wirklich was; sie sind nicht zum Luxus, nicht einmal zunächst zum Schmucke da, nein, sie erläutern, beleben, veranschaulichen und setzen den Leser oft enger noch als das Wort mit den charakteristischen Erscheinungen und Geschehnissen der Vergangenheit in Verbindung.

Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein. Von Dr. Joh. H. Gebauer (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. M. 6.75). — Dieser Beitrag zur Geschichte der Befreiung Schleswig-Holsteins verdankt seine Entstehung einem Auftrage des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, den Pietät und historisches Interesse trieben, seinem Großvater väterlicherseits, dessen Geschichte mit der Schleswig-Holsteins, der preußischen Monarchie und Dänemarks so eng verknüpft ist, ein biographisches Denkmal zu setzen. Dem Verfasser standen für seine Arbeit außer den Staatsarchiven in Berlin, Schleswig und Hannover vor allem die Schätze des Herzoglichen Hausarchivs in Primkenau zur Verfügung, aber auch manche andre nicht leicht zugängliche Quelle wurde ihm erschlossen, und endlich haben ihm der noch lebende Sohn des Herzogs Christian August, Prinz Christian zu Schleswig-Holstein, und dessen Schwester Prinzessin Henriette sowie deren inzwischen verstorbener Gemahl, Geheimrat von Esmarch, aus ihren persönlichen Erinnerungen höchst wichtige Aufschlüsse gegeben, ohne im übrigen, wie versichert wird, auf seine eigne Auffassung Einfluß auszuüben. Ruht somit das Werk auf der breitesten und sichersten historischen Grundlage, so verdient auch seine ehrliche Objektivität Anerkennung, und da sich mit der Gediegenheit des Inhalts anregende Darstellung verbindet, so darf man diese Biographie eines hochsinnigen deutschen Fürsten, der als ein ganzer Mann für Schleswig-Holstein viel getan und noch mehr gelitten hat, als einen wertvollen Beitrag zur Vorgeschichte des neuen Deutschen Reiches begrüßen.

Zeichnende Künste

Meisterzeichnungen deutscher Künstler, für den Kunstunterricht herausgegeben von Karl Reichhold. Mit Text von G. J. Kern, M. Lehrs, H. Pallmann und J. Vogel (München, F. Bruckmann A.-G., 1910). — Für den lächerlich geringen Preis von M. 6.50 wird hier in einem stattlichen Quartbande von 48 Tafeln eine Fülle von sehr gut ausgewählten Handzeichnungen neuerer Meister in Netzätzung geboten. Sie bilden nicht nur für Kunstfreunde ein höchst anregendes Anschauungsmaterial, sondern auch für Zeichenschüler einen sehr wertvollen Grundstock an Vor-



lagen, endlich für den Kunsthistoriker stilgetreue und für die meisten Zwecke vollkommen genügende Proben der „Handschrift“ der verschiedenen Meister. Ihr Hauptzweck ist nach dem Vorwort von Karl Reichhold ein pädagogischer. Der Herausgeber geht mit vollem Recht von der Ansicht aus, daß neben dem Zeichnen nach der Natur, das im Mittelpunkt des Unterrichts stehen muß, auch das gelegentliche Kopieren von Meisterzeichnungen für bessere Schulen an höheren Klassen zugelassen werden sollte. Er denkt sich das bei der zeitlichen Beschränktheit des jetzigen Unterrichts in der Weise realisiert, daß die Schüler die vom Lehrer empfohlenen Blätter mit nach Hause nehmen und danach zeichnen würden. Dem widerspricht nur, daß die Zeichnungen gebunden sind. So sehr der Privatmann, der eine solche Kollektion zu seiner Ergötzung benutzen möchte, ein gebundenes Buch einer Mappe vorziehen wird, so wenig eignet sich diese Form für pädagogische Zwecke. Denn das Buch kann immer nur ein Schüler auf einmal benutzen. Auch für kunsthistorische Sammlungen eignen sich Mappenpublikationen besser, da man dort die Blätter eines Meisters der Bequemlichkeit halber immer gern in einem Umschlag vereinigt.

Was den Text betrifft, so ist der ja, wie bei der Mitarbeit so hervorragender Forscher zu erwarten war, sehr gut. Doch möchte ich auch da die Anregung geben, in Zukunft die Künstlerbiographien, die sich ja jeder leicht verschaffen kann, zu kürzen, dafür aber in den Angaben der Literatur über die einzelnen Zeichnungen etwas ausführlicher zu sein. So sollten wenigstens die Stellen angegeben werden, wo die Zeichnungen in den wichtigeren Biographien besprochen und wo sie sonst etwa schon publiziert sind. Die Zeichnungen dieses ersten Bandes sind den Sammlungen von München, Berlin, Dresden und Leipzig entlehnt, und einzelne Künstler wie Menzel, Stauffer-Bern, Samberger, Böcklin, Leibl, Klinger, Käthe Kollwitz, Steinle, Fr. Krüger, Horschelt, Uhde, Knaus, Segantini, Feuerbach, Kampf und Stuck sind dabei sehr gut, andre weniger gut vertreten. Eine bestimmte Ordnung ist nicht innegehalten, Blätter desselben Künstlers stehen zuweilen an verschiedenen Stellen des Werkes. Auch das weist auf die Vorzüge der Mappenform hin. Auch die alten Meister sollten nicht ganz ausgeschlossen werden. Im ganzen ist die Veröffentlichung freudig zu begrüßen, und man darf hoffen, daß ihr Erfolg noch recht viele Bände nötig macht. Wie sehr hat sich doch unsre Reproduktionstechnik seit dem Erscheinen der ersten autotypischen Publikationen von Kunstwerken (Klassischer Bilderschatz u. Skulpturenschatz) verbessert! Konrad Lange.

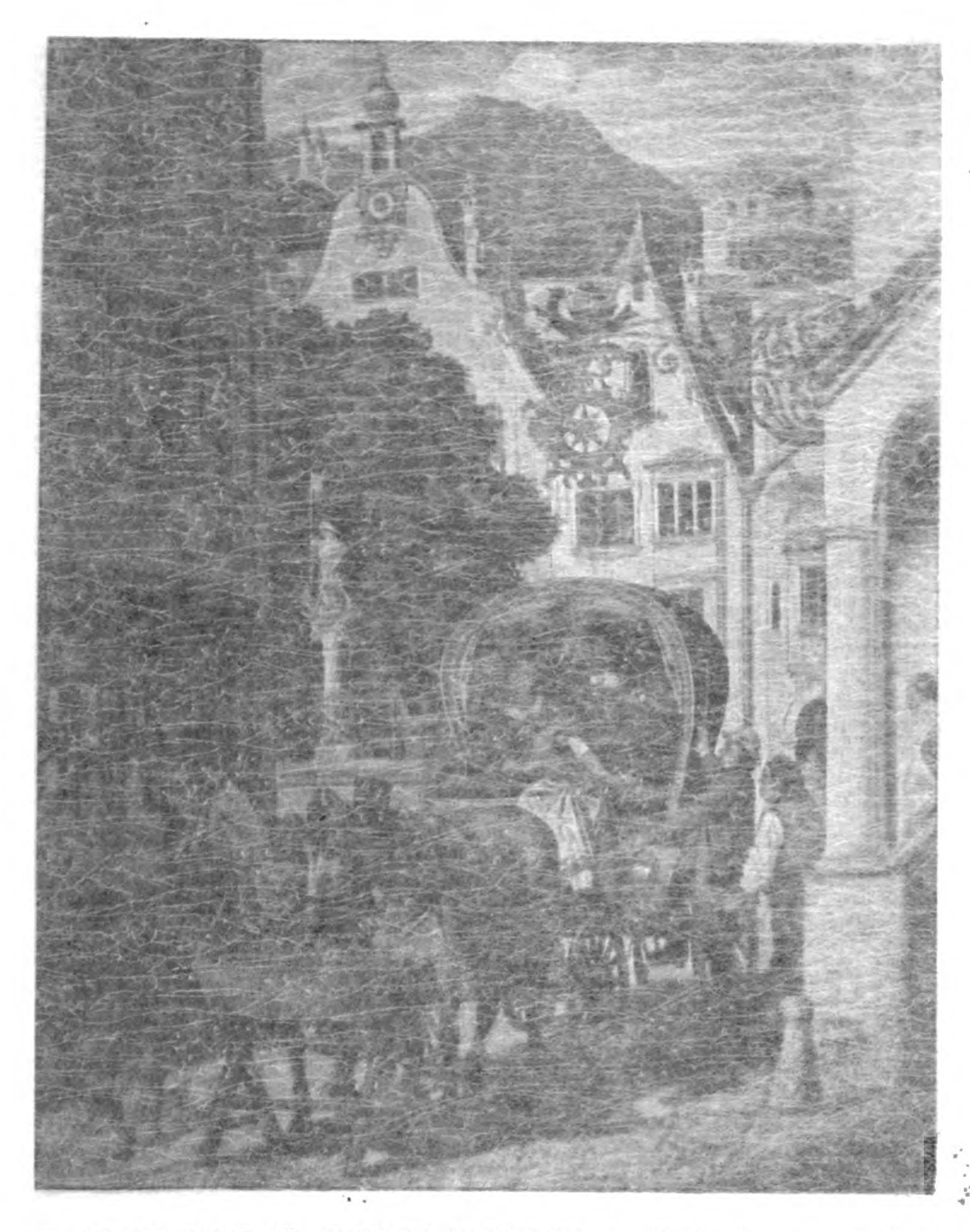
Aus dem Verlag von Fischer & Franke, Berlin, kommen **Federzeichnungen altdeutscher Meister**, herausgegeben von Prof. Jaro Springer (M. 1.20): eine schöne Auswahl von Zeichnungen deutscher Meister aus dem sechzehnten Jahrhundert, sämtlich aus dem Berliner Kupferstichkabinett, Blätter von Schongauer, Cranach, Jost Amman u. a. Besonders dankbar sind wir für sechs Zeichnungen von Dürer, die ungefähr seine Entwicklung innerhalb dreier Jahrzehnte darstellen. Die Zeichnungen sind in Sepiaton auf gelblichem Papier gedruckt und geben somit die Originale ziemlich getreu wieder. —l.

Literarische Notizen

Aus fernen Welten. Eine volkstümliche Himmelskunde von **Bruno H. Bürgel**. Mit vielen Abbildungen (Berlin, Ullstein & Ko.; 3 M.). — Ein kleiner Bölsche der Astronomie, der hier das Wort nimmt. Am Seil der Poesie werden wir in die Materie hineingezogen, unwiderstehlich, wenn wir von uns aus auch noch so wenig Lust dazu zeigen. Das kommt daher: all die mechanischen und dimensionalen Wunder des Weltengebäudes, die unverrückbaren Gesetze, die die Natur in ihren größten wie in ihren kleinsten Erscheinungen beherrschen, weiß Bürgel mit begrifflichem Leben zu erfüllen, und wo der kalten mathematischen Abstraktion gegenüber die Vorstellungskraft versagt, da löst er die scheinbaren Unbegreiflichkeiten durch dichterische Versinnbildlichungen. Bürgel vergißt nie, daß er nicht für Gelehrte, sondern für Laien schreibt, und er vermeidet deshalb sorgfältig, schwierigere Grundbegriffe der Astronomie vorauszusetzen. Er weiß, daß er dem Laien erst die Elemente und die Methoden der astronomischen Forschung, die Wege, die zu den grundlegenden Erkenntnissätzen geführt haben, erklären muß, so einfach und klar wie möglich. Daneben berücksichtigt er stark alles Historische. Er erzählt dem Leser von den Astronomen und ihrer Tätigkeit, von den Leistungen, die Frauen in dieser Disziplin vollbracht haben, führt den Wißbegierigen auf eine Sternwarte und geht dann erst allmählich zur Behandlung der Vorgänge am Sternenhimmel über. In keiner andern Zeit als jetzt, wo der Halleysche Komet so viel von sich reden macht, wird sich eine allgemeinere Sehnsucht nach astronomischen Kenntnissen regen; in keiner andern aber wird der Laie sich auch so häufig vor Hieroglyphen gestellt sehen, wenn er die Abhandlungen der Gelehrten liest. Da wird denn das Buch von Bürgel in Scharen seine Leser, Freunde und Schüler finden. D.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertreter und verantw. Redakteur für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





M. v. Schwind: Hochzeitsreise. (Nach dem in der Schack-Galerie zu München befindlichen Original.)

Zu dem Aufsatz „Wandern und Reisen zu Großvaters Zeiten“ von Dr. Aloys Dreyer.

[illegible] ... aus, [illegible] das im [illegible] des Unterrichts [illegible] nach dem [illegible] ... [illegible] daß die [illegible] der vom [illegible] erschienenen Blätter mit nach [illegible] men und [illegible] nehmen [illegible] ... [illegible] so wenig eignet sich diese Form für pädagogische Zwecke. [illegible] das Buch kann immer nur ein Schüler auf einmal benutzen. Auch für kunsthistorische Sammlungen [illegible] sich Mappenpublikationen [illegible], da man [illegible] die Blätter eines Meisters der Bequemlichkeit [illegible] gern in einem Umschlag vereinigt.

[illegible] ist [illegible] bei [illegible] in [illegible] Serien zu er[illegible] gut. [illegible] möchte ich [illegible] in Zukunft die Künstlerkin[illegible], [illegible] leicht [illegible] kann, [illegible], dafür aber in den Angaben der Literatur über die einzelnen Zeichnungen etwas ausführlicher zu sein. So sollten wenigstens die [illegible] werden, wo die Zeichnungen in [illegible] und wo sie [illegible]. Die Zeichnungen dieses ersten Bandes [illegible] den Sammlungen von München, [illegible], Dresden und Leipzig entlehnt, und einzelne [illegible], Stauffer-Bern, [illegible], Böcklin, [illegible], Kothe, Kollwitz, [illegible], Fr. Krüger, [illegible], Unde, Knaus, [illegible], Feuerbach [illegible] und [illegible] sind [illegible] gut, andre weniger gut vertreten. Eine bestimmte Ordnung ist nicht [illegible] Blätter desselben Künstlers stehen zu[illegible] an verschiedenen Stellen des Werkes. Auch [illegible] Vorzüge der Mappenform hin. [illegible] Meister sollten nicht ganz aus[illegible]. Im ganzen ist die Veröffent[illegible] zu begrüßen, und man darf hoffen, [illegible] noch recht viele Bände nötig macht. [illegible] unsre Reproduktionstechnik [illegible] der ersten autotypischen Publi[illegible] Kunstwerken [illegible] Bilderschatz [illegible]! Konrad Lange.

[illegible] Verlag von Fischer & Franke, Ber[illegible] Meisterzeichnungen altdeutscher [illegible] herausgegeben von Prof. Jaro Sprin[illegible] 1 [illegible]: eine schöne Auswahl von Zeich[illegible] Meister aus dem [illegible] Jahrhundert, sämtlich aus dem Berliner Kupfer[illegible], Blätter von Schongauer, Cranach, [illegible] u. a. Besonders dankbar sind wir für [illegible] Zeichnungen von Dürer, die ungefähr [illegible] Entwicklung innerhalb dreier Jahrzehnte [illegible]. Die Zeichnungen sind in Separat[illegible] auf [illegible] Papier gedruckt und geben somit die Originale ziemlich getreu wieder. —l

Literarische Notizen

Aus fernen Welten. Eine volkstümliche Himmelskunde von Bruno H. Bürgel. Mit vielen Abbildungen (Berlin, Ullstein & Co.; 3 M.). — Ein kleiner Bölsche der Astronomie, der hier das Wort nimmt. Am Seil der [illegible] werden wir in die Materie hineingezogen, [illegible] widerstandslos, wenn wir von uns aus auch [illegible] wenig Lust dazu zeigen. Das kommt daher: [illegible] die mechanischen und dimensionalen Wunder des Weltengebäudes, die unverrückbaren Gesetze, die die Natur in ihren größten wie in ihren kleinsten Erscheinungen beherrschen, weiß Bürgel mit [illegible] Leben zu erfüllen, und wo der kalten mathematischen Abstraktion gegenüber die Vorstellungskraft versagt, da löst er die scheinbaren Unbegreiflichkeiten durch dichterische Versinnbildlichungen. Bürgel vergißt nie, daß er nicht für Gelehrte, sondern für Laien schreibt, und er vermeidet deshalb sorgfältig, schwierigere Grundbegriffe der Astronomie vorauszusetzen. Er weiß, daß er dem Laien erst die Elemente und die Methoden der astronomischen Forschung, die Wege, die zu den grundlegenden Erkenntnissätzen geführt haben, erklären muß, so einfach und klar wie möglich. Daneben berücksichtigt er stark alles Historische. Er erzählt dem Leser von den Astronomen und ihrer Tätigkeit, von den Leistungen, die Frauen in dieser Disziplin vollbracht haben, führt den Wißbegierigen auf eine Sternwarte und geht dann erst allmählich zur Behandlung der Vorgänge am Sternenhimmel über. Zu keiner andern Zeit als jetzt, wo der Halleysche Komet so viel von sich reden macht, wird sich eine allgemeinere Sehnsucht nach astronomischen Kenntnissen regen; in keiner andern aber wird der Laie sich auch so häufig vor Hieroglyphen gestellt sehen, wenn er die Abhandlungen der Gelehrten liest. Da wird denn das Buch von Bürgel in Scharen seine Leser, Freunde und Schüler finden. D.

[illegible] Redakteur: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5.
[illegible] für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Parkstraße 3.
[illegible] Robert Mohr in Wien I, [illegible] 4. — Für den Inseratenteil [illegible]
[illegible] Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



M. v. Schwind: Hochzeitsreise. (Nach dem in der Schack-Galerie zu München befindlichen Original.)

Zu dem Aufsatz „Wandern und Reisen zu Großvaters Zeiten“ von Dr. Aloys Dreyer.



Mutter

Ein Roman von Albert Geiger

III

Sechstes Kapitel: Irmgard

„Lacrymosa!"

So ertönte ein kläglicher, langgezogener Ruf durch die Nachtstille des Freyschen Hauses.

Silvester Frey schlief und träumte und hörte den Ruf nicht.

Er ging im Traum an der Seite seines angetrauten Weibes über das herbstliche Feld. Alle Bäume hingen voll von Früchten. Die ganze Landschaft war wie ein früchtebestickter Teppich. Darüber blaute ein Himmel von wunderbarster Reinheit und Schönheit. Er wußte sich nicht zu erinnern, daß er diesen Himmel jemals gesehen hätte. Vielleicht in seiner Kindheit einmal, wo alle Dinge eine unbestaubtere, tiefere, ergreifendere Sprache reden. Er hatte die Hand seines Weibes in der seinigen, und sie lag darin so weich und beglückend wie etwa eine weiche schwellende segensreiche Traube. Sie lächelte ihn an — und er vermeinte, es sei dieses Lächeln wie eine sehr starke, süße, schwebende, tragende Kraft, die ihn so leicht und behend mache wie nie im ganzen Leben. Ging er? Flog er? Eine selige Leichtigkeit war in ihm. Ganz fern ertönte eine Musik. Leiser, lauter. In unbestimmten Klängen hin und her wogend, aber beseligend wie niemals eine Erdenmusik. Er spähte hinaus, von wannen wohl diese Musik kommen möge. „Schau' doch!" flüsterte sein Weib. „Wie schön!" Fern, sehr fern dehnte sich im glänzenden Schmelz des Silberschnees die Alpenkette. Silberwolken schwammen durch das kristallene Blau wie ein Widerglanz der herrlichen Gipfel. Und als er genauer hinschaute, sah er, daß jede dieser Wolken ein Silberschiff mit seligen, lobsingenden Menschen und kleinen musizierenden Engeln war. Er faßte in seinem beglückten Erschauern die Hand seines Weibes fester. Da schoß rotes warmes Blut heraus. Er erschrak. Sie aber sprach: „Es ist Blut des Lebens. Also muß es sein, wo Herzen glücklich werden sollen." Es war etwas in diesen Worten, das ihm wehe tat. Und er fühlte dann, wie eine Hand sich jäh und wild an sein Herz legte und es faßte — Halt! halt! wollte er schreien. Da fuhr er auf, halb im Wachen, halb im Traum.

„Lacrymosa!" erklang es wieder.

Silvester horchte. Aber er hatte nicht die Kraft, völlig zu erwachen.

Tiefer, schwerer sank er in das buntwogende Mohnfeld des Traumes.

Er saß mit seinem Weibe zusammen auf einem Goldthron. Sie spannte eine Armbrust. Deren Schaft war voll wunderlicher Bilder. Da war ein Widder geschnitzt. Darauf ritt ein nacktes Weib, ein rotes Seidenband um den weißen Leib und eine purpurrote griechische Mütze auf dem lockenschweren Haupt. Es war ihm höchst widerlich, zu sehen, daß dieses Weib die Züge Barbaras trug. Daneben war ein kauerndes Mädchen abgebildet, daß etwas in die Erde grub. Der Träumende konnte mit aller Anstrengung nicht deutlich erkennen, was es war. Es konnte ein Kreuz sein, es schien eine Lilie, es glich einem Schwert mit grimmen Wider-



haken — das Mädchen grub mit schmalen weißen abgezehrten Händen immer tiefer. Dabei summte es vor sich hin: „Tot! tot! tot!" Es ward Silvester unbeschreiblich traurig zumute. Er wollte die liebe warme Hand seines Weibes fassen. Aber die war nicht mehr da. Auch die früchteschwellende Landschaft war nicht mehr da. Er sah einen Scheibenstand vor sich, und vor ihm tanzte als Zeiger der alte Jobst Seyfried herum, eine Narrenkappe auf dem greisen Kopf und häßlich grinsend. Mitten auf die Scheibe war ein Herz gemalt. Er schoß. Ein Schrei brach durch die Luft. Und hinter der Scheibe richtete sich hoch eine schlanke schwarze Gestalt mit verhülltem Antlitz auf. Die nahm den Bolzen aus der Scheibe, betrachtete ihn, hob ihn und warf ihn zurück. Silvester spürte stärker den jähen wilden Schmerz. Und zugleich ward er gewahr, daß das Mädchen Irmgard war. Sie sah ihn drohend an, ging auf die schwarze Gestalt zu und reichte ihr die Hand. Dann wogte eine rotbrünstige Finsternis über alles her. Und er spürte an seiner Hand ein Ziehen, als zerrten zwei und mehr Hände daran.

Da erwachte Silvester Frey. Er richtete sich mit schwer arbeitender Brust in die Höhe. Er dachte: Welch eine Gewalt ein Traum über den wehrlosen Menschen hat! Es war dämmerige Helle im Gemach. Die hohe Bettlade mit dem Betthimmel schien ihn wie eine Gruft einzuschließen. Im matten Schein des Nachtlichts spukten die Schatten hin und her. Er fuhr sich über die schweißbedeckte Stirn, als könne er so die nächtliche Gewalt verscheuchen.

Und wieder drang der Ruf leise hallend durch die stumme Nacht: „Lacrymosa!"

Er horchte wieder.

Von der andern Seite des Hauses, da wo Irmgards Mädchenstube lag, kam bittend, anklagend, beschwörend der leise Ruf.

Silvester Frey taumelte auf.

Er stellte sich auf die Füße. Auf seine festen Mannesfüße. Er tat sich das Notdürftigste an und um. Er entzündete den schweren silbernen Leuchter. Er hob ihn, als müsse er gewaltsam Licht in die nächtliche Wirrnis bringen. So schritt er geräuschlos aus seiner Schlafstube hinaus. Über den Gang. Er hielt still. Mit pochendem Herzen.

„Lacrymosa!"

Silvester faßte sich wieder an die Stirn. Es war Irmgard.

Sie betete in ihrer Kammer. Oder besser gesagt: sie sang inbrünstig leise immer wieder das eine Wort.

Unter der Türritze fiel ein Lichtschimmer heraus. Er rieselte wie eine warme Tränenflut hervor. Silvester besah das Licht auf dem Boden eine Weile. Dann hob er straff das Haupt. Er drückte auf die Türfalle und öffnete leise.

Irmgard kniete im Schein der Ampel vor einem Muttergottesbild neben ihrem schmalen aufgewühlten Mädchenbett. Dieses Muttergottesbild war das Mittelstück eines kleinen Reisealtars, den Silvester einst unterwegs bei einem Trödler gekauft hatte. Bilderstürmer hatten das zierliche Werk stark beschädigt. So hatte Silvester das Mittelstück herausnehmen und für sich rahmen lassen. Die Mutter Gottes trug auf diesem Bilde statt der himmlischen Goldkrone einen Dornenkranz, und in den langen schmalen Händen hatte sie eine weiße Lilie. Das Gesicht war von einer unendlich süßen Traurigkeit. Über der Mariengestalt hielten zwei Engel ein Band, auf dem in tiefroten Buchstaben die Worte standen: Mater dei Lacrymosa. Mutter Gottes Tränenreiche. Dieses Bild war mit der Vision der Mutter, wie Irmgard sie oft im Münster hatte, aufs innigste verschmolzen. Die Mutter Gottes und die eigne Mutter verschwammen dem Mädchen in einem farbig-mystischen Nebel, der sie förmlich einhüllte wie eine für die Dinge der Erde blindmachende Wolke.

Silvester Frey sah die Kniende mit einem stummen Schmerz an, ohne tiefer ins Gemach zu treten. Sie hatte ihn nicht bemerkt. Die hochgehobenen Hände brünstig ineinander verkrampft, stieß sie immer wieder halb klagend, halb singend den Ruf aus. Dabei bebte ihr schlanker kindlicher Mädchenleib in leidenschaftlicher Erregung. Jählings löste sie die Hände und streckte sie weitaufgerissen wie eine Ertrinkende empor.

„Lacrymosa!"

Es war ein letzter Ruf wie ein unterdrückter Schrei höchster Verzweiflung.

„Irmgard!" rief Silvester halblaut mit einem schmerzlichen Zürnen in der Stimme.

Sie fiel wie von einem Schuß getroffen zusammen.

Er trat geängstigt näher. Sie hatte das Gesicht mit den Händen verhüllt. Ihre ganze

Gestalt war geschüttelt von einem stürmenden und an dieser Kindesgestalt doppelt ergreifenden Weh. Er berührte mit der Hand ihr Haupt. Diese blonden weichen Flechten, kühl vom Hauch der Nacht, die durch das halbgeöffnete Fenster ihre tauige Sternenkühle hereinatmete. Diese Berührung ergriff ihn. Er dachte an das Evlein, und wie er zum erstenmal ihren blonden Scheitel berührt hatte, als sie in einem schüchtern-seligen Kusse sein Weib geworden war. Aber er faßte sich und fragte gedämpft: „Was soll das, Irmgard? Warum schläfst du nicht? Es ist jetzt nicht Betens Zeit!"

Sie grub das blonde Haupt tiefer in die krampfigen Hände.

„Irmgard, so sprich doch!"

Sie gab einen wehen Laut von sich. Dann fing sie mit einem Male an zu weinen. Leise, verhalten, in halbbezwungenen Stößen, wie die Windstöße einer wetterschwülen Nacht, die beben machen und doch kraftlos wieder zurückfallen.

Silvester stand ratlos vor diesem Schmerz. „Irmgardlein, warum weinst du?" fragte er endlich sanft.

Das Mädchen kehrte sich mit einem Male um. Sie erhob das tränenüberströmte Kindergesicht. Sie erhob die verweinten Hände bis zu halber Höhe. Sie bewegte die bebenden blassen Lippen, ohne zu sprechen. Aber sie öffnete nicht die Lider, als ob sie die Augen noch immer nach innen gekehrt hätte. Dann sagte sie, jedes Wort scheu hervorpressend: „Sie war bei mir. Diese Nacht. Bös und traurig." Und dann streckte sie die Hände zu dem Vater empor: „Sie ist allein. Verlassen. Von allen verlassen. Die Seligen meiden sie. In einem Winkel sitzt sie mit toten Augen. Das lebendige Himmelsbrot ist ihr genommen. Weil wir sie nicht mehr liebhaben, geht sie herum und sucht in der Nacht. Sucht nach Liebe. Sucht. Horcht. Klopft. Seufzt."

Das Mädchen brach ab in einem klagenden Laut, der wie der Ruf einer irrenden Seele in der lautlosen Nacht verzitterte.

Silvesters Stirn furchte sich. Er sah in seinem nahen herrlichen Glück diesen kindischen Widerstand, der sich auch mit dem besten Vaterwillen nicht brechen ließ, höher und höher werden bis zu einer hemmenden Mauer von schwerer Verdrießlichkeit. Aber noch ehe er Worte zu finden vermochte, war sie auf den Knien zu ihm hingerutscht und hatte seine Knie umklammert. Mit den tränennassen, fast irren Augen beschwor sie ihn: Tu's nicht! Nimm die andre, die Fremde nicht ins Haus!

Er trat zurück. Sie fiel vornüber. Und im Fallen sprach sie zitternd aus, was die Augen gefleht hatten: „Tu's nicht!"

Ein zürnender Strahl brach aus Silvesters Auge. Er dachte des Traumes. Wie eine beklemmende Ahnung schwerer Tage fielen die wirren, schon halb verwischten Gesichte auf seine Seele. Aber er straffte sich. Er würde diesen törichten Mädchentrotz wohl noch brechen, so oder so. „Irmgard," sagte er langsam und mit schwerer Stimme, „es ist eine Versündigung wider mich und dich und ein andres Menschenwesen, wenn du von diesen Torheiten nicht abläßest. Es ist nun einmal mein Wille und mein Recht, dir eine Mutter zu geben."

„Ich hab' eine Mutter!" entgegnete Irmgard heftig.

„Sie ist tot. Und dir ist lange schon not, eine lebendige Mutter und, wie ich hoffe, eine liebe, wohlratende Freundin zu erhalten. Sei doch vernünftig, Irmgard! Wenn du Barbara nur kenntest! Ihre edle, gute, große Art! Sie ist nicht geartet zur Stiefmutter. Sie wird in dieses alternde Haus einen Strom von Liebe und Freude gießen, wie nur eine Mutter tun könnte, die dich geboren hat! Irmgard, sei doch klug! Sei mein liebes, verstehendes Kind!"

„Ich will sie nicht!" rief Irmgard schroff. „Ich brauche sie nicht. Ich hab' eine Mutter. Eine lebendige. Dir ist sie gestorben! Mir kann sie niemals sterben. Oh, sie in Qualen des Verlassenseins sehen, dieweil andre sich freuen und Liebe haben und hausen, wo sie hinausgedrängt ist!" Es schüttelte sie wie ein Krampf. „Mater Lacrymosa! Mutter! Gottesmutter! Erleuchte sein Herz! Ich kann es nicht. Ich bin zu schwach!"

Silvester trat auf sie zu. Er mußte sich bezwingen, die Tochter nicht hart anzufassen. „Törin!" rief er laut und rauh. „Ich habe nun genug Worte an dich verschwendet in aller der Zeit. Du bist verstockt. Aber ich rate dir: schicke dich in Geduld in das, was ich beschlossen habe! Und wage nicht, meine liebe Braut zu beleidigen oder zu schmähen! Glückselig solltest du dich preisen, eine solche Mutter zu haben! Und begreifst du denn

gar nicht, wie lange ich einsam und liebeleer gewesen bin? Daß ich noch Kraft habe, des Lebens froh zu sein? Daß ich Liebe haben muß? Über kurz oder lang wirst du einem Manne gehören. Was dann? Soll ich dann wegen deiner Kinderei verlassen im öden Hause sitzen? Nein, Irmgard, das kann dein Wille nicht sein!"

„Ich sehe sie!" flüsterte Irmgard leidenschaftlich. „Ich sehe sie wie in einem Glassarg. Ihre Augen bewegen sich unter den Lidern. Ihre Lippen flüstern, niemand will es hören denn ich. Ich weiß, was sie sagen will. Lasset mich nicht allein! Eure Liebe ist meine Speise! Mein Trank! Mein Leben! Ihre Hände suchen! Sie suchen nach deiner Hand. Nach meiner Hand. Nach des Bruders Hand. Und überall soll sie zurückgestoßen werden. Überall! Denke doch, Vater, du wärest gestorben. Und über deinem bangen Grab, da tanzten die Füße der Hochzeitsgäste. O Vater, es wird nimmer und nimmer gut! Ich will beten! Ich will beten!" Sie warf sich vor dem Muttergottesbild nieder. Stärker schüttelte der Krampf ihren zarten Körper.

Silvester sah in bittrer Trauer auf seine Tochter hinab. Ein Haß erfaßte ihn gegen dieses Marienbild. Ihm, dem Freien, Starkdenkenden, Losgelösten, das Menschlich-Edle im Gottesglauben Suchenden, ihm mußte dieser verworrene kindliche Wahn in peinlicher Hemmung sich anheften. Er sah nicht das Innige, Starke darin. Er sah nur das, was seine Schritte wirren und kreuzen wollte. Er ging geradeswegs auf das Bild zu und reckte seine Hand danach. „Ich will ein Ende machen!" rief er zürnend. „Nicht Gott und nicht Maria haben mit deiner blinden Abgötterei etwas zu schaffen. Das Bild soll fort aus deiner Kammer! Von ihm stammt alles Unheil. Verwünscht der Tag, da ich es kaufte! In den dunkelsten Winkel des Speichers soll es gestellt sein! Dort mag es sein gespenstisches Leben weitertreiben!"

Das Mädchen fuhr auf. Mit beiden Händen warf sie sich bebend auf das Bild. „Mutter!" schrie sie. „Sie wollen dich holen! Dich und mich! Leid es nicht! Bleib hier! Bleib hier! Bleib bei mir!" Halb irr sprach sie die Worte. Dann brach sie wieder zusammen. In Zuckungen lag sie.

Silvester Frey hob sie auf und legte sie aufs Bett. Er holte Wasser aus der Karaffe an der Fensterbank. Er netzte ihr die Schläfen. Sie ward ruhiger. Sie faßte seine Hand und küßte sie. Und ihre Tränen flossen aufs neue.

Silvester streichelte ihre kalten Wangen. Der Jammer dieses Kindes rührte ihn, so fest er kalt und unbewegt bleiben wollte. Da streichelte sie auch seine Hand mit den langsam sich beruhigenden Kinderhänden. Es war eine ergreifend schlichte Bitte in diesem Streicheln: Sei mir nicht böse! Ich kann nicht anders!

Endlich schlummerte sie ein. Aber als Silvester, voller trüber Gedanken, sich erheben wollte, sein Lager aufzusuchen, faßte sie seine Hand im Schlafe fester. Sie murmelte ein Wort: „Mutter!"

So mußte Silvester bleiben, bis sie völlig entschlummert war.

Wirr ging es ihm durch die Sinne.

Sein festes, starkes, ehrliches Mannesgefühl wog und wog. Mit eherner, unbestechlicher Wage.

Durfte er diesem Kind eine andre Mutter geben denn die, so ihr seit frühster Jugend im Herzen wohnte?

Durfte er einem Weibe die Zumutung stellen, diesem eigenwilligen und doch bedauernswerten Geschöpf Mutter zu sein?

Konnte er diese Verantwortung getrosten Sinnes auf sich nehmen?

Noch einmal in dieser Nachtstunde kämpfte er den schweren, seit Wochen immer wieder erneuten Kampf durch.

Wohl hatte er Barbara Andeutungen gemacht. Aber sollte er ihr nicht alles sagen?

Er wog und wog. Suchend und zweifelnd. Verzweifelnd fast.

Nein! entschied er endlich. Dieser Schatten durfte nicht im voraus sein hohes, herrliches, strahlendes Glück trüben! Barbara war stark und klug. Ihren Händen konnte er auch dieses schwierige Kind anvertrauen.

Mitten in diesem Gedanken entschlummerte er, müde von des Tages Arbeit und der gestörten Nachtruhe.

Er sah das Evlein blond und blaß, klein wie ein Bildchen, fern in einer Landschaft.

Dann sah er sich, hoch zu Roß, stolz im Sattel gereckt, in prächtiger Gewandung. Und vor ihm stand Barbara, einen Rosenblumenkranz im Haar, und reichte ihm eine Goldschale funkelnden Weines.

Da fuhr er auf.

Draußen begann leise der Tag zu grauen. Und in das heimliche, zögernde, bangende, schauernde Tagesgrauen kam fernher vom



Feld ein wirbelnder Lerchenruf. Erst zaghaft. Dann lauter und jauchzender.

Langsam ward es Tag.

Und dieses hereindämmernde Frühlicht gemahnte Silvester Frey mit stiller Macht daran, daß er heute der Braut entgegenreiten sollte. In Nürnberg sollte er sie und den Vater treffen. Und heute sollte auch der Sohn mit seinem Freunde ankommen.

Silvester atmete auf. Mit breiten Atemzügen füllte er seine Brust. Die Beklommenheit schwand aus ihm. Der Tag und seine Kraft kehrten in ihn ein und machten ihn stark und freudig-trotzig. Er sah auf das schlafende Mädchen hinab: Gute Nacht! Oder lieber: Guten Morgen, Irmgardlein! Wenn du die neue Mutter erst siehst, wirst du bekehrt sein von deiner Torheit!

Draußen in der Ferne wirbelte der Lerchenschlag stärker.

Silvester straffte sich.

„Es will Tag werden. Und mein Glück steht am Weg und wartet. Wohlauf und an! Ich will es willkommen heißen und in meinen Armen in meine Hausung tragen. Und kein Schatten soll mir an der Schwelle sitzen mit Totenaugen! So wahr, als ich ein Mann bin und Freiheit mein Wahlspruch ist!"

* * *

Wohlauf und an!
Ich hab's getan.
Es reut mich nit.
Du lichter Tag,
Du Werbetag,
Du stärke meinen Schritt.

Gib wirrem Traum
Du keinen Raum,
Du klares, starkes Leben.
Mit Gottesrat
Und Mannestat
Muß alles wohl sich geben.

Durch Morgentau
Ins Himmelsblau,
Ins weite Segensland.
Mir winkt zum Gruß
Ob Tal und Fluß
Eine weiße Frauenhand.

Ein starkes Herz
In Lust und Schmerz
Bring' ich ihr mit.
Wohlauf und an.
Ich hab's getan!
Es reut mich nit.

Es war ein heller, freudiger Tag geworden. Und eine freudige Mannesstimme klang in diesen Tag hinein. Silvester Frey rüstete sich, die Braut abzuholen.

Über das grünsamtene Unterkleid ward ihm der mit silbernen Blumen ausgelegte Stahlpanzer umgetan. Schwer hing die goldene Ehrenkette darüber, die ihm der Rat der Stadt verehrt hatte. Dann reichte man ihm den grausamtenen Überwurf, dessen Kragen ein seltener Pelz verbrämte. Er gürtete sich das funkelnde Schwert um. Er setzte sich das Barett auf, dessen breite weiße Straußenfeder durch eine Agraffe von großen mattleuchtenden Perlen gehalten war. Er stieg auf sein prächtig gezäumtes und geschmücktes Roß. Ein starkes schwarzes langmähniges Roß, das hell in den Morgen hinauswieherte. Er sah sich um. Aber er sah die nicht, die ihm den Frühtrunk, den Abschiedstrunk hätte kredenzen sollen: die Tochter.

Das Irmgardlein war in ihrer Kammer erwacht. Erwacht von dem hellen Gesang des Vaters. Sie setzte sich im Bett aufrecht. Die Morgensonne fiel lieblich herein. Die Nelkenstöcke an ihrem Fenster dufteten stark und süß. So, als wollten sie allen Duft der Nacht, alles Raunende, Lockende, Geheimnisschwere in den klaren Tag verhauchen, daß er es mit goldener Flut wachen, beglückten Lebens zum tiefen berauschenden Trank vermische. Die Vögel sangen im Garten. Und wie ein kleiner scheuer unruhiger Vogel war das Herz Irmgards. Sie lauschte. Sie hörte das Wiehern. Sie hörte das Klirren der Schwerter und Sporen. Sie setzte sich noch höher.

Es sollte, es mußte also sein!

Der Vater holte sich die Braut.

Die andre Mutter kam.

Sie griff sich an das schmerzende Haupt.

In ihrem wirren Sinnen erschien einen Augenblick ein furchtbarer Gedanke.

Wenn sie jetzt, so wie sie war, im Hemde, sich hinunterstürzte vor des Vaters Roß in den Hof. Würde er dann auch noch singen und singend davonreiten?

Sie bekreuzte sich.

Sie schlüpfte aus dem zerwühlten Bette. Sie löschte mit befeuchtetem Finger das schwelende, unruhig in den Tag hineinbrennende Nachtlicht, wie man einen unruhigen, quälenden Traum auslöscht.

Und heimlich zog es sie zum Fenster, zu sehen, wie der Vater fortritt.



Sie zog das Hemd über der Brust zusammen. Sie trat ans Fenster. Zwischen den Nelken sah sie hinaus.

Wie schön und stolz und stattlich der Vater im Sattel saß! Und wie so jung! Sie kannte ihn gar nicht mehr!

Sie seufzte.

Der Tag war so schön. So mutig. So sieghaft strahlend. So gleichgültig. Was ging ihn, den Herrlichen, alles das an, was in der Nacht gewesen war!

Wie der Blitz kam und ging es in ihrem Innern: Lasse ab von deinem törichten Wahn! Die Toten sind tot! Lebe!

Und ein neuer Blitz: Darf ich dem Vater diese neuerweckte, neuerwachte Jugend nehmen?

Ihr Blick suchte das Marienbild.

Aber in diesem Augenblick ertönte seine helle Stimme herauf. „Lebe wohl, Irmgard, Töchterchen!"

Da sah sie wieder hinab. Die alte Köchin, die Mechthild, war herausgetreten und reichte mit ihren zitternden, furchigen Händen dem Vater den Frühtrunk. Den Scheidetrunk.

Das wäre ihre Pflicht gewesen.

Sie sah, wie der Vater den Becher nahm und heraufsah. Da wich sie rasch und scheu zurück.

Aber sie sah doch, wie der Vater den blinkenden Becher hoch ins freudige Licht des Tages hob. Als wolle er der fernen Braut diesen Trunk darbringen.

Er trank und gab den Becher zurück.

„So grüß' dich, du schöne Welt da draußen und all mein Glück! Lebe wohl, Irmgardlein!"

Und da kam es über sie, daß sie eine weiße Nelke vom Stock brach und sie hinunterwarf. Dann eilte sie in die Kammer zurück und warf sich vor dem Bilde der Lacrymosa nieder.

Ganz in sich zusammengekauert wie ein scheuer kleiner wunder Vogel ...

Der Reiter unten auf dem unruhig scharrenden Roß hatte die weiße Nelke fallen sehen. Ein Reitknecht sprang ab und reichte sie ihm. Ein Lächeln ging über sein freudiges Gesicht. Er nahm sein Barett ab und steckte die weiße Nelke daran. „Dank!" rief er fröhlich hinauf. „Das soll dir nie vergessen sein, Irmgard. Und jetzo behüt' euch Gott! Richtet mir alles, wie ich's bestellt habe!"

Droben rang das Irmgardlein die Hände. Heute verlor sie den Vater.

Aber die Mutter, die Mutter wollte und konnte sie nie verlieren!

Diese Gewißheit steifte sich wie ein fester, starrer, abwehrender Trotz in ihr. Und dieser Trotz ward stärker, je weiter Silvester Frey hinausritt in die segenduftenden Auen, auf denen noch ein Widerglanz jener zuerst in seinem Traum geschauten himmlischen Gefilde zu liegen schien. Je näher er dem glückseligen Ziele kam. Je heller und freudiger Herzensschlag und Rosseshuf zusammen den Takt gaben:

Wohlauf und an!
Ich hab's getan.
Es reut mich nit!

* * *

Siebentes Kapitel: Ein Willkomm

Es war Mittag geworden. Der Mittag eines vollsaftigen, früchteschweren Augusttags.

Irmgard war mit der alten Mechthild zum Küchengarten hinuntergegangen, der neben dem großen, bis an den Strom hinabreichenden Ziergarten lag. Schlank, blaß, lieblich. Aber nun ganz die sorgliche Hausfrau. Zwischen dem sattglänzenden, herbe Gerüche verbreitenden Blaukohl schritt sie hin und her, bald den, bald jenen Kopf für das Messer der Köchin wählend. Weiße Schmetterlinge flogen über dem Blaukraut. Ein bitterlicher Geruch von Buchs und ein honigsüßer von Reseden und späteren Rosen schwamm in der flimmernden Luft. Die Spaliere und Obstbäume hingen schwer von Segen. Die gelben und roten Pflaumen, die ersten Birnen strömten lockende Düfte aus. Da und dort lag eine der großen roten Pflaumen in den Beeten oder auf dem Wege, und die Süßigkeit ihres Fleisches quoll als lichtes gelbes Harz aus der gesprengten Hülle. Zwischen den Küchengewächsen blühten in bunter Fülle lustiger Flox und stolze Schwertlilien. Zierliche blasse Winden, vom leisesten Sommerhauch bewegt, hingen schmachtend an den schwachen Stengeln. Die braunen Bienen flogen eifrig hin und her. Unter den Bäumen durch sah man hinaus in den Ziergarten mit seinen prächtigen, wohlangelegten Blumenbeeten, den in breiten Formen geschnittenen Taxusgängen, den Silberpappeln, Ahornbäumen und Birken, dem fröhlichen bildergeschmückten Gartenhaus, von dem lustig der weißblaue Wim-

pel wehte. Weiter hinab und hinaus das Silber des wallenden Stromes. Lastbarken und kleine Schifflein darüber hin und her. Dahinter die Häuser des jenseitigen Ufers, niedere und hohe Giebel, Türme, ragend in die blaue Luft. Und noch weiterhin bläuliches, in Duft verschwimmendes Hügelland. Wonnige Schau. Du herrlicher Sommertag! Du selbst eine köstliche Frucht, aus der honigschwer die Süße des Lebens quillt! Und in die stille Sommerschwere des Tages ab und zu ein Ruf tätiger Menschen. Von den Barken am Strome her oder vom Kaufhause, wo Waren abgeladen wurden und der Aufzug knarrend hinauf und hinab rollte. Irmgard, von der Köchin und zwei Mädchen gefolgt, ging geschäftig auf und ab. Da ließ sie behäbige Gurken ausbrechen, dort das Obst aufheben, da einen Baum schütteln, dort eine Stütze besser stellen. In ihrem Eifer, im häuslichen Geschäft Vergessen zu suchen vor allem dem Schweren, Lastenden, Drohenden, sah sie gar lieb und gut aus. Nein, das Evlein war gewiß nicht gestorben. Da ging es ja und schaute und sorgte leibhaftig.

Inmittelst war ein buntbewimpelter Kahn auf dem Strome dahergetrieben. Zwei Fremdlinge standen darin. Der eine hatte eine Laute in der Hand. Und der andre stand lässig am Mast des Schiffleins. Jetzt schwenkte der eine der beiden Fremden Barett und Laute.

„Hojo! Horrido!" klang es hell herüber in die Sommerstille des Früchtegartens.

Die Köchin sah auf, dieweil Irmgard nicht achthatte.

Sie schaute und ließ den Korb mit dem Blaukohl vor freudigem Schrecken auf den Gartenboden fallen. „Jesus, du meine Zuversicht!" schrie sie mit ihrer krähenden Stimme auf.

„Was hast?" fragte Irmgard unwillig. „Hat dich etwas gestochen?"

„Sehet doch! So sehet doch, Jungfer Irmgard! Dort auf dem Strom! Der junge Herr! Wahr- und leibhaftig. Schnell, Philomene, den Schlüssel zum Gartentor! Ei du liebe Zeit! Jetzt kommt er mit dem Schifflein. Und hab' den ganzen Morgen doch gedacht, er muß angeritten kommen. Ach, du liebes Wunder du! Das ist mir jetzt ganz in die Knie gefahren. So geh doch, Philomene!"

Irmgard hatte hinausgesehen, die zarte Hand über die Augen gelegt. Denn die Augen schmerzten noch vom Weinen und mochten das quellende heiße Licht nur schwer ertragen.

Ihr Herz klopfte stärker. Aus ihrem Antlitz brach eine lichte Freudenröte.

Da stand ihr Bruder, so gut, treu und fröhlich, wie sie ihn immer gekannt hatte. Oh, nun würde ihr wohler und leichter werden!

Und der Schlanke, Lässige neben ihm am Mast des Schiffleins: das war wohl der berühmte Freund, den mitzubringen er angekündigt hatte.

Das Schifflein legte an. In aller Eile war der Gartenschlüssel geholt worden. Philomene lief schnellfüßig den Garten hinab und schloß auf. Die beiden stiegen die kleine zum Strom hinabführende Treppe herauf und traten ein. Hans Muralt, immer in seiner lässigen Art, zuerst. Dann Liberius Frey, gefolgt vom Schiffsmann, der ihnen einige Reisepäcke nachtrug.

Die Köchin sah das Irmgardlein verwundert an. Das stand da, ohne sich zu rühren. Die Ankunft des Freundes verwirrte sie. Das ärgerte sie. Denn sie hätte nicht zu sagen gewußt, warum. Auch war sie nicht im Aufzug, um Fremde zu empfangen. So stand sie unschlüssig. Sah aber in dieser Unentschlossenheit so lieblich-verlegen aus, daß kein reichster Putz sie hätte schöner erscheinen lassen können. Die Mechthild indessen warf ihr Krautmesser auf den Krautkorb. Sie strich sich die Schürze, da sie gedachte, wenigstens ihrerseits dem Erben des Hauses Frey entgegengehen zu sollen. Sie tat das denn auch mit vielen Knixen, die um so spaßiger anzusehen waren, als sie sehr dick und des Tones feiner Welt nicht allzu mächtig war. Als Liberius neben dem Freunde in ihre Nähe gekommen war, führte sie in ungeheuchelter Rührung die Schürze an ihre Augen. Zwei Jahre war er nicht mehr heimgekommen!

„Nun, nun!" sagte Liberius lachend. „Sonst fließen die Tränen beim Abschied. Laß gut sein, Alte!"

„Ich kann es gar nicht glauben! Wie wenn ein Engel vom Himmel heruntergestiegen wäre! Wer hätte das gedacht!"

Liberius trat in den Gemüsegarten ein. Hans Muralt blieb am Gitter stehen. Der Bruder ging auf die Schwester zu. Er



faßte ihre kühlen weißen Hände. Er beschaute sie. Er fand, daß sie viel holder geworden sei mit dem Zug sinnender Schwermut und doch in aller ihrer frischen, herben Jungfräulichkeit. Und er zog ihre Hände an die Brust und sie also nahe zu sich und küßte sie auf Mund und Wangen.

„So grüß' dich Gott tausendmal, Irmgardlein! Ei, wie du groß und schön geworden bist!" Dann führte er sie, an der Hand gefaßt, auf Hans Muralt zu. „Dies ist mein Lehrer und Freund, von dem ich dir und dem Vater oft geschrieben habe: Magister und Doktor Hans Muralt aus Heidelberg. Ich möchte, daß ihr ihn liebet und ehret, wie ich es tue! — Meine Schwester Irmgard."

Hans Muralt betrachtete das errötende Mädchen einen Augenblick mit seinen großen müden blauen Augen. Dann neigte er sich mit edelstem Anstand tief auf Irmgards Hand herab, und sie fühlte flüchtig den ehrfurchtsvollen Druck eines kühlen weichen Mundes.

„Edle Jungfrau!" sagte Muralt mit einer leichtverschleierten, aber wohlklingenden Stimme. „Euer lieber Bruder beschämt mich. Ehre und gar Liebe muß sich ein Gast erst verdienen."

„Ihr seid von Herzen willkommen!" erwiderte Irmgard mit gesenkten Wimpern und leichtbebender Stimme.

„Und nun zum Vater!" rief Liberius fröhlich.

„Der Vater ist fort!" sagte Irmgard, und ein schwerer Schatten flog über ihr Gesicht.

„Fort?"

„Er ist auf Nürnberg geritten heut' in der Frühe.

„Ich verstehe," sagte Liberius, mit dem Kopfe nickend. „Er holt die Braut."

Es war eine Weile Schweigen. Muralt stand da wie in Erz gegossen. In seinem unbeweglichen Antlitz verriet nicht das leiseste Spiel der Muskeln etwas von seiner innern Bewegung. Anders bei Liberius. Seine ehrlichen Züge zeugten von einer starken Spannung. Die nächste Zeit mußte ja doch manches richten und schlichten, was noch nicht in völliger Einigkeit zu sein schien. Der Zug widerwilligen Trotzes, der in Irmgards Gesicht mit einem Male erschienen war, sprach allzu beredt von den Kämpfen, die schon gekämpft waren, und solchen, die noch bevorstanden.

„Aber nun wollen wir ins Haus gehen! Du, Irmgard, sorgst uns für einen guten Bissen und einen kühlen Trunk."

Hier mischte sich die Mechthild ein. „Bitt' um Vergebung!" sagte sie mit ihrer krähenden Stimme und einem lächerlichen Knix. „Das Logement des Herrn Magisters ist hier im Gartenhaus."

„So? Nun, da wohnst du ja mitten in der Natur und entbehrst des Heidelberger Gartens nicht zu sehr. Komm, ich will dich führen."

Wiederum eine tiefe Verbeugung Muralts. Ein zurückhaltendes Kopfsenken Irmgards. Die Freunde gingen auf das Gartenhaus zu, dieweil die alte Mechthild am Schlüsselbund krampfhaft nach dem Gartenhausschlüssel suchte.

Irmgard stand noch immer unbeweglich. Sie sah die beiden Freunde in das Gartenhaus eintreten. Sie sah den Bruder die Fenster öffnen. Sie hörte ihn sprechen mit seiner treuen, fröhlichen Stimme. Sie sah, wie Hans Muralt herausschaute, und obwohl sie die Augen wieder senkte, fühlte sie doch, daß der Gast sie betrachte. Und sie fühlte, daß sie wiederum erröte.

Da hob sie das Köpfchen, unwillig über ihre Torheit, und ging mit raschen Schritten in schlanker Anmut dem Hause zu.

* * *

Einige Zeit später stand Hans Muralt an einem Fenster des Gartenhauses und blickte mit düstrer Stirn in den sommerflimmernden Garten hinaus.

Er hatte Lust, recht bitter über sich und seine Dummheit zu lachen.

Was wollte er denn da?

Was hatte er hier zu suchen?

Gewiß, er war im Begriff, von allen verkehrten Taten seines bisherigen Lebens die verkehrteste zu begehen.

Wollte er den seufzenden Liebhaber spielen? Dem Brautpaar das Eheglück gesegnen? Und dann im Gefühl edler Entsagung belächelt abziehen?

Er stampfte mit dem Fuß.

Aber was wollte er denn dann?

Ein Glück vernichten, das ein andrer und gewiß ein braver Mann sich aufgebaut hatte? Diesen Himmel umreißen und sich selbst unter den Trümmern begraben? Und mit dieser

Freveltat sein Leben so zwecklos beschließen, wie es zwecklos verlaufen war?

Ein furchtbarer Gedanke!

Er sah um sich her. Alles war hier beherrscht von dem Gedanken behäbiger, behaglicher, in den Bahnen des Rechts wandelnder Ordnung. Ein Jahrhundert hatte gearbeitet, diese Stätte des Wohlbehagens zu errichten. Was hatte er, der ewig Unzufriedene, der ewig Schweifende, der ewig Suchende, mit diesen Menschen zu tun, die ihm so satt und selbstzufrieden und selbstverständlich erschienen? Und würde selbst eine Freveltat gegen diese gemächliche Ordnung nur der Mühe lohnen? Wahrhaftig, es war hier kein Tempel von Ephesus, an dem man zum zweiten Herostratus hätte werden können. Es war ein biederes Bürgerhaus, wie es deren Tausende in Deutschland gab.

Also? Was wollte er denn?

Und jählings stieg ihm ein heißes wildes Wehe auf. Ihm, dem kühnen Spötter, dem großen Zweifler, dem immer Gleichgültigen.

Ach! er wußte nicht, was er wollte. Er wußte nur, was er mußte. Was ihn trieb mit verhängnisvoller Gewalt, wie der Lenker unbarmherzig ein edles zähneknirschendes Pferd eine Bahn treibt, die es nicht gehen will. Was ihn zwang, daß er nun hier stand und in Bitternis über sich lachte und sich selbst verachtete.

Einmal noch wollte er sie sehen. Einmal ihre Stimme noch hören. Einmal ihre Hand noch fassen. Einmal noch in ihre Augen schauen. Sein ganzes Wesen sollte ihr stummberedt seine Qual zu verstehen geben, und das anklagende Bewußtsein dieser Qual sollte sein Brautgeschenk an sie sein.

Er wollte also ihr Glück und ihr Leben vergiften?

Ja! So wie sie das seine dereinst zerstört hatte durch ihren kalt abwehrenden Stolz.

Wenn ihm aber sein Beginnen nicht glückte? Wenn sie wieder und noch verachtungsvoller an ihm vorbeiging? Wenn er zum Schluß in der Ecke stand, mit geballten Fäusten, ohnmächtig, zum zweitenmal der Besiegte?

Dann — er fühlte es im Tiefsten —, dann geschah eine Gewalttat. Irgendeiner Art. Aber sie geschah. Geschah mit derselben Notwendigkeit, mit welcher aus der brütenden Wolke der Blitz zuckt.

Und dann?

Was dann?

Er bedeckte die Augen mit den schmalen Händen. Wer ihn einst gekannt hatte, und wer ihn jetzt sah, der mußte staunen.

Die Erschütterung jenes Augenblicks war nicht aus ihm gewichen.

Tagelang war er unfähig gewesen, auch nur ein Buch aufzuschlagen. Seine Vorlesungen gingen ihm wie ein Traum vorbei. Seine Hörer staunten, wie trocken, gleichgültig, nichtssagend sein Vortrag wurde. Es war gut, daß Semesterschluß war.

Liberius war die Wandlungen in dem Wesen des Freundes gewohnt. Aber dieses jähe Zusammenfallen machte ihm ernsthafte Sorge. Die stolze, spöttische Sicherheit schien den Freund ganz verlassen zu haben Er brütete vor sich hin. Manchmal raffte er sich auch gewaltsam auf. Dann erging er sich in bittern Reden über eine Natur, die ihm nur Hemmungen entgegengestellt habe. Er lachte über alles wissenschaftliche Streben. Er sprach von dem blöden Zufall, der alle Dinge regiere. Liberius suchte ihm zu widersprechen. Ohne Zweifel sei Hans Muralt überarbeitet. In solchen Stimmungen sehe man alle Dinge schlimmer und schwerer. Diese Überarbeitung habe sich auch schon in jenem Krampf ausgesprochen. Er solle ihm erlauben, bei ihm zu bleiben auch während der Hochschulferien. Er bedürfe jetzt eines Freundes. Er schlug ihm vor, gemeinschaftlich eine Reise zu machen. Er lud ihn ein, zum Hochzeitsfest des Vaters zu kommen. Der würde sich gewiß geehrt fühlen. Und die bunten Hochzeitsfestlichkeiten würden ihn wohl ein wenig zerstreuen. Es sei gut für Hans Muralt, einfache und dabei gute Menschen kennen zu lernen. So gab er sich alle erdenkliche Mühe.

„Ich soll also mit zur Hochzeit deines Vaters kommen?“ hatte ihn Muralt mit einem seltsamen Lächeln gefragt.

„Ja! Ja! Es wird ihn sehr freuen!“

„Nun, ich will mir's überdenken!“ war die eigentümlich zögernde Antwort.

Zwei Tage darauf gab er seine Einwilligung zur Reise.

So waren sie denn auf Umwegen hierhergereist. Hans Muralt stumm und in sich gekehrt. Liberius um so fröhlicher, je mehr er bemüht war, den Freund zu erheitern. Den letzten Teil der Reise hatten sie im Schifflein zurückgelegt.

Kurz bevor sie die Stadt erreichten, hatte Muralt eine Frage getan, die Liberius Frey



nicht recht verstand. Er hatte gefragt, ob Liberius dem Vater auch von seinem Auszug aus Würzburg berichtet habe? Und er hatte es fast höhnisch gefragt.

Liberius hatte ihn erstaunt angesehen. Nein, davon hatte er dem Vater nie geschrieben. Das war ja vorbei. Auch kümmerte sich der Vater um Hochschuldinge schon lange nicht mehr so wie damals, da ihm die Erinnerung an die eigne Studienzeit noch frischer war.

Dann war Muralt wieder in sein brütendes Sinnen zurückgefallen.

Mitleid ergriff Liberius, wenn er den finster und müde schweigenden Freund ansah. So reich mit Gaben gesegnet und so wenig, so wenig glücklich. Wie gern hätte er ihm geholfen!

Und so hatten sie ihre Reise zu Ende gebracht.

Und nun war er da.

Er lachte.

Und die quälende, spottende Frage bohrte sich tiefer, schmerzlicher in sein Herz: Unseliger, was willst du hier?

Sein Kopf war auf die Brust gesunken. Er atmete schwer.

Und jählings überkam ihn ein Entschluß: Auf! Fort! Auf Nimmerwiederkehr!

Er nahm seine Reisetasche, um sie umzuhängen, und er legte sie wieder hin. Und er wiederholte dieses einige Male. Endlich tat er sie doch um, griff nach Hut und Stock und öffnete die Tür.

Da standen außen Liberius und Irmgard, ihn zum Frühstück zu bitten.

Liberius hatte Irmgard gebeten, mit ihm gemeinsam den Freund abzuholen.

„Sei gut gegen ihn! Er ist mit allem seinem Reichtum an Geist und Körper doch ein recht, recht unglücklicher Mensch."

Irmgard hatte selbst dies Gefühl gehabt. Mit jenem feinen Spürsinn, den eignes, schweigend erduldetes Unglück fremdem, stillverhaltenem Leid entgegenbringt.

Und nun trat der ernste blasse Gast zur Reise gerüstet aus der Tür.

Liberius sah ihn fragend an.

Muralt erwiderte hochmütig den Blick des Freundes. „Ich hab' es mir überlegt!" sagte er nachlässig. „Ein Mensch meinesgleichen ziemt nicht dem Hochzeitshaus. Solche Gäste sehen Braut und Bräutigam nicht gern. Lasse mich also ohne große Worte ziehen! Ich reise heut' noch nach Augsburg."

„Du verschmähst unsre Gastfreundschaft?"

„Nun, führe nur nicht gleich ein Trauerspiel auf!" erwiderte Muralt.

„Nein! Das kann nicht dein Ernst sein!" rief Liberius. „Nun hab' ich dich dem Vater schon gemeldet. Er ist sehr akkurat in diesen Sachen. Wie es nur ein Kaufmann immer sein kann. Es würde ihn sehr beleidigen, zu hören, daß du gekommen und zur gleichen Zeit wieder gegangen bist. Was soll er denken? Er wird sagen: Ihr habt ihn nicht gebührend empfangen und geehrt. Und mit mir würde die Schwester seinen Tadel leiden müssen. Und es wäre ihm ein Schatten auf das Hochzeitsfest. Nein, du mußt bleiben, Hans Muralt! Einst, ohne dir näherzusein, hab' ich dich vor dem schlimmen Stoß bewahrt. Jetzt fordre ich, da du mein Freund geworden bist, daß du bleibest. Denn nichts andres ist es doch, das dich gehen machen will, als eine deiner Schrullen. Verzeihe mir so offne Worte, oder vielmehr lasse sie mich entgelten, wie du immer willst, aber bleib!"

Bei den eindringlichen Worten des Freundes überflog ein flüchtiges Lächeln das düstere Antlitz des Gelehrten. Das war der warme Goldton echter Freundschaft, der ihn von vornherein an den jungen Kaufmannssohn gefesselt hatte. Aber zugleich überkam ihn wieder die lächerliche Bitterkeit seines Aufenthalts an dieser Stätte und bei dieser Hochzeit. Und er sagte höhnisch: „Der reine Cicero von Beredsamkeit! Gestatte, daß ich mit den Worten Ciceros antworte: Quod me rogas et hortaris, voluntas mihi valde grata est et minime nova. Zu deutsch, in der Sprache der Pferde, wie Karl der Fünfte gesagt hat: Alles, was du sagst, ist gut und schön. Und ich danke dir für deinen guten Willen. Allein: ich will und kann nicht."

Die Herbheit dieser Worte erfüllten Irmgard mit einer Angst, daß sie schüchtern fragend zu Hans Muralt aufblickte. Liberius, der den Blick sah, sagte mit schmerzlicher Stimme: „Bitte du, Schwester! Für meine Worte hat er doch nur Hohn."

Irmgard fühlte wieder, wie sie errötete. Aber sie schlug die Augen nicht nieder. Der Mann da oben auf der Treppe war so schlank, so schön, so edler Haltung in aller Bitterkeit, wie sie nie vorher Menschen gesehen. Er schien einer andern Welt anzugehören. Und sie hätte niemals später zu sagen ge-

wußt, was ihr jählings den heißen Wunsch eingab: er möchte nicht gehen, er möchte bleiben — und was in ihren blauen Kinderaugen ein warmes, seltsam süßes, trotzig bittendes Leuchten aufdämmern ließ — und was sie mit bebenden Lippen und flammenden Wangen die Worte sprechen ließ: „Ich bitt' Euch, Herr, bleibt!"

Hans Muralt sah in diese bewegten Kinderaugen. Er senkte das Haupt. Er schwieg lange. Dann sagte er zögernd und mit schwerer Stimme: „Ob Ihr Euch und den Euren Gutes erbittet — ich weiß es nicht. Aber es sei so, wie Ihr wollt: ich bleibe."

„Dank Euch!" sagte Irmgard leise. Und es war wie ein heimlicher Stolz in ihr. —

Also blieb Hans Muralt als Gast zur Hochzeit Barbara Alzingers.

Achtes Kapitel: Der Empfang der Braut

Das Haus Frey war geschmückt, die Braut zu empfangen.

Es war ein eigenartiger und in der Stadt noch nie gesehener Schmuck. Er stach in seiner einfachen Schönheit wundersam von den üblichen Ausschmückungen ab. Freilich zuckte mancher die Achseln, da Allegorien, Sinnsprüche, schreiende Farben und tannengrünumwundene Masten mit fahnenbesteckten Schildern gänzlich fehlten. Er muß immer etwas Besonderes haben! hieß es in der Stadt.

Aus allen Erkern und Fenstern hingen kostbare rotleuchtende Teppiche. Jene Teppiche Persiens mit ihrem dunklen, satten und brennenden Rot. Rosengirlanden umrankten das stattliche Portal. Dunkelrote samtweiche Rosen in üppigster Fülle. Solche Rosenranken schmückten das ganze Haus. Zwischen den Rosenranken leuchteten breite seidene Bänder in der gleichen Farbe. Große kupferne Leuchtpfannen auf herrlich geschmiedeten kupfernen Ständern, mit Rosen bekränzt, standen am Portal und dem Hause entlang. Dazwischen mächtige Kugellorbeeren in prächtig getriebenen kupfernen Kübeln. Rosengirlanden, mit Seidenbändern durchwirkt, verbanden Leuchtpfannen und Lorbeerbäume. Von Erker zu Erker und von Fenster zu Fenster in der ganzen Höhe waren rosengeschmückte kupferne Fackelhalter angebracht. So war das ganze Haus ein Wald dunkelroter Rosen, zwischen dem heiter die bunte Malerei der Wände und festlich das Dunkelgrün der Lorbeerbäume hervorsah, indessen das Metall den ruhig leuchtenden Mittelton dazu gab.

Also hatte Silvester Frey den Schmuck seines Vaterhauses angeordnet, in zartem und freudigem Gedenken an die dunkelroten Rosen, mit denen Barbara Alzinger in jener Sommernacht ihm Gewährung verheißen hatte.

Über die Breite der Straße lagen dunkelrote Teppiche aus Brabant. Sie waren mit hellgrünen Lorbeerzweiglein bestreut.

Manche Maid dachte seufzend: Wie glücklich ist die Braut, die also empfangen wird! Und manche andre sagte: „Was nützen mir alle Rosen der Welt, wenn mich ein Graukopf freit!" Aber es war mehr Neid als Aufrichtigkeit in diesen Worten.

Und manche Mütter sagten hämisch: „Du liebe Zeit, wenn das Evlein diese Pracht sehen könnte! Mit dem hat er nie so ein Wesens gemacht. Und stammt doch alles von ihrem Geld." Sie ärgerten sich, daß Silvester Frey keine Tochter der Stadt gewählt hatte.

Im Rathaus und auf den Zunftstuben wurden die Abordnungen bestimmt, die dem ersten Bürger der Stadt ihre Geschenke zur Wiedervermählung darbringen sollten.

Es war am Tage vor der Hochzeit, vier Uhr des Nachmittags. Von der Frühe ab bis zum Mittag war die letzte Hand angelegt worden. Nun war der Schmuck fertig.

Auf der Straße und auf dem Liebfrauenplatz standen dichtgedrängt die Menschen. Um fünf Uhr sollte die durch Schönheit und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnete Braut eintreffen.

Nun geschah ein Drängen und ein Vorstrecken der Köpfe.

In der Einfahrt des Warenspeichers erscholl Pferdegetrappel. Liberius Frey ritt hinaus. Auf einem Falben. Er trug ein blaues Tuchgewand und darüber ein grauledernes Kollett. Unter dem mit wehenden Federn gezierten Barett sah freudig das scharfgeschnittene, von blonden Locken umrahmte Jünglingsantlitz mit den hellen, lebenheischenden Augen hervor. Er ließ den Gaul steigen und lenkte ihn dann in einer tänzelnden Gangart weiter. Hinter ihm kam Michael Lux mit vier andern Angestellten des Hauses. Sie waren in braunes Tuch gekleidet, und ihre Kollette und Barette waren reich mit seidenen Bändern geschmückt. Auch sie waren beritten. Michael Lux trug an einer gold-

bemalten Stange einen Kranz roter Rosen und am Gürtel eine Tasche mit Geldstücken. Sie holten das Brautpaar ab, das durch einen reitenden Boten seine Ankunft auf die nächste Stunde hatte verkündigen lassen. Die Sechse ritten in einem kurzen Trab davon.

Nach einer kurzen Weile trat Jobst Seyfried aus der Einfahrt. Er trug ein rotes Unterkleid, darüber ein schwarzes Oberkleid, aus dessen Schlitzen das rote Unterkleid leuchtend hervorsah. Sein Gesicht war eifrig und verdrießlich zugleich. Ihm haftete noch die volle ungeschwächte Erinnerung an das schlichte blonde Evlein im Gedächtnis. Er hätte es nie für denkbar gehalten, daß der Herr in so vorgerücktem Alter noch einmal an Vermählung denke. Wo doch zwei erwachsene Kinder da waren, von denen der Sohn bald selbst das Kaufhaus übernehmen konnte, und die Tochter von nichts anderm wußte denn der verstorbenen Mutter. Das sind Sachen! hatte er einmal über das andre gemurmelt, als er die wahre Bewandtnis mit der Rubinenhalskette erfahren hatte. Armes liebes Irmgardlein! Und dabei mußte er noch dazu helfen, die neue Herrin zu verherrlichen. Die jungen Kaufleute hatten sich an ihn als den Schriftgelehrtesten gewandt, ein Lied zum Preise der einziehenden Braut zu verfassen. Er konnte es nicht abschlagen. Und er wollte es auch nicht, da er schon manchen Jubeltag des Hauses Frey mit seinen etwas trocknen Versen gefeiert hatte. Aber diesmal ging es ihm nicht vom Herzen. Zuerst gedachte er, einen Prologus zu dichten, in dem allerlei lehrreiche Betrachtungen über nützliche Anwendung erworbenen oder überkommenen Reichtums eingeflochten wären. Denn er fürchtete von der neuen Herrin starke Eingriffe in Geld und Gut des Hauses Frey. Als er aber diese seine Idee nach einigem Zögern Michael Lux anvertraute, lachte der ihn aus und fragte, ob er nicht recht bei Trost sei. Der gute Jobst hatte ärgerlich geschwiegen. Dann aber, als der Tag nah und näher rückte, hatte er mit vielerlei Schweiß und Seufzen eine Huldigungsstrophe gedichtet, die sein Freund, der Organist von Unsrer Lieben Frauen, in Musik gesetzt hatte. Die sollten acht der jungen Kaufleute singen. Der alte Jobst Seyfried mit seinem pergamentenen Gesicht und den unruhigen schwarzen Äuglein, die herumfuhren wie Quecksilberkugeln, machte eine lächerliche Figur. Dazu trat er von einem Fuß auf den andern, holte jeden Augenblick seine Noten hervor, schärfte den hinter ihm stehenden jungen Leuten den Takt ein und belustigte die Menge aufs höchlichste.

Nun rückten, von freudigen Zurufen begrüßt, die Stadtpfeifer in ihren blauweißen geschlitzten Wämsen und ungeheuren Pluderhosen auf. Stadtpfeifer nannten sie sich; aber sie führten auch Gamben, Hörner und Zinken mit sich und vermochten so gar wohl, eine artige Empfangsmusik zu machen.

Oben in einem Erker standen Irmgard und Hans Muralt. Sie hatte ein weißes Gewand angetan und trug einen Kranz von weißen Rosen im blonden Haar. Es war ein holder, aber fast trauriger Schmuck. Blaß war ihr Antlitz, und sie hatte verweinte Augen. Ihre Hände zitterten, und ihr Herz klopfte. Sie wäre am liebsten davongelaufen, hinaus zum Grab der Mutter, hätte den weißen Rosenkranz auf ihr Grab gelegt und wäre dann still und ernst ins Frauenkloster der Stadt gegangen, Aufnahme in den heiligen Bund zu erbitten. Die Tage her hatte sie geschafft und gesorgt mit allen Kräften, war Treppen auf, Treppen ab gesprungen, hatte sich todmüde gemacht in Garten, Küche, Keller, Kammern und Zimmern, nur um des Abends erschöpft wie ein gehetztes Wild einschlafen zu können. Und doch war sie mitten im Schlummer erwacht, und eine süße bebende Stimme aus unbekannten, rätselhaften Weiten hatte sie flüsternd gefragt: „Denkst du noch mein?“ Und das Muttergottesbild hatte Antwort gesagt: „Sie vergißt dich nicht.“ So glaubte sie in ihren überreizten Sinnen Stimmen und Worte zu vernehmen. Dann hatte sie sich aufgerichtet, in betender Beschwörung, und dann das kalte, tränenfeuchte Gesicht in den Kissen verborgen. Welch furchtbares Schicksal, dem sie verfallen war!

Sie mußte der toten Mutter getreu sein, und so durfte sie niemals der in Liebe zugetan werden, die nun kam, die Tote und ihr Gedenken aus dem Hause zu verdrängen. Und sie konnte, sie wollte doch nicht dem lieben Vater ein Wehes tun. Und so sollte und mußte sie Liebe heucheln. Zwischen diesem Versagenmüssen und diesem heuchlerischen Gewährenmüssen würde sie nun hin und her getrieben sein! Wie lange? Gott nur wußte es, wann diese Qual für sie ein Ende nehmen würde. Ihr armer wirrer Kopf schmerzte sie. Es flimmerte ihr vor den Augen. Und

alle diese schmerzende Pracht und das gaffende widerliche Volk da unten!

Hans Muralt ließ seine großen Augen mit einer stumpfen Gleichgültigkeit über das Getriebe dahinschweifen. Unter der Decke dieser Stumpfheit lebte ein seltsames Gefühl des Erstaunens, daß er noch immer hier war. Diese letzten Tage mit den Zurichtungen für das Hochzeitsfest waren für ihn eine neue Art von Peinigung geworden. Eine Peinigung, wie er sie selbst in seinen schlimmsten Stunden grausamer Selbstquälerei niemals für denkbar gehalten hätte. Zugleich bebte eine gefährliche Neugier in ihm, wie lange er wohl den Bogen dieser Peinigung spannen und straffen könne. Er erinnerte sich, daß er vor Jahren im Etschtal bei einer Bärenjagd mit abgebrochenem Fangmesser einem großen wutkeuchenden Bären Auge in Auge gestanden hatte. Wie bang war diese Zeit gewesen und hatte doch kaum zwanzig Herzschläge gedauert! So stand er dieser Stunde gegenüber. Er faßte sie ins Weiße des mörderischen Auges. Alle seine Fibern waren gespannt. Und doch war eine traurige, böse Gleichgültigkeit in ihm. Er verhöhnte sich noch. Er mußte ja gewissermaßen dankbar sein, so etwas Neues, Unerhörtes zu erleben, da alles andre bisher doch so schal und abgelebt geworden war. Und er wollte den bittern Becher dieser Stunde auskosten bis auf den tiefsten Grund.

Zuweilen fiel sein Auge auf das blasse traurige Mädchen ihm gegenüber. Er kannte den Quell ihres Leidens. Aus so fremder Erde er ihn strömen sah, sie litten im Grunde um desselben Wesens willen. Er betrachtete sie mit Teilnahme. Ihre herbe leidende jungfräuliche Holdheit hatte etwas Rührendes, das auch ihm, dem kalt und gleichgültig Gewordenen, Mitleid einflößte. Er hatte noch wenig mit ihr gesprochen. Eigentlich nicht mehr als wiederholte Bemerkungen, daß er nicht in das Hochzeitshaus passe. Dann hatte sie ihn flüchtig und scheu mit den trotzigen und klagvollen Kinderaugen angesehen. Es lag etwas in diesem Blick, als ob sie sagen wolle: Bleibet um Gottes willen! Ich bedarf eines Menschen, der unglücklich ist gleich mir!

Das Schweigen zwischen den beiden ward um so drückender, je lauter unten die Bewegung anschwoll. Das Brautpaar mußte nun bald kommen.

„Eure Miene ist nicht fröhlich, wie es dem Freudenfest geziemt!“ sagte Hans Muralt endlich. Und indem er es sagte, bereute er, gesprochen zu haben. Allein auch der Besonnenste und Beherrschteste kann nicht für Worte, die am Felsabhang der Stunde liegen und von selbst, ohne unser Zutun sich lösen, wer weiß zu welch unheilvoller Fahrt.

Irmgard senkte die Wimpern. „Warum sollt' ich fröhlich sein?“ erwiderte sie mühsam mit stockender Stimme.

„Nun, Ihr erhaltet eine Mutter nach so langer Verwaistheit. Eine schöne und gewiß auch gütige Mutter!“

Muralt wollte diese Worte mit so viel Aufrichtigkeit sprechen, als ihm zu Gebote stand. Aber die Umstände, unter denen sie gesprochen waren, ließen sie wider seinen Wunsch beinahe hohnvoll erklingen.

Sie hob die Augen und sah ihn an. Es lag eine erstaunte Frage darin. Dann entgegnete sie, die Augen wieder senkend, eintönig: „Ich bin zu alt für eine andre Mutter. Und wäre sie die schönste und die beste unter Gottes ewigem Himmel —“ Sie verstummte. Sie senkte die Augen. Aber über ihre blasse Wange fiel langsam, widerwillig eine schwere Träne.

„Vergebt, edle Jungfrau!“ sagte Muralt hastig. „Selbst das Glück liegt mir nicht ferner als die Absicht, Euch das mindeste des Leides zu bereiten.“ Er nahm ihre Hand und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Sie sah ihn wieder an. Traurig dankbar und schüchtern zugleich. „Ihr habt nichts zu bitten, Herr Magister!“ sprach sie herb und schwer. „Es muß Euch ja gewiß wundersam erscheinen, daß ich also spreche. Allein —“ Sie verstummte wieder. Aber aus ihrem letzten Wort zitterte so viel verborgenes Herzeleid, daß kein weiteres Wort vonnöten war.

Hans Muralt hielt noch ihre Hand.

Sie lächelte einen Augenblick. Und es lag eine süße Schmerzlichkeit in diesem Lächeln. „Ihr sollet morgen mein Führer sein, wenn wir die Braut zum Altar geleiten.“

Da ließ seine Hand die ihre fallen. Es war, als ob ein Sterbender die Hand eines Menschen fallen ließe.

Unten ward das Gedränge stärker.

„Sie kommen!“ riefen herbeieilende Kinder.

In diesem Augenblick trat die alte Mechthild eilig in das Zimmer. „Schnell, Jungfer Irmgard! Ich habe sie schon kommen



sehen von der Oberstube! Ihr müsset doch dem Vater und der Braut den Willkommtrunk kredenzen."

„Ich komme!" sagte Irmgard langsam. „Ich komme!" Und mit einem Blick auf Hans Muralt, der mit seinem verschlossensten Gesicht in der Ecke des Erkers stand, ging sie hinab, der neuen Mutter den Begrüßungswein zu kredenzen.

Sie ging schwanken Schrittes. Und Hans Muralt war es, als müsse die Decke über ihm zusammenbrechen. Er hatte diesen Augenblick des Wiedersehens herbeigesehnt in quälerischer Lust. Nun stand dieser Augenblick draußen vor der Tür, und Hans Muralt — o Schmach! — Hans Muralt bangte, ihm entgegenzutreten. Er wollte sich zornig emporreißen aus diesem Zustand feiger Betäubung. Er vermochte es nicht. Ja, er brachte es nicht einmal über sich, das Empfangsschauspiel zu betrachten, das da unten sich abspielte. Er sank in einen Sessel, die Stirn feucht vom Schweiß tödlichster Erregung, die Hand über den geschlossenen Augen. So saß er bewegungslos.

Unten verdoppelte sich das Geschrei.

„Heil Silvester Frey! Heil der Braut!" tönte es die dichtgedrängte Straße her, durch die das Brautpaar nahte. Nun bogen sie um die Ecke und wurden denen auf dem Platze vor dem Freyschen Hause sichtbar.

Das Brautpaar ritt vorauf. Hinter ihm ritt Burkard Alzinger, ein weißköpfiger Alter mit furchigen, aber lebhaften Zügen, frei und stolz in die Menge blickend mit der ruhigen Würde des Gelehrten. Neben ihm Liberius Frey, dessen blonde freudige Jugend so manches Mädchens Augen auf sich zog. Dann folgten zwei Reitknechte. Darauf kam Michael Lux, rot vor Selbstbewußtsein, bei dieser Feier eine Rolle spielen zu können. Er hatte mit einer geziemenden, wohlvorgetragenen Ansprache die Braut begrüßt und ihr das Rosenkränzlein überreicht. Nun streute er aus seiner Geldtasche mit voller Hand neugeprägte Gulden und Sechsbätzner aus. Hinter ihm kamen mit steifen, der Wichtigkeit des Tages entsprechenden Gesichtern die vier andern Beamten des Freyschen Hauses.

Wie eine Woge ging es durch die Menge auf dem Platze, als sie des Brautpaars ansichtig wurde. Die milde, gelassene Kraft und die reife, herrlich erblühte Schönheit, sie hielten ihren Einzug. Silvester hatte die Rechte in die Seite gestemmt. Die Linke hielt die Zügel des mächtigen schwarzen Rosses. Über seinem ruhigen ernsten Gesicht lag die Sonne dieses Tages.

Barbara Alzinger trug ein Kleid von Goldbrokat; darauf ein Überkleid von goldbraunem Mechler Sammet, dessen weit herabfallende Ärmel die enganliegenden Brokatärmal freiließen. Ein Barett von ebensolchem Sammet hatte seinen einzigen Schmuck in drei Reiherfedern, die durch einen großen Topas festgehalten wurden. Um den weißen Hals, den das brokatene Mieder nach der Sitte der Zeit ziemlich weit den Blicken freiließ, funkelte die Rubinenhalskette, die das bescheidene Evlein nur einmal getragen hatte. Vielleicht im Vorgefühl, daß sie vom Schicksal einer andern, eines solchen Schmuckes Würdigeren zugedacht sei. Mit der rechten Hand hielt sie den Zügel eines milchweißen, mit einer brokatenen Decke bekleideten Zelters in silbern-vergoldetem Sattel- und Zaumzeug, den ihr Silvester Frey zur letzten Raststelle hatte entgegenführen lassen. Mit der linken Hand hatte sie lässig das Kleid aufgenommen. Am Arm hing das Rosenkränzlein. Auf ihren zarten Wangen und den großen strahlenden Augen lag ein höherer Schimmer. Aber die ruhige, bewußte Anmut ihres Wesens verlor keinen Augenblick ihre Linie. Nichts Überraschtes, nichts Geschmeicheltes lag in ihrem Antlitz und ihrer ganzen Haltung.

Nun hielten sie vor dem Hause. Barbara ließ ihre Blicke dem prächtig geschmückten Hause entlang schweifen. Dunkelrote, herrlich erblühte Rosen, wohin das Auge immer reichte. Sie sah Silvester Frey an. Eine beglückte, ahnende Frage lag in ihren leuchtenden Augen.

Da neigte er sich ihr etwas näher und sagte leise, mit leichtbebender Stimme: „Gedenkest du an die Nacht in Bamberg, Barbara Alzinger, da du die dunkelroten Rosen herabgeworfen hast? All ihre tausend schönen Schwestern sollen dir nun den Willkomm bieten!"

Sie fand kein Wort. Von Sattel zu Sattel drückte sie ihm dankbar die Hand.

Inmittelst hatte der im höchsten Zustand der Aufregung befindliche Jobst Seyfried der Sängerschar mit zitternden Händen ein Zeichen gegeben, und in guter Betonung klangen aus jugendfrischen Kehlen die Worte des Seyfriedschen Poems:

Durch grüne Täler rauschen leis die Quellen,
Im Lauf der Wässerlein, der silberhellen,
Die Hirten singen ihre Jubellieder
Im Chor der Nymphen, und die Luft hallt wider
Von ihren Stimmen, die in schönen Weisen
Den Tag, den herrlichsten von allen, preisen:
Denn dieser Tag, er hat uns dich gegeben.
Gesundheit sei dir, Glück und langes Leben!

Es war freilich hier mitten in der Stadt nicht völlig angebracht, von Hirten und Nymphen zu singen. Allein, das war nun so im Geschmack der Zeit. So dachte auch Barbara Alzinger, als sie mit einem feinen Lächeln dem Dichter die Hand reichte und ein warmes „Ich danke Euch!" von ihren schönen Lippen tönte. Und nun riß er das Barett vom Haupte und rief mit der dünnen Stimme: „Heil der Braut!" Und „Heil der Braut!" klang es vielstimmig nach. Die Musik setzte volltönig ein. Vom Turm der Kirche tönte das summende Glockenspiel hinein.

Liberius Frey war abgesprungen und hielt seiner künftigen Mutter den blitzenden Steigbügel. Sie stützte sich leicht auf seine Schulter. Und er empfand den Druck in scheuer Bewunderung. So schön und stolz hatte er sich des Vaters Braut nicht gedacht. Wie eine Göttin trat sie in ihrer aller Leben ein. Da konnte auch das Irmgardlein nicht mehr schmollen und grollen.

Irmgard war vor das Portal getreten. Sie hielt den goldenen Becher, das Ehrenstück der Familie, in den bebenden weißen Händen. Mit niedergeschlagenen Augen stand sie da, ohne Barbara auch nur mit einem Blick angesehen zu haben. Wie geschoben schritt sie mit wankenden Knien noch einige Schritte vor. Nun stand sie vor dem Brautpaar. Sie hätte den Becher zuerst Barbara reichen sollen. Aber sie reichte ihn, immer mit niedergeschlagenen Augen, unwillkürlich dem Vater dar.

„Heil und Gruß dir, lieber Vater!" sagte sie leise, kaum verständlich. Das Wort Mutter ging ihr nicht von der Lippe.

Silvester Frey blieb völlig beherrscht. Er nahm den Becher aus der zitternden Hand der Tochter. Er reichte ihn Barbara: „Lasse dir diesen Trunk willkommen sein, Barbara!" sagte er mit seiner tiefen, bedächtigen Stimme.

Barbara sah das junge Mädchen mit den niedergeschlagenen Wimpern an. Und der erste Schatten fiel ihr in diesen leuchtenden Tag. Tiefer, schwerer, mahnender als der Schatten der Wolke, die über die Sonne schwamm und für kurze Zeit die leuchtenden Farben ringsum matt und trüb machte. Die auch das Gefunkel im Becher, das flüssige Gold des Weines, dunkeln ließ. Barbara sah in den verdunkelten Wein. Dann sprach sie mit fester Stimme: „Auf das Heil deiner lieben Kinder Irmgard und Liberius trinke ich." Sie netzte die Lippen. Sie reichte den Goldkelch Irmgard zurück. Die nahm ihn mit kühlen Händen.

„Tritt nun ein in mein Haus!" sagte Silvester Frey leise. Und damit führte er Barbara durch das Portal ins Haus.

Der alte Burkard Alzinger, der die Befangenheit Irmgards bemerkt hatte und im stillen nach seiner Weltklugheit auch seine Betrachtungen darüber anstellte, gedachte dem Augenblick eine scherzhafte Wendung zu geben. Er legte seine faltige Hand leicht auf die Schulter Irmgards und sagte lächelnd: „Ei, schöne Jungfrau, und mich Alten, der Labung am meisten bedarf, mich lasset Ihr dürstend stehen?"

Da sah Irmgard erschrocken auf. Ein angstvolles, um Vergebung flehendes Licht brach aus ihren großen Kinderaugen. Sie hob den Becher und reichte ihn dem alten Herrn.

Der trank und schmunzelte. „So köstlich gelabt und von so junger Hand, das ist mir niemals begegnet. Habt Dank, liebe Jungfrau! Und möget Ihr bald, bald einem Jüngeren denn mir den Erquickungstrank reichen, wenn er müd' von der Reise kommt. Der aber soll Euer herzlieber Gemahl sein!" Er reichte Irmgard die Hand, geleitete sie in das Haus und führte sie, die seiner freundlichen Güte nicht widerstreben konnte, seiner Tochter zu. „Umarmt euch, Kinder! Keine Zeremonien! Keine steifen Gesichter! Ich hab' sie all mein Lebtag nicht leiden mögen! Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus! Nun wollen wir trinken und tanzen und singen! Nicht so, mein junger Freund?" wandte er sich fröhlich an Liberius Frey, der ihm, dem rühmlich bekannten Gelehrten, ehrerbietig und herzlich die Hand schüttelte.

Barbara Alzinger nahm die kühlen Hände Irmgards in ihre weichen warmen lebenpulsenden Hände. „Sieh mich an, mein Kind!" bat sie.



Und Irmgard blickte sie an. Mit einem traurigen, vorwurfsvollen, sich trotzig versagenden Blick. Doch unwillkürlich fiel ein Schimmer von Bewunderung in diese Abweisung. Das Weib da vor ihr war wie der lichte Tag. Und aus ihren braunen Augen, die golden waren wie der Sammet ihres Gewandes, rieselte ein Frühling, ein Sommer nieder, so lächelnd und begnadend, daß sie den Vater verstand — oh! so schmerzlich wohl verstand. Sie sah den Bruder, wie er bittend zu ihr herübersah. Und wieder klang es stärker, herber in ihr: Arme tote Mutter, du wirst einsam sein für immerdar, wenn ich dir nicht bleibe! Und ihre Hände wurden starr in den warmen Händen Barbaras und ihre Augen feindselig wie ein Wintertag.

„Küsse deine Mutter!“ sagte Silvester ernst und eindringlich.

Barbara nahm Irmgards junges Kinderhaupt in die Hände. Sie sah ihr in die verschlossenen Augen. Sie legte ihre weichen warmen Lippen auf ihren kühlen Mund und sagte leise: „Liebe will gewonnen sein. Mach' es mir nicht schwer, sie zu gewinnen!“

„Ei, da ist Hans Muralt!“ rief Liberius freudig.

Er hatte den Freund schon lange vermißt. Da sah er ihn oben auf den Flur treten. Es war, als wolle Hans Muralt vorbeigehen, vorbeischleichen an dem Glück da unten. Er hatte noch im letzten Augenblick diesem törichten Begegnen entfliehen wollen. Fort. Hinaus. Über Hecken und Zäune steigen. Wie ein ertappter Einbrecher. Nun hielt ihn der Ruf des Freundes fest. Und nun straffte er sich mit einer jählings erwachenden Kraft. Aufrecht und stolz stand er oben. Mit einer steinernen und drohenden Ruhe im Gesicht. Hans Muralt!

Aller Augen sahen hinauf zu ihm.

Irmgard fühlte erstaunt, daß Barbaras Hände, wie von einem Blitz getroffen, herabsanken von ihrem Haupte. Und sie fühlte, wie eine Welle durch den Körper Barbaras lief. Sie sah die neue Mutter neugierig an.

Die stand mit seltsamen Augen da. Als ob sie ein Gespenst sähe. Ihre Lippen waren blaß geworden. Nur einen Augenblick. Dann hatte sie die langen Wimpern gesenkt, wie man einen dichten Vorhang angstvoll behütend über ein Geheimnis sinken läßt.

Silvester Frey sah hinauf und sah Hans Muralt schwarz und schlank und hochaufgerichtet da oben stehen. Und wie die jähe Hand des längst verwischten und vergessenen Traumes griff ihm die Erinnerung an die vermummte Gestalt hinter der Zielscheibe ans Herz. Häßlich beklemmend. Streckte sie nicht die Hand aus? Schnellte sie nicht den Bolzen zurück?

Auch Burkard Alzinger sah hinauf. „Was tut der da?“ murrte er vor sich hin. „Guten Tag, Herr Überall und Nirgends!“ Aber er nahm sich vor, nicht mit einer Silbe vergangener Tage zu gedenken. Seinem wackern Schwiegersohn sollte auch nicht die leiseste Trübung in das Fest gebracht werden. Mein Gott, Deutschland war doch ein kleines Land! Immer wieder begegnete man einander.

Draußen begann die Musik eine neue Weise, die wie eine Erlösung in die schwere Stille fiel. Und Hans Muralt stieg langsam nachlässigen Schrittes die Treppe herab, das Brautpaar zu begrüßen.

Neuntes Kapitel: Hochzeitsvorabend

„Madonna, ein Wort! Ein einziges Wort nur!“

„Ich habe nur dies einzige Wort: Geht!“

„Madonna, ich flehe Euch an: hört mich zwei Augenblicke nur!“

„Jeder Pulsschlag in Eurer Nähe ist eine Entweihung für mich und eine Beleidigung für meinen Gemahl.“

„Auch dem Verbrecher gönnt man noch ein Wort der Verteidigung.“

„Nicht, um neue Verbrechen zu begehen!“

„Mein Verbrechen wird immer dasselbe sein —“

„Schweigt!“

„Euch zu lieben!“

„Den Verbrecher kann man noch bemitleiden. Den Feigling muß man verachten.“

„Madonna! Es lebt kein Mann, der mir dies ungestraft sagen dürfte.“

„Ihr zwingt mich zum Reden. Hört denn: es ist eine jämmerliche Feigheit, unter der Maske der Freundschaft in ein Haus einzudringen, dessen Anblick schon Ihr fliehen solltet. Es ist eine lächerliche Feigheit, bei der Freude andrer den schwarzen Gast im Trauermantel zu spielen und mit einem Gesicht umherzugehen, als ob man alle Qualen der Welt erdulde. Es ist eine freche Feigheit, von dem Wein eines Mannes zu trinken,



Rembrandt: Familienbild. (Nach dem Original im Herzogl. Museum zu Braunschweig.)

dessen Braut Ihr im selben Augenblick Eure Liebe beteuert. Jämmerlich, lächerlich, frech und feig ist, was Ihr tut! Erblaßt nur und senkt die Augen! Mit Worten will ich Euch hinauspeitschen, da mir als Weib keine Waffen gegeben sind, die Beschimpfung Eures Hierseins zu bestrafen."

„Madonna!"

„Schweigt und geht!"

„Oh, so ruft doch Euren Gemahl! Sein Schwert mag mir willkommen sein!"

„Nein! Diesem ehrenhaften, großen Menschen, dessen Wesen Ihr so weit absteht wie ein Bettler einem Fürsten, diesem sollt Ihr sein Glück nicht stören. Mir habt Ihr diese Stunde, diesen Tag, dieses Fest vergiftet. Sein Freudenwein soll unberührt bleiben von Euren böswilligen Händen."

„So hört nur noch dieses eine!"

„Kein Wort mehr!"

„Halt! Ihr geht nicht von der Stelle, ehe Ihr mich zu Ende gehört habt. Ich flehe Euch an, ich beschwöre Euch, Madonna, ich beschwöre Euch bei dem unberührten, unentweihten Glück, das Ihr Eurem Gemahl schenken wollt: hört mich an! Ich beschwöre Euch: stoßt mich nicht so eiseskalt und verachtungsvoll zur Seite, wie Ihr schon einmal getan habt! Ich könnte es nicht noch einmal ertragen! Ich müßte eine Gewalttat begehen!"

„Ihr habt euch nicht verändert. Gewalt. So spricht der Südländer, dem jedes Mittel recht ist, seinen Willen haben zu können! Und ich — ich muß dies anhören, weil ich gebunden bin! Wie eine Sklavin bin ich Euren Worten preisgegeben, weil ich dem besten, reinsten Menschen die Schmach ersparen muß, Euch als das zu erkennen, was Ihr seid. Oh, so sprecht nur! Oh, so bleibt nur! Für mich werdet Ihr nicht mehr sein als irgend das gleichgültigste Ding von der Welt!"

„Madonna, Eure Worte könnten töten, wenn ich nicht schon siebenfachen Tod im Herzen trüge! Ihr behandelt mich wie einen schweifenden Hund. Und ich bin in Wahrheit nicht viel mehr. Lächelt nicht so verachtungsvoll! Ich will nicht Euer Mitleid! Nur sagt mir: was gab Euch das Recht, mich damals so gleichgültig, so aus der Höhe Eures Mädchentums herab von der Schwelle zu weisen? Gewiß: ich war wild. Ich war ungezügelt. Ich war frech. Aber ich wäre anders geworden für Euch. Wenn Ihr nur gewollt hättet. In jenen Tagen — oh, sie stehen jetzt noch in meinem Leben wie reine Blüten des Himmels! — in jenen Tagen, da Ihr gut zu mir wart, da schien auch alles Gute, alles Große in mir aufzusprießen. Da schien eine neue, ruhig bildende und schaffende Welt in mir zu werden. Da schien ich schmerzlich und glückselig nach meiner Würde zu suchen, die ich im wilden Sturm meiner durchrasten und durchtaumelten Jugend verloren hatte. Da schien ich zum erstenmal zu leben und einen Wert des Lebens zu erkennen. Oh, was hätten Eure schönen Hände aus mir gestalten können! Wieviel Reichtum lag in mir! Ihr hättet nur zugreifen müssen. Statt dessen: was habt Ihr getan! Ihr — Ihr habt ein Verbrechen an mir begangen. Folgenschwerer denn das, was ich jetzt an Euch begehe mit meinem armseligen Hiersein. Ja, Madonna, was habt Ihr, Ihr getan! Eine Weile war ich Euch ein gutes Instrument, darauf zu spielen. Dann, beim ersten Mißton, warft Ihr mich in die Ecke. Und nun, nach Jahren, trefft Ihr mich wieder: ein verstimmt, entsaitet Instrument. Mit Widerwillen wendet Ihr euch ab von seinem häßlichen Klang. Denn Ihr — Ihr lebt ja in der vollkommensten Harmonie! Ihr habt die Wohlgeordnetheit zur Kunst erhoben, und morgen krönt Ihr Euer Werk. Euer Leben wird in einer untadeligen Klarheit verlaufen und ein Musterbeispiel sein. Ihr seht aus einer viel höheren Höhe auf mich herab denn jemals. Und doch: ich beneide Euch nicht! Denn so gewiß ich jetzt hier so jämmerlich vor Euch stehe wie ein Bettler beim Gastmahl des Reichen, so gewiß wird einmal ein Tag kommen, wo Ihr euch nach Unruhe, nach Qual, nach Verwirrtheit sehnt im satten Genuß Eures Glückes. Und dann, Madonna, werdet Ihr vielleicht des Verstoßenen gedenken."

„Schweigt! Schweigt!"

„Noch zwei Worte! Ihr habt mich beschimpft, und mit Recht. Es ist feig, es ist frech, es ist erbärmlich, daß ich hier bin! Aber ich mußte, ich mußte Euch noch einmal sehen! Eure Stimme noch einmal hören! Die Luft atmen, die Ihr atmet! Und dann die qualvolle Seligkeit dieses Augenblicks mit hinausnehmen auf die irre Wanderstraße meines Lebens. Und nun beschimpft mich mehr noch mit Eurer Verachtung! Ihr könnt mir

diesen, diesen Augenblick nicht nehmen mit allen Mächten des Himmels und der Hölle. Er ist mein! Mein!"

* * *

Dieses leidenschaftliche Gespräch wurde am Abend desselbigen Tags im Bibliothekzimmer des Freyschen Hauses geführt. Barbara Alzinger stand mit dem Rücken gegen eins der Büchergestelle. Und Hans Muralt drehte eifrig den Globus um seine Achse. Man konnte die Sprechenden vom Speisesaal mit jedem Blick verfolgen, da sie von der an der Decke des Bibliothekzimmers hängenden Lampe voll beleuchtet waren. Aber das Gespräch wurde so scheinbar ruhig geführt, daß niemand im Saale auch nur geahnt hätte, was sich da abspielte. Silvester Frey war mit seinem Sohn nach dessen Zimmer gegangen. Liberius hatte der neuen Mutter, deren Freude an guter Musik er aus den Briefen des Vaters kannte, eine besondere Überraschung zugedacht. Er hatte von einem bekannten Instrumentenmacher in München ein für jene Zeit neues und wenig bekanntes Musikinstrument fertigen lassen: ein Klavicembalo. Das sollte morgen, am Hochzeitstag, vom Organisten zu Unsrer Lieben Frauen mit zierlichen Allemanden, Giguen, Menuetten und andern Tonstücken eingeweiht werden. Er konnte die Freude daran nicht für sich bewahren. Er mußte das prächtige, in ausländischem Holz mit Perlmutter- und Elfenbein-Intarsien ausgeführte Instrument dem Vater zeigen.

Der alte Jobst Seyfried, der zur Abendtafel geladen war, stand respektvoll an einem Fenster des Speisesaals und sah hinab auf die Straße, wo sich eben die städtische Musik zu einer Serenade aufzustellen begann. Burkard Alzinger saß im Gespräch mit dem Irmgardlein, das er mit allerlei lustigen Fragen seinem Trübsinn zu entreißen suchte. Er sah ab und zu nach Barbara hinüber, die ruhig mit Hans Muralt zu sprechen schien. Welch ärgerlicher Zufall, ihn hier wiederzufinden, nachdem er in Würzburg einen so peinlichen und auch für Alzinger selbst so folgenschweren Abgang genommen hatte! Er bewunderte seine Tochter, die dieses Wiedersehen so kalt und gleichgültig behandelte. Muralt schien auf sie einzusprechen. Er wollte sich wohl rechtfertigen, verteidigen. Aber in ihrem stolzen, schönen Gesicht veränderte sich keine Linie.

Inzwischen war Silvester Frey, von Liberius begleitet, in den Saal wieder eingetreten. Er sah sein künftiges Weib mit einem kurzen stolzen Nicken des Kopfes den Freund seines Sohnes verlassen. Und er sah Hans Muralt mit einer beherrschten Bewegung sich dem Fenster des Bibliothekzimmers zuwenden. Barbara kam auf Silvester zu. Sie nahm lebhaft seine beiden Hände. Sie sah ihm voll und klar und liebevoll in die Augen. Es war ihm einen Augenblick, als liefe ein Zittern durch diese feinen und doch festen Hände. Er sah sie prüfend an. Und wieder hatte er die häßliche Erinnerung des Traumes. Aber in dieser Schönheit, die sie wie ein heiliges Leuchten umgab, war etwas so Überzeugendes, Ruhiges, Großes, daß er sich auf ihre Hände hinabbeugte und sie mit Küssen bedeckte. In diesem Augenblick begann unten die Serenade der Stadtmusik, die von den Leuten des Hauses Frey dem Brautpaar zum Abendkonzert bestellt war. Barbara zog Silvester in den Erker. Da waren sie geborgen für sich. Stumm, mit verschlungenen Händen, sahen sie hinab.

Es war eine dichtverhangene Nacht. Als habe sich die Wolke, die des Nachmittags ihr Dunkel in das Gold des Willkommbechers geworfen hatte, des Abends über den ganzen Himmel getan. Zuweilen erwachte ein schwüler Windstoß. Ließ die Hochzeitsflammen an dem Freyschen Hause erzittern. Griff wie eine dunkle, drohende Hand der finstern Sommernacht in die Rosengewinde und entblätterte die vollen stolzen üppigen Rosen. Die Nacht war zu heiß, und der Morgen würde wie Blut des überreifen Sommers die Straße mit Rosenblättern röten. Rosenblätter wehten auch herein zu dem Brautpaar. Und eins hielt Rast auf der Hand, die Hans Muralt krampfhaft um den Fensterrahmen nebenan geklammert hatte.

Unten spielte die Stadtmusik. Buben hielten die Windlichter, die wechselnd Licht und Schatten streuten. Es war eine schmachtende Musik von Violen, Kniegeigen, Flöten und Waldhörnern. Nach einer Weile gingen die Musikanten in eine sanfte einfache Volksweise über, ein Lied, das vier junge Leute des Freyschen Hauses sangen, begleitet von leisen, gehaltenen Akkorden.

Barbara barg das Haupt an der Brust Silvesters. „Laß uns morgen schon fort-



reisen!" bat sie leise und eindringlich. „Gleich nach der Trauung. All der Lärm hat mich ganz müde gemacht. Es ist so viel Störung und Hemmung in allem dem. Du hast mir diese Reise versprochen."

„Aber erst wollen wir hier heimisch werden, Barbara!"

„Wir wollen unser Glück hinaustragen in die Welt, Silvester! Die Welt, die nichts von uns weiß und kennt! Nicht hier, wo tausend Augen uns umspähen, nicht hier möcht' ich der ersten Tage froh werden. Das schöne Italien soll unser erstes, herrlichstes Glück beherbergen. Und wenn wir dann wiederkommen, ist es bald Winterzeit und stiller alles. Dann wollen wir uns so recht einspinnen in dein Leben, und du sollst staunen, welch eine gute Hausfrau ich sein werde!"

„Du sollst keine Hausfrau sein, Barbara! Du sollst herrschen in meinem kleinen Reich wie eine Königin."

„Ich muß mir dieses Reich erst verdienen, erst erobern! Irmgard macht mir Sorge."

„War sie häßlich gegen dich? Ich kann's nicht glauben!"

„Ach nein! Nur traurig und abweisend. Und sie tut mir so leid. Das arme liebe Kind. Ich fühle wohl, wie sie sich quält, sich in das Neue zu finden. Gewiß wird sie es eher und leichter können, wenn wir eine Weile fort waren und sie sich über die Tatsache beruhigen kann. Oh, ich mag mich so gut in die Seele dieses Kindes hineindenken. Und ich fürchte: das Alte liegt tiefer und schwerer in ihr, als wir nur ahnen. Ich, die Fremde, trete hinein zwischen euch —"

„Fremde! Barbara!"

„Für deine Tochter bin ich die Fremde. Es wird ein großes und schweres Werk für mich sein, dieses Kind mir zu gewinnen. Das ist ein stummer, starrer Widerstand. Fast bangt mir davor, ihn zu besiegen. Darum laß uns noch eine Weile ganz nur uns selbst leben! Versprich mir dies, Silvester!"

„Was könnt' ich dir weigern, du Feine, Liebe, Herrliche! Es ist ja so unendlich viel von dir getan, daß du —"

„Sprich doch nicht! Alles, was du sagen könntest, möchte mich nur beschämen. Aber gewähre mir die Bitte: Laß uns morgen reisen, so bald du kannst!"

„Oh, am allerliebsten möcht' ich dich jetzt gleich forttragen, wie du da bist, in wirbelnder Luft. Aber sieh, da kommen morgen Leute, die wollen mich beglückwünschen, die wollen mir Geschenke darbringen. Ich würde ein übles Ärgernis erregen, wollt' ich mich dem entziehen. So sind wir gehalten vom Netz des Tages. Aber noch des Abends wollen wir ihm entschlüpfen, es zerreißen. Dann bist du mein, ganz mein! Ohne jeden störenden Gedanken: mein!"

Sie schlang ihre weichen Arme um seinen Hals, und er küßte ihre braunen liebeduftenden Flechten.

Da ging es wie ein Schütteln durch Barbaras herrlichen Leib. Wie der erwachende Nachtwind die stolzen Rosen da draußen schüttelte.

„Was ist dir, Barbara?" fragte Silvester fast erschrocken.

„Es ist nur das Glück!" sagte sie leise und mit großen feuchten Augen zu ihm aufschauend. „Das Glück, an das der Mensch so schwer glauben lernt."

* * *

Die letzten Klänge der Nachtmusik waren verklungen. Auf die Notenblätter waren die ersten schweren Tropfen einer Sommerregennacht gefallen. Es war schwül im Gemach, und das Schweigen schien wie eine schwarzvermummte Gestalt am Tische zu sitzen.

Silvester erhob sich und lud die Gäste ins Musikzimmer. Da hingen Lauten von verschiedener Art und Größe. Silvester nahm eine Laute von der Wand herab und legte sie Burkard Alzinger in die Hände.

„Lieber Vater, gebt uns ein Probestück Eurer Kunst."

Burkard Alzinger sah ihn lächelnd an. „Sollen die Alten zuerst singen, da Junge da sind, die es sicherlich besser verstehen? Zum Exemplo: der Herr Bakkalaureus, Euer Sohn, wird gewiß anmutiger oder lustiger Lieder genug wissen. Heraus also, Herr, mit Euren Künsten!"

„Wenn es nach der Lust ginge," erwiderte Liberius lachend, „so müßte ich der erste Sänger der Welt sein! Und König David wäre ein Straßenkehrer vor mir. In der Burse beim Zechgelage kann ich mich zur Not hören lassen. Allein vor Kunstverständigen werde ich weislich stilleschweigen."

„Ei, so will ich ein Lied singen," sprach Alzinger. „Wie ein Alter es kann. Mit den neumodischen Sprüngen und Kadenzen



und Doppelschlägen und Trillern, und was des Teufelszeugs alles ist, weiß ich keinen Bescheid. Ich singe auch nur, daß man sieht: ich bin kein Spielverderber, und daß einmal der Anfang gemacht ist."

Er präludierte und begann mit einer schon etwas brüchigen, aber angenehmen Stimme ein Lied:

„Wie schön blüht uns der Maien,
Der Sommer fährt dahin.
Mir ist ein schön Jungfräulein
Gefallen in meinen Sinn.
Sie hat ein' roten Mund.
Sollt' ich sie darauf küssen,
Mein Herz würd' mir gesund."

Als er das Lied geendet hatte, bat Liberius so lange und herzlich um ein andres, daß Alzinger sich zu einer Dreingabe entschließen mußte. Er stimmte das Lied vom Muskateller an, und Liberius mischte sich mit seiner Stimme wohlklingend ein.

Unter diesen Klängen begann der dumpfe Druck etwas von der kleinen Gesellschaft zu weichen. Silvester ließ einen feurigen Südländer bringen, schäumenden Asti, und der Freysche Familienbecher, ein Prachtstück alter Goldschmiedekunst, machte die Runde voll dieses weckenden, belebenden Getränkes.

Es hatte sich so gefügt, daß Hans Muralt neben Barbara zu sitzen gekommen war. Da Barbara getrunken hatte, mußte sie den Becher an Hans Muralt weitergeben. Aus seinen verhangenen, müden Augen fiel ein Blitz auf den Becher. Er setzte ihn an und trank ihn aus. Dann sagte er langsam zu Silvester: „Erstaunt Euch nicht, vieledler Herr! Unmäßigkeit ist meiner Untugenden geringste. Allein es dürfte kein zweites Mal in meinem Leben mir gegönnt sein, daß Eure schöne Braut mir einen Trunk kredenzt. Und so war ich unmäßiger, denn ich sonst hätte sein dürfen. Ich nehme diesen Trunk mit hinaus auf einen weiten Weg, und ich hoffe darum, daß Ihr mir meine Unschicklichkeit zu Gnaden halten möget."

„Ihr beschämt mich!" erwiderte Silvester. „Mög' Euch noch mancher Trunk in meinem Hause munden! Es ist mir Freude und Ehre, den Sohn des Mannes zu bewirten, an dessen Tafel ich selbst in früheren Jahren so manchen Becher geleert habe! Ich hab' Euren Vater lange nicht mehr gesehen, Herr Magister. Allein ich gedenke dies in nächster Zeit nachzuholen, wenn ich mein Weib bei meinen Handelsfreunden vorstelle. Ich hoffe, es geht ihm gut!"

„Ich bin nicht viel besser unterrichtet über sein Wohlergehen denn Ihr, edler Herr!" sprach Hans Muralt lässig. „Der alte Mann hat freilich wohl auch einmal ein Recht auf mich. Zur rechten Stunde gemahnt Ihr mich einer unerfüllten Sohnespflicht."

„Was hast du von einer weiten Reise gesprochen, Hans Muralt?" fragte Liberius.

„Ich reise morgen in der Frühe nach Augsburg und dann weiter nach Genua und Marseille."

„Morgen in der Frühe?" sagte Liberius mit großen Augen. „Das kann nicht dein Ernst sein! Das will ich nicht glauben!"

„Es ist aber so, und du mußt es glauben! Ich fühle mich seit langer Zeit nicht mehr so frisch, wie meine Studien es erfordern. Eine Seereise wird mir guttun. Ich will für einige Zeit dem lieben Deutschland Valet sagen. Wer weiß: vielleicht mach' ich mein Glück beim Großherrn in Konstantinopel. Oder beim Mogul in Ispahan. Die Welt ist weit. Ich habe wieder einmal Lust, mir die Tage um die Ohren zu schlagen, wie irgend so ein faulenzender Italiener oder Türke. Zu viel Gelehrsamkeit ist vom Übel, und die Melancholie ist ihr eine böse Schwester. Sie hat sich auch bei mir eingenistet, und darum will ich ihr Wespennest in das Meer werfen, wo es am tiefsten ist. Und so wollet verzeihen, vieledler Herr Silvester Frey, daß ich Eurer Hochzeit nicht anwohne. Sie wird ohne mich fröhlicher sein!"

Liberius sah zu dem Vater hinüber. Dieser jähe Aufbruch hatte etwas Beleidigendes. Und der Vater kannte nicht die rasch wechselnde Art des Freundes. Nun reute es ihn fast, Hans Muralt zum Bleiben veranlaßt zu haben.

Irmgard, die in ihr Brüten versunken dagesessen war, hatte erschrocken aufgesehen. Er blieb also nicht, der Schmerzensgenosse. Sie allein sollte als die Traurige unter den Fröhlichen sein! Er hatte sie im Hochzeitszug führen sollen, und es wäre so gut gewesen, einen fühlenden, verstehenden Menschen zur Seite zu haben. Das Herz schnürte sich ihr zusammen. Oh, hätte sie doch gleich ihm fortgehen können! Weit in die Welt!

Mitten in diesen schmerzenden Gedanken fiel ihr Blick auf die neue Mutter. Barbara saß bleich mit niedergeschlagenen Wim-



pern. Und jählings zuckte eine unbestimmte Ahnung in Irmgard auf. Wie ein flüchtiger Blitz eine nächtliche Gegend erhellt, um sie dann nur tiefer ins Dunkle zurücksinken zu lassen. Sie dachte an Barbaras Erschrecken des Nachmittags, und sie sah mit ihren frühalten Kinder-Weibaugen eine rätselhafte Spur. Sie wußte nicht, wohin sie führte. Aber sie fühlte, daß etwas Geheimes da sei. Dies Gesicht Barbaras sagte es ihr. Und sie wußte nicht, wie sie das dunkle Gefühl in sich nennen sollte. Nur wenn sie die Möglichkeit dachte, daß dieser blasse, ernste, schöne Mann — für ihre Mutter — Ein eifersüchtiger Trotz krampfte ihr junges Herz zusammen. Und dann schalt sie sich mit einem Erbeben vor solchen Phantasien. Wohin hatte sie dieses unglückselige Gedankenspinnen wieder geführt?

Silvester Frey sprach endlich in seiner ruhigen, offenen Art: „Wäret Ihr, Herr Magister, nicht ein so lieber Freund meines Liberius und der Sohn meines verehrten Handelsfreundes, so möchte mich die Ankündigung Eurer Abreise fast erzürnen. Denn es ist sonst nicht Sitte, den Hochzeitsvorabend mit den andern festlich zu begehen und am Hochzeitstag selbst die Gastfreundschaft zu verschmähen. Ich denke auch, Herr Magister, daß mein Sohn recht hatte: es möchte wohl nicht Euer Ernst sein. Alles ist nun so geordnet. Meine Tochter soll von Euch geführt werden. Nicht mir und meiner Braut allein, auch Irmgard wäre Euer Fortgehen ein übles Gedenken an diesen Tag. Darum, so bitt' ich Euch recht herzlich: zügelt Eure Wanderlust noch diesen Tag!"

Es lag etwas in den Worten Silvesters, das Muralt unwillkürlich Achtung abnötigte. Es war das Denken und Empfinden des lebensfesten, das Schickliche und Richtige suchenden Mannes, der sein Recht betonte, solche Schicklichkeit auch von dem Gastfreund fordern zu dürfen. Ihm, dem ewig Schweifenden, gegen Menschensitte und Gesellschaftssatzung gleichgültig Gewordenen, trat hier mit einem Male ein bestimmter Wille entgegen. Hätte er doch diesem Manne mit dem nackten Schwert entgegentreten dürfen! Wär's auch nur gewesen, um von ihm den tödlichen Stoß zu empfangen! Aber nun von ihm an Sitte und Anstand gemahnt zu werden! Und sich sagen zu müssen: Dieser Mann hat recht!

Eine kalte wilde Wut erwachte in ihm. Warum quälte ihn alles!

Wär' es nicht besser gewesen, hinauszuschreien: Ich liebe dein Weib! Also darf meines Bleibens keine Stunde mehr sein!

Nein, er vermochte es nicht.

Er war zu feig zu einer solchen Gewalttat. Und noch schmerzlicher fühlte er: dies Weib, das da am morgigen Tag eines andern wurde, war ihm zu teuer, um solches zu tun. Sie rührte ihn in ihrer stummen Blässe.

War es möglich? Konnte die Liebe so schwach, so feig, so elend machen?

War er denn noch er?

Der Freche, Spottende, Gewalttätige?

Langsam, mit stockender Stimme erwiderte er: „Was Ihr mir sagt, vieledler Herr, muß ich durchaus anerkennen. Allein ich bin seit langer Zeit nicht mehr so übler Laune gewesen denn in diesen letzten Wochen. Und so wag' ich es, weil ich der schlimmste Gast der Welt in diesem Hause wäre, Euch und Eure Braut und Eure Tochter zu bitten: erlasset mir die traurige Notwendigkeit, Euer Fest durch meine Person stören zu müssen. Es wird Männer genug in dieser Stadt geben, die es als große Ehre und Freude betrachten, Eurer Tochter Führer im Hochzeitszug zu sein." Er schwieg eine Weile. Und unvermittelt fuhr er leiser fort, aber man fühlte, daß er sich mühsam beherrschte: „Es ist wahrhaftig besser so, Herr! Ich bitte Euch, erschwert mir nicht meinen Entschluß!"

Es war wieder eine Stille.

„Ich hoffe: Ihr besinnt euch noch über Nacht!" sagte Silvester langsam.

Burkard Alzinger, der froh war, des unbequemen Gastes bald ledig zu werden, rief heiter in das Schweigen hinein: „Nun, so oder so! Wir wollen des Abends froh sein! Es ist noch zu früh an der Zeit, um zu Bette zu gehen. An wem ist die Reihe zu singen? Herr Magister, Ihr vielleicht?" Er reichte die Laute Hans Muralt.

Der sah den greisen Gelehrten fragend an. Wollte er sich lustig über ihn machen? War es ihm zum Lauteschlagen und Singen? Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Seine wirren Blicke schweiften zu Barbara hinüber.

Die saß noch immer mit gesenkten Augen.

„Ich soll singen?" sprach er langsam und fast traumhaft. „Ich kann nicht singen!"

„Hans Muralt!" rief Liberius. „Du kannst nicht singen? Du spottest. Wir sind dir zu gering!"



„Ich wüßte nicht, was ich singen sollte." Er nahm die Laute und griff einige Akkorde. Es war, als wühle ein warmer, weicher Windhauch in welkenden, schwerduftenden Rosenblättern. Die Saiten, die vorher nur schwirrende und tönende Saiten gewesen waren, begannen mit einem Male, lebende Wesen zu werden. Hans Muralt ließ seine schlanken Finger über sie gehen, und sie gehorchten wie Geister dem Gebot ihres Meisters. Nun nahm ein Windstoß ein Rosenblatt und führte es fort. Der Regen netzte es. Es zitterte in sehnender Klage nach dem herrlichen Sommertag. Nach der Mutterblüte, der es entrissen war. Der Wind hob es stärker und wirbelte es weiter. Ein Regen silberner Tropfen rauschte durch die Nacht. Es grollte in den dunklen Weiten, und durch das Rauschen und Grollen hörte man den leisen süßen, traurigen Gesang des weiter und weiter getragenen Rosenblattes.

Jäh brach Hans Muralt ab und setzte die Laute nieder.

„Spiele weiter!" bat Liberius.

Irmgard sah mit großen Augen zu Hans Muralt hinüber. Er hatte die Augen niedergeschlagen. Es lag wie ein zorniger Schmerz über seinem schönen Antlitz. Nun schlug er die Augen auf. Er sah Irmgard an. Er sah sich im Kreise um mit suchenden Augen. Seine Blicke hafteten eine flüchtige Weile an Barbaras schönem Antlitz. Und dann nahm er rasch die Laute auf, und wie ein Blitz in eine schwüle Nacht fuhr ein sausender Arpeggiengang die Saiten hinab. Eine zarte Melodie spann sich daraus. Eine andre antwortete. Es war ein unendlich beglückendes, forderndes, fliehendes, gewährendes Zwiegespräch. Mit einem Male riß es ab. Nur die eine dunkle, klagende, beschwörende Stimme war da. Sie ging in eine wilde, heiße Melodie über. Wie wenn der Föhn seine ersten taumeln machenden Wellen sendet. Es ist Nacht. Die Luft brandet von Hitze. Ein Flirren und Flimmern. Und immer dazwischen die flehende, beschwörende Stimme. Jetzt fliegt der Mond über den unruhigen Wiesenplan. Die Wolken gestalten sich. Heiße, üppige, nackte Menschenleiber tanzen über die Flur. Ein Riß. Das alte Dunkel ist da. Und von neuem die Stimme, wilder, fordernder.

Barbara saß in zorniger Scham. Jene Nacht, da Hans Muralt in Würzburg vor ihrem Fenster gesungen hatte, bebte, quälte, schmerzte in ihr. Diese Klänge zogen, zerrten, rissen mit frechen Fingern an ihr. Sie wollten sie entkleiden. Ihres Stolzes, ihrer Würde, ihrer Kraft. Du bist doch unser! sagten sie. Wir haben dich doch einmal gefunden in hingegebener Ohnmacht. Nackt stand deine Seele vor uns in jener Nacht. Nackt steht sie wieder vor uns. Du kannst, du kannst uns nicht entrinnen!

Barbara hätte aufstehen mögen. Ihren Gatten hinausziehen. Sich und ihn dieser heimlichen Schändung entreißen. Oder Hans Muralt ins Gesicht schlagen, ihn Lügner, Betrüger, Schuft nennen. Aber nichts von dem konnte geschehen. Sie mußte ruhig bleiben und lauschen. Lauschen diesen Tönen, die wie ungestüme, siegende, niederzwingende Wellen über einen ringenden Mädchenleib wogten und schossen und brausten.

Da hielt Hans Muralt mit einem Ruck die Saiten. Sie schwirrten in wilder Disharmonie. Er tat einen scheidenden Blick nach Barbara hinüber. Und ein ruhiger, wehmütiger Akkord kam unter seiner Hand hervor. Es war, als höre man einen Pilger in stiller Ergebung seine Straße ziehen. Langsam, gesenkten Hauptes im Staube des Lebens. Ohne Trost. Aber auch ohne Hoffnung und das Weh der Hoffnung. Und nun begann Hans Muralt zu singen. Seine Stimme war leise. Dann schwoll sie an wie ein Vogel, der näher und näher fliegt aus einer purpurnen Tiefe dem Tag entgegen. Man hörte keinen Laut mehr im Gemach als das Atemholen der Menschen, die da saßen.

„Weiß nicht, worum ich wandre.
Weiß nicht, wohin ich geh'.
Die Freude hat an mir gespart.
Doch um so treuer blieb der Fahrt
Das Weh.

Mein Vaterland, mein Mutterland,
Wo find' ich sie? Ich weiß es nicht.
Ein Fremdling bin ich dieser Welt.
Schweigen und wandern ist mir Pflicht.

Die Mutter hat vom Lebenshag
Sich eine dunkle Rose gepflückt.
Der Blätter Fiebertaumelrest
Hat sie mir in die Hand gedrückt.

Ich sehe Lebensrosen stehn.
Zu pflücken sie, ist mir verwehrt.
Ich sehe reife Früchte glänzen.
Mir sind sie nicht beschert.

Ein Fremdling bin ich dieser Welt.
Weiß nicht, wohin ich geh'.
Die Freude hat an mir gespart.
Treu blieb mir nur das Weh."

Hans Muralt legte die Laute mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch.

Der Nachhall war wie ein Kampf aufgeschreckter bebender Geister im Gemach.

„Gute Nacht!"

Er sprach es mit einer toten, gleichgültigen Stimme. Dann verneigte er sich und ging.

Draußen ertönte ein Knall. Eine rote Glut flammte in das Gemach.

Die Leute des Freyschen Hauses beleuchteten das Haus und den Platz mit römischem Feuer. Dazwischen sausten sprühende Raketen in die Luft.

Barbara war aufgefahren. Dann sank sie wieder zurück.

„Um Gottes willen, was hast du?" rief Silvester.

Sie griff an die Schläfe. Dann lächelte sie schwach. „Wie töricht, so zu erschrecken! Es ist die Unruhe von der Reise."

Sie sahen eine Weile schweigend dem Feuerwerk zu.

„Gehen wir zu Bette!" sagte Burkard Alzinger. „Der Tag war lang, und der morgige Tag wird noch länger sein!"

„So führe deine Mutter nach ihrem Schlafgemach, Irmgard! — Gute Nacht, meine Braut und mein Weib!" Er sah ihr lange innig und fest in die Augen.

„Gute Nacht!" sprach sie leise.

Er zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn. „Noch eine Nacht und dann mein für immer!" flüsterte er in tiefster Bewegung.

Irmgard geleitete Barbara hinauf. Das Schlafgemach Barbaras lag ihrer Stube gegenüber. Vor der Tür zu ihrem Schlafgemach blieb Barbara stehen. In einer jähen Regung faßte sie Irmgards kühle Hand. Es war, als müsse sie in ihrer Mutterpflicht zu diesem Kinde die höchste und herrlichste Reinigung finden für das Beschämende, das ihr dieser Hochzeitsvorabend gebracht hatte. Aber Irmgards Hand war kalt und tot wie Schnee.

„Irmgard, Kind, du mein Kind, ehe mir ein leibliches wird, und teuer gleich einem solchen, kannst du mich nicht ein wenig liebhaben? Darf ich dir nicht Mutter sein?"

Das klang so warm und so bescheiden bittend aus dem stolzen Munde, daß Irmgard eine Ahnung davon empfand, wie lieb Barbara ihren Vater haben müsse.

Sie sah auf in halbem Bezwungensein. Da funkelte die Rubinenhalskette an Barbaras Hals. Und da war die Rührung Irmgards dahin. „Ich hab' eine Mutter —" erwiderte sie eintönig.

Ein Feuer sprühte aus den braunen Augen Barbaras. Sie atmete tief. Mit verdoppelter Schwere drückte diese Stunde auf ihre Brust. „Das ist ein hartes Wort!" sprach sie langsam. „Und ich wünsche dir von ganzem Herzen, Kind, daß du nie in deinem Leben eine solche Abweisung erfahren mögest!" Damit trat sie in ihre Stube und schloß die Tür.

Irmgard stand allein. Sie kam sich recht klein vor mit ihrem Trotz. —

Burkard Alzinger war ärgerlich, als er zu Bette ging. „Hol' ihn der Henker, diesen fahrenden Ritter mit seinem Wanderlied! Gut, daß er sich morgen davon macht. Sonst hätt' ich ihm noch ein kräftig Sprüchlein zur schnelleren Weiterbeförderung gesagt. Mag er meinethalben Großwesir beim Sultan werden! Nur soll er uns verschonen. Ich habe genug von ihm. — Es ist doch ein wunderlich Ding, so ein Hochzeitsvorabend." Damit nahm er seinen Schlaftrunk und empfahl sich der Gnade Gottes.

— In seinem Schlafgemach ging Silvester hin und her. In seinem Innern wogte es unruhig von dunklen Empfindungen. Er dachte Hans Muralts und der seltsamen Bewegung Barbaras.

War hier etwas, das Barbara ihm verschwiegen hatte? Das sie ihm nicht freiwillig mit edler Offenheit gesagt hatte?

Sollte er nicht, mußte er sie nicht fragen? Nein!

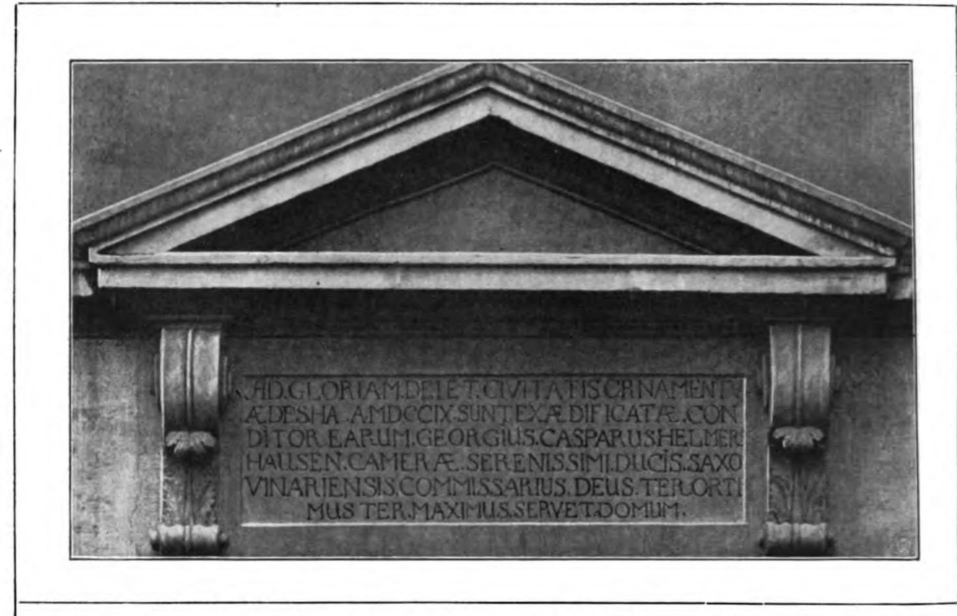
Vertrauen schenkte er ihr unbegrenzt. Und wenn es wahr gewesen wäre, daß sie ihm hier eine Stelle ihres Lebens nicht zeigen wollte: unedel konnte nicht sein, was sie ihm verschwieg. Und unedel konnten auch nicht die Gründe sein, warum sie es verschwieg.

Wohlauf und an.
Ich hab's getan.
Es reut mich nit!

(Fortsetzung folgt.)







Inschrift über der Haustür des Weimarer Goethehauses.

Zur Neuordnung des Goethehauses

Von Marie Schuette

Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen vom Hofphotogr. Louis Held in Weimar



d Gloriam Dei et Civitatis Ornamentum Aedes Hae A MDCCIX Sunt Exaedificatae. Conditor Earum Georgius Casparus Helmershausen Camerae Serenissimi Ducis Saxovinariensis Commissarius. Deus Ter Optimus Ter Maximus Servet Domum: Gott zur Ehre, der Stadt zur Zierde ward dieses Haus erbaut im Jahre 1709. Erbauer war Georg Caspar Helmershausen, Kammerrat des durchlauchtigsten Herzogs von Sachsen-Weimar. Der dreieinige Gott wolle das Haus beschützen in seiner großen Güte.

Diese wohl kaum von einem Eintretenden oder Vorüberschreitenden beachtete Inschrift ist über dem Türsturz des Goethehauses am Frauenplan in Weimar eingegraben, als das einzige Zeugnis für das zweihundertjährige Jubiläum der Goethischen Wohnstätte im Jahre 1909. Merkwürdigerweise sind alle vorgoethischen Urkunden über das Helmershausische Grundstück verloren gegangen, so daß die am 18. Dezember 1801 auf Goethes Bitten von Karl August ausgestellte Schenkungsurkunde die erste Auskunft über das Besitztum gibt.

Goethe hatte bis zum Juni 1782 mancherlei Quartiere in Weimar innegehabt. Seit dem Frühjahr 1776 wohnte er zwar ständig in dem ihm vom Herzog geschenkten Gartenhaus am Stern, daneben behielt er aber bis zum Winter 1781/82 stets ein — sicherlich sehr bescheiden zu denkendes — Absteigequartier in der Stadt bei und entschloß sich erst auf Betreiben der Herzoginmutter zu einer seiner Stellung angemessenen Stadtwohnung. So mietete er im Herbst 1781 in dem Helmershausischen Hause, bezog es aber erst am 1. Juni 1782 und blieb dort wohnen bis zur italienischen Reise. Nach der Rückkehr siedelte er in eine ihm vom Herzog im Jägerhaus angewiesene Dienstwohnung über, räumte sie jedoch seinem fürstlichen Gönner 1792 wieder ein, als die Familie Gore sie zu mieten wünschte. Karl August sah sich unterdes nach einem neuen Quartier für seinen Geheimrat um. Nach allerlei Überlegungen entschloß man sich für das zum Verkauf stehende Haus des Geheimrats und Garnisonmedikus Dr. Paul Joh. Friedr. Helmershausen am Frauenplan. Der Herzog erwarb es im Sommer 1792 und übergab es Goethe sofort zur Dienstwohnung, mitsamt einer Summe von 1500 Talern für den notwendigen Umbau. Erst im Juni 1794 schenkte Karl August dem Freunde das

Haus, in dankbarer Anerkennung der ihm besonders durch die Begleitung auf dem gefahrvollen und entbehrungsreichen Zuge nach Frankreich erwiesenen treuen Dienste.

Bis an seinen Tod bewohnte Goethe dieses Haus, das, wie wir sehen werden, seine innere Gestalt im wesentlichen ihm verdankt.

Äußerlich rundete er das Besitztum im Spätjahr 1817 durch den Ankauf des benachbarten, an Haus und Garten anstoßenden Treuterischen Grundstücks ab, und der mit diesem Besitz in seine Hände übergegangene, unmittelbar an der Frauenthorstraße gelegene Pavillon kam ihm hernach für die Aufstellung der geologischen und der übrigen naturwissenschaftlichen Sammlungen sehr zustatten. Hier ordnete ihm sein Diener Stadelmann unter August v. Goethes Leitung in den frühen zwanziger Jahren die Steinsammlung.

Nicht zu vergessen ist bei diesem Rundgang um Goethes Grundstück das bescheidene Torhäuschen an der Südwestecke des Gartens; im Frühjahr 1821 wurde es nach dem von Goethe genehmigten Entwurf des von ihm hochgeschätzten Baudirektors Coudray erbaut. Mit der den Garten nach Süden abschließenden Mauer ist es beinahe zu einem Wahrzeichen Weimars geworden, seitdem es unversehrt jenen wohlbekannten, törichten und angeblich zum Wohle des Volkes geplanten Modernisierungsversuchen entgangen ist.

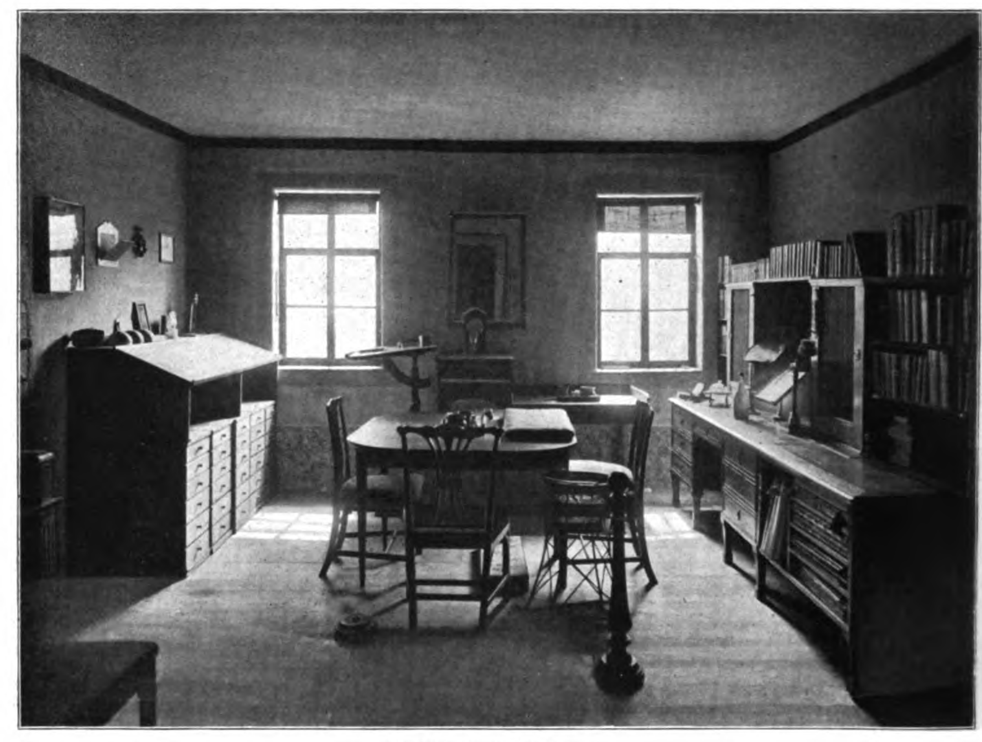
Nur eine Maßregel der Vorsicht vor Feuersgefahr war dagegen der Abbruch des Nebenhauses an der Seifengasse, sie gehört der neuesten Zeit an, als das Goethehaus schon staatlicher Besitz geworden war.

Goethe verlor seinen einzigen Sohn und Erben zwei Jahre vor seinem Tode, in seinem Testament bestimmte er Haus und Vermögen den drei unmündigen Enkeln Walther, Wolfgang und Alma. Bis zur Volljährigkeit von Walther (1839) und Wolfgang (1841) verwaltete der Staat das großväterliche Erbe; Alma starb, erst siebzehnjährig, 1845 am Typhus in Wien. Lange Zeit war das Goethische Haus nur von Freunden der Familie bewohnt, denn nach Ottiliens Übersiedlung nach Wien waren die Enkel nur kurz und vorübergehend in Weimar, erst zu Anfang der siebziger Jahre machten sie sich mit der Mutter wieder in dem alten Hause seßhaft. Es war die letzte Periode ihres glanzlosen Lebens. Die beiden Brüder hatten — Walther als Musiker, Wolfgang in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen — Enttäuschungen erlitten, die sie in ihrer sensitiven Art zu schwach waren niederzuzwingen. Zudem hatte Ottilie das Vermögen durch gedankenlose Mißwirtschaft so vermindert, daß sie in ihren letzten Lebensjahren die äußerste Sparsamkeit mußten walten lassen, um nur den äußern Schein zu wahren. Wolfgang starb 1884 in Leipzig, wo er sich zuletzt niedergelassen hatte, Walther, der ältere, folgte ihm ein Jahr später (1885). Nach seinen Bestimmungen kam das Goethische Besitztum mit den Sammlungen an den Staat Sachsen-Weimar. Das Goethische Stadthaus unterstellte er dem persönlichen Schutze des Großherzogs Karl Alexander, das Goethische Familienarchiv mit dem gesamten schriftlichen Nachlaß des Großvaters vermachte er dagegen der Großherzogin Sophie. So steht seit 1886 das Goethehaus als Goethe-Nationalmuseum dem allgemeinen Besuche offen.

Doch kehren wir zurück zu der Zeit, als der große Goethe das Haus von seinem herzoglichen Freunde zur Dienstwohnung erhielt. Das war im Herbst 1792. Sobald die Mieter ausgezogen waren, ließ er mit dem Umbau beginnen. Christiane siedelte mit dem kleinen dreijährigen August in das Haus über, und während Goethe mit dem Herzog auf dem französischen Feldzuge die nutzlosesten und ermüdendsten Strapazen zu ertragen hatte, überwachten sein Freund Heinrich



Der Treppenaufgang im Weimarer Goethehause.



Goethes Arbeitszimmer.

Meyer und der Regierungsrat Voigt treulich die langsam fortschreitenden Bauarbeiten und berichteten dem fernen Freunde über die vorgenommenen Verschönerungen im Hause. Nach Goethes noch erhaltenen genauen Skizzen und Angaben wurde damals die Treppe neu angelegt, die jedem Besucher als die besondere Eigentümlichkeit des Goethehauses auffällt. Glücklicherweise hat sich ein Grundriß von Haus und Garten vor dem Umbau erhalten, und dieser gibt genauen Aufschluß über die Anordnung der Räume im Erdgeschoß. Er zeigt, daß die Nachahmung der herrschaftlich breiten Aufgänge der italienischen Palazzi das Erdgeschoß um zwei nach dem Frauenplan gelegene helle Vorderräume gebracht hat.

Der Speisesaal und das gewölbte, von Horny ausgemalte Büstenzimmer verdanken ebenfalls diesem Umbau ihre Entstehung. Er zog sich durch etliche Jahre hin und wurde im September 1794 mit der Herrichtung der eigentlichen Wohnzimmer Goethes nach dem Garten zu beschlossen. Größere bauliche Änderungen wurden nach dieser Zeit nur noch in der Mansarde vorgenommen, als sie 1817 für August und seine junge Frau instand gesetzt wurde. Äußerlich hat heute das Haus — bis auf die Mansardfenster, die wohl der erwähnten Herrichtung für die jungen Goethes ihr jetziges Aussehen verdanken — die gleiche Gestalt wie bei Goethes Einzug. Doch wissen wir, daß Goethe eine Zeitlang stark mit dem Gedanken umging, ihm eine italienische Fassade mit Renaissancefenstern und Gesims zu geben. Beweis ist uns eine in seinen Mappen befindliche große sorgsam ausgetuschte Aquarellzeichnung von der Vorderseite des Hauses. Man weiß nicht, warum die Ausführung unterblieb. Zu bedauern ist es jedenfalls nicht, denn so ist es das anspruchslose, behaglich stattliche Haus des achtzehnten Jahrhunderts geblieben mit dem typisch thüringischen gelbbraunen Anstrich.

So eingehend auch die Briefe von den Bauarbeiten berichten, so wenig ist von der Ausstattung der Räume im einzelnen überliefert. Die spärlichen Notizen über Goethes Erwerbungen und Anschaffungen stehen mit seiner immer zunehmenden Sammeltätigkeit in keinem Verhältnis; über Möblierung und Aufstellung der Sammlungen verlautet so gut wie nichts. Erst aus den letzten Jahren



Weimarer Goethehaus: Der Saal mit dem Blick ins Büstenzimmer.

liegen zuverlässige Zeugnisse vor. Die bis 1828 zurückgehenden Katalogarbeiten Schuchardts und vor allem das Verzeichnis der dem Sekretär Kräuter von Goethe 1830 übergebenen Sammlungsschlüssel gewähren ziemlich genauen Aufschluß über Art und Aufstellung der Sammlungsmöbel in den verschiedenen Räumen. Über die in den Goethischen Zimmern aufgestellten Kunstgegenstände geben mehrere Urkunden Auskunft, so die nach Goethes Tode von Ludwig von Schorn für die Vormundschaft aufgenommene Taxe der Sammlungen, mehrere Listen der von Ottilie von Goethe aus der Sammlung des Schwiegervaters zum Schmuck ihrer Wohnung entliehenen Kunstgegenstände und das Verzeichnis der gerahmten Bilder und Handzeichnungen in Schuchardts zum hundertsten Geburtstage Goethes im Auftrag der Enkel verfaßtem Katalog von „Goethes Sammlungen".

Über das Was kann kein Zweifel sein; über das Wo sind wir nur in einigen wenigen Fällen genauer unterrichtet. Wie es zu erwarten ist, widersprechen sich die zufälligen Beobachtungen der Goethischen Besucher ganz außerordentlich, so daß sie nur in wenigen Fällen in Betracht gezogen werden können.

Auf dieses Material stützte sich die im Winter 1907/08 vorgenommene Neuordnung, die sich durch die Überfüllung der Goethischen Wohnräume nötig gemacht hatte. Seit Gründung des Museums hatte sich durch die persönliche Anteilnahme des großherzoglichen Paares und unter der sachkundigen Leitung von Karl Ruland, dem ersten Pfleger der Goethischen Sammlungen, der Besitzstand des Museums stetig vermehrt. Es waren von Verehrern des Dichters, von den Enkeln seiner Freunde, oft aus altem Familienbesitz, Andenken und Bildnisse geschenkt worden, die im Kunsthandel nie zu erreichen gewesen wären.

Das Ziel der Neuaufstellung erblickte Karl Koetschau, der damalige Direktor des Goethe-Nationalmuseums, in der klaren Trennung der Goethischen Wohn- und Sammlungsräume des ersten Stocks mit den ihnen von Goethe eingefügten Kunstgegenständen von der eigentlichen Museumssammlung: den Bildnissen, Zeichnungen, Andenken von Goethe und seinen Freunden, die, wie erwähnt, zum großen Teil erst seit dem Bestehen des Museums in das Haus gekommen sind. Sie fand ihren

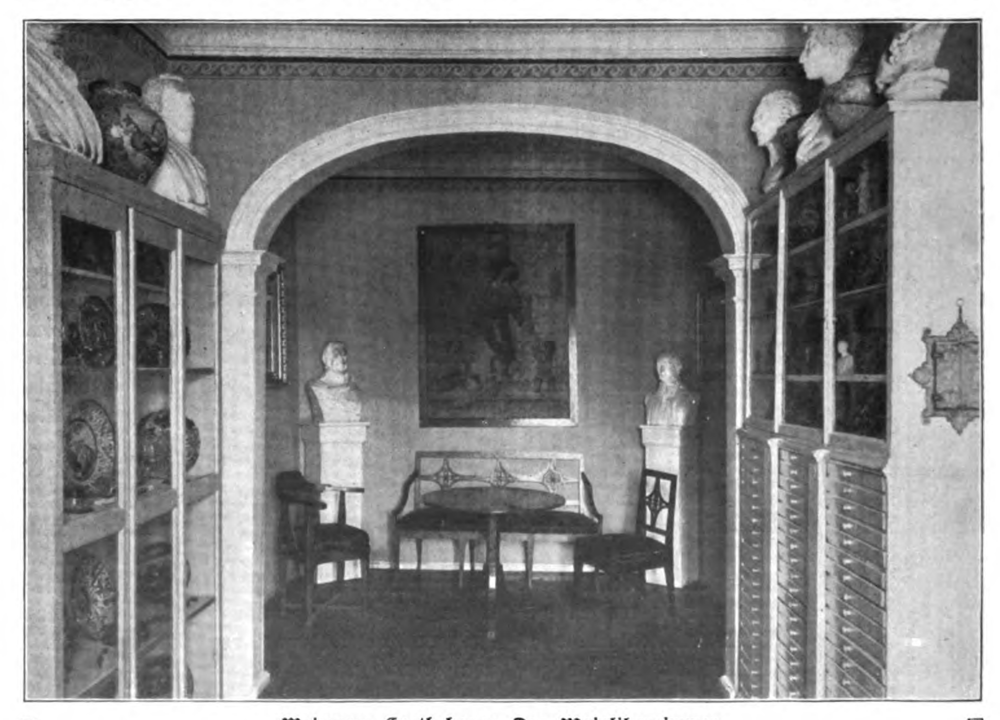
Platz oben in der Mansarde, der ehemaligen Wohnung Augusts und seiner Familie.

Anspruch auf geschichtliche Genauigkeit haben in der Goethischen Wohnung nur das Arbeits- und das Sterbezimmer. Sie blieben im Gegensatz zu den von der Vormundschaft bald vermieteten Vorderräumen stets sorgfältig gehütet und abgeschlossen. Zu Lebzeiten der Enkel waren sie nur wenigen Freunden der Familie oder bei besonderen Gelegenheiten zugänglich. Man hat sich damals bitter darüber beklagt und glaubte die Enkel dafür schelten zu dürfen, ohne zu ahnen, in welch goethisch vornehmer Art und mit welchen Entbehrungen die beiden letzten Träger des großen Namens ihr Erbe für die Allgemeinheit hüteten.

Die antike und die reife italienische Kunst waren Goethes Persönlichkeit am kongenialsten, und das prägt sich deutlich in der von ihm selbst geschaffenen künstlerischen Umgebung aus. Zeichnungen, Kopien, Gipsabgüsse nach Werken dieser Kunst gewährten ihm einen Genuß und eine Erbauung, die der heutigen durch photographische Nachbildungen übersättigten Zeit unbegreiflich und rührend erscheinen mag.

Gleich in dem ersten Zimmer, im Speisesaal, begegnen dem Blicke Raffaels Farnesinafresken in den illuminierten Stichen Dorignys und die Kolossalbüsten des Zeus von Otricoli und des Antinous Mondragone. Es sind Werke, deren Erwerbung sich über eine lange Strecke seines Lebens hinziehen, von der voritalienischen Zeit an bis zum Jahre 1827, als ihm der Bildhauer Friedrich Tieck den Abguß des durch die heitern italienischen Erinnerungen verklärten und lieb gewordenen Antinous verschaffte. Einst hatte er ihm staunend in der Villa Mondragone gegenübergestanden, seitdem war er mit andern Kunstwerken in die französische Hauptstadt gewandert, wo er geblieben ist.

Goethe hatte seine Sammlungsräume von den eigentlichen Empfangsräumen getrennt, und nur wenigen Besuchern war es vergönnt, weiter als zum Speisesaal vorzudringen und durch die dem großen blauen Zimmer gegenüberliegende Tür in das sogenannte Deckenzimmer einzutreten. „Goethe betrachtete darin," erzählt Schuchardt, „nach Tisch mit den Seinigen und mit Freunden Kunstsachen und teilte sich darüber mit." Dank Schuchardts Notiz in dem erwähnten Katalog konnten die Zeichnungen wieder ihren alten Platz an der Wand des Deckenzimmers finden. Auch sie verdanken zum großen Teil



Weimarer Goethehaus: Das Majolikenzimmer. 

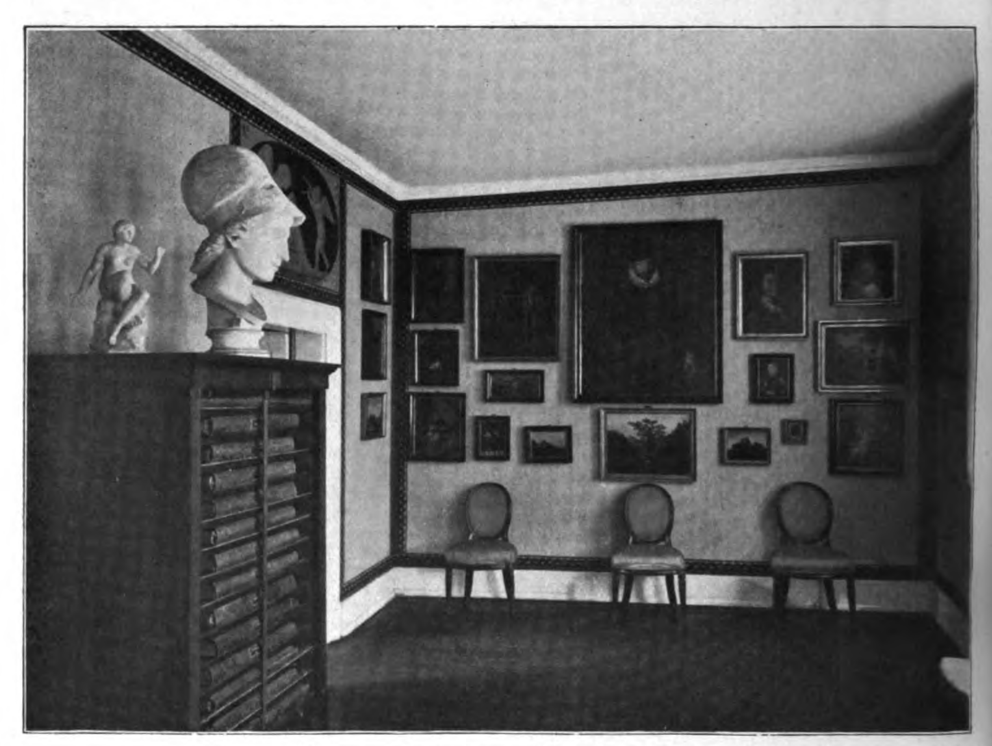


Weimarer Goethehaus: Das große blaue Zimmer.

ihr Vorhandensein in Goethes Sammlung lieben persönlichen Erinnerungen. Da sind große Sepiablätter von Kniep als Andenken an die gemeinschaftliche sizilianische Fahrt, italienische Landschaften von Hackert und zwei ihm von der zarten Angelika in Rom gewidmete und ihm nach Weimar nachgeschickte Zeichnungen. Merkwürdig ist, daß hier Niederländer und Deutsche an Zahl und Güte den Italienern weit überlegen sind, man braucht nur an Peter Vischers allegorische Darstellung der Reformation und an Rubens' schöne, leider nur in einem Ausschnitt erhaltene Rötelzeichnung eines Dämonensturzes zu erinnern.

Der folgende Raum mit dem Alkoven war Christianens Schlafzimmer und wurde erst nach ihrem Tode 1817 den neu erworbenen Derschauschen Majoliken eingeräumt; die einfachen Schränke ließ Goethe damals anfertigen, und von ihnen können wir mit aller Bestimmtheit sagen, daß sie heute an alter Stelle stehen. In dem sich anschließenden „großen Sammlungszimmer" hatten die Kupferwerke und die Mappen mit den Zeichnungen ihren Platz. Durch die sich aneinanderschiebenden drei Räume kehrt man dann zum Saal zurück und betritt von da das große blaue Zimmer, das einzige außer dem Saal, das der Besucher für gewöhnlich zu sehen bekam, und von dem er zu erzählen wußte. So erklärt es sich, daß sich nur von ihm eine wenn auch nur allgemeine Vorstellung lebendig erhalten hat. Die Juno Ludovisi und die Aldobrandinische Hochzeit haben zweifellos das meiste zu dem Eindruck des überraschten Besuchers beigetragen, denn wer konnte sich in jenen Zeiten einer Kopie dieser eben nur durch diese Kopie in Goethes Empfangszimmer in Deutschland allgemeiner bekanntgewordenen antiken Malerei rühmen? Oder wo hätte man in einem Privatzimmer je einen Abguß dieses riesenhaften Frauenhauptes sehen können? Die Einrichtung war nach heutigen Begriffen von der äußersten Einfachheit und ein Beleg für Goethes Abneigung gegen den Möbelluxus. Außer acht lassen darf man allerdings nicht, daß alle diese Zimmer durch Teppiche ein wohnliches und herrschaftliches Aussehen erhielten.

Goethe pflegte, von der entgegengesetzten Seite kommend, aus dem sogenannten Urbinozimmer zu seinen Gästen und Besuchern einzutreten. Durch eine von manchen Besuchern



Weimarer Goethehaus: Das Urbinozimmer.

als Besonderheit gerühmte Schiebetür gelangt man in diesen Raum, der seinen Namen von einem großen Ölbilde, einem angeblichen Porträt eines Herzogs von Urbino, erhalten hat. Goethe hatte das von der ganzen römischen Künstlerkolonie stark überschätzte Bild in den ersten nachitalienischen Jahren seinem begeisterten jungen Künstlerfreund Fritz Bury abgenommen, der ihm mit seinem Angebot keinen Freundschaftsdienst erwiesen hat.

Mehr als dieses schwache Machwerk interessieren heute die drei kleinen Landschaften des Dresdner Arztes Carus, der, ein Freund des Malers Friedrich, sich zum Vergnügen in seinen Freistunden mit der Kunst beschäftigte. Er war ein großer Verehrer Goethes und schickte ihm seine wissenschaftlichen und auch künstlerischen Werke, von denen Goethe 1824 eine Ausstellung in Weimar veranstaltete.

Wir treten in den Flur und steigen die Treppe zur Mansarde hinauf, wo die Sammlung der Bildnisse und Andenken an Goethe und seine Freunde und Familie aufgestellt ist. Der Weg führt von dem ersten vagen Bildnis des Knaben auf dem Familienbild von 1762 und der wenig bekannten kindlichen Silhouette zu der Zeichnung, die Preller mit eiliger, zitternder Hand von dem geliebten Meister auf dem Totenbett skizziert hat, und noch weiter, zu den Enkeln, den unglücklichen, körperlich schwachen, aber an Charakter des Großvaters würdigen Nachkommen.

Spärlich sind die Zeugnisse der Leipziger Tage mit dem vermutlich für Kätchen Schönkopf radierten Exlibris und den beiden Radierungen nach Thieleschen Landschaften. An Straßburg erinnert nur die von Goethe zum Andenken an die Sesenheimer Tage bewahrte, merkwürdig ungeschickte Rötelzeichnung vom Sesenheimer Pfarrhaus, die auf der Rückseite das seltene Autograph Friederikens trägt; an Wetzlar Lottens Silhouette und das Pastell des unglücklichen Jerusalem — hier allerdings als rund- und rotbäckiger Knabe und weit entfernt von allen Selbstmordgedanken. An keiner andern Stätte finden sich so viele Andenken an die Frankfurter Jugend vereinigt wie in dem Weimarer Goethehaus. Und das kann nicht wundernehmen, da sie mit verschwindend wenig Ausnahmen aus Goethes Nachlaß stammen. Da sind Becher und Handschuhe vom Pfei-



Weimarer Goethehaus: Das Weimarer Zimmer

sergericht, Reliquien, um deren Beschaffung Goethe den jungen Dr. Schlosser ersuchte, als ihm beim Diktieren seiner Jugendgeschichte diese Zeit besonders lebhaft vor Augen stand. Da sind die Silhouetten der Eltern, die köstlichen Porträtreliefs, die der im Goethischen Hause verkehrende Modellmeister der Höchster Porzellanfabrik Joh. Peter Melchior von Herrn und Frau Rat anfertigte, und all die lieben persönlichen Reliquien der Mutter, die nach ihrem Tode in des Sohnes Hände übergingen. Das Stammbuch mit dem lehrhaften Eintrag des braven Fünfzehnjährigen, daneben Gebetbuch und Quittungsformular und das vom Herrn Rat sauber geschriebene und anfangs Lateinisch geführte Haushaltungsbuch mit mancherlei Einträgen für Wölfchen und Corneliola. Als einziges Andenken an die Schwester hängt an der Wand die jugendlich schüchterne Porträtzeichnung des Bruders, auf der sie uns wie ein zarter blasser Schatten erscheint. Von der reizenden, früh verstorbenen Maxe Brentano sind zwei gute Ölbilder, von der schönen, vornehmen Lili ein aus Goethes Porträtsammlung stammender Stich nach einer Zeichnung ihrer Tochter Elise zu sehen.

Künstlerisch am gleichmäßigsten sind die Andenken der frühen Weimarer Zeit, man spürt den wohltätigen Einfluß einer einheitlichen Kultur. Das herzogliche Haus, die Hofgesellschaft mit Frau von Stein, Corona Schröter bildeten Goethes Kreis, und seine Physiognomie ist uns durch die zahlreichen Silhouetten, die sich in Goethes Porträtmappe nach und nach angesammelt hatten, wohlvertraut. Nur ein kleiner Teil konnte ausgestellt werden, so, um einige Beispiele zu nennen, die seltene Silhouette der Frau von Stein und die große der Fürstin Galitzin, die eine bemerkenswerte Verwandtschaft mit dem Schillerschen Profil aufweist.

Eine große Seltenheit bildet in dieser Abteilung das Miniaturbildnis der Frau von Stein auf einer Armbandschließe, als Gegenstück zu dem ihrer Schwester Luise von Imhoff. Vermutlich von Imhoff gemalt, wurden sie mit sichern Imhoffschen Miniaturen von der Großherzogin Sophie aus Privatbesitz gekauft und dem Goethe-Nationalmuseum überwiesen. — Von den Goethebildnissen aus dieser Zeit sind die bedeutendsten die Zeichnung von G. M. Kraus, die lange Zeit in Zelters Besitz war und ihm

als das ähnlichste Porträt des Freundes galt, das Melchiorsche Porträtrelief (vermutlich von 1775) und die von Klauer trefflich in Ötternschen Stein gehauene Büste. Bisher in der kalten Küche des Tiefurter Schlößchens aufbewahrt, ist sie zu Beginn des Jahres 1909 als Leihgabe des Großherzogs an das Goethehaus gekommen. Beinahe gleichzeitig kam als eine Stiftung eine zweite Klauersche Goethebüste in Terrakotta in den Besitz des Museums. Ein mißlungenes, im Brand zusammengefallenes Exemplar dieses Werkes war schon längst bekannt, Ruland hatte es bei der staatlichen Übernahme des Goethischen Erbes auf dem Dachboden des Hauses gefunden. Klauer hat hierin sein Meisterwerk geschaffen, von seinen sonstigen Büsten ist ihm nur die des Abtes Raynal zu vergleichen. In der Auffassung des Dichters, mit dem leidenden und zugleich strengen Zug, ist es vollkommen selbständig. Trippel (1787) und Lips (1791) haben in ihren Bildnissen diesen menschlich weichen Zug des Leidens ganz ausgeschieden, nur Tischbein beachtet ihn in seinem zweifellos sehr ähnlichen Bildnis. In äußerlichen Dingen, wie in der Haarfrisur, lehnt sich Klauer an Trippel an, die Modellierung dagegen ist von einer Lebendigkeit und Weichheit, wie sie nur unmittelbar vor der Natur möglich ist. Als Entstehungszeit sind die ersten Jahre nach der Rückkehr aus Italien anzunehmen.

Das Ende der neunziger Jahre und das beginnende neue Jahrhundert stand für Goethe unter dem entscheidenden Einfluß Schillerschen Geistes. Es war eine Pflicht des Museums, im Goethehaus für eine würdige Repräsentation des Freundes zu sorgen, und das gelang in den neunziger Jahren durch die glückliche Erwerbung der vielleicht in ihrer Unmittelbarkeit noch über das ausgeführte Ölbild zu stellenden großen Vorzeichnung Graffs aus dem Jahre 1786.

Man kommt in die Zeit des alternden und des unmerklich zum Greisen gewordenen Goethe. Unzähligemal wird er porträtiert, aber nur in seltenen Fällen künstlerisch erfaßt. Rauch, Sebbers, Stieler, Schwerdgeburth sind dem mächtigen Kopf am ehesten gerecht geworden. —

Aus allen öffentlichen Sammlungen Weimars ist man bemüht, die in unmittelbarer Beziehung zu Goethe stehenden Kunstwerke im Goethehaus zu vereinigen. Die Großherzogliche Bibliothek hat die ausgeführte Tuschzeichnung Schwerdgeburths zu dem bekannten Stich als Leihgabe überwiesen, das Großherzogliche Museum bei seiner Neuordnung das Rauchsche Gipsmodell des ersten Entwurfs (1849) zum Doppeldenkmal vor dem Weimarer Theater, das 1829 von Julie von Egloffstein gemalte große Goetheporträt und die Mirabellenschachtel der Marianne von Willemer mit den von Goethe auf den Boden geschriebenen Versen und seinem Wachsmedaillon von Schadow.

Abgeschlossen ist die Neuordnung des Hauses noch bei weitem nicht. Denn die mühevolle Aufstellung und Bearbeitung der vielseitigen naturwissenschaftlichen Sammlungen ist erst für die mineralogische Abteilung in Angriff genommen, die wie zu Goethes Zeiten wieder in den Gartenpavillons ihr Heim finden wird.

Bescheidung

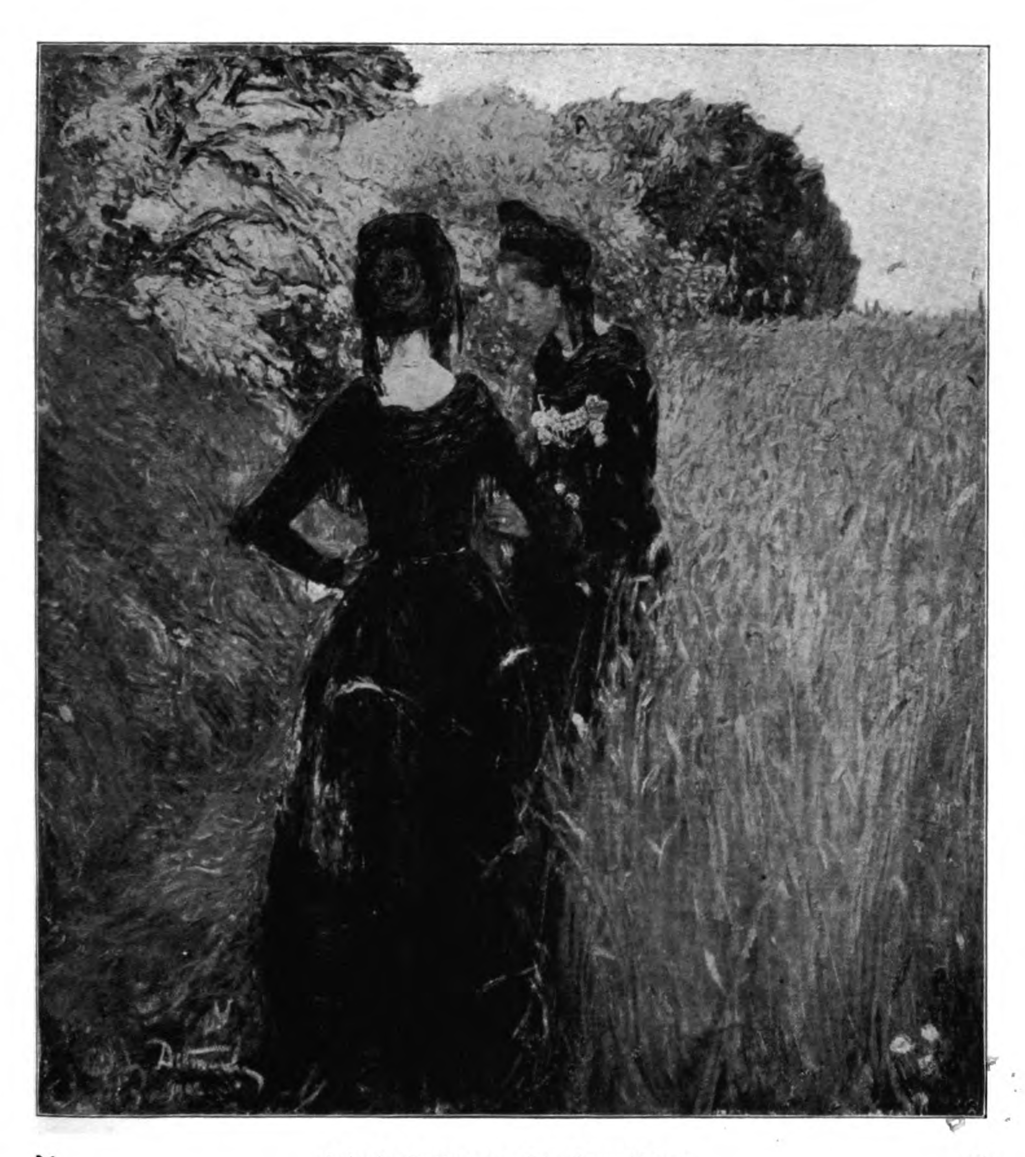
Sitz' ich still in meiner Klause,
Ganz in dem, was mein, versunken,
Ist mein Sehnen mit ertrunken
In dem Friedenswort: Zu Hause.

Aber fühle ich die warme
Flut des Lebens mich umbranden,
Breitet wieder neuerstanden
Meine Sehnsucht weit die Arme.

Laß, mein Herz, den raschen Schlag
Und das irrende Verlangen!
Was du hast, mußt du umfangen,
Sieh, der Morgen ist vergangen,
Auf der Höhe steht dein Tag!

Gertrud von Schmidt





Ludwig Dettmann: Die Freundinnen.



Jakob Julius David

Ein Erinnerungsblatt von Richard Maria Werner

Es war ihm ein kurzes Leben beschieden, denn der am 6. Februar 1859 zu Weißkirchen in Mähren geborene Dichter erlag schon am 20. November 1906 in Wien einem schweren, tückischen Leiden; der Literatur hatte er eigentlich erst seit 1890 angehört, wenn auch schon vorher einzelne Gedichte von ihm erschienen waren. Diese ohnehin so enge Spanne Zeit wurde noch durch die „Zerstreuungen und Ablenkungen“ des widerwillig getragenen, trotzdem mit allem Ernst erfüllten Berufs als Journalist verkürzt, und selbst gestand er in einer autobiographischen Skizze: „Ich schreibe sehr schwer, unter starken Wehen. Ich trage meine Stoffe ins Endlose mit mir, ehe ich mich entschließe, sie abzustoßen.“ Wir staunen, wenn wir seine Lebensarbeit überblicken, daß er unter solchen Umständen doch eine so stattliche Zahl von Dichtungen fertigbrachte. Die „Gesammelten Werke“ bestehen aus sieben starken Bänden,* dabei fehlen in der Reihe zwei Dramen, zwei Novellensammlungen, die selbständig erschienenen Essays über Anzengruber und Mitterwurzer und die beiden Monographien „Vom Schaffen“ und „Die Zeitung“; von den zahlreichen Zeitungsaufsätzen wird nur eine strenge Lese geboten. Bedenkt man noch, daß sich David für die Existenz und Zukunft von Frau und Kind mühen mußte, daß er „die Sorge“ seinen „getreusten Begleiter“ nannte, daß ihm die Krankheit Jahre raubte, dann

* J. J. David, Gesammelte Werke. Herausgegeben von Ernst Heilborn und Erich Schmidt. München und Leipzig, R. Piper & Ko., 1908.

muß man um so mehr sagen: er hat mit seinem Pfunde tüchtig hausgehalten und ist treu erfunden worden.

Sein Leben brachte ihm viel Trübes, aber er war nicht umsonst an einem Sonntag geboren, von ihm gilt, was Immermann von den Sonntagskindern sagt: „Innerlich begleitet sie eine Welt der farbigsten Wunder"; und David selbst rühmt von sich, daß er schon im Gymnasium die komplizierte Natur von Mitschülern erkannte, die andern nur als „Esel" galten. Das Sonntagskind sieht Gespenster am hellichten Tage, meint der Volksglaube; ihm sind die Augen für das erschlossen, was gewöhnliche Menschenkinder niemals gewahr werden; es erblickt das Gold, wo für die andern nur taubes Gestein liegt. In diesem Sinn ist David wirklich ein Sonntagskind gewesen, denn ihm ward die Gabe zuteil, im Unscheinbarsten den tiefen Wert, im Bescheidenen den geheimen Reiz, im Alltäglichen den versteckten Zauber zu erschauen und in charakteristische Worte zu bannen. Aber diese Gabe fiel ihm nicht in den Schoß, er hat mühsam um sie gerungen und sie nur erworben, weil von allem Anfang an das Große sein Ziel war oder, wie er sich selbst ausdrückt, die „Totalität". Er war von Haus aus keineswegs eine bescheidene Natur, die sich gleich auf der ersten Stufe behaglich einrichtet, er hat das Glück auf verschiedenen Wegen gesucht und erst allmählich gelernt, sich zu bescheiden, um im kleinen groß zu werden. Wie der Bildschnitzer von Palästina in seiner Novelle „Olivenholz", der kein Michelangelo werden kann, versteht er es, sich sein Gebiet abzustecken und es immer königlicher zu beherrschen.

Drei Eigenschaften förderten ihn dabei: sein zäher Wille, seine strenge Selbstkritik und sein eiserner Fleiß. Er entstammte einer ursprünglich wohlhabenden, aber verarmten Familie und trug schwer die Demütigungen, die mit einem solchen sozialen Herabsteigen verbunden sind. „Not" hieß „seine Muse", die ihn durchs Gymnasium auf die Wiener Universität geleitete und ihn das furchtbare Studentenelend der Großstadt bis in die tiefsten Schrecken längerer „Obdachlosigkeit" kennen lehrte; da schien wohl das Versinken im alltäglichsten Genuß ersehntes Vergessen zu bieten, aber sein zäher Wille riß ihn heraus, so daß er, wenn auch spät, seine Studien der Germanistik durch das Doktorat krönte. Eine schwere Krankheit hinterließ als böse Folge Schwerhörigkeit, die ihn mißtrauisch machte; seine Sehkraft war überdies geschwächt, trotz alledem erzog er sich dazu, „Stimmen der Dämmerung" zu hören und selbst seine Nuancen zu sehen, mehr als Gesunde. Sein Wille war stärker als die körperlichen Gebrechen. Das Lehramt am Gymnasium oder an der Universität verschloß sich ihm freilich. Schriftstellerei und Journalistik boten den einzig möglichen Beruf; er litt darunter, es gab wohl Stunden, in denen er verzagen wollte an allem, wie er mir einmal schrieb, aber getreu einem tschechischen Sprüchlein, „ergab er sich nicht", sondern rang sich durch. Und die Selbstkritik bewahrte den zum Erwerb durch die Feder Genötigten davor, sich mit rasch Geleistetem zu begnügen. Erich Schmidt stellt ihm das Zeugnis aus, daß er „sich kein Feilen und namentlich kein Streichen verdrießen ließ"; er wartete geduldig, bis die Früchte reiften, und brach sie erst, wenn die rechte Stunde gekommen war. Unermüdlich arbeitete er an sich, erweiterte stetig seine Bildung, vermehrte seine Kenntnisse besonders auf historischem und literarhistorischem Gebiet und hielt in einem überraschend sichern Gedächtnis unverlierbar fest, was er las. Der Verkehr in künstlerisch angeregten Familien, mit denen er als Privatlehrer in Verbindung trat, erschloß ihm das Verständnis für Malerei und besonders für Plastik, stärkte auch jene innere Vornehmheit, die er sich in allen Fährlichkeiten der studentischen Bohême bewahrt hatte.

Seine Poesie ist ein Spiegel seines Wesens geworden und stellt seine große „Konfession" dar; wie Grillparzer hätte David von seinen Werken sagen können: „Gelöste Teile sind's von meinem Leben." Sein Ringen und Irren, seine Kämpfe und Erlebnisse haben in Lyrik, Epik und Dramatik künstlerische Verklärung gefunden. Auf wenigen Blättern lassen sich natürlich seine Schöpfungen nicht im einzelnen analysieren, denn gerade seine Art erheischt ein sorgfältiges Abwägen des Details; wohl aber vermag man die Grundlinien seiner dichterischen Persönlichkeit nachzuziehen, ohne sich im kleinen zu verlieren, wenn man sein Gebiet feststellt.

Eine Grenze fällt sofort ins Auge: David operiert niemals mit Massen, sondern immer nur mit wenigen Gestalten, selbst seine Romane sind nicht figurenreich. Diese Spar-

samkeit ist aber keineswegs das Zeichen einer gewissen Armut, denn er versteht es trotzdem, ganze Gesellschaftsklassen auf diese Weise in lebensvollen Bildern darzustellen; sie beweist nur, daß sich der Dichter darüber klar war, was er behandeln wollte. Er kennt seinen Gegenstand ganz genau, hat sich lange mit ihm beschäftigt und weiß darum, worauf es ihm ankommt. Die Personen seiner Dichtung stehen leibhaftig vor seinen Augen, weil er mit ihnen durch die lange Zeit seines Schöpfungsprozesses innig vertraut geworden ist und mehr über sie erforscht hat, als er im Werke selbst verwertet. In seinem Lieblingsstudium, der Geschichte, lernte er das Wesentliche jeder Epoche vom Nebensächlichen scheiden, das Kennzeichnende herausgreifen und so auf verhältnismäßig engem Raum ihren Kern verdichten. Auch der Leser wird rasch mit den Personen vertraut, prägt sich ihr Wesen, ihre Eigenheiten, ihre Mängel und Vorzüge bald ein und folgt daher der Erzählung willig mit nachschaffender Phantasie. David war eben in erster Linie Charakteristiker und hatte das, was schon von allem Anfang an, wie seine erste Erzählung „Das Höferecht" beweist, in ihm gewurzelt hatte, unter dem Einfluß Konrad Ferdinand Meyers, dem er eine Zeitlang fast erlegen war, immer reiner herausgearbeitet. Wir können aus Davids pietätvollem Essay über diesen seinen „Meister und Wegweiser" entnehmen, worin er sich durch ihn gestärkt fühlte; einmal hebt er hervor, wie bei Meyer „das Schicksal eines einzigen" mit den Geschicken des Ganzen „verknüpft und verkettet" ist, dann weiter die „absolute Sicherheit, unbedingteste Beherrschung jedes kleinsten Zuges der Epoche, in der er sich bewegt", endlich „jenen hohen Ernst im Schaffen, dem die künstlerische Arbeit ein Heiliges ist". Schön sagt er von Meyer: „Er schleudert nicht, er läßt sich nicht gehen; er arbeitet nicht ums Brot noch um den Gewinn." Auf diesen Wegen Meyers wandelt David, auch nachdem er „in harten Kämpfen frei von ihm" geworden war. Jeder Tüchtige soll sich einmal an einen Größeren zu verlieren scheinen, selbst auf die Gefahr hin, gleich dem Klosterkünstler in der Novelle „Petre, quo vadis" geistig zugrunde zu gehen; steckt wirklich etwas in ihm, dann muß er aus diesem Ringen mit dem Höheren gesegnet hervorgehen wie Jakob; es wird ihm zum Heil, es reißt ihn nach oben.

Wenn wir Davids Entwicklung vom „Höferecht" (1890) über „Blut" (1891) zu den Romanen „Am Wege sterben" (1899) und „Der Übergang" (1902) verfolgen, dann erkennen wir, wieviel er in Meyers Schule gelernt hat, wie heilsam ihm der Umweg durch die historische Novelle ward; sie beherrscht die beiden Sammlungen „Die Wiedergeborenen" (1891) und „Frühschein" (1896), überwiegt noch in den „Problemen" (1892), ist aber dann verschwunden bis auf „Petri Hahn" („Stromabwärts", 1903), um in den „Vier Geschichten" (1897), „Troika" (1901) und „Hanna" (1904) der modernen und der Bauernnovelle Platz zu machen; oder besser gesagt, die Vergangenheitsgeschichte tritt hinter die Gegenwartsgeschichte zurück, kulturhistorisch ist David nun erst recht geworden, und in seinen letzten Romanen tritt er gewissermaßen als Geschichtschreiber des neuen Wien hervor. Aber er hat einsehen gelernt, daß nicht die Großen der Historie den besten Vorwurf der Dichtung bilden, wenigstens nicht für ihn, darum hält er sich in den Niederungen und führt höchstens als Kontrast und Hintergrund einmal eine der bedeutenden Gestalten ein. Im harten Kampfe mit der Not ist ihm ein Heldentum aufgegangen, das sich mit den herkömmlichen Vorstellungen nicht deckt. Der Sieger, der mit starker Hand in die Geschicke der Menschheit eingreift und nach ruhmreichen Taten im Gedächtnis der Nachkommen weiterlebt, bildet wohl einen glänzenden Typus, aber neben ihm steht der unscheinbare Kämpfer, der mit seinen schwächeren Kräften nicht minder Großes vollbringt, wenn es auch kein Heldensang meldet. David wurde der Sänger dieser bescheidenen Menschen, weil ihm selbst jede Pose fremd war und Pose mit dem Siegertypus fast unvermeidlich verbunden ist. Wir erfahren aus Davids wortkarger, dabei tief ergreifender Lyrik, die aus dem Geheimsten seines Herzens fließt, daß er selbst ein solcher Held des Alltags war: kräftig genug, um sich vor dem Sturz in den Abgrund zu bewahren, aber nicht stark genug, um sich auf weithin sichtbare Höhe schwingen zu können; zu wahr, als daß er sich am Schein hätte genügen lassen mögen, zu stolz, um sich wegzuwerfen, und zu zäh für den Untergang. Wenn eine solche Natur sich bescheidet, so tut sie es nicht in verzagender Resignation, sondern im erhebenden Bewußtsein, damit



eine schwere Pflicht zu erfüllen und sich durch das Beugen unter ein hartes „Du mußt" nichts zu vergeben, ja mit der Selbstverständlichkeit des innerlich vornehmen Menschen. David wird nicht müde, solches Märtyrerheldentum zu zeichnen und durch alle Spielarten zu verfolgen; es ist bewunderungswürdig, wie reich die Galerie dieser seiner Porträte ausfiel, eine Ruhmeshalle der Namenlosen, die sich's sauer werden ließen im Kampf mit sich selbst und der Welt und doch nichts errangen als einen flüchtigen Schimmer des Glücks oder einen kleinen Wirkungskreis.

Damit sind wir bei der entgegengesetzten Grenze von Davids Reich angelangt. Es wäre möglich gewesen, daß David der „Armeleut'poesie" verfalle, denn sie machte sich durch einige Zeit aufdringlich genug breit; davor bewahrte ihn jedoch seine Sehnsucht nach dem Großen. Er kennt die Armut, ihren Einfluß auf den Charakter, ihre zermürbende, verbitternde Gewalt, und versäumt es nicht, sie darzustellen, schon im „Höferecht", dann immer wieder, denn sie ist ihm genau bekannt und gehört zum Zeitbild; aber ihm wurde auch das Segensvolle, Stählende und Heilsame der Armut klar, er kennt jene Sehnsucht nach dem Licht, die besonders alle in dunklen, stickigen Gängen sich Abmühenden unwiderstehlich vorwärtstreibt, auch wenn sie nicht wissen, ob sie den „Kreis vollen Lichtes" jemals „mit geblendeten Augen und dennoch jauchzenden Herzens werden betreten können"; er bemitleidet jenes Sichabzappeln der vom Leben Enttäuschten, denen nichts blieb als die „Zornmütigkeit". Ihm sind auch die leichtlebigeren Naturen vertraut, die sich bis zum letzten Moment über sich und ihr Schicksal einer beglückenden Täuschung hingeben, um freilich dann mit Schrecken aus ihren Träumen zu erwachen, da es zu spät ist. Darum begegnen wir in seinen Werken so gern kontrastierenden Gestalten, als hätte sich David gleichsam gespalten und seinen Figuren je die eine Hälfte seines Wesens mit auf den Weg gegeben; man denke etwa des Wenzel Zlamal und des Gregor Gazda in einer seiner letzten Erzählungen „Das Neugeborene". David wird der schwermütigen wie der genußfreudigen Natur gerecht: „können beide nichts dafür", alles ist „Schickung", alles „muß sein", ob's vom lieben Gott kommt oder vom Teufel. David wirft sich nicht zum Richter auf, denn er sieht immer Menschen vor sich mit Vorzügen trotz aller Fehler, mit Mängeln bei aller Trefflichkeit, und spürt lieber den geheimen Beweggründen ihrer Besonderheit nach, dem Einfluß von Vererbung, Erziehung, Umgebung, den Zufälligkeiten ihrer Entwicklung, all den Kleinigkeiten, die den einen rechts, den andern links treiben. Er ist mild, kann verzeihen, weil er verstehen gelernt hat; er entrüstet sich nicht, höchstens zittert als Unterton eine leise Klage, wenn er aus Armut und feiger Schwäche die Gemeinheit hervorwachsen sieht, wie etwa bei Fanny Bermann („Das Höferecht") oder bei Karl Rana („Am Wege sterben") oder bei Franz Mayer („Der Übergang"). Natürlich geht seine Objektivität nicht so weit, daß wir nicht merkten, von welcher Seite seine Sympathie stärker geweckt wird; das hindert ihn jedoch nicht, klarzumachen, wie weit die Berechtigung der andern geht. Dadurch ruft er den Eindruck der Selbstverständlichkeit hervor; der Leser erfaßt die Notwendigkeit des Geschehens selbst bei keineswegs einfachen psychologischen Wandlungen. Wir glauben ihm seinen rührenden Webersohn Raimund Förster, dem ein gefangener Fink die Heimat Hohenolbersdorf vorgaukelt und die Nachricht von der Gründung eines Spitals in seinem Heimatsdorf das Sterben erleichtert, wie den verbummelten Franzl Kubat, der aus seiner Versumpfung plötzlich erwacht und im ausbrechenden Wahnsinn seinen Ausbeuter, den Wirt Klemens Deym, genannt „delirium tremens", erwürgt („Am Wege sterben"), seine Kitty („Ein Regentag") wie seine Poldi („Neigung"), seinen Adam Mayer, der im Raufhandel ein liederliches Leben endet („Der Übergang"), wie seinen Cyrill Wallenta, der sein Lumpendasein für ein Kinderleben opfert („Hanna"). Wir glauben sie ihm nicht nur, wir interessieren uns für sie, weil David nie verfehlt, das Wertvolle jeder Natur aufzudecken, mag es sich noch so sehr verstecken.

So traurig die Schicksale der einzelnen Personen sind, von so viel Entbehrung und Not David berichten muß, seine Weltanschauung versinkt nicht im Pessimismus, ja gegen das Ende seines Lebens wagte sich sogar der Humor mehr bei ihm hervor, wenigstens in einigen Momenten seines Romans „Der Übergang". Er stellt das Tragische, nicht das Traurige dar; wir fühlen darum beim Ende der armen Resi oder Raimund Försters oder des wackern Ferdinand Neunteufel („Der



Talisman") allerdings Mitleid und Schmerz, werden aber nicht niedergedrückt, sondern erhoben. David sucht niemals das Rührsame, so rührend er zumal das Kinderleid und die tiefsten Herzenswunden der Erwachsenen zu zeichnen vermag. Er hat eine Auffassung des Tragischen wie Hebbel: es wird durch Vorzüge hervorgerufen. Beim Weibe kann unter bestimmten Voraussetzungen hohe Schönheit, beim Manne die Kraft, physische wie geistige, zu seinem Unglück werden; es bedarf nur eines kleinen Umstandes, eines scheinbaren Zufalls, um sie dem Abgrund zuzuführen. So war es schon bei Fanny Bermann, so ist es noch bei Kathi Mayer, so bei den Brüdern Georg und Gustav Löhner wie bei Adam Mayer, um Ausgangs- und Endpunkt zu bezeichnen; zwischen ihnen liegt die übrige Reihe, aus der wenigstens der Primus Raimund Förster und Ferdinand Neunteufel genannt seien. Was glücklicheren Geschöpfen zum Segen wird, das schlägt ihnen zum Unheil aus; wenn etwa die Not ein normales Entfalten der Kraft verhindert, oder wenn sich die Leidenschaft einmischt oder der Trotz, da kann im Weibe der Neid erwachen, im Manne das Verzagen, und sie „innerlich wehrlos" machen, daß sie der Versuchung zum Opfer fallen. Sogar Förderndes wendet sich dann in sein Gegenteil: höhere Kultur und geistige Bildung, ein Versetzen aus ländlicher Abgeschiedenheit in die Großstadt, ein Hinaufheben in eine vornehmere Gesellschaftsschicht; sie stürzen dann nur um so tiefer. Ihre Kraft war nicht groß genug, um bis ans Ziel zu reichen, sie verzehrt sich im Wandern, das Ziel rückt immer weiter, so daß sie gar nicht oder viel zu ermüdet hingelangen, um noch den innerlich befriedigenden Genuß zu haben: dies zeigt auch der „fromme Theophil" in der hier zum erstenmal veröffentlichten Novelle. Wird ihnen vielleicht schließlich der Becher gereicht, so schmeckt ihnen der Wein nicht mehr („Der Jubilar"), oder er, den sie sich so köstlich vorstellten, ist ganz sauer und zieht ihnen das Gesicht zusammen wie dem Söhlner Flickschneider die Traube von seinen Weinstöcken, auf deren Reifen er ein ganzes Leben lang vergebens geharrt hat, endlich kurz vor seinem Sterben. Ein „Zu spät" durchzieht einem Leitmotiv gleich die Schicksale der meisten Gestalten, die David geschaffen hat, und der Glücklichste selbst sagt vielleicht: „Sonne zu Abend reift keine Frucht. Am Tage muß sie scheinen." Ergreifend tönt es auch aus dem Abschiedsbrief, den David auf dem Totenbett an seinen einstigen Lehrer und Förderer Erich Schmidt richtete, da er ihm die Sorge um sein Lebenswerk ans Herz legte: der Ungunst der Sterne mehr als der Unkraft der Arme schrieb er die Schuld seines Erliegens bei. Er konnte nicht mehr vollenden, was ihm noch vorschwebte; in einem Briefe an mich schrieb er: „Seit Jahren trage ich mich mit einer Historie, derentwillen ich heuer nach Sizilien bin. Ein Lustspiel, freilich noch embryonisch, beschäftigt mich." Durch Farinelli (Grillparzer-Jahrbuch XVIII, S. 255) erfahren wir, daß ein Roman „Die Sieger" die beiden erhaltenen Wiener Romane zu einer Trilogie schließen sollte; aus dem Nachlaß stammt das Fragment einer Erzählung „Filippinos Kind". Schon sterbend, diktierte er Erinnerungen aus seiner Jugend; „Heimatboden" sollten sie betitelt werden.

„Heimatboden" spürt man bei David fast allenthalben unter den Füßen, die „Hanna" und „Wien" waren seine Heimat, er liebte sie innigst, versenkte sich in ihre Schönheit und zeichnete ihre geheimsten Reize, wie Florian Petersilka die Schönheit seiner Hanka („Die Hanna"); und die Staffage gelang ihm wie die Landschaft, die Menschen wie ihre Umgebung, nur lockte auch ihn das Intime mehr als das Laute, die Kammermusik stärker als rauschende Opernmusik; ich bildete für Davids Werke den Ausdruck „Kammerpoesie", und dieses Wort „erquickte" ihn so, daß er sich „Kammermusikant" unterschrieb. Es erschwerte leider den Erfolg seiner Werke, zumal seine Dramen wirkten nicht so, wie sie es verdient hätten; David ließ sich dadurch nicht irremachen, und deshalb erscheint uns der Lyriker, der Epiker wie der Dramatiker immer als geschlossene Persönlichkeit. Mit vollem Recht durfte er von sich sagen:

Ich übte Kunst nach innerstem Vermögen,
Bestrebt, was ich in meiner Seele Gründen,
Im Lebensdickicht aufgespürt, zu künden.
Und stummen Schmerzen, die gen Himmel schrien,
Hab' gern ich Ohr und kräftig Wort geliehen.
So, kann ich mich den Größten nicht vergleichen,
An Mut und Wahrheit muß ich keinem weichen,
Und also, mein' ich, noch zu künft'gen Tagen
Wird manches, das ich still geschaffen, ragen.





Der fromme Theophil

Eine Novelle aus dem Nachlaß J. J. Davids

Was ihn eigentlich in diese Gesellschaft verlockt hatte und immer wieder und trotz aller Abweisungen dahinzog, das hätte niemand sagen können.

Es ist ja richtig, die Horde stand — Gott weiß, warum — im Rufe einer großen und allgemeinen Begabung. Aber ruppigere Geschöpfe, als die in ihr vereinigt waren, hat die Wiener Universität zu jener Zeit und wohl auch noch lange nachher nicht gesehen.

Sie waren durchaus arme Teufel. Aber sie protzten mit ihrer Armut — es läßt sich das wirklich nicht anders sagen — und mit ihrer Bedürfnislosigkeit, taten gern schäbig, lästerten alle Welt und gaben sich tausendfach verbummelter, als sie waren.

Wer Zuschuß von Hause hatte, der wurde scheel angesehen; wer einen regelmäßigen Erwerb suchte und fand, den litt man nicht mehr lange in diesem Kreise, der war des Schlimmsten verdächtig: des Strebertums, der Hofratsehnsucht. Man wollte frei und unabhängig sein und selbst um den Preis mancher Entbehrung bleiben.

Neben den Wortführern gab es natürlich Mitläufer, gute Jungen von bescheidenen Gaben, die sich innerlich über die Frechheiten nicht wenig entsetzten, die hier unablässig zutage gefördert wurden, sich aber daran bildeten und sorgten, daß jedes bemerkenswerte Wort, das in dieser Runde ausgesprochen ward, die gebührende Verbreitung und Bewunderung finde. Jeder einzelne hatte so einen Verehrer — ein nicht immer billiges Vergnügen, natürlich für den Trabanten, den man der Kürze halber seinen Eckermann nannte. Er wurde eigentlich erst für vollberechtigt anerkannt, wenn er sich seinen Jünger gezähmt hatte.

Hier also suchte wunderlicherweise Gottlieb Fromme oder, wie man ihn sofort lästerlich umtaufte, der „fromme Theophil", seinen Anschluß.

Er paßte gar nicht hierher. Denn er war guter Leute Kind, die etwas an den einzigen Sohn wenden konnten und durchaus nicht wollten, daß er durch irgendeine Sorge von der schönen und ebenen Bahn abgelenkt würde, die er schon in jungen Jahren mit Glück und mit ausgesprochenen Anlagen betreten hatte.

Er hielt etwas auf sich, das war hier schlimmer denn alles. Er konnte sich manches vergönnen, und er tat's, denn selbst seine Widersacher konnten es ihm nicht bestreiten: er war ein hübscher, ein sehr hübscher Mensch, mit sanften, blauen Augen, einer Gesichtsfarbe wie ein Mädchen und mit einem prachtvollen blonden Vollbart, dem man wohl ansah, daß er nie geschoren worden war, so weich lockte er sich. Da an ihm sonst nichts auszusetzen war, so fand man natürlich, er sehe weibisch aus.

Und seine Stimme war so sanft und melodisch, und er hörte sich sehr gern sprechen und baute wohlgerundete Perioden, die tadellos und ohne Mühe und im gewähltesten Schriftdeutsch gerieten, hier, wo jeder seine Mundart hatte und sich in ihr gefiel. Und er war immer klar, wenn die andern allezeit orakelten. Man schalt ihn dünnflüssig. Er war liebenswürdig und wußte das; also und weil er sich in seiner Gabe, zu gewinnen, ein wenig gefiel, so verstockte man sich gegen ihn und war ihm dennoch insgeheim neidig um manches, das man an ihm laut und am liebsten ihm ins Gesicht mißbilligte.

Er ließ sich das mit einer Sanftmut gefallen, die erstaunlich war. Als könnt' er's gar nicht fassen, daß man sich ihm für die Dauer entziehe, als empfinde er's wie eine Kränkung, gerade hier keinen Boden gewinnen zu können. Denn sonst galt er unter seinen Kollegen und bei den Lehrern viel, galt für einen, der sich höhere Ziele stecken darf. Einer war unter der Gesellschaft, der das wußte und die Leistungen von Gottlieb

Fromme zu beurteilen verstand. Dies war der kleine Klose, ein Chemiker in sehr vorgerückten Semestern, der mit keiner Stellung eine dauernde Verbindung eingehen konnte und, selbst über sein Metier hinaus, eine giftige Kröte war. Er ließ den Fromme ungeschoren und reizte die andern dadurch gegen Gottlieb. Und einmal fuhr ihn der Ruppigste an: „Man mag dich doch da nicht. Also was willst du unter uns, du lyrischer Tenor du?"

Fromme wurde bleich. Denn er war leicht aus der Fassung zu bringen, wie einer, der eben unsanfte Begegnung und Ungezogenheit nicht gewohnt ist, noch zu erwidern weiß. Klose aber kehrte sich gegen den Beleidiger: „Was er hier will? Orpheus unter den Bestien spielen."

Von jenem Tage ab hatte Gottlieb Fromme Ruhe und blieb ungeneckt. Zu seinem Eckermann aber ward mit Beschluß vom gleichen Datum feierlich der kleine Klose ernannt. Er nahm diese Würde an und behielt sie, auch da er sich endlich aus der ihm zu unsichern Chemie in die Heilkunde flüchtete, in der er es zu einem Abschluß seiner Studien und durch Verstand und die Gabe der Beobachtung trotz seiner ewig zweifelnden Art sogar späterhin zu einer gewissen Geltung brachte.

Er ist denn auch am Sterbebett von Gottlieb Fromme gestanden, da er vor der Zeit diese Welt verließ, die ihn so lange mit allem Glück gewiegt und mit den holdesten Aussichten genarrt hatte, um ihm dann jeden rechten Erfolg zu weigern. Denn einem jeden scheint nur ein bestimmtes Stückchen Weges der rechte Stern zu leuchten; dem er zu Anbeginn gar zu freundlich den Pfad erhellt, dem verbirgt er sich späterhin für immer, daß er im Dunkel desto sicherer verzagt, je überraschender es ihm hereinbricht.

Schon im Gymnasium hatte sich der junge Fromme in einer Weise betätigt, die seinen Angehörigen und seinen Lehrern die schönsten Hoffnungen gab.

Er faßte nicht nur sehr leicht, so daß ihm ein Spiel war, woran sich andre zuschanden lernen mußten; er war auch innerlich gesittet. Roheiten vertrug er nicht, und sie wagten sich vor ihm nicht einmal vor.

Was bei Knaben selten ist, das besaß er: Anmut. Ohne alle Liebedienerei war er gern gefällig, und weil in dieser oder einer andern Hinsicht fast ein jeder aus seinem Jahrgang sich einmal Rat bei ihm holen mußte, so gewann er bei seinen Mitschülern ein starkes Ansehen und den Ruf jener unbedingten Überlegenheit, der sich auch trutzige Gemüter beugen.

Er hatte einen scharfen Verstand. Lücken, die andre nicht gewahrten, merkte er früh und beruhigte sich nicht dabei, ehe er sie nicht nach seinen Fähigkeiten und seinen Kenntnissen ausgefüllt hatte. So erwarb er sich manche frühe Anerkennung, die ihn nicht zur Anmaßung, nur zu einem Gefühl glücklicher Veranlagung stimmte, das fördert und hebt, und kam in jungen Jahren in manche wertvolle Verbindung, die Ungeschicktere ihm neideten und mißdeuteten.

Sehr zeitig und mit sehr gültigen Empfehlungen, außer denen, welche ihm die Natur selber mitgegeben hatte, bezog er die Universität. Ohne jedes Schwanken wählte er die Naturwissenschaften, und zwar die Physik, in der sich eben bedeutsame Umwälzungen und Entdeckungen vorbereiteten, als Fach und galt im größeren Kreise bald genau wie vordem in der Kleinstadt, bewegte sich gern gesehen und mit einer erstaunlichen Sicherheit in jener guten Gesellschaft, vor der es uns aus dem Gefühl heraus graust, wie wenig wir in ihr bestehen könnten. Denn ein Mädchen aus diesen Schichten erweckte in uns ein gelindes Bangen. Er aber verkehrte mit solchen Geschöpfen, die man scheu zugleich beargwöhnte und bewunderte, vollkommen unbefangen, wurde mit ihnen spazierengehend betreten, und man behauptete steif und fest, er sei entschlossen, eine reiche Heirat zu tun.

Das erscheint einem in gewissen Jahren als der Gipfelpunkt von Niedertracht und von Streberei. Später urteilt man auch da gelinder und erkennt, sie sei unter gewissen Bedingungen schwerer und nur mit Aufwand von mehr Charakter zu vermeiden als zu erreichen. Dazu aber hatte er noch weit. Pünktlich promovierte er mit allen Ehren, und sehr rasch erlangte er die Dozentur. Er hatte immer scheinbar ohne alle Überanstrengung, bei genügender Zeit zu allem, was ihn freute oder lockte, schon in seinen Studentenjahren so viel wissenschaftlich gearbeitet, daß niemand dachte, er könnte oder dürfte sich an einer Mittelschule vergraben, besonders da ihm der Zwang des raschen Erwerbes nicht auferlegt war, trat mit einem

guten und begründeten Ruf sein Lehramt an und gewann bald durch Wohlwollen und Tüchtigkeit einen ziemlichen Zulauf und die Neigung seiner Hörerschaft.

Den Alten gegenüber benahm er sich musterhaft. Er pflegte den Verkehr mit ihnen, soweit das an ihm lag, erschien, wenn es seine Zeit gestattete, gern unter ihnen, vermied keinen darunter, selbst die nicht, denen sogar wir auswichen, weil aus ihrem brausenden Most keinerlei Wein, vielmehr nur ein höchst unerquicklicher und ansäuernder Essig geworden war, weil jene Fahrigkeit, die man jungen Jahren gern hingehen läßt, durchaus nicht der Sammlung weichen wollte, ohne die auch die reichsten Gaben zerflattern und ins Uferlose auseinanderfahren. Er erzählte immer noch gern von seinen Erfolgen, aber man hörte ihn mit Achtung; denn es war schön und ehrend, wenn der Großmeister seines Faches, dessen Namen und Leistungen auch dem Mindergebildeten vertraut waren, bei zufälliger Anwesenheit just ihn kennen zu lernen wünschte, wenn ihm Männer europäischen Rufes in der herzlichsten Weise schrieben, sich seine Mitarbeiterschaft bei großen und weitreichenden Unternehmungen erbittend, denen die Kraft eines einzelnen ohne Unterstützung nicht gewachsen war.

Immer erschien er teilnehmend und nach seinen Kräften, deren Beschränktheit wir desto besser begriffen, je tiefer wir ans Leben drangen, sogar hilfreich, nur freilich sehr in sich und mit sich beschäftigt. Aber diese Sorte Egoismus verstanden wir gemach, und sie war an ihm nicht unliebenswürdig. Über seine Schwachheiten urteilte man desto milder, als sie im Grunde harmlos waren: Ausfluß einer Natur, der Wärme und Anerkennung unentbehrlich gewesen sind, als sich andre, die sich gern als unerschütterlich und kraftvoll gebärdeten, viel, viel unerquicklicher gehäutet hatten und streberhaft da und vor denen dienerten, für die sie vordem nicht Hohn und Gift genug erschwingen gekonnt. Man ließ ihn gern dozieren, nachdem dies nun einmal sein Handwerk geworden war und man immer was von ihm lernen konnte; man empfing den Eindruck eines im Grunde unzerstörbar sonnigen Wesens, das darum selbstgefällig erschien, weil Gottlieb Fromme wirklich und aus guten Ursachen mit sich zufrieden sein konnte.

Die Eltern waren ihm bald hintereinander gestorben, die Geschwister hatten sich verheiratet. Eine Schwester, ihm nah an Alter, die immer nur für ihn und in ihm gelebt hatte, die Vertraute seiner Pläne, die sich nun der Verwirklichung zu nähern schienen, von Jugend auf, zog zu ihm und übernahm die Fürsorge für seine Wirtschaft. Er hätte es wiederum nicht besser, nicht sparsamer finden können. Was sie besaßen, wurde in eine Kasse getan und reichte so für beide. Natürlich kam auf ihn der viel größere Teil; denn, ohne leichtfertig zu sein, selbst ohne eigentliche Passion, hielt er in Wohnung und Kleidung immer noch viel auf sich, und der Verkehr, dem er weder entsagen durfte noch mochte, denn er bedurfte der Anregung, um anregend zu bleiben, kostete am Ende auch etwas. Man sah die beiden viel zusammen, und sie gaben ein hübsches Paar; nur ähnelten sie einander zu sehr, als daß man sie für verehelicht halten konnte. Es bot sich dem Mädchen manche annehmbare Versorgung; erst lehnte sie alles ab, ohne dem Bruder auch nur ein Wort davon zu sagen, später erzählte sie ihm davon. Da ward er so zornig, als er's überhaupt zu werden vermochte. Wie konnte man nur daran denken, sie zwei trennen zu wollen, die innerlich längst eins und verwachsen waren? Er mochte doch auch nicht heiraten. Daß er eigentlich mit diesem Entschluß auf nichts verzichtete, während er von ihr ein großes Opfer annahm, wenn schon nicht begehrte, dies kam ihm in seiner unbekümmerten Selbstliebe nicht einmal ins Bewußtsein. Er merkte nicht, wie rasch sie verblühte, wie unansehnlich sie bald neben ihm aussah, sich kleidete wie eben nur ein Weib, das jeden Gedanken zu gefallen und damit sich selber aufgegeben hat. Der kleine Klose aber, der immer mit ihm in Verbindung geblieben war, sah dies wohl und hatte sich nur in eine zu tiefe Anbetung dem Freunde gegenüber eingelassen, als daß er sich zu einer Andeutung hätte aufschwingen können.

Bald kam auch die Zeit, in der Gottlieb Fromme eines vertrauten Trösters so sehr bedurfte, daß er ohne Freund und Schwester wirklich nicht hätte sein können.

Es war ja allerdings wahr — er hatte seine Geltung. Aber an Angriffen, wie sie nun einmal in einem Gelehrtenleben niemals ausbleiben, fehlte es darum doch nicht. Er

aber war von einer großen, fast krankhaften Wehleidigkeit von Haus aus.

Und sie wuchs natürlich, je weiter sich seine Privatdozentenzeit erstreckte. Denn man hielt ihn für so begabt, daß er keinerlei Schutz und Gönnerschaft brauche, wie sie Mindern gern förderlich zuteil zu werden pflegt. Zu bitten aber war er viel zu stolz und zu bewußt, und so gewann es ihm denn manch einer ab, den er nicht ohne Anlaß weit unter sich wie hinter sich gesehen hatte.

Er ward sehr empfindlich, er witterte Absichten und versteckte Anspielungen, auch wo wahrhaftig niemand daran dachte. Und er selber hatte sich wohl in seinen guten Jahren an sehr große Ansprüche sich selber gegenüber gewöhnt. Nun, bei seinem Fleiß, bei der Möglichkeit, zu beobachten und zu forschen, geriet ihm ja einiges, das jedem genügt hätte; für ihn aber, Gottlieb Fromme, war es nicht genug. Er mußte eine Tat tun — und die weigerte sich ihm. Er fühlte sich als Handlanger, der gehofft hatte, richtunggebend zu wirken.

Dies alles aber mußte verhohlen und unterdrückt sein, wollte er nicht bemitleidet oder bespöttelt werden. Derlei hätte ihn getötet. Er war ein innerlich ruhiger Mensch geworden, sicher, zu erreichen, was er sich vorgenommen, und das ihm niemals über den Ansprüchen zu liegen dünkte, die er stellen durfte; nun mußte er immer noch in sich beruhigt erscheinen, da er dennoch merkte, wie er sein Gleichgewicht und damit seine besten Gaben mehr und mehr verlor. Das kostete eine unerhörte Anstrengung des Willens. Und so ward er denn zu Hause reizbar und vergrämt, um draußen nach Kräften der Alte, Liebenswerte bleiben zu dürfen. Nur etwas Lautes und Beflissenes war an dem, was er tat.

Es kamen ja auch Berufungen. Sie waren aber nicht von der Art, daß er sie hätte annehmen können: Universitäten mindern Ranges, da man ausgeschaltet war von der Möglichkeit, sich zu zeigen, vor einem großen und empfänglichen Auditorium zu glänzen, und eigentlich nichts hatte als sein Brot, und nichts war, nur der Vorbereiter zu den Prüfungen. Und dennoch war in ihm manchmal der Wunsch, so etwas anzunehmen. Er sehnte sich danach, zu verschwinden, denn er fühlte sich innerlich erkranken an diesen Aufregungen; und die Sorge, die er nie gekannt, erwachte in ihm und schreckte ihn heftig. Denn so groß war sein und der Schwester Vermögen nicht, daß sie ins Endlose davon zehren konnten. Was aber sollte mit dem stillen Mädchen werden, das nicht einmal Anspruch auf Pension hatte, wenn er vor der Zeit hinging?

Mit solchen Gedanken quälte er sich unablässig. Sie spornten ihn zu Anstrengungen, die weit über seine Kräfte gingen. Er kannte, trotz aller Mahnungen seines Arztes und seines Freundes, keinerlei Ferien, keine Rast und keine Erholung mehr. Solange es ging, saß er im Laboratorium und versank hernach in seine endlosen und mühseligen Berechnungen. Ins Unabsehliche wuchs sein Briefwechsel; alle Welt wollte er sich verpflichten, damit man bei guter Gelegenheit seiner wieder gedenke. Was ihm vordem eine Freude und ein Bedürfnis gewesen war, das wurde gemach ihm zur Pein und zur Qual. Keiner gewahrte es, außer ihm, wie so mehr und mehr etwas Verzerrtes in all sein Tun und sein Trachten kam; das war nur noch die Grimasse jenes Gottlieb Fromme, der so an sich und sein Können geglaubt, und der niemandem verraten durfte, wie weit er sich selber verloren hatte.

Er begann zu kränkeln. Die Stimme erlosch, die vordem so hell und so beredt gewesen. Mit Mühe und Not hielt sie nur noch die eine Stunde aus, die sein Kolleg währte. Noch aber gab er sich nicht. Denn eine große Entdeckung, bedeutend an sich und unabsehlich in den Möglichkeiten, die sie der Wissenschaft auftat, war gemacht worden. Er begriff sie sofort nach ihrer ganzen Tragweite. Es war dem nicht vergönnt gewesen, seinen Fund rechnerisch zu begründen, dem er geglückt.

Hier setzte Fromme ein. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit eines, der seinen Tag verrinnen fühlt und ihm kraftvoll in der letzten Stunde noch etwas abstreiten möchte, ehe die Nacht hereinbricht und ihn für immer hüllt. Mindestens als Jünger und Verkünder eines frühvollendeten Großen wollte er in sie eingehen.

Sein ganzer Scharfsinn ward aufgeboten. Alle seine Anlagen, die er sonst verzetteln gemußt, hier konnte er sie vereinigen: seine Fähigkeit, Lücken zu gewahren, die jenem entgangen, der sein Auge nur auf das große Ganze gerichtet hatte, und sie zu füllen,



Einwänden zu begegnen, hilfreich zu sein. Es war Fieber in seiner Arbeit, von der Art, welche die Kräfte stachelt und zugleich verzehrt. Eine wundersame Hellsichtigkeit, der nichts verborgen bleibt, der sich geheime Fernen auftun, erwachte in ihm; Ahnungen sprach er aus, die sonst seiner klaren und verständigen Art nicht gemäß waren, und die eine nahe Zukunft rechtfertigen sollte. Eine dienende Genialität erkannte er in sich mit geheimer Freude, nun endlich Ziel und Zweck seines Lebens begriffen zu haben.

Und alles geriet und wurde aufgenommen, wie man es nur irgend wünschen konnte. Und, so arg ihn Schwäche und Schmerzen heimsuchen mochten, so sehr man zur Rast mahnte, es kam keine Ermattung und keine Müdigkeit über ihn. Neben dem Messias stand fortab er, sein erster, eifrigster und verständnisvollster Jünger. Er hatte für immer seine Stellung. Das war eine innerliche Freudigkeit, die für vieles entschädigte; ein Aufflammen, das ihn ganz durchglühte und ihn denn auch immerhin verzehren mochte. Denn jede Stunde war reich und fruchtbar und ausgefüllt von einem würdigen Inhalt. Was dahinter kam und drohte, dies mochten andre bedenken.

Er zeigte sich wieder in den freien Augenblicken, die er sich gönnte, unter den alten Freunden. Er las nicht mehr Kollegien, und er sehnte den Augenblick herbei, da er fertig sei und sich rasten könne. Mit einer tonlosen traurigen Stimme, der man sich sehr entgegenneigen mußte, um sie nur zu verstehen, sprach er uns von seinen Arbeiten, die uns im Grunde recht fernlagen, und riß uns mit durch die fremde Innigkeit und den Glaubenseifer, die in allem lagen, und die wir ihm neideten; arm im Leben geworden auch an der Fähigkeit, uns zu begeistern. Nun konnte es ihm nicht mehr fehlen, und er rieb sich innig die Hände, die so mager geworden waren, daß es einen ängstigen konnte, und so feucht und kalt, daß man ihren Druck nur noch ungern empfing. Seiner Ernennung war er nun sicher; er hatte sie zugesagt in der verpflichtendsten Form. Und war auch keine Kanzel offen — was verschlug's? Man mußte für ihn einen Lehrstuhl errichten — Ehre, mehr Ehre, als er sich noch erhofft.

Nun wollte er alles hinter sich werfen: eine Reise antreten, nach der er sich nun schon so lange sehnte, genießen, leben! Er hatte so viel versäumt, das er nun nachholen wollte; er war ja gewesen wie ein Pferd im Göpelwerk. Nun sollten Bücher, Musik, Theater wieder heran und nach Würden genossen sein.

Der ihn so hörte, dem wurde warm und weh zugleich. Denn man mußte kein Kundiger sein wie der kleine Klose, der sehr viel von heilloser Verwahrlosung und sonstigen Eseleien knurrte und überhaupt viel in Beschimpfungen des Abwesenden leistete, den er mehr denn je anbetete, um zu erkennen, wie arg herunter Gottlieb Fromme war, so arg, daß man zweifeln mußte, ob er sich jemals wieder zu rechten Kräften werde aufschwingen können.

Seine Ernennung war erfolgt, und Freude und Erfolg vermögen viel. Auch kam der Sommer und zerstreute uns in alle Welt. Jeder hatte mit sich viel zu viel zu tun, um sich über Abwesende Gedanken zu machen.

Erst im Spätherbst fand man sich wieder einmal zusammen. Es war ein recht heller Tag; die Sonne schien warm, wie im Mai, auf den breiten Ring und übergoldete die kahlen Bäume des Rathausparks und das edle braungelbliche Mauerwerk des ragenden Rathauses.

In einen Überrock tief eingemummelt und mühselig auf den Arm eines andern gestützt, schlürfte draußen jemand vorüber. Wir sahen uns schweigsam und erschrocken an. Es waren Gottlieb Fromme und der kleine Klose, der ihn offenbar ein wenig an die Mittagssonne gebracht und nun in seine nahe Wohnung heimführte. Wir wußten, er werde kommen und berichten, nachdem er uns erkannt, und harrten also. Du lieber Gott — das brauchte Geduld, ehe er erschien und seltsam verstört den frommen Theophil entschuldigte, der nun dermal gar keinen Rauch mehr vertrüge! Er wartete, bis sich die Gleichgültigeren entfernt hatten. Dann raunte er heiser und schluckend: „Wißt ihr, was er mir getan hat?"

Wir verneinten.

„Er hat euch erkannt. Und da hat er auf der offenen Gasse zu weinen angefangen, und ich hab' ihn nur mit Mühe in sein Bett gebracht. Da liegt er nun und weint wie ein Kind, und seine arme Schwester sitzt bei ihm und tröstet ihn."

„Steht's so schlimm?"

Er nickte mit einer wahren Erbitterung: „Schlimmer. Zum Auslöschen steht's mit ihm, und dabei ist natürlich noch eine Gemeinheit."

„Von ihm?"

„Von ihm red' ich nicht. Er war immer ein Narr und hat sich ganz kunstgerecht umgebracht. Nun, da war nichts zu tun, so sehr er sich jetzt selber ein Mitleid ist. Aber sie haben ihn ernannt, und es läßt sich gar nicht schildern, wie sehr er sich dazu gefreut hat. Zu helfen war ihm doch damit nicht mehr. Ich weiß das schon sehr lang. Aber sie haben ihm, damit sie doch was ersparen, die Professur vom ersten Oktober ab und das Gehalt erst vom neuen Jahr an verliehen. Und nun ist er so bescheiden und so verzagt geworden und wünscht sich in aller Welt nichts mehr, nur daß er noch sein erstes Gehalt erleben möchte, und martert mich aufs Blut, ob das noch möglich sein wird, und ich muß Redensarten machen. Ist das nicht höllisch komisch?" Und er sah uns höchst bösartig an. In unsern Gesichtern zuckte es. „Lacht nicht! Er ist ein Narr. Aber ich vertrag' es nicht, wenn wer über ihn lacht!" Und er stülpte seinen Hut schief auf.

Es hatte wahrhaftig niemand ein Gelüst, zu lachen. „Und wird's so lang mindestens halten?"

„Ich weiß nicht."

„Und was wird hernach mit seiner Schwester?"

Wieder ein Achselzucken. „Das bringt ihn mit um. Nämlich — um was er sich früher vielleicht zuwenig Gedanken für das Mädel gemacht hat, um das härmt er sich jetzt zuviel, und es fällt ihm gar nicht ein, daß vielleicht jemand da ist, der nicht nur um seinetwillen das arme Geschöpf ganz gern hat und es immer bei sich haben möchte und nur nichts redet, weil jetzt vielleicht nicht der richtige Moment für eine Freite ist." Und er verschwand, wie immer einen Arm im Überzieher, den er sich auf der Straße erst mit heftig schlenkernden Bewegungen vollends anzog. —

Kurz vor Weihnachten ist Gottlieb Fromme gestorben. Die Universität hißte die Trauerfahne um ihren jüngsten Lehrer, konnte sich aber nur sehr schwach am Begräbnis beteiligen. Denn es waren Ferien und seine Hörer zerstreut in alle Winde. Was mit seiner Schwester geworden ist, weiß ich nicht, denn der kleine Klose ist mir aus den Augen gekommen, und wenn er mir einmal, immer eilfertig, vorüberschießt, so ist keine Gelegenheit auch nur zu einer Frage. Ihres Bruders Geschick aber ist mir im Gedächtnis geblieben und scheint mir nachdenklich. Denn mit reicheren und begründeteren Verheißungen hatte das Leben nicht leicht einen gelockt und gereizt, mit Anspannung jeder Kraft nach einem Ziele zu streben, um ihn alsdann, ganz nahe daran, mit gelassener Kraft so lange davon fernzuhalten, daß er sich verzehren mußte in seinem Ringen danach und ihm selbst die letzte, wahrhaftig niedrig genug gespannte Erfüllung seiner letzten Wünsche erbarmungslos geweigert ward.

Erwartung

Nickende Zweige im Abendgold,
Veilchenduft in den Winden,
Vogelstimmen, zaghaft und hold,
In den knospenden Linden.

Ach, wie so selig die ganze Welt,
Voll von süßem Erwarten!
Sehnend dehnt sich das braune Feld,
Schüchtern lächelt der Garten.

Und ich weiß es: heut' in der Nacht
Kommt er heimlich gegangen,
Und wenn morgen der Tag erwacht,
Sieht er ein einziges Prangen.

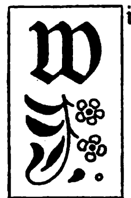
Blüten, Blüten in weiter Rund,
Drüber Jauchzen und Klingen,
Und auch dein stummer, vergrämter Mund
Lernt wieder küssen und singen.

Karl Bienenstein



Wilhelm von Humboldt im Übergang zu staatsmännischer Tätigkeit

Von Prof. Dr. Karl Berger (Darmstadt)



Wir leben in den Tagen hundertjähriger Erinnerung an die zugleich erhabenste und unseligste Zeit der deutschen Geschichte. Auf die Schiller-Jubelfeier vom Mai 1905 folgte im Oktober 1906 der traurige Gedenktag der Schlacht bei Jena, und wieder ein Jahr später galt es, den Reichsfreiherrn vom Stein, den großen Erneuerer des preußischen Staates, zu feiern. So zeigte sich dem rückwärts gewandten Blick in dem symbolischen Wechsel dieser Gedächtnisfeiern noch einmal das ganze Mißverhältnis, das vor hundert Jahren zwischen dem literarischen und dem politischen Leben unsers Volkes bestand — ein Mißverhältnis, wie es die Geschichte keiner andern Nation aufweist. Dasselbe Geschlecht, das die Hochblüte ästhetisch-idealistischer Kultur in Deutschland sah, erlebte auch den Verfall politisch-realer Macht und Kraft; derselbe Boden, der den stolzen Neubau deutscher Geistesbildung trug, wurde auch erschüttert durch den Zusammenbruch des längst morsch gewordenen Reiches. Unter seinen Trümmern schien selbst die Hoffnung auf staatliche Wiedergeburt für immer begraben, Kunst aber und Philosophie, die der Stolz der Nation gewesen waren, mußten nun der Schuld an dem tiefen Falle sich zeihen lassen. Der Minister vom Stein war überzeugt, und nach ihm haben viele die Anklage wiederholt, daß metaphysische Grübelei und ästhetische Kultur den Deutschen die politische Tatkraft geraubt und sie zum praktischen Handeln untauglich gemacht hätten. Kein Zweifel: bei schwächeren Persönlichkeiten hat damals wie zu allen Zeiten die einseitige übertriebene Hingabe an Kunst und Philosophie eine Einbuße praktischer Fähigkeiten und tätigen Gemeinsinnes herbeigeführt; nichtsdestoweniger aber bleibt die Tatsache bestehen, daß die schöpferischen Geister jener literarisch-künstlerischen Blütezeit mitten im Verfall des staatlichen Lebens das als Gefühl und Gedanken ausbildeten, was später als befreiende Tat zu wirken berufen war. Manchen Vertretern jener ästhetisch-idealistischen Kultur aber war es beschieden, durch ihre eigne Hinwendung zu politischem Handeln und Gestalten den erwähnten Vorwurf selbst aufs glänzendste zu widerlegen. Das am besten ausgeprägte Beispiel einer solchen Entwicklung, der Wandlung vom weltbürgerlich gesinnten Deutschen zum nationalen Staatsmann, vom idealistischen Doktrinär zum praktischen Politiker, bietet uns **Wilhelm von Humboldts** Lebensgeschichte.

Für eine politische Laufbahn schien Humboldt weder durch seine Neigungen noch durch seinen Bildungsgang bestimmt zu sein. Er kam aus der Berliner Aufklärung und geriet früh in die Gefühlsbewegung, die zu der nüchternen Verständigkeit den Gegensatz und die Ergänzung bildete. Allen geistigen Strömungen und Interessen brachte er eine vielseitige Empfänglichkeit entgegen, aber auch das Verlangen, die ganze Fülle des Erlebten und Erkannten zu harmonischer Klarheit auszugleichen. Nach kurzer Referendartätigkeit am Berliner Kammergericht zog er sich ins Privatleben, in die Einsamkeit zurück, um an der Seite seiner jugendlichen Gattin **Karoline** ganz der eignen Ausbildung und Vertiefung zu leben. Auf Wirkung „ins Große und Ganze“ wollte er damit nicht verzichten; aber eine solche Wirkung schien ihm nur dann möglich und wertvoll, wenn einer vorher sich selbst zum Kunstwerk, zum Quell lebendiger Kraft gemacht habe. Sein Plan ist ihm aufs wunderbarste gelungen. Unter geschichtlich-politischen, philosophischen und ästhetisch-philologischen Studien und Arbeiten, im Umgang mit bedeutenden Menschen, mit Schiller vor allen, und auf Reisen genügte er dem reinsten und innersten Bedürfnis seiner Seele nach „höchster und vielseitiger Bildung“. Schließlich aber erwachte doch auch in ihm wieder die Sehnsucht nach einer bestimmten, äußerlich gegebenen Berufstätigkeit, nach einer solchen freilich, die ihm

neben dem wohltätigen Zwang der Arbeit genug Freiheit ließ, seiner Selbstvollendung zu leben. Das Glück war dem vom Schicksal Begünstigten auch hierin hold: in dem Augenblicke, da er ernstlich den Plan einer Rückkehr in den Staatsdienst erwog, ward eine Stelle frei, die einzig unter allen seine Neigungen und Wünsche zu befriedigen geeignet war: der Gesandtschaftsposten in Rom. In Italien zu reisen, in Rom zu leben, war schon lange Humboldts sehnlichster Wunsch, und so nahm er mit Freuden die ihm angebotene untergeordnete diplomatische Stellung an. Am 25. November 1802 fuhr er mit den Seinen durch die Porta del Popolo in die Stadt ein, die alles Beste seines Wesens zur Blüte und Reife bringen sollte. Sein Posten gefiel ihm, weil er dadurch mit der Welt des Handelns und der Wirklichkeiten in Berührung kam, ohne der Welt der Ideen und der Dichtung entzogen zu werden. Rom ergriff und befriedigte alle Seiten seines Wesens, seinen Hang zu intellektueller Beschaulichkeit wie seine geschichts- und sprachphilosophischen Interessen, seine Liebe zur griechischen Menschheit und Kunst, seinen Sinn für bedeutende Persönlichkeiten wie für stimmungsvolle Naturbilder. In der ewigen Stadt sah der Sinnende den Mittelpunkt der alten und neuen Welt, einen Spiegel der Weltgeschichte und des in dieser waltenden göttlichen Geistes. Rom mit seinen melancholischen Trümmern entzückte und fesselte den von der Nichtigkeit aller irdischen Wirklichkeit tief Überzeugten so sehr, daß er hoffte, an dieser Stätte seine Tage beschließen zu können. Leben und Tod vereinigten sich, den ästhetischen Idealisten in dieser Stimmung und Gesinnung zu bestärken. Humboldts schlichtes Heim im Palazzo Tornati ward der gastliche Sammel- und Mittelpunkt eines geistig und künstlerisch reichen Kreises, in dem sich seine Gattin Karoline, die Anmutige und Liebreiche, aufmunternd und anregend, aufrichtend und fördernd bewegte. Da kamen und gingen fürstliche und andre hochgeborene, berühmte und interessante Gäste; da fanden Gelehrte und Künstler, Diplomaten und Reisende gastliche Aufnahme und geistvollen Gedankenaustausch. Vor allem Bildhauer und Maler, wie Thorwaldsen, Rauch, Schick und andre, erfuhren von dem preußischen Gesandten und seiner Frau viele Beweise verständnisinniger, hilfsbereiter Fürsorge, unermüdlicher Teilnahme an ihrem Streben und Schaffen, an ihren Leiden und Freuden, an ihren alltäglichen Sorgen und außerordentlichen Triumphen. Was sie für ihre lieben Künstler taten, empfanden die beiden nicht als schweres Opfer; denn ihnen selbst war solche Hingabe die Quelle reinster Freuden und edelster Genüsse. Dieselbe Stätte aber, die sie in den Wonnen der Schönheit schwelgen ließ, die ihnen die reichste Lebensfülle bot, bereitete ihnen auch durch häusliches Leid, durch herbe Verluste schier unverwindliche und doch heiligende Schmerzen. Auf dem römischen Friedhof bei der Pyramide des Cestius ruhten seit der Mitte des August 1803 die sterblichen Überreste ihres lieblichsten und geliebtesten Sohnes Wilhelm und ihnen zur Seite die des im zartesten Alter im November 1807 verstorbenen Sohnes Gustav. Durch die stille Ruhestätte seiner Kinder fand sich Humboldt nur um so mehr an den römischen Boden mit seiner sanften Melancholie gefesselt, wo selbst Pein und Leid ihre niederziehende Schwere zu verlieren schienen. Nichts zog ihn in die Heimat zurück. Denn auch Schiller, dem er sich verwandt und verbunden gefühlt wie keinem sonst, Schiller, der einzige, der Humboldts sehnende Gedanken von den Ufern der Tiber nach den Ufern der Saale und der Ilm zu lenken vermocht hatte, war seit dem Mai 1805 tot.

„Rom mit Willen nie wieder zu verlassen", das war Humboldts Entschluß, wie er den Freunden im Vaterlande wiederholt ankündigte. Ein stilles häusliches Glück in arbeitsreicher Muße auf seinem politisch nicht stark belasteten Posten war alles, was er für sich wünschte; ein Ruheplätzchen an der Cestiuspyramide neben dem Liebling seines Herzens bildete das letzte Ziel seiner Hoffnungen. Die Stürme, die unterdessen verheerend über Deutschland dahinbrausten und den preußischen Staat zu stürzen drohten, vermochten zunächst nur, das Herz des in idealistischen Träumen und Ideen Lebenden zu wehmütiger Resignation zu stimmen. Seine Wünsche für sein bedrohtes Vaterland erhoben sich lange nicht höher als auf die Wiederherstellung des Friedens; das Schicksal des erniedrigten preußischen Staates schien dem kühlen Beschauer im Hinblick auf die Vergänglichkeit alles Irdischen nicht allzu bedeutungsschwer. Noch im August 1807 glaubte er sich über das Unglück hinwegsetzen zu können mit dem Gedanken, daß es „unter dem Gesichtspunkt der



allgemeinen Geschichte" von untergeordnetem Interesse sei, ob ein politisches Gebilde so oder so bestehe. Seinen Trost aber fand er bei den Alten und „in diesem schönen, süßen, melancholischen Lande". Und doch war und empfand Humboldt deutsch mit jeder Faser seines Wesens. Er liebte deutsche Art und Kunst, deutsche Sprache und Kultur, er war von Stolz erfüllt auf deutschen Geist und deutsche Denkweise. Gerade der Aufenthalt im Auslande hatte in ihm diese „Deutschheit" gestärkt, und die vergleichende Betrachtung des fremden Wesens hatte ihm den Blick geschärft für das eigne Volkstum, so daß es ihm in seinen Eigenheiten, in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen deutlicher hervortrat. Gleichwohl war seine Anhänglichkeit an deutsche Art die des Weltbürgers geblieben, dem sein Mangel an Staatssinn und nationalpolitischem Bewußtsein erlaubte, sich, selbst in Zeiten vaterländischer Not, als unparteiischen Beurteiler der übrigen Völker und als Vermittler zwischen den Kulturen der alten und der neuen Welt zu fühlen. Eine Vaterlandsliebe in unserm heutigen Sinne, eine gefestete Volks- und Staatsgesinnung hatte Humboldt nicht, konnte sie ebensowenig haben wie die besten seiner Zeitgenossen. Denn in dem Gemeinzustande des in Hunderte von „Vaterländern" zerrissenen Heiligen Römischen Reiches war nichts gegeben, was jenem Drang ins Weltbürgerlich-Weite nachhaltig hätte als Gegengewicht dienen können. Ein deutscher Staat war nicht vorhanden; das von einem Wöllner regierte Preußen aber, das Preußen, in dem Rosenkreuzer und Geisterbanner ihr Wesen trieben, hatte in dem jungen Humboldt den politischen Sinn nicht zu wecken vermocht, sondern ihn nur mit Abscheu vor zahlreichen staatlichen Einrichtungen erfüllt. Den weltbürgerlich gesinnten Deutschen zum staats- und nationalbewußten Preußen, zum praktischen Staatsmann zu wandeln, dazu bedurfte es des Zusammenbruchs des Vaterlandes. In der Reife seiner Bildung wurde Humboldt berufen, den Wert seiner Ideale durch die Tat zu erproben und den Gewinn seines scheinbar nur auf Selbstgenuß angelegten Strebens für den Staat nutzbar zu machen. Es galt, im Sinne von Schillers Theorie der ästhetischen Briefe in einem großen Beispiel den Beweis zu führen, daß die Bildung durch das Schöne, ernstlich, gewissenhaft und mit vollem Glauben ergriffen, zu der Tatkraft und Sittlichkeit endlich doch zurückführe, die sie zu untergraben drohe. Mit einem Wort: die Weimarer Ideale sollten lebenzeugend in die Wirklichkeit hineingebaut werden.

Humboldt reiste Mitte November 1808 in Privatangelegenheiten nach Deutschland; nach ihrer Erledigung, in etwa vier Monaten, gedachte er wieder in Rom, an der Seite der zurückbleibenden Gattin zu sein. Aber es kam anders, als er gehofft hatte: er, der sich vor der Berührung mit der Politik stets gescheut, der in seinem Jugendwerk, den „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen", religiösen Kultus und Jugenderziehung für Privatsache erklärt hatte und jeglichem Einfluß des Staates entzogen wissen wollte, ward alsbald nach seiner Heimkehr an die Spitze der Sektion für Kultus und Unterricht berufen. Was er in dieser Stellung trotz der kritischen Lage des Staates und der Kürze der ihm bemessenen Amtszeit geleistet hat, steht mit glänzenden Lettern in der Geschichte Preußens geschrieben: die Schöpfung der Berliner Universität, die Neubelebung der Akademie der Wissenschaften, die Hebung des höheren und niederen Schulwesens, Neuordnungen und Anregungen auf allen Gebieten seines Ressorts, das sind die Beiträge Humboldts zur Wiedergeburt des preußischen Staates, Betätigungen eines praktischen Idealisten, der die erworbene Selbstbildung in die Bildung seines Volkes hinüberpflanzen wollte. Humboldts ganze Wirksamkeit liegt klar erschlossen vor uns, seitdem die wichtigeren darauf bezüglichen Aktenstücke in der von der Berliner Akademie (1903/05) veranstalteten Ausgabe seiner Werke (im 10. Bande) veröffentlicht worden sind.

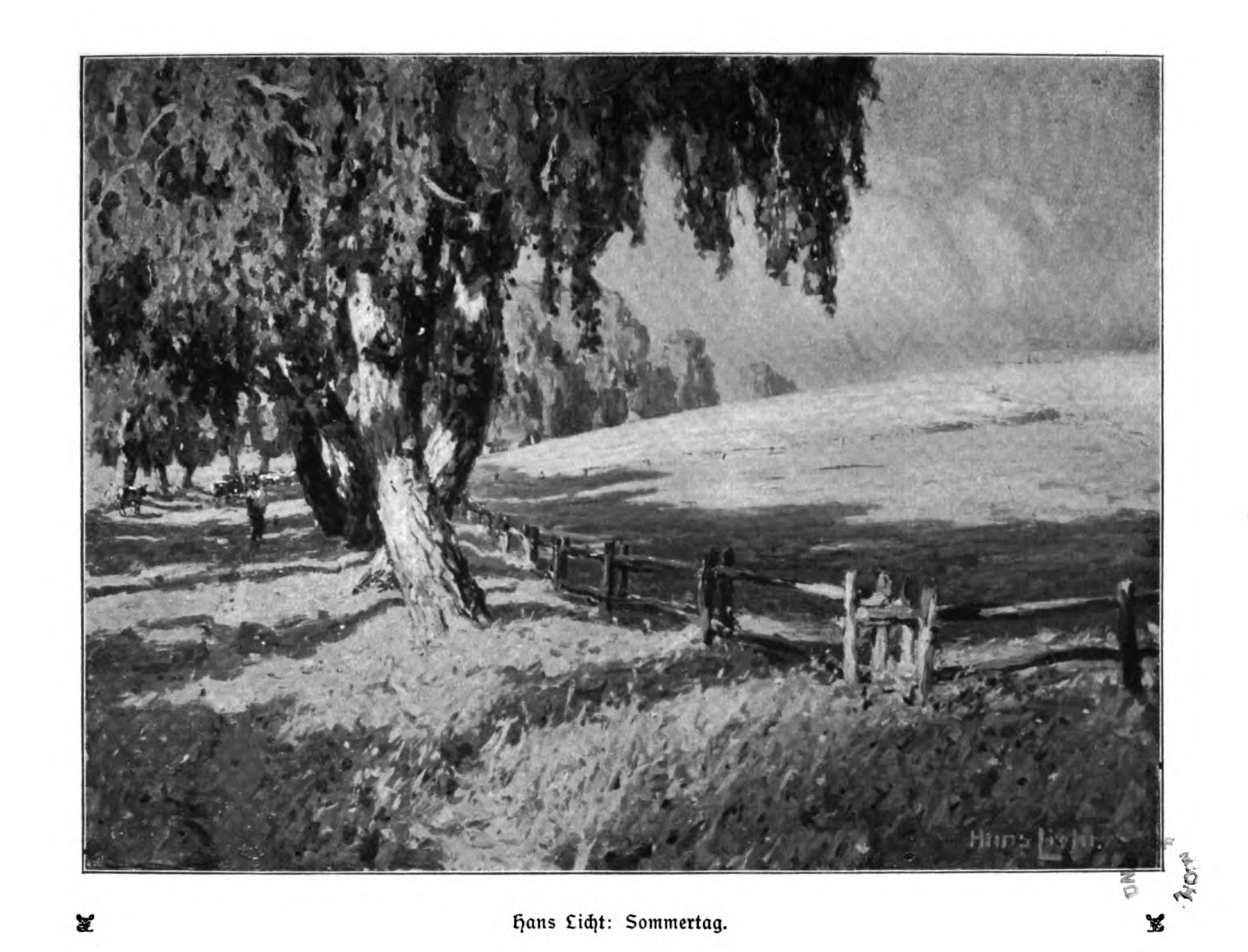
Neue Dokumente aber und zwar menschliche Selbstzeugnisse aus dieser wichtigen Epoche in Humboldts Entwicklung sind erst vor kurzer Zeit ans Licht getreten mit dem von seiner Enkelin Anna von Sydow herausgegebenen dritten Bande des Werkes „Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Zwei Jahre hindurch, von der schmerzlichen Trennung in Rom bis zur Wiedervereinigung der Gatten in Wien, zieht sich dieser Briefwechsel ununterbrochen fort: er gibt gleichsam die musikalische Begleitung zu dem Text der Entschlüsse und Taten, mit

denen Humboldt in das politische Getriebe einzugreifen berufen war. Wie der dichterisch Begabte sich von den ihn umwogenden Sorgen durch ihre Darstellung befreit, so findet Humboldt in schweren innern Kämpfen und äußern Krisen ein Gegenmittel gegen alle Leiden und Lasten in der klärenden Aussprache an die Lebensgefährtin. „Rom aufzugeben," so hatte einst sein Biograph Rudolf Haym gemeint, „kostete Humboldt kaum einen Entschluß." Die Briefe an seine Gattin beweisen uns das Gegenteil. Schmerz und Sehnsucht stiegen, je weiter er sich von der geliebten Stadt entfernte und je mehr die Hoffnung auf baldige Rückkehr schwand. In allen Stürmen und Schwankungen des Lebens blieb die Aussicht auf die römische Zufluchtsstätte, einerlei ob in amtlicher Stellung oder in stiller Zurückgezogenheit, Humboldts liebster Trost, sein ultimum refugium. Als er auf der Heimreise in München rastet, im geselligen Hause des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, da fällt ihm bei jeder neuen Begegnung mit interessanten Menschen ein: „Das ist keines Römers Schritt!" Der junge Kronprinz von Bayern, der nachmalige König Ludwig I., gewinnt sein Herz durch die rührende Liebe, den Enthusiasmus, mit dem er an Rom hängt. Und so werden alle Personen und Örtlichkeiten, zu denen sein Herz ihn führt, von Humboldt mit den Römern und Rom verglichen. In diesem Heimweh nach der Stadt, die ihm die fruchtbarsten und reichsten Stimmungen gebracht hatte, offenbarte sich die Scheu des Mannes vor einem Bruch mit seinem ganzen bisherigen Leben, mit seinem Bildungsideal, das von ihm forderte, sein Wesen zur höchsten Stufe der ihm erreichbaren Vollkommenheit emporzuläutern. „Durch den Aufenthalt in Rom," so schreibt er aus Erfurt angesichts der neuen staatsmännischen Aufgaben, „bin ich viel bestimmter geworden, und alles hat sich klarer und reiner in mir geschieden; ich habe mehr gelernt, fest zu wollen oder rein aufzugeben, und bin dadurch ruhiger und glücklicher in mir und milder, als ich sonst oft war, gegen andre geworden ... Allein dennoch leugne ich nicht, daß ich mich vor der Möglichkeit, dauernd hierbleiben zu müssen, fürchte. Könnte ich ein, zwei Jahre eine bedeutende Tätigkeit ausüben und dann dorthin zu Dir zurückkehren, so finge ich es mit Mut an. Aber wenn das Handeln keine Wichtigkeit hat, ... wenn nur das Hinrinnen des Lebens, wie es mit uns in Rom war, das eigentlich Bedeutende ist, dann ist es schrecklich, das schönere, ja das einzig schöne Element gekannt und genossen zu haben und nun zu entbehren." Das Handeln hatte für diesen Idealisten kein ursprüngliches Interesse, es galt ihm als etwas Untergeordnetes gegenüber der Stimmung und der Beschaffenheit des Innern. Ihm fehlte die Leidenschaft des Wirkens und Schaffens, die Freude an aufregender Arbeit und an äußern Erfolgen, der glühende Ehrgeiz, die unmittelbare Begierde des Tatmenschen, in den Lauf der Dinge frisch und derb einzugreifen. Von Natur mehr zur Betrachtung geneigt, hatte er sich jeden „einseitigen Eifer" abgewöhnt und sich mehr im Überschauen des vielgestaltigen Lebens geübt als an der Beseitigung seiner Gebrechen versucht. Er wußte aber genau, daß einer nicht „zugleich Schauspieler und Zuschauer sein kann". Bei solchen Zweifeln, die aus der Klarheit seines Selbstbewußtseins geboren wurden, mußte Humboldt sich fragen, ob das, was er dem Gemeinwesen zu leisten imstande wäre, das Aufgeben seiner eigentlichen Existenz, das Opfer seines Strebens nach individueller Vervollkommnung wert sein würde.

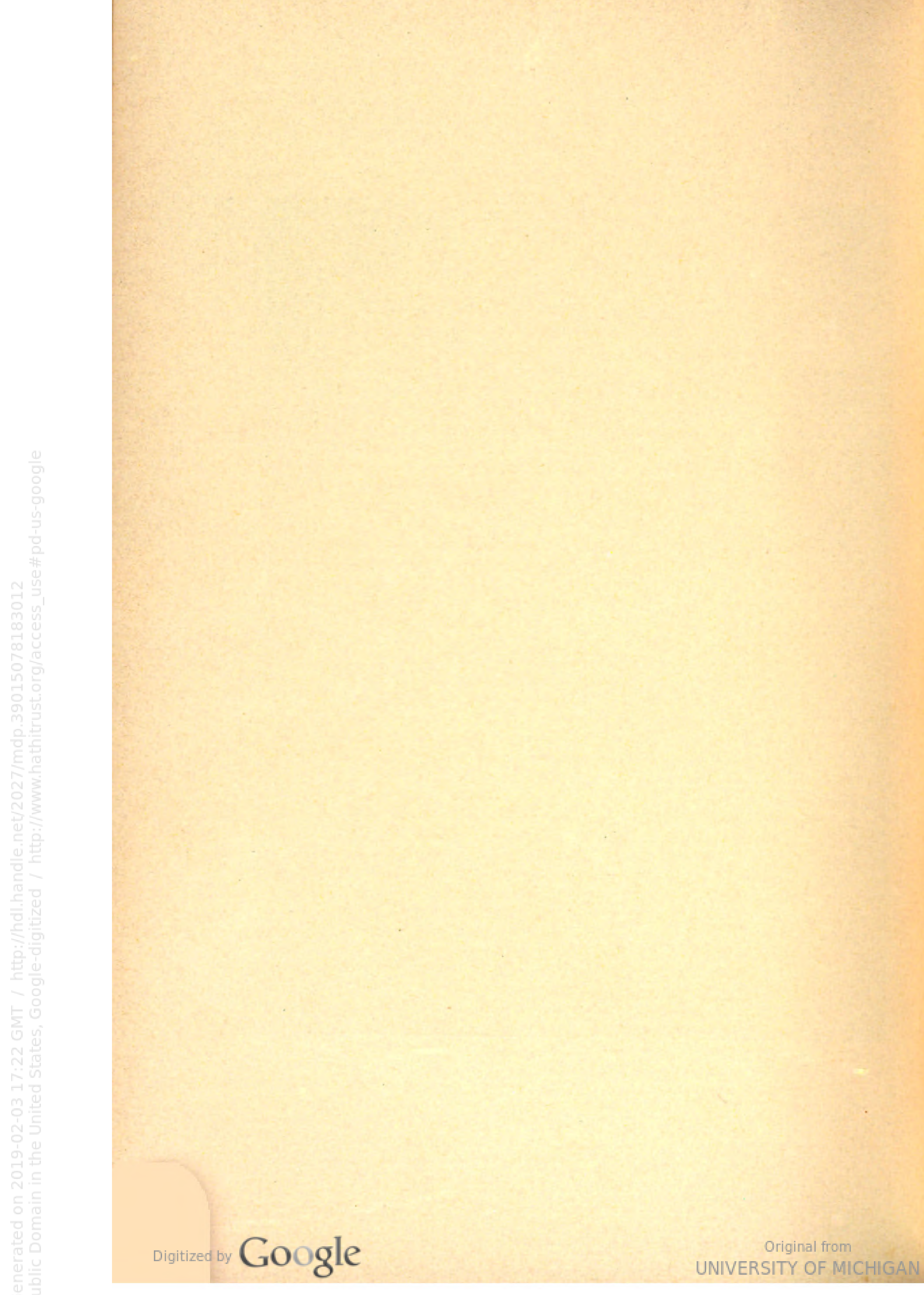
Derselbe Idealismus aber, der den Zaudernden in den Konflikt gestürzt, führte ihn auch zum Siege. Der schmerzliche Blick auf die tragischen Zustände des Vaterlandes forderte seine Widerstandskraft, seinen Mut und seinen Glauben an das „immer siegende" Gute heraus. Die vorliegenden Briefe bezeugen das Erwachen eines neuen, auf politische Betätigung gerichteten Vaterlandsgedankens in ihm, das Gefühl patriotischer Verpflichtung und den Willen, auch die gesunkene Nation zur Selbsttätigkeit zu erwecken. In seiner politischen Jugendschrift hatte er den Staat für ein notwendiges Übel erklärt; nun erkannte er den Staat als den einzigen Ort der Rettung und ward sich seiner unlöslichen Zugehörigkeit zum Staate im Innersten bewußt. Vor kurzer Zeit noch war ihm das Schicksal Preußens wie andre Dinge ein Gegenstand kühler Betrachtung gewesen, wenige Wochen im Vaterland genügten, um ihm jede Gleichgültigkeit gegen dessen Wohl und Wehe als ehrlos erscheinen zu lassen. Jetzt lautete die Frage für ihn nicht mehr, ob er wirken müsse, sondern ob die Um=

stände ihm erlaubten, Nützliches zu wirken. „Mangel an Vaterlandsliebe, Verlassen der Unglücklichen", Teilnahmlosigkeit „an der jetzigen in hohem Grade sorgenvollen Lage" wollte er sich unter keiner Bedingung nachsagen lassen. Gewiß, er fühlte sich dem ihm angebotenen Amte noch immer nicht recht gewachsen, und Kultusleiter zu sein, „Gelehrte zu dirigieren", schien ihm „nicht viel besser als eine Komödiantentruppe unter sich zu haben", aber das alles konnte nicht den Ausschlag geben. „Man tut im Leben", so bekennt er, „oft etwas andres als das, wozu man ursprünglich berufen war, und wirkt oft schon durch seine bloße Gegenwart. Ich werde also vorzüglich meine Aufmerksamkeit darauf richten, ob man in der Tat Vertrauen auf mich setzt, ob dem Könige, seiner Umgebung an meinem Bleiben gelegen ist. Ist es das, so nehme ich an." Zur Annahme wurde Humboldt von vielen Seiten ermuntert. Goethes alter Freund Karl Ludwig von Knebel z. B. sprach sich entschieden dafür aus. „Er verlangte absolut, daß ich die neue Stelle unbedingt und sogleich annehmen sollte, und nannte das Gegenteil ganz unpatriotisch und egoistisch ... Die Menschen tun jetzt, als wenn niemand in Preußen mehr ohne mich lesen lernen könnte." Und als Humboldt das Amt wirklich übernahm, priesen alle, die ihn kannten, den Entschluß. Humboldt sah sich bei seiner Ankunft in Berlin „mit großer Glorie aufgenommen" und empfing Beweise allgemeinen Vertrauens. „Meine Stube", so meldete er nach Rom, „ist bis jetzt nur leer geworden, wenn ich zugeschlossen habe. Es ist nur eine Stimme, daß man niemand anders als mich will, Wolf [der berühmte Philolog] und andre drohen öffentlich, wegzugehen, wenn ich wirklich nicht bleibe. Einige Schulen haben mich schriftlich ausdrücklich gebeten, anzunehmen. Ja, man ist noch mehr und sogar mit Vorwürfen in mich gedrungen." Allmählich gewann Humboldt die beruhigende Überzeugung, daß er zu dem Amt doch fähiger sei als die meisten. Alle Freunde bestätigten es ihm, und Goethe urteilte aus der Ferne, in der jetzigen Lage des preußischen Staates hätte kein Mann gefunden werden können, der sich zur Restauration so gut geschickt hätte wie Humboldt. Der Oberpräsident von Schön aber schrieb in sein Tagebuch, als der neue Kultusleiter nach Königsberg kam: „Lichtpunkt in der Finsternis!" Der also Begrüßte fühlte sich gehoben auch durch die wachsende Vaterlandsliebe, die sich bei allen Ständen und Lebensaltern, bei Männern und Frauen in tätigem Opferwillen bekundete. Kein Wunder, daß auch dem seither weltbürgerlich gesinnten Manne das deutsche Herz wärmer und wärmer ward, bis er eines Tags tief ergriffen der Lebensgefährtin schrieb: „Es gibt doch nie ein Vaterland, dem man lieber angehören möchte als Deutschland."

Mit seinem Selbstvertrauen wuchs auch Humboldts zuversichtliche Freude an seinem Werke. Sein hoher Idealismus befähigte ihn, die im Volke schlummernden sittlichen Kräfte zu wecken und auszubilden. Trotz der geschwächten Mittel des Staates, in einer Zeit bitterster Not wagte er es, große Opfer zu fordern für Bildung und Wissenschaft, für die geistige und sittliche Hebung der Jugend, weil darauf allein nach seiner Überzeugung die politische Wiedergeburt und der kulturelle Fortschritt des Ganzen gegründet werden konnte. „Die Geldnot ist entsetzlich," heißt es im Briefe vom 4. März 1809. „Die meisten Leute nehmen Geld zu 15 % auf. Ich für die Schulen verzweifle dennoch nicht. Ich habe einen großen Plan, die Schulen bloß von der Nation besolden zu lassen. Die ist doch zu kleinen Abgaben noch so arm nicht, und man bekommt so einen Fonds, den selbst ein Feind einmal respektiert. Allein alle bisherigen kleinen Ansichten werden sich dagegensetzen, und ich werde viel Widerspruch finden." Nach Humboldts ursprünglicher, leider nicht verwirklichter Idee sollte das Unterrichtswesen so organisiert werden, daß es „von der kleinsten Schule an bis zur Universität alles umfaßte und alles ineinandergriffe". Mit Reformen im einzelnen wollte dieser „Chef der Gelehrsamkeit", wie ihn Niebuhr nannte, sich nicht abgeben; für „Stück- und Flickwerk" war der Mann, der selbst nach Ganzheit und Harmonie in seinem persönlichen Leben strebte, nicht zu haben. Von Grund aus sollte die Nation erneuert, „das Volk", nach Humboldts Worten in dem Briefe vom 26. Mai 1809, „grundenergisch und der höhere Teil sehr erleuchtet werden". Von seiner Sorge für das Elementarerziehungswesen legen die Briefe wiederholt Zeugnis ab. Sie bezeugen uns vor allem, daß er nicht bloß „als Glanzpartie und des Aufsehens wegen", wie



Hans Licht: Sommertag.



man dem Freiherrn vom Stein berichtete, sondern aus lebendigstem Anteil und aus inniger Überzeugung die Erziehung der untern Stände betrieb. „Was ich tue," so schreibt er der Gattin, „gewinne ich lieb und erweckt mein Interesse, und führt mich auch in mir weiter fort." Nach Pestalozzischen Grundsätzen sollte dabei verfahren, von innen heraus, nicht von außen her das Kind gebildet werden. Um die neue Methode zu erproben, übergab Humboldt seinen eignen Sohn Theodor, der mit ihm nach Deutschland gekommen war, der nach Pestalozzi verfahrenden Plamannschen Lehranstalt. Später mußte der Knabe das Friedrichs-Werdersche Gymnasium besuchen, weil es seinen Kenntnissen und seinem Alter angemessener erschien. Sonntags war er mit seinen Kameraden zu Gast beim Vater, der seine helle Freude an den Kindern hatte. „Sie sind mit Leib und Seele in ihrer Schule," so lesen wir in dem Briefe vom 24. April 1810, „haben da ihre Intrigen, ihren Ehrgeiz, ihre Freund- und Feindschaften, wie andre im Staat, es ist durchaus ein andres und besseres Leben als bei einem einzelnen Hofmeister im Hause." Der vornehme Mann, der selbst niemals eine öffentliche Schule besucht hatte, lernte jetzt erst den Wert gemeinsamer Erziehung schätzen. „Theodor bringt mir Kürschner-, Schneider- und Krämersöhne zu Tisch, die aber recht anständig sind, und es ist gar nicht übel, daß er sich früh an einen gewissen Volkssinn gewöhnt." Auch durch häufige Besuche der Schulen machte sich Humboldt mit der Sache vertraut. „Ich bringe jetzt manchmal ganze Vormittage in bloßen Elementarschulen zu", so berichtet er aus Königsberg schon im Juni 1809. „Bisher taten das die Minister nicht und blieben der Sache und die Sache ihnen fremd. Ich komme, ohne daß man es weiß, die Lehrer bleiben in Furcht, wenn sie schlecht sind, da ich, wie noch heute bei einem, der keinen Vers im Homer richtig übersetzte, mitfrage und korrigiere, und finden sich durch den Anteil erfreut, wo sie gut sind. Dann ist's immer amüsanter als Akten lesen. Man hört doch schöne Töne; höre ich freilich, daß die armen Jungens in einer dunklen, jämmerlichen Stube (die Schulhäuser sind hier fürchterlich!) vom Soracte und Tiber lesen, so wird mir wunderbar zumute, daß ich ehemals da sein konnte und nun in eine so dumpfe Öde gebannt bin; aber auch das gibt hübsche gotische Gefühle — kurz, ich bleibe immer dabei: glücklich muß man immer sein und immer nur durchs Schöne; ist's nicht durch Genuß, so ist es durch Sehnsucht ... Ich meine, daß man beim Entbehren begehrenswerter Dinge und Zustände nicht schwermütig, nicht untätig werden, sondern das jedesmal Gegenwärtige ergreifen, sich aneignen, heben und veredeln muß, und mir gelingt das fast immer und zu jeder Zeit leicht; nur bedarf ich von Zeit zu Zeit der Einsamkeit."

Solche und ähnliche Stellen beweisen, daß Humboldt beim Übergang zu staatsmännischer Tätigkeit der Alte geblieben war, wenn er neue Seiten seines Wesens entwickelte und auf neuen Gebieten seine Kräfte bewährte. Wie früher Sinnen und Schauen, so mußten jetzt Handeln und Schaffen seiner persönlichen Vervollkommnung dienen. Der Dienst am Gemeinwohl ward ihm ein Mittel auch zur höheren Selbstbildung. Der Menschengründer, der Philosoph und der Sprachforscher fand in der Wirksamkeit des Staatsmannes reiche Anregung. Sein eifriges Suchen nach Mitteln, auf den Volkscharakter veredelnd zu wirken, ließ ihn auch in Gebiete eindringen, die seiner ursprünglichen Anlage und Neigung fremd waren. So war ihm, wie er Goethe einmal gestand, für Musik „der Sinn am wenigsten gegeben". Bald aber erkannte er, wie sehr die öffentliche Musikpflege im argen lag, und wieviel der Staat durch Förderung des musikalischen Lebens in Kirche und Schule zu tun vermöchte. Schon bald nach seiner Ankunft in Berlin meldete er mit launigem Selbstspott nach Rom: „Ich habe Dir wohl noch nicht gesagt, daß ich mit der Musik, auf Goethes förmlichen Rat, meine Partie genommen habe; ich erkläre dreist, daß ich sie liebe, stehe geduldig am Klavier, lobe und tadle, manchmal etwas schief, aber da ich aus Italien komme, mache ich die Leute irre. Theodor hat mich schon einmal ganz heimlich — öffentlich wagte er es nicht — gefragt, wie es denn damit stände." Bald aber setzte sich Humboldt mit dem Tonkünstler Zelter, Goethes Freund, in Verbindung, und nun wurde es ernst mit der Neuordnung auch auf diesem Gebiete. Zelter arbeitete auf Humboldts Verlangen „einen Plan zur Veredlung der Musik, zur Errichtung ordentlicher Schulen, zur Verbesserung der Kirchenmusik usf."



aus. Volkstümlichkeit, edle Einfachheit sollte die Hauptabsicht dabei sein. „Alle Musik, die man irgendwo hier macht," schreibt Humboldt am 11. März 1809, „muß unter gehörige Aufsicht kommen, und wenn du wieder herkommst, liebe Seele, sollen selbst die Nachtwächterhörner melodisch klingen ... So viel Langweile mir auch die Musik gemacht hat, so bin ich doch wirklich recht ernsthaft und nicht aus Nebenabsichten eifrig für diesen Plan. Die Musik, das bleibt einmal unleugbar, ist ein unendlich mächtiger Hebel der Empfindung, sie fängt an, wo das Wort aufhört, und wo sie endigt, reicht selbst der Gedanke nicht hin." Der König Friedrich Wilhelm III. wurde für den Plan gewonnen und ernannte Zelter zum Professor und Aufseher der Musik bei der Akademie der Künste. Als solcher entfaltete er eine reiche Tätigkeit; an Goethe aber schrieb der neue Professor dankbar: „Sie haben zu meinem Besten ein gutes Wort in ein gutes Ohr gelegt."

So sehen wir überall mit der sachlichen Anregung und Neubelebung die persönliche Selbstförderung und die Unterstützung des wahren Talents Hand in Hand gehen. Allerorten zeigt sich Humboldt als unermüdlicher Arbeiter und glücklicher Neugestalter. Seine schöpferische Tätigkeit, die Gründung der Berliner Universität, die Hebung der ehrwürdigen Albertina zu Königsberg und der alten Viadrina zu Frankfurt a. O., erscheint im Lichte persönlichen Erlebens. Wie eigentümlich mutet es den Mann an, „als Herrscher" in der Oderstadt aufzutreten, wo er „vor 22 Jahren als Student sehr verliebt in die [Henriette] Herzen herumging". Die Professoren geben ihm eine „Fête", die Studenten bringen ihm eine „Musik" dar. „Du siehst also, daß es an Stoff zur Langenweile nicht fehlt. Indes bin ich die so gewohnt worden, daß ich zu behaupten pflege, daß es gar keinen Ennui in der Welt gibt." Ihm ist es um die Sache, nicht um Huldigungen zu tun. Gegen Neid wie gegen Lob ist er gleich fest. Und doch freut ihn die Anerkennung der Guten und Tüchtigen, und stolz gesteht er wiederholt, daß er das Zutrauen des Königs und der Königin besitze, daß das Volk Vertrauen auf ihn setze, und daß er der einzige im Staate sei, dessen Geschäfte regelmäßig, schnell und glücklich fortschreiten. Wir werden Zeugen dieses Fortschreitens, aber auch der Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich seinem Wirken mehr und mehr entgegenstellten. Nur als selbständiger Minister, nicht in seiner Zwitterstellung als abhängiger Staatsrat hätte er seine Ideen alle verwirklichen können, aber diese Selbständigkeit wurde ihm durch kleinliche Bedenklichkeit und Mißgunst vorenthalten. Solange Geduld und Besonnenheit, Ruhe und Heiterkeit des Geistes zur Abwehr des Feindlichen ausreichten, blieb Humboldt in seinem Amte, unbeirrt von Hof- und Staatsintrigen. In dem Augenblick aber, da seine Stellung noch mehr herabgedrückt werden sollte und seine Wirksamkeit unfruchtbar zu werden drohte, war er zum Gehen entschlossen. Seine Ehre stand auf dem Spiel, und da konnte ihn selbst der Vorwurf des Eigensinnes, des falschen Ehrgeizes, des Eigennutzes und des Ungehorsams nicht schrecken: „In solchen Dingen folge ich einmal nur mir und kehre mich nicht an das Reden der Menschen." Zugleich aber wußte er, daß er einem andern Lande als Preußen nie und nimmer dienen werde. Man fand eine Lösung, indem ihm der König den „Charakter" als Staatsminister verlieh und ihn zum Gesandten in Wien ernannte. Die Unzufriedenheit mit diesem Schritte der Regierung war allgemein; man murrte dagegen, daß der einzige Beamte, der nach Stein Großes in kurzer Zeit geleistet habe, seinem unfertigen Werk entzogen werde. Auch Humboldt trennte sich davon höchst ungern: „Mir liegt gewiß alles am Herzen, was ich gemacht habe. Ich weiß und sehe deutlich ein, daß es, wenn ich gehe, großen Gefahren ausgesetzt ist. Allein ich will es gründlich retten oder gar nicht." Ohne Freiheit vermochte er nicht zu wirken und die Verantwortung nicht zu tragen. Darin lag keine kleinliche Empfindlichkeit, es sprach sich in dem Entschlusse nur die Wahrhaftigkeit und der Stolz des Künstlers aus, der für sein Werk einstehen will und muß. Humboldt vermochte für den bedrängten Staat jedes Opfer zu bringen, aber nicht für ihn zu schaffen auf Kosten seiner Individualität und entgegen dem ganzen Geist und Stil seiner Politik. „Aus des Busens Tiefe strömt Gedeihen" — auf diesem Glauben stand, mit ihm fiel seine Fähigkeit zum Handeln. Die Größe wie die Grenze der Wirksamkeit Humboldts als Staatsmann ist in diesem Satze beschlossen.



Fritz Overbeck, der Worpsweder

Von Karl Krummacher



Wer Overbeck näher kannte, mußte den Eindruck einer ausgeglichenen Persönlichkeit haben, den Eindruck eines gefestigten und wurzelechten Menschen. Glücklich eine solche Voll- und Frohnatur, die so ehrlich gegen sich selber ist, die sich so geben und ausgeben kann, wie sie innerlich beschaffen ist. Bei Overbeck deckte sich das Künstlerische mit dem Menschlichen. Seine Bilder waren sozusagen eine Bestätigung seines Charakters und seiner Lebensauffassung. Wie man in seine Landschaften hineinschreitet, wie jeder Baum und Strauch greifbar vor uns steht und die Wolkenzüge ihre ganz bestimmte Marschroute haben, so war alles in seinem Wesen klar und bestimmt und grundehrlich.

Die Stärke der Overbeckschen Kunst beruht auf der malerischen Komposition. Farbe und Linie, hell und dunkel, alles ist wunderbar abgewogen und verteilt. Und jedes Einzelwesen im Bilde lebt — das ist stets der Grundgedanke —, soll seine Daseinsfreude und Berechtigung zeigen, aber nur um sich dem Ganzen unterzuordnen und einzufügen, um die Stimmung deutlich reden zu lassen. Man hat stets das Gefühl: so stand das Bild in einer bestimmten Stunde wirklich vor der Seele des Künstlers, nicht etwa: so ist es zufällig geworden, mit Hilfe von Studienmaterial zusammengesetzt, erfunden und gefeilt. Die Komposition erscheint vielmehr als der direkte Ausfluß einer Gemütsverfassung, die wiederum durch einen bestimmten Natureindruck wachgerufen ist.

Stimmung, und zwar ohne jeden literarischen Beigeschmack, ist also stets der Inhalt der Overbeckschen Werke. Die Stimmung sammelt alles um sich, von ihr geht der Künstler aus, und zu ihr kehrt er zurück, wenn alle Kleinarbeit geschehen ist. Immer erscheint das Bildganze fertig und abgerundet und voller Ebenmaß, gleichsam ein Organismus für sich. Es darf nichts angetastet werden. Kein Färbchen und Fleckchen könnte anders sein.



Fritz Overbeck. Nach einem Ölgemälde von Paul Schröter (Berlin).

Und so war der Schöpfer dieser Kunst: ein Mensch, der sich nicht modeln ließ, der mit sich im reinen und fertig war im besten Sinne. Ein Mensch, der über sich Herr war und sich nicht aus dem Gleise bringen ließ. Man tut Overbeck kein größeres Unrecht, als wenn man ihn „eine komplizierte Natur" nennt. Nein, er war nicht aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt, und wenn es Widersprüche bei



Fritz Overbeck: Nach dem Regen. Ölgemälde.

ihm gab, so kamen sie nicht an die Oberfläche. Es lag etwas Sonniges in seinem Wesen, eine abgeklärte Ruhe und stille Heiterkeit. Er konnte so behaglich plaudern, so witzige und originelle Einfälle haben und dabei so vergnüglich schmunzeln, wenn die Unterhaltung in Fluß kam, was nicht immer der Fall war. Aber dann überstrahlte einen diese Stimmung mit inniger Lebensfreude, wie ein plötzlicher Sonnenblick, der den Herbstnebel durchbricht, der nicht blendet und nicht erhitzt, sondern nur ein zartes Licht und eine milde Wärme verbreitet. Overbeck machte nicht viel Worte und hatte auch kein Mitteilungsbedürfnis. Es konnte ihm alles mögliche über den Weg laufen, ohne daß seine besten Freunde etwas davon erfuhren. Er gehörte zu den Stillen im Lande, und es genügten ihm wenig Menschen zur Anregung, weil ihm offenbar die innern Erlebnisse genug zu schaffen machten. Der äußerlich so gleichmütige, ruhige Mensch, den ein Fremder sogar für phlegmatisch halten konnte, kam in Wirklichkeit nie zur Ruhe. In seinem Innern brodelte und gärte es beständig, seine Phantasie war immer an der Arbeit. Er konnte die Überfülle des Stoffes nicht bewältigen. Es formte sich immer etwas. Man versteht auch, daß dieser Träumer keine Unterhaltungsgabe besaß, eben weil es ihm schwer wurde, sich in einen fremden Interessenkreis einzuleben. Es war ihm nicht gegeben, sich in dieser Hinsicht anzupassen, das Unterhaltenmüssen um jeden Preis war nicht seine Sache; ich glaube, er gehörte zu den Menschen, die, je größer der Kreis ist, um so einsilbiger werden. Und um die Parallele weiterzuziehen: eine gewisse Schwerfälligkeit, die zu seiner Natur gehörte, ist auch manchmal für die Technik seiner Malerei bezeichnend. Oder soll ich sagen, seine Malweise erscheint bisweilen, namentlich in früheren Arbeiten, ungeschlacht und unelegant? Sie tut aber der Bildwirkung keineswegs Abbruch. Im Gegenteil, dieses Ringen um den Ausdruck hat seinen eignen Reiz, wenn jemand dahintersteckt, der etwas zu sagen hat — ich denke auch an Kalckreuth.

Fritz Overbeck war Nord- und Niederdeutscher, und seine Vaterstadt war Bremen. Er schätzte sie sehr, obwohl er mit dem Gemeinwesen als solchem nie in Berührung getreten ist, nie sein Urteil bei künstlerischen Fragen in die Wagschale geworfen hat. Er schätzte Bremen, und das war naturgemäß, weil er selber die Bremer Tugenden in rei-



Fritz Overbeck: Die Hammehütte. Radierung.

chem Maße besaß. Die strenge Solidität, dieses mehr Sein als Scheinen nach außen hin, das Unabhängigkeitsgefühl, die Selbstzucht und Energie. Und dann möchte ich noch einer Tugend gedenken, die den Bremern zwar häufig als Fehler ausgelegt wird: die Zurückhaltung. Die besaß Overbeck ebenfalls und verstand sie, meine ich, anzuwenden, wo sie am Platze war. Nämlich Menschen gegenüber, die ihm nicht lagen und die er nicht kannte, die seinem Wesen fremd erschienen und so, wie sie sich äußerten, auch fremd bleiben mußten. Und entsprach dieses kühle Benehmen nicht ganz seinem Charakter, bedeutet es nicht überhaupt ein Zeichen von Ehrlichkeit? — Keine Verpflichtungen eingehen und keine Versprechungen geben, die man möglicherweise nicht lösen kann.

Im Grunde war Overbeck indes ein Optimist, der unwillkürlich stets das Gute sah und suchte, und bei denen, die er leiden mochte, keine Vorsicht an den Tag legte. Ich vergesse nicht seinen Händedruck. Der sagte so viel, was sich bei einem Menschen seines Schlages nicht in Worten ausdrücken läßt. Er war das Gegenteil von Zurückhaltung, und ich glaube, dem mangelnden Mitteilungsbedürfnis stand ein ausgeprägtes Freundschafts- und Vertrauensbedürfnis gegenüber. Wer das Vertrauen genoß, der genoß es auch ganz. Overbeck nahm jeden Rat dankbar an, er schätzte ein offnes Wort, auch wenn einmal das Lob stark eingeschränkt war. Er wußte — und das kann man nicht hoch genug anschlagen — mit einer ehrlichen Kritik wirklich etwas anzufangen, während er für süßliche Lobhudeleien ganz unempfänglich war. Ebenso sprach er aber auch über andre frisch von der Leber weg, und sein Urteil, das nie ein Vorurteil war, hatte bisweilen etwas Mokantes, einen treffenden, indes nicht ätzenden Spott. Er hatte gewiß nicht nötig, seine Worte auf die Goldwage zu legen und durch äußere Beziehungen sich seinen Weg zu ebnen, wozu sich ihm häufiger Gelegenheit bot. Dazu war er zuwenig Gesellschaftsmensch. „Ich bin nicht dazu gemacht, viel Rücksicht zu nehmen, wenn ich ein Ziel im Auge habe", schreibt er einmal seiner Gattin. Das ist natürlich cum grano salis zu verstehen. Jemanden vorsätzlich rücksichtslos zu behandeln, vor den Kopf zu stoßen, hätte er gar nicht fertiggebracht. Das Ziel aber bestand gewiß nicht in dem Glorienschein von Worpswede. Die plötzliche und gewaltsame Berühmtheit dieses Malerdorfs — das möchte

ich gleich vorwegnehmen — war ihm durchaus gegen den Strich, und wenn einer die Aufmachung und Ausschlachtung Worpswedes gehaßt hat, so war es Overbeck.

Doch genug der kleinen Charakterzüge, die sich ungerufen der Erinnerung aufdrängen. Man kann den Menschen nicht vom Künstler trennen, und ebensowenig den Schöpfer von seinem Werk. Allenthalben spannen sich Brücken vom Persönlichen zum Künstlerischen, auf Schritt und Tritt kommt man in Versuchung, Talent gegen Charakter auszuspielen.

Overbeck gehörte zu den reich- und vielseitig begabten Naturen, die etwas vor sich bringen und ihren Platz ausfüllen, einerlei wo sie das Leben hinstellt. Wäre das Menschenleben länger und unser Nervensystem widerstandsfähiger, so könnten sie verschiedene Begabungen gleichmäßig pflegen und jedes einzelne Gebiet über den Dilettantismus hinaus systematisch ausbilden. Einzelnen Genies mag es tatsächlich gelingen, aber die Regel ist doch die, daß diese Vielseitigen mit dem starken Schaffensdrang und dem Bedürfnis nach großen Wirkungskreisen eines Tags den Vorsatz fassen, in dem einen erwählten Berufe aufzugehen und die andern Talente — mit sehnsüchtigem Seitenblick — entweder brachliegen lassen oder nur so nebenbei als Liebhabereien pflegen. Die Vielseitigkeit ist ihnen also nicht eine Versuchung, sich zu zersplitttern, sondern ein Antrieb, sich erst recht zu sammeln und zu vertiefen.

Malerei und Musik berühren sich häufig, Malerei und Dichtung gehen ineinander über. Overbeck besaß die klare, zusammenfassende Anschauung des Poeten, besaß literarischen Witz und Wortgewandtheit. Was er geschrieben, ist freilich nicht viel und wohl auch nicht wert, viel Aufhebens davon zu machen. Er selber wäre der letzte dazu gewesen — seinen häufig zitierten Aufsatz in der „Kunst für Alle“ (1895) nannte er später tertianerhaft. Aber abgesehen von seiner vielleicht belanglos erscheinenden literarischen Betätigung: Overbeck war eine Dichternatur, ein Mensch mit einem ungewöhnlich reichen Innenleben, der zugleich Talent und Energie besaß, diese Hochgefühle in Kunst umzusetzen. Weshalb wirken Overbecks Werke so überzeugend, so leicht verständlich in ihrer klassischen Schlichtheit? Weil er, weit entfernt, in die Natur etwas Wesensfremdes hineinzutragen, die Gabe hatte, mit ihr frei zu schalten, mit ihr zu „dichten“. Er besaß in hohem Maße künstlerisches Stilgefühl, das Gefühl für das Wesentliche bei einer bestimmten Ausdrucksweise. Indem er sich oft ganz bewußt von der strengen Naturstudie weit entfernte, dadurch, ja gerade dadurch wuchs die Wahrscheinlichkeit des Bildes, seine innere Wahrheit. Das bezeugen unter andern Overbecks Mondscheinbilder. Ich erinnere mich namentlich einer Landschaft, wo ein Flußufer mit einer steinernen Brücke, im Hintergrunde ein paar Bauernhäuser, dargestellt sind. Er benutzte hierzu die Studie eines drückend schwülen bleiernen Sommertages; aber die wirkliche Stimmung, wie er sie brauchte, malte er natürlich von innen heraus, also ausschließlich gefühlsmäßig. Und wie er's nun herausbrachte, wie alle Formen sich auflösten und schemen- und geisterhaft erschienen, um den Mondscheinzauber voll und weich über das Ganze fließen zu lassen, das erinnert direkt an musikalische Wirkungen, das ließ auf musikalische Begabung schließen.

Und die besaß Overbeck in der Tat, er hegte eine brennende Liebe zur Musik, besonders Beethoven lag ihm. Musik regte ihn zur Arbeit an, sie unterstützte sein Erinnerungsvermögen. Seiner ursprünglichen Neigung folgend, wäre Overbeck freilich Naturforscher geworden, seiner Handfertigkeit und seinem praktischen Sinne nach Techniker oder Kunstgewerbler. Man verstehe recht: es soll damit beileibe nicht in Frage gestellt werden, wo der stärkste Magnet und die günstigsten Vorbedingungen lagen. Und wahrlich, er brauchte es nicht zu bereuen, daß er Maler wurde. Sein Wesen verlangte es, daß er sich mit Leib und Seele der Kunst verschrieb. Er gelangte, nicht zum wenigsten durch seine vielseitige Bildung und Veranlagung, zu einer Einsicht, zu einer Lebensklugheit, welche die sicherste Gewähr ist für eine stetige, eher langsame als sprunghafte Entwicklung und Verfeinerung von innen heraus. Die Entwicklung ist ihm kaum als Verdienst anzurechnen. Sie kam gleichsam von selbst. Sein Organismus war darauf eingestellt, wie eine Präzisionsmaschine eingestellt wird und unmöglich falsch gehen oder plötzlich stillstehen kann.

Was hätte Overbeck nicht noch schaffen, wie die neu eingeschlagenen Wege noch ausbauen können! Das klingt wie ein billiges





Fritz Overbeck: Interieur. Radierung.

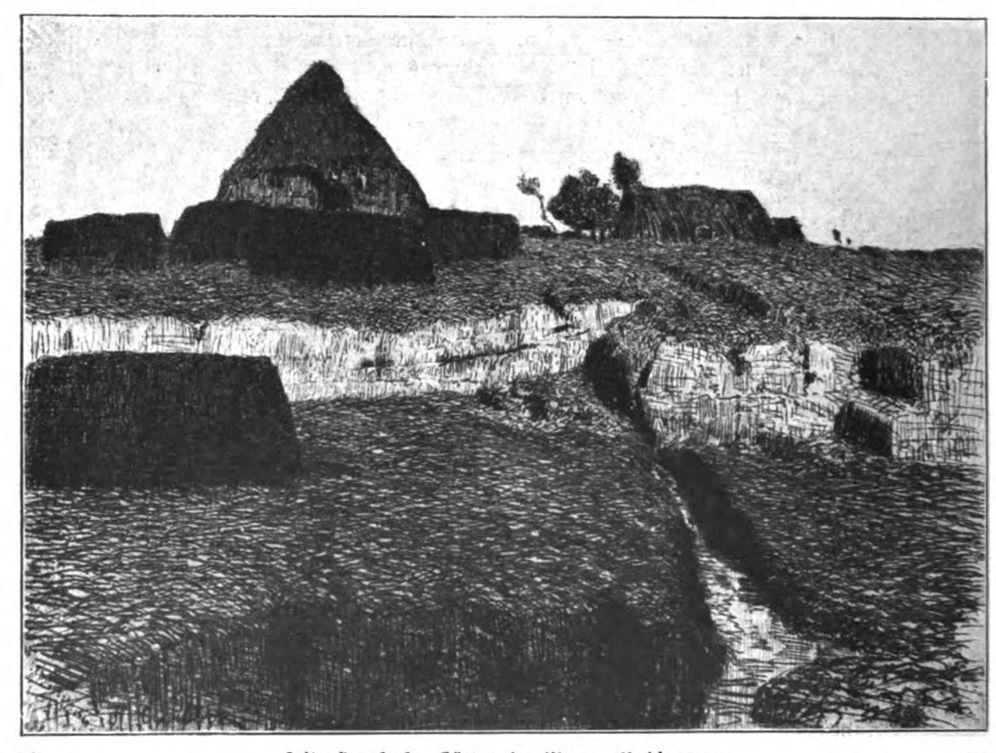
Trostwort in einem Nekrolog; aber es kann an dieser Stelle doch wohl mehr bedeuten, ich meine das Fazit einer Wahrscheinlichkeitsrechnung. Man braucht bloß einmal an die Antipoden dieses Künstlers zu denken. An alle die, denen der rechte Untergrund, Geistes- und Gemütsbildung fehlt. Die in äußerer Routine, Spießertum, Dünkel und Selbstgenügsamkeit steckenbleiben. Nein, Overbeck war nicht von dieser Art. Er war ein ganzer Mensch, dem nichts Menschliches fremd war. Welche Richtung er als Künstler einschlug und unbeirrt um alle möglichen und noch so starken Gegenströmungen verfolgte, stand von Anfang an fest. Sein Lebenswerk spiegelt seinen Lebensgang, seine Persönlichkeit wider. Klar und großzügig steht alles vor uns. Seine Kunst wird ihre starken und nachhaltigen Wirkungen nicht so bald verlieren, sie braucht auch nicht zu fürchten, eines Tags von einer neuen Mode hinweggefegt zu werden.

* * *

Als der Norddeutsche Lloyd noch auf ganz schwachen Füßen stand und überhaupt Mühe hatte, sich zu behaupten, hat sich Overbecks Vater, der zu seinen Gründern gehörte, große Verdienste um das Emporblühen des Unternehmens erworben. Er war von Beruf Ingenieur und teilte sich als technischer Direktor mit dem kaufmännischen in die Verwaltung. Sein Streben ging immer auf Verbesserungen, auf einen leichteren Gang der Schiffe, auf Kräfteersparnis. Unermüdlich rechnete, konstruierte und erfand er. Aber gerade als sich der Erfolg einstellte, starb er. Fritz, der jüngste von vier Geschwistern, hat seinen Vater kaum gekannt, aber vieles von ihm geerbt: seine Liebe zur Natur und zur Musik und vor allem das Talent zum Zeichnen. Schon als vierjähriger Junge lernt er mit Blei- und Buntstift umzugehen. Seine Schwester steht dabei und korrigiert ihn: „So mußt du's machen!" Die Schiffsmodelle im Arbeitszimmer des Vaters geben seiner Vorstellung allerlei zu tun. Und später, so ungefähr mit vierzehn Jahren, bestürmt er die Mutter und läßt nicht locker: Malunterricht muß er haben, das ist sein brennendster Wunsch. Die Mutter kann nicht nein sagen, aber sie schärft der Lehrerin ein (einen Maler, der Unterricht erteilte, gab's damals in Bremen noch nicht), sie solle ja nichts verlauten

lassen, wenn er Talent hätte. Maler dürfte er nicht werden, auf keinen Fall. Aber es kam doch anders. Gerade dieser dilettantische Malunterricht gab die mittelbare Veranlassung, die Frage nach dem Talent etwas ernsthafter zu erwägen. Die Lehrerin brachte es nämlich nicht übers Herz, zu schweigen, und als es nun so weit war, den Fall einem wirklichen Künstler vorzutragen, lautete das Urteil über sein Talent nicht anders. Die Natur übte auf den jungen Overbeck immer einen starken Reiz aus. Er streifte am liebsten mit einem gleichgesinnten Freunde umher, füllte sein Skizzenbuch mit Zeichnungen von Schiffen und Vögeln, oder sie machten gemeinsam Jagd auf Blindschleichen und Eidechsen. Overbeck zimmerte sich zu Hause ein Terrarium und legte sich eine Steinsammlung an. Seine Zukunftspläne drehten sich damals bloß um den einen Beruf — des Naturforschers. Das Verhältnis zur Schule war, wie es sein sollte. Einem Jungen von seiner geistigen Regsamkeit machte das Gymnasium keine Schwierigkeiten. Er hielt die griechischen Klassiker, besonders Homer und Sophokles, zeitlebens in bestem Andenken und spürte schon damals einen Hauch antiker Kunst. Als Overbeck freilich das Reifezeugnis in der Tasche hatte, stand es für ihn fest, daß er Maler werden wollte. Und was tat er? Er packte seine sämtlichen Lehrbücher zusammen und entzündete einen Scheiterhaufen. Das humanistische Lehrgebäude ging in Rauch und Flammen auf. Ein echt romantischer Knabenstreich, der aber eine energische Kundgebung sein sollte.

Das Universitätsstudium stand ihm offen, aber er wollte sich nicht von der Wissenschaft in den Bann schlagen lassen. Es kostete harte Kämpfe, bis die Mutter seiner Meinung war. Da die Geschwister nach des Vaters Tode alle gestorben waren, zog sie mit nach Düsseldorf, um den jungen Akademieschüler noch ein wenig im Auge zu behalten. Overbeck begann seine Studien in der üblichen Weise, indem er von der untersten Zeichenklasse mit obligatorischer Langsamkeit aufrückte. Nun, geschadet hat's ihm, glaube ich, nicht. Was man auch sagen mag: die schulmäßige und pedantische Zucht der Akademien (wo sie wirklich noch vorhanden) ist den jungen Leuten ganz heilsam. Vorausgesetzt, daß sie nicht systematisch müde gemacht werden und immer ein kräftiger Luftzug hin und her weht zwi-



Fritz Overbeck: Hütten im Moor Radierung.



Fritz Overbeck: Am Kanal. Radierung.

schen Kunst und Leben. Fritz Overbeck zeichnete bei Peter Janssen so gut wie ein „vereidigter“ Figurenmaler. Man mußte sich nämlich damals auf der obern Zeichenklasse, dem „Antikensaal“, gleich festlegen, ob man Figuren- oder Landschaftsmaler werden wollte. Dem Landschafter wurde manches durch die Finger gesehen, er brauchte sich u. a. nicht mit Anatomie zu quälen. Die künstlerische Anregung in Düsseldorf war damals und auch späterhin nicht besonders groß. Wenigstens hieß es immer so, und es war beinahe Regel: wer die Zeichenklassen absolviert hatte und es sich irgend leisten konnte, ging nach München oder gar nach Paris. Es war vielleicht etwas Einbildung bei diesem Glauben. Wer Talent und Energie besaß, konnte wohl in Düsseldorf so gut vorankommen wie anderswo. Oder lag doch etwas wie Kastengeist und Spießertum in der Luft? Die rheinischen Künstler machten sich's zum Teil gar zu bequem. Sie hatten so ihren Anhang, ihre Vettern, ihre Geselligkeit und brauchten also, da ihnen dies alles zum Broterwerb verhalf, sich nicht viel darum zu kümmern, was in der Welt passierte. Es fehlte ihnen häufig der zündende Funke, die Begeisterung und überhaupt die von innen heraus treibende Kraft.

Und dieses Manko verspürte man bis in die hohen, kahlen, grauen Wände der Akademieklassen. Die Professoren waren indes vor jeder Schlaffheit und Schläfrigkeit auf der Hut und wiesen jedem die Tür, der sich nicht energisch dazuhielt und Talent verriet. Möglich, daß sie sich in ihrem Urteil manchmal vergriffen. Es ging die Sage, daß gerade die bedeutendsten Künstler, z. B. Knaus, wegen Talentlosigkeit entlassen wären. Danach hätte Overbeck nicht viel Aussichten gehabt. Er arbeitete fleißig und kam gut vorwärts, wobei ihm sein angeborener Pflichteifer zustatten kam. Er dachte wohl nicht viel darüber nach, ob er wirklich das fand, was er suchte.

Aber etwas fand er sicher, wonach seine Natur verlangte: einen Freundeskreis, in den er vorzüglich hineinpaßte. Der eine Fülle von Anregung nach der allgemein menschlichen Seite bot und ihm über jede Erstarrung und selbstquälerische Dumpfheit hinweghalf. Es waren durchweg feinfühlige und bildungsfähige junge Leute, die sich aus innerm Triebe und auch weil der „Malkasten“ noch nicht der rechte Platz für sie war, zu einem Akademikerverein zusammenschlossen, den sie „Tartarus“ nannten, ohne damit

etwas Symbolisches anzudeuten. Hier war lauter Frische und sprudelndes Leben, eine beständige Reibung gesunder und unverbrauchter Kräfte. Die offizielle Kneipe mit ein wenig studentischem Komment, der aber eigentlich nur als Spielerei betrachtet wurde, war nicht Zweck und Seele dieser Gemeinschaft, vielmehr das kameradschaftliche Zusammenhalten der Mitglieder, der Austausch von Gedanken und Meinungen, und daraus bildete sich dann ein Umgangston, eine Gesinnung, die nicht in irgendwelchen Bekenntnissen festgelegt war, sondern an den einzelnen Personen haftete und, wie sich später ergab, als der Verein um Nachwuchs verlegen war, mit ihnen stand und fiel. Man pflegte Musik und Literatur, machte gemeinsame Spaziergänge und Studienreisen, disputierte und philosophierte oft bis in die Nacht hinein. Und dieses Schwärmen und Dilettieren auf allen möglichen Gebieten zeigte eben, daß diese deutsche Jugend nicht im mindesten degeneriert war, es zeigte aber auch, daß das eigentliche Leben: Broterwerb, Konkurrenzkampf usw., noch in weiter Ferne lag. Sie konnten sich noch in der für Künstler so heiklen Geschmacksfrage entgegenkommen, konnten einander ein wenig erziehen und sich kleine Eitelkeiten und Geschmacklosigkeiten abgewöhnen. So war es auch nicht gut möglich, daß einer etwa durch „Vereinsmeierei" verbummelte und sein Berufsstudium hintansetzte.

Overbeck, der schweigsame Jüngling, der sich nicht leicht anschloß, ging im „Tartarus" ganz aus sich heraus und fand Gelegenheit, witzige Kneipreden zu halten und zu den Festzeitschriften und auch sonst, wo es paßte, launige Beiträge in parodistischer Form zu liefern. Im „Tartarus" lernte er auch eines Tags Modersohn, der den Verein mitgegründet hatte, und Mackensen kennen. Sie waren aus Worpswede zu Besuch da und wußten allerlei Merkwürdiges zu erzählen. Es machte tiefen Eindruck auf Overbeck. Er kannte Worpswede nicht, aber es gehörte doch sozusagen zu seinem Heimatbezirk. Das schürte wohl sein Verlangen, und so dauerte es nicht lange, da kam er seiner Mutter mit dem abenteuerlichen Plan, dort ebenfalls sein Heil zu versuchen. Seine Mutter, ganz auf sich selbst angewiesen, bat erst mal seinen Akademielehrer Eugène Dücker um Rat. Worpswede, daher kriegte sie ihren Torf, und was sollte dort wohl für einen Maler zu holen sein? Dücker konnte, weitblickend und weitherzig genug, nicht abraten. Ginge ihr Sohn in die Schweiz, so würde er mit der großen gewaltigen Natur nichts anzufangen wissen (damals!), aber das Kleine und Unscheinbare der Torfgegend würde ihm wohl eher liegen.

So zog denn Overbeck mit geschwellten Hoffnungen hinaus, erst mal probeweise für einige Wochen, ließ die Natur auf sich wirken, sah, wie es die Kollegen trieben, und malte selber einige Studien, nach denen er dann, nach Düsseldorf zurückgekehrt, unter Fernbergs Leitung (dessen frische Art ihn übrigens sehr anregte) ein Bild anfing. Er quälte sich daran ab, quälte sich über Gebühr. Die Düsseldorfer Methode lag ihm wohl nicht, und er merkte jedenfalls auch, wie wenig er noch in der Natur, die er darstellen wollte, Bescheid wußte. Sein ganzes Sehnen trieb ihn wieder dorthin. So wandte er Düsseldorf den Rücken, seine Mutter zog wieder nach Bremen, um den Sohn wenigstens in der Nähe zu haben.

Was bedeutete nun damals Worpswede? Es ist so viel darüber geschrieben worden, daß man sich kurzfassen kann. Nur fragt sich allerdings, wieviel davon heute noch gilt, ja es wäre verdienstvoll, festzustellen, wieviel von der mächtig angeschwollenen Worpsweder Literatur überhaupt für bare Münze genommen werden darf. Es waren nämlich nicht nur Augenzeugen, diese Worpswedeschreiber, und einige konnten so hübsch übertreiben und das Romantische noch romantischer und unwahrscheinlicher färben. Nun, heute ist so ziemlich alles auf den Kopf gestellt. Die Natur hat ihre Ursprünglichkeit eingebüßt, der steigende Verkehr macht ihr den Garaus, alles ist nüchterner, städtischer, moderner geworden. Und mit der Einsamkeit, die den Eifer der ersten Maler so beflügelte, ist auch die Lust zum Fabulieren vergangen. Ja, selbst die Liebe zur Scholle, d. h. zur selbsterwählten Heimat, scheint einer Auffrischung zu bedürfen: Mackensen lebt in Weimar, Modersohn in Fischerhude, die andern sind viel auf Reisen und malen, wo es ihnen gerade in den Sinn kommt. Das geht alles mit rechten Dingen zu: andre Verhältnisse, andre Zeiten, andre Ansprüche an Kunst und Leben. Man soll nur nicht von Worpsweder Schule oder von einer dort verankerten Heimatkunst reden. Es gibt wohl



Fritz Overbeck: Vor Sonnenaufgang. Radierung.

einen Malernachwuchs in Worpswede, aber dieser geht ganz bewußt andre Wege als jeder der alten, und da diese Leute auch etwas können und zuwege bringen, so hat man die Beruhigung: Worpswede ist noch nicht abgegrast. Der ganze Nordwesten Deutschlands vielmehr ist so überreich an malerischen Schönheiten, und die Worpsweder können es sich wirklich zum Verdienst anrechnen, unsre Augen erst einmal dafür eingestellt zu haben.

Overbeck spöttelte in den letzten Jahren manchmal über die Heimatkunst, er witterte mit Recht, wenn davon die Rede war, irgendwelche Zutaten sentimental-literarischer Art. Und da er diese Zutaten und Beimischungen um so lieber in der Kunst entbehrte, je freier und besser er selber malen lernte, so lautete sein Bekenntnis: Ubi bene, ibi patria. Worpswede verdankte er freilich seine stärkste Entwicklung, dort machte er sich einen Namen, dort baute er sich ein Haus, und darin lebte er glücklich mit Frau und Kind, und trotzdem, eines Tags setzte er seinen Stab weiter. Er tat es hauptsächlich, um ein milderes Klima für seine kränkelnde Gattin zu suchen, aber es wurde ihm offenbar nicht schwer, sich von dem gefeierten, berühmten Worpswede loszureißen. Auf die Frage, ob er nicht doch manchmal Lust verspürte, zurückzukehren, erwiderte er einfach: „Ich bin nicht sentimental."

Worpswede war für die ersten Ansiedler und Overbeck erst recht eine Schule der Romantik. Es kam einem Bedürfnis nach Absonderlichem, Phantastischem entgegen, einem Bedürfnis, neue Wege zu einer neuen Kunst zu suchen. Die Natur bot genug Absonderliches, es fehlte aber auch nicht an Widerständen und Reibungen, die ihrem Leben den pikanten Beigeschmack von Verbannung gaben. In der Tat, es gehörte anfangs eine ganze Portion Mut und Energie dazu, sich hier durchzusetzen. Die Worpsweder haben sich ihre Berühmtheit sauer werden lassen. Man muß bedenken, die Bauern hatten noch nichts



Fritz Overbeck: Herbst im Gebirge. Ölgemälde.

von Malerei gehört, sie waren nicht für sie eingerichtet. Und die ebensowenig fürs Land trainierten Maler mochten unangenehm überrascht sein, daß man ihnen keine Wohnung geben wollte, weil man sie für eine besondere Gattung Landstreicher hielt. Die Natur mußte für alles entschädigen. Das merkwürdige magere Land mit den dunklen Heideflächen, dazwischen der Torfstich in Schluchten und Terrassen, die Hütten und Höfe, von Eichenkämpen umhegt, kleine Wiesen, Roggen- und Buchweizenfelder, und überall schnurgerade Wasserstraßen mit schwarzen Booten und schwarzen Segeln darauf, überall phantastisch gewundene Birken, bald blendend weiß und bald von Moos und Flechten umwickelt, je nach Feuchtigkeit und Lage: all diese Dinge zum erstenmal zu sehen und zu malen, der Gedanke, sich in einem für Künstler unerforschten Neuland zu befinden, das konnte wohl die jungen Gemüter bewegen und ihren Ehrgeiz stählen. Sie hüteten denn auch die Einsamkeit wie eine wertvolle Entdeckung und zeigten sich einigen Münchner Kollegen gegenüber, die einen gemütlichen Verkehr im Sinne des „Tartarus" einführen wollten, von der ungeselligsten Seite. Sie waren sich, wie aus Overbecks Bericht in der „Kunst für Alle" hervorgeht, bewußt, mit ihrer Flucht in die Einsamkeit eine Mission zu erfüllen, ähnlich der der Meister von Barbizon. Die alle ergreifende und langanhaltende Böcklin-Begeisterung aber war es, welche ihrem Schaffen Richtung und Tendenz gab. Keine Alltäglichkeit, keine stillen Winkel, sondern ein großer Schauplatz, etwas Heroisches, Leidenschaftliches. Keine diskreten intimen Wirkungen, sondern starke monumentale. Starke Lokalfarben und starke Kontraste. Später sind die Worpsweder alle mehr und mehr von Böcklin abgerückt. Ihre Kunst, die etwas auf „Schlager" auszugehen schien, ist intimer geworden, und die „stillen Winkel" kamen mehr und mehr in Aufnahme.

Als Overbeck sich in Worpswede festsetzte, schloß er sich eng an Modersohn an. Beide paßten auch als Freunde gut zusammen, ihr Geschmack und ihre Anschauungen deckten sich im großen und ganzen. Abends, wenn die



Fritz Overbeck: Im Prätigau. Ölgemälde.

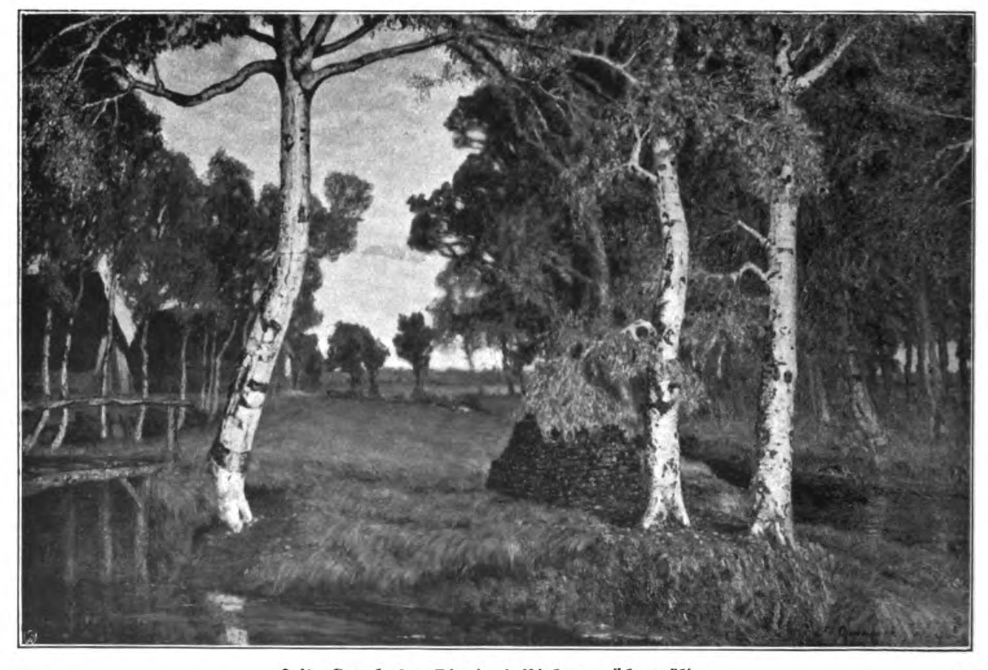
Arbeit getan war, stieg Overbeck bei Modersohn mit den langen Wasserstiefeln durchs Fenster und setzte sich neben ihm aufs Sofa. Hatten sie sich nichts zu sagen, so zog Overbeck ein mitgebrachtes Buch aus der Tasche, und beide lasen und qualmten aus langen Pfeifen. Modersohns Art zu malen war geeignet, Schule zu machen, Overbeck verdankte ihr gewiß den besten Teil seines Könnens als Maler (nicht als Radierer, denn Modersohn radiert überhaupt nicht). Es handelte sich darum, eine Stimmung in möglichst kurzer Zeit niederzuschreiben, d. h. alles Wesentliche des Eindrucks in einer Ölskizze, ehe sich die Beleuchtung änderte, also etwa in anderthalb Stunden, festzulegen. Solcher Farbenstudien machte man drei bis vier am Tage, unter Umständen noch mehr sogar, und zeichnete nebenher ins Skizzenbuch, was man an Einzelheiten brauchte. Bei dem Bilde selber kam es vor allem auf die Raumverteilung und Raumabwägung an. In welchen Maßen spricht die Stimmung am stärksten? Das war immer die Kardinalfrage fürs Bild. Diese Methode war Overbeck (im Gegensatz zu der Düsseldorfer, welche von der Ölstudie die größte Detaillierung verlangte) auf den Leib geschrieben. Das Gefühl für Stimmung und bildmäßige Abrundung war bei ihm immer die gegebene Größe, so daß er unbeschadet um technische Unvollkommenheiten gleich in der freien souveränen Weise Modersohns ans Werk gehen konnte. Seine ersten Bilder setzten die Kollegen in nicht geringes Erstaunen. Das war ja ein rassiger Mensch, mochten sie denken, der brauchte nicht viel Führung und Anleitung! Das von uns wiedergegebene Bild „Nach dem Regen“ stammt aus jener Zeit (1895). Wie klar und sicher ist alles hingestellt! Man erkennt seine leuchtenden und satten Farben an den kräftigen Tonwerten. Und wie geschickt ist die Einförmigkeit der Wasserläufe durch den Kahn auf der linken und dem Torfhaufen auf der rechten Seite unterbrochen!

Overbecks Kompositionen sind immer überraschend und schlagend. Mit jedem Bilde entsteht ein neues Problem, nach Stimmung, Form und Farbe. Jedes Bild stellt eine Welt für sich dar, die keinen Fremdkörper



duldet. Man kann dreißig, vierzig Bilder Overbecks nebeneinander sehen und wird nirgendwo eine Wiederholung, ja kaum die ähnliche Behandlung des gleichen Themas entdecken. Overbeck findet sich unter allen Umständen mit dem Raum und der Form ab. Denn er gewinnt es nicht über sich, mit Farbenwerten zu arbeiten, bevor er sich über die Form völlig klar ist. Nebenbei: dieser Weg, der immer zum Ziele führt, ist zweifellos richtiger als der umgekehrte. Overbeck fand den richtigen Weg unwillkürlich, denn er beherrschte die Technik des Radierens schon bis zu einem gewissen Grade, bevor er überhaupt einen Pinsel in die Hand nahm. Da er niemals größere Arbeitspausen machte, so füllte die Griffelkunst an dunklen und trüben Tagen, wo ans Malen kaum zu denken war, seine Zeit aus. Er hatte beständig eine Platte unter der Hand, auf der jedes Quadratzentimeter hundertmal berechnet und abgewogen sein wollte. Und diese straffe zeichnerische Disziplin, wie sie die Radierung verlangte, war zweifellos der rechte Untergrund, um zu einer freien und delikaten Malweise zu gelangen, um auch in der Farbe sich ganz auszugeben.

Bei einem Vergleich der früheren und späteren Blätter erkennt man deutlich das Fortschreiten zur temperamentvollen und freimalerischen Behandlung. Das „Interieur" ist eine der ersten Arbeiten, ein Worpsweder Motiv, aber in Düsseldorf ausgeführt, wo übrigens Vorberg ihm die ersten wertvollen Unterweisungen in der Schabkunst gab. Es gibt von diesem Interieur nur zwei Blätter, die Platte ist leider vernichtet. Dies Schicksal teilt „Die Hammehütte". Overbeck verwarf und vernichtete in den ersten Jahren sehr leicht seine Arbeiten. Das Bessere ist der Feind des Guten: er wollte sich nicht durch die Überfülle des Stoffes verwirren lassen. Die „Hütten im Moor" gehören zu den so ganz leicht und sicher hingeschriebenen Arbeiten, die beim ersten Probedruck kaum einer Korrektur bedurften. Eigentümlich kontrastieren die dunklen Torfhaufen mit den Moorwänden, auf denen die Sonne liegt. Die Radierung „Am Kanal", übrigens auch noch aus der ersten Worpsweder Zeit, kann schon ein Meisterwerkchen genannt werden. Wie die Laubmassen gegen den düstern, nach unten zu sich auflichtenden Himmel stehen, das ist wirklich „gemalt", von einer Weichheit und Tonigkeit sondergleichen. Noch schätzenswerter erscheint mir das Blatt „Vor Sonnenaufgang", weil hier ganz auf starke Kontraste verzichtet ist, und weil es gerade



Fritz Overbeck: Die drei Birken. Ölgemälde.



Fritz Overbeck: Stürmischer Tag. Ölgemälde.

in seiner schlichten Komposition so viel Stimmung ausstrahlt, eine wunderbare Taufrische und Morgenpoesie! Das liegt natürlich auch an dem Schummrigen, Aufgelösten, das in der Wiedergabe nicht ganz zum Ausdruck kommt.

Es war für Overbeck sicher eine glückliche Fügung, daß ihn die Radierung in gleichem Maße fesselte wie die Malerei. Er verlor nie die Frische. Wenn er von einer Tätigkeit müde war, ging er zur andern über. Die Malerei half ihm beim Radieren und umgekehrt. Übrigens machte Overbeck auch zu seinen Radierungen sehr eingehende Vorstudien mit der Kohle oder dem Kreidestift. Man kann es vielleicht bedauern, nicht noch mehr Schabkunstblätter von Overbeck zu besitzen, aber man wird nicht sagen dürfen: er sei ausschließlich zum Graphiker geboren. Seine absolut malerische Behandlung der Platte (meist ohne Benutzung von Aquatinta) weist doch direkt auf den Maler hin. Overbeck empfindet aber stets als Maler und sieht auch in jeder Zeichnung — anders als Klinger beispielsweise — Farben- und Tonwerte vor dem geistigen Auge aufmarschieren. Daß er aber in einem Bilde wie „Die drei Birken" sich mit absoluter Sicherheit in dem Laub- und Gräsergewirr zurechtfindet, das dankt er der Radierung oder, allgemeiner: der zeichnerischen Gewissenhaftigkeit.

Daher stammte denn auch seine bewundernswerte Vielseitigkeit, ich meine speziell in seinem Berufe. Er brauchte nicht zu fürchten, auf irgendeinem neuen, unbekannten Gebiete zu entgleisen, weil er die Natur ohne Voreingenommenheit betrachtete und liebte und immer aufs neue gefesselt wurde. „Man muß dahin gelangen, die Malerei zu beherrschen wie der Musiker sein Instrument, um jederzeit in der richtigen Tonart spielen zu können", sagte er einmal. Und dieses Programm führte er bei sich selber durch. Als Overbeck von Worpswede wegzog in die Gegend von Vegesack, die wohl auch ihre anmutigen Reize, aber bei weitem nicht die starken malerischen Momente hat wie das Teufelsmoor, die Umgegend Worpswedes, da wunderten sich seine Freunde. Aber Overbeck wußte wohl, daß er innerlich gefestigt war, daß die Herrlichkeit der Natur überall, wohin er seinen Fuß setzte, seine Seele mitschwingen ließ, und daß er die richtige Tonart kannte, in der jedesmal gespielt werden mußte. Er verstand sein allegro furioso so gut am Fuße des Weyerberges zu spielen wie an der Küste

von Sylt, verstand den Sturm auf dem Lande wie den Sturm an der Meeresbrandung gleich packend darzustellen. Moor und Heide, welliges Wald- und Wiesenland, Meeresbrandungen und Dünen und zuletzt die Bergriesen des Hochgebirges — alles liegt ihm, überall ist seine Kunst zu Hause.

Und insofern blieb er immer Romantiker: er mußte von Zeit zu Zeit wandern, etwas Ungeahntes schauen, etwas Wunderbares erleben. Die Natur mußte einen Brand in seine Seele werfen, die Begeisterung mußte Flammen schlagen. Was er zu gut malen konnte: die Birken im Teufelsmoor, das, fürchtete er, würde ihm zur Phrase werden. Mit der Größe der Aufgaben wächst denn auch seine technische Meisterschaft. Wie flüssig und farbenfreudig sind seine letzten Bilder, z. B. „Im Mai" — das Motiv aus der Nähe seiner Besitzung in Vegesack (s. Einschaltbild) —, hingestrichen! Und wie wird die Malerei locker, wie werden die Farben modulationsfähig! Das Schönste, was Overbeck hinterlassen, sind seine Bilder und Studien aus der Schweiz. Hier zeigt er sich von einer neuen Seite. Als ein im besten Sinne moderner Kolorist. Da ist alles trunken von Licht und Sonne. Das sprüht und flimmert in Lichtern und Lichtreflexen. Hier liegt der Schnee in blendendem Goldglanz, dort ist er in blaue und violette Schatten getaucht, daß einen ordentlich fröstelt. Alles, was an Atelierfarben erinnert, ist abgestreift. Die älteren Bilder erscheinen dagegen fast altmeisterlich im Ton. Und mit Hilfe dieser kleinen köstlichen Studien, die in höchstens einer Stunde entstanden waren, Bilder zu malen, Bilder in großen Formaten, die die ganze Majestät und Massigkeit des Hochgebirges ausdrückten, dazu gehörte eben ein Overbeck.

In nächster Umgebung von Davos, wo seine Frau Heilung suchte, malte Overbeck die Alpenstudien. Zu Hause, fern von Weib und Kind, einsam in Entsagung und Hoffnung, malte er die große Einsamkeit der Berge. Und als seine Frau fast genesen wiederkam und mit ihr das ganze Lebensglück einzukehren schien, da mußte Overbeck selbst, ein Neununddreißigjähriger, plötzlich aus dem Leben scheiden ...

Wir haben einen großen Künstler verloren, der, mit seltenen Gaben ausgestattet, dem Besten und Höchsten nachstrebte und das Beste und Edelste, das in ihm lebte, seiner Kunst weihte, der mit dem Herzblut malte.

Pfingstsonntag

Birken wehn im leichten Hauch,
Helle Festfanfaren.
Sonnenschein und blauer Rauch,
Und die Mädchen haben auch
Kränze in den Haaren.
Mit mir geht die Melodie
Fröhlich durch die Gasse:
Hanne, Sanne und Sophie —
Wen ich wohl umfasse?

Kommt der Mittag durch das Land,
Brät's in allen Pfannen.
Nehm' mein Herz fest in die Hand,
Bin mit Nachbars längst bekannt,
Ho, ich speis' bei Hannen!
Reichres Pfingstmahl hielt ich nie!
Hei, wie ich da prasse!
Hanne, Sanne und Sophie —
Wen ich wohl umfasse?

Doch nach Tisch ist's mir genehm:
Wünsch' ich „Grüß' Gott!" Hannen;
Denn ich weiß, den Kaffee nehm'
Und was andres außerdem
Ich gewiß bei Sannen — —
Pfingstnachmittagspoesie ...
Trink' die dritte Tasse.
Hanne, Sanne und Sophie —
Wen ich wohl umfasse?

Oh, der Abend und die Nacht!
Tausend Sterne ziehen,
Und ein Duften ist erwacht,
Das mich ganz narrnärrisch macht —
Schleich' ich zu Sophien.
Und ich beuge Haupt und Knie,
Schwöre, daß ich lasse
Hanne, Sanne ... da Sophie
Herzhaft ich umfasse.

Rolf Brandt





⊗ Fritz Overbeck: Im Mai. ⊗ (Zu dem Aufsatz „Fritz Overbeck, der Worpsweder" von Karl Krummacher.) ⊗



Die Glocken der Heimat

Roman von Adam Müller-Guttenbrunn

V

Der Klugs-Baltzer stand vor dem Oberstuhlrichter. Viele Wochen waren vergangen seit der Tagung der großen Kommission in Karlsdorf. Endlich hatte man eine Abschrift des Protokolls an die Gemeinde eingesandt, und der Notär übersetzte sie für den Richter und die Gemeindevertreter. Sobald die Kenntnisnahme erfolgt sei, möge der Herr Dorfrichter sogleich beim Oberstuhlrichter erscheinen, um seine Unterschrift dem Original beizufügen, hieß es in der amtlichen Zuschrift. Denn ehe er nicht mitunterfertigt sei, könne auch keine Erledigung erfolgen. Alle Verantwortung für das Versäumnis falle auf die Gemeinde zurück.

Der Inhalt des Protokolls entsprach nur zu sehr den Befürchtungen des Dorfrichters. Die von ihm geltend gemachten Wünsche der Gemeinde waren nicht aufgenommen, sie wurden nur indirekt, als lautgewordene Anregungen und als unausführbar oder überflüssig abgetan. Einige Beschwerden der Gemeinde gegen den Zustand der alten Bruchstellen hatte der Stromingenieur sich selbst zu eigen gemacht, und seine Anträge wurden in dem Protokoll dem Komitat zur Genehmigung empfohlen. Sonst sollte alles beim alten bleiben.

Nun war der Klugs-Baltzer gekommen, um Rede zu stehen. Und er kam mit einem neuen Programm der Gemeinde, das ihm einen besonderen Rückhalt gab. Man hatte in Karlsdorf den Eindruck gewonnen, daß die verwahrlosten ärarischen Hauptdämme nicht in jenen Zustand gebracht werden könnten, der völlige Sicherheit versprach. Zum Warten, zum Petitionieren und Prozessieren war keine Zeit. Und so entschloß sich die Gemeinde, auf eigne Faust ein Dammsystem nach neuen Grundsätzen zu schaffen, einen eignen Ingenieur zu berufen und alle Arbeitskräfte selbst zu stellen. Man sollte ihr nur die Aufnahme eines Dammbauanlehens gestatten. Das brachte der Richter schriftlich, und es sollte dem Protokoll beigelegt werden.

Herr von Olay raste. „So übermütig seid ihr Schwaben? So viel Geld habt ihr? Daraus wird nichts!"

Der Klugs-Baltzer entgegnete bescheiden: „Herr Oberstuhlrichter, das wolle mer doch alles nar zu unsrer Sicherheit mache. Und Sie solle nar nit dagege sein. 's Komitat werd's schon bewillige."

„Das wird es nicht! Das wäre eine Blamage! Wenn der Staat eine Festung baut, kann er nicht zugeben, daß die Bürger, die hinter den Mauern wohnen, eines Tags im Innern noch höhere Wälle aufführen, weil sie sein Werk für ungenügend halten."

„Des versteih ich nit ganz, Herr Oberstuhlrichter. Ich weiß nar, daß unsre Feschtung alt is und baufällig, und daß mer alle Kredit verliere, wann's Wasser wieder emol zu uns rei' kimmt. D'rnoo gibt's dreitausert unglückliche Mensche. Denke Sie an Szegedin! M'r wolle uns selber helfe, weil die Herre uns nit helfe. Des werd doch verlaabt sin?"

„Sie sind aufgehetzt! Sie wollen uns bloßstellen! Das gibt es nicht!" tobte der Oberstuhlrichter. „Und jetzt frage ich Sie zum letztenmal, wollen Sie das Protokoll unterschreiben oder nicht?"

„Aja! Deshalb bin ich jo sau g'schwind gekomme. Ich will kei' Versaamnis uf mich lade."

Herr von Olay rief seinen Schreiber herbei mit dem Protokoll und reichte dem Klugs-Baltzer seine eigne Feder, nicht wenig verwundert über diese Gefügigkeit. Und der Richter von Karlsdorf schrieb mit seinen harten Bauernfingern an der Stelle, wo sein

Titel schon vorgezeichnet stand, die Worte in das Protokoll: „Mit Proteſcht! Balthasar Klug, samt Beilage.“

„Fene egyemek,* was haben Sie denn da hineingeschmiert?“ rief der Oberstuhlrichter, blaß vor Wut.

Klug zuckte wortlos die Achseln.

„Wissen Sie, daß ich Sie absetzen werde?“ brüllte Herr von Olay.

„Des kenne Sie. Aber wisse Sie, mei' Großvater war aa Richter in Karlsdorf, damals, wie noch die Grenzregimenter bei uns regiert häwe. Und do hot ehm der Major emol acht Täg Profosarrest gäwe, weil er a sau a nixnutzig's Protokoll nit unterschriewe hott. D'rnoo isch 's Wasser kimma, un der Major isch degradiert worde vom Regiment.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Was ich sage will? Sie versteihn mich ganz gut. Wann uns was g'schiecht, wer' ich die Herre ins Kriminal bringe, die in Karlsdorf Karte g'schpeelt häwe, wie die Komission hätt' sein solle.“

„Sie drohen? Entfernen Sie sich! Sie werden von mir hören.“

„Zeit wär's, Herr Oberstuhlrichter, daß m'r was heert. Die Gemeinde stellt fünfhundert Arweiter. Un wenn nit bald ang'fange wird, fange m'r selber an. Jónapot kivánok (Guten Tag), Herr Oberstuhlrichter.“

Mit diesen Worten und diesem kurzen Gruß verließ der Klugs-Baltzer das Amtszimmer des Oberstuhlrichters und fuhr wieder heim.

* * *

Im Pfarrhof zu Karlsdorf war schlimme Zeit.

Der Pfarrer Horvat tobte und schrie schon seit ein paar Tagen. Der Kaplan war nächtlich durchgeprügelt worden, ohne daß er anzugeben wußte, von wem. Er lag zu Bett und wollte gar nicht, daß über die Sache weiter geredet werde. Aber konnte der Pfarrer das zugeben? Durfte er solch einen Makel auf seiner Pfarre dulden? Jedenfalls mußte der Kaplan fort, das Maß war voll.

Aber das wäre noch zu ertragen gewesen. Was hingegen sollte er mit der Juliska machen? Die wollte zum Theater! Endlich kam es heraus, warum sie so leidenschaftlich gern nach Temesvar fuhr. Schon zu Neujahr hatte er der Klarineni diese Fahrten eingestellt, er duldete nicht mehr, daß man ihn dreimal wöchentlich ganz allein ließ. Aber da trotzte die Juliska und wählte sich andre Begleiterinnen. Die Frau Halmos und die Frau Gergely wechselten ab in der Rolle der Gardedame, und die waren der Juliska auch lieber. Nun konnte sie sich ganz frei bewegen. Die hatten Bekannte in der Stadt, die schüttelte sie nach Belieben ab.

Unterricht hatte sie heimlich bei Palkay Vidor genommen den ganzen Winter, und er war in das Hotel gezogen, in dem sie regelmäßig wohnte. Die Mama zahlte alles. Sie war im Einverständnis, sie schwärmte eigentlich mehr für den feisten Komödianten als die Juliska, und das gewitzte Kind wußte sie bei dieser Seite zu nehmen. Sie werde die Mutter einer berühmten Tochter werden. Und sie gebe auch dem Vidor Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen durch ihre Ausbildung, er werde ihr gewiß einst dankbar sein, meinte die Juliska, die schon ein wenig an Größenwahn litt.

Und dieser Vidor hatte nicht gezögert, der noch immer begehrenswerten Klarineni den Hof zu machen, er sparte nicht mit Händeküssen und all jenen kleinen Zärtlichkeitsbeweisen, für die alternde Frauen so dankbar sind.

Sie willigte ein. Ganz im geheimen sollte ihre Tochter ausgebildet werden.

Für Juliska aber lag ein unbeschreiblicher Zauber darin, direkt aus dem gestrengen Kloster der Schwestern vom Sacré-Coeur, direkt aus dem Pfarrhause in die Welt des Theaters zu gelangen. Sie hielt diesen seltsamen Trieb, diese Lockung zum Ungewöhnlichen, für ein Anzeichen echten Talentes. Wie wäre der Gedanke sonst in ihre junge Seele gekommen? Die Soeur Cecile hatte sie stets für das Klosterleben bereden wollen, aber die Mère Gilm lächelte nur dazu. Die Juliska sei ein Weltkind, sagte sie, die werde einmal viel von sich reden machen. Noch war diese Prophezeiung ihr damals nur ein leerer Schall. Jetzt hatte er Inhalt bekommen, jetzt wußte die Juliska, was sie wollte. Seitdem ihr Vortrag dem Baron Simonyi so sehr gefallen hatte, bohrte der heimliche Gedanke in ihr, eine Sarah Bernhardt, eine Wolter, eine Jaszay werden zu wollen. Oder eine Yvette Guilbert.

Doch wie den Weg dazu finden? Der Bacsi durfte um Gottes willen nichts davon

* Der Teufel soll Sie verschlingen!

erfahren, das ganze dumme Dorf nichts ahnen. Die Leute hätten sich ja bekreuzigt; der Bacsi hätte sich so sehr geschämt, daß er vielleicht in Pension gegangen wäre, weil er des Vertrauens seiner Pfarrkinder nicht mehr sicher war. Das konnte sie nicht brauchen und die Klarineni schon gar nicht. Und so wurde auch vor den Begleiterinnen aus Karlsdorf der eigentliche Zweck dieser Fahrten lange nicht offenbart.

Die Klarineni hatte das saure Amt übernommen, alles zu vertuschen, alles zu bezahlen und den Bacsi langsam vorzubereiten auf die große Überraschung. Aber das hatte Zeit. Obwohl die Juliska an sich glaubte, mußte man doch erproben, ob sie echtes Talent hatte, ob sie Aussichten besaß auf eine große Karriere. Palkay behauptete es. Er schwärmte für das Genie Juliskas und für sie selber nicht minder. Seine Komplimente nahm sie gern entgegen, sie schlürfte sie wie süßen Champagner, ihm selbst aber, dem Liebhaber Palkay, wußte sie sich zu entziehen.

Zimmer an Zimmer wohnten sie häufig, und die Bedienung des Hauses glaubte augenscheinlich an ein galantes Verhältnis der beiden. Das belustigte Juliska, die so gern mit dem Feuer spielte; es reizte sie, zu scheinen, was sie nicht war.

Palkay hatte der Mutter hoch und teuer geloben müssen, „brav" zu sein, und er benahm sich in den ersten Stunden tadellos. Dann begann er damit, beim Unterricht zärtlich zu werden. Gern umfaßte seine Hand ihren schön gerundeten Oberarm oder ihre Taille. Er lehrte sie diese und jene Pose. „Belieben Sie das so und so zu machen ... Das liebe Gesichterl heller, heiterer; das schöne Goscherl halb offen — so — so — zum Küssen." Er nahm ihren Kopf in seine Hände und richtete ihn, lehrte sie gehen, stehen, knien auf dem Theater, sitzen und liegen. Sie wartete nur auf den Augenblick, wo er weitergehen würde. Er kam. Palkay wollte sie auch lehren, wie Theaterküsse gegeben werden, und wie man es mache, daß die markierten Küsse noch besser aussehen als die echten.

Da sie längst gefaßt war auf diesen Augenblick, fand er sie völlig kalt. Sie stieß ihn lachend von sich, daß er taumelte. Dann aber wies sie ihm die Tür.

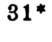
Er begriff seine völlige Niederlage und verschanzte sich flugs hinter einer Finte. „Das haben Sie genial gemacht!" rief er aus. „Endlich ist es mir gelungen, Sie herauszutreiben aus Ihrer kühlen Reserve. Ich war schon verzweifelt; habe Sie für ganz temperamentlos gehalten. Jetzt glaube ich wieder an Sie. Aber Sie haben mehr Talent für die Komödie als für die Tragödie."

So schwätzte er sich heraus, und sie ließ sich beinahe überzeugen. Aber sie war fortan auf ihrer Hut. Er merkte es und begnügte sich inzwischen mit dem Schein.

Und dieser war gegen Juliska. Ihre ständigen Fahrten zu allen Schauspielvorstellungen und ihr Zusammensein mit Palkay Vidor im Speisesaal des Hotels verbreiteten einen verdächtigen Schimmer um sie, und für das Weitere sorgte die Rozsika, die eifersüchtige Soubrette. Auch die wechselnden Gardedamen erhöhten das Zweideutige ihrer Lage, ohne daß sie es ahnte. An den Offizierstischen war sie das stete Gesprächsthema. Und die Kavallerieoffiziere aus Josefsfeld, die auch häufig zu den Theatervorstellungen nach Temesvar fuhren, machten gar nicht viel Umstände. Besonders Graf Ruppert, der blonde Rittmeister, pirschte eifrig hinter ihr her, sie fuhren oft miteinander. Ein Abglanz dieses Verkehrs fiel auch auf die jeweilige Begleiterin, und die Frau von Gergely und die Frau Halmos rissen sich um die Ehre, die Juliska zu begleiten. In die Eintönigkeit ihres dörflichen Lebens kamen plötzlich ganz ungeahnte Ablenkungen und Anregungen, kam ein erfrischender Zug von höherer Geselligkeit. Und den Schein von Wohlhabenheit, der um sie gebreitet wurde, bestritt knurrend die sonst so zinsenhungrige Klarineni, die sich jeden Gulden, den sie herlieh, dreimal verschreiben ließ. Die Juliska aber war nicht knauserig. Es kam ihr auf einen neuen Hut oder eine Seidenbluse für ihre Begleiterin niemals an.

Sie schwelgte in diesem freien Leben und ließ sich von jedem jungen Stationschef, von jedem Leutnant den Hof machen, dem Herrn Rittmeister zum Trotz. Für jeden hatte sie ein Lächeln, jedem zeigte sie ihre blitzblanken Zähne und ihre eleganten Dessous. Ihre Augen aber versprachen immer mehr, als sie zu halten gesonnen war.

So wurde Juliska eine bekannte Figur in der Provinzstadt und auf allen Wegen, die dahin führten. Kein Mann hielt sie mehr für die Unschuld, die sie war. Nur Palkay



Vidor, der Beneidete, wußte es besser. Und er bereitete einen Generalsturm auf sie vor. Nur bis zu Ostern hatte er noch Zeit, dann mußte er weiterwandern, und sie blieb wohl hier. Was er in diesen Wochen nicht erreichte, entschwand ihm vielleicht für immer. Und er bereitete sie jetzt, nachdem sie schon ein kleines Repertoire von Liebhaberinnen studiert hatte, vor für eine bestimmte Rolle, er wollte, daß sie spiele und sich dem Publikum zeige, ehe die Saison zu Ende ging. Vielleicht zu seinem Benefiz.

Mit stürmischer Freude ergriff Juliska diesen Plan, fast wäre sie ihm an den Hals geflogen. So nahe stand sie dem Ziel ihrer Wünsche? Das sollte möglich sein? Er behauptete es. Und als sie heimkam, konnte sie nicht mehr an sich halten: sie warf sich dem Vacsi zu Füßen und gestand ihm alles.

Der Pfarrer war zu Tode erschrocken. Wie gelähmt saß er da. Dann aber, als er sich der ganzen Ungeheuerlichkeit bewußt wurde, die ihm da zugemutet wurde, brach es los in ihm wie ein Hagelwetter. Und das ging nun seit Tagen so fort. Er war ganz weltfremd gegenüber dieser Frage. Ihm galt das Theater stets als ein minderwertiges, sündhaftes Vergnügen müßiger Menschen, und er hatte niemanden, der ihm raten konnte. Seine Einwilligung gab er nicht. O nein! Sie könne es ja tun, aber sie möge dann nicht mehr auf ihn zählen! Dabei blieb er. Alle Schmeichelversuche Juliskas schlugen fehl, und die Mutter mußte ihr abraten, weiter in ihn zu dringen. Aber zu ihr stehen wollte sie unerschütterlich. Sie möge sich nur vorbereiten für ihre Aufgabe!

* * *

Während Juliska an der „Monna Vanna" studierte und öfter als je nach Temesvar fuhr, sogar allein und in Begleitung des Grafen Ruppert, härmte sich der Vacsi ganz außerordentlich. Er schrieb an die Mère Gilm nach Preßburg und beklagte sich über dieses Erziehungsresultat; er wendete sich brieflich an den Herrn Abgeordneten Baron Simonyi, den Weltmann, um Rat, und er ließ eines Tags den Herrn Jakob Jellinek, den Dorfjuden, zu sich kommen. Es ging die dunkle Sage, daß einer seiner Söhne auch beim Theater sein sollte. Vielleicht wußte der Mann einen Rat für ihn.

Der alte Jellinek war nicht wenig verwundert über die Ehre, mit der er empfangen wurde. Er hatte den besten Kaufmannsposten im Dorfe und war sehr beliebt bei den Bewohnern, aber die Klarineni kaufte alles im großen ein in der Stadt und gab ihm nur höchst selten etwas zu verdienen. Der Herr Pfarrer hatte sein Geschäft noch nie betreten; was konnte er von ihm wollen?

Die Klarineni begrüßte Jellinek schon im Vorzimmer und flüsterte ihm zu, um was es sich handle. Er möge der Juliska ein bisserl helfen, bat sie rasch. Und da erschien auch schon der Herr Pfarrer in der Tür und lud Herrn Jellinek jovial ein, in sein Zimmer zu kommen.

Ob er rauche? Ob er einen Süßen lieber trinke oder einen Kognak? fragte der Pfarrer und bot ihm seinen eignen Stuhl an beim Schreibtisch, indessen er für sich selbst einen andern herbeiholte.

Jellinek strich sich seinen weißen Bart mit der Linken und dankte. Er rauche nicht und trinke auch nicht. Das tauge nichts für einen Geschäftsmann, der immer einen klaren Kopf haben müsse. Auch habe er seinen sieben Söhnen nie ein solches Beispiel geben wollen.

„Oh, oh, Herr Jellinek!" rief lächelnd der Pfarrer. „So streng? Sie erblicken ein Laster im Rauchen? Meine Pfeife wird nie kalt."

„Behüt' mich Gott, Hochwürden, vor so einer Meinung! Aber erstens schmeckt mer das Rauchen nicht, und zweitens war es mir immer zu teuer. Wenn ich und meine sieben Buben, hab' ich mer oft gesagt, rauchen täten, brauchten wir, gering gerechnet, siebenhundert Zigarren im Monat. Das macht so viel Geld im Jahr, daß mer sich ein Joch Feld kaufen kann dafür."

Pfarrer Horvat zog die Brauen hoch und schaute den Mann überrascht an. „Sie denken sehr praktisch und nüchtern, Herr Jellinek. Wie kommt es, daß Sie, wie ich höre, einen Ihrer Söhne haben zum Theater gehen lassen?"

„Er hat mich nicht gefragt, Hochwürden. Sein Gymnasium hatte er mit Ach und Krach gemacht, zum Kaufmann war er verdorben, zum höheren Studium fehlte ihm die Passion. Tessék — was anfangen? Da brauchte man auf einmal viele ungarische Schauspieler, die Regierung hat sich damals angenommen um die nationale Kunst; überall, wo deutsche

Theater waren, sollten jetzt madjarische entstehen. Ist mein Moritz mit beide Füß' in die Kunst gesprungen und hat gleich eine schöne Gage bekommen. Alle andern Söhne haben mich noch viel Geld gekostet, er nicht ein' Kreuzer."

„Aber die andern sind gewiß geachtete Männer geworden?"

„Sind sie! Aber, bizony, so geehrt wie der Moritz ist keiner. Und verdienen tut auch keiner mehr."

„Was Sie nicht sagen! Wieso? Zu meiner Studentenzeit war es noch keine Ehre, ein Schauspieler zu sein. Die ungarischen Schauspieler wurden vor vierzig Jahren noch so taxiert wie die Zigeuner."

„Ja," erwiderte lächelnd Herr Jellinek, „aber auch das musikalische Zigeunertum ist heute ein einträgliches Geschäft. Sehr beliebt bei noblen Damen."

„Habe manchmal gelesen, ja. Also, Herr Jellinek, Ihnen erscheint das Theater, praktisch genommen und auch vom Standpunkt der bürgerlichen Ehre, als eine gute Sache?" fragte Pfarrer Horvat bedächtig, jedes Wort betonend.

„Das nicht, Hochwürden, das nicht. 's ist im Grunde ein faules Geschäft. Aber wer a Talent hat und a Glück, macht mit faule Sachen das beste Geschäft."

„Verstehe, verstehe! Sie meinen also doch, daß der solide Grund fehle, die Zuverlässigkeit."

„Ja. Die kleinste Hypothek ist besser."

Der Pfarrer lächelte verlegen. Wie sollte er endlich sagen, um was es sich bei ihm handelte? Der gute Jellinek betrachtete die Sache am Ende doch zu kaufmännisch. Vielleicht sollte er überhaupt nicht gestehen, warum er den Dorfkrämer hatte kommen lassen. Aber das ging wohl nicht an. Geplauscht wurde ja doch schon.

„Und Tochter haben Sie meines Wissens keine, Herr Jellinek?" fragte er, obwohl er es ja genau wußte.

„Nein, Herr Pfarrer. Meine Frau hat eine Nichte ins Haus genommen, weil sie so allein war. Von den Söhnen ist nur der Geza hiergeblieben; sind alle in der Welt draußen."

„Ja, ja, meine Cousine hat mir erzählt. Nun, wir haben auch eine Nichte."

„Oh! Das hochwohlgeborene Fräulein Juliska! Eine liebe, feine junge Dame. So gebildet!"

„Und sie will fort von uns. Denken Sie, Herr Jellinek — sie will zum Theater. Kommt aus dem Kloster und will zum Theater! Verstehen Sie das?"

Herr Jellinek tat sehr überrascht.

„Sooo? Das gnädige Fräulein? ... Faule Sache, Herr Pfarrer. Aber sie ist hübsch. Sie ist sehr hübsch. Hat sie a Talent auch?"

„Woher soll ich das wissen? Wer sagt mir das?" rief Horvat bekümmert.

„Wie schad', Hochwürden, daß mein Moritz ist jetzt in Berlin engagiert, sonst hätt' ich gesagt —"

„In Berlin?" fragte der Pfarrer verwundert und erfreut. „Es gibt also selbst dort schon ein ungarisches Theater?"

„Noch nicht," erwiderte Jellinek verschmitzt, „aber das kann noch werden. Ungarische Schauspieler wären dort schon genug, schreibt mein Moritz."

„Was machen sie dort, wenn sie nicht spielen?"

„Sie spielen. Sie sind nämlich übergegangen zur deutschen Bühne, weil wir ja doch nur ein einziges Nationaltheater haben in Ungarn und lauter kleine Provinzbühnen. Bei uns ist nicht genug Platz für alle die, die a Talent haben und was verdienen möchten mit der Kunst."

Pfarrer Horvat war aufgestanden. Er ging auf und nieder, bat seinen Gast aber, sitzenzubleiben.

„Wir sind den Herren Komödianten also ein zu kleines Volk? Man macht als Deutscher eher sein Glück ..." brummte er und paffte, um seine Meerschaumpfeife, die kalt geworden war, wieder in Zug zu bringen. „Sauberer Patriotismus!"

Jellinek zuckte die Achseln. „Meine sechs andern Söhne sind Madjaren geworden; der Moritz wollte kein ungarischer Provinzhusar bleiben."

„Verstehe, verstehe!"

„Darf ich mir erlauben eine Frage?" sprach Jellinek. „Hat das gnädige Fräulein einen Lehrer?"

„Freilich hat sie einen. In Temesvar!" erwiderte der Pfarrer verdrießlich. „Den Palkay Vidor!"

Herr Jellinek kraute sich hinter dem linken Ohr. „Hochwürden, das tät' ich nicht erlauben. Palkay? Hm! hm! Verdächtiger Lehrer ... Wenn ich a faules Geschäft mach', verlang' ich Wucherzinsen; wenn ich



mein Mädel — verzeihen Sie den Vergleich — zum Theater geb', verlang' ich a Karriere. A große Karriere! Sie muß berühmt werden oder ein' Grafen heiraten. Und das kann sie auf dem Wege nicht."

„Und Sie meinen?"

„Fort in die große Welt! Nach Budapest! Oder nach Wien zur deutschen Kunst."

„Soha! Niemals!" rief der Pfarrer. „Juliska von Kerpely ist eine Madjarin. Entweder in der Heimat oder nirgend ... Aber ich danke Ihnen sehr, Herr Jellinek, ich habe Ihre Zeit schon viel zu sehr in Anspruch genommen."

Jellinek verstand und erhob sich.

„Sie haben mir viel gesagt, was mir neu war und was uns nützlich sein wird. Ich sehe jetzt viel klarer als früher. Sie reden nicht weiter über die Sache, nicht wahr?"

„Kein Wort, Hochwürden. Das versteht ja doch niemand im Dorf."

Schon im Gehen, fragte der Pfarrer: „Wie heißen denn Ihre fünf andern Söhne und wo sind sie alle? Den Geza kenne ich, vom Moritz haben Sie mir erzählt ..."

„Die andern leben in Budapest. Meine Frau hat ihre Namen aufgeschrieben, ich könnte sie wirklich nicht alle nennen ..."

Horvat lachte. „Sie scherzen!"

Jellinek errötete ein wenig. „Nein, Herr Pfarrer, das ist nun einmal so bei uns. Keiner wollte meinen böhmischen Namen behalten. Der Moritz in Berlin heißt Madjar, der Arpad nennt sich Karolyfalvi (Karlsdorfer), der Sandor heißt Ujvideki (Neusatzer), weil er dort geboren ist, und der Feri, der Aladar und der Samu haben sich jeder einen andern Namen gewählt. Einer heißt Deak, ich weiß aber nie, welcher. Nur der Geza heißt nach der Firma." Jellinek zuckte wieder mit den Achseln. „Das ist Landesbrauch bei uns."

Der Pfarrer hatte seinen Gast bis in das Vorzimmer geleitet während dieses Gesprächs. Und er mußte unwillkürlich an die höhnischen Worte des Barons Simonyi denken, als er das anhörte. So also sieht die Mehrung des madjarischen Volkes aus. So wird die Unfruchtbarkeit unsers Stammes wettgemacht, sagte er sich. Aber sein nationaler Fanatismus ließ keine Bedenken aufkommen, und er gab seiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß der Moritz, wenn er schon ein deutscher Schauspieler geworden sei, doch wenigstens einen ungarischen Namen mitgenommen habe in die Fremde.

Und mit einem warmen Händedruck verabschiedete er den Dorfkrämer.

Das Endergebnis dieser Unterredung für ihn selbst aber war: Niemals!

* * *

Der schier endlose Winter ging seinem Ende nun doch entgegen. Er war nicht übermäßig kalt gewesen, aber so viel Schnee hatte man seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Vom November bis tief in den März hinein fiel immer und immer wieder Schnee. Viele Fuß hoch lag er auf allen Fluren, und in den Dorfgassen war er zu Wällen aufgetürmt worden neben den Fahr- und Gehwegen. Wiederholt war der Eisenbahnverkehr gestört im ganzen Komitat, und man war wie aus der Welt entrückt. Die Theiß und die Donau tauten nicht auf seit dem Dezember, und es lag eine so hohe Schneeschicht auf den Flüssen, daß sie hinweggetilgt erschienen aus dem Landschaftsbilde. Über alle Ufergelände, über alle Schutzdämme hin breitete sich eine weiße endlose Fläche. Sie funkelte und glitzerte in der kühlen Sonne und war herrlich anzusehen. Friedlich lag sie da und hielt ungeheure Kräfte in ihrem Bann. Wie ein Urwelträtsel umfing der Winter die in Fesseln schlummernde Erde; alles Leben auf ihr schien erstorben zu sein.

Und auch vom obern Laufe der Flüsse hörte man von vielem, vielem Schnee.

Nicht ohne Bangen gedachte mancher Bauer seiner Riedfelder, auf denen die Herbstsaaten so schön aufgegangen waren. Und der Klugs-Baltzer hatte schon während des Faschings, als alle Welt guter Dinge war und der Frohmut des Dorfes schier überschäumte, schlaflose Nächte.

Was wird das Frühjahr bringen? Werden wir bestehen, so wie all die Jahre her?

So fragte er sich oftmals. Der Schrecken vom letzten Frühling lag ihm noch in allen Gliedern. Und er beriet immer wieder vertraulich mit seinen Beisitzern und Geschworenen das dem Oberstuhlrichter übergebene Programm. Es war durchführbar, wenn man ihnen die Bewegungsfreiheit gönnte und die Gemeinde ein Anlehen aufnehmen ließ. Beinahe schuldenfrei stand sie da, ihr großer Besitz war unbelastet, denn die Dammbau-

schulden aus früheren Zeiten waren längst getilgt. Nur eins war als Reallast auf jedem Bauernhof geblieben: die Verpflichtung von dreißig Arbeitstagen im Jahre an den Dämmen. Diese Last trug jeder gern. Aber sie war beinahe in Vergessenheit geraten in den letzten Jahren, niemand nutzte diese Verpflichtung aus, niemand rief die Bevölkerung auf zu ihrer Erfüllung. Der Richter ließ nachrechnen, und es ergaben sich keine fünf Arbeitstage pro Haus und Mann, die im Durchschnitt geleistet wurden. Natürlich murrte dagegen niemand. Solche Schonung gewöhnt sich rasch, solche Faulheit wirkt ansteckend.

Der Klugs-Baltzer brauchte nichts, als diese alte Verpflichtung wieder zu erwecken, und man konnte mit einem mäßigen Anlehen und der Opferung von so und so vielen Joch Augrund und Hutweide neue Dämme schaffen hinter den alten, ärarischen, die jenen Grundsätzen entsprechen sollten, die der Ingenieur Trauttmann aus Amerika ihnen so klar und so einfach entwickelte.

Der Richter schrieb nach Rosenthal an den Herrn Georg Trauttmann, bekam aber seinen Brief wieder zurück mit der amtlichen Bemerkung: „Seit Monaten abwesend, Aufenthalt unbekannt." Der Freund war also wahrscheinlich wieder fort über das Meer. Man mußte sich ohne den selbstlosen Mann behelfen, den Neid und Mißgunst verdächtigten, und der doch wie ein warnender Engel erschienen war.

Der Notär nahm wenig Anteil an diesen Sorgen des Gemeindeoberhaupts. Er hielt sie für übertrieben und war überhaupt verstimmt und mißgelaunt, seitdem man ihn zwang, die Gemeindeprotokolle auch in deutscher Sprache zu führen. Er hatte jetzt immer doppelte Arbeit. Der Nimbus des Geheimnisses, der das in der Staatssprache geführte Protokoll früher umgab und den einzigen, der es lesen konnte, zu einer der wichtigsten Personen machte, war auch dahin. Der Notär fand es noch immer unbegreiflich, daß der Komitatsausschuß jenes Ansuchen der Gemeinde um Wiedereinführung der deutschen Protokollsprache gestattete. Es war eine Überrumpelung. Weil Karlsdorf die erste schwäbische Gemeinde war, die auf Grund des Gesetzes ihr Recht geltend machte, ihre Protokollsprache selbst zu bestimmen, darum ließ man die Sache durch. Die andern, die später kamen, wurden abgewiesen. Man witterte dann einen staatsgefährlichen Plan, man gab nicht mehr nach, obwohl ja alle das gleiche Recht haben müßten. Wie kam nun gerade er dazu, doppelte Arbeit zu leisten und so zu tanzen, wie die deutschen Bauern pfiffen?

Kurzum, er war nicht mit dem Herzen bei all diesen Sorgen und Erwägungen, er tat nicht mit. Dadurch hatte der alte Oberlehrer Heckmüller mehr Einfluß gewonnen, als statthaft schien. Und von diesem war auch jenes Dammbauprogramm geschrieben worden, das jetzt beim Komitat lag. Halmos hatte ganz recht, der Alte war reif, den mußte man beseitigen.

Linde Lüfte wehten endlich, die Sonne gewann Macht, und die Schneeberge in den Straßen begannen allmählich einzusinken. Jeden Tag ein bißchen. Und in der Nacht gab es wieder Frost. Das war recht, so sollte es sein. Nur keine Plötzlichkeiten! So konnte sich die bange Sorge lösen, und man kam wieder über eine Gefahr hinweg.

* * *

In dem kleinen Anbau zum Pfarrhofe, der nur ein Zimmer und einen kleinen Vorraum umfaßte, die als Kaplanswohnung galten, lag nun seit Tagen Pater Istvan danieder. Die Klarineni hatte wenig Zeit für den Kaplan, nur die Magd pflegte ihn, denn sein Leiden wurde nicht ernst genommen, es galt mehr als eine komische Episode. Der Doktor wenigstens hatte es also taxiert. Die Nase des Patienten war dick verschwollen und blutunterlaufen, an der Stirn hatte er eine Beule, mit dem linken Bein hinkte er. Er konnte es nicht wagen, sich außer Haus zu zeigen. Daß das ganze Dorf wußte, was ihm begegnet war, das merkte er nur zu gut an den spöttischen Blicken, die jeder nach seinen Fenstern warf. Er sah alle, die vorübergingen, ohne selbst gesehen zu werden, und hatte jeden Morgen die Freude, auch die zu sehen, für die er litt. Ihr angstvoller Blick suchte immer den seinen, wenn sie zur Messe ging, und dann wieder, wenn sie aus der Kirche trat, wo sie sicherlich nur für ihn gebetet hatte. Seitdem er sich ihr einmal gezeigt und ihr zugewinkt hatte, schien sie wieder gefaßter zu sein. Er mußte sich das Taschentuch vor die geschwollene Nase halten, damit sie nicht erschrecke und er nicht allzu lächerlich vor ihr erschien. Und er machte



sich mit Gebärden, die nur sie verstand, über sich selbst lustig, obwohl ihm nicht so leicht ums Herz war.

Was sollte werden? Der Pfarrer, der jetzt alle Seelsorgetätigkeit allein leisten mußte und auch den Religionsunterricht in den Schulen zu erteilen hatte, war tief erbittert gegen ihn. Einmal nur hatte er ihn besucht in diesen zwei Wochen und ihm eine große Szene gemacht. Das Tischtuch war entzwei. Der Nachfolger vielleicht schon ernannt. Gewiß, er war kein Muster und Vorbild für die Gemeinde. Er kannte sich selbst nur zu gut. Seine Jugend, seine ungebändigte Lebenslust, sein leichtes Blut spielten ihm manchen Streich. Alle heimlichen Geißelungen und Bußübungen konnten seinen Charakter nicht ändern. Andre trafen es, er nicht. Nicht einmal zur konventionellen Heuchelei konnte er sich erziehen und bändigen, seine Natur brach immer los, er stand immer ohne Maske da, wenn es über ihn kam. Vielleicht, wenn man ihn drinbehalten hätte im Kloster, in strenger Klausur, in fortgesetzten religiösen Übungen, vielleicht hätte er sich dort allmählich gebändigt. In der Freiheit, die ihm geworden war, erwachten alle schlimmen Instinkte mit verdoppelter Macht. Und daß er gerade in ein schwäbisches Dorf kam, das ihn wie die Heimat umfing und umschmeichelte, das war vollends sein Unglück. Er war eben auch ein schwäbischer Bauernbub und nichts andres, er mußte mit der Jugend singen und tanzen, ihn zog es zu jeder Metzlsupp' und in jede Spinnreih', und er hatte ein verliebtes Herz.

Er wußte wohl, warum man gerade ihn ausgewählt hatte, diese Kaplanstelle zu bekleiden. Man wollte kein Ärgernis geben durch einen reinen Madjaren, man wählte ihn als das schwäbische Musterbild, man glaubte seiner patriotischen Gesinnung sicher sein zu dürfen. Gerade er, der Schwabensohn, sollte hier madjarisierend wirken in der Schule und in der Kirche. Sein Beispiel sollte den etwa noch störrischen Lehrern vorbildlich sein und die Jugend gewinnen.

Und er hatte diese Aufgabe ja redlich erfüllt. Zu redlich! Beinahe schämte er sich dessen insgeheim, seitdem er wieder schwäbische Dorfluft geatmet, wieder mit seinem Volke gelebt, das man ihn in der Mittelschule und im Seminar mißachten gelehrt hatte, das er zu verleugnen im Begriff war.

Jetzt war die Krisis da für ihn. Hätte man ihn doch in einen madjarischen Kirchensprengel geschickt! Sein Naturell wäre dort vielleicht nicht so rasch ausgeartet wie hier, in der Heimat. Wenn man schon Geistliche braucht, die den Schwaben die Meinung beibringen sollen, der liebe Gott verstehe nicht Deutsch, so sollte man doch nicht die Söhne schwäbischer Mütter dazu erwählen. Der Stefan Michlbach, den sie zum Pater István gemacht haben, war jedenfalls zu schwach dazu. Auch in ihm begannen wieder die Glocken der Heimat zu läuten.

Was sollte werden? Er fragte es sich immer wieder. Man hatte sich nie darum gekümmert, ob er zum Geistlichen tauge. Die Mutter hatte ihn Gott versprochen, wenn er ihr wieder genese von schwerer Krankheit, und sie hat ihr Versprechen erfüllt. Wäre er doch als Kind gestorben! Kann man denn Gott nicht in jedem Berufe dienen? Ist es nicht ein gröbliches Mißverstehen, gleicht es nicht einem heidnischen Menschenopfer, was da von manchen frommen Müttern ohne Bedenken geübt wird?

Nutzlos war es jetzt, das durchzudenken und zu verurteilen. Es konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Wenn seine Mutter wüßte, wie verlassen und einsam er sich fühlte, wie unglücklich ihn der Gedanke an die Zukunft machte! Man wird ihn jetzt, nachdem er sehend geworden, wieder zurückwerfen wollen in den früheren geistigen Bann. Und fügte er sich nicht, so drohten ihm strenge Strafen.

Eine Versöhnung mit dem Pfarrer Horvat wäre vielleicht möglich gewesen. Auch dessen Jugend war einst nicht frei von Fehle. Aber mit der Gemeinde gab es keine Versöhnung. Ein nächtlich durchgeprügelter Kaplan konnte nicht wieder an den Altar von Karlsdorf treten, durfte nicht mehr im Beichtstuhl erscheinen. Die Buben in der Schule selbst, so lieb sie ihn auch hatten, würden ihn jetzt verhöhnen.

Ob die Liszka die ganze Schwere seiner Lage begriff? Ob es ihr klar war, daß es einen Abschied galt für immer? Er konnte sie nicht sprechen, durfte es nicht wagen, sich ihr jetzt zu nähern. Der Skandal mußte erst verrauchen.

Tagelang hinkte er in seinem Zimmer auf und nieder und erwog, was zu tun wäre. Er wollte sich widersetzen, wollte nicht zurück

in die geistige Gefangenschaft eines Berufs, der gewiß zu den ehrwürdigsten gehörte, der aber nun einmal seinem ganzen Wesen fremd war. Die Kraft, sich selbst zu überwinden, traute er sich nicht zu. Von einem Heiligen war nun einmal nichts an ihm. Und er wollte und konnte von dem Weib nicht lassen, das sich ihm hingegeben, das lieber die Schande auf sich nahm als die Flucht in eine rettende Ehe, die sie für immer von ihm getrennt haben würde. Seine Magd zu werden, stand ihr höher als die von der Sitte geschützte Ehefrau eines andern.

Das konnte nur eine große, reine Liebe sein, die ihn mit Liszka verband. Und es mußte einen Weg geben, diesen Bund zu heiligen, auch vor den Menschen.

Wäre er der erste, der aus der Kutte sprang?

Daß es dahin kommen muß, sieht er nicht als eigne Schuld an. O nein! Da drüben in Josefsfeld wohnen auch Schwaben, sie unterscheiden sich durch gar nichts von den Brüdern in Karlsdorf, und doch wohnt in ihrem Pfarrhaus ein Familienvater, der die Stube voller blonder Kinder hat. Warum wird dort das Weib geehrt und hier zur Konkubine gemacht? Wäre er dort Kaplan gewesen, hätte er eine Braut haben dürfen und eine Zukunft als Mensch, er würde heute nicht in dieser Lage sein. Das glaubte er fest in seinem Ingrimm, der an allem rüttelte, was ihm vordem ehrwürdig schien.

Aber einen Entschluß konnte er nicht fassen. Er wollte abwarten, was über ihn beschlossen würde, ehe er handelte. Und er mußte ganz genesen, ehe er sich wieder einem Menschen zeigte.

Von den Herrischen hatte mancher versucht, ihn zu sprechen, aber seine Tür blieb verschlossen. Nur dem Gergely Vilmos war es heute geglückt. Er sah im Vorbeigehen den Kaplan am Fenster und drang alsbald bei ihm ein. Lachend trat er ins Zimmer.

„Lieber Fraind Hochwürden, warum verstecken Sie sich? Vor mir brauchen Sie sich gar nicht zu genieren — ist mir auch schon passiert,“ sprach er, und der Kaplan, der zuerst errötete, mußte dann lächeln über die joviale Selbstverständlichkeit, mit der sein Fall da behandelt wurde. „In Mohacs droben,“ fuhr Gergely fort, „habe ich einmal feste Hiebe bekommen von einem schwäbischen Bauern. Jaj, war das Weib schön! So etwas gibt es hier gar nicht. War mein erstes Abenteuer ... Aber Sie schauen nicht schlecht aus. Die Nase — alle Achtung!“

„Wie geht es Ihnen sonst, Herr Ingenieur? Und Ihrer lieben Frau?“ fragte ablenkend Pater Istvan.

„Wie mir geht? Miserabel! War in Szegedin. Hab' wieder viel verloren im Spiel. Hol' der Teufel die Karten und die Weiber!“

„Sie sind zuwenig beschäftigt hier. Sie langweilen sich, was?“

„Freilich! Und Zerstreuung gibt es auch keine. Das einzige Weib, das mir hier gefallen möcht', die schwarze Susi, hat jedes Jahr kleines Kind. Manchmal auch zwei. Pfui Teufel!“

Pater Istvan lachte hellauf. „Wenn der Mann Ihre Passion kennen würde! Ihr Todfeind!“

„Soll er! Sie weiß schon, daß ich sie haben möchte. Frauenzimmer riecht das. Wie der Mann eingesperrt war, hab' ich zweimal ans Fenster geklopft. Aber jedesmal ist der Hofhund gekommen, und ich hab' schauen müssen, daß ich weiterkomm'. Oh, sie weiß schon! Ihre Augen haben es verraten. Na, kommt Zeit, kommt Rat.“

„Jetzt werden Sie wohl bald Arbeit genug bekommen?“ fragte der Kaplan, dem dieses Gespräch widerwärtig war.

„Freilich! Erwarte jede Stunde Meldung von unten, daß Eisstoß in Bewegung. In Walachei geht's schon los. Wenn er in Orsova anfängt, dann ist's Zeit für uns. Wird heuer scharf zugehen. Viel zu viel Schnee gewesen. Ekelhaft! Hab' jetzt Permanenzdienst im Gemeindehaus.“

„Und was wird denn aus den großen Arbeiten, von denen die Rede war?“

„Gerade vorhin ist Bescheid gekommen. Alles, was ich beantragt habe, wird gemacht. Die werden schauen, wie ich sie einspanne, wenn der Eisstoß vorbei ist. Aber, was sagen Sie, lieber Fraind Hochwürden, zur Juliska?“

„Was soll ich sagen? Ist ihr etwas geschehen?“

„Aber nain, Sie wissen das noch nicht?“ rief Gergely lachend. Und gedämpft fuhr er fort: „Meine Frau hat es mir schon lang verraten. Aber jetzt weiß es schon alle Welt — die Juliska geht zum Theater!“

„Zum — —? Also doch! Hab' ich mir doch immer im stillen gedacht,“ sagte

Pater Istvan. „Ja, aber was sagt der Alte?"

„Er ist wütig! Wütig ist er! Sie gönnen ihm das, was?"

Der Kaplan zuckte mit den Achseln.

„Und nächstens tritt sie auf in Temesvar. Spielt die — die Monna Vanna. Wissen Sie, das ist eine Dame, die gar nichts anhaben soll als einen schönen Mantel. Wir fahren alle hinein zur Vorstellung. Wie sie nervös ist — wer weiß, vielleicht verliert sie Mantel."

„Sie sind unverbesserlich, Herr von Gergely."

„Oh, Sie hochwürdiger Duckmauser!" rief pfiffig Gergely. „Soll ich der Liszka etwas bestellen? Einen schönen Gruß? Ich muß jetzt gehen."

„Ich danke Ihnen, Herr Ingenieur, aber ich habe nichts zu bestellen," antwortete der Kaplan kühl und gemessen. Mehr Würde! klang es ihm heimlich im Ohr. Und es widerstrebte ihm, diesen Herrn als Mitwisser seiner Beziehungen anzuerkennen.

„Oh! Oh!" rief Gergely. „Ist die Liszka in Ungnade? Das wird sie aber sehr kränken, wenn ich ihr erzähle, daß ich hier war."

Pater Istvan kniff die Lippen zusammen und schwieg. Der kommt mit ihr zusammen? Wo? Seit wann? fragte er sich im stillen und sah ihn starr an.

„Beim Jellinek drüben trifft man sie ja manchmal. Sie sieht von dort hierher, darum kommt sie wohl so oft," sagte Gergely. „Wir lachen schon über die Arme. Um eine Nadel, eine Schachtel Zündhölzchen geht sie zum Jellinek."

Der Kaplan schwieg hartnäckig.

„Na, wie Sie wollen! Ich verstehe. Diskretion Nebensache."

„Holla! Herr Inscheneer, holla!" rief es plötzlich im Hofe des Pfarrhauses. „Wo seid Ihr denn? Kummt nar g'schwind, der Eisstoß geht los drauße. Ei' Telegramm isch do far Euch!"

Es war die Stimme des Straub-Michl. Der Kaplan erblaßte, als er sie erkannte, und es war nur gut, daß Gergely rasch, ohne Abschied davonlief. Er hatte wohl nichts gemerkt.

* * *

Die Fenster des Pfarrhauses klirrten von den Böllerschüssen, die auf dem Platz vor der Kirche gelöst wurden.

Ein Wagen, der offenbar schon Bereitschaft hatte, sauste vorbei. Gergely fuhr mit drei Männern die Hauptstraße hinaus, in der Richtung nach dem großen Donaudamm. Und es folgte Wagen um Wagen, immer mit je sechs Mann besetzt. In warme Pekesche gekleidet, die Pelzmütze auf dem Kopf, hohe wasserdichte Röhrenstiefel an den Füßen, mit Schaufeln, Beilen und allen erdenklichen Werkzeugen und Geräten ausgerüstet, die Csutora mit einem guten Schluck Wein oder Raki an der Seite, so fuhren sie ernst und trotzig dahin, der Gefahr die Stirn zu bieten, die da möglicherweise drohte.

Der Kaplan zählte binnen einer Stunde zwanzig Wagen mit mehr als hundert Männern. Die wohlgenährten, ausgeruhten Pferde schnaubten die warme Stalluft aus den Nüstern und waren kaum zu zügeln. Wie ein Rennen um hohe Preise ging die Fahrt.

Und es war hoch an der Zeit. Die Depesche, die gekommen war, hatte eine große Überraschung gebracht. Seit mehreren Tagen herrschte am Oberlauf der Donau warmes Tauwetter, und der Strom war von Passau bis Mohacs in Bewegung, während er hier noch stand. Die Lage war höchst seltsam und nicht ungefährlich. Von Mohacs bis hinter den Kasanpaß, auf einer Strecke von vierhundert Kilometern, war die Donau noch zu, und von oben kam jetzt der ungeheure Druck.

Die Mittagssonne schien warm und goldig auf die schon grau gewordene Schneefläche, in allen Gassen und auf allen Wegen rieselten kleine Bäche. Es konnte sich nur mehr um zwei Tage handeln, so wurde das Eis auch hier brüchig, und es ging von selbst ab. Schon guckten überall die grünen Spitzen der Herbstsaaten aus dem schwindenden Schnee.

Der Klugs-Baltzer mit dem Vizerichter und seinen zwei Beisitzern waren unter den ersten, die dem Wagen des Stromingenieurs folgten. Schon um des guten Beispiels willen mußten sie voran.

Als sie das Dorf hinter sich hatten und auf der Komitatsstraße dahinjagten, hörten sie plötzlich ein fernes Knattern und Schießen. Es wurde immer ärger. Wie die Kanonade einer großen Schlacht mutete es sie an. Der Richter ließ den Wagen einen Augenblick anhalten, um besser horchen zu können.

Ja, das war der Strom. Seine Stimme erwachte wieder aus langer Gebundenheit, aber sie war heiser geworden und rauh in diesem Winter.

Horch! Horch!

Die Männer sahen einander erschrocken an, und die Pferde bäumten sich auf.

Das war ja furchtbar! Als ob ein feuerspeiender Berg geborsten wäre. Ein ungeheurer Knall erschütterte die Luft, und die Männer, die sich im Wagen aufgerichtet hatten und nach der Richtung des Dammes starrten, sahen, wie eine graue Masse sich hoch in die Luft erhob und wieder in sich zusammenbrach. Es knirschte und krachte, brüllte und brauste, als wäre der Weltuntergang im Anzug.

Mit verdoppelter Eile fuhren die Wagen, und nach einer halben Stunde waren sie hinter dem Damm. Der Lärm, das Geknatter und Getöse, unter dem sie alle herangekommen waren, hatte viele schreckensbleich gemacht, an mehreren Wagen waren die Pferde durchgegangen. Und jetzt sahen sie keinen Damm vor sich, sondern einen kristallnen Gebirgszug von meilenlanger Ausdehnung. Die Eisdecke war geborsten unter dem gewaltigen Druck, der von der obern Donau kam, sie war hinausgeschleudert worden aus dem Strombett über das Vorgelände, hinauf auf den Damm, der zu ächzen und zu stöhnen begonnen unter der Last, die er plötzlich zu tragen hatte. So mochte es im nördlichen Eismeer aussehen, wenn dort der Sommer kommt und die Eisberge sich in Bewegung setzen. Die meilenlange Krone des Dammes war mit haushohen Eisschollen bedeckt und unzugänglich geworden für die herbeigeeilte Hilfsmannschaft.

Gergely Vilmos war kreidebleich. Er hatte so etwas noch nicht erlebt. Er war bereits zur Stelle, als die Kanonade anhub, und hatte den ganzen gewaltigen Eindruck des Elementarereignisses in den Gliedern. Ein wahres Entsetzen packte ihn und seine drei Begleiter, als die Eisdecke sich hob, barst und über den Wall herüberzukommen drohte. Er glaubte nicht anders, als der Damm sei zermalmt und zerrieben worden von dem Eise und jetzt breche die Donau über sie herein. Aber es waren nur die alten Weidenbäume hinter dem Damm, die zersplitterten.

Jetzt hatte Gergely sich wieder gefaßt. Die eigentliche Katastrophe schien vorüber zu sein, denn der Strom rollte und donnerte gleichmäßig hinter den Eisbergen, die er als Hindernisse empfand und zur Seite warf, dahin.

Gergely gab Weisung, Stufen in den Eiswall zu hacken, damit man eine Übersicht gewinnen könnte. Und das geschah an mehreren Stellen. Nach einer Viertelstunde war die erste Treppe bis zum Gipfel hergestellt, und Gergely stieg mit dem Richter hinauf.

Der Anblick, den sie da genossen, war grauenhaft schön. Der mehr als tausend Meter breite Strom war eine schiebende, grollende, donnernde, tobende Masse von Eisklumpen, die sich gegenseitig den Raum streitig machten, von denen einer den andern untertauchte, und die jeder größere Klotz wieder auseinanderstieß, um für sich selbst die Bahn freizubekommen. Ein Kampf ums Dasein in krassester Form. Unabsehbar war das Gewoge und Geschiebe, und unheimlich, weil man kein Wasser sah.

Auch andre Treppen wurden in den Eiswall geschlagen, und viele Männer stiegen hinauf, das Schauspiel zu sehen. Da entstand plötzlich ein großes Geschrei — eine dieser Treppen hatte nachgegeben, war eingesunken, und die Herabstürzenden meinten, der Damm unter ihnen sei gewichen.

Das allgemeine Entsetzen darüber erwies sich als grundlos. Jedenfalls merkte man nichts, und es kam kein Wasser.

Der Klugs-Matz und Gergely waren von ihren Beobachtungsposten herabgestiegen und an die Stelle des Unfalls geeilt, wo es nur ein paar Hautabschürfungen und einen verstauchten Fuß abgesetzt hatte.

Der Richter erkannte sogleich, daß hier eine der alten Bruchstellen des Dammes war. Gergely bestritt es, mußte aber bald zugeben, daß der Richter im Rechte sei. Die Rutschung konnte also immerhin tiefere Gründe haben, es konnte im Dammkörper selbst eine Bewegung entstanden sein. Klug beantragte, den Eiswall an dieser Stelle zu beseitigen. Es sei überhaupt fraglich, ob der Damm diese Last werde tragen können.

Gergely widersetzte sich. Er sagte, dieser Eiswall sei jetzt einstweilen ein natürlicher Schutz des Dammes. Man müsse abwarten, wie hoch die Donau steige; erst dann, wenn Wasser sichtbar werde, lasse er den Damm räumen. Diese Eisberge müßten direkt ins Wasser geworfen werden, sie müßten fortschwimmen können, sonst würden sie eine Ge-

fahr für den Damm. Besser, sie liegen einstweilen auf ihm, als sie werden an ihn gepreßt und gestoßen. „Wenn wir jetzt eine Lücke in diesen natürlichen Eiswall brechen, ist das nicht ohne Gefahr," sagte er. Und er lehne jede Verantwortung ab, wenn das geschehe.

Der Richter gab sich zufrieden, obwohl er nicht völlig überzeugt war.

Als man in der Dämmerung wieder heimfuhr, blieben zwanzig Männer draußen für die Nachtwache. Wagen und Pferde standen für sie bereit. Beim Stromaufseher konnten immer einige schlafen und sich Stunde für Stunde ablösen.

Zwei Tage nach diesem Ereignis setzte sich auch der Eisstoß der Theiß in Bewegung. Die Theiß hat ein kleines Gefälle, sie schleicht träge in der lehmigen Ebene dahin, und ihre Stimme ist fast nie vernehmbar. Aber diesmal hörte man auch sie. Und wieder war die Bereitschaft des Dorfes, die Wasserwehr, hinausgeeilt an die gefährdeten Punkte. Im weiten Bogen umfuhr ein Teil der Wagen den grandiosen, von den Urgroßvätern ganz und gar den Sümpfen abgerungenen Besitz der Gemeinde, der sich über mehr als dreißigtausend Joch ausbreitete und von den zwei Flüssen begrenzt war; ein andrer Teil benutzte den Zwischendamm als Fahrstraße, der direkt zu dem Spitz hinführte, an dem sich Donau und Theiß begegneten. Dort war der Zentralpunkt der Dammanlage, dort stießen die Dammsicherungen von Nord und Süd zusammen. Und wieder erlebte man ein so seltenes Schauspiel wie an der Donau drüben. Danubius schien nicht geneigt zu sein, auch die Eismengen der Theiß in sein Bett aufzunehmen, er schwang seinen Dreizack und stieß sie zurück, staute sie zu Bergen auf und warf sie ebenfalls über den Damm hinaus.

Dieser Kampf dauerte mehrere Tage, und erst als in der Donau das Wasser wieder sichtbar wurde, glitten auch die Eisberge an der Theißmündung allmählich in ihr Bett. An beiden Ufern der Theiß standen sich die Menschen gegenüber, jede Gruppe verteidigte ihr Eigentum, ihre Heimat. Drüben Madjaren, hüben Deutsche. Nur hatten diese zwei Fronten, jene bloß eine zu sichern. Und es schien den Karlsdorfern, als hätte das Gegenüber sich zu sehr auf ihre Kosten gesichert. Der jenseitige Damm war augenscheinlich höher geworden, dort mußte noch spät im Winter, als niemand mehr auf die Riedfelder hinauskam, gearbeitet worden sein.

Auch Gergely stutzte, als man ihn darauf aufmerksam machte. Aber er erklärte es für eine optische Täuschung, und es war jetzt auch keine Zeit, sich damit zu beschäftigen, der Eiswall auf dem Donaudamm mußte gesprengt und in den Strom geworfen werden, ehe seine Last und sein allmähliches Schmelzen den Damm in Gefahr brachten.

Diese Arbeit hatten die Bauern unter dem Kommando des Klugs-Baltzer schon auf eigne Faust in Angriff genommen, solange Gergely noch am Spitz tätig war. Sowie der Eisgang der Donau vorbei war und das Wasser stieg, schweißte der Damm an vielen Stellen. Gergely hatte behauptet, das sei nur Eiswasser, Klug aber vermutete, daß es Donauwasser wäre. Wollte man Gewißheit, mußten die schmelzenden Eisberge entfernt werden. Und die Riesenarbeit, an der sich alle Männer des Dorfes beteiligten, ging flott vonstatten; was der Richter selbständig begonnen hatte, führte der Stromingenieur jetzt zu Ende.

Dabei kam ihm der Himmel zu Hilfe, denn es gab immer nächtlichen Frost, die Auflösung der letzten Schneereste und des Eises vollzog sich nur langsam, wie nach einem weisen und gütigen Gesetz.

Aber dem Dorfrichter blieb die traurige Genugtuung, die schweren Beschädigungen des Donaudammes früher erkannt zu haben als der Stromingenieur, dem auch die eigenmächtige Erhöhung des jenseitigen Theißdammes entgangen war, da oft Wochen vergingen, in denen er nicht auf seine Strecke hinauskam. Und so wie er waren seine Stromwächter.

* * *

Im Pfarrhause war die Entscheidung gefallen; Pater Istvan wurde abberufen von seinem Guardian, und schon stand der Nachfolger vor der Tür. Pfarrer Horvat hatte es eilig, er konnte die ungewohnte Last nicht länger allein tragen, seit zwanzig Jahren war er nicht so ganz ohne Beihilfe gewesen wie in den letzten Wochen.

Die Ablösung ging so furchtbar rasch vor sich. Derselbe Wagen, der den neuen Kaplan gebracht hatte, sollte den früheren mitnehmen zur Bahnstation.

Pater Istvan erschrak. Aber er fügte sich. Sein Nachfolger, ein schwarzer, düstrer junger Weltpriester, namens Petrovics, der kein gerades Wort deutsch aussprechen konnte, stand neben ihm, als er eilig seine Siebensachen packte, tat hilfreich und liebreich, griff zu und lächelte doch dabei so spöttisch in sich hinein. Er forschte Istvan aus, wollte über die Verhältnisse im Pfarrhaus und in der Gemeinde rasch das Nötigste von ihm wissen. Dieser aber versagte die Auskunft. Er war auf diese überraschende Wendung nicht gefaßt, und sein Kopf brannte. Hundert unreife Entschlüsse wälzten sich in seiner Brust.

Was tun? Was tun?

Ohne Abschied sollte er gehen?

Er ging. Aber er zwang seinen Ingrimm nieder und hinkte über die Treppe hinauf zur Wohnung des Pfarrers. In wenigen Worten dankte er dem „Alten" und bat ihn um Verzeihung für die Ungelegenheiten, die er ihm gemacht.

Horvat lächelte ein wenig, als er ihn sah. Und er bedauerte ihn. „Sie können so nicht vor Ihren Guardian treten, mein Lieber," sprach der Pfarrer. „Gehen Sie ins Spital nach Temesvar und kurieren Sie sich aus. Sonst sind Sie ein Gespött für Lebenszeit in Ihrem Orden."

„Ich danke, Hochwürden, für diesen gütigen Rat. Ich werde ihn befolgen," sprach Istvan erleichtert. Wie ein Segen von oben kam dieses Wort des Pfarrers; es schaffte ihm Zeit, es wies ihm einen Weg, es stimmte ihn versöhnlich.

„Vergessen wir, was geschehen ist," sagte Horvat, „scheiden wir in Frieden. Sie sind ein Luftikus, Sie hätten niemals Geistlicher werden sollen. Sie haben hier viel Schaden angerichtet an unserm Ansehen. Aber ich vergebe Ihnen. Möge Ihre Strafe nicht zu hart sein."

Der junge Priester war so gerührt von diesen väterlichen Worten, daß er die Hand des Pfarrers an seine Lippen führte und sie küßte. Dann ging er rasch hinaus. Die Damen des Hauses wollte er nicht sehen, ihnen wollte er schreiben.

Und seinen trotzigen Entschluß, im Gässel vorzufahren und dort Abschied zu nehmen, den er heimlich gefaßt hatte, ließ er jetzt fallen. Es sollte kein weiteres Ärgernis gegeben werden durch ihn. Einmal im Leben wollte er sich selbst beweisen, daß er auch standhaft sein und ein Opfer bringen könne.

Ohne den Blick nach der Richtung zu wenden, wo die vielleicht sehnsüchtig nach ihm auslugte, für die er das alles litt und erduldete, fuhr er zum Dorf hinaus. An der Kreuzung der letzten Quergasse des Ortes hörte er trommeln, der Straub-Michl verkündete den Männern den Beginn der Dammarbeiten.

Der Kaplan sah rasch nach seiner Taschenuhr und bat den Vetter Hannes, nur recht schnell drauflos zufahren, sonst versäume er seinen Zug.

Der Vetter Hannes lächelte. Aber er hieb auf die Gäule und fuhr an der Kreuzung vorbei, ehe der Straub-Michl seinen Spruch beendigt hatte und auf sie zukam. —

Alsbald nach dem Abgang des Paters Istvan erschien der neue Kaplan vor dem Pfarrer Horvat, um sich vorzustellen. Petrovics war kein Neuling in der Seelsorge, stand schon mehrere Jahre draußen im kirchlichen Dienst und konnte eine feste Stütze des Pfarrers werden. Dieser sprach sich aus mit ihm, und er fand ihn beinah etwas zu streng für einen Weltpriester, der Pfarrer werden wollte. Er kam ihm etwas heuchlerisch vor, das offne Schwabengesicht des Paters Istvan war ihm lieber gewesen.

Der neue Mann wollte durchaus über solche Erscheinungen in der schwäbischen Gemeinde aufgeklärt werden, die zu bekämpfen wären. Und über Personen, von denen vielleicht unpatriotische Wirkungen ausgingen.

„Lieber Herr Kaplan," sagte der Pfarrer, „ich zähle zur kossuthistischen Richtung des Landes. Und ich hoffe bestimmt, daß die zweitnächste Generation einen ungeheuren Fortschritt in der Madjarisierung aufweisen wird. Aber ich habe nie vergessen, daß ich in einer rein deutschen Gemeinde Pfarrer bin. Konflikte liebe ich nicht. Nützen auch nichts. Der ganze Staatsapparat ist in unsern Händen, das muß von selbst gehen. Aber Geduld müssen wir haben, vorsichtig müssen wir sein."

„Vorsichtig, aber fest will ich sein," sprach der neue Kaplan. „Ich habe allerlei gehört von der Gemeinde. Der einzige verläßliche Gesinnungsgenosse soll der Lehrer Halmos sein."

„Der einzige?" rief Horvat höhnisch, und es funkelte unter seinen buschigen Augen-



brauen. „Na, dann halten Sie sich an den! Ich bin ein Madjar, aber mir graust vor diesen Überläufern. Uns kann nur förderlich sein, was allmählich in uns hineinwächst, was wir durch Erziehung und ruhige Entwicklung gewinnen. Ein Mensch, der im vorigen Jahr noch ein Deutscher war und jetzt ein madjarischer Chauvinist ist — der ist ein Lump."

„Hochwürdigster!" rief der Kaplan. „Lassen Sie solche Worte niemanden hören! Es wäre unser Untergang, wenn das die Meinung aller ehrlichen Madjaren würde."

„Larifari! Wir wollen alle an ein und dasselbe Ziel. Aber weder ich noch Sie werden das Gelobte Land sehen. So schnell geht das nicht. Und ich bitte mir aus, daß nichts geschieht ohne meine Zustimmung. Friede! Friede!"

Damit entließ der Pfarrer seinen neuen Kaplan, und dieser ging, sich der Klarineni und dem Fräulein Juliska vorzustellen, deren Bedeutung im Hause er wohl kannte.

Als er draußen war, ärgerte sich Horvat über seine eigne Heftigkeit. Es kam ihm vor, als wäre er ehedem nicht so duldsam gewesen gegen seine Gemeinde, als hätte er den Übereifer, der ihm jetzt so widerwärtig war, früher selbst ein wenig entwickelt.

Der wollte Übles von seiner Pfarre gehört haben? Das mußte ihn doch erbittern. Es gab nichts Übles in seiner Gemeinde. Daß die Schwaben wieder anfingen, ihre alten Lieder zu singen und ihre alten Tänze zu spielen, das konnte doch kein Staatsverbrechen sein. Und selbst der Fall des Haffners-Fülöp erschien ihm heute anders als vor einem Jahr. Vielleicht ist diese Form, einer Mutter das Kind so plötzlich vom Herzen zu reißen, wirklich eine Torheit. Vielleicht könnte auch das langsamer und behutsamer geschehen.

Daß der Haffner ihn nicht mehr grüßte und seine Frau so krank geworden war, das ging ihm nahe. Er empfahl seitdem niemandem mehr das Szegediner Konvikt. Und so oft er in den letzten Wochen den Kaplan in der Schule vertrat und den kleinen Fülöp sah, trug er ihm einen Gruß auf an seine Mutter. Der Bube, sagte er sich, wird ja doch ein Madjar, wenn er in die Mittelschule kommt. Wozu diesen Lärm, den der Halmos machte? Der Narr tut, als ob man der ungarischen Nation ein Junges gestohlen hätte. Und dieser Petrovics, der ja wohl auch kein Madjar war, paßte zu ihm. Die beiden werden viel Unfrieden stiften; das sah er kommen.

Während der Pfarrer so sinnend und mit sich selbst eifernd auf und nieder ging in seinem Zimmer, war die Juliska leise eingetreten. Fast fremd schien sie ihm geworden zu sein in den letzten Wochen; zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie und auch ihre Mutter seinen nachhaltigen Groll erfahren. Aber sie war so starrköpfig wie er selbst und ging ihren Weg unerschütterlich fort.

Jetzt konnte sie ihm den Tag ihres Debüts schon nennen, und sie bat ihn inständig, zu kommen, zu sehen und dann zu entscheiden. Dieses letzte Wort ließ sie ihm scheinbar. Das Gefühl, daß sie ganz gegen seinen Willen schließlich doch nicht handeln würde, durfte sie ihm nicht nehmen. Sie war ja so sicher, ihn zu besiegen durch ihren Triumph auf der Bühne.

Er duldete ihre Liebkosungen und sagte ihr kein böses Wort mehr, aber die Zumutung, sich nach der Stadt zu begeben und Zeuge zu sein, wie sie in solch einer Rolle vor das Publikum trat, wies er ab.

Sie möge tun, was sie nicht lassen könne, aber mit seiner Zustimmung werde es niemals geschehen.

Daran änderten auch ihre Tränen nichts.

* * *

Als die Nachricht ins Gässel kam, der Kaplan Michlbach sei abgereist und ein neuer gucke bereits aus seinem Fenster, war die Liszka schier umgefallen vor Schreck. Ihre Bestürzung und ihr Schmerz waren namenlos. Sie konnte und wollte es nicht glauben. Am Morgen noch, als sie zur Messe ging, stand er dort und lächelte.

Sie lief zum Jellinek hinauf. Und als sie wiederkam, da mußte sie wohl daran glauben. Höhnischen und mitleidigen Blicken nur war sie begegnet. Jedes sprach davon, alle wußten es, nur sie nicht, gerade sie hatte es zuletzt erfahren.

Warum? Sie konnte es nicht fassen.

Seit der schrecklichen Winternacht, da ihm der Wütende die Laterne aus der Hand schlug, die er, in einen Mantel gehüllt, ihr vorantrug aus der Spinnreih', hatte sie ihn nicht mehr sprechen können, hörte sie seine liebe Stimme nicht mehr. Mit dem Knüttel

schlug der Michl drein, fluchend und gotteslästerliche Reden führend. „Verdammter Pfaff!“ hin und „Schwarzer Bock!“ her. „Ich wer' der gäwe, wallfahrte geihn mit am annern seiner Braut! Wallfahrt' du mit deiner Graußmotter!“ So polterte er, und immer schlug er in der Dunkelheit drauflos. Sie wollte schreien, um Hilfe rufen, aber Istvan bat sie um Gottes willen, zu schweigen.

Sie durfte ihm dann nur bis zur Tür des Pfarrhauses helfen, denn er konnte kaum kriechen; dort hieß er sie heimgehen. Sie möge schweigen, bat er, und keinem Menschen ein Wort davon sagen. Sonst sei er verloren. Das tat sie, aber bekannt wurde es doch. Sie ging in keine Spinnreih' mehr und verzehrte sich in der Angst um ihn und seine Zukunft. Als sie ihn zum erstenmal wieder am Fenster sah, war sie glücklich und schöpfte neuen Mut. Schon beruhigten sich die bösen Mäuler, am Ende würde die Sache ganz einschlafen und vergessen werden. Und wenn nicht? Mußte er denn Geistlicher sein? Der Gedanke erschreckte sie, aber sie spann und spann daran ...

Und jetzt war er fort? Auf einmal fort aus dem Dorfe, fort aus ihrem Leben? Und er zürnte ihr wohl gar, warf alle Schuld auf sie? Und es sollte nichts werden aus all den Luftschlössern, die sie gebaut? Er konnte jetzt wohl niemals Pfarrer werden, und sie mußte hier sitzenbleiben mit ihrer Schande und ihrem Kinde, das sie nie so recht lieben konnte wie andre Mütter. Und wieder sagte sie sich: Er muß ja nicht Pfarrer werden.

Sie ging kaum noch auf die Gasse hinaus, weinte Nächte hindurch.

Es war nicht zu fassen, wie das Schicksal sie heimsuchte in den letzten zwei Jahren. Hatte sie sich denn so sehr versündigt? So inbrünstig wie sie betete niemand in der ganzen Gemeinde, die Kirche hatte keine frömmere Tochter als sie. Und alles mißglückte ihr, alles verschwor sich gegen sie.

Daß jetzt auch sie fort mußte aus dem Dorfe, stand fest bei ihr. Und wäre es in die Seidenfabrik nach Pancsova oder Neusatz. Alles verachtete sie, auch die gütige Frau Oberlehrer schaute sie nicht mehr an. Nur die Männer waren hinter ihr her. Auch der Gergely. Rief der nicht neulich die Mutter dringend zu seiner Frau und blieb dann da bei der Liszka und wurde frech? Na, sie hat ihm gezeigt, wo der Zimmermann das Loch gelassen. Und wie er sie einzufädeln versuchte! Mit dem Kaplan wollte er über sie gesprochen haben vor dessen Abreise. Förmlich gebeten habe er ihn um einen Gruß für die Liszka. Der aber sei hart gewesen und verschlossen; er wollte nichts mehr wissen von ihr, die ihn ins Unglück gestürzt hätte.

Mußte sie das nicht glauben? Aber sie wollte nicht. Sie konnte nicht. Auf ihren guten Stern wollte sie vertrauen und hoffen. Und wenn sie auch fort mußte aus dem Dorfe, er würde sie schon finden, wenn er sie eines Tags dennoch haben wollte. Und das konnte nicht anders kommen. Davon war sie überzeugt. Dem Kinde zuliebe mußte sie noch bleiben. Die Großmutter war vernarrt in das Mäderl, und sie wird es gern pflegen und erziehen, bis es reif ist für das Szegediner Kloster. Solange es der Mutterbrust noch bedarf, will sie aushalten, nicht einen Tag länger.

Es waren endlich schöne Frühlingstage gekommen, die Aprilsonne stach wie mit Nadeln, und die Wasser in den Auen und hinter den Deichen verdampften wie in einem geheizten Kessel. Die Bäume schlugen aus, und die Herbstsaaten standen schöner als je. Sie waren unter der warmen Schneedecke des langen Winters besser gediehen als sonst in Frost und Regen. Weithin leuchtete der grüne Mantel, den die Erde trug, und wieder jubilierte und tirilierte es in der ganzen Natur. Während sie droben, am obern Lauf der Donau, wie man hörte, eine gar rauhe Zeit hatten und in den Bergen der Schnee des Nachwinters noch hoch lag, war hier mit einem Male ein italienischer Frühling eingezogen.

Auch der Samen für die Seidenzucht war wieder angelangt, und der Oberlehrer Heckmüller und der Straub-Michl hatten alle Hände voll zu tun. Immer mehr Leute im Dorfe meldeten sich zur Teilnahme; die Liszka aber war abgefallen, sie hatte die Annahme des Samens, den man ihr wie eine selbstverständliche Sache zuwies, verweigert.

Im Pfarrgarten und im Schulgarten wurde wieder gearbeitet, aber keine Juliska sang, kein Kaplan ging Raupen putzen. Und über den Zaun hin wurden nur wenige Worte gewechselt. Man grüßte sich, ja, sonst aber hatte man sich wenig zu sagen.



Drei Wochen hatten dem neuen Kaplan genügt, im Bunde mit Halmos den Boden zu unterwühlen, auf dem Heckmüller stand. Petrovics machte sich sogleich an das Studium der Ortsverhältnisse, und die Taufmatrikel der Pfarre schon bot ihm eine Offenbarung. Was war doch da plötzlich geschehen? In dem Matrikelfolianten lag das vom ungarischen Kultusministerium herausgegebene Verzeichnis all jener deutschen Taufnamen, deren Übersetzung ins Madjarische möglich war. Und jeder Pfarrer wußte, daß er dahin zu wirken habe, daß nur diese Namen von der Bevölkerung gewählt würden.

Nun fand Kaplan Petrovics, daß man sich wohl auch hier jahrelang daran hielt; aber ganz plötzlich, in den allerletzten Monaten, schien eine neue Mode aufgekommen zu sein. Liebhilde, Dietrich, Gottfried, Hildegard waren da auf einmal Kinder getauft worden. Und so ging das in diesem offenbar sehr gesegneten Frühjahr dann weiter; man verlangte nur Namen wie Hellmut, Herbert, Otto, Eberhard, Ulrike, Klotilde, Mathilde. Einfache Bauern verlangten solche Namen? Und dem verehrten Herrn Pfarrer war das nicht aufgefallen? Er mußte ihn erst darauf aufmerksam machen? Er tat es und verlangte eine Untersuchung. Bei der nächsten Taufe aber, wo man wieder einen Alwin in die Matrikel einschmuggeln wollte, verweigerte er das. Es sei ungewiß, ob es solch einen Heiligen gebe. Vilmos oder Adalbert seien doch auch schöne Namen. Die Leute wollten es nicht auf eine Verschiebung der Zeremonie ankommen lassen, da doch daheim schon der Kindtaufschmaus wartete, sie ließen sich einschüchtern und wählten Adalbert. Der Kaplan aber trug in die Matrikel ein: Eisele Béla. Und dieses Verfahren setzte er fort, er hatte noch keinen Paten gefunden, der auf seinem Recht bestanden wäre ihm gegenüber und sich ernstlich widersetzt hätte.

Auch hatte er bald herausgebracht, daß die Bewegung gegen die madjarischen Taufnamen vom Oberlehrer ausgegangen war.

Halmos und Petrovics rieben sich die Hände vor Vergnügen, als sie das entdeckten. Das hatte dem Alten gerade noch gefehlt! Zuerst wollte der Kaplan ihn zur Rede stellen, ihm diese Einmischung in eine kirchliche Sache untersagen, aber nach reiflicher Überlegung fand er, daß es jedem unbenommen bleiben müsse, sein Kind zu nennen, wie es ihm beliebe. Und einen guten Rat zu geben, könne man einem Oberlehrer nicht gut verwehren. Direkt war da nichts auszurichten, man hätte die Leute nur gereizt und sie aufmerksam gemacht, daß es ihr Recht war, neben dem madjarischen Namen auch die Eintragung der Übersetzung ins Deutsche zu fordern. Also lieber nicht daran rühren. Das Hochverräterische und Pangermanische dieses Verfahrens ließ sich im stillen viel besser beweisen. Otto hieß Bismarck, Hellmut hieß Moltke, Herbert war der Sohn Bismarcks genannt. Das genügte doch!

Und es genügte. Das heißt, es reichte hin, den schon genügend angeschwärzten Oberlehrer vollends in Ungnade zu stürzen bei denen, die hinter Halmos, Petrovics und dem Dorfnotär standen und denen dieser Mann im Wege war.

Die Frühjahrsprüfungen in den Dorfschulen gelten immer als ein großes Ereignis. Auch wenn nur der Pfarrer den Vorsitz führt, sind sie feierlich genug. Und sie sind öffentlich. Alle Eltern, alle Honoratioren des Dorfes haben Zutritt, und sie machen auch Gebrauch von dieser Freiheit, sie kommen.

Heuer aber kam wieder einmal der königliche Schulinspektor zur Prüfung. Und auf den flachen Bänken, die rings an den Wänden herumliefen, saßen die Gäste und überzeugten sich bei diesem öffentlichen Verfahren von den Fortschritten ihrer Kinder. Der Klugs-Baltzer mit den Gemeindevertretern war da, der Haffners-Lippl stand im Kreise von Vätern, der Postmeister war zum Trotz gekommen, der Binders-Michl und selbst der alte Wichner-Sepp fehlten nicht. Aber auch Herr Jellinek saß bei den Herrischen, die spärlicher vertreten waren als die Bauern. Sein Enkel Geza gehörte auch zur Klasse.

Warum war der gestrenge Schulinspektor, der hinter dem Prüfungstisch saß, gekommen? Er war da, um sich zu überzeugen, ob die Schüler der letzten Volksschulklasse fähig waren, in allen Gegenständen Madjarisch zu antworten. Sie besaßen diese Fähigkeit aber nicht. Der Oberlehrer Heckmüller, der ein wenig bleich war und nervös, ging im Mittelgang zwischen den Bänken hin und her und half seinen Lieblingen, so gut er konnte. Ihm schien es genügend, was sie in der schweren fremden Sprache leisteten; der Schulinspektor aber tat sehr be-



August von Brandis: Rast auf der Diele.

fremdet. Er approbierte einzig und allein den Haffners-Fülöp und den kleinen Jellinek und empfahl sie der Jugend und den versammelten Eltern als Muster. Er tat, als ob er nichts wüßte von der Szegediner Episode mit dem Fülöp.

Vergeblich suchte Heckmüller auch eine Prüfung seiner Schüler in deutscher Sprache durchzusetzen. Das interessierte den Herrn Schulinspektor nicht, und er erkundigte sich zum Schluß ganz auffällig danach, wer der nächstälteste Lehrer der Gemeinde wäre. Auch dessen Klasse wollte er prüfen.

„Halmos!" rief der Kaplan Petrovics.

Es gab ein lautes Murren unter den Gästen, die Bauern führten erregte Gespräche, und der Dorfrichter machte den Pfarrer, der schweigend neben dem Inspektor saß, mit einem Wink aufmerksam, daß er sprechen wolle.

Er erhob sich und richtete eine hochdeutsche Ansprache an den Vorsitzenden. Er dankte im Namen des Schulstuhles und in dem der Gemeinde für die Ehre dieser Schulvisitation und sagte dann, es könne sein, daß der Herr Schulinspektor an bessere Ergebnisse im Ungarischen gewohnt sei, als er sie hier erlebt habe. Das möge ihn aber nicht irremachen. Alle Männer, die hier sitzen, hätten ihr Wissen in dieser Schule und von diesem verehrten Lehrer, der ein Dorfkind sei, empfangen. Diese Schule sei eine gute. Fünfundneunzig von hundert Kindern blieben im Dorf und werden Bauern. Daß sie gut lesen, schreiben und rechnen könnten, sei das Wichtigste. Das alles in zwei Sprachen zu können, wäre sehr schwer. Nur Ausnahmskinder lernten das. Die meisten verdummten dabei. Was in die höheren Schulen gehöre, solle man nicht schon von der bäuerlichen Dorfschule verlangen. „Wir sind dreitausend Schwaben in Karlsdorf, und unter uns leben nur sieben Familien, die Ungarisch sprechen. Von wem sollen unsre Kinder also die Staatssprache lernen?" fragte er.

„Von der Schule!" rief der Inspektor dazwischen.

„Des geiht amol nitt!" rief der Klugs-Baltzer, der sich bis dahin zu dem gespreiztesten Hochdeutsch gezwungen hatte. „Sau g'scheit is ka Lehrer, und sau hell sin amol unsre Schwobeschädel nitt. Alle Achtung vor unserm Herrn Schulinspekter. Was er heunt erfahre hot bei unsre Kinner, des könnt' valleicht a Vermahnung sein, nit meihner (mehr) zu verlange, als galeischt (geleistet) werde konn. Nix für ungut, Kinner," wandte er sich an die Klasse, „ruft's Eljen der Herr Schulinschpekter!"

Und die ganze Klasse brüllte: „Eljen!" Die Bauern aber stießen sich gegenseitig mit den Ellenbogen und schmunzelten.

Der Schulinspektor verneigte sich ein wenig betroffen und erwiderte: „Ich danke sehr für die Begrüßung durch den Herrn Dorfrichter. Mit seinen Ausführungen aber kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären, und es war nicht hier der Ort, das alles zu sagen. Die Neuschule hat höhere Ziele, als die alte sie gehabt hat. Die Völkerschaften Ungarns, die alle zusammen die ungarische Nation bilden, sollen in einer fernen Zukunft eine einheitliche Sprache reden, und nur wer dieses Ziel zu fördern versteht, darf heute auf die Anerkennung seiner Oberbehörde rechnen. Man kann ein ganz vortrefflicher alter Lehrer sein und doch diesen neuen Zielen nicht mehr mit Erfolg dienen können. Die madjarische Nation wünscht es heiß, daß ihre Gastvölker endlich das volle Heimatrecht hier erwerben, daß sie sich ihr assimilieren. Ich will also durchaus nicht sagen, daß diese Klasse nichts gelernt hat, Gott bewahre, ich bin nur der Meinung, daß sie keine genügende Reife in der Staatssprache bewiesen hat. Damit schließe ich meinerseits diese Prüfung."

Bleich, am ganzen Körper bebend, stand Heckmüller im Mittelgang seiner Klasse, und alle Augen waren auf ihn gerichtet. Er war keines Wortes mächtig und sah nur wie durch einen Schleier, daß die Eltern und die andern Gäste der Prüfung jetzt die Kinder beschenkten, wie es die Sitte erheischte. Bei denen, die die besten Antworten gegeben hatten, regnete es Zehn- und Zwanzighellermünzen. Selbst Kronen gab es. Besonders der Fülöp hatte die Faust voll Geld. Jeder zeichnete ihn aus.

Indes plauderte der Herr Schulinspektor mit den Gemeindevertreten, dem Pfarrer und dem Kaplan. Und Heckmüller sah, daß von ihm die Rede war. Hatte der Mann dort nicht wieder von den „Gastvölkern" Ungarns gesprochen und von Assimilierung? Irgendeine Antwort sollte man ihm doch geben. Und als jetzt eine kleine Pause eintrat in dem Gesurre, faßte Heckmüller rasch einen Entschluß. Er wußte, es war vielleicht die letzte Handlung, die er in dieser

Schule unternahm. Nun denn — so sollte sie es sein.

Er hob beide Arme hoch, und die Klasse verstummte. „Kinder, das Schwabenlied! Die letzten drei Strophen," sprach er.

Und schmetternd erhoben sich die Knabenstimmen:

Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten?
Hier saß vor ihm der Türke, der Tatar.
Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,
Ist Bürger hier und nicht dein Gast, Madjar!

Sprachlos schaute der Schulinspektor den Pfarrer an, und auch dieser war höchlich betroffen. Nur der Kaplan Petrovics lächelte dämonisch.

Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
Vertrieb den Feind, der hier im Land gehaust.
Dein eigner König rief ihn einst in Ehren:
„Pflüg' mir den Boden, wackre Schwabenfaust!"

Und mit einem Ruck erhoben sich jetzt die Buben zu der letzten Strophe, die sie feierlich wie ein Kirchenlied vortrugen:

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod!

Ein Andachtsschauer war den Versammelten, die alle das Lied zum erstenmal gehört hatten, durch die Adern gelaufen.

Der Schulinspektor aber schrie jetzt auf wie ein Rasender, und seine Stimme kippte um: „Das ist Ihre Schule! Das treiben Sie hier! Herr Oberlehrer — ich suspendiere Sie vom Dienste!"

Eine große, peinliche Pause.

Man erwartete, daß der so jäh seines Amtes entsetzte Oberlehrer, der diese Schule dreißig Jahre lang geleitet hatte, etwas erwidre. Er tat es nicht. Ihm war so eigen ... Als hörte er ein fernes wunderschönes Glockengeläute ... So war ihm schon während des Gesangs ... Ja, in diesen Knabenstimmen läuteten sie, und immer lauter und heller werden sie erklingen, die Glocken der deutschen Heimat.

Und während Heckmüller so träumte, trat der Kaplan vor seine Klasse und machte mit großer Gebärde das Zeichen des Kreuzes für das Schlußgebet, das madjarische Vaterunser.

* * *

Nikolaus Heckmüller fühlte sich nur als einen bescheidenen Mitarbeiter an der nationalen Erweckung seines Volkes, und er besaß nicht die Veranlagung zu einem Märtyrer. Er sah ein, daß er so wie hundert andre alte Schulleiter der neuen Lehrergeneration weichen mußte. Die Janitscharen rückten vor, da gab es keinen Widerstand. Die Ungläubigen müssen durch Ungläubige vernichtet werden, heißt es im Koran: die Deutschen müssen durch ihre übergelaufenen Söhne madjarisiert werden, lautet ein ungeschriebenes Gesetz dieses Landes.

Um zu kämpfen, war er zu alt geworden. Aber ganz unterkriegen sollten sie ihn doch nicht. Er wird noch manches anregen und ausführen können in der Gemeinde, wenn er im Ruhestand ist. Dann erst recht. Nur sein Altenteil soll man ihm lassen — die Seidenzucht. Ohne die würde er sich sehr arm und einsam vorkommen.

Und die Gemeinde wirkte dahin, daß ihm die Oberaufsicht, die er seit Jahren in Karlsdorf und Umgebung über die Seidenzucht führte, verblieb. Der Haffners-Lippl aber lächelte zu alledem. Er hatte eine bessere Stelle für seinen Gevatter, den Oberlehrer. Übers Jahr wird er Konviktsdirektor in Szegedin sein. Und die Frau Rosa wird die Mutter aller schwäbischen Knaben sein. Da wird dann keiner mehr heimkommen wie sein Bub.

Heckmüllers gutes Verhältnis zum Pfarrhaus war in diesen Tagen auch getrübt worden. Nicht ein Wort der Verteidigung fand der Pfarrer für ihn vor dem Schulinspektor. Er schwieg, obwohl er von vornherein wußte, daß diese Prüfung die letzte war, die er abhalten durfte. Heckmüller konnte dies nur auf den bösen Einfluß des neuen Kaplans zurückführen und auf die von ihm selbst entfachte Bewegung zugunsten der deutschen Namen. Sei's drum! Davon wollte er auch künftig nicht lassen. Bis an sein Lebensende wird er Buße tun für seinen verlorenen Gyuri. Noch wußte niemand im Dorfe, daß er, der alte „Pangermane", der Vater eines Sohnes war, der sich György Molnar nannte. Vieles hätten seine Gegner ihm verziehen, wenn er das bekannt hätte. Aber er schämte sich. Und sein Schwabenlied hätten sie ihm ja doch nicht vergeben.

Während Heckmüller in seinem Garten noch ein paar wilde Setzlinge veredelte und

sich an dem Gedanken ironisch ergötzte, wie diese Äpfel und Birnen einst den Kindern des Halmos schmecken würden, kam eilig Frau Rosa aus dem Hause herbei. Auch sie trug die Schicksalswendung nicht ohne Humor. Ein paar Jahre früher oder später — was lag daran? Es kam nur etwas plötzlich, und man war noch nicht im reinen darüber, ob man den Rest seiner Tage hier im Dorfe oder vielleicht doch in einer kleinen Stadt verleben sollte. Um Heckmüller zu dem letzten Plan zu bekehren, hätte sie mehr Zeit gebraucht.

Aber nicht solche Gedanken beschäftigten sie in diesem Augenblick. Es brannte ihr etwas ganz andres auf der Zunge, und sie warf zuerst einen Blick nach dem Pfarrgarten, ehe sie redete. Dort war es ganz still. Als ob gar nicht Frühling wäre und die Welt von Jubelgesängen widerhallte. Mit rotem Kopf promenierte der Pfarrer auf und nieder, seine Pfeife schien kalt geworden zu sein, er disputierte im stillen mit sich selbst. Man merkte es an den schlenkernden Gebärden, mit denen er seine Gedanken begleitete. Focht auch er einen Kampf aus in der eignen Brust, bei dem ihm niemand helfen konnte?

Frau Rosa brachte die Nachricht, daß morgen der Tag wäre, an dem die Juliska in Temesvar die Bühne betrete. Alle Herrischen des Dorfes fuhren hin, und sie wäre für ihr Leben gern mit dabei gewesen.

Ob er denn nichts gemerkt hätte da drüben? Vor einer Stunde wäre der berühmte Schauspieler Palkay Vidor da gewesen, den Pfarrer einzuladen. Beim Jellinek hat man es ihr erzählt. Herr Palkay habe aber sehr unzufrieden ausgesehen, als er wieder fortfuhr.

Heckmüller hatte nichts gesehen und nichts gehört. War ihm auch höchst gleichgültig. „Ärgert sich der Pfarrer? Kränkt er sich?" fragte er und schielte über den Zaun. Seine Vermutung schien sich zu bestätigen. „Um so besser!"

„Du bist ein guter Nachbar!" lächelte Frau Rosa.

„Wird ihn sehr viel Geld kosten, die Geschichte," brummte Heckmüller. „Vergönn' ich ihm auch. Und das Mädel wird durchfallen. Wo soll denn auf einmal die große Kunst herkommen?"

„Da täte sie mir aber sehr, sehr leid," sprach Frau Rosa.

„Wirklich?" Er sah seine „Alte" zärtlich an. „Na, dann soll sie triumphieren. Ich hab' nichts gegen sie. Sie ist ja unschuldig an den vielen Steinen, die uns von da drüben in den Garten geworfen worden sind."

(Schluß folgt.)

Vorgefühl

Noch halt' ich dich und weiß, wenn ich dich lasse,
Wird mir der Abend arm und klein und kalt.
Noch sprech' ich dieses: Weite, Glanz und Wald,
Und hör' schon einen sagen: Grau und Gasse.

Ich fühle dich und zügle dich und fasse
Dich angstvoll und mit strengem Griff. Doch bald
Bin ich ein Müder meiner Allgewalt.
Noch halt' ich dich und weiß, wenn ich dich lasse,

Dann gehst du leise, und mein lichtes Trauern
Ist über dir und blendet dein Gesicht.
Und deine Wege sind wie hinter Mauern.

Wenn mir die Nacht dann tote Blumen bricht,
Bist du die ferne Schwester ihrem Schauern
Und weißt es nicht.

Alfred Grünewald



Aus den Liedern des Leierkastenmannes

Von Cäsar Flaischlen

Erst waren es Wochen ...

Erst waren es Wochen,
dann wurden es Tage,
nun sind es nur Stunden,
und du bist da!

Wie du wohl aussiehst?
und ob du noch immer
das frohe leichtfüßige
Frühlingskind bist?
ob du noch immer
die strahlenden Augen,
die ich so oft,
o so selig geküßt?

Ob du noch immer
die schmeichelnden Hände,
die mich liebkost,
und das goldbraune Haar,
das ich so schnell dir
immer zerzauste,
und ob dein Lachen
so hell noch und klar?

Ob du noch immer
so neugierig zuhörst,
wenn ich erzähle,
mit leuchtendem Blick?
ob du noch immer
das übermutfröhliche,
jauchzende, selige
Maisonnenglück?

Erst waren es Wochen,
dann wurden es Tage,
nun sind es nur Stunden,
und du bist da!

Sommerliedchen

Durch die Straßen, durch die Gärten,
die wir gingen einst zu zwein,
all die liebgewordnen Wege,
still nun geh' ich sie allein ...

Doch wie damals ist ein Leuchten
rundum und ein Blühn und Glühn
und ein sommerselig Klingen
und ein Summen und ein Singen
und ein Sprühn und Knospenspringen,
und es lockt und nickt und neckt,
wie als stünde in den Hecken
meine Liebste wo versteckt ...

wie als wär's vielleicht nur Tage,
wie als könnt' es heut' schon sein,
und wir gingen all die Wege
wiederum wie einst zu zwein!

Beim Wein

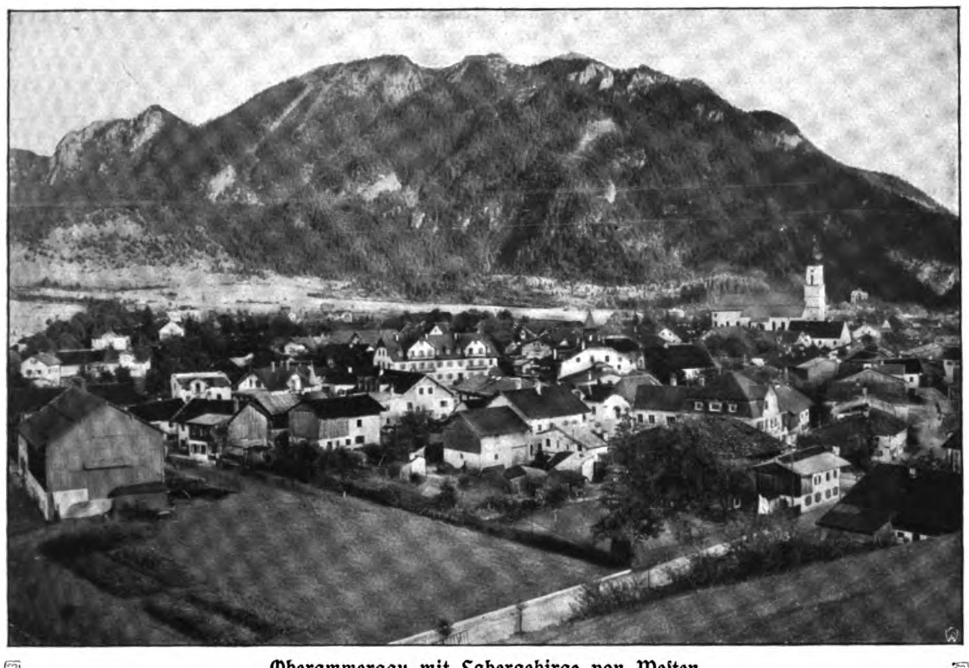
Ich sitze beim Wein,
fröhlich zu sein ...
und Geigen klingen
und lachen und singen ...
doch .. es ist nichts ... allein!
es macht bloß das Herz schwer,
sieht man die andern
alle zu zwein ...
und wär' es vom besten,
er schmeckt nicht rein!

An den Wänden sind Bilder
von Mosel und Rhein ...
Berge, Burgen,
Sonnenschein ...
und gewesene Tage
fallen mir ein ...
da ich da wanderte, auch allein,
doch das Herz voll Lust
und jauchzende Lieder in der Brust.

Da die Straße am Ufer,
die zog ich entlang,
und da oben da stand ich
und pflückte mir Rosen
und sang und sang . .
und kaum eine Stunde dann
über der Pfalz
und meine Liebste
hing mir am Hals! ...

Nein ... nein!
und wär' es vom besten,
er schmeckt nicht rein!
es ist nichts,
beim Wein ... allein ... zu sein!





Oberammergau mit Labergebirge von Westen.

Oberammergau

Von Dr. Max Kemmerich (München)

Mit zwölf Abbildungen nach Aufnahmen von Lorenz Fränzl in München

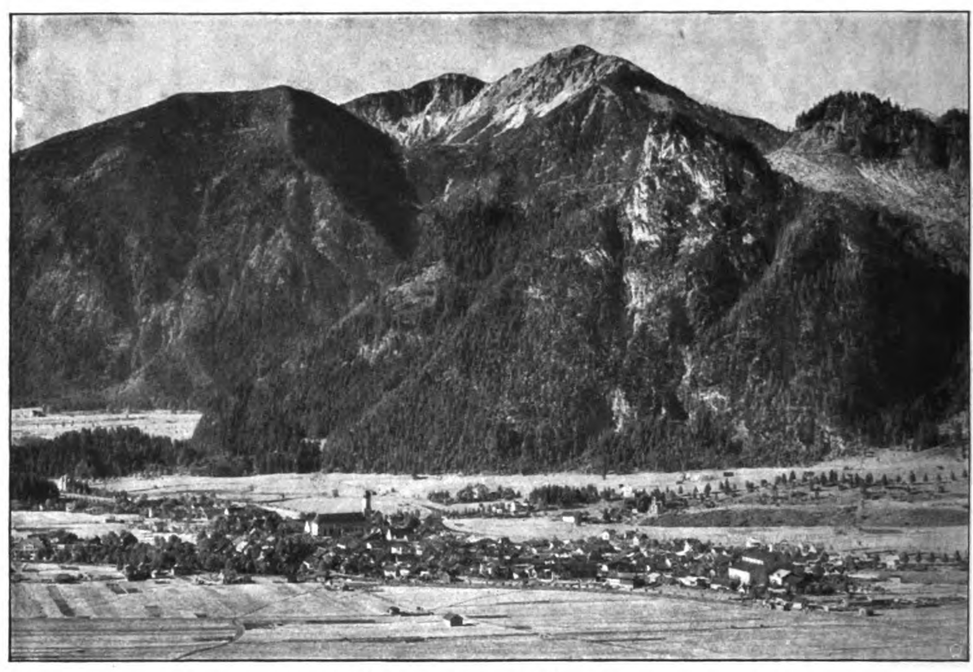


Es war ein herrlicher Vorfrühlingsmorgen, als ich den unschönen und ärmlichen Münchner Sommerbahnhof verließ, um Oberammergau, das Mekka dieses Jahres, aufzusuchen. Die Bahn eilt durch Wälder und schneebedeckte Wiesen südwärts, um nach halbstündiger Fahrt den Starnberger See zu erreichen und seinem westlichen Ufer zu folgen. Friedlich dehnt sich vor uns die weite, von niedern waldreichen Höhen umsäumte Wasserfläche aus. Im Sommer Tummelplatz zahlreicher Segelboote und Kähne, hat sie auch in diesem milden Winter keinen Tag den Verkehr der großen Dampfer zu entbehren brauchen. Wer glaubt, hier in menschenleerer Gegend zu sein, irrt sich. Allerdings sind die meisten Villen in Starnberg, Possenhofen, Feldafing und Tutzing unbewohnt, dafür bringen täglich zahlreich verkehrende Züge Ausflügler in Massen. Der Wintersport, vor allem Rodeln und Skifahren, blüht, und der Blick auf die unferne schneebedeckte Alpenkette macht die gesunde Bewegung doppelt genußreich.

Herbst und Winter sind in unsern Vorbergen unbedingt die schönsten Jahreszeiten. Die Luft ist leicht und durchsichtig, der Himmel erinnert durch sein sattes Blau an Italien, die Sonne scheint so warm, daß bisweilen die Mittagsmahlzeit im Freien eingenommen werden kann. Dazu — ein großer Segen — fehlt die Plage der Mücken und die nicht geringere der Automobile. Dagegen ist das Frühjahr meist stürmisch und naß, im Sommer sind Gewitter sehr zahlreich, und die Schwüle in der Nähe des Wassers empfindet man oft sehr drückend.

Wenige Minuten südlich von Tutzing verläßt die Bahn den See, um sich nach Westen gegen das alte Städtchen Weilheim zu wenden, das wir nach kurzem Aufenthalt passieren. Wir biegen nun wieder nach Süden hin, um gegen zehn Uhr, zwei Stunden nach der Abfahrt von München, Murnau zu erreichen. Seit dem Verlassen des Sees haben wir ein wasserreiches Hochmoor durchquert. Einst hatte sich in uralten Zeiten der See bis zu den Füßen der Berge ausgedehnt. Im Laufe der Jahrtausende aber füllten die Flüsse Loisach und Ammer mit Geröllmassen die Senkung mehr und mehr aus.

Gerade in dieser Gegend haben sich zahlreiche Spuren von der letzten Eiszeit her

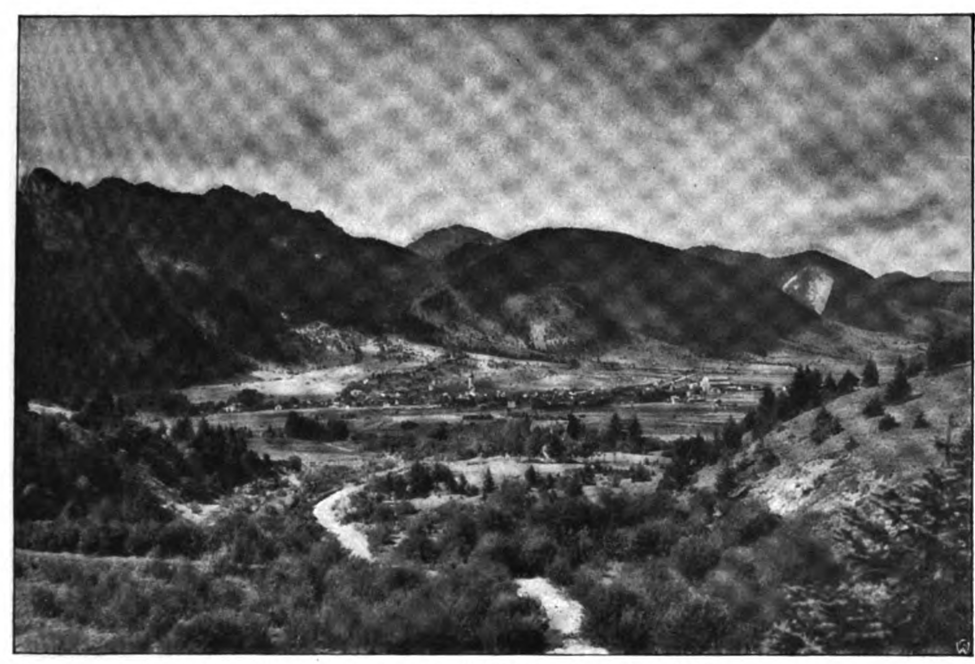


Oberammergau von Norden.

erhalten. Am Ostufer des Starnberger Sees ist noch heute eine Moräne sichtbar, die die gewaltigen Gletscher jener rauhen Tage so weit in die Hochebene vorgeschoben hatten. Große Findlingsblöcke sind überall verstreut, Zeugen dafür, daß die Eisströme sich einst über die Ebene ergossen. Auf ihrem Rücken hatten sie die schwere Last fortgewälzt. Als das wärmere Klima sie schmolz, blieben die Gebirgstrümmer hier liegen.

Aber nicht nur Spuren aus der Vergangenheit unsrer Erde weist das Land auf, auch solche aus den Kindheitstagen des Menschengeschlechts. Bei Feldafing liegt die kleine Roseninsel im See, schilfumsponnen träumend von fernen, fernen Zeiten. Hier hatten Pfahlbauern gehaust, die im Kampfe mit Bären und Höhlentigern durch Fischerei und Renntierjagd mühselig ihr Leben fristeten. Jahrtausende lang müssen sie hier im Anblick der Alpen den harten Kampf ums Dasein gekämpft haben, denn zahlreich sind die Reste, die der weiche Seeboden uns von ihnen aufbewahrte. Ganze Wagenladungen von Hirsch- und Renntiergeweihen, Steinäxten und Messern aus Feuerstein, von Pfeilspitzen und mancherlei Gerät, ja von Getreidekörnern und Gewandresten wurden zutage gefördert und der anthropologischen Sammlung in München als kostbare Dokumente zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands einverleibt.

Doch wir haben keine Zeit mehr zu weiteren Betrachtungen, denn schon ist Murnau erreicht, wo wir den Zug verlassen müssen, um uns nach Oberammergau der elektrischen Bahn zu bedienen. Murnau liegt unmittelbar am Fuße der Vorberge zwischen Riegsee und Staffelsee, in weitem Kreise umgeben von ernsten Mooren. Der Staffelsee gehört mit seinen reichgegliederten Ufern und den sieben Inseln, von denen die größte den Umfang eines stattlichen Gutes hat, unstreitig zu den lieblichsten Seen des seenreichen Oberbayern. Hier auf der Wörthinsel weilten einst die Römer, und eine tausendjährige Linde gemahnt an Bonifazius, den Apostel der Deutschen. Die dunklen Fichten und Tannen des Ufergestades erhöhen noch den feierlichen Ernst der Gegend. Der Peißenberg, Bayerns Rigi, der herrliche Fernsicht über das ganze Gebirgspanorama gewährt, spiegelt sich in seinen dunklen, warmen, weichen Fluten. Doch auch von der Talsohle aus ist der Blick überwältigend großartig: himmelragende Felsgebirge, zum Greifen nahe, glänzen, schier das Auge blendend, in der Sonne und scharen sich um die Zugspitze, den König unsrer Berge, dessen Hermelin-



Oberammergau von Südosten. Links der Kofel.

mantel, aus Schnee und Eis gewoben, ihrer aller Pracht funkelnd überstrahlt.

Während der Eilzug, der uns hierhergebrachte, südwärts nach Partenkirchen, dem Loisachtale folgend, weiterrast, besteigen wir die gemütliche elektrische Bahn, die uns westlich am Fuße des Gebirgsstockes „Hörnle“, der Loisach und Ammer scheidet und im Ettaler Manndl seine höchste Erhebung besitzt, nach Kohlgrub führen soll.

Hatten wir uns bisher in der Talsohle bewegt, so daß die Steigung von München bis Murnau ziemlich unbedeutend — von 520 auf 692 m über der Nordsee — war, so ändert sich das mit einem Schlage. Die 24 km von Murnau bis Oberammergau weisen enorme Steigungen auf, zu deren Überwindung der Zug eine Stunde braucht, muß er uns doch auf 833 m tragen. Kohlgrub, ein im Sommer ziemlich stark besuchtes Stahl- und Moorbad, ist das höchstgelegene Mineralbad Deutschlands. Von der Kurpromenade aus gewährt es eine herrliche Fernsicht: zu Füßen liegen nordwärts Staffel- und Riegsee, etwas weiter der Starnberger und sein gleichgroßer Zwillingsbruder, der Ammersee. Die Silberbänder der zahlreichen Bäche und der Ammer glitzern in dem sommerlichen Moor- und Wiesenland, während sie sich jetzt noch als schwärzliche Streifen von den Schneefeldern abheben. Fern im Norden soll auch bisweilen München sichtbar sein. Im Südosten aber erheben sich Hirschberg und Benediktenwand, Heimgarten und Herzogstand als Vorposten der Tiroler Gebirgsriesen.

Nunmehr biegen wir ins Ammertal ein, an der Westseite des Hörnlegebirges. Daß an dessen Ostseite im Loisachtal die Bahn nach Partenkirchen führt, sagte ich schon. Von Westen her rückt das Gebirge näher, das Tal wird enger, sackartig, den Blick auf die Hochebene versperren kleine Höhenrücken. Der Zug hält: Oberammergau!

Anfänglich kann man sich eines Gefühls der Beklemmung kaum erwehren. Gewiß, das Tal ist verhältnismäßig breit, die Berge sind nicht sonderlich hoch, aber mit dem Blick auf die weite, unübersehbare Hochebene, die wir bis zur fernen Donau und darüber hinaus nordwärts überschauen könnten, wenn nicht die Krümmung der Erde es verbieten würde, müssen wir auch auf den Gebirgskranz im Süden verzichten. Der Horizont ist plötzlich klein, beängstigend eng geworden.

Man hat das Gefühl, auf einem toten Strang, in einem weltfernen, entlegenen düstern Alpental zu sein. Nach allen Seiten

bietet die Talsohle kaum wenige Kilometer Rundblick. Daran muß man sich erst gewöhnen (Abbildungen S. 393, 394 u. 395). Wir sind im weltberühmten Oberammergau! Glaub's nur! So muß man sich selbst ermutigen. Aber nur im Anfang. Bald schwindet das beklemmende Gefühl. Ja, wir entdecken, daß die Gegend sogar lieblich ist. Der Kontrast war eben anfangs nur zu stark.

Unter den ziemlich ausdruckslosen, bewaldeten, stellenweise zerklüfteten Bergen fällt sofort der ins Tal vorspringende, jäh abfallende schroffe Felszacken des Kofels auf. Ein blechbeschlagenes, in der Sonne glänzendes hohes Kreuz krönt seine Spitze, ein Wahrzeichen des Ortes.

Nach einem kurzen orientierenden Blick vom Bahnhof aus schlagen wir die Straße zum Orte ein. Zuerst fällt uns das Theater auf (s. die untenstehende Abbildung). Es ist ein schmuckloser Bau, wie eine Bahnhofshalle, nüchtern und lediglich praktischen Bedürfnissen dienend; zwischen Bühne und Zuschauerraum schaut der Himmel hinein. Noch ist alles unwirtlich. Wir gehen weiter, denn nicht dem Passionsspiel gilt ja unser Besuch, sondern dem Ort als solchem, seinen Bewohnern und ihrem normalen Leben und Treiben.

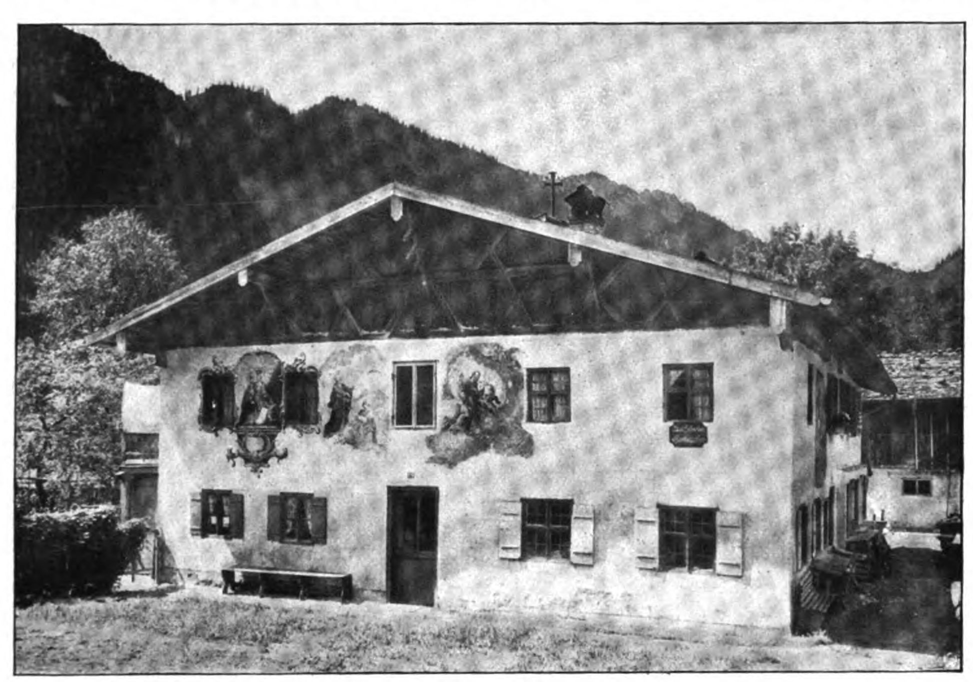
Beim Betreten des stattlichen Dorfes sind wir aufs angenehmste über die Sauberkeit und Wohlhabenheit der Häuser überrascht. Viele sind bunt bemalt mit Bildern von Heiligen und Szenen aus der biblischen Geschichte. Diese Farbenfreudigkeit stimmt heiter, sie verrät aber auch den Kunstsinn der Bevölkerung. Wer Oberbayern kennt, wird wissen, daß in alter Zeit die Häuser, selbst auf kleinen Bauerndörfern, meistens diesen Schmuck trugen. Das nüchterne neunzehnte Jahrhundert hat vielfach damit aufgeräumt, auch war die Technik der Herstellung wetterfester Farben fast ganz verloren gegangen. Erst neuerdings weiß man die bodenständige Kunst wieder zu schätzen, und statt internationale Klischeehäuser zu bauen, unterstützt man die heimische Art. Oberammergau nun ist neben Tölz, Mittenwald, aber auch einer Stadt wie Augsburg und einigen andern Orten noch reich an Gemälden aus dem achtzehnten Jahrhundert, ja vielleicht aus noch älterer Zeit.

Da fällt mir eine Geschichte ein, die mir der bekannte Dialektdichter und Schriftsteller Georg Queri, der sich meiner freundlich annahm, nebst mancher andern aus Oberammergaus Vergangenheit erzählte.

Im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert lebte ein Fassadenmaler namens Franz Zwink, ein Schüler des berühmten Meisters Knoller, der unter anderm im Kloster Ettal prachtvolle



Oberammergau: Das Passionstheater.



Oberammergau: Haus mit alten Malereien.

Fresken ausgeführt hat. Dieser Zwink, mit dem Spitznamen der Lüftelmaler, kam eines Tags an einem Hause vorbei, vor dem die Bäuerin butterte. Er trug Verlangen nach der frischen Butter und sagte zu ihr: „Bäuerin, wann du mir den Butter gibst, wann er fertig ist, dann mal ich den heiligen Sebastian auf dein Haus.“ Da antwortete die Bäuerin: „Zuerst das Bild und dann den Butter!“ Der Lüftelmaler geht auf den sonderbaren Handel ein, nimmt Leiter, Pinsel und Farbtopf und fängt zu malen an. Nach geraumer Zeit kommt er zur Bäuerin. „Ist der Butter fertig?“ — „Mußt noch ein kleins Bissel warten. Gleich wird er's haben.“ — „Is schon recht,“ sagt der Lüftelmaler. „Ich muß grad noch meinen Namen unter den heiligen Sebastian malen. Fertig ist er schon.“ — Diese Geschichte klingt unwahrscheinlicher, als sie ist. Denn wer die Oberammergauer bei der Arbeit beobachten konnte und wer ihre Hausmalereien kennt (s. die Abbildung oben), der wird oft sprachlos über ihre Kunstfertigkeit sein.

Gegenwärtig denkt beim Hören des Namens jeder nur oder fast nur an die Passionsspiele, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß sie nur alle zehn Jahre stattfinden, und daß es deshalb für einen Ort unmöglich ist, davon allein zu leben. Fällt doch auf den Durchschnittsschauspieler nur ein Betrag von etwa 450 Mark für seine schauspielerischen Leistungen im Sommer und die nötigen Vorstudien den ganzen Winter hindurch.

Nein, das durch die Aufführungen eingehende Geld mag in langen Zwischenräumen die Butter aufs Brot liefern; das Brot selber muß auf andre Weise verdient werden. Und zwar ist es seit vielen Jahrhunderten die Holzschnitzerei, von der Oberammergau lebt. Sie ist der solide Boden in solchem Grade, daß mir Stimmen zu Ohren kamen, die die ganze Passionsspielerei beklagen. Mag sie auf einmal erkleckliche Summen abwerfen, vor allem der Eisenbahn, den Unternehmern, dem Staat usw., der Ort selbst muß Jahre hindurch dafür büßen. Im Passionsjahr ist es unmöglich, größere Aufträge anzunehmen. Denn die Schnitzer müssen alle ihre Rollen studieren und kommen wenig zu ernster Arbeit. Die Folge ist, daß manche auswärtige Geschäftsverbindung sich lockert und von neuem angeknüpft werden muß.

Doch betrachten wir die Holzschnitzer bei der Arbeit. Das lohnt sich um so mehr, als nirgend in Mitteleuropa und wohl auch anderwärts so schöne Figuren, zumal solche des Gekreuzigten, verfertigt werden.

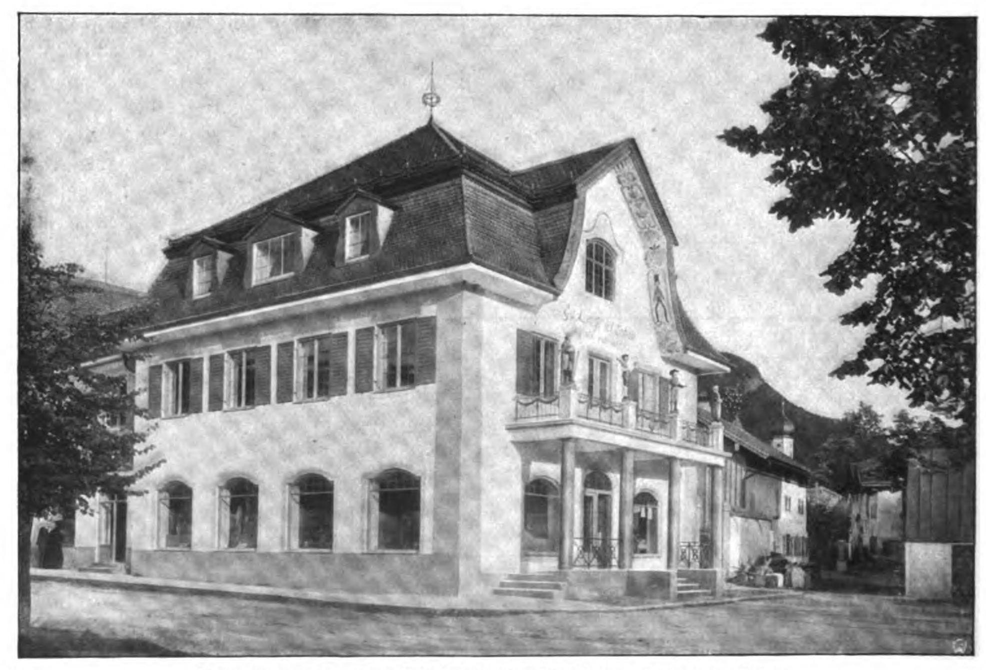
Die Freundlichkeit des Herrn Queri vermittelte mir die Erlaubnis, die Schnitzschule von Georg Lang sel. Erben, die neben der staatlichen die bei weitem größte und älteste des Ortes ist, zu besuchen.

Im Arbeitsraum sitzen und stehen die Schnitzkünstler jeder vor einer Figur, die in den verschiedensten Stadien der Entwicklung sich befindet. Während der eine aus einem Baumstamm mit wuchtigen Hieben die Konturen einer Madonna heraushaut — die Vorzeichnung beschränkt sich auf wenige Linien, sonst arbeitet der Künstler völlig frei wie ein Konzertbildhauer —, bearbeitet der andre die Falten einer Heiligenstatue. Ein dritter ist damit beschäftigt, in vollendeter Weise Leonardos „Abendmahl" in hartes Holz zu schnitzen, eine Tätigkeit, die mehrere Wochen in Anspruch nimmt. Wieder einer poliert die soeben vollendete Christusstatue.

Niemand arbeitet nach einem Modell, alles aus dem Kopf oder auf Grund einer winzigen Zeichnung, etwa einer Ansichtspostkarte. Sie schneiden nach, was man ihnen gibt. Es ist einfach fabelhaft. Nur ein lebendes Modell zu treffen, soll ihnen nicht leicht gelingen. Das mag daran liegen, daß außerordentlich selten Porträtaufträge erteilt werden. Und doch ist gar kein Grund einzusehen, weshalb eine in Holz geschnitzte Büste weniger schön oder künstlerisch sein sollte als eine in Marmor ausgehauene. Unsre alten Meister, ein Tilmann Riemenschneider, Veit Stoß, Syrlin, aber auch solche des späten sechzehnten Jahrhunderts haben wahre Wunderwerke nicht nur in Idealfiguren, sondern auch in realistischen Bildnissen geliefert. Es ist sehr bedauerlich, daß das Fehlen der Mäzene hier ein Hemmnis bildet.

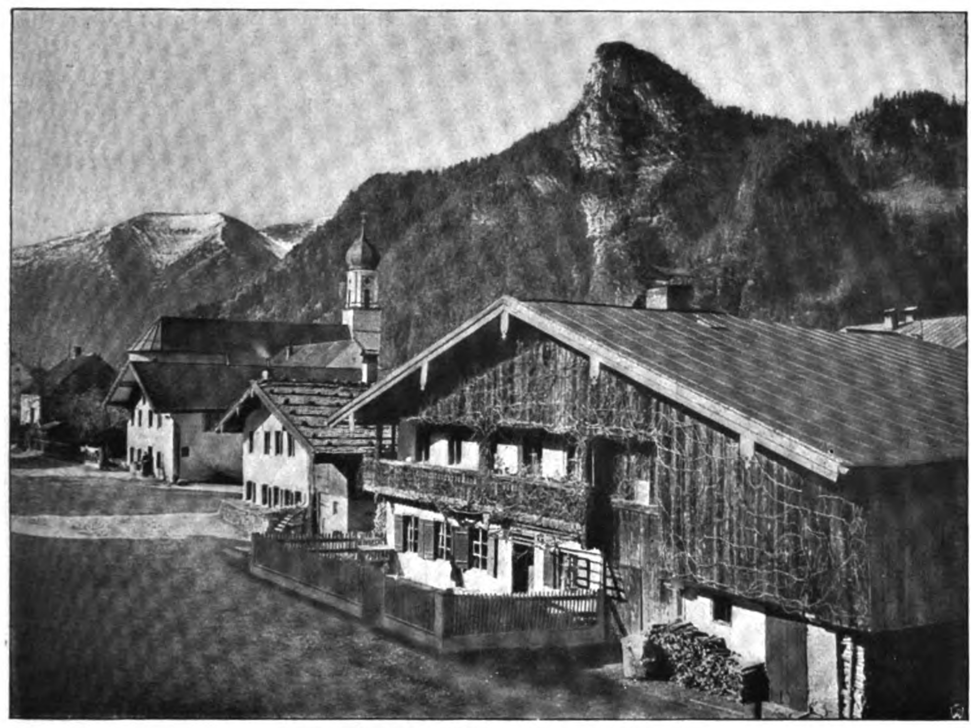
Auch aus einem andern Grunde ist es nicht gut, wenn die Schnitzer keine Gelegenheit haben, nach dem Modell zu arbeiten. Dadurch wird eine Gefahr heraufbeschworen, durch die noch jede Kunstschule früher oder später unterging. Daß nämlich die Tradition über das Leben siegt und Manierismus Trumpf wird. Die Routine allein tut es nicht, mag sie auch noch so staunenerregend sein.

Besonders fesselte mich die Arbeit eines Schnitzers. Vor meinen Augen spaltete er ein Birkenscheit, schnitt mit einem Messer einige Stücke ab, nahm ein Zentimetermaß, um die Größe der Figur festzulegen, und begann nun zu schnitzen. Das Resultat war nach einer Viertelstunde ein kleiner Christus, der natürlich die Feinheiten vermissen ließ, aber in den Proportionen und der Be-



Oberammergau: Schnitzereimuseum von Georg Lang sel. Erben.





Straße in Oberammergau mit Kofel.

wegung erstaunlich gelang. Ich nahm das Kunstwerk mit nach Hause, ohne seine Vollendung abzuwarten. In seiner Unfertigkeit gerade beweist es die außerordentliche Künstlerschaft seines Schöpfers.

Genau so verfahren alle Schnitzkünstler. Sie nehmen ein Stück Holz, von dem sie mit unheimlicher Schnelligkeit Stücke abspalten. Der Zuschauer möchte meinen, dieser oder jener Span werde zufällig abgeschnitten. Er irrt. Die vorbereiteten Stücke gleichen andern für Figuren in gleicher Größe bis auf das Millimeter. Wie es möglich ist, sich solches Augenmaß und solche Handfertigkeit zu erwerben, scheint rätselhaft.

Allerdings ist die Schnitzkunst schon Jahrhunderte in Oberammergau heimisch. Von hier aus wurde Berchtesgaden, das vorwiegend Gebrauchsgegenstände, Schachteln, Bilderrahmen, aber kaum Figuren liefert, mit Künstlern versehen. Auch Gröden ist viel jünger und hat von hier gelernt. Diese uralte Tradition, die schon das Schulkind schnitzen läßt, erklärt zweifellos die außergewöhnliche Handfertigkeit, die den geschickten Künstler befähigt, am Tage etwa zehn bis zwölf kleine Holzchristusse zu liefern.

Was der Ort von alters her leistete, kann man neuerdings gut im Museum studieren, das Herr Guido Lang, derzeitiger Inhaber der 1775 begründeten Firma Georg Lang sel. Erben, auf seine Kosten erbaut hat. Seiner Freundlichkeit verdanke ich den Eintritt in die noch uneröffneten Sammlungen, Herrn Queri aber, dem Verfasser des Katalogs, die Bekanntschaft mit dem Inhalt (Abbild. S. 398).

Das älteste und wohl wertvollste Stück ist eine heilige Barbara aus dem vierzehnten Jahrhundert, tadellos erhalten. Figuren aus der Spätgotik finden sich mehrere in dem umfangreichen Bau, dessen Altane Säulen tragen, die sich einst König Ludwig II. aus Sizilien kommen ließ. Er starb, bevor sie der ihnen bestimmten Verwendung in einem Jagdschlößchen zugeführt werden konnten.

Bei der außerordentlichen Fülle der Objekte ist es uns ganz unmöglich, jedes einzelne Stück näher zu betrachten. Aber einige verdienen unsre Aufmerksamkeit desto mehr. Da sind vor allem die Spielzeuge. Ganze Puppenpensionate hängen und liegen zwischen Kriegsschulen; Türken, Fuhrleute, Steckenpferde, Kasperl und was sonst noch das

Kinderherz erfreuen mag, alles ist da in schwerer Menge. Aber auch Werke, deren Kunstwert nicht geringer ist als der für die Zeitgeschichte, fehlen nicht.

Da ist zuerst die Einnahme der Festung Scharnitz durch die Franzosen im Jahre 1800 mit über 300 beweglichen Figuren. Die Schnitzerei wurde für König Max I. von Bayern (gest. 1825) gefertigt und ein zweites Exemplar in größerer Ausführung für Napoleon I. Die Darstellung des Festungsbaues ist originalgetreu nach den am Kriegsschauplatz aufgenommenen Plänen des damaligen Ortsgeistlichen von Mittenwald. Natürlich sind die Uniformen gleichfalls echt.

Bemerkenswert ist, wie die Kriegs- und Zeitgeschichte sich überhaupt in dem kleinen Gebirgstal widerspiegelt. Bald sind es Soldaten aus den Napoleonischen Kriegen, mit denen unsre Urgroßeltern spielten, dann sind es Russen und Franzosen aus dem Krimkriege, Spielzeug für unsre Eltern, dann Preußen, Bayern, Franzosen, je nach der Politik.



Oberammergau: Kreuzigungsgruppe.

Sehr sehenswert ist die Sammlung von Uhrgehäusen und Uhrständern. Kulturhistorisch interessant und auch den Erwachsenen zum Spielen reizend sind die minuziös ausgeführten Lastwagen mit Kaufmannsgütern. In die hohe Kunst schlagen die Modelle für Altäre und Statuen ein, die später in bedeutend größerem Maßstab ausgeführt wurden. Auch die Porträtplastik fehlt nicht. Wir finden hier die Holzbilder Schillers, Wallensteins, Napoleons, Erzherzog Johanns und andrer. Allein sie sind nicht nach der Natur, sondern nach Vorlagen gefertigt.

Früher wurde auch in Wachs bossiert, in Marmor, Elfenbein und Alabaster gearbeitet. Heute hat dieser Zweig der Ammergauer Kunst völlig abgeblüht.

Einen eignen Zauber übt die alte Verlegerstube aus. Ein gemütlicher alter Ofen, eine Standuhr, der Herrgottwinkel, der sich heute noch in jedem Bauernhaus findet, eine Reihe von Nippes machen den Raum behaglich. Originelle, auf die Rückseite einer Glasplatte gemalte Ölbilder erinnern gleichfalls an eine abgestorbene Kunstart. Der Kontorschrank enthält Geschäftsbücher, auf dem Pultdeckel liegen alte Schreibutensilien — es ist, wie wenn eben der Ahn den Raum verlassen hätte.

Überhaupt diese Ahnen! Hochachtung vor einer Familie wie der Langschen, die nun fast anderthalb Jahrhunderte am selben Orte, ja im selben Hause das gleiche Gewerbe ausübt. Das will in unsrer wankelmütigen Zeit viel sagen. Und wie haben sich erst die Verhältnisse in Oberammergau selbst gewandelt!

Nicht immer war es jenes entlegene Gebirgsdorf, das nur alle Jahrzehnte von sich reden machte. Wie hätte es auch sonst für seine Erzeugnisse Absatz finden können?! Einst lag es sehr zentral, geradezu in der Mitte Europas. Damals führte die alte Römerstraße von Augsburg nach Verona mutmaßlich mitten durch den Ort. Ein halbes Jahrtausend lang sah sie die römischen Legionen, die Züge der kriegsgefangenen Barbarenvölker, Kaufleute in der Toga über die Alpen steigen. Als ich vor nunmehr fünfzehn Jahren und dann nochmals im Jahre 1898 zu Pferde



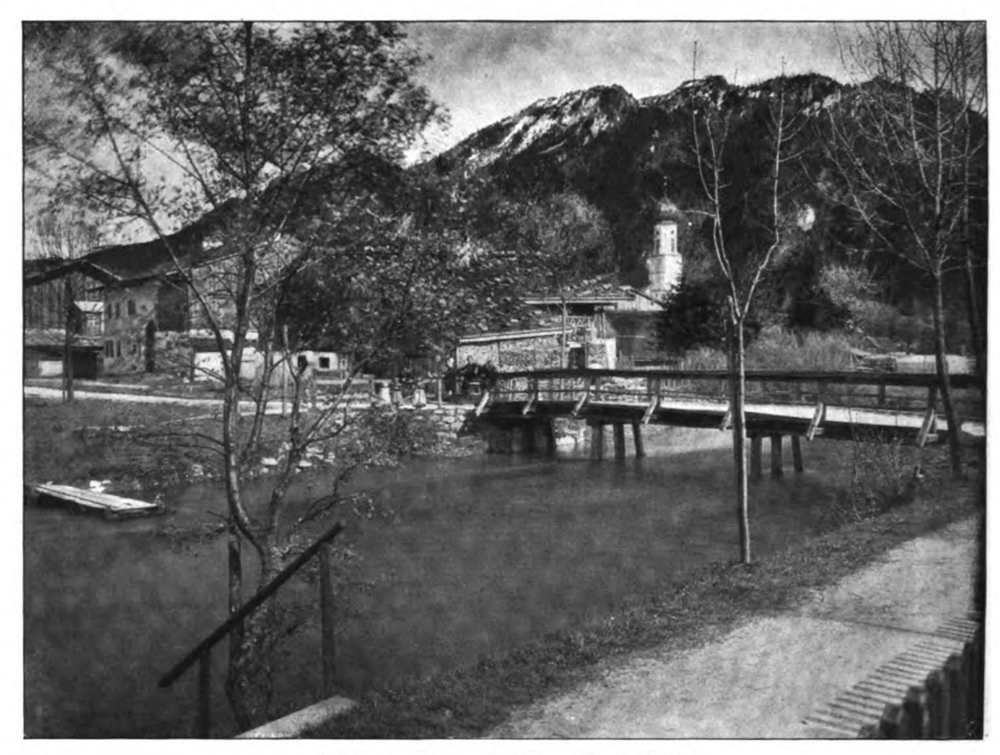
Oberammergau: Partie am Mühlbach.

ihr folgte — ich ritt die 165 Kilometer von Augsburg über Schongau, Oberammergau, Partenkirchen, Murnau bis Benediktbeuern ohne Wechseln in genau achtzehn Stunden —, da bewegte mich der Anblick eines römischen Meilensteins mit der Aufschrift „Von Augsburg nach Verona" nicht wenig.

Als das gewaltige Volk, das am Fuße des Kofels (Abbild. S. 399) eine Niederlassung besaß, den Germanen gewichen war, da folgten sie ihnen auf dieser Straße gen Süden: die Langobarden, die Ostgoten, die Bajuvaren und wie sie alle heißen. Beweisen läßt es sich ja nicht mit Bestimmtheit, aber es ist wahrscheinlich. Dann kamen die alten Kaiser auf ihren Römerzügen. Nicht sehr weit, in Nassereith in Tirol, starb in einer elenden Bauernhütte der greise Kaiser Lothar I. Wer denkt nicht an die Handelszüge der Augsburger und Nürnberger? Denn diese Straße vermittelte in erster Linie den Warenaustausch zwischen Venedig und Mitteldeutschland. Fürwahr, an Verkehr hat es nicht gefehlt! Wie mancher Kaiser, mancher Kaufherr, mancher berühmte Reisende zog durch den Ort! Aber mehr als das: er war auch Rodort, an dem die Wagen neuen Vorspann erhielten. Denn niemand durfte andres als Ammergauer Fuhrwerk benutzen.

Ist es da ein Wunder, daß die Kenntnis von der heimischen Schnitzkunst sich in der Welt verbreitete? Daß der Wandersmann, wenn er über Mittenwald und den Fernpaß nach Innsbruck und von dort über den Brenner nach Bozen und Italien zog, in der Ferne von der Kunstfertigkeit des Gebirgsdorfes erzählte? Erst seit die Bahn auf anderm Wege, durchs Inntal, ins Innenland führt, ist Oberammergau das stille Dorf geworden. Bald wird die Durchführung der Strecke von Partenkirchen bis Innsbruck es auch in Normaljahren dem Weltverkehr näherbringen. Aber die Zeiten von einst sind auf immer dahin. Oberammergau ist und bleibt Kopfstation eines Lokalbähnchens.

Als Kaiser Ludwig der Bayer das nahe große Kloster Ettal gründete — der Bau wurde 1332 vollendet —, da blühte schon längst die heimische Industrie. Jahrhunderte erfahren wir nun nichts mehr, bis um das Jahr 1520 Andreas Althammer uns in seiner Geschichte von Ettal von der unübertrefflichen Meisterschaft der Älpler in der Führung des Schnitzmessers berichtet. In den harten Nöten des Dreißigjährigen und des Spanischen Erbfolgekrieges ging es der Kunst schlecht. Damals erstand ihnen erst die Konkurrenz von Gröden. Doch war die dortige Kunsttätigkeit lange Zeit nicht selbständig, vielmehr mußten die Schnitzereien nach Oberammergau geschafft werden, um dort bemalt zu werden. Erst zu Ende des achtzehnten Jahr-



Oberammergau: Partie an der Ammer.

hunderts hat die Grödener Industrie sich völlig frei gemacht, um durch Erzeugung von Spielwaren mit den Oberammergauern, die unter den Napoleonischen Kriegen zu leiden hatten, scharf zu konkurrieren.

Das war eine böse Zeit. Man schnitzte damals Kruzifixe, von denen hundert auf einen Gulden gingen. Läßt sich denken, daß sie nicht berückend schön ausfielen. Sie wurden vorzugsweise nach Spanien exportiert, aber sie scheinen dort nicht viel Beifall gefunden zu haben. Wenigstens verbrannte sie die damals auf der Pyrenäenhalbinsel noch amtierende Inquisition in Masse, augenscheinlich in dem Glauben, es handle sich um ketzerische Erzeugnisse. Übrigens gehen die Handelsbeziehungen zu Spanien Jahrhunderte zurück. Ferner wurden solche nach Frankreich, Rußland, Holland und Italien angeknüpft. Sie so weit neu auszudehnen und alte wieder aufzunehmen, war vor allem ein Verdienst der Familie Lang, die sich auch um die Hebung des künstlerischen Niveaus rastlos und erfolgreich bemühte.

Die schöne Kreuzigungsgruppe im Orte (Abb. S. 400) beweist, daß auch große Werke den einheimischen Künstlern keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten. Bedeutende Bildhauer sind noch in letzter Zeit aus Oberammergau hervorgegangen, so der Schöpfer der Denkmäler Arthur Krupps und — Lihungtschangs, Otto Lang.

Wir setzen unsre Wanderung durch den Ort fort. Überall begegnen wir fleißig arbeitenden Bauern und Handwerkern, die sich nur durch ihre langen Haare von andern Älplern unterscheiden. Das sind die ersten Vorboten des Passionsjahres. Bei den Spielen wird ja nicht eine einzige künstliche Perücke verwandt.

Reizende Partien finden wir am Mühlbach (Abb. S. 401) und an der Ammer (s. die Abbildung oben), dem kleinen Flüßchen, das wie alle aus dem Gebirge kommenden zur Zeit der Schneeschmelze bedeutend anschwillt. Es ergießt seine klaren, forellenreichen Wasser in den Ammersee, den es als Amper, nunmehr von Dampfschiffen befahren, verläßt, um in die Isar zu münden. Manch stimmungsvollem Bilde begegnen wir auf unserm Wege (s. die beiden Abbildungen auf S. 403), bis wir in die schöne Kirche eintreten.

Sie ist in reichem Zopfstil gehalten, mit mächtigem Altar, einem Meisterwerk hei-

mischer Schnitzkunst. Man glaubt eher, sich im Gotteshaus eines großen Gemeinwesens zu befinden, als in der Pfarrkirche eines nur 1700 Einwohner zählenden Dorfes. So reich und wohlgepflegt ist alles. Schöne Fresken schmücken die Wände, Glasgemälde die Fenster.

In wenigen Minuten haben wir den Südausgang des Ortes erreicht. Hier führt der Weg nach Ettal. Aber auch nach dem Königsschloß Linderhof ist es nicht weit, jenem Traum Ludwigs II., der französische Kunst in die heimischen Berge verpflanzte. Weiter schon liegt die vom König in frühromanischem Stil erbaute Burg Neuschwanstein, ein Ziel der meisten Besucher dieses schönen Landes. —

Straßenbild aus Oberammergau.

Wir dürfen nicht von Oberammergau scheiden, ohne daß wir des Wildreichtums der Gegend gedenken. Trotz der Nähe des Flachlandes sind Gemsen zahlreich, und in den königlichen Forsten wird viel Hochwild gehegt. Seiner Fütterung im Winter beizuwohnen, bietet hohen Reiz. Der Wildreichtum aber erfordert ein zahlreiches Jagdpersonal, und so trägt das Weidwerk dazu bei, neben bescheidenem Verdienst in den Ammergauern die Liebe zur Natur ständig wachzuhalten.

Wer meinen sollte, durch die Theaterspielerei, den Handelsbetrieb und Fremdenverkehr hätten die Bewohner des Passionsdorfes ihre bajuvarische Urwüchsigkeit verloren, wäre angenehm über-



Oberammergau: Straße mit Pfarrkirche.

rascht. Es ist überhaupt erstaunlich, wie wenig das Volk in seinem Kern vom internationalen Getriebe berührt wird. Was es abguckt, sind zumeist Äußerlichkeiten. Mancher Ammergauer hat schon in Amerika sein Glück versucht. Zu Hause ist er sofort wieder der alte, kleidet sich in Lodenjoppe und Lederhose, und niemand wird ahnen, daß unter dem grünen Hut mit Spielhahnfeder Augen blitzen, die schon ein gut Teil der Welt gesehen haben.

In allen Sommerfrischen macht man bei uns die gleiche Erfahrung: sechs bis acht Wochen im Jahre scheinen die Bewohner mit einem gewissen Firnis, bestehend in moderierter Höflichkeit und einigen hochdeutschen Wendungen, überpinselt zu sein. Kaum ebbt die Fremdenwoge ab, sind es wieder unverfälschte Bauern, die ihre Schnadahüpfel singen, raufen, wildern und trinken wie nur im entlegensten Alpendorfe. Viel anders ist es trotz der 220000 Besucher im letzten Passionsjahre auch nicht in Oberammergau ... .

Über unserm Schauen und Sinnen ist die Sonne gesunken. Die langen Bergesschatten verschwinden in der allgemeinen Dämmerung. Wir treten den Heimweg an und lassen hinter uns Oberammergau mit seinen betriebsamen, kunstsinnigen und doch so fernigen Bewohnern. Aus dem entlegenen Alpental aber nehmen wir neuerdings die Erkenntnis mit, daß festes, zielbewußtes Streben, wahre Kunstbegeisterung sich durch alle Schwierigkeiten Bahn bricht. Was in Weimar ein fürstlicher Mäzen, in Baireuth die Genialität eines einzelnen vermochte, das schuf in Oberammergau ein kerniges Bauernvölklein: einen Ruhmestempel deutscher Kunst.

Wie es dieser seiner hohen Aufgabe gerecht wird, soll ein eigner Aufsatz über die diesjährigen Passionsspiele beleuchten.

Ein Lachen

Ich traf die kleinen Mädchen jeden Tag,
Wenn sie hell jauchzend aus dem Schultor liefen,
Trank all das Glück, das in den Augen lag,
Die Silbertöne, wenn sie froh sich riefen.

Und eine lachte stets mir ins Gesicht,
So lustig-lieb, so wachgeküßt vom Leben --
Der hab' ich eines Tags im Sonnenlicht
Ein paar erblühte Maiglöckchen gegeben.

Ich streichelte ihr Haar und sagte ihr,
Sie kämen aus dem Wald, von fernen Wegen,
Hielt ihr die Blumen hin — sie dankte mir
Mit wirren Worten, leise, rot, verlegen ...

Und jedesmal, wenn ich zur Schule kam --
Vor ihren Augen sanken meine Sorgen —,
Da knixte sie, wenn meine Hand sie nahm,
Und wünschte lachend einen „Guten Morgen!"

Einmal — weiß noch wie heut' — da kam sie nicht
Wie sonst die Straße froh herabgegangen,
Sie hielt ihr Taschentüchlein vors Gesicht,
Und Kindertränen tropften von den Wangen.

Ich sprach sie an — dann nahm ich ihre Hand
Und führte sie aus der durchlärmten Straße
Nach einer schattenkühlen Häuserwand
In stiller, arbeitsmüder Vorstadtgasse.

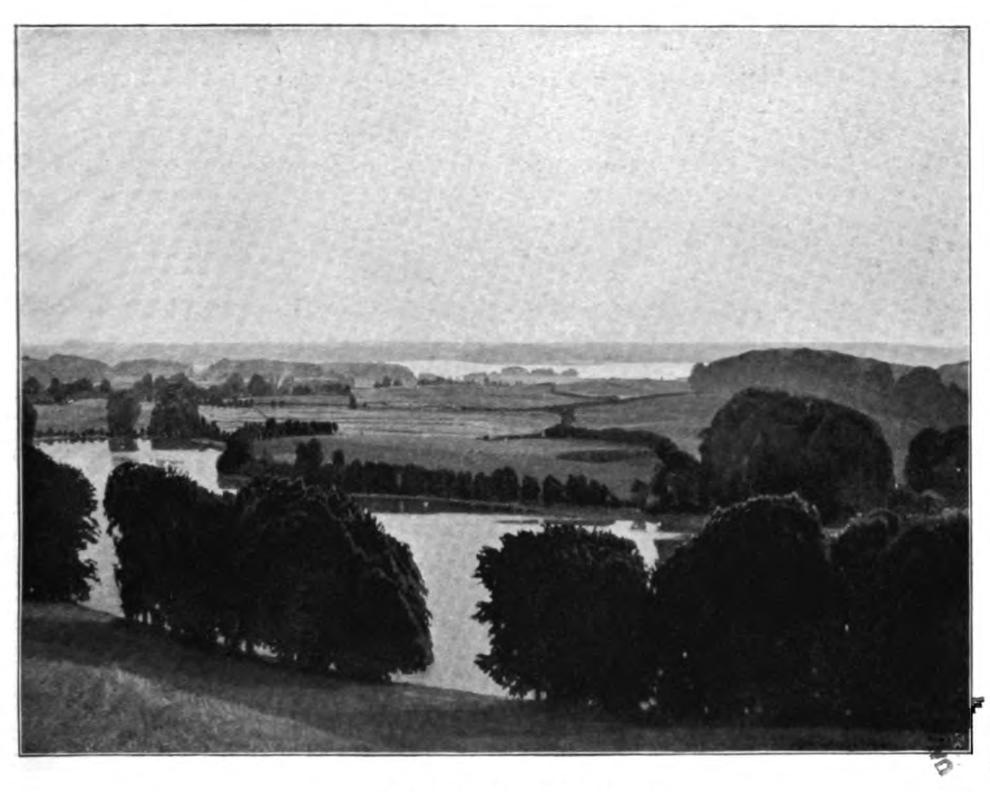
Und redete ihr zu und strich ihr Haar,
Die Tränen, die auf dem Gesichtchen brannten,
Bis ihre Augen starr und wunderbar
In unverstandnem Weh sich zu mir wandten.

„Ich — hatt' — an Mütterchen zu Haus gedacht,
Weil ich im Rechnen wieder „gut" geschrieben —
Wie sie sich freu'n wird. Und ich hab' gelacht,
Da hat — der Lehrer mich ins Buch geschrieben.

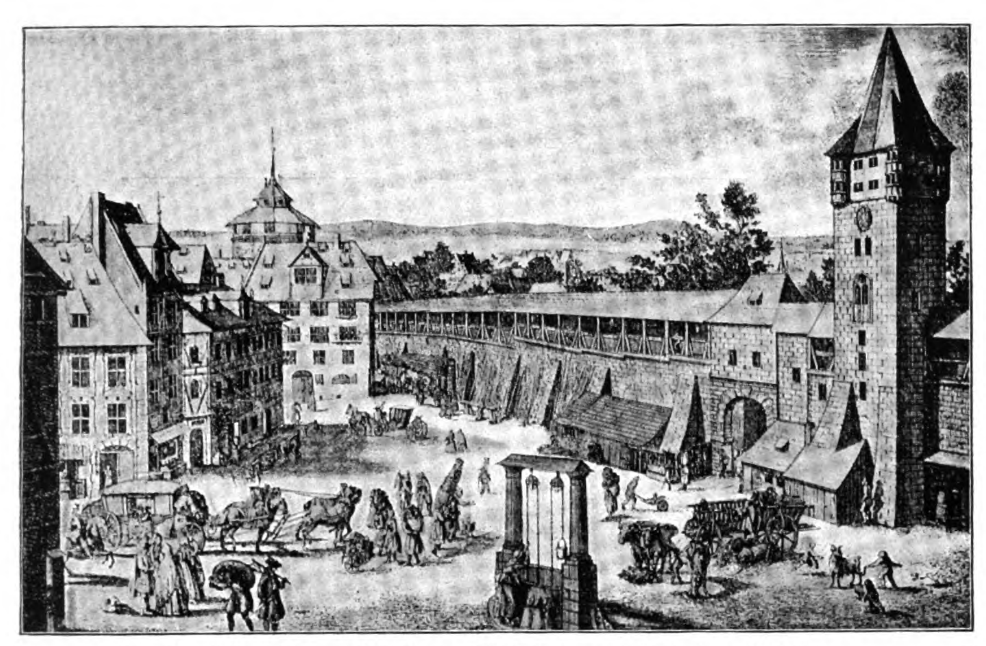
Weil ich — schon öfter immer so gelacht --
Das nächste Mal — will er's der Mutti sagen!" —

Ich hab' die Kleine still nach Haus gebracht —
Doch in mir hat's gesungen statt zu klagen.

Hans Herbert Ulrich



Franz Türcke: Abend in Holstein.



Am Tiergärtner-Tor zu Nürnberg: Abfahrt eines vierspännigen Reisewagens.

Wandern und Reisen zu Großvaters Zeiten

Von Dr. Aloys Dreyer

emächlich trottet der schwerfällige Postwagen auf der staubigen Landstraße neben dem Bahngeleise dahin. Da braust der Expreßzug vorüber und ist bald darauf wieder dem Auge entschwunden. Nur einer von den Passagieren hat jenes ehrwürdige Vehikel, das gelbe Fahrtidyll der guten alten Zeit, gesehen, und leise summt er die empfindsamen Verse Eichendorffs vor sich hin:

> Ach, wer da mitreisen könnte
> In der prächtigen Sommernacht! ...

Allein dem verwöhnten Sohne der Neuzeit ist es mit seinem Wunsche gar nicht Ernst, und er würde sich höflichst dafür bedanken, in einem solchen langweiligen und schrecklichen „Marter- und Klapperkasten" auch nur ein paar Stunden sitzen zu müssen. Ja, wir sind, was Bequemlichkeit und Schnelligkeit des Reisens betrifft, sehr anspruchsvoll geworden und können es kaum mehr recht begreifen, wie die Menschen in die Ferne streben mochten, noch ehe es Eisenbahnen und Dampfschiffe gab. Und doch ist es gar nicht so lange her, seitdem der schrille Pfiff der ersten Lokomotive den Beginn einer neuen Ära des Reisens verkündete.

Weil die Fahrten in früherer Zeit mit so vielen Beschwerlichkeiten verknüpft waren, verstanden sich unsre Ahnen nur dann dazu, sich von der heimatlichen Scholle loszureißen, wenn dringende geschäftliche oder gesundheitliche Rücksichten es erheischten. Erst im achtzehnten Jahrhundert gebot es die Sitte, daß die Söhne der Adligen und Patrizier vor ihrem Eintritt ins öffentliche Leben ein Stück von der Welt da draußen gesehen haben mußten, und zwar nicht zu ihrem Vergnügen, wie man meinte, sondern als Krone ihrer Ausbildung. Selbstverständlich zog es sie zunächst nach Paris und London, und wer Zeit und Geld genug hatte, der besuchte auch noch Italien und die Schweiz. Deutschland wurde auf diesen Fahrten nur im Fluge berührt, zum großen Verdrusse vaterländisch gesinnter Männer, wie Friedrich Nicolais, dem „die unüberlegten Reisen ins Ausland" ein wahrer Greuel waren.

In ernsthafter Weise erörterte man damals und noch früher die Nützlichkeitsfrage des Reisens, und selbst einsichtsvolle Männer verneinten sie geradezu, so Sebastian Brant, der sich in seinem „Narrenschiff" (1494) zu der merkwürdigen Äußerung versteigt:

> Wem sein Sinn zu wandeln (= reisen) stot,
> Der mag nit gänzlich dienen Gott.



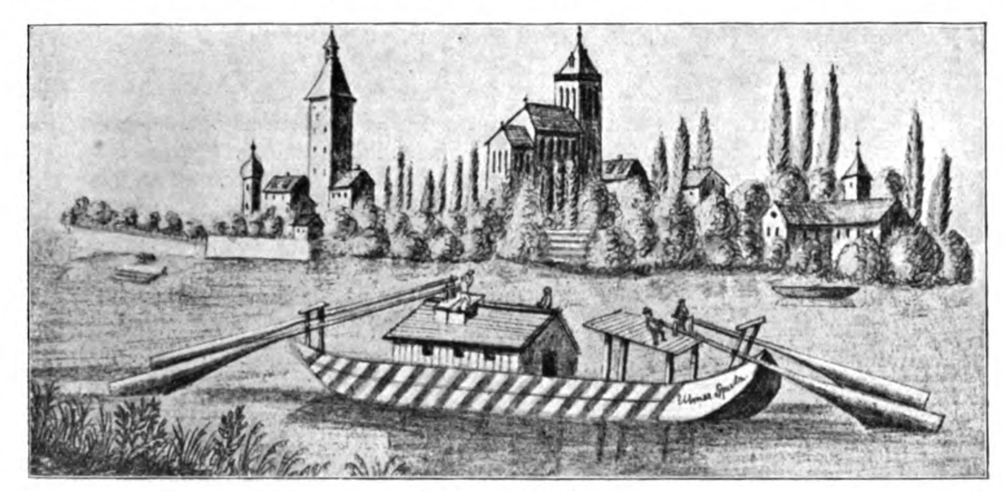
Jan Brueghel d. Ä.: Wirtshaus an der Uferstraße. (Galerie Schleißheim.)

Wiederholt taucht die Furcht auf, daß der Neuling im Reisen durch „die Laster der Ausländer“ in religiöser und sittlicher Beziehung Schaden erleiden könne; darum fordert eins der ältesten Reisehandbücher aus dem Jahre 1703, daß „ein angehender Reisende in seinem Glaubens-Grunde und Christenthumb wohl fundieret sey, weil er mit vielen Religions-Verwandten umbgehen muß und also leichtlich in einen Seelen-verderblichen Irrthumb gerathen kann“.

Die schier väterliche Fürsorge einzelner Schriftsteller für die Wanderlustigen jener Tage rief eine Reihe von „Reiseregeln“ hervor, selbst hygienische Maßnahmen. Schon 1577 gab der Physikus Georg Pistorius zu Ensisheim ein „Raiß-Buechlin“ heraus, einen ärztlichen Ratgeber für Fahrten mit der Angabe von Heil- und Vorbeugungsmitteln auf denselben, nebst einer Anleitung: „Wie man sich auff den weg mit purgieren bereiten soll“.

Wer sich alle diese „Regeln“ angeeignet hatte und nicht von einer „vorwitzigen, sondern löblichen curiosité“ beseelt war, der konnte dann „in Gottes Namen“ seine Fahrt beginnen. Von all seinen Lieben nahm er noch herzbrechenden Abschied, und manche frommgläubige Seele empfing vor der Abfahrt das Abendmahl, als ob — wie beim Auszug in den Krieg — die gesunde und heile Wiederkehr fraglich sei.

Von den verschiedenen Arten des Reisens war die Fahrt im Wagen am häufigsten. Wer in dem gewöhnlichen oder Ordinaripostwagen keinen Platz mehr fand oder auch



Ulmer „Schachtel“.

Reisegeld sparen wollte, war es zufrieden, wenn ihn ein Botenfuhrwerk mitnahm. Vornehme Leute dagegen oder die dafür gehalten werden wollten, reisten mit der Extrapost oder in eigner Equipage. Wenn der lustige Klang des Posthorns oder der laute Knall der Peitsche die Ankunft eines solchen feinen Passagiers im Städtchen meldete, dann blickten wohl ein paar Dutzend schöne Mädchenaugen aus den kleinen Fenstern der rebenumlaubten Häuschen verstohlen auf den Ankömmling, der voll unnachahmlicher Grandezza in seinen Wagen sich zurücklehnte.

Das kostspielige und für weite Strecken höchst unzweckmäßige Reisen zu Pferde schwand seit dem achtzehnten Jahrhundert mehr und mehr. Zwar legte der bekannte Kupferstecher Chodowiecki noch 1773 den Weg von Berlin nach seiner Heimatstadt Danzig auf einem magern Klepper zurück, aber nur weil er die Wagenfahrt nicht vertrug. Seine tragikomischen Abenteuer auf diesem Ritte hielt er in köstlichen Bildern fest, die heute wertvolle Dokumente zur Geschichte des Reisens in der Urgroßvaterzeit bilden.

Wer sich keinen Platz in der Ordinaripost leisten konnte, der mußte halt „auf Schusters Rappen“ durch die Lande ziehen. Außer lästigen Bettlern und wildtrotzigen, arbeitsscheuen Gesellen, die sich aufs Stehlen und



Chodowiecki: Auf der Reise in Gesellschaft eines schlesischen Kaufmanns.

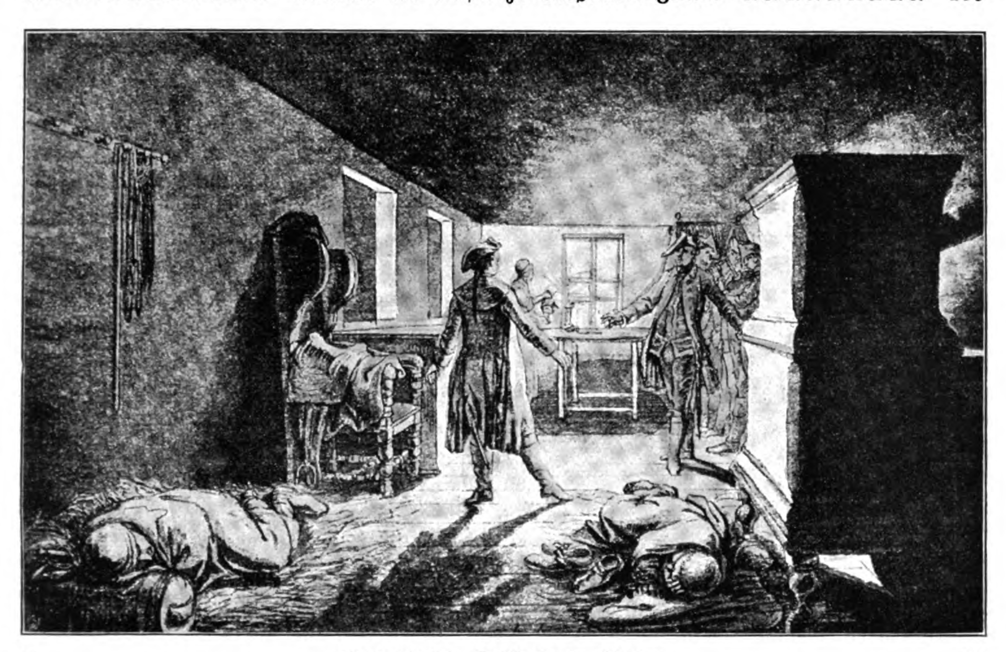
Rauben verlegten, belebten damals allerlei arme Schlucker die Landstraße: vagierende Komödianten, unbemittelte Studenten und leichtlebige Künstler mit leerem Säckel, doch voll frischen Humors, dann aber vor allem der schlichte Handwerksbursch mit dem magern Ränzel auf dem Rücken, dem mit Wachsleinwand überzogenen Zylinder auf dem Kopf und dem derben Knotenstock zur Hand, der aus dem Volkslied wohlbekannte „Bruder Straubinger", der mit ein paar „Kollegen" anfangs mit fröhlichem Gesange des Weges schritt, zuletzt jedoch ganz ermüdet und mit wunden Füßen sich nur noch mühsam und kleinlaut bis zur nächsten Herberge schleppte. Wenn hie und da ein Gelehrter eine Fußreise einer Wagenfahrt vorzog, so wurde er von den Wirtsleuten über die Achsel angesehen und erhielt entweder kein oder nur ein schlechtes Quartier. So erging es noch dem Münchner Professor Franz von Paula Schrank auf seiner Reise „nach den südlichen Gebirgen von Bayern" im Herbst 1788.

Das Reisen mit der Ordinaripost war nach den Berichten vieler Wanderlustiger in jener Zeit oft ein wahres Martyrium. Wie weit auch die Urteile der Reiseschriftsteller über die gesehenen Länder und Städte auseinandergehen, in einem Punkte herrscht bei allen seltene Einmütigkeit: in der immer wiederkehrenden Jeremiade über die unglaublichen Weg-, Verkehrs- und Unterkunftsverhältnisse. Wenn von den arg vernachlässigten Straßen die Rede ist, so schwirren in ihren Schilderungen Ausdrücke wie „fürchterlich, schrecklich, grundlos, scheußlich, heillos" usw. bunt durcheinander. Nur Österreich und die Schweiz scheinen in der Anlage und Erhaltung kunstvoller Straßen andern Staaten vorbildlich vorangegangen zu sein, und Nicolai und Karl Julius Weber sprechen in Worten voll warmer Anerkennung von den „Kaiserstraßen" Österreichs. Nur langsam folgte das übrige Deutschland diesem löblichen Beispiel, und die bittern Klagen über die schlimmen Reisewege verstummen erst allmählich im neunzehnten Jahrhundert.

Besonders berüchtigt in dieser Hinsicht war die Lüneburger Heide. Dem Frankfurter Ratsherrn Zacharias Konrad von Uffenbach erpreßte sie 1709 den Seufzer: „Der Weg an sich ist verzweifelt, und machen die vielen Herzens- und Kopfstöße, so man hier erhält, daß man ihn nicht leicht vergißt." Auf der darauf folgenden Fahrt durch den Harz trifft er es womöglich noch schlimmer. „Wenn nicht unser Wagen zu solchen unerhörten Wegen vornen und hinten gleich hohe, gewaltige und ganz neue Räder gehabt hätte, würden wir unmöglich fortgekommen sein, da bei allen die Achsen in den tiefen Wegen und Klippen so fest aufgesessen, daß



Chodowiecki: Nachtmahl im Wirtshause zu Wutzkow.



Chodowiecki: Gaststube in Nassau.

das Feuer aus den Steinen hätte springen mögen."

Nicht selten bildeten sich nach heftigen Regengüssen auf diesen unbeschotterten Straßen kleine Tümpel, durch welche die armen Pferde schwimmen mußten, wobei das aufspritzende Wasser die Kleider und das Gepäck der Reisenden tüchtig durchnäßte. Wenn der Postknecht, um diesem Übel zu entgehen, „höhere Wege" einschlug, dann bangten die Reisenden, namentlich zur Nachtzeit, nicht selten für ihr Leben. Von einer solchen unheimlichen Nachtfahrt von Wasserburg nach Salzburg im Sommer 1835 erzählt uns Gutzkow: „Man rief dem Postillon zu, nicht zu schlafen; man lehnte sich zum Wagen hinaus, um einen schmalen Weg zu messen oder die Tiefe einer Furt zu untersuchen, durch welche wir fahren mußten." Ähnlichen Schrecken hatte Lady Mary Wortley Montagu auf einer vierundzwanzigstündigen Postreise von Prag nach Dresden 1716 auf einer schmalen Straße, am Rande von „fürchterlichen Abgründen" auszustehen, und hinterher erfährt sie, daß es etwas Alltägliches sei, die Leichen von Reisenden, die auf dieser Fahrt verunglückten, in der Elbe zu finden.

Diese Straßen- und Wegidyllen waren selbst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in einzelnen Gegenden Deutschlands noch nicht ganz verschwunden. Der Dichter Karl Stieler berichtet aus seinen Jugenderinnerungen: „Die ganze Straße von Tegernsee lief damals hart am Wasser hin und war bekränzt von Vergißmeinnicht, und wenn es dem See einmal gefiel, sie für acht Tage zu überspülen, so hatte die Behörde gegen dieses Vorhaben nichts einzuwenden."

In rührendem Einklang zu den heillosen Wegeverhältnissen jener Tage stand die plumpe Postkutsche in ihrer ursprünglichen, vorsintflutlichen Gestalt und mit ihrer sprichwörtlich gewordenen Langsamkeit. Ein schwäbisches Kinderlied scherzt:

> Fahr mit der Schneckenpost,
> Wo's nur zwei Kreuzer kost't!

In seiner köstlichen „Monographie der deutschen Postschnecke" (1821) schildert Ludwig Börne das Dahinkriechen des Postwagens von Anno dazumal: „Nach dem Fenster guter Freundinnen kann man oft und lang zurücksehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reisender vergessen, seine Rechnung im Gasthaus zu bezahlen, so kann ihm der Wirt nachgehen und ihn daran erinnern." Selbst Chamisso kann in einem Briefe an seinen Freund Hitzig (1815) die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der deutsche Postwagen recht eigent-



Titelbild aus der „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs" von Moritz August von Thümmel (1791).

gegeben. Denn zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts hatten viele deutsche Postwagen noch kein Dach, und selbst 1783 erzählt Nicolai, daß es in Niederdeutschland sehr mühselig sei, „auf dem offnen Postwagen" zu reisen. Die Bedeckung der Wagen mit Wachsleinwand half auch nicht viel, wenn urplötzlich ein heftiger Regenschauer niederprasselte. Die Beiwagen aber entbehrten noch in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts jeder schützenden Bedeckung. Wer erinnert sich hier nicht an Heines Verse in seinem „Wintermärchen" (1844):

Die Diligence war leider besetzt,
Und ich kam in die offene Beichais'.

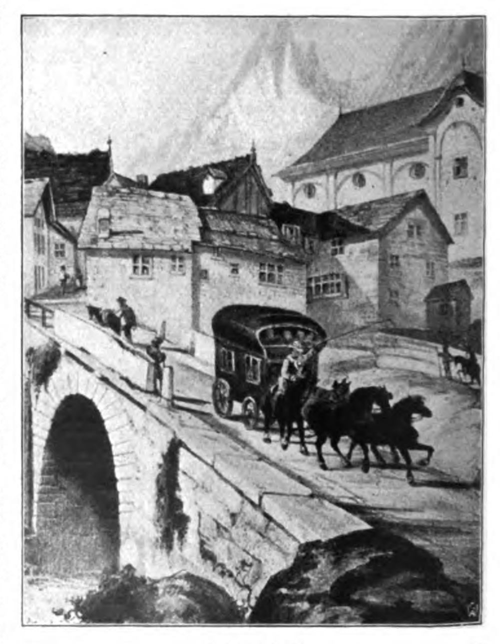
Ja, nicht einmal Türen besaßen alle deutschen Postkutschen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Da blieb denn dem bedauernswerten Reisenden nichts andres übrig, als auf einer Leiter den Kutschbock zu erklettern. Wie er von da in das Innere des Wagens voltigierte, kugelte oder purzelte, namentlich wenn er etwas wohlbeleibt war,

lich für den Botaniker eingerichtet zu sein scheine, da dessen Gang darauf berechnet sei, „gut Muße zu lassen, vor- und zurückzugehen".

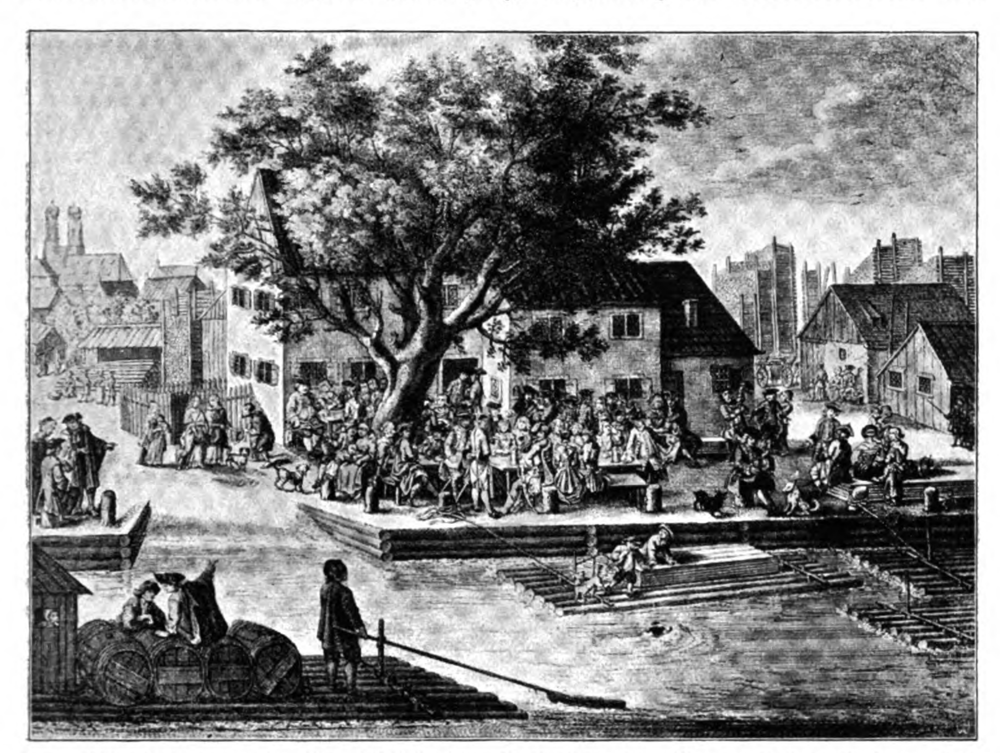
Die gewöhnliche Postschnecke war es höchlich zufrieden, wenn sie eine deutsche Meile in anderthalb bis zwei Stunden bewältigte, und fünf Meilen bildeten das Äußerste ihrer täglichen Leistung. Dazu gesellten sich die langen Aufenthalte an den einzelnen Stationen, die Börne auf der Strecke von Frankfurt nach Stuttgart auf fünfzehn Stunden veranschlagte.

Wenn nun einmal die Extrapost — der Ordinaripostwagen ließ sich durch nichts aus seiner stoischen Gemächlichkeit reißen — ein etwas flinkeres Tempo einschlug, so gerieten die Passagiere vor Entzücken darob aus dem Häuschen, oder — es ward ihnen dabei unheimlich bange. So kann sich Goethe auf seiner italienischen Reise keineswegs mit der „entsetzlichen Schnelle" befreunden, mit der es den Brenner hinabging. „Die Postillons fuhren," klagt er, „daß einem Hören und Sehen verging."

Der plumpe Kasten dieser schwerfälligen, oft mit unförmlich großen Rädern versehenen alten Ordinaripostwagen ruhte in Ketten und ließ seine Insassen alle Unebenheiten des holprigen, löcherigen und steinigen Weges fühlen, ohne daß sie sie zu sehen brauchten. Ja, diese Arche Noä, diese „Stampf- und Walkmühle", wie der boshaft-witzige Börne sich ausdrückt, mag manchem Passagier die halbe Seele aus dem Leibe gerüttelt und geschüttelt haben. Dabei war der Ärmste auch den Unbilden der Witterung schutzlos preis-



Hospenthal.



Der „Grüne Baum" an der Isar bei München. Nach einem Gemälde von Joseph Stephan, 1767.

kann sich die Phantasie des geneigten Lesers selbst ausmalen.

Berüchtigt wegen ihrer unpraktischen Konstruktion waren die rotlackierten sächsischen Postwagen, von denen der geistreiche Satiriker Georg Christoph Lichtenberg sagt: „Sie streichen die Postwagen rot an, als die Farbe des Schmerzens und der Marter, und bedecken sie mit Wachslinnen, nicht, wie man glaubt, um die Reisenden gegen Sonne und Regen zu schützen (denn diese haben ihren Feind unter sich, das sind die Wege und der Postwagen), sondern aus derselben Ursache, warum man denen, die gehenkt werden sollen, eine Mütze über das Gesicht zieht: damit nämlich die Umstehenden die gräßlichen Gesichter nicht sehen mögen, die jene schneiden."

Diese Torturen der Fahrt wurden durch mancherlei Unfälle noch erheblich gesteigert. Und ohne diese ging es nun einmal nicht ab in der Ära der Post- und Stellwagenfahrten. Der harmloseste Zwischenfall war eine „Entgleisung", wobei die Insassen des Wagens etwas unsanft auf die Erde befördert wurden. Wenn dabei die Glieder der Reisenden heil und ganz blieben, löste diese Episode oft schallende Heiterkeit aus. Etwas bedenklicher wurde die Sache, wenn mitten auf der Straße, fern von jeder menschlichen Siedlung, plötzlich ein Rad des Wagens brach. Eine solche unerquickliche Situation schildert Heine in lebhaften Farben im „Wintermärchen":

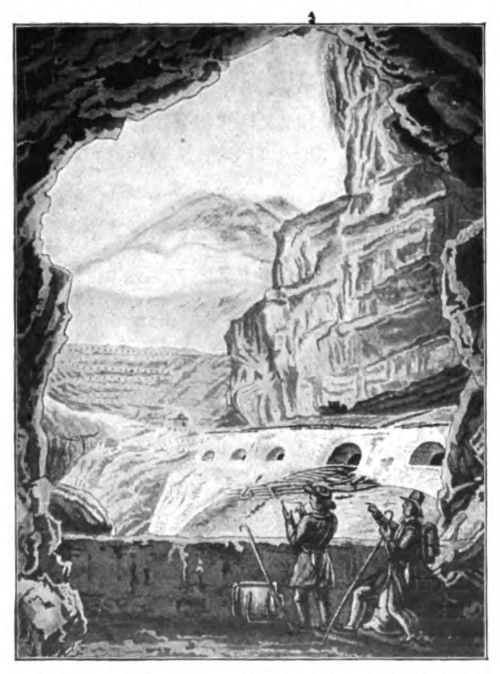
Im nächtlichen Walde humpelt dahin
Die Chaise. Da kracht es plötzlich —
Ein Rad ging los; wir halten still:
Das ist nicht sehr ergötzlich.

Der Postillon steigt ab und eilt
Ins Dorf, und ich verweile
Um Mitternacht allein im Wald,
Ringsum ertönt ein Geheule ...

Noch weit unerquicklichere Abenteuer erlebte Lessings Braut Eva König 1772 auf ihrer Fahrt von Braunschweig nach Nürnberg. Innerhalb sechsunddreißig Stunden zerbrachen am Wagen zwei Stangen und zwei neue Achsen, und es dauerte jedesmal geraume Zeit, bis der Schaden behoben ward. Dann gingen die Pferde durch und setzten mit den erschreckten Reisenden über Hügel und Gräben, so daß diese „den Tod schon vor Augen sahen". Zuletzt mußte die Ärmste

noch fünf volle Tage in dem langweiligen Dorfe Rattelsdorf bei Bamberg aushalten, weil der Main infolge starken Hochwassers die Durchfahrt nicht gestattete.

Wie übel hatten es doch mitunter die Bräute in der Urgroßvaterzeit auf ihrer „Hochzeitsreise"! Denn darunter verstand man damals nicht ein Durchfliegen landschaftlich schöner Gegenden, sondern die Fahrt der Braut in den Wohnort des Erkorenen, vorausgesetzt, daß der Bräutigam nicht an demselben Orte wie seine künftige Gesponsin lebte. Wenn er selbst sie begleitete, wie uns dies Moritz von Schwind in seinem anheimelnden Bilde veranschaulicht, dann gestaltete sich die Reise für die Liebenden wohl angenehm genug; anders aber war es, wenn ihm sein Beruf nicht gestattete, diesen Ritterdienst zu erfüllen. Von einer an tragikomischen Erlebnissen reichen Brautfahrt seiner Mutter von Hannover nach Landolfshausen, dem Pfarrsitz ihres Verlobten, erzählt uns der hannoversche Schuldirektor Friedrich Kohlrausch 1776: „Der Bräutigam fuhr seiner Verlobten und deren Schwester, ihrer Begleiterin, bis Northeim entgegen; doch der wegunkundige Kutscher hatte inzwischen eine falsche Richtung eingeschlagen. Bis zur einbrechenden Dunkelheit ging es auf grundlosen Wegen dahin. In einem elenden Dorfe jedoch mußte er zuletzt halten, da die Pferde vor Ermüdung nicht mehr weiterkonnten, und hier verbrachten die armen Schwestern nun auf den hölzernen Stühlen der niedrigen Wirtsstube, die zur Beherbergung der Reisenden nicht eingerichtet war, die Nacht, die ihnen kein Ende zu nehmen schien."



Touristen im Innern der dritten Galerie im Vallone della Neve gegen Spondalungo. (Aus der „Malerischen Reise über das Stilfser Joch" von J. J. Meyer, Zürich 1831.)

Die Kenntnis der „Postordnung" des zu bereisenden Landes war für den Reisenden unerläßlich. Kaiser Josef I. hatte schon 1706 neben einer „Postordnung" auch eine „Instruktion für die kaiserlichen Posten im Reich" erlassen, wonach den Posthaltern eingeschärft wurde, „wegkundige Personen" und keineswegs „Buben oder liederliche Leute" als Postknechte einzustellen, ferner die bestimmte Zeit „wohl zu observieren" und die Reisenden nicht zu übervorteilen. Allein diese Vorschriften wurden entweder gar nicht oder nur lässig befolgt. Als sich Kotzebue 1805 auf seiner Reise von Livland nach Italien in Driesen (Bezirk Frankfurt a. O.) auf die Verordnung berief, wonach der Passagier der Extrapost an den Orten, wo Pferdewechsel stattfand, höchstens eine Stunde Aufenthalt haben sollte, da entgegnete ihm der Postsekretär trocken: das Gesetz gelte nur dann, wenn Pferde da seien. Wer sich über solchen Schlendrian beschwerte, der wurde grob angeschnauzt; so dünkte es dem Postpascha billig und recht. Allerdings nur in Deutschland; denn z. B. in Frankreich war der Posthalter nach Arndts Zeugnis von ausgesuchter Höflichkeit und Liebenswürdigkeit.

Wie der Herr, so der Knecht. Wo der Posthalter ruppig war, da zeigte sich der Postillon noch um einige Grade ungeschliffener und derber. Die Unhöflichkeit der deutschen Postknechte verspottet Kotzebue in einer boshaften Parabel: „Wahrlich, als Jupiter verlegen war, die Grobheit recht grob zu schaffen, da hauchte er ihr endlich die Seele eines preußischen oder sächsischen Postillons ein, und siehe! das Werk war gelungen." Nur selten fiel es dem Postknecht ein, die Pferde zur Eile anzuspornen, und wenn ihm in einem Gasthaus das Bier schmeckte, dann war er so bald nicht fortzubringen. Die Vorwürfe der Reisenden quittierte er mit „Impertinenzen". Kann es daher verwundern, daß der sonst wahrlich



Abstieg von der Furka.

starke Geduldfaden mancher Passagiere riß, und daß sie solch einen ungehobelten Gesellen höchst eigenhändig durchprügelten? Freilich mag dieses bei den rohen Burschen erst recht Öl ins Feuer gegossen haben, darum meint Julius Bernhard von Rohr, daß „bei den Schipperknechten die Versprechung eines guten Trinkgeldes mehr ausrichte als die Drohung der Schläge".

Doch es blieb beileibe nicht immer bei der bloßen „Drohung". Dies beweist § 5 der schon erwähnten Postordnung des Kaisers Josef I., der „allen und jeden, so sich des Postreitens oder Fahrens bedienen", bei Strafe befiehlt, „sich aller andrer Drohung und Thätlichkeiten, als Schlagen und Verwunden gegen den Postbeförderern und den Ihrigen gäntzlich zu enthalten".

Ja, der „Schwager" war nur selten so treuherzig und bieder, wie ihn Lenau schildert, und die mondscheinumflossene Romantik der Postwagenreisen verblaßte gar bald im grellen Lichte der Wirklichkeit.

Wo es daher nur anging, wählte der Reiselustige lieber die Wasserstraße zu seiner Fahrt als den beschwerlichen Landweg, selbst stromaufwärts. Freilich mußte man sich in diesem Falle mit viel Geduld wappnen; denn von Köln bis Bonn erheischte z. B. die Reise beinahe einen ganzen Tag.

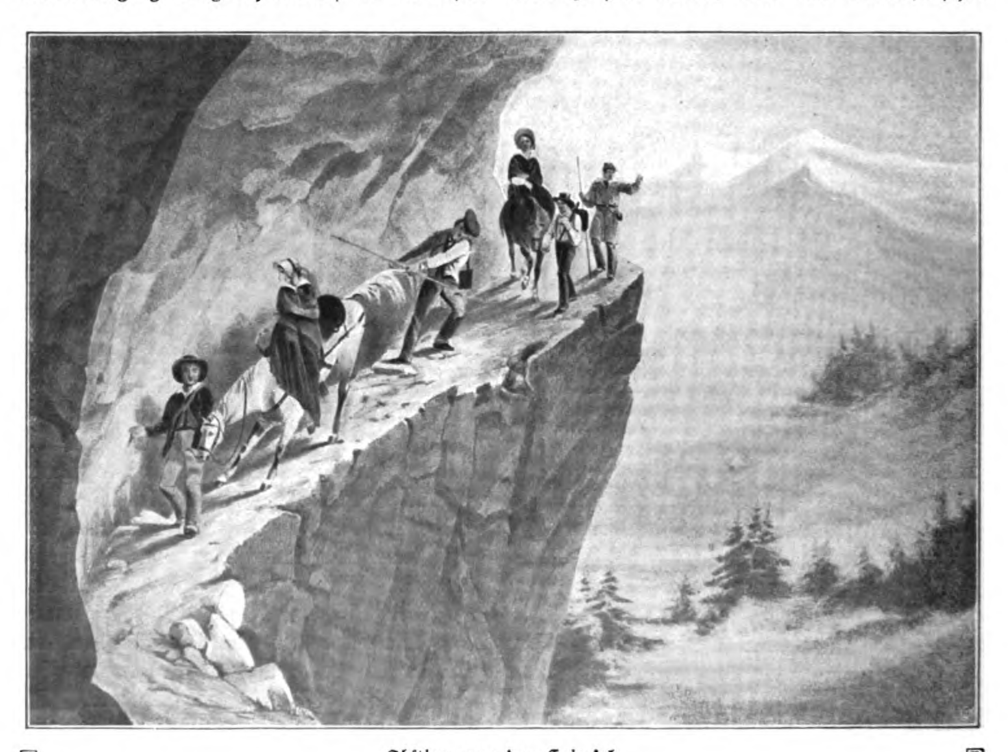
Rheinabwärts von Mannheim und noch mehr von Mainz bis Köln und darüber hinaus und auf der Donau von Ulm oder von Regensburg bis Wien herrschte bereits im achtzehnten Jahrhundert ein reger Güterverkehr mit Personenbeförderung. Die Rheinfahrzeuge mit ihren gemächlichen möblierten Kajüten, mit Glasfenstern und Oberdeck werden von allen Reiseschriftstellern gerühmt; die primitiven, mast- und segellosen Donauschiffe dagegen waren sehr berüchtigt. Johann Kaspar Riesbeck vergleicht das Ordinari-Donauschiff mit der Arche Noä und erwähnt, daß der Vorderteil „eine Art von Kajüte vorstellen" sollte. „Eine hohe Lage von Zuckerkisten bildeten die hintere Wand, und auf einer Seite war eine kleine Öffnung angebracht, die man ein Fenster nannte, wodurch man aber kaum sehen konnte, daß es Tag sei." Nicolai erzählt, daß sich in dem zwölf Fuß langen „Verdeck" oder Zimmer des Donaufahrzeugs, das er benutzte, ein zwei Fuß langes und zwei Fuß breites Bett befand, das als „Bettlade" diente. Die Betten mußten die Passagiere selbst mitbringen, aber auch Leuchter, Kaffeekannen,

Tassen usw., wenn sie nicht allzuviel von ihrer Bequemlichkeit vermissen wollten. Der Raum für die gewöhnlichen Passagiere war auch mit Waren vollgepfropft. Arndt schreibt hierüber: „Da sitzt und liegt und steht alles durcheinander, wie es der Zufall und die Laune eines jeden gebietet.“ Außerdem beherbergte jedes dieser Schiffe immer etliche Handwerksburschen, die freie Fahrt erhielten, doch dafür die Ruderknechte von Zeit zu Zeit ablösen mußten.

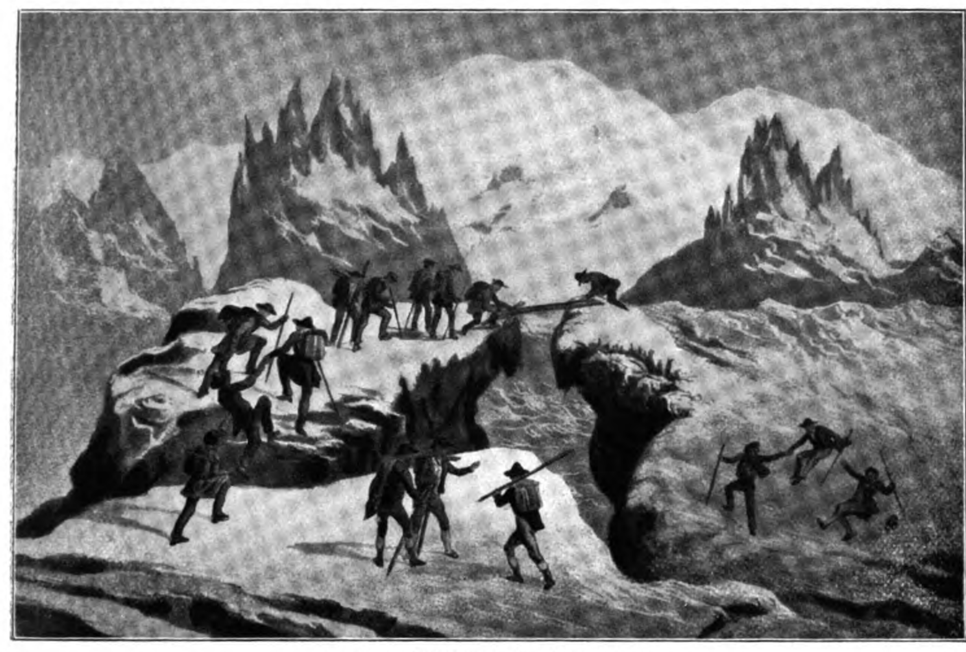
Der Rheinschiffahrt waren damals einige Stellen gefährlich: das Bingerloch, das wilde Gefährt bei Bacharach, die Bank von St. Goar und die Unkelsteine; auf der Donau dagegen hatte man heillosen Respekt vor dem Strudel und Wirbel bei der Stadt Grein. Von der Fahrt durch diese beiden entwerfen bekannte Reiseschilderer ebenso lebhafte wie anschauliche Bilder.

Wenn der Strudel in Sicht war, hieß der Schiffsmeister die ganze Gesellschaft mit lauter Stimme ein Vaterunser beten. Dann wurden die Ruder emporgehoben, und der Schiffsmeister regierte das Fahrzeug mit großer Geschicklichkeit. Aus dem schäumenden Strudel ging es gleich darauf in den tosenden Wirbel; doch ein paar Minuten später ist auch diese berüchtigte Stelle überwunden, ohne daß das Schiff Schaden litt. Da naht auf einem Kahn ein Mönchlein aus dem nächsten Dorfe mit dem Bildnis des Seepatrons St. Nikolaus und heischt von den Passagieren eine milde Gabe für die glückliche „Rettung“. Aber auch die Schiffsleute wollen nicht leer ausgehen; ein Teller wandert im Kreise herum, der bald mit Kupferstücken und kleinen Silbermünzen bedeckt ist.

Auf den kleineren Flüssen besorgten meist Flöße den Güterverkehr und nahmen auch gelegentlich Personen mit. Besonders lebhaft war die Floßfahrt auf der Isar zwischen Tölz und München; doch wurde sie von da aus noch bis Landshut, Dingolfing, Landau, ja selbst bis zur Mündung der Isar in die Donau fortgesetzt. In München ging sie von dem ungemein volkstümlichen Gasthaus „Zum grünen Baum“ aus, das namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von hervorragenden Münchner Künstlern, ja von König Ludwig I. von Bayern selbst mit Vorliebe besucht wurde. Auch die Etsch war damals von Flößen belebt, und der Naturforscher



Abstieg von der Grimsel.



Deroy: Besteigung des Montblanc.

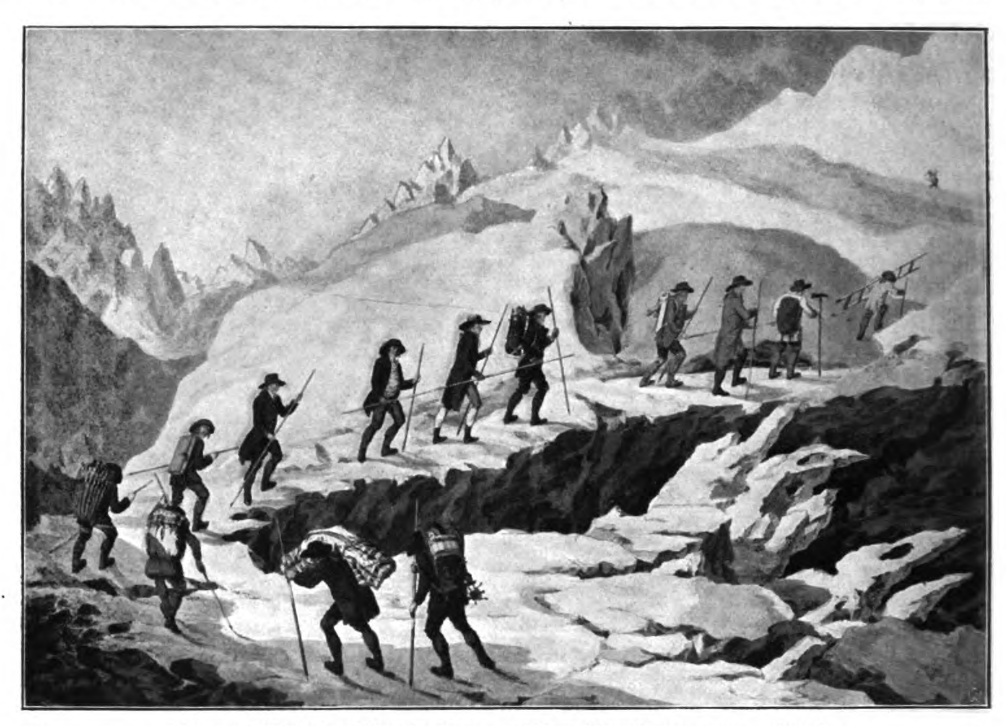
Gotthilf Heinrich von Schubert gedenkt einer Floßfahrt auf diesem Strome (im September 1822) in seinem „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten" noch mit ganz besonderem Vergnügen.

Die Seereisen auf den mitunter gebrechlichen Fahrzeugen von Anno dazumal waren alles andre als ein „Vergnügen", um so mehr, als die Schiffsleute bei einem Unfall gewöhnlich den Kopf verloren. Dieses mußten auch der Dichter Paul Fleming und der Hofmathematikus Adam Olearius, die der Gesandtschaft des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorp an den Zaren Michael Feodorowitsch zugeteilt waren, zu ihrem Leidwesen erfahren. Als ihr Schiff im Oktober 1635 bei der Insel Öland auf einer Klippe auflief, da erhob sich allgemeines Wehklagen unter den Passagieren. „Der Schiffer selbst" — erzählt Olearius — „weinete als ein Kind, bekreutzte sich und wußte keinen Rath mehr."

Auch das Schiff, das den englischen Dichter Addison von San Remo nach Genua bringen sollte, hatte auf seiner Fahrt mancherlei von den Unbilden der Witterung auszustehen. Voll Angst fiel nun der Schiffsleiter „auf die Knie und beichtete einem Kapuziner, der am Bord war".

Lady Montagu ist von dem zaghaften Verhalten des Schiffskapitäns während eines Sturmes auf der Überfahrt von England nach Deutschland so tief empört, daß sie ihrer Freundin schreibt: „Ich sah niemals einen feigeren Gesellen als den Kapitän."

Neben diesen Beschwerden auf den Land- und Seereisen gab es auch noch allerlei andres Ungemach zu ertragen, lästigen und schmerzenden Mücken- und Wespenstichen vergleichbar. Das gelindeste darunter war die buntgewürfelte Reisegesellschaft, mit der man im Ordinaripostwagen oder im Ordinarischiff zusammengepfercht wurde. „Vor Taschendieben wird gewarnt!" steht heute auf allen größeren Bahnhöfen und Dampfschiffstationen recht augenfällig angeschrieben. Allein dieser Mahnung hätte es früher noch viel mehr bedurft als heute, da unsre Großväter noch viel vertrauensseliger waren als wir und daher leichter Gaunern in die Hände fielen. Weit harmloser war jene Spezies urwüchsiger Reisegefährten, die „Europas übertünchte Höflichkeit" nicht kannten und durch ihre derben Manieren die zarter besaiteten Mitreisenden in gelinden Schrecken versetzten. Einem solchen unverfälschten Naturkinde, einem Floßknecht, begegnete einst der Dichter Karl Stieler im bayrischen Hochland auf der Fahrt von Holzkirchen nach Lenggries. Der „Kerl" drängt sich noch in den überfüllten Stellwagen, wirft sein „Hackl" in ein Wageneck,



Chr. von Mechel: Reise Saussures auf den Montblanc, 1787. Aufstieg.

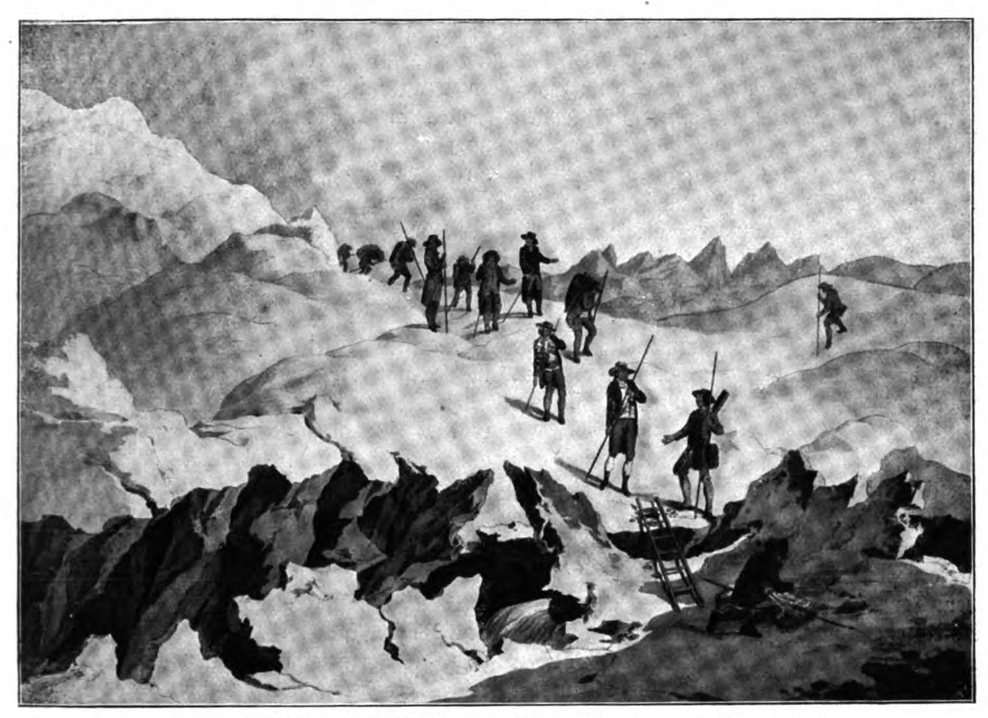
wetzt die kotbespritzten Stiefel an seinen Nachbar hin, bläst allen Passagieren den Qualm seiner Tabakspfeife ins Gesicht, drückt noch ein Wagenfenster ein und entschlummert dann gottlob. Der betrunkene Kutscher auf dem Bock aber prophezeit, daß er heute sicher noch „umwerfen" werde. Im vollgepfropften Wagen brütet schreckliche Hitze, die dem Dichter den Seufzer erpreßt:

Selm hamma g'schwitzt, ah, g'schwitzt und wie,
So g'schwitzt hab' i' mei' Lebtag nie!

Allein es gab noch viel schlimmere Reiseplackereien, und wir müssen die unendliche Langmut und die starken Nerven unsrer Vorfahren bewundern, die alle diese ertrugen, ohne das „Beschwerdebuch" zu verlangen, vorausgesetzt, daß ein solches damals schon existierte. Karl Julius Weber empfiehlt den Wanderlustigen, „einen kleinen Verdrußbeutel" mit sich zu führen, „um sich vor groben, zudringlichen und unverschämten Menschen in Post- und Gasthäusern, auf Wegen und Stegen, an Toren, Brücken und Grenzen bestmöglich loszukaufen".

Schon die vielen „Wegmauten" stellten den Reisenden, namentlich zur Nachtzeit, auf eine harte Geduldprobe. Selbst Nicolai ist ungehalten darüber, daß er auf seiner Fahrt von Wien nach München alle Augenblicke des Weggeldes wegen „aus dem süßesten Schlafe" gestört wird, und verlangt mit vollem Recht: „Man könnte das Chausseegeld sehr leicht mit dem Postgeld abfordern."

Wer heute noch über die Zollabfertigung zeter und mordio schreit, der sollte sich um ein bis eineinhalb Jahrhundert zurückversetzen. Was er wohl zu den Visitationen jener Zeit gesagt haben würde! Namentlich scheint sich Österreich in dieser Hinsicht besonders hervorgetan zu haben, und bei der Suche nach Büchern, der „allerverbotensten Ware", verschonte man selbst die Taschen der Reisenden nicht. Nicolai erzählt, daß sich sogar zwei Prämonstratenser-Patres vom Stift Osterhofen in Niederbayern vor den Zollbeamten in Engelhardszell bis aufs Hemd ausziehen mußten, weil diese bei ihnen verbotene Bücher vermuteten. Wie aus den Berichten verschiedener Reiseschriftsteller hervorgeht, handhabten auch andre Länder damals die Zollvisitation mit größter Strenge. Lichtenberg sagt von den englischen Zollbedienten: „Sie kamen an unser Schiff und visitierten uns die Taschen und unter den Kleidern mit der größten Grobheit."



Chr. von Mechel: Reise Saussures auf den Montblanc, 1787. Abstieg.

Auch manches andre „Zollstückchen“ wird aus jener Zeit berichtet. Ernst Moritz Arndt kam am 26. September 1798, abends fünf Uhr mit einem Schiffe von Triest an das Zollamt in Venedig, zwischen Lido und Murano. Da dieses geschlossen war, mußten sie hier Anker legen und konnten erst am nächsten Morgen nach neun Uhr in Venedig landen.

Auch die Paßpolizei tat das Menschenmögliche, um den Untertanen das Hinausstreben aus der Heimat gründlich zu verleiden. Der Kunsthistoriker Friedrich Pecht empfing bei seinem ersten Besuche Münchens 1833 kein erfreuliches Bild von dem harten Polizeidruck, der damals über der bayrischen Hauptstadt lastete. Der Fremde mußte sich gleich nach seiner Ankunft auf der Polizei persönlich melden und „um Aufenthaltsbewilligung flehen. Die Grobheit, mit der man da angeschnauzt wurde, war jedenfalls noch viel klassischer als die Architektur Klenzes“.

Ohne Paß durfte man weder zum Tore eines Städtchens hinein, noch die Grenzen selbst des kleinsten Staates überschreiten. Wer von der gewöhnlichen Route abwich, erregte das Mißtrauen des Polizeigewaltigen. Als der Mitbegründer der Turnkunst GutsMuths 1798 angab, daß er über Trautenau, Arnau und Turnach nach Prag reisen wolle, da herrschte ihn der Paßbeamte an der österreichischen Grenze an: „Was? Das ist ja ganz außer der Straße! Denken Sie denn, daß Sie so gerade in Böhmen hinein und nach Belieben herumreisen können?“ Auch der Dichter Seume hatte 1802 vor seiner Abreise nach Syrakus im Paßbureau der italienischen Kanzlei in Wien eine ähnliche unwürdige Behandlung zu erdulden.

Eine für die Reisenden ebenfalls drückende Maßregel war der frühe Torschluß vieler deutscher Reichsstädte (abends sieben Uhr). Wer später ankam, konnte wieder umkehren und sehen, daß er in dem nächsten Dorfe ein elendes Nachtquartier erhielt.

Auch mit Waffen, mit Pistolen und Degen mußte sich der Reisende versehen, denn mit der Sicherheit des Lebens und Eigentums war es selbst noch im achtzehnten Jahrhundert in einigen Gegenden Deutschlands traurig bestellt. Ganze Räuberbanden — es sei nur an den Schinderhannes und den bayrischen Hiesel erinnert — trieben am Rhein, im Spessart, in Südbayern usw. ungescheut ihr Raub- und Mordhandwerk. Daher mah-

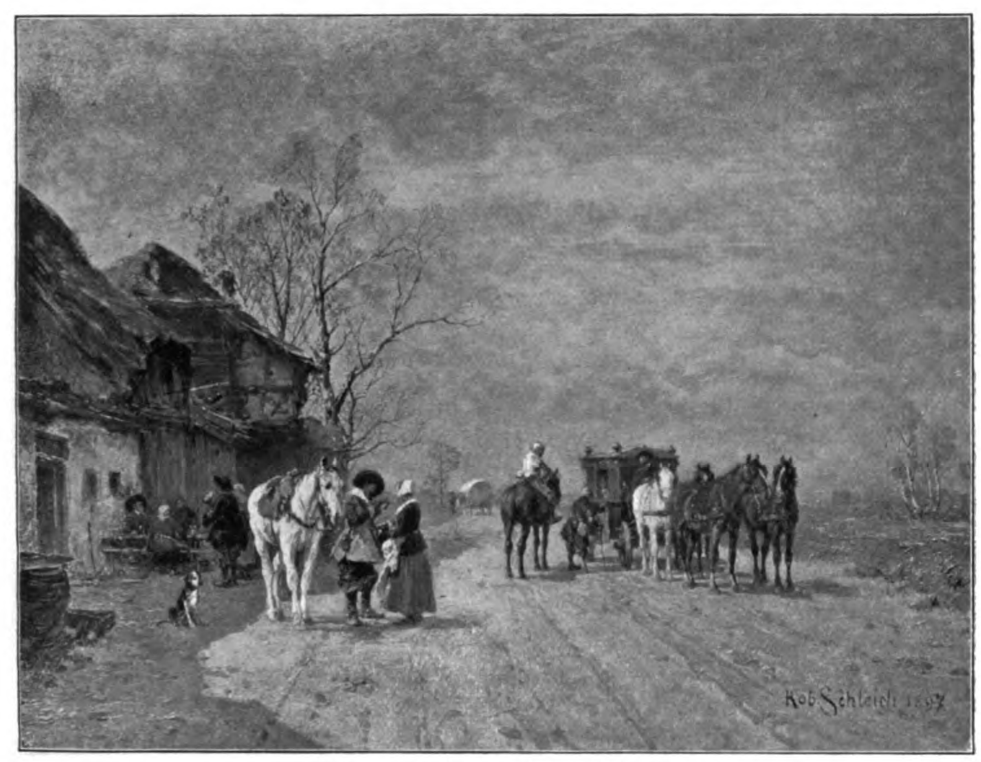
nen verschiedene Reiseregeln eindringlich, nachts im Wagen nicht zu schlafen, sondern das Gewehr schußbereit zu halten, und im Gasthause die ganze Nacht das Licht zu brennen und die Waffen nahe vor sich hinzulegen.

Eine Fahrt von Raab aus ostwärts in „die türkischen Länder" galt noch gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts als ein lebensgefährliches Wagnis. Der Reisende Edward Brown versichert, jemand, der sich eine Tagereise weit von Raab entferne, habe von der Welt beinahe Abschied genommen. „Und ehe er nacher Buda oder Ofen kommet, alsdann giebt er gute Nacht dem Haar auf dem Haubt."

Wenn der Reisende, todmüde von der schrecklichen Fahrt, abends glücklich in einem Gasthause landete, dann harrten seiner neue Verdrießlichkeiten. In einsamen Waldwirtshäusern durfte er ohnehin nicht absteigen, wenn er nicht Eigentum und Leben aufs Spiel setzen wollte; aber auch in den „Einkehrhäusern" in den Städten war Vorsicht in dieser Beziehung geboten. Vor allem tat man gut daran, die kleineren Wirtshäuser, in denen der Gast schlecht bedient und ordentlich gerupft wurde, möglichst zu vermeiden. Aber auch in den besseren Gasthäusern — Hotels im modernen Sinne waren damals noch ein unbekannter Begriff — herrschte meist patriarchalische Einfachheit, und der ohnehin nicht Verwöhnte mußte hinsichtlich der Verpflegung und namentlich auch in puncto Reinlichkeit oft mehr als ein Auge zudrücken. Mit gewöhnlichen Reisenden machte man ohnehin nicht viel Federlesens. Die Dichterin Friederike Brun hatte ihre Einkehr in einem Wirtshause in Walenstadt (in der Schweiz) im Sommer 1795 bitter zu bereuen. Es gab dort „keine genießbare Nahrung, nicht einmal trinkbares Wasser, und der Wein konnte höchstens eines schlechten Weinessigs Stelle vertreten". Ein andrer Reisender (Joh. K. F. Grimm) erhielt in einem Dorfwirtshause im Fuldatal 1773 um teures Geld „Biersuppe mit Fliegen und Fleischbrühe mit Mäusekot". Keineswegs vereinzelt sind die Klagen der Reisenden über „unreines Geschirr, ekelhaft zubereitete Speisen sowie über unflätige Betten mit Wanzen".



Reise des Fürsten Salm auf den Großglockner.



Robert Schleich: Auf der Landstraße.

Da blieb nichts andres übrig, als die Mitnahme der Speisevorräte, der Getränke und der Eßgeräte von zu Hause sowie auch der Leintücher und Decken. Manche schleppten sogar das ganze Bett mit sich, so Lady Montagu. Allerdings war es dafür in diesen Herbergen auch „erschrecklich" billig, sofern der Wirt nicht in die Gilde der Beutelschneider gehörte. Wien genoß hierin im achtzehnten Jahrhundert einen besonderen Ruf; aber auch an andern Orten waren die Gäste mit den Preisen wohl zufrieden. Der Gelehrte G. H. von Schubert bezahlte in einem Dörfchen am Gardasee für das Mittagessen samt dem Wein und dem Einheizen ganze sieben Kreuzer.

Die Unsicherheit und schlechte Beschaffenheit der Wege sowie die mangelhafte Verpflegung in den Dorfwirtshäusern waren neben der Scheu vor körperlicher Anstrengung wohl die Hauptursache, daß sich unsre Vorfahren zu größeren Fußreisen fast gar nicht entschließen konnten. Doch erstanden der modernen Touristik um die Wende des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts unerschrockene, leistungsfähige Vorkämpfer, so Ernst Moritz Arndt, der mitten im Winter 1801 von Wien über den Semmering nach Graz und von da nach Triest allein zu Fuß pilgerte, und der beherzte Syrakuswandrer Johann Gottfried Seume, der den langen Weg von Grimma bei Leipzig bis Sizilien größtenteils „auf Schusters Rappen" zurücklegte.

Viel zu wenig gewürdigt wurde bis jetzt, was Goethe für die Touristik bedeutet. Selbst die rauhe Jahreszeit konnte seiner Wanderfreudigkeit nicht Einhalt gebieten. Abgesehen von seiner Harzreise im Winter (1777) mit der Besteigung des Brockens, zog er im November 1779 in Begleitung des Herzogs Karl August von Weimar mitten im tiefen Schnee auf der alten, beschwerlichen Furkastraße an den ungeheuren Abstürzen des Rhonegletschers vorüber auf die Paßhöhe und von da durch das Reußtal nach Luzern.

Erst um jene Zeit erwacht auch das Interesse für die europäische Hochgebirgswelt, namentlich für die Alpen, und die kühne Bezwingung des Montblanc durch den Genfer Naturforscher Saussure am 3. August 1787 gab gleichsam das Signal zur Erstürmung



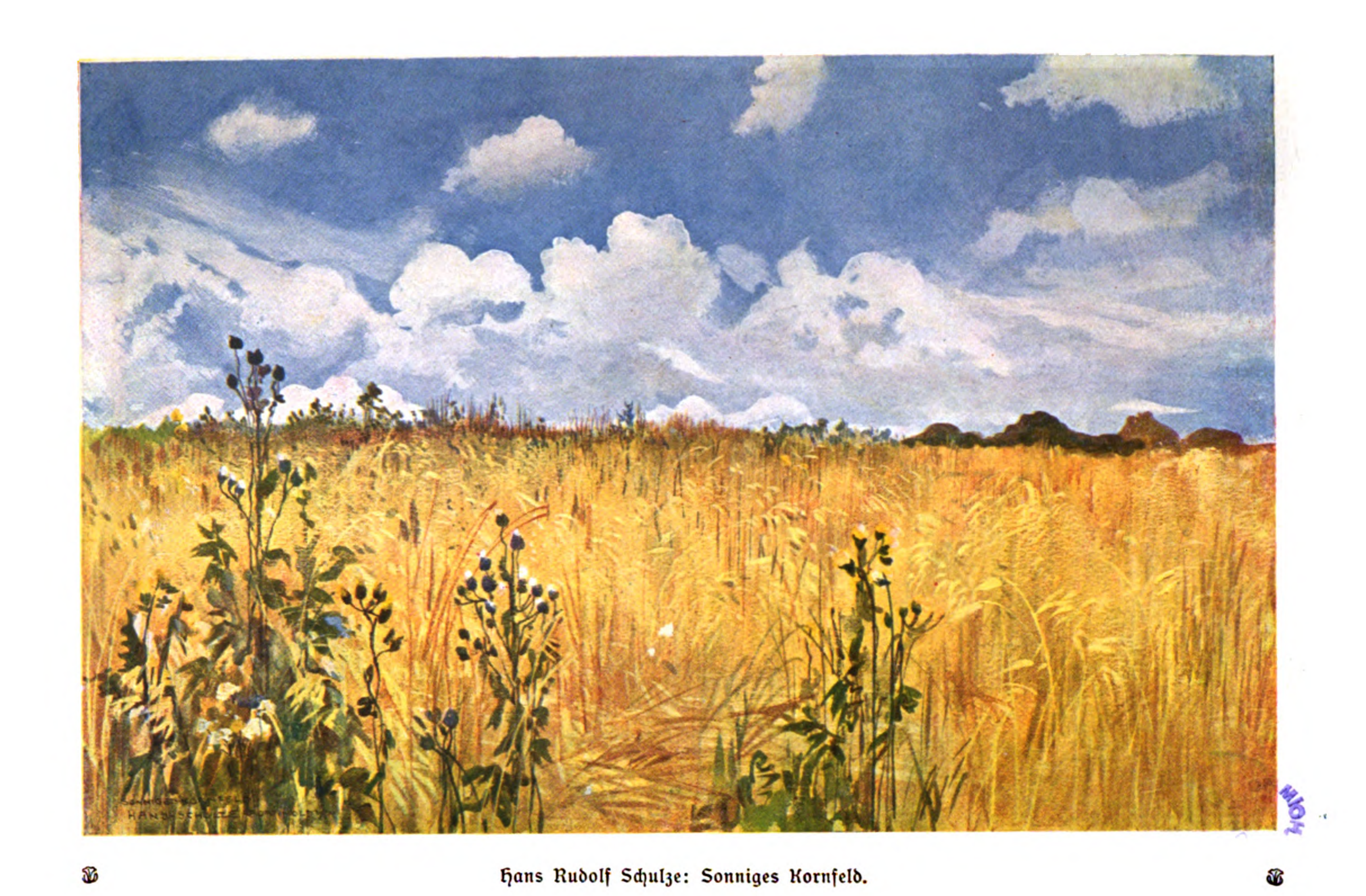
Moritz von Schwind: Aus der Symphonie.

der vergletscherten Riesenfestungen der Alpen. Es ist eine geradezu beschämende Tatsache, daß der König der europäischen Berge bis zum achtzehnten Jahrhundert auf keiner Karte und in keiner Reisebeschreibung erwähnt wird, und daß die „Entdeckung" von Chamonix erst 1741, und zwar durch zwei Engländer (Windham und Pococke) erfolgte.

Ja selbst noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, vor der Besiegung des Montblanc, hielten nicht wenige Gelehrte den St. Gotthard in der Schweiz für den höchsten Berg Europas! Bergbesteigungen wurden um jene Zeit selten und fast ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen. Hie und da lockte allerdings auch die Freude an der Schönheit der Hochgebirgswelt manche erleuchtete Geister auf diesen und jenen Felsenthron. So erklomm Petrarca im Jahre 1336 mit seinem Bruder Gerhard unter großen Beschwerlichkeiten und ohne Führer den 1912 m hohen Mont Ventoux bei Vaucluse. Konrad Gesner, „der deutsche Plinius", schrieb 1541 an seinen Freund Vogel in Glarus: „Solange mir Gott das Leben schenken wird, habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch wenigstens einen zu besteigen. Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben!"

Münchner Maler lernten auf ihren Studienfahrten in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts die Reize des bayrischen Hochlandes kennen. Doch waren sie hierzu — wie alle Fuß- und Bergwandrer jener Tage — so unpraktisch als möglich ausgerüstet. Lange Beinkleider und hohe Hüte hielt man auf diesen Touren für unentbehrlich, und der vollbepackte Lederranzen auf dem Rücken erwies sich häufig recht lästig. Selbst Professor Thurwieser aus Salzburg, der Altmeister der österreichischen Hochtouristik, trug auf seinen kühnen Bergfahrten noch einen „Rock mit Schößen"!

Unsern reisenden Vorfahren mangelte größtenteils der Sinn für die Naturschönheiten der von ihnen berührten Orte. In langatmiger Weise zählen sie alle Sehenswürdigkeiten, alle von Menschenhand geschaffenen Werke auf, doch an den hehren Wundern der Natur gehen sie gleichsam mit verbundenen Augen vorüber. Ihr Naturempfinden mußte erst geweckt werden in der Schule eines Rousseau und Goethe. Für die erhabene Pracht der Bergwelt fehlte ihnen vollends jegliches Verständnis. Das schroffe Urteil des Livius von der „Scheußlichkeit" der Alpen schleppte sich bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein, wo dann Haller ihr Prophet und Sänger wurde. Selbst Winckelmann konnte sich auf seiner Reise



Hans Rudolf Schulze: Sonniges Kornfeld.

durch Tirol 1768 noch des Ausrufes nicht erwehren: „Welch eine entsetzlich schaurige Landschaft!" —

Heute ist das gottlob anders geworden. Tausende und aber Tausende zieht es nun allsommerlich in den sonnenglitzernden, walddustigen Bannkreis der Alpen und des Mittelgebirges oder an den grünen Strand des ewig bewegten Meeres, dessen leuchtende Schönheit schon den Griechen und Römern sich offenbarte; der Alpen- und Wandersport bildet ein wirksames Gegengewicht gegen den öden Mechanismus unsrer Alltagsarbeit, eine zauberkräftige Verjüngungsquelle für Körper und Geist in dem harten Kampf ums Dasein.

Freilich ist uns das Reisen unendlich erleichtert worden. Das Dampfroß trägt uns in kürzester Frist aus dem Lärm und Qualm der Großstadt in den stillen Märchenfrieden einer idyllischen Wald- oder Berglandschaft. Die Fortschritte der Technik werden bald wieder neue Verbesserungen und Umgestaltungen im Reiseverkehr hervorrufen, und zu den Fahrten auf dem Lande und zu Wasser werden sich in nicht zu ferner Zeit die Luftreisen gesellen. Von der Beherrschung der Luft träumte ja die Menschheit schon lange vor der Erfindung der Luftballons, und die naive Phantasie des abenteuerlichen Simplizissimus (in dem bekannten Roman von Grimmelshausen) konstruierte sich einen ebenso originellen wie ergötzlichen Flugapparat.

Als etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Einführung der Eisenbahnen die Morgenröte einer neuen Zeit auf dem Gebiete des Reisens verkündete, da verstieg sich ein Schriftsteller zu dem merkwürdigen Ausspruch: „Laßt nur die Dampfschiffahrt und die Eisenbahnen erst in Gang kommen, und ihr werdet sehen, wie bald die ganze Erde mit Kultur beleckt ist!" Mit den wachsenden Kulturfortschritten, die auch dem Verkehrswesen zugute kamen, hat sich die Freude am Wandern stets gemehrt, und dabei blieb unsrer Generation doch eins immer lebendig: die herzerfrischende Lust an den unvergänglichen Wundern der Natur.

Der Wanderer

Rote Astern keck am Schlappenhut,
Sang im Stoppelfeld ein junges Blut:
Krächze weiter in die kalte Nacht,
Krähenvolk, bis dir ein Raubzug lacht!
Irgendwo wird mir ein Nestchen sein,
Brots genug und reichlich Gänsewein!
Irgendwo tut sich ein Türchen auf:
Ohne Geld gelingt der beste Kauf!
Irgendwer trägt schon den feinen Rock,
Der auch mich einst schmückt. Ein Knotenstock
Wächst bereits manch lieben Sommer lang,
Mich zu schützen auch auf fernstem Gang.
Ach, und wenn die letzte Sprosse bricht
Meiner Leiter: holt der Himmel nicht
Selbst den Gast, dem längst die Straße winkt,
Die gleich goldnem Schotter nächtlich blinkt?
Für den müden Himmelswandrer schwebt
Eine Hängematte, goldgewebt,
Wo dereinst die Jakobsleiter stand;
Hei, da rasten wir ob allem Land
Ewiglich in Gottes Sonnenflut — —
Sang ein Wandrer, Blumenschmuck am Hut.

Max Bittrich





Wie aus mir ein Türke ward

Ein Erlebnis von W. Doroschewitsch

Übersetzung aus dem Russischen von

E. von Nossowitsch und G. Wendt

Ich werde zum Türken werden.

Dieser Gedanke kam mir, als ich in einem ausländischen Badeort verweilte. So was macht sich sehr leicht. Sie kaufen sich einen Fes, und sobald sie diesen auf dem Kopfe haben, verändert sich Ihre ganze Umgebung zu Ihren Gunsten. Alles wird mit einem Male außerordentlich höflich, liebenswürdig und aufmerksam.

Ein Türke! Auf der Straße, im Theater und auf der Eisenbahn werden Sie zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. „Schauen Sie! Schauen Sie! Ein Türke!“ Die kleinen Knaben, die frühmorgens zur Schule gehen, bleiben vor Ihren Fenstern stehen und versäumen die Stunden. „Hier wohnt ein Türke!“

Dies alles ist außerordentlich angenehm. Sie können sicher sein, daß Hunderte von Menschen täglich zu Hause sagen: „Wissen Sie das Neuste? Ich bin heute einem Türken begegnet!“ — „Ach, ist es möglich?!“

Sie müssen doch zugeben, daß das schmeichelt. Man muß eine „Auferstehung“ schreiben, einen Laokoon schaffen oder eine Sixtinische Madonna malen, um in gleichem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, wie Sie es fertigbringen, wenn Sie nur einen Fes auf den Kopf setzen. Ich empfehle es jedem, der nach dem Auslande geht, den Fes aufzusetzen. Welches Aussehen Sie auch haben mögen, man wird sicher in Ihnen die „Züge des tapfern Osmalissen“ finden. Wenn Sie schweigen, so wird man an Ihren Augen die träge und verweichlichte Natur des Ostens erkennen. Wenn Sie zu reden anfangen, so stößt man sich unter dem Tische: „Schauen Sie, wie seine Augen blitzen!“ Ihr Leben gleicht einem Triumphzuge. Wenn Sie sich beim Essen des Messers und der Gabel bedienen, so ruft dies ein allgemeines Entzücken hervor: „Wie wohlerzogen er ist!“ Wenn Sie zufällig im Gespräch erwähnen, daß London an der Themse und Paris an der Seine liegt, so tauschen alle verwunderte und beifällige Blicke aus. „Hören Sie doch! Wie gebildet!“ Wenn es Ihnen gelingt, zwei, drei Sätze einigermaßen fließend zu sprechen, so halten alle Sie für außerordentlich beredt. Und wenn Sie ein Taschentuch aufheben, das eine Dame hat fallen lassen — Gott, welch ein lebhaftes Entzücken rufen Sie damit hervor!

„Da sehen Sie, wie die Türken sind! Da!“ Drei Tage lang wird man darüber sprechen. Wenn Ihnen endlich dies alles zuwider wird, so können Sie ein Stück Rostbraten in die Hand nehmen, sich sodann die Hände an dem Rocke Ihres Nachbars abwischen oder einer Dame das Décolleté streicheln. Alle werden sich den Anschein geben, als ob sie nichts bemerkt hätten: „Er ist doch ein Türke!“

Man kann sich überhaupt sehr viel Spaß bereiten. Ganz ungestraft wird man Sie eine Menge solcher Streiche vollführen lassen, für die ein jeder Europäer zur Tür hinausgeworfen würde, eine ordentliche Tracht Prügel bekäme oder sich im Duell schlagen müßte.

Früher war es ebenso vorteilhaft und angenehm, der russischen Nation anzugehören. Wenn Sie an einem Tische Platz nahmen, so beeilte man sich, die Menage von Ihnen wegzuräumen, aus Furcht, daß Sie sofort den Essig austrinken und sich die Stiefel mit Öl schmieren würden, um ihnen neuen Glanz zu verleihen. Am Ende des Mittagsmahls wurden dann alle blaß vor Furcht: „Jetzt wird er gleich ein Talglicht aus der

Tasche ziehen und verzehren und sich die Hände am Kopfe seiner Nachbarin abwischen." Diese glücklichen Zeiten sind jetzt leider vorüber. Überall trifft man so viele Russen, daß sie schon niemandes Aufmerksamkeit mehr auf sich ziehen. Sie können es höchstens erleben, daß ein besonders liebenswürdiger Ausländer, nur um Ihnen etwas zu sagen, Sie fragen wird: „Ist es wahr, daß in Ihren Zeitungen nur über das Wetter geschrieben werden darf?" Aber auch so etwas kommt selten vor.

So hatte ich mich denn einmal entschlossen, mich in einen Türken zu verwandeln. Als ich mich dem Badeort näherte, setzte ich schon im Bahnwagen einen Fes auf. Kaum hatte ich den Bahnsteig betreten, da stürzten schon die Hausdiener aller besten Pensionen auf mich zu. Kein Wunder! Für jede Pension ist es doch eine große Ehre, einen Türken als Gast zu haben. Ich wählte den besten von den allerbesten, und der Hausdiener, den die übrigen natürlich beneideten, flüsterte mir zu: „Mein Wirt wird mit Ihnen gern einen Preis machen." Doch ganz natürlich! Im Buche der Gäste machte ich ein paar Hieroglyphen, und in Klammern fügte ich hinzu: Osman-Digma-Bei.

Zwei Minuten später erschien bei mir der frohlockende Wirt: „Es ist das erstemal, daß ich die Ehre habe, einen Türken bei mir zu sehen. Es haben bei mir Engländer, Franzosen, Deutsche, Spanier, Italiener, Russen, ja sogar Griechen und Ungarn gewohnt, aber ein Türke! — ein Türke! — das ist das erstemal! Ich bin darüber sehr, sehr froh!" Ich hörte, wie er dann an jeder Tür klopfte, ein Weilchen eintrat, etwas sagte und weiterlief, um an der nächsten zu klopfen. Und in jedem Zimmer ließen sich dabei verwunderte Stimmen von Herren und Damen vernehmen. „Ist es möglich?!" Allen teilte er es mit: „Bei uns ist ein Türke eingezogen!"

Zur Table d'hote erschien die ganze Pension. Die Herren im Frack, die Damen in großer Toilette. Zu Mittag essen mit einem Türken! Das war ein Galadiner! So etwas kann doch nicht jeder erleben: mit einem Türken an einem Tische zu speisen. Um meine Sitten des Ostens zu achten, wies man mir einen Platz zwischen zwei Damen an. Ich merkte, wie bei diesen sogar die Schultern vor Stolz erröteten: „Es kann doch als Beweis dienen, daß wir nicht allzu häßlich sind, wenn man uns für den Türken gewählt hat." Die übrigen Damen schauten auf die beiden eifersüchtig herüber. Und als ich der einen Salz und der andern Senf herüberreichte, da waren die beiden voll von unsagbarer Wonne. Und alle blickten einander an: „Sehen Sie, wie höflich er ist?"

„Sind Sie schon lange von Konstantinopel weg?" erkundigte sich die Wirtin. — „Seit zwei Monaten!" antwortete ich. — „Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, Konstantinopel zu besuchen. Aber ich würde so gern einmal dort sein. Man sagt, es sei eine sehr schöne Stadt." — „O ja, Konstantinopel ist wunderschön!" antwortete ich, aber da erwischte ich mich, ließ bescheiden den Kopf sinken und fügte hinzu: „So wird wenigstens gesagt."

Da fingen alle durcheinander an, Konstantinopel zu preisen. Es ergab sich, daß noch niemand „die Gelegenheit gehabt hatte, diese Stadt zu besuchen", aber daß es alle „sehnsüchtig wünschten" und viel von ihr gelesen hatten. „Diese Metscheds und Minarette heben sich gerade wie ein Pfeil zum wolkenlosen Himmel empor! — Und der Bosporus! — Besonders bei Mondschein!" Es war mir sehr angenehm, daß ich in einer so schönen Stadt geboren war.

„Die Türken sind ein schrecklich tapferes Volk!" rief jemand aus, und alle übrigen stimmten ihm sogleich bei. „O ja! O ja! Ein tapferes und unerschrockenes Volk!" Und in diesem Augenblick — in diesem Augenblick zum erstenmal fühlte ich Stolz in meiner Seele. Es ist auch nicht zu verwundern! Es ist doch angenehm, wenn man in dir den Repräsentanten einer rechtschaffenen Nation zu erblicken vermeint.

Ich errötete — es war ein ganz natürliches Erröten — und schlug die Augen nieder: „Wahrhaftig, es fällt mir schwer, meine Meinung darüber zu äußern ..."

Um dem Gespräch, das meiner Bescheidenheit zuwider war, eine andre Richtung zu geben, beeilte sich die Wirtin, mir eine Frage vorzulegen, die mich angenehm berühren mußte: „Wie ist die Gesundheit Seiner Majestät des Sultans?" Wie sollte ich mich in solchem Falle benehmen? Ich dankte ihr mit einem Blicke und antwortete: „Seine Majestät, Seine Erlauchtheit, der Beschützer der Rechtgläubigen, unser großer Gebieter

erfreut sich des allerbesten Wohlseins und läßt uns gewöhnlichen Sterblichen nichts zu wünschen übrig.“ Diese Antwort, in der sich der Osten abspiegelte, rührte alle aufs tiefste, und die Wirtin beeilte sich, zu bemerken: „Sie müssen doch wahrscheinlich alle ihren Sultan sehr liebhaben?“ — „Kann man ihn denn nicht lieben, da er doch Allahs Schatten auf der Erde ist?!“ antwortete ich ihr einfach, als ob mir die Frage sonderbar vorkäme. Und wissen Sie was? Es ist eigentümlich. Aber, bei Gott, ich fühlte in diesem Augenblick, daß ich den Sultan wahrhaft liebte, und daß es überhaupt unmöglich wäre, ihn nicht zu lieben.

O Lüge! Sie hat ihren Anfang im Täuschen andrer und ihr Ende in unserm eignen Glauben an das Erdachte. So verhält es sich wahrscheinlich mit dem Schauspieler, der so in seine Rolle eindringt, daß er den König Claudius offen zu hassen anfängt und Ophelia liebt, wie es wahrhaftig die vierzigtausend Brüder nicht fertigbringen können.

Bei meiner Antwort schauten alle einander voll Rührung an: „Welch eine außerordentliche Gefühlsfeinheit!“ Und nur einer sehr jungen und sehr schönen Dame entfuhr ganz unwillkürlich das Wort: „Vieux crapule!“

Eigentlich könnte ich dieses außer acht lassen, denn was geht es mich an, daß man einen Menschen schimpft, mit dem ich nicht einmal hutbekannt bin? Aber ich merkte, daß alle erblaßten. Alle schauten mit Entsetzen auf die junge Dame und starrten dann mich, mit stummer Bitte in den Augen, an, als ob sie mich überreden wollten: Mache sie nicht nieder!

Ich fühlte, daß ich etwas tun mußte. Aber was, zum Teufel?! Es wäre gut, zu erblassen. „Der Türke wurde blaß wie Leinwand.“ Das ist recht gut und schön, aber wie macht man das? Auf jeden Fall preßte ich die Lippen fest zusammen und fing an, durch die Nase zu atmen, wodurch ich den Anschein erweckte, als ob mir das Atmen außerordentlich schwerfiele. Das Blut schoß mir ins Gesicht, und ich fühlte, daß „das ganze Gesicht des Türken blutrot war“. Ausgezeichnet! Ausgezeichnet! Sodann erinnerte ich mich, daß es durchaus nötig sei, mit den Augen zu blitzen. Ich tat es ein-, zwei-, ja sogar dreimal. Dann ließ ich meinen Blick erst auf dem Messer, dann auf der Gabel haften, endlich lenkte ich ihn, ich weiß selbst nicht wozu, auf die gläserne Fruchtschale. Alle umher zitterten. Einige Minuten hörte man weiter nichts, als mein Seufzen. Dann meinte ich, daß es schon genug sei. „Der Türke hat, dank seiner unmenschlichen Anstrengungen, den Wutanfall überwunden.“ Ich lächelte schwach auf, als ob ich in meinem Herzen verwundet wäre, und schaute alle an, als wollte ich sagen: Beruhigt euch! Es geschieht schon nichts! Ich werde sie nicht niedermachen!

Alle warfen mir Blicke voll Anerkennung zu, und das Diner endete unter allgemeinen Hochpreisungen des türkischen Sultans. Die Arme, der das unvorsichtige Wort entschlüpfte, saß still mit gesenktem Kopfe da und ward bald rot, bald wieder blaß. Sie hatte nichts mehr zu sich genommen und wagte nicht mehr, ihre prächtigen, mit Tränen gefüllten Augen emporzurichten. Zu schade! Als wir Herren uns nach dem Mittagsmahl zurückzogen, um zu rauchen, sah ich, wie sich alle Damen auf sie warfen. Man hat ihr da wahrscheinlich gut die Leviten gelesen!

„Bitte untertänigst um Verzeihung, aber wir haben kein Kalian“ (Wasserpfeife), meinte der Wirt aufgeregt. Ich beeilte mich, ihn mit einer Geste „voll Milde und Wohlwollen“ zu beruhigen. „Oh! Um Allahs willen, beruhigen Sie sich, ich rauche auch Zigarren gern!“ Damit gewann ich alle Herzen ganz und gar für mich. „Ich hätte nie geglaubt, daß die Türken so nett und reizend sind!“ — „Geradezu das liebenswürdigste Volk im Verkehr!“ Diese und ähnliche Bemerkungen vernahm ich im Vorübergehen.

Nachdem ich geraucht, machte ich mich auf, um in dem Garten spazierenzugehen; niemand wagte es, mich zu begleiten, da alle die Neigung der Leute des Ostens zum Alleinsein und Nachdenken kannten. Ich ging so für mich hin und sann in der Tat, obgleich ich mich nicht zu den Bewohnern des Ostens zählen darf, als ich plötzlich in einer entlegenen und schmalen Allee der jungen Dame, die den Sultan geschimpft hatte, gegenüberstand. Als sie mich erblickte, schrie sie auf und zuckte zurück. Ich lächelte und streckte ihr meine Hand entgegen. „Haben Sie keine Furcht!“ Sie ergriff meine Rechte. Ihre Hände waren kalt und zitterten. Sie war

bleich wie eine Kalkwand und sah mich mit übergroßen Augen an, in denen man Schmerz und Qual lesen konnte. Sie tat mir leid. Ich beugte mich nieder, um ihre Hände zu küssen. Sie aber zog sie voll Angst, beinahe mit Entsetzen, zurück und rief aus: „Nicht! Nicht doch! Nicht nötig! ... Ich muß es ... ich ...“ Und große, große Tränen rollten über ihre Wangen, während sie mit bebender und aufgeregter Stimme zu sprechen begann: „Verzeihen Sie mir ... verzeihen Sie ... Ich bin absichtlich hierhergekommen, um Sie um Verzeihung zu bitten ... Ich habe auf Sie gewartet ... Ich wußte, daß Sie kommen würden ... da ich die Gewohnheit der Leute des Ostens, alleinzubleiben und nachzusinnen, kenne ... Vergeben Sie mir ... Ich habe Ihnen weh getan ... Nicht wahr? Sehr weh ...?“

Die Frauen machen es immer so, wenn sie jemandem weh getan haben, dann fragen sie später: „Ja? Nicht wahr? Sehr weh? Sehr?“

Jetzt mußte ich ein wenig kokettieren. Ich preßte mein Herz mit der Hand, als ob ich noch jetzt den Schmerz der mir zugefügten Wunde fühlte: „O ja, natürlich, meine Gnädige, es war mir sehr peinlich, sehr qualvoll, als man in meiner Gegenwart meinen allergnädigsten Padischah mit ...“

Sie zitterte am ganzen Körper und erfaßte ihren Kopf mit beiden Händen. „Nicht doch! Lassen Sie das! Ich fühlte wohl, wie schwer es Ihnen war! Welch eine Wunde ich Ihrem Herzen geschlagen hatte! ... Ich sah wohl, welche Anstrengungen, welche unmenschlichen, heldenmütigen Anstrengungen Sie gemacht haben, um die Rachsucht, den Blutdurst zu überwinden ...“ Sie sah mich entzückt an. „Ich sah, wie Sie gelitten haben, ich sah dieses Ringen. Und ich ... ich hab' ... Sie liebgewon... Gott! mein Gott! Was rede ich! Wozu brauchen Sie dies zu wissen?!“

Und ehe ich es merken konnte, ergriff sie meine Hand, küßte sie und stürzte ins Gebüsch. Teufel noch einmal!

Als ich abends in mein Zimmer kam, sah ich durch den durchsichtigen Vorhang eine ganze Menge von Dienstboten meinem Fenster gegenüber auf der Straße stehen. Und ich hörte, wie im Korridor die Türen meiner Nachbarn sich leise öffneten und wie man sich auf den Fußspitzen meiner Tür näherte. Man erwartete, daß ich mein Abendgebet verrichten würde. Die Leute des Westens glauben, daß sie allein berechtigt sind, „frei zu denken“, und fordern von uns, den Völkern des Ostens, daß wir „kindische Gefühle“ hegen. Um den Dienstboten und meinen Nachbarn den Spaß zu machen, setzte ich mich mit gekreuzten Beinen hin, streckte meine Hände empor und fing an, leise zu singen: „La illaga il Allah, Magomet rassul Allah, dakkel ssakel, Magomet!“ Alles, was ich aus dem Koran kenne. Angeregt durch die Zuhörer und Zuschauer, sang ich wahrscheinlich sogar mit Begeisterung. Und ich fühlte, daß bei den Worten „Dakkel, ssakel, Magomet!“ in meiner Stimme ein wahrer Fanatismus vernehmbar war.

Sodann löschte ich die Lampe aus, ging zu Bett und schlief nach all den Dummheiten, die ich an diesem Tage vollbracht, wie tot.

Und sonderbar! Mein erster Morgengedanke schwebte um Mahomed und den Sultan.

Ich kann mich noch ganz gut erinnern, was ich dachte: Was mag jetzt „unser“ Sultan machen?

Wahrhaftig, die Umgebung hat mich hypnotisiert! Jede Stunde und Minute mußte ich ein Türke sein. Man richtete an mich die verschiedensten Fragen über die Türkei, so daß ich genötigt war, unaufhörlich zu lügen, indem ich die türkischen Einrichtungen pries. Aus Eigendünkel zu lügen! Wie angenehm ist es doch, Bewohner eines Landes zu sein, dessen Einrichtungen nur zum Lachen nötigen! Sehr angenehm, wenn die Leute auf dich voll Mitleid sehen! Alles habe ich gelobt: die türkischen Minister, den türkischen Zoll, die türkische Zensur. „Sie können mir glauben, daß es sich absolut nicht so verhält! Unsre türkische Zensur ist außerordentlich liberal!“

Nach und nach fing ich sogar an, mit der Türkei zu prahlen, und bemerkte fortwährend: „Und bei uns, in der Türkei, wird es so und so gemacht!“ Alle umher meinten in mir einen Erzpatrioten zu sehen, und wenn sie in den Zeitungen etwas Angenehmes von der Türkei fanden, so beeilten sie sich, mir dies vorzulegen. „Heute steht in der Zeitung, daß Medschid-Pascha sich dem Sultan vorstellte!“ Oder: „Bei Ihnen hat man einen neuen Brunnen gegraben!“ Wenn da-

gegen etwas Unangenehmes in den Zeitungen zu lesen war, so verwahrte man vor mir die betreffende Nummer. Ich ärgerte mich dann, ließ mir diese Zeitung holen, las und zog die Brauen zusammen und ging den ganzen Tag mit gerunzelter Stirn umher.

Ich gewöhnte mich daran, in den Zeitungen nur die Artikel von der Türkei zu lesen, und beim Aufschlagen der Zeitung fragte ich mich ganz offenherzig: „Wollen wir mal sehen, was man von uns schreibt?" Einmal wurde ich so zornig, daß ich einem Redakteur, der eine sofortige Teilung der Türkei forderte, beinahe einen groben Brief geschrieben hätte. — Uns? Teilen?

So ging's bis zu den Schweinskoteletten.

Einmal gab's nämlich zu Mittag hochfeine Schweinskotelette mit Kartoffelpüree. Ich streckte meine Hand aus, aber die rot und verwirrt gewordene Wirtin rief aus: „Dies ist ... dies ist ... dies ist von einem sehr schlechten Tiere ..." Ich lächelte. „Meine Gnädige, ich bin doch nicht in solchem Grade abergläubisch!" Und um meine Gesinnungsfreiheit zu beweisen, nahm ich mir zwei Schweinskotelette und später noch ein drittes. Das wurde sehr geschätzt.

Die ganze Gesellschaft sah mich beifällig an: „Er ist ein Jungtürke!"

Denselben Abend tauchte auf der Terrasse die Religionsfrage auf: „Als ein gebildeter Mann müssen Sie doch zugeben, daß Mahomed — natürlich war er ein großer Prophet — aber man darf doch zweifeln, ob er ein recht sittlicher Mensch gewesen ist ..." — „Ach, diese Vielweiberei!" rief eine von den Damen.

Ich fühlte mich vor Mahomed schuldig wegen der Kotelette und entschloß mich, ihn mit allen Kräften zu verteidigen. „Keine Spur!" rief ich mit einem Jähzorn, zu dem ich mich gar nicht fähig glaubte. „Keine Spur! Der ganze Unterschied zwischen Mahomed und den andern großen Reformatoren besteht bloß darin, daß die andern die Gesetze für Engel schrieben und Mahomed — für die Menschen. Sie wollten Engel auf der Erde schaffen. Mahomed wollte nur tüchtige Menschen haben. Sie ließen die menschliche Natur außer acht. Mahomed berücksichtigte diese. Die Einweiberei liegt durchaus nicht in der menschlichen Natur. Jeder Mann ist ein Polygamist. Wer hat im Leben bloß eine Frau gekannt? Es ist klar, daß wir mit einer Frau nicht zufrieden sein können, ebenso wie uns ein und dasselbe Gericht nicht genügt. Die Natur, die überall und immer mannigfaltig ist, fordert auch hier ihre vielgeliebte Mannigfaltigkeit. Mahomed hat nur das gesegnet, was schon vor ihm die Natur selbst gesetzlich verordnet hatte. Er sagte: ‚Du brauchst viele Frauen, so nimm so viele, als du brauchst, aber verübe keine Unflätereien!' Wir Türken, wir wissen wohl, wir wissen sogar sehr gut, was die Familie ist, aber Zügellosigkeit — kennen wir nicht. Was macht ein Europäer, wenn ihm eine andre Frau gefällt? Er zerstört um ihretwegen seine Familie. Das ist das größte Unglück für seine Familie. Und wenn bei uns dem Mahomedaner eine fremde Frau gefällt, so heiratet er sie, er vergrößert nur, verstärkt, vervielfacht nur seine Familie. Für seine Familie ist es ausgezeichnet. Wenn bei euch einem Mann eine Frau gefällt, so geht die Familie zugrunde, bei uns aber wächst sie und verstärkt sich!"

Während der Streitigkeiten, die diese Auseinandersetzung verursachte, begab sich die junge Dame, die am ersten Mittag den Sultan geschimpft hatte, in den dunklen Garten; im Vorübergehen flüsterte sie mir mit glühenden Augen zu: „Ich liebe — den Mahomed!"

Dies schien aber den Blicken eines jungen Leutnants, der mich schon ohnedies nicht recht leiden konnte, nicht zu entgehen. Im Geräusch der Gespräche ließ sich seine bebende, helle Tenorstimme hören: „Aber diese Religion der Vielweiberei endet doch schließlich damit, daß sie alle Menschen in Weiber verwandelt." Alle schauten ihn fragend und verwundert an. Und zugleich hörte man ein „St!"

Der Leutnant ließ sich aber nicht stören. „Man sagt, die Türken seien tapfer. Es kann wohl sein! Aber dies hindert gar nicht, daß sie in jedem Kriege geschlagen werden. Und in allernächster Zeit wird diese tapfere Nation gänzlich aus Europa vertrieben werden."

Ich erblaßte. Dieses Mal fühlte ich, daß ich tatsächlich blaß geworden war. „So?! Denken Sie?!"

„So denkt die Geschichte!" gab mir der Leutnant zurück, indem er seinen Schnurrbart drehte, der sich eben noch im status nascendi befand.

Alle sahen mich mit Entsetzen an. Was werde ich nun tun? Werde ich ihn auf der Stelle zerreißen? Werde ich alle verprügeln? Werde ich anfangen zu fluchen? Ich entschloß mich, die Würde der Türken zu behaupten.

„Herr Leutnant, wir werden unsern Zwist morgen früh beenden!“ sagte ich, indem ich mich höflich, aber kalt verbeugte und mich in den dunklen Garten begab.

Am nächsten Morgen haben wir uns duelliert. Ich sei verflucht, wenn ich Lust hatte, mich zu schlagen. Mit Vergnügen hätte ich die Pistole weggeworfen und ausgerufen: Genug dieser Komödie! Aber da hielt mich der Gedanke zurück: Was wird man von den Türken sagen? Ich hatte mich schon so daran gewöhnt, die Ehre der Türkei hochzuhalten. Und ich entblößte meine Brust für die Ehre des „Vaterlandes“. Und in dem Augenblick, als der Leutnant die Pistole emporschwang, dachte ich nur: Wir wollen zeigen, wie die Osmanlissen sterben!

Wir trafen beide fehl. Ich aber war außerdem genötigt, den Badeort so schnell als möglich zu verlassen. Die ganze Stadt sprach von mir mit Ehrerbietung und Entzücken: „Welch ein Patriot! Er ist bereit, sein Leben für das Vaterland zu opfern!“ Die Geschichte drang in die Zeitungen; der türkische Konsul konnte mich aufsuchen ... Kurz gesagt, ich nahm mit Vergnügen in einem mit Blumensträußen überhäuften Abteil Platz, und als der Zug sich schon in Bewegung setzte, schleuderte ich mit Wonne meinen roten Fes zum Fenster hinaus.

Doch wie sonderbar ...

Wissen Sie, etwas konnte ich mir noch lange Zeit nicht abgewöhnen. Wenn ich die Zeitung zur Hand nahm, dachte ich zuerst: Was schreibt man denn von der Türkei? Oft erwischte ich mich bei dem Gedanken: Wir Türken ... Einmal habe ich meine Frau höchlichst in Verwunderung gesetzt, als ich vor dem Schlafengehen das türkische Abendgebet verrichtete. Und noch vor wenigen Tagen fühlte ich mich tödlich beleidigt, als man in meiner Gegenwart die Türkei beschimpfte.

So langsam erlischt in mir der türkische Patriotismus. Langsam und mit Mühe befreie ich mich von der Lüge, an die ich mich selbst glauben ließ. Wie wenn ich mich von einer schweren Krankheit erholte.

Slawisches Lied

Kde domov muy — — Sie spielten's irgendwo,
Weit draußen, wo die letzten Häuser stehn.
Die Nacht war still, und ich ging langsam fort
Und konnte lang den fernen Klang verstehn:
Kde domov muy — — es kam so schwer und still,
Wie Menschen, die müd' durch den Abend gehn.

Das Dunkel war von ihrer Klage voll,
Von ihrer Sehnsucht um das Heimatland:
Wo alles Lachen, alles Weinen war
Wie eine Gabe aus der Mutter Hand.
Wo jedes Lied, das aus der Seele quoll,
Eine verstehend liebe Seele fand.

So ist die Heimat! Bang und dennoch stolz
Hob sich der Klang, eh' er ins Dunkel glitt.
Die Nacht war wie ein Schweigen, und ich ging
Und nahm das heiße Kinderheimweh mit
Von jener Straße, die nichts mehr vernahm
Als meinen eignen einsam-raschen Schritt.

Grete Wolf





Die Barthsche Madrigal-Vereinigung in Berlin. (Nach einer Aufnahme von Theodor Penz in Charlottenburg.)

Musikalische Rundschau 

Von Dr. Walter Paetow

Saisonschluß — Instrumental- und Vokalkonzert — Opern — Alte Kunst — Gedenktage
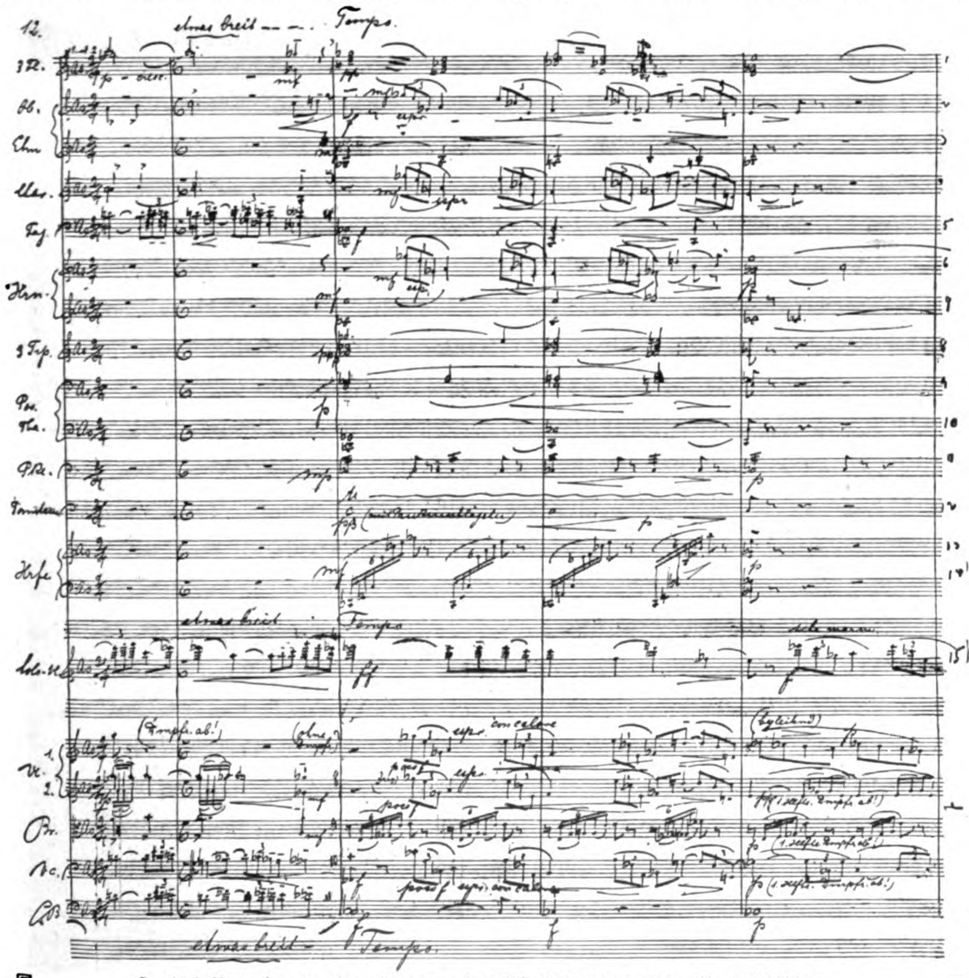


Die Konzertsaison hat ihr Ende gefunden, auch die Opernhäuser werden ihre Pforten bald schließen. So kann man ein Fazit ziehen aus dem, was der Winter gebracht und nicht gebracht hat und was im besonderen in den letzten Monaten noch geboten worden ist. Äußerlich verschiebt sich das Bild des gewohnten Lebens und Treibens dabei kaum merklich, denn daß der Wettkampf der ausübenden Künstler immer größer wird, ist nichts Neues und auch etwas ganz Natürliches; bemerkenswert bleibt höchstens, daß die Zahl der Gastdirigenten eine starke Zunahme gefunden hat, doch war man auch darauf nach den Begebenheiten der letzten Jahre schon vorbereitet. Berlin kann in dieser Hinsicht als ein wahrer Tummelplatz der bekanntesten Dirigenten bezeichnet werden. Es kommt vor, daß ein Orchester in einer Woche drei Dirigenten unterstellt ist. Für die ruhige und stetige Entwicklung eines Orchesters bedeutet das keinen Gewinn, für das Interesse des Publikums ist damit aber doch in manchen Fällen gesorgt, und auf die Neugierde auch des übersättigten Musikfreundes wirkt es anreizend. In diesem Winter hat sich z. B. **Siegmund von Hausegger** auf diese Art endlich auch in Berlin „durchgesetzt", und wenn sich mancher andre hinfort gewiß nur ganz gelegentlich wieder nach Berlin begeben wird, so wird man sich dieser prächtig impulsiven Persönlichkeit hier sicherlich in Zukunft alljährlich erfreuen dürfen. Die Reihe der großen Orchesterkonzerte wird dadurch sehr lang, und die Programme machen oft einen recht buntscheckigen Eindruck. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die Zusammenstellung der Einzelnummern jetzt doch planmäßiger erfolgt als in früheren Jahren. Weitere Reformen müssen freilich mit allem Nachdruck weiterhin gefordert und von kunstsinnigen Dirigenten durchgeführt werden, wenn es auch einmal einen Sturm gegen geschäftliches Interesse und gegen den Geschmack des Publikums zu wagen gilt.

Von einigen Neuheiten habe ich schon bei früherem Anlaß gesprochen; als ein sehr bemerkenswertes Werk hat sich jenen Arbeiten noch ein Violinkonzert von Max Schillings hinzugesellt, das unter seiner Leitung von Felix Berber aus der Taufe gehoben wurde (Verlag von N. Simrock, Berlin). Es verleugnet in keinem seiner drei Sätze die scharf ausgeprägte Individualität seines Schöpfers:

seine aristokratische Liebenswürdigkeit, seinen gesunden Humor und seinen Hang zur Träumerei. Der Reichtum an melodischer Erfindung ist in ihm besonders groß, die Verquickung einfacher und komplizierter Harmonik zeugt von überlegener Sicherheit und ist nie alltäglich, wie ja Schillings dem Alltäglichen überhaupt fast überängstlich aus dem Wege geht. Odi profanum vulgus et arceo steht auch auf seinem Wappenschild, und so erklärt es sich, daß er nicht alsbald seine Zuhörer zu sich zwingt. Auch dieses Werk wird sich erst allgemach seinen Weg bahnen müssen. Der erste Satz zum Beispiel erscheint zunächst lang und breit; wer genauer zuschaut, wird bald erkennen, daß er wohl lang, aber nicht langweilig, daß er breit, aber nicht unförmig, sondern mit kluger Besonnenheit durchaus organisch innerhalb aller drei Sätze gestaltet ist. Die Genauigkeit der thematischen Arbeit zeugt von einer unerbittlichen Strenge in der Durchführung der Hauptgedanken, die nicht nur den ersten grundlegenden Satz, sondern auch das von herzlicher Wärme getragene Andante und das lustig sprudelnde Finale beherrschen. Die Subtilität seines Schaffens bildet überhaupt einen seiner Ruhmestitel. Man braucht nur einen Blick in die Partitur dieses Konzerts zu werfen, um sich davon zu überzeugen, wie Schillings alles und jedes bis aufs kleinste überdenkt und auch durch Vortragszeichen und kleine Anmerkungen seine Absichten durch die schriftliche Aufzeichnung festzuhalten sich bemüht (s. die unten beigegebene Handschriftprobe.

Der Schwerpunkt der Neuaufführungen lag auf dem Gebiete der Chormusik, die in



Handschriftprobe aus der Partitur des Violinkonzerts von Max Schillings.



Erste Partiturseite aus Otto Taubmanns Deutscher Messe. (Mit Genehmigung von Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

ganz ungeahnter und auch ganz ungewöhnlicher Fülle dargeboten wurde. Deutsche und außerdeutsche Komponisten rangen um den Preis: von Otto Taubmann brachte Siegfried Ochs mit dem Philharmonischen Chor „Eine deutsche Messe" zur ersten Aufführung; von Fr. E. Koch lernten wir ein Oratorium „Von den Tageszeiten" kennen; zu einer „Messa da Requiem" von Giovanni Sgambati führte uns Georg Schumann mit seinem Singakademiechor; einer musikalischen Legende „Der Kinder-Kreuzzug" des Franzosen Gabriel Pierné nahm sich Bruno Kittel mit seinem Chor an. Von ihnen hat Taubmanns „Deutsche Messe" (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig) den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck gemacht; sie ist mit vollem Recht einstimmig und ohne Einschränkung als ein wahrhaft monumentales Werk unsrer Zeit bezeichnet worden und wird den Namen ihres Schöpfers bald überall bekannt machen, wo man Sinn für groß-

Handschriftprobe von Friedrich E. Koch.

zügige Form und tiefgeistigen Inhalt eines weit umfassenden Chorwerks hat. Der Titel gemahnt ohne weiteres an den von Brahms' größtem Werk: „Ein deutsches Requiem", und es scheint mir außer Frage zu stehen, daß Taubmann durch dieses mit angeregt ist zu seiner „Deutschen Messe", so verschieden Requiem und Messe auch sein mögen. Seine Selbständigkeit hat Taubmann jedenfalls vollständig gewahrt und hat, wie einstmals Brahms etwas Neues geschaffen, seinerseits eine Neubildung durchgeführt. Er hat sich über die Berechtigung des von ihm gewählten Titels, der in der Tat im ersten Augenblick manch einen befremden mag, selbst in einführend-erklärenden Worten ausgelassen und dargetan, welche Aufgabe er lösen wollte. Er schreibt:

„Die Benennung des Werkes als ‚Messe' dient fast mehr dem Zweck, zu rubrizieren, als dem, zu charakterisieren. Allerdings finden sich zwischen seinen acht Teilen und den Abschnitten der lateinisch-katholischen Messe deutlich ausgeprägte Beziehungen; und wenn man davon absieht, eine Übereinstimmung bis in die Einzelheiten zu suchen, so wird die Analogie des ersten Teils mit dem ‚Kyrie', die des zweiten mit dem ‚Gloria', des dritten mit dem ‚Credo', des vierten und fünften mit ‚Sanctus' und ‚Osanna', des sechsten, siebenten und achten mit ‚Benedictus', ‚Agnus dei' und ‚Dona nobis pacem' unschwer herauszufinden sein. Wer das Werk nur als ‚Messe' nehmen wollte, würde ihm äußerlich zwar einigermaßen gerecht werden, ohne doch den Kern der Sache zu treffen. Als solcher ‚Kern', als der treibende Keim, aus dem das Ganze erwuchs, möchte vielmehr das dem Titel ‚Eine deutsche Messe' gewissermaßen als ‚Motto' beigegebene biblische Zitat aus dem 2. Buche der Chronika, Kapitel 16, Vers 9 angesehen werden, welches lautet: ‚Des Herrn Augen schauen alle Lande, daß er stärke die, so von ganzem Herzen an ihm sind'. Diesen Spruch mit den Mitteln der Tonkunst zu paraphrasieren, zu deuten, zu erläutern, wie es etwa der Geistliche in einer darüber zu haltenden Predigt machen würde, war die selbstgestellte Aufgabe, deren Lösung natürlich nur nach ganz individuellen Gesichtspunkten erfolgen konnte. Jeder einzelne Teil des Werkes versucht eine Auslegung des Kernsatzes auf seine besondere Weise; der Zusammenhang des Ganzen ist musikalisch vor allem durch die ‚leitmotivische' Behandlung gewisser Partien zu erreichen versucht worden."

Taubmann ist bei der Lösung seiner Aufgabe und bei der Durchführung seiner Idee vor keinem Mittel zurückgeschreckt: er kennt für Orchester, Chor und Solisten keine Schwierigkeiten, und der Apparat, dessen er sich bedient, ist umfangreich. Das Werk ist geschrieben für vier Solostimmen, gemischten und Doppelchor, Knabenchor, Orchester und Orgel, erfordert also ein tüchtiges Aufgebot von Kräften. Es ist nun bewundernswert, wie er mit diesen Massen zu schalten und zu walten weiß; ihr gemeinsames und ihr einzelnes Wirken, ihr Miteinander, Durcheinander und Nebeneinander ist mit souveränem Geschick abgewogen und stört nie die Übersichtlichkeit und Klarheit des Ganzen, so präzise ist die Herausarbeitung der am letzten Ende führenden Stimme oder Stimmen. Darin drückt sich eine kontrapunktische Meisterschaft aus, wie sie nur wenige besitzen; ist doch Taubmann überhaupt ein ausgezeichneter Theoretiker mit scharfem Blick für alles Wichtige und Unwesentliche, für das Erlaubte

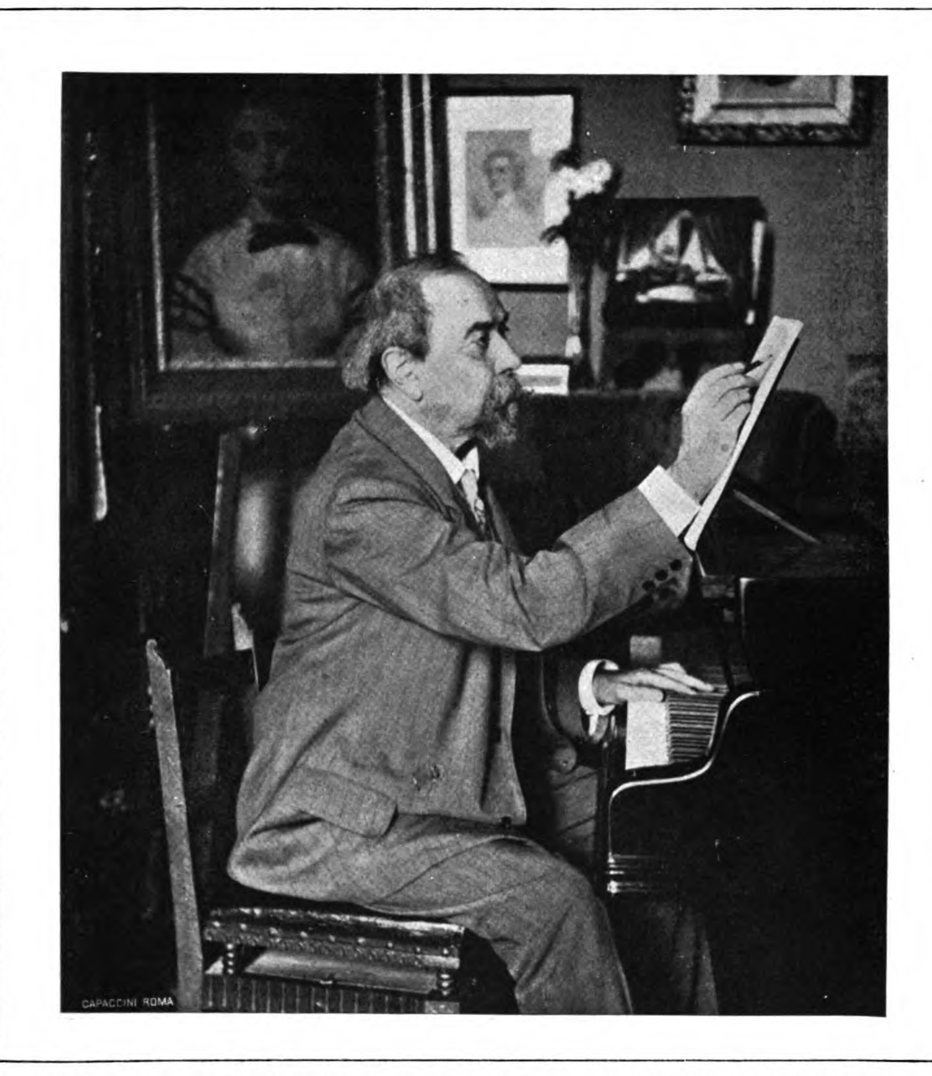
und Unziemliche. Was aber dabei entscheidend bleibt: er nutzt seine kontrapunktische Beschlagenheit nicht zum Selbstzweck aus, sondern behält als bestes Rüstzeug sein eigenstes musikalisches Empfinden. Wie schön sich dieses in allen Teilen der Messe offenbart, kann nur derjenige ganz ermessen, der das Werk gehört hat; die Klangreize zu beschreiben, ist nicht angängig. Das Studium des Klavierauszugs gewährt immerhin denen einen Anhaltspunkt zur Würdigung der Messe, die nicht das Glück gehabt haben, wie wir in Berlin, sie in vollendeter Weise aufgeführt zu erleben.

Auf verwandtem Gebiete hat Friedrich E. Koch, dem wir schon so manche wertvolle Gabe verdanken, einen Neubelebungsversuch gemacht: er hat in seinem Oratorium „Von den Tageszeiten“ (Verlag von C. F. Kahnt, Leipzig) an Haydn angeknüpft, aber dessen Form und Stil doch wesentlich geändert und modernisiert. Wie Haydn die Jahreszeiten musikalisch darstellt, so Koch die Tageszeiten, nur daß er nach einem anders stilisierten Programm verfährt, indem er auch geistliche Oratoriumsmomente hereinbezieht. Er gibt allgemeine Stimmungsbilder, schildert die Natur, ergötzt durch anmutige Bilder aus dem Landleben, verflicht aber auch in jeden der vier Teile eine Legende religiösen Inhalts: im ersten Teil „Heilige Nacht“, im zweiten „Jesus im Tempel“, im dritten „Bergpredigt“, im vierten „Golgatha“. So vermischen sich die Elemente. Koch hat für beide, das weltliche wie das religiöse, den rechten Ton getroffen, und er hat durch sehr geschickte Verteilung der Solostimmen und in ihrer Verbindung mit dem Chor sehr viel Abwechslung in das Ganze hineingebracht. Da es rein technisch die Hand des Meisters nie verleugnet, kann es nicht wundernehmen, daß das Werk, anderwärts schon vielfach aufgeführt, nun auch in Berlin freudig willkommen geheißen worden ist.

Mit großen Sympathien hat man auch die „Messa da Requiem“ von Sgambati begrüßt, obwohl er sich gerade in diesem dem Andenken König Humberts I. von Italien gewidmeten Werke nicht ganz auf der Höhe seiner Kunst zeigt. Aber sein Name hat nicht nur in Italien, sondern auch bei uns einen so guten Klang, daß man wohl gelegentlich im Augenblick an diesem oder jenem Passus dieser „Messa da Requiem“ Anstoß nehmen kann, sich aber hernach doch freut, ihr begegnet zu sein. Ähnlich wie Koch in seinem Oratorium mischt er weltliche und geistliche Musik; aber was dort am Platze ist, erscheint hier nicht recht angebracht. Die beredte, ach! allzu beredte Sprache Sgambatis hat dem Hörer manches zu sagen; sie verrät den feinen Sinn eines klugen und echt musikalischen Mannes — nur einwandfrei überzeugend wirkt sie nicht. Es wäre zu hoffen, daß Sgambati bald mit einem andern Werke bei uns erschiene. Er, einst durch Richard Wagner nach Deutschland empfohlen, hat so viel für deutsche Musik in Italien getan, daß wir auch ihm und seiner Musik nach Kräften dienen möchten.

Wenig Glück hat die musikalische Legende „Der Kinder-Kreuzzug“ von Gabriel Pierné, einem preisgekrönten Komponisten, gehabt (Verlag von C. F. Kahnt, Leipzig). Sie ist textlich so gehalten, daß der historische Kinder-Kreuzzug symbolisiert wird zu der Einkehr reinen Lebens ins Himmelreich. Ganz schön, nur müßte Tatsächlich-Irdisches sich mit Symbolischem zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen. Das ist nicht der Fall, vielmehr bleibt alles ziemlich unklar, und die Notwendigkeit des Ganzen tritt nicht zutage. Vielleicht hätte die Musik den Ausgleich herbeiführen können; Herrn Piernés ist das nicht gelungen. Er hält sich an Einzelheiten und fühlt sich am wohlsten, wenn er äußere Ereignisse musikalisch nachbilden, etwas Tonmalerei treiben und allerlei Instrumentationseffekte anbringen kann. Das Publikum hat für derlei Dinge immer einen gewissen Schwarm; so wohl ist es zu erklären, daß das Werk in Deutschland vielerorten großen Erfolg gehabt hat und in Berlin keiner glänzenden Aufnahme, aber auch keiner Ablehnung begegnete.

Vom Opernleben ist wenig zu berichten. Von der neuen, wie gewöhnlich mit allerlei Sensationen inszenierten Oper „Banadietrich“ Siegfried Wagners ist nähere Kunde noch nicht zu melden, da sie den Weg von Karlsruhe, der Stadt ihrer Erstaufführung, nicht nach Berlin, sondern vorerst nur bis Magdeburg gefunden hat. Sie scheint sich in den gewohnten Bahnen Jung-Siegfrieds zu bewegen, in dem Bestreben nämlich, den Stil Richard Wagners mit etwas Volkstümlichkeit zu durchsetzen, und so kann man sich über diesen Verlust trösten. Die Berliner



Giovanni Sgambati. (Mit Erlaubnis des Verlages von B. Schotts Söhnen in Mainz.)

Königliche Oper hat sich damit begnügt, Meyerbeers „Propheten" in neuem prunkvollem Gewande zu zeigen, die Komische Oper hat sich einer sehr liebenswürdigen Oper Künneckes angenommen, „Robins Ende", die, von echtem musikalischem Geist getragen, eine ebenso liebenswürdige wie anmutende Wirkung tut. Sehr eifrig hat — mit wechselndem Glück — die Volksoper gearbeitet, ja sie hat sich sogar ein wahrhaftes musikalisches Verdienst erworben, indem sie die Oper „Kleopatra" von August Enna zur Aufführung brachte. Enna hat sich vor etwa sechzehn Jahren durch seine „Hexe" viele Freunde bei uns erworben; die Hoffnungen, die er damals weckte, hat er in seiner textlich leider sehr schwachen „Kleopatra" vollauf erfüllt. Er ist ein durch und durch gesunder Musiker, geht nie auf brutale Wirkungen aus, ohne doch überzahm zu sein, behandelt das Orchester und die Singstimmen sehr gewandt, verschmilzt Lyrik und Dramatik instinktiv zu einem abgerundeten Ganzen — kurz, er bringt alles mit, was wir von einem Opernkomponisten verlangen.

Als einen beachtenswertesten Zug unsers Musiklebens möchte ich die unermüdliche Pflege nicht unerwähnt lassen, mit der man

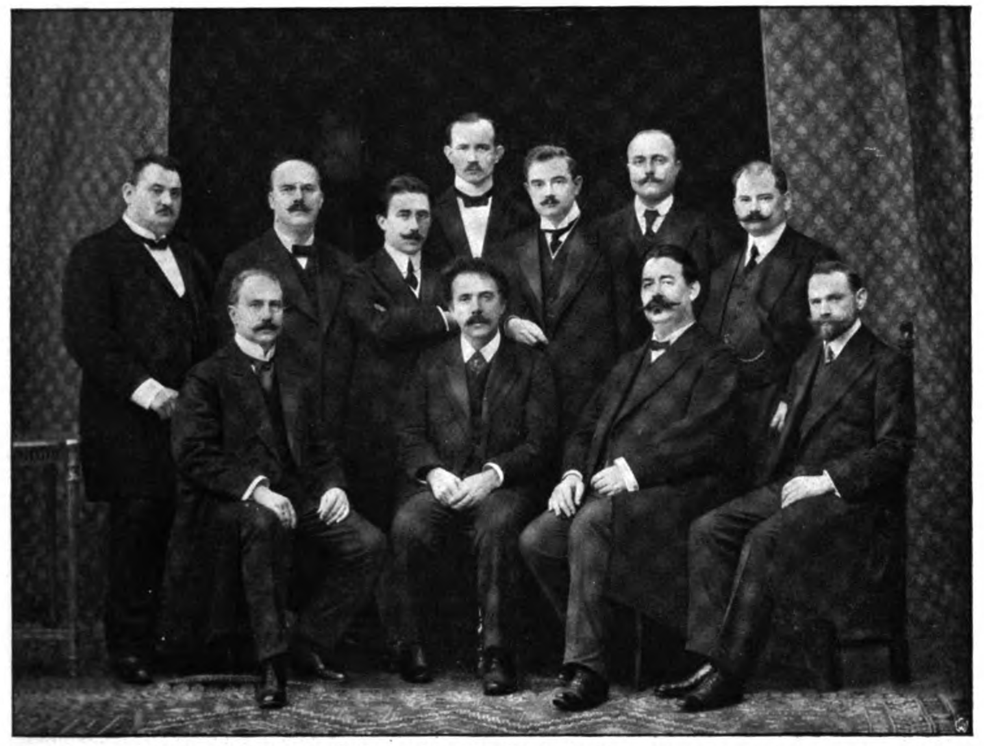
sich bei uns alter Musik annimmt. Zwei Vereinigungen stehen da obenan: die Barthsche Madrigal-Vereinigung und die Kammermusikvereinigung der Königlichen Kapelle. Die Madrigalschätze sind für Berlin durch die Barthsche Vereinigung überhaupt erst eigentlich gehoben worden — und welche Schätze breiten sich da aus! Wieviel Natur- und Lebensfreudigkeit, wieviel Liebesseligkeit strömt aus diesen das Volksempfinden in Kunstform kleidenden Gesängen! — Es ist der Freude kein Ende, zumal wenn sie von der Barthschen Vereinigung gesungen werden, die sie mit unübertrefflicher Geschlossenheit im Klang und mit denkbar delikatester Herausarbeitung des einzelnen zum Vortrag bringen. Meisterlich ist auch das Ensemblespiel der Königlichen Kammermusiker. Sie suchen halb oder ganz verschollene Kammermusikwerke namentlich des achtzehnten Jahrhunderts wieder zu Ehren zu bringen; im besondern solche mit Blasinstrumenten. Ihre Entdeckungsreisen in der alten Kammermusikliteratur sind von größtem Erfolg gewesen, so daß sie mit ihren Vortragsabenden, bei denen auch neuere, selten gehörte Musik zu ihrem Rechte kommt, an führender Stelle in unserm Konzertleben stehen.

Von persönlichen Gedenktagen der Musikwelt haben einige auch weitere Kreise lebhaft bewegt: der siebzigste Geburtstag Ernst Rudorffs und der achtzigste Geburtstag Karl Goldmarks.

Der Name Karl Goldmarks war einst in aller Munde, als des Komponisten Oper „Die Königin von Saba“ in der Mitte der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts über eine sehr große Reihe von



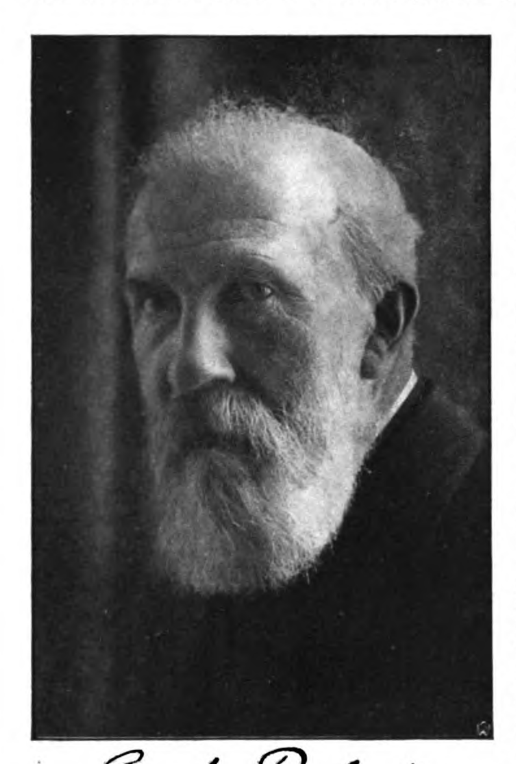
Szene aus Siegfried Wagners „Banadietrich“ (Nach der Leipziger Aufführung aufgenommen von Zander & Labisch in Berlin.)



Die Kammermusik-Vereinigung der Königlichen Kapelle in Berlin. (Nach einer Aufnahme des Ateliers von A. Wertheim in Berlin.)

Bühnen ging. Goldmark bewährte in ihr einen sehr scharfen Blick für unmittelbare Bühnenwirkungen und zeigte sich als einen gewandten Musiker, der den Geschmack des großen Publikums zu befriedigen wußte, ohne geläuterte Ansprüche zu verletzen. Seine Werke der späteren Jahre ließen manchen Wunsch unbefriedigt, da sie zum Teil allzusehr auf den äußern Effekt hin gearbeitet erschienen, zum Teil textlich nicht so geschickt abgefaßt waren wie jene „Königin von Saba". Aber wenn weder sein „Merlin" noch sein „Heimchen am Herd" u. a. selbst nach großen Erfolgen bei ihren Erstaufführungen dauernd für das Theater gewonnen werden konnten, ist Goldmarks Produktion doch immer wieder beachtet worden. Einigen Kammermusiken seiner Feder begegnet man immer wieder, von seinen Ouvertüren sind in den Programmen unsrer Orchesterkonzerte einzelne häufig anzutreffen, vor allem „Penthesilea" und „Im Frühling", und seine frisch erfundene Symphonie „Ländliche Hochzeit" gehört zu den meistgespielten symphonischen Werken, die wir aus neuerer Zeit überhaupt besitzen. So hat er in Wien zumeist und in seinem Vaterlande Ungarn, aber auch in Deutschland und im Ausland eine stattliche Anzahl von Verehrern gefunden; es ist begreiflich, wenn vornehmlich die Wiener seinen Ehrentag als einen solchen auch für sich empfinden.

Ganz anders erscheint das Bild Ernst Rudorffs. Während Goldmark es liebt, die Öffentlichkeit mit sich zu beschäftigen, hat Rudorff all sein Tage wie „ein stiller Musikant" sich ihr fast geflissentlich entzogen oder doch nur ganz gelegentlich gezeigt. In Musikerkreisen freilich wußte männiglich, welch wertvollste Kraft, welche edle Persönlichkeit, welche reiche Natur wir in ihm besaßen und besitzen. Kein Wunder, daß man sich in Berlin, wo er seit 1869 wirkte, eine jetzt sich bietende Gelegenheit nicht entgehen ließ, ihm die herzlichen und treuen Sympathien zu beweisen, die ihm hier gehören! Die Königliche Hochschule für Musik veranstaltete eine intime Feier für ihn, und auch in der Öffentlichkeit wurde seiner nicht vergessen, indem an einem populären Symphonieabend des Philharmonischen Orchesters seine Orchestervariationen zur Aufführung gelangten. Damit ist



Ernst Rudorff.

(Nach einer Aufnahme von Bandt & Hübner in Charlottenburg.)

eine Ehrenschuld gegen den Komponisten zum Teil abgetragen, auf deren weitere Tilgung man nun hoffentlich nicht nur in Berlin, sondern auch anderwärts sorglich bedacht sein wird; irre ich nicht, ist Köln bereits mit gutem Beispiel vorangegangen. Die Zurücksetzung und Vernachlässigung von Rudorffs Werken ist ebenso ungerechtfertigt wie töricht, ja direkt unverständlich, denn sie sind nicht nur wertvoll, sondern auch sehr dankbar und werden Künstler wie Laien bei guter Wiedergabe stets gleichermaßen erfreuen. Die eben genannten Variationen haben bei dem Reichtum ihrer kontrapunktischen Kunst und in ihrem reizvollen Stimmungswechsel und romantischen Zauber innerlichster Empfindung stets alle Hörer sofort für sich gewonnen, und bei einer Reihe andrer Arbeiten Rudorffs würde dasselbe der Fall sein: bei zwei Ouvertüren zum „Blonden Eckbert" und zu „Otto der Schütz" und bei einer B-Dur-Symphonie ganz gewißlich, aber auch bei einigen Chorwerken, Klavierstücken und nicht zuletzt bei seinen Liedern. Das Geheimnis ist leicht zu erklären: Rudorff wahrt stets die vornehmste Form, schafft als ein echter Meister, nur wenn er muß, muß aus innerer Notwendigkeit, und wenn nach erster Inspiration Plan und Ziel für die Durcharbeitung eines Gedankens durch reifliche Überlegung klar vor seinem geistigen Auge sich ausbreiten. Zu dieser vornehmen Form gesellt sich die Vornehmheit in der Anwendung äußerer Mittel; so offenbaren sich hohe, edle Gesinnung und Lauterkeit des Herzens in reinster Gestalt.
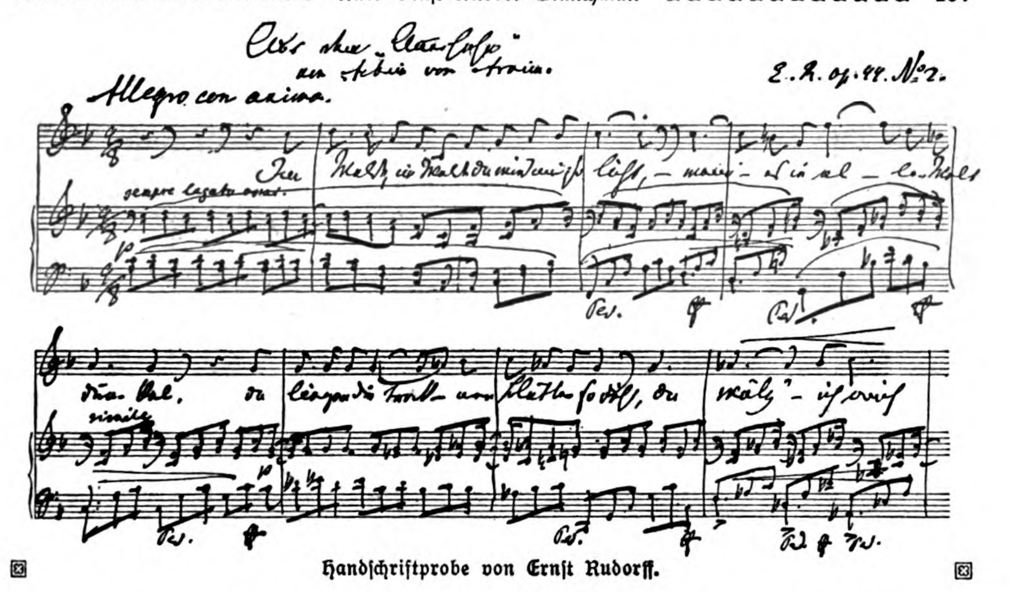
Wenn nicht als Komponist, so ist er in Berlin als Dirigent des Sternschen Gesangvereins, den er zehn Jahre hindurch, von 1880 bis 1890, leitete, mit der Öffentlichkeit in Fühlung getreten; aber auch hier liegt für sein Wirken der letzten vierzig Jahre seines arbeitsreichen Lebens nicht der Schwerpunkt. Dieser ist in seiner pädagogischen Tätigkeit zu suchen; aus seinem Schülerkreise sind viele unsrer bedeutendsten Klavierspieler hervorgegangen, und wiederum hervorragendste Pädagogen, die in seinem Sinne einem neuerstandenen Geschlecht die Grundlage aller Kunstübung verschaffen: Gewissenhaftigkeit! Rudorff war — er hat jetzt sein Amt an der Königlichen Hochschule niedergelegt — stets die Genauigkeit selbst, und die Gediegenheit des Spiels ist immer seine erste Forderung gewesen. Er wollte keine Virtuosen erziehen, sondern ehrliche Musiker, und bei wem er den Willen dazu fand, den unterstützte er ebenso mit wohlgemeintem Rat, wie er ihn durch persönliches Wohlwollen förderte. Treue sah er an seinem siebzigsten Geburtstage aufblühen, mit ihr Dankbarkeit über Dankbarkeit.

Auch zweier Verluste ist zu gedenken: Frankreich hat das Ableben Edouard Colonnes zu beklagen, Deutschland den Heimgang Karl Reineckes zu betrauern.

Colonne bedeutete für die französische musikalische Welt sehr viel, er stand in Paris im Mittelpunkt des Orchesterlebens und hat sich als Dirigent des Lamoureuxorchesters weit über Frankreich hinaus einen glänzenden Ruf erworben. Seine Reisen führten ihn auch zu uns nach Deutschland, wo er mit allergrößtem Respekt aufgenommen wurde. Die Straffheit seiner Disziplin war vorbildlich, sein Temperament ließ ihn natürlich deutsche Werke anders ansehen, als wir es gewohnt sind. Aber man hat ihm



Hugo von Bouvard: Damenbildnis.



Handschriftprobe von Ernst Rudorff.

dankbar zu sein, daß er sich deutscher Kunst stets mit solcher Hingabe angenommen hat; für Richard Wagner ist er voller Enthusiasmus eingetreten. Sein eigenstes Feld war die Interpretierung Berliozscher Werke, die er den Franzosen ganz neu schenkte, und auch Saint-Saënsscher Opern, für deren Wiedergabe er den maßgebenden Stil mitgeschaffen hat.

Karl Reinecke ist abseits vom Schauplatz des großen musikalischen Treibens von hinnen gegangen. Er konnte sich mit dem neuen Geschlecht und dessen neuer Kunst nicht befreunden und entschloß sich, von fern zuzuschauen, was die andern begannen, nachdem er selbst jahrzehntelang aufs eifrigste sich als Komponist, Dirigent und Lehrer betätigt hatte und auf den Höhen des Erfolgs gewandert war. Seine schöpferische Fruchtbarkeit war groß: neben einer Reihe von Opern stehen Werke für Vokalmusik jeglicher Art, Symphonien, Klavierstücke, Kammermusiken usw. usw. Diese Fülle seiner Arbeiten muß um so mehr wundernehmen, als sein Leben durch seine ausübende Tätigkeit — er war ein Meister am Klavier, als Mozartspieler unübertroffen —, durch seine pädagogische Wirksamkeit und durch seine Mühewaltungen als Dirigent der Leipziger Gewandhauskonzerte fast ausgefüllt erschien. Aber er besaß eine unbeugsame Willenskraft, und die intensive Arbeit lieh ihm wohl gerade die erforderliche Frische. Was er als Pianist bedeutet hat, was er als Lehrer für Ziele verfolgte, wie er die Gewandhauskonzerte von 1860 bis 1895 auf stolzer Höhe hielt, ist allbekannt. Seine zahlreichen Werke sind dem lebenden Geschlecht bis auf einige, etwa die Oper „Manfred", kleinere Opern und vereinzelte Klavierstücke, nicht mehr geläufig, ja kaum dem Namen nach bekannt. Dabei verraten sie, wenn man ihnen gelegentlich begegnet, stets den fein empfindenden und gewandt schreibenden Musiker, und so ist es wohl möglich, daß eins oder das andre seine Auferstehung feiern und weiterleben wird. Der Name Karl Reineckes selbst wird sicherlich noch lange lebendig bleiben, denn in ihm ist die Erinnerung an einen Künstler enthalten, der einseitig, aber unerschütterlich an seinen Idealen festhielt und gute und beste Traditionen zu pflegen verstand.

Manchmal

Manchmal kommt es über meine Seele,
Die ganz stille in den Abend lauscht,
Daß es dort von jenen goldnen Inseln
Mächtig wie Musik von Tuben rauscht —

Und dann wieder, daß es wie von Geigen
Oder wie von Harfen selig singt ...
Lautlos geht die letzte Sehnsucht schlafen,
Die kein Lärm und Leid des Tags bezwingt.

Karl Ernst Knodt



Naturwissenschaftliche Rundschau

Heilkunde und Gesundheitspflege

Von Dr. med. Hermann Moeser

Zwei gewaltige Seuchen sind es, die jahraus jahrein am Mark unsrer Volksgesundheit zehren: die *Tuberkulose* und der *Alkoholismus*. Gewaltig sind auch die Anstrengungen, die zu ihrer Bekämpfung gemacht werden. Internationale Kongresse vereinigen gelehrte Forscher und Männer der Praxis aus allen Kulturnationen, um Mittel und Wege zu ersinnen, wie diesen Zerstörern kostbarer Menschenleben wirksame Schranken gesetzt werden können. Noch scheint es wenig, was bisher erreicht worden ist; aber der Anfang zum Erfolg ist gemacht, und die Aussichten in die Zukunft versprechen weitere Siege. Die größte Aufmerksamkeit, die meiste Arbeitskraft und der reichste Aufwand an materiellen Mitteln wird der Bekämpfung der Tuberkulose gewidmet. Die Tatsache, daß die Tuberkulosetodesfälle in den letzten Jahren einen nicht unwesentlichen Rückgang erfahren haben, kann wohl als Beweis dafür gelten, daß die Bemühungen in dieser Richtung nicht erfolglos waren. Diese Erfolge scheinen freilich weniger auf das Konto besserer Heilbehandlung, als vielmehr auf die sich immer vollkommener entwickelnde *Vorbeugung* zu fallen.

Über die Wege der Entstehung dieser Krankheit ist eine völlige Einigung unter den Gelehrten noch nicht erzielt. Der Streit zwischen *Koch* und *Behring* ist auch noch nicht endgültig ausgetragen. Koch führt die Entstehung der meisten Tuberkuloseerkrankungen auf Einatmung tuberkelbazillenhaltigen Staubes zurück. Behring dagegen behauptet, daß auf diese Weise nur selten ein Mensch wirklich tuberkulös werde. Die Tuberkulose entsteht nach ihm vielmehr aus der Aufnahme bazillärer Keime mit der Milch schon im Kindesalter. Diese mit der Milchnahrung einverleibten Keime gelangen durch den Verdauungsapparat in das Blut und mit dem Blut in die Lungen. Auch solche Tuberkelbazillen, welche eingeatmet werden oder sonst in den Mund und in die Nasenrachenhöhle gelangen, kommen erst durch Vermittlung der Lymph- und Blutbahnen in die Lungen. Koch behauptet ferner, daß die in der Kuhmilch enthaltenen und von der Kuh herstammenden Tuberkel- (Perlsucht-) Bazillen nicht imstande seien, beim Menschen wirkliche Tuberkulose zu erzeugen. Behring dagegen behauptet, daß die vom Rind stammenden Tuberkelbazillen nicht nur ebenso gefährlich, sondern sogar noch gefährlicher seien als die aus menschlichen Krankheitsherden stammenden. Koch stellt die Ansteckung im vorgeschrittenen Alter in den Vordergrund. Nach Behring dagegen fallen die entscheidenden Infektionen in das Kindesalter und kommen zustande durch Vermittlung der Säuglingsmilch, mag diese nun von einer kranken Mutter oder Amme oder von einer perlsüchtigen Kuh stammen. „Die Schwindsucht ist nur der letzte Vers von dem Liede, dessen erster Vers schon demselben Menschen als Säugling in der Wiege gesungen wurde.“ — Demgemäß will Behring den Hebel für Ausrottung der Tuberkulose bei der Säuglingsernährung ansetzen und legt den Schwerpunkt auf Darbietung keimfreier Säuglingsmilch. Koch verlangt vor allem Beseitigung des Lungenauswurfs hustender Phthisiker und ist der Meinung, daß mit der endgültigen Vernichtung bazillenhaltigen Staubes — also durch peinlich sorgfältige Desinfektion des Sputums Schwindsüchtiger — die Tuberkulose als Volkskrankheit nach und nach ausgerottet werden könne.

Neustens ist nun Professor *Baumgarten* (Tübingen) mit einer weiteren Theorie über die Entstehung und Verbreitung der Tuberkulose hervorgetreten. Auf dem letzten Internationalen Medizinischen Kongreß in Ofenpest entwickelte er die Ansicht, daß weder die Kochsche noch die Behringsche Lehre allein und völlig befriedige, daß vielmehr viel häufiger, als dies bisher zugegeben worden, die Tuberkulose als angeborene Krankheit angesehen werden müsse. Die Tatsache einer Übertragung von den Eltern her, die früher bestritten wurde, ist jetzt zweifellos nachgewiesen und wird nach Baumgartens Ansicht in Zukunft fortschreitend immer häufiger gefunden werden, je mehr die großen Schwierigkeiten, den Bazillus in seinem latenten Zustande vor und unmittelbar nach der Geburt der Frucht zu entdecken, von der Wissenschaft und Kunst überwunden werden. Ob Baumgarten mit der Behauptung, daß die angeborene Tuberkulose als der häufigste Weg für die Entstehung dieser Seuche angesprochen werden müsse, recht behalten wird, bleibt abzuwarten. Die Tuberkulose der Erwachsenen wäre dann natürlich so zu erklären, daß der angeborene bazilläre Herd zunächst in Ruhe — latent — bleibt, bis er im weiteren Lebensverlauf des betreffenden Individuums durch irgendwelche anderweitige nachteilige Umstände mobil gemacht wird.

Begreiflicherweise ist es nun von großer Wichtigkeit, solche verborgene Seuchenherde im menschlichen Körper frühzeitig zu ermitteln. Die bisher üblichen klinischen Untersuchungsmethoden lassen

dabei vollständig im Stich. Mit Dank mußte es daher begrüßt werden, als sich neue Wege zeigten, heimliche Tuberkuloseansiedlungen offenkundig zu machen. Zuerst war es das Kochsche Tuberkulin, das in Form von Einspritzungen unter die Haut in ganz kleinen Dosen zu diesem Zweck empfohlen wurde. Während der Nichttuberkulöse auf eine Einspritzung von 1 Zentigramm und weniger Tuberkulin im allgemeinen nicht reagiert, zeigen sich daraufhin bei Tuberkulösen örtliche und allgemeine Erscheinungen — insbesondere Temperaturerhöhungen — mehr oder weniger heftiger Art. Obwohl diese diagnostische Methode schon seit der Entdeckung des Kochschen Tuberkulins geübt wird und ihr Wert ziemlich allgemein anerkannt ist, so hat sie sich doch nur langsam durchsetzen können und wird auch heute noch von vielen Ärzten abgelehnt; einerseits weil sie nicht ganz ungefährlich ist, anderseits weil sie häufige und sorgfältige Temperaturmessungen und Beobachtungen nötig macht, die außerhalb des Krankenhauses nicht ohne weiteres durchführbar sind. Besonders ablehnend gegen diese Tuberkulineinspritzungen zu diagnostischen Zwecken verhielt sich bis heute die französische Schule.

Es wurde deshalb gerade auch von französischen Ärzten besonders eifrig nach einem Ersatz für dieses Verfahren gesucht und ein solches schließlich auch von Calmette im Jahre 1907 gefunden. Läßt man einen Tropfen einer einprozentigen Lösung von Tuberkulin auf die Augenbindehaut einfallen, so zeigt sich bei durchaus gesunden Menschen nichts Auffallendes, während sich bei Tuberkulösen nach drei bis fünf Stunden am Auge eine deutliche Reaktion in Form einer entzündlichen Reizung der Bindehaut bemerkbar macht. Diese mehr oder weniger stark hervortretende Bindehautentzündung macht wenig Beschwerden, ist von keinen weiteren Allgemeinerscheinungen begleitet und nach zwei bis drei Tagen wieder abgeheilt.

Diese diagnostische Methode zur Feststellung verborgener oder zweifelhafter Tuberkulose wurde deutscherseits insbesondere von Wolff-Eisner (Berlin) nachgeprüft und teilweise abgeändert. Von besonderem Interesse war dabei die Beobachtung, daß Tuberkulöse, deren Erkrankung schon weit vorgeschritten war, ebensowenig wie Gesunde auf diese Untersuchungsmethode reagierten. Dadurch erscheint die neue Methode nicht nur für die Diagnose, sondern auch für die Prognose verwendbar, und zwar in dem Sinne, daß Kranke mit zweifelloser Tuberkulose, bei denen diese Reaktion ausbleibt, eine ungünstige Prognose bieten. Diese Tatsache, daß unheilbare Tuberkulosefälle bei Tuberkulineinträufelungen auf die Bindehaut nicht mehr reagieren, läßt die Frage entstehen, ob die Reaktion des Körpers gegen Tuberkulineinverleibung nicht als Schutz- und Abwehrmaßregel des Organismus gegen dieses Gift aufzufassen ist. Und wenn dem so ist, müssen wir weiter fragen, ob die Tuberkulintherapie, die sich zur Aufgabe setzt, mit den Tuberkulineinspritzungen so lange fortzufahren, bis der Kranke auf die Einspritzungen nicht mehr reagiert, auf dem richtigen Wege ist. Nach Wolff-Eisner ist es geradezu ein Gesetz, daß Tuberkulin in kleinen Dosen Überempfindlichkeit, in großen Gaben Unempfindlichkeit erzeugt. So ganz ungefährlich soll übrigens nach neusten Mitteilungen diese diagnostische Methode doch auch nicht sein. Vereinzelt wurde beobachtet, daß außer der Augenbindehaut auch die Hornhaut entzündlich erkrankte.

Neben dieser Calmetteschen Methode wurde von v. Pirquet (Wien) eine weitere diagnostische Reaktionsmethode auf Tuberkulose angegeben, die noch einfacher und ungefährlicher ist. Auf die Haut des Unterarms werden zwei Tropfen einer vierfach verdünnten Lösung von Kochschem Alttuberkulin aufgeträufelt. Sodann wird, wie bei der Impfung, mit einem Impfbohrer eine leise Hautverletzung erzeugt. Das Tuberkulin muß einige Minuten auf der Impfstelle liegen bleiben. Daneben wird zur Kontrolle ohne Tuberkulin die gleiche kleine Hautverletzung mit dem Impfbohrer bewirkt. Innerhalb 24 Stunden zeigt sich nun bei Tuberkulösen an der so geimpften Stelle eine Reaktion; die Impfstelle rötet sich, schwillt an, und es entsteht eine Papel von hellroter Farbe und einem Querdurchmesser von etwa 10 mm. Nach ein bis zwei Tagen zeigt diese Reaktion den Höhepunkt, um dann langsam zurückzugehen; nach acht Tagen ist der ganze Prozeß abgelaufen. Beim Nichttuberkulösen aber unterscheidet sich die Impfstelle von der nicht geimpften Kontrollverletzung in keiner Weise. Da bei dieser oberflächlichen Impfung von dem Tuberkulin so gut wie nichts in den Säftekreislauf gelangt, so fallen weitere sowie Allgemeinerscheinungen vollkommen weg. Pirquet hat seine Versuche schon an Hunderten von Kindern angestellt, und zwar mit dem Ergebnis, daß diese Reaktion nur in ganz wenigen Fällen versagte; sie versagte ebenfalls bei Tuberkulösen im letzten Stadium der Krankheit. Pirquet erkennt übrigens seiner Methode nur bei Kindern in den ersten Lebensjahren einen diagnostischen Wert zu.

Eine weitere Vereinfachung hat die Methode Pirquets durch Moro erfahren. Dieser läßt ein etwa erbsengroßes Stück einer 50prozentigen Tuberkulinsalbe lediglich einreiben, und zwar in die unverletzte Haut; und zwar empfiehlt er hierzu die Bauchhaut unterhalb des Schwertfortsatzes. Die positive Wirkung besteht in dem Auftreten eines knötchenförmigen Hautausschlags am Orte der Einreibung. Je nach der Stärke der Reaktion erscheinen diese Knötchen in 24 bis 48 Stunden vereinzelt oder zahlreicher, größer oder kleiner, bei mäßiger Hautrötung und geringem Jucken. Der Ausschlag bleibt mehrere Tage be-

stehen und blaßt dann allmählich ab. So interessant diese neuen diagnostischen Methoden sind und so wertvoll sie erscheinen mögen, so dürfen wir ihre Bedeutung doch nicht überschätzen. Sie geben z. B. keinerlei Aufschluß darüber, ob der Patient zurzeit an einer aktiven Tuberkulose leidet, oder ob er die früher einmal erfahrene Infektion schon längst überwunden hat. Bei jüngeren Kindern mag die Reaktion ein sehr brauchbares diagnostisches Hilfsmittel sein.

Die beweiskräftigste Tatsache, die für das Vorhandensein einer aktiven Tuberkulose spricht, bleibt nach wie vor der Nachweis der Tuberkelbazillen. Die Bedeutung dieses Befundes wird stets Geltung behalten, auch wenn es gelingen sollte, die Tuberkulinreaktionen und die klinischen Untersuchungsmethoden noch erheblich feiner auszubilden, als dies schon bisher geschehen ist. Leider gelingt aber der Nachweis vereinzelter Tuberkelbazillen im Auswurf durchaus nicht immer. Man hat sich daher schon lange bemüht, Verfahren zu ermitteln, die geeignet sind, das Auffinden der Bazillen zu erleichtern. Ein solches Verfahren ist unlängst von Uhlenhut und Xylander beschrieben worden und beruht darauf, daß Antiformin, ein Desinfektionsmittel, die Eigenschaft zeigt, Zellen und Bakterien mit Ausnahme der Tuberkelbazillen aufzulösen. Es scheint daher geeignet zu sein, die Tuberkelbazillen in einem Substrat, das auch noch zahlreiche andre Bakterien enthält, einzuengen und so leichter ausfindig zu machen.

Über neuere Fortschritte in der Heilbehandlung der Tuberkulose läßt sich leider nicht viel Besonderes sagen. Es fehlt nicht an Stimmen, die in dem totgesagten und neuerdings wieder auferstandenen alten Kochschen Tuberkulin das spezifische und nie versagende Tuberkuloseheilmittel der Zukunft feiern zu dürfen glauben; aber ihnen wird vielerseits doch recht energisch widersprochen. Auch über das Marmorekſche Tuberkuloseserum sind die Meinungen sehr geteilt; am ehesten will man dieses noch für die Fälle von äußerer (chirurgischer) Tuberkulose als zuweilen recht brauchbares Hilfsmittel gelten lassen. Bei der Tuberkulose der innern Organe scheint weder das Marmorek-Serum noch eins der verschiedenen Tuberkuline Hervorragendes zu leisten. Was für die Heilbehandlung der Tuberkulose geleistet werden kann, leistet zurzeit immer noch am besten eine hygienisch-diätetische Kur, der man wohl mit Recht nachsagen darf, daß sie im ersten Stadium über 90 Prozent, im zweiten Stadium bis 70 Prozent gute Erfolge erreicht und selbst für manche Formen des dritten Stadiums noch günstige Aussichten bietet.

Eine wertvolle Unterstützung erfährt die Tuberkulosebehandlung durch eine Erfindung der letzten Jahre: die Kuhnsche Lungensaugmaske. Das Prinzip, das diesem Apparat zugrunde liegt, ist das von Prof. Bier neuerdings so erfolgreich eingeführte der Blutstauung. Der Zweck der Maske ist, eine passive Hyperämisierung (zu deutsch: Blutanhäufung) der Lunge zustande zu bringen, um durch solche kräftige Durchblutung der Lunge den Krankheitsprozeß aufzuhalten. Daß die Lungenspitzen leichter tuberkulös erkranken als die untern Partien der Lunge, liegt nicht nur daran, daß die Spitzen schlecht „gelüftet", sondern vor allem auch daran, daß sie schlechter durchblutet werden. Die Gefahr einer Lungenblutung infolge der künstlichen Blutstauung in der Lunge durch die Kuhnsche Saugmaske ist gering, viel geringer als bei der gewöhnlichen Atemgymnastik. Die Blutanhäufung erfolgt bei Anwendung der Maske nicht durch vermehrten Druck von innen, sondern durch Saugung auf die Gefäße von außen. Infolge des größeren Blutreichtums werden die Blutgefäße besser ernährt und dadurch dickwandiger. Man kann also erwarten, und die Erfahrung hat hierfür auch schon Belege gebracht, daß dieses Saugverfahren eher ein Vorbeugungsmittel gegen Blutungen ist. Auch eine Vermehrung der Blutelemente durch den Gebrauch der Maske ist festgestellt. Schon nach ihrer einstündigen Anwendung steigt die Zahl der roten wie der weißen Blutkörperchen und erhöht sich entsprechend auch der Hämoglobingehalt des Blutes. Da die weißen Blutkörperchen im Kampfe gegen die krankmachenden Bakterien eine große Rolle spielen, so ist die unter der Saugmaske erfolgende Vermehrung dieser Gebilde sicherlich an den guten Erfolgen dieser Methode mitbeteiligt. Außer bei Lungentuberkulose wird die Anwendung der Saugmaske übrigens noch bei Keuchhusten, Lungenentzündung und Bronchialasthma empfohlen; verboten ist sie dagegen bei Tuberkulösen, die zu Fieber neigen, und bei Kranken mit deutlich ausgesprochener Herzschwäche. In weit vorgeschrittenen Fällen wird die Maske natürlich ebensowenig helfen wie andre Behandlungsweisen.

Die Erörterung über den Wert der Lungenheilstätten hinsichtlich der Dauererfolge ist noch nicht abgeschlossen. Den Zweiflern und Pessimisten steht eine nicht unbeträchtliche Zahl von Verteidigern gegenüber, deren sorgfältig ausgearbeitete Statistiken doch alle Beachtung verdienen. So weist eine solche Arbeit aus der Heilstätte Holsterhausen nach, daß von 1668 dort verpflegten Tuberkulösen zwei Jahre später noch 61,2 Prozent voll arbeitsfähig waren. Diese Zahl ist nach vier Jahren allerdings auf 53,5 Prozent heruntergegangen. Wenn diese Ziffern auch noch nicht befriedigen können, so sind sie doch geeignet, zu erweisen, daß die der Heilstättensache geopferten Summen nicht so ganz verloren sind, wie das Schwarzfärber und Überkritiker behaupten.

Während die Tuberkulosebekämpfung des Interesses aller sicher ist, die überhaupt sozial und hygienisch interessiert sind, kann man das von der





Bernhard Pankok: Bildnis des Grafen Karl v. Linden.

Bekämpfung des **Alkoholismus** nicht ohne weiteres behaupten. Ein boshafter Witzbold hat gemeint, das rühre daher, weil der Alkohol kein Bazillus sei, mit dem man absonderliche Experimente anstellen und sich einen großen Namen in der wissenschaftlichen Forscherzunft machen und dem man schließlich auch mit immer neuen Desinfektionsmitteln auf den Leib rücken kann; der Alkoholismus sei weder eine neue noch eine besonders vornehme und interessante Seuche und verdiene deshalb auch kein großes, allgemeines Interesse der Gesundheitswissenschaft. Jedenfalls ist es eine Tatsache, daß der Kampf gegen den Alkoholismus keine sehr allgemeine Unterstützung, dagegen aber wohl mannigfache Widerstände findet. Und doch haben neuere und neuste einwandfreie wissenschaftliche Forschungen ergeben, daß die Rolle, die der Alkohol als Krankheitserreger spielt, wichtig genug ist, um die größte Aufmerksamkeit des Sozialhygienikers in Anspruch zu nehmen. Besonders wichtig erscheint auch der jüngste Bericht, den Prof. Laitinen in Helsingfors auf dem XII. Internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus in London über seine hochinteressanten Untersuchungen gegeben hat, die den exakten Nachweis der Schädlichkeit kleiner und kleinster Alkoholgaben auf den menschlichen Organismus, insbesondere die Herabsetzung seiner Widerstandskraft gegen Infektionskeime, erbringen. Die Versuche wurden von Laitinen an 223 Personen verschiedenen Alters und Geschlechts und verschiedener Lebensstellung vorgenommen. Danach steht es fest, daß der Alkohol auch in sehr geringen Gaben die heute als überall wertvoll angesehenen Widerstandskräfte des Blutserums und der Blutzellen entschieden ungünstig beeinflußt. Bei welch geringen Alkoholmengen diese Wirkung sich schon geltend macht, mag durch folgenden Versuch belegt werden.

Es wurde die Widerstandsfähigkeit der Blutkörperchen von sechs Frauen, die ihr Leben lang abstinent gewesen waren, gegen die hämolytische (blutlösende) Wirkung des Normalserums von Kaninchen geprüft; hierauf erhielten diese sechs Frauen 63 Tage hindurch täglich 8 bis 10 ccm Alkohol in Form von 80 bis 100 ccm Wein mit 10prozentigem Alkoholgehalt. Nach dieser Alkoholperiode wurde neuerdings nach derselben Methode die Widerstandsfähigkeit der Blutkörperchen gegen dasselbe Kaninchenserum geprüft, und es ergab sich, daß diese im Durchschnitt der sechs Versuche sehr merklich herabgesetzt war. Mag man über die Theorien der modernen Bakteriologie und Immunitätsforschung denken, wie man will, niemandem wird es heute mehr einfallen, zu bestreiten, daß die Qualitäten des Blutes und seiner Bestandteile von weittragender Bedeutung für die Übertragbarkeit gewisser Infektionskrankheiten sind. Die Ergebnisse von Laitinens Experimenten stehen also im Einklang mit den längst bekannten Erfahrungstatsachen, daß die Widerstandsfähigkeit der Alkoholiker gegen Infektionskeime deutlich vermindert ist. Laitinens Versuche lehren aber noch mehr: sie widerlegen vor allem die altehrwürdige Ansicht, daß solche Schädigung nur für notorisch unmäßige Trinker gilt, daß dagegen der mäßige Alkoholkonsum in den Tagen der Krankheitsgefahr ein gutes Schutzmittel gegen Ansteckung sei. Jetzt ist das Gegenteil als richtig erwiesen: **der Alkohol ist weder ein Vorbeuge- noch ein Heilmittel bei Infektionskrankheiten.** Auch die Zeiten, wo man ihm fieberwidrige Eigenschaften zuschrieb, sind längst vorbei.

Obwohl der **Typhus** in seiner Häufigkeit schon längst gewaltig zurückgedrängt ist, so daß er als eigentliche Volksseuche nicht mehr in Betracht kommt, ist er doch noch immer eine mit Recht gefürchtete Infektionskrankheit, deren epidemisches Auftreten zu verhüten die Wissenschaft rastlos bemüht ist. Man sieht übrigens neuerdings im Typhus nicht mehr eine mehr oder weniger örtliche Ansteckung — etwa des Darms —, sondern man betrachtet den Typhus jetzt als eine ausgesprochene Allgemeininfektion, als eine Bakteriämie (Verseuchung des Blutes durch die Bakterien). Der Typhusbazillus kreist vom Beginn der Krankheit an und auch noch in der Rekonvaleszenz im Blute und ist auch dann noch darin zu finden, wenn die Körpertemperatur schon längst wieder normal geworden ist. Allerdings bleibt der Darm der Hauptsitz der Typhuserreger, und mit seinen Ausscheidungen vor allem gelangen diese Keime in die Außenwelt, und zwar dauert diese Bazillenausscheidung durch den Darm in der Regel etwa acht bis zehn Wochen vom Beginn der Erkrankung an. Ja, neuerdings ist sogar nachgewiesen worden, daß diese bakteriellen Ausscheidungen aus dem Darm noch jahrelang fortdauern können. Man hat aber nicht nur bei ehemaligen Typhuskranken, sondern in einzelnen Fällen auch bei Leuten, die niemals Typhus gehabt haben, Abscheidung von Typhusbazillen nachweisen können, ohne daß diese Bazillenträger über irgendwelche Beschwerden zu klagen hatten. In solchen Fällen nimmt man eine örtliche Immunität des Darms gegen diese Bazillen an. Auf Grund dieser Erkenntnis schenkt man jetzt wieder mehr als je der Kontaktinfektion, der direkten Übertragung des Typhus von Mensch zu Mensch, erhöhtes Interesse und erachtet sie als das bedeutsamste Moment bei dem epidemischen Auftreten dieser Krankheit. Dagegen gesteht man der Bodentheorie Pettenkofers nur noch eine sehr untergeordnete Rolle zu, während man dem Wasser und der Milch als Vermittlern der Bazillenübertragung nach wie vor eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zuschreibt.

Auch die Frage, zu welcher Zeit innerhalb des Krankheitsverlaufs der Typhus am ansteckendsten

sei, ist Gegenstand neuerer Untersuchungen gewesen, und diese haben ergeben, daß solche Kranke innerhalb der ersten Woche für ihre Umgebung am gefährlichsten sind. Bei 58 Prozent der beobachteten Fälle konnte nachgewiesen werden, daß die Ansteckung in der ersten Woche erfolgt war. Man vermutet sogar, daß ein nicht geringer Teil dieser Ansteckungen schon vor dem eigentlichen Ausbruch erfolgt. Diese Tatsache ist auch mit schuld an der raschen Ausbreitung der Krankheit. Denn in vielen Fällen, besonders auf dem Lande, kommt der Typhuskranke frühstens am Ende der ersten Krankheitswoche in ärztliche Behandlung, hat also bis dahin und bis die Diagnose sicher gestellt ist und vorbeugende Maßregeln getroffen sind, reichlich Gelegenheit gehabt, seine Umgebung zu infizieren.

Auch das Problem eines Impfschutzverfahrens gegen den Typhus hat in den letzten Jahren eifriges Studium erfahren. Umfangreiche Versuche in dieser Richtung wurden deutscherseits bei den Kolonialtruppen in Südwestafrika vorgenommen. Der Erfolg dieser Schutzimpfungen zeigte sich nach den hierüber veröffentlichten Berichten in einer merklichen Herabsetzung der Krankheits- und Sterblichkeitsziffern. Nach dieser Statistik fielen von 424 gemeldeten Typhusfällen 324 auf Nichtgeimpfte und 100 auf Geimpfte. Die Sterblichkeitsziffern der Nichtgeimpften betrug 11,9, die der Geimpften nur 4 Prozent. Während man den Typhus in Südwestafrika im allgemeinen in schwerer Form, häufig mit tödlichem Ausgang verlaufen sah, konnte man bei den erkrankten geimpften Soldaten einen milden Verlauf beobachten. Jedenfalls darf die aktive Immunisierung gegen den Typhus als ein wissenschaftlich wohlbegründetes Verfahren gelten. Der Körper antwortet auf die Einführung des Impfstoffs mit ganz bestimmten Reaktionserscheinungen, mit der Bildung spezifischer Schutzstoffe, die mit den nach dem Überstehen der Krankheit im Blute auftretenden Antikörpern völlig identisch sind. Daß der Körper dabei durch Fieber und mancherlei Reizerscheinungen auf die Impfung kräftig reagiert, ist nicht zu umgehen, vielmehr wird dieser Reaktion für die Erzielung eines wirksamen Schutzes ein gewisser Wert beigemessen. Solange die Typhusschutzimpfung noch mit schmerzhaften Begleiterscheinungen zu rechnen hat, kann sie immer nur als fakultative Operation in Frage kommen bei Leuten, bei denen die Angst vor einer Ansteckung größer ist als die Bedenken gegen die mit der Impfung verbundenen Unbequemlichkeiten und Schmerzen.

Den großartigen Aufschwung, den die Chirurgie in den letzten Jahrzehnten genommen hat, verdankt sie besonders zwei Umständen. Einmal der Entdeckung Listers, die zunächst zur antiseptischen und dann zur aseptischen Wundbehandlung führte und dadurch dem Chirurgen die Möglichkeit in die Hand gab, den großen Gefahren, die früher durch Wundinfektionen allen operativen Eingriffen anhafteten, ausweichen zu können. Sodann aber war es auch die Vervollkommnung der Möglichkeit, die Schmerzen bei der Operation ausschalten zu können, die Erfindung ganz neuer Wege zu diesem Ziele, was die Furcht vor dem Messer mehr und mehr bannte. Physische Schmerzunempfindlichkeit läßt sich bekanntlich dadurch erzeugen, daß die Funktion der Nervensubstanz, welche das Schmerzgefühl vermittelt, vorübergehend künstlich unterbrochen wird. Diese Unterbrechung ist möglich im Gehirn, dem Sitz des Bewußtseins; sie ist ferner möglich an der Angriffsstelle des Schmerzes, also im Operationsfeld; und endlich läßt sich die Schmerzempfindung auf dem Wege von der verletzten Stelle zum Wahrnehmungszentrum, d. h. zum Gehirn, von jeder beliebigen Stelle der zentralen Leitung unterbrechen. Das bekannteste Mittel der Schmerzaufhebung für chirurgische Eingriffe ist die Inhalationsnarkose. Eine chemische Substanz von narkotischen, d. h. lähmenden, betäubenden Eigenschaften — gewöhnlich Chloroform oder Äther — wird durch Einatmung auf dem Wege der Blutbahn an das Gehirn herangebracht und dadurch Bewußtsein, Schmerzempfindung und spontane Bewegungsfähigkeit ausgeschaltet. Es läßt sich nicht leugnen, daß diesem Verfahren gewisse Bedenken anhaften. Nach Neuber kamen im Jahre 1908 auf 20613 Chloroformnarkosen 10 Unglücksfälle von Chloroformtod, auf 11859 Äthernarkosen 2 Todesfälle; das sind keine hohen Prozentziffern, aber sie sind auch nicht so gering, daß wir eine solche Narkose harmlos nennen könnten. Die Bestrebungen, diese Gefahren zu verringern, sind daher von den Chirurgen unermüdlich fortgesetzt worden. Man hat sich vor allem bemüht, die Narkose nicht tiefer und längerdauernd zu gestalten, als zur Erreichung des Zweckes ganz unbedingt notwendig ist. In manchen Fällen genügt es schon, wenn das Bewußtsein nur teilweise herabgesetzt ist, soweit es eben nötig ist, um die Schmerzen im Augenblick erträglich zu machen. Diesem Zwecke dient die neuerdings mehr und mehr in Aufnahme kommende Methode der Einspritzung von Skopolamin-Morphiumlösung unter die Haut. Skopolamin ist ein Alkaloid aus einer Pflanze (Scopolia atropoides), einer Verwandten der Tollkirsche (Belladonna atropa) und des Bilsenkrauts (Hyoscyamus niger), und ist eigentlich ein Gegengift des Morphiums.

Während sowohl die Inhalations- wie die durch Einspritzung unter die Haut erzeugte Skopolamin-Morphiumnarkose das Gehirn zum Angriffspunkt der Schmerzaufhebung macht, stellt sich die sogenannte Lokalanästhesie zur Aufgabe, die schmerzenden Endapparate der Empfindungsnerven in der Wunde unempfindlich zu

machen. Als einfachstes Hilfsmittel hierfür bot sich zunächst die **Kälte** dar. Läßt man feinen zerstäubten Äther, oder noch besser Chloräthyl auf die Haut sprühen, so wird durch dessen rasche Verdunstung die Haut bis auf Eiseskälte abgekühlt und damit zugleich unempfindlich gemacht; nur reicht diese Unempfindlichkeit nicht in die Tiefe und genügt nur eben zur raschen schmerzlosen Eröffnung oberflächlicher Eiterherde, zu schmerzlosem Zahnziehen u. dgl. Will man eine tiefergreifende und mehr Zeit als nur wenige Sekunden dauernde Operation vornehmen — z. B. die Ausschälung einer Fettgeschwulst —, so genügt die Kälteanästhesie nicht. Für solche Fälle tritt dann die von Prof. Schleich (Berlin) zuerst angegebene sogenannte Infiltrationsanästhesie in ihr Recht. Es werden hierbei schwache Kokainlösungen, denen geringe Mengen Kochsalz und Morphium zugesetzt sind, unter starkem Druck in das zu operierende Gewebe eingespritzt. Die in dieser Weise „infiltrierten" Gewebe sind dadurch zwar nicht absolut unempfindlich gemacht, aber die Empfindung ist doch so wesentlich herabgesetzt, daß von eigentlichem Schmerz bei Operation nicht mehr gesprochen werden kann.

Absolute Aufhebung jedes Empfindungsvermögens kann, wenigstens bei Operationen an Fingern und Zehen, erreicht werden durch ein zuerst von Oberst angegebenes Verfahren. Es wird hierbei der Finger oder die Zehe zunächst durch einen dünnen Gummischlauch fest abgeschnürt; sodann spritzt man eine schwache Kokainlösung in die Gegend des Gefäß- und Nervenstranges zur Hälfte an der Streckseite des betreffenden Gliedes, zur andern Hälfte an seiner Beugeseite ein. Nach etwa 5 bis 10 Minuten ist der Erfolg eingetreten, und zwar so vollständig, daß selbst bei operativen Eingriffen am Knochen der Kranke keinerlei Gefühl davon hat, daß mit ihm überhaupt etwas geschieht. Anfangs klagten die Operierten allerdings sehr über den nach Beendigung der Operation und Aufhören der Kokainwirkung sich einstellenden Nachschmerz. Inzwischen hat man gelernt, diesen Nachschmerz dadurch zu verhüten, daß man der Einspritzungslösung Adrenalin oder Suprarenin, ein aus der Nebenniere hergestelltes organotherapeutisches Präparat, in starker Verdünnung zusetzte. Durch diesen Zusatz werden die Blutgefäße verengt, die Aufsaugung des eingespritzten Kokains wird verlangsamt und die Kraft seiner Wirkung erhöht. Prof. Bier (Berlin) benutzt bei Ausführung der örtlichen Unempfindlichmachung den direkten Blutweg zur Einführung der Kokainlösung. Er schnürt z. B. das aufzuschneidende Ellenbogengelenk beiderseits — ober- und unterhalb des Gelenks — ab und bringt dann etwa 100 ccm einer 1/4prozentigen Novokainlösung in die hierfür geeignete oberflächliche Vene des Gelenks ein. Auf diese Weise können Amputationen schmerzlos ausgeführt werden.

Ein weiterer in den letzten Jahren neu gefundener Weg zu schmerzlosem Operieren ohne Betäubung des Gehirns ist die sogenannte **Lumbalanästhesie**. Schon 1885 hatte ein amerikanischer Arzt, Corning, den Versuch bei Tieren und Menschen gemacht, eine Kokainlösung in die das Rückenmark und die daraus entspringenden Nervenwurzeln umspülende Flüssigkeit, die Zerebrospinalflüssigkeit, einzuspritzen, und hatte danach Aufhebung der Schmerzempfindung in der ganzen unterhalb der Einspritzungsstelle befindlichen Körperhälfte bei unversehrtem Bewußtsein beobachtet. Er erkannte auch sofort den Wert dieser Tatsache als Ersatz der Narkose; er fand aber keinen Chirurgen, der sich entschließen wollte, die Sache näher zu prüfen, und so geriet sie wieder in Vergessenheit. Erst 1899 wurden ähnliche Versuche von Prof. Bier wieder aufgenommen, aber mit Rücksicht auf die damit verbundenen großen Gefahren wieder aufgegeben. Erst als man die eigenartigen obenerwähnten Wirkungen der Nebennierenpräparate kennen gelernt und zugleich weniger gefährliche Ersatzmittel für das Kokain gefunden hatte, griff man auf diese Versuche zurück, und zwar mit dem Erfolge, daß diese Methode schmerzlosen Operierens nunmehr Eigentum aller größeren chirurgischen Kliniken geworden ist. Allerdings ist sie nur für Operationen an der untern Körperhälfte — an Beinen und Unterbauch — verwendbar, nicht aber für chirurgische Eingriffe an Kopf, Brust oder Armen. Die Einspritzung erfolgt in den Lendenteil des Rückenmarkkanals, und ihre anästhesierende Wirkung kann sich daher auch nur auf diejenigen Körperregionen erstrecken, die von Nerven versorgt werden, die unterhalb der Einstichstelle entspringen. Ernstere Gefahren bedingt diese Methode bei vorsichtiger Handhabung und kritischer, sorgfältiger Auswahl der dafür geeigneten Fälle nicht, doch ist sie in manchen Fällen von unangenehmen Neben- und Nachwirkungen begleitet. Deshalb kommt die Lumbalanästhesie zunächst hauptsächlich bei solchen größeren Operationen der untern Körperhälfte zur Verwendung, wo die Anwendung der Inhalationsnarkose Bedenken hat.

Der unermüdliche Wetteifer, mit dem unsre Chirurgen bestrebt sind, ihr Eingreifen immer qualfreier für die Leidenden zu gestalten, läßt erwarten, daß die neuen Methoden schmerzlosen Operierens uns dem Ideal der Humanität am Krankenbett auch in dieser Richtung immer noch näher bringen.







Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

Frühlingsmelancholie und Abschiedsgedanken — Eine Lanze für Reinhardt — Die „Braut von Messina" und Eduard Stuckens „Gawân" — Die Pantomime „Sumurûn" — Euripides und Bernard Shaw — Agnes Sormas letztes Gastspiel — „Die goldene Ritterzeit"



Die Kastanien stecken ihre Kerzen auf, und draußen in Werder blühen die Obstbäume. Da heißt es für Dramatiker und Schauspieler: Packt eure Instrumente ein und überlaßt euren Brüdern in Luft und Wasser das Konzert! Freilich, wörtlich ist das längst nicht mehr zu nehmen. Der Grundstückwert in Berlin und andern Großstädten, die den unbegreiflichen Ehrgeiz haben, es der Metropole an Kostspieligkeit gleichzutun, hat längst eine solche Höhe erklommen, daß man auch im heißesten Sommer Maurern, Malern und Vakuumreinigern gerade nur so lange die Herrschaft läßt, wie es Hygiene und Baupolizei fordern. Die übrigen Wochen und Tage sind schon im voraus von „Gästen" belegt, deren gastliche Aufnahme bei den selber ausgewanderten Wirten um so wärmer ist, je kostbarere Gastgeschenke — in Gestalt ihrer Kontrakte — sie mitbringen. Doch für voll wird dergleichen eigentlich kaum noch genommen. Die Berliner Saison ist zu Ende in dem Augenblick, wo Reinhardt seine letzte Klassikeraufführung, Brahm seinen jüngsten Ibsenzyklus beendet hat. Nicht einmal die „Novitäten" spielen noch eine Rolle: Sudermann hat sich ins Königliche Schauspielhaus geflüchtet und damit öffentlich den Wunsch ausgesprochen, ins Ausgedinge zu ziehen; Schnitzler, Fulda, Halbe, Hirschfeld haben teils freiwillig, teils unfreiwillig auf eine Berliner Aufführung in dieser Spielzeit überhaupt verzichtet; selbst Hauptmann, sonst einer der Stetigsten, hat dem Acker ein Brachjahr gegönnt — möge es seiner Kunstreise zugute kommen selbst dann, wenn die dramatische Bearbeitung der Lagerlöfschen Erzählung „Herrn Arnes Schatz", die er für den Anfang der nächsten Spielzeit ankündigt, nur eine Zwischen- und Erholungsernte bedeuten sollte.

Nein, die jährlichen dramatischen Neuheiten sind es nicht mehr, die die Türen der Saison öffnen oder schließen. Regie und Schauspielkunst haben es in ihrer Emanzipation von den Autoren der Gegenwart so weit gebracht, daß gerade die besten Theater am leichtesten eine etwa von jenen über sie verhängte Generalaussperrung — phantastischer Gedanke! — würden ertragen können. Doch nun erhebt sich die Frage: Ist es die Not, die da eine Tugend zuwege gebracht hat, oder ist es die Untugend — sagen wir der Bequemlichkeit, der Kurzsichtigkeit, der Zaghaftigkeit, die da eine Not heraufbeschworen hat? Mit andern Worten: Gibt es wirklich so wenig brauchbare Stücke junger Dramatiker, daß schon im deutschen Bühnenspielplan von 1908 bis 1909 zwischen Schiller (1632) und Shakespere (1141) Oskar Blumenthal, allein und mit Kadelburg, mit 1149 Aufführungen paradieren muß? Mir kommt es so vor, als sei diese ganze Generation von Theaterdirektoren eine einzige Nachkommenschaft des großen Fabius Maximus Cunctator. Ihre Strategie besteht in einem ewigen Auf-der-Lauer-liegen, in einem endlosen Ausdehnen des Zustandes „Zwischen den Schlachten". Wohin sollen wir uns neigen, zu wem uns schlagen? Zu den Alten und ihrem Nachwuchs gen Westen oder zu den Jungen und Jüngsten gen Osten? Ja, wenn wir nur erst wüßten, wohin die öffentliche Meinung, der Zeitgeschmack, die Kritik, der — Theaterbesuch sich schlagen werden! So steht man weiter Gewehr bei Fuß und wartet auf ein Vogelzeichen von oben, um endlich Farbe zu bekennen und Panier aufzuwerfen.

Vielleicht erklärt sich aus dieser Zurückhaltung auch Reinhardts und seiner Theater gegen die zeitgenössische Produktion ein Teil des gründlichen Stimmungswechsels, um nicht zu sagen Hasses, den er jetzt nach anfänglichem schier grenzenlosem Enthusiasmus erfahren muß. Bewunderung und Brotneid werden mit demselben Anfangsbuch-

staben geschrieben. „Tantiemensparer" lautet, wenn ich recht gehört habe, eins der beliebtesten und — höflichsten Schimpfwörter für ihn. Möglich, daß er von der edlen Kunst, die hier geschmält wird, mittlerweile endlich einen Hauch gespürt hat. Lange genug hat's gedauert, und war nicht auch manch einer von heut und gestern dabei, der ihn mit seinen kostspieligen Mißerfolgen dazu gebracht hat? Doch es gibt tiefere Gründe für die gegenwärtige Reinhardt-Baisse. Zunächst einmal: so wenig wie eine Reihe von guten Tagen verträgt der Mensch eine ununterbrochene Kette von Begeisterung und Anerkennung. Zumal der Berliner in seinem alles durchbohrenden Gefühl errötet bald über sich selbst, wenn er merkt, daß er um einen Ton zu hoch Halleluja geschrien hat. Herrgott! dein Nachbar wird dich doch wohl nicht für kindisch halten? ... Dann drängen da an jedem Premierenabend, kaum daß der Vorhang gefallen, von hinten her, von oben herab ganze Züge von Backfischen und Flaumbärten ins vordere Parkett und klatschen auf „Deibel, komm raus!", wie der Berliner sagt. Ja, wer mag da mittun? Da drückt man sich lieber um ein paar Minuten früher und holt seine Garderobe, noch ehe sie wirklich mit ihrem „Reinhardt! Reinhardt!" wieder Erfolg gehabt haben. Zu diesen ehrlich Mißvergnügten, die sich um keinen Preis imponieren lassen wollen, gesellen sich die Malkontenten und Müdblasierten, die auf dem Theater alles mögliche andre haben wollen, nur kein Theater. Maeterlinck und Shaw, allenfalls noch Hofmannsthal und Schnitzler — das andre ist für die misera contribuens plebs, die durchaus Radau haben muß! Schande über Schande, daß auch dieser Reinhardt, auf den wir Stillen und Feinen im Lande einmal Hoffnungen zu setzen so gnädig waren, solchem profanen Massenbedürfnis entgegenkommt!

Das alles sind hanebüchene Übertreibungen — aber was fragt die öffentliche Meinung nach Wahrheit und Gerechtigkeit, wenn ihr einmal der Kamm geschwollen ist. Was geht es sie an, daß das ganze neubelebte Interesse am Theater und seinen Ausdrucksmöglichkeiten auf Reinhardts Konto fällt. Was fragt sie danach, daß für tausend Fragen, Zweifel, Probleme der Bühnenkunst er die Kastanien aus dem Feuer geholt hat. Was kümmert es sie, daß er, so gut wie einst für die dekorative Ausstattungskunst, heute mit heißestem Bemühen dabei ist, den Regiestil der Einfachheit, Sachlichkeit und Strenge zu gründen. Was kauft sie sich dafür, daß — nach hundert empfindlichen Schlappen und tausendfachem Undank — er es auch heute noch ist, der am kühnsten und weitesten auf die hohe See jener „Werdenden", „Vielversprechenden" hinauszusteuern wagt, von der man selten anders als in gerettetem Boot heimkehrt.



Leopoldine Konstantin als Marie de Hautdesert in Eduard Stuckens „Gawân". (Nach einer Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

Dies alles in der Stunde des nahenden Abschieds einmal wieder uns und den Nörglern ins Gedächtnis zurückzurufen, wird ja wohl nicht gleich für blinde Kritiklosigkeit genommen werden. Wie leicht es den Reinhardtischen Regietaten an der letzten literarischen Durchbildung fehlt, wie oft sogar, gerade infolge seiner Neuheitssucht, das Nächste und Natürlichste verfehlt wird, das, denk' ich, ist hier häufig genug gesagt und gescholten worden. Nun aber, da es gilt, vom Einzelnen aufs Allgemeine zu blicken und festzuhalten, worin das Entscheidende liegt, da möchte man sich doch schämen, anders als mit Respekt und Dankbarkeit von diesem Anreger und Förderer zu sprechen, dem stärksten, den die Theaterkunst seit Jahrzehnten gehabt hat.

Da war letzthin seine Aufführung der „Braut von Messina“, dreiviertel Jahr nach der ersten, die er im sommerlichen Künstlertheater zu München gab, auf dieser Bühne, die als eine Art Trutz-Uri ihm zum Tort gebaut war, und die ihm dann ach! so bald auf seidenem Kissen ihre Schlüssel entgegentrug. Wie damals gegen die Münchner wäre auch jetzt unendlich viel gegen die Berliner Aufführung zu sagen. Zumal die Behandlung der Schillerschen Chöre, einerseits ihre Steigerung, Erhöhung, Orchestrierung ins Musikalisch-Symphonische, wobei noch ein zweiter unsichtbarer Chor hinter den Kulissen das bald dämpfende, bald verstärkende Echo des ersten bildet, anderseits die weit über Schillers eigne Anweisungen oder Zugeständnisse hinausgehende Verteilung der Reden an einzelne Sprecher, die neue Gruppierung, Gliederung und Zerlegung — das alles regt immerfort zu Einwänden und Bedenken an. Aber in dem Augenblick, wo man sich anschickt, diese Kritik zu formulieren, entschleiert sich da oben eine hinreißende Schönheit, eröffnet sich ins Innerste der Dichtung hinein — die ich, nebenbei gesagt, in ihrer antikisierenden Dramatik und ihrer pathetisch-sentenziösen Lyrik für alles andre denn ein Meisterstück halte — ein Ausblick von solcher Tiefe und Durchsichtigkeit, daß der schon zum Widerspruch gestraffte Nacken sich flugs wieder beugt. Denn hoch über allen Einzelschwächen und -verfehltheiten steht versöhnend und triumphierend dies leidenschaftliche, von Hingebung und Schaffensfreude glühende Dabeisein aller, des ersten wie des letzten, von einem wahrhaft majestätischen Regiewillen in Zaum und Zucht, aber auch in Fluß und Flug gehalten. Da ist keine Bewegung, kein Blick, keine Miene, die sich von dem Pfade ihrer Aufgabe seitab oder gar — wie man das bei Massenauftritten auch auf den ernstesten Bühnen erleben kann — in den Zuschauerraum verirrt. Einem jeden ist der Glaube suggeriert, an ihm, an ihm allein hange die Wirkung dieser Szene oder gar der ganzen Aufführung. Es kann einem nicht schwerfallen, sagen wir im Königlichen Schauspielhause, eine abgerundetere, „befriedigendere“ Aufführung zu sehen; aber nirgends in Deutschland gibt es eine Bühne, die das Werk so von Grund auf neu zu schaffen, so bis ins letzte Faserchen mit Schöpferglut zu erfüllen weiß. Wir würden uns mit einem Schlage erkältet und verarmt fühlen, wenn wir aus irgendeinem Grunde dieser Licht- und Wärmequelle am Theaterhimmel verlustig gehen sollten.

Und am Ende würden ihm doch auch wohl die zeitgenössischen Dramatiker nachtrauern. Mit manchem, der sich sonst noch lange mit der zweifelhaften Ehre einer Buchwirkung hätte begnügen müssen, hat Reinhardt zuerst es gewagt; auch dann, wenn das Stöhnen des Kassierers schon im voraus deutlich durch das ganze Haus zu vernehmen war. Hält man den Herrn des Deutschen Theaters und der Kammerspiele wirklich für so dumm, daß er sich von Schmidtbonns schiefgewickelter Tragikomödie volle Häuser versprochen haben sollte? Und ist nicht Eduard Stucken, der Dichter des fünfaktigen Mysteriums „Gawân“ und einer ganzen Anzahl andrer feierlicher Dramendichtungen aus ferner Märchen- und Mythenzeit, fast ein Jahrzehnt lang vergebens von Bühne zu Bühne gepilgert, überall mit der plausibeln Begründung abgewiesen, dergleichen mystisch-spirituelle Dramatik, die zwischen sich und den Zuschauer absichtlich eine kühle Isolierschicht aufrichtet, vertrage die heutige Bühne nicht? Die Kammerspiele wagten es mit ihm. Und wenn dabei auch nichts herausgekommen sein mag als eine Klärung und Belehrung für den Dichter selbst, indem er sich nun als Zuschauer vor seinen eignen Gebilden hat überzeugen können, wieweit sie sich mit der Bühne vertragen, wo sie ihr widersprechen, wo sie sie überzahlen oder wo sie ihr etwas schuldig bleiben, so ist auch das ein Dienst, der einem Theaterleiter nicht bloß von dem Dichter, nein, von allen um die dramatische Kunst besorgten Kreisen Dank eintragen sollte. Nichts beschäftigt den ersten Kritiker heute so tief wie die Frage, wie weit die Grenze oder besser die Erweiterungsmöglichkeiten der Bühne und der dramatischen Darstellungskunst gehen.

Warum es verhehlen: dies Mysterium von dem christlichen Ritter, der durch Tod und Verführung unangetastet hindurchreitet, weil er seine Seele im Innersten rein bewahrt, ist von der Bühne, ihren natürlichen, unumstößlichen Forderungen und Gesetzen her betrachtet ein schwächliches Werk — trotz der sinnlich anschaulichen, eindringlichen und zuweilen berückenden Bilder, in die es sich stellenweise verdichtet. Sein eklektischer Gedankengehalt ist nicht im Feuer einer starken neuschöpferischen Persönlichkeit zu etwas Eignem umgeschmolzen; seine Schönheiten sind sprachlicher und lyrischer, höchstens bildhafter Art, also für das Instrument der Bühne nur von untergeordneter Bedeutung. Wenn man den schwerflüssigen Rhythmen und den verschwenderischen Reimen dieser fünf Akte dennoch mit Aufmerksamkeit und Andacht lauscht, so zeugt das immerhin von einer geistigen Kultur des Werkes, die auf unserm Theater zu selten geworden ist, als daß man gleichgültig gegen sie sein dürfte. Gewiß, dieser Kulturreiz liegt mehr in dem altüberlieferten Stoffe und seinem angeborenen Tiefsinn als in den neuen Zutaten und Wendungen, die er von Stucken hat. Wenn nicht in der Gralssage, so finden wir ihn in dem mittelenglischen Epos von Sir Gawain und dem grünen Ritter, dem Werk eines anonymen Zeitgenossen Chaucers, ziemlich genau so vorgebildet, wie Stucken ihn gestaltet hat.

Gawân, König Artus' Neffe, ist der einzige unter den Rittern der Tafelrunde von Camelot, der den Mut hat, dem plötzlich zur Weihnachtszeit erscheinenden rätselhaften, ganz in Grün gekleideten Ritter auf sein Verlangen den Kopf abzuhacken, unter der Bedingung, daß er sich nach Jahresfrist gleiches von ihm gefallen lasse. Der Hieb gelingt, aber der kopflose Rumpf hebt wankend das abgeschlagene Haupt empor und schärft, ehe er höhnisch davonreitet in den schwarzen Wald, dem Sieger sein Ritterwort ein. — Die zwölf Monde laufen ab; Gawân kommt auf seiner Irrfahrt nach der grünen Kapelle, in der sich sein Schicksal vollziehen soll, tief im Wintersturm auf die Burg des Ritters — ohne diesen wiederzuerkennen —, wird gastlich aufgenommen und einen Tag mit dessen himmlisch schöner Gefährtin allein gelassen, unter der neuen Bedingung, daß beide Männer am Abend dieses Weihnachtstags redlich alles miteinander austauschen wollen, was ihnen den Tag über an Beute zugefallen ist. Bernlak de Hautdesert — so der Name des Ritters — bringt kostbare Jagdbeute heim; Gawân hat ihm nur einen scheuen Kuß zu geben, den er am Morgen von Marie, der Dame des Ritters, empfangen. Den Gürtel, den sie ihm, dem tapfer Widerstrebenden, in glühendem Verführungsspiel weiter noch aufgezwungen hat, verbirgt er bänglich im Gewand, weil er nach Mariens Worten hofft, damit den Gegner in der grünen Kapelle zu überwinden und sein Leben zu retten. Mit dieser halben Unwahrheit im Herzen, kommt er, von einem alten Diener des Ritters geleitet, an den Ort der Entscheidung. Unter dem Baldachin steht Marie, und er erkennt in ihr dieselbe, die ihm vorher Versucherin und Verführerin zur Sünde war. Nachdem er ihr in Reue seine Schuld gebeichtet und den Gürtel im Angesicht der Gefahr von sich geworfen hat, siehe, da steigt die jungfräuliche Gnadenbringerin von ihrem Sockel hernieder, und als mit dem Glockenschlage zwölf der grüne Ritter sich aus seinem Sarge erhebt, um die Sühne für den Beilhieb von Camelot zu vollziehen, ist sie es, die den Hieb abwehrt und den reuigen Gawân vom Tode rettet. Denn kein andrer als der Tod selber war es, der in jener Nacht auf König Artus' Hof geritten kam, kein andrer, der Gawân beherbergte, ihn mit Marie zur Versuchung seiner Reinheit und Standhaftigkeit einen Tag allein ließ und ihn zu dem verhängnisvollen Geschenkaustausch zwang.

Der Satrap im fahlen Revier der ewigen Wüste,
Ich war es, der dich bei mir als Gastfreund begrüßte
Und schirmte vor Winterplage in meinem Palaste;
Du warst eine Nacht und zwei Tage beim Tode zu Gaste.

Eine erdentrückte, im Glauben und Gedanken wurzelnde Dichtung wie diese braucht keine raffinierte Darstellungskunst, vielmehr muß alles



Rosa Bertens als Phädra im „Hippolytos" des Euripides. (Nach einer Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

aufs Gehaltene, in sich Geschlossene, in sich selber Ruhende gestellt sein. So war Friedrich Kayßler als Gawân ganz in seinem Element. Wo es „Komödie spielen" heißt, da versagt dieser Künstler oft; wo es aber gilt, ein edles, hohes Menschenbild über die Bühne schreiten zu lassen, dem Alltag entwachsen, den Gestirnen zugewandt, seinem strengen Schicksal vertraut, da geht von diesem Menschen immer ein Edelklang aus, gegen den keine noch so überlegene Virtuosität aufkommt. Ihm stand Leopoldine Konstantin zur Seite, und was wir schon in ihrem Schloßfräulein aus Eulenbergs „Natürlichem Vater" ahnen durften, das machte diese Leistung zur Gewißheit: das Deutsche Theater hat in ihr eine Künstlerin gefunden, der es gegeben, durch die Reize einer kokett bestrickenden Zärtlichkeit genug von romantischer Verträumtheit, verhüllter Mystik hindurchschimmern zu lassen, um Rollen wie diese nicht in die Sphäre des Salons hinabzudrücken. Daß ihre Verführungsszenen nichts Überirdisches, Dämonisch-Höllenhaftes hatten, ist mehr die Schuld des Dichters denn ihre eigne: die Personalverbindung zwischen Astarte und Marie, dem Menschenweib als der Verkörperung sündhafter Verführung und der jungfräulichen Gottesmaid — ein uns im Mittelalter häufig begegnendes Motiv — hat Stucken nicht so weit aus der spirituellen Dogmatik zu lösen vermocht, daß sie selb-

ständiges Leben genug gewönne, uns von der Bühne herab zu überzeugen.

Bald darauf hat dann Reinhardt ein höchst gefährliches und bedenkliches Experiment gewagt: in den „Kammerspielen" hat er eine vierstündige Pantomime gegeben, ein orientalisches, nach Motiven aus „Tausendundeine Nacht" gedichtetes Märchen, ein buntes Gewebe schreckhafter, phantastischer und burlesker Vorgänge, in deren Mitte eine romantische Liebesgeschichte steht. „Sumurûn" heißt das Stück nach der Gemahlin des Scheichs, die die Intrige anzettelt, und Friedrich Freksa, der Dichter der „Ninon de L'Enclos", zeichnet als Verfasser. Ob nicht aber Regisseur, Theatermaler, Maschinenmeister und Bühnenschneider ebensoviel Autorenrechte daran haben? Gleichviel — dies wortlose Gemime ist keine würdige Aufgabe für eine Bühne und ein Künstlerensemble, wie Reinhardt sie hat, auch nicht, wenn den Geschwistern Wiesenthal darin Gelegenheit geboten wird, die Poesie und den Liebreiz ihrer Tanzkunst glänzen zu lassen.

*

Fast alles, was es in den ersten Frühlingswochen sonst noch gab, lebt oder lebte von Schauspielers Gnaden. Da führte die Akademische Bühne, ein studentischer Verein zur Veranstaltung von allerlei überflüssigen dramatischen Geschmacks- und Zeitwidrigkeiten, den „Hippolytos" des Euripides auf, und das einzige, was dies Beginnen der Mühe wert erscheinen läßt, war neben der etwas überlegen ironischen Einführung, die Professor Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff dem „unaufführbaren" Stücke zuteil werden ließ, die Phädra unsrer Rosa Bertens, eine Gestalt, die mit der kühlen Größe und Strenge der Antike die geistige Energie moderner Empfindungskraft zu vereinigen weiß. Freilich, dürfen wir noch sagen: unsre Bertens, wenn wir diese Künstlerin, eine der wenigen starken Bildnerinnen, die unsre Schauspielkunst hat, nun schon seit Jahr und Tag immer nur gelegentlich, bald hier, bald da, bald in diesem, bald in jenem Ensemble auftreten sehen, entweder mit herabgezogen oder einsam und schroff über die andern emporragend?

„Doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit ..." Wie ganz anders, wieviel näher, wärmer, beglückender und tröstlicher als die Kunst der Bertens erscheint uns das andre, leider fast ebenso flüchtig dahinwandelnde Frühlingsgestirn, das uns die Zeit dieser Tag- und Nachtgleiche für ein paar Abende beschert hatte. Agnes Sorma spielte im Neuen Schauspielhause die Sobeïde Hugo von Hofmannsthals — zum Teil schon ein wenig wider das Gebot ihrer Jahre; sie spielte — ohne ihr Tiefstes zum Leben zu rufen — in Rothschilds Boulevarddrama „Die Rampe" eine Frau, die einem Schauspieler Liebe, Ehre und Können opfert, durch ihn zur großen, erfolgreichen Künstlerin wird, aber auch von seinem Neid, seiner Eifersucht, seiner Jämmerlichkeit erbarmungslos in Verzweiflung und Tod gehetzt wird; sie spielte endlich sogar das kleine Frauchen in der Groteske „Wie er ihren Mann belog" von Bernard Shaw. Das ist nur so ein Nebenschößling der unvergeßlichen „Candida" desselben Dichters, dieser Candida, die wir immer nur in ihrer Gestalt und Verkörperung sehen und lieben werden. Die Rolle bietet ihr eigentlich herzlich wenig: eine Frau, die sich von einem jungen Dichter und Schwärmer ein wenig hat die Kur schneiden lassen, während ihr Mann sich draußen mit Geschäften herumschlägt, aber die nicht im Traume daran denkt, Ernst aus der Sache zu machen. Doch die Gedichte des lyrischen Anbeters sind in ihrem Nähtischchen entdeckt worden und von einer jener weiblichen Verwandten des Mannes, die sich Shaw zu besondern Lieblingen seiner Bosheit erkoren hat, an die „richtige Adresse" befördert worden. Es wird einen Heidenkrach geben! Der Liebhaber in seiner mannhaften Tapferkeit ist entschlossen, alles zu leugnen, und sollte es ihm sein Ehrenwort kosten. Zur Not — pah! er ist Boxer von Passion und hat schon drei Preise davongetragen. Der Gatte kommt und schreitet ohne Winkelzüge zur Abrechnung. „Er" tut, als wäre er eben vom Himmel gefallen. Frau Aurora sollte mit der Angebeteten der Gedichte gemeint sein? Kein Gedanke! Es gibt gar nichts, was ihm gleichgültiger wäre als diese Frau. Nie hat ihm in ihrer Nähe sein Herz auch nur um einen Takt schneller geschlagen. Der Gatte macht erst große Augen, dann wird aus dem Zorn der Eifersucht die Empörung des in seinem stolzesten Gefühl Beleidigten. Seine Frau, seine Aurora und gleichgültig lassen? Dich jungen Fant? Weißt du denn nicht, daß für sie im Nu schon ganz andre Männer in Liebe und Bewunderung erglüht sind, als du einer bist? Und der in seiner besseren Hälfte so schmählich Gekränkte jagt das zitternde Bürschchen um Tische und Stühle, bis sie sich in kampfbereiter Boxerstellung gegenüberstehen. Und wer weiß, vielleicht wäre „Er" nicht mit der Beule am Hinterkopf davongekommen, wenn nicht Frau Aurora aus Angst um das Leben ihres geliebten Teddy zur rechten Zeit hereingestürzt wäre und die beiden Kampfhähne getrennt hätte. Denn so ein bißchen Flirt mit einem Versemacher — du lieber Gott! was tut das der ganz woanders sitzenden Liebe einer Frau Abbruch, die zu der stillen Reife der Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau gelangt ist! Frau Candida entläßt Eugen Marchbanks mit mütterlichem Segen auf seinen Dichterweg, mit einem Segen, dem auch nicht eine Spur von Erotik anhaftet; Frau Aurora, ihr burleskes Gegenbild, entläßt „Ihn" mit einem in essigsaurer Tonerde getränkten Um-

schlag auf dem Hinterkopf ... Köstlich ist, wie Shaw in der Mitte dieses ebenso geistreichen wie geschickten Einakters das Thema umbiegt, wie er mit den Dingen jongliert und doch den Ernst einer höchst gesunden, höchst tüchtigen Lebensauffassung aufrechterhält. Es steckt in dem anspruchslosen Dingelchen etwas von der unerschütterlichen, antiromantischen Solidität, die Großbritannien zu einem Weltreich gemacht hat und die es wider alle unterminierenden Kräfte von heute erhält. Die Sorma aber ist in dieser Kleinigkeit deshalb so groß, weil sie für ein paar Augenblicke wenigstens die Möglichkeit hat, sich selber zu spielen, nicht mehr und nicht weniger. Das genügt vollauf, uns all ihre Süße und Herrlichkeit wieder zu vergegenwärtigen. Wir sind dem Neuen Schauspielhaus aufrichtig dankbar, daß wir dies einmal wieder genießen durften. Wie lind dies Bild fraulicher Güte und Lieblichkeit durch graue Tage webt! Wie ahnungsvoll, wie zuversichtlich es diese noch kämpfenden Frühlingsschauer übersonnt! „... Über ein Stündchen ist deine Kammer voll Sonne."

Was fast gleichzeitig von Shaw im Lessingtheater auftauchte: der Dreiakter „Heiraten", ist eine langatmige, gewiß höchst geistreiche, aber aller dramatischen Körperlichkeit entbehrende „Diskussion" — so bezeichnet der Verfasser selbst das Stück in der deutschen Buchausgabe von Siegfried Trebitsch (Berlin, S. Fischer) —, eine dialektische Katzbalgerei über ein Thema, dem der Engländer auf der Bühne scheinbar noch autochthoner, um nicht zu sagen jungfräulicher gegenübersteht als wir, die wir den Franzosen darin bereits durch Dick und Dünn, über Stock und Stein gefolgt sind. Übrigens lehrte uns die ziemlich plumpe Aufführung des Lessingtheaters, daß auch der Shaw-Stil keineswegs am ersten Tage getroffen wird. Was wir da sahen, war mehr Moser, L'Arronge oder allenfalls Bahr als das „Prototyp eines neuen Europäers", als das Julius Babs neues Buch über Shaw den Iren feiert.

Großbritannien scheint sich auch sonst für seine jahrelange Verbannung von deutschen Bühnen rächen zu wollen. Der Geist von „Charleys Tante" geht wieder um. Im „Neuen Theater" kann man ihn zwischen 8 und 10 Uhr abends alltäglich spuken sehen. Charles Marlowe heißt der Verfasser der erfolgreichen Burleske „Die goldene Ritterzeit", aber mit seinem Namensvetter, dem Vorläufer Shakespeares, hat dieser unser Zeitgenosse nichts zu schaffen. Wenn jener in einer Schusterwerkstatt großgeworden, so hat dieser seine Jugendtage zweifellos in einem



Georg Baselt in Charles Marlowes Lustspiel „Die goldene Ritterzeit" (Nach einer Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

höchst fashionablen home, auf Fußballplätzen oder an Bord eines eleganten Hausboots verlebt. Aus andrer Umgebung heraus hätte er diese Verulkung aller romantisch-schwächlichen Vergangenheitsduseleien, diesen Freudensang auf Wirklichkeit und Gegenwart gar nicht schreiben können. Aber so weit sind wir doch auch schon: die resolute Philosophie des Augenblicks steckt an, wir müssen mittanzen. Besonders der zweite Akt, wo Sir Guy de Vere, ein plötzlich zu hoher Würde gelangter Gentleman von 1910, in einem ungewöhnlich lebhaften Traume mit dem ihm verhaßten Geist der goldenen Ritterzeit so eng vertraut gemacht wird, dieser Mittelakt, der 700 Jahre früher spielt als die andern, birgt in all seinen grotesken Verzerrungen so viel gute Laune und derbe Lebenslust, daß sich kein anständiger Europäer des Gelächters zu schämen braucht, das er aus ihm herausholt. Wenn nun vollends die Hauptrolle, die einzige, um die es sich lohnt, einen so muntern, launigen, geschmack- und taktvollen Darsteller findet wie Georg Baselt, so haben wir ein Theaterereignis, das in seiner derberen Sphäre beinah so erfreulich ist wie in der feineren Bahrs „Konzert", dieser Erfolg von Rotstifts Gnaden, der unter den Blinden dieser Saison immer noch der König ist.





Von Kunst und Künstlern



Andreas Achenbach und Johannes Schilling † — Ludwig Dettmann — Hans Rudolf Schulze — Bernhard Pankok — Hans Licht — Franz Türcke — August von Brandis — Hugo von Bouvard — Rembrandts Familienbildnis aus dem Herzoglichen Museum zu Braunschweig

Reich an Jahren, noch reicher an Ehren, ist am 1. April Andreas Achenbach in Düsseldorf gestorben (geb. 1815 in Kassel). Die deutsche Kunst müßte nicht all die tiefgehenden Wandlungen und Umwälzungen durchgemacht haben, die vornehmlich ihre letzten zwanzig Jahre erfüllen, wenn nicht das Bild auch dieses Meisters, einst hoch erhaben über alle Kritik, von der Veränderung unsers Geschmacks angefochten worden wäre. Gerade das, was ihm in den Jahrzehnten von 1840 bis 1870 seinen Weltruhm verschaffte: sein volltöniges Pathos, sein großartiger Schwung in der Schilderung leidenschaftlich aufgewühlter Elemente, das entfremdete ihn mehr und mehr einer Generation, die die malerischen Schönheiten der Natur ganz woanders suchte als im dramatischen Affekt. Doch steht sein Lebenswerk in seiner imposanten Fülle zu gebietend und auch in sich selber zu geschlossen da, als daß es von einer einzelnen, anders gearteten Generation gerichtet werden dürfte. Aus der Geschichte der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts ist Andreas Achenbach nicht wegzudenken. Unter Schirmers Leitung von 1827 bis 1835 an der Düsseldorfer Akademie zum Landschaftsmaler ausgebildet, aber nebenbei auch von Rethel beeinflußt, schwang sich Achenbach, zunächst im engen Anschluß an die Meister der holländischen Landschaft, an Ruisdael, van de Velde, Backhuizen u. a., schnell zu dem klassischen Meister des wilddräuenden Meeres, des vom Sturme gepeitschten Waldes, der umbrandeten Küste, der bergumringten Täler auf, als der er unsern Vätern erschien. Die Alpen, Holland, Ost- und Nordsee, Skandinavien, die ganze nordische Welt gaben ihm die Motive für seine mit außergewöhnlichem malerischem Können hingeworfenen Bilder, von denen jede auf sich haltende europäische Galerie, jede vornehme Privatsammlung noch um 1870 wenigstens eins besitzen mußte. Vergessen wir nicht: damals erschien auch Andreas Achenbach als ein Revolutionär, als ein Befreier von süßlicher Sentimentalität und Unnatur, und der junge Ruhm der Düsseldorfer Akademie gründete sich vornehmlich auf seine (wie auf seines Bruders Oswald) Schöpfungen, in denen man — gleichviel, ob sie im Norden oder im Süden ihre Motive suchten — das germanische Naturgefühl und den kernigen Realismus bewunderte. Einige seiner besten Bilder sind erst neuerdings wieder in historischer Umgebung vor uns hingetreten. So eine Ansicht von Ostende aus den sechziger Jahren auf der Berliner Jahrhundertausstellung. Sie konnte sich sehen lassen mit ihrem mächtigen wolkig grauen Himmel, von dem sich scharf und doch dem Luftton angepaßt die Umrisse der Häuser abheben, mit ihrem feuchten, wellenatmenden Wasserspiegel, auf dem goldene Sonnenflecken tanzen ... Eine Zeit ist mit Andreas Achenbach zu Grabe gegangen, die nicht mehr die unsre ist, deren führenden und begabtesten Persönlichkeiten aber nur Hochmut oder Kurzsichtigkeit den dauernden Respekt versagen könnte.

Ein andrer Veteran der deutschen Kunst von 1870 war dem Düsseldorfer um ein paar Tage vorausgegangen: in Klotzsche-Königswald bei Dresden starb am 23. März fast erblindet der Bildhauer Johannes Schilling, der Schöpfer des Niederwalddenkmals. Auch bei ihm standen die glänzenden Orden und Ehren, die ein zweiundachtzigjähriges Leben auf ihn gehäuft hatte, in seltsamem Widerspruch zu der bescheidenen Schätzung, deren er sich bei der Kunst und Kritik von heute erfreute. Man schätzte ihn als Bildner des Gefälligen, Anmutigen und Poetischen — seine vier Dresdner Tageszeiten-Gruppen von der Brühlschen Terrasse, einige Reliefs und Medaillons werden gern als Beispiele dafür genannt —, aber gerade das Monumentale, Erhaben-Gewaltige, das ein deutsches Nationaldenkmal überm Rhein und ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Hamburg hätten haben müssen, vermißte man in einer Zeit, die Lederers Bismarck hatte erstehen sehen, aufs schmerzlichste an ihm, der die Allegorie wohl geadelt, nicht aber überwunden hatte. Und doch war der Rietschel-, Drake- und Hähnel-Schüler nach seinem Niederwalddenkmal auf diese Art gleichsam festgelegt und verpflichtet worden. Alle Welt wollte Schillingsche Ruhmesdenkmäler und erhielt sie auch: Wien ein Schiller-, Hamburg ein Krieger-, Leipzig ein Reformationsdenkmal, Dortmund, Wiesbaden, Hamburg Kaiser-Wilhelm-Standbilder. Über Schillings ungemein fleißiges, weit ausgedehntes Schaffen gibt das Dresdner Schillingmuseum einen guten Überblick; aber auch vor dieser Fülle wird es einem mit Gegenwartsgeist erfüllten Betrachter schwerfallen, aus dem Klassizistischen und Konventionellen sein Neues und Eignes herauszuspüren.

*

Von den zeitgenössischen Künstlern, die in diesem Hefte mit Einschaltbildern vertreten, sind die meisten unsern Lesern schon bekannt und vertraut. Gerade darin aber sehen wir eine der wichtigsten Aufgaben dieser größer und sorgfältiger als die Textbilder ausgeführten Blätter: die einmal gewonnene Anschauung eines Künstlers bei unsern Lesern immer wieder aufzufrischen, sie auch Fühlung behalten zu lassen mit der Entwicklung und

den Fortschritten, die jenen Persönlichkeiten beschieden sind. So mögen denn Ludwig Dettmanns „Freundinnen", Hans Rudolf Schulzes „Sonniges Kornfeld", zwei mit Stimmung gesättigte Sommerbilder, sowie Bernhard Pankoks „Bildnis des Grafen Karl von Linden" für sich selber sprechen; von den Künstlern, ihrer Entwicklung und ihren Bestrebungen ist ja schon wiederholt ausführlicher berichtet worden.

Über Hans Lichts in Mattondruck wiedergegebenen „Sommertag" aber bedarf es eines besonderen Wortes. Die Anfänge dieses Bildes gehen auf eine Studienreise zurück, die der Künstler in das Gebiet der mecklenburgischen Seenplatte unternahm, eine Gegend, die er wegen ihrer sanftgeschwungenen Bodengestaltung, ihrer ruhigen Vornehmheit und wirtschaftlichen Unberührtheit seit Jahren nebst den angrenzenden Teilen der Mark für seine Motive bevorzugt. Neben dem eigentlichen „Stoff", einer Birkenallee aus der Nähe von Malchow, einer der schönsten Naturalleen, die es in Norddeutschland gibt, reizte es ihn besonders, die schwüle Stimmung festzuhalten, die seit Tagen auf der Landschaft lastete. Doch man fühlt auch, wie sich die Erfrischung der Natur schon anmeldet; deutlich künden sie die Gewitterballen, die, wie Staubwolken der Schwadron, dem Blitz und Donner voranreiten. Dies Ahnungsbange gibt dem Bilde seinen eigentümlichen Reiz ... Fragt man den Künstler, einen geborenen Berliner (geb. 1876), nach seinen Lehrern, so hört man den Namen Bracht, Eugen Bracht mit einer Ehrfurcht und Liebe im Ton aussprechen, daß man sich wieder aufs neue des tief nachhallenden Einflusses bewußt wird, den dieser einzigartige Lehrer auf eine ganze Schar norddeutscher Landschafter, zumal die „Märker", ausgeübt hat. Wie er, so sucht auch Hans Licht seinen Ehrgeiz in der künstlerischen Interpretation der Größe, Erhabenheit, Schönheit und Lieblichkeit, die in der Gotteswelt ruhen; das bloße „malerische Problem" genügt ihm noch nicht für den Bildinhalt, darüber steht ihm die Empfindung, der Stimmungsgehalt und das individuelle Leben einer Landschaft. Von den sonstigen Werken Lichts, der nebenbei gesagt ein vielbesuchtes Schüler- und Schülerinnenatelier in Berlin unterhält, seien genannt: „Der große Luzinsee gegen Abend" (1902), „Abenddämmerung" (1903), beide auf der Großen Berliner Kunstausstellung vom preußischen Staate angekauft, ferner „Abendläuten" und „Alter Fährkrug an der Elbe", beide im Besitz der Städtischen Gemäldegalerie zu Dessau, „Wald" (1906), im Besitz der Kaiserin, und der „Luzinsee" von 1908.

Das Motiv für Franz Türckes „Abend in Holstein" ist nicht weit entfernt von Lichts Lieblingsgegend zu suchen: das Bild entstand



Andreas Achenbach †.

1907 während eines Aufenthalts auf der Brunskoppel bei Gremsmühlen in der sogenannten „Holsteinischen Schweiz", also in der Nähe des sagenberühmten, vielbesungenen Ukleisees. Woran es dem Maler lag, war der Ausdruck der Feierabendstimmung in der Natur, dieser letzten Stunde des scheidenden Tages, da alle Laute verklungen sind und nur noch der Flug eines Vogels über stillem Wasser, das leise Zittern der Blätter, ein verwehter Glockenton das tiefe Schweigen unterbrechen. Und der künstlerische Gedanke? Durch große, klare Linien und geschlossene Formmassen sollte das Feierlich-Ruhige dieser Stimmung womöglich noch gesteigert werden, um den Beschauer so unmittelbar daran teilnehmen zu lassen, als habe er wie der Maler jene Abendstille gleichsam „gehört". — Auch Türcke (geb. 1877 zu Dresden) ist ein Schüler Brachts (daneben Kallmorgens und Hertels) und hat bereits viele Gemälde in angesehenen öffentlichen Sammlungen, so „Herbsttag in der Havelebene" (1904) in der Münchner Pinakothek, „Abend im Gebirgsdorf" (1907) in der Kgl. Bayrischen Staats-Gemäldesammlung.

Ungemein viel hat dem für rein malerische und kompositionelle Probleme empfänglichen Beschauer das Bild „Auf der Diele" von August von Brandis zu sagen. Die ersten größeren

Bilder dieses auf der Berliner Akademie und in Paris ausgebildeten Malers waren religiösen Inhalts, umfangreiche Figurenbilder, die die Behandlung der großen Fläche mit einem gründlichen Naturstudium verbanden: Grablegung Christi (Suermondt-Museum in Aachen), Hochzeit von Cana, Auferweckung von Jairi Töchterlein (Kirche in Koldenkirchen, Rheinland) u. a. Schon bei diesen Arbeiten ging Brandis stets von der Zeichnung aus, versuchte zugleich aber durch koloristische Reize zu wirken. Jedoch nie ohne engsten Anschluß an die Natur, nie ohne aus ihrer unmittelbaren Anschauung zu schöpfen. So erstrebte er wohl weite Massenverteilungen auf Hell und Dunkel, Kontrastwirkungen der Farbe, suchte aber zugleich die Stoffe so, daß er sie ohne Medium aus der Natur zu gewinnen vermochte. So ist auch unser Bild entstanden. Es wurde zunächst eine sorgfältige Flächengliederung vorgenommen: vorne Bank, Figur, Stuhl; im Mittelgrund Tür; im Hintergrund Garten. Dann wurde beim Malen vom höchsten Licht ausgegangen, um, bei diesem die ganze Helligkeit der Palette ausgebend, die andern Werte danach abzustimmen, vor allem aber eine möglichst satte und kräftige Farbe in lebendigem Wettstreit mit der Natur zur Erscheinung zu bringen. Wie die Figur mit den leichten Lichträndern in dem warmen Vordergrund steht, wie die kühlen Lichter auf der grün reflektierten Wand spiegeln, wie die Stoffe sich in ihren verschiedenen Wirkungen gegeneinanderstellen, das reizte Geschmack und Geschick des Künstlers in erster Linie. Dill und Hölzel, diese starken Meister der Komposition, sind da Brandis' Lehrer und Vorbilder gewesen, von dem eifrigen Galeriestudium, das er allzeit getrieben hat, abgesehen. Im Sinne der beiden Dachauer wirkt er nun selber als ernster, mit heißem Bemühen den strengen Gesetzen der Kunst nachspürender Lehrer an der Technischen Hochschule in Aachen. Wir wollen noch hinzusetzen, daß eine Schwarzweiß-Reproduktion dem Wesen der Brandisschen Kunst nur in bescheidenem Maße gerecht werden kann. Darum gedenken wir diesem ersten Blatt bald ein zweites in farbiger Wiedergabe folgen zu lassen.

Das Damenbildnis von Hugo von Bouvard macht uns mit einem Wiener Porträtisten bekannt, der es in der kurzen Zeit, seitdem er sich ausschließlich der Malerei widmen kann — er war vorher sieben Jahre lang aktiver österreichischer Offizier — bereits zu hübschen Erfolgen in der Wiener Gesellschaft gebracht hat. Namentlich sein Bildnis des Prinzen Solms-Braunfels, das er im Auftrage des österreichischen Automobilklubs malte, hat viel Anklang gefunden.

Über dem allem ein Ewigkeitsbild: Rembrandts Familienbildnis aus dem Herzoglichen Museum in Braunschweig. Wir haben es schon einmal reproduziert (Novemberheft 1905), damals nur in Tondruck. Es lockt immer wieder, an seinen Herrlichkeiten auch andre teilnehmen zu lassen, die es im Original nicht sehen können. Ob nun diese farbige Wiedergabe seinem koloristischen Zauber, diesem roten Kleide der Frau, diesem Kinde in Rosa, diesem früchtetragenden Mädchen in mattem Grün, diesem Vater in Diamantschwarz näherkommt? Eine Farbenphantasie, die berauscht, man mag von Natur noch so nüchtern sein! Wenn das Sonnenlicht darauf fällt, gibt es kein Halten: man gerät in Entzücken, in Ekstase vor dieser Offenbarung eines „Propheten des Lichtes“. Ein klein wenig davon, sollte man denken, müßte auch diese Nachbildung spüren lassen! F. D.

Literarische Rundschau

Aus Kriegs- und Friedenszeiten — Reise- und Sportliteratur — Literarische Notizen

Aus Kriegs- und Friedenszeiten

Längst hat man zwei so ausgeprägten Männern der politisch-strategischen Tat wie Bismarck und Moltke einen Platz auch in der Literaturgeschichte eingeräumt. Bismarcks Reden, Briefe und Erinnerungen leben nicht nur durch die Kraft ihres allgemeingeschichtlichen und autobiographischen Inhalts, sondern dürfen auch mit ihrem markigen Persönlichkeitsstil Anspruch auf hohe literarische und künstlerische Bedeutung erheben, und Moltke ist ja sogar mit bewußten Kunstschöpfungen, mit Novellen in Tiecks Art und philosophischen Betrachtungen über Leben, Gott und Religion vor die Öffentlichkeit getreten. Doch wird auch von ihm das immer am eindringlichsten zu uns sprechen, was am unmittelbarsten, gleichsam unbewußt, aus seinem Ich geflossen ist. Deshalb stehen seine Briefe an Wert all seinen sonstigen schriftstellerischen Äußerungen voran. In ihrer Eigenart unterscheiden sie sich von denen Bismarcks ungefähr wie seine äußere Erscheinung von der des eisernen Kanzlers. Bismarck ist ein Dramatiker, Moltke ein Epiker des Worts. Bismarck dokumentiert sich in großen, kraftvollen, oft geradezu lapidaren Wendungen, in messerscharfen, schneidenden Urteilen, in einem stürmisch mit sich fortreißenden Temperament, in einer entwaffnenden Logik; Moltke versenkt sich mit Andacht und Innigkeit in das Schlichte und scheinbar Nebensächliche, liebt die Kleinmalerei, die sorgfältige Beschreibung und Erläuterung und befleißigt sich in seinen Schilderungen, auch wenn sie den heißesten Schlachten, den gewaltigsten

Weltbegebenheiten gelten, einer penibeln, leidenschaftslosen Sachlichkeit, die sich von der straffen, frisch zufahrenden Wirklichkeitsfreude Bismarcks deutlich unterscheidet. **Moltkes Briefe an seine Frau und Gattin**, die von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart jetzt in neuer einbändiger Ausgabe herausgegeben werden (geb. 5 M.), vergegenwärtigen uns diesen Unterschied aufs neue, lehren uns aber zugleich seine leisere und feinere Art von neuem schätzen. Keine großen Leidenschaften, sondern ruhige, geschlossene Festigkeit, keine tolle Überhebung, sondern liebenswerte Bescheidenheit, kein maßloser Überschwang, sondern ziel- und kraftbewußte gleichmäßige Arbeit, kein titanischer Trotz, sondern fromme Selbstzucht, keine harte Menschenverachtung, sondern warme Nächstenliebe, das sind die hervorstechenden Eigenschaften seines Charakters, die uns mit mildem Glanz aus diesen Bekenntnissen entgegenstrahlen. Ein lauteres, goldklares Herz spricht sich in ihnen aus, und jede Seite fast zeugt von der Harmonie einer durchgebildeten, in sich selber ruhenden Persönlichkeit. Die Briefe, auch in dieser Auswahl, erstrecken sich über eine lange Zeit: vom Jahre 1841 reichen sie bis zum Jahre 1868, an dessen Neige Frau von Moltke starb. Und erst der sie geschrieben, welch langen Weg hat er in dieser Zeit zurückgelegt! Aus bescheidenen Anfängen ist er heraufgestiegen zu den höchsten Würden und Ehren, die ihm zuteil werden konnten — die Grundzüge seines Wesens sind die gleichen geblieben, wie sich die seiner heitern, zarten Lebensgefährtin, einer echten Kameradin, dargebrachte Liebe, Verehrung und Dankbarkeit gleichgeblieben ist: neben dem warmen Familiensinn finden wir fast Blatt für Blatt seine zärtliche Liebe zur Natur belegt und seine Gabe, ihren verschiedensten Stimmungen entsprechenden Ausdruck zu geben, vom verträumten Schweigen der Heide bis zum lärmenden Straßenleben der modernen Großstadt. Über allem aber schwebt seine gelassene, unerschütterliche Ruhe und Sicherheit und ein mildes, auch im Alter noch kindlich reines Herz. Etwas von Moltkes stiller Größe kommt mit in unser Haus und Herz, wenn wir Freundschaft schließen mit diesen Briefen an seine Nächste und Liebste.

Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Tode des „roten Prinzen" vergangen. Ein in Krieg und Frieden hervorragendes, stark persönlich ausgeprägtes Wirken hat ihm einen ehrenvollen Platz unter Kaiser Wilhelms Paladinen gesichert. Dabei hat ihn die Geschichte noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt. Die Lebensskizzen von Petsch, Rogge, Müller-Bohn u. a. haben nur volkstümlichen Wert, andres ist Spezial- oder rein persönlich gehaltene Erinnerungsliteratur. Um so nötiger, hier einmal aus dem vollen zu schöpfen. Das ist den bei der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erscheinenden **Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl von Preußen** vergönnt, die auf Grund seines schriftlichen Nachlasses **Wolfgang Foerster**, Hauptmann im Großen Generalstab, herausgibt (geh. 10 M.). Der erste Band umfaßt die Zeit von 1828 bis 1864, und hier schon gehen alle Personen, die preußische und deutsche Geschichte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gemacht haben, über die Bühne, auf der der Prinz nicht nur als Mitspieler, sondern oft genug auch als Regisseur gewirkt hat. Der Feldherr und Organisator ist in Friedrich Karl stets willig anerkannt worden; als Politiker dagegen war er fast unbekannt, als Mensch oft genug schwer verkannt. Diese Lebenserinnerungen sind wohl dazu berufen, eine Umwälzung darin eintreten zu lassen, denn der Mann der Tat offenbart sich in seinen hinterlassenen Papieren oft auch als ein zartsinniger, liebenswerter Mensch, zugänglich allem Schönen, Edlen und Erhabenen. Seine Briefe zeigen manchmal sogar einen poetischen Hochsinn, der fast etwas Romantisches an sich hat. Das mit Bildnissen, Brieffaksimiles und Karten ausgestattete Buch verspricht eine interessante und genußreiche Lektüre.

Die Kriegsgeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert schreibt uns jetzt **Colmar Frhr. von der Goltz**, und ihre Aufnahme in die von Schlenther herausgegebene Sammlung „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung", in dieselbe Sammlung also, in der Zieglers „Geistige und soziale Strömungen", Gurlitts Kunstgeschichte und Sombarts „Volkswirtschaft" erschienen sind, bürgt uns für eine allgemeinverständliche, künstlerisch abgerundete Darstellung (Berlin, Bondi; geb. M. 12.50). Goltz ist einer der hervorragendsten „militärischen Intellektuellen", die es nach einem Worte des Generals Keim „bei uns gerade nicht besonders leicht haben". Dafür ist er aber auch mit seinem abgeklärten Urteil, großen allgemeinen Wissen, seiner vielseitigen Erfahrung und vor allem seinem patriotischen Schwunge einer derer, die von Zeit zu Zeit ernste Mahnungen richten dürfen an die Deutschen der Gegenwart. Dies sein letztes Buch will nicht nur zum Studium der Kriegskunst anregen, sondern auch den Sinn für das kriegerische Leben der Nation in weiten Kreisen anregen und auf kraftvolle Betätigung hinweisen. „Dies ist notwendig," sagt die Einleitung, „wenn dem verflossenen, für Deutschland so glänzend abgeschlossenen Jahrhundert ein neues, ebenso ruhm- und ehrenvolles nachfolgen soll." Der bisher erschienene erste Teil behandelt das Zeitalter Napoleons, für das ja gerade jetzt die Jahrhunderterinnerung überall ein neubelebtes Interesse schafft. Viele exakte Karten und Kartenskizzen begleiten den Text.

Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika. Eine Geschichte der Deutschen in



den Vereinigten Staaten. Von **Rudolf Cronau.** (Mit 210 Abbildungen; Berlin, Dietrich Reimer [Ernst Vohsen].) — Dies ist ein Ruhmesbuch deutschen Geistes, wie seit lange keins erschienen ist. Ein tapferer, nationalbewußter Schriftsteller, selber ein Pionier und Bewahrer deutscher Art in der Neuen Welt, erzählt in ruhiger, geschichtlich abwägender Darstellung von all dem, was deutsche Hände, deutsche Kräfte und deutsche Herzen im Laufe dreier Jahrhunderte da drüben erstrebt, erarbeitet, gewonnen und erreicht, aber auch was sie erduldet, erlitten und manchmal auch an innern Gütern verloren haben. Ein Weg, reich mit Opfern besät, aber auch ein Weg, der über und über mit Siegestrophäen schöpferischer Energie und erleuchtenden Geistes bepflanzt ist. Die Scham steigt uns ins Antlitz, wenn wir uns erinnern, daß Deutschland all diese Kräfte hat ziehen lassen, ja wohl geflissentlich gar vertrieben hat. Doch nein, das ist nicht das Schlimmste. Schlimmer ist, daß es lange Zeit nichts getan hat, sie mit innerlichen Banden ans Mutterland zu fesseln. Wer über das große Wasser ging, um dort sein Glück zu versuchen, galt uns für das deutsche Volkstum verloren. Was kümmerte es uns, was sie da draußen erlebten und verrichteten, ob sie im Elend verkamen oder es verstanden, sich eine achtunggebietende Stellung zu erringen und dem deutschen Namen Ehre zu machen. Kein Wunder, daß auch die Auswandrer der deutschen Heimat abstarben, und daß sie sich nur selten einmal fragten, was denn eigentlich die Gesamtmasse der Deutschen in Amerika geleistet, was der neue Weltteil ihrer rastlosen Arbeit, ihrer vorwärtsstrebenden Intelligenz zu verdanken hat. England hätte uns auch darin längst ein Muster und Vorbild sein können: die Verdienste des englischen Elements um den Aufbau der amerikanischen Nation sind in den Geschichtswerken über Amerika nur allzu stark immer und immer wieder herausgestrichen worden. Nun kommt hier endlich das populär geschriebene Buch eines Kundigen, um die historische Gerechtigkeit herzustellen und das Unrecht gutzumachen. Es soll uns von Herzen willkommen sein! Gewiß, es ist nur ein Stein zu dem Ruhmesbau der amerikanischen Geschichte, aber einer der wichtigsten und unentbehrlichsten. Der ihn herbeiträgt, darf als ein dazu Berufener betrachtet werden. Rudolf Cronau hat seit 1880 in Tat und Wort bewiesen, daß er Herz und Begabung für diese Aufgabe besitzt. Seine früheren umfassenden und gründlichen Werke, all die Landschafts- und Lebensbilder, die er aus den Staaten und Territorien der Union entworfen hat, waren gute Vorarbeiten für diese sie krönende Darstellung. Da schildert er zunächst die Deutschen während der Kolonialzeit, die Jakob Leisler, Augustin Herrmann, Johann Lederer, die deutschen Sektenniederlassungen, die Masseneinwanderung der Pfälzer im achtzehnten Jahrhundert, die „Deutschen Gesellschaften" und namentlich den Anteil der Deutschen am Unabhängigkeitskriege, für den Friedrich Wilhelm von Steuben das amerikanische Heer schuf. Dann, im zweiten Teil, der mit der Aufrichtung der Union einsetzt, wird der Anteil gewürdigt, den die Deutschen an der Erschließung und Besiedlung der westlich von den Alleghanys gelegenen Gebiete haben (darunter Gottfried Duden, Jakob Astor, Joh. Aug. Sutter, Karl Maria Weber, August Laufkötter), die Beteiligung der Deutschamerikaner an den Kriegen der Vereinigten Staaten im neunzehnten Jahrhundert dargestellt, ihre Betätigung im großen politischen Leben gezeichnet (mit Karl Schurz als hervorragender Spitze), und im Hauptkapitel werden all die einzelnen kulturellen Bestrebungen der Deutschamerikaner sowie ihr Einfluß auf die amerikanische Bevölkerung gründlich verfolgt: Erziehungswesen, Wissenschaft, Forst- und Landwirtschaft, Industrie, Verkehrswesen, Presse, Literatur, Musik, bildende Künste wissen genug davon zu erzählen. Es ist ein Vergnügen, und es bedeutet eine Erhebung unsers nationalen Bewußtseins, dem Verfasser auf diesen Wegen zu folgen, um so mehr, als seine Darstellung Schritt für Schritt durch beredte zeitgenössische Bilder unterstützt wird.

—l.

Reise- und Sportliteratur

Zu den Klassikern unsrer Reiseliteratur dürfen wir noch immer **J. Ph. Fallmerayer** und **Viktor Hehn** zählen. Gewissermaßen ein Reiseführer für solche, die es lieben, nicht an der Oberfläche der Erscheinungen haften zu bleiben, sondern mit philosophischem und historischem Rüstzeug tiefer in Land und Leute einzudringen, bilden **Hehns Reisebilder aus Italien und Frankreich**, die Theodor Schiemann aus dem Nachlaß des Kulturhistorikers und glänzenden Stilisten zusammengestellt hat (Stuttgart, Cotta). **Fallmerayers** berühmte Schilderung **vom Heiligen Berg Athos**, ein Glanzstück aus den „Fragmenten aus dem Orient", macht Rudolf Greinz in einem Bändchen der Reclamschen Universalbibliothek (Nr. 5048) leicht zugänglich und versieht es gleich auch mit einer vortrefflichen kleinen biographischen Einleitung.

„Dichter lieben nicht zu schweigen" — auch wenn sie nur eine Reise wie tausend andre gemacht haben. Die Art, zu sehen und zu erzählen, braut auch heute noch aus den ältesten Kamellen einen duftenden Tee. So wenn **Adolf Wilbrandt** — oder ist es wirklich nur „ein Freund"? — uns in Reisebriefen **„Rund um das Mittelmeer"** führt (Stuttgart, Cotta) und uns all die alten Schönheiten in Griechenland, Spanien, Italien und Tunis mit frischen Augen sehen lehrt, oder wenn **Heinrich Hansjakob**

gar nur von Freiburg über Württemberg nach Südböhmen reist und auf diesen „Letzten (soll heißen: Jüngsten) Fahrten" (Stuttgart, Bonz; Volksausgabe geb. 3 M.) Gegenwärtiges und Vergangenes mit der robusten Kraft seines Temperaments und gesunden Menschenverstandes zu eindringlichen Bildern zusammenfaßt. Die Abschnitte über die Stifte St. Florian und Kremsmünster sind Glanzstücke seiner volkstümlichen Erzählungskunst.

Eine deutsche Landschaftsanthologie versucht Rektor Dr. Wohlrabe, indem er aus Lied, Spruch und Prosaschilderung das zusammenstellt, was zur Poesie und Charakteristik einer bestimmten Landschaft von Dichtern und berufenen Reiseschilderern gesagt worden ist. So hat er in einzelnen Bänden, die sich „Deutsches Land und Volk" betiteln (Halle, Gebauer & Schwetschke), das Land zwischen Ems und Elbe, die Ostsee, Schleswig-Holstein („Zwischen den Meeren") in Quellenchrestomathien gefeiert, die zumal bei den Heimatgenossen Anklang finden werden.

An einer großangelegten Verkehrsgeschichte der Alpen schreibt Hauptmann z. D. P. H. Scheffel (Berlin, Dietr. Reimer; 1. Bd. geb. 8 M.). In dreierlei Hinsicht hat sich der über die Alpen gehende Verkehr, seitdem diese ins Licht der Geschichte getreten, betätigt: in ethnologischer, kriegerisch-politischer und handelsgeschichtlicher. Dementsprechend behandelt der Verfasser zunächst die alpine Verkehrsgeschichte während des Altertums, schildert die Zustände der Alpenländer vor dem Eindringen der Römer, die Entstehung der römischen Alpenstraßen und deren allmähliche Zerstörung durch die germanische Völkerwanderung. Den Schluß bilden die Schicksale der Alpenländer während des Untergangs des weströmischen Reiches bis zum Mittelalter.

Im Grönlandeis mit Mylius-Erichsen. Die Danmark-Expedition 1906 bis 1908. Von Achton Friis. Berechtigte Übersetzung von Fr. Stichert (reich illustriert; Leipzig, Otto Spamer; geb. 15 M.). Es ist noch in aller Gedächtnis, welch unglücklichen Verlauf die unter Leitung des Dänen Mylius-Erichsen unternommene Grönland-Expedition genommen hat: der verdiente Forscher selbst nebst zwei Begleitern mußten beim Vordringen nach Norden ihr Leben lassen. Doch hat das Unternehmen manche wissenschaftlich hervorragenden Erfolge gezeitigt, darunter als Hauptergebnis die Erforschung und Vermessung der noch nie zuvor betretenen Nordostspitze Grönlands, die sich viel weiter nach Osten erstreckt, als man bisher angenommen hatte. Damit ist nun endgültig festgestellt, daß Grönland eine Insel ist. Friis, der als Maler an der Expedition teilnahm, ist Maler und Dichter zugleich. Mit dem Auge des Künstlers sieht er die zauberhafte arktische Landschaft, und mit Poetenmund weiß er sie und die wechselvollen Erlebnisse der Expedition zu schildern. Nicht etwa als schwärmender Phantast, nein, als urwüchsige Kraftnatur, der ein daseinsfroher, derber Humor nicht schlechter zu Gesicht steht als ein feines seelisches Empfinden. Diese einzigartige Mischung gibt dem Buche sein Gepräge, und dieser originelle Charakter wird durch die Art der Illustrierung (nach Originalen des Verfassers und eines zweiten an der Expedition beteiligten Malers) noch verstärkt. Ohne großen Lärm in Szene gesetzt, hat die Danmark-Expedition das allgemeine Interesse nicht in dem Maße erweckt, wie sie es verdient hätte, und wie wir es neuerdings gewohnt worden sind. Trotzdem wird das Buch neben den bekanntesten neuen Reisewerken gut bestehen können.

Den Jagdfreund in erster Linie werden die Schilderungen fesseln, die Alfred Leverkus von seiner 1907 unternommenen Expedition in die arktischen Regionen entwirft („Im Banne des Eismeers"; Kölner Verlagsanstalt; geb. 10 M.). Das Schicksal der Expedition, die, lange Zeit im Eise festgeklemmt, dem Untergange nahe schien und nur durch einen glücklichen Zufall befreit wurde, während ein zu ihrer Rettung ausgesandter Dampfer an der Küste Islands zerschellte, wird wohl noch in Erinnerung sein. Der Verfasser schildert mit besonderer Liebe seine grönländischen Jagden auf Eisbären, Moschusochsen und andres Wild, das Leben und Treiben der kühnen Jäger und Seeleute an Bord der „Laura" usw. Doch hatten der Verfasser und seine Kameraden neben der Büchse auch die Kamera mit; so ist das Werk zu manchem schönen Bilde landschaftlichen und jagdlichen Inhalts gekommen.

Spemann hat jetzt unter seine „Goldnen Bücher" endlich auch ein Sportbuch aufgenommen (Berlin und Stuttgart, W. Spemann). Die Redaktion war gewiß keine leichte Arbeit. Zwar „Autoritäten" auf diesem weiten Felde gibt es genug, und Spemann hat denn auch die „klangvollsten Namen" zur Mitarbeit zu gewinnen gewußt: Gräfin von Baudissin, Major Steinitzer, Rittmeister Freiherr Esebeck, Oberstabs-Veterinär Dr. Goldbeck, Major Gustav Hergsell, Oberstleutnant z. D. Moedebeck, Korvettenkapitän Türk und wie sie sonst noch heißen — alles Leute, die sich auf ihre Sache verstehen und die meistens auch die Kunst zu schreiben gelernt haben. Aber nun fing die Arbeit eigentlich erst an. Es galt, dies alles, was die siebzehn Mitarbeiter geliefert hatten, zusammenzustellen, zu komponieren zu einer „Hauskunde für jedermann", d. h. zu einem Buch, das man leicht und gern liest, das sich aber auch als Nachschlagewerk eignet und mit seinen Illustrationen — sie sind zahlreich und exakt — zugleich Anleitung zur Ausübung der verschiedenen Sportarten erteilt, des Reit- und Fahrsports, des Alpinismus, des Wasser-, des Wintersports und was es da sonst noch gibt.



Literarische Notizen

Im Anschluß an den Aufsatz von Prof. Werner über J. J. David möchten auch wir noch einmal auf die schöne Gesamtausgabe seiner Werke hinweisen, die Erich Schmidt und Ernst Heilborn seinem Andenken errichtet haben. Sie ist bei R. Piper & Ko. in München erschienen, und wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß es auch bei dem Verleger ideale Gründe waren, die ihn zu diesem Unternehmen bestimmten. Denn immer wird es nur ein kleiner feiner Kreis sein, der sich um diesen Dichter sammelt. Um so mehr sollten diese sechs Bände, die in grünblau Leinen gebunden so einladend daliegen, alle die in ihr Haus nehmen und sich von Erich Schmidts lebensvoller [illegible] Einleitung [illegible] in eine Dichterwelle führen lassen, die sich auch in ihren Wesenszügen edlere Geistes- und [illegible] zeichnen, als landläufige Romane und Novellen zu bieten. David war Jude: er hat daraus nie Hehl, eher Stolz gemacht — das bedeutet, wenn es nur noch sein Andenken zu ehren gilt, einen Schild, den er so blank hinterlassen hat wie einer vom besten Adel, eine Verpflichtung zuerst bei denen, die seines Glaubens und seiner Rasse sind. — In den „Gesammelten Werken“ ist alles Wesentliche beisammen, was der Dichter David auf die Nachwelt kommen zu lassen wünschte. Daneben gab es, mußte es geben den Journalisten und Brotschriftsteller David, der freilich den Künstler so wenig verleugnen konnte wie die Flamme das Leuchten. So mag man auch den Band „Ertrag“ (ebenda) noch dazu stellen, eine Sammlung feinsinniger und oft auch tief eindringlicher Aufsätze über Natur, Landschaften, [illegible], Künstler (darunter der vor acht Jahren, Mai 1902, hier zuerst erschienene [illegible] über [illegible]), Schauspieler und andere [illegible] Persönlichkeiten ([illegible]), und sich der Bekenntnisse erinnern, die der Dichter und Journalist — beide sind nun mal nicht zu trennen — in einem bei Diederichs in Jena erschienenen Bändchen über sein „Schaffen“ niedergelegt hat. Darin [illegible] finden sich die zunächst noch [illegible] [illegible] über Zeitung, Zeitungswesen und Zeitungs[illegible], die dann, zu einem eignen Büchlein ausgestaltet, in die von Martin Buber herausgegebene „Die Gesellschaft“ betitelte Sammlung sozialpsychologischer Monographien übergegangen sind („Die Zeitung“; Frankfurt a. M., Rütten & Loening). Namentlich dies letzte Buch zeigt, was für ein tapferer, lebensgerüsteter [illegible] auch in diesem [illegible] Dichter David steckte — ein Persönlichkeits- und Charaktermensch, auf den [illegible] reich und wir mit ihm stolz sein dürfen.

*

Ein berufener Führer für Oberammergau und sein Passionsspiel bietet [illegible] gegen 200 Seiten starken Büchlein dar, [illegible] Ferdinand Feldigl verfaßt hat (Oberammergau, [illegible]; M. 1.80). Der Führer [illegible] offiziellen Quellen und eigner Anschauung [illegible] schrieben und gewährt eine treffliche Übersicht über die Geschichte des Spiels, die Passions[illegible], das Theater, die Aktores, die Handlung [illegible] neben dient er den Besuchern der Passion [illegible] praktischen Winken über die Reise, den Ort [illegible] und seine Umgebung, die Wohnungs- und [illegible]verhältnisse und dergleichen mehr. Zahlreiche, [illegible] Teil farbige Bilder schmücken das Heft: Landschaften, Porträte von Mitwirkenden, [illegible] aufnahmen; ein Ortsplan mag dem Quartiersucher nützlich sein, eine Spezialkarte des [illegible] [illegible] Berglandes wird der willkommen [illegible] sein, dem Oberammergau nur eine Station [illegible] größerer Wanderfahrt ins Gebirge ist. [illegible] bei den letzten Spielen Dirigent der Passionsmusik, ist durch seinen Beruf mit dem [illegible] und der Gemeinde eng verwachsen. So [illegible] es sich von selbst, daß er alle Angriffe, [illegible] dem ehrwürdigen Spiel nicht mehr als eine [illegible] geleitete Fremdenindustrie sehen [illegible] für böswillige Verleumdung erklärt.

Selbsterlebtes aus drei Jahrzehnten [illegible] Jenny Schumacher in den Plaudereien „[illegible] Oberammergauer von einst und jetzt“, als Buch bei Levy & Müller in Stuttgart erschienen sind (geb. M. 1.50). Die Verfasserin [illegible] mit den Hauptdarstellern des Passionsspiels lange in persönlichem Verkehr und hat so Gelegenheit genug gehabt, sie in ihrem Privatleben [illegible] beobachten, aber auch — was uns wichtig [illegible] in ihr inneres Leben hineinzusehen. Humor [illegible] Tragik weben sich da bunt durcheinander; [illegible] und Sorge geben einander die Spindel in [illegible] Hand — mag man über dies Durcheinander [illegible] Erdenlust und Himmelssehnsucht denken, wie [illegible] will: es ist und bleibt ein interessantes Volk, da im Tal der Ammer von zehn zu zehn [illegible] ren Hunderttausende zu seinen Spielen [illegible].

*

Mitteilung. In die im Märzheft [illegible] erfolgte Besprechung des bei Teubner in [illegible] erschienenen Büchleins über den Leipziger [illegible] [illegible] hat sich ein Irrtum eingeschlichen. [illegible] Verfasser heißt nicht Wilhelm Brammer [illegible] dort zu lesen, sondern Wilhelm Bruchm[illegible]

[illegible] und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. Wilhelm Hauff [illegible] [illegible] verantwortlicher Redakteur für Österreich-Ungarn: Dr. [illegible] in Wien XIX. [illegible] [illegible] Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den [illegible] [illegible] in Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.



Frans Floris: Der Falkenjäger.

Literarische Notizen

Im Anschluß an den Aufsatz von Prof. Werner über J. J. David möchten auch wir noch einmal auf die schöne Gesamtausgabe seiner Werke hinweisen, die Erich Schmidt und Ernst Heilborn seinem Andenken errichtet haben. Sie ist bei R. Piper & Ko. in München erschienen, und wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß es auch bei dem Verleger ideale Gründe waren, die ihn zu diesem Unternehmen bestimmten. Denn immer wird es nur ein kleiner feiner Kreis sein, der sich um diesen Dichter sammelt. Um so mehr sollten diese sechs Bände, die in grünblau Leinen gebunden so einladend dastehen, alle die in ihr Haus nehmen und sich von Erich Schmidts lebendigmachender Einleitungskunst über ihre Schwelle führen lassen, die sich auch in ihren Mußestunden edlere Geistes- und Herzenskost ersehnen, als landläufige Romane und Novellen sie bieten. David war Jude: er hat daraus nie Hehl, eher Stolz gemacht — das bedeutet, nun es nur noch sein Andenken zu ehren gilt, einen Schild, den er so blank hinterlassen hat wie einer vom besten Adel, eine Verpflichtung zuerst bei denen, die seines Glaubens und seiner Rasse sind. — In den „Gesammelten Werken" ist alles Wesentliche beisammen, was der Dichter David auf die Nachwelt kommen zu lassen wünschte. Daneben gab es, mußte es geben den Journalisten und Brotschriftsteller David, der freilich den Künstler so wenig verleugnen konnte wie die Flamme das Leuchten. So mag man auch den Band „Essays" (ebenda) noch dazu stellen, eine Sammlung feinsinniger und doch auch eigenkräftiger Aufsätze über Natur, Landschaften, Dichter, Künstler (darunter der vor acht Jahren, Mai 1902, hier zuerst erschienene schöne Essay über Hellmer), Schauspieler und andre öffentliche Persönlichkeiten (Lueger), und sich der Bekenntnisse erinnern, die der Dichter und Journalist — beide sind nun mal nicht zu trennen — in einem bei Diederichs in Jena erschienenen Bändchen über sein „Schaffen" niedergelegt hat. Darin schon finden sich die zunächst noch aphoristischen Niederschriften über Zeitung, Zeitungswesen und Zeitungsmache, die dann, zu einem eignen Büchlein ausgestaltet, in die von Martin Buber herausgegebene, „Die Gesellschaft" betitelte Sammlung sozialpsychologischer Monographien übergegangen sind („Die Zeitung"; Frankfurt a. M., Rütten & Loening). Namentlich dies letzte Buch zeigt, was für ein tapferer, lebensgerüsteter Kerl doch in diesem Träumer und Dichter David steckte — ein Persönlichkeits- und Charaktermensch, auf den Österreich und wir mit ihm stolz sein dürfen.

Ein berufener Führer für **Oberammergau und sein Passionsspiel** bietet sich in dem gegen 200 Seiten starken Büchlein dar, das **Ferdinand Feldigl** verfaßt hat (Oberammergau, L. Rutz; M. 1.80). Der Führer ist nach offiziellen Quellen und eigner Anschauung geschrieben und gewährt eine treffliche Übersicht über die Geschichte des Spiels, die Passionsmusik, das Theater, die Aktores, die Handlung. Daneben dient er den Besuchern der Passion mit praktischen Winken über die Reise, den Ort selbst und seine Umgebung, die Wohnungs- und Billettverhältnisse und dergleichen mehr. Zahlreiche, zum Teil farbige Bilder schmücken das Heft: Landschaften, Porträte von Mitwirkenden, Szenenaufnahmen; ein Dorfplan mag dem Quartiersucher nützlich sein, eine Spezialkarte des oberbayrischen Berglandes wird der willkommen heißen, dem Oberammergau nur eine Station auf größerer Wanderfahrt ins Gebirge ist. Feldigl, bei den letzten Spielen Dirigent der Passionsmusik, ist durch seinen Beruf mit den Spielen und der Gemeinde eng verwachsen. So versteht es sich von selbst, daß er alle Angriffe, die in dem ehrwürdigen Spiel nicht mehr als eine geschickt geleitete Fremdenindustrie sehen wollen, für böswillige Verleumdung erklärt.

Selbsterlebtes aus drei Jahrzehnten erzählt **Tony Schumacher** in den Plaudereien „**Meine Oberammergauer von einst und jetzt**", die als Buch bei Levy & Müller in Stuttgart erschienen sind (geb. M. 1.50). Die Verfasserin steht mit den Hauptdarstellern des Passionsspiels seit lange in persönlichem Verkehr und hat so Gelegenheit genug gehabt, sie in ihrem Privatleben zu beobachten, aber auch — was uns wichtiger — in ihr inneres Leben hineinzusehen. Humor und Tragik weben sich da bunt durcheinander; Glück und Sorge geben einander die Spindel in die Hand — mag man über dies Durcheinander von Erdenlust und Himmelssehnsucht denken, wie man will: es ist und bleibt ein interessantes Volk, das da im Tal der Ammer von zehn zu zehn Jahren Hunderttausende zu seinen Spielen lockt.

Mitteilung. In die im Märzheft (S. 942) erfolgte Besprechung des bei Teubner in Leipzig erschienenen Büchleins über den **Leipziger Studenten** hat sich ein Irrtum eingeschlichen: der Verfasser heißt nicht Wilhelm Braumüller, wie dort zu lesen, sondern **Wilhelm Bruchmüller.**

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertreter und verantw. Redakteur für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Frans Floris. Der Falkenjäger



Litterarische Notizen

[illegible] den Namen von [illegible] machten auch wir [illegible] Gesamtausgabe seiner Werke [illegible] Erich Schmidt und Ernst Heilborn [illegible] erhalten haben. Sie ist bei [illegible] in München erschienen, und wir [illegible] nicht fehl in der Annahme, daß es [illegible] Gründe waren, die [illegible] zu diesem Unternehmen bestimmten. Denn [illegible] wird [illegible] ein kleiner feiner Kreis sein, [illegible] sammelt. Um so mehr [illegible] jene Bände, die in grünblau Leinen [illegible] so einladend dastehen, alle die in ihr Haus nehmen und sich von Erich Schmidts leben[illegible] Einleitung [illegible] über die Schwelle führen lassen, die [illegible] in ihren [illegible] edlere [illegible] und [illegible], als landläufige Romane und Novellen sie bieten. David war Jude: er hat daraus nie Hehl, eher Stolz gemacht — das bedeutet, nun es nur noch sein Andenken zu ehren gilt, einen Zwilo, den er so blank hinterlassen hat wie einer vom besten Adel, eine Verpflichtung zuerst bei denen, die seines Glaubens und seiner Rasse sind. — In den „Gesammelten Werken“ ist alles Wesentliche hereingekommen, was der [illegible] David auf die Nachwelt kommen zu lassen wünschte. Daneben gab es, mußte es geben den Journalisten und Briefschreiber David, der freilich den Künstler so wenig verleugnen konnte wie die Flamme den Leuchter. So mag man auch den Band „Essays“ [illegible] noch dazu stellen, eine Sammlung kleiner [illegible] und doch auch [illegible] Aufsätze über [illegible], Landschaften, [illegible] Künstler (darunter [illegible] acht Jahren, [illegible] 1902, hier zuerst er[illegible] [illegible] Schauspieler und andre [illegible] (Berger), und [illegible] der [illegible]. [illegible] der Dichter und Journalist [illegible] sind nun mal nicht zu trennen — in [illegible] in Jena erschienenen Bande [illegible] „Schaffen“ [illegible] finden sich die [illegible] über Zeitung, [illegible] und Zeitungsmache, die dann [illegible] eigenen Büchlein ausgestattet, in die [illegible] Baer herausgegebene „Die Ge[illegible] Sammlung [illegible] [illegible] („Die [illegible] Frankfurt a. M., Rütten & Loening). [illegible] letzte Buch zeigt, was für ein [illegible] Kerl doch in diesem [illegible] steckte — ein Persönlichkeits- und Charaktermensch, auf den [illegible] reich und wir mit ihm stolz sein [illegible].

*

Ein bewährter Führer für Oberammergau und sein Passionsspiel bietet [illegible] gegen 200 Seiten starken Büchlein [illegible] Ferdinand Feldigl verfaßt hat (Oberammergau, [illegible] M. 1.80). Der Führer [illegible] offiziellen Quellen und eigner Anschauung geschrieben und gewährt eine treffliche Übersicht über die Geschichte des Spiels, die Passions[illegible], das Theater, die Aktores, die Handlung. [illegible] dient er den Besuchern der Passion [illegible] praktischen Winken über die Reise, den Ort [illegible] und seine Umgebung, die Wohnungs- und [illegible] verhältnisse und dergleichen mehr. Zahlreiche, [illegible] Teil farbige Bilder schmücken das Heft [illegible], Porträte von Mitwirkenden, [illegible] ein Festplan mag dem [illegible] nützlich sein, eine Spezialkarte des [illegible] bayrischen Berglandes wird der willkommen [illegible], dem Oberammergau nur eine Station auf größerer Wanderfahrt ins Gebirge ist. [illegible] bei den letzten Spielen Dirigent der Passionsmusik, ist durch seinen Beruf mit den Spielen und der Gemeinde eng verwachsen. So versteht es sich von selbst, daß er alle Angriffe, die [illegible] dem ehrwürdigen Spiel nicht mehr als eine [illegible] geleitete Fremdenindustrie sehen [illegible] für böswillige Verleumdung erklärt.

Selbsterlebtes aus drei Jahrzehnten erzählt Tony Schumacher in den Plaudereien „[illegible] Oberammergauer von einst und jetzt“ [illegible] als Buch bei Levy & Müller in Stuttgart [illegible] sind (geb. M. 1.50). Die Verfasserin [illegible] mit den Hauptdarstellern des Passionsspiels [illegible] lange in persönlichem Verkehr und hat so Gelegenheit genug gehabt, sie in ihrem Privatleben zu beobachten, aber auch — was uns wichtiger [illegible] in ihr inneres Leben hineinzusehen. Humor und Tragik weben sich da bunt durcheinander; [illegible] und Sorge geben einander die Spindel in die Hand — mag man über dies Durcheinander [illegible] Erdenlast und Himmelssehnsucht denken, wie [illegible] will: es ist und bleibt ein interessantes Volk, [illegible] da im Tal der Ammer von zehn zu zehn Jahren Hunderttausende zu seinen Spielen lockt.

*

Mitteilung. In die im Märzheft (S. [illegible]) erschienene Besprechung des bei Teubner in [illegible] erschienenen Büchleins über den Leipziger [illegible] hat sich ein Irrtum eingeschlichen: [illegible] Verfasser heißt nicht Wilhelm Braumüller, [illegible] dort zu lesen, sondern Wilhelm Bruchmüller.

[illegible] Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm Hauff-Straße [illegible] [illegible] für Österreich-Ungarn: Dr. [illegible] Wengraf in Wien XIX [illegible] [illegible] Robert Mohr in Wien I, [illegible] 4. — Für den Inseratenteil [illegible] Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Frans Floris: Der Falkenjäger.

Literarische Notizen

[illegible] Romanen von [illegible] über [illegible] möchten [illegible] einmal auf [illegible] Ausgabe seiner Werke hinweisen, die Erich Schmidt und Ernst Heilborn [illegible] Anmerkungen versehen haben. Sie ist bei [illegible] in München erschienen, und wir [illegible] nicht fehl in der Annahme, daß es [illegible] Gründe waren, die [illegible] zu diesem [illegible] bestimmten. Denn [illegible] ein kleiner feiner Kreis sein, der sich um [illegible] sammelt. Um so mehr [illegible] Bände, die in graublau Leinen [illegible] so einladend dastehen, alle die [illegible] Haus nehmen und sich von Erich Schmidts [illegible] Einleitung über [illegible] führen lassen, die [illegible] edlere Geistes- und [illegible], als landläufige Romane und Novellen sie bieten. David war [illegible] er hat daraus nie Hehl, eher Stolz gemacht — das bedeutet, nun es nur noch sein [illegible] zu ehren gilt, einen Zwilo, den er so blank herausgehauen hat wie einer vom besten Adel, eine [illegible] bei denen, die seines Glaubens und seiner Rasse sind. — In den „Gesammelten Werken" ist alles Wesentliche beisammen, was der Dichter David auf die Nachwelt kommen zu lassen [illegible]. Daneben gab es, mußte es geben den Journalisten und Prosaschriftsteller David, der freilich den Kaustiker so wenig verleugnen konnte wie die Flamme [illegible]. So mag man auch den Band „Essays" [illegible] noch dazu stellen, eine Sammlung feinsinniger und [illegible] Aufsätze über Natur, Landschaften, [illegible] Künstler, darunter [illegible] acht Jahren, 1902, hier zuerst erschienene [illegible], Schauspieler und andre [illegible] und sich der [illegible] der Dichter und Journalist [illegible] man mal nicht zu trennen — in einem bei Diederichs in Jena erschienenen Bande [illegible] „Schatten" [illegible] finden sich die [illegible] Aufsätze über Zeitung, [illegible]wesen und Zeitungsmache, die dann, zu einem eigner Büchlein ausgestaltet, in die [illegible] herausgegebene „Die Gesellschaft" betitelte Sammlung sozialpsychologischer [illegible] aufgenommen und („Die Zeitung", Frankfurt a. M., Rütten & Loening). [illegible] letzte Buch zeigt, was für ein [illegible] Kerl doch in diesem [illegible] Leib steckte — ein Persönlichkeits- und Charaktermensch, auf den [illegible] reich und wir mit ihm stolz sein dürfen.

*

Ein bequemer Führer für Oberammergau und sein Passionsspiel bietet [illegible] gegen 200 Seiten starken Büchlein, das [illegible] Ferdinand Feldigl verfaßt hat (Oberammergau [illegible] M. 1.80). Der Führer [illegible] offiziellen Quellen und eigner Anschauung [illegible] und gewährt eine treffliche [illegible] über die Geschichte des Spiels, die Passion[illegible], das Theater, die Aktores, die Handlung. [illegible] dient er den Besuchern der Passion [illegible] praktischen Winken über die Reise, den Ort [illegible] und seine Umgebung, die Wohnungs- und [illegible]verhältnisse und dergleichen mehr. Zahlreiche [illegible] Teil farbige Bilder schmücken das Heft [illegible], Porträte von Mitwirkenden, [illegible] ein [illegible]plan mag dem [illegible] sicher nützlich sein, eine Spezialkarte des [illegible] wird der willkommen [illegible], dem Oberammergau nur eine Station [illegible] größeren Wanderfahrt ins Gebirge ist. [illegible] bei den letzten Spielen Dirigent der Passionsmusik, ist durch seinen Beruf mit den [illegible] und der Gemeinde eng verwachsen. So [illegible] es sich von selbst, daß er alle Angriffe, die [illegible] dem ehrwürdigen Spiel nicht mehr als [illegible] geleitete Fremdenindustrie sehen [illegible] für böswillige Verleumdung erklärt.

Selbsterlebtes aus drei Jahrzehnten [illegible] Tony Schumacher in den Plaudereien „[illegible] Oberammergauer von einst und jetzt" [illegible] als Buch bei Levy & Müller in Stuttgart [illegible] sind (geb. M. 1.50). Die Verfasserin [illegible] mit den Hauptdarstellern des Passionsspiels [illegible] in persönlichem Verkehr und hat so Gelegenheit genug gehabt, sie in ihrem Privatleben zu beobachten, aber auch — was uns wichtiger [illegible] in ihr inneres Leben hineinzusehen. Humor und Tragik weben sich da bunt durcheinander; [illegible] und Sorge geben einander die Spindel in die Hand — mag man über dies Durcheinander [illegible] Erdenlast und Himmelssehnsucht denken, wie [illegible] will: es ist und bleibt ein interessantes Volk, [illegible] im Tal der Ammer von zehn zu zehn [illegible] Hunderttausende zu seinen Spielen lockt.

*

Mitteilung. In die im Märzheft [illegible] Besprechung des bei Teubner in Leipzig erschienenen Büchleins über den Leipziger [illegible] hat sich ein Irrtum eingeschlichen: [illegible] heißt nicht Wilhelm Braumüller, [illegible] dort zu lesen, sondern Wilhelm Bruchmüller.

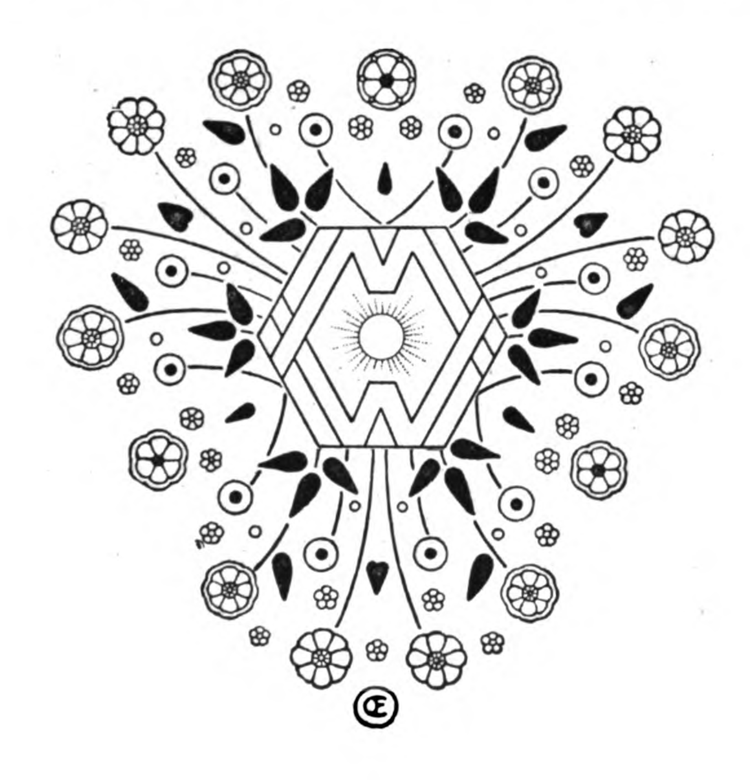
[illegible] Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße [illegible] für Österreich-Ungarn: Dr. [illegible] in Wien XIX [illegible] Robert Mohr in Wien I, [illegible] 4. — Für den Inseratenteil [illegible] Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
[illegible] verboten. — [illegible] vorbehalten.



Frans Floris: Der Falkenjäger.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART



54. JAHRG. ⊛ 108. BAND ⊛ 2. TEIL
⊛ ⊛ JULI 1910 BIS SEPTEMBER 1910 ⊛ ⊛

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG



Verzeichnis der Mitarbeiter

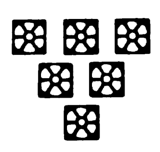


Inhalt des hundertachten Bandes

2. Teil. Juli 1910 bis September 1910

Namen- und Sachregister











Segenbühel

Erzählung von Helene Raff



In der Gemarkung Wildgereuth gibt es streckenweite prachtvolle Wälder, zwischen denen der Ort selbst wie vergraben liegt, abgeschnitten von der übrigen Welt. Hat man ihn im Rücken, so sind's gute drei Wegstunden bis zum nächsten Dorfe; deshalb dünkt es manchen um so seltsamer, wenn aus der grünen Einsamkeit plötzlich ein Ton erschallt, der unverkennbare Ton einer Kirchenglocke. Ein Gebäude scheint ringsum nicht vorhanden; es ist, als käme der Klang, ein gedämpfter wehmütiger Klang, geradeswegs aus dem Erdboden. Wer den Drang verspürt, das Ding zu ergründen, der folgt dem Steig durch den Kiefernwald, tief und tiefer hinein; manchmal wird es so eng, daß die herabhängenden Äste das Gesicht streifen und der starke eingeschlossene Duft die Brust beklemmt. Dann lichtet sich das Gehölz, eine feuchte Wiese tut sich auf; jenseit des Baches, den sie durchschneidet und den ein paar glitschrige Bretter überbrücken, setzt der Weg sich fort, von hohem Riedgras begrenzt. Haben zuvor die Vögel gezirpt, so quaken hier die Unken, der Boden klingt hohl und tritt sich weich; hier und da schießt eine langbeinige Libelle glitzernd und surrend vorbei. Allmählich steigt der Pfad, lenkt wieder in den Wald hinein, einen herrlichen alten Hochwald mit rauschenden Kronen und efeubewachsenen Stämmen. Und jählings endet auch der, und es öffnet sich ein Stück Wiesenland, voll blühenden Unkrauts, das in der Mitte zu einem niedrigen Hügel sich wölbt. Der ist umgeben von einer verfallenen graurötlichen Mauer, der Mauer eines ehemaligen Friedhofs; und innerhalb der verlassenen Friedensstatt ragt der schlichte Steinbau einer uralten Kapelle, überspannt vom Himmelsblau. Vielleicht weil der Anblick ein so unerwarteter ist, wirkt er so wunderbar, so märchenartig; denn die Kirche ist nirgendwo sichtbar, bis man unmittelbar vor ihr steht. Von ein paar hochgelegenen Punkten der Umgebung nur sieht man ihren Turm mit den rundbogigen Fenstern aus dem Dickicht auftauchen und kann sich sagen lassen, wie die Lichtung samt der Kirche genannt wird.

Einöde Segenbühel.

Wenn die Umwohner den Namen aussprechen, so tun sie es auf eine eigne, vieldeutige Art. Als ob es damit eine besondere Bewandtnis habe.

Und obschon es ein rauhes Volk ist, das umher im Lande haust, unterläßt es keiner, sein Haupt zu entblößen und andächtig hinzuhorchen, sooft aus der Waldenge sachte, windverwehte Glockentöne an sein Ohr schlagen. Der bloßen Frömmigkeit entstammt diese Regung nicht; es ist ein andres, was die Einödkirche so fest mit den Leuten umher verbindet.

Zumal seit das Geschehnis sich zugetragen hat, von dem hier die Rede sein soll, und das man nicht einmal eine alte Geschichte nennen kann; denn es leben zu Wildgereuth noch Leute genug, die Zeugen davon gewesen sind.

— — — — — — — — — — — —



Wenn auch die Kirche, die der Bühel trug, als etwas Alleinstehendes, Losgetrenntes erschien, schlängelte sich dahinter der Steig doch weiter auf des Hügels Südseite, dem stattlichen Anwesen zu, das man „Beim Kircher" hieß. Das Kirchergut war eins der einträglichsten weit und breit, außerdem seit unvordenklichen Zeiten im Besitz der gleichen Familie. Die schrieb sich nicht Kircher, sondern Jenewein, und ihre Vorfahren waren einfache, hart arbeitende Bauern gewesen. Aber der wachsende Wohlstand und die damit verbundene Bildung neuerer Zeit hatten aus ihnen ansehnliche Leute gemacht, die über die Dinge dieser Welt mitreden konnten und teilweise durch Maschinen betreiben ließen, wozu man ehemals die Kraft der eignen Arme brauchte.

Den von der Sonne angegrellten Steig zum Kirchergut lief in der Nachmittagshitze ein halbwüchsiger Junge; keuchend und bisweilen ausrastend, hastete er auf nackten Füßen bergan, bis er die Tür des Hauses erreicht hatte und anläuten konnte.

Eine Magd tat ihm auf: „Was möchtst denn, Kleiner?"

„Ich tät schön bitten — den Schlüssel soll ich holen, hat die Mutter gesagt — den Kirchschlüssel," plapperte der Junge seinen Auftrag herunter.

Die Magd nickte und schritt ihm voran in den Flur, wo sie unter verschiedenen Schlüsseln zu kramen begann. „Was ist's denn bei euch?" forschte sie in vorsichtiger Umschreibung.

„Dem Vater ist's so schlecht — den hat beim Heuen eine Natter in die Hand bissen, davon ist die Hand so arg geschwollen, und jetzt sollen Sie so gut sein, mir ven Kirchschlüssel geben, hat die Mutter gesagt."

„Gleich, mein Bub, gleich."

Während sie suchte, schritt durch den Flur, an der Küche vorbei, die Hausherrin, Margaret Jenewein. Sie hatte die Botschaft gehört. „Der Schlüssel liegt nicht bei den andern; er hängt hinter der Stubentür am Haken!" rief sie in die Küche hinein.

Alsbald war der Schlüssel gefunden und dem Buben eingehändigt. Die Magd geleitete ihn vors Haus. „Soll ich mitgehen oder schaffst es allein, du?" erkundigte sie sich noch.

„Freilich kann ich!" nickte er wichtig und sprang davon.

Binnen kurzem hub von der Kirche herüber das Läuten an, ein unregelmäßiges stoßweises Läuten, aber weithin vernehmlich in der brütenden Stille des Sommertags. Zuletzt verklang es in einzelnen müden Schlägen. Dann kam der Junge, den Schlüssel zurückzubringen, und entfernte sich unter Danksagungen.

Inzwischen hatte die Magd all ihren Mitdienenden den kleinen Vorfall kundgetan; und auf der Tenne, im Hofe, in der Milchkammer ward davon geraunt und geredet. Alle bewegten in ihren Köpfen die Frage: „Wird wohl des Marti Vater gesund?"

Am liebsten wäre noch vor Abend die eine oder andre der Mägde hinunter in die Ortschaft gerannt, um den Sachverhalt festzustellen; aber der Frau wegen wagten sie es nicht. Die war immer so kurz angebunden und liebte es nicht, wenn so viel gute Zeit verlaufen und verschwatzt wurde. So mußte die Neugier bezähmt werden, bis am andern Morgen das Gefährt des Kreisarztes am Kirchergut vorüberrollte. Da brachte die Magd, die den Schlüssel hergegeben, geschickt und manierlich die Frage an, wie es wohl dranten gehe.

Es mache sich, bedeutete der Doktor. Gestern abend schon habe sich Besserung eingestellt. Hinter seinem Rücken tauschte das Gesinde verständnisvolle Blicke und steckte, als er weiterfuhr, erregt die Köpfe zusammen. Der Doktor mochte etwa denken, daß er dem Kranken geholfen habe; die Nachbarn der Einödkirche wußten es anders.

Sie wollten auch die Hausherrin, die schlanke ernsthafte Margaret Jenewein, an ihrer Genugtuung teilnehmen lassen; aber sie nickte nur leicht mit dem Kopf wie bei einer selbstverständlichen Sache.

* * *

Es hatte eine Zeit gegeben, da das nunmehr bebaute, teilweise vom Schienenstrang durchzogene Land eitel Wildnis gewesen war. In jenen Tagen waren die umfriedeten bewohnten Städte von einer grausigen Seuche heimgesucht worden; „die große Sterb" ward sie kurzweg in den Chronikbüchern benannt. Wer da konnte, flüchtete vor der Gefahr; so ein junger Mann aus stolzem, reichem Hause, dessen Sippschaft insgesamt der Pest zum Opfer gefallen. Zuvor hatten sie ihn hart

gefangengehalten, seiner Liebe wegen zu einer armen landfahrenden Dirne, der er, als man sie schimpflich ausgetrieben hatte, mit Gewalt nachfolgen gewollt. Als er nun frei war und in der waldigen Öde pfadlos umherirrte, da begegnete ihm seine Liebste, die gleichfalls im Walde sich verborgen hatte und also dem Tod entronnen war. Da wurden die beiden Mann und Frau; gemeinsam rodeten sie die Wildnis, und die Kinder und Enkel, die ihnen erwuchsen, halfen ihnen dabei. So folgte ein arbeitsam kämpfendes Geschlecht dem andern, bis an Stelle der notdürftig gezimmerten Hütte das heutige Kirchergut entstanden war.

Der Name mochte daher kommen, daß einer der frühen Eigner des Gutes die Kirche auf dem Segenbühel zu seinem und der übrigen Umwohner Nutz und Frommen errichtet hatte. Denn inzwischen hatten andre Heimatsucher in der Nähe sich angesiedelt. So baute im Laufe der Jahrhunderte die Ortschaft Wildgereuth sich auf. Aber die auf dem Kirchergut saßen, blieben vor allen Späteren im Ansehen; sie waren die Ältesten, gleichsam die Stammfamilie des Ortes.

Das alles war lange her. Die Kirche hatte gedient, bis sie für die rasch wachsende Gemeinde zu klein und überdies baufällig wurde. Inmitten des Ortes prunkte eine schmucke spätzopfige Pfarrkirche mit Schulhaus daneben; in der Einödkapelle ward nur einmal des Jahres noch Gottesdienst gehalten, wo dann meist die Schar der Andächtigen, da sie im Innern nicht Platz fand, im Freien auf dem Wiesengrunde lagerte und der Geistliche seines Amtes an einem eilig aufgerichteten, mit Maien und künstlichen Rosen umsteckten Notaltar waltete. Die übrige Zeit blieb die Kirche geschlossen; den Schlüssel hatten die Leute des Kirchergutes in Verwahr, die ihn im Bedarfsfalle bereitwillig herliehen. Mitunter hatten sie das Läuten selbst zu besorgen, zum Beispiel, wenn ein Wetter dräuend am Himmel stand.

Gegen Gewitter die Glocken zu läuten, war auch an andern Orten Brauch. Aber mit der Glocke der Einödkirche hatte es noch eine besondere Bewandtnis. Angeblich sollte es noch die gleiche Glocke sein, mit der der erste Besitzer des Kirchergutes die etwa in der Öde Verirrten auf den rechten Weg gerufen sowie von seinem Hause alles Böse und Unholde ferngehalten hatte. Sie sei nicht durch Menschenhand hergekommen, die Tiere des Waldes hätten sie aus der Erde gescharrt, berichteten die einen, während nach andrer Überlieferung ein Engel sie vom Himmel gebracht haben sollte. „Tausend Jahre alt!" behaupteten die Wildgereuther von ihr. Das traf schwerlich zu; doch alt war die Glocke jedenfalls und segenskräftig wie keine.

Noch niemals hatte ein Wetter die Äcker der Umwohner zerschlagen, dafern rechtzeitig die Glocke vom Segenbühel geläutet worden war. Noch niemals war ein Schwerkranker gestorben, für den jemand, gleichfalls beizeiten, den Glockenstrang gezogen hatte. Geschah dies aber dennoch, dann hatte der Läutende den rechten Glauben nicht besessen oder den, für den er bat, nicht lieb genug gehabt, denn beides gehörte dazu. Dies Vertrauen auf die Wunderglocke war, forterbend im Laufe der Jahrhunderte, immer zäher, zuletzt unausrottbar geworden. Während manches alte Herkommen abgeschafft und angezweifelt wurde, erhielt sich bei den meisten der Glaube an die Wirksamkeit der Einödglocke. Und die Jenewein vom Kirchergut mochten hinterrücks als hoffärtig und streitsüchtig, als Protzen und wer weiß was noch verschrien werden, äußerlich suchte sich jeder gut mit ihnen zu stellen, weil sie den Segen der Gegend gewissermaßen unter Verschluß hatten.

Diese Dinge waren so allgemein bekannt, daß Margaret Jenewein, die Letzte ihres Hauses, kaum in den Fall geraten war, darüber zu sprechen. Da erhielt die Schule von Wildgereuth, die sich zusehends vergrößerte, einen neuen Lehrer, einen jungen regsamen Mann, dessen frischer Sinn alles lebendig zu machen schien, was er berührte.

Das Kirchergut, als das nachweislich älteste Haus der Gegend, erweckte sein Interesse, desgleichen die Besitzer, diese Art von trotzigem altem Bauernadel, der jetzt nur noch auf zwei Augen, denen eines Weibes, stand. Anfänglich hatte Margaret verwundert und mißtrauisch den Besucher angeschaut, der sie höflich begrüßte und um Erlaubnis bat, die alte Truhe in ihrem Hausflur, die alte Inschrift unter dem Hausgiebel in Augenschein nehmen zu dürfen. Aber dann hatte sie sich in ihrem Eigentum geschmeichelt gefühlt.



„Es ist altes Sach,“ sagte sie ein wenig von oben herab, lauschte jedoch voll Anteil seiner Belehrung, wie selten und wertvoll solch „altes Sach“ für den Kenner sei. Auf sein Befragen berichtete sie, die sonst Einsilbige, ihm nach und nach das, was sie von der Geschichte ihres Heimatortes und Hauses wußte. „Man sagt halt so“ — „Die Leute da herum meinen“ — schaltete sie häufig ein, damit der „Studierte“ nicht etwa ihre Erzählung belächle. Sie hatte den alten halbdunklen Sagen nicht näher nachgedacht und fürchtete, sie seien für Fremde langweilig. Nicht so dem Lehrer; dem gefiel die legendäre Entstehung von Wildgereuth ausnehmend, zumal das Wiederfinden des liebenden Paares in der Einsamkeit.

„Wie die ersten Menschen im Paradies,“ bemerkte er fröhlich. „Sehen Sie, Fräulein Margret, mit zweien, die sich liebhaben, geht die Welt überall an.“

Da ereignete sich etwas sehr Seltenes: Margaret Jenewein verzog den Mund zum Lächeln.

Dagegen war sie fast etwas beleidigt, als bei Erwähnung der wunderkräftigen Glocke der Lehrer sehr freundlich und vorsichtig andeutete, er glaube nicht recht daran. Aber an geweihte Dinge wie Glocken hefte solche alte fromme Meinung sich gern. Margaret hatte noch keinen gesehen, der so schön und klar zu reden wußte; ihr war zuletzt, als habe er recht in allem, er ganz allein. Der Geldhochmut, der sonst in ihr steckte, hätte ihr eigentlich eine gewisse Überlegenheit gegenüber einem armen Schullehrer verleihen müssen; statt dessen empfand sie zum erstenmal Respekt vor etwas, das sich nicht in Zahlen ausdrücken ließ.

Gottfried Fechner — so hieß der Lehrer — sprach öfters auf dem Kirchergut ein. Bereits wußte Margaret alles von ihm: daß er so gern studiert hätte, wären nur die Mittel dazu vorhanden gewesen; daß er den Krieg in Frankreich mitgemacht und das erst wenig Jahre alte Deutsche Reich unter seinen Augen hatte entstehen sehen. Sie, die aus ihrem verlorenen Winkel nie herausgekommen war, erschien sich einfältig und hausbacken im Vergleich zu ihm. Gleichsam entschuldigend vertraute sie ihm gelegentlich das eine und andre aus ihrem eignen mühseligen Leben: von der Mutter, die ihr so lieb gewesen und so früh gestorben war, von dem Vater, den sie bis an sein erst kürzlich erfolgtes Ende gepflegt hatte — eine schwere Aufgabe bei des Mannes jähzorniger Rauheit. Noch an seinem letzten Tage war er so arg in Wut geraten wegen des Streites, den er mit der Gemeinde gehabt.

„Wegen welchen Streites?“

„Ja so, Sie sind ein Zugereister — Sie können das nicht wissen. An unsrer Kirche hätt' es eine Reparatur gebraucht; und der Bürgermeister hat sie einfach in Angriff nehmen lassen, ohne den Vater zu fragen. Der ist aber gleich aufgetreten und hat verboten, daß da irgend jemand was macht hinter seinem Rücken; denn die Kirche gehört uns und nicht den Wildgereuthern.“

„Das ist doch sonderbar,“ meinte der Lehrer. „Gehört nicht die Kirche zum Ort?“

„In dem Fall nicht.“ Margaret wurde eifrig. „Der ganze Segenbühel mit allem, was draufsteht, ist unser eigen, und die Kirche hat ein Urahn vom Vater erbauen lassen, von seinem Geld; es ist bloß guter Wille, daß die vom Dorf sie haben benutzen dürfen. Aber trotzdem: wie der Vater gestorben ist, hab' ich keinen Prozeß angefangen, wie er gewollt hat. Mit der Gemeinde hab' ich mich verglichen, daß jedes die Hälfte der Reparaturkosten zahlt — damit fertig! Herumstreiten mag ich mich nicht.“

Sie hatte es kein Hehl, wie wenig günstig sie ihren Nachbarn gesinnt sei. Oft und oft hatte es ihre Mutter gesagt: „Margret, schau' dir um einen besseren Mann — keinen Wildgereuther! Die sind zu grob!“

Jetzt schien der bessere gefunden. Wenn Margaret von ihrem Fenster aus die Gestalt des Lehrers am Waldrande auftauchen sah, fuhr sie hastig aus dem Werktagsgewand in ein sonntägliches und strich mit den Händen glättend über das dichte Haar. Und des Abends in ihrer Kammer flogen bisweilen Gedanken sie an, die ihr alles Blut zu Gesicht trieben, und vor denen sie erschauernd sich unter die Decke verkroch.

In der ganzen Gegend ward gemunkelt, der neue Lehrer werde die Tochter vom Kirchergut heiraten, die Reichste sowie die Klügste und Arbeitsamste weit und breit. „Das ist ein ganz Feiner!“ sagten die Leute bewundernd und mißgünstig.

Gottfried Fechner hegte vielleicht, noch unbewußt, die Absicht, die man ihm zuschob. Denn das einsame Mädchen auf dem Segen-



bühel mit ihrer herrschenden, prinzeßlich sichern Art, ihrem Hintergrund von märchenhaften alten Überlieferungen hatte seinen tiefen Anteil erweckt. Trotz der Enge, in der sie lebte, erkannte er die Bildsamkeit ihrer Seele; das lieh seinem Ton oft eine Wärme, die einem Versprechen gleichkam. Und Margaret baute auf dies Versprechen felsenfest, bis —

Bis das Unglück gekommen war in Gestalt von des Herrn Pfarrers Nichte, die sich eingestellt hatte, um den alten kränkelnden Oheim zu besuchen. Margaret verfluchte den Tag, an dem das geschehen, und den Weg, darauf die Fremde hergefahren war. Denn von da an ließ sich Gottfried Fechner seltener, immer seltener auf dem Kirchergut blicken.

Die Pfarrersnichte war ein wunderliebes Geschöpf mit der weichsten Stimme und dem treuherzigsten Augenpaar. Sie glich den Mädchen aus dem kleinen, freundlichen Städtchen, wo Gottfried Fechner herstammte und seine ersten Schülerverliebtheiten durchgemacht hatte. Und sie war ganz anders geschickt zur Liebe als Margaret Jenewein. Die hatte sich gewöhnt, ihre Worte und Mienen gleichsam unter Verschluß zu halten; in ihrer Sippschaft waren weiche Gefühle und zärtliches Bezeigen einmal nicht der Brauch. Eine schwerblütige Herbheit haftete ihr an, gerade wenn sie am heftigsten empfand.

Hingegen zeigte die Pfarrersnichte ihres Herzens Meinung auf ebenso unverstellte als anmutige Weise, wie ein Kind, das diejenigen, die es gern hat, mit strahlendem Lächeln grüßt. Der Lehrer, ehe er sich dessen versah, war völlig im Banne ihrer weichen, warmen Nähe; er dachte und begehrte nichts mehr denn die Liebe, die sich ihm so unverhohlen entgegentrug. Margaret Jenewein verblaßte in seiner Erinnerung zu einer Art Merkwürdigkeit gleich den seltenen Schränken und Truhen aus ihrem Besitz.

Eingesponnen in ihre waldumhegte Einsamkeit und ihre eintönigen Pflichten, verwartete die Verlassene Stunden, Tage, Wochen. Sie war machtlos, konnte keinen Schritt tun, den nicht ihr Selbstgefühl verbot. Ein Mädchen darf nicht bitten um das, wovon doch ihr Leben abhängt. Es galt, ein gelassenes Antlitz zu zeigen vor den Dienstboten, die hinter ihrem Rücken tuschelten, vor gelegentlichen Besuchern, die absichtliche Anspielungen fallen ließen. Sie wagten es kein zweites Mal; denn nichts konnte kälter, hochfahrender sein als die Art, womit die Margaret ihnen zu verstehen gab: „Wer mir nichts nachfragt, dem frag' ich erst recht nichts nach."

Wenn es ihr so gleichgültig war, was ging es die andern an? Es ereignete sich ja täglich, daß ein junger Mann von der ersten hinweg der zweiten sich zuwandte. So ward der Lehrer, da er sich wirklich mit der Pfarrersnichte verlobte, von allen Seiten beifällig beglückwünscht; sogar die Margaret selbst, bei irgendeiner flüchtigen Begegnung, hatte ihm obenhin ihren Glückwunsch ausgesprochen.

Zur Hochzeit freilich fand sie sich nicht ein. Aber weil diese auf einen Feiertag fiel, hatte sie den Dienstboten insgesamt freigegeben. Es war ihr eben recht, allein zu Hause zu bleiben. Während ganz Wildgereuth vom fröhlichen Hochzeitslärm erschallte, kauerte Margaret Jenewein auf dem kleinen Friedhof, der ihre Kirche umgab. Sie wühlte den Kopf in das hohe, von rotleuchtenden Klatschmohnen durchblühte Gras, um den Schrei zu ersticken, der gewaltsam von ihren Lippen brechen wollte.

* * *

Mehr denn zwei Jahre waren seitdem verstrichen. Das Leben in der Öde war seinen gleichförmigen Schritt gegangen; auf dem Kirchergut schaltete Margaret Jenewein und schien äußerlich die alte. Sehr alt kam sie sich selber vor, so stumpf und hoffnungsarm, wie sie geworden war. Sie erfüllte maschinenmäßig ihre Obliegenheiten und hielt das Gesinde in Zucht, ohne mehr dabei zu empfinden als ein Zugtier, das vor dem Pflug einhertrottet. Es wäre wider ihre Ehre gewesen, ihren angestammten Besitz verlottern zu lassen. So wie sie ihn überkommen, in tadelloser Ordnung bis zum Türnagel herab, so mußte er auch nachbleiben, wenn sie zu den Ihrigen auf den Friedhof der Einödkirche gelegt wurde. Dort schliefen alle Jenewein; für sie, die letzte, übriggebliebene, war eben noch Platz.

Von Gottfried Fechner sah und hörte sie wenig; denn sie vermied es, ihm zu begegnen. Es ging ihm gut, er lebte glücklich mit seiner Frau, die ihm ein Knäbchen geschenkt hatte. Da Margaret hiervon erfuhr, war ihr, als sei es ihr Kind, das die andre ihr gestohlen hätte. Mitunter kam ihr auch zu Ohren, wie des Lehrers Wirksamkeit ge-



rühmt ward; noch keiner hatte sich der Schule so eifrig angenommen und der Jugend von Wildgereuth so viel Respekt eingeflößt. In Margarets Herzen stritt die Bitterkeit mit einem ganz leisen Stolz auf ihn, da sie das vernahm. Aber die Bitterkeit gewann die Oberhand, als der Lehrer ein paarmal sich gegen den mannigfachen Aberglauben der Ortsleute, unter anderm auch gegen das Läuten der Glocke vom Segenbühel ausgesprochen haben sollte. Wäre er ihr Mann gewesen, so hätte sie wahrscheinlich seiner freieren Ansicht sich zugeneigt; so jedoch deuchte ihr: der ihr alles geraubt, wolle auch noch den alten, geheimnisvollen Ruhm ihrer Kirche und das Ansehen, das davon auf sie zurückstrahlte, ihr entwenden. Das grub sich ihr tief ein; und wenn sie, was selten geschah, mit den Umwohnern in Berührung kam, hielt sie sich stets zu denen, die aus irgendeinem Grunde dem Lehrer gegnerisch gesinnt waren.

Einen so heißen Sommer wie den diesjährigen hatte es seit Urzeiten nicht gegeben. Tag für Tag derselbe grellblaue Himmel, dieselbe unbarmherzige Sonnenglut. Anfangs hatte man sich gefreut, der Ernte wegen; allein die Hitze dörrte die Felder aus und die Menschen erst recht. Hier und da waren die Brunnen versiegt, nur der breite Bach jenseit des Segenbühels glitzerte und rauschte noch, wenn schon auch etwas zurückgegangen. Es geschah öfters, daß des Kreisdoktors Wägelchen am Kirchergut vorbeirollte.

Eines Tags ging die Obermagd vom Kirchergut auf die Wiese am Waldsaum, um das zweite Heu, das in geschichteten Haufen draußen lag, aufzulockern. Da traf sie ein Büblein, das emsig beschäftigt war, auf den Heuhaufen Purzelbäume zu schlagen. Sie kannte ihn: es war der kleine Marti, dessen Vater dazumal von der Natter gebissen worden. Die Magd drohte ihm schon von weitem. „Wart' du! Ist vielleicht heut' Sonntag? So ein Krabat wie du gehört in die Schul'! Verstanden?"

„Keine Schul' ist nicht," gab er wichtig zurück, „weil der Herr Lehrer krank ist."

„Der Herr Lehrer? Wo fehlt's ihm denn?"

„Weiß nicht." Des Kleinen Ton war gesetzt und betrüblich; aber sein Lächeln war vergnügt. Augenscheinlich hielt bei ihm die Freude über die unverhofften Ferien dem Mitgefühl für seinen Lehrer die Wage.

Solch eine Neuigkeit! Die Magd zählte die Augenblicke, bis sie ihre Arbeit vollbracht hatte und es rückkehrend allen Hausgenossen mitteilen konnte: der Lehrer sei krank. So erfüllt war sie davon, daß sie diesmal sogar die Scheu vor der Herrin des Hauses vergaß und in deren Gegenwart damit herausplatzte.

Margaret Jenewein tat, als habe sie nicht gehört. Oder als ginge die Sache sie von der Welt nichts an. Ihre Hände fuhren in irgendeiner gleichgültigen Beschäftigung fort, so sicher wie zuvor.

Aber von da und dort klang doch die Bestätigung der Kunde zu ihr. Mechanisch mußte sie darüber denken, sich das Gehörte wiederholen, wie unter einem Zwang. Der Lehrer krank — Typhus — epidemisch — böser Fall. Jetzt wurde sein Unrecht an ihr ihm heimgezahlt. Wahrscheinlich würde er sterben, und seine Frau, die würde dann wohl fortziehen. Dann war alles wie zuvor, als hätte sie den ganzen Gottfried Fechner und das, was er ihr angetan, bloß geträumt. Vielleicht war es am besten so; sie empfand nichts als eine dumpfe leere Ruhe, so wie sie auf einen großen Schreck folgt. Und sie war doch gar nicht erschrocken.

Um so weniger begriff sie die Meldung, mit der sie unversehens aufgescheucht wurde. Wer war da und begehrte sie zu sprechen? Seine Frau? Was suchte die bei ihr, gerade jetzt!? Margaret nahm sich Zeit; sie schöpfte erst Atem und verweilte ein paar Augenblicke zögernd vor ihrer eignen Schwelle, ehe sie es über sich gewann, die Stubentür aufzuklinken.

Mit einem verschüchterten, ängstlichen Ausdruck in den weichen Zügen trat die Harrende ihr entgegen. Des Pfarrers Nichte war als Frau womöglich noch hübscher geworden, und der mädchenhafte Reiz von ehedem war ihr treu geblieben.

Margaret erwiderte kurz den gebotenen Gruß, ohne die ihr hingestreckte Hand zu bemerken. Ihr ganzes Wesen drückte die Frage aus, was denn die andre hier zu suchen habe.

Die junge Lehrersfrau empfand das. „Ich möchte nur — ich möchte um den Kirchschlüssel bitten —" brachte sie hervor.

„Welchen Schlüssel?" Margaret schien plötzlich nicht zu wissen, wovon die Rede sei. Die Besucherin wurde ein bißchen rot.



„Mein Mann ist nämlich krank.“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Sehr krank, sagt der Doktor. Und ich hab' so Angst — und die Nachbarsleute haben mir alle zugeredet, daß ich doch die Glocke vom Segenbühel läuten soll für ihn. Da hab' ich gedacht, ich will in Gottesnamen hergehen — es ist ja nichts Unrechtes.“

„Aber Sie vertrauen nicht, daß es hilft,“ warf Margaret trocken dazwischen. „Und Ihr Mann, das weiß ich, glaubt auch nicht daran.“

„Nein,“ gestand die andre. „Wenn ich ihn fragte, würde er's vielleicht nicht haben wollen. Aber er ist doch nicht bei Bewußtsein“ — wieder zitterte ihre Stimme —, „und wenn er ja gesund wird, dann lacht er mich höchstens aus. Es ist doch natürlich, daß man alles probiert, wenn man jemand so liebhat.“

„Wenn Sie selbst nicht glauben,“ sagte Margaret geschäftsmäßig, „dann nutzt das Läuten nichts. Und überhaupt —“ Sie vollendete nicht.

„Heißt das: ich von mir aus glaub' eigentlich schon, daß es so Sachen gibt. Nur mein Mann, der will nichts davon wissen. Und das ist mir jetzt ganz gleich, wo ich so in Sorgen bin um ihn — bitte, geben Sie mir nur schnell den Schlüssel!“

Margaret preßte die Lippen aufeinander; ihr Antlitz hatte plötzlich einen seltsam harten, entschlossenen Zug. „Tut mir recht leid, Frau Lehrer, der Schlüssel ist nicht da. Ich such' ihn seit gestern schon vergeblich.“

„Nicht da?“ Erschrocken schlug die junge Frau die Hände zusammen.

Margaret zuckte nur die Achseln und öffnete die Tür, um der Magd hinauszurufen, der Schlüssel solle gesucht werden.

Man hörte das Hin und Her der eilenden Füße, die Zurufe, mit denen die Hausleute einander nach des Schlüssels Verbleib befragten. Zuletzt steckte die Magd den Kopf herein und meldete ganz bestürzt: der Schlüssel sei abgängig, irgendwer müsse ihn vertragen haben.

„Wenn Sie ihn nicht selbst weggeräumt haben!“

Margaret überhörte die Rede. Mit der Hand strich sie die Falten ihres Rockes zurecht. „Da ist nichts zu machen, Frau Lehrer. Wie gesagt, es tut mir leid.“

Die Lehrersfrau war aufgestanden. Sie hörte kaum, daß die gutmütige Magd sich noch zu weiteren Nachforschungen außerhalb des Hauses erbot. Unwillkürlich erinnerte sie sich, wie ihr Mann jederzeit ausgewichen war, wenn die Erbin des Kircherguts erwähnt wurde; sie entsann sich gewisser Anspielungen, die sie da und dort erlauscht hatte. Alle Kraft zusammennehmend, sah sie Margaret voll ins Gesicht. „Ich muß noch eins fragen — seien Sie, bitte, nicht bös! Nicht wahr — Sie — Sie sagen mir nicht deshalb nein, weil — weil Sie was gegen uns haben?“

Margaret zuckte mit keiner Wimper; unsäglich fremd und kalt war der Ton, worin sie ihre Verwunderung über solch eine Frage äußerte. Was in aller Welt sollte sie denn gegen den Lehrer und seine Frau haben?

Die andre fühlte sich entmutigt von dem stillen undurchdringlichen Gesicht, von der ganzen Art der Begegnung. Als sei sie eine lästige, von der Schwelle gewiesene Bettlerin! Ihr Frauenstolz bäumte sich auf. „Dann will ich nicht länger stören — entschuldigen Sie, daß ich Mühe gemacht habe!“ Damit ging sie aufrecht zur Tür hinaus und schluckte ihr Weinen so lange nieder, bis die Stätte ihrer vergeblichen Bitten ihr weit, weit im Rücken lag.

Margaret schickte die Magd hinaus und begab sich selbst an die zuvor unterbrochene Arbeit zurück. Dazwischen glitt ihre Hand ein paarmal an der Tasche ihres Kleides herab. Es war gut, daß niemand anders diese wiederholte Bewegung beachtet hatte.

In der Dämmerung verließ sie ihr Haus, um sich ein wenig draußen zu ergehen. Über die Wiesen dahin schritt sie zum Bache, in dessen Getriebe sie eine Weile hineinblickte. Plötzlich, mit jähem Entschluß, fuhr die Hand in die Tasche, zerrte etwas hervor. Ein Aufspritzen — ein Gurgeln — wie wenn ein schwerer Gegenstand ins Wasser klatscht. Das Bachbett hatte Löcher und Steine, unter die es tief hineinging; was da versank, das kam nicht leicht wieder zutage. Jedoch in ihr Bewußtsein hiervon mischte sich ein jähes sonderbares Angstgefühl. Das Gefühl nach einer Tat, die man gern rücktun möchte, wenn man könnte. Sie zauderte noch einige Minuten am Rande des Baches, dann begab sie sich entschlossen auf den Heimweg.

* * *



Während der Nacht hatte es mehrmals gedonnert: ein langsam dumpfes Grollen aus den Wolken, die gleich dicken schwarzen Schläuchen herabhingen. Dazwischen vereinzeltes falbes Aufleuchten; das lang ersehnte, lang verheißene Gewitter schien im Anzuge.

Gegen Morgen brach es los, mit zügelloser, lang aufgespeicherter Gewalt — eine wahre Sintflut. Durch den Regen drang in abgerissenen Angstklängen das Läuten der Glocken aus allen Nachbarorten; nur die des Segenbühels blieb stumm. Wohl hatte beim Heranziehen des Wetters das Gesinde sich der ihm obliegenden Pflicht entsonnen; aber der Schlüssel war und blieb trotz eifrigsten Suchens verschwunden, und die Frau selbst konnte nichts tun als die Achseln zucken. Den Schlosser zu holen, hätte die Zeit nicht gelangt. So blieb den Knechten und Mägden nichts, als den herabzuckenden Blitzstrahlen müßig zuzuschauen und bang auf das Getöse draußen zu lauschen. Kreuz und quer schossen die gelben Wasserbäche dahin; wie Trommelschlag prasselte auf dem Dache der Regen, mit dem scharfen Knattern der niedersausenden Schloßen vermischt. Eisstücke von der Größe einer Haselnuß. Und dazwischenher folgte ein betäubender Schlag dem andern. Krach! Eine Entladung gleich einer Gewehrsalve! In einen Baum hatte es eingeschlagen; eine helle Flamme wehte von seinem Wipfel empor. Aber immer weiter stürzte aus den zerrissenen Wolken die Flut, rasselte der Hagel, der die Felder weiß bedeckte wie zur Winterzeit.

Eine Stunde währte es, ehe das Wetter nachzulassen begann. Als es dann mählich sich verzog, als aus den höher und durchsichtiger werdenden Wolken hie und da ein Streifen Himmelsblau hervorlugte, bot sich ein Anblick trostloser Zerstörung. Die Felder ringsum zerstampft, zerwühlt, wie wenn eine Schar Berittener blindwütig darübergesprengt wäre. Wo schon Garben geschichtet gewesen, alles auseinandergerissen, von den Rinnsalen hierhin und dorthin verschleppt; an vielen Obstbäumen die Zweige mit den schon sichtbaren Fruchtknollen geknickt. Und so weithin, auf und nieder, durch die ganze Gemarkung Wildgereuth, die von des Unwetters Wucht mehr als alle benachbarten Gegenden heimgesucht worden war.

Die Leute der Ortschaft vermochten des Schadens Größe kaum zu fassen. Wortreiches Jammern lag nicht in ihrer Art; eine dumpfe Niedergeschlagenheit beherrschte die einen und eine verhaltene ingrimmige Empörung die andern. Solch ein Unglück! Wie lange mußte man sich plagen und rakkern, bis die Folgen halbwegs vergütet sein würden! Mit dem Herrgott und dem Himmel droben durften die Betroffenen keinen Hader anheben; ihr verbissener Gram suchte nach irgendeinem Lebendigen, den man haftbar machen, an dem man die Bitterkeit auslassen konnte. Ein solcher Sündenbock war nicht schwer zu finden: daß die Segensglocke vom Bühel nicht geläutet worden, hatte jeder und jede erschrocken bemerkt. Und bald ward auch kund, was die Frau Lehrer unter Tränen ihren Nachbarinnen erzählt hatte: wie die Margaret vom Kirchergut ihr den Kirchschlüssel verweigert hatte. So etwas zu verlieren oder zu weigern, war beinahe eine Art Rechtsbruch. Die vom Kirchergut galten für anmaßend und gewalttätig seit jeher; dies aber ging zu weit. Da hatte die allgemeine Entrüstung ihren Ausweg gefunden. Die Jenewein-Tochter war schuld an allem Unheil: sie hatte das Läuten verhindert!

Zu diesem Ende machte der Bürgermeister, ein stämmiger Mann und Bäcker seines Zeichens, in Begleitung eines begüterten Bauern und Gemeinderats sich auf den Weg nach dem Kirchergut. Ihnen beiden erschien ein Frauenzimmer als ein höchst geringer Gegner; und sobald sie in der Stube des Kirchergutʼs der Margaret gegenübersaßen, gingen sie ohne Umschweife auf ihr Ziel los.

Der Bürgermeister, sowohl in seinem Hause wie in der Gemeinde an kurzen Prozeß gewöhnt, erklärte bündig, das sei ihm eine schlampige Wirtschaft, wo so etwas wie ein Kirchschlüssel verloren gehen könnte. Er sage nicht, daß der Hagelschaden eine Folge des unterlassenen Läutens sei, aber seit Menschengedenken werde bei Unwetter und Krankheitsfällen die Glocke geläutet, und so habe es auch zu bleiben! Der Schlüssel müsse her, oder Margaret Jenewein müsse unverzüglich auf ihre Kosten einen neuen machen lassen.

Margaret hörte das gelassen an, die harten aber schlanken bräunlichen Hände vor sich im Schoß gefaltet. In ihrem Anschauen war etwas, das den Männern je länger je unbehaglicher wurde.



„Der Schlüssel ist fort. Einen neuen lass' ich schon machen — das heißt, wenn ich mag. Ein Muß gibt's da nicht, mein' ich."

Der Bürgermeister schlug mit der Hand auf den Tisch. „Ah, was nicht gar! Das Läuten ist keine Privatsach', sondern eine Gemeindeangelegenheit — drum müssen wir in die Kirche jederzeit hinein können."

„Da wird die Gemein' sich irren," versetzte Margaret gleichmütig. „Die Kirche samt dem Grund, wodrauf sie steht, ist mein. Da hat kein andrer ein Recht, und wenn ich wen hineingehen lassen will, ist's eine Gefälligkeit."

Einen Augenblick stockte dem Manne die Sprache. Das traute sich die ihm ins Gesicht zu sagen! „Von jeher, bis die neue Pfarrkirche erbaut ist worden, hat man hier Gottesdienst gehalten. Wenn das trotzdem kein öffentliches Eigentum ist, nachher — nachher —"

Da fiel dem Erregten sein Gefährte, der langsame und bedächtige Steckholzner, ins Wort. Er hatte Margaret von klein auf gekannt; das lieh ihm einen gewissen Vorteil. „Geh, Margaret, sei gescheit!" sagte er mit dünner, hüstelnder Stimme. „Ein altes Herkommen ist ein altes Herkommen; da soll niemand dran rütteln. Die Kirche gehört zu Wildgereuth, kein Mensch hat's je anders gewußt."

„Doch!" Margaret reckte sich unwillkürlich. „Mein Vater hat's schon anders gewußt. Er ist bloß gestorben, eh' er's euch hat beweisen können."

„Himmelherrgottsa—!" Jetzt riß dem Bürgermeister die Geduld. „Wie der Altar hat gerichtet werden müssen, habt Ihr euch mit uns in die Kosten geteilt; dadurch ist der Gemeinde ihr Besitzrecht anerkannt."

Der vermittelnde Steckholzner schaltete ein: so könne man es auch in betreff des neuen Schlüssels halten — „im Fall es der Margret ums Geld ist".

Ums Geld! Ein funkelnder Seitenblick der Margaret traf den Sprecher. „Die paar Gulden von dazumal könnt ihr jede Stund' wiederhaben. Und im übrigen bleibt's dabei: die Kirche gehört unser — die hat ein Vorfahr von uns erbauen lassen."

„Und der Gemein' geschenkt!" schnaubte der Bürgermeister.

„Habt ihr was Schriftliches drüber? Mir ist nichts bekannt."

Die beiden Dörfler sahen einander an; der Steckholzner kraute sich im dürftigen Haar. Ob eine Schenkungsurkunde oder dergleichen vorhanden, blieb dahingestellt; denn vor hundert Jahren war ein Teil der Ortschaft samt dem Gemeindehause niedergebrannt und vieles Schriftliche zugrunde gegangen. Die Nutznießung sei der Beweis, behauptete der Bürgermeister, die werde vor Gericht den Ausschlag geben. Wenn irgendwo in Margarets Seele ein Funken Nachgiebigkeit geschlummert hatte, so erlosch er bei dem scharf betonten Wort „Gericht".

„Das ist doch zum Lachen! Wenn einer seinem Nachbar einen Wassereimer leiht, so lang, bis sich der einen kaufen kann, dann gehört der Eimer dem Nachbar? Wär' noch schöner, das! Ich sag' nur so viel: was mein guter Willen ist, daraus lass' ich keine Schuldigkeit machen. Werd' ich mit Manier drum angegangen, so ist's ein andres, aber abzwingen lass' ich mir nichts."

„Also haben wir ausgeredet." Der Bürgermeister, der seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte, erhob sich. „Wir werden unser Recht schon zu finden wissen."

„Im Fall sich die Margret nicht besser besinnt —" ergänzte der Steckholzner. Und ohne Gruß stapften sie schwerfällig zum Hause hinaus.

Als sie eines Büchsenschusses Weite davon entfernt waren, stieß der Steckholzner den Bürgermeister an: „Du, wie die uns zwei angeschaut hat! Wie eine wütige Katz, wenn ein Hund sie verbellt. Ihr Vater war auch der Gemütlichste nicht — aber so!"

„Närrisch ist sie!" Der Bürgermeister zeigte mit dem Deutfinger nach der Stirn. „Oder so frech, daß es ganz aus ist." —

Margaret fühlte sich ordentlich stolz und leicht, nachdem sie allein geblieben war. Die hatten's erfahren, daß sie ihr Recht an den ererbtenVäterboden sich nicht streitig machen ließ! Sie brauchte ja nichts von den andern; so sollten die andern sich auch ohne sie behelfen.

Des andern Morgens aber kehrte die Magd, die zum Einkauf in die Ortschaft gegangen, heulend zurück, verkündete, daß die Leute ihr grob und kurz wie einer Wildfremden begegnet seien; ja, der Kramer habe ihr nichts verkaufen gewollt. Und am Abend berichteten die von der Feldarbeit heimkommenden Knechte, eine Rotte halbwüchsiger Buben habe vom Waldrande aus mit Steinen nach

ihnen geworfen und ihnen unflätige Reden zugeschrien. Eine „böse Hex'", ein „neidiges Weibermensch" hätten sie die Herrin des Kircherguts geheißen. Selbst als die Lümmel vor den Sensen der Knechte zuletzt die Flucht ergriffen, hatten sie noch die Drohung ausgestoßen: wenn der Lehrer gar stürbe, so wollten sie den Kircherleuten das Haus überm Kopf anzünden.

Noch eins erzählten die Männer: daß der Bürgermeister und der zweite Gemeindevorsteher fortgefahren seien, drin beim Bezirksgericht Klage zu führen.

Da mußte gehandelt werden! Margaret nahm aus dem Schrank ihr schwarzes Feiertagsgewand, veraltet im Schnitt, aber von schwerer starrer Seide. Damit legte sie sich an und fuhr dem Städtchen zu aufs Bezirksgericht.

* * *

Auf dem Gericht entstand neues Wundern und Köpfeschütteln, als Margaret mit ihrem Anliegen erschien. Die Wildgereuther Gemeindevertreter waren bereits da gewesen und hatten den wunderlichen Handel vorgebracht, der den Rechtsherren recht überflüssig und widersinnig deuchte. Der Bezirksrichter, ein kurz angebundener Herr, sah in Margarets Verhalten nichts als müßigen Weibereigensinn und suchte ihr von einem gerichtlichen Austrag der Sache so scharf als möglich abzuraten. Immer wieder stellte er die ungeduldige Frage, was in aller Welt sie denn für einen Grund hätte, ein altes Herkommen nicht mehr leiden zu wollen. Er schalt, er redete ihr versöhnlich zu; aber Margaret blieb taub gegen jeden Einspruch. Ihres Vaters zähe Streitlust schien in ihr lebendig geworden zu sein; sie beharrte dabei, nichts auf ihrem Grund und Boden leiden zu müssen, was sie nicht wolle.

„Entweder hab' ich recht oder unrecht. Das soll sich jetzt erst ausweisen." Davon war sie nicht abzubringen; die Herren vom Bezirksgericht gaben sich achselzuckend darein.

Sie verhehlten ihr auch nicht, was für ein aussichtsloser Rechtsstreit es werden könne, wie schwierig es sein würde, die wenigen alten Überlieferungen und vorhandenen Schriften zu prüfen. Margaret war in stummer Geduld geübt; das sagte sie sich selber, während sie heimfuhr, und der harte Zug um ihren Mund trat stärker hervor.

In Wildgereuth aber herrschte Erbitterung darüber, daß eine uralte Gerechtsame erst von einem langwierigen Prozeß abhängen sollte. Den jungen Burschen ging es wider ihre bäuerliche Ehre, so zahm das Belieben der Studierten abzuwarten; ihnen deuchte, in solchem Falle gehe Gewalt vor Recht.

Wenige Tage nachdem die beiderseitige Klage eingereicht worden, bewegte sich ein Raunen und Trappeln durch den Wald, dem Segenbühel zu. Es war noch dämmerig früh; dennoch erkannte eine Magd des Kircherguts, die zeitig aufgestanden, die herannahende Gefahr und stürzte ins Haus mit dem Rufe: „Sie kommen, Frau, die Wildgereuther kommen! Die haben was vor!"

Die Knechte waffneten sich eilig mit allem, was zu Hieb und Stich geeignet erschien, und eilten hinaus, den Feinden entgegen. Margaret Jenewein bewahrte wie immer ihre stille Kühle. Nur sandte sie eine der aufgescheuchten Mägde auf Umwegen ungesäumt nach der nächsten Gendarmeriestation, die andre, um etliche verstreute Umwohner, die dem Kirchergut durch mancherlei Guttat verpflichtet waren, zur Hilfe aufzurufen. Ein paar von denen kamen auch im Schnellschritt dahergestolpert, als die feindlichen Haufen einander schon auf dem Wiesenplan vor der Kirche gegenüberstanden und sich zum Gruße mit einer Flut landesüblicher Schimpfreden übergossen.

„Ihr Flegel, ihr hergelaufenen Lumpen, was schafft ihr da?" schrien die vom Kirchergut. „Wollt ihr machen, daß ihr weiterkommt, oder sollen wir euch den Weg weisen?" — Worauf die von Wildgereuth entgegenbrüllten: „Nein, ihr elendes Protzenpack, erst werfen wir euch übers Kirchdach hinüber, samt eurer boshaften Katz von Frau!"

Ein erbittertes Raufen begann. Margaret, vor ihrem Hause stehend, sah es von weitem. Sie kannte keine Furcht, die lag den Jeneweins nicht im Blut; aber da sie Zeuge ward, wie die Männer sich gleich tollen Hunden anpackten und dem einen oder andern schon das Blut herunterrann, wich die Farbe aus ihrem Antlitz.

Die Wildgereuther waren in der Überzahl; dies benutzend, sonderten sich einige von ihnen ab und machten sich darüber her, die Kirche gewaltsam zu öffnen. Die Knechte vom Gut wollten sie daran verhindern; so wälzte der Kampf sich auf den kleinen Fried-



hof. Von den derben Schuhen der Kämpfenden wurden Gras und Blumen auf den Gräbern unbarmherzig zertreten; auch das ersah Margaret und zuckte, als beträfe es ihren eignen Leib.

Das schwere eiserne Türschloß widerstand den Anstrengungen der Wildgereuther, die es aufbrechen wollten. Ihre Genossen schrien ihnen zu, sie sollten es lieber gehen lassen: am Ende sei es Sünde, in ein Gotteshaus gewaltsam einzudringen. Ein ganz findiger Kopf verfiel darauf, von irgendwoher eine Leiter heranzuschleppen, die er mit Hilfe der andern an die Kirchmauer anlegte. Vergebens suchten die ermatteten Streiter vom Kirchergut, dem zu wehren. Indes die Leiter erwies sich als zu kurz.

„Sie nutzt nicht! Sie reicht nicht zum Fenster!"

„Aber zum Kirchdach!"

Nicht ganz zum Dach, doch konnte ein gewandter Kletterer sich von der obersten Sprosse hinaufschwingen und auf dem schrägen Dach wandeln bis zum Turmfenster. Ehe dies Wagstück jedoch ausgeführt ward, geschah etwas Unvermutetes.

Am Wiesenrand tauchten blinkende Helme auf, geschwungene Säbel: die Gendarmen, die alarmiert worden waren und kamen, um weitere Ausschreitungen zu verhindern.

„Im Namen des Gesetzes!" Wie ein kalter Wasserstrahl fiel der Ruf in all die Kriegsstimmung und Tatenlust.

Die Kircherleute hatten die Klugheit, alsbald vom Kampfe abzulassen und sich mit Notwehr zu entschuldigen. Die Wildgereuther Burschen dagegen hätten gern noch ihren Sieg behauptet, wäre nicht den Besonnenen unbehaglich zumute geworden, und hätten nicht auf dem Plan hinter den Behelmten ältere Dörfler sich eingefunden, die ihren Nachkommen dringend rieten, sich nicht ins Unrecht zu setzen, sondern gutwillig das Feld zu räumen.

Widerwillig, grollend ward das Geheiß befolgt. Die Parteien zogen sich zurück; der Friedhof blieb einsam wie zuvor, mit Ausnahme der beiden Gendarmen, die mit gezückter Klinge am Kirchportal Wache hielten, so lange bis der Bezirksamtmann in Begleitung noch einer Gerichtsperson eintraf.

Der Amtmann verabscheute alles, was nach Aufruhr und willkürlicher Selbsthilfe aussah: als ein tatkräftiger Mann schritt er sogleich dazu, die Quelle solcher bäuerlichen Kriegsläufte zu verstopfen. Er ließ die Kirche, die ja ohnehin keinen gottesdienstlichen Zwecken mehr diente, ein paar Tage bewachen, bis ein Edikt fertig war, das an die versperrte Tür geheftet wurde. Der Inhalt des Anschlags besagte, daß bei hoher Strafe niemand mehr die Pforte öffnen noch sich im Innern aufhalten dürfe. Dies Mandat, mit behördlichem Siegel versehen, sollte haften bleiben, bis der bei Gericht anhängige Prozeß entschieden wäre.

Die einfache Maßregel wirkte viel einschüchternder als der vorherige Kampf, als die Strafandrohung, die obendrein an dessen sämtliche Teilnehmer erging. Scheu blickten die Leute nach dem nun wieder unbewacht liegenden Segenbühel hinüber. Es war eine Stätte des Wunders gewesen, hatte ungezählte Jahre dafür gegolten, und mit einem Male waren der göttlichen Gnade Schranken gesetzt durch ein ganz alltägliches amtliches Edikt.

Nun mußte der Lehrer zusehen, wie er gesund ward, er und alle andern, die vielleicht noch am Typhus erkrankten. Es stand schlecht mit ihm; eben darum hatten die Burschen von Wildgereuth den Handstreich unternommen, der so übel ausgeschlagen war.

Die Mägde im Kirchergut schlichen ängstlich flüsternd umher. Sogar die Knechte, die anfänglich geprahlt hatten, daß sie Meister geworden wären auch ohne die blanken Käsmesser der Gendarmen, schauten nachdenklich drein, während sie die im Kampf erhaltenen Schrammen und Wunden kühlten. Margaret Jenewein ging und stand wie im Traum, voll Staunen, daß die empfangene Genugtuung ihr so wenig wohl tat. Sie hatte es ja durchgesetzt: auf Monate hinaus durften die Wildgereuther nicht an ihre Kirche rühren. Und doch — —

* * *

Wahrscheinlich lag es daran, daß sie sich körperlich nicht wie sonst fühlte. Ein Kreiseln in den Gliedern, eine Hitze und Schwere; das kam wohl von der tagelangen Ermüdung und Aufregung. Deshalb legte sie sich zeitig zu Bett, in der Hoffnung, sie werde schlafen wie eine Tote und morgen früh gesund sein.

Aber die Hoffnung traf nicht zu. Vielmehr wälzte sie sich in unruhigem Halb-



schlummer hin und her; zwischen Dämmer und Wachen wiederholte sie sich abgerissene Sätze ihrer Unterredung mit dem Bezirksrichter. Einer besonders kehrte unablässig wieder und wieder.

„Warum wollen Sie eigentlich das Läuten verwehren?" hatte der Richter gefragt. Sehr natürlich, daß er das fragte! Wer Prozesse anfängt, hat doch meist einen Grund.

Der Grund? — Wieder entschlummert, träumte Margaret, sie setze dem Fragenden auseinander, daß die Blumen auf der Wiese und zwischen den Gräbern so zertrampelt würden — die Wildgereuther seien gar so grob. Da lachte der Richter auf eine häßliche Weise, sein Gesicht verzog sich fremd und schauerlich, als er mit hohler Stimme sagte: „Papperlapapp! Sie möchten bloß, daß der Lehrer stirbt — das ist's!"

Margaret wollte aufschreien, sich verteidigen — brachte keinen Ton heraus und rang, bis sie von der Anstrengung erwachte.

Ah! Sie holte tief Atem; ihr Herz schlug so heftig, daß sie es bis herauf zum Halse spürte. So arg beklommen war ihr zumute; sie trocknete den Schweiß von der Stirn und lag eine Weile in Erschöpfung still. Allmählich kehrte die Klarheit des Denkens ihr zurück, sie sann dem geträumten Vorwurf nach und strebte, ihn vor sich selber zu entkräften. Sie hatte keine Absicht dabei gehabt, als sie der Lehrersfrau den Kirchschlüssel verweigerte. Sie hatte nur eine Gefälligkeit abgeschlagen, zur der sie — weiß Gott! — nicht verpflichtet war. Wie sie den Männern der Gemeinde schon gesagt hatte: es war ihr guter Wille, nicht ihre Schuldigkeit, den Zutritt zu der Kapelle zu gestatten. Eben weil es nun als Schuldigkeit von ihr verlangt wurde. Eben darum!

Wieder verdämmerte ihr Bewußtsein. Der unbekannte Widersacher jedoch, der nun nicht mehr der Anwalt, sondern irgendein Unsichtbarer, in ihr oder außer ihr, zu sein schien, schwieg nicht. Und daß du den Schlüssel ins Wasser geworfen hast — geschah das auch deshalb?

Der Schlüssel! Wo der jetzt sein mochte? Freilich, wie sie das tat, war sie ungut aufgelegt gewesen. Gerade aus Trotz hatte sie's getan, aber nicht, um dem Lehrer — — Der Gottfried hatte doch selbst gesagt, er glaube nicht an die Glocke. Es gab auch sonst derer genug, die nicht daran glaubten, daß das Läuten helfe. So der Bezirksrichter, der es verboten hatte; also konnte es dem Kranken weder schaden noch nutzen.

Ja, warum hatte sie es dann verwehrt — seiner Frau? Die lästige, nicht stumm zu machende Frage nach dem Warum!

„Meine Ruh' will ich!" Hatte sie das gerufen oder nur geträumt? Mit einem Ruck war sie emporgefahren und saß nun aufrecht in den Kissen, wie zum Kampf bereit. Ringsum war tiefe Stille; aber zugleich fiel ihr auf, wie dumpf und schwül es in der Kammer sei. Unmöglich, in so drückender Luft zu schlafen! Sie sprang aus dem Bette, lief zum Fenster und stieß die Laden auf. Da fuhr sie förmlich zurück, betroffen von dem wundersamen Anblick, der sich ihr bot.

Es war eine Mondnacht. Der Himmel voller weißer flirrender Windwolken, zwischen denen die fast schon runde Scheibe des Mondes stand. Die Wälder bildeten eine ungewisse dunkle Masse; und die ganz fernen Hügel hatten keinen Körper mehr, sahen aus wie von Duft und Dunst gewebt. Zuvörderst aber wölbte sich der Segenbühel und auf ihm der dunkle Umriß der Kirche, deren Dach aus eitel Silber schien, und der Turm gleichfalls aus Silber; so flimmerte das Mondlicht auf dem alten Schieferwerk. Auch die Grabsteine und Grashalme waren in durchsichtigen Glanz getaucht. Aus dem einen Fenster der Kirche drang ein schwaches rötliches Funkeln — das der ewigen Lampe, die da drinnen über dem verlassenen Hochaltar sich wiegte. Margaret hatte das alles nur selten bei Nacht gesehen. Wer viel arbeitet und in frischer Luft, hat gewöhnlich einen festen Schlaf. Deshalb ward das Feinere in ihr, dasjenige, was der Lehrer Fechner dereinst unter den gröberen Instinkten herausgefühlt hatte, von dem feierlichen Nachtbilde seltsam berührt. Sie betrachtete die Kirche, die, wie sie so in den Mondhimmel hineinragte, größer und geheimnisvoller als bei Tag erschien; dabei kam ihr wieder die Glocke in Gedanken. Ihr war, sie könne gerade darauf hinsehen, in das Schalloch des Turmes hinein. Aus dem Fenster gebeugt, spähte sie hinüber.

Da — horch! Sie zitterte und meinte, sich verhört zu haben. Wer hätte ihr rufen sollen um diese Stunde? Es war Einbildung. Aber, aber — da war es nochmals!

Inmitten tiefster Stille hörte sie deutlich ihren Namen „Margaret!“ — in klagenden, langgezogenen Tönen „Margaret!“ — und jetzt noch einmal, zum drittenmal!

Magaret hatte das Gefühl, daß auf ihrem Haupt die Haare sich sträubten. Mit beiden Händen hielt sie sich an der Fensterbrüstung; ihr schwindelte vor Entsetzen und Furcht. Ja, Furcht! Solange sie zurückdenken konnte, hatte sie sich nicht gefürchtet, nie. Nur in diesem Augenblick, da sie die Stimme erkannte, die sie rief. Das war ein Vorzeichen — so meldete sich ein Schwerkranker — ein Sterbender! Der Gottfried, der im Sterben lag, zeigte sich ihr an, verklagte sie, weil sie seinen Tod wollte. Jawohl, sie hatte ihm Böses gewünscht, auch den Tod, ja, auch den Tod. Darum hatte sie nicht geduldet, daß für ihn die Glocke geläutet werde, nur darum. Es war ihr Haß, der ihn nicht leben ließ.

Noch kämpfte sie gegen die Stimme ihres Gewissens, gegen die wachsende Angst ihrer Brust. Sind Gedanken nicht frei? Können sie einem Menschen schaden? Aber das Unerbittliche in ihr blieb darauf bestehen: Haß ist Todsünde; wer haßt, der mordet auch. Und mit einem Male wußte sie es klar und bestimmt: wenn der Lehrer jetzt stürbe, würde sie nie mehr eine ruhige Stunde haben; sie würde immer denken, sie trage mit Schuld daran. Und die andern Leute dachten es auch, und er selber — freilich hatte er Fieber — Aber vor dem Sterben werden manche oft noch klar und verstehen alles. Das war ihr das Unerträglichste, daß er solche Meinung von ihr hinübernehmen sollte.

Irgend etwas tun! Irgendwie gutmachen! Eine fieberhafte Tatkraft bemächtigte sich ihrer, jede Spur von Müdigkeit war verflogen. Wenn sie eine Wallfahrt gelobte, recht weit, auf einen recht hohen Berg? Oder wenn sie — sie selber — für ihn die Glocke läutete, die sie den andern zuvor verwehrt hatte?

Die Glocke! Es war, als winke sie ihr herüber. Aber, Jesus! der Zugang war ja versperrt, durch das amtliche Siegel noch mehr als den verlorenen Schlüssel! Unmöglich war es — nein, irgendwie mußte es möglich werden. „Was versucht man nicht, wenn man jemand liebhat!“ So hatte seine Frau gesprochen, und was die konnte, das konnte Margaret erst recht. Denn sie glaubte fester an ihre Glocke und hatte ihn lieber als irgendein Mensch auf der Welt.

Hastig schlüpfte Margaret in die Kleider; die Kühle vom Fenster her machte sie schauern. Ihr Kopf war heiß, das Blut hämmerte darin; ihre Hände fühlten sich kalt an. Aber sie schoben geschickt und geräuschlos den Riegel der Kammertür zurück, ebenso den der äußern Tür. Nun war sie draußen.

Wie anders doch das Gehen bei Nacht als bei Tage! Einmal wäre Margaret fast vor ihrem Schatten erschrocken, der schwarz und himmellang vor ihr her gaukelte. Ihre Kleider streiften den Tau von den Grashalmen, während sie die kurze Strecke zur Kirche hinaufwandelte. Vor dem Gitter des Friedhofs zauderte sie einen Augenblick, dann überwand sie den Schauder und trat hinein.

Aber die Kirche? Wo war ein Zugang? Sie umschritt den Bau von allen Seiten, vergeblich nach einer Öffnung ausspähend; die untern Fenster waren sämtlich vergittert. Ratlos blickte sie umher. Da bot sich ihr plötzlich eine ungeahnte Möglichkeit.

Die Leiter! Woher kam sie? Nun entsann sich Margaret, daß es die Leiter war, die von den Wildgereuther Burschen angelegt worden. So große Scheu flößte das Amtssiegel den vormaligen Kirchstürmern ein, daß sie sich nicht getraut hatten, ihr Eigentum abzuholen, wenn sie überhaupt noch daran dachten. Aber Margaret war es, als sei die Leiter für sie stehengeblieben, für sie allein. Als Kind hatte sie es im furchtlosen Klettern und Steigen allen Buben zuvorgetan; ein paarmal war sie dafür vom Vater, der eine schwere Hand besaß, hart gezüchtigt worden. Ihr alter Wagemut schwoll empor, vereint mit dem unbezwinglichen innern Drang — da hatte Margaret die Sprossen beschritten.

Es galt achtzuhaben, bei dem täuschenden Mondlicht nicht fehlzutreten. Und die Leiter war zu kurz, um ein reichliches Stück; aber der Körper der Frau war noch geschmeidig genug, und ein Wasserspeier diente ihr zum Anhalt, sich daran emporzuwinden. Über Erwarten gelang der Versuch; doch mußte sie nun vom Dach aus einen vorspringenden Stein als Stufe benutzen und durch mäßige Streckung das Turmfenster vollends erreichen. Freilich, Mut gehörte dazu; denn der Aufschwung konnte mißlingen — und dann —

Fest den Fuß eingestemmt — die Hände fest angeklammert! Alle Sehnen straff — und nun —



Sie war oben! Halb auf der Brüstung des Fensters sitzend, zog sie die Füße vollends herein; und nun tappte sie auf einem Stück halbsbrecherischer Stiege durch Stockfinsternis bis an die Stelle des Glockenseils. Sie zuckte zusammen, als es unvermutet ihr Haar streifte, erfaßte den Strang und setzte ihn in Bewegung. Der Ton erschütterte sie bis ins Mark — so schauerlich laut in der Todesstille ringsum. Alle Leute in den Betten mußten aufwachen, sogar die Toten in den Gräbern — so deuchte ihr bei dem betäubenden Gedröhn. Und zwischen die Verwirrung und das Entsetzen hinein betete sie für den, dem das Läuten galt. Lauter abgerissene Bruchstücke verschiedener Gebete, denn ihre Gedanken hielten nicht mehr Stich. Wie feurige Pfeile bohrten die Glockentöne durch ihren schmerzenden Kopf; sie ließ das Seil fahren, tastete sich rückwärts; nun war es genug. Sie wollte heim, sich niederlegen, ehe ihr Fortsein bemerkt wurde.

Aber als sie sich anschickte, aus dem Turmfenster herab das Kirchendach und von diesem die Leitersprosse zu erreichen, war das Dach mit einem Male so fern. Eine unergründliche Leere tat sich auf: der Turm war gewachsen, bis zur Nähe des Mondes hinauf, der als riesige Scheibe grell und gelb ins Fenster leuchtete. Margaret bebte am ganzen Leib, wollte hinunter, um jeden Preis hinunter — da überfiel sie der Schwindel aufs neue, und sie glitt aus.

Sie hing zwischen Himmel und Erde, nur mit den Händen hielt sie sich an den Fensterrand gekrampft, indes die Zehen vergeblich einen Halt suchten. Lang halt' ich's nicht aus, dann geht's hinab! So viel überlegte sie noch. Dabei kamen ihre Eltern ihr zu Sinn, ob die wohl wüßten, was jetzt mit ihr geschehe. Aber der Gottfried, der wird's erfahren! Und gesund wird er auch, ganz gewiß! Das dachte sie und freute sich — dann nichts weiter. Der Mond drehte sich im Kreise, die Spitze des Turmes dazu; irgendwo aus dem Dunkel reckte sich ein Riesenarm, der nach ihr greift — und dann — —

Dann Nacht! — —

— — — — — — — — — — — —

Drüben im Kirchergut war alles auf den Beinen. Die Glocke hatte geläutet; die hinterlistigen Tröpfe von Wildgereuth hatten wahrscheinlich die Nachtzeit zu einem Gewaltstreich benutzt. Die Leute rappelten sich schlaftrunken auf, wollten die Frau herausklopfen, aber deren Kammer war leer. Da ward ihnen unheimlich zu Sinn, sie eilten zu der Kirche hinüber, suchten und schrien. Bis einer nach dem schrägen Dach hinaufdeutete, wo etwas Weißes, Lebloses lag und halb über den Rand hing. Das holten sie mühsam herab und trugen die Ohnmächtige, Fiebergeschüttelte nach ihrem Hause zurück.

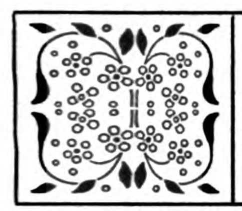
* * *

Nach acht Tagen verschied Margaret Jenewein, ohne nochmals das Bewußtsein erlangt zu haben. Es hatte niemand ihre Glocke für sie geläutet; man hatte es nicht gewagt, weil ihr Sterben den Leuten gleichsam als ein Gericht erschien, das an ihr erging. Ein Gericht wegen der sündhaften Willkür, mit der sie den Gottessegen für andre hatte absperren wollen. Übrigens versagte die wundertätige Wirkung auch bei vielen der später Erkrankten. Dagegen der Lehrer Fechner genas, fast unmittelbar nach jener Nacht, in der sein Fieber den Höhepunkt erreicht hatte.

Diese eine Genesung jedoch machte tieferen Eindruck als alle vergeblich erhofften. Sie erschien als eine Gnade, die mit der wunderbaren Sinnesänderung der verstorbenen Tochter vom Segenbühel in Zusammenhang stand. Unvermerkt schlug die Stimmung zu deren Gunsten um. Und der Lehrer besuchte, ehe er anderswohin versetzt wurde, mehr als einmal ihr Grab auf dem Friedhof droben, der nun samt Kirche und Kirchergut der Gemeinde Wildgereuth zum Erbe gefallen war. —

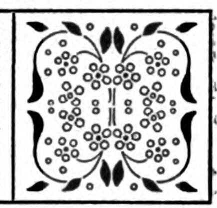
Inzwischen hat die fortschreitende Aufklärung dem alten Heiligtum viel von seiner Bedeutung genommen; die Umwohner verlassen sich nicht mehr auf die Glocke, sondern sind gegen Hagelschaden und Unfälle versichert. Und ihre Kranken überlassen sie Gott und dem Doktor. Aber das Andenken der letzten Besitzerin vom Segenbühel lebt in verschönert sagenhafter Gestaltung noch heute fort. Die nachdenklicher Gearteten betreten deshalb den Kirchengrund immer mit einiger Andacht, als die Stätte, wo ein Mensch seines Herzens Kampf und Bitternis einer besseren, höheren Einsicht zum Opfer gebracht hat.





Deutsche Diamanten

Ihre Gewinnung und ihre Verwertung



Von Paul Rettig

Schon seit einigen Jahren weiß man, daß zu den ungehobenen Bodenschätzen Deutsch-Südwestafrikas auch der Diamant gehört. Im Bezirk Gibeon hatte man zahlreiche Blaugrundstellen entdeckt, die dem diamanthaltigen Blaugrund von Kimberley in der Struktur sehr gleichartig waren. Diese Blaugrundstellen sind trichterförmig in das Gesteinsinnere hinabführende Röhren, die bei einem Durchmesser bis zu einigen hundert Metern ausgefüllt sind mit einem bläulich-grünen Eruptivstein vulkanischen Ursprungs, dem sogenannten Blaugrund. In diesem Blaugrund findet sich als wertvollstes Mineral der Diamant. Die schon vor dem südwestafrikanischen Kriege dort gegründete Gibeon-Schürfgesellschaft hatte jedoch so gut wie keine Resultate aufzuweisen.

Um so mehr war man überrascht, als Anfang August 1908 die Nachricht nach Deutschland kam, daß in der Umgebung von Lüderitzbucht im grobkörnigen Sande an der Oberfläche Diamanten gefunden worden seien. Bahnangestellte der Lüderitzbuchter Eisenbahn, eines Unternehmens der Berliner Firma Lenz & Ko., machten bei Colmanskop die ersten Funde, und bald stellte sich heraus, daß man es nicht mit vereinzelten Steinen zu tun hatte, sondern daß sich die Fundfläche über ein ziemlich umfangreiches Gebiet ausdehnte. Es handelte sich hier nicht um Blaugrundstellen, sondern um die sogenannte brasilianische Formation, bei der die Steine sich im Granit befinden und durch Verwitterung bloßgelegt werden.

In der ersten Zeit glaubte man weder in Deutschland noch selbst in Lüderitzbucht an den unerwarteten Segen. Nach größeren Funden an verschiedenen Stellen aber war es sicher, daß das Land um Lüderitzbucht südlich von der Elisabethbai bis nördlich nach Anichab als diamanthaltiges Land anzusehen sei. Nun brach ein wahrer Sturm auf Felder und Schürfscheine los, jeder wollte dabei und möglichst der erste sein. Schon damals konnte man von einem ganz erheblichen Vorkommen sprechen: die Ausbeute setzte mit einiger Regelmäßigkeit im Monat September ein, bis dahin waren bereits gegen 3000 Karat zutage gefördert worden. Vom 1. September bis Ende Dezember 1908 ist die Ausbeute dann wie folgt gestiegen: September 6644 Karat, Oktober 8621 Karat, November 10228 Karat, Dezember 11549 Karat, zusammen 39762 Karat im Verkaufswert von rund 1100000 Mark.

Der Staatssekretär Dernburg, der selbst die Diamantfundstellen besichtigt hatte, und die Regierung kamen sehr bald zu der Erkenntnis, daß, falls nicht für eine gesunde Entwicklung des Diamantbaues gesorgt würde, man der Spekulation Tür und Tor öffnen würde, abgesehen davon, daß sich Elemente in unsre Kolonie ziehen würden, deren Vorhandensein nicht erwünscht. So kam man bald zu den bekannten Maßnahmen der Regierung, die darauf hinzielten, den Abbau in regelmäßige und geordnete Bahnen zu leiten und die Ausbeutung dem deutschen Kapital nach Möglichkeit vorzubehalten.

Es konnte trotzdem nicht verhindert werden, daß ein starkes Gründungsfieber das deutsche Diamantgebiet ergriff. Zahlreiche Gesellschaften, meist in der Form der G. m. b. H., entstanden, die zum größten Teil stark überkapitalisiert sind. Ende 1909 wurden durch den Lüderitzbuchter Börsenverein siebzehn Werte von Diamantgesellschaften umgesetzt und notiert.

Der Staatssekretär hat auch weiter schnell die Konsequenzen aus dem Diamantvorkommen gezogen, indem er auf die Ausfuhr von Diamanten eine Steuer legte. Weitere Erwägungen führten dazu, daß man den Verkauf der Diamanten durch ein deutsches Verkaufssyndikat regelte.

Die Stadt Lüderitzbucht hat seit Ende des Jahres 1908 ein ganz andres Gesicht bekommen. Allenthalben herrscht eine fieberhafte Tätigkeit, die sich nicht nur auf die Diamantsucher, sondern auch auf den gesamten Handel und Verkehr erstreckt. Der verstorbene Lüderitz hätte sich schwerlich träumen lassen, als er dem Reiche vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren Deutsch-Südwestafrika erwarb, daß man heute mit unsäglicher Geduld und Entbehrung auf dem Sande herumkriecht, um Diamanten zu suchen.

Der Betrieb der Diamantgesellschaften wickelt sich zurzeit noch mit den denkbar einfachsten Mitteln ohne Anwendung komplizierter Maschinerien ab. Wenn ein Feld von dem sogenannten Prospektor auf seine Abbauwürdigkeit untersucht und für wertvoll befunden ist, schüttelt man den Sand durch ganz einfache Schüttelsiebe und trennt so den Sand von den Steinchen. Unter Zuhilfenahme von Wasser werden diese Steinchen nochmals in Handsieben gesiebt. Man erzielt dadurch eine Ablagerung der schweren Steine mit den Diamanten in der Mitte des Siebes. Dieser letzte an und für sich einfache Vorgang wird doch sehr kostspielig, da die Diamantfelder in der vollständig wasserlosen Wüste liegen, Wasserstellen sehr weit entfernt sind und das Heranschaffen des notwendigen Wassers durch Bahn oder Maultier vor sich gehen muß.



Ist durch dieses Verfahren eine Trennung der kleinen Steinchen von den schweren Steinen und den Diamanten erzielt worden, so wird der Inhalt des Siebes auf einen Tisch gestülpt, und mit einer Pinzette werden die Diamanten aus diesen letzten Rückständen herausgesucht. Die Gesellschaften oder einzelne Förderer liefern ihre Funde der Deutschen Afrika-Bank in Lüderitzbucht ab, die alles sammelt und mit dem nächsten Dampfer nach Deutschland absendet.

So kommen die einzelnen Partien der Einlieferer getrennt in die Hände der Diamantenregie in Berlin. Auch die Regie behandelt diese einzelnen Einlieferungen zunächst getrennt. Partieweise werden die Diamanten nochmals gewaschen, nach den verschiedenen Größen und in den einzelnen Größen nach Klassen sortiert. Man unterscheidet Steine von tiefstem Blauweiß (bluewhite) bis zu den minderwertigen Sorten in gelber und brauner Farbe und dem nur für industrielle Zwecke verwendbaren sogenannten Boart. Erst nachdem der Wert jeder einzelnen Partie behufs Abrechnung mit den Einlieferern und dem Staate aufs genauste festgestellt ist, vollzieht sich die Zusammenstellung zu einzelnen Losen zum Verkauf.

Zur Sicherung des Handels mit Diamanten ist am 16. Januar 1909 eine kaiserliche Verordnung betreffend den Handel mit südwestafrikanischen Diamanten erlassen worden, die den Förderern die Verpflichtung auferlegt, ihre gesamte Förderuug dem Fiskus oder der von ihm bezeichneten Behörde oder Person zwecks Verwertung abzuliefern. Der Erlös wird an die Berechtigten unter Abzug des Zolles und einer geringen Gebühr abgeführt. Werden Diamanten der staatlichen Verwertung entzogen, so erfolgt Bestrafung mit Gefängnis bis zu einem Jahr, daneben auch Geldstrafe bis zu 100000 Mark. Infolge dieser Verordnung hatten sich sämtliche am Diamanthandel interessierte Gruppen zusammengeschlossen, um für die Errichtung einer Gesellschaft zu sorgen, welcher der Vertrieb der Diamanten auf der Grundlage dieser Verordnung übertragen werden sollte. Unter Führung der Berliner Handelsgesellschaft wurde von namhaften Bankhäusern und Bankiers mit der Kolonialgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika diese Gesellschaft Anfang 1909 zunächst als Vorbereitungsgesellschaft m. b. H. und alsdann als Kolonialgesellschaft ins Leben gerufen. Die Diamantenregie des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes stellt keine Erwerbsgesellschaft dar, sondern sie dient der Vereinigung der Bergbauinteressen auf der einen und der fiskalischen und Schutzgebietsinteressen auf der andern Seite. Die Regie berechnet für sich zur Deckung der Unkosten und Verzinsung des eingelegten Kapitals 5 Prozent des Erlöses der Diamanten; außerdem fließen 33 1/3 Prozent vom Erlöse dem Fiskus als Ausfuhrzoll zu. Der Rest wird ungeschmälert an die Förderer abgeliefert.

Vielfach stand man anfangs diesem staatlichen Verkaufssyndikat feindlich gegenüber, indem gesagt wurde, daß ein solcher Eingriff in die Gewerbefreiheit nicht zu Recht bestände. Aber es ist zu berücksichtigen, daß man es hier mit einem Luxusartikel zu tun hat, bei dem die Erzielung möglichst hoher Verkaufswerte von großer Wichtigkeit ist, wie denn auch anderseits dadurch, daß die Verordnung die Kontingentierung vorsieht, die Möglichkeit gegeben wird, die deutsche Produktion den Weltmarktsverhältnissen anzupassen.

In der Tat hat sich die Einrichtung der Regiegesellschaft aufs beste bewährt. Das hat nicht nur die Praxis, sondern auch die vollste Anerkennung aller Parteien in der Budgetkommission des Reichstags bewiesen. Die neu eintreffenden Sendungen sind meist schon vor der Ankunft in Deutschland so gut wie verkauft, und der deutsche Handel hat es mit Genugtuung begrüßt, daß er sich von dem bisher herrschenden Londoner Syndikat freimachen konnte. Die Steine besitzen durchschnittlich 85 Prozent Schleiffähigkeit, der Preisstand der südwestafrikanischen Diamanten hat sich um etwa 25 Prozent erhöht. Vom März bis August 1909 waren z. B. sechs Diamantsendungen im Gesamtgewicht von 31000 Gramm in Berlin eingetroffen. Der Fiskus erhält hiervon an Förderabgaben 150000 Mark, an Ausfuhrzoll rund 1300000 Mark, für selbstgewonnene Steine rund 400000 Mark, das heißt in weniger als einem halben Jahr 1850000 Mark. Vom März 1909 bis Ende Februar 1910, dem ersten Geschäftsjahr der Diamanten-Regiegesellschaft, sind von achtzehn Förderern insgesamt 590998 Karat eingeliefert worden, für die im Verkauf 16 1/2 Millionen Mark erzielt worden sind. Das Reich erhielt hiervon für Ausfuhrzoll 5 1/4 Millionen Mark, für Förderabgaben 3/4 Millionen Mark. Die Diamanten sind zu 79,50 Prozent nach Antwerpen und Brüssel, zu 10,90 Prozent nach Amsterdam, zu 6,32 Prozent nach Deutschland, der Rest ist nach London, Neuyork und Paris verkauft worden.

Zwar wird man Deutsch-Südwestafrika auch durch die reichen Diamantfunde den Charakter einer Siedlungskolonie nicht nehmen können, aber der Fiskus wird durch die Zolleinnahmen befähigt, mit größerem Nachdruck an der Aufschließung unsers Schutzgebietes zu arbeiten. Und das ist für die Kolonie von großer Bedeutung.





Max Kruse: Siegesbote von Marathon. Bronze. (Kgl. Nationalgalerie.)
(Zu dem Aufsatz „Max Kruse“ von Fritz Stahl.)



Max Kruse: Die Kinder des Künstlers. Marmor.

Max Kruse

Von Fritz Stahl

Man kann von dem Berliner Bildhauer Max Kruse nicht sprechen, ohne das Wesen der plastischen Kunst und wenigstens das letzte Kapitel ihrer Geschichte zu behandeln. Er hat, neben Adolf Hildebrand, an erster Stelle und am stärksten an der Wiedergeburt der echten Plastik mitgearbeitet, die ein besonders wichtiges und fruchtbares Ereignis in dem Leben der neuen deutschen Kunst gewesen ist.

Wiedergeburt der echten Plastik — diese Formel sagt schon, daß eine Epoche des tiefsten Verfalls vorausgegangen ist. Und wirklich waren wohl niemals vorher plastisches Gefühl und plastisches Gewissen so verwildert wie im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Davon legen (keineswegs nur in Deutschland, wie man wohl glaubt) die vielen Denkmäler, die gerade diese Zeit errichtet hat, ein unrühmliches Zeugnis ab.

Die Mitte des Jahrhunderts hatte eine vollständige Wandlung des Geschmacks gebracht. Um sie kurz zu bezeichnen: von Ruhe und Form zu Leidenschaft und Farbe. Die Malerei, nur gerade erst von dem Einflusse der Plastik befreit, löste sie jetzt als führende Kunst ab und begann, entschieden auf das siebzehnte Jahrhundert als ihre große Zeit hinweisend, in ihrem Sinne alle Formen des Lebens und der Kunst umzubilden. Auch die Plastik mußte folgen, wenn sie nicht einfach ausgeschaltet werden wollte.



Max Kruse: Grabdenkmal für seinen Vater auf dem Jerusalemer Kirchhof in Berlin.

Und es war ganz natürlich, daß sie nun ihre Vorbilder auch in derselben Epoche malerischer Kultur suchte, in der ihre Ahnen einem ähnlichen Einflusse der Schwesterkunst unterlegen waren, malerische Elemente in die Skulptur aufgenommen hatten. Sie sah zu Bernini und mit Bernini zu der späten Antike, zu dem Barock des Altertums zurück.

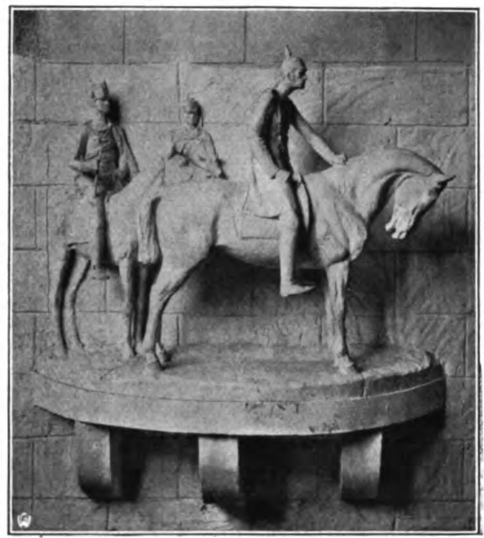
Ich kann an dieser Stelle nicht über die Grenzen der Plastik und der Malerei handeln und die Gesetze der beiden Künste aus den Bedingungen ihres Materials ableiten. Wenige Sätze müssen für eine ganze Abhandlung stehen. Der Maler gibt nur eine Ansicht seines Gegenstandes, die andern kümmern ihn nicht; der Bildhauer muß damit rechnen, daß der Betrachter sich seinen Standpunkt rund um sein Werk wählen kann: so hat er darauf zu denken, daß sich sein Gegenstand für jeden klar und schön ausspricht. Plastisch fühlen heißt: rund fühlen. Die Einheit des Bildes hängt im wesentlichen

von der Führung des Lichts und der Farbe ab; selbst die bewegteste Handlung läßt sich durch diese Mittel zu ruhiger Geschlossenheit führen. Ruhige Geschlossenheit der Skulptur, deren Einheit nur von der Führung der Formen abhängt, kann nicht anders erreicht werden als durch die statische Festigkeit der Masse. Plastisch fühlen heißt: eine Gestalt oder eine Gruppe als sicher ruhende Masse fühlen.

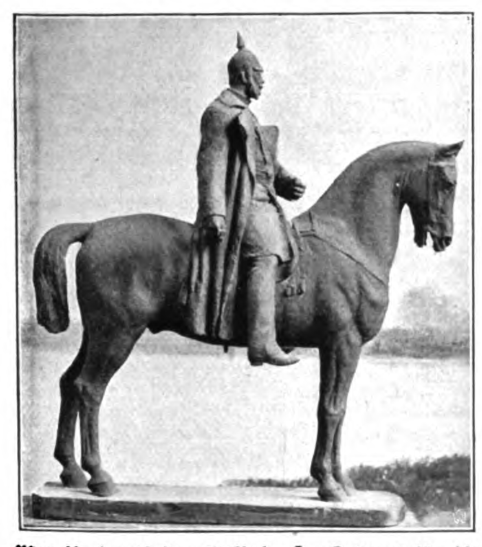
Schon diese beiden Unterschiede, nur ungefähr und andeutend formuliert, zeigen deutlich, wie unglücklich es für die Plastik sein muß, wenn die Bildhauer sich in Motiven und Formgebung durch die Malerei beeinflussen lassen.

Das war aber nun, wie gesagt, auch in früheren Zeiten schon geschehen. Was diese Verwilderung des plastischen Gefühls im neunzehnten Jahrhundert so ganz besonders schlimm auslaufen ließ, das war die gleichzeitige Verwilderung des plastischen Gewissens, die auf der Verachtung des Handwerks beruhte.

Es gibt keine Möglichkeit, ein Kunstwerk anders zu denken als in einem bestimmten Material. Das gilt schlechterdings für alle Künste, aber doch wohl noch in einem ganz besonderen Sinne für die Skulptur, weil in ihr mehr als in andern Künsten das Material in seiner stofflichen Eigenart zur Geltung gebracht werden, als Wert für sich wirken soll, und weil die Möglichkeiten der



Max Kruse: Moltke. Skizze für die Konkurrenz in Bremen.

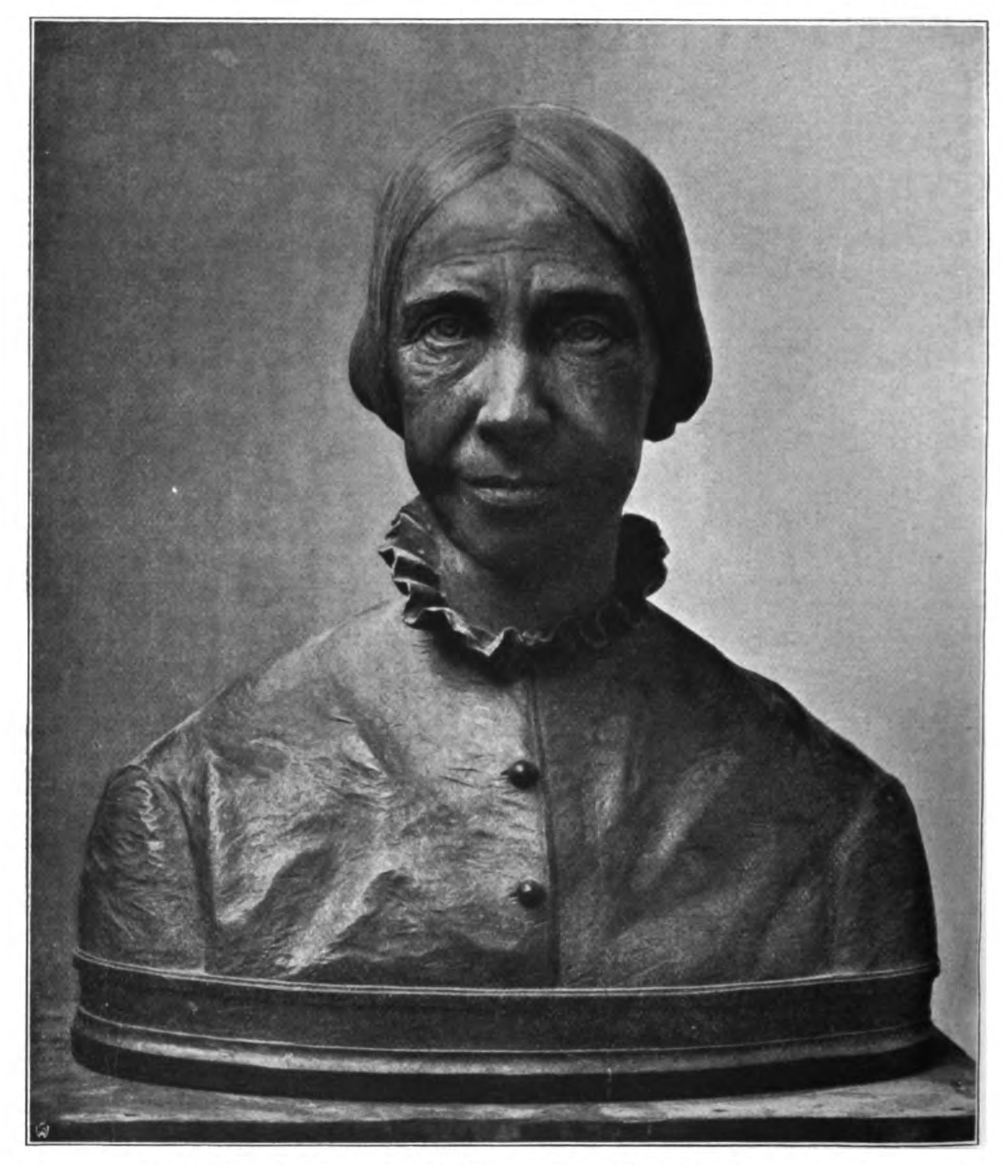


Max Kruse: Kaiser Wilhelm I. Entwurf für die Konkurrenz in Elberfeld.

Materialien so bis zum Gegensatz verschieden sind. Der harte Stein verlangt die absolute Geschlossenheit der Masse und der Oberfläche, die Bronze erlaubt durch die Zähigkeit ihres Zusammenhalts die freiste Auflösung und gewisse akzentuierte Formen. Dazwischen gibt es viele Nuancen.

Das alles kann man verstandesmäßig feststellen und lernen. Nur ist dem Schaffenden durch solche Art des Wissens gar nicht geholfen, das fruchtbare Wissen, das er braucht, kann er nur durch die Erfahrung seiner Hand erwerben: der Stein, den sie schlägt, das Holz, das sie schneidet, sie selbst sagen dieser Hand durch den Grad ihres Widerstandes ihre Art und ihren Willen.

Die Bildhauer der jüngstvergangenen Epoche verachteten das Handwerk. Sie fanden das eigentliche Wesen ihrer Tätigkeit nicht in der Herstellung des Werkes, sondern in der Herstellung des Modells, das dann irgendwie von helfenden Handwerkern in irgendein wertvolleres und haltbareres Material als Ton übertragen werden mochte. Sie selbst arbeiteten, wenn man das oberflächliche Fertigmachen des Werkes, das nichts mehr retten kann, außer Betracht läßt, nur noch in Ton. Daraus erwuchs alles Unheil. Ton ist ganz charakterlos und leistet gar keinen Widerstand. Er verlockt durch diese Nachgiebigkeit die Hand geradezu zu kleinlicher Detaillierung, zu dem Zerreißen der Flächen, was so unplastisch ist. Da man seine Massen



Max Kruse: Die Mutter des Künstlers. Holz. (Königliche Nationalgalerie.)

an verbiegbare Gestelle anklebt, so täuscht er auch über die Statik. Wer mit ihm arbeitet, baut das Werk von innen nach außen auf, während der Bildhauer naturgemäß bei Stein und Holz von außen nach innen in die Masse hineindringen muß. Kurz: der Ton hebt alle Bedingungen auf oder kehrt sie gar um. Er ist ein Hilfsmittel, dessen sich der Erfahrene bedienen kann, für den Unerfahrenen ist er die schlimmste Verführung.

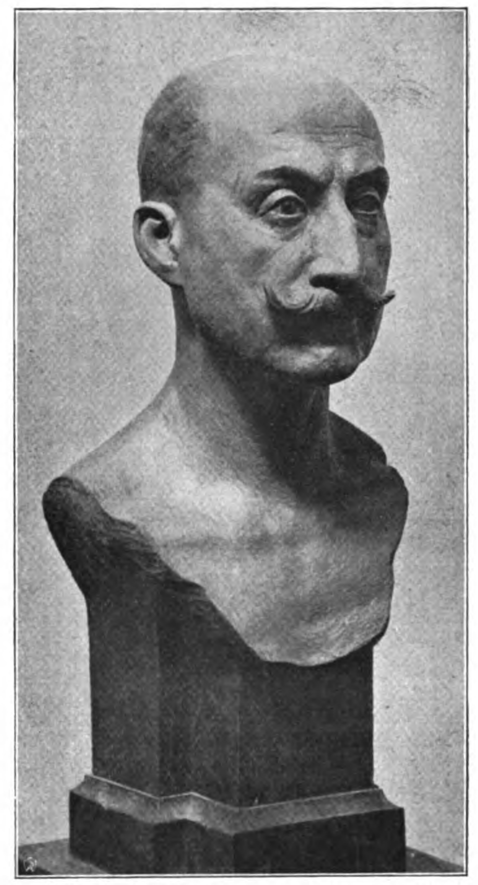
Auf den Reiz, den nur die von künstlerischer Empfindung geführte geschmeidige Hand geben kann — man mag an den Bogenzug des Geigers, an den Pinselstrich des Malers denken! —, mußten die so entstandenen Skulpturen auch verzichten.

Dieser unanständige Betrieb artete in Deutschland völlig aus, als der Denkmalsfuror ausbrach. Die Aufträge fielen regelmäßig an die Künstler, die zu den Konkurrenzen die geschicktesten kleinen Tonmodelle schickten, und mußten in kürzester Zeit ausgeführt werden. Sie stellten Prämien für die Bildhauer ohne Gefühl und Gewissen dar.

Heute ist diese unglückliche Periode fast schon abgeschlossen. Wohl spürt man noch ihre Nachwirkungen: mit den Künstlern, die in den falschen Betrieb hineingezogen wurden, sind auch ihre Schüler ruiniert worden. Aber daneben steht überall eine immer wachsende Zahl von Bildhauern, die als gute Handwerker die mühsame eigenhändige Arbeit im Material lieben und üben, die ihrem Werke mit dieser Arbeit auch die Zeit geben, welche es verlangt, und denen aus so gewissenhafter Hingabe an ihre Kunst das Gefühl dafür wächst, was ihr eigentlicher Sinn, welches ihre eigentlichen Wirkungen sind.

Das ist es, was ich vorhin die Wiedergeburt der echten Plastik nannte. —

Man knüpft sie gewöhnlich an den Namen Adolf Hildebrand. Mit Recht. Ein glückliches Schicksal hat ihm eine breite und weite Wirksamkeit für die gesunden Ideen erlaubt, die er vertrat. Durch sein Leben in Italien auf die Antike, die gute Antike hingelenkt,



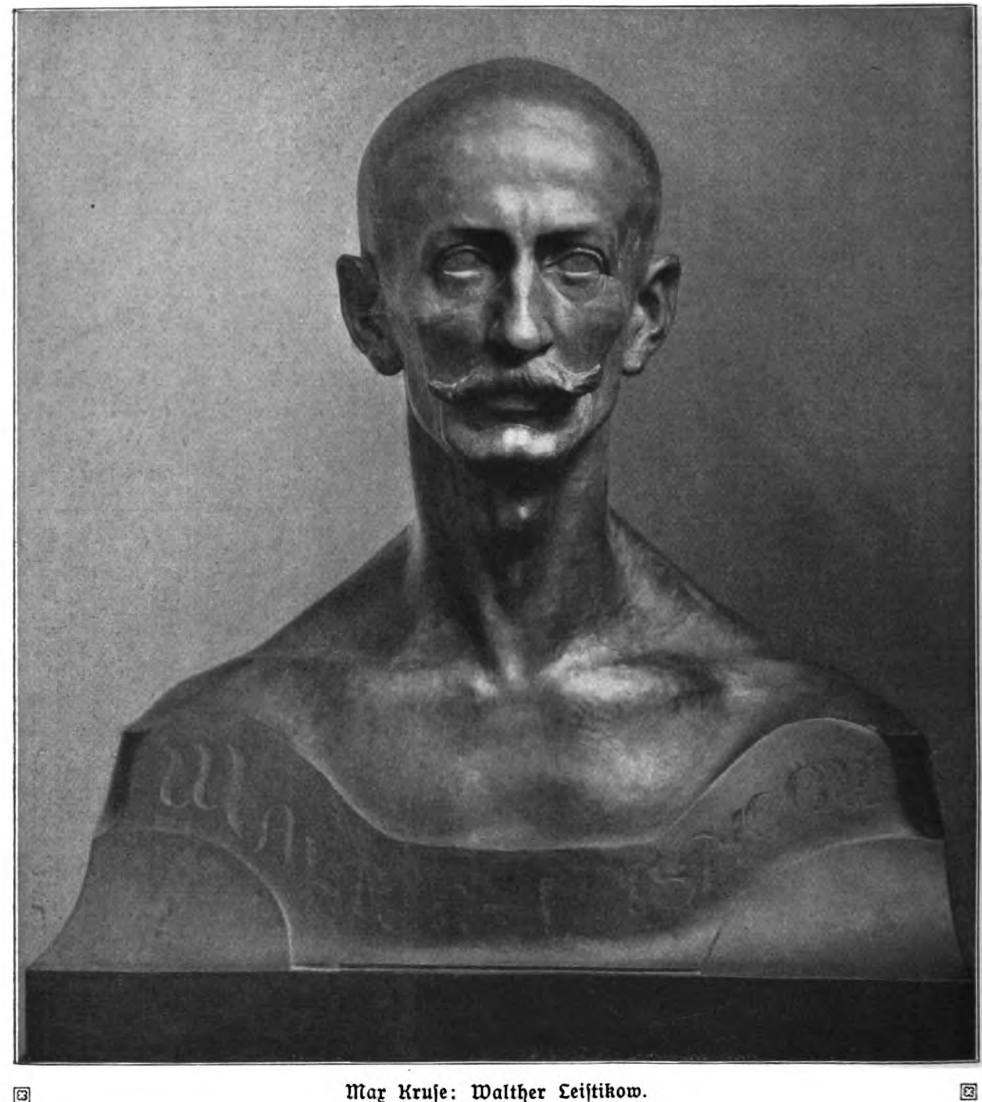
Max Kruse: Max Liebermann. Holz. (Kunsthalle in Hamburg.)



Max Kruse: Amerikanerin. Marmor.

fand er in ihr eine feste Stütze. So waren seine Werke niemals problematisch und schwierig, und der erste Widerstand dauerte nicht lange. München, das immer heimlich klassizistische, bereitete ihm einen günstigen Boden für sein Schaffen und Lehren, und er wurde der Künstler, den die Opposition gegen die verwilderte Plastik überall ausspielte. Besonders da die literarische Formulierung seiner Ansichten und Grundsätze ihr eine Fülle bequemer Wendungen und den in Deutschland so beliebten „festen Maßstab" gab.

Es heißt nicht Hildebrands Verdienste schmälern, wenn man auf seinen norddeutschen Genossen hinweist, der zu gleicher Zeit in gleicher Richtung mit gleicher Kraft arbeitete. Freilich, der äußere Erfolg war sehr verschieden. Als Mensch und als Künstler eigen und herb; durch seine, man möchte sagen gotische Natur und seine Konsequenz verhindert, sich antiker Form zu nähern und



Max Kruse: Walther Leistikow.

durch Reminiszenzen an sie seine Werke dem Publikum einzuschmeicheln; ernst entschlossen, seine Kunst überhaupt nicht aus andrer Kunst, sondern aus seiner Wirklichkeit zu holen; in jenes Berlin hineingestellt, das immer das Heil in der Ferne suchte und dabei über seine eignen Söhne und ihr Werk hinwegsah: dieser Max Kruse mußte allein gegen alle stehen, Jahrzehnte hindurch das Schicksal tragen, ein Kämpfer zu sein. Jedes einzelne Werk erzwang den Erfolg, aber der Erfolg der ganzen Persönlichkeit, der den Künstler hoch über die Masse hebt und ihm die gute Atmosphäre schafft, in der alle seine Kräfte fruchtbar werden, blieb aus. Der Staat hatte nie einen Auftrag für sein Schaffen und sein Lehren. Trotzdem hat er gewirkt. Die Eindringlichkeit, mit der er immer wieder zeigte, was Plastik ist und was plastische Arbeit ist, konnte gar nicht ohne Eindruck und Einfluß bleiben. —

Es ist merkwürdig genug, daß die Laufbahn dieses Mannes, der das Schicksal aller eigenartigen Künstler des Jahrhunderts zu tragen hatte, mit einem geradezu sensationellen Erfolg begann, wohl dem stärksten und nachhaltigsten, den ein plastisches Werk in dieser ganzen Epoche bei uns errungen hat. Kruse war siebenundzwanzig Jahre alt und, nach seiner Ausbildung als Architekt,



Max Kruse: Friedrich Nietzsche. Marmor.

nur zwei Jahre Schüler Fritz Schapers gewesen, als er seinen „Marathonläufer" schuf: diesen Jüngling, der, nach dem rasenden Laufe vom Schlachtfeld nach Athen, mit dem Siegesruf auf den Lippen tot zusammenbricht. Der Temperamentsausbruch, den dieses Werk bedeutet, ein Werk, das so unverkennbar von der Akademie herkommt und so gewaltsam sich gegen sie stellt, erregte Künstlerschaft und Publikum in gleichem Maße: Staatsankauf und Medaille für ein Erstlingswerk waren gewiß eine seltene Auszeichnung; eine noch seltenere war die so schnell erworbene und nun schon drei volle Jahrzehnte dauernde Popularität des Werkes.

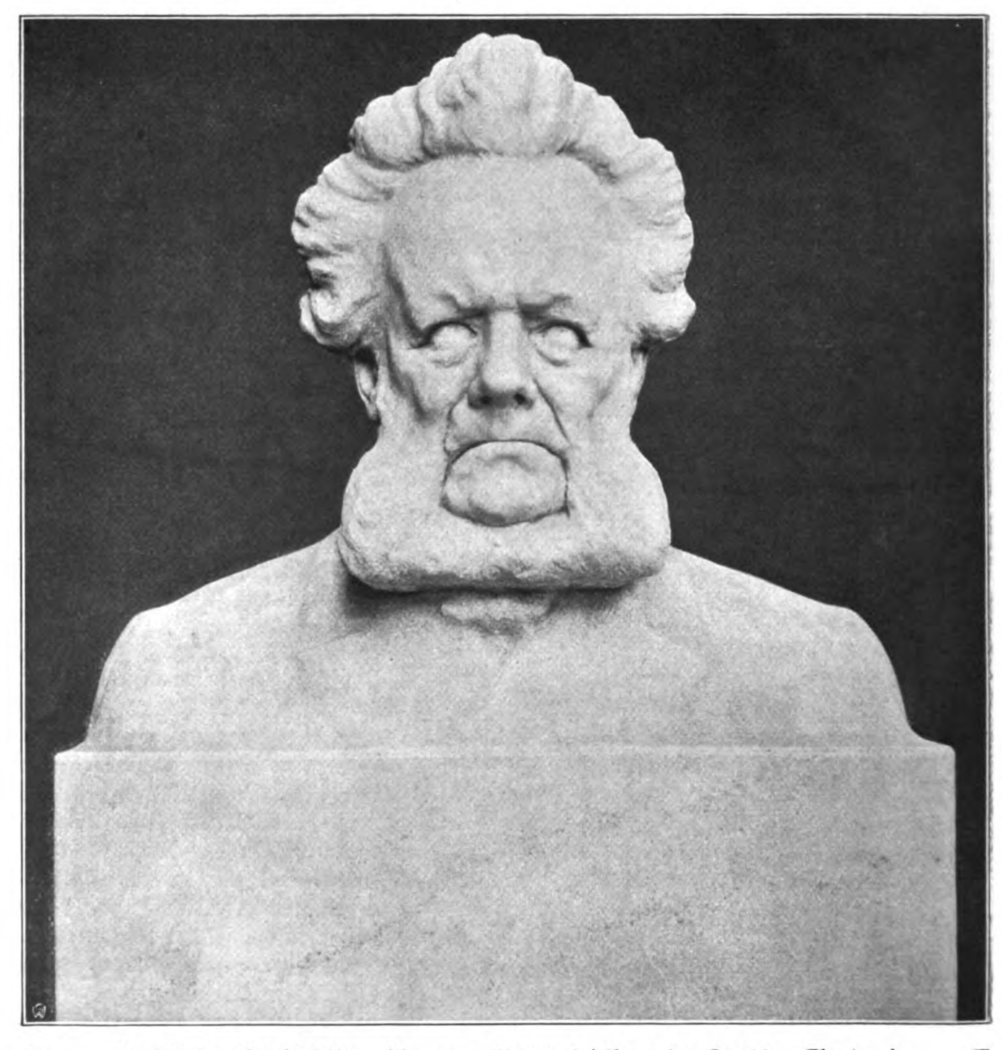
Es war einer der Erfolge, auf den sich ein Künstler nur festnageln zu lassen braucht, um sich eine glänzende materielle Zukunft zu sichern und — seine künstlerische zu ruinieren. Das war nun Kruses Meinung ganz und gar nicht. In Rom, wohin er nun erst kam, gab er sich ganz dem Einflusse der großen monumentalen Plastik der Alten hin, ohne Rücksicht darauf, daß man von ihm natürlich wie von jedem erfolgreichen Künstler die variierende Wiederholung des Werkes erwartete, das ihm den Erfolg gebracht hatte.

Wie weit ihn dieser Einfluß von der stürmischen Bewegtheit und dem starken Realismus seines Jugendwerkes entfernte, davon

zeugt das Grabmonument, das er auf dem Jerusalemer Kirchhof in Berlin seinem Vater errichtete. Die fest umrissene Gruppe drückt in hohem Stil, der sich etwa an die Pietà des Michelangelo anlehnt, einen poetischen Gedanken aus: die Mutter Erde, eine Frau von milder, ernster Würde, empfängt den Körper des Verstorbenen in ihren Schoß; ein anmutiges Mädchen nimmt in tiefer Bewegung Abschied von dem Toten.

Entfernte sich dieses weihevolle und herbe Monument schon weit von dem Geschmacke der Zeit, die in einem Eberlein ihren Lieblingskünstler sah, so traten ihm Kruses Entwürfe für die Denkmalskonkurrenzen noch mit ganz andrer Schärfe entgegen. Man würde sagen: sie boten ihm Trotz, wenn diese Wendung nicht den Glauben an eine Absicht erwecken könnte, während Kruse doch nur ruhig seine Empfindung aussprach: norddeutschen Ernst, durch Einsicht in das Wesen seiner Kunst bekräftigt.

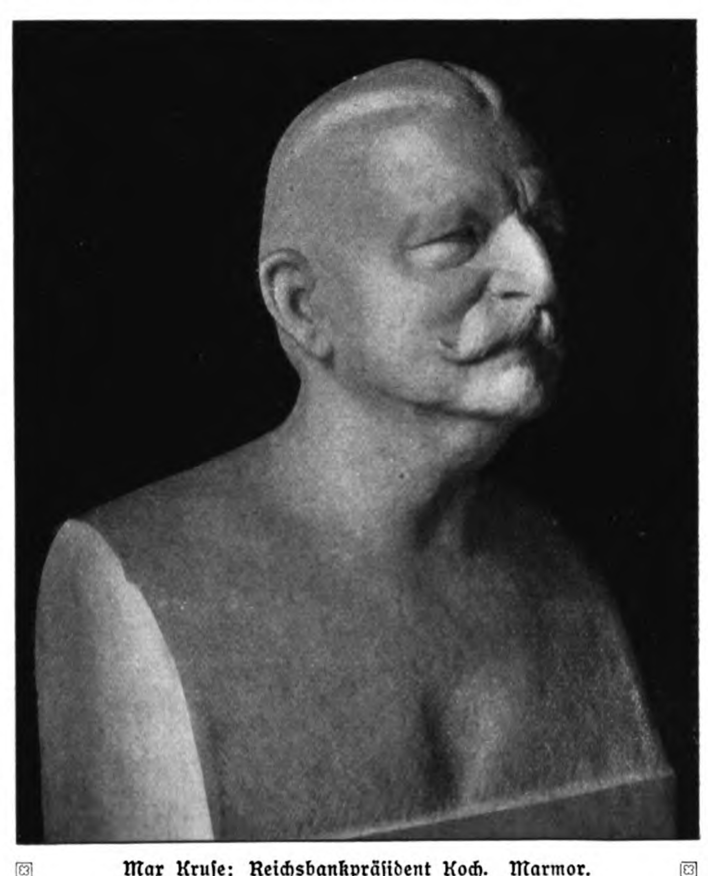
Wer heute in so vielen Städten unsern alten Kaiser Wilhelm, dieses Urbild eines preußischen Offiziers früherer Zeit von strenger und schlichter Haltung auf einem englischen Pferd — wer, sage ich, heute in so vielen Städten diesen in solcher Gestalt unsrer Erinnerung so teuren Mann in der herausfordernden Pose eines Triumphators auf einem wildgewordenen Zirkuspferd dahersprengen sieht, der versteht nicht, wie eine solche Umwandlung der schönen Wirklichkeit



Max Kruse: Henrik Ibsen. Marmor. (Kammerspielhaus des Deutschen Theaters.)



in eine greuliche Lüge möglich gewesen ist. Man denkt nun gewöhnlich, es sei wohl nichts andres da gewesen als dieser Typus, den Eberlein geschaffen hat. Aber auch diese Entschuldigung für die Juroren von damals kann nicht gelten. In vielen der großen Konkurrenzen, von der ersten in Elberfeld an, deren Ergebnis so bestimmend gewirkt hat, stand ein Entwurf, der als klassischer Ausdruck des Wesens Wilhelms I. auf uns wirkt: eben Max Kruses Entwurf. Selten haben die Juroren seinen künstlerischen Wert verkannt, fast immer wurde er mit einem Preise ausgezeichnet. Aber er ist nicht ein einziges Mal ausgeführt worden. (Von Kruse, wohlverstanden, nicht. Als man anfing, die Unmöglichkeit des zuerst gewählten Typus zu begreifen, „adoptierten" schlaue Leute den Krusischen und siegten mit ihm.)



Max Kruse: Reichsbankpräsident Koch. Marmor.

Es ist gar nicht auszudenken, wieviel besser unsre Denkmalskunst, wieviel besser unsre Plastik überhaupt geworden wäre, wenn Kruse statt Eberlein den ersten Sieg errungen und den Ton angegeben hätte. —

Diese Niederlagen eines Künstlers, der der Verirrung einer ganzen Zeit ohne Wank das Rechte entgegenstellte, sind glorreicher als viele Siege. Er tat und erlitt dasselbe, wie auf dem Gebiete des Denkmals, auch auf dem des Porträts; war ja doch das schlechte Denkmal nur möglich durch einen allgemeinen Tiefstand des Geschmacks.

Zum Teil noch in den achtziger, zum Teil in den ersten neunziger Jahren entstanden die Marmorbüsten seiner Mutter (die spätere Wiederholung in Holz hat ihren Platz in der Nationalgalerie gefunden), seiner Kinder und einer jungen Amerikanerin.

Das Porträtistische in diesen Werken spricht unmittelbar und stark für sich selbst. Es ist in jedem ein besonderes Wesen, eine besondere Form mit allem Reiz des Lebens ausgedrückt. Bedeutsamer noch ist das eigentlich Plastische. Man weiß, wie gefährlich die Kunstform der Büste ist: es ist so schwer, sie als selbstverständliches Ganzes und nicht als willkürlich abgeschnittenen Teil erscheinen zu lassen; so schwer, die charakteristische Kopfhaltung, ohne die ein Porträt nie Porträt sein kann, in sie hineinzubringen. Kruse hat dieses Problem immer vollständig gelöst, er hat für jeden seiner Menschen die Form der Büste gefunden, die seine Erscheinung fordert, die gewissermaßen den ganzen Körper mitsehen läßt und seine Haltung charakterisiert. Seine Menschen sehen nie hingestellt aus, sondern bewegen sich frei. Die eindringlichste Charakteristik zieht ihn nie von der Wesentlichkeit ab in Kleinlichkeit — von den billigen Effekten der veristischen Hautbehandlung, die sich die Modebildhauer damals durch italienische Marmoristen in ihre Werke hineinkünsteln ließen, gar nicht erst zu reden.

Es ist wohl noch weniger von solchen Büsten wie von den Denkmälern zu verstehen, daß niemand dergleichen haben wollte, daß man diesen fülligen Arbeiten leere Gefälligkeiten vorzog, Menschenbildern Puppen.

Die Folge war, daß der Künstler seine Art immer fester betonte. Und es gehörte zu dieser seiner Stellungnahme gegen die Konvention, daß er sogar ihr Material verschmähte und dem karrarischen Marmor, der sich so leicht mißhandeln ließ, das spröde Material der alten deutschen Plastik, das Holz, entgegensetzte.

Schon während Kruse die eben erwähnten Porträte schuf, hatte er an einem Werke gearbeitet, das ein seelisch und plastisch interessantes Motiv gestalten wollte, das alte und doch für jede Zeit neue und für jede Persönlichkeit andre Motiv: Mann und Weib, das alte und doch für jeden Fall eine neue Lösung fordernde Motiv der skulpturellen Gruppe. Immer wieder verwerfend und ändernd, selbst eine ganz zu Ende geführte Lösung wieder aufgebend, suchte er die Vollendung. Die Gruppe wurde das erste Werk, das er in dem neuen Material ausführte. Sie ist etwas wie ein Symbol der neuen Sinnlichkeit geworden, die er mit vielen ernsten Menschen für die künftigen Generationen wünscht und hofft, einer Sinnlichkeit, die sich offen und stark bekennt, aber nicht ein Spiel, sondern ein Ernst sein will. Nackt tritt der Mann vor das nackte Weib: aufrecht und kraftvoll steht er vor ihr, die zage und zart zu ihm aufblickt, und wirbt um ihre Liebe; er faßt ihre Hand mit festem Druck, Auge ruht in Auge: Junge Liebe. Die beiden Körper sind nur durch den Rhythmus ihrer Bewegung zu einer Gruppe verbunden.

Dem Holz hat der Künstler hier wie sonst seinen Charakter und seinen Ton gelassen. Die leichte, niemals realistische Färbung verdeckt es nie. Auch die Spuren des Schnitzmessers bleiben stehen und unterstreichen ausdruckskräftig die Wirkung des Materials.



Max Kruse: Frau Bernhard Dernburg und ihre Kinder. Holz.

So fügen sich diese Skulpturen unsern Zimmern schön ein, während Marmor und Bronze immer ein wenig als fremde Körper in ihnen wirken. Sind diese Materiale ja auch für Werke gefunden worden, die im Freien oder in Räumen mit steinernem Boden und steinernen Wänden stehen sollten.

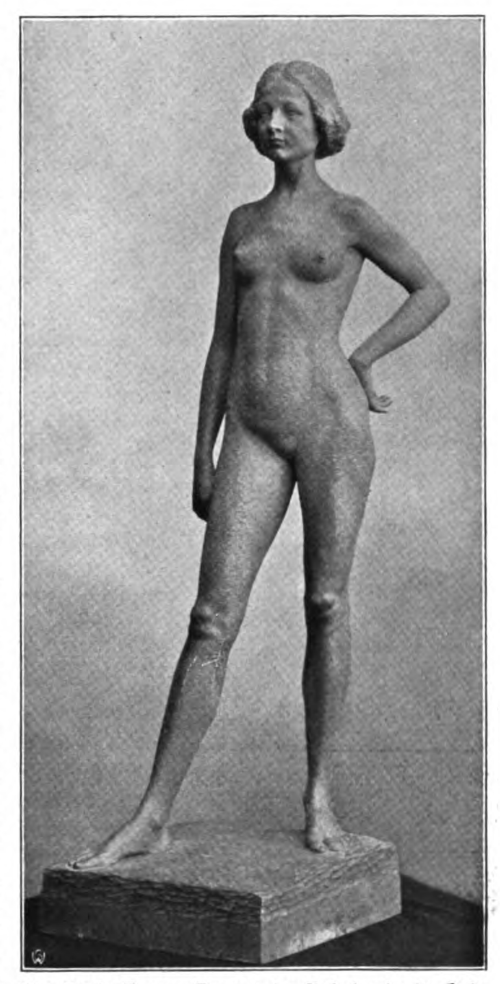
Zu derselben Zeit begann Kruse das Holz auch für die Porträtbüste zu verwenden. Noch bestimmter als früher strebte er nun danach, die besondere Haltung seiner Menschen zu treffen und für jeden eine ausdrucksvolle Büstenform zu finden. Max Liebermann stößt den nervösen Kopf mit dem raffenden Malerauge vogelartig vor; Walther Leistikow geht mit festem Blick und zusammengepreßten Lippen wie

gegen ein unsichtbares Hindernis an; Gerhart Hauptmann schaut, hoch aufgerichtet, still in ein Märchenreich; Friedrich Dernburgs Kopf, zurückgeworfen, blickt überlegen und skeptisch über das Weltgetriebe hin.

Und da doch das Material nichts Wesentliches ist, so kann man gleich, Marmorbüsten anschließend, fortfahren: Friedrich Nietzsche, der Prediger des „Übermenschen", ein Richter und Prophet, spricht dem „Menschen" das verdammende Urteil; wie ein Priesterornat liegt es über seinen Schultern.

Will man den Umfang der Empfindung des Künstlers in einem Blick erfassen, so braucht man nur das Auge von diesen Büsten zu dem Kopfe des frischen und hellen und unbekümmerten Jungen in der Porträtgruppe der Frau Dernburg und ihrer Kinder zu wenden.

Gewissermaßen gehört auch die Holzstatuette eines Mädchens in diese Reihe, bezeichnet sie der Künstler doch als Aktporträt. Zunächst befremdend durch den Typus, diesen ganz neuen Typus der sportgeübten Frau, der etwas Jünglinghaftes hat, fesselt diese Statuette als Arbeit auf das stärkste. Der Charakter dieser Formen und dieser Bewegung, für den es gar kein Vorbild gibt, der besonders der Antike gegenüber ganz selbständig ist, ist mit freier Meisterschaft ins Leben gestellt worden. Ich kenne keine moderne plastische Menschendarstellung, die mit so ausgesprochener Eigenart neben denen früherer Zeiten besteht. Diese Statuette illustriert am besten, was ich mit den Sätzen der Einleitung ausdrücken wollte, in denen ich Kruse Hildebrand gegenüberstellte. —

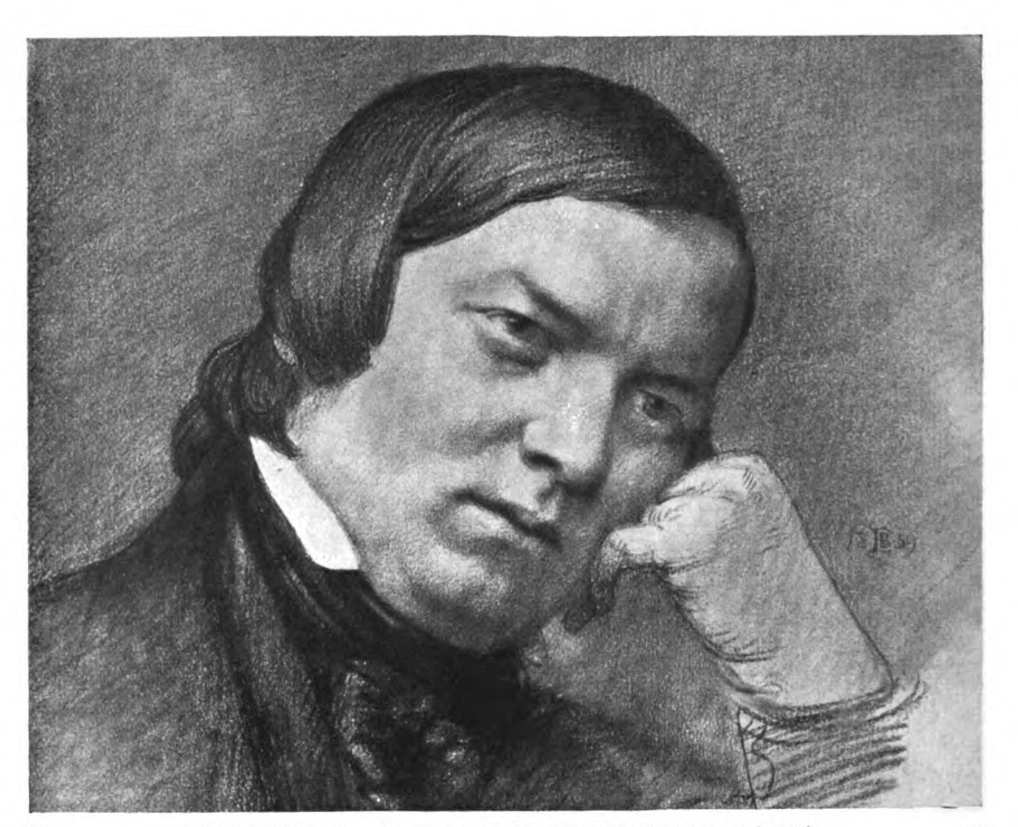


Max Kruse: Typus „Zwanzigstes Jahrhundert". Holz.

Kruses Leben hat nicht ganz seiner Arbeit als Bildhauer gehört. Seit fünfzehn Jahren beschäftigt ihn das Problem einer Maschine, die Skulpturen kopieren, vergrößern und verkleinern und dabei in jedes, auch das härteste Material übertragen kann. Er hatte neben dem Schicksal des eignen Künstlers noch das des Erfinders zu tragen: gegen das Urteil der „Sachverständigen", die dazu da sind, jede neue Idee mit ihrem „Das geht nicht!" abzuweisen, die Konstruierung seiner Maschine zu erzwingen; gegen die Ungeduld der Geschäftsleute, die immer fertig sein wollen, Verbesserung auf Verbesserung durchzusetzen. Jetzt erst steht diese merkwürdige Maschine arbeitsfertig da. Ein paar Jahre hat er sich mit dem Theater beschäftigt und mit seinem plastischen Bühnenbilde für Wildes „Salome" in Max Reinhardts Aufführung auf diesem Gebiet entscheidende Anregungen gegeben. In der letzten Zeit interessierte ihn das Problem der Flugmaschine, für die er ein neues Prinzip gefunden hat.

So steht dieser Künstler in der Entwicklung seiner Zeit und seiner Kunst als einer, der klarer und weiter sah als die andern und sich und uns in einsamer Arbeit, von wenigen ganz erkannt, stark voranbrachte. Was er schuf, trägt die Gewähr dauernder Wirkung in sich, echt in seinem Gefühl, recht im Handwerk und dadurch gestempelt als etwas wirklich Neues, als wirklich Eignes.





Robert Schumann. Nach einer Zeichnung von Bendemann (1859).

Robert Schumann

Zu seinem 100. Geburtstage (8. Juni 1910). Von Prof. Hermann Abert (Halle)

n einem Maientage des Jahres 1829 zog ein junger Leipziger Student an leichtem Stabe in die Mauern Heidelbergs ein. Er kam nicht wie die meisten seiner Genossen, um, getragen von der idyllischen Poesie des Neckartals, die Lust der Studentenjahre in vollen Zügen zu genießen, auch nicht, um auf der altberühmten Hochschule seine wissenschaftliche Ausbildung zu fördern. Was er suchte, war Befreiung aus tiefer Herzensnot, die seit einem vollen Jahre bang und schwer auf seiner jungen Seele lastete. Der Machtspruch einer sorgenden Mutter hatte ihn seit Jahresfrist an die Jurisprudenz gekettet, aber der Poet in ihm hatte sich von Tag zu Tag mehr gegen diese drückende Fessel empört, das „eiskalte" Korpus juris hatte schon in Leipzig seine Rechte an die Welt Jean Pauls und Franz Schuberts abtreten müssen. Aber immer wieder war seine kindliche Pietät vor dem letzten entscheidenden Schritte zurückgeschreckt. Jetzt trieb ihn eine innere Stimme nach dem Süden, nach der gepriesenen Wiege der deutschen Romantik, wo sich zwei Jahrzehnte zuvor die Arnim, Brentano und Genossen zusammengefunden hatten. Seine Hoffnung trog nicht. Als Jurist war der junge Schumann nach Heidelberg gekommen, als Künstler kehrte er nach Leipzig zurück. In der Heimat der poetischen Romantik entschied sich auch das Schicksal ihres musikalischen Herolds.

Schumanns äußeres Leben verlief freilich nichts weniger als „romantisch". Während Wagners Lebenslauf über alle Höhen und Tiefen menschlichen Schicksals dahinstürmte, spielte sich Schumanns Leben in einfachen, gutbürgerlichen Gleisen ab. Im Grunde genommen hat es nur ein einziges Ereignis von entscheidender Bedeutung aufzuweisen: den jahrelangen heißen Kampf um den Besitz Klaras. Aber es genügte, um den Menschen sowohl als den Künstler in verhältnismäßig kurzer Frist zur vollen Reife empor-

zuführen. Klara war und blieb denn auch fortan die Muse, die seinem Genius immer wieder neue Quellen erschloß.

Aber Schumann war darum doch keineswegs ein weltfremder, nur dem innern Schauen zugewandter Poet. Die weitverbreitete Anschauung von dem „stillen, melancholischen Träumer" Schumann trifft nur eine von den vielen Seiten seiner Persönlichkeit und nicht einmal die wesentlichste. Man vergißt über dem sinnenden Poeten in ihm nur allzu leicht den Denker, den klugen und kritischen Beobachter der zeitgenössischen Verhältnisse. Besäßen wir nicht sein eignes Geständnis, daß ihn „alles, was in der Welt vorging, Politik, Literatur, Menschen, affizierte", wir könnten es aus seiner Kunst erschließen. Denn das allen Romantikern eigentümliche Hervortreten der Persönlichkeit in der Darstellung ist gerade bei ihm besonders stark ausgeprägt.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Romantik ist es, daß sie das geistige Leben in seiner Gesamtheit erfaßt, daß sie vor allem die verschiedenen Künste nicht allein unter sich, sondern mit dem ganzen sozialen und politischen Leben in enge Wechselbeziehungen bringt. Von diesem Gesichtspunkt aus aber betrachtet, entrollt auch Schumanns Kunst ein Zeit- und Kulturbild, von dem seine schlichten äußern Lebensschicksale nichts ahnen lassen. Umfaßt doch sein Leben die erregteste Zeit der deutschen Einheitsbewegung von dem dumpfen Druck der Restaurationsjahre und der Ära Metternich bis zu den leidenschaftlichen Verfassungskämpfen und der Katastrophe von 1848 und 1849. Gerade in seinem Heimatlande Sachsen aber war der Geist der Opposition gegen alle reaktionären Tendenzen von oben besonders mächtig; wie alle gebildeten sächsischen Familien, so huldigte auch sein Vaterhaus entschieden fortschrittlichen Tendenzen. Der revolutionäre Grundzug, der durch Schumanns ganzes Schaffen, vor allem in seiner Jugend- und Reifezeit, hindurchgeht, und der ihn mit seinen streitfreudigen Davidsbündlern gegen die Philister ausziehen ließ, hat seine letzte Wurzel eben in den sozialen Strömungen jener Tage. Für die Auswüchse des Liberalismus ist freilich Schumann nie zu haben gewesen. Das mit der Französischen Revolution liebäugelnde Weltbürgertum, das in vielen Kreisen gepredigt wurde, war ihm ebenso antipathisch wie der Radikalismus, der Wagner zeitweilig fortgerissen hat. Er erhoffte im Gegenteil das Heil seines Volkes von der emsigen Pflege nationalen Sinnes, und unter diesem Gesichtspunkt faßte er auch seine künstlerische Mission auf: die Kunst soll das Ihre beitragen zur Wiedergeburt unsers Volkes, das kann sie aber nur, wenn sie sich von aller modischen Ausländerei fernhält.

Aber Schumann war nicht allein Musiker, sondern auch Dichter, ja die Dichterphantasie war in ihm so stark, daß er lange Zeit sich darüber im unklaren war, zu welcher der beiden Künste er eigentlich gehöre. Das Schwanken endete schließlich damit, daß er sich zwar für die Musik entschied, sie aber zeitlebens als „Tondichtkunst", also als einen Absenker der Poesie betrachtete. Hier liegt der Kernpunkt seiner gesamten Kunstanschauung und damit auch der Schlüssel zum Verständnis seiner Kunst.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn von Schumanns Musik zahllose Fäden herüberlaufen zur zeitgenössischen Literatur. Hier war sein erster bedeutender und nachhaltiger Eindruck Jean Paul, dessen gefühlsselige Romantik eben in den zwanziger Jahren aufs neue die Gemüter mächtig ergriffen hatte. Keiner unsrer deutschen Tonkünstler ist von Jean Paul so tief beeinflußt worden wie Schumann; seine Klaviermusik z. B. ist ohne Jean Paul überhaupt nicht zu verstehen, und erst allmählich gelang es ihm, von dieser überschwenglichen und verworrenen Sphäre loszukommen und sich, hauptsächlich unter dem Einflusse Bachs, Beethovens und Schuberts, der tatkräftigeren und klareren Richtung zuzuwenden, die in der Poesie hauptsächlich durch Uhland vertreten war. Uhlands nüchterner Ernst und sein Gleichmaß der Stimmung sind freilich Schumanns Naturell zeitlebens verschlossen geblieben. Aber an Tiefe und Energie der sittlichen Anschauungen gleicht er ihm. Der beste Beweis dafür ist, daß er sich von der aus Frankreich herüberflutenden Bewegung des „Jungen Deutschlands", die selbst einen Wagner (in seinem „Liebesverbot") zeitweilig erfaßte, durchaus fernhielt. Der erkünstelte Radikalismus dieser Poeten stieß ihn ebenso ab wie ihre affektiert zur Schau getragene Verachtung aller literarischen Ideale. Sein selbständiges Urteil hierin tritt in ein um so helleres Licht, wenn wir bedenken, daß



jene Richtung gerade in seiner damaligen Wirkungsstätte Leipzig in Laubes „Zeitung für die elegante Welt“ ihren Hauptsammelpunkt besaß. Auch in der Literatur trat Schumann, wie in Politik und Tonkunst, als eifriger Verfechter deutscher Art gegenüber dem Import fremdländischer seichter Ware auf; auch hier war ihm nichts mehr verhaßt als das virtuose Spiel mit der Form.

Die Strömungen, die Schumann in der Tonkunst vorfand, berührten sich in mehr als einem Punkte mit den literarischen. Denn auch hier hatte die Verfeinerung und Überbildung bereits zur Verflachung und Veräußerlichung geführt. Das schnelle Sinken der musikalischen Laienbildung seit der Jahrhundertwende begann auch auf die Kunst selbst zurückzuwirken. Es hemmte das Durchdringen der letzten Werke Beethovens so gut wie der Kunst Schuberts, es stand auch der Wiedererweckung Bachs lange Zeit hindernd im Wege. Um so sehnsüchtiger waren dagegen die Blicke auch der deutschen Musiker nach Paris gerichtet, wo der Stern der „Großen Oper“ Meyerbeers und seiner Genossen mächtig aufgegangen war. Die wenigsten Zeitgenossen erkannten das Unwahre dieser durch Meyerbeers hervorragendes Talent rasch geförderten Kunst, die mit dem alten Übel der Opernlibrettistik, der Freude an der Intrige, glänzende äußere Prachtentfaltung verband und im virtuosen Spiel mit geistreich ersonnenen Effekten alles Bisherige weit übertraf. Auch die italienische Oper hatte, vor allem dank den Erfolgen Rossinis, aufs neue ihren Siegeszug durch ganz Europa hin angetreten, auch sie trug das Ihre dazu bei, dem Kultus des sinnlichen Elements in der Musik kräftig Vorschub zu leisten.

Kein Wunder, wenn sich auch in der Instrumentalmusik die rein äußerliche Virtuosität, die in der Sensation ihr oberstes Gesetz erblickte, über Gebühr hervortat. Die Kunst des Ornaments, des anmutigen und blendenden Zierats, feierte Triumphe, die uns heute fast unbegreiflich erscheinen wollen, während die Werke eines Beethoven und Bach nur langsam an Boden gewannen. Selbst das deutsche Lied trägt die Spuren dieser Verflachung an sich: an die Stelle des früheren herzhaften Volkstons trat hausbackene Gemütlichkeit, die Gefühlsseligkeit aber entartete in weinerliche Sentimentalität.

So weist diese ganze Epoche der Restaurationszeit in der Musik trotz allem äußern Glanz doch ein recht unfreies, philiströses Gepräge auf. Die Frage war, ob es einer neuen, kräftigeren Generation gelingen würde, die Spreu vom Weizen zu sondern und dem fahlen Dämmerzustand, hinter dem sich äußerer Tand und zukunftskräftige Keime in wirrem Chaos verbargen, ein Ende zu bereiten.

Der hier nun am frischesten und herzhaftesten zugriff, war eben Robert Schumann. Wie ernst es ihm mit dieser Aufgabe der Verjüngung und Erneuerung war, geht schon daraus hervor, daß er nicht bloß als Komponist gegen die Philister zu Felde zog, sondern auch als Schriftsteller. Er belud sich mit der Redaktion seiner Zeitschrift nicht bloß, um mit seinen Kunstgenossen Abrechnung zu halten, sondern vor allem auch, um über den gesamten Stand des musikalischen Lebens seiner Zeit selbst ins klare zu kommen. Dabei stand nun allerdings gleich der Hauptsatz seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses, auf den er immer wieder zurückkommt, in unversöhnlichem Widerspruch mit jenem modischen Zeitgeist: der Satz, daß die Musik eine Sprache des Herzens sei, und daß darum eine jede gute Komposition ein Stück Herzensbeichte ihres Schöpfers darstellen müsse. Er war tief durchdrungen von der Überzeugung, daß eine Kunst, die mit ihren Ausdrucksformen bloß ein geistreiches Spiel treibt, auf die Dauer das Herz des Volkes niemals zu erobern vermag. Sein tatkräftiger sittlicher Ernst drang darauf, daß der Künstler sein Herzblut in seine Musik ausströmen lasse, daß seine Werke Abbilder seelischer Erlebnisse seien. Und so ist Schumann der Kritiker einer der Hauptvorkämpfer der Inhaltsästhetik in der modernen Tonkunst geworden. Dieser Standpunkt aber führte ihn von selbst zu einem geradezu fanatischen Haß gegen die französische Oper. Er entlud sich in der berühmten Kritik der „Hugenotten“ vom Jahre 1837, gegen deren Schärfe selbst alles, was später von Wagner gegen Meyerbeer vorgebracht wurde, wie ein lindes Säuseln erscheint. Immer und immer wieder stellt er als einziges Heilmittel gegen die Gefahren des ausländischen Imports die Erweckung und Stärkung des **deutschen Sinnes** in **der Tonkunst** hin.

Aber auch die Hausmusik galt es von dem oberflächlichen Flitterwerk zu reinigen. Und hier war es, wo Schumanns eigne schöpfe-



rische Tätigkeit einsetzte. Sein ganzer Entwicklungsgang, der sich lange Zeit fernab von den großen Zentren des Musiklebens abspielte, wies ihn von Anfang an auf die intime Welt des Klaviers hin, und dieser „klavieristische“ Zug ist an seinem gesamten späteren Schaffen haften geblieben. Darum sind auch die Klavierwerke Opus 1 bis 23 die Hauptquelle für das Studium von Schumanns künstlerischer Eigenart. Als seine Hauptvorbilder nennt er selbst Bach, Beethoven und Schubert. Am spätesten tritt der Bachische Einfluß zutage; er äußert sich vor allem in dem wunderbar poetischen Geflecht der Mittelstimmen mit ihren zahllosen versteckten und offenen Kanons und Imitationen. Schuberts Antlitz aber blickt uns bereits aus den halb naiven, halb verträumten Tanzbildern der „Papillons“ entgegen. Die Spuren Beethovens dagegen sind nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Wohl tönt uns da und dort ein Anklang an die Art Beethovens entgegen, aber im ganzen scheint die locker gefügte, ungenierte Welt dieser Klavierstücke mit allem andern eher zu harmonieren als mit dem festgefügten Bau der Beethovenschen Klaviersonate. Schumann hat sich denn auch weit weniger an den „Klassiker“ Beethoven angelehnt als an den „Romantiker“, an den Beethoven der letzten Quartette und Sonaten, in denen statt des strengen Durcharbeitungsprinzips der früheren Werke den Rechten der schöpferischen Phantasie eine Gasse gebrochen wird. Beethoven erstrebte dabei dasselbe Ziel wie später Schumann: das der Naturwahrheit, und Schumann hat den älteren Meister verstanden wie keiner unter seinen Zeitgenossen, wenn er einmal diese letzten Quartette als die volkstümlichsten Kompositionen bezeichnet, die es gebe.

Die ornamentale Richtung in der Klaviermusik, die er vorfand, hat Schumann keineswegs in Bausch und Bogen verworfen, sondern im Gegenteil sogar die Anforderungen an den Spieler, vor allem was das mehrstimmige Spiel betrifft, noch beträchtlich gesteigert. Aber das Ornament ist ihm niemals Selbstzweck, er hat es auch nicht in jener poetischen Weise verklärt und vergeistigt wie Chopin. Für ihn ist vielmehr stets der feste Kern, den es umschlingt, die Hauptsache.

Kein neuerer Komponist hat Werke hinterlassen, die so den Charakter des Selbstbekenntnisses tragen, wie Schumann in seinem Opus 1 bis 23. Wer darum seine starke gemütliche Erregung in den Jahren 1834 bis 1840 nicht bis in ihre einzelnen Phasen hinein kennt, wird nie zu einem vollen Verständnis dieser Schöpfungen gelangen. Hier ist jene Grundforderung seiner Ästhetik, daß jedem Tonstück ein persönliches Erlebnis zugrunde liegen müsse, in vollstem Maße erfüllt, ebenso der zweite Satz, daß die schöpferische Phantasie beim Komponieren in erster, der ordnende Kunstverstand dagegen erst in zweiter Linie stehe. Daher die teils offen ausgesprochenen, teils verschwiegenen Programme, daher die ungebundene, oft burschikose und phantastische, aber immer von Geist und Empfindung sprühende Art dieser Kompositionen. Als echter Romantiker aber zeigt sich Schumann dabei ebensowohl in der Anlehnung an die Volksweise, die bald mit derbem Humor, bald in sonniger Träumerei an unser Ohr klingt, als in jenen kleinen, wie von ungefähr dahergewehten Naturlauten, jenen überall aufsprossenden Melodiekeimen, jenen merkwürdig verschränkten Harmonien und Rhythmen, die, von Haus aus in der Kunst Cherubinis und Webers wurzelnd, von jetzt ab zu den stehenden Eigentümlichkeiten von Schumanns Stil gehören.

Der Übergang zum Liede im Jahre 1840 vollzog sich leichter, als ihm vielleicht selbst zum Bewußtsein kam. Statt der ungeschriebenen Gedichte, die den Klavierwerken zugrunde lagen, setzte er nunmehr geschriebene in Musik. Für seine eigne Entwicklung war diese Wandlung insofern von großem Segen, als sie seinem übermächtigen Drange, die Phantasie schrankenlos walten zu lassen, wohltätige Zügel anlegte. Für die ganze Gattung aber bedeutete das Schumannische Lied nach längerer Stagnation eine neue Hochblüte, die mit ihren ungeahnt gesteigerten Anforderungen an den Komponisten der Mittelmäßigkeit den Wettbewerb schlechterdings unmöglich machte. Die Zeiten waren vorbei, da das Kunstlied nur den Zweck hatte, dem Philistertum einige gemütliche Stunden zu bereiten. Die Forderung, die schon die besten Lieder Schuberts gestellt hatten, daß der Komponist in die Seele seines Gedichtes, und zwar bis in ihre fernsten Winkel hinein, eindringen müsse, wurde von Schumann mit gesteigertem Nachdruck wiederholt; er eröffnete zugleich mit seiner genialen Verteilung

des Stimmungsausdrucks auf Singstimme und Instrument dem modernen Liede ganz neue Perspektiven. Zugleich aber trat Schumann das Erbe der Berliner Liederschule mit ihren volkstümlichen Tendenzen an. Den Zelter, Mendelssohn, Löwe hatte er es zu danken, wenn der bald offen, bald verschleiert auftretende Volkston, der seine besten Schöpfungen durchzieht, auch alsbald im Volke einen freudigen Widerhall fand. In der Veredlung der Volksweise ging er freilich viel weiter als die genannten Meister: auch in seinen derbsten volksmäßigen Liedern findet sich stets zum mindesten ein entscheidender Zug, eine kunstvolle Steigerung oder ein überraschender Abschluß, der das Lied sofort auf die Höhe der Kunstmusik erhebt.

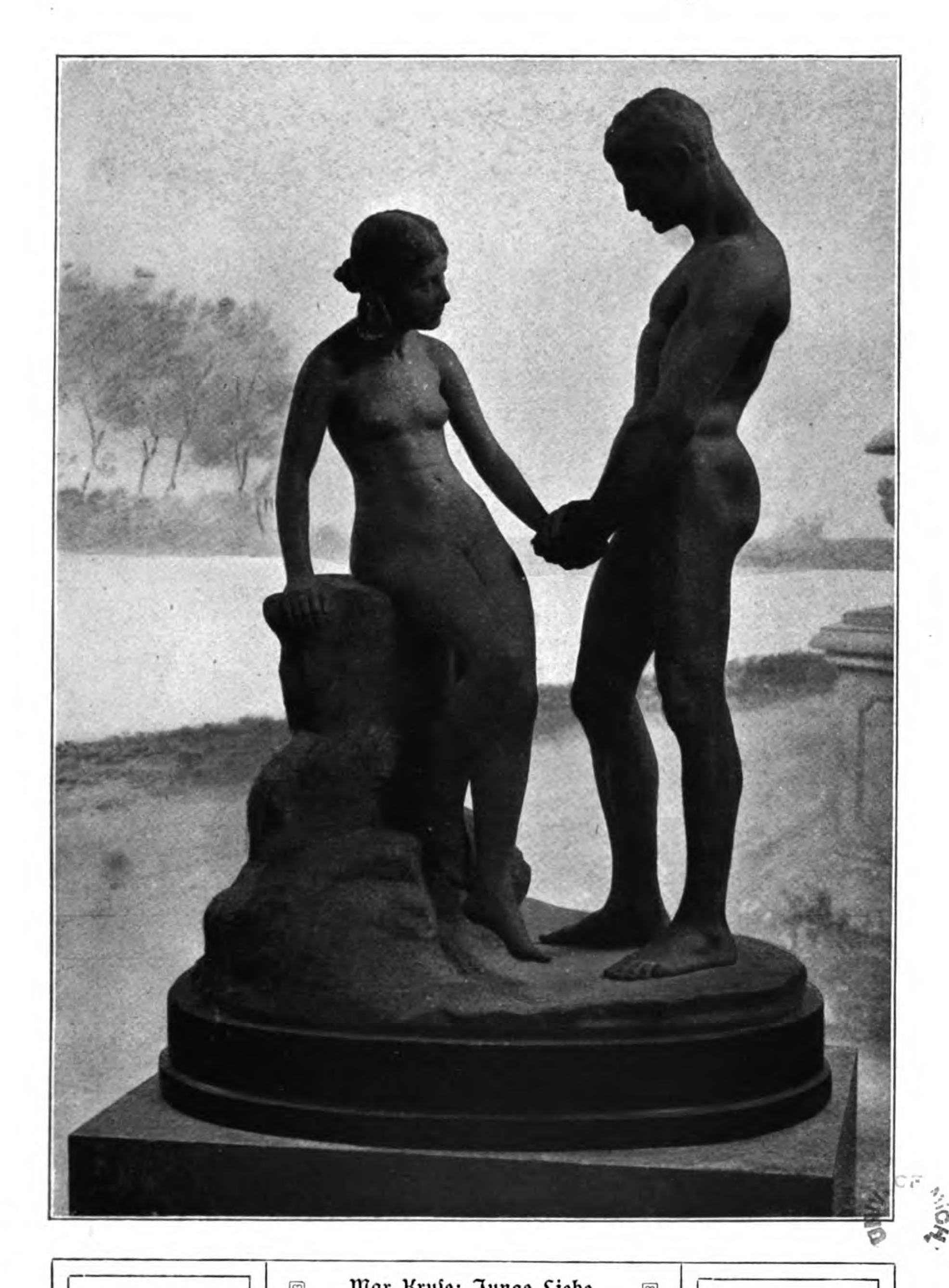
Dieser jugendliche Zug, der sich bald in holder Schwärmerei, bald in ungezwungener Lebensfreude offenbart, kehrt auch in den besten Instrumentalkompositionen wieder, der B-Dur-Symphonie, dem Klavierkonzert, dem bekannten Quintett u. a. Beethovenische Probleme entsprachen, wie die C-Dur-Symphonie zeigt, Schumanns Art weit weniger, und nur einmal hat er auf diesem Gebiete mit dem älteren Meister erfolgreich um die Palme gerungen: in der Manfred-Ouvertüre, einem Stück, das zugleich den entschiedensten Fortschritt nach der unmittelbar folgenden neudeutschen Richtung hin darstellt.

Mit seiner „Peri" wagte Schumann, wiederum den Spuren der romantischen Poeten folgend, den Flug in die Märchenwelt des Orients. In diesem Werke feiert die zarte, weibliche Seite seiner Natur, die er selbst vordem in der Phantasiegestalt des Eusebius verkörpert hatte, ihren schönsten Triumph; zugleich ward der deutschen Kunst damit das erste Musterwerk einer ganz neuen Gattung, des weltlichen Oratoriums, geschenkt. Sie sollte nach dem Willen ihres Begründers an Volkstümlichkeit ihrer älteren Schwester nichts nachgeben und, da ihr die Gemeinverständlichkeit der Stoffe abging, diesen Mangel durch volkstümliche Gestaltung, die „Bürger und Bauer" verstehen sollten, ersetzen.

Die „Peri" zeigt aber noch eine zweite Eigentümlichkeit Schumanns, nämlich eine stark hervortretende Parteilichkeit des Künstlers seinen einzelnen Gestalten gegenüber. Die holde Gestalt seiner Heldin nimmt ihn dermaßen gefangen, daß er aus ihrem Gefühlsleben heraus auch die übrigen Figuren, ja mitunter ihre direkten Gegenspieler behandelt. Diese Befangenheit macht der Lauterkeit und Wärme seines Empfindens alle Ehre, aber sie mußte seiner Kunst in dem Augenblick zum Verhängnis werden, da sie den Boden des rein Dramatischen betrat. Das zeigt sich schon in den Faustszenen, vor allem aber in dem Werke, das ihm die bitterste Enttäuschung seines Lebens bringen sollte, der Oper „Genoveva". Nicht der Text hat dieser Oper den Hals gebrochen, sondern die mangelnde Objektivität des Komponisten seinen Gestalten gegenüber. Diesen Mangel aber vermochte auch die fortgeschrittene technische Struktur dieses Werkes nicht wettzumachen.

In der modernen Zeit, wo auch ein flacher Kopf die Mängel der Romantik leicht durchschaut, hat sich bei manchen Leuten die Neigung eingenistet, Schumann als eine Übergangserscheinung, als einen Vorbereiter der späteren neudeutschen Größe zu betrachten. Tatsächlich stehen die Modernen von Wagner bis auf Richard Strauß mehr in Schumanns Schuld, als man gemeinhin zu ahnen pflegt. Aber Schumanns Kunst ist daneben eine geschlossene, originale Größe, die die oft beliebte gönnerhafte Anerkennung ganz und gar nicht nötig hat. Wenn ihm das nüchterne Geschlecht der Gegenwart immer wieder den an Jean Paul großgezogenen Gefühlsüberschwang zum Vorwurf macht, so beweist es nur, daß es von Schumanns eigenstem Wesen noch immer sehr unklare Vorstellungen hat. Nein, das reine und starke Gefühl, dem nichts verabscheuungswürdiger ist als Unnatur und Überbildung, ist das kostbarste Vermächtnis, das Schumann der Nachwelt hinterlassen hat. Gerade heutzutage, wo ein beträchtlicher Teil unsrer Musiker sich mit Problemen beschäftigt, die wohl der Kunst neue Pfade erschließen, aber, wie stets in ähnlichen Fällen, zunächst dem Volke nichts bieten, tun wir gut, uns dieses Vermächtnisses zu erinnern. Nicht die äußern Erscheinungsformen sind es, die einer Kunst die Unsterblichkeit sichern, sondern die Ideen, die sie vertritt, und wer es in unsrer jubiläenfreudigen Zeit mit dem Festefeiern überhaupt noch ernst nimmt, dem wird das gegenwärtige Schumannjahr zum Nachdenken auch über das moderne Musikleben Stoff in reichster Fülle bieten.





Max Kruse: Junge Liebe.
(Zu dem Aufsatz „Max Kruse“ von Fritz Stahl.)



Mutter

Ein Roman von Albert Geiger

IV

Drittes Buch: Trübung und Klarheit

Zehntes Kapitel: Ein Sehnsuchtsschrei

„... In jenem Augenblick, als das Tor der Kirche hinter dem Hochzeitszug geschlossen wurde, verwirrten sich meine Gedanken, ein rasendes Fieber schüttelte meinen Leib. Ich hätte die Sonne vom Himmel reißen mögen, daß sie nicht mehr leuchte. Die Erde zermalmen, auf der dieses Furchtbare vor sich ging. Eine Pest hätte mit einem einzigen Atemhauch die Stadt entvölkern sollen. Und sie, die Hassenswerte, hätte inmitten der Leichen leben müssen. Ich hätte Gott im höchsten Glanze seiner Herrlichkeit lästern mögen, bis die Himmel erbebt wären vor Grausen über meine Worte. Und ich hätte dem Teufel meine Seele verschreiben mögen, nur um Macht zu haben, den Gang dieser Handlung aufzuhalten.

Allein nichts von all dem geschah.

Ihr wurdet das Weib eines andern. Und ich — ich bin stumm gegangen. Wie ein Gezüchtigter, dem man zum Hohn die Geißel auf den wunden Rücken gebunden hat.

Ich bin in der Welt umhergetrieben so gleichgültig wie ein Blatt, das im Winde fliegt. Ich habe mir kaum Mühe gegeben, zu leben. Geschweige denn, daß ich an irgend etwas irgendeinen Gefallen gefunden hätte. Mein Leben war jämmerlich und furchtbar durch seine Gleichgültigkeit. Ich habe so getan, als ob ich lebte. Ich war nur ein Maskenstock, der hin und her geschoben wird. Ein Haus, in dem kein Ruf ertönt und kein Licht brennt. Am albernsten und bemitleidenswertesten war ich, wenn ich so tat, als ob ich Begierde nach etwas hätte. Die Frauen, die an meine Liebe glaubten, erstarrten mitten in ihrer Hingebung über meine Eiseskälte. Ich habe gelacht und habe sie verlassen. Sie wußten nicht: sollten sie weinen, oder sollten sie Gott danken, daß dieser Alp von ihnen genommen war. Ich habe allerlei Tollheiten begangen, um ein Gefühl des Lebens zu haben. Ich habe von einem Arzt in Mailand mich unterweisen lassen, wie man langsam sich an Gifte gewöhnen kann. Ich habe die Quantitäten mit Willen über das Maß vergrößert. Ich habe die Schauer des Todes zu fühlen gesucht. Aber ich bin kalt und starr geblieben. Es wäre nicht der Mühe wert gewesen, mich zu töten. Ich bin in den elendesten und gefährlichsten Vierteln der Städte heimisch geworden. Ich dachte, an der Gefahr eine Freundin zu finden, und ich dachte, das Elend könne mir Trösterin sein. Alles das war nichts. Ich habe die unsinnigsten Händel der Welt gesucht. Wenn das Schwert geblitzt und das Blut geraucht hatte, war alles vorbei. Ich habe mich als Packträger verdingt und mit den Lazzaroni Neapels stinkende Fische gegessen. Ich habe gearbeitet wie ein Tier und bin vor Müdigkeit umgefallen. Ich habe geschlafen. Das Erwachen war immer dasselbe. Ich hoffte manchmal: das Anschauen herrlicher Kunstwerke könne mir einen, einen Strahl des Trostes, der Freude in dies trostlose, leere, trübe Haus meiner Seele senden. Allein es war nicht anders, wie wenn ein fast Erblindeter vor einem Teppich voll leuchtender Bilder steht: er schaut und müht sich, und alles ist nur ein flimmerndes, gleichgültiges, nebelhaftes Gewoge.

Also war mein Zustand mehr denn ein Jahr lang.

Ich glich einem Vergessenen in einem Kerker. Einem lebendig Verschütteten in einem Bergwerk. Einem, der immer zu sterben glaubt und niemals sterben kann.

Es läßt sich nicht beschreiben, wie ich gelebt habe. Und glaubt nicht, o Madonna, daß ich Euer Mitleid erregen möchte. Aber ich muß es sagen. Ich muß diesen Schrei

ausstoßen, den niemand sonst hören dürfte denn Ihr.

Daß ich nicht sterben kann, das macht das Verlangen in mir, Euch wiederzusehen. Es ist wie ein Feuer unter einer steinernen Decke. Es rast und rast. Es wird in diesem Augenblick die Decke sprengen, da ich Euch wiedersehe. Und dann wird meine Qual zu Ende sein.

Ich versuchte in aller dieser Zeit, Euch zu hassen. Und ich nannte Euch noch vorhin hassenswert. O Madonna, welch ein kläglicher Selbstbetrug! Eher könnte der Menschen Frömmster Gott hassen denn ich Euch. Ich Euch hassen? Kein Traum der Nacht, so große Macht er über die Menschen hat, vermöchte mich zu solchem zu zwingen. Ihr steht still und hoch und rein wie der ewige Äther über mir. Ich schaue hinauf und schaue wieder hinab zur Erde und ihrer Qual.

Ihr habt mich behandelt wie einen Schuft. Die Erniedrigung dieser Stunde ist mir sehr treu geblieben. Wie ein widerlicher, überfolgsamer Hund ist sie mit mir gewandelt. Und ich — ich habe diesen Begleiter nicht einmal zu scheuchen gesucht. Ich habe ihn genährt und gepflegt.

Denn — Ihr habt mir ja diesen Begleiter mitgegeben. Ihr! Ihr!

Da ich wider Willen seit langer, langer Zeit eine Feder gebrauche, Euch dieses zu schreiben, liegt Byzanzium mit seiner ganzen Herrlichkeit vor mir. Stadt und Meer flammen in einem Goldrauch. Es läßt sich kaum Berauschenderes denken denn dieser Anblick. Wär' ich Gott, der Machtherrlichste, ich wollte nichts von allem. Von allen Ländern und Meeren und Städten und Völkern. Ich wollte nur den stillen Platz zu Euren Füßen, eine Abendstunde lang. Und Euch von meinem Heimweh erzählen. Dann müßtet Ihr besser von mir denken und milder zu mir sprechen.

Ja, das müßtet Ihr! Denn erwäget wohl, Madonna: seit jener Abendstunde liegt der Bann auf mir! Ihr nur könnt ihn von mir nehmen. Ihr nur könnt mich von dieser Eisesstarrheit befreien. Ihr oder niemand kann mich dem Leben wiedergeben.

Es dunkelt.

Ich fühle, daß meine Seele nach ihrer alten trägen, stumpfen, schmutzigen Dumpfheit verlangt. Es dünkt sie dies immer noch besser als die Qual, an Euch denken zu müssen. Nach Euch verlangen zu müssen. Und dennoch — dennoch —

Lebt wohl, Madonna!

Dies Blatt wird nie bei meinen Lebzeiten in Eure Hände kommen.

Denn — könntet Ihr ruhig leben, nachdem Ihr dieses gelesen habt und mich noch am Leben wisset?

Der Tod versöhnt. Möge er mir bald nahen!"

* * *

Dieses Schreiben hatte man bei einem vornehm gekleideten Fremden gefunden, der, an einer heftigen Malaria erkrankt, in einer Stadt Mittelitaliens bewußtlos auf der Straße umgesunken war. Man hatte ihn in das Hospital der barmherzigen Brüder gebracht.

Das Schreiben, das die Brüder beim Auskleiden fanden, trug den Vermerk: „An Barbara Alzinger nach meinem Tode." Und unten in der Ecke mit kleiner zitteriger Handschrift, die schon die Spuren des Fiebers zeigte, die Adresse: „An den Bakkalaureus der Rechte Liberius Frey, Heidelberg." Da die Ohnmacht einen fatalen Ausgang zu nehmen schien, hatte der Guardian des Klosters sich beeilt, den Brief an seine Adresse zu befördern.

Der Guardian hatte geschrieben, er vermute, daß der Adressat ein Freund sei, und wolle nicht verabsäumen, das Seinige zu tun, um den Wunsch eines Sterbenden wenn immer möglich zu erfüllen.

Liberius Frey hatte lange keine Nachricht mehr von Hans Muralt gehabt. Die letzte, zu Neujahr, datierte aus Messina. Sie war wie die wenigen andern kurz und trostlos in ihrer Gleichgültigkeit. Hans Muralt hatte geschrieben, er sei einem Erdbeben nur durch ein Wunder entgangen und wundre sich über die alberne Laune des Schicksals, das ihn für ein freud- und sinnloses Leben immer wieder aufspare. Dann folgten einige zynische lateinische Verse. Und dann zuletzt die Worte: Dolce è la morte e l'infinito (Süß ist der Tod und das Unendliche).

Und nun mitten im Frühling kam diese Botschaft.

Liberius Frey war sofort entschlossen, nach der Stadt zu reisen, in welcher Muralt krank oder sterbend lag.

Aber der Brief an die Stiefmutter?



Sollte, konnte, mußte er ihn bestellen? Ohne zu wissen, was er enthielt? Auch auf die Gefahr hin, daß er Verwirrung in seines Vaters Leben bringe?

Eine schwere, schwere Frage!

Daß zwischen Barbara und Hans Muralt in vergangenen Jahren irgendwelche Beziehungen gewaltet haben mußten, war ihm längst Gewißheit. Hans Muralt liebte Barbara.

Darum jener furchtbare Ausbruch in Heidelberg und dann die tödliche Lähmung.

Und der Unglückselige war dieser Leidenschaft bedingungslos überantwortet.

Wäre er, der Stolze, sonst zu der Hochzeit Barbaras gekommen?

Und dann hatte ihn die qualvolle Hoffnungslosigkeit dieser Liebe fortgetrieben, mitten im Fest, hinaus in ein wirres, wüstes, zweckloses Umherschweifen.

Und nun —! Was beginnen?

Er wußte dem Freunde keinen Trost.

Er war unglücklich darüber.

Einmal hatte er der Mutter von Hans Muralt gesprochen.

Ihr ganzes Wesen hatte sich schon bei der Nennung seines Namens mit einer abweisenden Kälte überzogen wie eine Sommerflur von einem jähen Frostwetter.

Da hatte er geschwiegen.

Aber auch dem Freunde hatte er nichts davon verlauten lassen. Er kannte Hans Muralt zu gut, um nicht fürchten zu müssen, daß ihm beim ersten andeutenden Wort der Freund für immer verloren sein könnte.

Wenn er tiefer geblickt hätte, würde er sich vielleicht gesagt haben, daß es eben das Unerreichbare war, was Hans Muralt so verzweifelt machte. Die Erkenntnis, daß seinem leidenschaftlichen Willen hier Schranken gezogen worden waren, die unzerbrechbar schienen wie die Schranken des Paradieses und der Hölle. Das machte das Gefühl der einstigen Abweisung und des Verlustes erst tödlich bitter. Das entflammte die Liebe und Sehnsucht Muralts zu der Raserei, die aus seinem Schreiben hervorbrach. Hervorbrach wie ein Blitz, der furchtbare Gegenden einer verzweifelten Menschenseele jäh mit einem Strahl enthüllt.

Es war eine peinvolle Lage, in die Liberius Frey als Freund wie als Sohn geraten war.

Er wog lange den Brief an die Mutter in der zögernden Hand, als wäge er ein Menschenschicksal.

Dieser Brief, wie sein Inhalt auch sein mochte, konnte nur in höchster Not geschrieben sein. Und nur in schlimmster Krankheitsstunde konnte er an ihn adressiert worden sein.

Konnte, durfte er dem Willen eines Sterbenden entgegenstehen? Eines Sterbenden nicht nur jetzt in diesen Tagen, sondern seit langer, langer Zeit. Eines Sterbenden, der den Todesstreich bei jener Hochzeit empfangen und die schwärende Wunde mit sich herumgetragen hatte in rastlosem Jammer. Er wog und wog. Und endlich, halb wollend, halb geschoben von einer unsichtbaren Macht, sandte er den Brief mit einigen erklärenden Zeilen ab, in denen er Barbara mitteilte, daß er sich ungesäumt zu dem schwerkranken Freunde begebe.

Dann nahm er Post, so rasch es ging, und eilte dem Süden zu.

Treue hatte er einst geschworen. Treue wollte er halten.

* * *

Barbara Frey, die junge Frau, saß im Ziergarten des Freyschen Hauses unter dem silbergrün rieselnden Blattwerk einer Birke, eine Stickerei auf dem Schoß. Sie blickte gedankenverloren vor sich hin.

Der alte Jobst Seyfried hatte ihr zwei Briefe gebracht.

Die ehrliche, offene, stolze Handschrift des einen Briefes war die ihres Mannes, der sich auf der Reise befand, um Einkäufe zu machen. Sie betrachtete den Brief und legte ihn dann beiseite, um ihn in Ruhe zu lesen.

Der andre Brief trug die Handschrift ihres Sohnes, der des Vaters ähnlich. Nur jugendlich schmiegsamer. Was konnte ihr Liberius so Wichtiges und Umfangreiches zu schreiben haben, daß der Brief so schwer geworden war?

Über ihr sang eine Amsel. Unaufhörlich sang sie ihre süße, sehnsuchtsvoll traurige Weise dem tiefen Goldblau des Maientags entgegen.

Barbara lauschte freudlos dem Gesang. Es war ihr trüb und schwer zumute. Diese Trübe und Schwere kam von einer innern Mutlosigkeit und Schlaffheit her. Alles in ihrem Leben schien so lastend und hemmend geworden zu sein. So, als stehe die Zeit still, als sei alles ihres Lebens Inhalt in eine einzige stillstehende quälende Stunde gepreßt und gebannt.



Wie war das gekommen?

Sie dachte mit schmerzendem Haupt.

War es dies, daß Irmgard mit ihrer blassen, kalten, erstarrten Miene zwischen ihr und ihrem Manne stand? Daß es war, als führe die Tochter einen Schatten an der Hand, der mit ihnen aufstand, aß, trank, schlief, der in die wärmsten Stunden seine Grabeskühle hineinwehte?

War es dies, daß Silvester bekümmert war und es doch nicht merken lassen wollte? Und daß in aller seiner herzlichen, bewundernden, dankbaren Liebe eine Trübung war wie in einem sehr klaren Tag ein Dunst am Horizont, der immer da ist und immer bereit erscheint, den ganzen reinen Himmel zu überziehen?

War es das beschämende Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber diesem eigensinnigen Kind, das um so verschlossener wurde, je mehr es zur Jungfrau heranreifte? War es dies, daß Irmgard in ihrem stummen Gehorsam so eine tödlich kränkende Art des Übersehens, des Duldens hatte? Und daß es keine Brücke ausdauernder Herzlichkeit und Liebe gab, die zu ihr hinüberführte über den grauen Strom, der aus verborgenen Totenreichen in dieses Haus zu fließen schien?

Oder war es dies, daß Barbara manchmal mit ihren feinspürigen Sinnen fühlte, wie Silvester sich heimlich dieses Wesen seiner Tochter als seine Schuld anrechnete? Weil er diesem seltsamen Kinde nie so viel Liebe ins Herz hatte strömen lassen, daß sie, wenn nicht der Mutter willen, so doch des Vaters willen sich überwunden hätte? Weil er sich um die Seele Irmgards zuwenig gekümmert hatte? Weil er alle Liebe aufgespeichert hatte für ein Wesen, das aus fremder Welt in die seinige hineingetreten war? Weil das Kind nun ohne Vater und ohne Mutter neben ihnen, den Glücklichen, herlebte?

So deutete sich Barbara zuweilen die verborgene Unruhe ihres Mannes aus.

Und auch so, daß er wünschte: die Tochter möge doch bald, bald dieses ihr verhaßte Haus verlassen und nicht länger ihr Glück stören. Und daß er sich dessenthalben schalt. Oder daß er ungeduldig ward. Denn es schien nicht, als habe Irmgard die mindeste Lust, ihr Herz einem Manne zu geben.

Sie schien es der toten Mutter gegeben zu haben zu einem unheimlichen Bunde.

Aber auch in dem Sohne schien etwas zu sein, das ihn ihr langsam fremd gemacht hatte. Und wenn sie darüber, gerade darüber nachdachte, kam ihr Sinnen auf einen dunklen Weg, den sie nicht betreten wollte. Ein einziges Mal hatte der Sohn sie gefragt nach — nein, sie mochte nicht einmal den Namen denken!

Er hatte sie gefragt. Und sie war zu Eis erstarrt. Von da ab war ihr Liberius mit einer respektvollen Höflichkeit begegnet.

Ahnte er? Wußte er? War ihm erzählt worden? Hatte vielleicht jener selbst —? Vielleicht in solcher Art, als ob sie einmal an ihn gebunden gewesen wäre —?

Die Röte zorniger Scham färbte ihre Wangen, wenn sie daran dachte. Denken mußte.

War es dies? Oder war es, daß sie eine Schuld in sich fühlte, Silvester einst bei seiner Werbung nichts von diesem Einzigen, Verwirrenden, Peinlichen in ihrem Leben gesagt zu haben? Aber sie hatte ja den Himmel ihres jungen Glückes nicht trüben wollen. Nicht mit der Ahnung des leisesten Schattens.

Warum aber hatte sie es ihm nicht nachher gesagt?

Aber es war ja doch keine Notwendigkeit da, ihn zu beunruhigen.

Oder war dies eine Ausflucht vor sich selbst?

Weil sie nicht völlig heiter, ruhig und gleichgültig gerade darüber denken konnte? Es schüttelte sie bei diesem Gedanken. Ein wilder Zorn faßte sie, daß dieser Mensch noch einmal in ihr Leben getreten war. Er hatte ihr ja doch die ganze Hochzeit vergiftet. Dieses Letzte hatte er getan. Und dann war er verschollen. Daß sie auch nicht die letzte, letzte Spur aus ihrem Leben tilgen konnte! —

Die Amsel oben im Baum war eine Weile verstummt. Nun setzte sie von neuem ein. Süß, schwellend, bebend klang ihr Lied. Langgedehnte Laute, als wolle ein Jauchzen langsam in ein Schluchzen umschlagen. Als solle irgendeine Fessel gesprengt werden. Als wollten diese Klänge etwas suchen gehen — ruhelos immer suchen.

Barbara sah hinauf. Dann raffte sie sich zusammen. Sie wollte den Brief des Sohnes erbrechen. Aber mitten in der Bewegung hielt sie inne. Sie wollte doch lieber zuerst den Brief Silvesters lesen. Sie öffnete ihn langsam. Er war aus Basel. Sie las seine guten, klugen Worte. Und sein Werbebrief kam ihr wieder ins Gedächtnis.

Daß im Leben doch alles so anders wird, als man in starken, frohen, heißen Stunden gedacht und gewollt hat! Sie hatte nicht nur glücklich machen wollen! Sie hatte auch glücklich sein wollen!

Aber war sie glücklich? Sie hätte es nicht zu sagen gewußt. Sie fühlte bis ins Innerste, wie sie diesen Mann beseligte mit der Hingabe ihrer reifen herrlichen Schönheit. Sie sah ihn noch immer, wie er zum ersten Male an ihrem Lager gekniet war, er, der Stolze, Starke, Aufrechte, und ihr die Hände in demütiger Dankbarkeit geküßt hatte. Wie schöne stille Stunden sie da draußen in der Welt gehabt hatten!

Aber dann, als sie nach Hause gekommen waren, da begannen die Stunden allmählich von ihrem Glanz zu verlieren. Es war doch die Gewohnheit, die regelnde, ordnende, gleichmäßig machende Kraft, die langsam in ihre Rechte trat. Sie fühlte in manchen Stunden etwas in sich und um sich, für das sie kein rechtes Wort fand. Es war etwas, wegen dessen sie sich schalt und das doch zuweilen kam und sich breit neben sie setzte und in einer richtigen bequemen Alltagssprache mit ihr zu sprechen begann. Die Schönheit, der Stolz, der Reichtum begannen einen leisen Hauch der Behäbigkeit anzunehmen. Umgeben von allem, was sie sich nur wünschen konnte, fühlte sie dennoch, daß sie in einem Geschäftshaus weilte. Und daß dieses Geschäftshaus nicht so völlig der Rahmen für sie war. Sie hatte ab und zu Silvester in seinem Arbeitszimmer besucht. Wenn sie zwischen den Pulten durchschritt und Jobst Seyfried, der nun einmal eine innere Gegnerschaft zu ihr hatte, sie mit erstaunten Blicken betrachtete, wenn sie ihren Mann über Briefe und Fakturen gebeugt sah, wenn das ganze Haus um sie in voller Arbeit war vom Speicher bis zum Keller, dann fühlte sie eine Art von Beschämung. Sie allein tat nichts. Sie bat Silvester, sie an seinen Sorgen und seiner Arbeit teilnehmen zu lassen. Allein es waren keine Sorgen da, und die Arbeit, ja, die Arbeit sollte nur ihm gehören. Davon sollte gar nichts, aber auch nicht das geringste in ihr Leben dringen. Sie sollte ihn nur im Feiertagsgewand sehen. Es war dieses sein fast ängstlicher Wille, und sie verzichtete bald darauf, diesem seinem Willen zuwider zu sein. Aber indem sie darauf verzichtete, gab sie auch die Hoffnung auf, ihm mehr sein zu können als eine freundliche Göttin. Denn was in der Haushaltung zu tun war, das sah Irmgard nun mal als ihr vererbtes Eigentum an. Auch da sah sie sich zurückgewiesen, und von welch kaltem, höflich abwehrendem Willen! Beim Vater zu Hause hatte sie genug zu tun gehabt. Es gab immer Mitarbeit für sie. Da war ein alter Kodex zu exzerpieren. Dort waren Notizen zusammenzustellen. Dann gab es Briefe, die der Vater nur von ihr geschrieben haben wollte. Sie sah des Vaters Werke aus den Anfängen wachsen, großwerden, der Vollendung entgegenschreiten. Diese Tätigkeit war ihr genommen. Und sie war zuweilen daran, dem Vater zu schreiben und ihn um Arbeit zu bitten. Aber dann war sie wiederum zu stolz, ihm von ihrer wachsenden Leere etwas zu gestehen.

So war in all der Zeit ein Doppelgefühl von rastloser Unbefriedigtheit in ihr entstanden. Der Reichtum rings um sie her mit jenem Hauch von Behaglichkeit war etwas, das sie sich nicht recht zu eigen zu machen wußte. Denn diese Behaglichkeit war eben nur dann ein wahrhaftes Lebenselement, wenn sie die Lösung von einer starken Arbeitsspannung war. Den, der diese Spannung nicht Tag für Tag neu zu erzeugen hatte, den konnte sie leicht ermüden; dem konnte sie lästig werden; dem konnte sie ein Gefühl des Mißbehagens erregen. Und hinwiederum das rein Geistige, das im Leben Barbaras so bedeutsam, das ihr tägliches Brot geworden war, es war hier die Speise der Feiertagsstunden, die sie mit ihren schönen Händen lächelnd darreichte, um zu sättigen und selbst zu hungern.

Wie seltsam des Menschen Herz ist! Sie hatte nun den geträumten Tempel, in dem sie als Priesterin waltete, und dem man sich nur im Feiertagsgewand nahte. Denn ihr Wesen hatte nicht nur für das Haus Frey, es hatte auch für die ganze Stadt dieses Etwas, das einen gemessenen Abstand um sie her breitete. Sie hatte es nicht gewollt. Es war so gekommen. Sie war in dieser Stadt die Fremde geblieben. Bestaunt, beneidet, beargwöhnt. Oh, sie fühlte das so wohl, wenn sie ausging oder ausritt. Wer hätte sie nicht tief respektvoll gegrüßt! Und wer hätte nicht dann irgendein absprechendes Wort auf der Zunge gehabt! Denn es ist nun einmal Menschenart, nichts schwerer zu verzeihen als das Höherstehen des andern.

Ja, sie hatte ihren reinen, unentweihten Tempel. Kein wilder Trunkener konnte hereinlärmen mit dem feuchten wirren Weinlaub wüster Nächte.

Und doch, es fror sie in all dieser Reinheit. Sie ertappte sich auf Augenblicken, die wiederkehrten wie lästige Vögel, da sie an die Worte Hans Muralts denken mußte: Es wird ein Tag kommen, da Ihr euch nach Unruhe, nach Qual, nach Verwirrung sehnen werdet im satten Genuß Eures Glückes.

Barbara grub das schmerzende Haupt in ihre weißen schlanken Hände.

War es denn möglich? War es wahr? War sie nicht glücklich? Vielleicht konnte sie niemals glücklich werden? Und dann — dann hätte sie nur Verwirrtheit und Enttäuschung in ein Haus des Glückes, der Arbeit, der Ruhe, der Ordnung gebracht? Denn konnte nicht einmal der Augenblick kommen, da sie dies nicht nur sich selbst, da sie es auch einem andern eingestehen mußte? Und dann? Und dann? Wie würde Silvester dieses Geständnis ertragen? War sie dann nicht in Wahrheit die Frevlerin, die eingedrungen war? Vielleicht hatte das eigensinnige Kind, diese Irmgard, das geahnt. Vielleicht auch Liberius, der Sohn.

Wenn sie ein Kind gehabt hätte! Ein Kind! Die höchste Berechtigung, daß sie hier Mutter war und Mutter sein durfte! Das Ereignis, das Tochter und Sohn mit einem Schlage wandeln mußte! Das sie nicht nur dem Hause, das sie auch der Stadt näherbringen mußte.

Mutter!

Der Klang dieses Wortes, dieser herrliche, volltönende, sieghafte Klang, der allein konnte auch das Gespenst der andern, der Toten verscheuchen. Dieses Gespenstes, das aus den kalten Augen der Tochter jeden Tag neu geboren wurde und sich zwischen sie setzte, mit ihnen ging, aß, trank und schlief.

Mutter! Sie war Barbara Frey geworden. Aber sie war Barbara Alzinger geblieben. Wenn sie erst Mutter war, dann war sie nur noch Barbara Frey. Und alle Vergangenheit vergangen. Nun griff die Vergangenheit noch mit unsichtbaren Händen in die Gegenwart hinein und forderte Rechte, die doch hätten aufgegeben sein müssen!

Aber vielleicht hatte sie gar nicht das Recht, Mutter zu werden? Und vielleicht hatte ihr das Schicksal um dessentwillen kein Kind geschenkt? Weil — weil sie Silvester Frey nicht so liebte, wie er es verdiente?

Sie stand mit einer heftigen Bewegung auf. Gespenster im hellen Maitag! Stickerei und Briefe fielen zu Boden. Der nicht geöffnete Brief Liberius Freys lag quer über dem geöffneten Silvesters.

Von drüben vom Warenhause kam Geräusch der Arbeitenden.

Barbara strich sich mit einem müden Lächeln über die Stirn. Wo war sie gewesen? Auf diesem Boden mußte sie feststehen. Vor dieser Schwelle mußten alle Träume haltmachen. Einer nur durfte Eintritt haben: ihrem Manne ein liebes Weib zu sein und ihm ein holdes Kind zu schenken! War es möglich, daß man so versonnen und verloren sein konnte? Zurück in den hellen Tag!

Sie hob das Schreiben des Stiefsohns auf. Es mochte wohl sein, daß er dem Vater wichtige Papiere zu schicken hatte, und daß er sie an die Mutter sandte, da der Vater auf Reisen war.

Sie erbrach langsam das Siegel. In dem Schreiben war ein andres Schreiben eingeschlossen. Es hatte die Aufschrift: „An Barbara Alzinger nach meinem Tode.“ Sie besah die Schrift. In jenem unklaren, dämmernden, furchtsamen Erstaunen, das uns auf neue und schwere Schicksalswege geleitet. Sie starrte auf das Schreiben. Sie faßte sich und erbrach es. Und las.

* * *

Eine Weile später ging Irmgard langsamen Schrittes durch den bäumebepflanzten Hof nach dem Gemüsegarten. Sie sah in den Ziergarten hinein. Und zwischen dem Taxus und den in herrlicher Schönheit blühenden Magnolien sah sie Barbara unter der großen Birke sitzen. Sie wollte den Blick abwenden und weitergehen. Aber unwillkürlich blieb ihr Auge haften.

Wie seltsam Barbara dasaß! Ihr Haupt war ganz auf die Brust gesunken. Ihre Arme hingen schlaff vom Körper herab. Die eine Hand hielt etwas wie einen Brief. Schlief sie?

Es zog Irmgard näher. Sie trat in den Ziergarten ein. Sie erschrak. Barbara saß wie eine Tote. Sie schritt ganz zu Barbara hin. Eine Angst erfaßte das Mädchen. „Mutter!“ sagte sie aus dieser Angst

heraus. Und zum erstenmal gebrauchte sie dieses Wort. „Mutter! Was ist Euch?"

Barbara blieb leblos. Aus ihrer festgekrampften rechten Hand sah das zerknüllte Schreiben hervor.

„Mutter!" rief Irmgard noch lauter.

Da regte sich Barbara. Sie hob die Lider. Sie sah Irmgard. Sie hörte noch den Ruf „Mutter!", der sie erweckt hatte. Sie blickte mit unklaren, fragenden Augen um sich. Dann ging ein jähes wildes Erschrecken über ihr Gesicht. Und der Brief entfiel ihrer Hand.

Irmgard bückte sich und hob ihn auf. Und im Aufheben las sie: „In jenem Augenblick, als das Tor der Kirche hinter dem Hochzeitszug — —"

Da ging ein Ruck durch Barbaras Gestalt. Herrisch riß sie Irmgard das Schreiben aus der Hand.

Die stand und sah sie an. Dann stieg eine helle Röte in ihr blasses Gesicht. „Verzeiht!" sagte sie kalt und trotzig. „Ich dachte, Ihr seiet nicht wohl!"

„Ich bin ganz wohl!" sagte Barbara mit mühsamem Stolz. Dann raffte sie die andern Papiere auf und schritt hochaufgerichtet nach dem Hause.

Das Wort „Mutter" brannte auf Irmgards Lippe.

Elftes Kapitel: Fliehen und Finden

„Heilige Emmerentia, was für ein Wetter!" brummte Martin, der Kutscher, vor sich hin.

Es regnete und regnete und regnete nun schon den vierten Tag. Es hatte den Vormittag geregnet, und es würde auch den Nachmittag durchregnen. Weiße Wolkenfetzen trieben über den blaßgrauen Himmel. Die Bäume trieften. Die Straßen waren beinahe grundlos. Es war eine böse Fahrerei bei der Nässe und dem Schmutz. Überdem war es so kalt wie im März. Und man schrieb doch Ende Mai.

Der alte Martin konnte auf seinem Kutscherbock allerlei Betrachtungen über seltsam launenhafte Anwandlungen der neuen Herrin des Hauses Frey anstellen. Nein, sicher, das Evlein wäre niemalen auf derlei verschrobene Gedanken gekommen! Welcher Christenmensch machte ohne Not eine so lange Reise! Wann war es erhört worden, daß Frauen ihren Männern nachfuhren, wenn die auf Geschäftsreisen waren! Martin hatte schon immer die Meinung gehabt, die neue Herrin sei eine ganz Besondere. Diese Fahrt nach Basel machte es ihm höchst wahrscheinlich, daß es doch nicht so ganz recht mit ihr sein müsse.

Jobst Seyfried, der immer Bedenkliche, war ganz entsetzt gewesen über diesen jäh gefaßten und ebenso jäh zur Ausführung gebrachten Entschluß Barbaras. Das war ja eine ganz neue und unglaubliche Mode, daß die Frauen der Kaufherren mit auf die Reise gingen, um dem Gemahl das Leben zu versüßen. Ei so! Das konnte ja prächtig werden! Da konnte man bald sagen: Ade, o Herrlichkeit! Ein Weib, das sich in Geschäfte mengte, hatte noch nie etwas Gutes gebracht.

Sein Haß gegen Barbara wuchs. Er wuchs so heftig, daß er allen schuldigen Respekt vergaß und seinem Herzen gegen Irmgard in heftigen Worten Luft machte.

„Sie hat die Macht. Sie kann tun und lassen, was sie mag!" hatte die erwidert.

„Aber bedenke nur, Irmgardlein, die neue gemalte Kutsche und die zwei Schimmel! Das wird ja zuschanden bei dem Wetter! Wenn deine Mutter das sehen könnte! Hätte gut noch besseres Wetter abwarten können, die Gnädige, wenn die Narrheit schon einmal gemacht werden mußte. Das sind Sachen! Ei, ei, ei! Das sind Menschen!"

Irmgard hatte nie so kalt und abweisend ausgesehen wie an diesen Tagen. Es brannte ihr in tiefster Seele, daß sie der Fremden das Wort „Mutter" geschenkt hatte. Wie hochmütig sie an ihr vorbeigeschritten war! Als sei sie eine Dienstmagd. Und was war sie eigentlich mehr? „Eine Dienstmagd!" Sie sprach es mit bebenden Lippen. Wahrlich, nicht mehr. Sie sorgte für Küche und Keller und Speicher. Und die andre ging wie eine Göttin huldreich lächelnd im Hause herum. Alle Liebe des Vaters ward der Verhaßten. Und sie fühlte nur zu wohl, daß der Vater, zwischen Barbara und sie gestellt, hatte wählen müssen. Ein Teilen der Liebe gab es nicht, so wie die Dinge lagen. Was sie Barbara an Liebe versagte, mußte der Vater Barbara doppelt und dreifach ersetzen. Und so ging sie leer aus. Sie bemerkte mit ihrem feinen Empfinden, daß der Vater manchmal Sorge und Unruhe hatte wegen ihrer Verschlossenheit und Kälte. Daß er sich herzlich Mühe gab, sie fröhlicher, geneigter zu machen. Hatte er ihr nicht von der letzten Reise das



prächtige Armband mit edlen Steinen gebracht? Aber wenn er auch also tat, es war doch immer nur Barbaras wegen. Sein Herz sprach einzig für die neue Mutter.

Die Betäubung Barbaras an jenem Nachmittag im Garten, der Anfang jenes Schreibens, das sie so krampfhaft in der geschlossenen Hand gehalten hatte, gaben Irmgard viel zu denken. Die Worte hatten sich ihr getreu eingeprägt: „In jenem Augenblick, als das Tor der Kirche hinter dem Hochzeitszug — —"

Es war eine feine, ihr fremde Hand gewesen. War es die Schrift Hans Muralts? Er war am Morgen der Hochzeit verschwunden. In aller Frühe hatte er das Haus verlassen. Wie konnte er dann von Kirche und Hochzeitszug reden?

Hatte er doch nicht so rasch gehen können? Hatte es ihn getrieben, heimlich Zeuge der Trauung zu sein?

Liebte er — — Barbara?

Der Unglückselige, wie hatte er dann leiden müssen! Ihr junges Herz, das so liebearm und liebeleer war, bebte von einem innigen Mitleid.

Sie hatte den schlanken, blassen, schwermütigen Mann nicht vergessen können.

Und es war ihr immer gewesen, als müsse er eines Tags wiederkommen. Oh, wie herzlich hätte sie ihn willkommmen geheißen! Sie waren ja Leidensgeschwister. Beide litten sie von demselben Wesen.

Und Barbara reiste nun zum Vater.

Was mochte in dem Brief gestanden haben?

Und warum diese angstvolle jähe Abreise?

Sie wußte sich keinen Rat.

Auch Michael Lux, der mit zwei Knechten vollbewaffnet hinter der Kutsche herritt, verstand nicht so recht, was die junge Herrin so eilig nach Basel trieb. War es möglich, daß sie den alternden Mann so sehnsüchtig liebte, daß es sie über hundert Stunden weit in seine Arme trieb? Derlei war gewiß nicht Sitte und Herkommen. Aber er, den vom ersten Augenblick an für die neue Herrin eine schwärmende Bewunderung erfaßt hatte, fand das Außerordentliche sehr kleidsam für dieses herrliche Weib. Die konnte sich nicht nach Weiberbrauch richten. Er war stolz, sie geleiten zu dürfen; er hatte ohnehin Geschäfte mit dem Herrn. Da bekam die Pflicht den Goldglanz des Vergnügens. Zwei Wochen hätte er so weiterreiten können. Wenn ihn nur ab und zu ein Blick aus ihren braunen Sammetaugen traf.

Die auf alle diese Fragen hätte Antwort geben können, saß still und bleich im Reisewagen.

Manch eine Frau, die Donau und den Rhein entlang, hätte sie darum beneidet, in einer solchen Kutsche fahren zu dürfen. Auf den Kutschbänken lagen prächtige Polster, und die Türen trugen sogar eine feine, noch selten gesehene Verglasung: Spiegelscheiben, aus Venedig bezogen. Oben an der gewölbten Decke waren Amoretten mit Fruchtgewinden gemalt, inmitten ein Amor, der den Pfeil gerade auf Barbara anlegte. Auch die Kutschwände waren mit Fruchtgewinden und Blumenranken geziert. Selbst ein kleines Tischchen konnte man durch den Druck einer Feder aus der Rückwand herauslassen, um darauf eine Mahlzeit einzunehmen. Und obendrein befand sich in der Rückwand ein kleiner Spiegel, gleichfalls aus venezianischem Glas. Man saß wie zu Hause in dieser Kutsche.

Barbara hatte kein Auge für diese Annehmlichkeiten. Sie hatte die müden Augen gleichgültig hinausgerichtet in die Ödigkeit dieses Regentages. Die Regentropfen klatschten gleichmäßig an die Scheiben. Sie klatschten an das Glas und liefen langsam die Scheiben herab. Das wiederholte sich mit einer langweiligen, stumpfmachenden Genauigkeit. Barbara hatte die Hände im Schoß verschränkt und sah das Spiel der Tropfen, das Klatschen und Fließen. Dazu kamen die gleichmäßig stoßenden Bewegungen des Wagens. Es war etwas Einschläferndes darin.

Sie nahm sich den grünsammeten, mit Lederbesatz und feinem Pelzwerk verbrämten Reisehut vom schönen Haupt, strich sich mit den Händen über die braunen seidigen Haare und lehnte sich dann in die Ecke. Sie schloß die Augen, als wolle sie schlafen.

Ach, schlafen! Ihre letzten Nächte hatten wenig davon gewußt. Sie waren voll Unruhe, voll Qual, voll Zorn gewesen.

Nun war Hans Muralt doch noch einmal in ihr Leben eingetreten. Mit dem klagenden, anklagenden Blick des Sterbenden.

Oh, wie sie diese Klage, diese Unmännlichkeit, dies schwächliche und freche Zudringen haßte!

War das ein Mann, so dergleichen tat?

Konnte diese frevelhafte, törichte Leidenschaft einen Menschen so zernichten, daß er



Amt und Wissenschaft, Menschenstolz und Menschenwürde, alles, was ihm hätte für sein Leben heilig und teuer sein sollen, blindlings im Stich ließ und da draußen herumvagierte wie ein Gottverlassener und Gottverlorener? Sollte das einzig und allein die Leidenschaft zu ihr vermocht haben, oder war überhaupt in diesem Menschen ein Hang zu solchen Tollheiten, der ihn niemals zur Ruhe kommen lassen konnte? Ja, so war es. Die Ursache zu diesen Unsinnigkeiten lag tiefer. Sie war in diesem Menschen selbst, sie war ein Teil seines Wesens, nein, sie war sein eigentlichstes Wesen selbst. Und Barbara war nur der Anstoß geworden, der von außen diese Unruhe, kaum halbwegs gebändigt, aufs neue und wilder denn vorher entfesselt hatte.

Nein, wahrhaftig: für seine Klagen, für die aberwitzigen Worte dieses Briefes hatte sie nicht das mindeste Mitleid. Und sie haßte Liberius beinahe; daß er ihr dies Schreiben gesandt hatte.

Aber die Anklage, die schwere Anklage, die Hans Muralt schon an jenem unglückseligen Hochzeitsvorabend erhoben hatte, und die er hier wiederholte: daß sie zu hart gegen ihn gewesen sei! Gegen einen Menschen, den das Schicksal vermöge seiner verkehrten Natur zum Leiden ewiger Unrast bestimmt zu haben schien. Der also eigentlich bemitleidenswert und der Schonung bedürftig war. Und den sie von ihrer Höhe herab — wie hatte er doch geschrieben? — wie einen Schuft behandelt, wie einen räudigen Hund von ihrer Tür gewiesen hatte.

War es so? War sie zu hart gegen ihn gewesen? Und wenn es so war, woher kam ihr diese Härte, die sonst gar nicht ihr Wesen war? Sie war stolz. Aber sie hatte bisher nicht einmal gegen Irmgard so eigentlich hart sein können.

Warum gerade gegen Hans Muralt?

Sooft diese Frage an die Pforte ihres geheimsten Empfindens und Denkens pochte, erschrak sie.

Sie zürnte über sich. Aber sie erschrak. Wie sie einst in ihren Mädchenjahren erschrocken war.

Hatte sie Angst vor diesem Manne? Sie, die Stolze, Gefaßte, Gleichmäßige, Angst? Vor diesem unruhig und wild nach ihr züngelnden Feuer? ...

Es ward Dämmerung. Schattenhaft huschten die Bäume vorbei. Und in diesem Dämmern wuchsen alle Bangigkeiten ihres Innern hoch und höher, dräuender und beklemmender.

Sie hätte ihm wie eine Schwester entgegentreten, sie hätte ruhig, mild und groß mit ihm sprechen müssen. Denn, mochte er hundertmal schwach und feig sein, daß er an jenem Abend und in all der Zeit schwer gelitten hatte, das war nicht zu leugnen. Das sprach sein Brief zu gewaltsam deutlich aus. Warum aber, wenn er litt, diese ihre Härte? Warum hatte sie nicht ruhig, mild und groß zu ihm sprechen können?

Schwerer und schwerer ward ihr zumute. In dieser Regendämmerung verzerrte sich alles ins Wüste, Unsinnige, Widerliche.

Sie erbebte vor einem neuen furchtbaren Gedanken: dieses Bangen hatte sie zu Silvester Frey getrieben.

Bei diesem starken, festen, reifen Manne hatte sie Lösung, Erlösung finden wollen von dem Wilden, Heißen, Quälenden, das in ihr einst so harmonisches Leben eingedrungen war.

Vor Hans Muralt hatte sie sich zu Silvester Frey geflüchtet.

Und ihre Ehe war also keine Tat freien Entschlusses. Sie war eine Tat der — Angst!

Es schüttelte ihren schönen Leib.

Sie preßte die Hände an die pochenden Schläfen.

Oh, Rettung, Rettung vor diesen unbarmherzigen Quälern dadrinnen!

Sie öffnete den Riegel des Fensters.

In diesem Augenblick kam ein Schrei. Es mochte der Schrei eines Raubvogels sein. Er hatte etwas Häßliches. Es war ihr, als ob ein Mensch geschrien habe. In Not. Sie lauschte hinaus. Noch einmal kam der Schrei. Dann starb er in der Dämmerung und dem endlosen Regenfallen.

Barbara sank wieder zurück.

Es hatte wie ein Todesschrei geklungen.

Starb in diesem Augenblick Hans Muralt? War er schon gestorben?

Wenn er gestorben war, dann konnte sie ja fürderhin ruhig sein.

Ein wildes Gefühl überkam sie.

Ja, mochte er nur sterben! Mochte er nur gestorben sein!

Solche Menschen taugen nicht für diese Welt der Klarheit und Ordnung. Er hatte ja selbst gesungen: „Ein Fremdling bin ich in der Welt — —“

Und doch, indem sie dieses Wort bedachte, überkam sie mitten in ihrem wilden, bösen Gefühl ein heißes Weh.

Warum hatte sie Hans Muralt nicht mehr als die Feindin sein können? Warum hatte sie ihn nicht bessern, nicht retten können? Warum flüchtete sie auch jetzt noch vor ihm, dem Sterbenden, wohl schon Gestorbenen? Vor ihm, den sie mit ihrer unglückseligen Schönheit und ihrer erbarmungslosen, verständnislosen Härte hinausgescheucht hatte!

Sie saß ganz bewegungslos. Die Augen geschlossen. Aber in ihrem Innern wühlte ein furchtbarer Kampf und Krampf.

Feig war sie gewesen, sie, die ihn feig gescholten hatte!

O der Schmach! Nun mußte sie, nun mußte sie Silvester Frey alles, alles sagen. Und dann von ihm ihr Urteil erwarten.

Wie es auch fallen mochte! Das müßte die erste Tat ihrer erwachenden Freiheit sein!

Lange saß sie so, bewegungslos.

Aus dem wirren, quälenden Kreise ihrer Gedanken weckte sie wie ein warmer Lichtstrahl eine freundliche Menschenstimme.

Michael Lux war an den Kutschenschlag geritten. Er zog tief sein Barett. Er verneigte sich. „Dort ist Basel, gnädige Herrin!"

Sie faßte sich, sie sah auf und hinaus. Ein blasses, leidensvolles Gesicht mit einer rührenden Schönheit. Durch die Dämmerung noch leuchteten die großen Augen auf.

Michael Lux erschauerte vor dieser Schönheit. So viel Wehe hatte ihr die Sehnsucht geschaffen. Nun ging ein Lächeln über ihr Gesicht. Glücklicher Silvester Frey!

Dort lag Basel.

Hoch und ernst thronte das Münster über der Stadt. Über allen den Türmen, Toren, Giebeln, Mauern, die undeutlich im Grau der Nacht verschwammen. Da und dort blitzte ein Licht auf. Es hatte aufgehört zu regnen. Aus der pappelumsäumten Rheinniederung stiegen weiße, wallende Nebel auf. Aber über dem Münster schob nun eine unsichtbare Hand den Regenhimmel auseinander, und ein lichtes, starkes, frohes Abendrot leuchtete wie Flammen aus dem Wolkengrau.

Das war wie eine schöne, jauchzende Botschaft.

Dort lag Basel, das Ziel ihrer Reise.

Dort war Silvester Frey, ihr Gatte, der nicht wußte, daß sie ihm so nahe war. Der Starke, Gütige, Feste!

Sie betrachtete den stolz aufsteigenden Dom. Und sie dachte an das Münster in Bamberg, ihrer Vaterstadt. Und an die Sommernacht. Und an die dunkelroten Rosen, die sie ihm hinabgeworfen hatte.

Sie dehnte sich und schüttelte sich, als wolle sie eine schwere, dräuende Last abschütteln.

Die vollsten, heißesten Rosen ihrer Liebe war sie ihm noch schuldig.

Und sie sah in das flammende Abendrot hinaus. Sie atmete den Duft des jungen Grüns und den Duft der nahen Gärten mit tausend beblauten Fliederbüschchen.

Sie erinnerte sich, daß ihr Silvester von jenem Frühlingsabend erzählt hatte, an dem die Maienabendglut des Himmels wie eine sengende Flamme in sein Herz gefahren war und ihn fortan mit Unruhe erfüllt hatte.

Wohlan! Nun sollte aus diesem Abend und seinem Regengrauen eine rote, lichte Flamme ihrer Liebe in sein Leben zünden wie niemals vorher.

Sie wollte sein eigen sein so ganz, mit einer solchen Hingabe, wie er es nie geträumt hatte.

Er hatte nie gefordert. Er hatte mit einer stillen unendlichen Dankbarkeit das Geschenk ihrer Liebe entgegengenommen. In einer rührend zitternden Beglückung.

Nun aber wollte sie geben, schenken, vergeuden mit vollen, freudebebenden Händen.

Und dann — — Dann wollte sie ihm von Hans Muralt sprechen.

Beide würden sie dann stark und groß sein. Denn dann mußte er ja ins Tiefste fühlen, daß sie ganz und restlos sein eigen war. Und daß keine Gewalt der Erde mehr zwischen sie treten könne. So heiß, so stark, so groß und flammend gewaltig sollte ihre Liebe sein, daß auch der tiefste, schwerste Schatten verzehrt werden mußte von dieser Liebe. Und dann am Morgen alles reiner, voller, goldener Tag der Gewißheit war.

„Seht Ihr dort, Herrin? Dort hinaus bei der Barfüßerkirche, dort herbergt Euer Gemahl."

Sie sah mit einem dankbaren, leuchtenden Blick zu Michael Lux hinauf. Dem schlug die Glut ins Gesicht.

„So fahrt denn zu!" sprach Barbara mit heller Stimme.

Die Kutsche, die einen Augenblick gestanden hatte, rollte weiter. Hinab den Berg. Der Stadt zu.



Und im Fahren dachte Barbara, ganz eingehüllt in ihren Flammentraum, an das Kind, das sie Silvester Frey schenken wolle.

Dann — ja dann erst war alles gut!

Drunten überm Rheinstrom hatte sich der Nebel geteilt. Feurig lohte ein Widergruß der unruhig eilenden Wogen zum glühenden Himmel hinauf.

Zwölftes Kapitel: Auf goldener Höhe

Silvester Frey hatte sein Absteigequartier bei seinem Handelsfreunde Philipp Stoß am Barfüßerplatz genommen. Stoß war Junggesell und hätte doch in seinem geräumigen, wohleingerichteten Hause eine große Familie beherbergen können. Da ihm das Alleinsein in den weitläufigen Räumen unbehaglich war, so hatte er fast das ganze Jahr hindurch Besuch. Er liebte Geselligkeit, ein gutes Essen, einen edlen Wein und über alles die Musik. Mit seinem dicken runden Gesicht und den kleinen grauen Äuglein machte er einen fast lächerlichen Eindruck. Wenn er aber zu reden begann, war man bald gefesselt. Eine in weiten Reisen erworbene Weltkenntnis, seine nicht geringe Bildung und ein trockner Mutterwitz machten ihn zu einem trefflichen Unterhalter.

Die beiden Freunde saßen in der Erkerstube des zweiten Stockwerks. Vor ihnen stand ein Schachspiel. In der Ecke lehnte eine lange behäbige Laute. Auf einem Tischchen nebenan funkelte in böhmischen Gläsern der beste Grenzacher der Gegend. Das Lichterweibchen an der Decke, das mit erhobenen Händen zwei Kerzen hielt, strahlte ein mildes warmes Licht herab.

Silvester Frey saß, das graue Haupt in die hagere Hand gestützt, nachdenklich und wartete des Zuges seines Freundes, der das runde, von langen weißen Strähnen umwallte Haupt eifrig auf das Schachbrett gebückt hielt. Silvester Frey schien nicht ganz bei dem Spiel zu sein. In seinem ernsten Gesicht lag etwas in die Ferne Sinnendes. Seit einer Woche erwartete er Nachricht von seinem Weibe. Und morgen wollte er weiter, nach Genf und Genua. Die Unruhe dieses Wartens wurde nicht verringert durch ein Schreiben seines Sohnes Liberius, der ihm meldete, er müsse in einer sehr dringenden Freundschaftsangelegenheit für einige Wochen verreisen. Silvester wußte sich diese jähe Abreise nicht so recht zu deuten. Ohne Zweifel mußte es eine Sache von Wichtigkeit sein, denn derlei lag sonst nicht in des Sohnes besonnener Art. Handelte es sich um Hans Muralt? — Silvester kannte das unberechenbare Wesen dieses Mannes aus den Schilderungen, die ihm der alte Muralt bei einem geschäftlichen Zusammentreffen in Augsburg gegeben hatte. Silvester hatte dem greisen Handelsherrn von Hans Muralts Anwesenheit am Hochzeitsvortage und seinem unerwartet eiligen Aufbruch erzählt. Der Alte hatte ihm traurig zugehört und ihm gesagt: es sei nichts Besonderes darin zu erblicken. Das sei so Hans Muralts Art. Er habe große Sorge um den Unsteten. Seine Nachrichten seien sehr karg und kurz und deuteten selbst in dieser Sparsamkeit auf eine verstörte und verzweifelte Gemütsart. Er habe sich so sehr gefreut, als Hans Muralt vor drei Jahren endlich wieder einmal heimisch geworden war. Die Gunst des Kurfürsten, Hans Muralts Beredsamkeit und Gelahrtheit schienen ihm eine sichere, ehrenvolle Laufbahn und eine dauernde Wirksamkeit zu verbürgen. Und nun habe er ohne jeden Grund die Vorlesungen ausgesetzt und treibe sich in der Welt umher. Dann hatte der greise Handelsfürst, der mitten in seinen Reichtümern Silvester so unendlich arm und klaghaft erschien, sich mit bekümmerter Miene Vorwürfe gemacht: er selbst trage die Schuld. Er habe als ausgehender Vierziger ein junges Mädchen, eine Boznerin, geheiratet. Eigentlich eine Vollblutitalienerin, denn die Eltern stammten beide aus dem Toskanischen und hatten in Bozen eine Niederlage des Muraltschen Hauses. Der alternde Muralt, dem die erste Frau ein Kind nicht geschenkt hatte, hatte sich in die schwarzhaarige blauäugige heiße Schönheit des Mädchens so verliebt, daß er sie, wiewohl es eigentlich eine Heirat unter seinem Stande war, zu seiner Frau gemacht hatte. Die junge Frau hatte sich bei dem alternden Manne nie so recht wohl gefühlt. Sein ganzer Sinn war das Geschäft gewesen. Und sie wußte nichts als Reisen, Vergnügungen, Schmuck. Der Sohn, den sie ihm gebar, hatte diese leidenschaftliche Unruhe geerbt. Und zugleich vom alten Muralt seine Neigung zur Schwermut, die den reichen Handelsherrn mitten im Umtrieb des Geschäfts heimsuchte. Zwiespältig war sein Wesen, und die Erziehung, die dem späten Sprößling



eines reichen Handelshauses alle Zügel locker-ließ, hatte daran nichts gebessert. Die Mutter hatte den Sohn verhätschelt. Sie war früh gestorben. Und nach ihrem Tode hatte der alte Muralt erst recht nicht den Mut gehabt, ihn in feste Bahnen zu lenken. Und so hatte er den Sohn, dessen reiche Begabung den Vater zuerst mit freudigem Erstaunen erfüllt hatte, von Wechselfall zu Wechselfall unberechenbarer Launen sein Leben verschwenden sehen. Nun, ein Achtziger, fühlte er mit tiefem Schmerz, daß ihm der Sohn ewig ein Fremder bleiben würde. Das ist bitter! hatte der alte Muralt mit zitternder Stimme gesagt. Aber es ist die Strafe für mein spätes Gelüsten. Jugend taugt zu Jugend. Es ist ein alter Spruch, und so wahr wie alt. Wenn er nur noch ein gutes Weib mit festem Willen fände! Die brächte ihn vielleicht noch zurecht.

Silvester Frey waren diese Worte des Greises noch lange nachgeklungen. Auch er hatte ja mit grauem Haar ein junges Weib ans Herz genommen. Aber bei ihm war es doch ein andrer Bund gewesen. Er war ja trotz seiner Jahre noch jung, als er Barbara heiratete. Und Barbara war schon gereift vom Leben. Ein wahrhafter Mensch war sie, mit ernstem, tiefem Sinn. Kein törichtes Kind mit dem Sonnenblut des Südens. Und doch! War nicht auch hier etwas wie ein Schatten? Las er nicht seit langer Zeit eine geheime Schwermut, eine verborgene Sehnsucht im Wesen Barbaras? Er dachte zuweilen an den Hochzeitsvorabend und die schwere Schwüle, die Hans Muralt mit sich gebracht hatte. Es schien Silvester nach wie vor unfaßbar, daß Barbara ihm etwas verbergen könne. Aber war sie ganz glücklich? Restlos glücklich? Dieser Gedanke beschäftigte ihn oft schmerzlich, wenn in ihrem Lächeln zuweilen etwas Müdes war.

Es war und blieb die Tochter, die ihm sein volles Glück störte.

Er hatte niemals gedacht, daß es so schwer sei, zwei weibliche Wesen einander nahezubringen. Es mochte leichter sein, zwanzig streitende Männer zu versöhnen. Barbara — er mußte dies voll und ganz zugestehen — hatte zuerst allen besten Willen gehabt. Dann war sie kühler geworden. Und er stand zwischen Weib und Tochter hilflos.

„Eheu amice!“ rief Philipp Stoß lustig. „In welchen Weltgegenden schweifst du? Und was für ein sorgenvoll Gesicht! Komm, tu Bescheid! Inter pocula silent curae. Wein löst von Pein.“

Er war zuerst zur Wissenschaft bestimmt gewesen und hatte dann das Handelsgeschäft übernehmen müssen. Aber er hatte sich ein Restlein Latein gerettet. Und in Basel, mitten unter Gelehrten, war dafür gesorgt, daß man es nicht vergaß.

Silvester Frey war bei den muntern Worten des Freundes aufgeschreckt. Sein Blick schien wie aus weiter Ferne in die trauliche Gegenwart dieser Erkerstube zurückzukehren. Er fuhr sich mit der ringgeschmückten Hand über die hohe Stirn und sagte zerstreut: „Freund, es ist wahr, meine Gedanken reisen. Vergib!“ Er hob das Glas hoch. Wie öliges Gold floß der Wein im Glas.

Philipp Stoß lächelte pfiffig. Dann drohte er scherzhaft mit dem Finger. „Kann mir's schon denken! Kann mir's schon deuten!“

Silvester errötete leicht.

„Und nun wird er noch rot wie ein schüchterner Bursianer, wenn er ein Mägdlein grüßt. Du Glücklicher! Wenn du nun heimkommst, da steht die Frau Liebste auf der Schwelle. Beneidenswerter! Der noch einen so schönen Vogel für sein Nest gefunden hat! Ich armer alter Geselle muß meine dicke Köchin und meinen alten Diener und ein Podagra erdulden, dieweil du dich mit Rosenketten umwindest, ein Jüngling in grauen Haaren, Amors eifriger Noviz. Aber — aber — ich habe zum mindesten kein Heimweh, wenn ich von Hause bin. Auch vernachlässige ich meine Schachkönigin nicht so sträflich wie du wegen einer fernen Herzenskönigin. Du bist nicht recht beim Spiel, Silvester. Aber gleichviel, wir turnieren ja nicht um Hab und Gut auf dem Schachbrett. Du sollst leben! Und alles, was dir lieb!

Ein Glück jedem Zecher!
Ein Heil jedem Becher!
Und zu lieblicher Stund'
Ein Kuß von rosigem Mund!

Dir hat sich's erfüllt. Ich bin leer ausgegangen.“

Die Gläser klangen hell aneinander.

Stoß prüfte und schluckte und seufzte verklärt. „Aber der Gutgesell, den ich habe, gibt mir Trost. Ist doch ein Tropfen! Als ob man einen ganzen Sommer voll Blüten in sich tränke!“ Dann wandte er seine Aufmerksamkeit dem Schachbrett zu.

Silvester zögerte. Dann zog er mit dem Springer.

„Hoho, Herr Springinsfeld! Jetzt zieh' ich aber den Bauer vor. Schach König und Königin! Oh, über euch Verliebte!"

Silvester war schon wieder in seine Gedanken zurückgefallen.

Die Worte des Freundes hatten das sehnsüchtige Verlangen nach Barbara, das er heute stärker denn je durch alle Geschäfte und allen Alltag hindurch in sich gefühlt hatte, stürmisch aufwallen lassen.

Ach, er verdiente es ja nicht, daß er ein solches Weib hatte. Sie war ihm wie eine Gnade des Himmels. Wußte, fühlte sie, wie königlich reich sie ihn beschenkte?

Sie gab wie eine Königin. Huldvoll. Und in dieser Huld lag etwas weiblich scheu Zurückgehaltenes. Es war keine lodernde Flamme in ihrer Hingabe. So wie er sie einst mit unverbrauchtem Herzen geträumt, ja in den kühnsten Stunden erhofft hatte. Aber es war auch in diesem lächelnden und lächelnd beherrschten Geben unendlich viel Reichtum.

Und doch träumte er noch immer von der Stunde, die — —

„Schach dem König und matt!" lachte Stoß. „O Silvester! Das war ein veritables Bauernmatt. Ei, ei, ei! Du machst es mir gar zu leicht! — Aber was ist das? Vor meinem Hause hält ein Wagen? Besuch zu so später Stunde?" Er öffnete das Fenster und sah hinab.

Ein Wagen mit zwei Schimmeln. Drei Reiter. Jetzt — ein Frauenzimmer steigt aus.

„Silvester!"

Silvester Frey sprang auf, von einem freudigen Schreck durchbebt. Er sah über die Schulter des Freundes hinweg. Er sah hinab. Ein schwacher Mondschein lag über der Straße. „Das ist mein herzliebes herrliches Weib!" rief Silvester laut und froh.

Der Klopfer tönte durch die Stille des Hauses von der Pforte herauf.

Und schon war Silvester die Tür hinaus und die Treppe hinab.

Philipp Stoß sah ihm nach und lächelte: „So werd' ich alter Kracher das Mirakulum noch von Antlitz zu Antlitz sehen."

Er spähte wieder hinab, vorsichtig, als wolle er das Wiedersehen nicht stören.

Stürmisch war Silvester auf die Straße getreten. Einen Augenblick hatte er sein Weib betrachtet, als könne er nicht glauben, daß sie es sei. Blaß und stolz und schön stand sie da. Dann hatte er die Arme ausgebreitet und sie an die Brust gezogen.

„Ich habe Heimweh nach dir gehabt, Barbara! Hast du das erraten?"

Statt aller Antwort verbarg sie das Haupt an seiner Brust.

* * *

Silvester und Barbara hatten die Höhe des Berges erklommen und standen nun auf einer Bergwiese, die ganz übersät war von goldgelbem, heißleuchtendem, herbduftendem Ginstergesträuch. Es war eine weite Wiese, auf der verstreut da und dort mächtige Felsblöcke lagen. Die waren von Brombeerhecken umrankt, die mit ihren weißen Blüten und dem hellen Grün der Blätter zarte Farben in die gelbe Glut des Ginsters streuten. Ab und zu ragte eine einsame Buche auf der weiten Wiese und zitterte mit den jungen Blättern in dem sanften Winde des herrlichen Maitags. Ringsum war schweigender grüner schattentiefer Wald mit uralten Bäumen. Wunderbar rein und klar lachte der Himmel über dem Wald und der Wiese. Große silberweiße Wolken schwammen in einer göttlichen Gelassenheit langsam an dem Himmel dahin. Manchmal erhob sich der Wind frischer und stärker und wehte die köstliche Schattenkühle des Bergwaldes über die sonnenwarme Bergwiese. Dieser Hauch war gewürzt vom jungen Laub, vom Moos, von den Farnkräutern, von den vielerlei Blumen, die im Walde wuchsen, von dem letzten Duft sterbender Maiblumen. Nach den langen Regentagen duftete alles stärker und eindringlicher. Die Lust an dem schönen Sonnentag sah man auch den braunen Bienen an, die wieder schwärmen und sammeln konnten, und die unruhig eifrig um die Ginsterblüten und die Brombeerranken summten. Große braune und sammetglänzende Falter schwangen sich leicht und keck über die Wiese. Eine Lerche war aufgestiegen und jubelte, immer höher strebend, ihr Lied dem selig blauenden Äther entgegen.

Die beiden sahen sich entzückt um in der üppigen Pracht. Dann sahen sie sich tief in die Augen. Und dann fielen sie sich wortlos in die Arme.

Sie waren in der Frühe von Basel aufgebrochen, aller Vorstellungen des Basler



Freundes ungeachtet. Der alte Junggesell war von Barbaras Schönheit wie berauscht, ungefähr als ob er Neuen getrunken hätte. Donner auch, ist das ein Weib! hatte er bei sich gedacht. Und dann in Gedanken zu seinem schwachen Trost beigefügt: Glücklich, der einen solchen Schatz nicht zu hüten hat! Mir wär's angst, Silvester. — Er hätte die Schönste wenigstens gern einen Tag in Basel festgehalten. Denn wenn er sich's recht überdachte, war er ja für längeren Damenbesuch schlecht eingerichtet. Aber nicht einmal diesen Tag konnte und wollte Barbara bleiben. Ihr Herz war zu voll. Sie mußte mit Silvester allein sein. Sie hörte mit freundlichem Lächeln die zierlichen Worte, die Philipp Stoß beim Frühmahl zu drechseln wußte. Aber sie war in Gedanken schon weit fort, weit fort. Draußen in dem leuchtenden Maitag.

Der alte Junggesell hatte es sich nicht nehmen lassen, die beiden eine Strecke hinaus vor das St. Albanstor zu geleiten. Er hatte sich zu Roß gesetzt, ein Beginnen, das ihm bei seinem Podagra hoch angerechnet werden mußte. Ein Diener mußte im Rucksack zwei Flaschen seines besten Grenzachers und allerlei süßes Konfekt mitführen.

So zogen sie durch das sonntägliche Basel. Links von der offnen Kutsche ritt Silvester Frey stattlich und jugendfrisch auf seinem schwarzen Roß, stille Sonne im ernsten Antlitz; rechts von der Kutsche Philipp Stoß, der vor Befriedigung glänzte, einer so schönen Frau das Geleit geben zu dürfen. Mancher Basler Bürger oder Student blieb stehen. Beim Eid, das ist schon eine Schöne! Eine Donnersfeine! Ein Staatsweib, beim Satan! Was hat er da für herrlichen Besuch, der alte Graunzer?

Zwei Stunden waren sie unter heitern Gesprächen dem waldgrünen Birstal zugedrungen. Da bat Stoß, zu halten. Hier wolle er sich verabschieden. Sie hielten und stiegen auf das herzliche Ansuchen des Basler Freundes aus. Seitwärts an der Birs im kühlen Tannenschatten tranken sie den Abschied. Dann sagte Philipp Stoß Lebewohl. Nicht ohne Barbara mit einem komischen Seufzer die schöne Hand zu küssen. Die beiden zogen weiter gen Süden. Es war so bestimmt, daß Barbara Silvester eine mäßige Tagereise begleiten und dann nach Basel zurückkehren solle, von da sie Michael Lux heimgeleiten würde. Philipp Stoß sah ihnen nach, solange er ihnen mit den Augen folgen konnte. Dabei schwang er sein Glas und stimmte sogar einen echten Schweizer Jodler an. Eustach, sein Diener, sah ihn verwundert von der Seite an. So hatte er seinen Herrn selten gesehen.

„Ach ja!“ seufzte Philipp Stoß, nachdem der Wagen um die Waldecke gebogen war. „Es ist gerade, als wär' die Sonne fort. Und ich armer Junggesell steh' im kahlen Schatten. Reich' mir die Flasche, Eustach! Komm, du Tröster! Dein Wohl, Silvester, du alter tapferer Freibeuter!“

Und damit war der Wackere baselwärts getrottet. —

Die beiden waren ihre Straße weitergezogen, an der klaren bäumeumstandenen Birs hin, immer tiefer in das schöne Schweizervorland. Hoch oben glänzte da und dort eine Burg auf. Ab und zu mußte ein Schlagbaum geöffnet werden. Ein Fähnlein Reisiger kreuzte ihren Weg. Der Anführer, ein blonder junger Fant, senkte grüßend den Degen und verquerte sich noch lange im Sattel nach der schönen Frau. Ein Landstreicherpaar kam des Weges mit einem Karren voller Kinder. Silvester mußte ihnen zwei Goldgulden spenden. Die Leute waren schier närrisch ob des reichen Geschenks. Wandrer zogen mit Packen auf dem Rücken vorüber und schauten sich um nach dem stolzen Paar. Und dann war wieder das Schweigen der hohen gewaltigen Felsen und das tiefe Rauschen der grünen Wälder und das Murmeln der vorüberfließenden Birs. Eine wundersame, herzergreifende Einsamkeit. Silvester und Barbara sprachen kaum ein Wort. Er hatte eine lange Weile vom Gaul herab ihre Hand gefaßt. Er küßte und drückte diese weiche Hand dann und wann mit stiller, tiefdankbarer Innigkeit, und Barbara sah ihn mit ihren großen braunen Augen lächelnd an, als ob der ganze Mai und alle Glückspracht des Sommers warm in sein Leben scheine.

Es war Silvester, als könne er geradeswegs in den Himmel reisen. Und oben in der kristallblauen Luft müsse ein Chor kleiner rosiger Engelein auf einer goldenstrahlenden Wolke sitzen und den paradiesischen Willkomm musizieren. Es war ihm, als sei er just an diesem herrlichen Tag erst verheiratet und alles neu und wunderbar. So hatte Barbara niemals in all der Zeit ge-

lacht. Nie hatten ihre braunen Augen eine so beseligende Sprache gesprochen. Silvester war trunken und beklommen zugleich.

An einer klappernden Mühle unter hohen Felsen hatten sie haltgemacht. Silvester kannte das Haus von früheren Reisen her. Eine kleine saubere Wirtschaft mit Stallung war bei der Mühle errichtet. Hier wollten sie bleiben und nächtigen.

Der alte Martin hatte beim Absteigen bescheiden gefragt, wie weit die Reise noch gehe. „Bis Rom!“ hatte Silvester lachend gesagt.

„Gut so!“ hatte Martin gebrummt. „So darf ich dem Papst den Pantoffel küssen. Hab' schon lang ein Gelüst danach gehabt.“

Er ging, seine Gäule auszuschirren, wobei er ein über das andre Mal den Kopf schüttelte. Er machte dabei allerlei Betrachtungen über Wirkungen der Liebe in vorgerücktem Alter, die endlich in der Wirtsstube durch ein mächtiges Stück Salami und eine Halbe roten Hallauer ihr Ende fanden.

Indessen hatten Silvester und Barbara sich in dem kleinen Gärtchen unter einen alten Nußbaum gesetzt. Ein derbes, aber gutes Mahl war ihnen aufgetragen worden. Sie saßen ohne viel zu genießen, ohne viel zu sprechen. Immer wieder faßte er ihre Hand. Kaum, daß das Mahl recht beendet war, hatte sich Barbara erhoben.

„Komm, wir wollen den Berg hinaufgehen. Glaubst du, man kann von dem Berg aus die Schneeberge sehen? Ich hab' solch eine Sehnsucht, wieder einmal ihren reinen Glanz zu schauen. So ganz über allem da unten zu stehen — mit dir allein. Und sonst gar nichts zu wissen.“

Der Wirt hatte gesagt, man könne wohl die Alpen sehen. Zumal jetzt nach dem langen Regen müßten sie schön klar sein. Wenn sie über die große Wiese kämen, sei mitten im Wald ein Fels. Man könne wohl hinaufklettern, und da könne man weit im Umkreis schauen.

Als sie aus dem Gärtlein hinausgingen, blieb Barbara einen Augenblick stehen. Es blühten da in einem Beet schlanke blaue stolzschwermütige Irisblumen. Sie standen so seltsam da wie versonnene Gedanken. Wie traurige Gedanken mitten unter fröhlichen Gedanken. Man hätte denken können, sie paßten besser zu einem Himmel voll treibender Wolken. Voll unruhiger, schwerer silberblauer oder silbergrauer Wolken. Voll quälender unbeantworteter Fragen, die sich der treibende Himmel, der wehende Wald, das mit tausend Halmen zitternde Feld, das suchende, haschende, irrende Lichterspiel bewegter Lüfte zuraunten, ohne eine andre Antwort zu finden als immer dasselbe unruhige Gegenfragen und dasselbe suchende Wirren und Hasten. So blau und grau und kühl und schlank standen diese Irisblumen fremd in dem strahlenden Maitag. Sie wiegten ganz leise die lieblich-traurigen Kelche. Es war, als ob die Nacht mit ihren dunklen Geheimnissen bei ihnen am längsten verweilt hätte. Und als ob sie zögere, jetzt noch am lichten Tag diese ihre liebste Blume zu verlassen.

Barbara war beim Anblick dieser fremdartig in dem lichten Tag stehenden Blumen seltsam berührt. Von diesen Blumenhäuptern kam ein banger kühler Hauch. Und in der Überreizung der letzten Tage hatte es sie überschauert.

„Was hast du?“ hatte Silvester mit einem leisen Erschrecken gefragt.

„Nichts! Nichts! Komm!“ hatte Barbara geantwortet und sich zärtlicher und inniger an ihn geschmiegt.

Und so waren sie den Berg hinaufgegangen. Und nun standen sie oben und sahen sich in die Augen und hielten sich stumm in festverschlungenen Armen.

Mitten in der goldenen, herbstduftenden Ginsterwiese. Berauscht von diesem Duft, der nichts von blauen traurigen Irislilien wußte.

Sie faßten sich wie Kinder an den Händen und schritten so durch die blühende Ginsterwiese. Manchmal blieb er stehen und sprach mit tiefer freudedurchzitterter Stimme: „Barbara! Mein!“

„Dein!“ erwiderte sie. Und dann fielen sie sich wieder in die Arme und küßten sich.

„Ist es möglich?“ sprach er. „Ist es möglich? Ich habe nie bis zum heutigen Tag gewußt, daß ich so glücklich bin. Wie denn geschieht das? Es ist mir, als gehe etwas Wunderbares vor mit mir. Barbara!“

Er hatte ihre Hände gefaßt. Ein bunter Schmetterling, ein Tagpfauenauge, flatterte und gaukelte über ihren Händen hin und her. Es schien, als lockten ihn die weißen Hände Barbaras wie Blüten.

„Sieh, Liebster, so leicht und flüchtig ist diese Stunde unsers Glückes! So flattert sie über unsern Händen hin und her.“



„Nein! Nein, Barbara, wir wollen den Tag dieses Glückes festhalten. Er soll uns Bruder und Geselle vieler, vieler andrer sein! Nicht, Barbara?"

„Ach, es ist mit dem Glück wie mit dem Farbenstaub auf diesen Schmetterlingsflügeln. Man wagt kaum, es zu berühren. Aus Angst, den Schimmer zu verwischen. Sieh, da gaukelt er fort, der schöne Falter."

Sie schritten weiter. An einem der Felsen war eine Mulde, die einen guten Sitz zum Rasten bot.

Es war ein lieblicher Platz. Weißblühende Brombeerhecken rankten ringsherum. Zwischen dem wuchernden Ginster wuchsen rote Bergnelken, blaue große Glockenblumen, bescheidenes Tausendgüldenkraut. Da und dort sah man auch den stolzen schönen Enzian. Niedliche weiße Maßliebchen und kleine Sternblümchen waren überall verstreut; auch der lustige Steinbrech. Der ganze Blumenflor hatte schon etwas Sommerliches.

„Komm, da laß uns eine Weile ruhen!" sagte Barbara. „Es war doch ein tüchtiges Stück Weges da herauf."

„Aber die Schneeberge! Willst du sie nicht sehen?"

„Später, am Nachmittag. Gen Abend. Du weißt, da sind sie am schönsten. Komm, setze dich zu mir! Du mein lieber, guter Mann. Du bester Mensch!" Sie führte seine Hand an die Lippen.

Er errötete und zog seine Hand hastig zurück. „Barbara!" rief er. „Was tust du?"

Sie saßen beide. Sie hatten die Hände verschlungen.

„Sieh, du Lieber! Ich möchte mich so recht demütigen vor dir, denn du bist so unendlich viel besser als ich."

„Barbara, du Stolze, Herrliche! Du dich demütigen? Was sprichst du für törichte Worte! Laß mich vor dir knien!"

Er kniete mit einer raschen Bewegung vor ihr nieder und legte das graue Haupt in ihren Schoß. Sie mußte es geschehen lassen. Sie sah auf ihn nieder mit einem Blick, in dem ein stilles heiliges Gelöbnis lag. Sie fuhr liebkosend über seine grauen Haare. Sie konnte nicht sehen, wie ihm die Augen in ihrem Schoße feucht wurden.

Es war ihm, als strichen ihm ihre zarten schlanken weichen Finger für alle Lebenszeit den Reif des Alters vom Haupte. Immerwährende herrliche Jugend gab ihm diese Hand, diese Hand einer Göttin. Seinen Scheitel feite sie vor Unglück und machte all sein Sinnen und Denken sonnig und unbekümmert. Und nun begann Barbara mit ihrer süßen weichen Stimme ein Lied zu summen, das sie nach einer lateinischen Strophe umgedichtet hatte:

Still! Still! Wir wandeln auf goldener Höhe!
Still! Still! Unter uns schläft das Wehe.
Über uns schlummert der Götter Neid.
Still! Still! Daß wir sie nicht erwecken!
Still! Still! Daß wir das Glück nicht schrecken!
Das scheue Kind, ewig zur Flucht bereit — —

Die Töne waren verstummt, verklungen. Die beiden ruhten in ihrem Glück. Man hörte nur ihre tiefen durchzitterten Atemzüge. Aus dem Walde kam das Weben des Windes. Die Bienen summten um die Blütenkelche. Und ringsum wie eine heiße wellenströmende Melodie der herbe Ginsterduft.

Endlich nahm Silvester die Hände Barbaras und führte sie an seine Lippen. Er sah zu ihr auf, und da sah sie, daß seine Augen feucht waren. Und da neigte sie das schöne Haupt und nahm das Haupt ihres Gatten in die schlanken weißen Hände und küßte ihn auf die Augenlider.

„Ist es möglich?" stammelte Silvester von neuem. „Ist es denn möglich? So warst du nie, nie vormals, Barbara! Was ist es denn? Was macht dich denn auf einmal so — so — Was denn gibt dich mir so ganz, wie ich es nie zu hoffen gewagt habe? O mein Weib du, ich kann der Worte nicht finden, zu sagen — was — was in dieser Stunde in mir — Ich weiß nur, daß ich dir ewig dankbar sein muß mit allem, allem, was ich bin. Und es ist so wenig, so wenig, Barbara!"

Ja, was war es denn? Was hatte sie so in vollste tiefste Hingebung gewandelt? Aus welch dunkler, schwerfließender Tiefe war die sonnenschimmernde Welle dieser Stunde, dieses Tages aufgestiegen! Wenn er es geahnt, gewußt hätte!

Nun, nun war die Stunde gekommen, da sie ihm alles sagen mußte!

Nun mußte sie es tun!

Da schlang er mit einer jähen Bewegung die Arme um sie. „Sprich nicht!" bat er leise. „Es ist mir, wie in den Himmel zu sehen. Es ist mir wie ein Traum mitten im hellen, klaren Tag."

Und Barbara schwieg.





Sabine Reicke: Kinderzimmer.

Sie konnte nicht sprechen. Später! Später!

Mit rascher Anmut lief sie über das blühende Ginsterfeld. Mit so leichten, flüchtigen Füßen, als wolle sie den blumigen Boden mit den tausend leuchtenden Blütenkelchen gar nicht berühren. Es war wie eine Art Tanz. Sie warf die Arme dem blauen Himmel entgegen. Und sie winkte Silvester. Wie ein junges törichtes verliebtes Mädchen winkt. „Komm! Komm! Nun wollen wir die Schneeberge sehen!"

Es war, als rächten sich ihre unterdrückten Mädchenjahre an dem stolzen, selbstsichern Wesen, das sie durch Erziehung und Gewöhnung schon früh geworden war. In der ruhigen Linie der Göttin war es wie ein Bruch: dieses Aufspringen und Tanzen. Silvester war einen Augenblick fast befremdet. Dann schritt er ihr nach. Atemlos warf sie sich in seine Arme. Lachend. Und in diesem Lachen war etwas, das schmerzen konnte. Er hielt sie umfaßt.

„Das Glück macht närrisch!" sagte sie, noch immer lachend. „Es ist mich mit einem Male so angekommen. Du wunderst dich, Liebster! Nimm mich fest in deine starken Arme! Sonst lauf' ich dir wieder davon."

„Nein, ich kenne dich nicht mehr, Barbara!"

Sie schloß ihm den Mund mit den Händen. „Nicht schelten! Ich bin wieder ganz würdevoll."

Und Hand in Hand schritten sie weiter.

Im Gehen hielt sie an. Sie sah zu Boden. Sie bückte sich. Sie erhob sich und zeigte mit holder Freude Silvester eine Blume, ein niedliches rotleuchtendes Blutströpfchen. „Gedenkst du, Liebster?" fragte sie mit ihrer weichen süßen Stimme und einem perlmutterfarbenen Leuchten in den braunen Augensternen, wie er es noch nie gewahrt hatte. Es war etwas in diesem Leuchten, das ihn, den starken, festen Mann, zittern machte. „Gedenkst du an den Tag?"

Er sah sie an. Und nun war etwas in seinem Blick, das sie erzittern machte.

Er hätte kein Wort sagen können. Alles stand in seinen Augen. Sie fühlte bis ins Innerste die tiefe, schwere Verpflichtung gegen diesen Mann.

„Es ist mir," sprach er mit stockender Stimme, „als habe ich dich erst heute ganz und im Innersten erfaßt und verstanden. Bis heute war immer noch ein Weg von dir zu mir, den ich schreiten mußte. Eine Entfernung, die ich durchmessen mußte. Jetzt bist du mir so nahe, Barbara! Jetzt, ich vermesse mich, das zu sagen, jetzt fühl' ich, wie du eins mit mir wirst. Es geht hin und her zwischen uns wie in einer Zauberkette. Komm, gib mir das Blutströpfchen! Es soll mich geleiten."

„Laß mich noch bei dir sein!" bat sie. „Da außen in der Welt bei dir sein!"

„Kind! Weib! Lasse diesen Tag unser eigen sein und sein Gedenken mit mir hinausgehen in die Welt und mit dir heim —"

„Heim!" Ihre Stimme hatte einen dunklen, fast rauhen Klang. „Heim!"

Er sah sie mit ernsten, bittenden, traurigen Augen an. „Ich verstehe dich!" sprach er still. „Ich weiß, was in diesem Worte für dich liegt. Aber ich bitte dich, hab' Geduld! Alles das wird noch gut werden! Alles das! Ich habe nicht gut an dir gehandelt, ich weiß es. Ich hätte dir Irmgards Wesen in seiner ganzen Starrheit ankündigen sollen. Ich hätte dir nichts verschweigen sollen. Es war unrecht von mir. Aber sieh, ich war zu schwach. Ja, ich war zu feig, dir, uns das junge Glück zu trüben. Hab' Geduld! Hab' Nachsicht!"

Sie sah zu Boden. Ihr Herz hämmerte. Der Arglose, der sich dieses Verschweigens anklagte! Und sie — —

Sprich doch! Sprich doch! raunte ein geheimnisvolles Etwas in Barbara. Zeig' ihm auch das Geheimste, Verschwiegene deines Wesens. Lasse volle, ungetrübte Klarheit werden. Aber eine andre Stimme, die lockende, märchenhafte, zwingende Stimme dieser herrlichen beglänzten Stunde rief in ihr: Sprich nicht! Dieser Tag kehrt nicht wieder. Es werden Stunden genug kommen, da du dieses sagen kannst.

Und abermals schwieg sie.

Sie sah auf das Blutströpfchen herab, das mit dem feinen Häuptchen in ihrer Hand zitterte. Dann sagte sie langsam: „Lieber, was gibst du dir für törichte Schuld! Was mich manches Mal unglücklich gemacht hat, das war nicht so sehr Irmgards Trotz. Es war, daß ich sehen mußte, wie du selbst leidest. Du — du warst mein heimlicher Schmerz."

„Barbara!"

„Und dann — Sieh, Geliebter, es ist noch ein andres. Ich denke oft: ich bin die-



sen Menschen und dieser Stadt eine Fremde geblieben. Es ist mir, als müsse ich das Heimatrecht, das Bürgerrecht bei euch erst erwerben. Still! Erwidre nichts! Ich weiß es, ich fühle es zu tief, zu schmerzlich!"

Er faßte ihre Hand.

Sie hatte die Augen gesenkt.

„Wenn ich ein Kind hätte!" sprach sie leise. Sie hauchte es mehr, als das sie es sprach.

Und mit einem Male lief ein Zittern durch ihre herrliche Gestalt.

Wie eine heiße Sommerwelle strömte, brandete, brannte es aus diesem Ginsterfeld in ihren Leib, in ihre Seele. Hinweg mit allem, was sie nichts mehr anging! Dem Dunklen, Schweren, Wilden, Lebenlähmenden! Leben! Lieben! Weib sein und Mutter werden! Und dann mußte alles, alles gut sein!

Sie warf sich an seine Brust. Sie barg ihr erglühendes Haupt in seinen Armen. Er streichelte ihre sonnenglänzenden braungoldenen Haare mit zitternder Hand. Es war ihm, als ob er einen starken heißen berauschenden Wein schlürfe. Es war ihm, als ob er blind würde. Als ob die Welt mit ihm tanze. Als ob sie schwebten. Die Welle, die heiße, brandende, brennende Welle schlug aus ihr zu ihm hinüber.

Das Kind! Und aller Not und alles Fremdseins Ende!

„Barbara! Das ist der Sommer! Der Sommer in uns!"

Die heiße Sommerwelle mitten im Maitag brach in diesem Schrei aus Silvesters sonst so beherrschter Brust.

Und Barbara dachte nichts mehr. Sie hatte nur den einen großen Willen. Es ist das Recht der Glücklichen, glücklich zu sein! Tausende und aber Tausende mochten in diesem Augenblicke sterben. Nichts von ihren Erdenseufzern drang herauf in diese Einsamkeit.

Still! Still! Wir wandeln auf goldener Höhe —

Dreizehntes Kapitel: Iris

Um diese Stunde hielt unten vor dem kleinen Wirtshaus im Tal ein Reisewagen. Es war ein sehr einfaches Gefährt nach italienischer Art, und ein braungebrannter hagerer Vetturino saß auf dem Kutschersitz. Das Gefährt, das eigentlich mehr einer Sänfte als einem Wagen glich, war mit zwei graubraunen Maultieren bespannt, deren Schellen bei jedem Wenden der Köpfe und Schnobern mit den durstigen Mäulern leise klingelten. Der Kutscher knallte mit seiner Peitsche. Das Haus lag wie im Totenschlummer an dem heißen Tag. Nur der Mühlgang klapperte, und die Birs rauschte und stürzte über das Stauwehr der Mühle. Martin, der Kutscher, schlief hinten in der Scheune seinen Nachmittagsschlaf. Dabei träumte ihm, er sei in Rom. Seltsamerweise war das aber seine Vaterstadt, und doch war sie es wieder nicht. Er lief immer umher und schwitzte und stöhnte und fand sich nicht zurecht. Endlich kam er in eine ganz häßliche Gegend mit scheußlichen Menschen, die ihn auslachten. Und endlich stand er im Regenwetter barhaupt, und alles war dunkel und schmutzig. Und dann fuhr er auf seiner Kutsche, triefend von Regen, in unbekannte Gegenden und fluchte im stillen auf die Launen der Gnädigen. Es war ein rechter Kutschertraum.

Unterdessen fand draußen auf der Straße folgendes Gespräch statt.

Der Müller war endlich aus der Mühle hervorgekommen. Die Frau war zum Besuch in das nächste Dorf gegangen. Der Vetturino spuckte aus und sprach mit heiserer Stimme: „Buon Giorno! Kann man hier übernachte?"

„Nix übernachte! Sind Fremde do!"

„Ist feine Errschaft!" gab der Kutscher zurück. „Zwei Erre! Illustrissimi signori! Zahle guet!"

„Ist mir gleich! Kann nüt meh aufnehme. S'ischt e richer Basler Handelsherr mit siner Fraue do."

Dieweil reckte sich ein blonder Kopf mit ernsten Zügen aus dem Kutschenschlag. Dann ging der Kutschenschlag auf, und Liberius Frey stieg aus dem Wagen.

Der Müller lüpfte seine Kappe. Der Vetturino oben spuckte wieder aus und murmelte etwas von miserable Tedeschi.

„Ich muß hier Unterkunft finden!" sagte Liberius in seiner festen, bestimmten Art. „Mein Freund ist schwer krank und muß hier übernachten. Es muß sein! Fordert, was Ihr wollt!"

„Zu Diensten, bester Herr! Ich kann nüt meh aufnehme. Wenn ihr wollt in der Stube übernachte?"

„Ich brauche ein Bett. Ich kann ja in der Stube schlafen. Aber mein Freund muß ein Bett haben."

Der Wirt zuckte die Achseln.

Aus dem Wagen tönte eine schwache Stimme.

Liberius trat an den Kutschenschlag. Innen in der Kutsche lag auf Teppichen gebettet Hans Muralt. Das heftigste Fieber schüttelte ihn. Er hatte einen Rückfall, seitdem sie Genf passiert hatten. Das ging schon tagelang. Er lag mit seltsam gleichgültigen Blicken. Sein Gesicht war zerfallen, und ein ruheloses Zucken flog um den festgekniffenen Mund. In aller Verwüstung hatte er die vornehme Nachlässigkeit bewahrt.

„Laß nur! Wir fahren weiter! Es ist gleichgültig, wo ich bin und wo ich ende. Still!"

Er hatte sich aufrecht gesetzt, von Liberius unterstützt.

„Wir werden einen Augenblick hier rasten. Dem Vetturino einen Schoppen gönnen! Und wenn wir in Basel sind, dann — dann gehst du deiner — Wege!"

Er hatte die letzten Worte mehr hervorgestoßen als gesprochen. Nun lehnte er, aufrecht sitzend, in den Kissen und Teppichen. Er sah hinaus in den kleinen Garten bei dem Wirtshäuschen. Er sah gerade auf das Beet mit den blauen Iris. Sie bebten im leisen Windhauch mit den blauen schattenschweren, geheimnisdunklen, schmachtenden Häuptern.

Er sah die Blumen lange an. Wie etwa ein Gefangener aus der Tiefe eines Kerkers hinaufsieht zu Blumen, die sich neugierig über die kalten Gitterstäbe ranken.

„Liberius!" sagte er mit seiner tonlos gewordenen Stimme. „Ich will eine dieser blauen Lilien da!"

Liberius fragte den Wirt, der mit Wein herzugetreten war. Der nickte. Da ging Liberius auf das Beet zu. Er brach eine der Irisblumen.

„Halt! Nur eine!" rief es scharf aus dem Wagen.

Liberius reichte ihm die Blume.

Hans Muralt sah sie an. „Wie sie so scheu und stolz und — so lockend ist!"

Er fiel zurück. Seine Augen schlossen sich. Er sank in den matten Halbschlummer der letzten Wochen.

Die Iris war seiner Hand halb entglitten. Sie fuhren weiter.

* * *

Spät in der Nacht hatten die beiden Freunde Basel erreicht. In zwei Gasthäusern waren sie abgewiesen worden, da die Kammern von Pilgern besetzt waren. Im dritten Gasthof hatten sie als einzige noch verfügbare Kammer ein elendes, dürftiges Gelaß mit harten, elenden Betten auftreiben können. Liberius hatte den Freund gleich zu Bett gebracht. Dann hatte er sich neben sein Lager gesetzt, eine schlichte Abendmahlzeit von Wurst und Roggenbrot verzehrt und wartete jetzt, bis der Freund eingeschlafen war. Die Iris hatte er auf das Geheiß Hans Muralts in eine zinnerne Kanne auf das Tischchen neben dem Lager gestellt. Schön, schlank und traurig stand sie da. Ein feiner und schwüler Duft hauchte von ihren Blütenblättern. Das Gemach war von einer Talgkerze in messingenem Leuchter schwach erhellt. Die Kerze blakte oft, und Liberius mußte öfters aufstehen, um die Lichtschere zu benutzen. Im Hause war ein Hin und Her von den Pilgern, die sich geräuschvoll unterhielten und Lieder sangen, die sich eher für Lanzenknechte denn für Romfahrer geziemt hätten.

Der Kranke lag bleich und abgezehrt in dem dämmerigen, flackernden Licht, das die Kerze verbreitete. Auf seinen eingefallenen Wangen brannte das Feuer des Fiebers und einer ruhelosen, gequälten Seele. Die langen, spitzgewordenen, magern Hände irrten auf der groben leinenen Decke hin und her. Er atmete unruhig. Manchmal kam ein widerwilliges Stöhnen aus seiner Brust. Die Fahrt hatte ihm sehr wehe getan, wiewohl er es nicht eingestanden hatte. Er war in Basel in einem solchen Zustande der Erschöpfung eingetroffen, daß ihn der Freund wie ein Kind hatte ausziehen und zu Bett bringen müssen. Halb im irren Fieber hatte er wirres Zeug geredet, und nun lag er da in einem Dämmerzustand.

Liberius betrachtete ihn besorgt. Es war ihm schwer ums Herz. Die vergangenen Tage mit ihrer Not und Qual lebten in dieser Nachtstunde angstvoll in ihm auf. Er hatte Hans Muralt im Hospital der barmherzigen Brüder zwar wieder bei Bewußtsein, aber im höchsten Grade entkräftet aufgefunden. Der Bruder Arzt hatte ihm vor dem Eintreten in die Krankenstube zugeflüstert: er möge den Freund vor jeder, auch der kleinsten Aufregung behüten. Sie könne verhängnisvoll werden. So waren sie denn



übereingekommen, daß Liberius von dem Schreiben an die Mutter schweige und seine Ankunft dadurch begründe, daß der Guardian Briefe von ihm bei Hans Muralt gefunden und daraus seinen Namen und Wohnort ersehen habe. Und dem war in der Tat so. Aber es beklemmte Liberius, daß er dem Freunde gleich mit einem Verschweigen entgegentreten mußte. Einmal mußte er ihm ja die Wahrheit sagen. Und was dann?

Ja, was dann?

Liberius zersann sich den schmerzenden Kopf. Alles das war so verworren. Es lag wie ein Knäuel zusammengeballter Schlangen da. Wie konnte es geschehen, daß der Freund zu heilen war? Von jener Krankheit, die tiefer sich in sein ganzes Wesen eingefressen hatte als das Fieber der Campagna in sein verwüstetes Gesicht? Sein Freund liebte seine Mutter. Und er hatte im Wahn, eines Sterbenden Willen zu vollbringen, den Brief bestellt. Wie mochte es um die Mutter stehen?

Wenn er irgend etwas hätte finden können, das dem Freunde Vergessen der unseligen Leidenschaft schenken würde!

Wenn ein andres weibliches Wesen Macht über seine Seele gewinnen könnte! Das einzig konnte die Heilung sein. Ein Weib hatte ihm die Wunde geschlagen. Ein Weib wiederum mußte sie ihm schließen.

Dieser Gedanke tauchte ihm zuweilen auf. Als einzige Lösung des Wirrnisses.

Er seufzte. Er kannte den zähen, leidenschaftlichen Eigensinn Hans Muralts.

Aber sollte dieser Mensch an dieser verderblichen Liebe zugrunde gehen?

Und Barbara? Und das Glück des Vaters?

Schwere, quälende Fragen.

Er erhob sich, um die Kerze zu schneuzen.

Da hörte er die schwache, müde Stimme des Freundes: „Liberius!"

Er sah sich um.

Hans Muralt hatte sich trotz seiner Schwäche etwas erhoben. Er atmete schwer und sah mit den flackernden Augen um sich. „Mir ist so seltsam!" sagte er. „Als ob ich fliegen würde. Ich kann dir gar nicht beschreiben, wie leicht mir ist." Er lächelte. „Weißt du, Liberius, jene Nacht? Da wir — da wir die Stunden verwacht haben, und dann — der Morgen — und alles, was ich gefaselt habe — und dann der Morgengang in den grünen Sommerwald — und dann — der heiße Nachmittag — und dann —" Er brach ab. Ein bitterer Zug verzerrte seine Lippen.

„Du sollst nicht so viel reden!" mahnte Liberius sanft. „Komm, lege dich wieder zurück. Du mußt nun ruhen nach der langen Reise."

„Was trappeln sie immer so im Hause herum!" sagte Muralt, zurücksinkend. „Trappeln wie die ruhelosen Gedanken in meinem Hirn. — Liberius!" begann er nach einer Weile, die abgezehrten Hände unruhig hin und her bewegend. „Der Kosmos. Das All. Die Auflösung. Die Welle will zurückfluten zum Urquell. Ich fühl's."

Liberius hatte ihm erschreckt zugehört. Es lag etwas wie Ahnung des Letzten in seinen Worten. „Du bist schwach. Komm, nimm deine Stärkungstropfen! Da! Komm! So!" Er träufelte etwas Fieberarznei in eine kleine Schale und reichte sie sorglich wie eine Mutter.

„Ach du!" sagte Muralt spottend. „Du hättest barmherzige Schwester werden sollen. Du hast dir schon Mühe genug mit mir aufgeladen. Aber morgen — morgen" — er sprach es befehlend — „trennen sich unsre Schritte!" Er schlürfte die Tropfen. „Ich will allein sein, und von niemandem soll mir geholfen werden. Haha, als ob mir irgend jemand helfen könnte!"

„Sprich nicht so viel! Du schadest dir! Warte gesunde Tage ab!"

„Laß mich sprechen! Vielleicht sprech' ich morgen nicht mehr. Jeder Tag kann mein Ende bedeuten. Ich habe mein Leben vergeudet, und der letzte armselige Pfennig zittert mir in der Hand. Liberius!" Er hatte sich ganz aufgerichtet, auf die abgezehrten Hände gestützt. Mit den großen blauen flackernden Augen sah er Liberius ernst, traurig, drohend an. Er schwieg. Dann sprach er mit schleppender Stimme: „Du belügst mich! Du hast mich in der ganzen Zeit belogen."

„Hans Muralt!"

„Sieh, wie du erschrickst. Du weißt es. Bei deiner Seele Seligkeit — nein, kein Pathos! Du sollst auch nicht bei den Sternen schwören oder bei unsrer Freundschaft, derlei ist abgeschmacktes Zeug — ich hab' es immer gehaßt, wiewohl ich selbst der kläglichste Komödiant bin —"

„Muralt!"

„Laß nur! Es ist schon so — Sag' mir, Liberius, so wahr ich ein ausgemachter



Adolf Beyer: Damenbildnis.


Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078183012
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Affe bin und du ein grundehrlicher, guter Kerl bist — sage mir: daß du es weißt! Oder sage mir, daß du es nicht weißt!" Er stützte sich mit aller Kraft und sah Liberius scharf an.

Der hatte den Kopf gesenkt. Dann sah er auf. Und dann sagte er, dem Freunde voll in die Augen sehend: „Ja, ich weiß es! Du liebst meines Vaters Weib."

Die Worte hallten schwer durch die schweigende Kammer.

Die Kerze flackerte einen Augenblick jäh auf und sank dann in das alte schwache Geschwele zurück.

Ein kleiner Nachtschmetterling war hereingeflogen und lag nun surrend mit verbrannten Flügeln auf dem Tische.

Muralt war mit einem heisern Lachen zurückgesunken. „Hat's gemacht wie ich, der dumme Kerl. Da liegt er jetzt mit verbrannten Flügeln. So mag es allen denen Schwachköpfen ergehen! Allen denen Lebensmotten, die in der Dunkelheit umfliegen und tölpelhaft das Licht suchen! Möge die Pest dies Geziefer verzehren! Sie taugen zu nichts, als den Schlaf der Satten und das Licht der Gerechten zu beunruhigen." Er hustete, und das unwillige Stöhnen kam wieder aus seiner Brust.

„Hans! Hans Muralt! In meinem Herzen ist alles, alles treu behütet. Und so sehr ich mich betrübe, dir dies gesagt zu haben: es ist doch besser so! Es soll Offenheit zwischen uns sein. Und dann, Hans Muralt, soll noch alles zum guten Ende kommen! Und was ich dir helfen kann als Freund —"

„Du weißt es!" stöhnte Muralt. „Er weiß es — und hat mich nicht im Straßengraben krepieren lassen! O du Freundschaftsengel! O du —! Ist es möglich, daß es solche Menschen gibt? Und du scheust dich nicht vor deinem Vater? Oh!" Er hatte das Haupt gegen die Wand gekehrt. Sein Atem ging schwer.

Es war eine Stille.

Liberius betrachtete kummervoll den Freund.

Wär' es nicht besser gewesen, zu schweigen? Auch jetzt noch zu schweigen?

Aber immer lügen und Ausflüchte machen — war das Sache der Freundschaft?

„Wahrhaftig, Liberius," sprach Muralt mit erschöpfter Stimme, „ich bin nicht so schlimm, wie ich scheine. Ich will nicht davon reden, daß ich viel gelitten habe — Aber der Schimpf, den sie mir angetan hat! Zuerst — mich fortgestoßen wie einen üblen, lästigen Knecht — und dann — mit Füßen getreten wie einen Hund — einen räudigen Hund — Und doch — doch — lieb' ich sie noch und —" Er schwieg erschöpft.

Wieder war eine bange Stille, die Liberius nicht zu unterbrechen wagte.

Hans Muralt sprach weiter. Seine Worte waren schwer zu verstehen, so leise, so scheu geflüstert waren sie. „Menschen deiner Art muß das unbegreiflich, ja ekelhaft sein. Bei mir ist's im Blut. Mein guter Alter hat mit grauem Haar noch eine blutjunge Frau nehmen müssen — und der Liebeswahn des Alten hat sich in mir fortgebildet. Der Himmel weiß: mein Leben schien so reich — und alles ist mir unter der Hand zerflossen wie Wasser. Ich habe nichts festhalten können — und nichts hat mich so recht und voll ergriffen und beherrscht — als das eine Unsinnigste! Andre denken: Wenn mich ein Weib nicht will, so geh' ich meiner Wege. Die Welt ist weit, und der Weiber hat es genug. Aber ich — ich Tropf — ich muß das begehren, was mir niemals werden kann. Hanswurst meiner Leidenschaft! Aber — ich will mich vollfressen mit dem Gift, bis es zum Gegengift geworden ist. Bis ich gesundet oder des Todes bin."

„Du wirst gesunden, Hans Muralt! Das wird der letzte Kampf sein! Und du wirst Sieger bleiben!"

„Sieger! Sieger über ihre Verachtung! Und warum verachtet sie mich? Wer gibt ihr das Recht dazu? Bin ich denn wirklich nur ein Hund, ein räudiger Bettlershund? Sag' ihr: sie soll die Verachtung von mir nehmen, die sie über mich geschüttet hat mit erbarmungslosen Händen!" Er hatte sich erregt wieder aufgesetzt. Seine Brust arbeitete heftig. „Zu denken, daß sie jetzt ruhig und gleichgültig dem Schlummer übergeben — in ihrem Gemache — und ich — herumvagiere — ein Lebenskrüppel — Nein, ich will — ich muß sie noch einmal sehen, und sie muß milder zu mir sprechen! Aber was liegt ihr an mir!" Er fiel zurück. Seine Gedanken schienen sich zu verwirren. „Du schläfst!" flüsterte er. „Du ruhst in den Armen des Glückes. Tu dormi. E non ti morde cura nessuna! Dich nagt keine Sorge — dich tötet kein Weh —"



Wiederum war die schwere beklemmende Stille. Von unten tönte ein dumpfer Gesang herauf. Die Pilger sangen ein geistliches Lied. Dazwischen ein dumpfes Gelächter.

„Hans Muralt, lieber Freund, und wär' es nicht — könnte nicht ein andres Weib dir das geben, was dir nun von Barbara — von meiner Mutter nicht werden kann und nicht werden darf?"

„Ein andres Weib! Es gibt nur ein Weib auf Erden!" Er verhüllte das Gesicht mit den Händen. „Und das — ist mir verweigert! Morgen gehen wir auseinander. Nun erst recht und für — immer!"

„Aber, Hans Muralt, so wird es ja nimmer sich richten und fügen und besser werden. Du mußt meine Mutter sprechen. Ihr müßt euch aussprechen, Auge in Auge. Anders seh' ich keinen Rat! Wie soll es denn sonst werden, Hans Muralt? Es muß doch eine Lösung geben! Und hast du es erst überwunden, dann — dann wirst du sehen: dein Leben wird neu sein und reicher denn vorher. Du wirst der Wissenschaft und der Natur wieder froh werden! Du wirst tätig sein! Und in dieser Tätigkeit wirst du deinen grimmsten, häßlichsten Feind besiegen. Den zehrenden, fressenden, vernichtenden Hohn über dich selbst! Und wenn du dann so genesen bist, dann wird dir auch ein Weib begegnen, das dir Jugend gibt in dein arbeitsvolles Leben! ... Du mußt meine Mutter sehen und sprechen! Und alles wird sich lösen!"

Muralt lachte rauh. „Ich will deine Mutter nicht sehen! Ich habe nichts mit ihr zu schaffen! Morgen trennen wir uns! Und damit: Ende! Du wirst deinen väterlichen Kohl begießen, ein reicher Handelsherr werden, eine zahlreiche Familie hinterlassen —"

„Oh, Hans Muralt!" Liberius sprach es mit schmerzlichem Ton. Und jählings straffte es sich in dem Ehrlichen zu einem starken, festen Entschluß. „Du mußt meine Mutter wiedersehen! Und eine Aussprache mit ihr haben!"

„Ich muß?"

„Ja, du mußt! Denn — ich habe deinen Brief an sie bestellt. Er ist längst in ihren Händen. Es muß Klarheit werden in allem dem Trüben, Verworrenen!"

Hans Muralt hatte sich jäh aufgerichtet. All die Zeit her hatte er nach dem Briefe fragen wollen — und hatte es nicht gewagt — Und nun! Er reckte die hagern Arme aus, von denen die Ärmel zurückgefallen waren. Seine Augen flammten. Sein Leib bebte. Wie geschüttelt von einem Sturm. „Du hast — meinen Brief — bestellt? Diesen — diesen Brief?"

„Ja! Es war Freundespflicht!"

„Und das — hast du mir — verheimlicht? Mich belogen und betrogen? Unseliger! Narr! Verräter! Und sie weiß jetzt — meine volle Schmach?" Er war aus dem Bett gesprungen. „Meinen Dolch!" In der wütenden Hast seiner Bewegung riß er die Kanne mit der Irisblume herab. „Was hast du getan? Jetzt ist alles verloren! Das ist mein Ende!" In voller Länge schlug er zu Boden. Eine schwere Ohnmacht hatte ihn überfallen.

Liberius legte ihn wieder ins Bett.

In der festgeklammerten Hand hielt Muralt die Irisblume, die Nachtblume voll schwerer Geheimnisse, die er im Fallen ergriffen hatte. Seine blassen, welken Lippen flüsterten fast unhörbar: „Ende — Ende —"

Liberius deckte ihn mit zitternder, aber zärtlicher Hand zu. Er küßte ihn auf die schweißfeuchte Stirn. „Nein, nicht dein Ende! Der Anfang deines neuen Lebens! Deine Erlösung, armer Freund!" Und leise sprach er die Worte vor sich hin: „Quod ferrum non sanat, ignis sanat! Die Qual muß dich heilen von der Qual!" Dann saß er unbeweglich. Sein Entschluß war gefaßt.

(Schluß folgt.)

Juninacht

Das blaue Mondlicht fließt so breit hinaus,
Es liegt geheime Freude im Gelände.
Die Linden stehen ganz in Glück und Duft
Und reichen wie Verliebte sich die Hände.

Mein Dörfchen ist in selig-stummer Lust
Dem braunen Hügel an die Brust gesunken —
Nur manchmal stolpert aus dem Gartengang
Der Wind wie einer, der süßen Weines trunken.

Paul Zech





Mariazell. (Nach einer Aufnahme von Max Helff in Graz.)

Eine Wanderung im steirischen Oberlande

Von Peter Rosegger



Wer vom Stephansturm zu Wien bei klarer Luft gegen Süden ausschaut, der sieht steirische Berge. Nach einer hundertdreißig Minuten langen Eisenbahnfahrt kann er in der grünen Mark sein. Aus dem Tieflande Niederösterreichs steigt die Bahn zum Semmering hinauf, und nach dem großen Grenztunnel geht's ins neunhundert Meter hohe Almtal. Im ersten Augenblick ist der hochgebirgslustige Fremde etwas enttäuscht. Die matten= und waldbedeckten Berge an beiden Seiten des Tals scheinen weder steil noch hoch; die höchsten erheben sich vom Beschauer aus noch nicht einmal zur gleichen Höhe, als er hier steht, und wenn er von einem dieser achtzehnhundert Meter hohen Berge niederblickt, liegt dort unten die weite Ebene Niederösterreichs, ein Mittelgebirge von Ungarn, fernerhin ein Teil der Vorkarpathen und gegen Süden und Westen hin die halbe Steiermark. Die Aussicht von solch einem steirischen grünen Almberg ist weitaus größer, mannigfaltiger, schöner als etwa die vom Großglockner, der mit Hochgebirgen ringsum sozusagen eingemauert ist und darüber hinaus nur ein erstarrtes Meer von Hochgipfeln zeigt. Hier im Lande Steier ringsum die grünen Almen, zu Füßen die weiten stätten= und städtereichen Täler mit Wiesen, Getreidefeldern und Obstgärten, mit glitzernden Wassern und schimmernden Straßen; an den mäßig steilen Berglehnen Wälder — dunkle Tannenwälder mit lichten Buchen, braune Fichtenwälder mit hellgrünen Lärchen durchsprenkelt, Wälder zwischen den Dörfern und den einzeln stehenden Bauernhöfen, Wälder in den Schluchten und auf den Kuppen, Wälder überall, Wälder aus Fernen herüberblauend und darüber hochgebaut die stillen luftigen Felszinnen. Das Waldland Steiermark — meine Waldheimat.

So ungefähr ist das Gesamtbild des östlichen Oberlandes mit seinen hervorragendsten Berghäuptern Stuhleck, Rax, Veitsch und Hochschwab. Aber die meilenweiten Felswüsten des Hochschwab leiten schon über ins fahlbraune kahle Urgebirge der Tauern, ins lichte, zackige Kalkgebirge des Ennstals mit seinem Gletscherkönig Dachstein. Steh auf einem solchen Berge und schau' hin in dieses weite, leuchtende, stille, friedenumwehte Alpenland! Kein Hall der Wasserfälle kommt zu dir herauf aus den Enggräben und Felswänden, und verborgen sind dir die Seen, die in



Almkesseln eingebettet oder in Felsschluchten verzwängt sind. Hingegen liegen in schattigen Karen tote Schneefelder, auch im Hochsommer noch, und das Gefilze des Zirmholzes legt sich wie grünbraune Pelze über die Lehnen hin, um tieferliegende Almen und Wälder vor Lawinen und Steinschlag zu schützen. Wenn du den Habicht sehen willst, so mußt du hier dein Auge nicht himmelwärts wenden, du mußt in die Tiefen schauen, wo über Schutt und Zirm vielleicht in Lüften das schimmernde Blättchen schwimmt. Fallen dir nicht feingellende Pfiffe auf, die bisweilen aus dem Gewände kommen? Hast du ein gutes Weidmannsauge, so siehst du Gemsen, die dort an scheinbar senkrechten, glatten Wänden mit Sicherheit dahinspringen und Äsung finden. Doch schau'! Klebt dort an der Wand nicht etwas, ein dunkler Punkt, der sich aufwärtsbewegt? Gleich unterhalb ein zweiter, ein dritter? Das sind aneinandergeseilte Menschen, die — wie Raupen sich an die senkrechte Tafel schmiegend, jede hervorspringende Zacke, jede Runse nützend — an Stellen gelangen, wo noch keine Gemse gestanden. Der Mensch hat seine touristische Lehrmeisterin, die Gemse, überholt beim Emporklettern, und er ist ihr gelehriger Schüler beim Abfahren. Im Beobachten, wie sie auf dem Hinterteil rasch und munter zu Tal rutscht, hat der Steirer das Rodeln erfunden, das er freilich nur zum Wintervergnügen anzuwenden weiß. Zur Sommerzeit fährt man mit gestemmtem Bergstock ab in Geröll oder rasigen Lehnen.

Dein Auge, dein Herz kann sich nicht satttrinken an dem unermeßlichen Rundbilde, noch dürstend mußt du wieder niederwärtssteigen zu den weiten Almböden, wo eine bunte Alpenflora dich lachend grüßt, wo dunkle Meeraugen dich erstaunt anschauen, wo in der Schwaighütte oder Brenntlerhütte die lustige Sennerin dich beherbergt unter niedrigem, nächtig windumbraustem Dache. Und am nächsten Tage wieder ins weite, volkreiche Tal, wo die Eisenhämmer pochen in ihren letzten Herzschlägen, bevor sie von den Großgewerken, die die Niederung mit Rauch überblauen, zugrunde gerichtet werden. —

Das wäre ein erster Blick über die obere Steiermark. Es gibt in diesem Lande kaum ein Tal, das ich in meiner Jugend nicht durchwandert, und wenige Berge, die ich nicht bestiegen hätte. Heute ziehen durch die großen Täler Eisenbahnen, und die Landstraßen wirbeln von Staub und riechen nach Benzin. Die vergnüglichste Reise und der vornehmste Sport aber ist und bleibt die



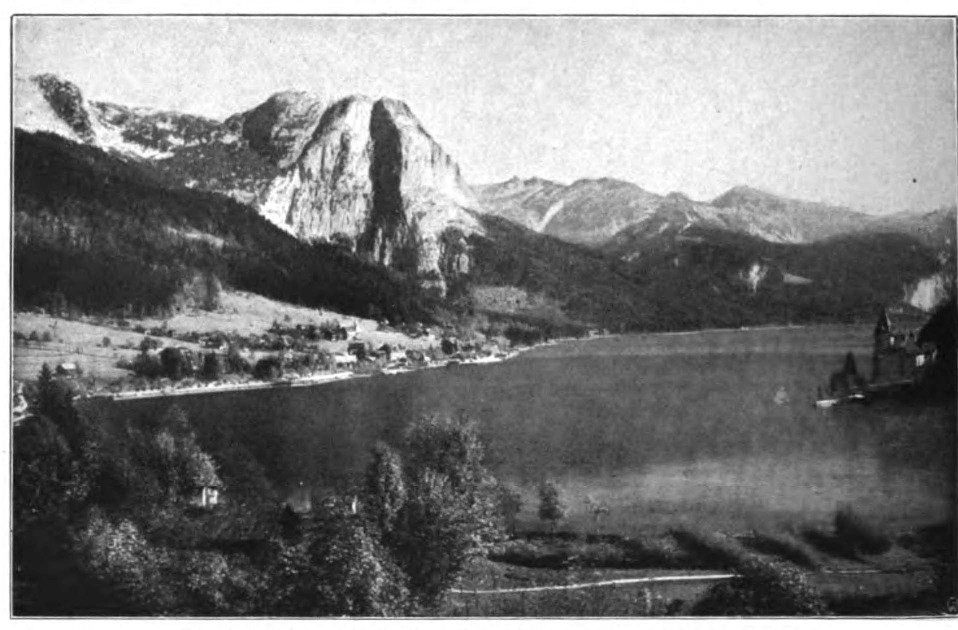
Admont mit dem Buchstein. (Nach einer Aufnahme von Alois Beer in Klagenfurt.)



Altaussee. (Nach einer Aufnahme von Max Helff in Graz.)

Fußwanderung. Und wenn du, mein Leser, einmal ein paar Wochen für unser Oberland übrig hast und mich etwa fragen willst, welchen Weg du nehmen sollst, daß du auf einfache Weise das Schönste und Charakteristischste findest, so gebe ich dir Bescheid, wie ich es in meiner Jugend gehalten habe, und wie es heute der Greis gern in andern erleben möchte. Mein geliebtes Alpenland, dem ich von allem Irdischen die größte Glückseligkeit verdanke, ich kann es fast nur noch auf den Beinen und mit den Augen andrer genießen, und wer es mit Liebe und Lust durchwandert, dem ist mein Herz ein treuer Kamerad.

Vom Semmering durch das schon erwähnte Hochtal der Fröschnitz, an der Hochkuppe des Stuhleck vorüber, kommen wir in wenigen Stunden nach dem schöngelegenen Marktflecken Mürzzuschlag. Hier stoßen wir zur Mürz, in deren klaren Wellen die flinke Alpenforelle gleitet. Wir gehen nicht mit dem Fluß abwärts in das breite, industriereiche und trotzdem noch üppig bewaldete Mürztal. Wir gehen flußaufwärts im engeren Wiesental, auf das abwechselnd die grauen Wände der Rax, der Schneealpe, der Veitsch niederstarren. An Neuberg mit seiner alten gotischen Stiftskirche vorüber bis Mürzsteg, wo das kaiserliche Jagdhaus steht. Ein weltentlegener Ort, wo aber doch vor wenigen Jahren zwei Kaiser einen weltgeschichtlichen Vertrag geschlossen haben. Hinter Mürzsteg malerischer Hochalpencharakter und die altberühmte Schlucht „Zum toten Weib“; ein schon vor hundert Jahren von den Wienern besuchter Wasserfall, der aber seinen Ruf ziemlich einbüßt, seit die Touristik großartigere Wasserfälle in den Alpen aufgedeckt hat. Dann im lieblichen Wiesental zwischen Waldbergen das Holzknechtdörfchen Frein, von norwegischer Kühle auch im Sommer, und im Winter zumeist bis an die Hüttendächer in Schnee vergraben. Von da aus führt uns ein Fußsteig über den mäßig hohen Freinsattel in das Salzatal hinüber — in das „Gnadental von Mariazell“. Es liegt grün hingebreitet in einem Kranz von schönen Bergen. Hoch über den stattlichen Ort erhebt sich eine Riesenkirche mit drei Türmen; das tägliche Geläute tiefgestimmter Glocken begrüßt Wallfahrerscharen, die aus nahen und fernen Ländern auf allen Straßen heranziehen. Wir sind in dem berühmtesten Wallfahrtsort auf deutscher Erde, wo seit länger als siebenhundert Jahren die Völker zusammenströmen, vertrauend aufweinen zur „Mutter Gottes“, wo Könige und Kaiser ihre demütigen Gebete verrichten, ihre kostbaren Opfergaben niederlegen. Der Nichtkatholik, der einen Begriff von der innersten Wesenheit der katholischen Kirche gewinnen



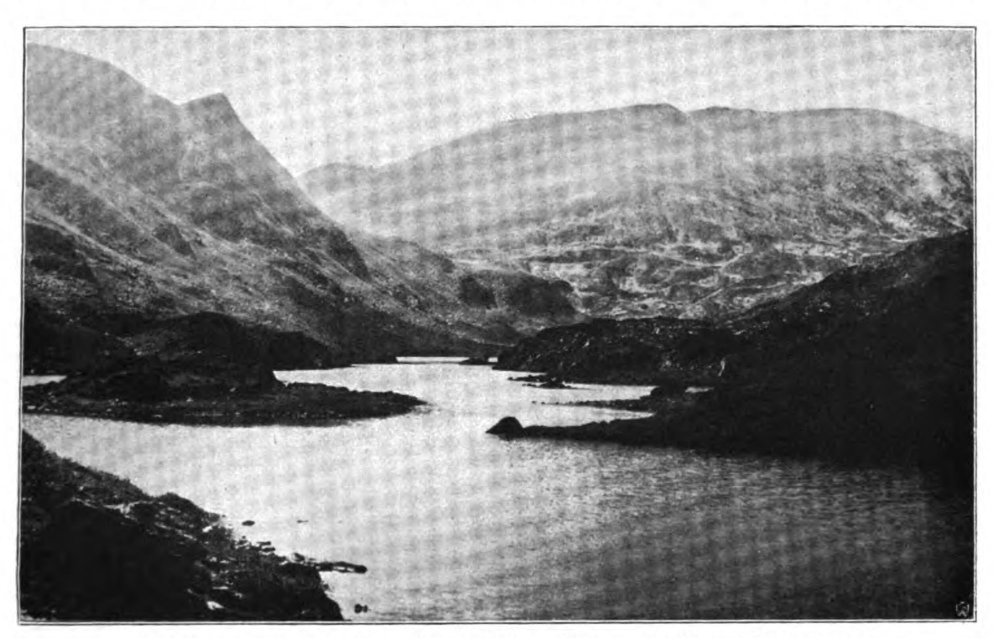
Der Grundlsee. (Nach einer Aufnahme von Max Helff in Graz.)

will, er schaue an einem der Sommer-Marienfeste auf dieses Mariazell. Er wird verwandelt werden, er wird noch schlechter denken von dem Götzendienst dieser Kirche als etwa früher; oder er lernt besser denken von ihr, die durch den Marienkultus die lieblichste und beglückendste aller Religionen der Menschheit gegeben hat. Ob es die christliche ist oder nicht — wenn sie in den Herzen eine so wonnevolle Seligkeit aufweckt, ist sie göttlich. Wenn im Kampfe mit der Vernunft das Gemüt siegt, so ist es auch gut; das glaubende, hoffende Gemüt besitzt größere Güter als die Vernunft, deren Wenn und Aber uns alle Freude verderben auf dieser Erde. So manchem Protestanten ist das klar geworden, der fromme Wallfahrer beobachtet hat in Mariazell.

Wir treten aus dem von vielhundert Wachslichtern rötlich durchdämmerten Kirchendunkel wieder in den freien Sonnenschein hinaus. Rings um den nahen Erlaffsee entstehen, seit eine neue Eisenbahn von der Donau her Touristen und Sommerfrischler in Fülle bringt, zahlreiche Landhäuser, so daß den Wächtern des Heiligtums schon bange wird, der Wallfahrtsort könnte im üppig wachsenden Luftkurort ersticken. Verweltlicht wird er gewiß. Und am Ende ist es schade, wenn der moderne Luftzug von der blauen Blume des Mittelalters den Tau wegfegt.

Wenn wir vom Semmering bis Mariazell eine einzige, aber starke Tagereise getan haben, so werden wir nun drei herrliche Tagereisen machen bis zum nächsten Hochziel. Diese Wanderung führt an der rauschenden Salza abwärts ins düstre Hochgebirge hinein. Am Fuße des meilenlangen, wüstzerklüfteten Hochschwabstocks durch endlose Schluchten dahin. Das kleine Wiesental mit dem Dörflein Weichselboden, der Touristenort Wildalpen sind die paar Oasen in der öden Alpenwildnis. Noch öder und schauerlicher wäre sie, wenn nicht doch auch hier Fleiß und Arbeit der Menschen waltete. Die Forstwirtschaft, die dem Felsenreich Klafter um Klafter unzugänglich scheinenden Wald abringt, die Holzbereitung, Stauung und Abfuhr auf dem Flusse bis hinaus in die Gegend, wo wieder eine Eisenbahn ist, erweist sich nicht nur für den Fachmann von hohem Interesse. Aber nicht bloß Holz und Heu geben diese starren Berge. Aus ihren dunklen höhlen- und quellenreichen Gebieten holt das ferne Wien sein Trinkwasser. In allen Häusern der Riesenstadt sprudelt bald diese reine, frische Alpenquelle.

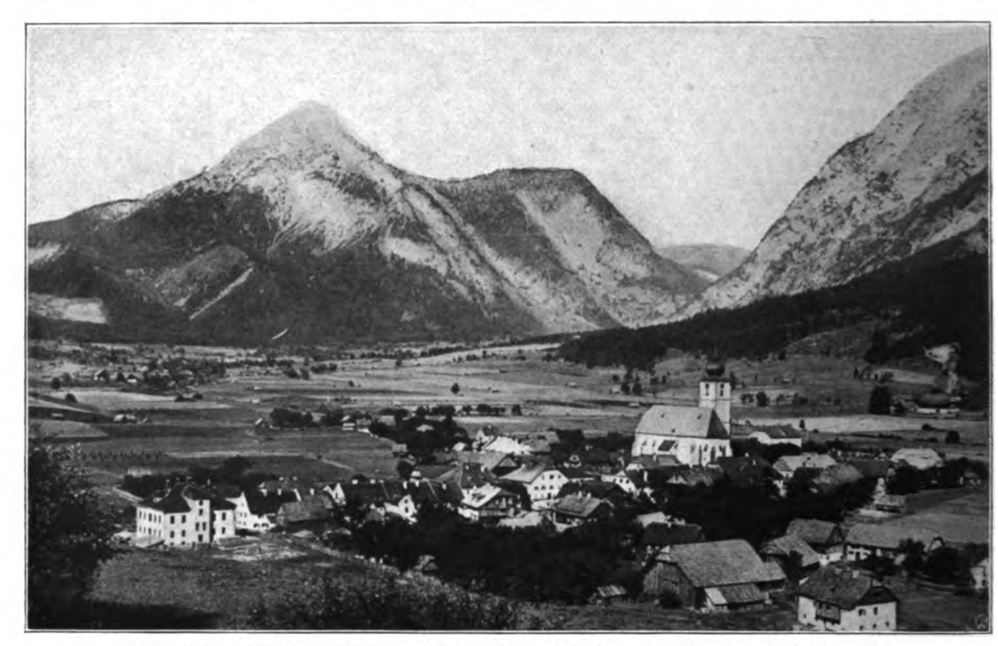
Am dritten Tage Talwanderung sind wir im Gesäuse. Die Schlucht ist so eng, daß die brausende Enns und die Eisenbahn mit dem schnaubenden Doppellokomotiv nun schon seit vierzig Jahren um das Dasein ringen



Schladming und Giglachsee. (Nach einer Aufnahme von Max Helff in Graz.)

zwischen steilaufspringenden himmelhohen Bergen. Grausam wild gräbt der wütende Bergstrom im engen Bett mit aller auf allen Höhen, in allen Schluchten gesammelten Kraft am Damme der Eisenbahn, die ihm die Hälfte seines urangestammten engen Talbereichs vermauert hat. Man spricht davon, den Ennsfluß durch den großen Buchstein in ein andres Tal zu leiten, aber nicht der Bahn zum Schutz, sondern der Industrie wegen, der das hingeleitete Wasser elektrische Kraft bringen soll. Die Naturfreunde streiten gegen diesen Plan, sie wollen in dem Gesäuse auch das wütende Gischten der Wellen sehen, das betäubende Sausen der Enns hören, das ihm den Namen gegeben hat.

Einst, als ich das erstemal diese vier Stunden lange Schlucht durchwandert, gab es keinen Fahrweg, nur einen Saumsteig, vom Berghang bedroht mit Stein und Schutt, vom Wasser bedroht mit wildem Schaum, den es an die Lehne warf, so daß der Steig an manchen Stellen hoch ins Gefelse hinan mußte, um dem zernäßten und zernagten Grunde zu entkommen. Damals gab es auf der ganzen Strecke kein Haus, mit Ausnahme einer Holzknechthütte, die in einem stillen Grunde stand, „Gstader Boden“ geheißen. Auf diesem staden Boden schweigen die Wasser, die weiterhin streiten und schreien. Und auf diesen Wellen sprangen, hüpften die Holzscheiter hinab in die Hieslau, wo sie mit einem Riesenrechen aufgefangen wurden. Und in diese Wildnis starrten schwindelnd hohe Zinnen und schauerliche Felsgebilde herab, den einsamen Wandrer mit Bangnis erfüllend, mit Gefahren umgebend, während jetzt mancher „Tourist“ im Eisenbahnzug behaglich lehnt oder in einem der Gesäusehotels sitzt, die Bergtouren aus dem Buche liest, anstatt sie zu machen, und sich vollauf damit zufrieden gibt, aus dem Bädeker dieser Berge Namen zu erfahren: der Tammischbachturm, der Buchstein, die Planspitze, das Hochtor, der Reichenstein usw. — Damals, als ich endlich hinauf zur letzten Enge kam, die „Gesäuseingang“ heißt, hat mir niemand gesagt, ich möchte mich umkehren und einmal zurückschauen. Ich hätte geschaudert und eine Schrecknis genannt, was man heute als höchste Bergschönheit bejubelt. Aber tieferen Eindruck auf das Menschengemüt machte das Hochgebirge einst, als es noch kaum entdeckt, nicht bezwungen, sondern ganz noch von dem Grauen des Geheimnisses beseelt war. Ich bin damals sehr froh gewesen, das Gesäuse hinter mir zu haben und wieder in einem breiten sonnigen Tal zu sein, weitum von leuchtenden Felsgebirgen umgeben. Aber mitten in diesem Tal rauchte eine große Brandstätte. Das prächtige Stift Admont, das vorzeiten diese



Gröbming und Stoderzinken. (Nach einer Aufnahme von Max Helff in Graz.)

Gegend urbar gemacht, war ein paar Tage vorher mit einem Teil der Ortschaft durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Heute steht schöner als je das gotische Münster des heiligen Blasius da, aber das Stift des heiligen Benedikt ist unvollendet geblieben.

Wir wandern aufwärts den hier stillen, glatten Fluß durch das lange, breite Ennstal, auf dessen Moorwiesen hin und hin die hölzernen Heuhütten stehen, während die Ortschaften sich mehr an die Bergsockel zurückgezogen haben, wo sie sich unter dem Schutz der Waldlehnen sicherer fühlen. Hinter den Vorbergen läuft zur Linken der kuppige Tauernzug, zur Rechten ragen Felsburgen des Toten Gebirges, einer ausgedehnten, karstigen Hochwüste, die sich der Menschenkultur nimmer ergeben wird. Gerade vor uns im Ennstal steigt ein ganz gesondert stehender ungeheurer Felsberg auf, in dessen Hochmulden ewiger Schnee liegt. Das ist der Grimming, von alten Leuten auch der Allvater genannt und für den höchsten Berg der Erde gehalten. Es ist in den Ostalpen kaum ein zweiter Berg, dessen frei aufspringender 2350 m hoher Bau auf unser Gemüt eine solche Wirkung übt wie dieser Felskoloß. Wir verlassen an seinem Fuße die Enns und wandern in seinem Schatten durch ein nordwärts aufsteigendes Tal, das uns in wenigen Stunden auf die Hochebene des „Hinterberger Landels“ führt, zur Wasserscheide des Enns- und des Traungebiets. Und kommen zum vornehmen Kurort Aussee. Bekannt als das alte steirische Salzland, berühmt als der Heimatsort jener Postmeisterstochter, die Erzherzog Johann von Österreich, der große Gönner Steiermarks, zur Lebensgefährtin erwählt hat, und aus deren glücklicher Ehe das in unsern Ländern so hochverehrte Geschlecht der Grafen von Meran entsproß. Der Marktflecken Aussee liegt eingekeilt zwischen grünbematteten Bergausläufern und hat in seiner Nähe zwei überaus malerische Seen, die zwischen viel- und schöngestaltige Wald- und Felsberge ihre klaren, tiefen grünlichen Wasser gebettet haben. Vor nahezu einem halben Jahrhundert, als ich das erstemal in diese Gegend kam, stand am Altausseer See nichts als ein Hirten- und Knappendörfchen und am Grundlsee ein Bauern- und Holzknechtwirtshaus, in dem sich zur Sommerzeit manchmal ein verlaufener Städter aufhielt. Heute wird jeder dieser Seen von einer Villenstadt umkränzt in stundenweiter Runde. Die auf dem Dampfer des Grundlsees gleitenden Sommerfrischler weiden ihr Auge an den Abhängen des Toten Gebirges, während am kleineren Altausseer See die auf schmalen Kähnen schaukelnden Gäste in den Fluten die Gletscherzinnen des Dachsteins nach unten ragend



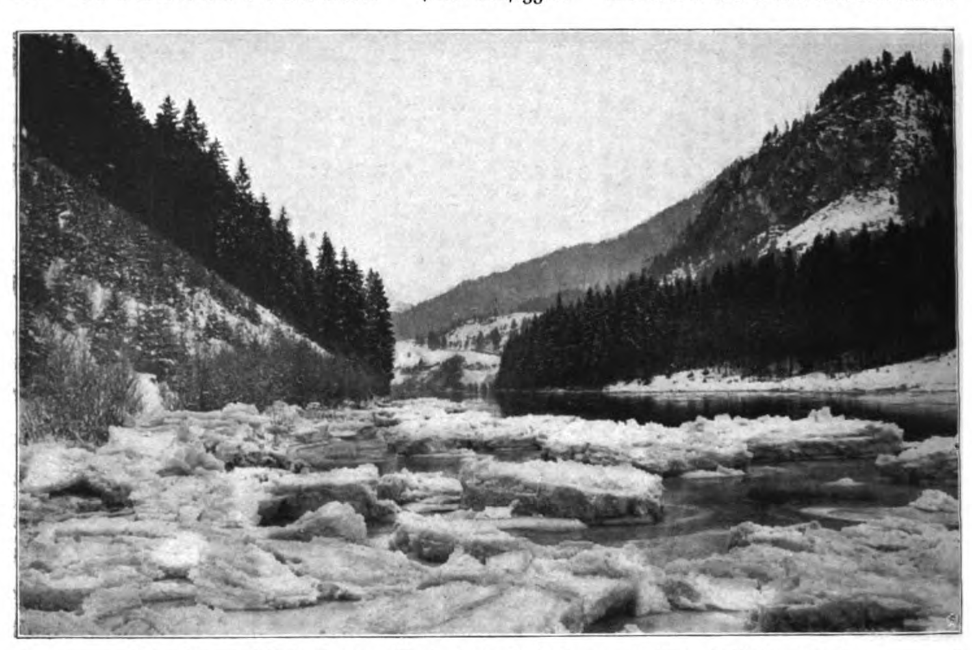
Dachstein und Austriahütte. (Nach einer Aufnahme von Max Helff in Graz.)

sehen. Es ist schwer, von Aussee zu erzählen und nicht gesprächiger zu werden, als es der gemessene Raum dieser Zeitschrift gestattet. Man möchte sagen von den vielen kleinen Seen, die weiterhin im Hochgebirge versteckt liegen, von den Schönheiten der grünen Traun, den Wildheiten der Dachsteinbesteigung, von den Salinenwerken, und möchte zeigen den Lenauhügel, wo der Dichter einst das Lied von unserm graziösen, sinnreichen Steiertanz verfaßt haben soll. Man möchte raten zu Ausflügen in das nahe Hall=



Judenburg. (Nach einer Aufnahme von Alois Beer in Klagenfurt.)





Die Mur bei Judenburg. (Nach einer Aufnahme von Max Helff in Graz.)

stadt, Ischl, Gmunden. Man möchte hinauflocken auf die Höhen des Losers, der Trisselwand, des Sarsteins, des Koppen, wie sie das reichgegliederte Ausseertal umstehen und wundersame Fernblicke haben in die Bergwelt von vier Kronländern. Aber das ergibt sich dem Wandrer alles von selbst, hat er nur erst seine Rast aufgeschlagen in diesen zauberhaft schönen Geländen.

Wenn wir von Mariazell her in ungefähr vier Tagemärschen Aussee erreicht haben, so beginnt nun eine kaum minder lange, aber beschwerlichere Wanderung ins Murtal. Wir müssen zuerst durch die Schlucht „im Stein“ genannt, am westlichen Fuße des Grimming, ins Ennstal zurück. Dort wäre dem alten Schladming mit seiner blutigen Geschichte aus den Bauernkriegen ein Blick zuzuwenden, dann dem wundersamen Hochtal der Ramsau am Fuße der südlichen Dachsteinwände, sowie den Seen und Wasserfällen im Tauerngebiet. Wenn ich wünsche, daß mein Leser mit mir im Ennstalerbereich einen Berg besteige, so wähle ich einen der bequemsten und lohnendsten — den Stoderzinken, der bei Gröbming seine scharfe Lanze gegen den Himmel reckt. Ein schöner, drei Stunden langer Bergweg führt zum Alpenhaus und von da noch eine Stunde zwischen Knieholz hinan ins senkrechte Gewände zur Heilandsstatue — das höchstragende Weihebild im Lande — und auf die Spitze des Berges. Auf jener Zinne saß ich einst und schaute hinaus ins morgensonnenverklärte Alpenland, und als mich jemand aufforderte, da etwas zu dichten, wußte ich wohl nichts zu sagen als:

> Was soll ich dichten?
> Mir fällt nichts ein
> Auf diesen Bergen voll Sonnenschein,
> Als in Ehrfurcht schweigen
> Und selig sein!

Vom Stoderzinken aus habe ich damals den Dachstein in heiliger Ewigkeitsverklärung gesehen. Im Widerschein des Morgenrots stand er gerade mir gegenüber, ein gewaltiges Bergmassiv, tiefrot erstrahlend im Alpenglühen am Morgen. Erst dann bei Sonnenlicht entfaltete er seine Farben, die des Schnees, der Gletscher, der Felsentürme und schattigen Schründe. Auf dem 2000 m hohen Stoderzinken stehend, hat man den Dachstein, der sich sonst so gern ganz im Hintergrund des Gebirges zeigt, einmal nahe vor sich — westlich, kaum zwei Meilen in der Luftlinie; aber man muß das Auge gar beträchtlich himmelwärts richten, will man seine Häupter betrachten, „wo der Adler haust“. Im Süden, jenseit des Ennstals, steht der lange Tauernzug, der im dunstigen Osten vom Hochschwab begrenzt ist, während vom fernen Westen her



Leoben. (Nach einer Aufnahme von Max Helff in Graz.)

klar und weiß der Großglockner blinkt. In nächster Nähe von uns steht der Grimming, über dessen Kamm hinweg wir in die weit hingegossene Wüste des Toten Gebirges blikken. Der „höchste Berg der Erde" hat schon hier seine Majestät, mit der er das Tal betört, verloren.

Von diesem Höhepunkt unsrer Wanderung steigen wir wieder ins Ennstal, überqueren es, treten in das düstre Bereich der Tauern mit seinen Wassern, Jagdhäusern, in letzten Hochtälern versteckten kleinen Ortschaften und mit seinen Hochpässen, die uns in den Süden des Murtals hinüberlocken. Einen dieser Pässe, den Großsölkpaß, wählen wir. Ein sechs Stunden langes Tal führt an rauschenden Wassern, immer zwischen Wald, Wiesen und Almkuppen hinan zum Übergang. Da wächst kein Baum und kein Strauch, nur braunes Moos zwischen rötlichem Gestein, und wo noch Rasen ist, hat ihn Eis und Sturm aufgefurcht und zerrissen. Noch einmal schauen wir zurück ins Kalkgebirge, das fern aus dem Norden mit einer lichten Spitze oder einem Schneefeld uns nachgrüßt, dann steigen wir nieder in das mildere Waldland der Mur.

Mit diesem stahlbraunen, von den Bergen des Salzburgerlandes herabkommenden Bache wandern wir so lange abwärts dem Osten zu, bis er zu einem stattlichen Fluß geworden ist, auf welchem die Obersteiermark große Teile ihrer Wälder floßweise der Landeshauptstadt zuführt. Zwei Tage lang schlendern wir dahin, an vielen Schönheiten und Merkwürdigkeiten vorüber, so an der Ruine Frauenburg, wo der Minnesänger Ulrich von Lichtenstein gehaust und geminnt hat. Bei dem uralten Judenburg kommen wir in den Murboden, wo die Berge ein wenig in den Hintergrund treten, so daß sie eine freundliche Runde bilden um das breite Tal, wo uns wieder goldige Kornfelder erfreuen.

Im Tauerngebirge hat die neue Zeit kaum etwas geändert, nur daß es dort weniger Menschen gibt als vor etwa hundert Jahren, wo die Almen noch mehr im Betrieb gewesen und die Bauernschaften noch nicht von hohen Herren zu Waldkultur und Jagdzwecken aufgekauft waren. Hier im Murtal hat die Wildnis ein Ende, hier heben sich die alten Ortschaften zu modern städtischem Glanze, die Eisenindustrie hat in Zeltweg, Knittelfeld und bei Leoben ihre Riesenwerkstätten.

In Leoben verlassen wir die Mur, um noch einmal nordwärts einen Ausflug von ein paar Tagen zu machen, ehe unsre Wanderung beendet ist. In Donawitz bei Leoben müssen wir durch die kohlen- und eisenstaubige, von beständigem Rauch eingewölbte Stadt der Hochöfen, um bald in das sonn-

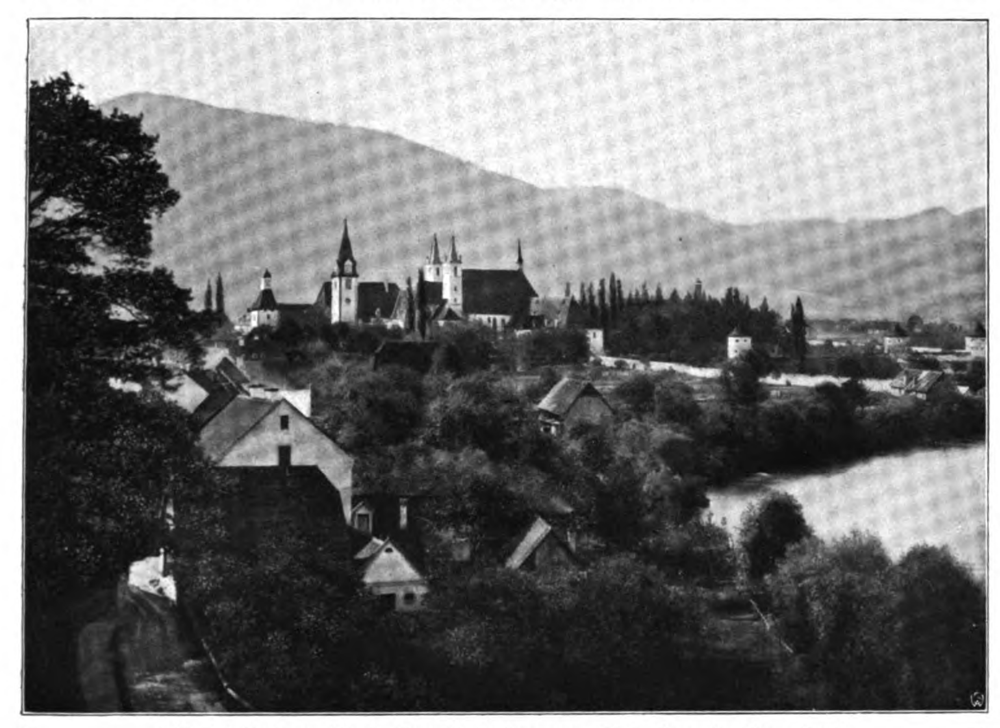
tägig freundliche Tal von Trofaiach zu gelangen. Dann, bei der alten Eisenstätte Vordernberg vermauern graue Kalkgebirge wieder die Welt, und wir müssen den 1200 m hohen Präbichelpaß übersteigen, um zu dem in einer wahren Felsenbergfestung wohlverwahrten Schatzkästlein der Steiermark zu gelangen: dem Erzberg. Er erhebt sich südlich des tiefliegenden uralten Marktfleckens Eisenerz als Ausläufer des Eisenerzers Reichensteins. In roten Stufen steigt der Tagbau mehrere hundert Meter an, und Tausende von Arbeitern laden die Erzfelsen immerwährend mit Sprengstoff, die täglich von drei zu drei Stunden explodieren. In den Wänden ringsum widerhallen die Schüsse dieser seit Urzeit währenden Riesenschlacht der Menschen gegen die Gnomen. Seit der Römer Tagen hat dieser Berg wohl eine gänzlich veränderte Form bekommen, seine eherne Brust sinkt von Jahr zu Jahr mehr ein. Ein Jahrtausend, meinen die Leute, wird es schon noch dauern, bis er ausgeplündert ist.

Nahe bei Eisenerz ist ein zwischen Felswänden und Wald schattig gebetteter See. Aus diesem See hat man in grauer Vorzeit einmal einen grünbeschuppten Wassermann gefangen, der trotz alles Schnellens mit dem Fischschwanz nicht entkommen konnte. In dieser Not versprach er seinen Überwindern, wenn sie ihn freiließen, einen ungeheuren Schatz. Des waren die Leute einverstanden. Der Wassermann versprach ihnen entweder für drei Jahrhunderte lautres Silber oder für drei Jahrtausende rohes Eisen. Den meisten der damaligen Bewohner dieser weltverlassenen Gegend hätte das Silber besser gefallen; aber ein alter Hirte bestimmte sie in heißer Rede, das Eisen zu nehmen. Hierauf zeigte der Wassermann ihnen den Erzberg und stürzte sich in die Fluten. — Das üppige Silber hätte aus dem schlichten Jäger- und Hirtenvolk wahrscheinlich Weichlinge und Lumpen gemacht, die fortwährende Arbeit mit dem Eisen hat ihre Muskeln und Nerven gestählt, den Wohlstand für unermeßliche Zeiten begründet. Noch heute gedenkt mancher, der auf leichtem Kahn über die grünen Wellen des Leopoldsteiner Sees dahingleitet, des Wassermannes, aber er ist nicht mehr zu sehen. Hoffentlich — wenn der Erzberg von den beiden Zahnradbahnen, die ihn jetzt umdrängen, einst in die weite Welt verschleppt sein wird — kommt er wieder und weiß eine neue Quelle des Segens für die Menschen.

Von Eisenerz aus wandern wir zwischen hohen Felswänden östlich durch ein Wiesen-



Leoben. (Nach einer Aufnahme von Alois Beer in Klagenfurt.)



Göß bei Leoben. (Nach einer Aufnahme von Alois Beer in Klagenfurt.)

tal an, und anstatt auf dem Saumweg das Bergjoch zu übersteigen, nehmen wir den Berg unterirdisch. Wir sind an der Frauenmauerhöhle mit ihren Tropfstein- und Eisgebilden und ihren Sagen. Zur Türkenzeit — jener Schreckensepoche der Steiermark, von der unsre Brüder im Reich wenig wissen — sollen die Frauen von Eisenerz, Vordernberg und Leoben sich in diese damals fast unzugängliche Höhle geflüchtet haben, um nicht das Los derer vom Mürztal zu teilen, die, nach einer Urkunde zu Krieglach, ihrer achthundert Personen in die türkische Sklaverei davongeschleppt worden sind.

Nach einstündiger Wanderung mit Führer und Fackel durch die Höhle sind wir im Hochtal der Jassing, einer großartigen Felsenwildnis, kommen zum kleinen, aber reichgegliederten Grünen See mit seiner wunderbaren smaragdgrünen Farbe, in dessen Spiegel die Pribitzwand ihr schründiges Antlitz beschaut. Eine halbe Stunde später sind wir in Tragöß, dem Hochgebirgsdörfchen mit seinem berühmten Priestermord. Verschwörer hatten bei einem nächtigen Gottesdienst den herrschsüchtigen Pfarrer erschlagen. Zwölf Rädelsführer sind darauf hingerichtet, und die ganze Gemeinde ist in Acht und Bann gelegt worden. So berichtet die Sage aus der Vorzeit, bezeugt von einem in der Kirche aufbewahrten gespaltenen Totenschädel, der als der Schädel des ermordeten Priesters gilt. In meinem Roman „Der Gottsucher“ habe ich nach diesem Stoff ein Kultur- und Seelenbild jener dunklen Zeiten zu geben versucht.

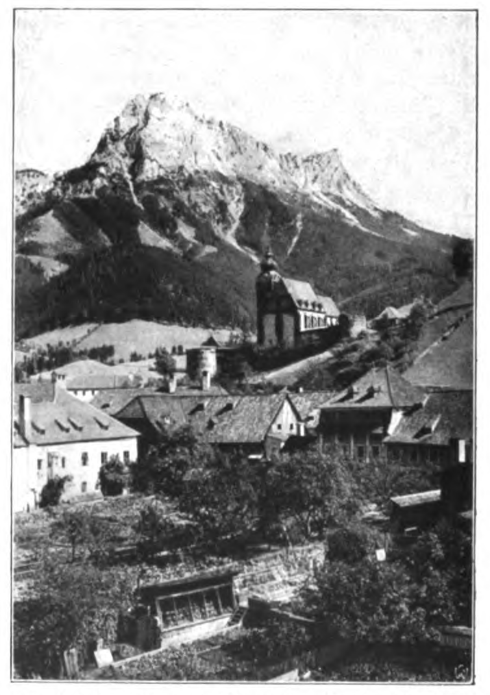
Von Tragöß aus suchen wir die südliche Innenwelt des Hochschwab und steigen über das Scheidegg — immer Felsen und Wald — hinüber nach Buchberg, um im Touristenhotel dort zu entscheiden, ob wir emporsteigen wollen in die heiligen Schauer des Hochschwab, dessen starrender Sockelbau vor uns aufsteigt, oder ob wir — des Wanderns endlich müde und die Seele zum Bersten gefüllt mit großen Eindrücken — dem lieblichen Mürztal und seiner eisernen Weltstraße zustreben. Wir entscheiden uns hierfür, und damit wäre die fast vierzehntägige Fußreise vollendet, die uns ein flüchtiges Bild der malerischsten und interessantesten Gebirgsgegenden des steirischen Oberlandes gezeigt hat.

Um noch ein paar Worte über die Bevölkerung dieses Landes zu sagen: sie ist besonders in entlegenen Tälern urdeutsch.



Eisenerz. (Nach einer Aufnahme von Alois Beer in Klagenfurt.)

In größeren Ortschaften und Industriekreisen tauchen allerdings von Jahr zu Jahr mehr und mehr fremdsprachige Namen auf. Altständiges Volkstum gedeiht am besten in der Bauernschaft. Unsre Zeit will den Industriestaat und den Nationalstaat zugleich — ich weiß nicht, wie sich das reimen soll. Der Grundzug des Charakters ist beim deutschen Älpler Altständigkeit, Bedachtsamkeit und gelassener Frohsinn. Bei dem Obersteirer schlägt eine gewisse leichtlebige Gemütlichkeit vor, die manchmal an Unentschlossenheit und Gleichgültigkeit grenzt, trotzdem aber nicht frei von Eigensinn ist. „Steirische Dickschädel" nennt uns die Bosheit außerhalb des Landes. Vor Fremden ist der Steirer zurückhaltend, oder er ergeht sich kühl in landläufigen Redensarten. Wird er einmal warm, dann ist er unter den Alpenbewohnern der gutmütigste, weltherzigste und sinnigste. Sein Humor ist harmlos, reich an Weisheit, arm an Stacheln. In Spott ist er Meister, aber er weiß ihn so gutmütig vorzubringen, daß er nicht verletzt. Sein Lied ist frischer und lebensfroher als das der nachbarlichen Slowenen, und das vierzeilige Schnaderhüpfel ist ihm der geläufigste Ausdruck für seine Liebe, Lust, Herlebigkeit und Händelsucht. Das alte steirische Bauerntum ist noch ganz den kirchlichen Sitten ergeben, mit deren landläufiger Pflege die innere Frömmigkeit nicht immer gleichsteht.



Der Pfaffenstein bei Eisenerz. (Nach einer Aufnahme von Alois Beer in Klagenfurt.)



Tragöß, Oberort. (Nach einer Aufnahme von Max Helff in Graz)

Dem Bergwandrer ist es fast immer zum Gewinn, sich einem bäuerlichen Weggenossen anzuschließen. Sein touristisches Wissen wird dabei kaum bereichert. Der Bauer kennt oft den Kamm des Berges nicht, an dessen Fuß er sein Lebtag wohnt, oder er hat dafür einen andern Namen, vielleicht den ursprünglichen, richtigen, der von den Kartographen dann so verhunzt worden, daß er nicht mehr zu erkennen ist. Trifft anderswo auch zu. In Tirol war es, wo ein Norddeutscher einen Bauern gefragt hatte: „Sagen Sie mir, Freund, wie heißt dieser Berg?" — „Däs woaß i nit," antwortete der Bauer in seiner Mundart. Der Fremde schrieb sich ins Notizbuch: „Wunderliche Bergnamen gibt's in diesem Lande. So heißt z. B. einer Desoasinit." Mißverständnisse sind schwer zu vermeiden, wenn der Städter mit dem Bauern wandert. Indessen wird der Fremde vom bäuerlichen Weggenossen mit gesundem Hausverstand und Mutterwitz unterhalten werden, und erneuern wird sich seine Achtung vor dieser alten Kultur, die so starke, anspruchslose, tiefgründige und heitre Menschen gezüchtet hat.

Möchte diese alte Kultur, die noch so viel Altgermanisches an sich hat, erhalten bleiben im Schutze der rauhen Berge, die so viel Dunkel in ihren Schluchten und so viel Licht auf ihren Höhen haben!

Kapriccio

Da kommt der Wind wie ein Geiger aus Ungarns Steppen,
Nimmt die Fiedel her, spielt eins auf durch die himmlischen Wiesen und Auen.
Die Wolken, die jungen Frauen,
Tanzen mit weitschleifenden, weißseidenen Schleppen.
Mittenhinein
Torkelt Mond, der dicke Kahlkopf, trunken von Rheinwein.
Leutselig streut er silberne Taler in steilen
Würfen wie unter Volk auf die wimmelnden Erdmassen und -meilen.

Ernst Lissauer





Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Aus Freiligraths Liebesfrühling

Gedenkblatt zu des Dichters 100. Geburtstage (17. Juni 1910)

Es muß nicht immer gleich ein umfassendes Lebensbild, eine erschöpfende Würdigung sein, womit man das Gedächtnis eines Jubilars feiert. Nur darauf kommt es an, daß man eine Weile zeit- und selbstvergessen in der Sphäre seines Geistes lebt, sich ihm „schenkt", sich bei ihm heimisch macht, wie wir ja auch für ein Festkind in unserm Freundeskreise keine höhere Ehre wissen, als ihm unsern Besuch, unsre „Aufwartung" zu machen. Wer Freiligrath war, was er seiner Zeit bedeutete, und womit er uns heute noch erfreut, das braucht dem gebildeten Leser nicht erst gesagt zu werden. Seit wir vollends seine Werke in den billigen Klassikerausgaben haben, bei Hesse, bei Bong, bei Reclam, stehen die wenigen Bände dieses Nurlyrikers gewiß in jeder Hausbibliothek. Sie mag man aufschlagen an dem jungen Sommertage, da hundert Jahre vergangen sind seit Ferdinand Freiligraths Geburt, und je nach Geschmack, Stimmung, Laune und Gesinnung mag man sich für eine Stunde oder mehr festlesen in seiner malerisch-phantastischen „Wüsten- und Löwenpoesie", in seiner hingebungsfrommen Liebesdichtung, in den leidenschaftlichen Rhythmen seiner politischen Bekenntnisse oder auch — was die Hälfte seines Lebenswerkes ausmacht — in seinen formvollendeten Übersetzungen, die ein gut Teil der alten und modernen Weltliteratur umfassen.

Uns soll hier auf ein paar Seiten der Mensch Freiligrath beschäftigen. Und zwar während jener blütenvollen Frühlingstage, als zum zweitenmal — sein erstes Verlöbnis mit Karoline Schwollmann, der um zehn Jahre älteren Schwester seiner Stiefmutter, ruhte auf einem Truggefühl — der Zauber der Liebe über ihn kam und seine seit dem Abschied von Amsterdam erlahmte Schaffenskraft zu neuem Leben weckte.

In Unkel, dem freundlichen am rechten Rheinufer gelegenen Städtchen, war es, wo der Dreißigjährige seinen Wohnsitz aufschlug. Ihm ward, wie er an seinen Freund Levin Schücking schrieb, bald „fabelhaft wohl" dort. Wie einen grünen Römer sah er das Rheintal zu seinen Füßen sich wölben: „Und der Römer muß getrunken sein! Die Romantik ist der Wein, von dem er schäumt! Die Minne seines Weines Blume!" In dieser brausenden, von neuen und alten Freundschaften, fröhlicher Geselligkeit und ausgelassener Lebenslust beschwingten Zeit, wo „die Frühlingswogen des Lebens seine Brust noch berauschend umwallten", im Frühling 1840, lernte Freiligrath im Hause seines Nachbars, des Obersten von Steinäcker, die zweiundzwanzigjährige Ida Melos kennen, eine Tochter des Weimarer Professors Melos, eine Gespielin Walther und Wolfgang Goethes, die hier im Steinäckerschen Hause die Stelle einer Erzieherin versah. Ihre anmutige Erscheinung, mehr noch der unverkennbare Adel ihrer Seele und ihres Geistes nahmen ihn vom ersten Augenblick an gefangen. Sie selbst, in der Verehrung für Dichter und Dichtkunst aufgewachsen und früh von mancherlei ernsten Lebenserfahrungen heimgesucht, fühlte sich zur Poesie hingezogen. Da hatte es der junge Nachbar-Dichter nicht schwer, ihre Aufmerksamkeit und Teilnahme zu gewinnen. Bald entstand durch Bücheraustausch ein reger Verkehr, und mit den Büchern wanderten durch den zerbrochenen Lattenzaun der aneinanderstoßenden Gärten Briefe und Gedichte. Wie Freiligrath war auch Ida Melos seit früher Jugend so gut wie verlobt; das machte sie beide in ihrem anfangs ganz harmlos fröhlichen Verkehr wohl noch sicherer. Doch nicht lange, und mit den lustigen Grüßen und neckenden Scherzworten flog auch „etwas Ernst" über den Gartenzaun. Erinnerungen weckten Erinnerungen, Bekenntnisse Bekenntnisse, und des Dichters Weh warb um „schwesterliche Teilnahme". Ida gehören neben dem wild werbenden Leidenschaftsliede „Mit Unkraut" auch die still beseligten Gedichte „Ruhe in der Geliebten" (So laß mich sitzen ohne Ende ...) und die frohbeglückten Strophen „Du hast genannt mich einen Vogelsteller", alle drei aus dem Frühjahr 1840.







Adolf Beyer: Tulpen.

Früher als ihnen selbst wurde es den gemeinsamen Freunden der beiden klar, daß sich hier ein neues Band zu flechten begann, dem das alte weichen mußte. Auch die Verlobten in der Ferne täuschten sich darüber nicht und gaben den Liebenden edelmütig aus freiem Antriebe ihre Freiheit zurück. Doch Monate vergingen noch, ehe sich in ihnen selbst das neue Gefühl zur Klarheit und Gewißheit durchgerungen hatte. Noch konnte sich Ida, als Freiligrath ihr Mitte Juli offen seine Liebe gestand, nicht gleich zu dem bindenden Wort entschließen; erst bei ihrer Mutter in der Einsamkeit von Groß-Monra kam sie zur Einigkeit mit sich selbst und zu dem beglückenden Ja für den Dichter. Im Herbst 1840 verlobten sie sich, und als im Mai des nächsten Jahres in der Dorfkirche zu Groß-Neuhausen bei Weimar ihre Hände den Bund fürs Leben schlossen, „traten sie eine Wanderung an, die sie unter vielen äußern Prüfungen fünfunddreißig Jahre lang in schönster Harmonie vereint hielt."

Das sind schon Worte, die die in England lebende Tochter Luise Wiens, geb. Freiligrath, für das Verhältnis ihrer Eltern gebraucht in der Einleitung zu dem Briefwechsel des Brautpaares, den sie vor kurzem als „Freiligrath-Briefe", vereint mit späteren Briefen des Dichters an seine poetisch begabte Lieblingstochter Käthe, vermählte Kroeker, herausgegeben hat. Und sie fährt fort: „Wir Kinder wuchsen im Sonnenschein des stillen Glückes unsrer Eltern auf. An dem Ruhm unsers Vaters nahmen wir auch teil und freuten uns der persönlichen Berührung mit vielen edlen bedeutenden Menschen, aber weit höher stand für uns das tägliche Beispiel unwandelbarer Liebe und treuer entsagender Pflichterfüllung unsrer Eltern."

Aus diesem Briefwechsel, der bisher ziemlich unbekannt geblieben ist, sollen hier ein paar Proben geschöpft werden, als unmittelbare Zeugnisse für den Menschen, aber auch für den Dichter Freiligrath — denn jedem, der durch die Worte hindurch tiefer zu lauschen vermag, wird es bald klar werden, daß auch hier Mensch und Dichter eine untrennbare lebendige Einheit bilden. Der Band Freiligrath-Briefe, aus dem wir zitieren, ist bei Cotta in Stuttgart erschienen und mit drei Bildnissen geschmückt (von Freiligrath 1840, von Ida Melos aus demselben Jahre und von Käthe Freiligrath aus dem Jahre 1869). F. D.

Freiligrath an Ida Melos

13. April 1840.

... Wie tief hat mich die Beschreibung Ihrer einsamen Feier des Palmsonntags ergriffen! Ach, es war so schön draußen, die Vögel sangen, die Sonne schien, und Sie indessen dachten trauernd an Jahre, wo Sie diesen Tag froher im Kreise der Ihrigen begingen! Ich habe früher ähnliche Stunden verlebt in Holland! Da lief ich denn gewöhnlich Sonntags, nach arbeitvoller Woche, mutterseelenallein an die See und tobte meinen Unmut aus in den Dünen und in der Brandung. Ach, es war eine düstere, verlassene Zeit für mich, sie ist aber auch vorübergegangen, und ich denke jetzt zuweilen selbst mit einer schmerzlichen Freude an sie zurück.

Aber was ich sagen wollte, meine „Rose"* hat Ihnen einen frohen Augenblick bereitet, und das macht mich glücklich! Ich verlange keine weiteren Erfolge mehr von dem Liede: es hat Ihnen Freude gemacht, es hat eine Träne in Ihr Auge gelockt, und nun mag die Kritik kommen und mir meiner Mystik wegen den Verstand absprechen (wie sie mir früher manchmal schon das Herz abgesprochen hat), ich lache dazu.

Ida Melos an Freiligrath

16. April früh.

... Ich komme aus dem Garten; ich habe Sie gesehen, gesprochen, Sie haben mir Zeichnungen vorgelegt, aber ich war scheu und verlegen; das kommt von den steifen Formen der Welt, in denen ich mich nur ängstlich bewege, weil sie allem Gefühl und Verstand oft ganz widersprechen. Ich muß mich von Ihnen entfernen, um traulich mit Ihnen plaudern zu können, wie ich es jetzt tue. Ich freue mich, sooft ich einer hohen schönen Geistigkeit begegne, und das geschieht nicht so oft im Leben, darum danke ich meinem freundlichen Geschick, das mich Sie auf meinem Wege finden ließ. Auch Sie haben jene Herzenseinsamkeit gekannt, die sich im dichtesten Menschengewühl am verlassensten fühlt? Welche Dichterbrust hat es nicht? Aber der Schmerz ist ja das heilige Sonnenfeuer, das die Trauben reift, und die Tränen der Himmelstau, der Blatt und Blume nährt. Wohl Ihnen, daß Sie so früh zur Ruhe kamen! Auch meine Vergangenheit war trüb und schwer; auch in mir

* Freiligraths „liebstes" Gedicht „Die Rose" in der Sammlung „Zwischen den Garben", ein poetisches Erlebnis und Bekenntnis, das gleichsam als ein inneres Programmgedicht über der Pforte dieser seiner neu anhebenden Lebens- und Schaffensperiode steht.



tobten Stürme, die das zarte Band, das die Seele an den Körper fesselt, zu zerreißen drohten; aber mit Ihnen kann ich sagen, „auch das ist vorübergegangen“, und auch ich fand den Frieden. Um so eher, nicht wahr, um so freier und furchtloser darf ich Ihnen die Hand zum stillen, heimlichen Freundschaftsbunde reichen? Klagen Sie doch nicht, daß alle Ihre Werke nur Stückwerk, und doch kann ich auch Ihre Klagen begreifen; je höher der Geist, desto mächtiger fühlt er seinen Ursprung, aber auch desto schmerzlicher, wie weit er davon entfernt. Gewöhnliche Menschen sind selten unzufrieden mit sich und genügen sich bald. Freuen Sie sich der herrlichen Gabe, durch welche Sie Tausenden Tränen bei Ihrem Kummer und Lächeln bei Ihrer Freude entlocken ... Ich sehe Sie noch gekrönt als Deutschlands Dichter und werde nun im stillen Ihren Geistesschritten freudig folgen.

Freiligrath an Ida Melos

Montag morgen, 1. Juni.

Während Sie sich nach Bonn ziehen lassen von den beiden stattlichen Quadrupeden, deren Alter zusammengenommen die Jahre der Frau Oberstin ergibt (es wäre das ein schönes Additionsexempel für die Rechenstunde von Fräulein Jettchen), träum' ich den gestrigen schönen Tag noch einmal durch. Ich war so glücklich, und wenn mir auf den Abend allerlei durch den Kopf fuhr, was mich schweigsam machte (in solchen Stimmungen darf ich übrigens nicht gefragt werden, was mir fehle, sonst werde ich eigensinnig), so war das nur eine kurze Zeit. In Linz hatte ich meine Fröhlichkeit wieder, saß dann so still und glücklich an Ihrer Seite und sah Sie endlich in meinem grauen Mantel feierlich nach Hause gehen. Hol' der Teufel den Mantel! Ich denke Sie mir immer, wie ich Sie zuletzt gesehen habe, und nun kann ich die lange Figur im verschossenen Cloak nicht los werden, da ich Sie doch viel lieber im weißen Kleide mit dem allerliebsten grünen Miederchen sehe. Ich wollt', ich sähe Sie mal zu Pferde:

Wie nickt dein Hutgefieder
Vom flücht'gen wilden Ritt;
Wie zieret deine Glieder
Das knappe Jagdhabit.

Bei den Reimen fällt mir ein, daß ich auch gestern abend auf dem Bock ein halb Dutzend Verse losgelassen habe. Ich will Ihnen den ersten davon hersetzen:

Die Linde trieb Knospen und Ranken der Wein;
Wir schritten durch Busch und durch Schutt und Gestein.
Ich pflückt' eine Rose, die schönste der Flur;
Du stecktest sie lächelnd ins bräunliche Haar.

Den Rest bleib' ich Ihnen schuldig bis ein andermal.

Dienstag morgen.

... Warum nennen Sie sich dumm? Warum glauben Sie, wenn wir in unserm Urteil über manches nicht ganz übereinstimmen, daß ich darum das Ihrige für das minder richtige halte? Was namentlich Eichendorff angeht, so hab' ich Ihnen gewiß keinen Vorwurf machen wollen, wenn ich mich wunderte, daß Sie ihn nicht unbedingt anerkannten. Ich wollte ihm nur den Fond von Poesie, den er wirklich besitzt, vindizieren, sein tiefes, inniges Naturgefühl, seine jubelnde Wanderlust, seine frische, fahrige Strolchennatur, ohne darum der Formlosigkeit und der Zerflossenheit das Wort zu reden, die Sie mit Recht an ihm tadeln. Seine Figuren sind nur allzuoft ohne Fleisch und Bein, Schatten, die durch seine taubesprengten, horndurchschmetterten Wälder huschen, ohne daß man sie mit Händen greifen kann. Ich habe das am meisten in einem Märchen von ihm empfunden, dessen Titel mir entfallen ist. Ich las es in einer Zeitschrift — irr' ich nicht, im Berliner Gesellschafter — vor einigen Jahren zu Amsterdam auf dem Kaffeehaus und weiß mich noch sehr gut zu erinnern, wie das wirre, bunte Märchentreiben des Dichters mich die hundert Leute, die um mich her rauchten, schwatzten, Domino und Billard spielten, ganz und gar vergessen machte, und wie ich nach beendigter Lektüre wie ein Trunkener in der schönen Mondnacht am Hafen umherlief. Und doch hab' ich nicht nur die Überschrift — nein, das ganze Ding hab' ich total vergessen. Ich erinnere mich nur noch dunkler, prächtiger Wälder, eines weißen schimmernden Schlosses, lustiger Gesellen. Das ist aber auch alles. Absicht und Zusammenhang sind mir aus dem Gedächtnis. Ihr Urteil über Eichendorff wird mir durch diese Erfahrung neuerdings bestätigt. Und nicht wahr, seine Märchen sind nicht wie die stillen frommen Märchen des Volks, bei denen man wieder zum Kinde



wird? Man legt eine Eichendorffsche Novelle mit einer gewissen Unbefriedigung aus der Hand, ein Gefühl von Sehnsucht und Beklemmung liegt schwer auf der Brust, man weiß nicht, was man will, man möchte weinen manchmal.

Goethes Briefe an die Bernstorff beurteilen Sie ganz nach meinem Gefühl. Ich kann mir's denken, wie Ihnen dabei nicht wohl werden konnte. Aber der letzte Brief der besorgten, guten Freundin ist doch herrlich, wenn er auch aus einer beschränkten Ansicht (Goethe wenigstens hielt sie dafür) hervorging! Um so schneidender ist der Kontrast, den die kalte, gemessene Antwort des Alten macht. — Liebe, teure Ida, ich bin weder ein Goethe, noch werd' ich je ein Minister werden — wenn wir beide aber nach dreißig oder vierzig Jahren noch am Leben sein sollten, so hab' ich Sie wahrhaftig weder vergessen, noch werd' ich Ihnen je einen ähnlichen Brief schreiben. Sie bleiben immer mein Gustchen vom Frühjahr 1840! Ich glaube nicht, daß das Leben Sie und mich jemals so vereisen wird, daß wir nicht immer Kinder bleiben sollten! Die Hand darauf!

Freitag morgen, 8. Juni.

... Auf dem Dampfboot war ich mit einem andern mir bekannten Studenten zusammen, der nach Heidelberg ging. Er war auch mit Wolf Goethe befreundet, und so benutzte ich denn gern die Gelegenheit, ihm für diesen ein paar Bleistiftzeilen mit auf den Weg zu geben. — Der gute Wolf! — Er war wahrhaftig ein lieber, prächtiger Junge, und ich hätte ihn gern noch länger in meiner Nähe gehabt. Ich ging an seiner ehemaligen Wohnung hinter dem Münster vorbei und will nicht leugnen, daß mich das recht traurig machte. So löst sich alles; so hat alles ein Ende! Der eine geht hierhin, der andre dorthin, und wenn auch die Liebe zu dem einmal Liebgewonnenen nicht erkalten kann, so ist es doch immer ein schmerzlich Gefühl, getrennt und fern voneinander zu sein, sich nicht mehr ins Auge zu sehen, sich nicht mehr die Hand drücken zu können. — Sie gehen nun auch bald fort — wie ich's aushalten werde, das weiß der liebe Gott! Schon jetzt kommt mir Unkel so einsam, so öde, so trostlos vor, daß ich manchmal aus der Haut fahren möchte! Ich wollt', es würde Krieg, ein schöner, lustiger, blutiger Krieg; da zög' ich mit und schlüge tot und ließ' mich totschlagen. Das Leben ist doch ein graues, farbloses Ding, ein wenig vergossenes Blut muß ihm Couleur geben. Oh, diese tatenlose Zeit, in der man nicht einmal sich selbst los werden kann!

Sich in Tinte zu ersäufen, ist langweilig!

Freiligrath an Ida Melos

Freitag Morgen, 19. Juni.

Das war ein schöner Tag gestern, liebe Ida! — Und doch habe ich eine trübe, traurige Nacht gehabt. — Ich schlief um Mitternacht ein. Da träumte mir, ich wäre zu Hause gewesen. Im Wanderkleide schritt ich durch die stillen, altertümlichen Straßen; die verwitterten Steinbilder der Wiesenkirche, die ungefüge Masse des bleigedeckten Domturmes, der bunt angestrichene St. Patroklus vor dem Rathause sahen wie alte Bekannte auf mich herab. Da kam ich an Linas* Haus. Es war still und verlassen und die Läden waren zu, als wär' eine Leiche darin. Da packte mich ein unbeschreibliches Entsetzen, die Brust wurde mir zugeschnürt im Traum, ich fuhr mit einem Schrei in die Höhe. Aber nur, um wachend einen anderen Traum zu erleben. Der Mond schien hell und klar auf mein Stübchen. Auf der Kommode vor meinem Bett standen Ihre Rosen; Ihr Band, Ihr liebes rosa Rosenband lag daneben. Die Blumen glühten so märchenhaft im Mondlicht, das Band bewegte sich leicht zitternd im Nachtwinde, der durchs offengelassene Fenster hereindrang. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir zumute war. Ich war wach und doch träumend. Mein vorheriger ängstlicher Traum war auch in der Erinnerung verschwunden; ich sah alles um mich her, und wußte doch nicht, wo ich war und was ich sah. Ich griff nach dem Bande, da traten Sie vor mich hin, ich war mit Ihnen bei der Ruine, auf dem Balkon, Sie gaben mir die Hand, Sie hingen mir am Arme. Ich sah, ich fühlte alles, es war ein wachend Träumen wie ich selten eins erlebt habe. Plötzlich warf der Wind ein Fenster zu, ich sprang aus dem Bette, riß es wieder auf und sagte: Donnerwetter! — Nun war ich wach, wirklich wach. Vom Turm schlug es zwei, ich machte Licht und las noch bis vier

* Karoline Schwollmann, Freiligraths erste Verlobte.



in Katzenbergers Badereise von Jean Paul. Theoda darin ist ganz Ida, wie sie leibt und lebt. Wollen Sie das Buch einmal haben? ... Sie mögen mir fern sein oder nahe, Freundin oder Schwester, der Gedanke an Sie soll mich leiten und aufrecht halten mein Leben lang. Untergehen will und kann ich nicht! Ich werde oft recht stolz, wenn ich das Lumpenpack über mich aburteilen und die Achseln zucken sehe. Es sieht den Schaum und die Brandung, aber die Tiefe des Meeres kennt es nicht. Es kennt nicht die Perlen, die darin blitzen, und die Sterne nicht, die hineinscheinen. Weil ich die Menschen — ich wollt' sagen die Leute — im allgemeinen verachte, eben darum stell' ich mich manchmal schlechter als sie; und wenn sie mich dann zerreißen mit den Zungen und mit den Zähnen, gerade dann fühl' ich mich so hoch über ihnen, daß ich den Himmel mit den Händen packen zu können glaube. Das klingt recht stolz — und ist es auch — und ist es doch wieder auch nicht! Jedes geistige „Sichvereinsamtfühlen", wie es jahrelang mein Los gewesen ist (auch Lina verstand mich nie ganz, sie ist herzensgut und lieb, aber zu häuslich, zu bürgerlich), bringt am Ende solchen Stolz zuwege. Ach, wenn sich doch immer das, was sich erkennt und versteht, gleich begegnete! Es tun sich ja sonst Sekten auf, warum nicht auch eine der geistig Einsamen? Aber sie ist ja da, ihre Glieder irren zerstreut im Lande herum, und die Welt nennt sie Narren oder Überspannte. Aber sie finden sich schon untereinander auf, ein Wort, ein Blick führt sie zusammen, und ich meine, wenn sie sich einmal erkannt haben, so lassen sie sich nicht, trotz Welt und Tod und Entfernung.

Ich fasele was Rechts in den Tag hinein. Es ist schon acht Uhr. Guten Morgen! Ich drücke Ihnen recht herzlich die Hand.

Freiligrath an Ida Melos

Montag, den 22.—24. Juni.
Gott, wie vergeht die Zeit!

Liebe Ida!

Daß ich Ihnen auf Pandektenpapier schreibe, dürfen Sie mir nicht übelnehmen; ich will dafür auch den Rand beobachten — wenigstens auf der ersten Seite.

Sie waren gestern auf dem Drachenfels. Wie gern wär' ich Ihnen per Dampf gefolgt nach Königswinter, wenn es nicht gar zu auffallend gewesen wäre. Ich bin statt dessen am Rhein spazieren gegangen, immer das Ufer hinunter, bis fast Rolandseck gegenüber. Einmal sah ich was Weißes unter der Ruine sich bewegen, da dacht' ich, Sie wären's.

Dann hab' ich Blumen ausgerauft, Mohn und Klee und Winden und ander Unkraut. Es ist ein hübscher Strauß geworden, und ich hätte wohl vor, Sie damit zu beschenken, wenn ich, wie zu erwarten, wieder ein Vielliebchen an Sie verliere. Rosen sind's freilich nicht (oder doch nur wilde) und Heart's eases auch nicht, das würd' ich aber schon in ein paar Versen entschuldigen:

(Mit Unkraut)

Ich schritt allein hinab den Rhein,
Am Hag die Rose glühte,
Und wundersam die Luft durchschwamm
Der Duft der Rebenblüte.
Cyan' und Mohn erglänzten schon,
Der Südwind bog die Ähren;
Über Rolandseck, da ließ sich keck
Eines Falken Lustschrei hören.

Und es kam das Lied mir ins Gemüt:
Wär' ich ein wilder Falke!
O du Melodei, wie ein Falk so scheu,
Und so dreist auch wie ein Falke.
Singe mit, wer kann! Zur Sonn' hinan
Soll mich selbst die Weise tragen!
An ein Fensterlein, an ein Ringelein
Mit den Flügeln will ich schlagen!

Wo ein Röslein steht, wo ein Vorhang weht,
Wo am Ufer Schiffe liegen,
Wo zwei Augen braun übern Strom hinschaun —
O, da möcht' ich fliegen, fliegen!
Da mit scharfen Klang und mit Wildgesang
Möcht' ich sitzen ihr zu Füßen,
Möchte stolz und kühn ihre Stirn umziehn —
Möchte grüßen, grüßen, grüßen!

O, wohl sang ich frisch und wohl sprang ich frisch —
Keine Flügel konnt' ich breiten!
Und ich lief voll Zorn, und das gelbe Korn
Durch die Finger ließ ich gleiten.
Knickte Zweig und Ast, knickte Blatt und Bast,
Hielt mich frisch am wilden Raufen,
Bis die Hand zerfetzt, und ich matt zuletzt
Mich ins Gras warf, zu verschnaufen.

Auf den Bergen Klang, auf der Flut Gesang,
In den Wellen Buben schwammen!
Ich aber saß einsam im Gras,
Band mit Gras meinen Strauß zusammen;
Meinen wilden Strauß, meinen Rankenstrauß —
O, wohl mehr als eine lachte!
Aber Deine Hand nimmt ihn als Pfand
Eines Tags, wo dein ich dachte!

Es ist ein Strauß, wie er das Haus
Des Landmanns könnte schmücken;
Cyanen nur und Mohn der Flur,
Und was man sonst mag pflücken;
Ein Winde grün, eine Reb' im Blühn,
Eine Kleeblum' aus den Gründen,
Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging es zu finden.

Sein Auge sprüht, seine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut es kocht, und sein Herz es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Brust ist schwer; — schlechtes Kraut und er
Verstoßen und verlassen!
Seine Blumen sieh! — Willst du ihn und sie
Am Boden liegen lassen?

Doch wozu schreib' ich Ihnen das verrückte Rankenlied? Ich war sehr traurig, als ich's machte! Ich dachte an all meine dummen Streiche und an allerlei sonst, und an das Aburteilen der Welt über mich; und wie Sie mir doch gut blieben und nicht an mir verzweifelten! Nicht wahr, Sie tun's wahrhaftig nicht, und die bittende Aufforderung, die in der Schlußfrage liegt, ist überflüssig. — Ach, ich bin sehr traurig.

Ida Melos an Freiligrath

Sonntag, 26. Juni.

Sie lieber prächtiger Freund!

Ich erbrach Ihren Brief nicht ohne Angst. Den ganzen Tag hatte mich die Furcht gedrückt, meine zu große Freimütigkeit möchte Sie beleidigt haben, und nun so viel Schönes, Herrliches! Ich Sie verachten? Sie verlassen, verstoßen? Geben Sie mir Ihren wilden Strauß; ich will ihn hoch halten und in Ehren, wie Sie und Ihre Freundschaft!

Freiligrath an Ida Melos

Am Tage nach Peter und Paul, 30. Juni 1840.

... Sie erwähnen unter anderem, man will in meinen Gedichten einen Mangel an Gefühl entdecken, man will mir das Gefühl geradezu absprechen ... Ich hab' Liebeslieder gemacht, so gut wie andere, ich hatte jedoch meine Gründe, sie nicht zu veröffentlichen. Einer davon ist der von Ihnen vermutete: es war mir peinigend, das, was ich am tiefsten und innigsten empfunden hatte, à la Hanswurst seine Künste machen zu lassen vor den Leuten. Und jetzt, wo man mich quasi zwingen will, mich gefühlvoll und weich und verliebt zu produzieren, ist's mir vollends unmöglich. Ich mache, was mir einfällt, zeig' es denen, die's angeht, oder halt' es für mich, und zeige dem Publikum und den Rezensenten den Rücken. Wenn ich einmal tot bin und zur Ruhe, und wenn ich von allem Verkanntsein und Lieben und Hassen raste tief, tief im Schoß der alten Sechstausendjährigen, auf der unsere Lust- und Trauerspiele sich abhaspeln, eins wie das andere — so mögen sie meinetwegen meine Papiere abstäuben und in die Welt schicken, was sie wollen. Was das Volk von mir hält, ist mir ungeheuer gleichgültig. Ich bin zufrieden, wenn mich die verstehen, auf deren Freundschaft und Liebe ich angewiesen bin, wie sie auf die meinige. Und doch tut es wehe, für herz- und gefühllos verschrien zu sein. Zum Teufel, ist denn ein Buch von 500 Seiten der ganze Mensch, ist ein Blatt ein Blutstropfen, ist ein Wort die ganze Seele? Ich habe Wüsten gemalt und schwarzhaarige Reiter und wilde schnaubende Pferde — aber es ist doch nicht bloß Hufschlag in meiner Sammlung, ich meine doch auch, daß sich der Schlag eines Herzens heraushören ließe. Und gesetzt selbst, ich wäre weniger Dichter als Maler, ich wählte mit Vorliebe mehr Stoffe, die dem Gebiete der objektiven Schilderung, als solche, die dem der subjektiven Gefühlspoesie angehörten, ist mir darum das Herz abzusprechen? Dann müßte auch der Maler kein Herz haben, der Wüsten oder Seestürme auf die Leinwand wirft; dann müßte Vernet kein Herz haben, Achenbach kein Herz haben, und der Teufel weiß wer sonst! Ach, es ist widerlich, nur davon zu reden.

* * *

Zu diesen Briefen des Liebenden an die Geliebte mögen sich noch ein paar Stücke aus Briefen des zärtlichen Vaters an die Tochter gesellen, an seine Lieblingstochter Käthe, in der Freiligrath seine dichterische Begabung wieder auferstanden fand, ja von der er sich zeitweilig sogar in begreiflichem Vaterstolz eine Erhöhung und Vollendung seines Talentes versprach. Daher die vielen literarischen Bekenntnisse gerade in diesen Briefen.

Cannstadt, 9. Oktober 1868.

Liebe gute Käthe!

... Bei dieser Gelegenheit will ich Dir auch einen Roman empfehlen, den Mama und ich mit größtem Genusse jüngst gelesen



haben. Er heißt „Der Hungerpastor" und hat zum Verfasser Wilhelm Raabe, einen in Stuttgart lebenden jüngeren Schriftsteller, der sich seit kurzem einen Namen gemacht hat. Das Buch (das Du dort gewiß bei Rolandi oder Mudie leihen kannst) ist vortrefflich — sehr unterhaltend, aber doch keins von den Büchern, die man bloß um der Unterhaltung willen liest, vielmehr eins von denen, die den Leser zur Einkehr in die eigne Brust zwingen, und von denen man ernster und doch fröhlicher aufsteht und wieder an sein Tagewerk geht. Robert Nicoll* und David Gray** waren auch solche Hungerer wie der gute Hungerpastor Hans Unwirsch. Wenn sie nur auch ein gleich freundliches Geschick bei der Hand genommen hätte.

Stuttgart, 2. März 1869.

Es ist ein Lieblingsgedanke von mir, daß ich nach der Hochzeit mit Mama und Euch einen Ausflug an den Bodensee und in dessen Umgebung mache! Und vor allen Dingen Euch den Rheinfall zeige! Denn etwas Größeres, Herrlicheres, Gewaltigeres gibt es nicht! Das hallende Gestade des Meeres und die wild sich bäumende und überstürzende Brandung sind auch groß und herrlich, und auf die Dauer würd' ich sie selbst dem Rheinfall vorziehen — aber der Rheinfall ist eben etwas anderes, etwas Besonderes, das man auch gesehen haben muß, ehe man stirbt! Kennst Du Mörikes prächtige Distichen auf den Rheinfall, liebe Käthe? Die drücken wahrhaft bewundernswürdig in genialer Weise aus, was einen vor der erschütternden Naturerscheinung durchzittert und packt und erhebt! Lies sie, wenn Dir Mörikes Gedichte zur Hand sind, und dann laß uns bis zum Mai auf den Augenblick uns freuen, wo ich Euch in das tosende Gewässer hineinführen werde! O, wir wollen froh und glücklich sein!

Bregenz, 18. Juni 1870.
(Am Tage nach Freiligraths 60. Geburtstage.)

Also richtig „a sexagenarian!" Die Schatten werden länger und länger, und der Abend rückt rasch heran. Doch will ich nicht klagen! Ich habe viel Gutes und Liebes genossen diese sechs Jahrzehnte hindurch. So will ich denn, wie Anakreon, mein Haupt mit Rosen bekränzen (mein Geburtsmonat überschüttet mich ja damit!), bis Ihr mir einst, früher oder später, die letzte Rose aufs Grab pflanzt ...

Wie tief Dickens' Tod auch mich erschüttert hat, brauche ich Dir nicht zu sagen, liebes Kind! Ich empfand ähnliches, als, vor dreißig Jahren jetzt, die plötzliche Kunde von Immermanns Tode mich betäubte. Es war in einer sonnigen Laube zu Rheinbreitbach, das Siebengebirge lag vor uns, da trat Simrock herein und meldete, was sich zu Düsseldorf begeben hatte. Auch Dickens' Tod erfuhr ich so inmitten der sonnigsten, lachendsten Landschaft. Ich saß mit der Mama auf dem Molo, der See blitzte zu unseren Füßen, rundum die schönen lieben Berge — da kam Tante Gisberta mit der „Allgemeinen Zeitung" und dem verhängnisvollen Telegramm darin. In solchen Momenten ist's, als legte sich ein dunkler Schleier über alles, was uns eben noch so hell und strahlend ansah.

Welcher Unterschied aber zwischen dem Eindrucke, den Immermanns Tod auf Deutschland machte, und demjenigen, welchen Dickens' Tod auf England und die Welt macht! Jener berührte fast nur die Literaturkreise, während dieser ein ganzes großes Volk ergreift. Und mehr noch als dies eine Volk! Dickens' Tod ist in der Tat mehr als bloß „a natinal calamity".

Stuttgart, 9. Mai 1871.

... Mörikes „Mozart", liebes Kind, ist nicht bloß „allerliebst geschrieben" — der tiefere Reiz der Dichtung liegt in dem Vorgefühl von Mozarts frühem Tode, welches sich, nur angedeutet, wie ein Hauch, möchte ich sagen, durch das Buch hindurchzieht und am Schluß in den Tränen Eugenies, als sie das in seiner Einfachheit wunderbar rührende und ergreifende böhmische Volksliedchen in die Hand nimmt, seinen tiefsten und erschütterndsten Ausdruck findet. „Passing away!" Das ist's! Der Schatten des Todes fällt auf all das glückliche, heitre Leben, das der Dichter vor uns aufrollt, und darum ergreift er uns so!

* Robert Nicoll (1814 bis 1837), englischer Dichter, am bekanntesten durch seine lyrischen Gedichte in schottischer Mundart.

** David Gray, schottischer Dichter (1838 bis 1867), Verfasser von „The Luggie and other Poems".

Vom jungen und alten Björnson

Es war ein begnadetes Leben, das am 26. April in Paris, fern der nordischen Heimat und doch aufs engste mit ihr verbunden, zur Ruhe ging. Begnadet schon deshalb, weil ihm wie kaum einem zweiten vergönnt gewesen, den Begriff des Lebens nach allen Seiten hin, schaffend, verstehend, Partei ergreifend, anfeuernd, genießend, teilnehmend, mitfühlend, zu erfüllen. Längst nannte man ihn gern den „alten Björnson", aber es war nicht das Alter, nicht die Müdigkeit, woran man dabei dachte, es war die erstaunliche Jugendlichkeit, dies freudig aufgeschlossene, immer erlebnis- und wandlungsbereite Dasein, was man sich so als ein gegenwärtiges Wunder, als einen blühenden Schmuck und Trost ins Gedächtnis zu rufen trachtete. Früh auf den Sockel europäischen Ruhmes gehoben — lange bevor das Gestirn Ibsens die Wolken durchbrach und dann den Älteren, zuweilen Verstimmten, endlich aber zu dauernder Freundschaft Versöhnten überstrahlte —, hat Björnson auch im Angesicht des Todes noch ein Erfüllungsglück genossen, wie es selten einem Dichter zuteil wird: ein Alterswerk war ihm geglückt, so hell, heiter und frisch und doch so reif wie eine in Sonnenschein und Regen ausgetragene Frucht, ein Werk, in dem sich Jugend und Alter in eins verschlang, das den Jungen jung, den Alten, auch denen, die sich nie mit Björnsons „modernen Tendenzen" hatten befreunden können, alt, d. h. altmeisterlich, klassisch erscheinen mußte. Und mit dieser Tatsache und ihrem Bewußtsein nicht genug. Der Kranke erlebte auch noch die öffentlichen Erfolge dieses Werkes, die er als Mann der Öffentlichkeit nie verschmäht hatte, und in seine letzten Fieberträume spielte die Hoffnung hinein, einen dieser Erfolge persönlich miterleben zu können. Wie gut muß es das Geschick mit dem gemeint haben, der mit einem so fröhlichen Gruß von dieser Erde Abschied nehmen durfte! Ein begnadetes Leben ...

Wie es sich entwickelte und gestaltete, was es seinem Volke und der Welt gab, wie es emporstrebte, siegte, irrte, litt — denn auch das gehört zur Fülle des Lebens — und allmählich, immer bewegt, doch stets sich selber treu, zur Rüste ging, das ist in diesen Heften mehrmals Gegenstand ausführlicher Darstellung gewesen. Zuletzt in dem Aufsatz, der im Januarheft von 1903 zu des Dichters siebzigstem Geburtstage erschien. Und auch seitdem haben wir in der Dramatischen und der Literarischen Rundschau alles Neue, was er uns zu geben hatte, einzeln begrüßt und gewürdigt. So mag es genug sein, wenn er selbst nun mit zwei Proben seiner Dichtung von sich zeugt. Wir wählen sie absichtlich so verschieden wie möglich: eine Heimaterzählung aus seiner Frühzeit und eine Szene aus seinem letzten Bühnenwerk. Jene ist den Bauerngeschichten entnommen, die zweibändig unter dem Titel „Über den hohen Bergen" in guter deutscher Übersetzung 1898 bei Grunow in Leipzig erschienen sind; diese folgt der Übertragung, die das Lustspiel „Wenn der junge Wein blüht", Björnsons Abschiedsdichtung, in der einzig berechtigten deutschen Ausgabe des Verlages S. Fischer in Berlin (1909) gefunden hat. F. D.

Treue

In meinem heimatlichen Kirchspiel unten auf der Ebene wohnte ein Ehepaar mit sechs Söhnen; die mühten sich getreulich mit einem sehr großen, aber verwahrlosten Gehöft ab, bis ein Unglücksfall dem Leben des Mannes ein Ziel setzte und die Frau allein mit der beschwerlichen Wirtschaft und den sechs Kindern zurückblieb. Sie verlor den Mut nicht, sondern führte die beiden ältesten Söhne an den Sarg und ließ sich dort über der Leiche des Vaters von ihnen geloben, daß sie für ihre kleinen Geschwister sorgen und ihr beistehen wollten, soweit ihnen Gott Kräfte verleihe. Das gelobten sie, und das taten sie, bis der jüngste Sohn konfirmiert worden war. Da glaubten sie, daß sie ihres Gelübdes entbunden seien; der älteste heiratete die Witwe eines Hofbesitzers und der zweitälteste bald darauf deren wohlhabende Schwester.

Die vier zurückgebliebenen Brüder sollten nun das Ganze leiten, nachdem sie bisher unaufhörlich selber geleitet worden waren. Sie hatten nicht sonderlich viel Mut: sie waren von Kindheit an gewöhnt, zusammenzuhalten, zu zweien oder zu vieren, und taten das nun um so mehr, als sie Hilfe beieinander suchen mußten. Keiner sprach eine Ansicht aus, ehe er sich der Meinung der übrigen versichert zu haben glaubte, ja sie waren sich im Grunde über ihre eigne nicht eher klar, als bis sie einander ins Angesicht gesehen hatten. Ohne daß sie irgendwelche Verabredung getroffen hätten, herrschte doch ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen ihnen, daß sie sich nicht trennen wollten, solange die Mutter lebte. Diese selber wünschte es indessen ein wenig anders zu haben, und es gelang ihr, die beiden verheirateten Söhne auf ihre Seite zu



bringen. Der Hof war jetzt gut im Stande, er bedurfte größerer Hilfskräfte, weswegen die Mutter vorschlug, die beiden ältesten abzufinden und den Hof unter die vier so zu teilen, daß je zwei und zwei ihr Teil zusammen erhielten. Es sollten neue Gebäude neben den alten aufgeführt werden; dahinein sollte das eine Paar ziehen, während das andre bei ihr verblieb. Von dem Paar aber, das auszog, sollte sich der eine verheiraten, denn sie bedurften der Hilfe für Haus und Vieh — und die Mutter nannte das Mädchen, das sie sich zur Schwiegertochter wünschte.

Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden; dagegen handelte es sich nun darum, welche von den beiden ausziehen und wer von diesen beiden sich verheiraten sollte. Der älteste sagte, er wolle wohl ausziehen, verheiraten würde er sich aber niemals, und ebenso wies jeder der andern dies von sich ab.

Da einigten sie sich mit der Mutter dahin, daß das Mädchen selbst es entscheiden sollte. Und oben auf der Alm fragte die Mutter sie eines Tags, ob sie nicht als Frau in die Ebene hinabziehen wolle, und das Mädchen wollte es gern. Ja, wen von den Burschen sie dann haben wolle, denn sie könne bekommen, wen sie wolle. Nein, daran hatte sie noch nicht gedacht. Dann müsse sie es jetzt tun, denn es hinge von ihr ab. Nun, dann könnte es ja der älteste werden; aber den konnte sie nicht bekommen, denn er wollte ja nicht. Da nannte das Mädchen den jüngsten. Die Mutter aber meinte, das sei so sonderbar, er wäre ja der jüngste. Dann den zweitjüngsten. — Weswegen denn nicht den zweitältesten? — Ja, weswegen denn nicht den zweitältesten? entgegnete das Mädchen, denn an ihn hatte sie die ganze Zeit gedacht, deswegen hatte sie ihn nicht genannt. Die Mutter aber hatte von dem Augenblick an, als der älteste sich weigerte, gemeint, er müsse wohl glauben, daß der zweitälteste und das Mädchen ein Auge aufeinander geworfen hätten. So heiratete denn der zweitälteste das Mädchen, und der älteste zog zu ihm hinaus. Wie nun der Hof geteilt wurde, erfuhr niemand außer ihnen, denn sie arbeiteten zusammen wie früher und ernteten zusammen bald in die eine, bald in die andre Scheune.

Nach einiger Zeit begann die Mutter zu kränkeln; sie bedurfte der Ruhe, folglich mußte sie Hilfe haben, und die Söhne kamen überein, daß sie ein Mädchen mieten wollten, das sonst bei ihnen auf Arbeit ging. Der jüngste sollte das Mädchen am nächsten Tage beim Laubsammeln fragen; er kannte sie am besten. Aber der jüngste mußte das Mädchen lange im stillen geliebt haben, denn als er sie fragen wollte, machte er es so sonderbar, daß sie glaubte, er wollte um sie freien, und ja sagte. Der Bursche erschrak, ging gleich zu seinen Brüdern und sagte ihnen, wie kurios es ihm ergangen sei. Alle vier wurden ernsthaft, und niemand wagte, das erste Wort zu sagen. Aber der zweitjüngste sah es dem jüngsten an, daß er das Mädchen wirklich liebte, und daß ihm deshalb so angst geworden war. Er ahnte sogleich das ihm beschiedene Los, Junggesell zu werden, denn wenn der jüngste sich verheiratete, konnte er es nicht. Es wurde ihm ein wenig schwer, denn er hatte selber eine, die ihm gefiel, aber da war nun nichts zu machen. So sprach denn er das erste Wort, nämlich daß sie des Mädchens am sichersten wären, wenn sie Frau auf dem Hofe würde. Sobald nur einer gesprochen, waren sich die andern gleich einig, und die Brüder gingen, um mit der Mutter zu reden. Aber als sie nach Hause kamen, war die Mutter ernstlich erkrankt; sie mußten warten, bis sie wieder gesund geworden war, und da sie nicht wieder gesund wurde, hielten sie abermals Rat. Hierbei setzte der jüngste es durch, daß sie, solange die Mutter lebte, keine Veränderung vornehmen wollten, denn das Mädchen dürfe nicht noch mehrere zu pflegen haben als die Mutter. Dabei blieb es.

Sechzehn Jahre lag die Mutter krank. Sechzehn Jahre lang pflegte die künftige Schwiegertochter sie still und geduldig. Sechzehn Jahre versammelten sich die Söhne jeden Abend an ihrem Bett, um Andacht zu halten, und des Sonntags nahmen auch die beiden ältesten teil daran. Sie bat sie oft in diesen stillen Stunden, derer zu gedenken, die sie gepflegt hätte; sie verstanden, was sie damit sagen wollte, und versprachen es. Sie segnete während all dieser sechzehn Jahre ihre Krankheit, weil diese sie die Freuden einer Mutter bis zur Neige hatte kosten lassen; sie dankte ihnen bei jeder Zusammenkunft, und einmal wurde es dann die letzte.

Als sie tot war, kamen die sechs Brüder zusammen, um sie zu Grabe zu tragen. Es war hier Sitte, daß auch Frauen zum Grabe folgten, und diesmal folgte die ganze Ge-

meinde, Männer und Frauen, alles, was gehen konnte, bis hinab zu den Kindern, voran der Küster als Vorsänger, dann die sechs Söhne mit dem Sarge und dann die ganze Gemeinde, und alle sangen sie, daß es eine Viertelmeile weit schallte. Und als die Leiche versenkt war und die sechs Erde daraufgeschaufelt hatten, zog das ganze Gefolge in die Kirche, denn dort sollte der jüngste getraut werden; so wollten die Brüder es haben, weil beides im Grunde zusammengehörte. Hier sprach der Pfarrer, mein verstorbener Vater, über die Treue, und er sprach so, daß ich, der ich zufällig hinzugekommen war, beim Verlassen der Kirche meinte, daß seine Predigt eins sei mit den Bergen und der See und der Großartigkeit der ganzen Natur.

Aus dem Lustspiel „Wenn der junge Wein blüht"

Erster Akt. Dritter Auftritt.

Arvik: Du sollst in letzter Zeit viel über die Liebe predigen, Schwager.

Hall: Über die Ehe meinst du.

Arvik: So, so — über die Ehe? Ja, das ist etwas andres.

Hall: Es kann etwas andres sein.

Arvik: Und die Ehe etwas andres als das Verheiratetsein.

Hall: Es kann einer verheiratet sein, ohne in einer Ehe zu leben, meinst du?

Arvik: Es läßt sich leicht mit dir reden, Schwager, du verstehst gleich alles.

Hall: ... Das ist es ja gerade, was ich fühle, seit ich wieder von da oben her zu euch gekommen bin. Alles ist hier so unsagbar viel leichter, und man versteht mich schon, ehe ich meine Gedanken in Worte gekleidet habe.

Arvik: Und dadurch wird der Redner inspiriert?

Hall: Ja, inspiriert. Was haben zum Beispiel diese Mädels nicht in mir umgewälzt und aufgescheucht? Und was haben sie mir nicht gegeben!? Man muß wie ich so lange außerhalb gelebt haben, um das verstehen zu können.

Arvik: Ich verstehe es. Denn ich weiß mich ja selbst nicht vor ihnen zu retten.

Hall: Nicht zu retten?

Arvik: Ich meine, es steckt an.

Hall: „Anstecken" ist nicht das richtige Wort.

Arvik: Nein, nein.

Hall: Es ist genau so, als ob unsre Gedanken und Begriffe Umzug halten.

Arvik: Ja, das ist vielleicht ein besserer Ausdruck dafür.

Hall: Wie schwerfällig sind wir doch — und bei ihnen — alles so leicht ... Sie benutzen die Erde nur als Sprungbrett. Die Luft ist ihr eigentliches Reich. Der Äther. Der Tanz eines jungen Mädchens —

Arvik: Ja, dieser Tanz!

Hall: Ist das nicht das Schönste vom Schönen, was uns die Kunst bietet? Ja, das behaupte ich. Bist du nicht einig?

Arvik: Gewiß.

Hall: Das ist die schönste Ausstrahlung der Lebenskraft, die es auf Erden gibt! Ja, nenne mir eine schönere!

Arvik: Nein, nein.

Hall: Und sie selbst wissen nichts davon! Rein nichts tun sie, um es zu erreichen, sowenig wie die Blumen und die Vögel.

Arvik: Oh, es sind arge Schelme! Sie wissen es wohl.

Hall: Wissen's — und wissen's nicht. Bald unmittelbare Natur, bald Schelmerei! Dieser ewigen Mischung kann man nicht widerstehen.

Arvik: Ho, ho!

Hall: Ja, auf dich macht das natürlich keinen solchen Eindruck; aber ich, der ich aus dem Norden komme, aus der Einsamkeit und von den Büchern, aus dem kalten, armseligen Winterdunkel — ich hab' für diese Kultur die richtige Empfindung.

Arvik: Kultur —?

Hall: Jawohl! Kultur erstrahlt in den Augen, den Mienen, den Bewegungen, im Gang und in der Sprache — — Ja, du siehst das nicht; du hast stets in ihrer Mitte gelebt. Aber ich, dem das alles neu ist, ich sehe es. Je höher die Kultur ist, desto stärker, desto intensiver strahlt es. Und dann die Formen! Die unberührten, runden.

Arvik: Man höre den Propst!

Hall: Propst oder nicht, ich bin Mensch. Ich tanze und treibe Sport. Ich hab' meine gesunden Sinne. Und deshalb nehm' ich all dies Neue wie Frühlingsmelodien in mich auf.



Arvik: Zum Teufel! Entschuldige — du wolltest sagen ...?

Hall: Ich wollte sagen, das Unberührte und Runde der Formen, das findet sich auch in ihrem Denken.

Arvik: In ihrem Denken?

Hall: Ja, auch in ihrem Denken! Keine langen Linien, nirgends eine Fortsetzung. In Ringen geht es rundherum, von einem Ring zum andern. Jetzt dreht sich's um dies, jetzt um etwas ganz andres. Das eine zielt hierhin, das andre dorthin. Nichts, was zusammenhängt, auch zeitlich nicht. Alles nur der Augenblick.

Arvik: Sie sind sehr flüchtig, ja.

Hall: Du, hüte dich davor! Geraten wir in einen dieser Ringe hinein — dann helf' uns Gott! Denn wir sind wohl auch nicht so schwer, daß wir nicht mit ihnen auf und davon sausen, eh' wir's uns versehen.

Arvik: Aber es ist sehr lustig, mitzusausen!

Hall: Befreiend, erlösend! Alle Bürden über Bord! Alle Werte sind null und nichtig! Wir sind frei und ledig — für eine Stunde, für einen Augenblick! Aber was für Stunden, was für Augenblicke! Wir werden warm und jung davon, so daß wir's noch lange bis tief in unsre Arbeit hinein spüren.

Arvik: Sie sind bei uns!

Hall: Sie sind bei uns! Das ist das Wort! Sie sind bei uns! Ihr Lächeln liegt wie Sonnenschein über all unserm Denken.

Arvik: Du —?

Hall: Ja.

Arvik: Ich kann nichts dafür; aber ich muß immer versuchen, sie zu berühren.

Hall: Nein, nein! Das nicht! Ich halte an mich. Aus Ehrfurcht. Ich möchte sagen: aus Ehrfurcht vor des Frühlings Meisterwerk. Aus Scham, offen gestanden.

Arvik: Aber du tanzt ja doch mit ihnen! Und zwar Rundtänze!

Hall: Ja, so ist's. Denn an der Lust fehlt es mir nicht.

Arvik: Natürlich.

Hall: Dieses weiche, klopfende, warme Geschöpf unter meiner Hand — ist's nicht, als wäre man dem Naturgeheimnis, dem Lebensquell selber nahe? Hast du je einen lebenden Vogel in der Hand gehabt? Ist's nicht etwas Heiliges? Hast du gefühlt, wie er Angst hatte? Bekamst du nicht selber Angst?

Arvik: Nein. Wenn ich die Henne aufnehme, zu sehen, ob sie Eier hat —

Hall (gibt ihm eine leichte Ohrfeige).

Arvik (gutmütig): Na — dein Lebensquell hat seine eigne Art!

Hall: Du beschmutzest das Heilige! (Faßt sich an den Kopf.) Was hab' ich getan? Wozu hab' ich mich hinreißen lassen?! Verzeihung! Liebster, Bester, verzeih' mir! (Setzt sich und verbirgt sein Gesicht.)

Arvik: Na, na — Schwager; wir kennen uns ja. Aber du mußt ja begreifen, daß hier etwas Neues mitspielt. (Beugt sich zu ihm nieder.) Gott bewahre, wie verliebt der Herr Propst ist! ... In eins von den Mädels?

Hall: Findest du das lächerlich, Schwager? Findest du? In meinem Alter?

Arvik: In deinem Alter? — — Ich bin ja ebenso jung.

Hall: Du auch —?!

Arvik: Wenn der junge Wein blüht —!

Hall: ... gärt es im alten! Nein, also du auch! — in eins dieser Mädchen?

Arvik (nickt).

Hall (plötzlich): Aber du bist doch verheiratet?

Arvik: Findest du, daß ich verheiratet bin?

Hall: Nein — nein! Das ist ja schon wahr. Aber dennoch ...?

Arvik: Ich sage dir, es ist lange her, daß ich verheiratet war. Wie es auch schon lange her ist, daß ich Vater war. Das liegt weiter zurück als die Zeit, da die Kinder groß wurden ...

Hall: Die Leute pflegen zu sagen, wenn jemand von einer Sache so tief ergriffen ist wie ich jetzt: „Er ist außer sich". Nein, ich bin ich selbst in höchster Potenz ...

Arvik: Was sagt sie dazu?

Hall (gleichfalls vertraulich): Das weiß ich nicht. — Obwohl ich es zu wissen glaube.

Arvik: Du hast nicht mit ihr gesprochen?

Hall: Nicht direkt. Ich muß zuerst mit ihrem Vater sprechen.

Arvik: Du lachst? Ist er etwa ein Sonderling?

Hall (lacht noch stärker): Das ist er.

Arvik: Aber wer ist es denn?

Hall: Du hast es noch nicht erraten?

Arvik: Nein. Wie sollte ich?

Hall: Die Jüngste von allen.

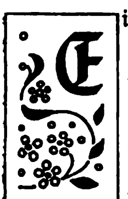
Arvik: Wer ist die Jüngste? Wir haben hier ja ein ganzes Rudel.

Hall: Ich spreche soeben mit ihrem Vater.



Zur Geographie des Festlandverkehrs

Von Prof. Dr. Karl Dove



Eine geschichtliche Betrachtung des Verkehrs zeigt uns, wie seine Aufgaben zu allen Zeiten die gleichen gewesen sind, und wie das, was sich im Laufe der Jahrhunderte änderte, von jeher nichts andres war als der Horizont der maßgebenden Völker und als die Mittel, deren sie sich zur Bewältigung der Entfernungen bedienten. So braucht, wer etwa die Schwierigkeiten ermessen will, mit denen die Kaufmannschaft früherer Jahrhunderte bei der Vermittlung des Güteraustausches zu kämpfen hatte, nur in einem Gebiet wie dem außertropischen Südafrika den durch Frachtwagen vermittelten Verkehr einsamer Landschaften zu beobachten, um ein lebendiges Bild der europäischen Vorzeit zu gewinnen. Auch wird er gegenüber den Wunderwerken der Technik unsrer Tage gleichwohl bescheidener über die Höhe denken, die wir erreicht haben, wenn er von den in ihrer Art ebenfalls staunenswerten Leistungen auf dem Gebiete der Raumüberwindung vernimmt, die bereits die antike Welt ihr eigen nannte. War doch in der Beschleunigung des Seeverkehrs das Altertum zeitweilig selbst jener noch gar nicht so weit zurückliegenden Zeit überlegen, die der Einführung der Dampfkraft im Schiffbau unmittelbar voranging. So empfing das luxuriöse Rom schon vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung Obstsendungen aus Nordafrika in drei, später nach Ostia sogar ausnahmsweise in zwei Tagen, und neuere Berechnungen ergeben für die Fahrt auf der Route Neapel—Ägypten sogar eine Tagesleistung tüchtiger Kauffahrer von 120 Seemeilen (1 Seemeile = 1,85 km)! Aber auch im Nachrichten- und Personenverkehr leistete jene Zeit bereits Außerordentliches. Im Persischen Reiche war das Postwesen so ausgezeichnet eingerichtet, daß infolge ununterbrochenen Wechsels der Pferde und Reiter eine Nachricht auf der mehr als 2400 km langen Strecke von Susa bis Sardes unter Umständen in weniger als einer Woche übermittelt werden konnte. Auch im Römischen Reiche hatte die Eilpost verschiedentlich Tagesleistungen von 180 km zu verzeichnen, was die Bahnstrecke von Berlin bis Halle noch erheblich übertrifft; und von Cäsar wird sogar berichtet, daß er infolge der Güte der Straßen und der vortrefflichen Ausbildung des Relaisdienstes mehrfach an einem einzigen Tage eine Strecke von 300 km zurückgelegt habe. In der Tat, eine außerordentliche Leistung, wenn man sie mit der Langsamkeit unsers mitteleuropäischen Postverkehrs zur Zeit unsrer Großeltern vergleicht; ist doch die Länge dieses Reiseweges die gleiche wie diejenige der Berlin-Hamburger Bahnlinie.

Wer von uns hätte nicht schon bewundernd auf die Rolle geblickt, die so manche unsrer großen Städte seit einer Reihe von Menschenaltern, bisweilen sogar seit Jahrhunderten, in der Entwicklung des deutschen Handels gespielt hat? In der Regel ist man geneigt, die hohe wirtschaftliche Bedeutung solcher Mittelpunkte des kaufmännischen Verkehrs der Einsicht und Tatkraft ihrer Bürger, vielleicht auch dem Weitblick großer Fürsten zuzuschreiben. Gewiß, diese Eigenschaften waren unbedingt notwendig, um jene Orte zu dem zu machen, was uns heute an ihnen bedeutsam erscheint. Kein Wille der Menschen allein aber wäre imstande gewesen, sie zu ihrer jetzigen Größe zu führen, wären sie nicht von der Natur selbst zu Mittelpunkten solcher Linien gewissermaßen vorbestimmt worden, deren Richtung durch natürliche Gesetze bestimmt wurde. Es sei hier nur daran erinnert, daß selbst eine Stadt wie Leipzig die wichtige Stellung im Handel, die wir sie schon früh einnehmen sehen, ihrer Lage verdankt. Hassert betont mit Recht, daß der Grundstein zu ihrer Größe durch ihre geographische Lage in einer Zeit gelegt worden ist, in der alle menschlichen Verhältnisse viel mehr als heute von den natürlichen abhängig und durch sie bedingt waren. Derselbe Gelehrte erinnert an ein die natürliche Bevorzugung der Stadt (in der damaligen Epoche) treffend bezeichnendes Wort, das der friderizianische General von Seydlitz an einen ihrer Einwohner gerichtet haben soll: „Seien Sie getrost! Und wenn der König das Pflaster von Leipzig aufreißen und sein Berlin damit pflastern ließe, er würde Leipzig den Segen nicht nehmen können, der alle diese Erpressungen in kurzem vergessen lassen wird." Wieder sehen wir in der Lage Hamburgs einen Hauptgrund seiner Macht. Hier treten auf eine kurze Strecke flache Höhen unmittelbar an ein in vergangenen Jahrhunderten noch mehr als heute Überschwemmungen und Veränderungen ausgesetztes Stromland heran. Und wie eine weise Fügung der Vorsehung mutet es an, daß bis zu derselben Stelle, wo die hannoverischen und holsteinischen Geestrücken, gleichsam zwei natürliche Brückenköpfe, sich einander am meisten nähern, die vom

Meere heraufdringende Flutwelle selbst die Riesen der transozeanischen Schiffahrt hinaufträgt, so daß, was schon früh von Bedeutung für die Entwicklung der ruhmreichen Hansestadt gewesen ist, in der Gegenwart seine kaum minder wichtige Ergänzung in seiner auch den neuen Verkehrsmitteln vorteilhaften geographischen Eigenart findet.

Das Beispiel der Reichshauptstadt endlich beweist klarer als jedes andre, wie mit der Einführung neuer, vordem nicht benutzter Verkehrsmittel oder mit der Vergrößerung früher schon in Gebrauch befindlicher solche Seiten der Landesnatur, die bis dahin nur geringe Bedeutung für das wirtschaftliche Leben besaßen, plötzlich den Anlaß zu einem von den Vätern ungeahnten Aufschwung eines Gemeinwesens geben können, zumal wenn sich der geschäftlichen Tüchtigkeit der Bewohner die Tatkraft kluger Regenten gesellt. Durch die Hohenzollern waren jene Wasserverbindungen geschaffen, deren sich das alte märkische Land erfreut. Zur vollen Geltung gelangt sind sie aber erst in der Neuzeit. Denn die Flüsse unsrer Mark Brandenburg besitzen in den zahlreichen von ihnen durchzogenen Seen ein natürliches Schutzmittel gegen jene starken Schwankungen des Wasserstandes, die anderwärts die Verwendung großer Fahrzeuge so oft ausschließen. So wurde Berlin zu einem der ersten Flußhäfen des Weltteils. Und auch die Bedeutung seiner Lage im Mittelpunkt der meisten internationalen Linien des europäischen Reiseverkehrs konnte nicht eher zur Geltung kommen, als bis der Ausbau des Eisenbahnnetzes den Personenverkehr zu seiner jetzigen Höhe gelangen ließ. So erwuchs dieser Ort, der lange als von der Natur vernachlässigt galt, in kürzester Frist zu einer der wenigen Riesenstädte der Welt, und zwar zum guten Teil auf Grund der ehemals nicht genügend gewürdigten Eigenart seiner geographischen Lage.

Wie unentwickelt im übrigen die Verkehrswege auf dem festen Teil der Erdoberfläche noch sind, ein wie großer Teil dieses riesigen Raumes also in seinen Straßen noch heute von den Einflüssen der Natur im höchsten Grade abhängig ist, zeigt die einfache Tatsache der Verteilung der verschiedenen Straßen. In dieser Hinsicht läßt sich der Westeuropäer nur zu leicht durch die in seiner engeren Heimat bestehenden Verhältnisse zu dem Glauben verleiten, als sei der größte Teil unsrer Erde schon seit längerer Zeit wenigstens für den Wagenverkehr erschlossen. Daß dem keineswegs so ist, ergibt eine einfache Untersuchung. Berechnet man nach einer von G. Dreßler entworfenen Karte die Fläche der mit Wagen vollständig zu durchreisenden Länder, so gelangt man zu dem erstaunlichen Ergebnis, daß selbst heute dieses vorgeschrittenste aller ursprünglichen Verkehrsmittel neben der Eisenbahn erst etwa auf einem Viertel der bewohnten Landfläche der Erde in großem Maßstabe zur Anwendung gelangt. In dem weitaus bedeutendsten Teile des Festlandes überwiegt noch jetzt vollständig die Güterbeförderung auf dem Rücken der Lasttiere oder der Transport durch Menschenkraft, soweit nicht auch in den hier in Betracht kommenden Gegenden die Schienenwege bereits begonnen haben, diese lebendigen Werkzeuge der Fortbewegung von ihrer harten Fron zu entlasten. Wie weit dies Netz modernster Straßen indessen noch heute im Rückstande ist, ergibt sich daraus, daß die Eisenbahnlänge auf der ganzen Erde heute noch kaum 1000000 km erreicht hat. Nehmen wir einmal an, das Eisenbahnnetz der außereuropäischen Weltteile, die Polarländer ungerechnet, solle auch nur die Dichte des heute in Rußland bereits bestehenden erreichen, was noch keine sehr große Dichte bedeuten würde, so müßten, ehe dieser Stand der Entwicklung erreicht sein würde, erst noch rund 600000 km Schienenlängen fertiggestellt werden, eine Strecke, die dem Fünfzehnfachen des Umfangs unsrer Erde unter dem Äquator entspricht. Die große Stahl- und Eisenindustrie Europas und Nordamerikas braucht demnach noch keineswegs mit dem baldigen Eintritt einer völligen Stockung des Geschäfts zu rechnen. Eine befriedigende Ausnutzung der unermeßlichen Schätze, die die Natur jahraus, jahrein besonders in den tropischen Waldgebieten aufspeichert, wird aber erst dann möglich sein, wenn in diesen Gegenden von Häfen und Flußläufen aus Eisenbahnen nach allen Richtungen das Land erschließen.

Welche Vorteile der Übergang von einem ursprünglicheren zu einem vollkommneren Verkehrsmittel mit sich bringt, dafür ein Beispiel aus unsrer eignen Heimat. Auf den von Schlesien nach Berlin führenden Bahnen kostete um das Jahr 1900 der Transport einer Tonne (= 1000 kg) Getreide für jedes Kilometer rund 5 Pf. Denkt man sich nun dieselbe Gewichtsmenge mit Pferden auf einer guten Chaussee befördert, so würden sich die Unkosten für jedes einzelne Kilometer Weglänge auf 14 Pf. belaufen. Die Überführung einer Tonne Getreide etwa von Liegnitz nach Berlin würde dem Eigentümer auf diese Weise um rund 24 M. höhere Transportkosten verursachen, als wenn er sie mittels der Eisenbahn übersendet.

Daß übrigens schon der Ausbau bequem zu befahrender Straßenzüge eine gewaltige Erleichterung des Verkehrs bedeutet, zeigt dieselbe Berechnung für eine Landstraße schlechterer Beschaffenheit, wie solche noch im Anfang des jüngst verflossenen Jahrhunderts hauptsächlich vorhanden waren. Auf solchen „verbesserten Landwegen“ würden sich heutzutage die Beförderungskosten für 1000 kg Getreide für je 1 km auf 26 Pf., auf „unverbesserten Landwegen“ gar auf 52 Pf. stel-

len. Hieraus erkennt man nebenbei die geringe Höhe des Verkehrswesens, die in früheren Jahrhunderten in Mitteleuropa bestand, gegenüber dem schon erwähnten hohen Stande, den es während der Römerzeit in manchen Gegenden schon einmal eingenommen hatte.

Nun können wir die unmittelbaren Wirkungen der Beschaffenheit der Wege sowie derjenigen ganzer Länder und Weltteile auf den menschlichen Verkehr nirgends besser beobachten als in unentwickelten und zurückgebliebenen Gegenden. Und wiederum läßt sich dieser Einfluß gar nicht deutlicher und sinnfälliger darlegen als an der Übertragung der dortigen Zustände auf unsre heimischen Verhältnisse und auf jedem Deutschen bekannte Reisestrecken unsrer Heimat.

Denken wir uns etwa, ein Gütertransport solle zwischen Hamburg und München stattfinden, es ständen uns für diesen aber nur die ursprünglichen Verkehrsmittel zu Gebote, wie sie heute noch in großen Teilen des afrikanischen Kontinents in Gebrauch sind, also südafrikanische Ochsenwagen oder ostafrikanische Träger. Vergegenwärtigen wir uns dann, welche Kosten die Beförderung einer Gewichtstonne von 1000 kg verursachen würde, und berücksichtigen wir anderseits den Zeitverlust, der bei Benutzung jener minderwertigen Verkehrsgelegenheiten eintritt, so erkennen wir alsbald, wie sehr uns infolge des Besitzes eines hochentwickelten Netzes von Eisenbahnen bereits die richtige Einschätzung einer für uns selbst erst um ein Jahrhundert zurückliegenden Zeit abhandengekommen ist. Ebenso aber erhalten wir nur so ein überzeugendes Bild von den Schwierigkeiten, mit denen die Kolonialvölker in den erst während der letzten Menschenalter in Besitz genommenen Ländern jenseits der Meere bei ihrer Kulturarbeit zu rechnen haben. Es ergibt nämlich jene erwähnte Nebeneinanderstellung folgendes: Unter der Annahme eines ununterbrochenen Transportes würde die Eisenbahn eine Tonne Frachtgut innerhalb eines Tages von Hamburg nach der bayrischen Hauptstadt befördern. Die dem Eigentümer hieraus erwachsenden Kosten würden sich unter Zugrundelegung des Tarifs der preußischen Staatsbahn auf ungefähr 90 M. belaufen. Besäßen wir dagegen an Stelle unsrer gutgebauten Vollspurbahnen auf dieser Strecke nur eine nach Art der ersten Südwestafrikabahn angelegte und betriebene Linie, so würden sich unter Annahme der für die Strecke Swakopmund—Windhuk geltenden Tarifs diese Kosten auf 200 bis 300 M. erhöhen, die Beförderung selbst aber würde zwei bis drei Tage in Anspruch nehmen. Müßte nunmehr der Transport auf einem Ochsenwagen in derselben Weise erfolgen, wie er in Südwestafrika ausgeübt wird, so würden je nach den besonderen Verhältnissen für die Beförderung 600 bis 900 M. zu entrichten sein; fast noch schlimmer, besonders bei wenig haltbaren Waren, wäre der auf dem Wege entstehende Zeitverlust, denn durchschnittlich würde ein solcher Wagen etwa sechs Wochen brauchen, um mit seiner Last von der Unterelbe nach München zu gelangen. Und doch wäre selbst diese langsame und schwerfällige Art des Verfrachtens für eine solche Last immer noch der Benutzung des schlechtesten aller Transportmittel, des menschlichen Trägers, bei weitem vorzuziehen. Denn auf dem Rücken arbeitgewohnter ostafrikanischer Träger würde sie nicht allein erst nach fünfzig bis sechzig Tagen in ihrem süddeutschen Bestimmungsort eintreffen, sondern der Preis, der dafür zu zahlen wäre, würde noch um mindestens 1000 M. höher sein als bei dem Ochsenwagen. Um schließlich das Ladegewicht eines einzigen mittelgroßen Güterwagens unsrer deutschen Bahnen mit diesen menschlichen Lasttieren zu transportieren, bedürfte man nicht weniger als dreihundertdreißig solcher Leute.

Knüpfen wir nunmehr an das neuzeitliche Verkehrsmittel, an die Eisenbahn, an. Das Ideal für die Anlage einer solchen ist eine völlig gleichartige, festgründige Ebene, auf der weder Sommer noch Winter erhebliche Störungen des Verkehrs hervorzurufen vermag. Selten genug, dieses Ideal eines Landes für Erbauer und Lokomotivführer, keineswegs freilich ein solches für den Reisenden, der verurteilt ist, weite Strecken einer langweiligen Landschaft im Zuge zu durchmessen. Prächtig anderseits wieder geeignet für den modernen überhasteten Geschäftsmann, der sich für sich und für seine Güter den kürzesten Weg und die größtmögliche Fahrgeschwindigkeit ersehnt. Unsre Erde ist aber, man darf sagen, Gott sei Dank, kein solches „Idealgebiet des Verkehrs", und überall, wo wir auf weiten Ländern unsre Blicke ruhen lassen, stellen sich der geradlinigen und wagrechten Führung des Schienenweges wie der Landstraße Hindernisse über Hindernisse in den Weg, in deren Überwindung unsre Techniker immer aufs neue Gelegenheit zu beachtenswerten, oft genug die höchste Bewunderung verdienenden Arbeiten finden. Am meisten pflegt ihnen diese zuteil zu werden, wo sie als kühne Bahnbrecher ihrer Völker die ehernen Straßen über die wilden Regionen des Hochgebirges geführt haben, für europäische Verhältnisse in der Tat die staunenswerteste Leistung im Eisenbahnbau. In andern Weltteilen freilich sind die Hemmnisse, die der langsam in das Innere vordringenden Bahn von der Natur bereitet werden, oft andrer Art, und dort wird man billigerweise auch eine andre Beurteilung zugrunde legen, um das Maß der technischen Schwierigkeiten richtig einzuschätzen.

Aber betrachten wir einmal die Art und Weise jener am meisten in die Augen fallenden Störung des Verkehrs, wie selbst unser deutsches Mittelgebirge eine solche in hohem Grade bedeutet. Das

stärkste Hindernis, das der Bau unsrer Erdoberfläche dem Verkehr zu Lande bereitet, ist die Wirkung der Schwere. Schon bei geringem Anstieg steigert sich dieser Nachteil ganz außerordentlich, was sich aus folgendem ergibt. Während eine der großen dreiachsigen Güterzuglokomotiven der preußischen Staatsbahn, die selbst das gewaltige Gewicht von nicht viel weniger als 40000 kg besitzt, auf völlig wagrechter Strecke imstande ist, die ungeheure Last von 2800000 kg zu befördern, vermag sie bei der außerordentlich geringen, selbst in den Ebenen Norddeutschlands sehr häufigen Steigung im Verhältnis von 1 m Höhe auf 500 m Weglänge nur noch die Hälfte dieser Gewichtsmenge vorwärtszubewegen. Bei dem im niedrigen Hügellande bereits sehr oft vorkommenden Anstiege von 1 zu 100 m dagegen beträgt diese Last nur noch ein Siebentel der im ersten Falle beförderten. Bei einem Verhältnis der Erhebung zur Länge der Strecke von 1 zu 40 endlich, wie es in unsern Mittelgebirgen bisweilen, in den Alpen oft auf lange Strecken gewählt werden mußte, und über das man nur ungern und meist nur auf ganz geringe Entfernungen bei unsern vollspurigen Eisenbahnen hinausgeht, ist eine Lokomotive von der angegebenen Größe nur noch imstande, das Gewicht von 150000 kg zu transportieren.

Nun verwendet die wissenschaftliche Erdkunde seit langem zur Charakterisierung eines Gebirges unter anderm den sogenannten Böschungswinkel, d. h. sie gibt an, in welchem Grade eine vom Fuße des Gebirges bis zu seinem Kamm gezogene Linie gegen die Wagerechte ansteigen würde. Dieser Winkel, der übrigens viel kleiner ist, als sich ihn der in diesen Dingen Unbewanderte vorstellt, gibt nun dem Geographen ein ausgezeichnetes Mittel an die Hand, den verkehrshemmenden Einfluß eines Gebirges zu kennzeichnen. Denn er setzt ihn in den Stand, das Mindestmaß der Verlängerung zu beurteilen, welche ein Weg, sagen wir in unserm Falle eine Eisenbahn, durch die Überschreitung eines Gebirges erfahren muß. Die Verzögerung, die der Verkehr durch ein Gebirge erfährt, läßt sich ebenfalls auf diese Weise beurteilen, denn was am Wege durch die Wahl eines steileren Anstieges gespart wird, geht an der Verringerung der Fahrgeschwindigkeit wieder verloren. Wie sehr aber selbst niedrige Mittelgebirge in dieser Hinsicht verzögernd und hemmend wirken, zeigt das Beispiel des Thüringer Waldes, der einen Böschungswinkel von nur 5 Grad besitzt, während der Anstiegwinkel einer unter der erwähnten Steigung von 1 zu 40 gebauten Gebirgsstrecke nur etwa 1½ Grad beträgt. Dieses Gebirge wird von einer Hauptbahn überschritten, die in dem bekannten, unter Oberhof hinwegziehenden Tunnel nicht mehr als 640 m Höhe erreicht. Trotzdem ist die Wirkung des Anstiegs so groß, daß die auf dieser Strecke verkehrenden Durchgangszüge, die zwischen Berlin und Halle eine Fahrgeschwindigkeit von 80 km in der Stunde verzeichnen, auf der vor dem östlichen Tunneleingang innerhalb des Gebirges liegenden Strecke nur eine solche von 22, aber auch beim jenseitigen Abstieg nur eine solche von 59 km erreichen. Auf der recht kurzen Strecke, die der Reisende hier über ein verhältnismäßig schmales Gebirge in nicht einmal bedeutenden Meereshöhen zurückzulegen hat, verliert er gegen die durchschnittliche Fahrzeit in der Ebene nicht weniger als 50 Minuten.

Doch es sind nicht allein Gebirge, die den Bau und den Betrieb von Verkehrsstraßen beschweren. In den meisten Landschaften Europas und namentlich Deutschlands sind sie es allerdings, die als die wichtigsten Hemmungen der Eisenbahnverbindungen gelten müssen. Anders im Hochlande. Dort, in den mehr oder weniger ausgedehnten Plateaugebieten einzelner Länder und ganzer Weltteile, sind es zumeist die Täler, die der Anlage eines Schienenwegs die stärksten Hindernisse in den Weg legen. Denn bei der Weite aller größeren, tief in das Umland eingeschnittenen Flußtäler ist eine Überbrückung in der Regel unmöglich. Wo in den Einöden des Koloradogebiets im Westen der Vereinigten Staaten die schauerlichen Schluchten des „Großen Cañon“ mit ihren mauerartigen Wänden durch das Hochland ziehen, haben wir das großartigste Beispiel eines solchen Verkehrshindernisses vor uns, das die Natur kennt. In kleinerem, aber immer noch für den vordringenden Straßenbau recht unbequemem Maßstabe sind es die Randgebiete Südafrikas, in denen die dem Innern zustrebenden Eisenbahnen häufig genug zu weiten Umgehungen der Flußtäler genötigt werden. Diese Beschaffenheit großer Gebiete wird sich später noch fühlbarer machen, und es sind Länder wie Abessinien, in denen wir in vielleicht nicht mehr ferner Zeit eine lange Reihe gewaltiger Kunstbauten werden angelegt sehen, die ihre Entstehung lediglich dem Umstande verdanken werden, daß auf Plateaus, gerade umgekehrt wie im Gebirge, die Täler die eigentliche Hemmung des Verkehrs bedeuten.

Wie sehr dieser Satz selbst auf die kleineren Hochländer Mitteleuropas Anwendung findet, zeigt uns am besten ein Vergleich zweier deutscher Bahnlinien miteinander. Die bekannte Saalbahn, die von Naumburg über Jena nach Saalfeld führt, besitzt alle Eigenschaften einer bis an den Fuß eines Gebirges führenden Talbahn. Obwohl sie, eine der schönsten deutschen Strecken, von schroffen Randhöhen begleitet, an zahlreichen nicht unbedeutenden Bergklötzen und Vorsprüngen des Thüringer Ostplateaus vorüberführend, auf 75 km Länge rund 90 m ansteigt, geschieht dies so gleichmäßig, daß noch nicht einmal ein halbes

Prozent der Gesamtlänge stärker als zwischen 1 zu 200 und 1 zu 100 m geneigt ist. Die sie kreuzende Strecke der Weimar-Geraer Bahn dagegen gewährt namentlich auf dem unmittelbar vor Jena befindlichen Teil ihres Verlaufes in dem Bau des Bahnkörpers vollständig das Bild eines in hohem Gebirge dahinziehenden Schienenweges. Der Höhenunterschied zwischen Weimar und Gera, den beiden rund 68 km voneinander entfernten Endpunkten der Linie, beträgt allerdings nur 50 m. Trotzdem hat sie, die einzelnen An- und Abstiege zusammengerechnet, einen Höhenunterschied von mehr als 600 m zu überwinden, weil sie gezwungen ist, das bei Jena besonders tief eingeschnittene Saaltal zu überschreiten. Ein großer Teil dieser überhaupt kein eigentliches Gebirge berührenden Linie hat gleichwohl Steigungen zu überwinden, die man außerhalb der echten Bergländer (es handelt sich dabei um weit mehr als ein Drittel der Bahn) kaum so leicht wiederfinden wird. Ja, mehr als ein Zehntel der an manchen Stellen hochromantische Ausblicke gewährenden Linie verläuft unter dem außerhalb des Mittelgebirges auf so lange und teilweise zusammenhängende Strecken ganz ungewöhnlichen Neigung von 1 zu 50 m.

Am deutlichsten tritt uns die Bedeutung der An- und Abstiege einer natürlichen Verbindungslinie für den Eisenbahnbau in den Hochgebirgen unsrer Erde entgegen. Wir erkennen aus dem Vergleich der diese überbrückenden Schienenwege, wie keineswegs die absolute Erhebung des zu überschreitenden Höchstpunktes das Maß für die schwerere oder leichtere Überwindung bildet. Vielmehr ist es der Bau, gewissermaßen die architektonische Anlage der hindernden Bergmauer, der uns erst das richtige Urteil über den Grad der Benutzbarkeit einer Verkehrsstraße gewinnen läßt. Kein überzeugenderer Beweis läßt sich hierfür erbringen als ein Vergleich unsrer Alpenbahnen mit den die Felsengebirge überschreitenden Riesenlinien Nordamerikas. Hier, im europäischen Hochgebirge, übersteigen die höchsten der großen, quer über die Alpen führenden Bahnen nirgend die Höhe unsrer bedeutenden Mittelgebirgsgipfel; die nördliche Pazifikbahn dagegen ersteigt eine solche von 1700 m und die große zentrale Linie gar einen Paß von nicht weniger als 2500 m, das ist doppelt soviel als die größte Erhebung der Gotthardstrecke. Trotzdem hatten die amerikanischen Erbauer jener gewaltigen Schienenwege viel geringere Schwierigkeiten bei der Anlage ihres Werkes zu überwinden als die genialen Schöpfer unsrer wichtigsten alpinen Übergangslinien in Europa. Denn der wahre Anstieg, das heißt der vom Ostfuß des wirklichen Gebirges bis zur Paßhöhe der Bahn, ist in den Felsengebirgen viel geringer, die Neigungswinkel des Gleises sind dort viel kleiner als diejenigen, welche beim Übersteigen der Zentralalpen von den sie im Norden und Süden unmittelbar begrenzenden Tälern aus bewältigt werden müssen.

Wie wenig die Meereshöhe an und für sich bei diesen Wunderwerken der Technik in Frage kommt, sondern wie die Hauptschwierigkeiten in dem Bau der Täler und Gehänge beruhen, erkennt man aus einem Vergleich der beiden älteren nach Italien führenden Nord-Süd-Linien, der Brenner- und der Gotthardbahn. Die schweizerische Strecke ist an der höchsten Stelle des Gleises noch um rund 200 m niedriger als die Brennerbahn an ihrem Höhepunkte. Dagegen verläuft von jener, selbst unter Abrechnung des Haupttunnels, beinahe ein Drittel der gesamten Länge unter der Erde, bei der Brennerstraße dagegen noch nicht einmal ein Fünfundzwanzigstel der eigentlichen Hochgebirgsanlage. Ja, sogar die größte zulässige Steigung konnte hier in geringerem Maße zur Anwendung gebracht werden als bei der Gotthardroute, weil eben der Bau der Alpen der Ersteigung der Paßhöhe hier viel weniger Schwierigkeiten in den Weg legte als dort der Erreichung der Eingangshöhen des berühmten Tunnels. Wie wichtig im Gebirge überhaupt auch die größere oder geringere Sanftheit der Talgehänge für den Verkehr ist, vermag niemand besser zu beurteilen als der Reisende, der, etwa von Genua kommend, über Rapallo und Sestri nach Spezia fährt. Von dem letztgenannten Orte an ruht sein Blick nur höchst selten einmal länger als eine Minute auf den malerischen Formen der in das blaue Meer hinausspringenden felsigen Höhen oder auf den üppigen Gärten der kleinen, in die engen Täler förmlich eingezwängten Ortschaften. Immer wieder, oft schon nach wenigen Sekunden, entzieht ihn die vorwärtsbrausende Lokomotive dem Tageslicht, und zu der Annehmlichkeit, den größten Teil der Fahrt im Dunkel der unterirdischen Durchbrüche zu verweilen, kommt die verdorbene, von widerlichem Qualm und Schwefelgestank verpestete Luft in den Tunnels, um ihm jeden Genuß auf diesem Teil der Rivierabahn zu rauben. Hier wird ihm am eignen Leibe in eindringlichster Weise vor Augen geführt, wie sehr der Mensch in seinen großen, dem Verkehr dienenden Werken von dem Grunde abhängig ist, auf dem er sie errichtet.

Doch nicht nur der Bau der Gebirge ist eins der größten Hindernisse für die Verbindungen und für die Festigung der mannigfachen Beziehungen, die das rastlos pulsende Leben zwischen den verschiedenen Völkern geschaffen hat, sondern die Vorgänge im Luftmeer, auf See die wichtigsten der treibenden und hemmenden Kräfte, lassen den Menschen auch auf dem festen Lande nur zu oft erkennen, wie wenig seine Macht trotz aller Erfindungen und Vollkommenheiten doch eigentlich bedeutet. Auch hier ist es wieder die Welt der Berge, deren klimatische Eigenart dem

Kaufmann mit neuen Schrecknissen droht, die nicht sowohl in der Vernichtung seines Besitzes, als vielmehr in der empfindlichen Störung seiner geschäftlichen Berechnung und in ihr folgenden Verlusten beruhen. Selbst unser deutsches Mittelgebirge leidet in dieser Beziehung bisweilen schon recht erheblich unter der längeren Dauer des Schneefalls; im sächsischen Erzgebirge, an dessen Nordfuß die mittlere Dauer des Zeitraumes, währenddessen man auf Schneefall rechnen kann, 161 Tage umfaßt, hat man seine Länge schon in einer nur 400 m höher liegenden Zone auf nicht weniger als 196 Tage festgestellt; das ist etwas länger als an der Nordseite des Brenners in der Höhe des Passes!

Zeigt diese Zahl, wie selbst in nicht weit voneinander entfernten Gegenden örtliche Einflüsse sich im Verkehr in ganz verschiedener Weise wirksam erweisen, so möchte ich die Blicke des Lesers noch einmal auf jene an landschaftlichen Reizen reichen Gebirgsstrecken der nordamerikanischen Überlandbahnen lenken. Besser als irgendwo sonst auf der Erde vermag er an diesem Beispiel zu erkennen, welch außerordentliche Verschiedenheiten auch die Sonderart des Klimas im Verkehrsleben scheinbar einander sehr ähnlicher Gebiete bedingt. Wenn in den vorhin erwähnten Seehöhen, welche jene großen Überlandbahnen überschreiten müssen, ein auch nur halbwegs alpiner Winter mit seinen ergiebigen Schneefällen herrschen würde, so wäre es während mehrerer Monate kaum möglich, einen Zugverkehr auf diesen Schienenwegen aufrechtzuerhalten. Glücklicherweise fällt aber dort je weiter nach Westen um so weniger Schnee, und während der Monate Dezember, Januar und Februar gibt es selbst am Ostabhange der mittlern Felsengebirge noch nicht ein Drittel des während der gleichen Jahreszeit im Seengebiet beobachteten Niederschlags.

Doch sind es keineswegs nur die Erhebungen der Erdrinde, die dem Vordringen der modernen Straßen ebensogut Hindernisse bereiten wie ehedem den einfacheren Hilfsmitteln vergangener Zeitalter. Von Sümpfen und Mooren, die oft ebensogut umgangen werden müssen wie große Seen, soll hier nicht weiter die Rede sein. Wohl aber von einer uns Europäern freilich unbekannten Folgeerscheinung tropischer Verhältnisse, wie sie sich in der riesenhaften Entwicklung der Flüsse in den wärmeren Zonen, und wie sie sich nicht minder in dem fabelhaft üppigen Pflanzenwuchs mancher Gebiete offenbart. Dabei ist es weniger der eigentliche Fluß, der den Technikern dieser Länder Kopfzerbrechen verursacht, obwohl ja die Breite der Ströme namentlich in der Äquatorialzone diejenige unsrer größten Wasserläufe oft erheblich übertrifft. Aber in jenen Breiten wechselt diese während der einzelnen Jahreszeiten bisweilen ganz außerordentlich, und der Charakter der Riesenströme der warmen Zone wird zudem vielfach durch weite Überschwemmungszonen und durch zahllose, noch dazu an Umfang und Gestalt leicht wechselnde Inseln und Bänke bestimmt, so daß ein Übergang oft nur an wenigen, besonders günstigen Stellen möglich ist. Der Ganges, der in Bengalen eine gewöhnliche Breite von etwa 1½ km besitzt, steigert diese innerhalb seines Hochwasserbettes während der Herrschaft des regenbringenden Sommermonsuns auf weite Strecken bis auf 5, ja auf mehr als 6 km. Der Bramaputra erfährt gar an einzelnen Stellen seines Mittellaufes durch Teilung und Inselchen eine Verbreiterung der Hochwasserzone auf 40 km, was ungefähr der Entfernung von Berlin bis Werder bei Potsdam entspricht.

Muß also der Erbauer tropischer Bahnen mit besonderer Sorgfalt den Verlauf der Linie erwägen, der hier ganz neue und bei uns unbekannte Hindernisse in den Wasserläufen gerade des flacheren Landes erwachsen, so hat er selbst mit der Pflanzenwelt als mit einer seinem Werke feindlichen Macht zu rechnen. Nicht Elefanten und andre Riesen der Tierwelt hat er zu fürchten, wie sie ja von unsern Witzblättern bisweilen im Kampfe mit einem tropischen Bahnzuge dargestellt werden, wohl aber die in unglaublicher Schnelle wuchernden, jedes nicht sorgfältig behandelte Bauwerk in kurzem zerstörenden Gewächse äquatorialer Gebiete. In manchen Ländern bildete und bildet noch heute die Dichte und Undurchdringlichkeit des tropischen Urwaldes eine wirksamere Grenze zwischen zwei durch sie getrennten Landschaften, als es ein hohes Gebirge imstande sein würde. Hat doch vor noch nicht langer Zeit in unsrer deutschen Kameruncolonie selbst der Trägerverkehr von der Küste nach dem Innern unter diesen Verhältnissen außerordentlich gelitten. Die Freilegung einer Strecke für eine in solchem Urwaldgebiet zu erbauende Bahn ist als Vorarbeit kaum geringer einzuschätzen als diejenige, die der Schienenlegung im Berglande vorausgeht.

Mannigfach ist, wie wir gesehen haben, die Erschwerung, welche die Natur dem Menschen bei ihrer Überwindung des Raumes bereitet. Gleichwohl dringt das neue Geschlecht, das die Riesenleistungen der Technik bereits wie etwas Altgewohntes betrachtet, unaufhaltsam vorwärts. Und wie man sich unser europäisches Leben bereits nicht mehr ohne den Fernsprecher und die ihm nachfolgenden Erfindungen denken mag, so wird auch für die außereuropäischen Gebiete, in denen wir uns noch heut' in die Zeit unsrer Altvordern zu versetzen vermögen, dieser Zustand dereinst der Vergangenheit angehören. Um den Umschwung zu ermessen, den etwa die mehrfach erwähnten Alpenbahnen in unserm heimischen Weltteil hervorgerufen haben, und den heutzutage



ADOLF BEYER 1907

Adolf Beyer: Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein.
(Mit Genehmigung des Kunstverlags von H. Knoeckel in Frankfurt a. M.)
Original im Besitz des Großherzogs von Hessen.
Zu dem Aufsatz „Darmstadt“ von Dr. Karl Bader.



selbst die Frau des einfachen Mannes empfindet, wenn sie für wenige Groschen italienische Orangen oder Trauben einkauft, die früher nur auf dem Tisch des Wohlhabenden zu finden waren, braucht man nur einmal den Verkehr auf den Hochstraßen der Schweiz vor der Eröffnung der großen Übergangsbahnen zu beachten. Die begangenste von ihnen, die über den St. Gotthard, wurde im Jahre 1852 von nicht mehr als 21300 Personen benutzt, einer Zahl, die heute in wenigen Tagen auf bequemste Weise an derselben Stelle über die Zentralalpen befördert werden kann; und selbst im Jahre 1876 belief sich die Zahl der den Paß benutzenden Menschen auf noch nicht 70000. Damit vergleiche man den Strom von Reisenden, der sich sommers und winters über diesen einen Weg nach Italien ergießt und von dort wieder zurückflutet, und der sich keineswegs nur aus Begüterten zusammensetzt. Dabei ist zu bedenken, daß alle andern Paßstraßen dieses Landes in der Stärke des Personenverkehrs erst in weitem Abstande folgten.

Legt man die Fläche der einzelnen Länder zugrunde und bezieht auf diese die Länge ihres Eisenbahnnetzes, so läßt das Ergebnis besonders in einem so mannigfach gestalteten Erdgebiet, wie unser europäisches Festland es ist, auch die Wirkung der Landesnatur bisweilen mit überraschender Klarheit erkennen. Das eisenbahnärmste Land des Weltteils ist nämlich nicht, wie mancher vermuten wird, Rußland, sondern das hochstehende Norwegen, in dem auf die Einheitsfläche nicht mehr als ein rundes Viertel der Länge entfällt, die das benachbarte, ihm in seiner Kultur so ähnliche Schweden besitzt. In Deutschland zählte man in dem hier herangezogenen Jahre 1906 bereits 10,7 km Streckenlänge auf je 100 qkm. Trotz des starken Fortschreitens, in dem der Ausbau unsers heimischen Eisenbahnnetzes begriffen ist, wird es von Großbritannien und Irland noch immer um 1 km auf derselben Fläche übertroffen, obwohl die Vollendung eines dichten Maschenwerks von Schienenwegen dort bereits viel früher erreicht worden war als im Deutschen Reiche. Das viel geringere Verkehrsbedürfnis des Franzosen, das zum Teil in den allgemeinen wirtschaftlichen Lebensverhältnissen des Landes, aber in nicht geringem Grade auch in dem Charakter seiner Bewohner begründet ist, beweist schon der Umstand, daß es um ganze 2 km hinter der für Deutschland angegebenen Einheitszahl zurückbleibt. Ein dem aufmerksamen Beobachter um so mehr auffallender Unterschied, als ja Frankreich in seinen Wasserstraßen keineswegs ein für die moderne Binnenschiffahrt besonders günstiges Verkehrsnetz besitzt.

Am auffallendsten tritt uns dieser Einfluß der Flüsse, die ja die Eisenbahnen bis zu einem hohen Grade zu entlasten vermögen, in den beiden Nachbarländern Belgien und Holland entgegen. Dort, in einer Industrie- und Handelslandschaft ersten Ranges, finden wir das dichteste Eisenbahnnetz der ganzen Erde. Denn Belgien zählte 1906 auf je 100 qkm nicht weniger als 24,6 km Streckenlänge, also mehr als doppelt soviel wie der verkehrsreichste unter den größeren Staaten Europas, das Britische Reich. Die Niederlande, die viel dichter bevölkert sind als das Deutsche Reich, und deren Handel sich doch wahrlich auch nicht zu verstecken braucht, blieben mit 9,2 km auf der Einheitsfläche noch erheblich hinter unserm Vaterlande zurück. Aber wie Belgien das an Bahnen, so sind die Niederlande das an Kanälen reichste Land der ganzen Erde, und ein sehr beträchtlicher Teil des Güterverkehrs spielt sich hier ganz und gar auf den Wasserstraßen ab, die das Land nach allen Richtungen durchziehen und selbst die am weitesten voneinander entfernten Bezirke miteinander verbinden.

Wie man aus vorstehendem ersieht, lassen sich bei einiger Aufmerksamkeit aus jenen Dichtezahlen die mannigfachsten Schlüsse auf die verkehrsgeographische Stellung ganzer Länder sowohl wie einzelner Teile von solchen ziehen, und es ist eine ebenso interessante wie lohnende Aufgabe, solche Sondergebiete, wie sie z. B. unsre deutschen Hauptlandschaften darstellen, nach diesen Gesichtspunkten miteinander zu vergleichen. Berücksichtigt man im Gegensatz zu den hier aufgeführten Ländern höchster geistiger und wirtschaftlicher Entwicklung etwa die südeuropäischen, so ist es zumeist das weit geringere Reisebedürfnis, das sich in der viel kleineren Dichtezahl der Eisenbahnen ausspricht. Wenigstens Italien kann hier als beweiskräftiges Beispiel herangezogen werden, denn in diesem Lande, das ja außerordentlich dicht bevölkert ist, entfallen nur 5,8 km auf die Einheitsfläche. Anders spiegelt sich endlich die geringe Stufe, auf der der größte Teil des russischen Volkes noch heute verharrt, in der Ausdehnung seines Eisenbahnnetzes, das noch nicht ein Drittel der Dichte des nordamerikanischen erreicht, obwohl Rußland an Zahl der Einwohner die Vereinigten Staaten noch übertrifft.

Wenden wir uns den alten Kulturländern Asiens zu, so überrascht uns auf den ersten Blick die bei der großen Volksdichte recht niedrig erscheinende Länge der japanischen Bahnen. Kaum ein Siebentel der Erstreckung der deutschen Schienenwege kommt ihm zu. Aber in der Tat ist diese auffallende Tatsache ebenso im wirtschaftlichen Leben begründet wie in Italien. Länder, in denen die landwirtschaftliche Beschäftigung die übrigen Berufszweige stark überwiegt, empfinden im allgemeinen viel weniger das Bedürfnis nach einer schnellen Erweiterung ihres neuzeitlichen Straßennetzes. Selbst in Indien mit seiner für ein Tropenland sehr dichten Bevölkerung und seiner doch wahrlich nicht zu unterschätzenden Kultur

rechnet man heute erst mit einer Verhältniszahl der Bahnen von noch nicht ganz 1 km auf je 100 qkm der Gesamtfläche des Staatsgebiets, und das trotz des Einflusses der zielbewußten und vor keinen die Erschließung fördernden Ausgaben zurückschreckenden Engländer. Man darf deshalb ruhig aussprechen: es sind die Länder der vorwiegend germanischen Kultur mit ihrer Vielseitigkeit und ihrem kräftigen Aufwärtsstreben, die in der Überwindung des Raumes fast allein den Anforderungen des heutigen Lebens sich gewachsen zeigen.

Man wird, um die einer bestimmten Strecke zufallenden Aufgaben zu beurteilen, gut daran tun, die durch sie verbundenen Ortschaften in verschiedene Größenklassen zu teilen. Wir wollen zur Erläuterung dieser Ausführung nur die an einigen deutschen Linien gelegenen mittlern Städte, d. h. solche von 10- bis 100000 Einwohnern, berücksichtigen, wobei deren Einwohnerzahl im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts der Rechnung zugrunde gelegt werden mag. Berechnen wir jetzt, wieviel solcher Mittelstadtbewohner auf eine beliebige Einheitslänge der zu vergleichenden Bahnlinien entfallen, so erhalten wir ein vortreffliches Bild der Bedeutung der Bahnen als Durchgangs- oder als Verkehrslinien. Natürlich vermag ein Schienenweg beide Aufgaben zu erfüllen, aber sein Hauptwert für ein bestimmtes Land ergibt sich doch mit großer Genauigkeit aus der hier empfohlenen Art der Untersuchung. Zugleich beachte man die mittlere Entfernung der größeren Stationen voneinander; das Ergebnis einer solchen Zusammenstellung wird der verkehrsgeographischen Betrachtung unter allen Umständen großen Nutzen bringen.

Im folgenden sind die durchschnittlichen Entfernungen der Mittelstädte an einigen der wichtigeren deutschen Linien und daneben die auf jedes Kilometer der betreffenden Strecken fallende Zahl von Mittelstadtbewohnern zusammengestellt, um dem Leser einen Begriff von dem Unterschiede zu geben, der zwischen den einzelnen hier angezogenen Schienenwegen besteht. Die Bevölkerung der wenigen an ihnen gelegenen Großstädte ist in der kleinen Tabelle nicht berücksichtigt.

Linie	Mittlere Entfernung der an ihr gelegenen Mittelstädte	Von deren Bewohnern kommen auf jedes km Streckenlänge
Hamburg—Göttingen	74 km	317 Einwohner
Frankfurt—Basel . .	48 „	634 „
München—Lichtenfels	73 „	297 „
Bebra—Halle . . .	23 „	1283 „

Wer bemerkt nicht auf den ersten Blick die geradezu auffallende Ähnlichkeit der Linie Hamburg—Göttingen mit der von München nach Lichtenfels führenden Strecke? Der Vergleich gibt hier insofern ein besonders klares Bild, als bei jeder der beiden Bahnen eine große Industriestadt von uns außer acht gelassen wurde. Beide durchziehen ein vorwiegend Landwirtschaft treibendes Gebiet, beiden fällt somit in erster Linie die Aufgabe zu, den großen Verkehr zwischen weit voneinander entfernten Gebieten zu vermitteln. Anders schon sind die Anforderungen, denen eine allerdings auch diesem Durchgangsverkehr in hohem Grade dienende Strecke wie die hier berücksichtigte südwestdeutsche im eignen Gebiet zu genügen hat, während der thüringische Abschnitt der von Halle auf Kassel und Frankfurt ziehenden Straße ohne weiteres die völlig andersgeartete Bedeutung der Landschaft für die sie durchschneidende Bahn zeigt. Denn hier ist die aus den beiden Zahlen sich ergebende wichtigste Forderung des Landes an die Bahn darin zu erblicken, daß sie die Interessen des thüringischen Verkehrs in den Vordergrund stelle oder doch zum mindesten nicht hinter denen des großen Durchgangsverkehrs in den Hintergrund treten lasse.

Soweit unsre den Verkehr auf dem festen Lande anlangende Betrachtung. Bei dem beschränkten Raume, der zur Verfügung steht, kann und soll sie nur den Wert eines einzelnen Beispiels beanspruchen. Aber immerhin denjenigen eines Beispiels, das dem Leser zeigt, welche Fülle von Fragen die Abhängigkeit des menschlichen Verkehrs von der Natur an die neuzeitliche Geographie stellt, und wie sie durch ihre Beantwortung dazu beiträgt, uns die Erde nicht nur als einen wunderbaren Weltkörper, sondern immer mehr auch als den Wohnsitz unsers Geschlechts in Ursache und Wirkung der wechselnden Erscheinungen kennen zu lehren.

Auf Rügen

Unten schäumt das Meer empor,
Hier zu meinen Füßen
Springt ein Quell aus moosigem Tor,
Froh, den Tag zu grüßen.

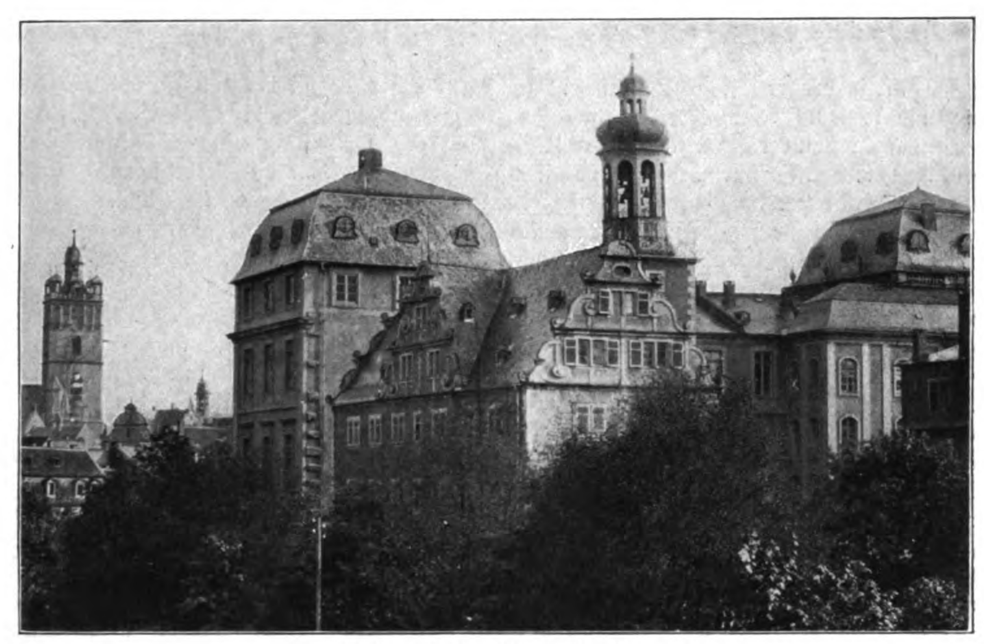
Und die junge Welle blitzt
Auf im Sonnenstrahle,
Überstürzt und überhitzt
Hastet sie zu Tale.

Fast mit einem einzigen Blick
Kann ich übersehen
Ein vollendetes Geschick,
Werden und Vergehen

Lange oder kurze Bahn,
Arme oder reiche —
In dem weiten Ozean
Ist die Ruh' die gleiche.

Friedrich Adler





Stadtkirche. Residenzschloß mit Glockenspiel.

Darmstadt

Von Prof. Dr. Karl Bader (Darmstadt)

Mit fünfzehn Abbildungen nach Aufnahmen von Zedler & Vogel in Darmstadt

„So aus Darmstadt?“ fragte mein neugieriges Gegenüber im D-Zug hinter Hannover. „Das liegt in Hessen?!“ fügte es hinzu.

Die Ortsbestimmung kam zaghaft heraus. Sie überraschte mich nicht. Wo die rotweißen Grenzpfähle aufhören, beginnt für vernünftige, aber auch für wunderliche Begriffe von der hessischen Residenz, ihrer Lage, Größe und Art, das Reich unbegrenzter Möglichkeiten. Das zeigte sich sofort.

„Darmstadt,“ griff mein jovialer Nachbar zur Rechten die Frage auf, „Darmstadt, ein Seeplatz am Flusse Darm und am großen Woog.“ Und nun rezitierte er das Telegramm, mit dem unser Kaiser den hessischen Erbgroßherzog begrüßt und das „Woog“ genannte Gewässer östlich von Darmstadt zu ungeahnter Berühmtheit gebracht hat. „Ich möchte da nicht wohnen,“ fuhr er fort. „Sooft ich dort ankomme, suche ich vergebens einen Wagen an der Bahn und steige nach einem Gang durch beängstigend leere Straßen in einem alten Gasthof ab, wenn ich nicht vorziehe, in Frankfurt zu bleiben.“

„Nun, nun,“ mischte sich jetzt auch ein dritter Mitreisender ins Gespräch. „Sie übertreiben aber stark! Ich für mein Teil schwärme für Darmstadt. Ich habe da eine wunderbare Studienzeit verbracht, in Konzerten, im Theater, in der prachtvollen Umgebung geschwelgt, und neben einer Fülle von Anregung in Kunst und Wissenschaft verdanke ich ihm als Architekt besonders viel.“ Und nun pries er den Meister Olbrich und den neuen Darmstädter Stil.

Neue Fahrgäste stiegen zu, das Gespräch stockte. Gottlob! Am Ende wäre mir noch das saure Amt des Schiedsrichters übertragen worden …

Darmstadts Ruf als Kunststadt ist so jung wie der einer langweiligen Residenz alt. Schon Matthias Claudius fand die Umgegend paradiesisch, aber die Stadt hielt ihn nicht. Der Schweizer Dichter Albrecht von Haller tadelt ihre schnurgeraden Straßen, Karl Maria von Weber findet sie ledern; Schiller mag von der Reveille, die ihn nachts jäh aus dem Schlummer weckte, und von dem Schneeball, der ihm auf dem Markt an den Kopf geflogen sein soll, kaum eine besonders sympathische Erinnerung mitgenommen haben. Von Goethe ist uns trotz seiner Beziehungen zur Vaterstadt Mercks kein bedeutsames Wort für oder wider Darmstadt überkommen. Leider! Oder sollen wir sagen: Glücklicherweise?

Es ist ja wahr: die Rheinstraße ist so lang als reizlos. Ödem Mangel an gefälligen Bauten stand früher die Öde ihrer Unbelebtheit ebenbürtig zur Seite. Noch jetzt spukt ein böses Verslein von „einem" Akzessisten, der auf ihr herumwimmele in abenteuerlichen Berichten vom Anblick der Hauptzugangsstraße. Aber etwas sehr Bezeichnendes hat diese: unwillkürlich trifft das Auge des sie Durchwandernden immer wieder auf die hochragende Gestalt eines Fürsten, das „Monument". Ähnlich ergeht es dem Wanderer durch die Geschicke und Geschichte der hessischen Residenzstadt überhaupt. Das sind Durchschnittsereignisse ohne Glanzpunkte in langer Reihe, aber bei besonderen Begebenheiten fällt der Blick stets auf die Fürsten, die, hier Hof haltend, wirksam in das Werden und Gedeihen der Stadt eingegriffen haben. Darmstadt, ohne natürlichen Wasserlauf oder besonders fruchtbares Erdreich, verdankt so ziemlich alles, was es ist, seinem Fürstenhause. Das hat die Geschichte mit unverlöschlicher Schrift in seine Chronik geschrieben.

Als fränkisches Dorf erscheint die „Stadt des Darimund" (denn das sie durchfließende Bächlein „Darm" ist an ihrem Namen unschuldig), aber nur dunkle Kunde kommt aus jener alten Zeit. Ein unbedeutender Platz bleibt sie auch nach der Verleihung des Stadtrechts am 23. Juli 1330 durch Ludwig den Bayern als Residenz der Grafen von Katzenelnbogen. Noch im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zählt die Stadt kaum 17000 Einwohner. Und was sich hinter ihren Mauern abspielte, waren nichts weniger als weltbewegende Ereignisse. Keine Feldherren und Staatsmänner zieren ihre Geschichte. Schlichte, ehrliche Menschen ziehen da an uns vorüber, ins Kleine gestellt, im Kleinen treu, eng aber echt. Hier wie überall Schildbürgerstreiche und Krähwinkeleien neben schönen Zügen. Auch unverdienter Makel.

Schlicht und prunklos wie der Stadt Geschichte stellen sich auch deren Denkmäler in Holz, Erz und Stein uns dar. Kein hochragender Dom reckt über ihre Häuser sein Haupt gen Himmel.

Von den Kirchen käme für den Kunsthistoriker wenig mehr als die Stadtkirche in Betracht. Sie ist ein ehrwürdiges, aber mehrfach verändertes Bauwerk; in ihren ältesten Teilen aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammend, mit einem sehr gefälligen Chor, zeigt sie den Turm, der vordem ein spitzes Dach und Ecktürmchen hatte, seit 1629 in den noch heute sichtbaren Formen. Im Innern verdient etwa noch das polychrome „fürstliche Epitaphium" zum Andenken an die 1587 verstorbene Landgräfin Magdalene,



Marktbrunnen und Rathaus.



Häuser in der Alexanderstraße.

ihren Einzug in den Himmel darstellend, unsre Beachtung. Unter der Kirche sind die Mitglieder des Fürstenhauses bis auf Ludewig I. beigesetzt.

Nicht besser steht's mit den bürgerlichen Bauten zu Nutz, Schutz und Trutz aus älterer Zeit. Verblüffend wenig ist davon erhalten. Doch vermag der Renaissancebau des 1599 entstandenen Rathauses am Markt dem Kunstarchäologen wohl Interesse abzugewinnen. Spärliche, aber jetzt wenigstens gut sichtbare Reste der alten Stadtmauer gemahnen an den ehemaligen festen Platz; eigenartig mutet der „weiße Turm" an, ein Stadtturm am Ernst-Ludwigs-Platz. Der alte Geselle ist zum Verkehrshindernis geworden, aber die drohende Gefahr, niedergerissen zu werden, ist gottlob an ihm vorübergegangen.

Noch sind zwei Stadttorhäuser erhalten: das Rheintor im Westen, jetzt Kunstvereinshalle, und das Jägertor im Osten. Sie geben, wenn auch jünger, einen guten Begriff, wie es gewesen sein mag, wenn die Wache ins Gewehr trat oder schwerfällig die Post hereinrollte oder Seine hochfürstliche Gnaden der Landgraf zur Jagd in den herrlichen Kranichsteiner Wildpark hinausfuhr. Daß am Jägertor eine Lunte hing, den Rauchern, die ihren Tabak innerhalb der Stadt nicht anzünden durften, die ersehnte Erlösung, meldet eine Kunde, die wie ein Zopf an der Geschichte Darmstadts baumelt.

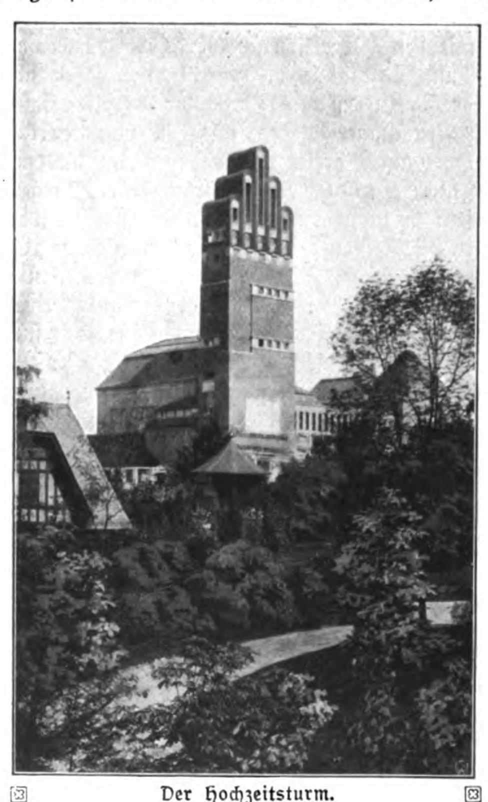
Einen ungleich besseren Eindruck als Wehrbau macht das Residenzschloß am Markt. Jahrhunderte haben an ihm gebaut, verbrannt, geflickt, verändert, abgerissen. Der stattliche Häuserblock bildet fast einen Stadtteil für sich; wiewohl vom Verkehr durchflutet, weist er auch weltabgeschiedene Höfe und verwunschene Gärten auf. Durch ihre Stille tönen höchstens die Weisen des den Darmstädter ans Herz gewachsenen Glockenspiels von 1761. Ein an drei Stellen überbrückter, ehedem mit Wasser gefüllter Graben umgibt das Ganze. Besonders wuchtig sind die Teile des Schlosses, die Landgraf Ernst Ludwig im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erstehen ließ. Daß die Kosten ihm Einhalt geboten, das Ganze nach den Plänen von Rouge la Fosse auszubauen, erscheint dem Kunstfreund ein Glück. Es wäre weder gefällig noch zweckmäßig geworden. Immerhin waren die lange im Rohbau stehenden Zimmer und Säle von hohem Wert, als sie die von Ludewig I. geförderten Kunstsammlungen, das „Museum", aufnehmen konnten. Und noch heute befinden sich im Schlosse zwei Kleinodien, die einen kostbaren Besitz des Großherzogs und des Staates darstellen: die nach langem Streit für echt erklärte Holbeinsche Madonna, ein Weihebild vom Basler Bürgermeister Meyer,





Nordportal des Residenzschlosses.

etwa 1516 beim Künstler bestellt, und die Großherzogliche Hofbibliothek, eine hochansehnliche Büchersammlung, seit 1817 der freien allgemeinen Benutzung erschlossen, seit 1830 Staatsanstalt. Ihr Plan und seine Durchführung durch Schleiermacher zeigen die nicht hoch genug zu bewertende Sorge mittlerer und kleiner Staaten für Verbreitung der Bildung in besonders vorteilhaftem Licht und legen beredtes Zeugnis ab von den hohen Verdiensten der hessischen Fürsten um Kunst und Wissenschaft. Mit ihren 520000 Bänden, zahlreichen Schaustücken an Handschriften mit herrlichen Miniaturen und an kostbaren Wiegendrucken steht und besteht die Darmstädter Hofbibliothek in Ehren in der Reihe der deutschen staatlichen Büchereien, ebenbürtig zur Seite der Schwestern von Stuttgart und Dresden, wiewohl durch die Unzulänglichkeit der jetzt von ihr gefüllten Räume in ihrer Entwicklung stark behindert.



Der Hochzeitsturm.

Da ist ihre Zwillingsanstalt, das Museum, besser daran. Diese nicht minder kostbare Perle im Diadem der hessischen Krone ist vor einigen Jahren neu gefaßt worden. Man hat ihr auf dem Paradeplatz an Stelle des einst als Kuriosum von Darmstadt bekannten Zeughauses eine neue, würdigere Stätte bereitet, als die Räume im Schloß es sein konnten. Einem Darmstädter Kind, dem inzwischen verstorbenen Architekten Alfred Messel, fiel die Aufgabe zu, die prächtige Sammlung von Gemälden vieler Meister



Das Residenzschloß von Norden.

und Zeiten, von Altertümern, geologischen und zoologischen Stücken und Funden zu behausen, aber sinngemäß, nicht in magazinartig aufstapelnder Weise, und in Anpassung von Stil und Form an die vorhandene Umgebung. Kern wie Hülle des neuen, 1906 vollendeten Landesmuseums stellen eine anerkannt glänzende Lösung aller Schwierigkeiten dar und sind eine vielbesuchte und vielbewunderte Sehenswürdigkeit der hessischen Hauptstadt geworden. Vor kurzem ist sie noch bereichert worden, indem die für Künste aller Art stets offne Hand des Darmstädter Freiherrn von Heyl ihr eine wertvolle Sammlung von Böcklinblättern zuwies. Neuerdings haben sich in die Reihe der Schaustätten zwei weitere eingefügt: eine entzückende, lehrreiche Sammlung kostbaren Porzellans im Besitze des Großherzogs; sodann das Städtische Museum mit mancherlei Bildern und Gegenständen zur Ortsgeschichte. Ihm angegliedert eine volkskundlich hochinteressante Zusammenstellung (Stiftung Dr. Maurer) von Hausrat und Werkzeug des Odenwalds. Eine schöne Veranschaulichung verschwundenen oder verfallenden Hausgewerbes in diesem Bezirk.



Landesdenkmal des Großherzogs Ludwig IV.

Von Bauten zu bürgerlichen Zwecken aus früherer Zeit verdient vor allem auch das Pädagog, „Piu“ im Volksmund, unsre Beachtung. Denn wenn wir Moderne an Schulhäuser auch höhere, oft übertriebene Anforderungen stellen, so tut dies ehrlicher Bewunderung dafür keinen Eintrag.



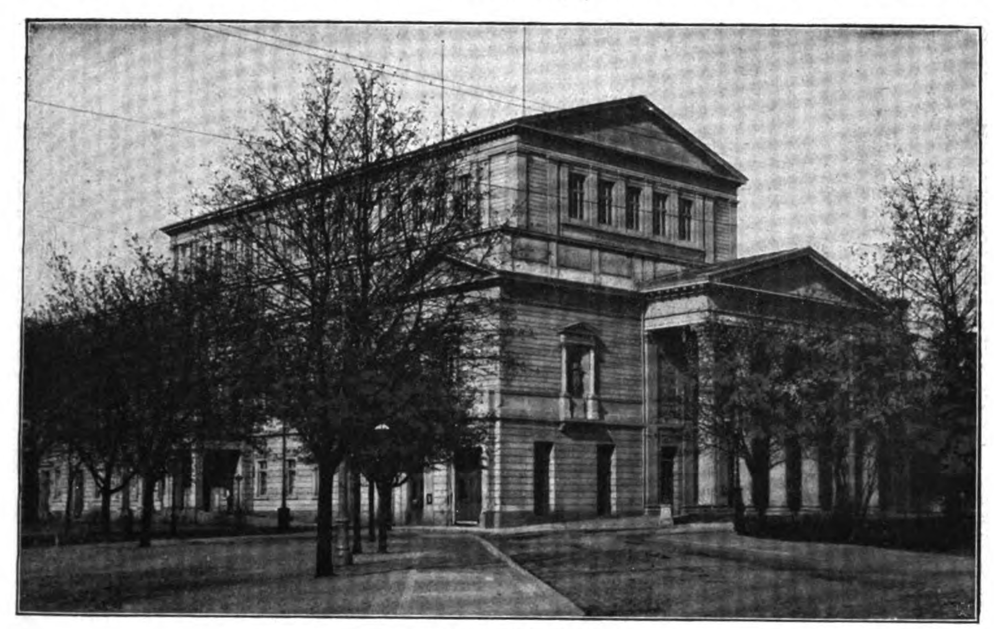
Das Landesmuseum.

daß Landgraf Georg II. mitten in den Unruhen des Dreißigjährigen Krieges einen damals mit Recht als Prachtstück gepriesenen Schulbau erstehen ließ, der noch heute ein interessantes Baudenkmal bildet.

Also kein übermäßig bedeutendes Inventar an Baudenkmälern begleitet erläuternd die Geschichte der Stadt. Man mag im Hinblick auf andre Städte mit reicherer Vergangenheit diesen Mangel beklagen, aber man versuche nicht, ihn wegzuleugnen.

Aus den Denkmälern im eigentlichen Sinne spricht die wohlbegründete Dankbarkeit des Landes und der Stadt gegen das Herrscherhaus; auch der eingefleischteste Demokrat kann daran nicht rütteln. Hier prägt sich der Residenzcharakter besonders deutlich aus. Freilich dürfen wir den im Denkmal Geehrten nicht etwa nach dessen räumlichen Maßen oder der künstlerischen Wirkung messen. Die beiden Statuen, Philipp der Großmütige und Georg I., zwischen Hoftheater und Museum verlangen sehr eine anempfundene Wertschätzung. Denn auf besonderes Lob können die an sich tüchtigen Arbeiten Scholls keinen Anspruch erheben. Noch weniger die jenseits des Theaters unter Bäumen und üppig rankendem Efeu versteckte einfache Graburne der 1774 verstorbenen Landgräfin Karoline. Und doch: kein Geringerer ließ sie errichten als Friedrich der Große. „Femina sexu, ingenio vir“ lautet seine Huldigung vor der verehrten Fürstin. Man weiß draußen viel zu wenig von dieser hervorragenden Frau. Ihre Briefe in Auswahl übersetzt und in neuzeitlichem Gewande neu aufzulegen, wäre eine lohnende Aufgabe. Nicht umsonst trägt die hochstehende Fürstin den Namen der „großen Landgräfin“. Goethe hat ihn ihr gegeben; die Besten ihrer Zeit zollten ihr höchstes Lob, größte Bewunderung. Eine sinnige Natur, Takt, Zartgefühl und Tatkraft in seltener Vereinigung, fromm und doch duldsam, vom Geschick mit Recht auf den Thron berufen zum Wirken, Helfen, Versöhnen und Lindern. Ein mit hohen Gaben gezierter Geist in schwacher Körperhülle, voll warmen Anteils für das gerade damals in Darmstadt besonders rege schöngeistige Leben. Landgräfin Karoline hat die Ausgabe der Klopstockschen Oden in vierunddreißig Abdrücken gefördert, dem Treiben Goethes, Herders in Darmstadt und seinen unvergleichlichen Wäldern in wohlwollender Gesinnung nahegestanden. Damals hat Goethe den Kreis Johann Heinrich Mercks des öftern hier besucht und der Stadt durch seine Spuren eine unverlöschliche Weihe gegeben.

Gleich der Mutter bei weitem nicht genügend beachtet wird die Gestalt ihres Sohnes, des ersten hessischen Großherzogs. Ja, die Rheinbundszeit hat ihn in ein völlig schiefes Licht gebracht. Aber die Geschichte



Das Großherzogliche Hoftheater.

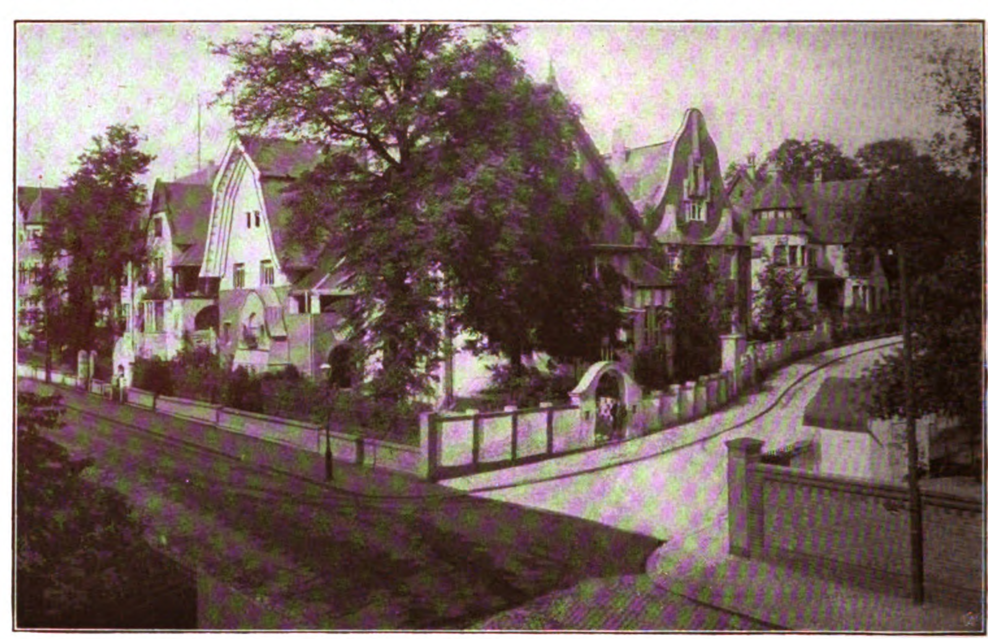
wird ein ähnlicheres Bild dieses Fürsten bringen, sobald sie die rechten, einstweilen noch im Archiv verschlossenen Farben auf ihre Palette legen darf.

Die monumentale Form, in der „sein dankbares Volk“ 1844 Ludewig I. ehren wollte, ist nicht recht gelungen. Die schlechthin „Monument“ genannte Riesensäule auf dem seit kurzem mit Springbrunnen und gärtnerischen Anlagen gezierten Luisenplatz war, früher wenigstens, leider oft das einzige, das sich dem flüchtig Darmstadt durcheilenden Fremden einprägte. Dabei entbehrt sie, selbst eine Nachahmung der Pariser Vendômesäule und römischer Vorbilder, jener Eigenart, die der Vaterlandsfreund und Verehrer des ersten Großherzogs ihr so sehr wünschen möchte. Überdies ist die sie krönende Figur des Fürsten von unten kaum erkennbar. Da sind die Veteranen, die unter dem nachmaligen Großherzog Ludwig IV. 1870 in Frankreich gekämpft haben und den trotz mancher Verdächtigung unbefleckten hessischen Waffenruhm erwerben halfen, besser daran, wenn sie die ritterlichen Züge ihres Führers in Erz wiedererkennen wollen. Seit 1898 ziert den Paradeplatz beim Schlosse das wohlgetroffene Reiterstandbild des Kämpfers von Gravelotte, ein Werk Schapers, wohltuend durch seine Einfachheit in Plan und Aufbau. Auch das nicht weit davon stehende Landeskriegerdenkmal, 1879 von Herzig geschaffen, gemahnt in würdiger Form an ernste, ruhmreiche Zeit; die als Relief der Rückseite dargestellte Erstürmung des Schlosses Chambord erzählt bescheiden, aber wertbewußt von einer Heldentat hessischer Krieger im Kampf gegen Frankreich.

Von Werken des Friedens kündet dagegen ein auf dem Wilhelminenplatz vor dem neuen Palais ragender Obelisk; hessische Frauen haben ihn „in Verehrung, Liebe und Dankbarkeit“ errichtet zum Andenken an die 1878 zu früh verstorbene Großherzogin Alice, eine edle Frau, die „größte Landgräfin“ der hessischen Geschichte. Ein Darmstädter Künstler, Ludwig Habich, ist der Meister der Gestalten, die die vier Seiten der steinernen Nadel umspannen, und die gleiche Hand hat das am Eingang des sogenannten „Herrengartens“ beim Hoftheater errichtete Denkmal für die jung verstorbene Prinzessin Elisabeth, „unser Prinzeßchen“, gebildet.

Die auf dem Bahnhofsplatz anspruchslos in Blumenbeeten stehende Büste Justus von Liebigs läßt manchen der in der Hast des Verkehrs Vorübereilenden vielleicht kaum beachten, daß hier Darmstadts größter Sohn geehrt werden soll; Abt Voglers unauffälliges Denkmal auf dem Mathildenplatz erneuert die Erinnerung an den großen Meister der Orgel, den trinkfesten Tischgenossen Ludewigs I., vielleicht nur bei denen, die von





Häuser in der „Künstlerkolonie".

der Bedeutung der Kunst und ihrer Pflege in Darmstadt etwas verstehen.

Darmstadt als Kunststätte vor 1900 — darüber könnte man mehr und Erfreuliche-res sagen, als viele meinen. Es hängt oder liegt noch mancherlei in Rahmen und Mappen, in Galerien oder Bürgerhäusern, das von ernstem Streben und schönem Können hier ansässiger Künstler reife Proben gibt. Und neben der darstellenden Kunst hat Gesang und Instrumentalmusik in der hessischen Residenz stets eine liebevolle Pflege gefunden. Vor allem die Darmstädter Bühne hat glänzende Tage gesehen und weithin bekannte und gerühmte Leistungen aufzuweisen, seit ihr der Großherzog Ludewig I. und der das damalige Bauwesen beherrschende Hofbaudirektor Moller 1819 eine würdige Stätte, ein festes Heim schufen. Von dem alten Hause stehen freilich nach dem Brande von 1871 und dem vor wenigen Jahren erfolgten Neubau nur noch die Säulenhalle der Anfahrt und Umfassungsmauern. Aber die Erinnerung an die Bedeutung der Bühne haftet trotz Schutt und Asche auch an dem neuen stattlichen Gebäude, treu dem bald hundertjährigen Kunsttempel, ob man nun dabei an die großen Erfolge der Ausstattungsoper, ans Schauspiel, die Bühnentechnik denkt oder an die stille, gediegene Tradition in den anerkannt vortrefflichen Leistungen der Hofkapelle.

In einen künstlerisch so vorgebildeten Kreis, wie Darmstadt ihn darstellte, erscholl just vor Schluß des für sein Gemeinwesen so ereignisreichen neunzehnten Jahrhunderts ein seltsamer Ruf. Ein Posaunenstoß, der weit über Hessens Grenzen hinaushallte. Mit einem Male ward der Name der Stadt, die an sich mit dem Klang noch nicht mehr zu tun hatte, als daß er aus ihren Mauern tönte, mit ihm hinausgetragen in alle Länder und Orte, wo Kunst gehegt und gepflegt wurde. Kein Wunder, daß der ruhige Bürger aufhorchte! Noch begriff er nicht, daß es „ein erster Ton von einer rauschenden Musik" sein sollte, als in einem der schönen Hofgärten, auf der Mathildenhöhe, eine Künstlerkolonie zu werden begann, „ein erster Griff zu großen Taten". Denn nicht überall, so meinte er, folgten diese dem tönenden Wort. Und dem einen mißfielen die Musikanten, dem andern das Instrument, dem dritten verhöhnten die neuen Klänge denn doch zu sehr der Regel Gebot, und durchaus nicht überall schwangen gleiche Saiten mit. Es war ohne Zweifel ein herrlicher Gedanke, der hohen Kunst die angewandte zur Seite zu stellen. Er ehrte den Fürsten, der zu seiner Verwirklichung rief, und die, die kamen, ihm zu helfen. Eine Kunst im Dienste aller! Welch vielverheißendes Beginnen, zumal in unserm sozial empfindenden, Bildung ver-



Die „ſchepp Allee“.

breitenden Zeitalter! Und doch! Noch wollte ſich die ſchwielige Fauſt des Handwerksmannes nicht ſo recht in die zarte Hand der Kunſt fügen. Die Loſung „Recht auf Glück und Glück in der Schönheit“ ſchien manchem biedern Sinn vorerſt eine Redensart zu ſein. Und als die ſieben die Kolonie bildenden Künſtler in der erſten Ausſtellung vom Jahre 1901 ihr überſtolzes „Dokument deutſcher Kunſt“ der Mitwelt vorlegten, war manch ein Beſonnener, der wohl die Triebe und Keime achtete und gelten ließ, dem aber die erſten Früchte gepflückt dünkten, ehe ſie reif waren; ſo ward abgelehnt, was getrieben, aber nicht gewachſen ſchien. Gerade darin lag aber für die neue Kunſt eine geſunde



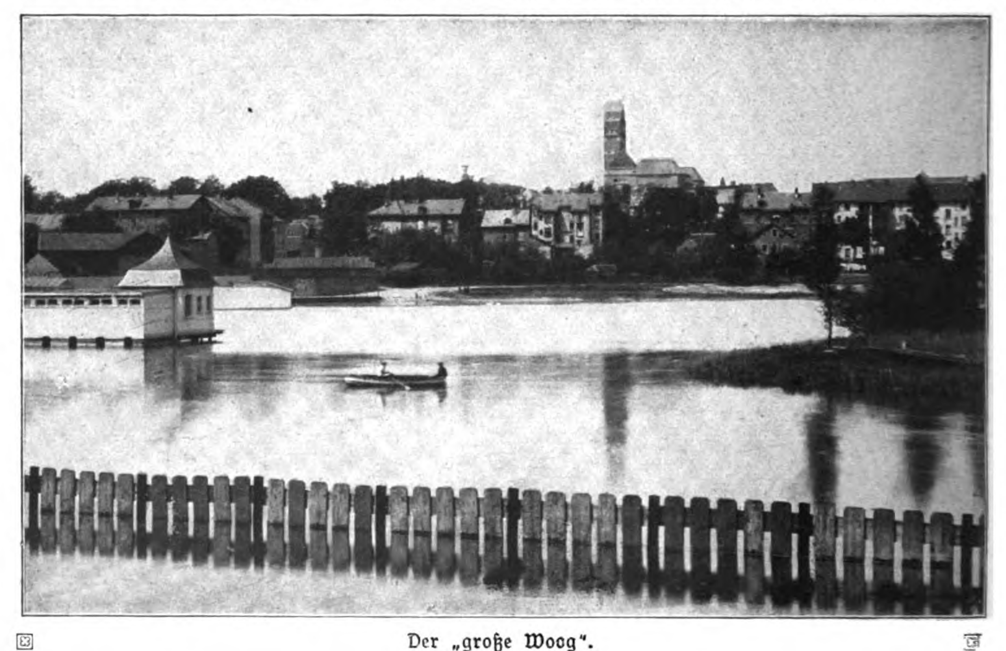
Das Ernſt-Ludwig-Haus.



Mahnung, die ihr bessere Dienste tat als bedingungslose Bewunderung. Mehr und mehr verklangen die tönenden Worte ohne Inhalt. Die da gemeint hatten, schon aus einer Nacht voll Träumen erwacht im hellen, tatenverheißenden Morgen zu stehen, gewahrten, daß es erst dämmerte. Aber auch die, die der neuen Kunst voll ablehnenden Spottes gegenübergestanden hatten, rieben sich die Augen und konnten den Blick der Morgenröte nicht entziehen, die ihnen allmählich in zwar ungewohnten, aber prächtigen Farben entgegenstrahlte.

Und als die „Darmstädter" Kunst nach sieben Lehrjahren abermals zur Ausstellung rüstete, da ward es nicht Tag, weil der Hahn krähte, sondern der krähte, weil es Tag war. Das Siebengestirn der zuerst berufenen frei schaffenden Künstlergemeinde freilich war, den Bahnbrecher Olbrich ausgenommen, wie Planeten ins Weltall zerstreut. Aber der gesunde Gedanke war geblieben und hatte auch in der Stadt Wurzel gefaßt. Das fand unter anderm Ausdruck in dem von ihr durchgeführten Bau des sogenannten Hochzeitsturmes auf der Mathildenhöhe, Joseph Olbrichs Schöpfung, der Gabe der Residenz zur Vermählung ihres kunstsinnigen, kunstfördernden Großherzogs. Man hat früher Türme Finger Gottes genannt, wie mahnend aus der Erde gestreckt; Olbrichs Bauwerk könnte man eine Faust nennen, die Knöchel gen Himmel gerichtet, wuchtig, drohend und doch beruhigend, erhebend. Ein vielumstrittenes Werk ist es; dem zu teuer, jenem unschön, dem dritten Nachbildung einer längst bekannten Bauform. Allen aber ein Gegenstand der Beachtung. Sicher ist der Turm im Begriff, für groß und klein ein echtes Wahrzeichen der Stadt zu werden.

So verschieden Form und Wirkung des fünfgezinnten Recken beurteilt werden, so unbestritten schön ist die Aussicht von seiner Höhe über die Stadt, deren Anmut selten besser zur Geltung kommt als da oben. Über grüne Gärten, von roten Dächern belebt, gleitet der Blick über Häuser und Türme zu den sanften Hügelwellen der Bergstraße und des Odenwalds; vom nördlich ziehenden Taunus wandert er hinüber zum nicht fernen Rhein. Ein ungemein großer Reiz selbst für verwöhnte Augen. Dort, wo die hohen Bäume emporragen, hinter dem langgestreckten Dachfirst des Theaters, liegt der Darmstädter „Herrengarten", so genannt im Gegensatz zu seinem Bessunger Kollegen, dem Orangeriegarten. Wenn zahlreiche öffentliche und Bürgergärten wirklich die Lungen einer Stadt darstellen, so kann Darmstadt für besonders gesund auf der Brust gelten. Die beiden genannten Großherzoglichen Hofgärten mit ihren gleichstolzen Baumriesen ähneln



Der „große Woog".



Die Pauluskirche.

einander in Schönheit, so verschieden sie in der Anlage sind. Gleich zu Füßen des Hochzeitsturmes breitet sich das Blätterdach des durch die Ausstellungen sprichwörtlich gewordenen Platanenhains aus, und hier und da zeigen grüne Punkte im Relief der Stadt freie, bepflanzte Plätze und gemahnen an eine köstliche Zeit, da Grund und Boden für solche Volksgärten noch zu erschwingen waren. Als Monstrum einer Baumreihe mag hier die sogenannte „scheppe Allee“ am Exerzierplatz nicht unerwähnt bleiben, seltsam verkrüppelte Exemplare mit allerlei grotesken Formen.

Deutlich erkennbar an den verwitterten Dächern zeichnet sich der Umfang der Altstadt ab und führt das Wachstum der Stadt anschaulich vor; rauchende Fabrikschornsteine erinnern an rege, aufblühende Industrie. Lautlos gleiten zahlreiche Eisenbahnzüge um das plastisch aufgerollte Stadtbild, das Zeichen des Verkehrs, dem gerade eben im neuen Hauptbahnhof eine der Stadt würdige Sammelstelle entsteht. Wie deren Vollendung auf den Ausbau der Stadt in westlicher Richtung wirken wird, ist noch nicht abzusehen. Einstweilen geht der Zug der Baulust nach dem Süden, wo das sogenannte „Tintenviertel“ im neuen Stil erbaute schmucke, ländliche, behagliche Bürgerhäuser aufweist, oder nach dem Osten, wo eine Gartenstadt geplant ist. Lebhaft eingesetzt hat die Bautätigkeit auch rings um das Ernst-Ludwigs-Haus der „Kolonie“, in einer Häusergruppe, die von der tätigen Förderung der Werke des Meißels, der Kelle und des Spatens durch den fürstlichen Schirmherrn der Kunst in den Ländern am Rhein beredtes Zeugnis ablegt. Ein besonders entzückendes Fleckchen von Darmstadt ist auch der Paulusplatz, von der Landeshypothekenbank, Meißners Meisterwerk, von der Pauluskirche und einem gut eingestimmten Privathaus umrahmt und von einer Terrasse einen reizenden Blick auf die als Ausflugsort so beliebte Ludwigshöhe erschließend.

Der Gedanke vom Schmuck und von der Zweckmäßigkeit des Bürgerhauses außen und innen ist zur Tat geworden. Aber nicht nur hier! Man sieht bei einer Wanderung durch die anerkennenswert saubern Straßen das Neue allenthalben wirken und schaffen und gewahrt überall die Beweise einer wohlgeordneten Verwaltung und lebensfähige Keime zur Entwicklung des städtischen Gemeinwesens. Gewaltige Aufgaben hat dieses in kurzer Zeit mit großen Kosten gelöst; die nun etwa 85000 Einwohner zählende Stadt schafft in mustergültigen, zeitgemäßen Betrieben Wasser und Licht, und die vor zwölf Jahren be-



gonnene elektrische Straßenbahn wird sich dem steigenden Verkehr sehr hilfreich erweisen.

Treffliche Schulen aller Stufen stehen zu Gebote. Vor allem die Technische Hochschule. Ein vor dreißig Jahren Ausgewanderter könnte, heimkehrend, vielleicht am besten ermessen, welch eine ansehnliche Reihe von Instituten, Maschinenhallen neben dem Hauptgebäude die einst so idyllische Ecke der Hofmeierei und des Geflügelhofes bedeckt und welch gewaltigen Aufschwung die wissenschaftliche Arbeit aller Lehrzweige in den Hallen und Sälen genommen hat. Und das bunte Gewimmel der farbigen Mützen! Eine zum Teil aber vertrauliche Umfrage bei den Darmstädter Mädchen würde ihn überzeugend belehren, daß Darmstadt, von ein paar nichtdeutschen Erscheinungen abgesehen, eine echte Hochschulstadt geworden ist, deren „vivat, crescat, floreat“ gesichert ist. Aber nicht etwa einseitig ein Platz für Gelehrte und Techniker ist es. Seine Mauern beherbergen Regimenter und militärische Ämter aller Gattungen, und sein Name als Truppenstandort hat draußen einen verlockenden Klang. Und die Nähe Frankfurts! Im Grunde freilich ist sie ein Hemmnis für die hessische Residenz, zumal ihren Handel. Aber die schöne, so rasch erreichbare alte Reichsstadt hat für die Bewohner Darmstadts den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß diese das lärmende Treiben der großen mit den stillen Freuden des Lebens in ihrer kleinen Stadt vereinen können.

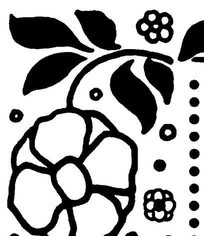
Zu diesen gehören vor allem die wundervollen Waldungen der Umgebung, voran der Park und im weiteren Umkreis der herrliche Odenwald; in dessen schnell und oft mühelos zu erreichenden Tälern sprießt das Blümlein Selbstbesinnung in der Natur, von seinen Höhen rinnt der ewig frisch sprudelnde Born der Erholung für Darmstadt. Überhaupt ist die Stadt so recht ein Platz für sinnige Beschaulichkeit. Auch hier pulsiert Leben und Erwerbstrieb, aber der Hauptstrom der nervösen Hast und Jagd berührt ihr Weichbild nicht. Den Fremden, Großstädter beängstigt ordentlich des Nachts die Stille über der schlafenden Stadt. Zu glauben, daß sie auch bei Tag schlafe, bleibt jedem unbenommen.

An dem Gesunden im Zuge der Dezentralisation hat Darmstadt gewiß einen großen Anteil. Der Hauptstadt des Reiches gern gezollte Bewunderung! Aber je weniger die mittleren und kleinen Höfe und Städte es dem gewaltigen Berlin in allem nach- und gleichtun wollen, desto besser für sie. Wenn sie, ohne jemand in den Schatten zu drängen, unbeirrt zu ihrem Platz an der Sonne gehen, besinnen sie sich nur auf ihr eigenstes Wesen und die schönste Aufgabe, feste Träger deutscher Art, aber auch treue Bewahrer der Stammessitten zu sein und zu bleiben.



Die Technische Hochschule.

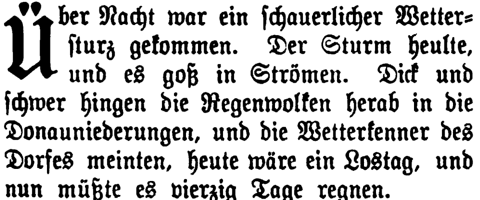




Die Glocken der Heimat

Roman von Adam Müller-Guttenbrunn

VI (Schluß)



Über Nacht war ein schauerlicher Wettersturz gekommen. Der Sturm heulte, und es goß in Strömen. Dick und schwer hingen die Regenwolken herab in die Donauniederungen, und die Wetterkenner des Dorfes meinten, heute wäre ein Lostag, und nun müßte es vierzig Tage regnen.

Es war schwer für die Herrischen von Karlsdorf, trocken bis zur Bahnstation zu kommen, denn geschlossene Wagen gab es nicht. Aber sie ließen sich durch nichts zurückhalten, sie mußten sämtlich dabei sein, wenn die Pfarrers-Juliska im Theater spielte. Sie selbst, die Heldin dieses Tages, war schon seit einer Woche nicht mehr heimgekommen, und die blasse blonde Frau von Gergely, die immer so vergrämt aussah, auch nicht. Auf Wunsch der Klarineni hatte sie sich jetzt ganz und gar in Juliskas Dienste begeben, obwohl sie daheim eine Stube voll kleiner Kinder hatte. Sie mußte sich die Klarineni warmhalten, und sie gedachte die gute Stimmung nach dem erfolgreichen Debüt für sich auszunutzen. Sie hatte einen großen Schmerz, den sie heimlich trug, eine Sorge, die ihr nur ein gütiges Eingreifen der Juliska vielleicht mildern konnte. Aber dazu war es noch zu früh. Es mußte der große Augenblick abgewartet werden.

Palkay Vidor sah seine Pläne mit Juliska nach allen Richtungen durchkreuzt. Er hatte das Mädel zur Bühne ausgebildet, so gut er konnte, hatte einen Winter auf Kosten der Klarineni gelebt und sich mit dem Schein des Eroberers umgeben bei den Kollegen und in den Kreisen, die dem Theaterklatsch nahestanden, aber weitergekommen war er nicht. Ein andrer hatte die Phantasie des Mädchens in Brand gesetzt, und neben diesem war er nichts, war er nur ein fahrender Komödiant.

Und auch der geschäftliche Plan mit ihr wurde ihm vereitelt. Der Direktor und der Regisseur stürzten sich auf die schöne Beute. Ein sicheres, ausverkauftes Haus sollte der Direktor ihm überlassen? Er möge sich zum Benefiz wählen, was gut und teuer wäre, aber diese sichere Einnahme, die einzig sichere der Saison, gab der Direktor nicht her. Palkay hatte nicht nur auf die Einnahme, sondern auch auf den Preis, den die Mutter für dieses Debüt zahlen würde, gerechnet. Nach diesem aber lechzte jetzt der Regisseur, der die Rolle mit Juliska angeblich „umstudieren" mußte.

Palkay Vidor wütete. „Bande! Bande!" rief er ein über das andre Mal. „Neidische Bande!" Er wollte die Rolle des Princivalli zurückschicken, wollte fort, eine kleine Direktion eröffnen mit einem wahrhaft nationalen Programm. Aber Juliska besänftigte ihn, und er ließ sich gern zähmen, denn er wußte, daß hinter ihm ein Jüngerer stand, der auf die Rolle wartete, und zur Direktion fehlte ihm außer dem guten Willen alles. Juliska versprach, ihn reichlich zu entschädigen, wenn er sich der Aufgabe unterziehen wollte, ihren Bacsi persönlich einzuladen zu dieser Vorstellung und den biedern Landpfarrer umzustimmen. Tausend Kronen wären ihr dafür nicht zuviel.

Und ihr stolzer Princivalli ging darauf ein. Er fuhr nach Karlsdorf, küßte der Klarineni dreimal im Vorzimmer die Hand, als er kam, und dreimal, als er wieder ging.

Es beliebte dem Herrn Pfarrer, ihn zu empfangen und anzuhören. Und es entspann sich das folgende Gespräch: „Ich komme, Hochwürden, Ihnen die untertänigste Einladung der ungarischen Schauspieler von Temesvar zu unterbreiten zu dem Debüt einer genialen jungen Künstlerin."

„Sie also haben meiner Nichte den Kopf verdreht?" sagte unfreundlich und barsch Pfarrer Horvat.

„Hochwürden belieben falsch unterrichtet zu sein. Das Köpfchen war schon in Preßburg verdreht, wo ich auch die ersten Helden und Liebhaber spielte, wie in Temesvar."

„Und Sie glauben, daß ich meinen Segen geben werde zu einer so faulen Sache?"

„Das gnädige Fräulein ist, belieben mir das zu glauben, Hochwürden, ein großes Talent."



„Na ja. Und was weiter?"

„Sie gehört der Kunst. Sie wird einmal ein Stern unsrer Truppe werden."

„Ein Provinzhusar, was?"

„Hochwürden belieben solche Ausdrücke auch zu kennen?" sprach Palkay mit verlegenem Lächeln. „Das ist leerer Spott. Die Nation ist überall, nicht nur in der Hauptstadt. Und das gnädige Fräulein ist eine große Patriotin."

„Wann werden Sie übergehen zur deutschen Bühne?" fragte Horvat brüsk.

„Ich? Hochwürden belieben zu scherzen. Niemals! Erstens kann ich gar nicht Deutsch —"

Lachend rief der Pfarrer: „Die andern Gründe schenk' ich Ihnen!"

„Nicht nur deshalb," verteidigte sich Palkay, „auch wenn ich so gut Deutsch könnte wie der Goethe, belieben mir das zu glauben, würde ich ein Madjar bleiben. Es gibt viel zu tun in diesem Lande, wir müssen erobern, was noch nicht uns gehört. Belieben zu wissen, Hochwürden, daß in Preßburg jeder ungarische Direktor zugrunde geht und nur durch Subvention vom Staat gehalten wird? Daß es in Temesvar ganz genau so ist und wir das Publikum nur durch Aushungerung zu den ungarischen Vorstellungen gebracht haben? Wir müssen auf unserm Posten bleiben, denn kommt auch nur die kleinste deutsche Truppe, sind wir verloren. Eine Ehre ist es heute, ungarischer Schauspieler zu sein, denn wir dienen der Nation. Darum sorgt für uns schließlich auch der Staat. Wir stehen in seinem Dienste, so wie die Herren Beamten und die Herren Pfarrer."

Palkay Vidor hatte sich in Hitze geredet, und Pfarrer Horvat sah ihn nicht unfreundlich an. Aber er schwieg und dachte nach. Das klang doch wieder ganz anders. Am Ende war es doch zulässig ...

„Sie sind also mit Begeisterung bei Ihrem Beruf?" fragte er.

„Ja!" rief Palkay.

„Und Sie glauben, daß unser Theater eine edle Mission hat?"

„Bizony Isten!" (Wahrlich, bei Gott!) rief Palkay. „Die hat es, aber es erfüllt sie zurzeit niemand. Selten, selten kommt ein gutes Stück, ein ungarisches Werk. Die ausländische Operette hat alles totgemacht. Im Schauspiel gibt es nur noch französische Frechheiten und dumme deutsche Stücke, Wiener und Berliner Ware. Wir können nur die ungarische Sprache verbreiten mit dem Theater, nicht auch die ungarische Kultur. Aber das muß anders werden. Belieben mir zwanzigtausend Kronen zu leihen, Hochwürden, und ich gründe eine nationale Truppe mit Juliska von Kerpely als Stern. Wir ziehen von Stadt zu Stadt —"

„Ah, bah!" rief Horvat unwillig dazwischen. „Das mögen Zigeuner tun, nicht aber meine Nichte!"

Er hatte sich erhoben, und auch Palkay stand betroffen auf.

„Ich danke für Ihren Besuch und Ihre freundliche Einladung, Herr Palkay, aber Sie haben mich nicht überzeugt. Morgen mag das Mädel spielen, weil ich es nicht verhindern kann, dann aber werde ich meine Entscheidung treffen."

„Hochwürden belieben also nicht zu kommen?"

„Bedaure!"

So war auch die Fahrt Palkays nach Karlsdorf ohne Ergebnis geblieben für Juliska. Und die Klarineni hatte noch gerötete Augen, als sie zur Vorstellung kam, eine solche Szene hatte es beim Abschied gegeben.

In hellen Scharen war die Intelligenz der Umgebung nach Temesvar geströmt, lauter halbmadjarisierte schwäbische Elemente, die sich in Gesellschaft der Leithammel, die den Ton angaben, nie getrauten, ein deutsches Wort zu reden. Warum eigentlich? Weil sie ein reines Hochdeutsch nicht beherrschten und sich des Dialekts schämten. Es galt besonders bei den Damen für ordinär, die sonnige schwäbische Mundart zu reden. Madjarisch war feiner. Fuhr man in einem Wagen dritter Klasse, wo die Leute ihre Billette bezahlt hatten, glaubte man durch den Schwarzwald zu reisen, so lieb, so heiter schwäbelte dort jedermann; kam man in ein Abteil der Frei- und Regiekarten, fühlte man sich in den Bakonyerwald versetzt.

Aber dieses Publikum erhielt heute nur noch mindere Plätze im Theater, denn es war voll. Der Direktor hatte sich nicht getäuscht: die Garnison, das Komitat, die Damen aller Industriellen und selbst viele Amtsbrüder des Pfarrers Horvat aus dem Temesvarer Seminar beeilten sich, die besten Plätze zu nehmen. Das Piaristen-Gymnasium hatte sich alle Stehplätze erobert, denn der



Adolf Beyer: Sommer.

studierenden Jugend wurde um der madjarischen Sprache willen das Theater gänzlich freigegeben. Kein pädagogisches, kein sittliches Bedenken kam auf neben dem einen Bestreben, der Jugend dieser immer noch deutschen Stadt Gelegenheit zu bieten, reines Madjarisch zu hören.

„Monna Vanna" war eine gute Wahl des Herrn Palkay für Juliska, denn das Stück war diesem Publikum seinem Rufe nach sehr wohl bekannt — man kam nicht, um eine Dichtung Maeterlincks zu sehen, man kam zu einem pikanten Erlebnis, zu einer Sensation. Das Haus war geladen mit Elektrizität. Wer kannte sie nicht, die hübsche, kokette Juliska, die ständige Logenbesucherin aller Schauspielvorstellungen dieses Winters. Juliska war die auffälligste Straßenfigur der Stadt; sie hatte so viel Pariserisches an sich wie kein andres weibliches Wesen, das man zu sehen bekam.

Wie wird sie bestehen neben ihrem Freund, dem Palkay Vidor? Freund? Viele deuteten mit Fingern nach den zwei Logen der Ulanenoffiziere von Josefsfeld. Dort saß der eigentliche „Freund": der fesche blonde Rittmeister Graf Ruppert ...

Und sie bestand. Ihre feine Figur, ihr sprühendes Auge, der Wohllaut ihrer Stimme und ihre beispiellose Sicherheit nahmen den Zuschauer sogleich gefangen. Es ging ein Rauschen durch den Saal, als sie erschien; jeder glaubte zu seinem Nachbar sagen zu müssen: „Das ist sie!" Und jeder zweite raschelte mit seinem Zettel, suchte dort ihren Namen. Ja, sie war es. Und sie fühlte sich so seltsam sicher. Ihre kühle Natur beherrschte die Lage vollkommen, sie gebot ihren Nerven Schweigen, und sie schwiegen; sie wollte kein Lampenfieber haben, und sie hatte keins. Nur der erste Blick in den vollen dunklen Saal erschien ihr wie der Blick in einen gähnenden Abgrund; ihr war einen Augenblick, als griffe ihr eine unsichtbare Hand an die Kehle. Aber als das erste Wort in den Zuschauerraum flog, fühlte sie sich wie ein Fisch, der bisher nur im feuchten Ufersand gelegen und jetzt auf einmal in sein eigentliches Element geraten war, ins Wasser. So wohl war ihr und so frisch zumute.

Heidi! Das ging ja herrlich. Sie fühlte, daß sie den berühmten Rapport mit dem Publikum rasch gewonnen hatte. Und als sie in der großen Szene mit dem Kondottiere, ganz so wie es der Gewaltmensch gefordert, nur mit einem Mantel bekleidet, in seinem Lager, seinem Zelt erschien, da ging es wie atembeklemmende Sensation durch das Haus. Der rosafarbene Plüschmantel war von königlicher Pracht. Ob er wirklich aus Paris gekommen, wie die geschwätzigen Lokalblätter erzählten? fragten sich die Frauen und „Hat sie wirklich sonst nichts an?" die Männer. Der Sieg ihres Liebreizes und ihres Mutes über den Gewaltigen, der vor ihr geschmeidig, weich und zartfühlend wird wie ein lyrischer Jüngling, war auch der Höhepunkt ihres Erfolges. Es gab Blumen und Kränze die Fülle. Darunter ein Riesenrad aus Lorbeer mit einer Brillantbrosche an den Schleifen. „Vom Grafen!" flüsterten einzelne.

Und war es denn ein Erfolg? Konnte sie denn etwas? Die Beteiligten behaupteten es. Palkay Vidor, der Regisseur und der Direktor umringten sie, nachdem sie zehn Hervorrufen Folge geleistet hatte, und schüttelten ihr die Hände. Es sei großartig gewesen. Eine ruhmvolle Zukunft stünde ihr bevor. Nur ein Jahr, meinte der Direktor, möge sie in seiner Schule bleiben, dann sei ihr das Nationaltheater gewiß. Alle, die dort in ersten Stellungen seien, wären einmal bei ihm gewesen. Er erwarte sie morgen früh zum Vertragsabschluß.

Die Mutter kam weinend vor Glückseligkeit. Aus Dankbarkeit umarmte sie aber zuerst den stattlichen Helden, den Palkay, und dann erst ihr Kind. Und auch der Graf wurde vom Inspizienten gemeldet. Sie ließ ihn nicht in ihre Garderobe, streckte nur den nackten Arm zur Tür hinaus und drückte ihm dankbar die Hand für seine kostbare Gabe. Er küßte aber nicht diese kleine Hand, sondern ihren runden vollen Arm, und es durchzuckte sie heiß hinter der Tür, als sie seinen unvermuteten Kuß fühlte.

„Habe ich Ihnen wirklich gefallen? Im Ernst?" hatte sie gefragt. Jetzt aber zog sie rasch ihren Arm zurück und klappte die Tür zu.

„Entzückend!" klang es gedämpft zu ihr. „Lassen Sie uns nicht vergebens warten, Gnädigste! Bitte, bitte, zum ‚Kronprinzen'! Man wird Sie feiern dort!"

„Ich bin böse!" rief sie von innen.

„Hahaha! Sie kommen? — Sie kommen?"



„Aber ja!" rief sie endlich, und er ging.

Palkay Vidor, dessen Garderobe in der Nähe lag, hatte jedes Wort gehört. Er war bleich vor Zorn. Sie wollte ihm heute entwischen? Seine Erntezeit war nun wohl vorüber, das sah er ein, aber die gute Stimmung mußte ausgenutzt werden zu einer ergiebigen Abfertigung. Tausend Kronen hatte er gut bei ihr, ebensoviel mußte aus der Klarineni noch herauszupressen sein. Vielleicht auch mehr. Und dann ließ sich vielleicht doch wieder mit der Rozsika etwas machen. Der Sommer kam, man konnte die kleinen Badeorte mit Gastspielen abgrasen und etwas verdienen, den Grundstein legen zu einer künftigen Direktion.

Ein gescheites Mädel. Sehr routiniert. Gebildeter als sonst unsre Gauklerinnen sind — aber kalt, ohne den rechten Funken des Genies. So monologisierte er im stillen. Vielleicht, wenn sie einmal ein Weib geworden, diese Juliska, etwas erlebt hat und steinunglücklich ist — vielleicht kommt es dann über sie. Ein Schauspieler ohne Wärme, ohne Leidenschaft ist eine klingende Schelle.

Er hatte sich abgeschminkt und ging zur Garderobe der Juliska. Nur fragen wollte er, ob es bei der Verabredung für heute bleibe und ob sie seiner vielleicht bedürfe.

„Gehen Sie nur mit Mama und Frau von Gergely voraus, ich komme," sagte sie hinter der Tür. „Mama kommt gleich!"

Er wartete gehorsam, die Tür öffnete sich, und die Klarineni erschien. Galant bot er ihr den Arm und geleitete sie in das Hotel.

* * *

Am nächsten Mittag erschien Juliska mit müden, dunkel umränderten Augen in Begleitung der Mutter in der Kanzlei des Direktors. Ihr Vertrag war schon vorbereitet. Ihn wirklich abzuschließen, fiel ihr nicht ein, sie wollte nur sehen, was man ihr bot, und hätte solch ein Dokument gern dem Bacsi gebracht. Gab es einen besseren Beweis für ihr Talent, ihren Erfolg?

Palkay Vidor hatte der Mama gestern abend allerlei gute Winke gegeben für diesen Fall. Zeit hatte er dazu, denn er saß mit der Klarineni und der Frau Gergely allein, Juliska war nicht gekommen. Sie hatte in ihrer Garderobe große Toilette gemacht, und als sie in das Hotel eintrat, nahm sie ein Leutnant in Empfang und geleitete sie in den ersten Stock hinauf. Dort wartete ihrer ein Festmahl im Kreise der Ulanen aus Josefsfeld. Und Graf Ruppert machte den Hausherrn.

Juliska, die die Brosche des Grafen trug, fühlte sich geschmeichelt. An ihre Mutter und ihren sonstigen Anhang dachte sie keinen Augenblick, die mochten warten. Sie war jetzt eine selbständige Persönlichkeit, eine Künstlerin. Wer konnte ihr etwas anhaben? Mit dem Grafen allein hätte sie vielleicht nicht soupiert, mit seinem ganzen Regiment — warum nicht?

Und sie blieb bis Mitternacht in dem fröhlichen Kreise, die Herren hatten um halb ein Uhr nachts ihren letzten Zug, der sie heimbrachte. Man huldigte ihr in berauschender Weise. Und der Graf sprach ein großes Wort aus — sie wäre zu gut für Verhältnisse, wie sie hier herrschten, sie müßte fort, nach Wien, nach Berlin — zur deutschen Kunst!

Man wurde lustig, der Champagner stieg, und Juliska sang ein paar Lieder der Yvette Guilbert. Die Herren rasten. Da läge ihr Talent, das sei ihre Zukunft, meinten sie alle. Und einer der Herren wollte sie sogleich an die Palmay Ilka nach Wien empfehlen. Oder an die Küry Clara, die jetzt in Berlin, oder an die Fedak Sari, die in Dresden sei. Alle großen ungarischen Künstlerinnen, sagte man ihr, gingen zuletzt immer zur deutschen Bühne. Aber der Gedanke käme ihnen stets etwas spät. Warum sollte sie nicht gleich, so jung und frisch, wie sie jetzt sei, dasselbe tun?

Ihr wirbelte der Kopf, als sie nach Mitternacht ihre Mutter und die Frau von Gergely im Speisesaal noch aufsuchte. Alle aus Karlsdorf wären hier gewesen, seien aber schon fort zur Bahn. Und auch Herr Palkay habe sich soeben zurückgezogen. Er sei recht ärgerlich gewesen, daß sie nicht gekommen.

Was lag ihr daran! Sie war ganz trunken von Glücksgefühl und wäre in dieser Nacht am liebsten gar nicht schlafen gegangen. Es schien ihr so banal, daß sie sich heute wie an jedem andern Tage in ein Hotelbett legen sollte. Ihr war, als müßte heute noch etwas geschehen, etwas ganz Besonderes sich ereignen.

Aber man ging zuletzt doch. Die Mutter war müde.

Juliska berührte es so seltsam, daß sie heute allein war, daß kein Mann bei ihr



ausgeharrt hatte bis zuletzt. Mußte denn alles heim? Ist denn dieser Tag wie ein andrer? Auch der Graf mußte heute fort? Blieb doch sonst so oft und fuhr erst am nächsten Tag — mit ihr. Seltsam!

Die drei Damen gingen die teppichbelegte Treppe hinauf, sie waren so ziemlich die letzten Gäste des Hauses, die sich zur Ruhe begaben.

Da hörten sie drunten beim Eingangstor eine laute Stimme; ein eiliger Offizier, dessen Säbel man scheppern hörte, fragte den Portier barsch: „Kann ich mein Zimmer noch haben?" Und er fügte hinzu: „Zug versäumt bei dem Hundewetter!"

Juliska zuckte zusammen. Der Graf!

„Bitte sehr, Euer Gnaden. Das Zimmer ist frei," sagte der Portier.

Und der Rittmeister kam auch schon die Treppe herauf.

Juliska hatte unwillkürlich gezögert, ließ ihre Begleitung vorausgehen, und es gab eine verwunderte Begrüßung. Der Graf war, als alles aufbrach, noch zurückgeblieben im Hotel, um die Rechnung zu begleichen, erhielt dann einen Wagen mit schlechten Pferden, die in dem trostlosen Wetter nicht gehen wollten, und versäumte seinen Zug.

So war er wieder da. Und während der Hausdiener lief, um sein Zimmer zu beleuchten und in Ordnung zu bringen, promenierten Juliska und der Graf, leise plaudernd, in dem Vorsaal auf und nieder.

Ihr war so wunderlich wohl in seiner Nähe wie nie. So endigte der Tag also doch nicht ganz banal, so blieb ihr doch einer von all den Schmeichlern, und sie konnte den Kelch bis auf die Neige leeren. Er bat sie so dringend, noch zu bleiben. Er habe ja eigentlich kein Wort allein mit ihr sprechen können den ganzen Abend. Und als sie zögerte und verweilte, legte er ihren Arm in den seinen und führte sie zu dem Rundsofa.

„Mutter!" rief sie, „wir plauschen hier noch ein bisserl!"

Diese winkte den beiden müde zu und sagte: „Nicht zu lange!"

Und Juliska antwortete: „Nur noch zwei Zigaretten!"

Die Frau von Gergely war schon im Zimmer verschwunden, um Licht zu machen, und die Klarineni folgte ihr. Sie schliefen zusammen. Juliska aber hatte nebenan ihr Zimmer allein, sie schlief nie mit ihren Begleiterinnen.

Wie die Schneekönige freuten sich die beiden Menschenkinder, daß sie nun doch noch zusammengekommen waren. Aber sie mußten leise plaudern, denn ringsum mündeten Türen in diesen Raum, hinter denen Menschen schliefen. Juliska nahm eine Zigarette nach der andern aus der goldenen Tabatiere des Grafen, es wurden ihrer viel mehr als zwei. Sie war so glücklich, so selig. Nach all der Nervenanspannung der letzten Tage fühlte sie ein wohliges Erschlaffen in sich, ein so angenehmes Müdesein. Und als der Graf, der schon so lange aus der Ferne um sie warb, und der ihr immer näher und näher gekommen war, sie jetzt ganz zart auf den Mund küßte, widerstrebte sie nicht. Alles in ihr kam ihm heute entgegen. Die Empfindung, daß sie heute noch etwas ganz Besonderes erleben müsse, war nur gesteigert worden bei seinem unvermuteten Erscheinen, und sie saß jetzt sanft an ihn geschmiegt hinter dem schützenden Kegel des Rundsofas und ließ sich küssen. Dabei schloß sie die Augen.

Als sie sie wieder öffnete, war es dunkel ringsum. Der Hausdiener, der keine Ahnung hatte, daß da oben noch plaudernde Hausbewohner saßen, hatte die letzten Flammen abgedreht ...

Und jetzt stand Juliska mit dunkel umränderten Augen dem Direktor gegenüber und hörte zerstreut zu. Um so aufmerksamer horchte die Klarineni.

Was denn die Gagé sei, wollte sie wissen.

„Gage? Ein gnädiges Fräulein nimmt doch keine Gage von mir!" rief der Direktor.

Die beiden Damen sahen sich betroffen an und schwiegen.

„Na," sagte der Direktor, „damit das Kind einen Namen hat, setzen wir hundert Kronen pro forma in den Vertrag."

„Damit dürfen wir nicht kommen," sagte die Mutter. „Schreiben Sie dreihundertfünfzig — ich zahle die Differenz aus eigner Tasche."

„Wie?" Der Direktor lachte. „Geben Sie mir das schriftlich?"

„Ganz gewiß. Wissen S', Herr Direktor, der Bacsi will das Mädel durchaus nicht zum Theater lassen. Wenn wir ein bisserl schwindeln, gibt er vielleicht doch nach."

Der Direktor trug lächelnd die Gagenziffer ein und ließ den Vertrag sogleich ins reine schreiben. Er sah Juliska an: „Auf zwei Jahre oder drei — mit steigenden Bezügen?"

Sie erschrak. „Keine Idee!" rief sie. „Für eine Wintersaison!"

Als die Reinschrift kam, fragte der Direktor: „Und wer wird für Sie noch unterschreiben, da Sie minderjährig sind?"

„Der Bacsi!" rief die Mutter. „Der Herr Vormund!" Daß sie selbst gar nicht schreiben konnte, durfte da nicht ans Licht kommen.

„Hier meine Unterschrift," sagte der Direktor. „Bitte um die Ihre."

Juliska unterschrieb mit Vorbehalt der Genehmigung ihres Vormundes. Der Direktor aber begrüßte sie mit einem Handschlag als sein jüngstes Mitglied.

Die Frau von Gergely war schon mit dem Gepäck zur Bahn vorausgefahren. Als jetzt Mutter und Tochter im Wagen saßen, um ihr zu folgen, und der Regen auf das Dach niederprasselte wie aus Gießkannen, sprach die Klarineni: „Sag' mir doch, Juliskam, was du heute nacht so lange noch zu plaudern gehabt hast mit dem Grafen? Ich war ja schon einmal ausgeschlafen, wie du gekommen bist!"

„Ach," erwiderte diese, während sie noch um einen Ton blasser wurde, „er hat mir so viel davon erzählt, wie er sich freue, daß sein Regiment im nächsten Winter nach Wien in Garnison kommt. Und ich sollte doch zur deutschen Bühne gehen."

„Was?" erwiderte die Mutter erschrocken. „Daß du dem Bacsi kein Wort sagst! Der enterbt dich noch!"

* * *

Ohne Unterlaß rauschten die Wasser vom Himmel nieder, seit mehr als zwei Wochen regnete es mit nie erlebter Heftigkeit. Auf allen Dachböden lag nasses Getreide, in jedem zweiten Hause wurden die Zimmerdecken bereits feucht, und es begann an den Wänden herunterzunässen, durch die Dorfgassen flossen Bäche, die in alle Keller eindrangen, und man konnte durch keinen Hof mehr waten und über keine Gasse schreiten, ohne sein Schuhwerk zu verlieren. Die Ziegelsteine, die man da und dort gelegt hatte, weichten auf, Bretter schwammen fort oder wurden so tief in den lehmigen Grund getreten, daß der frühere Zustand wieder eintrat. Das Vieh stand in den Ställen und konnte nicht mehr auf die Weide getrieben werden, es fraß das letzte Trockenfutter, das man aufgespart hatte. Hundertfältige Arbeit war zu tun in Feld und Weingarten, es konnte nichts geschehen; man saß daheim und schaute zu den Fenstern hinaus, schaute mit dem beklemmenden Gefühl, Zeuge eines großen Elementarereignisses zu sein, zu dem unerbittlichen Himmel empor.

Auch an den Dämmen konnte nicht gearbeitet werden.

Der Stromingenieur nahm die Regenkatastrophe aber bei weitem nicht so schwer wie die Bevölkerung, er wußte, daß diese örtlichen Wassermengen wohl lästig, aber ungefährlich waren. Sie gingen ab. Weit wichtiger war, zu erfahren, was sich am obern Lauf der Donau begab. Von dort wurde heißes Wetter gemeldet. Der Neuschnee vom März und April schmolz im Gebirge, alle Flüsse in Österreich und Salzburg traten aus, der Inn, die Enns, die Traun, die March brachten ungeheure Wassermengen in die Donau. Von dorther drohte größere Gefahr als von diesem unbeschreiblich ausdauernden Regen, der jeden Verkehr tötete und das ganze Dorf in einen unbeweglichen Klumpen verwandelte. Dem Gergely schwoll der Kamm ob seiner Wichtigkeit. Die heurige Kampagne mußte ihm den Oberingenieursrang bringen. Denn er hatte gleich nach dem Eisstoß arbeiten lassen, hatte vorgebaut.

Der Klugs-Baltzer stimmte seinen Anschauungen aber nicht zu. Was von oben komme, das komme jedes Jahr. Ob das hiesige Gerinne der Donau noch etwas aufnehmen könne, ob die Erde hier nicht schon übersättigt sei mit Wasser, das sei wohl ebenso wichtig. Von den Arbeiten des Vorfrühlings hielt er nichts. Es war zuviel gefrorene Erde dabei. Und er fürchtete überhaupt mehr die träge Theiß, die das Maroschwasser von ganz Siebenbürgen herbringe. Wenn die keine Abnahme finde im Überschwemmungsgebiet, dann werde sie bös. Das wisse er besser.

Und er führte einen neuerlichen einstimmigen Beschluß der Gemeinde herbei in der Dammbaufrage. Er ließ nicht ab von all den praktischen Hinweisen, die ihnen der Banater Amerikaner Georg Trauttmann gegeben hatte. Man mußte zur Selbsthilfe greifen, wenn einen niemand erhöre, wenn man überall nur auf Trägheit oder bösen Willen stoße.

Mit diesem Beschluß in der Tasche fuhr er nach der Komitatsstadt. Aber er ging nicht mehr zum Oberstuhlrichter, er ging zum



eigentlichen Chef der Verwaltung, dem Vizegespan. Warum denn der Komitatsausschuß sich mit der Karlsdorfer Angelegenheit nicht befasse, wollte er wissen. Und sollte das dem damaligen Kommissionsprotokoll beigelegte Dammbauprogramm nicht zur Kenntnis des Herrn Vizegespan gelangt sein, was gar nicht unmöglich war, so hatte er ein zweites bei sich. Denn es schien, daß die Zwischenstelle die ihr so unangenehme Angelegenheit gar nicht weitergeleitet habe. Mit seiner Absetzung, die der gereizte Oberstuhlrichter in Aussicht stellte, hatte es auch gute Wege, man hörte nichts davon. Das Amt rührte keinen Finger. Und was er in jenes Protokoll geschrieben, wurde offenbar vertuscht.

Der Vizegespan des Komitats, Herr Geza von Tallianffy, ein braunhaariger stattlicher Sechziger von gewinnenden Kavaliersformen, empfing den Richter von Karlsdorf augenblicklich. Er hatte kein ganz reines Gewissen dieser Gemeinde gegenüber, und er erwartete schon lange, daß von dorther eine Beschwerde an ihn kommen würde. Er hatte zugestimmt, als ihm seine liebedienerischen Referenten den eignen Neffen für den Posten eines Stromingenieurs für Karlsdorf vorschlugen. Wäre es nicht sein Neffe gewesen, er hätte es nicht getan. Denn der Posten war zu wichtig. Er war von jeher ein Sprungbrett zum höchsten Avancement in der technischen Branche des Komitats. Der Posten erforderte einen ganzen Mann, Herr von Tallianffy aber wußte nur zu gut, was sein Schwestersohn wert war. Ihm bangte manchmal, wenn er von Überschwemmungsgefahren aus jener Gegend hörte. Aber siehe, es kam keine Beschwerde, der Bursche hatte Glück. Vielleicht unterschätzte ihn der Oheim. Oder hatte er sich gebessert? War er endlich ein Mann der Pflicht geworden? Es war auch merkwürdig, daß er, der Oheim, seit mehr als Jahresfrist keine brieflichen Lamentationen seiner Frau mehr erhielt. Der Vilmos schien also auch keine Schulden mehr zu machen. Freilich hatte der Vizegespan sich einmal energisch jede Behelligung verbeten und jede weitere Zahlung abgelehnt. Aber war das im Ernst ein Grund für den Vilmos, nicht wiederzukommen?

Herr von Tallianffy kam dem Klugs-Baltzer denn auch sogleich mit allerlei Fragen entgegen: „Was bringen Sie mir, Herr Richter? Wie sind Sie zufrieden mit meinem Neffen? Was macht Ihre Gemeinde?"

Überrascht und betroffen von diesem bereitwilligen Interesse, wußte der Richter zunächst keine Antwort. Er schöpfte tief Atem und sammelte seine Gedanken. Dann begann er seinen Bericht. Und der Klugs-Baltzer war nach einer Stunde noch immer im Salon des Vizegespans. Dieser wußte von nichts, hörte zum erstenmal von der ganzen Angelegenheit und war nicht wenig verstimmt über all die Einzelheiten, die er da erfuhr. Ja, das waren die Leute, mit denen er arbeiten mußte, von denen das Wohl und Wehe des Volkes abhing. Er gelobte eine strenge Untersuchung und versprach, die Karlsdorfer Sache in die nächste Sitzung des Komitatsausschusses zu bringen, die in drei Wochen stattfinde.

Herr von Tallianffy deutete nach dem Fenster. „Es wird hell. Die Sonne kommt wieder. Na, Gott sei Dank!" rief er aus. „Aber Sie werden noch schwere Tage haben. Man meldet Stunde für Stunde, daß das Wasser steigt. Da Sie es wünschen, schicke ich Ihnen noch zwei Komitatsingenieure für die nächsten Tage. Und wenn irgendein Konflikt entsteht, rufen Sie nur mich, Herr Richter, ich komme selbst. Ich werde schon Ordnung schaffen. Sagen Sie das, bitte, meinem Herrn Neffen!"

In gehobener Stimmung fuhr der Klugs-Baltzer heimwärts. Man war also doch nicht ganz verlassen, es gab doch noch große Herren, die ein Herz hatten für das Volk und ein offnes Ohr für gerechte Klage.

Die Sonne lachte, der Mai mit all seinem Glanz stand vor den Toren, und die Saaten reckten die grünen Hälse lustig aus den nassen Feldern; sie waren noch nicht ertrunken. Wenn das Grundwasser jetzt versickerte, konnte es noch ein gottgesegnetes Jahr geben. Aber das konnte wohl lange nicht versickern, denn die Theiß stieg täglich um einen Fuß und die Donau um zwei. Und von überall her wurden Überflutungen gemeldet, die Donau brachte ganze Holzlager mit, Baumstämme, Hausgeräte, Teile von Schweine- und Schafställen. Zuletzt kamen Betten und Schränke, ja ganze Schindel- und Strohdächer. Eine losgerissene Schiffmühle samt ihren Insassen trieb vorüber in ein sicheres Verderben. Eine Kinderwiege, die vielleicht einen Inhalt gehabt hatte, als sie fortgetragen wurde, schaukelte auf dem lehmigen Wasser zwischen Holzscheiten, leeren Fässern und Hausgeräten jeglicher Art dahin.

So hatte der Klugs=Baltzer die Donau schon lange nicht gesehen wie auf dieser Heimfahrt. Sie kündete nur Unheil und Verderben. Und es berührte ihn so eigen, daß er auf der Straße, die nach Karlsdorf hinabführte, fröhliche Buben traf, die nach Maulbeerblättern auszogen. Hier dachte man noch an Seidenzucht? Er war mit Bangen im Herzen heimwärtsgefahren, fürchtete, hier schon zu spät zu kommen, und meinte oft, in den Lüften den dumpfen Knall der Karlsdorfer Böller zu vernehmen — und da bliesen sie noch die Schalmei? Eine schwere Last nahm ihm der Anblick dieser Buben vom Herzen.

Und horch — jetzt läuteten daheim die Glocken. So friedlich, so schön; ihn dünkt, er hätte sie nie so gehört. Wie lange werden sie noch klingen? Wie lange noch die Gemeinde aufrufen zum Tagewerk, zur Sammlung und zum Gebet?

Vielleicht sah er doch zu schwarz. Ihn schüttelte noch das Grausen, das er von dem Hochwasser empfangen hatte. Die Zerstörung des Heimatdorfes im Jahre 1830 hatte sich nie mehr in jenem Maße wiederholt, obgleich die Wasser von 1868 und 1876 höher waren. Es gab nur immer einzelne Dammbrüche und überflutete Felder. Und man hatte sich sogar 1879 behauptet, als das stolze Szegedin unterging. Warum sollte man heuer verzweifeln? Aber es war doch so seltsam, daß die Hochwasserstände sich stetig in aufsteigender Linie bewegten. So weit die Aufzeichnungen zurückreichen — die neueren waren immer höher. Vielleicht reichten sie eben nicht weit genug zurück. Vielleicht waren unsre Vorfahren darin doch zu saumselig. Nicht in das vergängliche Pfarrbuch, an den Hochaltar der Kirche hätten sie ihre Erfahrungen schreiben müssen, meinte der Klugs=Baltzer.

Ernst, aber nicht ohne ein Gefühl der Zuversicht und Festigkeit war er heimgekehrt. Und er staunte, daß Gergely beim Vizenotär in der Kanzlei saß, Anekdoten erzählte und Zigaretten dampfte, anstatt die Wasserwehr aufzubieten und auf die Strecke hinauszukommandieren, da ja das Wetter so günstig war. Gergely entgegnete, alle Böller seien geladen, die Dammwache wäre verdoppelt worden, und im übrigen verbitte er sich diese Schulmeisterei. Er sei kein Gemeindediener. Noch ein Meter müsse das Wasser steigen, ehe es die Dammkrone erreiche. Ein Meter! Dazu brauche die Donau bei der hiesigen Breite erfahrungsgemäß noch vier bis fünf Tage.

Der Klugs=Baltzer sah ihm ernst in das erhitzte Gesicht. Dann sprach er trocken: „Der Herr Onkel loßt Ihna sage, er wird selber kumma, Ordnung macha. Derweil schickt er uns far die ärgscht Zeit zwa Komitatsinscheneera."

„Was?!" schrie Gergely wie ein Tobsüchtiger. „Das haben Sie mir angetan? Wozu? Warum?"

Ein dumpfer Ton machte die Fensterscheiben der Gemeindestube klirren. Der Richter eilte zum Fenster und riß es auf. Ein zweiter Böllerschuß knallte, und zur Tür herein kam der Straub=Michl gestürzt.

„Die Theiß!" rief er atemlos. „Die Theiß!"

Alle waren einen Augenblick sprachlos. Nicht „Die Donau!", nein — „Die Theiß!" hatte er gerufen.

Groß, durchdringend blickte der Richter dem Gergely ins Gesicht. Jeder Blutstropfen schien aus diesem Antlitz gewichen zu sein —

„Unsinn!" rief der jetzt. „Blinder Alarm!" Und eilte fort.

Es war eine unangesagte, stille Bereitschaft im ganzen Dorfe. Schon nach wenigen Minuten fuhr der Haffners=Lippl mit seinem Jörgl zum Tor hinaus. Sie waren die ersten. Und als sie zum Gemeindehaus kamen, winkte ihnen der Richter zu und rief: „G'vatter, nehmt mich mit!" Es dauerte ihm zu lange, bis seine Leute eingespannt hatten.

Stolz blickte die Susi dem Wagen nach. Sie hatte den Tornister nicht umsonst mit Brot und Speck gepackt, einen Tschuttera (Feldflasche) mit Rotwein, einen mit Raki gefüllt schon am frühen Morgen. Ihr schwante längst, daß das kommen müsse. Und auch an warme Pferdedecken für die Nacht hatte sie gedacht und den Männern unter den Sitz gelegt. Dem Vater steckte sie den „Stagl" mit Feuerstein und Zunder noch im letzten Augenblick in die Tasche. Was täte der Mann, wenn seine Reibhölzer feucht würden und die Pfeife kein Feuer bekäme? Und auch die Laterne hatte sie diesmal nicht vergessen. Wie hat der Jörgl geflucht im vorigen Jahr, daß er keine mitgehabt. Sie hatte die alte Fettlaterne schon gestern mit einem lan=

gen Docht versehen und gefüllt. Die blies der Wind so leicht nicht aus, und sie brannte länger als drei Kerzen.

Da fuhr auch der Gergely vorüber, als dritter oder vierter erst. Wie der nach ihr schaute! Wie der sie höflich grüßte! Sie wurde rot, als er sich ein zweites und drittes Mal nach ihr umwendete.

Was wollte „der Gschwuf" von ihr? Das hatte sie sich schon manchmal gefragt. So grüßte er niemanden im ganzen Dorf. Dem Jörgl durfte sie das gar nicht sagen. Der könnt' sich am Ende noch einmal einen Monat Arrest holen. Sie sann diesem Gedanken nach, während sie ins Haus zurückging. Und sie erinnerte sich, wie zweimal bei ihr geklopft wurde, als der Jörgl eingesperrt war. Himmel! Daß ihr das nicht früher aufgefallen, daß sie daran noch nicht gedacht ... Der war's. Nur der! Wer sonst im Dorf könnte sich so etwas unterstehen? Oh, der Lump! Bei ihr fensterln zu wollen, während ihr Mann wegen ihm ...

Und jetzt rollte Wagen um Wagen zum Dorf hinaus. Niemand wartete, daß man ihn rief. Die Kleinhäusler und Handwerker, die kein eignes Fuhrwerk hatten, liefen zum nächsten Bauern, und der nahm sie mit, spannte wohl gar einen zweiten Wagen an, wenn einer nicht reichte, denn für ihn stand mehr auf dem Spiel als für die Leute ohne Ar und Halm.

Kein Haus, dessen Fenster nicht besetzt gewesen wären bei diesem Auszug der Männer und Buben. Auch der Pfarrer war an das Fenster seines Arbeitszimmers getreten, obwohl er sich schon seit einiger Zeit nicht gern zeigte. Seitdem sein Name durch alle Blätter des Landes geschleift wurde als der Onkel der Monna Vanna, die einfach durchgegangen sei, weil der gestrenge Herr Pfarrer ihr nicht erlauben wollte, zum Theater zu gehen, seitdem schämte er sich vor seiner Gemeinde. Es waren ihrer ja nicht viele, die die böswillige Notiz „Die durchgegangene Monna Vanna" gelesen hatten, aber alle wußten um die Tatsache, daß Juliska fort war von ihm. Zerrissen hatte er den Vertrag, den sie ihm zur Genehmigung vorgelegt. Und zur Mère Gilm wollte er die Juliska wieder zurückschicken, damit die ihr den Kopf zurechtsetze.

Da kannte er seine Juliska aber schlecht. Laut auf hat sie gelacht, und anstatt nach Preßburg ging sie einfach nach Wien. Und der Graf soll sie angeblich in Zivil begleitet haben. Die Klarineni wußte mehr, aber sie redete kein Wort. Sie seufzte sich nur noch durch das Leben, und das war recht still und trübselig geworden in dem Pfarrhaus, in dem einst Pater Istvan und Juliska ein so fröhliches Duett bildeten. Der neue Kaplan war ja auch ein Duckmäuser. Der Schleicher zählte wohl schon die Tage, bis er diese fette Pfarre erhielt. Aber da konnte er lange warten. Das litt die Klarineni nicht. Sie hielt fest zu Juliska und war dessen sicher, daß es noch viele Tausende kosten würde, bis ihr Mädel reif war für die deutsche Bühne und ein lohnendes Engagement fand. Da hieß es noch ein paar Jahre sparen und wuchern und alles hinunterschlucken. Sie mußte ausharren an der Seite des Tyrannen. Und das von der deutschen Bühne durfte sie nicht einmal andeuten.

Als der Pfarrer noch dem letzten Wagen nachblickte, mußte er unwillkürlich an den Jammer denken, den er am Beginn seiner Laufbahn in der Gemeinde erlebte. Hunderte waren verarmt und für Jahre um den Ertrag ihrer verschlammten und versandeten Felder gekommen. Es war heuer so ernst wie nur je. Er hätte das gleiche nicht gern noch einmal erlebt zum Schluß.

Mit hartem, knöchernem Finger pochte es an seine Tür. Und es erschien die hohe, etwas vorgeneigte Gestalt des alten Wichner-Sepp auf der Schwelle. Er trug die Mütze in der Linken und legte die Rechte auf die Brust. „G'lobt sei's Chrischt, Hochwürden, Herr Pfarra," schnarrte er und neigte seinen abgemagerten Kopf, der schon mehr einem Totenschädel glich als dem eines lebenden Menschen.

„In Ewigkeit, Amen," antwortete der Pfarrer. „Was bringt Ihr mir, Vater Wichner? Kommt, setzt Euch."

„Dank' schön, Herr Pfarra, 's geiht schun noch. Ich hätt' nar a Bitt'. Valleicht die letscht, bevar m'r halt aa geihn, sau wie se all' gagange sin."

„Nun, nun, was ist's denn?"

„Die Kerch' loßt uns uffsperre, Herr Pfarra, mer olta Leut', die nimmei mitkönna zum Damm 'naus, mer wolla beta."

„Das ist recht, Vater Wichner, daß Ihr an den lieben Gott denkt. Ich werde gleich



die Vesperglocke ziehen lassen und will dann selbst eine Stunde mit euch beten."

„Dank' schön, Hochwürde. 's Gabeet hot Kraft. D'rweil m'r glücklich is, maant mer, 's Beeta wär' a Geplabber (Geplapper); geiht's scheps (schief), d'rnoo werd jed's Vaterunser zu aner Laater (Leiter), uf der m'r zum lieba Gott nufsteigt. Mer häwa im Johr 1879, wie Szegedin unnergange isch, 's ärgscht vun uns weggabet't."

„Ihr seid ein frommer Mann, Vater Wichner, ich höre Ihre Stimme immer in der Kirche," sagte der Pfarrer und verabschiedete den Greis.

„Wer nimmei zugreife konn, soll beta, daß d'r Herrgott die annern stärkt," wiederholte er im Vorzimmer zur Klarineni, „'s Gabeet hot Kraft."

Und alsbald ertönte vom Turm der alten Dorfkirche die Vesperglocke, die sonst nur an Sonntagen läutet.

* * *

Seit Tagen währte der mörderische Kampf gegen die Wasser der Theiß, die sich in ihrer trägen Fülle still heranwälzten und unablässig ausbreiteten. Von der hochgehenden, brüllenden Donau zurückgestaut, drückten sie auf die Dämme und stiegen über die Krone.

Die Stromwache hatte das Alarmzeichen spät genug gegeben. Schon als man hinauskam, überflutete das Wasser an mehreren Stellen den Hauptdamm, und es zeigten sich Senkungen und Risse gerade dort, wo im März gearbeitet worden war. Das damals noch halbgefrorene Erdreich gab nach, die ungeheuren Regenmengen weichten alles auf. Die Besamung der neuen Flächen war noch zu jung, das Gras, kaum recht aufgegangen, bot keinen Schutz gegen die Angriffe des Wassers.

Diese Lage war kritischer als ein kleiner Dammbruch. Mit einem Blick übersahen die Männer, daß nur eine Erhöhung des großen Dammes in seiner ganzen Ausdehnung helfen konnte. Gergely war andrer Meinung. Er wollte den großen Damm dem Anprall überlassen und den innern Paralleldamm sichern. Auf den käme es an. Nur wenn ein Bruch im Hauptdamm entstünde, sei dort zu arbeiten. Der Klugs-Baltzer widersetzte sich dem nicht, er stellte dem Ingenieur zweihundert Männer zur Verfügung, erklärte aber, daß er auf eigne Faust den Hauptdamm verteidigen wolle, solange es gehe.

Und so teilte man die Kräfte. Die beiden Haffner, der Straub-Michl und alle jüngeren Elemente des Dorfes folgten dem Richter. Die Buben bis herab zum vierzehnten Jahr wurden angenommen. Sie alle wollten dort sein, wo es am gefährlichsten war. Die Überflutung kam vom Spitz her, wo die Stauung am größten war, und ehe die Theiß auch im obern Lauf so hoch stieg, konnte man ihr entgegengearbeitet haben. Das Unterfangen, die fünf Meter breite Dammkrone auf einer meilenlangen Strecke erhöhen zu wollen, schien vermessen. Woher das Material nehmen, woher die Arbeitskräfte? Vielleicht hatte Gergely doch recht. Der zweite Damm brauchte ja nur das zu halten, was der Hauptdamm durchließ, und man schonte tausend Hände. Aber der Entschluß war gefaßt, und die Arbeit begann. Wo die Überflutungen sich zeigten, wurden obenauf Sandsäcke gelegt in fünffachen Reihen und mit Erdreich beschüttet; wo Risse auftraten, schlug man Pflöcke ein, legte Baumstämme dazwischen und arbeitete mit Steinschüttungen. Das Material wurde unablässig zugeführt. Zwei Tage schaffte man so an dem Damm, es wurde geflickt und gebessert. Dann erst ging man an das große Werk. Vom Spitz aus und von weit droben, dem äußersten Punkt der Überflutung, wurde die gleichmäßige Erhöhung der Dammkrone in Angriff genommen. Wenn es gelang, daß man sich begegnete und die Kette schloß, war wenigstens der größten Gefahr gesteuert. In drei Tagen und drei Nächten wollten die dreihundertfünfzig Männer und Buben, die da standen, das leisten. Sie trauten es sich zu und stürzten mit Todesverachtung in das Unternehmen. Aber am zweiten Tage erhob sich ein föhnartiger Südwind, der ganze Wellenberge über den Damm herüberwarf und jeden Fortschritt zunichte machte.

Es war eine Sisyphusarbeit. Und diese entschlossenen Männer, die nun schon vier Tage und Nächte draußen standen, waren doch auch nur Menschen. Als die beiden Komitatsingenieure — dieselben, die im Winter an der großen Kommission teilnahmen — eintrafen, fanden sie die Helden auf dem äußern Theißdamm beinah erschöpft. Ihr Vorhaben sei gut, sagten sie, aber man müßte ihnen zu Hilfe kommen.



Sie überschauten mit Kennerblicken die ganze Lage und fanden sie gefährlich; denn die Theiß konnte noch tagelang steigen. Es wurden bis Tokay hinauf und auch von der Marosch, aus Siebenbürgen her, die höchsten Wasserstände gemeldet, die man je beobachtet hatte.

Sie hielten eine Konferenz mit Gergely, und der verteidigte seinen Standpunkt. Er halte eine Überflutung des Hauptdammes für ungefährlich, wenn der Paralleldamm gesichert sei. Nur Dammbrüche würde er dort bekämpfen. Was die Leute jetzt dort täten, sei unnütz. Aber er habe keine Gewalt über sie.

Die Komitatsingenieure waren nicht seiner Meinung, wenn sie seinen eignen Arbeiten auch volle Anerkennung zollten.

Und sie begaben sich mit ihm und dem Dorfrichter zunächst einmal zum großen Donaudamm hinüber. Auch von dorther drohte ja Gefahr. Die unabsehbaren, immer höher anschwellenden Wassermengen erreichten auch dort schon beinahe die Krone. Und an zehn Stellen schweißte der Damm und war durchlässig; die Abzugskanäle waren nicht genügend gesichert worden, das Stauwasser reichte schon weit in die Auen und Felder. Man konnte hinter dem Damm schon beinahe von einer Überschwemmung reden. Gergely bezeichnete das als Ergebnis des Regens. Da die Donau zu hoch war, gab es eben keinen Abfluß.

„Herr Kollega," sagte der ältere der Herren, „die Kanäle und Abzugsrohre waren rechtzeitig zu schließen und diese Regenmengen auszupumpen. Tag für Tag, Stunde für Stunde hätte hier gearbeitet werden müssen in den letzten zwei Wochen. Sie lassen die Donau ja von unten herein!"

Gergely war betroffen von dem Ton, den die Abgesandten seines Onkels heute gegen ihn anschlugen. Er bot seine Demission an. Er wolle niemandem im Wege sein.

„Pardon," sagte der Sprecher, „dazu haben wir keinen Auftrag. Der Herr Vizegespan hat unser Winterprotokoll sehr ungnädig bemängelt und uns zur Hilfe hergesandt. Zu sonst nichts. Und wenn es Ihnen recht ist, teilen wir die Arbeit. Sie übernehmen die Sicherung der Paralleldämme hier und an der Theiß, Sie leiten sozusagen die innere Verteidigung. Ich halte den Donaudamm, und mein Herr Kollega übernimmt das Oberkommando auf dem großen Theißdamm drüben."

„Gut," sagte Gergely und biß die Zähne zusammen. Er sah sich abgesetzt, in die dritte Reihe gestellt, und diese Streber, sagte er sich im stillen, werden allen Ruhm an sich reißen, wenn es gut ausgeht.

Nun wandte sich der bebrillte Sprecher, den der Richter nur zu gut im Gedächtnis hatte, an ihn selbst, der bleich und müde dastand und stumm zugehört hatte.

„Herr Richter, mein Name ist Stepan. Sie kennen mich wohl noch. Ich meine es gut. Aller Streit um jenes Winterprotokoll sei begraben. Die Stunde ist zu ernst ..." Und er erhob die Stimme: „Ihr Dorf ist in Todesgefahr — wir brauchen noch tausend Arbeiter, wenn wir es retten sollen."

„Tausend?" stotterte der Richter, den diese ernsten Worte im tiefsten getroffen hatten.

„Sie hätten die Nachbardörfer schon aufbieten sollen, die alle außer Gefahr sind. Sie hätten schon vorgestern Militär verlangen müssen. Es steht schlimmer, als Sie vielleicht glauben. Nach meinen Berechnungen steigt das Wasser noch eine Woche. Schaffen Sie Leute, suchen Sie Helfer!"

Der Klugs-Baltzer war nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, aber das packte ihn doch bei einer empfindlichen Stelle. Wie, sie sollten nicht mehr allein imstande sein, sich zu behaupten? Das Dorf habe sich immer selbst geholfen!

„Das ist ausgeschlossen!" rief der Komitatsingenieur. „Da ist zuviel versäumt worden. Ich möchte Ihre Verantwortung in dieser Stunde nicht tragen!"

„Wie wäre das?" schrie der Klugs-Baltzer. „Jetzt soll ich die Verantwortung trage? Ich allan? Wo is mei' Protesch't hinkomme? Wo sin die Kartaschpeeler von d'r Kommission? Ufhänge soll m'r se! Ufhänge!"

„Mäßigen Sie sich!" sagte der Ingenieur. „Denken Sie jetzt an sich und Ihre Gemeinde!"

„Vorwärts, Peterl!" rief der Klugs-Baltzer seinem jüngsten Sohne zu, einem frischen vierzehnjährigen Knaben, der sie alle im Wagen hergeführt hatte. „Mach' da Waga fertich. Mer fahra!" Und zu den Herren gewendet, sprach er: „So geihn m'r halt als Beddler vun Darf zu Darf und bitta um Hilf."

Ingenieur Stepan schrieb indessen auf einem Notizblock ein Telegramm an den Vizegespan. „Bitte," sagte er, „lassen Sie das gleich ab-



senden. Der Herr Vizegespan ist Ihr größter Gönner, er wird alles aufbieten, Sie zu retten."

„Ja, der ist ein Ehrenmann! Der, ja!" sagte der Richter vieldeutig. „Aber wo soll ich tausend Männer hernemma?"

Der Ingenieur zuckte die Achseln. „Das ist Ihre Sache. Es droht äußerste Gefahr von zwei Seiten. Wir sind bereit, zu arbeiten. Und verzweifeln braucht man noch lange nicht. Schaffen Sie namentlich Pioniere herbei!" Und beißend sagte er zu dem Stromingenieur: „Daran hätten Sie längst denken müssen, Herr von Gergely."

* * *

Mit heißem Kopf und klopfendem Herzen war der Klugs-Baltzer heimgekommen. Die Leute umringten ihn schon auf der Straße. Auch der Oberlehrer eilte herbei, der Jellinek und die Klarineni, sie wollten alle wissen, wie es draußen stehe. Wo denn die eigentliche Gefahr wäre. Der Richter antwortete ausweichend. Nur beim Theißdamm stehe es schlimm, sagte er. Aber es werde schon gehen. Man möge nur den Mut nicht verlieren.

Dem Postmeister band er das Telegramm an den Vizegespan auf die Seele. Es sei sehr ernst, er möge es geheimhalten.

Den Oberlehrer Heckmüller nur nahm er mit sich in seine Stube; wenn auch in Ungnade und suspendiert von der Schule, war er ihm der liebste Mann, dessen Rat ihm am meisten galt. Und jetzt sagte er ihm alles, jetzt entlud sich der ganze Ingrimm seines Herzens, die ganze Furcht vor dem Ungeheuerlichen, das da draußen drohte. Er müsse selbst nach Josefsfeld hinüberfahren und die Gemeinde herbeirufen und dann fort in andre Dörfer. Der Notar solle Militär herbeischaffen, Pioniere; er wolle die Bauern aufbieten. Aber was kann hier im Dorf geschehen? Soll man den Leuten die Wahrheit sagen? Er, Heckmüller, sei älter, er habe schon 1868 mitgetan, er möge nachdenken, was damals alles geschah. Jetzt müsse er selbst nur schnell etwas essen, sonst halte er's nicht aus.

Und da war auch schon die Bas' Nantschi mit einem Frühstück. Der Peterl hatte ihr alles verraten, sie weinte und schluchzte.

Heckmüller nahm sich die feuchtgewordene Brille ab, und seine Hände zitterten, als er sie putzte. Aber er faßte sich. Der ganze Jammer von 1868 stand vor ihm auf, und auch die Erfahrungen jener Tage erhoben sich und wurden lebendig in ihm. „Wir sind den Hausvätern die Wahrheit schuldig," sagte er. „Wenn Ihr nach Josefsfeld kommt, bittet auch um Speicher und Hausböden für unsre Vorräte, für unser Getreide, unsre Weine. Ich will meine Seidenzüchter besuchen und in jedem Hause vertraulich reden. Die alten Leute müssen arbeiten, es muß alles fortgeschafft werden, was Wert hat. Pferde sind genug da, Getreide schaufeln kann bald wer. Und es müssen ja auch ein paar Männer heimkommen, wenn Ihr auswärtige Hilfe findet. Aus den tiefergelegenen Gassen lassen wir heute noch alles heraufschaffen. Die Schulzimmer fassen viel. Und alle Kinder müssen mithelfen. Das Große Wirtshaus liegt um ein Meter höher als die andern Häuser, und auch die Kirche könnte im Notfall Schutz gewähren. Das beste Gebet ist jetzt die Arbeit. Fahrt nur ruhig fort, Richter. Ich will weiter denken und nachsinnen."

Der Richter hatte mit Gier gegessen und zugehorcht, wiederholt genickt und gebilligt, was der Oberlehrer sagte. „Nantschi, das war gut!" sagte er jetzt. „Wann die Männer drauß' nar aa' was hädde. Was Warmes in all der Näss' und der schwera Arweit! Sie sein all' ganz hin."

„Wird auch besorgt," sagte Heckmüller. „Bas' Nantschi, Anno 1868 haben die Frauen draußen einigemal gekocht in Sturm und Regen. Reden Sie doch mit der Haffners-Susi und andern kouragierten Frauen; nehmen Sie die Sache in die Hand! Kraut und Speck, Schöpsernes und Gullasch kann man in jedem Kessel kochen."

Die Bas' Nantschi war sogleich lebhaft angeregt, sie trocknete rasch ihre Tränen: „Jo, jo, ich geih glei' nüber zur Susi. Des mache m'r schun heunt Owet."

Der Richter küßte sein Weib und nahm Abschied. Man möge nur standhaft sein, bis morgen abend sei er wieder zurück.

„Peterl!" rief er zum Fenster hinaus. „Hoscht g'füttert? Tränk' die Gäul', mer fahra!"

„Jo, Vatter!" antwortete eine helle Knabenstimme.

Der Klugs-Baltzer besprach sich noch kurz mit dem Notär und dessen Stellvertreter und fuhr dann im schärfsten Trab zum Dorf

hinaus, gegen die Höhe von Josefsfeld zu, wo die Saaten prächtig standen und wo niemals Hochwasser hindrang. Nicht ohne Neid sah das der Richter. Warum lagen gerade sie in der unglückseligen Tiefebene? Warum hatten es diese Protestanten so gut? Der junge Lehrer Heckmüller erzählte es ihnen vor dreißig Jahren einmal in der Schule, aber er hatte es längst vergessen. Als der edle Kaiser Josef die ersten Protestanten in das Gebiet der Militärgrenze berief, da befahl er, ihnen die allerbesten Ländereien anzuweisen, damit sie an ihre Gleichstellung in seinem Reiche glauben lernten. Sie waren brave Nachbarn geworden für Karlsdorf, diese lutherischen Schwaben. Nie gab es Grenzstreitigkeiten mit ihnen.

Ob aber jemals ein Karlsdorfer Richter zu ihnen hinübergefahren war, sie um ihre Hilfe anzusprechen, das wußte er nicht; doch er fuhr voll Vertrauen zu ihnen. Ein Schwabendorf wird das andre nicht verlassen in solcher Not.

Indessen machte Heckmüller seine Wege im Dorfe. Er traf den alten Wichner-Sepp, und der gab noch manchen guten Ratschlag von Anno 1830. Und Heckmüller ging hauptsächlich in die tiefergelegenen Seiten- und Quergassen, ins „Tal", in den „Grund", ins „Gässel", wo auch sein altes Vaterhaus stand. Die Bauern konnten einspannen und ihre Habe in Sicherheit bringen, die Kleinhäusler nicht. Ihnen hauptsächlich mußte man die zehn großen Klassenzimmer einräumen in den beiden Schulhäusern. Ihnen sollte der Tanzsaal des Großen Wirtshauses Dienste leisten.

Und während er so die tieferen Gassen abschritt und sich im Geiste schon das Häusel suchte, in dem er selbst vielleicht seine Tage als Pensionist der Gemeinde beschließen würde, kam ihm ein Wort Georg Trauttmanns in den Sinn, jenes prächtigen Mannes, der nur zwei Tage in der Gemeinde weilte und doch so nachhaltige Eindrücke zurückgelassen hatte in allen, die ihn sahen und ihn reden hörten. Auch das Dorf selbst sei zuwenig gesichert, sagte er, da könnte manches geschehen für den äußersten Fall.

Heckmüller hatte auch die alte Straubin besucht, die lutherische Gertreid, und ihr mitgeteilt, wie es stehe und wie sehr der Michl sich draußen auszeichne. Und dann war er hinausgekommen auf freies Feld. Da war ihm, als ob da draußen einmal ein Damm über die Einbuchtung gelaufen wäre, als ob das Dorf in fernen Zeiten einmal jene Sicherungen gehabt hätte, die der Trauttmann vermißte. Und der Wichner-Sepp bestätigte es ihm. Das alles sei aufgelassen worden, als man die großen Dämme draußen verdoppelt und auf den höchsten Wasserstand gebracht hatte. Und es seien immer die Ärmsten im Dorf gewesen, die dann doch ab und zu das Wasser bekommen hätten.

Er hatte also richtig gesehen.

Da lag wieder eine Aufgabe auf seinem Wege.

* * *

Noch vor Abend rückten dreihundert Männer aus Josefsfeld ein und traten beim Donaudamm an. Es waren ernste, kernige Gestalten, die nicht viel redeten und sich an die bedrohten Punkte weisen ließen. Wie Werkleute, mit Schaufeln und Hauen und Beilen waren sie ausgerüstet, und jeder hatte seinen Tornister mit Lebensmitteln auf dem Rücken für ein paar Tage.

Auch ihr Pfarrer war mitgekommen und hatte im Karlsdorfer Pfarrhaus vorgesprochen. Er bot jede Hilfe an, die seine Gemeinde leisten konnte, und lud den Herrn Amtsbruder für den äußersten Fall, daß er weichen müsse, zu sich. Sein Haus stehe ganz und gar zu Gebote. Im Auftrage des Richters von Josefsfeld solle er melden, daß für beiläufig tausend Personen zur Not Raum geschafft werden könne.

Pfarrer Horvat war überrascht und ergriffen. Ihm hatte man noch gar nicht den hohen Ernst der Lage verraten, und schon war Hilfe da und herzliche Gastfreundschaft. Er dankte. Aber er würde doch wohl nur als letzter weichen, sagte er dem evangelischen Amtsbruder. Das Zentrum des Dorfes liege ja so hoch, daß doch vielleicht für dieses keine unmittelbare Gefahr bestehe.

Draußen brüllte der Donaustrom immer lauter und lauter, als der Abend sich herabsenkte. Auf allen Dämmen schwelten die Fettlampen in den zahlreichen Laternen, die sich wie Wachtfeuer in einem wildbewegten Heerlager ausnahmen. Auf dem Mitteldamm aber — er hieß der Grünzeugdamm — brannten helle Flammen, dort hatten die Frauen zehn große Kessel, in denen sonst Wäsche ausgekocht wurde, auf Dreifüße ge-

stellt und bereiteten ihren Männern und Söhnen das erste warme Mahl nach so vielen nassen Tagen. Auch trockene Wäsche und Kleider hatten sie ihnen mitgebracht und sehr viel Zuversicht und Munterkeit. Drei Faß Wein ließ die Klugs-Nantschi hinausführen und machte mit ihren Töchtern die Mundschenkin. Die Haffners-Susi aber stand mit erhitztem Gesicht zwischen zwei Gullaschkesseln und schwang ihren großen Schöpflöffel wie ein Zepter. Zwischen zwei andern Kesseln hantierte still und ernst die Bas' Bärbl. Und die Kette setzte sich fort; die angesehensten Bäuerinnen waren mitgekommen und kochten da unter freiem Himmel.

Die Männer lösten sich ab und eilten in Gruppen herbei von der Arbeit. Muntre Worte flogen hin und wieder, man hatte den Humor nicht verloren und schien voll guten Muts. Die Mainacht war frisch, aber windstill und sternenhell. Aus weiter Ferne hörte man ein Sausen und Stöhnen, ein dumpfes Rollen, und es war manchmal, als ob auch der Grünzeugdamm da zwischen den Krautfeldern erbebe. Von ihren Frauen erfuhren jetzt die Karlsdorfer, daß dort drüben dreihundert Männer aus Josefsfeld für sie kämpften. Und man brachte ihnen ein Vivat, ein Eljen, das unheimlich in der Dunkelheit verhallte, ohne das Ohr der Braven zu erreichen.

Ordentlich stolz waren die hungrigen Männer, daß ihren Frauen so etwas Köstliches eingefallen war wie dieser abendliche Besuch, diese Fürsorge für ihr Wohl, und mancher von ihnen gab der Genossin heimliche Ratschläge, was daheim zu tun wäre. Denn in seinem tiefsten Innern zweifelte jeder ein wenig an einem guten Ausgang.

Jörgl und sein Vater kamen endlich auch herbei vom großen Theißdamm. Sie schienen halb tot vor Hunger und Müdigkeit zu sein, denn ihr Weg war weit gewesen. Sie leiteten die obern Arbeiten, weil der Komitatsingenieur am Spitz draußen nötiger zu sein schien. Dankbar waren sie für die trockenen Kleider und die Wäsche, und das Gullasch ließen sie sich wohl munden. Daß auch die Mutter da war, freute den Haffners-Lippl ganz besonders. Das hätte er ihr nicht zugetraut, daß sie sich in einen solchen Trubel begeben würde. Und auch er gab stille Ratschläge für daheim. Getreide sollte die Resi fortführen nach Josefsfeld, das Vieh sollte gleich losgebunden werden in den Ställen, wenn Wasser käme. Anno 1868 seien viele hundert Pferde und Kühe in den Ställen ertrunken, weil sie niemand losband in der Verwirrung. Lieber sollten sie laufen, wohin sie wollten, sagte er. Und sie hörte still zu und nickte nur zu allem.

Der Haffners-Lippl und sein Jörgl zogen sich in die Dunkelheit hinter ihren Wagen zurück und legten die trockenen Kleider an. Dann lagerten sie sich an der Dammböschung zu kurzer Rast. Jörgl schlief gleich ein, den Vater aber hielt die Sorge wach.

Inmitten des lebhaften Getriebes auf dem Grünzeugdamm tauchte jetzt auch Gergely auf. Auch er hatte Hunger und Durst, und man war just nicht zu freundlich mit ihm. Niemand mochte ihn, keiner hatte Respekt vor ihm. Er hatte einen Teller erlangt und näherte sich damit der schönen Frau Susi. Scherzhaft und zugleich demütig bat er auch um eine Portion Gullasch. Die Susi war nicht überrascht, daß er gerade zu ihr kam, und sie schöpfte dreimal wortlos aus ihrem Kessel, so viel sie fassen konnte, und häufte es auf seinen Teller. Er aber flüsterte ihr zu: „Sie sind das süßeste Weib, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Die Füße möcht' ich Ihnen abbusseln, schönste Frau Susi."

Susi schämte sich. Eine flammende Röte schlug ihr bis in die Haare empor. Es war gerade niemand in der Nähe, es hatte niemand zugehört.

„Jörgl!" schrie sie, „Jörgl!" in die Dunkelheit hinaus, nach der Richtung ihres Wagens.

Tief betroffen stand Gergely da.

„Jörgl!" rief die Susi noch einmal.

Schlaftrunken antwortete dieser: „Jo — jo — was is denn? Willscht was, Susi?"

Sie antwortete ihm nicht. Sie hatte wieder ihre Fassung gewonnen. Und sie maß jetzt den Frechen, der spöttisch auf seinen Teller niederlächelte, und dem sie vorher gar nicht ins Gesicht zu sehen gewagt hatte. Ein unbeschreiblicher Hohn lag in ihrem Blick, eine grenzenlose Verachtung.

„Willscht was, Susi?"

„Naa — naa — bleib nar laia (liegen) und ruhg dich aus. 's is nit der Müh' wert, daß d' uffsteischt," sagte sie.

Und Gergely zog ab wie ein geprügelter Hund.

Jörgl schlief wieder ein, aber der Vater hatte sich erhoben und kam herzu.

Er hatte alles beobachtet, er ahnte, was da vorgegangen war. Wenn das bekannt gemacht würde! Wenn das die Leute da herum wüßten! Er bat die Susi, sie möchte schweigen. Sonst geschehe vielleicht ein großes Unglück. Es hätten erst gestern ein paar Männer da drüben einander zugerufen, man müßte den Gergely eigentlich ins Wasser schmeißen.

Die Susi sah den Schwiegervater spitzbübisch an: „A Watsch hädd ich ehm äwer doch gäwe solla. Nitta?"

* * *

Das war der letzte Abend, den die Leute von Karlsdorf miteinander verbracht haben, an dem sie sich noch als eine starke Einheit fühlten in Leid und Freud, an dem sie sogar noch lachten.

Zwischen der majestätischen Donau, diesem Urweltstrom, der durch das Herz Europas rauscht und die Wasser der deutschen Alpen bis an die Küste von Asien hinspült, und der tückisch schleichenden, ewig bohrenden Theiß lag ihre Welt, lagen ihre Gräber und ihre Zukunftshoffnungen. Immer war Krieg bei ihnen, jedes Kolonistenjahr zählte doppelt in diesem gesegneten und ständig bedrohten Stück Erde. Und jetzt hatten sie wieder einmal eine große Schlacht verloren.

Erst am zweitnächsten Tage war der Klugs-Baltzer mit dem Peterl heimgekehrt von seiner Rundfahrt, und es folgten ihm Helfer von überall. Aber auch sie konnten das Unheil nicht mehr abwenden. Die Ereignisse vollzogen sich wie nach einem vorbestimmten Verhängnis.

Der Donaudamm hatte zuerst einen Bruch bekommen. Aber der Komitatsingenieur Stepan mit den dreihundert Männern aus Josefsfeld besiegte die Gefahr. Und es eilten ihm zwei Kompagnien Pioniere zu Hilfe, die den Damm in seiner ganzen Ausdehnung besetzten und hüteten. Die Josefsfelder hatten zwei Tote zu beklagen, ehe die Hilfe kam.

In nervöser Überreizung, in einer Art Verzweiflung war der Oberstuhlrichter nach Karlsdorf geeilt. Und kaum hörte er von den Verlusten an Menschenleben, so wollte er auf dem äußern Theißdamm jede Arbeit verbieten. Er sei verantwortlich, rief er den Karlsdorfern zu, denen am Spitz schon drei Männer waren fortgespült worden, er befehle ihnen, die Arbeit einzustellen. Sie hörten nicht auf ihn. Wie ein brandendes Meer tobten die Fluten, und der Südwind peitschte sie über die Köpfe der Arbeiter hinweg. Nur mit Gendarmen könne man sie von da wegholen, ließen sie ihm sagen.

Der Vizegespan, Herr von Tallianffy, kam ebenfalls. Und er hieß den Oberstuhlrichter schweigen, als dieser seine Autorität anrief. Er begriff, was diese Männer verteidigten und warum sie nicht weichen wollten. Der Klugs-Baltzer berichtete ihm über die Lage, so gut er's vermochte; seinen Neffen Gergely aber, der unablässig auf den Oberstuhlrichter einredete, übersah er. Und während Herr von Tallianffy auf dem zweiten Damme stand inmitten all der erdeschaufelnden und karrenschiebenden Bauern, gellte auf einmal ein Schrei des Entsetzens aus hundert Kehlen durch die Luft, und alle Hände deuteten nach einer Richtung. Dort rückwärts war der äußere Damm gebrochen, während er vorn, beim Spitz, mit Löwenmut verteidigt wurde. Kaum drei Fuß breit war der Riß, durch den das lehmige gelbe Wasser plötzlich hereinbrach und von der Dammhöhe in die Riedfelder niederrauschte. Aber die Lücke wurde im Nu doppelt so groß, und ein Bach sauste hindurch. Jetzt kam das Unheil, jetzt mußten die innern Dämme ihre Widerstandskraft beweisen.

Herr von Tallianffy war ganz bleich geworden. „Dort wäre dein Platz!" herrschte er seinen Neffen an, den er bisher keines Blickes gewürdigt hatte. „Dort! Dort!"

Aber schon waren die Karlsdorfer herbeigeeilt. Der Entsetzensschrei der Zuschauer riß sie zum Äußersten fort. Der riesige Straub-Michl und die beiden Haffner stürzten sich ohne Besinnen in die Lücke und boten dem Wasser die Brust. Männer und Buben in buntester Reihe folgten ihnen, sie bildeten eine doppelte, eine dreifache Mauer und füllten die Lücke mit ihren Leibern. Das Wasser schäumte an ihnen empor, zerstob über ihren Köpfen, aber es kam nicht mehr hindurch. Da sanken sie unmerklich tiefer, man fühlte, wie das Wasser unter ihren Füßen das Erdreich wegfraß; schon war nur mehr der Kopf des Straub-Michl zu sehen, und ein kalter Schauer ging durch die Seelen von Hunderten.

„Sie ertrinken alle!" schrie der Oberstuhlrichter.

Aber die ersten Sandsäcke waren schon da und wurden rasch vor ihnen versenkt; die Männer setzten die Füße darauf. Und so kam Sack um Sack, und ihr Grund wurde sicherer. Man schlug Pflöcke vor ihnen ein und legte Baumstämme dazwischen, füllte die Lücken mit Erdsäcken, und die flinken Dorfbuben brachten biegsame junge Weiden aus den Auen herbei und flochten sie als Wand in die Pflöcke. Nach einer Stunde konnten die Männer ihre Todeskette wieder lösen. Einige mußten mit Slibowitz gelabt werden, viele erbrachen erst jetzt das grausliche Wasser, das sie geschluckt hatten.

Eine Tat war vollbracht. Man hatte wieder Zeit gewonnen. Und Herr von Tallianffy ritt auf einem Bauernpferd durch die aufgeweichten, in dem trüben Wasser ertrinkenden Saatfelder hinüber zum äußern Damm, um den Tapfern die Hände zu schütteln.

Ganz durchnäßt kam er zurück. Man hatte ein Telegramm für ihn gebracht, und er las es hastig. „In Budapest beginnt die Donau schon zu fallen!" rief er.

„Da steigt sie hier noch dreißig Stunden," sagte der Klugs-Baltzer betrübt. „An uns muß alles vorüber!"

„Mut, Herr Richter, Mut, wir müssen es zwingen! Ihre Leute sind Helden!" sprach der Vizegespan.

Und er begab sich von Gruppe zu Gruppe, von Damm zu Damm, belobte, eiferte an und griff selbst zu, wo er einen Erschöpften traf. So befeuerte er den Mut und die Zuversicht der Leute, und dabei versprach er dem Richter für die Zukunft jedwede Förderung. Das sei der letzte Kampf, den sie auf solche Weise zu führen hätten. Er werde dafür sorgen.

Das glättete manche Zornesfalte, das richtete manches zaghafte Gemüt wieder auf.

*

Indessen ereignete sich im Dorfe allerlei. Eine lange Wagenkette bewegte sich auf der Straße gegen Josefsfeld hin, die daheimgebliebenen Greise retteten, was zu retten war. Das Brot wenigstens sollte in Sicherheit sein.

Der Oberlehrer Heckmüller aber hatte die jungen Mädchen aufgerufen zur Schanzarbeit. Die Frauen mußten in allen Häusern Brot backen für die vielen hundert fremden Männer da draußen und für die Soldaten; die Mädchen aber besaßen keine Aufgabe in der allgemeinen Not. Heckmüller gab ihnen eine solche. Sie kamen mit Schaufeln und Schiebkarren, fuhren Erde und Hölzer herbei, nähten Sandsäcke und füllten sie, gruben ganze Krautfelder um, ohne zu fragen, wem sie gehörten, und stampften sie zu einem Schutzdamm zusammen, den ihr Oberlehrer ersonnen. Er hatte niemanden an der Hand, der ihn belehrte, er holte sich sein Wissen aus dem Lexikon und aus einem vergessenen alten Hilfsbuch des Franz.

Die Mädchen glaubten nicht recht an eine so große Gefahr, aber sie kamen alle. Auch die Liszka und ihre Genossinnen von der Schandbank des Dorfes durften Erde führen und den Dammkörper feststampfen. Da mußten sie nicht zurückstehen wie in der Kirche und auf dem Tanzboden, da ließ man sie gelten. Und heller Jubel brach los, als die Liszka am dritten Tage doppelt anfuhr, als sie einen Mann mitbrachte, der alsbald für drei arbeitete. In einem grünen steirischen Lodenanzug mit Kniehosen und hohen Wadenstrümpfen, ein rundes Hütchen mit Stoß auf dem Kopfe, so war der junge Mann angetreten, dem ein kleiner blonder Schnurrbart die Oberlippe bedeckte. „Ihr Bruder Lajos!" sagten die einen. „Jessas, der Herr Kaplan!" riefen die andern. Und sie behielten recht, es war Stefan Michlbach.

Heiter und frohgemut ging er einher, er war aus der Kutte gesprungen. Und lachend trat er in die Reihen der Erdarbeiterinnen. Er hatte nie einen Mädchenblick gescheut, und sie fühlten es alle, daß er ein Hallodri war, ein Luftikus. Jetzt kam er als Bräutigam der Liszka. Und gleich fiel ihm ein Scherzwort von der Lippe, das Flügel bekam. Er wolle auch mithelfen am Jungferndamm, sagte er, und hier alle seine Sünden abbüßen. Und die Schwabenmädchen gingen ein auf seinen Scherz und nahmen ihn, wie er sich gab. Sie stimmten sogar Spottlieder an bei der fröhlichen Arbeit.

Die Sonne brannte heiß, und die Wasserdämpfe ballten sich zu schweren Wolken zusammen über der kochenden Erde. Sie trugen vielleicht neues Unheil in ihrem Schoß, und doch lechzte Mensch und Tier nach einer Lösung der Spannungen.

Auch das Pfarrhaus wurde langsam von der allgemeinen Aufregung des Dorfes er-

griffen. Der Pfarrer schaffte fort, was ihm besonders wichtig erschien; die Pfarr- und Matrikelbücher wanderten zunächst zu dem Herrn Amtsbruder nach Josefsfeld. Und sorgfältig verwahrt manches andre, ihm persönlich Wertvolle. Und auch die Klarineni war in nicht geringer Erregung. So mancher ihrer heimlichen Gläubiger war in Gefahr, zu verarmen. Und jetzt hatte sich auch noch der Herr Vizegespan zu Tisch angesagt. Sie sollte ihn endlich bei sich sehen, den Mächtigen, auf dessen Bürgschaft hin sie dem Gergely Tausende geliehen. Vielleicht konnte sie ein bescheidenes Wort darüber anbringen, daß der Herr Neffe ein recht säumiger Zahler sei. Nicht einmal die Zinsen seien eingegangen im letzten Halbjahr. Darüber kann man sich doch beim Herrn Bürgen beschweren.

Sieh da, die Frau von Gergely!

„Hab' schon lange nit die Ehr' g'habt, sehr lange nit," begrüßte sie die Klarineni spitzig. „Was bringen Sie mir, Liebste?"

Der blassen kleinen Frau verschlug es die Rede bei dieser vieldeutigen Grußformel. Was sollte sie denn bringen außer ihrem kummervollen Herzen? Ihre Aufopferung für die Juliska war hier rasch vergessen, wie es schien. Oh, warum hatte sie doch damals, nach dem großen Erfolg, wie die Juliska so lange mit dem Grafen draußen geblieben war, nicht den Mund aufgemacht und geredet! So dumm war sie, so verängstigt, sie hatte nicht den Mut, und jetzt war es wohl zu spät. Die ihr helfen konnte, war nicht mehr hier.

Aber jetzt mußte sie reden, und kostete es auch die Ehre und die Zukunft — sie mußte.

Doch es ging nicht. Nein, nein, es ging nicht. „Ich will heute nicht stören. Sie haben ja Gäste," stotterte sie. „Nur ein Wort ... Bitte, liebste, gnädigste Klarineni, edle Wohltäterin, sagen Sie doch nur kein Wort, daß wir im Rückstand sind. Der Onkel wäre bitterbös. Mein Mann wird gewiß Oberingenieur werden, wenn alles gut ausgeht; er kommt ins Komitat, und dann sind wir bald in Ordnung. Bitte, bitte, nicht verklagen!"

In flehendem Tone, halblaut, geängstigt, sagte sie das alles, und die Klarineni wurde stutzig. Ihr schien, als ob da etwas nicht in Ordnung wäre. „Gut, gut, ich will noch warten," sagte sie gedehnt. „Aber in solchen Zeiten muß jeder an das Seine denken." Und sie sagte das mit dem Hinterhalt, die Gelegenheit, an das Ihre zu denken, heute wahrzunehmen, so gut es sich fügen wollte. Der Herr Onkel sollte nur wissen ...

Die verhärmte kleine Frau von Gergely küßte der prallen, feisten Pfarrersköchin, die sie ihr im tiefsten Grunde ja doch nur war, die beiden Hände und eilte wieder heim zu ihren Kindern.

*

„Nur noch sechzehn Stunden kann das Wasser der Donau steigen!" sagte man sich bei Sonnenuntergang dieses schwersten Tages. Dann wird man die Pioniere und die Josefsfelder mit vereinter Kraft gegen die Theiß aufbieten können, „dann kommt Ablösung!" seufzten schon viele der Karlsdorfer.

Blutigrot sank die Sonne hinter eine grauschwarze Wolkenbank. So plötzlich war sie dahin, als ob sie der Hand des Herrn entfallen wäre und nimmer wiederkäme. Es herrschte eine unheimliche Stille in den Lüften. So ruhig war es, daß man selbst die Stimme der Theiß hörte, die sonst nur gluckste und gurgelte. Es war ein Reiben und Mahlen, als ob eine unsichtbare Weltenmühle in Tätigkeit wäre, die Sand und Erde zerrieb. Ein tückischer Urlaut des Elementes, für dessen Wiedergabe noch kein Vokal gebildet wurde. An das Geheul der Donau war man längst gewöhnt, dieser Ton aber war neu. Ein Ungeheuer rieb und fraß und nagte dumpf und gleichmäßig hinter dem Damm.

Jetzt aber hob sich der Wind, ein schweres Gewitter zog herauf. Die ersten Blitze knatterten, und der Donner rollte. Es kam von jenseit der Donau, aus den slawonischen Bergen, und warf sich mit elementarem Ungestüm in die Ebene. Wie rasend geworden heulte der Sturm dahin, bildete Wirbel und Wasserhosen, die sich wie Riesensäulen zum Himmel erhoben und alles mitrissen, was in ihren Kreis geriet, Mensch und Tier, Wagen und Pferde.

Das Gewitter der Ebene! Nichts ist so furchtbar wie seine Macht. Frei, ohne Schranken toben die Elemente, und nichts widersteht ihnen.

Blitz auf Blitz krachte nieder, wie umgekehrte Raketen, die der hinter den Wolken nach der Erde schießt. Wie glühende Donnerkeile zischten die Schläge in die unabsehbare Wasserfläche. Alles duckte sich hinter die Dämme oder legte sich flach zur Erde;

keiner wollte ein Hindernis sein gegenüber solchen Gewalten. Hoch oben, wie Orgelklang im Weltendom, rollte und hallte der Donner. Und endlich prasselte der Regen nieder, wie von Furien gepeitscht, wie aus zerspellten und geborstenen Wolken. In wilden Stößen, als ob der Sturm immer erst Atem schöpfen müßte zu neuen Taten, tobte das Wetter. Und jede Sturzflut warf ein paar Männer rückwärts über den Damm, kopfüber flogen sie in die Pfützen. Die Nacht war rabenschwarz, alle Lichter verlöschten, und man sah sich nur, wenn es blitzte. Wie viele schon fehlen mochten? Niemand wußte es. Keiner hatte mehr einen Ton in der Kehle, man war heiser geschrien und müde bis auf den Tod.

Nach Mitternacht hatte das Wetter sich ausgetobt, es war die Theiß hinaufgezogen, dem Wasser entgegen, das Donnerrollen klang immer dumpfer und ruhiger. Aber ein Rauschen und Sausen lag in der Luft, das man vorher nie vernommen.

War es ein Dammbruch?

Fast stumpfsinnig horchten die Männer.

Der Haffners-Jörgl, dem der Vater von der Seite fortgespült worden war wie ein Stück Holz, und der Straub-Michl wollten den Grund des seltsamen Geräusches erforschen. Sie tasteten sich an der innern Dammböschung vorsichtig weiter in der Dunkelheit und kamen dem Lärm immer näher und näher. Nach einer Jochlänge stießen sie auf den nächsten Querdamm, den Grünzeugdamm, auf dem die Wagen in langer Reihe standen und die müden Gäule schnauften, die auch diese Sturmnacht ohne Schutz verbracht hatten. Und von da ging es weiter in den Lärm hinein. Der Mond trat aus den Wolken, und die beiden Männer sahen das Furchtbare bestätigt, das sie ja ahnten. Weit droben war der Damm gebrochen, dreimal gebrochen, und die Wasser sausten in Sturzbächen in die Tiefe.

Jetzt war es aus ... Wie lange konnte es dauern, und die drei Bruchstellen waren eine einzige. Es konnte sich nur noch darum handeln, die innern Dämme zu halten und das Dorf selbst zu schützen.

Einer Ohnmacht nahe krochen sie wieder zurück bis zum Grünzeugdamm.

Die Pioniere sollten her! Doch wie weit waren die! Ehe eine Botschaft sie erreichte, war es wohl zu spät. Achtzig tote Pferde hatte man schon gezählt in dieser fürchterlichen Woche. Wer hat noch eins, das laufen kann? Der Klugs-Peterl, der unter seinem Wagen auf dem Grünzeugdamm die Nacht verbracht hatte, erbot sich, zu Fuß hinüberzulaufen. Er kenne alle Wege, und der Mond scheine ja auch. „In Gottes Namen, Büberl, lauf, lauf!“ rief der Jörgl ihm zu. „Nur die Pioniere können noch helfen!“

Als der Morgen graute, war noch kein Peterl da und kein Pionier. Und es wäre auch zu spät gewesen. Die Theiß, der die Donau so hartnäckig die Gastfreundschaft versagte im eignen Bett, hatte einen andern Weg gefunden. Jetzt sah man es mit Grausen. In einem kilometerbreiten Strom ergoß sie sich seitwärts nach dem Karlsdorfer Gebiet, schon waren wohl zehntausend Joch Feld unter Wasser. Die innern Dämme erwiesen sich als zu niedrig und zu schwach.

Dem Stromingenieur Gergely hatte in der allgemeinen Verwirrung seine Frau einen Brief oder ein Telegramm geschickt, eine Botschaft, die ihn erblassen machte, aber niemand kümmerte sich mehr um ihn, alles eilte zu den Wagen, es gab nur noch den Rückzug in das Dorf. Viele Männer heulten beim Anblick ihrer Felder; andre fluchten; die meisten aber waren stumm geworden.

Während auf dem Grünzeugdamm alles einspannte und aufbrach, viele zu Fuß vorauseilten, stieg die Sonne strahlend aus den Wassern empor. Sie war wiedergekommen, aber sie beschien eine andre Landschaft als gestern noch; so muß sie über dem Chaos geleuchtet haben am ersten Schöpfungstag.

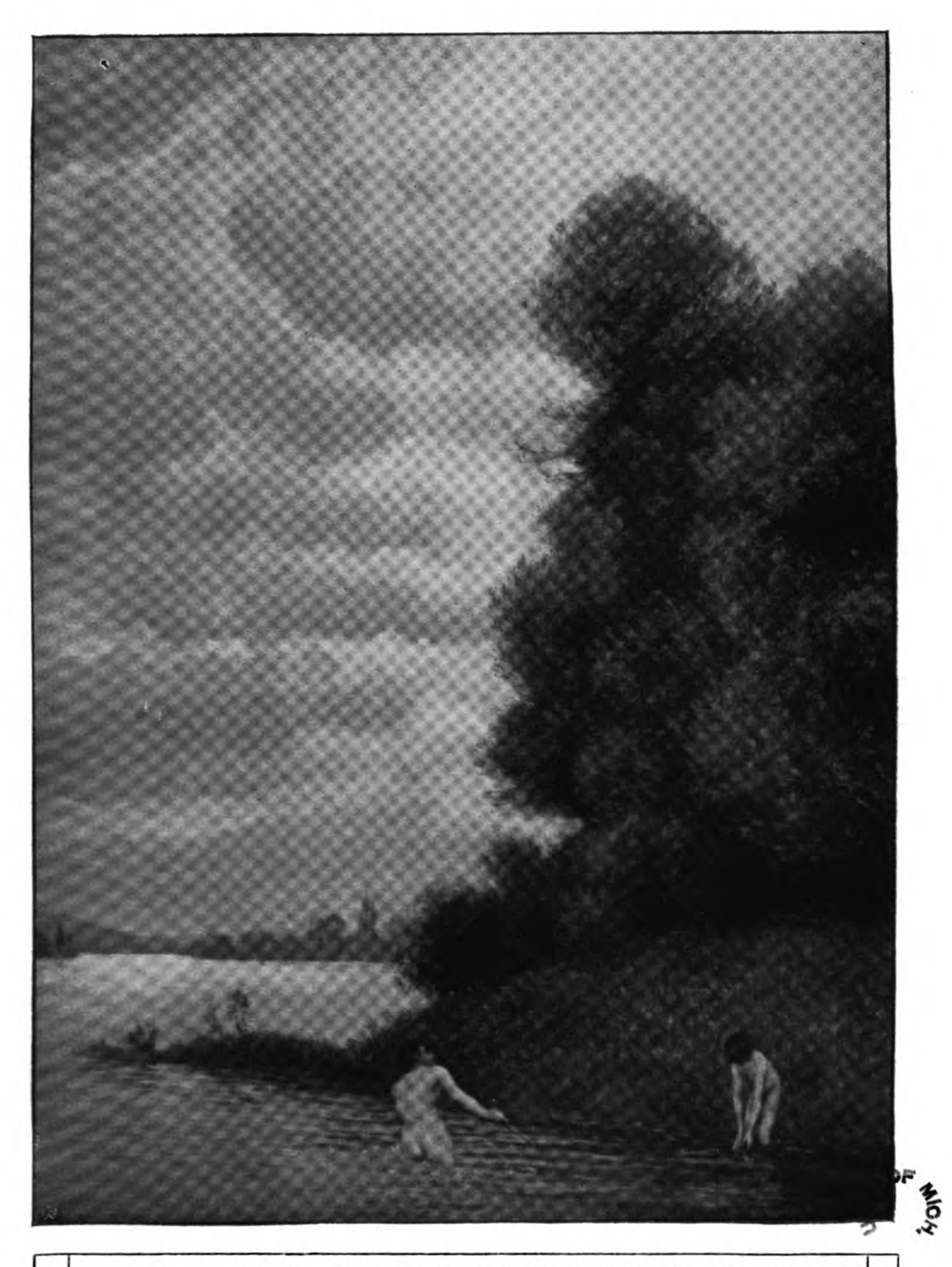
In der Ferne sah man auf einem noch aus der Flut herausragenden Damm einen einzelnen Menschen stehen, der die Arme zum Himmel hob und winkte und winkte. Der Ton seiner Stimme reichte wohl nicht so weit, seine Rufe hörte man nicht.

Abgeschnitten! Ohne Rückweg!

Wer konnte da helfen? Alles floh heimwärts.

Jörgl erkannte die Umrisse der Gestalt — es war des Richters Peterl. O du armer, braver Junge! Er hatte ihn gehen lassen, er hatte ihn geschickt. Und er mußte ihn auch retten.

Schon war sein Wagen eingespannt, mit dem er heimkehren wollte, ohne den Vater heimkehren wollte. Ihm graute vor der Fahrt, vor dem Ende dieses Tages. Haus und



Hans Thoma: Flußufer. (Von der Sommerausstellung der Berliner Sezession.)
(Zu dem Aufsatz „Die bildenden Künste“ von Dr. Ernst Diez.)

Hof kann man wieder aufbauen, aber der Vater kam nicht wieder. Und wie wird sie es tragen, die Mutter, die kaum Genesene? Mochten sie alle Eile haben, heimzukommen — er hatte keine.

Rasch waren seine müden Gäule ausgeschirrt. Er schwang sich auf den einen und ritt mit ihnen ins Wasser hinein. Es reichte den Pferden zuerst nur bis an den Leib, aber es stieg und stieg, und bald mußten sie schwimmen. Peterl schien frohgemut, er warf den Hut in die Luft, juchzte und fing ihn wieder mit den Händen auf. Er merkte, daß es ihm galt, was da geschah. Die Flut ging reißend von den Dämmen herunter, und die müden Tiere konnten kaum noch rudern, als sie in die Strömung kamen. Aber der Jörgl redete ihnen freundlich zu und klopfte ihnen zärtlich die Hälse, bis sie an der Dammböschung anlangten und wieder Boden unter die Füße bekamen. Da schnauften sie auf. Und Peterl stieg auf das zweite Pferd.

Der Klugs-Baltzer war mit dem Frühsten aufgebrochen, um hinauszufahren zu seinen Leuten. Auch im Dorfe war die Sturmnacht schrecklich, und der Kirchenvater hatte die Wetterglocke läuten lassen wie sonst nur bei allerschwersten Gewittern. Man ahnte daheim dunkel, daß es eine Schicksalsnacht war. Und daß sie es war, das sah der Richter jetzt. Er begegnete nur Flüchtlingen und sah nur Wasser.

„Umkehren!"

„Es ist alles vorbei!" riefen ihm die heiseren Männer zu.

Er kehrte nicht um. Er wollte heute gern der Letzte sein. Und jetzt rief ihm einer zu, daß sein Peterl noch weit draußen wäre, mitten im Wasser.

Und er sah die ferne kleine Gestalt. Und er sah auch den Hut fliegen und sah den nahenden Retter.

Jörgl brachte ihm den Sohn zurück.

Mächtig erschüttert schloß der Klugs-Baltzer seinen Jüngsten in die Arme. Dieser aber war ganz munter und erzählte, daß der Herr Pionierhauptmann sich empfehlen lasse, er dürfe den Donaudamm nicht verlassen, sonst sei alles verloren.

Es war alles verloren ...

Als Erster war der Dorfrichter mit den beiden Haffner vor einer Woche hinausgefahren, als Letzter fuhr er jetzt heim; aber der Platz neben ihm war leer — sein Gevatter fehlte. Und sechs andre Männer waren verschollen.

Und sie waren alle umsonst gestorben.

Es war eine stumme, traurige Heimfahrt. Und das Wasser folgte ihnen. Nicht stürmisch, nicht wild und tödlich, denn es kam nicht der Fluß, es war nur Stauwasser, das dem Dorfe zutrieb. Langsam anschwellend, aber greifbar sich nähernd, still und schleichend kam die Theiß hinter ihnen her. Es war gar nicht nötig, daß sich neuerlich der böse Südwind hob und das Wasser vor sich her peitschte, damit es nur ja früher ins Dorf käme als der Richter und der tieftraurige Haffners-Jörgl. Die Keller standen daheim ohnehin noch unter Wasser, die Mauern zahlreicher Häuser waren unterwaschen und aufgeweicht von dem endlosen Regen — sie werden jetzt alle einstürzen und Hab und Gut der Ärmsten unter sich begraben. Doch was lag schließlich an dem Dorf und an den Häusern, die man wieder aufbauen konnte! Waren doch ihre Fluren verschlammt und versandet, die sie alle ernähren und erhalten sollten, war doch die Ernte vieler Jahre dahin und aller Glaube an den Bestand der Gemeinde.

Welch ein Jammer! Welch ein tausendfältiges Leid! Hatten sie diese Heimsuchung verdient?

Träne um Träne rollte still und unbemerkt über die gebräunten Wangen des Klugs-Baltzer, und er wußte wohl selbst kaum, daß er sie vergoß, so tief war er verloren in Gedanken. Er war sich keiner Schuld bewußt, keiner Unterlassung. Wenn von Schuld gesprochen werden durfte, so lag sie ganz woanders ... Oder war man vielleicht zu weichmütig geworden und zu vertrauensselig in dem Menschenalter, das keine Heimsuchung mehr gebracht hatte? Ein andres Regiment mußte beginnen, ein neues starkes Kolonistengeschlecht erzogen werden. Auf niemand durfte man künftig bauen als auf die eigne Kraft. Inmitten der halborientalischen Faulheit und Nichtsnutzigkeit, von der man umringt war und in die man selber zu versinken drohte, wenn man abließ von der Väter Art und Sitte, von der Väter Tüchtigkeit und Redlichkeit — da mußte man seiner Sendung bewußt bleiben und durfte den Schwabentrotz und den Schwabenmut nicht sinken lassen.

Kopf hoch, mag auch die Sintflut kommen!

Die große Überraschung der Heimkehrenden war der Jungferndamm. Und er hielt



stand, er trotzte der schleichenden Schlammflut, die ihn umspülte.

Verdruß und Ärger mischten sich bald in die seltsame Überraschung. Zum erstenmal hatte der alte Heckmüller etwas schlecht gemacht. Was fiel ihm denn ein?

Das Wasser kam, aber es drang nicht in die tieferliegenden krummen Gassen der Kleinhäusler und Handwerker wie nach Anno 1868, nein, es kam durch die Hauptstraßen herein und lief den Großbauern zuerst in die Höfe und Scheuern. Der Übereifer eines alten Idealisten hatte eine gleiche Schicksalslinie hergestellt zwischen den Kleinen und den Großen.

Es gab Wutanfälle im Dorfe. Am liebsten wäre man ausgezogen, den unbestellten Damm zu zerstören. Aber der Klugs-Baltzer hielt die Leute zurück. Ihm gefiel diese Tat. Und es blieb ja für alle Wasser genug, auch für die kleinen Leute des Dorfes.

Drei Tage stieg das Wasser nur langsam und allmählich, man konnte bergen und retten. Dann aber mußte ein letzter innerer Dammbruch erfolgt sein, denn das Wasser kam in Wellen daher, stürzte durch Türen und Fenster und warf Mauern um. Weiber und Kinder flüchteten, in den Ställen brüllte das Vieh in Todesnöten und konnte nicht überall befreit werden. Im Pfarrhof und Schulhaus, im Gemeindehaus und Großen Wirtshaus, in der Kirche selbst drängten sich die Flüchtenden zusammen. Nur fünfzehn Häuser im Mittelpunkt blieben unversehrt, dreihundert stürzten ein oder waren doch für lange unbewohnbar.

Zu Hunderten kampierten die Menschen im Freien. Dampfschiffe kamen und führten sie fort, man teilte sie indessen auf in andre Gemeinden. Und eine Gruppe von Verzweifelten hatte sich gebildet, die den Ruf ausstieß: „Auf, nach Amerika!" Als ihr Leidensschiff sie die Donau aufwärts trug, befand sich unter ihnen allen nur ein glückliches Menschenpaar: die Liszka und ihr Freund. Die Heimat gönnte ihnen kein eheliches Band. Aber dort drüben fragte wohl niemand danach, wer sie waren.

Wie auf einer Insel lebten die Zurückgebliebenen, und man erfuhr endlich, daß der Gergely nicht heimgekehrt war zu den Seinen.

Als das Wasser zu sinken begann, umschlichen die Auswanderungsagenten wie die Hyänen das Dorf, und zu ihnen gesellten sich übereifrige patriotische Sendlinge. Die einen hofften auf ein fettes Geschäft, die andern lauerten auf größere Beute — sie warteten auf den Beschluß der Gemeinde, sich aufzulösen. Da war dann Raum für eine nationale Siedlung auf Staatskosten im Mittelpunkt deutschen Lebens. Aber die einen und die andern fielen ab mit ihren Hoffnungen und Wünschen.

Wohl löste sich die Gemeinde auf für einen Sommer, nur wenige Familien konnten zurückbleiben. Aber nach Amerika wollte keiner, dem noch ein Stück Feld gehörte unter dem Schlamm der Theiß. Und hätte er sein Vätererbe mit den Fingern aus diesem Schlamm hervorgraben müssen, preis gab er es nicht.

Als Knechte und Mägde mußten sich viele verdingen, als Schnitter in die großen Schwabendörfer gehen, um sich das Brot zu verdienen für dieses verlorene Jahr. Dann aber, wenn die Wasser dieser Sintflut abgelaufen waren, dann wollten sie alle, alle wiederkommen und ihr Lebenswerk von vorn beginnen. Sie waren nicht niederzuringen, die Schwaben von Karlsdorf, weder durch die Menschen noch durch die Elemente.

Und ehe sie auseinandergingen, hielt ihnen der Pfarrer noch ein feierliches Hochamt, versammelte er die Gemeinde noch einmal um sich zu einer Predigt. Der alte Heckmüller, der ja nur vom Schuldienst enthoben war, spielte die Orgel. Der Klugs-Baltzer aber hatte dem Pfarrer die Bitte vorgetragen, daß nach Schluß des Gottesdienstes, zum Abschied das Schwabenlied in der Kirche gesungen werden dürfe. Der Pfarrer las den Text aufmerksam durch und gewährte die Bitte.

Die Jugend sang das Lied, die Alten kannten es noch nicht. Aber als die feierliche letzte Strophe wiederholt wurde, da erhoben auch sie ihre Stimmen und sangen tief erschüttert mit:

> O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
> Du Zeugin mancher herben Väternot,
> Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
> Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod.

Nie haben die Glocken der Heimat so erhaben in ihnen allen geläutet wie in dieser Scheidestunde, nie war ihnen ihr blühendes Dorf so teuer wie das vielgeprüfte, das zerstörte.





Wilhelm Trübner: Aussicht am Starnberger See.

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Dr. Ernst Diez

Die Ausstellung der Berliner Sezession — Die Kobell-Ausstellung — Rückblick auf die Ausstellung amerikanischer Kunst in Berlin

ie zwanzigste Ausstellung der Berliner Sezession wird als Ausgangspunkt einer neuen Spaltung im Berliner Kunstleben eine gewisse Rolle spielen. Wie 1863 in Paris wird diesmal in Berlin ein „Salon des Refusés“ eröffnet. Aber schwerlich werden diese Ansiedler auf einem neuen Mons sacer in Berlin-West den Aufruhr erregen wie einst ihre Vorgänger. Wir werden kaum Leute vom Kaliber eines Manet, Pissarro, Fantin-Latour, Cazin oder Whistler — denn sie alle waren 1863 unter den vom Salon Refüsierten — kennen lernen. Denn wir stehen heute nicht vor einer radikalen Umwertung des malerischen Lebens wie die Leute von damals, sondern wir sind an Wertumwälzungen schon so gewöhnt, daß die Verkennung neu aufgehender Sterne am Kunsthimmel, die damals begreiflich war, heute kaum zu befürchten ist. Im Gegenteil: wir sind heute sensationslüstern, und das Suchen nach „Neutönern“ ist eine Art von Zeitkrankheit geworden. Wenigstens auf dem Gebiet der bildenden Künste und der Literatur. Anders allerdings in der Musik, deren akademisches Handwerk auch in dem großen Kreis der Dilettanten wurzelt, und die daher mit einer ganz andern Art von Konservativismus zu kämpfen hat. So konnte es sich ereignen, daß im Winter 1908 in einem Wiener Konzert die Musik eines wirklichen Neutöners, dessen Ruhm in zwanzig Jahren hell erstrahlen wird, vom erbgesessenen Wiener Musikpublikum und von ihren Kritikern teils mit einem Lärm und Gejohle, teils mit einem frenetischen Beifall quittiert wurde, wie sie der ehrwürdige Bösendorfersaal wohl noch nie gehört hatte. Man erlebte das seltene Schauspiel, daß das Publikum um der Kunst willen handgreiflich wurde, ein Schauspiel, das durchaus nicht lächerlich, eher erhaben ist, als der beste Beweis, daß die betreffende Kunst im Volke lebt, vom Volke miterlebt wird. Ähnlich erging es den revoltierenden Pariser Malern in den sechziger Jahren. Doch heute, wie gesagt, sind diese Zeiten für die Malerei wohl vorbei.

Ob dagegen der Ausschuß der Sezession mit einigem Recht so zahlreiche Künstler ausgeschlossen hat, wird die Ausstellung der neuen Seitenlinie zeigen. Doch eine völlig befriedigende Rechtfertigung dieses absolutistischen Vorgehens wird sie — das steht heute schon fest — kaum bringen. Wer am Kurfürstendamm die Häupter seiner Lieben zählt, wird mit Genugtuung feststellen, daß ihm keins fehlt; es wird ihm aber auch auffallen, daß kein neues hinzugekommen ist. Darin besteht die tadelnswerte Politik der Sezession. Sie bildet einen festen Kreis von Mitgliedern und läßt niemand mehr herein. Neue oder andre Talente existieren für sie nicht mehr. Das Genie braucht die Sezession nicht, meinte der Präsident, es wird sich auch ohne sie durchsetzen. Dieser Ausspruch bedarf keiner Kommentare.

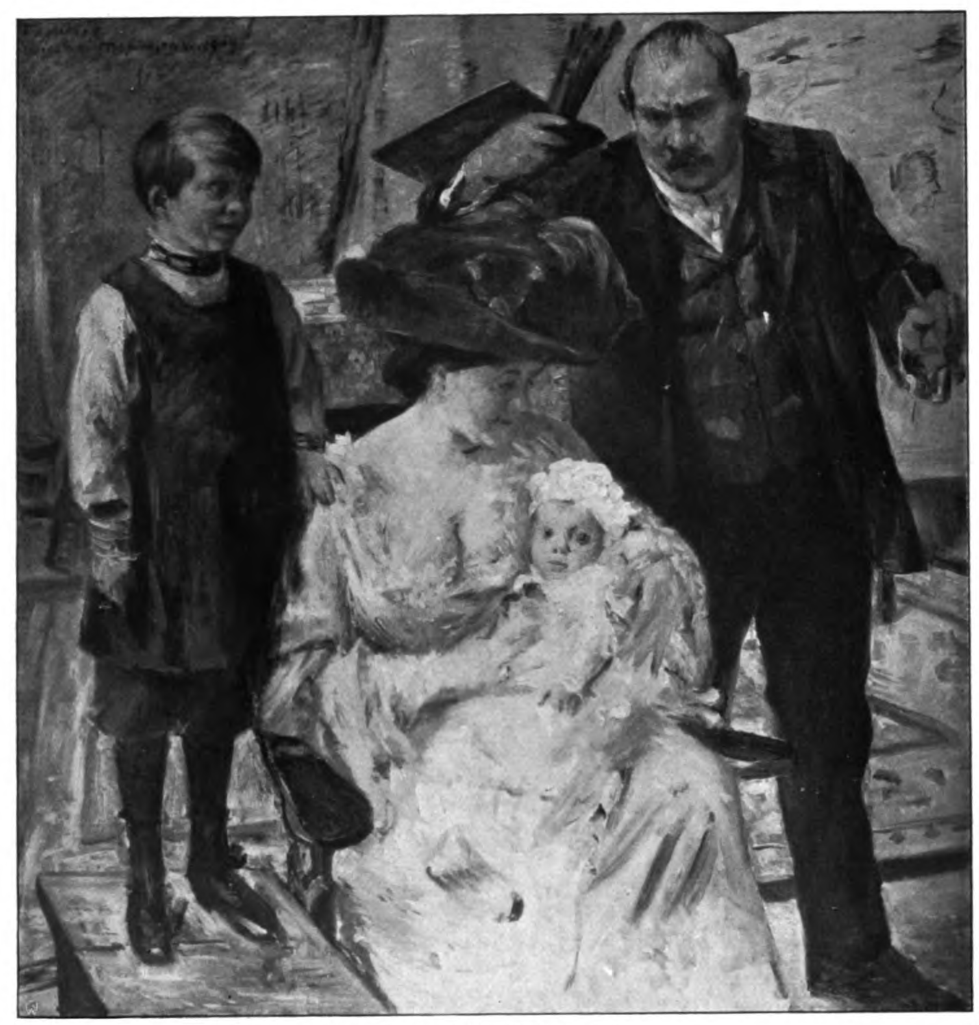
Auch Platzmangel wurde vorgeschoben. Und wie zum Hohn füllte man drei von neun Ausstellungsräumen mit Kollektivausstellungen von Habermann, Zorn und Trübner. Wenn vor zwei Jahren eine Auswahl von Leibl, im letzten eine von Leistikow gezeigt wurde, so waren das pietätvolle Ehrungen Verstorbener, die jedermann dankbar begrüßte. Bei aller Hochachtung aber vor den drei genannten Künstlern bleibt es völlig unverständlich, warum sie, die längst bekannten, angesehenen, wohlsituierten Maler, deren Kunst zum mindesten keine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung mehr zukommt, jungen Kämpfern den Platz rauben dürfen. Soviel über den neuen Kurs.



Max Liebermann: Bildnis Friedrich Naumanns.

Mit Freude und Genugtuung begrüßt man einen Künstler wie Manet als Ehrengast, zumal wenn es sich um ein Bild handelt, dem eine Sonderstellung und ganz eigenartige Bedeutung innerhalb seines Gesamtwerkes zukommt. Die „Erschießung Kaiser Maximilians" vom Jahre 1868 ist das einzige Beispiel von Manets Auffassung eines Historienbildes. Es zeigt, daß er auch auf diesem Gebiete der malerischen Darstellung ein Neuerer war, ja es wirkt, wenn auch nicht malerisch, so doch als Komposition noch heute revolutionär. Es entstand unter dem unmittelbaren furchtbaren Eindruck des tragischen Endes des sympathischen Habsburgers auf dem mexikanischen Thron. Im Juni 1867 wurde er erschossen, im Winter auf 1868 malte Manet das Bild. Man darf nicht vergessen, daß die Franzosen dieses Opfer auf dem Gewissen hatten. Hat Manet den exekutierenden Soldaten absichtlich die französische Uniform gelassen, die seine aus der Kaserne geliehenen Modelle trugen? Doch das ist Nebensache und hat mit der künstlerischen Bedeutung nichts zu tun. Um diese zu ermessen, wird man guttun, sich zu fragen, was der Künstler alles *nicht* gemalt hat, worauf er verzichtet hat. In der streng sachlichen Beschränkung auf das Notwendigste, in der Konzentrierung auf die Hauptsache, in der rücksichtslosen Darstellung dieser, im Festhalten der unmittelbaren Augenblickswirkung auf den über die Mauer blickenden Pöbel liegt die Größe dieses Bildes. Von einer grausigen Wirkung, wie sie manche zu verspüren meinen, ist keine Spur. Grausig, abscheulich, widerwärtig aber wäre es schon, wenn man ein offnes Grab, ja wenn man nur eine lockere Scholle sähe. Und neunundneunzig von hundert Historienmalern hätten das Grab dazugemalt. So aber wirkt der Vorgang wie ein höherer Wille, wie ein unabänderliches Schicksal aus der Weltgeschichte.

Claude Monet, Cézanne, Renoir und van Gogh sind als Begleiter ihres berühmten Landsmannes erschienen. Von Monets Bildern ist die Seinebrücke das bedeutendste; Renoir ist mit einer Fassade der Markuskirche ungemein charakteristisch vertreten, denn diese scheint just für seine Farbenkunst gebaut zu sein. Auch van Goghs Eisenbahn-



Lovis Corinth: Malerfamilie.

brücke zeigt die ganze Kunst dieses Malers und reizt durch die kühne perspektivische Auffassung. Als größter dieser Gruppe muß aber wieder Cézanne mit seinem Bahndurchstich bei Aix en Provence gepriesen werden. Die sagenreiche Provence werden sich ja die meisten anders vorstellen. Sie werden etwa Eugen Brachts Verherrlichung ihrer Naturschönheiten vorziehen. Dieses Bild von Cézanne aber will nichts Provinzielles bieten — es ist einfach eine heroisch gesehene Landschaft. Wem sie nichts sagen kann, der durchwandre doch einmal alle Säle der Sezession und trete dann wieder vor dieses Bild: es wird wie eine plötzliche Befreiung über ihn kommen. Und wer vor einem Bilde, ohne zu wissen warum, eine starke Gefühlserregung dieser oder jener Art verspürt, kann Gift darauf nehmen, daß er vor einem großen Kunstwerk steht.

Zwischen diesen Werken der Führer der modernen französischen Malerei hat Max Liebermann die drei Bilder gehängt, die er dieser Ausstellung zudachte: die Bildnisse des Dichters Richard Dehmel und des Volkstribunen Friedrich Naumann und eine neue Fassung der „Reiter am Meeresstrande“. Wer Dehmel persönlich kennt, wird diesem gramdurchfurchten, bedrückt erscheinenden Antlitz des trotz alles Ernstes und mancher Enttäuschung im Grunde doch heiter gebliebenen Dichters kaum zustimmen können. Weit besser ist Naumanns feurig-agitatorischer Charakter getroffen; offenbar gehört er zu denen,

die Liebermann besonders „liegen". In den Strandreitern ist die Stimmung des ebbenden Meeres nicht ganz geglückt. Zeichnung und Farbenakkord zeigen wohl eine große Summe von Können, und nervöses Leben verbindet sich glücklich mit monumentaler Auffassung, aber den zwingenden Eindruck restloser Beherrschung dieses schwierigen Vorwurfs gibt das Bild kaum. Eine frühere in der Sammlung Friedmann befindliche Fassung steht künstlerisch höher.

Von den figuralen Kompositionen Lovis Corinths ist die „Malerfamilie" die weitaus beste, voll des frischen Humors und des strotzenden Lebens, deren Betonung uns für den Berliner Rubens so einnimmt. Auch die „Fußwaschung" ist ein gut komponiertes Werk. Dagegen ist in den „Waffen des Mars" alles im ersten Stadium der Konzeption steckengeblieben und keinerlei Einheit erreicht. Man staunt über die Naivität, mit der hier verschiedene Figuren zusammengestellt sind. Auf Corinths großen Wurf müssen wir wohl noch warten, werden es aber sicher nicht vergebens tun.

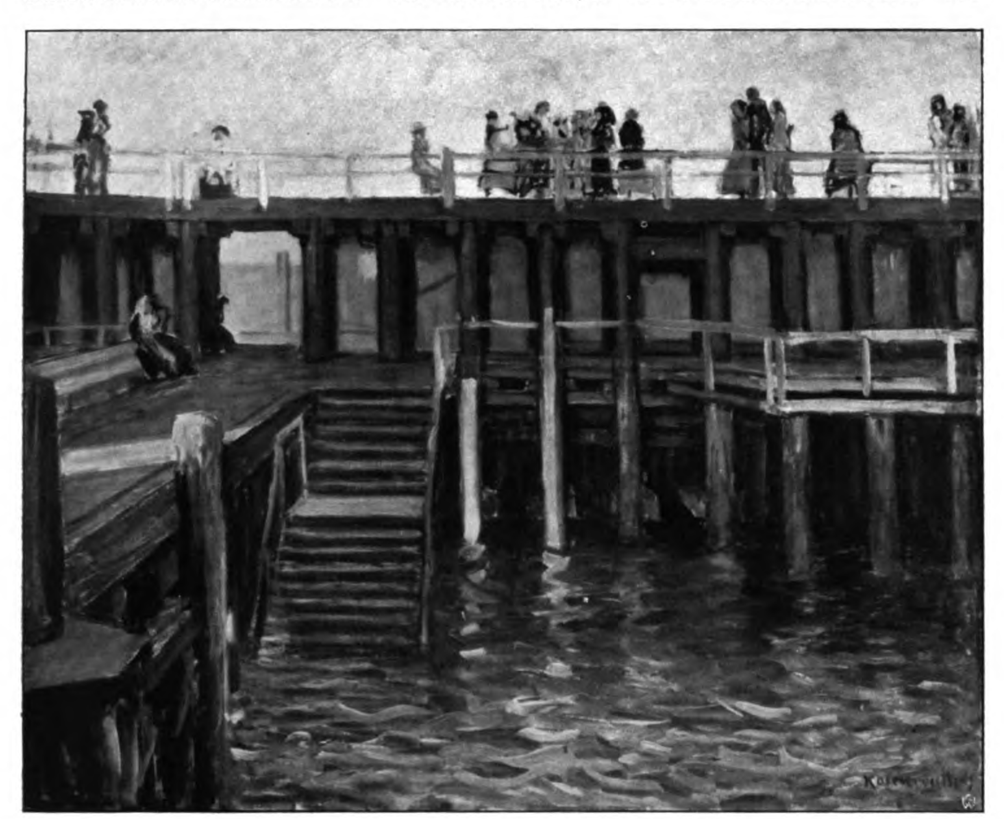
Dagegen hat schon jetzt Max Slevogt einen vollbracht. Sein „Hörselberg", leider aus technischen Gründen nicht wiederzugeben, ist ein wohldurchdachtes und im ganzen auch gelungenes Meisterwerk. Nicht parfümierte Wollust herrscht in dieser Liebeshölle, sondern die ewige Leidenschaft der Liebe. Hinreißend wirkt dieser seine Hüllen abstreifende, sich von aller Weltenqual mit einem Ruck befreiende Tannhäuser, der sich Venus in die Arme stürzt. Störend ist vorläufig die zu rosige Beleuchtung, doch wird die Zeit ihren etwas faden Ton dämpfen. Es ist erfreulich, daß Slevogt mit diesem Bilde ältere Bahnen, die er in den letzten Jahren scheinbar weniger gepflegt hat, wieder betritt und an die Erfüllung dessen schreitet, was er uns schon vor anderthalb Jahrzehnten versprochen hat.

Der Architektonik des Aufsatzes zuliebe möge der Besprechung dieses eigentlichen Triumvirats der Sezession die des zweiten folgen, das sich durch seine Kollektivausstellungen in drei gesonderten Räumen zu einem solchen vereint. Es besteht aus Habermann, Zorn und Trübner. Habermann beherrscht das Handwerksmäßige seiner Kunst zweifellos ausgezeichnet, wie die meisten Münchner dank der Schulung durch Piloty, Diez, Löfftz, Defregger und andrer. In der Malerei aber wie in der Kunst überhaupt kann der goldene Boden des Handwerks leicht zum Verhängnis werden. Zu rasch durch öffentliche Anerkennung verwöhnt, verfielen besonders viele Münchner der Manier. Habermann ist einer von diesen. Seine Ausstellung ist kunstgeschichtlich recht interessant, weil sie den Gang seiner Entwicklung, von seinen Anfängen im alten Münchner Atelierstil mit der dunklen Palette über die Anfänge seiner Manier in den neunziger Jahren und deren geringe Schwankungen bis heute, zeigt. Gewiß bedarf es keines geringen Talents, bedarf es tüchtiger Arbeit, um bis zu diesem Grade von Pinselfertigkeit und Beherrschung der Farben und Formen vorzudringen. Schade nur, daß sich dieses Talent mit Oberflächlichkeit gepaart hat und an so billigen dekorativen und andern Effekten seine Freude und sein Genügen findet! Man soll sich jedoch nicht an den Grenzen einer Persönlichkeit stoßen, die innerhalb dieser ihr Gleichgewicht gefunden hat und darüber hinaus ins Uferlose geriete. Mit dem Durchschnitt der Bildnismaler hat Habermann noch lange nichts gemein, wenn er auch meistens Posen malt, die man ihm und seinen Heldinnen nicht glaubt. Vereinzelt begegnet man seiner gewürzten Art ganz gern — aber mit Sonderausstellungen größeren Umfangs tut man weder ihm noch dem Publikum einen Gefallen.

Der zweite ist Anders Zorn. Eine starke Enttäuschung. Vor wenigen Monaten erst konnte man ihn in der Graphischen Ausstellung als einen der glänzendsten und bedeutendsten Radierer unsrer Zeit bewundern. Das Los, als Maler nicht annähernd Gleichwertiges schaffen zu können, teilt er mit manchen andern Meistern der Griffelkunst. Er hat jedoch auch als Maler viel mehr versprochen und schon weit Besseres geleistet, als diesmal zu sehen ist. Immerhin ist die Beleuchtung im „Kirchenhaus" fein wiedergegeben, und das „Kari" benannte Mädchenbildnis ein farbig frischer Zorn, wie man ihn gern sieht. Das Bildnis des Königs von Schweden, elegant gemalt, mußte im übrigen wohl bis zu einem gewissen Grade in den Grenzen der Konvention bleiben.

Neues ist von Wilhelm Trübner für die nicht zu finden, die seine vor zwei Jahren in Dresden ausgestellte Kollektion und die





Leopold von Kalckreuth: Alte Liebe bei Kuxhaven.

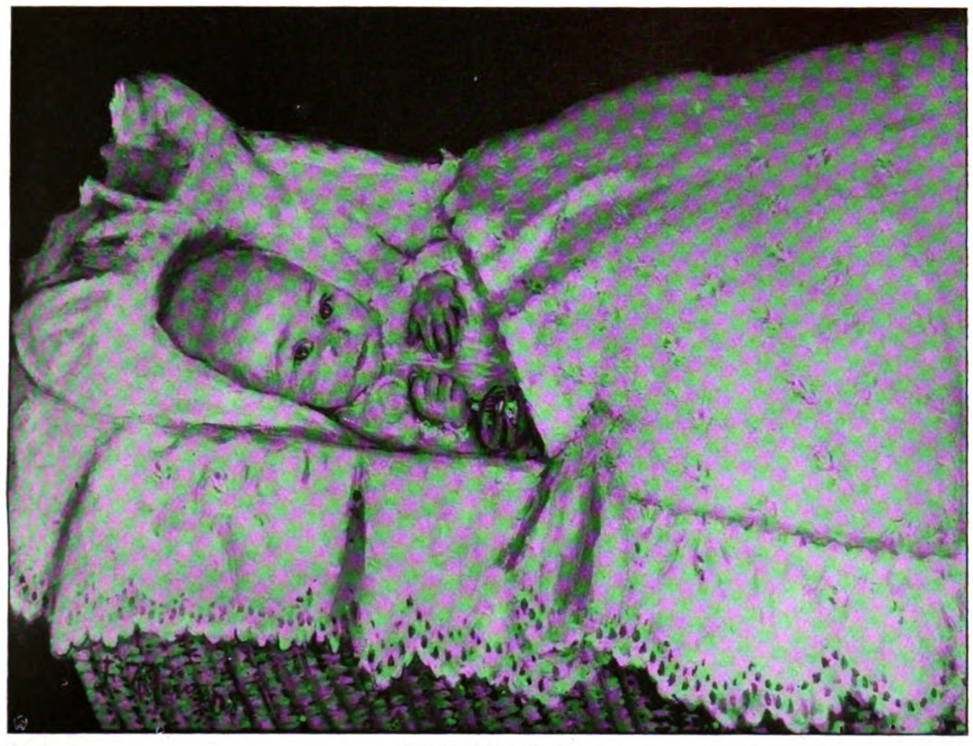
seither neu hinzugekommenen Bilder im Salon Gurlitt sahen. Etwas mehr Auswahl hätte auch hier nicht geschadet. Bei aller Hochachtung vor Trübners vorzüglichen Pferdebildern hätten wir gern darauf verzichtet, einen ganzen Marstall vorgeführt zu bekommen. Die Starnberger Landschaften sind erlesene Naturschilderungen. Warum nur scheint die Sonne so kalt auf diesen See herab? Erst wenn Trübner in seinem Namen nicht mehr so konsequent das Programm für seine Kunst suchen wird, werden wir uns bei ihm und für ihn mehr erwärmen können.

Neben Slevogt überraschte Ferdinand Hodler seine Freunde mit Werken, die beweisen, daß er mit Sicherheit von Stufe zu Stufe nach aufwärts steigt. Sein einige Wochen zu spät eingetroffenes Monumentalbild „Der Tag“ atmet einen feierlichen Rhythmus der Bewegungen und löst die gestellte Aufgabe, das durch Gestalten symbolisierte allmähliche Erwachen, so restlos wie nie ein Werk dieses Künstlers zuvor. Solche Größe kann man nicht von gestern auf heute erreichen, sie ist auch nicht das Ergebnis einer Lebensarbeit, sondern der Arbeit von Jahrhunderten. Blickt man auf Michelangelos Sixtinische Decke („Erschaffung des Weibes“) und auf sein „Jüngstes Gericht“ zurück, so findet man die Vorstufen, von denen der Künstler ausgegangen ist. Es ist selbstverständlich, daß Meisterwerke nur so entstehen können. Nicht durch täglichen Umsturz alles bisher Erreichten, nur durch die Fortsetzung des künstlerischen Zusammenhangs können wahrhafte Steigerungen erzielt werden. Auch Hodlers Studien „Holzhauer“ und „Mäher“ sind solche Steigerungen. Millet — Meunier — Hodler sind die drei Punkte dieser Entwicklungslinie. Millets Menschen sind noch gedrückt von der Last der Arbeit, arme Knechte, die uns durch ihre dumpfe Pflichterfüllung rühren; Meunier versucht schon die Schönheit der Kraft zum Ausdruck zu bringen, die sich in der Arbeit äußert; Hodlers Arbeiter aber sind freie Menschen, stolze Besieger der Widerstände. Hier wird die Kraft zur vollendeten Schönheit, die Arbeit zum freien Sport — der Sklave ist ein Herr geworden.

Von den zwei Altmeistern Hans Thoma (s. das Einschaltbild „Flußufer“) und Fritz von Uhde sind ein paar gediegene Werke ausgestellt, die alle ihre gewohnten Vorzüge vereinen. Dagegen zeigt Leopold von Kalckreuth mit seiner „Alten Liebe“ bei Kuxhaven, daß er der Natur noch immer mit jugendlicher Frische entgegentreten kann; auch seine „Krankenstube“ löst eine feine Stimmung aus, während das Mädchenbildnis weniger gelungen ist. Theo von Brockhusens „Gutshof in Seelow“ bedeutet eine neue Vertiefung seiner Kunst, die in letzter Zeit manchmal recht oberflächlich war. Ähnliches gilt von Ulrich Hübners „Sommermorgen“. Zwei ausgezeichnete, durch ihren Gegensatz reizvolle Landschaften sind von dem hochbegabten Dresdner Richard Dreher zu sehen: ein sonniger italienischer Garten mit üppigem Pflanzenwuchs, eine Frucht seines Villa-Romana-Jahres, und eine Rockauer Schneelandschaft. Von Oskar Moll und Heinrich Nauen hätte man gern je eins ihrer prächtigen Blumenstücke gesehen. Moll ist darin charakteristischer als in seinen Landschaften Pariser Schulung. Das moderne Blumenstilleben kommt dadurch etwas zu kurz. Emil Orlik, Hedwig Weiß und George Mosson zeigen einige hübsche Stücke aus Floras Reich. Orlik tut sich überdies mit zwei in Farbe und Komposition sehr anmutigen Bildchen „Der junge Komponist“ und „Liegender Akt“ hervor. Walther Klemm dankt das angenehme Aufsehen, das seine zwei Bilder machen, seiner Herkunft von der Graphik. Von dort ist er mit der Silhouettenwirkung vertraut, die seinen beiden Winterbildern etwas von altholländischer Kraft verleiht. Von Landschaften seien endlich noch die frischen Bilder Emil Pottners, die blühenden Landschaften Klein-Diepolds, unter denen wieder seine „Blühenden Kastanien“ hervorstechen (s. Einschaltbild), ferner das prächtige Schneebild von Fritz Oßwald, die poetischen, anspruchslos gemalten Frühjahrslandschaften von Waldemar Rößler, Opplers Tennismatch und Karl Walsers Bahnhof Tier-



Konrad von Kardorff: Bildnis der Frau P.



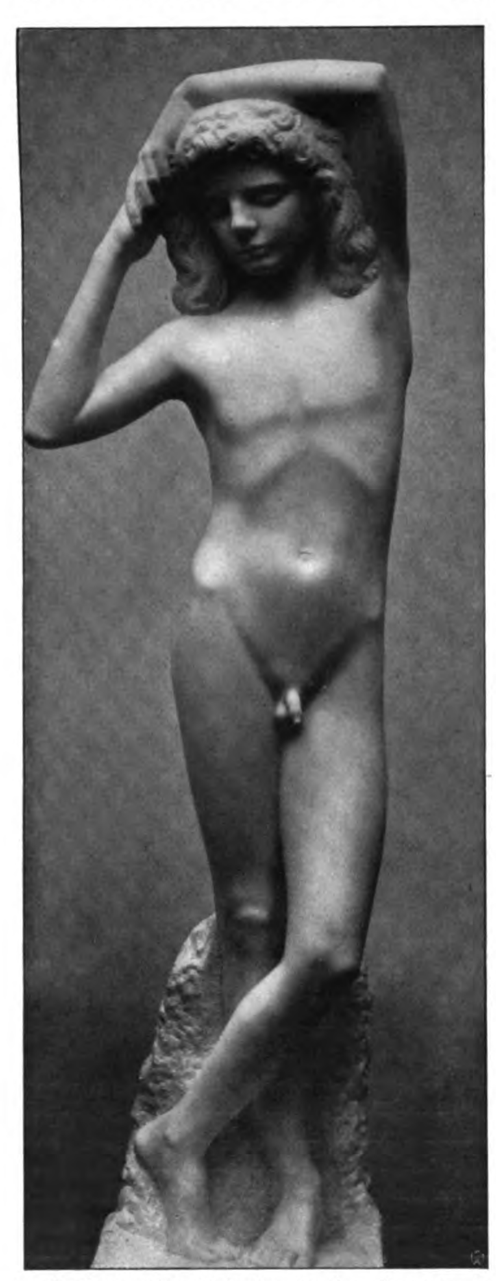
Fritz Rhein: Baby.

garten und landschaftlich empfundenes Bildnis genannt.

An guten Bildnissen ist die Ausstellung nicht sonderlich reich. Zu den besten zählen die beiden Herrenporträte von **Bernhard Pankok**, die trotz ihrer ornamentalen Auffassung sehr lebensvoll wirken. Auch **Jakob Nußbaum**, **Joseph Oppenheimer** und **Sabine Lepsius** finden dank ihrer anmutigen Modelle viel Gefallen. **Konrad von Kardorff**, dessen Damenbildnis wir hier abbilden, ist als tüchtiger Porträtmaler von eigenartiger Auffassung bekannt und zeigt außerdem ein für ihn typisches Gartenbild. **Fritz Rhein** endlich schuf mit seiner „Dame mit Kind" und seinem „Baby" zwei entzückende Meisterstücke der Bildnismalerei. Nachträglich sind noch zwei Bildnisse von **Henri Matisse**, dem bekannten Führer der Pariser Moderne, eingeschoben worden. Mag das Knabenporträt als ein neuer Versuch manche interessieren, so wäre das Frauenbildnis gewiß besser weggeblieben, denn es zwingt auch erzogene Besucher zum Lachen.

Unter den Figurenbildern verdient nach Slevogts und Hodlers Werken die Kreuzigung von **Carl Strathmann** die Palme. Er behandelt diesen altehrwürdigen Vorwurf ganz seiner Veranlagung entsprechend monumental-stilisierend und erzielt eine unleugbar große Wirkung. **Max Beckmann** überspannt die Kräfte seines Könnens, wenigstens des bisher erreichten, immer mehr und ist daher mit seiner Ausgießung des heiligen Geistes und seiner Kreuzigung recht unglücklich vertreten. Auch **Brandenburgs** großen Kompositionen vermag ich nicht viel abzugewinnen. Diesen Versuchen gegenüber wurde **Blocks** akademische Grablegung sehr mit Recht als nachahmenswertes Beispiel gegenübergestellt. Auch sei die Frage erlaubt, was uns heute die Fortsetzung dieser religiösen Malerei bedeuten soll? Denn keins dieser überflüssigen Bilder ist auf Bestellung gemalt. Und zu ihrem Privatvergnügen malten die Alten wahrhaftig andre Dinge. Fort also mit derlei akademischem Zopf!

Sehr lobenswert ist **Oswald Galle**, der sein starkes Talent auch in kleinen Formaten völlig zum Ausdruck bringt; seine „**Badenden am Ufer**" mögen für ihn zeugen. **Ludwig von Hoffmann** zeigt sich in seinem „Mistral" als Meister rhythmischer Bewegungsdarstellung. Seine Sonderausstellung



Paul Peterich: Ruhender Knabe. Marmor.

bei Cassirer im Mai war eine neue Offenbarung seiner stets höher steigenden Kunst. Besondere Bewegungswirkungen strebt Hans Meid an, seine ruhigen „Frauen am See" sind aber wohl vorzuziehen. An Robert Sterls Steinarbeitern und Kohlenfahrern stört, wie fast immer, seine schmierige, stumpfe Farbengebung, die dem sonst so tüchtigen, strebsamen Künstler zur Manier geworden ist. Leo von König ist, wie seine Bilder neuerdings beweisen, ein großer Könner; doch droht seiner Kunst die Verebbung aus Routine.

In der Plastik sind alle möglichen Richtungen vertreten, wogegen Selbständigkeit so ziemlich fehlt. Vielleicht hat Richard Engelmann, dessen „Schlafende" ein sehr tüchtiges Werk ist, Zukunft; auch Paul Peterichs „Ruhender Knabe" ist in mehr als einer Beziehung beachtenswert. Recht gute Bildnisbüsten sind von Max Kruse, den ja ein eigner Aufsatz dieses Heftes würdigt, von Peter Pöppelmann und dem vielfach bewährten Fritz Klimsch ausgestellt.

❋

Im Künstlerhaus wurde die Reihe der modernen Ausstellungen im April durch eine sehr dankenswerte Rückschau auf das Werk zweier liebenswürdiger, begabter Maler der vormärzlichen Zeit unterbrochen. Ferdinand Kobell (geboren in Mannheim 1740, gestorben in München 1799) war auf der deutschen Jahrhundertausstellung nur mit vier kleinen Ölgemälden vertreten, die von seiner Kunst kaum eine richtige Vorstellung geben konnten. Seine 242 Platten umfassenden Stiche fehlten zwar auch auf dieser Sonderausstellung, doch sind diese jedem Liebhaber in den Kupferstichkabinetten erreichbar, während fast alle Gemälde der Öffentlichkeit unzugänglich sind. Sie machen uns mit einem Landschaftsmaler bekannt, der mit einigen Meisterwerken zeigt, daß er ein ganz Großer hätte werden können, wenn er den richtigen Meister gefunden hätte. Wie ungewöhnlich stark Kobells malerische Veranlagung war, kann jeder ermessen, wenn er weiß, daß er eigentlich Autodidakt war. Sein Talent setzte ihn trotzdem instand, Meisterwerke der impressionistischen Landschaftsmalerei wie die drei Bilder „Morgen", „Mittag" und „Abend" zu malen. Sie sind mit verblüffender Pinselfertigkeit und großem Temperament auf die Leinwand gebracht und halten den Vergleich mit Landschaften manches tüchtigen Holländers des achtzehnten Jahrhunderts aus. Das Fehlen der handwerklichen Schulung macht sich eben besonders in den ungenügenden Malmitteln fühlbar, unter deren chemischer Zersetzung heute viele seiner Bilder leiden. Eine Meisterleistung mehr akademischer Art ist sein „Wasserfall", der die Karlsruher Kunsthalle schmückt. Kobell verdankte den Holländern viel, hat es aber verstanden, diese

Anregungen seinen Zwecken unterzuordnen und zur Verherrlichung seiner Heimatsnatur, der schönen Pfalz, zu verwenden. Wer sich für den Meister interessiert, dem wird die bei Eröffnung dieser Ausstellung erschienene, warm geschriebene und reich illustrierte Studie von Beringer die besten Dienste leisten. — Von Ferdinands Sohn Wilhelm Kobell war eine Sammlung von Handzeichnungen, Aquarellen und Porträtminiaturen ausgestellt. Sie gaben eine gute Ergänzung zu dem Bilde seiner Kunst, das auf der Jahrhundertausstellung viel reicher hervortrat als das des Vaters, wodurch in der Wertung der beiden Künstler eine nicht ganz gerechtfertigte Verschiebung zugunsten des Sohnes herbeigeführt wurde.

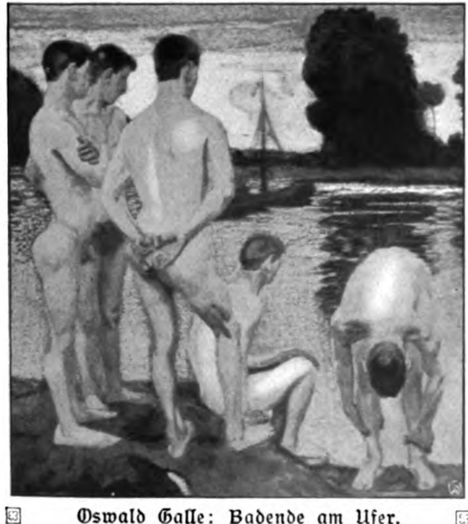
❋

In der Königlichen Akademie der bildenden Künste folgte der französischen Ausstellung, dem Clou dieser Saison, eine solche amerikanischer Kunst. Herr Hugo Reisinger, ein Deutsch-Amerikaner, der selbst eine gute Galerie moderner amerikanischer Maler besitzt, hatte sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, den Berlinern und Münchnern die Entwicklung der amerikanischen Malerei etwa der letzten sechzig Jahre in einer sorgfältig gewählten Ausstellung, in der alle älteren und modernen Hauptmeister von jenseit des Ozeans vertreten waren, vorzuführen.

Es ist nur natürlich, daß diese Ausstellung unter dem Ruhm ihrer glänzenden Vorgängerin, in deren Schatten sie erstand, zu leiden hatte. Der Kunst des ältesten Kulturvolks Europas aus der Zeit seines kulturellen Zenits folgte die Kunst eines Volkes, das bisher noch kaum Zeit gehabt hat, eigne Kultur anzusetzen, und sich damit begnügen mußte, das nötige Quantum Kulturfirnis aus Europa zu holen. Und aus Europa holten sich die Amerikaner mit der Kultur auch ihren wichtigsten Bestandteil, die Kunst. Sie wandten sich zu diesem Zweck weniger nach England als nach Frankreich, wo sich im zweiten Drittel des vergangenen Jahrhunderts im Walde von Fontainebleau die Evangelisten einer neuen Landschafts- und Menschenschilderung vereinigt hatten, und nach München, wo das Handwerk zu erlernen war wie kaum woanders. Weit hinter der Bedeutung dieser beiden Schulen liegen für die Amerikaner die präraffaelitische in England, die Couture-Schule in Paris, Düsseldorf und das Studium der alten Italiener und Holländer.



Max Kruse: Bildnisbüste. Holz. (Nach einer Aufnahme von Franz Linkhorst in Grunewald bei Berlin.)



Oswald Galle: Badende am Ufer.

Barbizon im Walde von Fontainebleau war das eigentliche Mekka der amerikanischen Maler um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Diese Vorliebe ist leicht erklärlich. Welche andre Schule hätte den Söhnen der Pflanzer mehr zusagen können als jene aus den Tiefen des Gemüts entsprungene, die heimatliche Scholle und ihre Bearbeitung verherrlichende und heiligende Malerei?

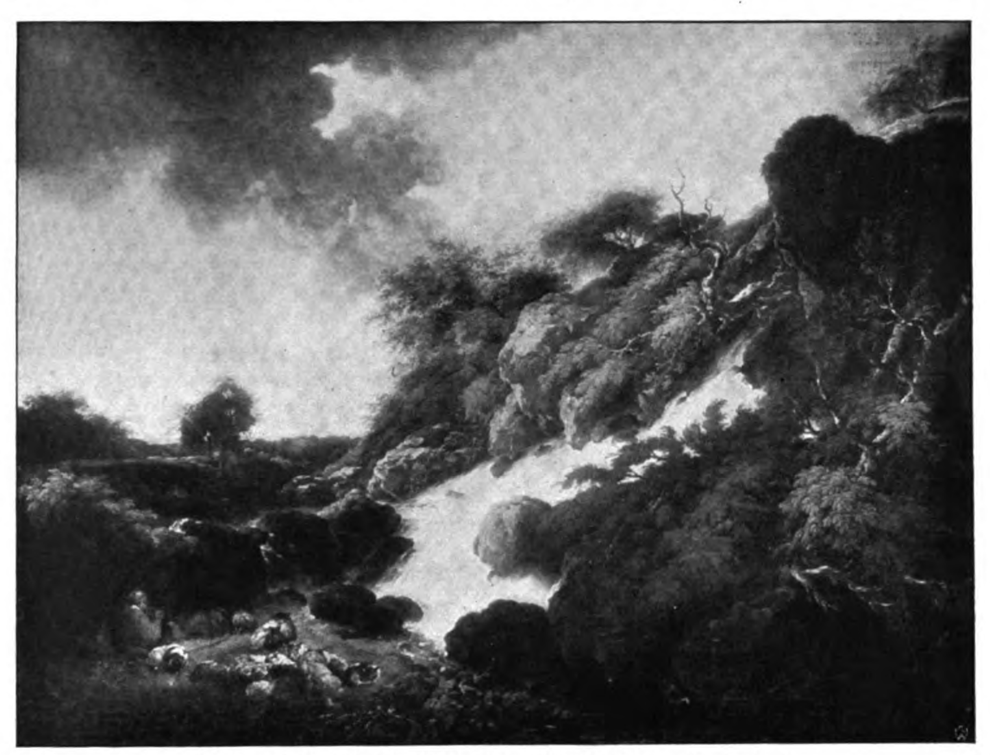
Aus der Schule von Barbizon gingen die größten amerikanischen Landschaftsmaler George Inneß und sein Schüler Alexander H. Wyant hervor. Sie lösten die ältere Hudson River School ab, die über topographisch getreue, steife Naturabklatsche nicht hinausgekommen war. Mit dem herkömmlichen Baumschlag und andern akademisch geregelten Ausdrucksformen für die Erscheinungen der Natur nicht zufrieden, studierte Inneß diese selbständig und wurde so der Vater der realistischen Landschaftsmalerei in Amerika. Sein Barbizoner Erlebnis half ihm nur zur rascheren Verdichtung seiner Naturerkenntnis. Das Neuyorker Metropolitan-Museum hatte der Ausstellung neben vielen andern hervorragenden Werken auch zwei der besten Bilder von Inneß, die uns seine Kunst gut erkennen ließen, zur Verfügung gestellt: das „Delaware-Tal“ und „Eichen im Herbst“. Das erste ist ein feines, eindrucksvolles Stimmungsbild einer jener halb kultivierten, halb noch urwüchsig heroischen Landschaften Nordamerikas. Inneß' tiefe, religiöse Natur fand in den poetischen Nachdichtungen der heimatlichen Steppen, deren Unwirtlichkeit die Farmer mit Feuer und Pflug zuleibe rückten, ihren Ausdruck. Doch malte er nicht wie Millet die Menschen bei der schweren Feldarbeit, er liebte mehr die Feierabendstimmungen mit den heimwärtsfahrenden Heuwagen und den fern rauchenden Hütten der Ansiedler. Seine Bilder erinnern an Dupré, ebenso wie die von Wyant, der leider nicht so gut vertreten war. Eins von Wyants Hauptwerken, das „Mohawk-Tal“ oder das „Connecticut-Tal“, die der amerikanische Privatbesitzer uns vorenthalten hat, hätte erst einen Begriff von seiner spezifisch amerikanischen Landschaftskunst geben können. In diesen Werken hat er die uns fremde amerikanische Landschaft für die Kunst erobert. Immerhin konnten die kleinen Werke, die von Wyant zu sehen waren, das „Einsame Landhaus“ und „Früh am Morgen“, einen Begriff von dem Streben dieses seltenen Künstlers geben. Zu den Barbizonern gehört auch W. M. Hunt, der sich mehr an Millet anlehnte, und von dessen Kunst eine „Mutter mit Kind“ zeugte.

Von den älteren Figurenmalern muß John La Farge an erster Stelle genannt werden. Seine Hauptwerke sind monumentale Freskomalereien; man konnte ihn daher in der Ausstellung nach dem einzigen Bilde „Nikodemus und Christus“ nicht würdigen lernen. Seine Kunst hat noch stark akademisches Gepräge mit präraffaelitischem Einschlag. Er war auch ein Denker und Schriftsteller von Bedeutung, und Paul Bourget vergleicht ihn einmal mit Fromentin. George Fuller war mit einem drüben sehr berühmten Werke seiner Spätzeit, „Nydia“, vertreten, das uns jedoch ebenso anmutet wie der Bulwersche Roman, dem es das Modell verdankt.

Eine ganz eigenartige typisch amerikanische Gestalt ist Winslow Homer. Derbknochig und ohne Sentiment. Ein Autodidakt, der nie in Europa war. Seine Heimat als Maler ist die stürmische Küste von Maine, deren Brandung er grandios wiederzugeben versteht. Das bekannteste der von ihm aus-



Ferdinand Kobell: Morgen. (Privatbesitz.)



Ferdinand Kobell: Der Wasserfall. (Kunsthalle in Karlsruhe.)

gestellten Bilder war „All's well", eigenartig durch die Verbindung des wetterharten Seemannskopfes mit der Schiffsglocke wie in der überzeugenden feuchtkalten Deckstimmung. Am größten wirkt Homer aber mit seinem passatsturmgepeitschten „Golfstrom", auf dem steuerlos ein Boot mit einem Neger treibt, den die begleitenden Haifische als willkommene Beute erwarten. Auch dieses Meeresdrama ist völlig sachlich und trocken behandelt, ohne Empfindsamkeit und Mitleidsgebärde, und wirkt daher ungemein überzeugend.

Neben La Farge und Inneß stellt die transatlantische Kunstkritik James Mc Neil Whistler an die Spitze der amerikanischen Malerei. Whistler, der demgemäß auch auf der Ausstellung mit einigen charakteristischen Werken wie dem berühmten „Balkon" vertreten war, hat jedoch mit Amerika ebensowenig zu tun wie Sargent. Die Ungarn könnten fast mit demselben Recht Dürer als ihren Kunstheroen preisen, weil sein Vater geborener Ungar war. Whistler ist als Sohn irischer Eltern allerdings in Amerika zur Welt gekommen, ging jedoch schon als Jüngling nach Europa, wo er zeit seines Lebens blieb. Er wird außerdem als Maler, der es verstand, gute Preise zu machen, in echt amerikanischer Art überschätzt. Ein außerordentlich feiner Radierer, überspannte er seine Malerei rein verstandesmäßig bis zu einer dandyhaften Ästhetenkunst. Durch das Studium Manets, Velazquez' und der Japaner hatte er seinen Geschmack derartig raffiniert, daß er ein Literat der Malerei wurde. Auch diese Auffassung hat natürlich ihre Reize, man darf aber nicht vergessen, daß Whistler infolgedessen fast gar keine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung zukommt. Dafür fehlte ihm die eigne Fruchtbarkeit. Sein „Balkon" ist ein mit Öl gemalter Farbenholzschnitt. Die Japaner haben derartige Effekte mit einfacheren Mitteln erreicht. Das bekannte „Bildnis eines jungen Mädchens", das auch zu sehen war, ist sicherlich ein raffiniertes, beinahe aufreizendes Kunststück — aber eben mehr Kunststück als Malerei.

Der zweite amerikanische Outsider ist John Singer Sargent, der nicht einmal drüben, sondern in Florenz als Sohn amerikanischer Eltern geboren ist und in London lebt. Seine Kunst wurzelt in der englischen Bildnismalerei des achtzehnten Jahrhunderts. Die

Berliner kennen ihn von der Sargent-Ausstellung von 1907 her, und auf den großen kontinentalen Kunstausstellungen ist er häufig genug vertreten. Über ihn ist daher nichts Neues zu sagen, denn ein Sargent ändert sich nicht. Er ist ein außerordentlich geschickter Routinier, der es versteht, den langweiligsten Lord interessant zu malen. Das Bildnis des Herrn Robertson im Überrock, ohne Hut, schlank wie eine ionische Säule, wirkte ebenso snobistisch wie spaßhaft.

Die Amerikaner hätten es übrigens gar nicht nötig, Sargent als ihren Landsmann zu feiern, denn in Künstlern wie George de Forest Brush und William M. Chase besitzen sie Porträtisten, die weit sympathischer sind. Brush studierte bei Gerôme in Paris und war so gesund veranlagt, daß er nach seiner Heimkehr zu den Indianern ging. Diese Uramerikaner wollte er malen wie Gauguin seine Maoris, und wir verdanken ihm auch wirklich Indianerbilder, die mit Lederstrumpfgestalten nichts mehr gemein haben, sondern Menschen sind wie wir. Schließlich sind sie ja, so paradox es klingt, neben den Mexikanern das einzige echte Kulturvolk Amerikas. Leider fehlten diese Beispiele der Kunst von Brush vollständig, wodurch die Ausstellung wieder um eine amerikanische Note ärmer wurde.

Das schönste Porträt der Ausstellung war sicherlich die „Dame mit weißem Schal" von Chase. Es ist ohne jede Pose und gut gemalt: eine sympathische Frau, die gleichsam auf ihrem stillen Lebenswege stehenbleibt und sich malen läßt, um dann wieder ihren Pflichten nachzugehen. Auch ein prächtiges Fischestilleben dieses Malers war zu sehen. Chase erhielt gleich Duveneck seine letzte Ausbildung in München; während jedoch Duveneck, der heute an der Akademie in Cincinnati wirkt, den Traditionen der Diez-Schule allzu treu geblieben ist, wurde Chase Freilichtmaler und führt als der beliebteste Kunstlehrer Amerikas eine große Zahl von Schülern und Schülerinnen in die Natur. Bis nach Holland, Frankreich und Spanien gehen diese Studienreisen.

Die Nachfolger der großen amerikanischen Barbizonisten, der Inneß und Wyant, vereinigten sich in der Tonal School of America, welche die Stimmungsmalerei programmatisch betrieb. Lyme in Connecticut wurde das Zentrum dieser Schule, das amerikanische Barbizon. Als erster hatte sich dort Henri W. Ranger angesiedelt, und viele



Wilhelm von Kobell: Bleistiftstudien.

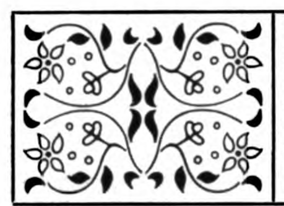
Kollegen und Schüler, wie Dewey, Davis, Murphy, Ochtmann, Dearth und Dessar, sind ihm gefolgt. Diese Schule der Symphoniker, deren Werke an das Gefühl appellieren und im Atelier ausgearbeitet sind, wurde in den letzten Jahren von den Impressionisten überholt, deren konsequenteste sich zur Gruppe der Ten American Painters vereinigt haben. Der verstorbene Theodore Robinson war der erste Bahnbrecher dieser Richtung. Sein „Kanal" ist ein schönes Beispiel der neuen Kunst, die „Träumerei" dagegen zeigt zuviel von jenem weichlichen Salongeschmack, dem auch Childe Hassam und andre oft verfallen. Der tüchtigste der Gruppe war zweifellos der früh verstorbene John Henry Twochtmann, der mit seiner „Frühjahrslandschaft" und dem „Wasserfall im Yellowstone-Park" mit den besten modernen Franzosen wetteifert. Als Führer der neusten nationalen Richtung müssen endlich Redfield, Schoffield und Dougherty hervorgehoben werden. Die beiden ersten pflegen mit guten Mitteln wieder die spezifisch amerikanische Landschaft, besonders die Stimmungen des Frühlings, und Dougherty verspricht als Marinemaler viel. Das Porträt Roosevelts von Gari Melchers verlieh der Ausstellung gewissermaßen die offizielle Note. Teddy war natürlich nur als Tourist herübergekommen, im ländlichen Reitkostüm und salopper Haltung. Daß er etwas temperamentlos erschien, ist nicht seine Schuld. Jedenfalls war Melchers in seinem Madonnenbild glücklicher. Endlich seien die feinen Hudsonstimmungen von Leon Dabo und Albert M. Groll, die Interieure von Edward C. Tarbell und die grotesk-humoristischen Figurenbilder Bryson Burroughs erwähnt.



William M. Chase: Dame mit weißem Schal.

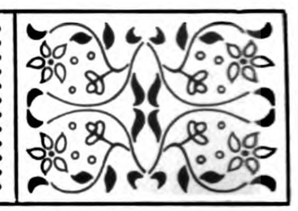
Zieht man den Strich, so bleibt nur einer übrig, dessen Kunst exklusiv amerikanisch ist. Das ist J. Pennell, der Radierer. Entdeckte Millet die Poesie der Landarbeit, so hat Pennell den rauchenden Fabrikschlot für die Kunst erobert. Wenige Sujets sind gerade für die Radiertechnik dankbarer als die grandiosen Zentren der Eisen- und Kohlenindustrie und wenige bezeichnender für das Land der Truste. Doch nicht nur diese, auch die Schönheiten der amerikanischen Großstadt mit ihren Wunderwerken moderner Eisenkonstruktion, ihren hängenden Brücken und dräuenden Wolkenkratzern vermittelt Pennells Radiernadel. In ihren Schöpfungen gipfelt die moderne Kunst Amerikas.





Die Mutter stirbt

Von Walter von Molo





Die langen Jahre her haben sie es gewußt; nun würgt die Tatsache vier mutige Seelen. Nie war Mutters Herz gesund gewesen — solange sie denken können. Es hat die Frau viel gequält, viel gemartert. Nun liegt sie auf dem Sterbebett und mißt mit eisigen Bleichfingern die Decken. Dunkle Tiefen gibt das gedämpfte Licht ihrem Antlitz, das hier und da zu lächeln sucht. Sie will ihren Kindern keine üble Erinnerung hinterlassen an die Stunde, in der sie stirbt.

Das Leben ward ihr gegeben, der Kinder Weg zu ebnen. Vom Augenblick an, da sie neues Sein in sich spürte, liebte sie. Die Schreie, die ihr der Schmerz erpreßte, der Schmerz, der neues Leben in die Welt warf, sie waren der Jubel ihrer Kraft, die Schöpfer ward. Fünfmal war sie dem Tode nahe; fünfmal hat sie geboren. Fünf Knaben. Vier stehen am Totenbett; den einen hat sie begraben, vor langen Jahren. Da bleichte ihr Haar in einer Nacht, da tat das Herz so angstvolle Schläge, daß es keinen ruhigen Gang mehr fand; da halfen nicht Kuren, nicht Arzneien.

Die volle Kinderstube vertrieb den Mann. Nächte hat sie auf ihn gewartet, gesprochen hat sie nie. Und als er in die Erde sank, da weinte sie, als wäre er der geblieben, dem sie sich gab in blühender Jugend, in drängender Kraft. Den Knöchel hat sich die Not wund gepocht; sie durfte nicht herein zu der immer tätigen Frau. Tags pflegte sie, nachts arbeitete sie; so wuchsen die Kinder.

„Mutter!" Der älteste flüstert's, der noch den Reisestaub der Ferne an den Schuhen trägt.

Mit letzter Kraft streichelt sie die Hand, die so leicht ihr blutiges Geld verwarf, die nun ernster Arbeit dient und Gutes tut; nie hat sie an ihm gezweifelt.

Mit verkrampften Fingern stehen die Zwillinge; hier schweigt das sausende Leben. Rastlos arbeiten in den Höfen die rostigen Hämmer, die schnellenden Maschinen, die Mutters Hand schuf und erhielt, bis sie die Fäuste rühren konnten, bis sie das Dämmern der Ahnung fühlten, was Mutters Liebe vermag. Das Weib des einen will Mutter werden.

„Noch nichts?" fragt der Sterbenden Blick.

„Noch nichts!" gibt Jugend die Antwort.

Der jüngste gibt Mutters Puls frei; hier kann er nicht klügeln, nicht rechnend messen; der Arzt stirbt, wenn die Liebe seine Diagnosen stellt. Das Ende ist da. Die Hand, die sie geführt hat, die ihre struppigen Bubenköpfe glättete, sie liegt kraftlos auf der Decke. Nie mehr wird sie sich heben, das Kreuz auf ihre Stirn zu zeichnen, das Kreuz, dem die Frau glaubt, das ihr Strohhalm war im Weltmeer der Qual. Mit tiefer Rührung haben sie Mutters Stimme beten hören; was ihnen oft Schwäche schien, feiges Festhalten an totem Zwang, heute hat es Leben und Blut besessen. Gleich ist die Form, wie der Mensch die Schöpfung ehrt, mit Glaubens- oder Wissenslüge; er ehrt sie, und es ist Lüge.

Nach Ludwigs Bild sieht die Mutter, es liegt auf der Decke ihres Bettes, sie hat es gewollt. Dreißig Jahre sind es, daß der Siebenjährige starb; sie hat ihn nicht vergessen.

„Er muß jedes Jahr seinen Kranz auf dem Grabe haben." Ist das auch geschehen. „Und ich liege — neben Vater."

Die grauen Nebelflore heben und drehen sich vor den Fenstern, ganz weit, irgendwo draußen in der Welt steigt die Sonne auf; es hat alles sein Schicksal. Die Tür klappt auf, eine atemlose Stimme bringt die Kunde.

„Großmutter!" flüstert der junge Vater und weint.

Sie lächelt, und matt sinkt der Kopf zur Seite. Das letzte, was sie mit tiefen Freuden hört, ist der starke Schall der hastigen Tritte, mit denen die vier zum Totenbett der Mutter stürzen.

Kraft und Leben gaben ihr das Geleit zur ewigen Ruh'.







Leo Klein-Diepold: Blühende Kastanien. (Von der Sommerausstellung der Berliner Sezession.)
(Zu dem Aufsatz „Die bildenden Künste“ von Dr. Ernst Diez.)



Naturwissenschaftliche Rundschau

Neues aus der praktischen Chemie

Von Dr. Kurt Dammann (Elberfeld)

Künstliche Edelsteine

Unter künstlichen Edelsteinen sollen hier nicht jene wertlosen Surrogate aus geschliffenem Glas verstanden werden, die unter der Bezeichnung Simili, Straß und dergleichen bekannt sind, sondern Produkte, die mit den echten Steinen in ihrer chemischen Zusammensetzung und ihrem physikalischen Verhalten, also in der Kristallform, Härte und Farbe, dem spezifischen Gewicht, der Durchsichtigkeit usw., vollkommen übereinstimmen. Die Schwierigkeiten, solche künstlichen Edelsteine herzustellen, sind lediglich technischer Natur und hängen nicht etwa von dem seltenen Vorkommen des Materials ab, denn die chemischen Bestandteile sämtlicher, auch der kostbarsten Steine sind allgemein verbreitete Stoffe.

Am längsten kennt man künstliche Türkise. Der Türkis besteht aus Aluminiumphosphat, das chemisch gebundenes Wasser enthält, und verdankt seine herrliche blaue Farbe geringen Mengen Kupfer- und Eisenphosphats. Seine Nachahmung macht daher wenig Schwierigkeiten. Man unterwirft gefälltes, mit etwas Kupferphosphat vermischtes Aluminiumphosphat einem sehr starken Druck unter der hydraulischen Presse und erhält dadurch eine dem natürlichen Mineral völlig gleichende Masse.

Viel wichtiger sind die künstlichen Edelsteine aus der Gruppe des Korunds, des kristallisierten Aluminiumoxyds. Hierher gehört vor allem der Rubin, dessen wunderbare Rotfärbung von ganz geringen Mengen Chromoxyd herrührt, die in eigenartiger Weise — der Chemiker nennt es „kolloidal" — darin gelöst sind. Schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war eine Form des künstlichen Rubins bekannt, die man aus den beim Schleifen des echten Steins abfallenden Splittern durch Zusammenschmelzen unter Beigabe bleihaltiger Schmelzmittel erzeugte, und die daher den Namen „rubis reconstitués" oder, da diese Industrie in Genf heimisch war, „rubis de Genève" nannte. Diese Steine waren also kein eigentliches Kunstprodukt, da ja die Hauptmasse von echten Steinen herrührte. Die Farbe des Rubins blieb bei dem Schmelzprozeß erhalten, aber von seiner Härte büßte er etwas ein. Trotzdem die Genfer Rubinen recht gut aussahen und dem oberflächlichen Beschauer keineswegs sofort ihren Charakter verrieten, sind sie doch allmählich wieder verschwunden.

Im Jahre 1891 trat der französische Chemiker Fremy zum erstenmal mit einem Kunstrubin hervor, der diese Bezeichnung mit Recht trug; er wurde hergestellt durch Schmelzen von reinem, amorphem Aluminiumoxyd unter Zusatz von etwas Kaliumkarbonat, Fluorkalzium und chromsaurem Kalium in einem porösen Tontiegel, den man in einem Windofen erhitzte, und der den wasserhaltigen Verbrennungsgasen und der feuchten Luft das Durchdringen der Schmelzmasse gestattete. Dabei verwandelte sich die amorphe Tonerde allmählich in eine kristallinische Masse. Die einzelnen Kristalle hatten die schöne rote Farbe des echten Rubins, seine Kristallform, Härte und Durchsichtigkeit, kurz, sie stimmten in jeder Beziehung mit ihm überein, so daß man sie „rubis scientifiques" nannte. Leider konnte man sie praktisch nicht recht verwerten, denn sie waren nur sehr klein und hatten die Form dünner Täfelchen, die man wohl für einzelne kleine Schmuckstücke verwenden, aber nicht schleifen konnte. Da die Versuche, durch Einschmelzen großer Mengen Materials größere Kristalle zu erhalten, erfolglos waren, gab man diese Herstellungsweise bald wieder auf.

Ein Verfahren, das endlich praktische Bedeutung erlangen sollte, veröffentlichte 1902 der französische Chemiker Verneuil, der zur Herstellung seiner Rubine einen komplizierten Apparat konstruierte. Professor Bauer-Marburg hat diesen Weg in einem Vortrag über künstliche Edelsteine beschrieben, den er auf der Versammlung des Vereins deutscher Chemiker in Frankfurt a. M. gehalten hat. Das mit etwas Chromoxyd vermischte feinpulverige Aluminiumoxyd fällt aus einem sehr engmaschigen Platinsiebchen, an das in kurzen Zwischenräumen ein elektrisch angetriebenes Hämmerchen schlägt, in eine senkrecht nach unten gerichtete Knallgasflamme. Hier schmelzen die feinen Stäubchen und werden von der Spitze eines kleinen Tonkegels aufgefangen, der unter der Flamme angebracht ist und von dieser fast zum Schmelzen erhitzt wird. So wächst allmählich auf der Spitze dieses Kegels ein kleines Stäbchen empor, das sich ziemlich schnell am obern Ende kugelig verdickt und schließlich die Gestalt einer weitbauchigen Wasserflasche mit nach unten gerichtetem Halse annimmt. Die größten auf diese Weise erzielten Schmelztropfen haben etwa 1,5 cm Durchmesser, sind 2,5 cm lang, ihr Gewicht beläuft sich auf etwa 50 Karat, und die daraus geschliffenen Steine haben die entsprechende Größe (12 Karat). Da diese Steine vollständig natürlichen Rubinen gleichen, auch die

zur Herstellung wertvoller Schmuckstücke erforderliche Größe, Durchsichtigkeit und Farbe besitzen, so ist von Verneuil die Aufgabe der Herstellung synthetischer Rubine im wesentlichen gelöst. Das Verneuilsche Verfahren hat sich in kurzer Zeit zu einem in Paris heimischen Industriezweig entwickelt, der jährlich mehr als 5 Millionen Karat = 1000 kg im Wert von 15 Millionen M. dieser „rubis synthétiques" liefert. Auch in Deutschland, und zwar in Idar, wird diese Fabrikation betrieben; hier arbeitet man nach einem von Professor Miethe in Charlottenburg erfundenen, nicht näher bekannten Verfahren. Die Kunstrubine sind nur sehr schwierig vom echten Stein zu unterscheiden. Dieser enthält allerdings häufig, nicht aber immer, mikroskopisch kleine braune Kristallnädelchen, die jenen fehlen, und die daher, wenn sie sich vorfinden, ein sicheres Kennzeichen des echten Steins bilden. In allen andern Fällen ist man jedoch auf die Erfahrung der Edelsteinkenner angewiesen.

Außer den Rubinen vermag man nach den Verneuilschen Angaben noch eine Anzahl weiterer Edelsteine der Korundgruppe zu erzeugen. Läßt man aus dem Schmelzpulver das Chromoxyd weg, so erhält man den weißen Saphir, eine farblose, kristallisierte Tonerde, bei geringem Chromgehalt ein zartes Rosa, wie beim Rosatopas. Auch ein künstlicher gelber Korund, der dem natürlichen orientalischen Topas oder Topassaphir entspricht, und ferner der violette orientalische Amethyst, der Violettrubin, lassen sich künstlich herstellen. Lange hat es gedauert, bis die Erzeugung eines synthetischen (blauen) Saphirs geglückt ist. Da die Farbe des echten Saphirs in der Hitze verschwindet und daher für organischen Ursprungs gehalten wurde, suchte man sie durch Kobaltoxyd unter Zusatz einiger Prozente Kalk oder Magnesia hervorzubringen. Leider aber hatte das Schmelzprodukt keinen Kristallcharakter mehr, sondern bildete eine amorphe, glasige Masse, auch war seine Farbe so intensiv, daß sie mehr der des gewöhnlichen blauen Glases als der des natürlichen Steines glich. Vor einiger Zeit hat jedoch Verneuil der Pariser Akademie Steine vorgelegt, die er analog dem Rubin, aber mit Zusatz kleiner Mengen Titansäure und Eisenoxyd statt des Chromoxyd hergestellt hatte, und die eine schöne, dem Saphir vollkommen gleiche Farbe aufweisen. Die Synthese des Smaragds, einer feurig grünen Varietät des Minerals Beryll, der dem Rubin im Werte fast gleich kommt, ist bisher noch nicht gelungen. Die künstlichen Smaragde des Handels sind wertlose Imitationen, meist gefärbtes Glas. Auch die künstliche Darstellung der Diamanten, welche 90 Prozent des Wertes aller im Handel befindlichen Edelsteine ausmachen, ist noch nicht so weit vervollkommnet, daß an die praktische Ausnutzung zu Schmuckstücken gedacht werden könnte.

So interessant die Herstellung dieser Kunststeine sein mag, so sehr das exakte experimentelle Arbeiten der sich damit befassenden Chemiker unsre Bewunderung verdient: es ist doch nicht zu leugnen, daß durch diese Art der Synthese, nicht wie es Aufgabe einer Industrie sein sollte, Werte geschaffen, sondern vielmehr durch Entwertung der zu hohen Preisen erworbenen Natursteine Werte vernichtet werden. Damit wird der volkswirtschaftliche Vorteil, den die Industrie synthetischer Edelsteine bringen könnte, mehr als ausgeglichen, ganz abgesehen davon, daß es keineswegs im allgemeinen Interesse, auch nicht des Kunstgewerbes liegt, den vornehmen Schmuck der natürlichen Edelsteine zu verallgemeinern.

Vom antiken Purpur

Die uns von den alten Schriftstellern überlieferten Kenntnisse über den Purpur, den so hoch geschätzten und von den Dichtern vielfach gepriesenen Gewebefarbstoff der Alten Welt, sind äußerst mangelhaft. Aus den Beschreibungen des Plinius geht nur hervor, daß der Purpur gewissen am Mittelmeer vorkommenden Schneckenarten entstammte, und daß zum Färben nicht das ganze Tier, sondern nur der Saft einer kleinen Drüse nutzbar war, der von den Färbern mit Seewasser ausgezogen und durch tagelanges Kochen konzentriert wurde. Man färbte nicht die fertigen Garne oder Gewebe, sondern die lose Wolle, die man in die Farbstofflösung eintauchte und dann dem Sonnenlicht aussetzte, durch dessen Einwirkung der Farbstoff entwickelt und die Färbung hervorgerufen wurde.

Gänzlich im unklaren sind wir über die Nuancen dieser alten Purpurfärbungen. Nur soviel scheint festzustehen, daß sie durchaus anders aussahen, als was wir heute mit dem Begriff Purpurfarbe verbinden. Die kostbarsten tyrischen Purpurstoffe, die mit Hilfe der unverdünnten Farbstofflösungen hergestellt waren, erschienen wahrscheinlich beim Draufsehen dunkel, fast schwarz und zeigten beim seitlichen Darüberblicken einen blau- oder rotvioletten Schimmer. Daneben kamen noch andre hellere Stoffe vor, die mit verdünnten Farbstofflösungen unter Zusatz andrer pflanzlicher Farbstoffe (Kermesbeeren) gefärbt waren und deren Nuancen mit der des Veilchens, der Malve oder des Heliotrops verglichen werden können. Näheres über die Technik der Purpurfärberei erfahren wir nicht, jedenfalls müssen aber außerordentliche Mengen von Schnecken zum Färben erforderlich gewesen sein, denn es wurden sehr hohe Preise für Purpurwolle bezahlt; kostete doch unter Diokletian im Jahre 301 das Pfund der besten Qualität etwa 950 M. unsers Geldes.

Mit dem Untergang des weströmischen Reiches geriet der Purpur vollständig in Vergessenheit, und jegliche Kenntnis seiner Abstammung und Anwendung ging verloren. Erst am Ende des



achtzehnten Jahrhunderts nahm die naturwissenschaftliche Forschung sich seiner an; ihr war es vorbehalten, uns über die Natur dieses interessanten Farbstoffes völlig aufzuklären. Nachdem festgestellt war, daß der Purpur den Schnecken der Gattungen Purpura und Murex entstammte, von denen besonders Purpura haemostoma und die im Mittelmeer gemeinen Arten Murex trunculus und Murex brandaris in Betracht kommen, gelang es 1858 dem französischen Zoologen Lacaze-Duthiers nachzuweisen, daß das farblose Sekret der Schneckendrüse unter Einwirkung des Sonnenlichts eine violette Färbung annimmt, wobei ein höchst unangenehmer, knoblauchartiger Geruch auftritt und die anfangs in Wasser lösliche Substanz unlöslich wird. Chemische Untersuchungen des Purpurfarbstoffes wurden zwar von verschiedenen Seiten in Angriff genommen, führten aber zu keinem Ergebnis, da die Reindarstellung des Farbstoffes nicht gelingen wollte.

Vor einigen Jahren wurde nun von Professor Friedländer in Wien künstlich ein Farbstoff aus Teerbestandteilen dargestellt, der dem Indigo chemisch außerordentlich nahesteht, aber die Gewebefaser nicht blau, sondern sehr dauerhaft bläulich-karmesinrot färbt und in der chemischen Zusammensetzung sich dadurch vom Indigo unterscheidet, daß er Schwefel enthält. Sein Erfinder gab ihm deshalb den Namen Thioindigo (griechisch Theion = Schwefel). Da nun schon früher von verschiedenen Seiten die Ansicht ausgesprochen war, der Purpurfarbstoff könne dem Indigo nahestehen, vermutete Friedländer, daß der Thioindigo, wenn nicht identisch mit dem Purpur, doch dessen naher Verwandter sei.

Zur Prüfung dieser Frage mußte vor allem der Farbstoff der Purpurschnecke in chemisch reiner Form dargestellt werden, eine äußerst schwierige und Geduld erfordernde Arbeit, wenn man berücksichtigt, daß die Drüsen von 12000 Schnecken nötig waren, um 1½ g des Farbstoffes zu gewinnen. Friedländer wählte dazu die Murex brandaris, deren Schalen in größter Menge an den Stätten antiker Färbereien gefunden waren. Der Purpurfarbstoff bildet in chemisch reiner Form kupferglänzende violette Kristalle, die dem Indigoblau äußerlich zum Verwechseln ähnlich. Von einer Identität des Purpurfarbstoffes mit dem Thioindigo konnte aber nach der chemischen Analyse nicht die Rede sein, vielmehr ergab sich, daß der Purpurfarbstoff Brom enthält und seiner Zusammensetzung nach Dibromindigo ist, also ein Indigo, in welchem zwei Atome Wasserstoff durch zwei Bromatome ersetzt sind.

Man sollte nun glauben, daß durch diese Entdeckung die moderne Färberei eine wertvolle Bereicherung erfahren hätte, da es keine Schwierigkeiten machen würde, den Purpurfarbstoff in beliebigen Mengen künstlich darzustellen wie den Indigo und das Alizarin, den Farbstoff des Krapps. Leider ist das nicht der Fall, da Purpur auf der Gewebefaser ein ziemlich unreines, rotstichiges Violett liefert, das an Schönheit mit unsern modernen Farbstoffen keineswegs in Wettbewerb treten kann und auch in Bezug auf die Echtheit seiner Färbungen den echten Teerfarben durchaus nicht überlegen ist. Es geht daraus hervor, wie gering die Ansprüche der Alten an die Leistungen ihrer Färber gewesen sein müssen, und wie sehr wir durch die Erfolge der modernen Farbenchemie verwöhnt sind.

Damit ist das Geheimnis, das den antiken Purpur so lange umgab, enthüllt. Es ist nicht zu erwarten, daß die Untersuchung andrer Schneckenarten das Bild wesentlich ändern wird, mögen auch noch einige weitere, etwas anders nuancierte Farbstoffe gefunden werden.

Zinnpest

Zinnpest nennt man eine in den letzten fünfzig Jahren an Zinngegenständen häufig beobachtete rätselhafte Erscheinung, die darin besteht, daß die Gegenstände scheinbar ohne äußere Ursache sich an ihrer Oberfläche mit grauen warzenähnlichen, leicht zu feinem, sandigem Pulver zerstäubenden Gebilden bedecken und allmählich vollständiger Zerstörung anheimfallen. Während man früher geneigt war, die Ursache dieser Zinnpest in der Verunreinigung des Metalls zu suchen, konnte Professor E. Cohen in Utrecht nachweisen, daß die Erscheinung in einer dem Zinn eigentümlichen allotropen Umwandlung besteht. Als Allotropie bezeichnet der Chemiker die Eigentümlichkeit eines Elements, in mehreren im physikalischen und chemischen Verhalten mehr oder weniger voneinander abweichenden Formen aufzutreten, wie sie uns z. B. beim Kohlenstoff als Ruß, Graphit und Diamant bekannt sind. Das Zinn bildet zwei solch allotrope Formen: weißes Zinn, das Metall unsrer Zinngeräte, und graues Zinn, ein sandiges Pulver. Beide Formen können ineinander übergeführt werden, und zwar geht weißes Zinn, sobald es unter + 18 Grad abgekühlt wird, sehr langsam in graues Zinn über, während dieses durch Erwärmen über 18 Grad, z. B. durch Übergießen mit heißem Wasser, leicht wieder in weißes Zinn zurückverwandelt werden kann. Unterhalb 18 Grad hat also weißes Zinn das Bestreben, in graues Zinn überzugehen; es befindet sich, wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet, im „metastabilen Zustande“. In diesem Zustande befinden sich daher alle unsre Zinngeräte, denn in unserm Klima herrschen, mit Ausnahme weniger heißer Sommertage, in ungeheizten Räumen durchweg Temperaturen unter + 18 Grad. Daß trotzdem die Zinngeräte nicht zerfallen, verdanken wir nur der Langsamkeit, mit der diese Umwandlung sich vollzieht. An alten Zinnsachen wird man aber immer Spuren der Bildung von grauem Zinn



vorfinden. Besonders merkwürdig ist es, daß weißes unversehrtes Zinn sehr schnell zerfällt, wenn es unterhalb 18 Grad mit grauem Zinn in Berührung kommt. Der Zerfall kann demnach wie eine Krankheit übertragen werden, daher der treffende Name „Zinnpest". Sie herrscht natürlich überall da, wo alte Zinngegenstände aufbewahrt werden, also in Sammlungen und Museen, sie ist nach Cohen eine charakteristische Museumskrankheit. Eine Wiederherstellung der zerstörten Gegenstände ist nicht möglich; das graue Zinn läßt sich wohl in weißes zurückführen, der Zusammenhang des Materials ist jedoch verloren gegangen, und die Gegenstände haben ihren Handels- und Kunstwert verloren. Um dem Fortschritt der Zerstörung Einhalt zu tun, hat man dafür Sorge zu tragen, daß die Zinnsachen in einer Temperatur über 18 Grad aufbewahrt werden.

Verwertung von Weißblechabfällen

Zu den jeder Hausfrau unangenehmen „Abfällen" gehören die leeren Konservenbüchsen. Sie wandern gewöhnlich in den „Müll" und beschlossen früher damit ihr Dasein, daß sie allmählich verrosteten. In den letzten Jahren hat man aber angefangen, den Müll zu verbrennen, und dazu mußten die leeren Blechbüchsen natürlich ausgeschieden werden, so daß die Frage ihrer nutzbringenden Verwertung dringender wurde.

Weißblech, das Material der Konservenbüchsen, ist ein mit einem dünnen Überzug von Zinn versehenes Eisenblech; die Aufarbeitung der Weißblechabfälle kann nur darin bestehen, daß man beide Metalle voneinander trennt. Auf den ersten Blick erscheint dieses Problem durchaus nicht schwierig. Tatsächlich ist die Trennung von Zinn und Eisen eine dem analytischen Chemiker sehr geläufige Aufgabe, aber wieviel komplizierter wird sie dadurch, daß sie technisch im großen ausgeführt werden soll, und daß dabei nicht nur die Unkosten gedeckt, sondern auch noch Gewinne erzielt werden müssen, ohne die ja die Industrie keinen Grund hätte, sich mit einem so wenig angenehmen Rohmaterial zu befassen. Nach vielen Versuchen und manchen Mißerfolgen hat endlich Dr. Karl Goldschmidt in Essen, der Erfinder des bekannten Thermitschweißprozesses, ein Verfahren erfunden, das sich als technisch brauchbar bewährt und eine neue Industrie, die Weißblechentzinnung, begründet hat.

Die aus allen Weltteilen einlaufenden Weißblechbüchsen werden zunächst gereinigt, es müssen die Inhaltsreste beseitigt, die Etiketten, etwaige Lacküberzüge entfernt werden, und das alles muß, da es sich doch um ein immerhin geringwertiges Material handelt, mit möglichst geringen Kosten geschehen. Die viel Raum einnehmenden Büchsen werden plattgewalzt und gleichzeitig durchlocht, so daß sie mit Alkalilauge gewaschen werden können. Nachdem auf diese Weise Fette, Lack u. dgl. gelöst sind, wird das zum Löten benutzte Blei durch Erhitzen ausgeschmolzen und dabei die zum Dichten benutzte Kautschukeinlage zerstört. Die organischen Stoffe sind damit vollständig entfernt. Die Büchsen werden jetzt noch zu großen Paketen zusammengepreßt und sind damit zur Entzinnung vorbereitet.

Die Entzinnung wird durch Chlorgas bewirkt, das mit dem Zinn Chlorzinn, eine rauchende, etwas höher als Wasser siedende Flüssigkeit, bildet, während es das Eisen unangegriffen läßt, vorausgesetzt — und hier liegt der Schwerpunkt des Verfahrens —, daß jede, auch die kleinste Menge Wasser ferngehalten wird. Man packt die Blechpakete mit Hilfe eines Krans in den großen zylindrischen Entzinnungsapparat, der sich vollständig luftdicht verschließen läßt, und preßt Chlorgas hinein, bis dessen Druck mehrere Atmosphären beträgt. Das Chlor verbindet sich begierig mit dem Zinn, und der Druck des Chlorgases im Apparat sinkt so lange, als noch unverbundenes Zinn vorhanden ist. Bleibt der Druck konstant, so ist das ein Zeichen dafür, daß alles Zinn in Zinnchlorid umgewandelt ist. Jetzt wird durch eine Luftpumpe das überschüssige Chlor und das Chlorzinn aus dem Apparat bis auf die letzte Spur herausgesaugt und das zurückbleibende Eisenblech, um geringe Mengen entstandenen Eisenchlorids zu entfernen, sorgfältig mit Wasser gewaschen, womit der Prozeß beendet ist. Das Eisenblech wird dann mit andern Alteisenabfällen als sogenanntes „Schrott" zu Stahl verschmolzen, während das Zinnchlorid größtenteils in die Färberei wandert, um dort als unentbehrliches Hilfsmittel bei Herstellung der farbenprächtigen Seidenstoffe für unsre Damen Verwendung zu finden.

Nun noch einiges über den Umfang dieser neuen Entzinnungsindustrie. In Deutschland werden jährlich etwa 75000 t Weißblechabfälle, und zwar von der Goldschmidtschen Fabrik in Essen allein 50000 t, verarbeitet, im übrigen Europa etwa 25000 t und in Nordamerika 6000 t, im ganzen also 160000 t, aus denen 3000 bis 3500 t Zinn oder die entsprechende Menge Chlorzinn gewonnen werden, abgesehen von den recht beträchtlichen Eisenmengen, die bei der immer schwieriger sich gestaltenden Beschaffung von Erzen der Eisenindustrie sehr willkommen sind. Die Entzinnungsindustrie befindet sich dabei noch in den Anfängen; zweifellos werden mit der besseren Organisation der Müllbeseitigung durch die Gemeindeverwaltungen noch weit beträchtlichere Mengen Weißblechabfälle zur Verfügung stehen.

Salpeter aus Luftstickstoff

Der gesamte Bedarf der Landwirtschaft und der chemischen Industrie an Salpeter wurde bislang von Chile gedeckt, wo dieses Salz in großen Lagern natürlich vorkommt. Die chileni-

schen Vorräte gehen aber bei der von Jahr zu Jahr wachsenden Ausfuhr allmählich ihrer Erschöpfung entgegen, so daß schon lange eine Anzahl hervorragender Chemiker mit Versuchen beschäftigt war, den Salpeter aus der **Luft** darzustellen, welche die Bestandteile der Salpetersäure, Stickstoff und Sauerstoff, in ungeheuren Mengen enthält.

Stickstoff und Sauerstoff vereinigen sich miteinander zu Stickoxyd, einem farblosen Gase, das bei Zutritt von Sauerstoff sofort in rotbraune Dämpfe von Stickstoffdioxyd übergeht; letzteres bildet bei Gegenwart von Wasser und Luft Salpetersäure. Die technische Durchführung dieser so einfach erscheinenenden chemischen Vorgänge war aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden, denn der freie Stickstoff, ein zur Bildung chemischer Verbindungen sehr wenig geneigtes Element, verbindet sich auch mit Sauerstoff niemals freiwillig, wie etwa der Kohlenstoff, sondern nur, wenn er damit auf etwa 2000—3000 Grad erhitzt wird; ferner hat das in der Hitze entstandene Stickoxyd die unangenehme Eigenschaft, mit sinkender Temperatur wieder in seine Bestandteile, Stickstoff und Sauerstoff, zu zerfallen, eine Rückbildung, die sich nur durch möglichst plötzliche Abkühlung verhindern läßt. Die chemische Technik ist aber aller dieser Hindernisse Herr geworden. Sie bedient sich zur Hervorbringung hoher Temperaturen des elektrischen Flammenbogens und hat sich als Kraftquelle zur Erzeugung des elektrischen Stromes die billigen Wasserkräfte der Gebirge Norwegens dienstbar gemacht; auch ist es nach manchen Mißerfolgen schließlich gelungen, Apparate zu konstruieren, mit deren Hilfe die Luft sehr hoch erhitzt und das gebildete Stickoxyd möglichst plötzlich abgekühlt und aus dem Bereich der elektrischen Flamme entfernt wird. Von den mannigfaltigen Verfahren, die zu diesem Zweck erdacht sind, haben drei praktische Anwendung gefunden, nämlich das der Norweger **Birkeland** und **Eyde**, das des deutschen Chemikers Dr. O. **Schönherr** und schließlich das der Gebrüder **Pauling**.

Birkeland und **Eyde** leiten die Luft durch einen mit Hilfe des Elektromagneten zu einer runden, sonnenähnlichen Scheibe ausgebreiteten elektrischen Lichtbogen, der in einem flachen eisernen, inwendig mit feuerfesten Steinen ausgekleideten Ofen eingeschlossen ist. Das Verfahren wird in Notodden in Norwegen ausgeführt; die dort bestehende, mit Wasserkräften von 40000 Pferdekräften betriebene Fabrik arbeitet mit 35 Öfen, von denen jeder mit Wechselstrom von 160 Ampere und 5300 Volt gespeist wird.

Schönherr verwendet einen langen fadenförmigen Lichtbogen, der in der Achse eines Rohres aus hitzebeständigem Material, z. B. aus Eisen, brennt. In das Rohr wird die Luft so eingeblasen, daß ein Luftwirbel entsteht, der den ruhig wie eine Kerzenflamme brennenden Lichtbogen in spiralförmiger Richtung umkreist. Das erzeugte Stickoxyd wird zunächst durch die zuströmende, zur Oxydation bestimmte Luft gekühlt und diese dadurch zugleich vorgewärmt, eine weitere Kühlung erfährt es durch Wasser, das den obern Teil des Rohres umschließt. Auf diesem Prinzip ist eine durch Wasserkraft betriebene Versuchsanlage in Christiansand in Norwegen errichtet, bei welcher recht beträchtliche Energiemengen für die Salpetererzeugung in Anwendung kommen. Die dort aufgestellten Öfen arbeiten mit je 600 Pferdekräften, die Länge des durch Wechselstrom gespeisten Lichtbogens beträgt 5 m. Auch Öfen von 1000 Pferdekräften sind versuchsweise schon aufgestellt und dürften später allgemein angewandt werden. In ihnen erreichen die Lichtbogen eine Länge von 7 m, stündlich werden 1100 cbm Luft hindurchgeleitet. Nachdem die dem Ofen entströmenden Gase noch die Wärme zum Heizen der Dampfkessel und zum Eindampfen der Salpeterlösungen geliefert und sich so genügend abgekühlt haben, vereinigt sich das in ihnen enthaltene Stickoxyd freiwillig mit dem überschüssigen Sauerstoff zu Stickstoffdioxyd, das nun in sehr einfacher Weise, nämlich durch Berührung mit Wasser, in Salpetersäure umgewandelt wird. Man läßt es dazu in zylindrischen Türmen emporsteigen, in denen Wasser herabrieselt, und erhält schließlich eine 40prozentige Salpetersäure. Indem man diese Säure mit dem natürlich vorkommenden Kalkstein — kohlensaurem Kalk — neutralisiert, gewinnt man Kalziumnitrat oder Kalksalpeter, der unter der Bezeichnung **Norge-Salpeter** oder **Luftsalpeter** in den Handel kommt; als Düngemittel statt des Chilisalpeters angewendet, hat er den Vorzug, daß er statt des den Pflanzen wenig bekömmlichen Natriums Kalzium enthält.

Die erste große Fabrik dieser Art wird in Telemarken am Rjukan angelegt, dessen Wasserfälle etwa 250000 Pferdestärken liefern können.

Das Verfahren von H. und G. **Pauling**, das seit kurzer Zeit in einer in Patsch bei Innsbruck errichteten, mit Wasserkräften der Sill betriebenen Fabrik ausgeführt wird, bedient sich zur Oxydation des Luftstickstoffs elektrischer Flammenbogen, die zwischen den nach Art der Hörnerblitzableiter der Straßenbahnmasten gebogenen Elektroden durch Wechselstrom hervorgebracht werden.

Die Bemühungen, die Salpeterfabrikation in Deutschland mit Hilfe der Wasserkräfte des bayrischen Hochgebirges heimisch zu machen, haben bisher noch zu keinem Ergebnis geführt, so sehr man es auch wünschen möchte, daß Deutschland wenigstens einen Teil seines Salpeterverbrauchs selbst zu decken imstande wäre.



Adolf Beyer: Kinderbildnis.

Von Kunst und Künstlern

Adolf Beyer — Sabine Reicke — Frans Floris — Max Kleins Fontane-Denkmal — Franz Skarbina †



armstadt. In der Mitte dieses Heftes, als seine „Seele“ gleichsam, steht ein Aufsatz über die vielverkannte Residenz der hessischen Großherzöge — ein neues Glied in der Kette deutscher Städtebilder, die sich seit fünfzig Jahren, bald dichter, bald lockerer gereiht, durch diese Zeitschrift hindurchziehen. In dem Aufsatz, der Arbeit eines ebenso gründlichen wie geschmackvollen Kenners der Stadt und ihrer Geschichte, ist viel von vergangener und gegenwärtiger Kunst die Rede; in wohlerwogener Absicht, aus Gründen der Unparteilichkeit und des Raummangels, aber wenig oder gar nicht von einzelnen Persönlichkeiten. Da mag denn hier, wo die Kürze den Zufall entschuldigt, mit einer kleinen Kollektion seiner neueren Werke noch einmal der Künstler vorgeführt werden, den wir schon mehrmals von Darmstädter Malerei haben zeugen lassen, und der also unsern Lesern schon ein guter Bekannter geworden ist: Adolf Beyer. Was wir von ihm bringen, knüpft an das früher Gezeigte an, wenn nun den „Anemonen“ des Januarheftes die „Tulpen“, dieses koloristische Kammerkonzert in Goldgelb und Tieflila, folgen, und wenn der „Sommer“, mit dem satten Blaugrün, dem zart eingestreuten Gelb und den leuchtenden Klematisblüten um Tür und Fenster, eine Jahreszeitenstimmung hervorzaubert, die bei aller Einfachheit der Mittel die eindringlichste Beredsamkeit entfaltet. Noch etwas andres fällt angenehm an diesem Bilde auf. Es steht zwischen Genre und reiner Naturstudie in glücklicher Mitte. Es erzählt nicht, es macht keine literarischen Ansprüche (die uns längst kein Lob mehr für ein Bild bedeuten); aber es regt durch die in Zeichnung und Farbe gleich dezent gehaltene Figur zum desto tieferen Nachfühlen dieser sommerlichen Laub- und Blütenpracht an, in der wir bei aller Fülle und Üppigkeit schon von ferne etwas wie Abschiedsstimmung zu spüren glauben.

Daneben soll auch der Porträtist Adolf Beyer sich wieder in Erinnerung bringen. Wir schicken dem Aufsatz über Darmstadt das Bildnis des Großherzogs von Hessen und bei Rhein voraus, die Nachbildung einer Kohlenzeichnung, die erst in den letzten Jahren entstanden und die dank dem Beifall, den sie bei dem hohen Auftraggeber gefunden hat, alsbald in den Besitz des Großherzogs übergegangen ist. Prägt sich in diesem Bildnis des Landesfürsten Gegenwartsfreude, männlich helle Tatkraft und sein Repräsenta-

tionsbewußtsein aus, so wirkt das Damenbildnis — wir dürfen hier wohl verraten, daß es die Gattin des Malers darstellt — trotz der Gesellschaftstoilette durch und durch fraulich, d. h. es spiegelt eine Persönlichkeit wider, die durch ihre Pflichten nicht nach außen gedrängt wird, sondern in beruhigtem Kreise nach innen leben darf. Nur einem Meister der Porträtkunst ist es vergönnt, den Blick des Auges so zum Sprecher der Seele zu machen, wie es hier geglückt. Ein paar noch hinzutretende Reproduktionen nach kleineren Gemälden, Radierungen und Studienblättern, hier im Text abgedruckt, vor allem die Kinderbilder, mögen dafür sorgen, den Lesern das Bild eines Künstlers zu vervollständigen und einzuprägen, der die jetzt wieder mit so viel Nachdruck und Einstimmigkeit geforderte Handwerkstüchtigkeit mit selbständiger Auffassung, sicherem Geschmack und feiner poetischer Empfindung zu vereinigen weiß.



Adolf Beyer: Mein Vater.

Mit diesen Kinderstudien verträgt sich gut das zum Genre zurückkehrende „Kinderzimmer" von Sabine Reicke, das wir unmittelbar nach dem Original, einem Temperagemälde, farbig wiedergeben. Seit Meister Uhde, vom Ehrgeiz höchster und feinster Lichtprobleme besessen, dergleichen familiäre Idyllen aus den vier Wänden des Hauses gemalt hat, haftet ihnen nichts Kleinliches mehr an. Das hindert nicht, daß sich in solchen Szenen oft ein Stück persönlichster Erinnerung birgt und mit dem rein künstlerischen Wert um den Vorrang streitet. So verdankt dieses Bild, wie uns die Malerin, die Gattin des Bürgermeisters von Berlin und bekannten Schriftstellers Georg Reicke, in einem Anflug von Humor verrät, seine Entstehung den Bedrängnissen einer Mutter, die zugleich Malerin sein wollte. „Die Kinder waren ein paar Tage erkältet und ans Zimmer gefesselt. Und was geschah? Durch mein schlechtes Beispiel wurden sie auch zum Pinseln verleitet, und so hatte ich die artigsten Modelle. Damals dachte ich wohl, ich könnte nun immer in drei Tagen ein Bild malen, was dann aber, Gott sei Dank, nicht möglich gewesen ist, da von den drei guten Dingen, die dazu nötig sind: Modell, Lust und Zeit, eins sicher unbedingt fehlte." Kann es einen hübscheren Kommentar zu diesem Bilde geben? Darf der außenstehende Kritiker dem noch etwas hinzuzusetzen wagen? Doch halt! etwas hat die Malerin in ihrer Bescheidenheit übergangen. Nicht drei, vier gute Dinge sind nötig für ein gutes Bild, und das vierte, eben das, das sie zu nennen unterlassen hat, ist das ihr immer gegenwärtige, unveräußerliche und unverlierbare: Talent und künstlerische Empfindung. Die andern sind Neben=



Adolf Beyer: Singendes Kind. Studie zu dem Gemälde „Harmonie".

dinge und finden sich schon wieder ein; sonst wär' es schade drum!

In einem Heft, das so viele moderne, allermodernste Schöpfungen der bildenden Kunst zeigt wie dieses, das da über die Sommerausstellung der Berliner Sezession zu berichten hat, wird es gut sein, daneben ein älteres Gemälde zu setzen, und zwar in einer Technik, die den Wirkungen des Originals möglichst gerecht wird. Wir wählen ein wenig bekanntes aus der niederländischen Malerei des sechzehnten Jahrhunderts: den „Falkenjäger" von Frans Floris (eigentlich François de Vriendt, geb. 1517 in Antwerpen, gest. daselbst 1578). Das Original hängt in der Herzoglichen Galerie zu Braunschweig und gilt allgemein als Floris' beste und bedeutendste Schöpfung. Ein Schüler Lambert Lombards in Lüttich und schon 1540 „Meister" in Antwerpen, holte sich Floris seinen letzten künstlerischen Schliff in Italien, wo er sich in Rom der Schule Michelangelos anschloß. Das verschaffte ihm in seiner Heimat einen solchen Ruf, daß man ihn bald den „niederländischen Raffael" nannte und seine Art eine eigne Schule ins Leben rief. Statt „Art" könnte man freilich zuweilen wohl Manier sagen; denn wenn auch seine zahlreichen Gemälde sich durch lebhafte Bewegung der Figuren und elegante Gruppierung auszeichnen und in den Einzelheiten meist sorgsam studiert und ausgeführt sind, so leiden sie doch oft an einer unwahren Empfindung und einem gekünstelten Pathos. Ein solches durch und durch manieriertes Gemälde ist der „Sturz der bösen Engel" (1534) im Museum zu Antwerpen, ein Kraftstück, an dem Floris den staunenden Zeitgenossen die spielende Überwältigung anatomischer und perspektivischer Schwierigkeiten vorzuzaubern suchte, und auch seine zahlreichen Darstellungen aus der antiken Mythologie, darunter „Mars und Venus im Netze des Vulkan", sind nicht viel wahrer empfunden. Weit höher stehen seine Bildnisse, und unter diesen wiederum nimmt der von uns in Dreifarbendruck unmittelbar nach dem Original wiedergegebene „Falkenjäger" von 1558 eine Sonderstellung ein. Auch er kann eine gewisse Nüchternheit in der Auffassung wie in der Farbengebung nicht verbergen, zeigt aber in allem Technischen jene fertige Meisterschaft, die ein sicheres Kennzeichen der ganzen niederländischen Malerei jener Zeit ist.

❋



Das Fontane-Denkmal im Berliner Tiergarten. Von Max Klein.

Den beiden Meisterwerken neuerer Berliner Plastik, die als Einschaltbilder den Aufsatz über Max Kruse schmücken, reiht sich hier im Texte Berlins jüngstes Denkmal an: Max Kleins Fontane-Standbild. Der es geschaffen, sollte seine Enthüllung in den ersten Maitagen dieses Jahres nicht mehr erleben. Bald zwei Jahre schon deckt ihn die Erde. Aber das Modell fertig hinterlassen zu haben, war seinen schmerzensreichen letzten Tagen ein Trost und eine Genugtuung. Denn er liebte Theodor Fontane, den Dichter und den Menschen, und wie er in seinem für die Kolonie Grunewald geschaffenen Bismarck-Denkmal durch alle Repräsentationshüllen auf den schlichten Menschen hindurchgedrungen war, so suchte er auch hier — was leichter war — den aller verhaßten „Feierlichkeit" entkleideten Alltagsmenschen zu bilden, wie er, ein sorgloser Spaziergänger, mit Stock und Plaid bewaffnet dahinschlendert und so seiner geliebten märkischen Landschaft oder auch der vielgeschmähten Großstadt selbst ihre verborgenen Schönheiten ablauscht. Vielleicht braucht ein im Freien stehendes Denkmal — nach längerer Wahl ist ihm ein Platz am Rande des Tier-

gartens, an der Stülerstraße erkoren worden — eine entschiedenere Loslösung von den Realitäten der äußern Erscheinung, als Klein sie dem ihm so wohl Vertrauten zu geben vermocht hat; vielleicht auch hat er sich einen enger und dichter von Gebüsch umhegten Platz dafür gedacht, auf dem dann die etwas kleinen Formen intimer wirken könnten — gleichviel, Berlin, dem ein würdiges Kleist-Denkmal zu seiner Beschämung noch immer fehlt, darf dankbar sein, so bald nach des Dichters Tode dieses Standbild erhalten zu haben. In ihm wird mit dem steigenden Ruhme des Dargestellten auch das Gedächtnis dessen fortleben, der es aus einer treuen und reinen Seele heraus erdacht und gebildet hat. Dem Dichter zu Ehren, sich selber ein Vermächtnis.

❋



Franz Skarbina †. (Nach einer Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin.)

Unter denen, die der Enthüllung des Fontane-Denkmals beiwohnten, stand als einer der Aufrechtesten und scheinbar Spannkräftigsten eine schlanke, sehnige Gestalt von weltmännischer Haltung. Es war Franz Skarbina. Niemand hätte in dem Einundsechzigjährigen (geb. 24. Februar 1849) einen schon dem Tode Geweihten vermutet. Zwei Wochen später fiel er einem tückischen Nierenleiden zum Opfer, das schon lange an ihm gezehrt hatte. Berlin verliert viel an ihm. Nicht den berühmtesten und glänzendsten, wohl aber den bodenständigsten seiner Künstler von heute. Ein Stück des Menzelschen Erbes war auf ihn übergegangen, und wie der vor fünf Jahren dahingeschiedene Meister in wahlverwandter Freundschaft mit dem Dichter der Mark und des Berliner Bürgertums verbunden war, so durfte sich auch Skarbina einer engen Geistes- und Künstlerverwandtschaft rühmen mit dem, der am 7. Mai von dort oben zum ersten Male auf das frische Tiergartengrün herabsah. Aus dem historischen Genre der preußischen Geschichte, vom alten Fritz im herbstlichen Park von Sanssouci, zog es ihn noch vor seinen Studienreisen durch Holland, Belgien, England und Frankreich zu dem modernen Leben des Berliner Straßenbildes, das er ja noch, ein geborener Berliner und eifriger Schüler der alten Akademie, aus kleinbürgerlichen Anfängen zu diesen weltstädtischen Formen mühsam hatte emporklimmen sehen. Wohl niemand hat der deutschen Reichshauptstadt seitdem nächst Menzel so liebevoll gehuldigt wie Skarbina. Kindheitserinnerungen aus dem alten idyllischen Berlin der fünfziger Jahre wachten in ihm auf und vermählten sich mit den neuen Bildern der achtziger Jahre, die so ganz anders aussahen. Schon während des Krieges hatte Skarbina, inzwischen von Menzel belobt und ermuntert, ein Bild gemalt, auf dem man zwei verwundete preußische Soldaten vor einem Schaufenster stehen und auf einer Karte die Kriegsereignisse verfolgen sieht, während die Depeschenjungen unter den Linden umherschwärmen, und ein andres, auf dem ein Hotelportier nach einer Droschke pfeift, während ein Gästepaar, Herr und Dame, in der von blühenden Oleandern flankierten Tür erscheinen. Und wie die Stoffe, so war auch die Malweise mit ihren bläulichen und violetten Tönen ganz und gar „modern“, wenn man auch damals diesen Ausdruck dafür noch nicht hatte. Nicht in Paris also — wie man immer wieder behaupten hören kann —, sondern in Berlin selbst hat Skarbina sein künstlerisches Selbst entdeckt. Er brauchte seine Art nach der Seite der Freilichtmalerei hin nur noch zu vertiefen, um der Maler des eleganten, modernen Lebens zu werden, als der er uns heute zuerst in die Erinnerung tritt. Gewiß hat er sich den Mut dazu auf seinen Reisen und zum Teil unter französischem Einfluß, namentlich während seines Pariser Jahres (1885), ge-

stärkt; die Grundlagen dazu fand er in sich selbst, in einer Neigung und Begabung, die sich keck wider den Zwang der Akademie durchgesetzt hatte. Auch für seine berühmt gewordene „Fischauktion in Blankenberghe“, das Glanzstück der Berliner Jubiläumsausstellung von 1886, liegen die Keime schon in seinen Berliner Bildern der siebziger Jahre.

So war es denn auch kein Abfall von seiner Entwicklung, sondern vielmehr eine Rückkehr zu sich selber, wenn er in den neunziger Jahren der „französischen“ Epoche seiner Kunst Valet sagte und bewußt und entschieden zur „Berliner“ Malerei zurückkehrte. Diesen interessanten Weg findet der Leser genauer in dem ausführlichen und reich, zumal mit älteren Bildern illustrierten Aufsatz gezeichnet, den Maximilian Rapsilber im Januarheft 1907 über Skarbina geschrieben hat. „Nach der temperamentvollen Meisterung des gallischen Esprit,“ heißt es da, „entwickelte sich Skarbina in der Richtung einer intimen Kunst, ... die am kleinen und unscheinbaren Objekt um so sieghafter in die Erscheinung tritt.“ Mit seiner alten Liebe zu Berlin vertrug sich das durchaus. Während Menzel seine Impressionen sozusagen „in gewaltigen Hieben“ niederschrieb, spürte Skarbina die intime Schönheit auf, die dem Alltagsmenschen verborgene Seele der verräucherten Kleinwelt im Herzen der Dreimillionenstadt, zu der ihm auch die elegante und elegant sein wollende Berliner Damenwelt, das Parkett der Ballokale, die Promenaden, die Regenpfützen, die Reklamelichteffekte, die Droschkenhalteplätze und die Stadtbahnzüge gehörten. Er hat sich in den letzten Jahren auch an einer so monumentalen Massenszene wie die Huldigung der Berliner vor dem Schloß in der Februarnacht nach den Reichstagswahlen des Jahres 1907 mit Glück versucht, denn auch das gehörte ja zu seinem geliebten Thema „Berlin“ — in der Geschichte der modernen Malerei aber wird er, abgesehen von seinen den Feinschmecker entzückenden Rokokoszenchen, mit den Schöpfungen fortleben, die bei bescheideneren Vorwürfen Feineres, Leiseres und Intimeres von Berlin und seinem Leben festhalten. F. D.

Literarische Rundschau

Romane und Novellen — Walther Gensel † — Literarische Notizen

Romane und Novellen

Jakob Wassermanns neuer Roman „Die Masken Erwin Reiners“ (Berlin, S. Fischer) wird einmal in der Entwicklungsgeschichte der modernen Literatur eine wichtige Rolle spielen. Man wird ihn als einen alles Wesentliche zusammenfassenden und reflektierenden Spiegel des zügellosen Individualitätsstrebens betrachten, das doch das entscheidende Merkmal unsrer modernen Romanliteratur bleibt, von ihm zugleich aber eine aus Niederlage, Verzweiflung und Untergang geborene Wendung zum realen Leben datieren. Nicht, daß dies das erste Anzeichen solcher Wendung wäre. Es sind auch sonst Boten genug vorhanden, die das Sinken der großen Flut verkünden. Aber als erschöpfender Typus der Wandlung — wir wollen uns hüten, von Krankheit und Genesung zu sprechen — wird man keine beredtere Gestalt finden als diesen Erwin Reiner, den verjüngten und bereicherten literarischen Sprößling des Herrn von Sala aus Schnitzlers „Einsamem Weg“, das Idealbild eines „Lebenskünstlers“, wie es nur im Wien von heute entstehen konnte.

Die „Handlung“ ist von einer Einfachheit der Linien, die nach dem bei allen glänzenden Vorzügen etwas dissoluten „Kaspar Hauser“ überraschen könnte, wenn man nicht aus Wassermanns Novellen wüßte, wie energisch er sich zum Stil, zur Festigkeit, zur Einheitlichkeit geschult hat. Wer nach Parallelen jagt, mag sich an Otto Anthes' Drama „Don Juans letztes Abenteuer“ erinnert fühlen.

Manfred Dalcroze, ein junger Gelehrter, muß aus Gesundheitsrücksichten auf zwei Jahre Europa verlassen — er schließt sich einer Tiefsee-Expedition an —, und hinterläßt seinem liebsten Freunde die Sorge um seine Verlobte Virginia Geßner. Diesen Erwin nun entzückt dies schöne, durch einen unentweihten, nur sich selber gleichen Liebreiz all seine bisherigen „Freundinnen“ ausstechende Mädchen mehr und mehr. Es geht über seine Kraft, „den Diamanten auf dem Wirtshaustisch liegen zu lassen“. Virginia zu gewinnen und zu besitzen, läßt er den ganzen schier unerschöpflichen Verführungsapparat eines Reichen spielen, dem nicht nur äußere Mittel des Luxus, der Gesellschaft, der Kunst, der Schönheit zu Gebote stehen, sondern der auch aus seinem eignen Selbst unerhört viel an geistigem Glanz, Kultur, Eleganz und Ritterlichkeit zu geben hat. Und nun enthält der vierhundert Seiten lange Roman nichts weiter als den sich daraufhin entspinnenden Kampf

zwischen dem Mann und dem Mädchen. Von Erwin, dem maskenreichen, der so viele aus Kulturlisten gewobene Häute und Hüllen trägt, daß er sich selber kaum kennt, wird dieser Kampf mit der raffiniertesten, zielbewußtesten Konsequenz geführt. Zunächst völlig kühl und überlegen mit einer Leidenschaft, die weiß, daß sie erkaltet, wenn sie ihren Gegenstand umklammert und besitzt, dann, von den Widerständen erhitzt, immer glühender, berauschter, zuletzt sich verzehrend im eignen Feuer. Doch so siegreich Erwin auch vorwärts stürmt auf sein immer kostbarer werdendes Ziel, am Ende ist er doch der Unterliegende. In dem Augenblick, als Virginia, zerrieben durch die moralische Tortur dieses einsamen Kampfes, zu kapitulieren droht, hat sie in Wahrheit den Sieg über Reiner davongetragen. Vor etwas Neuem, Unerhörtem, Ungeahntem sieht er sich plötzlich stehen. Er, der sein Herz durch alle Salons von Paris, Petersburg, London, Madrid und Rom spazieren geführt hat, der „Blütenzerknicker“ und „Seelendieb“, der „moderne Selbstgott“, wie ein altmodischer Arzt ihn nennt. Er, der wohl an einer Abhandlung über den „Begriff der Konstante und die moralische Idee“ schreibt, selber aber in seinem ewig glühenden, ewig wirbelnden, ewig sich wandelnden Ich keinen ruhenden Pol hat; der die Tugend für einen ranzigen, odiosen Begriff erklärt und als Typus der Inkonstantheit, der moralischen Haltlosigkeit umherwandert. Er will sein Meisterstück machen; Eitelkeit, Genußsucht und Streberei begeistern ihn — wie Mirowitsch, den Rebellen aus der Zeit der großen Katharina, eine der vielen symbolischen Reflexerscheinungen, die Wassermann kunstvoll beschwört —, begeistern ihn zu einer Tat, die innerlich hohl ist, aber alle Züge der Genialität aufweist: Kühnheit, Selbstverleugnung, Opfersinn und Leidenschaft. „Und zuletzt, als ob die Tat sein Schicksal geadelt hätte, wird aus dem gesetzlosen Schwärmer und selbstsüchtigen Besessenen etwas wie ein Held. Denn zuletzt muß er lieben. Indem er zusammenbricht, trifft ihn eine Ahnung des Wirklichen, weil sein Herz erwacht, weil er liebt. Darin liegt der Kern: daß er liebt, wenn es zu spät ist. Denn die Liebe hätte ihn vielleicht gelehrt zu entsagen. Aber Mirowitsch will Ehren und Auszeichnungen. Niemals wird Mirowitsch entsagen.“ Das ist genau das Schicksal auch Erwin Reiners. Er, der hoch über dem Leben Stehende, dort, wohin die „heulenden Gesänge des Schicksals“ nicht mehr dringen, ist in der Tat ein Verbannter, ein Ausgestoßener des Lebens, und nun er zum erstenmal an diesem Mädchen, an ihrer unzerstörbaren Jungfräulichkeit die Erfahrung des Wirklichen im Leben macht, schmilzt er daran wie Semele an den Blitzen Jupiters.

Virginia liebt Manfred: an dieser einfachen Tatsache der Natur, so schlicht wie eine Feldblume, zerbricht der ganze glänzend aufgetürmte Eitelkeitsbau des Ästheten. Virginia ist die Unschuld selbst: nie hat Reiner daran geglaubt, daß es das gebe; nun muß er erfahren, daß es eine Kraft ist, die all seine Herrlichkeiten in Staub zermahlt, auch als er — seiner selbst vergessen — so niedrig wird, die Geliebte mit Gewalt zu erniedrigen und sich zugleich zum Gegenstand eines Mitleids zu machen, das sich seiner Qual durch Ergebung erbarmt. Aber wollte er diese Ergebung? Diese? Muß er nicht gerade jetzt erkennen, daß das, wonach er verlangt hat, gar nichts zu schaffen hat mit dem, was ihm gewährt werden soll, und daß gerade die Gewährung dieses Wesen in eine unerreichbare Ferne rückt, eine Ferne, die ihm alle Hoffnung raubt, es jemals zu besitzen? Unerreichbar! Erwins Masken hat Virginia geliebt in Stunden, wo das Herz an Märchen hängt, in Augenblicken zwischen Traum und Wachen — niemals ihn selbst.

Da er dessen gewiß wird, ekelt es ihn vor ihm selbst, vor der Leere und toten Öde in seinem Innern, und diesen Ekel auszutilgen, greift er zum Revolver. Als Manfred zurückkehrt, findet er eine Kranke, aber schon Genesende, an der die Zeit ihr gewohntes Amt, die Wunden der Jugend zn heilen, wie an ihm selbst mit Umsicht und Gründlichkeit versieht. Schemenhaft wie ein böser Spuk wird das Erlebnis mit Erwin Reiner am Horizont ihres Glückes verblassen ...

Das „Fabula docet“ dieses Romans präsentiert sich so auffällig, daß es fast etwas moralisierend wirkt. Oder ist auch das beabsichtigt? Rechnet Lehren und Erziehen nicht mehr zu den Trivialitäten des modernen Romans? Hier ist es der Vater Erwins, ein gutmütiger, reich gewordener Emporkömmling, von seinem Sohn allein als Geldlieferant respektiert, der das ethische Fazit zieht in einem übrigens nur oberflächlich motivierten Briefe, der mehr die alte, die Generation der falschen Erzieher, als die junge, die Opfer ihrer Verhätschelung, anklagt: „Wer hat euch das teure Ich so hoch im Preis geschraubt, daß ihr euch für zu kostbar haltet, um die ganz ordinären Menschenpflichten zu erfüllen? Wir! Wir Alten! Wir, die immer ein Schock Ausreden erfunden haben, um eure Versäumnisse, Perfidien, Verlogenheiten und euren Mangel an Pietät mit schönklingenden Titeln zu belegen, so daß sich ein ehrlicher Kerl wahrhaftig schämen mußte, ein ehrlicher Kerl zu sein ... Statt der Furcht vor Gott, die eine ungebildete Zeit uns Kindern noch eingeimpft hat, habt ihr nur die Furcht vor Bazillen gelernt, und ihr habt nun kein Gebrechen mehr, von dem ihr nicht genau wißt, woher es gekommen und wie es entstanden ist. Das hat euch so lieblos gemacht. Es macht lieblos, die Gründe von allem zu wissen, was noch bis gestern unerforschlich war.“

Das klingt wie eine Schamade. Wie ein Signal zur Einkehr und Umkehr. Vielleicht erleben



wir es noch, daß Wassermanns so glücklich ins Positive hinaufwachsende Kunst, die uns in Kaspar Hauser den zum Leben erwachenden, von der trägen Welt aber zurückgestoßenen Natursohn, in Erwin Reiner den entwurzelten und deshalb unfruchtbaren Nur-Ästheten geschildert hat, diesen Unhelden einen Wilhelm Täter entgegenstellt, der in schöpferischer, unmittelbar ins tätige Leben eingreifender Arbeit ein neues Ideal des Handelns aufpflanzt. Auch sein Stil und seine Darstellungsart scheinen danach hinzustreben. Die gehaltene Objektivität dieser Geschichte mit den zahlreich eingestreuten Erfahrungssätzen, die sich manchmal eines leisen Anflugs von Altklugheit nicht erwehren können, erinnern an den alternden Goethe (der noch immer ein höchst Lebendiger war!), wenn auch die epische Sachlichkeit noch reichlich genug mit lauernden Beobachtungen und kritischen Analysen durchsetzt ist. Es sind einige Kapitel in diesem Roman, die wie das Morgenrot einer neuen Klassik anmuten. Auch in dem, was vor vielem andern dazu gehört: in der Komposition, in der Gliederung der Architektur, dem Abmessen der Teile, ihren gegenseitigen Beziehungen, der innern Steigerung und Gipfelung des Ganzen, das doch nie seine Übersichtlichkeit verliert. Bleibt nur die Frage: Verträgt solch Thema diese Aufschwellung, verfällt ein Dichter, der eine unfruchtbare Liebesgeschichte so weit über das Maß der Novelle hinaustreibt, nicht der Gefahr, nur noch für seinesgleichen zu schreiben? Begibt er sich damit nicht seines wertvollen Berufes, auf die Allgemeinheit zu wirken, und zwar — Wassermann selbst ermutigt uns ja, diese verpönten Worte wieder aus der Rumpelkammer zu holen — warnend, lehrend, erziehend?

Auf mehr als eine von Wassermann aufgeworfene Frage mutet uns der Titel von Lothar Schmidts Erzählung „Der Wille zum Leben" (Berlin, Concordia; geb. 3 M.) wie ein antwortendes Echo an. Aber es liegt in solchen aus Tal und Wald überraschend erschallenden Antworten immer etwas Foppendes, Närrisches, das zum Lächeln, wenn nicht zum Lachen reizt. Etwas bescheiden Machendes, zugleich aber Befreiendes, von Exaltationen Erlösendes klingt aus solchem Schattenspiel der eignen Stimme. So geht es einem, wenn man nach „Erwin Reiner" Schmidts Erzählung liest: dort auch im Spiel noch grimmiger Ernst, hier ein behagliches Nachgeben all und jeder Menschlichkeit. Man findet in dieser Erzählung genau die humoristische Weltanschauung wieder, die in Schmidts Theaterstücken, zumal in seinem letzten, der Komödie „Nur ein Traum", ihr tröstliches Wesen treibt. Kein Brennen und Geißeln, nur ein sanftes Belächeln unsrer bösen Gelüste und lieben Eitelkeiten, und schließlich ein tapferes Jasagen zu dem Leben, wie es nun mal ist. Müssen wir unbedingt „Treue über das Grab hinaus" halten, darf der Tote auch weiter Macht über unser blühendes Leben behalten? Das sind Fragen, die hier nicht als pedantische Paradigmata positiv oder negativ abgehandelt werden, sondern die nur leise pochend durch diese Geschichte von den beiden Witwen, Mutter und Tochter, hindurchgehen, bis auch die jüngere, die in den alten, strengen Moralsätzen befangenere, die anfangs vor dem Wiederverheiratungsplan ihrer Mutter förmlich zurückschauderte („Eine so alte Frau wie du!"), belehrt wird, daß neues Leben mächtiger ist als alle alten Gesetzestafeln. Wie nur Kurzsichtigkeit Lothar Schmidts Komödie für frivol halten konnte, weil darin zwei Ehebrüche vorkommen, so vermag auch nur Philistrosität oder Pharisäertum den lebenstüchtigen, phrasenlosen Humor zu verkennen, der dieser Erzählung in die Segel bläst und alle Sentimentalitätsgeister in die Flucht jagt. Am Ende wird in dieser auch literarisch in einem sachlich nüchternen, doch männlich mutigen Tone vorgetragenen Geschichte nichts andres gepredigt, als was die Trommel und Pfeifen predigen, die hin zum Grabe einen dumpfen Trauermarsch, her vom Grabe einen fröhlichen Lebensmarsch spielen.

Lothar Schmidts Erzählung spielt in der Großstadt oder doch vor ihren Toren; dennoch ist ihre Atmosphäre kleinstädtisch. Heinrich Manns jüngstes Buch heißt „Die kleine Stadt" (Leipzig, Inselverlag; geb. 5 M.); dennoch segelt es auf dem hohen Meere irdischen Geschehens und menschlicher Schicksale. Man darf den Inhalt nur andeuten, sonst verkleinert man ihn. In eine italienische Landschaft, die von Langweile geplagt wird, zieht eine Operntruppe ein und entfesselt die schlummernden Elemente dieses Mikrokosmus zu wilder Aufwallung: Liebe, Eifersucht, Tatendrang, Klassenhaß, Anbetungsfieber, sie erheben sich auf engem Kampfplatz zu gigantischer Größe und rennen gegeneinander an wie Götter und Titanen, bis sich das Chaos wieder glättet und über der beruhigten Walstätte der Regenbogen des neuen Friedens aufgeht. Ein Abbild unsers Menschenlebens im Bösen wie im Guten. Einem vergeht bald das Lächeln über die Winzigkeit dieser „Spießbürger", über den kleinstädtischen Advokaten und Kirchturmspolitiker, der von einer Schicksalswelle ins Tragische und Heroische hinaufgehoben wird, über den wandernden Tenor und das arme Landfräulein. Marionetten — ja. Aber auch mit ihnen lassen sich Menschheitskomödien und -tragödien spielen. Das große Ganze, besser die kleine Gesamtheit, sie ist hier die starke, feststehende Ewigkeitsmacht, an der alles einzelne gemessen und gewertet wird. Wer ihr gehorcht und dient, erhält den Lorbeer; wer sich hochmütig über sie erhebt, sich ihr in Eigendünkel widersetzt, kommt an den Schandpfahl, sei er noch so geist- oder talentvoll. Wassermanns Erwin Reiner wäre hier nur ein jäm-

merlicher Schächer, ein noch jämmerlicherer als die boshafte kleine Sängerin Flora Garlinda, die von ihrem Egoismus zehrt, oder der Priester, den die Herrschsucht reitet. Nicht sich selbst, dem Volke, unser aller Mutter, gehört das Genie ... Das ist ein Gedanke, dem man wie einer Erlösung von unsern gefährlichsten Gegenwartskrankheiten zujubeln möchte, wenn Heinrich Mann zu seiner rein künstlerischen Meisterschaft, einer Meisterschaft scheinbar leidenschaftslosen, innerlich aber desto tiefer glühenden Bildnertums, auch jene von Herz zu Herzen gehende Wärme hätte, die zu sich herüberzwingt auch die, die nun mal nicht allein durch artistische Vollendung zu erobern sind. Fühlen und bewundern wir ja wohl jeder diese Virtuosität des Könnens, aber manch einer wird kalt dabei bleiben und sich für diese imponierende Fülle von erlesener Kultur lieber ein bißchen ganz simple Gemütspoesie wünschen. Auch diese glänzende Erzählung, eine der glänzendsten, die im letzten Jahrfünft geschrieben worden, erscheint, auf ihren Stoff und ihre „Lehre" hin betrachtet, wie ein Gericht, das der Dichter an sich selber vollzieht.

Man bleibt sich der künstlerischen Distanz völlig bewußt, fühlt sich aber doch wie „heimgefunden" — und ich denke, Norddeutschland und Süddeutschland macht darin keinen Unterschied —, wenn man von Heinrich Mann, dem geborenen Lübecker, zu **Timm Kröger**, dem Holsteiner von Art und Wesen, hinüberschreitet. Alle Heimlichkeiten und Vertrautheiten der holsteinischen Landschaft umfangen uns gleich auf der Schwelle seiner neuen Erzählung „**Des Reiches Kommen**" (Hamburg, Alfr. Janssen), und in voller fleischgewordener Gegenständlichkeit leben diese bäuerlichen Menschen vor uns ein Leben, dem wir bis in seine letzten Falten zu sehen meinen. Wieviel und gewiß mühsam beobachtete Bauernpsychologie steckt in diesem Hinnerk Schmidt, der das zu Unrecht an sich gebrachte Erbe vor sich, seinem Gewissen, seinem Bruder und endlich auch vor dem Gericht mit einem Eide behauptet, und doch wie überzeugend, wie real und ohne weiteres glaubhaft ist der bäuerliche Gewissenskampf gestaltet, ein Kampf, der sich ganz im Innern abspielt, und zu dessen Schilderung Kröger doch so gar keine spitzfindige Seziererei braucht. Wie die Nebenpersonen mit wenigen Strichen knapp umrissen sind, so steht im vollen Lichte und doch nicht nüchtern, sondern in reizvollem Stimmungsduft, die Hauptperson zum Greifen nahe vor uns. Und so sehr hat hier die Sache die Führung, daß wir an das Wie der Mache gar nicht denken, auch die klugen Auseinandersetzungen über Hochdeutsch und Plattdeutsch im Bauernroman, die Kröger, der Fünfundsiebzigjährige, seinem Vorwort anvertraut hat, nur als ein wohl dankenswertes, aber nicht gar so wichtiges Nebenher ansehen. Im Gegensatz zu den vielen unechten oder halbechten Heimatkünstlern, die in Ost- und Westholstein aufgetaucht sind, ist Kröger, ein seltenes Beispiel von Harmonie zwischen Kunst und Persönlichkeit, einer der wenigen über allen Zweifel erhabenen echten und wertvollen.

Die gute, echte Schule der bodenständigen Heimatkunst, die ja nicht an Provinz oder Stamm gebunden ist, finden wir bei **Helene Raff** wieder, von der dieses Heft eine spannende Erzählung aus den bayrischen Vorbergen bringt. Freilich muß man noch etwas dazu nehmen. Helene Raff hat von ihrem Meister Heyse die Kunst der Novelle gelernt, die sich auch bei dem einfachsten Stoff immer bewußt bleibt, daß ihm sein letztes entscheidendes Gepräge die „unerhörte Handlung" geben muß. Diesem Bund sonst oft feindlich gesinnter Kräfte begegnen wir auch in ihrem Engelhorns Romanbibliothek anvertrauten Novellenbändchen „**Naturgewalten**" (Stuttgart; geb. 75 Pf.). Die eine der hier vereinigten vier Erzählungen („Der Talisman") hat zuerst in unsern „Monatsheften" gestanden (Februarheft 1909) und bildet den fröhlichen Beschluß zu drei ernsteren, von denen die eine tragisch ausläuft. Diese, „In der Klamm" betitelt, sucht die Wirkung einer Eifersuchtsgeschichte auf etwas gewaltsamem Wege zu erhöhen. Tieferen Gehalt birgt die sicher entworfene Figur des „Steineren Josephs" in sich, dem nach erkältender Liebesenttäuschung und verhärtendem Bruderhaß noch ein spätes Glück erblüht. Am trefflichsten ist wohl „Die kalte Pein" gelungen, eine Ehetragödie, die erst nach dem Tode des Mannes zum Ausbruch und Austrag kommt und einen versöhnenden Ausklang in der Liebe findet, die die Althammerbäuerin einem Kinde ihres Mannes erweist, das ihr der Zufall ins Haus geführt hat. „Naturgewalten" herrschen in allen diesen Geschichten, aber die Menschen sind ihnen nicht unweigerlich unterworfen; das Herz, „das gottlob immer das stärkste ist", vermag sie zu überwinden.

Einen letzten Gruß von einem vor wenigen Jahren Dahingegangenen erhalten wir in dem Sammelbande „**Die sieben Wochentage**" von **Adolf Schmitthenner** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. M. 4.50). Es sind Märchen, Erzählungen und historische Novellen, die zwar größtenteils schon einzeln veröffentlicht, aber meist an Stellen, wo sie bald dem größeren Publikum unzugänglich geworden wären. Schmitthenners liebenswürdige Gaben finden sich hier fast alle noch einmal zusammen. Den Meister der historischen Novelle zeigen „Die Frühglocke" und „Ein rasches Ende" — die erste, aus dem Heidelberg des Pfalzgrafen Otto Heinrich, in Moll beginnend, in Dur schließend; die zweite eine düster tragische Episode aus den französischen Revolutionskriegen. Ernste Klänge ertönen auch aus der einfachen Geschichte vom „Dickkopf und Peterlein", und zu einer schweren Familientra-



gödie wächst die Erzählung „Ein Wort" an. Den schönsten Ausklang des Bandes — nach noch einigen andern Stücken wechselnder Stimmung — bilden die Märchen „Die vier Fichten" (bisher unveröffentlicht) und „Die sieben Wochentage", durch und durch naive Schöpfungen einer spielenden Phantasie, die weder an Symbolik, noch an Allegorie, noch an Moral und dergleichen träge Zutat denkt, sondern sich am einfachen Hererzählen schöner und wunderbarer Dinge genügen läßt.

Gutes Altes, welches Wie es auch findet, den Weg neu zu uns zu nehmen, sei immer willkommen! So begrüßen wir freudig den kleinen Genfer-See-Roman „Sonnige Tage" von Wilhelm Hegeler, der vor zehn, zwölf Jahren zuerst ins Land ging, seitdem aber nichts von seiner Frische, herzhaften Natürlichkeit und liebenswürdigen Menschlichkeit eingebüßt hat, sondern in dem Sonnenschein und Regen, der inzwischen auf uns niedergegangen, eher noch an Reife und Süße gewonnen hat. Es wäre töricht, den Verfasser wehleidig zu apostrophieren, daß er inzwischen andre Wege gesucht hat. Wer diese edle Einfachheit und Stille einmal hatte und sie so rein zu gestalten, d. h. seinen Lesern mitzuteilen wußte, den können innere und äußere Kämpfe, Kämpfe des Herzens und des Charakters auf Bahnen zwingen, die mit ihrem Segen karger sind, aber ein unveräußerliches Gut bleibt jene Gabe schließlich doch, und jeden Augenblick kann sie in neuen geläuterten und erhöhten Gebilden wieder aufwachen. Der Dichter dieser „Sonnigen Tage", des „Ingenieurs Horstmann", des „Pastors Klinghammer" und des „Ärgernisses" — es ist schließlich doch ein und dieselbe Persönlichkeit, noch triebkräftig und elastisch genug, um uns jeden Augenblick mit einem Meisterwerk zu überraschen.

Auch Emil Straußens „Engelwirt", diese starke, noch vor dem Freund Hein erschienene Schwabengeschichte, ein Buch voller Ernst, Tiefsinn, Güte und Sittlichkeit, ist jetzt in neuer wohlfeiler Ausgabe in Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane (Berlin, S. Fischer; geb. M. 1.25) erschienen, zur rechten Zeit, um den schönen, aber zuweilen auch befremdenden Novellen des schwäbischen Dichters, die er „Hans und Grete" (ebenda) nennt, ein Relief zu geben.

Und endlich, um mit Wohlvertrautem zu schließen: bei Fischer in Berlin sind in fünf Bänden Gustaf af Geijerstams Gesammelte Romane erschienen (geb. 15 M.), darin als Schlußsteine die drei hier zuerst veröffentlichten Herrenhofromane: „Karin Brandts Traum" — „Die Brüder Mörk" — „Die alte Herrenhofallee". Das ist nur ein Teil, ein bescheidener Teil des Geijerstamschen Schaffens, ein Stück von ihm, das mancherlei seines Besten und Tiefsten enthält — den eigentlichen Geijerstam aber, den Pfadfinder der Seele, den unser Innerstes aufpflügenden Säemann einer neuen Ethik zwischen Mann und Frau, muß man in den andern drei Bänden suchen, die außer ein paar wunderschönen, von Wald und See duftenden Heimatserzählungen und kleineren Ehenovellen die unvergeßliche, so leicht nicht veraltende Phalanx der Ehe- und Freundschaftsromane enthalten: „Das Haupt der Medusa", „Die Komödie der Ehe", „Frauenmacht", „Gefährliche Mächte", und das in reinster Poesie verklärte „Buch vom Brüderchen". Die Leser dieser Hefte wissen es: Geijerstams Eheromane sind nicht bloß „Ehegeschichten" schlechthin, Geschichten vom Sichfinden und Sichverlieren der Geschlechter, sondern es tauchen darin fast alle die leisen, feinen und heimlichen Seelenkonflikte und Seelenprobleme auf, die für uns moderne Menschen den Wert der differenzierten Persönlichkeit entscheiden. Geijerstams Wirkung, scheint uns, kann jetzt erst zur vollen Blüte gedeihen, jetzt, an der Schwelle einer Zeit, die keine größere Sehnsucht kennt als die, fern vom verwirrenden Lärm der hastenden, nach materiellen Gütern jagenden Welt sich ein Eigen- und Innenleben aufzubauen, aus dessen Tiefen wieder rein und voll die Glocken der Seele läuten. Was längst unsre Pflicht gewesen, den schwedischen Dichter, der so ganz der Unsre war, in einem eignen Aufsatz zu würdigen, das gedenken wir nun endlich im nächsten Hefte nachzuholen. F. D.

Walther Gensel †

Am 7. Mai d. J. ist Dr. Walther Gensel, Direktorialassistent bei den Königlichen Museen in Berlin, einem tückischen Nierenleiden erlegen, gegen das er seit Jahren schon, bis zuletzt mit tapferem Mut und zäher Lebenshoffnung, gekämpft hatte. Noch wenige Wochen vor seinem Tode, als im Park des Lichterfelder Krankenhauses die ersten Kastanienknospen quollen, tröstete er sich und uns mit der Zuversicht, daß er, wenn sie nur erst Kerzen hätten, wieder an seine Arbeit zurückkehren könne, gerade noch zur rechten Zeit, um über die Berliner Sommerausstellungen zu berichten. Denn seine hier regelmäßig erscheinenden Berichte waren ihm allmählich zu einer Herzensangelegenheit geworden, der er mehr gab als bloß Kenntnisse, Geschmack und kritisches Urteil.

Auch damals lachte ein übermütiger Vorfrühlingstag, als ich ihm vor sechs Jahren den Auftrag für die neu geschaffene Abteilung überbrachte. Aber wie anders doch! Wir saßen in seinem Hausgarten, seine blonden Kinder spielten um uns herum, und sein Kopf sprühte von hundert Plänen und Entwürfen. Mir kam es vor, als habe er sich selten zu einer Aufgabe so gefreut wie zu dieser. Fast weihnachtlich war ihm zumute, und etwas von dieser kindlichen Vorfreude spielte um seine lebhaften blauen Augen, die sonst gleich der Zunge dazu erzogen waren,

kostbare Gefühle des Innern nicht gleich an die Oberfläche treten zu lassen. Die Stimmung jenes Maientages von 1904 täuschte ihn nicht. Er hat wirklich viel Freude an dieser Arbeit erlebt, mit der er sich nicht an Fachgenossen, an „Leute vom Bau", sondern unmittelbar an Leser wenden durfte, die zur Kunst keine andre Verpflichtung als die der Liebe zieht. Und der freudigen Arbeit fehlte ihr freudiger Lohn nicht. Viele Zuschriften, persönliche Besuche und Unterredungen haben ihm dies bestätigt, und als er dann vor zwei Jahren krank wurde und die Berichte unterbrechen mußte, flogen ihm viel gute herzliche Wünsche für seine baldige Genesung auch von Unbekannten ins Haus, die allein durch jene Beiträge ein Verhältnis zu ihm gewonnen hatten. Denn mehr als vielleicht anderswo hatte er hier einen seinem ganzen vorsichtig abwägenden, feinsinnig auswählenden und vornehm ausgleichenden Wesen entsprechenden Beruf zu erfüllen, eine künstlerische Erziehungsaufgabe, die mit dem Verantwortlichkeitsgefühl des Historikers alles Gute und Tüchtige im Alten zu bewahren wußte und doch auch mit frischen Sinnen und dem Rüstzeug modernen Kunstempfindens alles Jugendkräftige und Hoffnungsvolle, das auf neuem Boot zu neuen Ufern steuert, zu ermuntern und zu fördern entschlossen war.

Nicht von ungefähr war ihm diese Fähigkeit zugeflogen. Er hatte sie sich in redlicher und zielbewußter Arbeit errungen, wenn ihm auch schon von seinem Leipziger Elternhause her (geb. 29. November 1870) und namentlich von seinem Vater, Justizrat Dr. Julius Gensel, dem Biographen Friedrich Prellers d. Ä., Kunstsinn und Kunstinteresse gleichsam vererbt worden waren. Doch hat Gensel seine Universitätsstudien zunächst der Germanistik, insbesondre der neuern Literaturgeschichte gewidmet und aus der Schule seines verehrten Lehrers Erich Schmidt jene Anschauungs- und lebendige Darstellungsfreude gewonnen, für die mehr als eine Generation literarhistorisch geschulter Schriftsteller diesem unvergleichlichen Anreger Dank und Bewunderung zollt. Dann, um die Mitte der neunziger Jahre, als auch bei uns die Revolution der Künste junge kritische Kräfte auf die Schanze rief, zog es ihn mit einer Anzahl engbefreundeter Kommilitonen zur Kunstgeschichte. Seine erste Arbeit hatte Joh. Friedr. von Cronegk, dem Freunde Gellerts und Uzens, dem von Lessing hart angelassenen Trauerspieldichter und Epigrammatiker des achtzehnten Jahrhunderts, gegolten; seine zweite galt — dem Paris von 1900. Er lebte dort mit seiner Jugendgeliebten ein paar Jahre lang sein junges Eheglück, und ein deutlicher Widerschein dieses Glückes liegt über jenem Buch von 1900, das sich mit solcher Daseinslust ins brausende Leben der bezaubernden Stadt stürzt und es mit all seinen Reizen, Intimitäten und Launen so impressionistisch wiedergibt, daß die kecken Skizzen Sohn-Rethels wie gemacht dazu erscheinen.

Der modernen französischen Kunst blieb Gensels Arbeit auch für die nächsten Jahre treu. 1902 erschien seine illustrierte Doppelmonographie über Millet und Rousseau, die „beiden eigentlichen Barbizoner", die entscheidenden Meister des Paysage intime; 1905 folgte in gleicher Ausstattung „Meunier", 1906 „Corot und Troyon". Dazwischen liegt seine Neubearbeitung des letzten Bandes der Knackfuß-Zimmermannschen Kunstgeschichte („Die moderne Kunst") und seine Gesamtausgabe von Velazquez in den „Klassikern der Kunst", dem großen Unternehmen der Deutschen Verlagsanstalt — alles Arbeiten, die Gründlichkeit mit Geschmack, geschichtlichen Sinn mit Gegenwartsgefühl vereinigen. Unsre „Monatshefte" danken Gensel außer seinen regelmäßigen Berichten, in denen er mehrmals über Deutschlands Grenzen nach Belgien und Frankreich hinübergriff, eigne illustrierte Aufsätze über Spanien („Von Paris nach Toledo", Bd. 91; „Spätherbsttage in Andalusien", Bd. 92) und Städtebilder von Brügge (Bd. 86) und Rouen (Bd. 96).

Mit ernster Trauer im Herzen, aber auch mit Dank im Gemüt für seine treue, wertvolle Mitarbeit stehen wir an Walther Gensels frühem Grabe. Und kein besserer Trost fällt uns ein als die Worte, die er selbst hier geschrieben hat, als er nach längerer, durch den ersten schweren Krankheitssturm gebotener Pause, aus Ägypten über Italien zurückgekehrt, seine Kunstberichte wieder aufnahm: „Ein Jahr des Leidens — ein Jahr der Ruhe, des Reisens. Daß wir von dem Getriebe des Alltags Abgehetzten krank, ernstlich krank werden müssen, um einmal zur Einkehr in uns selbst zu gelangen! Um aus der Fülle der Eindrücke das Wesentliche zu ziehen, die großen Linien in Natur und Leben zu erkennen. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen, heißt ein altes Wort. Wer sich dem Allgemeinen verbunden fühlt, wird auch aus Widrigem Segen zu ziehen wissen ... Tintorettos Kreuzigung (in Venedig) war der letzte große Kunsteindruck jenes Jahres. Dann — kam der Abend. Ich fühlte die Dämmerung sich um mich breiten, glaubte, daß ich nie mehr einen Sonnenaufgang sehen, nie mehr vor einem Michelangelo stehen, nie mehr den langsamen Satz aus der Neunten hören würde. Ich fühlte, daß ich das Leben liebgehabt, aber ich fühlte auch, daß das Leben mich liebgehabt hatte. Das gab einen wundersamen Trost ..."

So konnte nur einer schreiben, der ein wahres, inneres Verhältnis zur Kunst als zu einer Blüte alles Schönen, Großen und Guten hatte. Nicht wehklagend, aber ernster, reifer und gefaßter schreiten wir von der letzten Wohnung dieses Mitarbeiters und Freundes hinaus ins Leben und seine neuen Aufgaben. F. D.



Literarische Notizen

Aus Robert Schumanns literarischem Nachlaß leuchten Aufsätze hervor, die nach Form und Inhalt Dichtungen sind, und Briefe, die sich wie solche lesen. Rückt ein Buch, das diese Stücke sammelt (Der junge Schumann. Dichtungen und Briefe. Herausgegeben von Alfred Schumann. Leipzig, Inselverlag; in Pappband 2 M.), somit das Schriftstellerische, Dichterische in den Brennpunkt, so kann und will es seine Leser doch unter dem Publikum im weitesten Sinne suchen. Die ausgewählten Aufsätze und Briefe fallen zeitlich zusammen und ergeben ein Bild des „jungen Schumann", das, ohne vollständig zu sein, seine eignen intimen Reize hat. Das von einem Urenkel des Komponisten herausgegebene Büchlein wird in den Schumann-Tagen gewiß Anklang finden. Den Gedankengang, den unser Gedenkaufsatz von Prof. Abert einschlägt, weiterzuverfolgen, ist es wie geschaffen.

Groß ist die Zahl der populären Unternehmungen, die gute Literatur zu billigem Preise ins deutsche Haus tragen. Ihr Kreis erweitert sich von Tag zu Tag. Der Name Reclam nimmt hier einen Ehrenplatz ein. Als vor kurzem die fünftausendste Nummer seiner Universalbibliothek ausgegeben wurde, gestaltete sich dies gleichsam von selbst zu einem literarischen Ereignis. Auch vorher wußten wir ja, daß diese kleinen ziegelroten Bändchen mit ihrem Inhalt mittlerweile gelernt haben, den ganzen zivilisierten Erdkreis und alle Zeitperioden zu umspannen; nun ließen es sich die letzten zehn Nummern aber noch ganz besonders angelegen sein, diese Vielseitigkeit, Frische und Gegenwartsfreude zu beweisen. Da gab Richard Voß zwei römische Novellen, da eröffnete Prof. Dr. Günther eine Bücherei der Naturwissenschaften mit Ostwalds Grundriß der Naturphilosophie, da bot Wilbrandt „König Teja", da empfingen wir eine Übersetzung von Bourgets Roman „Der Luxus der andern", ein Schwarzwälder Lebensbild von Hansjakob, eine historische Studie („Die Erhebung Preußens 1813 und die Rekonstruktion des Staates") von Ranke, und endlich reichte Otto Ernst, mit der festlichen 5000 bekränzt, ein Bändchen seiner Novellen und Skizzen dar. So stand denn wirklich „die leichtgeschürzte Muse neben der düstern Tragik, der amüsante Plauderer neben dem gewichtigen Philosophen, und der schlichte Mann aus dem Volke fand ebenso das Seine wie der literarische Feinschmecker". Dies ist denn auch der Refrain, der sich durch all die Grüße, Glückwünsche und Huldigungen zieht, die dem Gründer und Leiter der Universalbibliothek zu seinem 5000.-Jubiläum dargebracht worden und die, autographiert und splendid gebunden, einen mächtigen Großquartband füllen.

Unter den neuen Erscheinungen in Reclams Universalbibliothek verdienen hervorgehoben zu werden: Heinrich Schaumbergers „Bergheimer Musikantengeschichten", heitere novellistische Bilder aus dem oberfränkischen Volksleben voller Lebenswahrheit und Herzensfrische, erzählt von dem besten Kenner dieser Gegend und dieses Volksschlages (Nr. 5177—79; geb. 1 M.), eine Sammlung historischer Novellen von J. J. David „Der Bettelvogt und andre Erzählungen", eingeleitet von Heinrich Glücksmann (geb. 60 Pf., vorher schon „Der Poet und andre Erzählungen"; Nr. 5154) und — gleichfalls von einem Österreicher — das erste Bändchen des Novellenzyklus „Detektiv Dagoberts Taten und Abenteuer" von Balduin Groller, keine Bereicherung der üblichen, effektgierigen Detektivgeschichten, sondern eher ein Gegengift dagegen: der Held dieser Novellen ist ein genußfroher Lebemann, der sich „aus Passion" als Amateurdetektiv betätigt, wobei es mehr fröhlichen Humor als Sensation zu kosten gibt. — Aus den letzten Ernten eines jüngst Verstorbenen hat Fritz Droop eine Auslese getroffen und sie, noch auf des Dichters Anordnung selbst, etwas gesucht „Reife Früchte vom Bierbaum" genannt (geb. 80 Pf.). Das Bändchen bringt ein paar von Bierbaums besten Prosastücken (Yankee-doodle-Fahrt; Annemargret und die drei Junggesellen u. a.), die eigens für diese Ausgabe bearbeitete und ergänzte, natürlich witzig schäkernde Selbstbiographie und mehrere Gedichte aus der letzten Zeit. Die Geschichten tragen durchweg einen stark grotesken Zug, grotesk im Sinne der Alten und der Renaissance. Droops Einleitung gibt ein literarisches Porträt des Dichters, das von feinem Verständnis zeugt, aber Bierbaums Bedeutung überschätzt.

Eine Volksausgabe der Werke von Björnson bereitet der Verlag von S. Fischer in Berlin vor. Sie soll, ebenso wie die bekannte Volksausgabe von Ibsen aus demselben Verlage, fünf Bände umfassen und auch sonst ein Gegenstück zu dieser Ausgabe bilden.

Nietzsches Werke gehen jetzt in den Verlag von Alfred Kröner in Leipzig über, dem Verleger der Volks- und Taschenausgaben zur Förderung einer freien und wissenschaftlich durchgebildeten Weltanschauung. F. D.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5.
Redaktionsvertreter und verantw. Redakteur für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1. Pyrkergasse 3.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Königin Luise. (1802.) Nach dem [illegible] Joseph [illegible]
im Hohenzollernmuseum zu [illegible]
Zu dem Aufsatz „Königin Luise u[illegible] die Politik [illegible]

Literarische Notizen

[illegible] Schumanns literarischem Nachlaß [illegible] nach Form und Inhalt [illegible] und Briefe, [illegible] Buch ein Buch. Das diese Stücke [illegible] der junge Schumann. Dichtungen [illegible] Herausgegeben von Alfred [illegible] Leipzig, Insel-Verlag [illegible] 2 Mk. [illegible] Schriftsteller [illegible] in den [illegible], so kann und will es seine Leser [illegible] unter dem Publikum im weitesten Sinne [illegible]. Die aus[illegible] Aufsätze und Briefe [illegible] zeitlich [illegible] und ergeben ein Bild des „jungen Schumann" [illegible], ohne vollständig zu [illegible], seine eigenen [illegible] Reize hat. [illegible] von einem Urenkel des Komponisten herausgegebene Büchlein wird in den Schumann-[illegible] Anklang finden. Ein Gedanke [illegible], der [illegible] von Prof. Abert [illegible], [illegible] ist es wie geschehen.

[illegible] ist die Zahl der populären Unternehmungen, die gute Literatur zu billigem Preise ins deutsche Haus tragen. Ihr Kreis erweitert sich von Tag zu Tag. Der Name Reclam nimmt [illegible] Ehrenplatz ein. Als vor kurzem die [illegible] Nummer seiner Universal-Bibliothek ausgegeben wurde, gestaltete sich dies gleichsam von selbst zu einem literarischen Ereignis. Nach vorher wußten wir ja, daß diese kleinen ziegelroten Bändchen mit ihrem Inhalt mittlerweile gelernt haben, den ganzen zivilisierten [illegible] und alle Zeitperioden zu umspannen; nun [illegible] es sich die letzten [illegible] Nummern aber [illegible] ganz besonders angelegen sein, diese Vielseitigkeit, Frische und Gegenwart[illegible] zu beweisen. Da gab Richard Voß zwei römische Novellen, da [illegible] Prof. Dr. [illegible] eine Bücherei der Naturwissenschaften mit [illegible] Grundriß der Naturphilosophie, da bot Wildbrandt „König [illegible]", da empfingen wir eine Übersetzung von Bourgets Roman „Der Luxus der andern", ein Schwarzwälder Lebensbild von Hansjakob, eine historische Studie („Die Erhebung Preußens 1813 und die Rekonstruktion des Staates") von Ranke, und endlich [illegible] Otto Ernst, mit der festlichen 5000 bekränzt, ein Bändchen seiner Novellen und Skizzen dar. So stand denn wirklich „die [illegible] Muse neben der dichtern Tragik, der [illegible] Plauderer neben dem gewichtigen Philosophen, und der schlichte Mann aus dem Volke fand ebenso das Seine wie der literarische Feinschmecker". Dies ist denn auch der [illegible], der sich durch all die Grüße, Glückwünsche und Huldigungen zieht, [illegible] der und Leiter der Universalbibliothek [illegible] 5000. Jubiläum dargebracht wurden [illegible] [illegible] und splendid [illegible] Großquartband füllen.

Unter den neuen Erscheinungen in [illegible] Universalbibliothek verdienen [illegible] zu werden: Heinrich Schaumberger [illegible] Musikantengeschichten" [illegible] [illegible] Bilder aus dem oberfränkischen [illegible] leben voller Lebenswahrheit und [illegible] erzählt von dem besten Kenner [illegible] und dieses Volkslebens (Nr. 5177 [illegible] 1 Mk.), eine Sammlung historischer Novellen [illegible] J. J. David „Der Bettelvogt und [illegible] Erzählungen", eingeleitet von Heinrich [illegible] mann (geb. 60 Pf., vorher schon „Der [illegible] andre Erzählungen": Nr. 5154) und [illegible] [illegible] von einem Österreicher — das [illegible] des Novellenzyklus „Detektiv [illegible] Taten und Abenteuer" von Balduin [illegible] ler, keine Bereicherung der üblichen [illegible] Detektivgeschichten, sondern eher ein [illegible] dagegen: der Held dieser Novellen ist ein [illegible] froher Lebemann, der sich „aus Passion" [illegible] Amateurdetektiv betätigt, wobei [illegible] lichen Humor als Sensation zu kosten [illegible] Aus den letzten Ernten eines jüngst [illegible] hat Fritz Droop eine Auslese getroffen [illegible] noch auf des Dichters Anordnung [illegible] gemacht „Reife Früchte vom [illegible] genannt (geb. 80 Pf.). Das Bändchen bringt [illegible] paar von Bierbaums besten Prosastücken [illegible] [illegible] Fahrt; Annemargret und die drei [illegible] gesellen u. a.), die eigens für diese Ausgabe [illegible] arbeitete und ergänzte, natürlich witzig [illegible] Selbstbiographie und mehrere Gedichte [illegible] letzten Zeit. Die Geschichten tragen [illegible] einen stark grotesken Zug, grotesk im Sinne [illegible] Alten und der Renaissance. Droops Einleitung gibt ein literarisches Porträt des Dichters, [illegible] von feinem Verständnis zeugt, aber Bierbaums Bedeutung überschätzt.

Eine Volksausgabe der Werke von Björnson bereitet der Verlag von S. [illegible] in Berlin vor. Sie soll, ebenso wie die [illegible] Volksausgabe von Ibsen aus demselben [illegible] fünf Bände umfassen und auch sonst ein [illegible] zu dieser Ausgabe bilden.

Nietzsches Werke gehen jetzt in den [illegible] von Alfred Kröner in Leipzig über, dem [illegible] der Volks- und Taschenausgaben zur [illegible] derung einer freien und wissenschaftlich [illegible] gebildeten Weltanschauung. F. D.

[illegible] Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm[illegible]-Straße [illegible]
[illegible] für Österreich-Ungarn [illegible] Richard Wengraf in Wien [illegible]
[illegible] verantwortlich: Robert [illegible] in Wien I, Domgasse 4. — [illegible]
[illegible] Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in [illegible]
[illegible] verboten. — Alle Rechte vorbehalten.





Königin Luise. (1802.) Nach dem Ölgemälde von Joseph Grassi im Hohenzollernmuseum zu Berlin.
Zu dem Aufsatz „Königin Luise und die Politik“ von Prof. Dr. G. Roloff.



Das Rätsel von Zwergrode

Novelle von Georg von der Gabelentz

I



Durch das Dunkel, das immer mehr die Tiefen des Waldes hinter schwarzen Wänden verbarg, und durch den unablässig herabwallenden Regen eilten zwei Männer, das Herrenhaus von Zwergrode zu erreichen. Es waren der Baron Balthasar von Herseelen und sein Jäger, die mit einem erlegten Bock vom Pirschgang kamen. Sie sprachen nicht, denn der Jäger war gewohnt, zu warten, bis ihn sein Herr anredete, diesem aber liefen heute andre Dinge durch den Kopf als Jagd oder Forstangelegenheiten. Während er auf dem weichen Waldwege mit kurzen und raschen Schritten dahinging, warf er ab und zu mit einer seltsam fröhlichen Gebärde die Arme in die Luft, wobei er einige Schritte nach vorwärts oder schräg zur Seite hüpfte, so daß man hätte meinen können, er wolle den Wasserlachen oder Wurzeln im Wege ausweichen. Aber Herr von Herseelen dachte so wenig daran, daß er mehrmals hart mit dem Fuße an eine vorstehende Wurzel stieß oder mitten in eine schwarze Wasserlache sprang, wobei ihm immer die schmutzigen Tropfen bis in das glattrasierte Gesicht spritzten.

Nun schritten die Jäger an der Mauer des Parkes entlang, der auf zwei Seiten das Herrenhaus umgab und an die Gebäude des Gutshofs stieß. Efeu, Geißblatt und wilder Wein kletterten über das graue Gemäuer und hingen jenseit wieder bis auf den Boden herab, so daß in der Dämmerung die Mauer einer lebenden Hecke glich.

Als die beiden die Ecke der Parkumfassung erreichten, dort, wo diese an den Fahrweg stieß, tauchten vor ihnen einige Lichter des Herrenhauses auf, und bald trat dessen graue Masse wie ein märchenhaftes Ungeheuer mit leuchtenden Augen aus Bäumen und Büschen hervor. Herr von Herseelen warf einen flüchtigen Blick auf sein Haus, dann blieb er plötzlich stehen und schüttelte die Faust drohend gegen den Jäger, indem sich unter dem grauen Haar seine buschigen Augenbrauen zusammenzogen.

„Warum brennen die Fackeln am Eingang nicht?“ rief er. „Warum brennen die beiden Hochzeitsfackeln nicht?“

Der Jäger erschrak und schwor bei allen Heiligen, daß er sogleich die Pechfackeln am Parktor in Brand setzen werde. Es sei nicht seine Schuld, wenn der Befehl seines Herrn noch nicht ausgeführt worden sei, er habe den dummen Gärtnerburschen beauftragt, beizeiten die Fackeln zu entzünden, der Bengel aber habe sicher wieder mit dem Gänsemädchen zusammengesteckt und darüber alles andre vergessen.

„Verdammter Bengel!“ knurrte der Baron, „man sollte ihn und die Lisbeth einmal fünf Minuten über die Pechfackeln halten, um ihnen das Gedächtnis flüssig zu machen!“

„Zu Befehl,“ entgegnete der Jäger ruhig und setzte sich hinter seinem Herrn wieder in Marsch. Er wußte, daß es diesem genügte, über einen säumigen Dienstboten eine grausame Buße oder einen Fluch ausgesprochen zu haben, und daß er dann in der

festen Überzeugung lebte, die Strafe sei wirklich vollstreckt worden oder sein Fluch werde demnächst in Erfüllung gehen.

Heute war er besonders aufgelegt, den vergeßlichen Gartenburschen und sein Gänsemädchen mit einer empfindlichen Strafe zu belegen, denn er erwartete noch am selben Abend den Einzug seiner jungen Frau, und ihretwegen sollten die Fackeln brennen.

Herr von Herseelen hatte schon zwei Frauen durch frühen Tod verloren, vor acht Tagen aber war er zum drittenmal getraut worden mit Ines de Granville. Um seiner Frau einen würdigen Empfang in Zwergrode zu bereiten, war er am vergangenen Tage selbst aufs Land geeilt, so schwer ihm auch die Trennung von Ines geworden war. Es war nicht nur bei seinen Dienstboten, auch bis in die weitere Nachbarschaft von Zwergrode bekannt, daß der Baron immer der zärtlichste Gatte gewesen war, daß er sich nie von seinen Frauen trennte, ja daß er diese fast tyrannisch an seine Person zu fesseln und eifersüchtig zu überwachen liebte, und daß diese von der Betroffenen oft unbequem empfundene Eigenschaft mit dem Alter des Herrn von Herseelen immer mehr zuzunehmen schien.

Als der Baron mit seinem Jäger das offne Parktor erreichte, durch das von der Landstraße in scharfer Biegung der Weg zur Vorfahrt des Herrenhauses führte, wies er, ohne etwas zu sagen, auf zwei rechts und links neben dem Tor stehende Sandsteinfiguren. Überlebensgroß ragten hier zwei weibliche Gestalten in antike Gewänder gehüllt, von denen die rechte ein Ährenbündel und eine Sichel, die linke aber einen mit Trauben gefüllten Korb in den Händen hielt. Es waren Darstellungen der Ernte, die vor mehr als hundert Jahren der Ahn des jetzigen Besitzers mit vielen andern Sandsteinbildern als Schmuck des Parkes hatte aufstellen lassen.

Der Jäger verstand die stumme Handbewegung seines Herrn, er lüftete zum Zeichen des Gehorsams den Hut und warf dann gleichfalls einen Blick auf die steinernen Gestalten, denen mächtige Pechfackeln mit Draht an die rundlichen Arme gebunden worden waren.

Wenige Schritte weiter erreichten die Heimkehrenden die Tür des Herrenhauses, über die ein auf roten Sandsteinsäulen ruhender Balkon vorgebaut war. Während der Jäger zur Linken einen Gang hinabschritt, um die Beute des Abends in der Küche abzuliefern, lehnte Herr von Herseelen sein Gewehr in einen an die Eingangshalle grenzenden Raum, warf die nasse Mütze auf ein Fensterbrett und stieg die breite Steintreppe zum Obergeschoß empor. Diese Steintreppe führte von der gewölbten Halle in zwei weit ausladenden Bogen mit stark ausgetretenen Stufen, und von einem roten Sandsteingeländer geschützt, nach oben. Die roten Sandsteineinfassungen der Türen und Fenster, der Balkons und der Treppe, die gleichfarbigen Sandsteinvasen an den Ecken des Balkons, und die breiten Wappen, die die Bekrönung der Eingangstür zierten, all dieser rote, mit den grauen Mauern des weitläufigen Hauses verbundene Stein verlieh dem Ganzen etwas altertümlich Prunkhaftes.

Auf der Höhe der Treppe setzte Herr von Herseelen eine messingne Tafelglocke in Bewegung, so daß deren schriller Ton durch das ganze Haus gellte, dann beugte er sich weit über die Steinbrüstung und rief mit ungeduldiger Stimme: „Jean, Jean! Wo bleibst du? Jean! Man kann wirklich krepieren, ehe der Lümmel einem hilft!“

Gleich darauf hörte man drunten eine Tür ärgerlich zuschlagen, dann laute Schritte auf den Steinfliesen des Ganges, der von der Halle zu den Wirtschaftsräumen führte, und eine brummige Stimme.

„Der Teufel hol' ihn! Der Teufel hol' ihn!“

„Was sagst du?“ fragte Herr von Herseelen von oben, hielt die Hand ans linke Ohr und kniff die schmalen Lippen zusammen.

„Daß ich die Stiefeln holen will, Herr Baron,“ erwiderte der Diener eifrig. Gleich darauf stand er neben seinem Herrn im Ankleidezimmer und war ihm behilflich, den durchnäßten Anzug mit einem trockenen zu vertauschen.

Wer den Diener gesehen hätte, den Herr von Herseelen ohne Rücksicht auf seinen guten deutschen Namen Jean rief, der hätte glauben können, der Bursche sei eben einer kleinen Provinzialbühne entlaufen, über die irgendein Schäferstück der Rokokozeit gegangen sei. Eine verschabte blauseidene Livree mit silbernen Knöpfen setzte sich nach unten in weißen Strümpfen mit schwarzen Schnallen-

schuhen fort und wurde oben fortwährend von dem weißen Puder bestaubt, der bei jedem Schritt seines Trägers aus dessen Perücke herabfiel. In Zwergrode mußten Kutscher und Diener nach altem Herkommen stets ihre natürlichen Haare unter einer bezopften Perücke verbergen, was der Nachbarschaft viel Spaß und Kopfschütteln bereitete.

Nicht weniger sonderbar als die Tracht des Dieners war der Anzug, den sich Herr von Herseelen reichen ließ, um in ihm die Ankunft seiner Gattin zu erwarten. Es war ein langer Gehrock von kaffeebrauner Farbe mit sehr langen und steif abstehenden Schößen und engen Ärmeln, zu dem Herr von Herseelen ganz enge, gleichfalls kaffeebraune Beinkleider und einen hohen, das Kinn fast verbergenden Kragen angelegt hatte, so daß er in diesem Gewand einem riesigen braunen Käfer nicht unähnlich sah. An- und Auskleiden des Herrn von Herseelen ging nie ohne lautes Zanken und Brummen von seiner Seite von statten, was jedoch Jean niemals veranlassen konnte, einen Flecken im Tuch, einen abgerissenen Knopf oder eine geplatzte Naht zu bemerken; ja, er hatte es sich zum ersten Grundsatz gemacht, stets nur im äußersten Notfall eine Hand zu rühren.

Heute bemängelte Herr von Herseelen, daß seine Lackschuhe nicht gehörig blank gerieben seien. „Kommt das noch einmal vor, so —“

„Die Stiefel sind blank!“ unterbrach Jean die Rede seines Herrn mit ruhiger Gelassenheit.

„Mein Gott, welch unausstehlicher Mensch du bist!“ rief der Baron mit einem Seufzer. „Er wird nächstens verlangen, daß ich barfuß gehe! Bring' mir noch einmal solche Stiefel,“ herrschte er in plötzlich ausbrechender Wut den Diener an, „und ich lasse dich vierundzwanzig Stunden mit den Beinen an den Apfelbaum vors Küchenfenster hängen! Was hast du getrieben, während ich draußen war? Gefaulenzt? Was?“

Ohne etwas zu entgegnen, öffnete der Diener mit einer steifen Verbeugung die Tür zu einem anstoßenden Saal, auf die Herseelen während der letzten Worte zugeschritten war. Dieser Saal war der größte Raum im ganzen Gebäude und diente als Empfangszimmer bei festlichen Gelegenheiten und als Musikzimmer. Herr von Herseelen liebte die Musik, und er war ein ebenso trefflicher Klavier- wie Geigenspieler, ja er hatte in jüngeren Jahren sich sogar nicht ohne Glück im Komponieren versucht und einige Quartette geschrieben, die auch über die Kreise der näheren Bekannten hinaus gerechtes Aufsehen erregt hatten.

Als er den feierlichen, von zahlreichen Wachskerzen hell erleuchteten Raum betrat, erhob sich hinter dem schwarzen Flügel ein Mann aus der Tiefe eines Lehnstuhls und schritt mit ausgestreckter Rechte auf ihn zu. Bei dem überraschenden Erscheinen des Gastes schrak der Baron unwillkürlich zusammen. Er fuhr sich über die Stirn, und sein verwittertes Gesicht nahm einen häßlichen Ausdruck an.

„Du?“ fragte er stirnrunzelnd und schob dabei seine Hand mit halb verlegener, halb ängstlicher Bewegung in die des Besuchers.

„Wunderst du dich?“ entgegnete dieser.

„Nein, nein, im Gegenteil! Sehr erfreut, dich zu sehen, Ström, sehr erfreut!“ stieß der Baron hervor und trat, etwas zurückweichend, unruhig von einem Fuß auf den andern. „Du weißt übrigens wohl, meine Frau muß jeden Augenblick kommen.“

„Ich weiß,“ gab der Gast zur Antwort. „Ich weiß sehr wohl, und gerade darum bin ich hier.“

„Darum? So? — Du hast lange gewartet?“ fragte Herr von Herseelen zerstreut.

„Es gibt für mich keine Zeit,“ erwiderte der andre und ließ sich von neuem auf seinem Stuhl nieder.

Der Baron lief eine Weile im Saal hin und her, dann setzte er sich dem Gast gegenüber und strich sich das glatte Kinn, indem er fast mit der demütigen Miene des Untergebenen dem Vorgesetzten gegenüber darauf wartete, was jener sagen werde. Glaubte er sich aber unbeobachtet, so glitten seine kleinen, tiefliegenden Augen mit einem mißtrauischen und fast furchtsamen Ausdruck an seinem Gegenüber herab.

Man hätte auch nicht leicht eine seltsamere Gestalt finden können.

Doktor Ström war das unwahrscheinlichste Wesen, dem man begegnen konnte, er fiel sogar neben dem als Original verschrienen Herrn von Zwergrode auf.

Zunächst durch seine Größe. Doktor Ström überragte alle andern Menschen um ein be-



trächtliches, und es schien, als habe die Natur ihn eigentlich nach ihrem ursprünglichen Plane noch größer schaffen wollen und habe nur mitten in ihrem Werk erschrocken innegehalten, denn die Gliedmaßen des Doktors, sein Kopf, seine Füße und Hände waren auffallend groß selbst im Verhältnis zu seiner Körperlänge. Zwischen den breiten und knochigen Schultern saß ein gewaltiger Schädel, dessen glattrasiertes Gesicht eine dichte Mähne bis auf die Schultern herabwallender dunkelbrauner Haare umrahmte. Wäre die Farbe dieser Haare und die kraftvolle Fügung und Bewegung der athletischen Glieder nicht gewesen, man hätte den Doktor für einen steinalten Greis halten können. Bei flüchtiger Betrachtung konnten auch seine verwitterten und durchfurchten Züge diesen Eindruck erwecken, bei genauerem und längerem Hinsehen aber entdeckte man bald, daß unter der greisenhaften Maske, sobald er aus einer ihm eigentümlichen schweigsamen Ruhe erwachte, ein fast jugendliches Gesicht wie unter einem seltsamen Schleier verborgen war. Die Züge des merkwürdigen Mannes wechselten alle Augenblick, und unter allen Gefühlsäußerungen schien kalte Bosheit die hervorstechendste und dauerndste zu sein.

Doktor Ström trug gleich dem Baron einen für besondere Gelegenheiten passenden Rock, doch war dieser schwarz, und der Gegensatz der einfarbig schwarzen Kleidung und dunklen Haare zu dem völlig kreidigen Antlitz machte die Erscheinung des plötzlich aufgetretenen Gastes um so unheimlicher, je mehr man dem Banne seiner Augen verfiel. Die Augen Doktor Ströms waren groß und rund, aber farblos grau wie die eines Blinden, und man sah ihn nie ohne eine in schwarzes Horn gefaßte Brille mit absonderlich großen dunklen Gläsern. Diese gewaltige Hornbrille, die auf dem bleichen Gesicht zwei kreisrunde Stellen abzirkelte, verlieh ihm im Verein mit dem breiten und gleichsam nur durchs Gesicht geschlitzten Munde Ähnlichkeit mit einem Basilisken. Seine Augen zogen deshalb ebenso wie die ganze unschöne Gestalt immer von neuem die Blicke aller derer an, die ihm begegneten.

Auch Herr von Herseelen schien unter dem Banne seines Gastes zu stehen.

„Ich warte wie du auf deine Frau, lieber Freund," begann Doktor Ström endlich. „Du weißt, daß ich dir meine Hilfe zugesagt habe."

Herr von Herseelen atmete erleichtert auf bei den Worten des Doktors und nickte. „Ich weiß," sagte er, und sein Gesicht erhellte sich. „Auch hast du mir schon geholfen. Ich nehme aber gern noch einmal deine Hilfe in Anspruch."

„Mir ist noch etwas eingefallen. Entsinnst du dich der Perlenkette, die wir damals aus dem Grabe der Isispriesterin stahlen?"

„Ja, ja, jene Kette alter Perlen! Ich entsinne mich sehr gut!"

„Du erinnerst dich vielleicht auch, daß ich dir damals das Wesen und die Eigenschaften solcher Ketten erklärte," fuhr Doktor Ström fort. „Diese Ketten fesselten sozusagen die Trägerin mit Leib und Seele an ihre Gottheit. Nun ist erwiesen, daß die einem leblosen Gegenstand innewohnende hypnotische Kraft nicht verloren geht, daß man sie nicht zerstören, wohl aber absichtlich oder unabsichtlich in gewisse neue Bahnen lenken kann. Das habe ich getan. Ich werde diese Perlenkette deiner Frau schenken."

Der Baron sprang erfreut vom Stuhle auf und ergriff die Rechte seines Gastes. „Gib rasch her! Hast du sie bei dir?"

Doktor Ström zog aus der Brusttasche einen buntfarbigen Knäuel hervor. Es war der Fetzen einer altägyptischen, mit Figuren und Ornamenten bemalten Leinwand, aus dem er eine Kette dunkelgrauer Perlen von seltener Schönheit wickelte. Er erhob sich damit, trat an einen der Wandleuchter und hielt den Schmuck gegen die brennenden Kerzen, so daß das Licht voll darauf fiel. „Ein schöner Schmuck!" rief er aus und zog den Baron am Arm heran. „Sieh' ihn genau an! Schlinge ihn fest an Ines' Hals! Sie darf ihn niemals mehr ablegen, hörst du?" Damit übergab der Doktor seinem Freunde die Kette.

Herr von Herseelen griff eilig danach und betastete entzückt die blaugrauen Perlen. Er schwenkte das Geschenk im Triumph vor seinen Augen hin und her und vergaß darüber ganz die Anwesenheit des Doktors, bis plötzlich hinter seinem Rücken dessen Stimme ertönte: „Herseelen, die Musik! Vergiß auch die Musik nicht!"

Da wendete sich der Baron schnell um, und während die Perlenkette noch immer in

seiner Hand hing, breitete er beide Arme aus, warf einen dankbaren Blick auf seinen Gast und rief: „Nein, nein, die Musik! Du hast recht, Ström, die Musik!"

Es sah anfangs aus, als wolle er auf den Gast zustürzen und ihn umarmen, dann aber kehrte er sich, wie von einem plötzlichen Schauder ergriffen, wieder um, steckte die Kette in die Brusttasche seines Rockes und lief an eins der Fenster, das er mit zitternder Hand aufriß, so daß ein Windstoß in den Saal fegte und die Lichter aufflackern ließ. Der Baron meinte, von fern das Geräusch eines sich nähernden Wagens gehört zu haben. Aufmerksam horchte er in den regnerischen Herbstabend hinaus. Wirklich kam aus der Richtung des Tores, an dessen Seiten jetzt die Fackeln der Sandsteinfiguren flammten, das dumpfe Poltern eines Wagens. Mit dem Ausruf: „Sie kommt! Gleich bin ich mit ihr wieder zurück!" lief Herr von Herseelen durch den Saal und der Treppe zu. In der Tür winkte er dem Gaste mit der Hand zu, dann sprang er, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinab, indessen er laut nach seinem Diener rief: „Jean! Jean! So komm doch! Jean!"

Während Herseelen im Saal von Doktor Ström die Perlen in Empfang nahm, hatte Jean auf dem Sofa im Leutezimmer gesessen und seine schmunzelnden Blicke abwechselnd über Trine, das Küchenmädchen, die in der Ecke vor einem kleinen Spiegel ihre rötlichen Haare aufbürstete, und eine langhalsige Flasche gleiten lassen. Neben dieser Flasche stand auf einem silbernen Brett ein alter goldener Trinkbecher, den Herr von Herseelen, mit Rheinwein gefüllt, nach dem Brauch des Hauses seiner jungen Frau beim ersten Betreten des neuen Heims kredenzen wollte. Jean hatte den Becher schon gefüllt, jetzt führte er ihn mit glücklicher Miene an die Lippen und tat einen tiefen Zug daraus. Dann rief er Trine herbei und bot auch ihr an. Das Mädchen blickte sich erst scheu nach der offnen Küchentür um, ob die Wirtschafterin sie nicht bemerken könne, dann setzte auch sie den Becher an die Lippen und kostete den Willkommtrunk der neuen Herrin, während Jean zärtlich den Arm um ihren Leib legte.

In diesem Augenblick ertönte die laute Stimme des Barons und störte das friedliche Bild im Leutezimmer.

Jean stieß einen Seufzer aus und riß dem Mädchen rasch den Pokal von den Lippen.

„Kein Augenblick Ruhe, man wird noch verrückt!" brummte er, indessen er schnell den halbgeleerten Becher wieder aus der Flasche auffüllte und das Mädchen den feuchten Mund lachend mit der Schürze abwischte. Dann rückte er schnell die Perücke auf dem Kopfe zurecht, denn der schwere Haarbeutel hatte sie nach hinten rutschen lassen, und trat auf den Hausflur hinaus, das silberne Brett mit dem Pokal auf den ausgespreizten Fingern der rechten Hand.

Im Flur traf er mit dem Baron zusammen, dessen alterndes Gesicht vor Aufregung gerötet war, und der an ihm vorbei nach der Haustür eilte. Mitten in der Halle aber wandte sich Herr von Herseelen noch einmal um, so plötzlich, daß er fast mit seinem Diener zusammengestoßen wäre, griff in die Brusttasche, wickelte die Perlenkette aus der zerfetzten und morschen Umhüllung und ließ sie in den goldenen Becher gleiten, so daß Jean verwundert die Augen aufriß und aus seinen behäbigen Zügen auch der letzte kleine Ausdruck von Verständnis wich.

Eine halbe Minute später wurde im Dunkel der Nebelnacht der erwartete, von zwei starken Schimmeln gezogene Wagen sichtbar. Ein Diener sprang vom Bock, lief mit dienstfertiger Geschwindigkeit um das Gefährt und riß den Schlag auf in dem Augenblick, als die knirschenden Räder stillstanden.

Herr von Herseelen war vor Ungeduld in alter Gewohnheit von einem Fuß auf den andern getreten. Als der Wagen mit einem Ruck vor ihm zu stehen kam, machte er eine steife Verbeugung.

Ines de Granville, seit zehn Tagen Frau von Herseelen, entstieg dem Wagen. Selbst das unruhige und wenig klare Licht der in der Halle brennenden Kerzen ließ das außerordentlich Frische und Jugendliche ihres Antlitzes und ihrer Gestalt erkennen. Mit einer raschen und anmutigen Bewegung streckte sie ihrem Gatten die kleine Hand entgegen, die dieser ritterlich an seine Lippen zog, um sie dann mit einer einladenden Gebärde aufzufordern, das Herrenhaus von Zwergrode zu betreten.

Als Ines sich lächelnd in dem mit einer Sammlung alter, wertvoller Jagdgeräte und mehreren hohen Schränken geschmückten Raume



umsah, trat Jean auf den Baron zu und bot ihm das Brett mit dem Weine.

Herr von Herseelen ergriff den Becher, reichte ihn seiner Frau und sagte mit einer ernsten und gemessenen Feierlichkeit, die zu diesem Augenblick nicht recht passen wollte: „Ich biete dir Willkomm in meinem Hause, Ines! Wer dies Haus zum erstenmal betritt oder zum letztenmal verläßt, dem hat dieser Pokal die Lippen genetzt! Willkommen in Zwergrode, Ines!"

Ein kaum merklicher Schatten huschte bei diesen Worten über die lustigen braunen Augen der jungen Frau, dann aber faßte sie mit raschem Entschluß nach dem Becher und setzte ihn an die Lippen. Aber plötzlich stieß sie einen Schrei aus und streckte das Gefäß erschrocken von sich, die Perlenkette Doktor Ströms war auf ihre Zunge geglitten.

Herr von Herseelen erriet es. Er lachte laut, beantwortete die Frage seiner Gattin mit einem flüchtigen: „Später! später! du wirst ihn gleich sehen!", bot ihr den Arm und geleitete sie die Treppe hinauf. Mit Frau von Herseelen war auch ihre Jungfer gekommen, Mademoiselle Juliette. Sie hatte während der feierlichen Begrüßung der Ehegatten hinter Ines gestanden und halb neugierig, halb spöttisch auf den Anzug des Barons, die Perücke seines Dieners und die an der Wand hängenden Spieße, Netze und Armbrüste geschaut. Als das Ehepaar die Treppe hinaufschritt, folgte sie, ohne die Verbeugung Jeans und dessen breites Lächeln anders als mit einem gnädigen Kopfnicken zu beantworten.

Ines wurde in das Schlafzimmer geführt und erbat sich von ihrem Gatten einen Augenblick Zeit, um sich nach der Reise umzukleiden und zu säubern, wobei ihr Juliette zur Hand ging.

Herr von Herseelen trat, von Jean begleitet, in den Saal. Erstaunt starrte er auf den Stuhl, auf dem noch eben Doktor Ström gesessen hatte. Der Stuhl war leer.

Da kehrte er sich gegen den Diener: „Hast du Doktor Ström gesehen?"

Jean schaute seinen Herrn mit verdutzter Miene an: „Wen?"

„Doktor Ström!"

„Wo soll der Doktor sein?"

„Hier! Du Esel! Hast du ihn denn nicht ins Haus kommen sehen?"

Jean zuckte ungeduldig die Achseln, wie jemand, an den man ganz unnötige Fragen stellt. „Der Doktor ist weder herein noch hinaus!"

Da ging ein merkwürdiges Zucken über das Antlitz des Barons. Er wurde blaß, und seine Augen weiteten sich erschrocken. „Aber Jean! Redest du wahr?" fragte er mit beklommener Stimme. „Du bist niemand begegnet?"

„Ich kann schwören, Herr Baron, es ist niemand Fremdes ins Haus gekommen! Wir hätten doch die Klingel im Flur hören müssen! Der Herr Baron werden wohl wieder etwas gesehen haben —"

Der Baron schauerte zusammen und fühlte nach der Perlenkette. Dann blickte er sich noch einmal scheu ringsum: „Um Gottes willen sei still, Jean! Ich sage dir, der Doktor ist herein! Ich habe ja die Kette von ihm!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Saales, und Ines erschien auf der Schwelle, lächelnd im Glück ihrer Jugend.

Ihr Gatte trat ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen, glücklich über die Schönheit und frische Anmut ihrer Erscheinung. Die junge Frau trug ein leichtes spitzenbesetztes Gewand, das ihren Hals freiließ und in weichen Falten an ihrem schlanken Leibe herabfloß. Die Brust schmückte eine altägyptische Brosche, ein kleiner bronzener Käfer, der durch die Patina von Jahrtausenden eine lebhaft grüne Farbe angenommen hatte. Es war ein Geschenk des Barons, das dieser Ines aus seiner Sammlung altägyptischer Nippsachen als die kostbarste ausgewählt hatte. Ihrem Gatten zuliebe hatte es die junge Frau heute gleich nach der Ankunft angelegt.

Herr von Herseelen freute sich, als er das Schmuckstück sah, er betrachtete es, die beiden Hände auf die Schultern seiner Frau gelegt. Dann plötzlich neigte er sich zu ihr, umschlang sie und küßte ihre frischen roten Lippen lange und voll Inbrunst.

Mit geschlossenen Augen lehnte Ines in seinen Armen.

Endlich ließ der Baron seine Gattin los, und diese konnte nun erst ihre Blicke über die Umgebung schweifen lassen.

„Wer sind diese Bilder?" fragte sie und wies mit der Hand auf eine ganze Reihe altertümlicher, von ovalen Goldrahmen ein-

gefaßter Porträte. Strengblickende Herren in weißgrauen Perücken, mit glänzend schwarzem Brustharnisch oder seidenem Wams, Damen in eng zugeschnürten Taillen, von grellfarbenen Samtmänteln umrahmt, mit hochgeschwungenen Augenbrauen und roten stolzen Lippen schauten von allen Seiten auf Ines und ihren Gatten herab. Es gab im Saal keine Stelle, wo man den hochmütigen Blicken dieser Gesellschaft Verstorbener hätte ausweichen können. Sie verfolgten einen bis in die äußersten Ecken.

Herr von Herseelen führte seine Frau von einem Porträt zum andern und nannte ihr Namen und Herkunft jedes einzelnen der Dargestellten. Er kannte die Lebensgeschichte eines jeden, und er berichtete nicht nur von seinen Urgroßeltern, die sich unter der Gesellschaft befanden, sondern auch mit Umständlichkeit von deren Urgroßonkeln und Urgroßtanten. Man hätte meinen können, er habe mit allen jenen zusammengelebt von den Spielen der Kindheit an bis in die Arbeitstage des Mannesalters.

Ganz in der Ecke, zwischen Fenster und Wand über einem mit Meißner Porzellanfiguren gefüllten Glasschrank, hing das Bild eines Mannes mit ergrautem Haar und ergrautem Spitzbart, schwarzem Samtmantel und einem schwarzen, mit grauem Pelz verbrämten Wams, der in der Rechten eine gläserne Retorte mit gebogenem Halse hielt, wie sie einstmals die Küchen der Hexenmeister und Alchimisten füllten. Dieser sonderbare Geselle blickte aus dem stark nachgedunkelten Hintergrund des Gemäldes mit harten und forschenden Augen auf den Saal herab.

„Wer ist das?“ fragte Ines scherzend. „Etwa ein spukender Ahnherr?“

„Nein, bewahre!“ entgegnete Herseelen. „Kein Ahnherr im eigentlichen Sinne und doch in gewisser Beziehung mein Vorfahr. Es ist der Pole Sendivogius, ein Adept und Schwarzkünstler, der das Pulver besaß, das zur Bereitung von Gold gebraucht wurde. Er war der Freund und Lehrer jenes Thomas Maria von Herseelen, den du dort über dem Flügel siehst. Sie haben zusammen experimentiert.“

„Und ihr Rezept?“

Der Baron zuckte die Achseln. „Keiner kennt's heute mehr, aber man wird's schon mal wiederfinden. Die Wissenschaft kümmert sich um keine Grenzen und fürchtet sich vor keinen Rätseln. Ihr Reich wächst von Tag zu Tag, und was heute jenseit ihres Gebietes zu liegen scheint, gehört ihr morgen schon an. Doch nun komm einmal hierher!“

Bei den letzten Worten hatte Herr von Herseelen zärtlich seiner jungen Frau den Arm um die Schulter gelegt. Er führte sie vor einen Spiegel in weiß und goldenem Rahmen und zog die Perlenkette des Doktors aus der Tasche.

Seine Augen glänzten, seine Wangen röteten sich, und er schwenkte die Perlen über dem Kopfe seiner Frau, dann öffnete er die Kette und legte sie ihr vorsichtig um den Hals. Mit den beiden Daumen drückte er in ihrem Nacken das goldene Schloß fest zusammen. Er versuchte mehrmals, es ließ sich nicht mehr öffnen. Da nickte er befriedigt und ließ das Schmuckstück los. Ines würde die Kette nie mehr abstreifen können.

Die junge Frau hatte ihren Mann ruhig gewähren lassen. Sie betrachtete wohlgefällig den Schmuck, der sich mit weichem Glanze von der Haut ihres Halses abhob, sie wog spielend die Kette in der Hand und erstaunte über die Schwere der Perlen. Dann bog sie mit einer anmutigen Gebärde den Kopf zurück, sah ihrem Mann in die Augen und fragte: „Soll ich sie denn nie ablegen, daß du sie so fest knüpfst?“

Herr von Herseelen beugte sich an ihr Ohr, und sein Blick bekam plötzlich etwas Hartes. „Nie!“ raunte er ihr zu. „Sie sollen dein Herz für immer an meins gefesselt halten!“

„Und warum der sonderbare Gedanke, sie in den Becher zu legen? Ich erschrak so, als sie mir an die Lippen kamen.“

„Das war nur Scherz und hat keinerlei Bedeutung. Diese Perlen sind das Geschenk, das Doktor Ström dir zum Einzug in Zwergrode macht. Sie stammen von ihm.“

„Von deinem sonderbaren Freunde?“ fragte Ines erstaunt.

„Ja, von ihm.“

Die junge Frau blickte plötzlich ihrem Gatten voll ins Gesicht. „Sag' doch, wer ist eigentlich dieser Doktor Ström?“

In diesem Augenblick wurden die Flügeltüren des Saales von außen geräuschlos geöffnet, Jean neigte sein gepudertes Haupt und meldete, daß das Abendessen gedeckt sei.



Herr von Herseelen reichte seiner Frau den Arm, und es wurde an jenem Abend nicht wieder von dem Geber des Schmuckes gesprochen.

* * *

Erst das laute Knacken eines alten Möbels weckte am andern Morgen Ines aus schwerem Schlummer. Sie fuhr zusammen, öffnete erschrocken die Augen, stützte sich auf den Ellbogen und versuchte sich zu besinnen, wo sie sei, und aus der Dunkelheit des Zimmers die Umrisse der einzelnen Gegenstände herauszuschälen. Mit Mühe erkannte sie im matten Schein, der sich zwei Kreidestrichen gleich an der Wand zu ihrer Linken abzeichnete, die Stelle, wo die beiden Fenster des Zimmers von den Läden verschlossen wurden. Allmählich unterschied sie undeutlich die Form eines Schrankes, die weiße Marmorplatte des Waschtisches.

War es Zeit aufzustehen? Ines wußte es nicht und hatte auch nicht den Wunsch, es zu wissen. Ihr schlafmüdes Hirn versuchte in einem Nebel dumpfer Gedanken und Empfindungen Licht zu verbreiten, wie sie eben bemüht gewesen war, die schwarzen Schattenmauern ihres Zimmers zu durchdringen.

Langsam kam ihr die Erinnerung an den gestrigen Abend. Sie und ihr Gatte hatten, von Jean bedient, gegessen, dann hatte sie sich, ermüdet von der Reise, in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, wo Mademoiselle Juliette ihr beim Entkleiden behilflich gewesen war. Während Juliette unter lebhaftem Geplauder ihr die Haare kämmte, hatte sie die Einrichtung des Zimmers gemustert und sich über den weißen glänzenden Marmor des Waschtisches gefreut. Sie hatte dann noch einiges aus dem großen Lederkoffer gepackt, der ihre Wäsche enthielt, und es in den Kleiderschrank geräumt, dann war sie ins Bett geschlüpft, nachdem sie sich für alle Fälle vergewissert hatte, daß eine grünseidene Klingelschnur dicht am Kopfende von der Decke herabhing.

Als sie im Begriff gewesen war, ihr Licht auszulöschen, hatte sich die Tür zum anstoßenden Schlafgemach ihres Gatten geöffnet, und dieser selbst war in einem kanariengelben, über und über mit rotem Laubgerank bestickten Schlafrock auf der Schwelle erschienen. Mit eiligen Schritten hatte er sich ihr genähert, sich auf den Bettrand gesetzt, und als sie lächelnd eine Bemerkung über sein sonderbares Gewand machen wollte, hatte er mit einer jähen Bewegung ihre Hände ergriffen, sich rasch über sie gebeugt und ohne irgendein Wort der Liebe stumm seine Lippen auf die ihren gepreßt. In einem langen Kusse war ihr der Atem vergangen, und eine eigentümliche Empfindung von Angst hatte dabei wie die Umschnürung eines Strickes ihre Brust zusammengepreßt.

Ein langer und traumloser Schlummer war dann über sie gekommen und mit ihm die Befreiung von dem Gefühl dumpfen Bangens.

Zweimal streckte die junge Frau die Hand tastend nach der Klingelschnur, zweimal zog sie sie zurück, um sie wieder schlaff auf die Kissen zurückfallen zu lassen. Endlich fuhr sie sich mit dem Handgelenk über die Stirn, um sich den letzten Rest der Schlaftrunkenheit zu verscheuchen, und streckte rasch die Füße aus dem Bett. Gähnend erhob sie sich und tappte dann an eins der Fenster, dessen Laden sie hastig aufstieß. Die kühle Luft des Herbstmorgens rieselte ihr über Hals und Brust, da schüttelte sie schnell die widerspenstigen blonden Haare aus der Stirn und klingelte ihrer Jungfer.

Juliette erschien, und während sie ihrer Herrin die Strümpfe anzog, begann sie nach Art vertrauter Leute von ihren Eindrücken in dem neuen Heim zu erzählen. Zwergrode schien ihr wenig zu gefallen.

Doch Ines überhörte das Geschwätz. Sie wußte, was man von den Reden und Meinungen der Dienstboten zu halten hatte, und schnitt endlich das weitere Geplauder Juliettes mit der Frage ab, ob Herr von Herseelen schon auf sei.

„Der Herr Baron?" entgegnete das Mädchen wichtig. „Oh, der ist schon lange wieder an der Arbeit!"

„An der Arbeit?" Ines blickte das Mädchen erstaunt an.

„Gewiß. Gestern abend habe ich zufällig durch eine Türspalte gesehen, wie der Herr ganz eilig in einem bunten Schlafrock aus dem Schlafzimmer der gnädigen Frau gekommen und gleich nach einem andern Zimmer gelaufen ist, wo seine Bibliothek sein soll. Jetzt arbeitet er schon wieder. Jean hat mir's gesagt."

Ines hatte ihre Toilette eben beendet, als es an die Tür klopfte und ihr Gatte auf



der Schwelle erschien. Er hielt in der Rechten ein spanisches Rohr, ein altes Erbstück, das ein goldener, als Tabaksdose eingerichteter Griff zierte. Mit steifen Schritten näherte er sich Ines, klemmte den Stock unter den linken Arm und küßte ihr, guten Morgen wünschend, mit einer galanten Verbeugung die Hand.

Wenn Herr von Herseelen wirklich noch lange in der Nacht über seinen Büchern gesessen hatte, wie sein Kammerdiener Jean behauptete, so konnte man ihm jedenfalls am andern Morgen keine Ermüdung anmerken: Sein Gesicht erschien im Gegenteil frischer als sonst, seine Augen leuchteten lebhaft, und seine Bewegungen waren nicht mehr, wie nach dem Tode seiner zweiten Frau, die eines fast sechzigjährigen Mannes, sie waren fast die eines Jünglings.

Herr von Herseelen machte seiner Frau den Vorschlag, ihr nunmehr Haus und Park zu zeigen, und Ines willigte gern ein. Nach dem Frühstück durchwanderten also beide das Herrenhaus, von Jean geleitet, der dem Paar voranschritt, um die Türen zu öffnen, hinter ihnen her in angemessener Entfernung die neugierige Zofe.

Das Herrenhaus von Zwergrode war groß und enthielt viele Räume, aber sie lagen scheinbar ohne Plan und Zweck aneinander gebaut, so daß es für einen Unkundigen schwer sein mochte, sich durch das Gewirr von Zimmern, Gängen und Kammern zu finden. Verschiedene Geschlechter hatten nach Geschmack und Laune hier eine Wand herausgenommen, dort wieder eine quer durch ein Zimmer gezogen. Nur so war die Unregelmäßigkeit des Innern bei dem einfachen hufeisenförmigen Grundriß des Gebäudes zu erklären.

Alle diese Räume, die Jean vor Herr und Frau von Herseelen öffnete, waren fast wie die Läden von Trödlern angefüllt mit Möbeln, Bildern, schwarzen Schattenrissen, mit Nippsachen und Uhren, mit Vorhängen und Teppichen, und da überall Fenster und Läden geschlossen waren, so brütete in ihnen eine schwere Luft, die sich aus dem Geruch von altem Holz und alten Büchern, verblichenen und zerfallenden Stoffen und dem süßlichen Duft von gelben Ambrakugeln zusammensetzte, die in verschiedenen Marmorschalen umherlagen. Herr von Herseelen pflegte all diese Zimmer bis auf ganz wenige stets verschlossen zu halten. Er betrat sie niemals, und weder die Wirtschafterin noch Jean oder ein andrer der Dienstboten hielten es darum für notwendig, die Fenster dieser Räume zu öffnen oder in ihnen Staub zu wischen.

Wenn schon die kalte stehende Luft dieser Gemächer Ines wie die Berührung von etwas Totem anmutete, so steigerte sich in ihr dies Gefühl zu einer starken, aus Wehmut und Grauen gemischten Empfindung, als Herr von Herseelen ihr von den Räumen des einen Seitenflügels erklärte, sie seien ehedem von seinen beiden verstorbenen Frauen bewohnt gewesen. Zumal die Zimmer seiner zweiten Frau machten auf Ines, trotzdem sie sich dagegen sträubte, einen unsagbar traurigen Eindruck, der nur noch verstärkt wurde, als Jean Fenster und Läden aufriß und das Licht eines klaren Herbsttages mit einemmal ungehemmt in den Raum drang. Über einem grüngestreiften steiflehnigen Sofa hing das Bild der Verstorbenen. Kein schönes Gesicht, einfach und schlicht in Linien und Ausdruck, ein kleiner Kopf, der mit dem Ausdruck eines munteren und harmlosen Kindes lächelnd den Beschauer anblickte. Hinter dieser Stirn schienen keine tieferen Gedanken gewohnt zu haben, aber nach dem Ausdruck der roten Lippen zu urteilen, hatte unter dem hellen Kleide, das den Ansatz des Hälschens frei ließ, sicherlich ein heißes Herz geschlagen.

Noch standen die vielen Kleinigkeiten, mit denen sich eine junge Frau zu umgeben liebt, rings im Zimmer, in einer Meißner Vase der letzte vertrocknete Strauß Kornblumen, den ihre Hände gepflückt, auf einem Tischchen am Fenster ein gläsernes Tintenfaß mit dem schwarzen Bodensatz der Tinte und einer rostigen Feder daneben. In einem Körbchen lag eine angefangene Handarbeit. Alles war so geblieben, wie sie es verlassen, ehe Herr von Herseelen die erkalteten Lippen nach dem seltsamen Gebrauch des Hauses zum andernmal aus dem Goldpokal mit altem Wein genetzt hatte.

Alles dies zeigte der Baron Ines, als sei es das Alltäglichste auf der Welt, und für die im Herzen seiner jungen Frau erwachenden peinlichen Empfindungen schien er sowenig Gefühl zu haben wie Jean. Die junge Frau war froh, als der Diener hinter ihnen die Türen dieser Gemächer Verstorbener wieder abschloß und sie den Park betraten.



In der ganzen Umgebung gab es keinen schöneren und phantastischer angelegten Park. Von verschnittenen Lebensbäumen eingefaßte Wege teilten ihn in unzählige kleine, für jeden Blick undurchdringliche Dickichte. Diese Wege, bald breit wie Fahrstraßen, bald schmal, wie für Kinderfüße berechnet, schienen auf den ersten Blick ganz rätselhaft angeordnet. Doch war dies nur Täuschung. In Wahrheit gaben sie die Zeichnung eines riesenhaften menschlichen Skeletts wieder, dessen Füße gleichsam gegen die Mauern des Herrenhauses gestemmt waren. In einer Zeit, da man sich in Absonderlichkeiten bei der Anlage der Gärten überbot, hatte der Urgroßvater des Barons die Wiesen vor dem Herrenhause zu einem Park umgewandelt und ihm durch die Führung der Wege diese häßliche Form gegeben, die man freilich nur in den ersten Jahren von den Fenstern des Hauses hatte erkennen können. Jetzt war alles längst verwachsen. Aber Herr von Herseelen freute sich, die Anlage der Wege Ines zu erklären, und rühmte die Idee seines Ahns, der, ein eifriger Anhänger Voltaires, damit das völlig Natürliche und stets Gegenwärtige des Todes hatte zeigen und heimlich bespötteln wollen. Da, wo von jeder Seite die sieben echten Rippen des Skeletts als sieben Wege auf die breite Mittelstraße mündeten, standen in ausgesparten Nischen von Frost und Regen ziemlich mitgenommene Sandsteinfiguren, allerlei Musikanten in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts mit Flöten, Hörnern, Fiedeln und Dudelsack. Auch diese kleinen Gesellen mit ihren moosbewachsenen Dreispitzen und den runden lächelnden Kindergesichtern hatte der Voltairianer Herseelen gleichsam auf dem Leibe des Todes errichten lassen, um sinnbildlich die enge Verschmelzung von Tod und Leben, von Leid und Freude anzudeuten.

Der Baron schritt, auf den Goldknauf seines Stockes gestützt, neben Ines durch die Wege des Skeletts, um den Schädel herum und dann einem Laubwäldchen zu, das, den Übergang zum eigentlichen Forst bildend, sich einen Hügel emporzog. Am Ende einer geraden, von Hainbuchen eingefaßten Allee stand auf dem Gipfel dieser Anhöhe ein mit Schindeln gedeckter und mit einem Kranz von weißen Holzsäulen eingefaßter Pavillon. Herr von Herseelen wollte Ines auch noch dort hinaufführen, die junge Frau aber war müde und verlangte heimzukehren. Ritterlich bot ihr der Baron den Arm, und langsam wanderten beide dem Herrenhause wieder zu.

Die kühle, doch reine Luft des Herbsttages erfrischte und erquickte Ines. Sie ließ ihre Augen über die bunten Farben der Bäume und Büsche gleiten, über das gefallene Laub, das stellenweis wie goldige Schuppen den Schlangenleib der Wege deckte und sich im Winde leise raschelnd bewegte.

Plötzlich hob sie die lebhaften Augen zu ihrem Gatten empor. „Sag' mal, was arbeitest du eigentlich so spät abends noch?"

„Ich?"

„Ja, du!"

„Und wer hat dir gesagt, daß ich abends arbeite?"

„Wer? Juliette hat es von Jean gehört. Als du mich gestern abend verlassen hast, bist du gleich zu deinen Büchern gegangen."

Herr von Herseelen runzelte die Stirn und blieb stehen, wie er es immer tat, wenn ihn ein Gedanke sehr beschäftigte.

Auch Ines hemmte ihre Schritte, sie hatte in zärtlicher Bewegung dem Gatten die Hände auf die Schulter gelegt. „Ich wußte gar nicht, daß ich einen so fleißigen Mann habe."

Nun zog der Baron seine junge Frau auf eine Steinbank, die zwischen zwei der kleinen stummen Musikanten halb verborgen im Dickicht der Hecke stand, setzte sich neben sie, spielte eine Weile mit dem goldenen Stockgriff und begann endlich: „Ja, du hast recht, mich nach meiner Arbeit zu fragen, ganz recht, Ines. Ich habe das auch erwartet. Aber erlaube, daß ich dir mit einer andern Frage antworte." Herr von Herseelen legte die beiden Hände auf dem Knauf des Stockes zusammen und stieß dessen Zwinge tief in den Kies des Weges. Sein Gesicht nahm einen ernsten, ja fast feierlichen Ausdruck an. „Was meinst du, Ines," sagte er langsam und mit erhobener Stimme, „hat ein Mensch das Recht, ein Werk unvollendet zu lassen, dessen Vollendung vielleicht Millionen und aber Millionen vor dem Elend bewahren kann?"

Ines blickte ihren Gatten befremdet an. „Gewiß nicht."

Der Baron nickte zufrieden über diese Antwort. „Glaubst du, daß es etwas geben darf, überhaupt nur geben kann, was den

an solchem Werke Arbeitenden auf seinem Wege aufhält?"

„Ich verstehe nicht, wie du das meinst."

„Ganz einfach! Darf ein Mensch bei der Arbeit an solchem Werke auf irgend etwas Rücksicht nehmen, auf die Ansicht der andern, auf die Zeit, auf Geld, auf die Gesundheit, ja auf das Leben?"

Ines schwieg nachdenklich. Die unerwarteten Worte ihres Mannes hatten Eindruck auf sie gemacht.

„Du antwortest nicht?" fuhr Herr von Herseelen fort. „Ich frage dich noch eins: Gibt es etwas, das stark genug wäre, einen Mann von dem Wege abzulenken, auf dem er zum unsterblichen Ruhm eines Wohltäters der ganzen Menschheit steigen kann?"

Da lächelte die junge Frau unwillkürlich über das Hochtönende in den Worten ihres Gatten. Sie wandte ihm ihr Antlitz zu und blickte ihn schelmisch an. „Ich glaube wohl!" flüsterte sie und errötete.

„Du glaubst? Was?"

„Die Liebe!" sagte sie leise.

„Die Liebe?" Ihr Gatte rückte jäh zur Seite, seine Augen richteten sich starr auf sie, und um seinen Mund zuckte ein spöttisches Lächeln, das allmählich in lautes, stoßweise hervorbrechendes Lachen überging. Dann erhob er sich plötzlich, schwang den Stock drohend in der Luft und schrie, wieder ernst werdend: „Nein, nein! Auch die Liebe darf das nicht, Kindchen! Auch die Liebe nicht! Nein, tausendmal nein!"

Ohne sich um seine Frau zu kümmern, machte er mit einem Ruck rechtsum und rannte geschäftig dem Herrenhause zu, den Rohrstock mit dem goldenen Knauf bei jedem Schritt ärgerlich in den Kies stoßend.

* * *

Ines blieb allein im Garten und blickte überrascht, verständnislos ihrem davoneilenden Gatten nach. Zum erstenmal, seit sie Herrn von Herseelen kennen gelernt hatte, zog etwas über ihre Seele wie ein schwacher, im Winde treibender Nebelschleier.

Ihr Gatte war in seltsamer Erregung aufgesprungen und in der Tür des Hauses verschwunden. Warum hatte er sie allein gelassen? Warum war auf seinen Zügen plötzlich ein so feindseliger harter Ausdruck erschienen? Hatte sie ihn gekränkt?

Der Wind wirbelte das gelbe, fein gezackte Blatt eines Ahorns in ihren Schoß. Sie nahm es auf und rollte es spielend um ihre Finger, indem sie zum erstenmal seit ihrer Hochzeit in Ruhe den wunderbaren Lauf der Ereignisse überdachte, der sie gerade an diesen Strand getrieben hatte.

Ines de Granville hatte Vater und Mutter früh verloren und die Jahre ihrer erblühenden Mädchenzeit im Hause eines mürrischen Onkels verbracht, eines Beamten, der, von früh bis abend mit freudloser Gewissenhaftigkeit über Akten in seiner Amtsstube sitzend, sich eigentlich nur Sonntags um sein Mündel gekümmert hatte.

Ines aber hatte von der Mutter das lebhafte Temperament und die Lust am Leben geerbt. Sie liebte den alten Onkel nicht und das Haus am Markt der Stadt, dessen schwere Giebel es fast zu erdrücken schienen.

Sie liebte das Leben. Sie konnte es in ihrem Giebelzimmer nicht aushalten, in dem es nachts ächzte und stöhnte und der Holzwurm tickte. Sie haßte den grauen Staub, der aus des Onkels Akten herausstieg, und haßte seine Freunde, die alle ununterbrochen rauchten, deren Röcke immer nach Tabak rochen und an den Ärmeln glänzten, weil sie sich allabendlich stundenlang auf den Kartentisch lehnten.

Sie liebte das Leben, das Neue. Aber kannte sie es denn mit ihren neunzehn Jahren? Sie hatte immer nur das Alter gesehen und die Enge.

Sie liebte das Leben, und alles schien ihr von diesem fremden Leben zu sprechen. Nicht bloß durch ihre Träume zog es, leuchtend wie eine ferne Morgenröte am Himmel, auch im Wachen ahnte sie es an allen Orten. Der Wind sprach von solchem Leben jenseit ihres Wissens und der Regen, der aus Wolkenhöhen herabkam. Jede Mauer, die ihren Blick hemmte, schien ihr ein Stück Leben zu verhüllen, jede Welle im Fluß ein solches an ihren Augen vorüberzuführen.

Vor allem aber der Klang der Musik. Die Töne waren nur die Boten, die ihr von fernem, geheimnisvollem Weben mächtiger Kräfte sprachen, von einem Weben, das wie ein Rausch ihr ganzes Sein wandelte, das in allen Abstufungen leidenschaftlicher Gefühle Geist und Körper bald zu herrlicher Harmonie zu vereinen, bald aber wieder zu quälender Pein zu trennen schien. Ines er=



lebte die Töne eines Liedes und durchwandelte bei seinem Klange die ganze Leiter der Gefühle, Schmerz und Freude, Hoffnung und Verzagen.

Auf einer Gesellschaft hatte sie Herrn von Herseelen kennen gelernt. Er spielte Geige, während Doktor Ström hinter ihm stand. Es schien an jenem Abend, als ob er nur für Ines de Granville spiele. So wie er das junge Mädchen unverwandt angeblickt hatte, so hatten auch ihre Augen sich von ihm, von seinem Antlitz, von seinen Händen nicht losreißen können, die aus den Saiten bald Klagen und Seufzer, bald jubelnde Schreie zu locken verstanden.

Während sein Bogen über die zitternden Saiten glitt, stand Ines allein unter dem Banne des Barons, und sie hatte das Gefühl, daß etwas sie immer stärker, immer unwiderstehlicher ihm in die Arme trieb. Der letzte Ton verklang, alle erhoben sich, dem Spieler zu danken. Nur Ines blieb wie gelähmt sitzen, die Augen auf ihn gerichtet mit einem Ausdruck begeisterter Bewunderung, der sie alles andre vergessen ließ. Herr von Herseelen aber war gleichfalls aufgestanden, mitten durch die Geladenen auf sie zugeschritten und hatte sie mit einer ritterlichen Verbeugung gefragt, wie sein stümperhaftes Spiel ihr gefallen. Eine fremde, unbekannte Macht hatte sie gezwungen, sich zu erheben, steif wie eine Puppe, ohne eine Antwort zu finden. Mit einemmal hatte sie zum Erstaunen aller seine Hand ergriffen und geküßt und war dann aus dem Zimmer geeilt, um sich draußen im Freien schluchzend auf eine Bank zu werfen. Ein Zauberklang wogte in ihr, mit tausend Fäden schlang er sich um sie und knüpfte sie an den Spieler.

Kurz darauf hatte sie sich mit Herrn von Herseelen verlobt, und die Menschen sagten ihr nach, sie sei ihm nur seines Reichtums halber gefolgt und um das Giebelhaus am Markt zu verlassen.

Ines war das Gerede der Menschen gleichgültig. Sie sah auch die spöttischen Mienen ihrer Bekannten nicht, als sie in der von Neugierigen gefüllten Stadtkirche neben dem alten Mann an den Altar trat.

Sie liebte Herrn von Herseelen, und sie bewunderte ihn trotz seiner kleinen Schwächen und Absonderlichkeiten; auch wußte sie, daß man überall von ihm nur mit den Ausdrücken der höchsten Wertschätzung als von einem ausnehmend gelehrten und vielgereisten Manne sprach.

Im Zusammenhang damit fiel ihr auch die fremdartige und unheimliche Person des Doktors Ström wieder ein. Sie entsann sich, daß er auf jener Gesellschaft während des Spiels hinter Herseelen gestanden und sie nicht aus den Augen gelassen hatte. Von den andern Anwesenden hatte niemand sich um ihn gekümmert, und jedesmal, wenn sie einen der Gäste auf ihn aufmerksam machen wollte, war sie unterbrochen worden, sei es, daß sich andre herandrängten, einander zu begrüßen, sei es, daß man Ruhe für ein neues Musikstück forderte, oder daß ein Diener sich mit einem Teebrett zwischen sie und den Gefragten schob, ihr die Worte abschneidend. Erst später nannten einige den Namen Doktor Ström, während die meisten bestritten, ihn überhaupt bemerkt zu haben. Einige sagten, er stamme aus Schweden, doch wußte das niemand genau.

In welchem Zusammenhang aber stand dieser Fremde mit ihrem Gatten, und wie war er auf den Gedanken verfallen, ihr einen so kostbaren Schmuck zu schenken?

Alles das fuhr der jungen Frau durch den Sinn, während sie auf der Steinbank unter den stummen Musikanten im Park saß, und unter solchen Gedanken verflog allmählich das Erstaunen über die seltsame Erregtheit ihres Gatten. Sie nahm sich vor, ihn nicht mehr durch neugierige Fragen nach seinen Arbeiten zu reizen.

In bestem Einvernehmen verlief das gemeinsame Mittagessen, und nach seiner Beendigung erhob sich Herr von Herseelen und bot seiner Frau den Arm.

„Ich werde dir jetzt meine Bibliothek und meinen Arbeitsraum zeigen. Es sind ja die einzigen Zimmer im Hause, die du noch nicht kennst, und ich erlaube auch eigentlich niemand, sie zu betreten."

„Wie die andern Zimmer," bemerkte Ines lächelnd.

„Ja, fast wie die andern."

Mit diesen Worten geleitete der Baron die junge Frau an das Ende eines Ganges, zog dort einen großen Schlüssel aus der Tasche und öffnete eine eiserne Tür, die Ines entgangen war, da sie mit der gleichen gemusterten Tapete wie die Wand überklebt war.

Ein länglicher, von zwei Fenstern erhellter und mit Bücherregalen bis an die Decke umwandeter Raum tat sich auf. Wie in den übrigen selten geöffneten Räumen des Herrenhauses schlug auch in diesem Ines eine drückende Luft entgegen, der Geruch vergilbten Papiers und staubiger Folianten. Ines lief ans nächste Fenster und wollte es aufreißen, da aber legte ihr Gatte seine Hand auf ihren Arm und runzelte die Stirn.

„Du willst doch nicht etwa das Fenster öffnen?"

„Aber gewiß, mein Lieber, die Sonne soll herein!"

Herseelen aber machte eine lebhaft abwehrende Bewegung mit der Hand und wirbelte das Fenster nur noch fester zu. „Die Sonne? Wo denkst du hin, Ines! Was hat die Sonne mit diesen Büchern zu tun? Weißt du nicht, daß diese Bücher eine Versammlung von ungestorbenen Toten sind, die das dreiste Licht der Sonne nicht vertragen? In jedem Buche liegt ein lebendiges Wesen, ein Teil dessen, der es schrieb, und ein Teil dessen, der es gelesen hat. Jede Hand, die die Seiten gewendet, und jedes Auge, das auf ihnen geruht hat, haben einen unmerklichen Teil ihres Wesens diesen Büchern mitgeteilt. Aus all diesen Papieren reden tausend Stimmen zu mir. Aber es muß still sein, wenn du sie hören willst. Reißt du die Fenster auf, so verflüchtigen sich die feinen Seelen der Bücher in alle Winde!"

Ines fand sich in diesen Phantasien ihres Gatten nicht gleich zurecht, und noch weniger verstand sie ihn, als er das anstoßende Gemach öffnete, das zu einem Arbeitszimmer umgewandelt worden war. An den Wänden hing nicht ein einziges Bild, nicht ein einziger Stich, die Leere der Fensternische war durch keinen Vorhang gemildert, und das kühle Licht floß darum ungehindert, kahl, nüchtern über die mit allerlei Säuren besudelte Holzplatte eines großen Tisches, der vor dem einzigen Fenster von Wand zu Wand reichte. Dieser Tisch konnte aus dem Laboratorium eines Apothekers oder Physikers hierher verpflanzt sein. In scheinbarer Unordnung bedeckten ihn Gläser in allen Formen, kleine mit verschieden gefärbten Flüssigkeiten angefüllte Gefäße aus Porzellan und Glas, und Apparate, deren Zweck einem Uneingeweihten vollkommen verschlossen sein mußte.

Das alles betrachtete Herseelen als seinen ureigensten Bereich. Er nahm bald hier, bald dort eine Flasche vom Tisch, schüttelte sie, hielt sie gegen das Licht, roch hier und da kurz an einem der vielen Pulver, die in Schachteln aufbewahrt wurden, und gebärdete sich dabei, als sei jedes Fläschchen von äußerster Bedeutung. Endlich stellte er alles wieder sorgfältig an seinen rechten Platz und nahm seine Frau bei beiden Händen fest. „Siehst du," sagte er und schaute dabei ernst auf, „was könnte es dir nützen, wenn ich dir sagen wollte, daß in allen diesen Flaschen, Retorten, Gläsern und Büchsen Leben enthalten ist, Kräfte, die ohne Ende wirken und arbeiten, und die man nur in der rechten Weise leiten und zueinander zu lenken verstehen muß, um der Menschheit Nützliches zu erschaffen. Du würdest mir das einfach glauben müssen, wie du den Formeln glauben mußt, die in meinen Büchern stehen."

Ines hatte nur mit halbem Ohre zugehört. Seit sie die Bibliothek betreten hatte, war eine seltsame Beklemmung über sie gekommen, die jäh zunahm, eine Art Schwindel. Ihr Mann hatte aufgehört zu reden, sie bemerkte es nicht. Plötzlich faßte er jäh nach ihren Händen mit einem fremden, starren Blick, einem Blick voll grausamer Wildheit. Es war ihr, als zöge er sie nicht nur mit seinen Armen näher an sich, sondern als bannten sie Raubtieraugen, als sauge sich in diesen Räumen seine Seele an der ihren fest. Diesmal, sie fühlte es deutlich, zwang sie nicht das Gefühl der Liebe, sich ohne Worte an seine Brust zu lehnen und ihm ihre Lippen zum Kuß zu reichen. Eine fremde Macht trieb sie an. Sie schloß die Augen mit einem gequälten Ausdruck, sie wollte sich zur Seite biegen, zurücktreten, doch ihr Wille schien mit einemmal vollkommen auszusetzen. Mit einem Seufzer, der wie ein leiser Hilferuf klang, ließ sie sich von ihrem Gatten küssen.

Der Baron umschlang seine Frau und drückte sie an sich mit einer Kraft, die niemand in dem alternden Manne vermutet hätte. Ines rang nach Atem. Es brauste und wirbelte in ihrem Hirn. Sie hatte das Gefühl, als ob alles Blut, alle Kraft von ihr ströme. Eine eisige Kälte verbreitete sich in ihrem Körper, bis in die äußersten Spitzen ihrer kraftlosen Finger und ließ sie wie unter einem frostigen Windstoß zusammenschauern.

Stunden mochten vergangen sein, als die junge Frau die Augen öffnete und, aus bleierner Betäubung erwachend, um sich blickte. Sie lag in einem tiefen Lehnstuhl, dessen Rücken beiderseits wie mächtige Ohren ausgebaucht war, rings um sie ragten die gefüllten Bücherschränke der Bibliothek zur Decke. Sie wollte sich erheben, aber sie war so schwach, daß es ihr erst beim dritten Versuch gelang. Als sie stand, zitterten ihre Knie, und sie bedurfte ihrer ganzen Willenskraft, um den Tisch zu erreichen, der, mit Karten und Büchern bedeckt, die Mitte des Raumes einnahm. An ihm tastete sie sich herum, denn sie hörte Stimmen durch die angelehnte Tür aus dem Nebenraum dringen.

Die Tür ließ so viel Raum frei, daß Ines ungehindert in das Arbeitszimmer schauen konnte. Ihr Mann saß im gelben Schlafrock vor dem großen Tisch, allerlei Gläser standen umher, und er beobachtete aufmerksam das Brodeln einer dunklen Flüssigkeit auf einem kleinen Brennherde. Hinter ihm, scheinbar gleichfalls in das Experiment versunken, stand eine schwarzgekleidete Gestalt, der lange dunkle Haare bis auf den Rockkragen herabhingen. Als sie ein wenig das Gesicht wandte, erkannte Ines die greisenhaften Züge und die scharf hervorstechende Hakennase Doktor Ströms.

Die junge Frau lehnte sich gegen die Wand und verwandte kein Auge von den beiden Männern. Wann war der Schwede gekommen, und was suchte er in Zwergrode? Nur allmählich kehrten ihr Kraft und Überlegung zurück, und sie wollte schon in den Arbeitsraum eintreten, als ihr einfiel, daß sie ihren Mann damit sicherlich in einem schwierigen Versuch stören würde. Darum blieb sie stehen und schaute nur mit wachsender Verwirrung auf das Antlitz des Fremden.

Ines begriff nicht, daß ihr die Züge dieses sonderbaren Menschen überhaupt jemals auch nur für einen Augenblick aus dem Gedächtnis hatten schwinden können. Sie sagte sich: wenn ein Bildhauer die Maske eines Lucifer braucht, so hat er nur nötig, Doktor Ström als Modell zu nehmen. Niemals glaubte sie ein ähnliches Gesicht gesehen zu haben. Trotzdem man aus tiefen Furchen auf ein schon vorgerücktes Alter schließen mußte, so waren doch andrerseits in seinem Antlitz verschiedene Leidenschaften noch mit völlig ungebrochener Kraft ausgeprägt. Sie zeigten sich in dem scharfgeschnittenen großen Munde, in den tiefen Falten zwischen den Brauen und längs der Nasenflügel und leuchteten aus den hinter einer großen Brille stahlhart vorblitzenden Augen.

Plötzlich stieß Doktor Ström ein kurzes, dröhnendes Gelächter aus und schlug mit seiner schweren Hand so unerwartet auf Herrn von Herseelens Schulter, daß diesem ein von ihm eben mit zärtlicher Sorgfalt vom Brennherd emporgehobenes Glasfläschchen aus der Hand herabfiel, in viele Scherben zerbrach und seinen Inhalt auf den Tisch spritzte. Über das Gesicht des Barons zuckten Schrecken, Schmerz, ja Verzweiflung auf. Er stieß einen dumpfen Schrei aus, als sei er von einer feindlichen Kugel getroffen, und kehrte sich mit zorngerötetem Antlitz um, als wolle er dem Fremden an die Kehle fahren. Aber unter der schweren Hand des andern kroch er sofort wieder in sich zusammen, und auf die Scherben starrend, fragte er nur mit bebender Stimme, während ihm Tränen in die Augen traten: „Warum? Warum das? Die Arbeit war fast beendet!"

„Eben darum!" rief Ström. „Wenn du die Arbeit beendet hast, bist du nichts mehr! Was hat dein Dasein dann für einen Zweck?"

Herr von Herseelen seufzte tief auf und stützte einen Augenblick das Haupt auf die Hände, dann wischte er mit einem schmutzigen Lappen die vergossene Flüssigkeit auf. „Du hast recht! Und doch, sollen die Menschen niemals Heilung finden?" seufzte er.

„Narr!" erwiderte Doktor Ström mit tiefer Stimme. „Einen Menschen heilen wollen, heißt die Wege der Natur durchkreuzen. Du wärst wert, daß man dich für eine solche Erfindung hängte!"

„Aber soll Ines —?" Der Baron erhob sich mit gerunzelter Stirn und finsteren Augen.

Doch ehe er den Satz noch vollenden konnte, legte ihm der Schwede seine breite Hand auf den Mund und sagte ruhig: „Schweig! Deine Frau steht hinter uns!" Damit trat er rasch auf die Tür zu, hinter der Ines horchte, und stieß sie vollends auf. Er verbeugte sich vor der Hausherrin. „Wir sollten Ihnen böse sein, gnädige Frau, daß Sie uns stören!"

Ines hatte anfangs erschrocken davonlaufen wollen, als sie sich entdeckt sah. Aber die Gegenwart der beiden Männer schien ihren Willen zu lähmen. Sie lächelte errötend, verließ ihren Platz am Tisch und trat mit einigen nichtssagenden Worten zu den beiden ins Laboratorium, in dessen Tiefen sich eben die ersten Schatten der Dämmerung einnisteten.

Ihr Gatte aber ging rasch auf sie zu, nahm sie bei der Hand und führte sie, ohne ein Wort zu sagen, an Doktor Ström vorbei in den Saal zurück. „Du siehst blaß aus, meine Liebe," sagte er, ihr einen bequemen Stuhl anbietend. „Warum standest du drüben? Die Dünste haben dir geschadet! Hab' ich dir nicht verboten —?"

Ines sah starr auf ihren Gatten, hinter den wieder die hohe Gestalt des Schweden geglitten war. „Warum — ich — drüben stand?" fragte sie langsam und stockend. „Ja, du mußt es ja besser wissen als ich. Du küßtest mich, und —"

Da lachte Herseelen, und sein Lachen kam in rauhem Echo von den Lippen des andern zurück. „Ich küßte dich!" rief er. „Freilich, freilich, ich küßte dich, und dann gingst du hinaus, weil dich der Dampf einer Retorte belästigte, und ich machte mich an die Arbeit! Wie soll ich aber wissen, was du unterdessen getrieben hast. Doch warte —"

Damit nahm er vom Flügel den Geigenkasten herab und trat mit kurzen, eiligen Schritten, wie alternde Männer zuweilen gehen, in die Mitte des Saales. Den Blick auf Ines gerichtet, begann er zu spielen.

Erst strich er ganz leise mit dem Bogen über die Saiten, daß die Töne wie schmeichelnde Hände die Nerven der jungen Frau beruhigten, dann schwoll sein Spiel immer mehr an, immer rascher und machtvoller glitt der Bogen. Nicht die Arme allein, der ganze Leib des Spielers geriet in Bewegung, bald wiegte Herseelen seinen Oberkörper hin und her, bald stellte er den einen Fuß, bald den andern vor, das Phantasiestück, das er zu spielen angefangen hatte, ging in einen abenteuerlichen Tanz über. Ines sah mit leuchtenden Augen, wie ihr Gatte unter den wundersamen Klängen des Instruments langsam auf sie zuschritt und dann einen halb feierlichen, halb grotesken Tanz aufführte, wobei er sich im Kreise um ihren Stuhl drehte. Sie konnte sich nicht genug über die Jugendlichkeit der Bewegungen wundern, und mochte es nun der Einfluß der Musik oder das jähe Erstaunen über den lebhaften Tanz ihres Gatten sein, sie bemerkte wohl den gelben Schlafrock, der wie Insektenflügel die Gestalt des Gatten umflog, aber das Lächerliche und Abgeschmackte seines Gebarens schien ihrer Beobachtung völlig zu entgehen.

Doktor Ström war unterdessen hinter den Stuhl der jungen Frau getreten und beugte sich über sie herab, seinen Mund ihrem Ohre nähernd. Als Herseelen anfing, sich im Tanz um Ines zu drehen, flüsterte er ihr zu: „Sehen Sie doch, wie er tanzt und spielt! Haben Sie schon je einen Menschen so tanzen und spielen sehen?"

„Nein!" erwiderte Ines leise.

Doktor Ström berührte mit den Fingerspitzen der linken Hand die Schulter der jungen Frau. „Schön spielt Herseelen!" flüsterte er ihr zu.

„Schön spielt Herseelen!" wiederholte Ines gehorsam.

Die Dämmerung hatte immer mehr Besitz vom Saal ergriffen. Zu unbestimmten Schatten flossen die Möbel zusammen, die Bilder an den Wänden traten zurück, als versänken sie in Schleierwolken. Nur ein fahler Lichtschein flog noch von den Fenstern herein und huschte unsicher über den gelben Rock des Barons.

Wieder beugte sich Doktor Ström dicht an Ines' Ohr, daß sein Atem ihre Wange streifte. „Wie Sie Herseelen lieben!" raunte er ihr zu.

Die junge Frau bog sich ein wenig zur Seite, ein peinigendes Gefühl von Unruhe, ein Gefühl heimlichen Grauens erfaßte sie, als umklammere sie ein gespenstisches Wesen, eins jener Geschöpfe, die grauenhaft und übermächtig uns in unsern Träumen quälen. „Ja, wie ich Herseelen liebe!" kam es im Echo von ihren Lippen zurück, ohne daß sie gewußt hätte, was sie sagte.

„Küssen Sie ihn!" klang neben ihr die Stimme.

„Ja! Ja!"

Ines erhob sich willenlos und glitt auf ihren Gatten zu. „Ich muß dich küssen!" stammelte sie.

Da blieb Herseelen plötzlich stehen, ließ die Geige zu Boden fallen und breitete die Arme aus. Ines sank an seine Brust, und ohne die Arme zu erheben, die kraftlos an ihrem Leibe herabhingen, bot sie ihm ihre

roten Lippen zum Kuß. Alles Schwere und Kraftvolle des Körpers fiel von ihr ab, als löse sich dieser auf.

Endlich ließ der Baron sie los. Er mußte sie stützen, sonst wäre sie umgesunken. Ihre Lippen waren blaß wie aus Elfenbein, ihre Augen erloschen. Da hob er sie empor und trug sie nach dem Sofa. Sie schlug die Augen zu ihm auf und lächelte matt.

„Wie ich dich liebe!" kam es leise noch einmal von ihren Lippen, und sie nahm seine Rechte zwischen ihre beiden Hände, um ihre Finger an seiner Hand zu wärmen, denn sie fror, und ihre Hände waren weiß und fast durchsichtig geworden wie ihre Wangen. Plötzlich fiel ihr Doktor Ström ein. Sie sah sich nach ihm um, müde den Kopf hebend. „Wo ist dein Freund?"

Doktor Ström war verschwunden.

Da schmiegte sich Ines dicht und wie im Frost erschauernd an ihren Gatten. „Wer ist dieser abscheuliche Schwede? Du darfst ihn nicht wieder einladen!"

Der Baron machte sich von seiner Frau los, stemmte die Hände in die Seiten und lachte laut auf. „Was da! Fürchtest du dich etwa, mein Kind? Fürchtest du dich?"

Ines lehnte sich zurück gegen das Sofa und runzelte die Stirn. „Ja, ich mag mit dem Unheimlichen nichts zu tun haben! Was führt ihn hierher? Wer ist er?"

„Weiß ich's?"

„Aber du kennst ihn doch, und du bist so seltsam in seiner Gegenwart!"

Der Baron zuckte die Achseln. „Er ist vielleicht dein und mein Schicksal, Kind," sagte er in einem Tone, der Ines im ungewissen ließ, ob Scherz, ob Ernst gemeint sei, dann rannte er nach der Tür, riß sie auf und zog die Klingelschnur. „Jean! Jean!" rief er in den Gang hinein. „Zünde die Lampen an! Es muß hell werden!"

(Schluß folgt.)

Die Nacht

Wenn der Tag mit goldner Hand
Scheidend grüßt das müde Land
Und sich hüllt in Purpurfalten,
Hebt sich aus des Abgrunds Spalten
Jäh die Nacht! —
Riesenflügel, kahle, graue,
Streckt sie über Meer und Aue,
Auf das Gold der Bergesmatten
Dehnt sie ihres Mantels Schatten,
Und der Spuk im Moor erwacht.

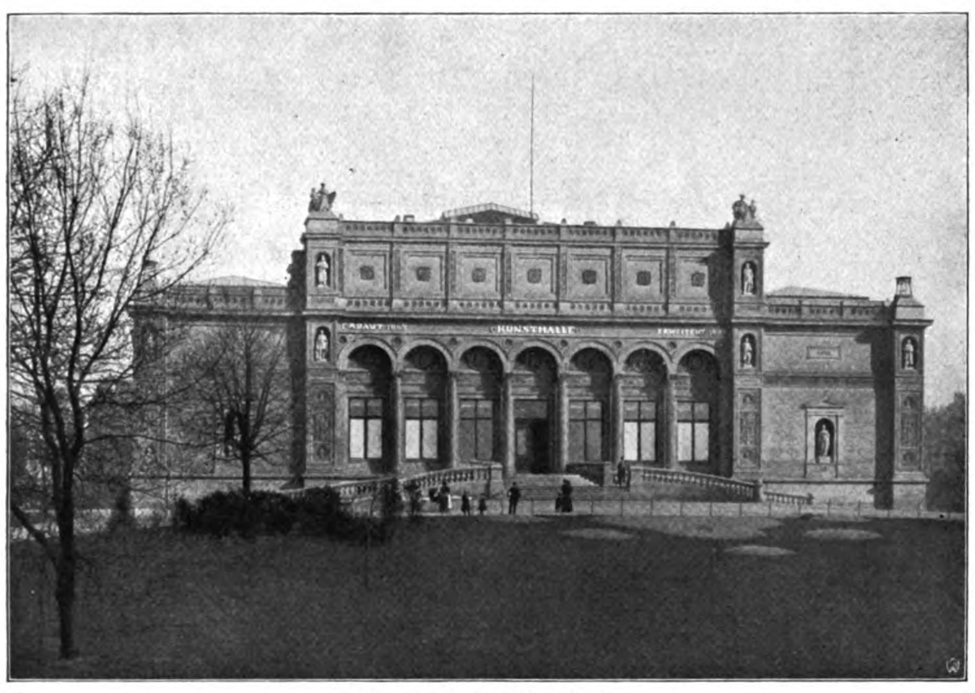
Neidvoll streift sie Farb' und Glanz
Von der Fluren buntem Kranz,
Hebt die Hand zum Bannbefehle —
Da verstummt des Vogels Kehle,
Und er bebt! —
Streicht im Wallen der Gewande
Fort den Steig vom Bergesrande,
Deckt dem Dürstenden die Quelle
Und verhüllt der Heimat Schwelle,
Die des Müden Fuß erstrebt.

Weh! — Auch Menschenkraft und -plan
Packt ihr Hauch mit Zweifels Wahn,
Und zum Spott wird alles Ringen,
Und der Hoffnung Märchenschwingen
Sind zerdrückt! —
Glücklich, wer sein Herz verschließen
Durfte nach des Tages Grüßen!
Steht auch Nacht vor seiner Schwelle —
Seine Seele geht durch Helle,
Singend, siegend, kranzgeschmückt!

Margarete Steiner



Gustav Marx: Alt-Hamburg.
Zu dem Aufsatz „Hamburg im eignen Bilde“ von Dr. Heinrich Spiero.



Die Hamburger Kunsthalle.

Hamburg im eignen Bilde

Von Dr. Heinrich Spiero

Der alte Kaiser kam fast niemals nach Hamburg, Kaiser Wilhelm II. ist in jedem Jahr wenigstens einmal hier. In diesem Gegensatz liegt mehr als der Ausdruck verschiedenartiger Neigungen, er spricht vielmehr in markanten Vertretern zweier Zeitalter die tiefe Wandlung aus, die das deutsche Wesen in den letzten dreißig Jahren durchgemacht hat.

Deutschland ist heute, wie Karl Lamprecht einmal ganz knapp und schlagend gesagt hat, ein Küstenland, und es war bis weit nach dem letzten Kriege ein Binnenland. Die stets anwachsende Zahl und Dichtigkeit der überseeischen Beziehungen kreuzt nun naturgemäß immer Ausfalls- oder Einfallstore des Handels und erweckt hier eine Fülle neuen Lebens. Wenn man eine Weltkarte mit eingezeichneten Dampferlinien vornimmt, so sieht man die schwarzen Striche von allen Ecken der Erde wie Kabel nach den deutschen Küstenpunkten zusammenlaufen und dann wie in Trichter in die größten Flußmündungen verschwinden. Der weiteste dieser Trichter ist die Elbmündung, und Hamburg ist unter den deutschen Bundesstaaten heute die Vormacht des überseeischen Handels und Verkehrs, stark durch das hinter ihm liegende Deutschland (auch für Österreich ist Hamburg der größte Umschlagshafen), stark aber im gleichen Maße durch die selbstbewußte, von ihren Zielen nicht dauernd abzulenkende, auf eine lange Tradition gestützte und durch tausendfältige, selbstgeschaffene Verbindungen zu überseeischen Ländern erleichterte Arbeit seiner Bewohner, die sich hineingesetzt wissen in einen unablässigen Verkehr mit der ganzen Erde. Alles dient dem überseeischen Handel und Verkehr.

Auch die Stätten und Möglichkeiten, die die Wissenschaft in den letzten Jahren hier fand, sind ganz dem besondern Wesen Hamburgs angeglichen: eine Reihe von Instituten nautischen, naturwissenschaftlichen, gewerblichen Charakters wurden, soweit sie nicht dem Reich angehören, durchweg aus Privatmitteln errichtet und entwickelt und dann erst dem Staat übergeben; dazu trat das Vorlesungswesen der Oberschulbehörde, das Tausenden in den hier allein freien Abendstunden die Möglichkeit sprachlicher, wissenschaftlicher, praktischer Weiterbildung gibt, es kam die Wissenschaftliche Stiftung, die für einzelne,



Theodor Hagen: Steckelhörnfleet in Hamburg.

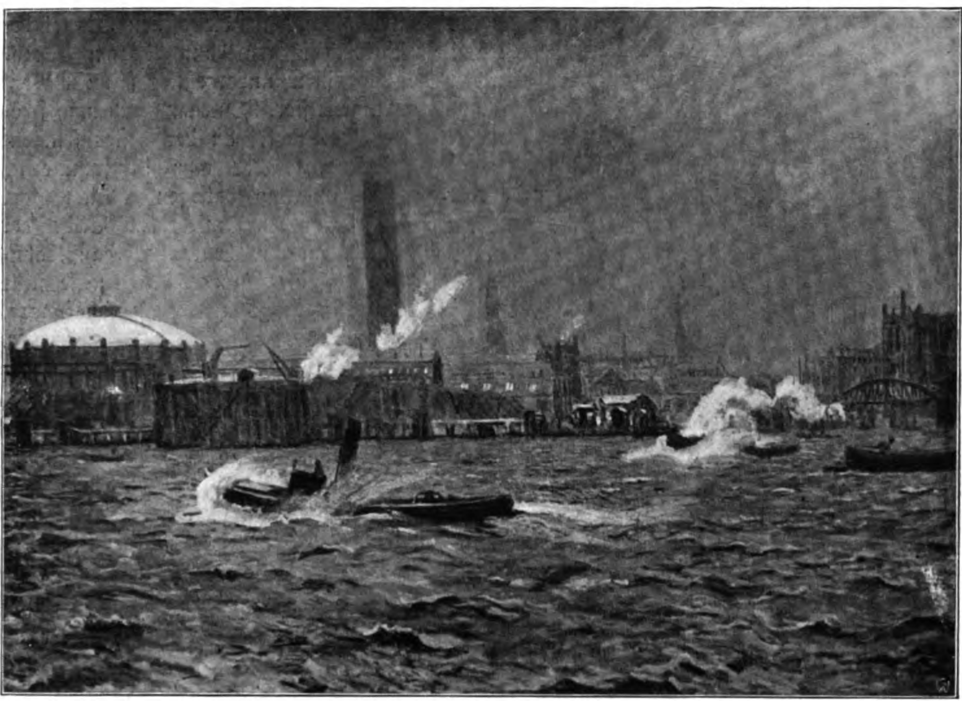
zum großen Teil übers Meer führende Unternehmungen Mittel bereitstellt und Kräfte anwirbt, und endlich entstand das hamburgische, aber vom Reich geförderte Kolonialinstitut mit der Zentralstelle für koloniale Bestrebungen. Auch dies ist nur immer, wie alles bisher, eine vorletzte Etappe auf dem Wege zur Schaffung einer großen wissenschaftlichen Organisation.

Ungleich schlechter erschienen daneben die bildenden Künste gebettet. Die frohe Entfaltung, die sie einst zur Zeit Philipp Otto Runges und seiner Freunde hier erfuhren, war lange wieder völlig gehemmt, und erst in den letzten Jahrzehnten ist hier langsam, aber durchaus mit hansischer Zähigkeit eine neue Entwicklung immer sichtbarer ins Leben getreten. Sie ruht vor allem auf zwei Männern, von denen jeder eine völlige Individualität und doch auch mit durchaus typisch hamburgischen Eigenschaften ausgestattet ist: auf Justus Brinckmann und Alfred Lichtwark. Justus Brinckmann hat durch seine ganz bescheiden begonnene und nun in ihrem Reichtum kaum übersehbare Sammlung, das Museum für Kunst und Gewerbe, unschätzbare Wirkungen erzielt, die, wie sie in Hamburg das Kunstgewerbe, das Handwerk, den allgemeinen Geschmack beeinflußt haben, zugleich in ganz Deutschland und darüber hinaus Wirkungen hinterließen und immer neue auslösen. Alfred Lichtwarks Tätigkeit konnte nach andrer Richtung hin wirken: sie erschöpfte sich so wenig im Sammeln wie die Brinckmanns, auch sie griff über die äußern Aufgaben einer Museumsleitung weit hinaus, befruchtete den Dilettantismus, der sich am schönsten auf photographischem Gebiet bald zu einer ungeahnten Höhe emporgehoben hat, weckte den Sammelgeist bei Privaten, half den Sinn für vergessene Kunstübungen, z. B. die Medaillenprägung, neu erwecken, wies die Lehrerschaft, deren Verständnis sofort aufnahmebereit war, auf Kunsterziehung hin und belebte — um die keineswegs schon geschlossene Reihe doch einmal zu beenden — den Sinn für die Heimat neu durch Entdeckung und Darstellung vergessener hamburgischer Meister, von den Anfängen der neueren Malerei bis tief ins neunzehnte Jahrhundert, durch Sammlung ihrer Bilder und durch die Schöpfung einer besondern Galerie von Bildern aus Hamburg.

Bescheiden wird, was mit dieser Sammlung bezweckt wurde, von ihrem Leiter angedeutet in seinem Buch „Hamburg. Niedersachsen“. Der Mann, der für den Stand



Gotthard Kuehl: Inneres der Katharinenkirche in Hamburg.



Graf Leopold von Kalckreuth: Elbe bei Grasbrook.

der Dinge um 1895 das vortreffliche Wort fand: „Hamburg drückt sich noch nicht aus", schreibt da: „Eine dritte Galerie, die Sammlung von Bildern aus Hamburg, ebenfalls zu stattlichem Umfang herangewachsen, umfaßt die Werke hervorragender Künstler, die nach Hamburg eingeladen waren, um Land und Leben zu malen." Welche Bedeutung diese Ladungen für Hamburg und für die ganze deutsche Kunst hatten, lehrt nun eine Wanderung durch die Räume der Kunsthalle, in denen, nach den Lichtverhältnissen leider nicht sehr glücklich, diese Bilder untergebracht sind. Die Sammlung ist noch nicht fertig, es kommt immer Neues hinzu, aber der Überblick, den die vorhandenen Werke gewähren, gibt etwas völlig Unvergleichliches. Es wird sich in seiner ganzen Schönheit und Fülle erst darstellen, wenn der geplante Anbau der Kunsthalle dem Direktor die Möglichkeit gibt, jedem Bilde den seiner Eigenart angemessenen Platz in Luft und Licht zuzuweisen. „An hervorragende Künstler" sollten die Einladungen ergehen: sie ergingen an die ersten, die Deutschland zu vergeben hatte, und wie sich wohl keiner der Aufforderung versagt hat, hat nahezu jeder dabei voll seine Rechnung und in dieser Stadt, ihrer Landschaft und ihren Menschen Gegenstände gefunden, wie sie dankbarer deutschen Künstlern nicht geboten werden konnten.

Es galt zunächst, die Stadt selbst zu zeigen. Sie war, als die Arbeit begann, zwar bereits durch die mit dem Zollanschluß verbundenen Bauten umgestaltet, aber doch nicht in dem Maße verändert, wie sie nach zwei bis drei Jahren aussehen wird, wenn die nun eingetretenen Umwälzungen ihren endgültigen Ausdruck in neuen Straßen und Bauten gefunden haben werden. So sehen wir noch in die alten Fleete, die oft beschriebenen Speichergassen hinein, wenn etwa Theodor Hagen, der Weimarer Meister, das Steckelhörnfleet darstellt, ganz in graue und schwärzliche Töne getaucht, wie es auch unter schrägen Sonnenstrahlen immer erscheint, das typische Hamburger Fleet mit dem trägen, trüben Wasserlauf, den daran emporsteigenden hohen, schmalen Häusern, den spitzen Giebeln mit den Windehaken, den kleinen Fenstern in wurmstichigen, schmalen Holzrahmen. Franz Skarbina malte als Gegenstück dazu alte Gänge, jene Gassen, durch die kaum ein Wagen fahren kann, wie den Bäckergang, und hinter deren schmalen, lichtlosen Häuserfronten, durch enge Stege

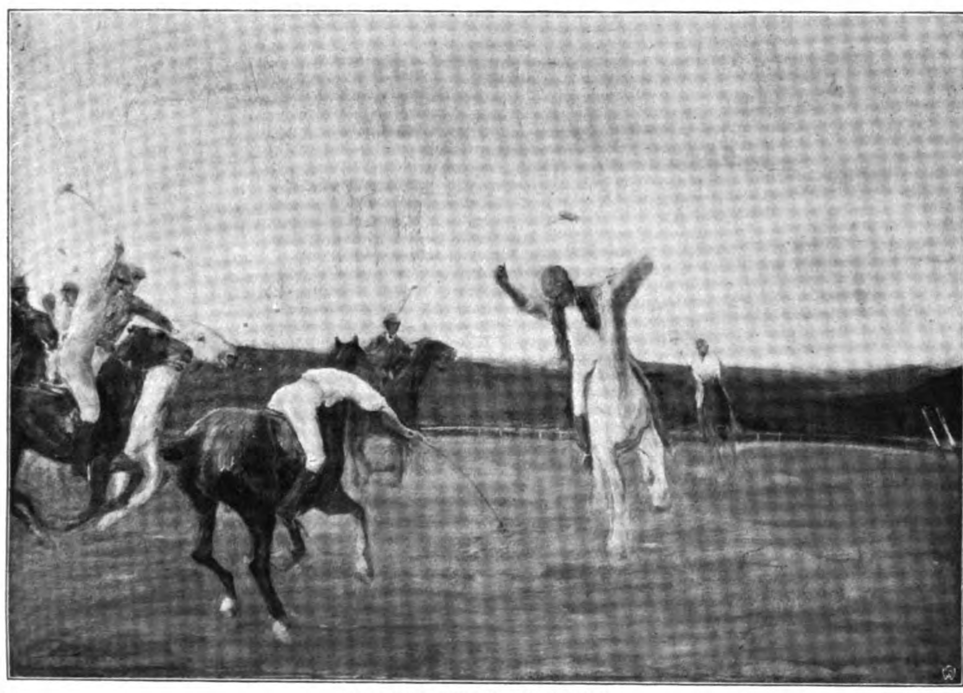
hindurch erreichbar, die nur einer hinter dem andern vorsichtig durchwandert, oft Gärten, weite Höfe sich bargen; da sehen wir einen solchen Garten in der Nähe des Schaarmarktes, die Häuser halb versteckt hinter eng durcheinander gewachsenen grünen Bäumen und Sträuchern, dazwischen, sich mit dem blauen Leinenkleid fein abhebend, ein strickendes Mädchen von echt niedersächsischem Typus. Hans von Bartels malte in lebhafter Morgenstimmung eine Straße der Altstadt, durchwogt von einkaufenden und zur Arbeit gehenden Leuten, Hans Herrmann den Markt am Meßberg bei aufleuchtenden Laternenlichtern, Gotthard Kuehl den dunklen, winkligen Hof einer Essigfabrik mitten in der alten Stadt. Er fand dann immer wieder dankbare Motive an den alten Stadtkirchen, deren Türme das Hafenbild wie das Alsterbild beherrschen. Da zeigt ein prachtvolles Interieur einen Teil der Katharinenkirche, belebt durch die in bewegtem Schreiten dargestellte Gestalt eines Pastors, da wird die ausgebrannte und nun wieder erstehende Michaeliskirche festgehalten, ein reizvolles Motiv des äußern Baues und eins des schönen Innern dieser alten Festkirche der Stadt gegeben, und Valentin Ruths, damals der Altmeister der hamburgischen Künstler, malte in seiner weichen, lyrischen Art ein Stück eines alten Stadtkirchhofs mit stehenden und niedergesunkenen Kreuzen, in sommerliches Grün gebettet.

Weiter hinaus in die offnen Viertel der alten Vororte führen dann Askan Lutteroth, der einen unvergeßlich schönen Platz an der Außenalster, Fontenay, und noch schöner eine Bootbauerei an der Alster festhielt, Carl Albrecht, der eine in sommerlich grüner Dämmerung daliegende Allee gab, Max Liebermann mit dem Bilde der Kirchenallee, an der heute der Hauptbahnhof liegt, die aber damals noch eine stille breite Straße längs einem Friedhof war. Und Thomas Herbst, ein Hamburger, zeigt einen jener weichen Abende an der Alster, an denen die rastlose Tätigkeit der Stadt befreit aus- und aufatmet. In das Herz dieser Tätigkeit führt vor allem Leopold Graf Kalckreuth, der jetzt, ganz hingenommen von den malerischen Problemen der Gegend, in einem Dorfe bei Hamburg angesessen, zum Hamburger geworden ist.

Wie der Schwede Anders Zorn sich am Hamburger Hafen versuchte, wie Carlos Grethe in einem ungefügen, aber eindrucksvollen Bilde ein Stück der Landungsbrücken mit Schiffsrümpfen darstellte, so gab Kalckreuth immer wieder die Stätten, an denen die besondere hamburgische Tätigkeit am sichtbarsten und am vernehmlichsten sich ausdrückt. Da kehren Werftarbeiter über den breiten Spiegel des sich schon abendlich verfärbenden Wassers von der Arbeit heim, bis zum Sinken überladen strebt der Handkahn dem Ufer zu; da steht eine Dückdalbe,



Ludwig Dettmann: Altonaer Fischmarkt.



Max Liebermann: Polospieler.

ein Bündel trotzig zusammengepreßter Pfähle im leicht wogenden Strom; da gibt es auch einmal Sonntagsstimmung an den Landungsbrücken, friedliche Ruhe nach der unablässigen Hetze von sechs Wochentagen. Die Gewalt und die Eigenart des Wassers kommt wohl am schönsten auf dem Bilde „Elbe beim Grasbrook“ zum Ausdruck, einem Meisterwerk beharrlicher Versenkung in die nicht so leicht zu packende Natur des hier so breiten Stroms. Mit feinem Gefühl ist bei der Auswahl all dieser Bilder das rein Photographische vermieden, nirgend irgendein Auftragen spürbar. Da wird nicht der neuste Typ eines Amerikadampfers als solcher in die Mitte gestellt, da fehlen die sonst so häufigen flotten Virtuosenstücke ein- und ausfahrender Dampfschiffe, es sind überall ganz echte und bezeichnende Lebensbilder geworden.

Wie wundervoll gibt Ludwig Dettmann, ganz in das Silbergrau eines Hamburger Morgennebels greifend, den Altonaer Fischmarkt mit dem Durcheinander von Verkäufern und Käufern, wie bescheiden Fritz Thaulow Treibeis im Zollkanal. Nichts ist bloße Vedute, alles ist Bild. Noch fehlt manches in der Sammlung, die nicht aus Staatsmitteln, sondern durchweg mit privatem Gelde geschaffen ist. Noch vermissen wir einen Ausschnitt aus der Börse, dem andern Mittelpunkt des Handels, und wir denken, wie einst Menzel die groß gewordene Industrie in all ihrer Bewegung im „Eisenwalzwerk“ darstellte, so hätte vielleicht Skarbina einmal ein bewegtes Stück aus der Hamburger Börse malen können; nun ist ihm der Pinsel aus der zu früh erkalteten Hand genommen — die Aufgabe aber für einen andern geblieben. Noch fehlt eine Arbeiterversammlung, noch ein Sportbild von der Alster in glitzender Sonne, wenn die weißen Segel hin und her ziehen, dazwischen vorsichtig die kleinen Verkehrsdampfer ihren Weg suchen und ein allen Ständen angehöriges Publikum die Ufer kränzt. Auch das wird noch, wie wir vertrauen, sich einstellen.

Hamburg hat eine überaus reizvolle Umgebung; wer's draußen noch nicht wußte, konnte und kann es jetzt aus dem schönen Buch „Die Niederelbe“ von dem Hamburger Professor Richard Linde lernen. Und diese Umgebung, die im Grunde von der Ostsee bis zur Nordsee reicht, bietet, wie wiederum Alfred Lichtwark treffend ausgeführt hat, alle Gegensätze von den farbigen, waldgekrönten Ufern des baltischen bis zu den auf einen Ton gestimmten baumlosen Küsten des deutschen Meeres. Was hier zu geben war,

war mannigfaltig, aber wohl leichter bezwingbar, bot der neuen Kunst, die so sehr viel Gelegenheit hatte, sich an den Aufgaben der Stadt zu schulen, weniger Probleme, die sie nicht auch an andern Stellen gefunden hätte, bot ihr aber wegen der Mannigfaltigkeit der Eindrücke ein großes Feld, das reichlich ausgenutzt wurde. Hier steht Max Liebermann voran. Das Bild der Polospieler auf der Wiese in dem Jenischschen Park zu Flottbek ist eins seiner Meisterwerke. Die bewegten Gestalten zu Pferde mit den langen Schlägern in den Händen, das abstechende und dennoch harmonisch sich einfügende Rot vor dem Grün der Wiese und der sie umgebenden Bäume — das ist ein köstliches Bild, ganz frisch, wie das kleinere, das jene Wiese sich selbst überlassen darstellt, und das flankiert wird von sechs Elbstimmungen zu verschiedenen Tages- und Wetterzeiten, alle völlig echt, aus völliger Hingebung an den Stoff gemalt.

Ich weiß nicht, ob die Elbchaussee von Altona bis Blankenese wirklich, wie ein Poet gesagt hat, die schönste Europas oder gar der Welt ist. Aber jedenfalls ist sie mit der in Deutschland unvergleichlichen Fülle ihrer Parke, deren einen auch Ernst von Wildenbruch in seinem Buch „Eiserne Liebe" einmal sehr glücklich geschildert hat, mit ihrer stets wechselnden Aussicht auf den immer breiter werdenden Strom, ein Schmuckstück unsers Landes. „Der Rhein ist des Deutschen offne, harmlose Fröhlichkeit, die Elbe ist seine sinnende, gedankentiefe Schwermut. Aber der Rhein fließt nur durch die westliche Seite Deutschlands — die Elbe strömt ihm mitten durchs Herz. Der Rhein in seiner Fülle ist Heiterkeit in Wirbel, Tanz und Sprung; die Elbe in ihrer Fülle ist Seligkeit in der Ruhe. Am Rhein klingt Gesang und Gläserklang; an der Elbe dreht eine Mühle ihre Flügel, ohne Laut, und der Strom trägt wiegende Nachen und lastende Schiffsriesen mit demselben großen Schweigen. In den Rhein schauen Felsen hinab und verfallene Burgen aus versunkenen Zeiten — an der Elbe rauschen leise die weiten Gärten königlicher Kaufherren, die geruhig lächelten, wenn man sie drinnen im Lande Krämer schalt, deren Muße so groß war wie ihre Geschäfte, und deren Parke vor ungezählten Schloß- und Fürstengärten eins voraushaben: schwere, breitbeschwingte Poesie ... Und die Elbe atmet. Lautlos hebt und senkt sich ihre breite Brust, und senkt sie sich, so steigen schweigende Inseln daraus hervor, silberne und grüne Inseln, Inseln der keuschen Seligkeit, auf denen weder Menschen noch Tiere wohnen können, und deren silbernes Gras die Sonne vergoldet, und hebt sich die Brust, so versinken sie lautlos, wie sie erschienen." So hat ein hamburgischer Dichter, Otto Ernst, in seinem besten Werk den Eindruck nachgestaltet, den seine Jugend von diesem Strom empfing. Und so empfingen auch diese Maler das Wesen des Stroms und seiner Ufer. Unendlich zart hat Ludwig von Hofmann einen solchen Landsitz gemalt, in all seiner grünen Schwere, von der sich, an ein Gitter gelehnt, eine weiße Frauengestalt abhebt; so hat derselbe Künstler Elbströmungen dargestellt und wiederum Max Liebermann die Jakobsche Terrasse, das Ziel so vieler Ausflügler, mit ihren in geraden Reihen gepflanzten Bäumen, durch die der weite Horizont über den Strom blickt, und durch deren Blätter versprengte Lichter auf die darunter sitzenden Menschen fallen.

Gustav Marx, der jüngst auch ein Stück Althamburg gab (s. Einschaltbild), malte die Aussicht vom Süllberg bei Blankenese unter zusammengeballten Wolken, die ein gelblicher Schwefelstreif durchschneidet. Und andre gingen an die Nebenflüsse des Stroms; reizvolle Ausschnitte gab Thomas Herbst von der Este auf dem linken Elbufer. Hans Olde hielt in einem Bilde von vollausatmendem Behagen die Diele des Herrenhauses auf der Insel Waltersdorf fest, eine alte, typische Wohndiele mit dem Blick durch die breiten Türen ins Freie. Julius von Ehren, ein Angehöriger des jungen Hamburger Malerkreises, zeigte in einem frischen Gemälde Schulkinder des Landgebiets auf dem Heimwege. Und hier erwiesen sich überhaupt diese jüngeren Hamburger Künstler, die Lichtwark und sein Kreis ja gerade beeinflussen wollten, besonders arbeitskräftig: Ernst Eitner malte ein Herbstbild aus dem alten Wohnvorort Billwärder, auch an einem Nebenfluß der Elbe gelegen, Friedrich Schaper eine Diele auf der Insel Finkenwärder, diesem Eiland mit seiner zum Teil noch ganz urtümlichen Bebauung und Bevölkerung, Julius von Ehren ein Fischerhaus desselben Eilands, Alfred Mohrbut-

Graf Leopold von Kalckreuth: Selbstbildnis.



ter die Kirche zu Allermöhe. Jean Paul Kayser zeigte in einem grün überrieselten, ungemein zarten Triptychon das Alstertal, wo es einsam und heimelig ist, Ernst Eitner und Arthur Illies einzelne Ausschnitte vom Oberlauf des Flüßchens.

In den Wald, der sich um Hamburg breitet, führt ein träumerisches Gemälde des früh verstorbenen Otto Eckmann, des bekannten kunstgewerblichen Meisters, „Junge Liebe". Und in den schönsten unsrer Wälder, den Sachsenwald, teilten sich ein alter Hamburger und ein junger märkischer Meister, die auch nun beide dahingegangen sind: Valentin Ruths gab die alte Aumühle in der Nähe von Friedrichsruh, ganz in Grün gebettet, und Walter Leistikow ein Stück Buchenwald von der Bismarckschen Besitzung mit all der Meisterschaft eines geborenen Walddarstellers. In die hamburgische Gemüsekammer, die Vierlande, führte wiederum Lutteroth, dessen Altengamme in Blumenpracht strahlt, und Momme Nissen, der eine typische Vierländer Diele festhält. Und damit der ganze vielfältige Kreis gezeigt sei, ward nun auch die Heide, die sich bei Harburg und dann weiterhin ins Lüneburgische erstreckt, festgehalten: der Hamburger Arthur Illies schuf zwei kleinere, in ihren diskreten Farben reizvolle Bilder, und Heinrich Zügel gab in einem unvergleichlichen Gemälde, einem der schönsten der Sammlung, ja, der ganzen Kunsthalle, die blühende Heide. Vorn Heidschnucken mit tiefgebeugten Häuptern und dahinter, sich in die Unendlichkeit dehnend, das rötliche Heidekraut, immer wieder durch Bodenerhebungen und Falten zerrissen und unterbrochen und in einer festlichen Sonnenstimmung daliegend, blühend und glühend, Sehnsucht weckend und Sehnsucht erfüllend.


Friedrich Schaper: Finkenwärder Diele.

Vor Jahren wurde einmal die Frage viel besprochen, ob der unabhängige Künstler als Beauftragter eines andern Großes, Eignes leisten könne. Ein Blick in die Geschichte hätte die oft so falsche Antwort auf diese Frage richtigstellen können — am sichersten lehrt das freilich eine Sammlung wie diese und lehrt es am besten in dem Teil, den ihr Schöpfer als den wesentlichsten betrachtet: in den Bildnissen. Früh schon hatte Alfred Lichtwark darauf hingewiesen, daß die eigentliche Aufgabe der heutigen Malerei die neue Bezwingung des Bildnisses sein müsse. In seinem großen Werk „Das Bildnis in Hamburg" suchte er das allgemeine Vorurteil gegen das Porträt, wenn es nicht leicht ansprechende Schönheitstypen gab, zu zerstreuen, betonte immer wieder, daß das Bildnis zu den wichtigsten Stoffen gehöre, die der Künstler finden könne, sprach aus, was er auch in jener schon genannten Schrift „Hamburg" immer wieder sagt, daß gerade hier das Porträt der höchsten Förderung bedürfe. „Als höchstes Ziel", schrieb er, „hat sich dies Komitee von Kunstfreunden die Pflege des monumentalen Bildnisses gestellt." Es liegt in der Natur der Sache, daß kein Teil der Sammlung heftiger befehdet wurde als dieser, denn gerade der Grundsatz, häufig eigenwillige und immer eigenartige Maler mit den Aufgaben dieser Sammlung zu betrauen, brachte Schöpfungen hierher, denen immer wieder eine heftige Opposition der Dargestellten wie der Betrachter begegnete. Und selbst zugegeben, daß manches vorhanden ist, was nicht restlos befriedigt, manches sogar, was verstimmt — die Sammlung ist doch gerade auch auf diesem Gebiet einzig. Dankbar waren auch hier die Motive: hamburgische Staatsmänner, große Kaufleute, Künstler, Schriftsteller, Menschen von zum größten Teil sehr ausgeprägter Eigenart, Menschen mit zum größten Teil historischer Geltung, einzelne Typen darunter, die nur hier gefunden werden konnten. Und so ist denn selbst, wo Halbgelungenes darunter ist, nicht

nur der gute Wille zu rühmen, mit dem das Mittelmaß sich begnügen müßte, sondern die Kraft zu studieren, mit der große Talente sich am großen Stoff versuchten.

Wieder ist Graf Leopold Kalckreuth sehr stark vertreten. Er malte vor allen Justus Brinckmann, vielleicht nicht so, daß wir nicht von dem inzwischen älter gewordenen Direktor des Kunstgewerbemuseums noch ein zweites Porträt für die Sammlung wünschen möchten; das Bild ist ungemein liebenswürdig, aber es fehlt ihm noch die letzte menschliche Freiheit, die dieser Charakterkopf ahnen läßt. Der Händelforscher Friedrich Chrysander, dargestellt bei seiner Notenpresse, ist dafür ganz herausgekommen, während bei dem Senior (Generalsuperintendenten) unsrer evangelisch-lutherischen Kirche Georg Behrmann, vielleicht durch die nicht recht kleidsame hamburgische Pastorentracht mit der breiten Halskrause, der Eindruck der geistigen Bedeutung des Kopfes ein wenig verwischt erscheint. Vortrefflich gehen die fünf Präsidenten des Oberlandesgerichts auf einer gewaltig großen Tafel zusammen, und mit feinster Nuancierung ist eine um die hamburgische Kunst reichverdiente Dame, Frau Marie Zacharias, dreimal in verschiedener Haltung dargestellt, immer mit der ganzen Liebenswürdigkeit einer die Welt übersehenden Greisin. Die Krone freilich unter Kalckreuths Porträts ist sein Selbstbildnis. Wundervoll, wie der Mann dasteht, ganz in seine Arbeit vertieft, vor der Staffelei, ohne die leiseste Pose, das Haupt vorgeneigt, die straffe Gestalt zusammengenommen, ganz Tätigkeit, gespannter Nerv — ich möchte meinen, so sollte beste deutsche Männlichkeit unsrer Tage auf die Nachwelt kommen.



Max Liebermann: Bildnis des Bürgermeisters Petersen.

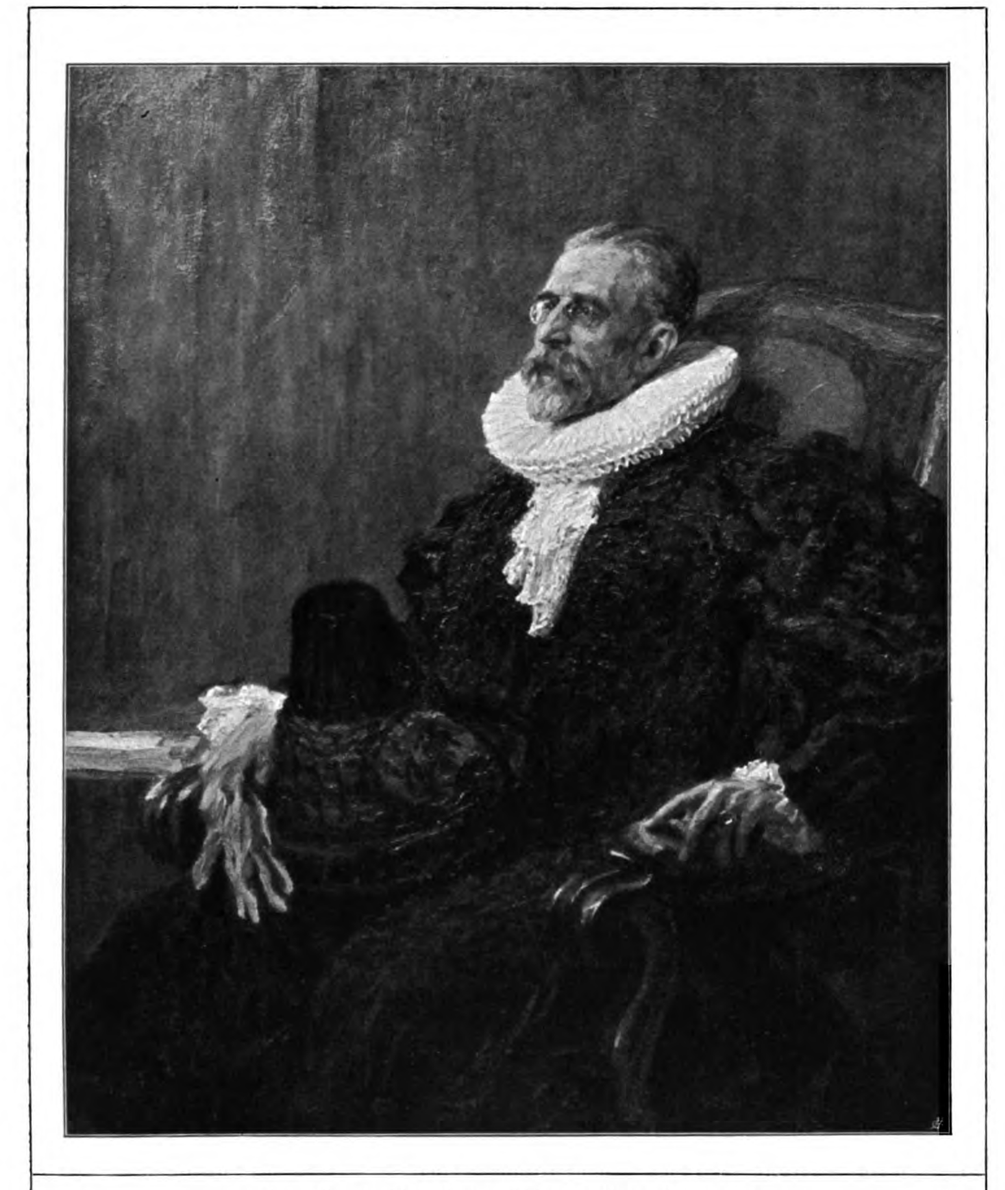
Unter den Bildnissen hamburgischer Staatsmänner steht der Bürgermeister Petersen von Max Liebermann voran, in dessen Adern selbst das Blut eines hamburgischen Bürgermeisters fließt. Dies Bild, das einst zu den am meisten umstrittenen der Sammlung gehörte, offenbart sich von Tag zu Tag mehr in seinen großen Eigenschaften. Man hat es wohl einst zu wenig repräsentativ und zu naturalistisch gefunden — heute muß zugegeben werden, daß die schlichte, aber außerordentlich kluge und würdige Menschlichkeit des greisen Bürgermeisters gar nicht besser gegeben werden konnte als so, wie er ohne jede Pose dasteht mit dem gütigen, aber zurückhaltenden Blick unter den weißen Brauen,

in der altspanischen Senatorentracht, die ihm ganz natürlich steht, die Bürde des Alters wohl tragend, aber der Haltung, die das hohe Amt verlangt, ja, des fürstlichen Anstands nicht entbehrend. Das Bildnis des Bürgermeisters O'swald, eines unsrer königlichen Kaufleute, von Max Slevogt hat neben Liebermanns Meisterwerk nicht die voll überlegene, man darf wohl sagen, altmeisterliche Ruhe, gibt seinen Mann für ein Porträt, das doch lange vorhalten soll, ein wenig zu augenblicklich, ist aber, besonders in der Durcharbeitung des bedeutenden Kopfes, ein schönes Werk, während Wilhelm Trübners Bürgermeister Mönckeberg weder die menschliche, noch die staatsmännische Seite dieses jüngst Verstorbenen ganz darstellt. Die Haltung des halb seitlich gesehenen sitzenden Herrn ist für das Bild nicht sehr glücklich gewesen, und so entsteht der Wunsch, diesen Mann, wie Brinckmann, vielleicht noch einmal in der Sammlung zu erblicken. Ein gutes Repräsentationsbild ist der Bürgermeister Versmann von Hugo Vogel, mit dem gleich das ruhige Bildnis des dänischen Konsuls Pontoppidan von dem Dänen Laurids Tuxen genannt sei.



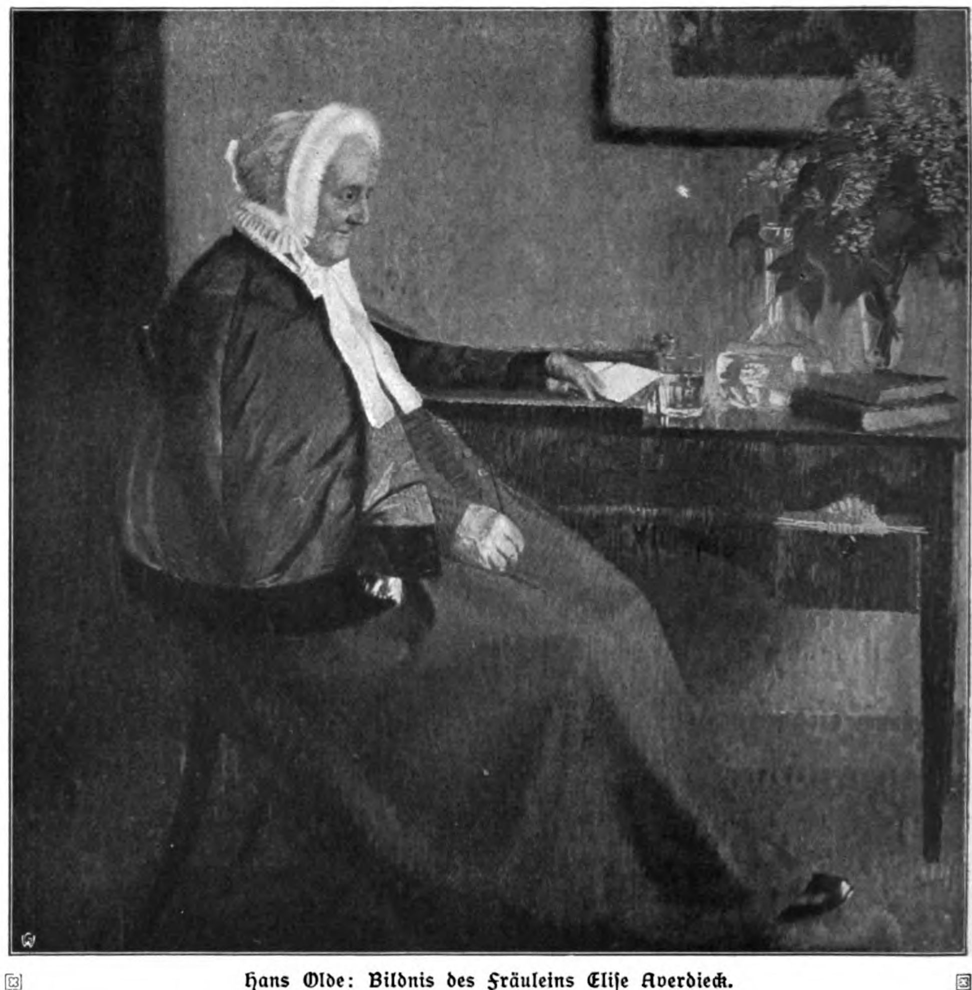
Max Slevogt: Bildnis des Bürgermeisters O'swald.

In eine andre Welt, in die der Wissenschaft und der Kunst, führen Hans Oldes vortrefflicher Klaus Groth und seine Elise Averdieck. Klaus Groth ist natürlich unter den Zweigen seines Gartens dargestellt, wie der greise Dichter mit ruhiger Gelassenheit aus seiner stillen Ecke in das immer wieder begriffene Leben hinausblickt. Elise Averdieck, die klassische hamburgische Schriftstellerin unsrer Kinder, sitzt in ihrer nie abgelegten diakonissenartigen Tracht mit der weißen Rüschenhaube an ihrem einfachen Schreibtisch. Es fehlt nicht die immer fleißige Feder, und es ist ganz besonders gelungen, mit den wenigen Farben, insbesondere dem ununterbrochenen Schwarz vom Hals bis zu den Füßen, ein nicht ermüdendes, durchaus einprägsames Bildnis zu geben. Weniger glücklich war es wohl, Fritz von Uhde die Aufgabe einer Darstellung der Eltern des berühmten Physikers Heinrich Hertz anzuvertrauen. Das Bildnis des Malers Valentin Ruths von Hubert von Herkomer in seiner soliden Technik gibt den Kopf des Meisters scharf und lebhaft wieder. Wenn die Büsten Heinrich Hertzens von Küppers und Johannes Brahms' von Victor Tilgner nur ruhig sich eingliedernde Ergänzungen der Sammlung sind, scheint sich in der zunächst fast bizarr anmutenden, eigenartigen Holzbüste des Afrikaforschers Grafen Götzen, der jetzt preußischer Gesandter bei den Hansestädten ist, von dem jungen Künstler Höffler ein entschiedenes Talent anzukündigen. Was nun noch bleibt, sind zwei wiederum viel umstrittene Bilder, in denen die Kraft Max Liebermanns mit spröden Vorwürfen gerungen hat. Und ich meine, daß diese beiden Stücke, das Bildnis des Freiherrn Alfred von Berger und die Darstellung des hamburgischen Professorenkonvents, denn doch den Vergleich mit dem Petersen nicht aushalten, so sehr man ihnen die Versenkung in den Stoff anmerkt. Alfred von Berger, der Ästhetiker und Dichter, bis zum 1. Januar 1910 Leiter des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, sitzt, dem Beschauer voll zugewandt, eine Zigarre zwischen den Fingern, auf einem im Verhältnis zu seiner wuchtigen Gestalt engen Sessel. (Abb. s. Märzheft 1910, S. 931.) Er mag gelegentlich so wirken wie hier. Aber die außerordentliche geistige Bedeutung des Mannes, die sich sofort kundgibt, wenn er irgend



Hugo Vogel: Bildnis des Bürgermeisters Versmann.

etwas ausspricht, fehlt in diesem Bildnis vollkommen. Es ist ein Augenblicksbild aus einem unglücklichen Augenblick, wie das große Professorenbild eine nicht ganz gelungene Zusammenfügung verschiedenwertiger Porträte ist. Man konnte bei diesem Bilde, das die Leiter der hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten zeigt, vergleichen zwischen Studien und dem ausgeführten Werk und mußte sagen, daß etwa die Studien zu dem Kopfe Justus Brinckmanns lebendiger und kräftiger waren als das Porträt innerhalb der um einen Beratungstisch gescharten Gelehrten. Einzelne, z. B. der Naturforscher Kraepelin, sind auch da vortrefflich gelungen, aber dem Ganzen fehlt der große Eindruck einer Versammlung geistig tätiger, über ein wissenschaftliches Thema sich aussprechender Menschen, wie sie dies Konventbild zeigen müßte. Es ist ein Problem geblieben.



Hans Olde: Bildnis des Fräuleins Elise Averdieck.

Ich wiederhole, daß solche Eindrücke dem großen Gesamteindruck an Reichtum und Stärke nichts nehmen, denn sie zeigen ja nur neben dem vollendenden den ringenden Künstler, und zwar den ringenden Künstler von Bedeutung. So darf vertraut werden, daß gerade auch dieser Teil der Sammlung noch eine Ausgestaltung von Reiz und Wert erfahren wird. Noch fehlen einige hamburgische Dichter, nur von Gustav Falke ist ein schon einige Jahre zurückliegendes Porträt von Ernst Eitner einverleibt worden, Liebermanns Darstellung Dehmels folgt demnächst. Von den jungen hamburgischen Malern, die gerade auch an der Porträtkunst dieser Sammlung sich schulen, gab ihr Lehrer und Führer Arthur Siebelist ein bewegtes Gruppenbild im Freien; es zeigt in zwanglosem Miteinander den Künstler selbst inmitten seiner Schüler, deren einer, Friedrich Schaper, in einem gehaltenen, fein komponierten Stück seine Eltern porträtierte. Noch fehlt, was sehr entbehrt wird, ein Bildnis Alfred Lichtwarks selbst, wir wünschten's am liebsten von Kalckreuths Hand; es fehlt Adolf Woermann und mancher andre, dessen bildnismäßige Wiedergabe noch dankbare Gelegenheiten für große und eigne Künstler gäbe. So hat die Sammlung neben dem Verdienst um das Fertige noch den Vorzug einer unbegrenzten Entwicklungsfähigkeit. Die Initiative ist vorhanden, und die Mittel sind ihr, noch zuletzt von dem geborenen Hamburger Alfred Beit, bisher in genügender Höhe zugeflossen. „Was zuerst mit ungläubigem Lächeln angehört wurde, ist die Überzeugung der Jugend geworden: daß das Leben des Volkes und der Gesellschaft, daß der Reichtum und die

Mannigfaltigkeit der Landschaft in Hamburg und seiner nächsten Umgebung, die Eigenart und malerische Kraft der Luft- und Lichtstimmung der Malerei das köstlichste Studienfeld bieten.“ So hütet Lichtwark, der diese Worte schrieb, hier einen Schatz für die Gegenwart Hamburgs und für seine künftigen Geschlechter, aber die Bedeutung dieser Sammlung wächst doch so weit über das Lokale hinaus, wie die Bedeutung Hamburgs längst über die Grenzen seiner Staatshoheit hinausgewachsen ist. Der zukünftige deutsche Kunsthistoriker und vor allem der Dilettant im besten Sinne, der Kunsterzieher, wie der Kunstgenießer der Zukunft, sie werden an keiner Stelle Deutschlands die jüngere Malerei der letzten zwanzig Jahre besser studieren können, liebevoller gepflegt und zusammengehalten finden als in der Hamburger Kunsthalle. Hier, wie in Justus Brinckmanns Museum, hat der Bürgersinn der größten deutschen Kaufmannsstadt erfüllt, was der Dichter des beengten alten Deutschlands als des Reichtums köstlichste Frucht pries:

Siehe, da wimmeln die Märkte, der Kran von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein.

Abend in Hamburg

Das grüne Dach des Nikolaiturms war
Bestreut mit Abendrosen, und der Markt
Zu seinen Füßen war von Farben bunt
Und laut von Stimmen, doch die Sonne sank,
Die Luft ward nebelgrau, der Stimmen Klang
Verflatterte, und groß und weiß und rund
Stand über dem verlassenen Markt der Mond.

Im Speicher jagt kein Schritt mehr durch die Räume,
Ein Mäuslein schnuppert nur um braune Säcke,
Prall voll von trocknem Obst aus Kalifornien,
Und durch die runde Bodenluke tanzt
Im Übermut ein weißer Mondenstrahl.
Die Ewer schlafen wuchtig breit im Fleet,
Und in dem schwarzen Wasser treibt ein Kreis
Aus goldnem Licht von einer Lampe Schein,
Bei der gebeugt ein später Rechner sitzt
Und seufzt und schreibt und streicht und bucht und sinnt.

Im Hafen pfeift der Wind um Mast und Segel,
Streicht um die Schenken, hebt ein Männerlachen
Und rollt es fort, und trägt ein wüstes Lied
Weinseliger Matrosen durch das Dunkel.
Die Alsterwellen wiegen sacht ein Boot,
Das klagt und zerrt an seiner Eisenkette,
Ein stiller Schwan zieht ruhig durch die Flut,
Und schwere Rosen stehn in einem Garten
Und senden grüßend süßen Duft hinüber,
Wo auf dem Rasen, zweigeüberschattet,
Ein graues Dichterdenkmal schläft und träumt.

Grete Massé



Ein verschollenes Gedicht Theodor Storms

Von Ernst Lissauer (Berlin)

Theodor Storm war nicht nur ein großer Lyriker, er war auch ein großer Kritiker der Lyrik: Hebbels Satz, daß im Dichter Kraft und Erkenntnis einander entsprechen, wird durch ihn in hohem Maße bestätigt. Seine Briefe an Keller und Kuh, seine wenigen Vorreden und Kritiken, seine Sammlung deutscher Liebeslieder und vor allem sein mit Betonung als „kritische Anthologie" bezeichnetes „Hausbuch deutscher Dichter" erweisen es.

Storm war, in erster Reihe, ein strenger Kritiker seiner eignen Dichtung; darum hat er verhältnismäßig wenig geschaffen, und seine lyrische Sammlung ist schmal im Vergleich mit der Goethes oder Eichendorffs. In späterer Zeit hat er wenig Lyrik hervorgebracht: teils „gab er", nach seinem eignen Ausdruck, „viel inwendige Lyrik an seine Novellistik ab", teils meinte er, daß die Reife des Lebens der lyrischen Produktion nicht so günstig sei wie die Zeit des Werdens.

Unter diesen Umständen ist es von besonderem Interesse, auf ein Gedicht hinzuweisen, das Storm veröffentlicht, doch nicht in seine Sammlung aufgenommen hat, und das auch in dem kleinen Anhang der posthumen Gedichte in der Gesamtausgabe nicht enthalten ist. Es heißt „Nachts" und lautet:

> Wie sanft die Nacht dich zwingt zur Ruh',
> Stiller werden des Herzens Schläge;
> Die lieben Augen fallen dir zu,
> Heimlich nur ist die Sehnsucht rege.
> Halbe Worte von süßem Bedeuten
> Träumerisch über die Lippen gleiten.

Das Gedicht steht in der „Argo" von 1854 (S. 311). Die „Argo" war ein belletristisches Jahrbuch, veröffentlicht vom „Rütli", einer Abzweigung des berühmten „Tunnels unter der Spree", der um 1850 für das literarische Leben Berlins von hoher Bedeutung war. Storm war 1852 von Husum, wo er infolge des dänischen Sieges seine Advokatur niedergelegt hatte, nach Berlin gekommen, um sich zum Eintritt in den preußischen Justizdienst zu melden, war in den Kreis des „Tunnels" gelangt und zur Mitarbeit an der „Argo", als deren Herausgeber Theodor Fontane und Franz Kugler zeichneten, aufgefordert worden.

Storms Gedichte für die „Argo" gingen, nach einem Briefe Storms, den Fontane in seiner Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig" veröffentlicht hat, bei diesem am 25. Juli 1853 ein. Diese Gedichte, die bis auf dies eine später in die Sammlung übergingen, müssen also vor diesem Datum entstanden sein.

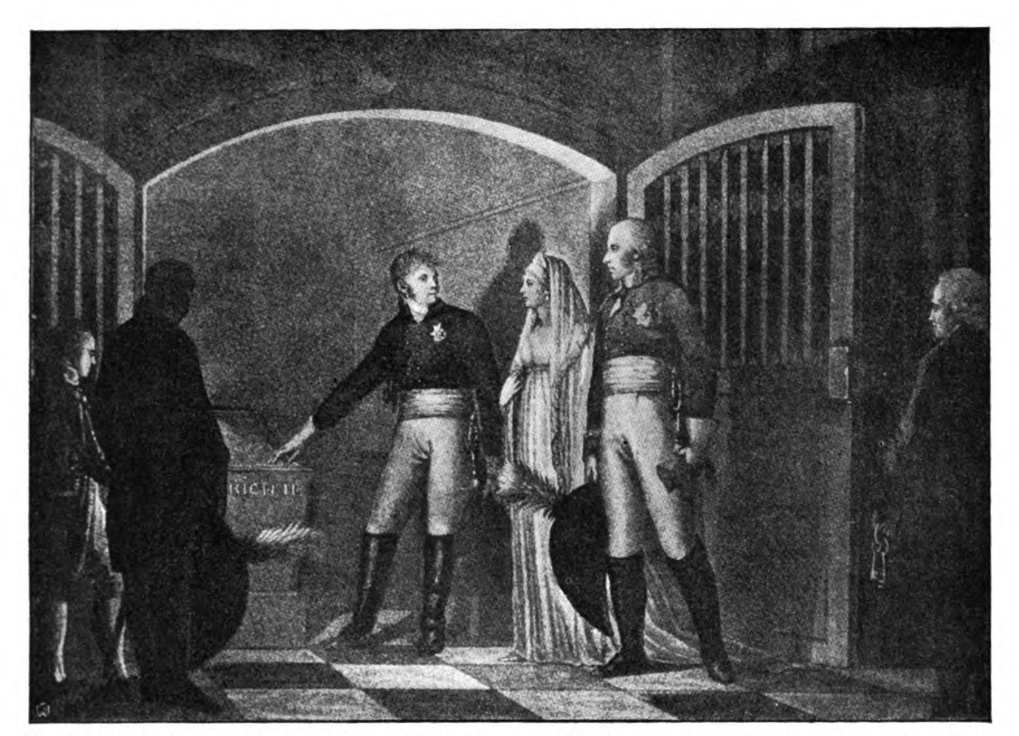
Das Gedicht ist gewiß keins der stärksten in Storms Produktion; aber es ist dennoch ein wenig Stormisch. Es gehört in den Kreis der vielen Dämmer-, Abend- und Nachtgedichte, die für ihn wesentlich bezeichnend sind. Das Gefühl, das in diesem Gedicht nur matt und ohne rechte Prägnanz ausgesprochen worden, ist in aller seiner Fülle gestaltet in dem Gedicht „Zur Nacht", dessen dritte Strophe lautet:

> Was gibt es mehr! Der stille Knabe winkt
> Zu seinem Strande lockender und lieber;
> Und wie die Brust dir atmend schwellt und sinkt,
> Trägt uns des Schlummers Welle sanft hinüber.

Die blasse Zeile: „Stiller werden des Herzens Schläge", ist zu einem feinen und starken Bilde geworden, das aus der Anschauung des Schlummers und dem Rhythmus seines Atems mit Natürlichkeit erwächst. Überhaupt ist der Rhythmus dieses Gedichts dem des ersten überlegen; jener hängt gleichsam laß und locker, hier ist er straff gehalten und dennoch lose, in gleichmäßigem Auf und Nieder bewegt und dennoch voll schwebender Zartheit.

Storm hat „Nachts" offenbar nicht in die Sammlung aufgenommen, weil es ihm nicht vollgültig erschien. Und gerade hierin liegt das eigentlich Interessante des an sich unbedeutenden kleinen Gedichts, das diesen kurzen Hinweis rechtfertigen mag. Im Gegensatz zu den meisten, auch zu großen Lyrikern hat Storm an Gedichte, die der Aufnahme in sein Buch würdig sein sollten, die höchsten Anforderungen gestellt; zahlreiche andre hätten dieses Gedichtchen in irgendeiner Ecke ihrer Sammlung untergebracht. In dieser negativen Tatsache liegt ein nicht geringer positiver Wert; sie ist ein wortloser Beitrag zu der Lehre von der lyrischen Selbstkritik und vom Buch als organischem Gebild. Wir denken an das Hartlebensche Wort:

> ... und was ein Künstler schweigt,
> Ist in ein feines Ohr
> Mit stiller Kraft gegeigt.



Zar Alexander I. und das preußische Königspaar am Sarge Friedrichs des Großen in der Potsdamer Garnisonkirche in der Nacht zum 4. November 1805. Nach einem zeitgenössischen Kupferstich von D. Berger.

Königin Luise und die Politik

Zum 100. Todestage der Königin (19. Juli 1910)

Von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)



Selten haben Frauen in der deutschen Geschichte eine führende Rolle gespielt. Maria Theresia, an die man zuerst denkt, wenn man von weiblicher Tätigkeit in Staatsgeschäften spricht, ist eine vereinzelte Erscheinung. Ihre Erhebung zur Regentin war eine schwer empfundene dynastische Notwendigkeit, und die Schwierigkeiten, die ihre Einsetzung und die ersten Regierungsjahre begleiteten, zeigen, wie ungewohnt den deutschen Verhältnissen die Herrschaft einer Frau war. Auch hinter den Kulissen ist der weibliche Einfluß untergeordnet. Zwar weiß die Hofgeschichte manches von Versuchen der Fürstinnen oder Geliebten, den Gatten oder Herren im guten oder bösen den Weg vorzuschreiben; vielerlei Intrigen sind durch Frauen angezettelt und mancher Familienzwist entfacht worden, aber immer war es ein Kampf im kleinen und um kleine Ziele; nie ist eine große politische Entscheidung durch Frauen bestimmt worden. Wenn ausnahmsweise die Tätigkeit einer Frau größere Wellen schlägt, wie in Bayern die der Lola Montez, so sind tiefere Ursachen vorhanden: hier verknüpfte sich eine ältere und stärkere Bewegung mit der durch die königliche Geliebte hervorgerufenen. Und wenn Philipp der Großmütige durch seine Doppelehe aus seiner bisherigen politischen Bahn herausgetrieben wurde, so war nicht der Einfluß der Frau, sondern das Verhältnis zwischen Mann und Weib maßgebend; Philipp wurde nicht getrieben von der Frau, sondern von seinem sinnlichen Temperament.

Ein ganz andres Bild bietet die französische Geschichte. Hier ist die offizielle wie die inoffizielle Wirksamkeit der politischen Frau ungleich stärker; man denke an Margarete von Navarra, die Schwester Franz' I., an Katharina Medici, an die Mutter und Gattin Ludwigs XIII., an die Geliebten des Sonnenkönigs und seines Nachfolgers, an Marie Antoinette, an Frau Roland, Frau von Staël und die Kaiserin Eugenie. Wenig große Ereignisse werden ohne Mitwirkung

von Frauen entschieden sein; die Franzosen haben von jeher unter dem Pantoffel gestanden, sagt Treitschke drastisch. Napoleon I. zeigte sein unfranzösisches Naturell nicht zum wenigsten darin, daß er keinerlei weiblichen Einfluß in Staatsgeschäften duldete.

Der Unterschied hängt zusammen mit der Verschiedenheit der Beziehungen zwischen Mann und Frau in beiden Ländern überhaupt. Wenn in Deutschland die Männer die Politik fast allein machen, so ist dafür das Verhältnis zwischen den Ehegatten viel inniger als in Frankreich. Eine geistige Gemeinschaft, wie wir sie an vielen unsrer Großen von Luther bis Bismarck kennen, ist in Frankreich fast unbekannt; da tritt viel häufiger als in Deutschland die Geliebte als Gefährtin des Mannes auf. Wo gibt es z. B. in Frankreich eine Korrespondenz wie die zwischen den Ehepaaren Gneisenau oder Bismarck? Diese Stellung der Frau als Vertraute des Mannes macht es verständlich, daß sie eine aktive politische Rolle in der Regel nicht spielen kann. Denn die geistige Gemeinschaft bedingt, daß beide Persönlichkeiten das Bestreben haben, sich im Empfinden und Denken einander zu nähern, und eine Annäherung um des andern willen ist mit selbständiger politischer Tätigkeit beider nicht verträglich. Die Politik ist Interessenkampf und verlangt ihrer Idee nach rein sachliche, verstandesmäßige Entscheidung; sie ist also ein fremdes Element in dem durch Gefühlsmomente aufs stärkste beeinflußten ehelichen Verhältnis und wird die Lebensharmonie eher stören als befördern. Aus diesem Grunde hat das deutsche Empfinden die Politik immer als etwas dem weiblichen Wesen Fremdes betrachtet, und die politisierenden Frauen aller Schichten erfreuen sich nicht gerade der Popularität.

Eine Sonderstellung nimmt die Königin Luise ein. Ihr schreibt die öffentliche Meinung starken Einfluß auf den König zu, und gerade hierin beruht bei der Nachwelt zum guten Teil ihre Popularität. Sie sei, kann man oft hören, ihrem Gemahl an Intelligenz weit überlegen gewesen und habe stets gesundere politische Anschauungen als er vertreten; wäre es nach ihrem Rat gegangen, so hätte die Katastrophe von 1806 vermieden werden können. Vielfach galt und gilt sie als politisches Talent und als Persönlichkeit, der die politische Arbeit ein Bedürfnis gewesen sei. Die Feinde tadelten, die Freunde lobten es: sie habe den ehrenhaften König durch Intrigen und Kunstgriffe übertölpelt und zum Kriege getrieben, verkündete Napoleon in einem Bulletin vor der Schlacht von Jena; „daß du so groß als schön warst, war uns fremd!" sang Heinrich von Kleist.

Diese Charakteristik wird der Königin nicht gerecht. Wie uns ihr neuster Biograph Paul Bailleu („Königin Luise"; Leipzig 1909) unwiderleglich zeigt, lag ihr die Beschäftigung mit politischen Fragen ursprünglich meilenfern; ihr Temperament trieb sie zu fröhlichen Zerstreuungen und zu hingebender Freundschaft, ihre geistige Begabung zu literarischem Genuß: von politischen Fragen hielt die Erziehung sie fern, und ihr Gemahl, der selbst kein näheres Verhältnis zu ihnen hatte, weihte sie nicht ein. Noch als Königin hatte sie unklare Vorstellungen über die europäischen politischen Verhältnisse. Als nach ihrer Vermählung ernstere Aufgaben an sie herantraten und sie zum tieferen Nachdenken über sich zwangen, waren es neben den Pflichten als Gattin und Mutter religiöse Fragen, die sie beschäftigten. Als oberste der ihr obliegenden Pflichten erschienen ihr stets die gegen ihren Gatten, und der Beruf als Gattin hat sie zuerst mit der Politik in Berührung gebracht. Der König, erfahren wir von Bailleu, besprach bald mit ihr Tagesfragen und ließ sich auch von ihr, wenn er krank war, die eingegangenen Berichte vorlesen. Wie leicht hätte da Luise, wenn sie den Trieb zur Macht besessen hätte, führenden Einfluß gewinnen können. Man weiß, daß Friedrich Wilhelm zwar als Herr erscheinen wollte, aber wenig selbständiges Urteil und geringe Entschlußkraft besaß und deshalb meist fremder Hilfe bedurfte, um zur Entscheidung zu kommen. Gewiß hätte Luise, wenn sie seine Eigenheit schonte und ihm ihre Gedanken geschickt als seine suggerierte, seinen Willen lenken können. Aber wir erfahren davon nichts; kaum, daß sie in Persönlichkeitsfragen einmal einen Wunsch äußerte. Ihre Briefe zeigen am besten, wie innerlich fremd ihr die politische Beschäftigung war, und wie sehr sie sie nur pflichtmäßig betrieb: sie sind erfüllt von Vorgängen in ihrer Verwandtschaft und Freundschaft, höfischen Festlichkeiten und dergleichen — politische Nachrichten sucht man vergebens. Selbst als sie



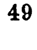
König Friedrich Wilhelm III. Nach einem Gemälde von F. Gérard.
Zu dem Aufsatz „Königin Luise und die Politik“ von Prof. Dr. G. Roloff.

den Zaren Alexander kennen lernte und sich eine schwärmerische Freundschaft zwischen beiden bildete (1802), interessierte sie die persönliche Seite dieses Verhältnisses ungleich mehr als die politische. Auch die folgenschwere Entschließung der preußischen Regierung, Hannover — das Geburtsland der Königin — den Franzosen preiszugeben (1803), wodurch Preußens Ansehen bei den Mächten bedenklich sank, hat keinen unmittelbaren Eindruck in ihr hinterlassen.

Erst zwei Jahre später hat Luise zum erstenmal in großen Fragen politisch Stellung genommen, und seitdem verwächst ihr Leben mehr und mehr mit den Staatsgeschäften. Ereignisse der auswärtigen Politik haben sie dazu getrieben. Preußen hatte eine Mittelstellung zwischen Frankreich und dem englisch-russisch-österreichischen Bündnisse, das seit 1804 bestand, eingenommen und wurde von beiden Parteien umworben. Aber beiden versagte sich der König. Mancherlei Ursachen wirkten zusammen: die grundsätzliche Abneigung Friedrich Wilhelms gegen den Krieg, sein Gefühl, großen Krisen nicht gewachsen zu sein, und Mißtrauen gegen die Nachbarn auf allen Seiten. Die große französische Macht, die jetzt bis an die Tore Magdeburgs reichte, wurde längst in Berlin als drückend empfunden, zu dem russischen Freunde hatte man geringes Vertrauen, da man dem Zaren nicht mit Unrecht Absichten auf die polnischen Provinzen Preußens zuschrieb, und von Österreich fühlte man sich durch die alte Rivalität getrennt. Zu alledem kam die Besorgnis, Preußen werde, falls es einer Partei zum Siege verhelfe, nur einen unzuverlässigen Nachbar verstärken und gerade unter den Einfluß dieses übermächtigen Bundesgenossen geraten. Diesen Erwägungen entsprang nicht der Entschluß, energisch Partei zu ergreifen und den Bundesgenossen Bedingungen für die künftige Unabhängigkeit Preußens zu stellen, sondern eine düstere Stimmung, die jeden Entschluß doppelt schwer machte, und schließlich die Absicht, die Neutralität in dem heraufziehenden großen Kriege zu behaupten (Sommer 1805). Da die preußische Regierung eine Verletzung der Neutralität von beiden Seiten als möglich annahm, ließ sie einen Teil der Truppen mobilisieren, um jeden solchen Versuch abzuwehren. Rußland und Österreich vermieden angesichts dieser Haltung jede Berührung preußischen Gebiets, Napoleon dagegen durchzog auf seinem Marsche gegen Österreich das preußische Ansbach (Anfang Oktober), weil er nicht an den Ernst der preußischen Drohung glaubte oder damals einen Bruch zwischen Preußen und Rußland, also ein französisch-preußisches Bündnis erwartete. Diese Nichtachtung Preußens hatte eine weitgehende Wirkung: die preußische öffentliche Meinung, die bisher der Neutralitätspolitik im allgemeinen zugestimmt hatte, sah darin mit Recht eine Beleidigung der Nationalehre und forderte schleunige Sühne; sie sprach sich stürmisch für ein Bündnis mit den beiden östlichen Kaisermächten aus; wenn man Napoleon jetzt nicht gemeinsam zurückwerfe, hieß es, werde man sich unzerreißbare Ketten schmieden. Was Tausende ergriff und erschütterte, wandelte auch die Königin um: sie gab ihre politische Zurückhaltung auf und wurde eine begeisterte Anhängerin des großen antifranzösischen Bündnisses.

In ihrer unpolitischen Art hatte sie sowenig wie die öffentliche Meinung die Krisis herankommen sehen, sondern der Zuversicht gelebt, daß der Zusammenstoß der großen Mächte rings um ihren Staat ihn unberührt lassen werde. Aber da sie einmal durch die französische Rücksichtslosigkeit aus ihrer Sorglosigkeit geweckt war, wiesen ihr gesunder Verstand und ihre Energie sie sogleich auf den richtigen Weg. Die Überzeugung brach sich Bahn, daß Preußen sein politisches System wechseln müsse, und da ergab sich von selbst für sie die Notwendigkeit, den bisher vernachlässigten politischen Fragen näherzutreten und den König von der Neutralitätspolitik abzubringen.

Es wurde der Königin schwer, sich in die ihr fremden politischen Gedanken hineinzuleben und die Gefahr auf sich zu nehmen, durch politische Gespräche, die dem König höchst widerwärtig waren, ihr Verhältnis zum Gemahl zu trüben. Es ist bezeichnend, was ihr den Schritt erleichterte: sie fühlte, daß der König vor der schweren Entscheidung treuen Rates und liebevollen Zuspruchs bedürfe, und da wurde es ihr zur Pflicht, sich ihm mit ihren Mahnungen zum Entschluß und zur Tat zu nahen. Nicht Neigung zur Intrige oder Herrschsucht, nicht Tatendrang haben sie vorwärts getrieben, sondern die höchsten ethischen Motive: Patriotis-





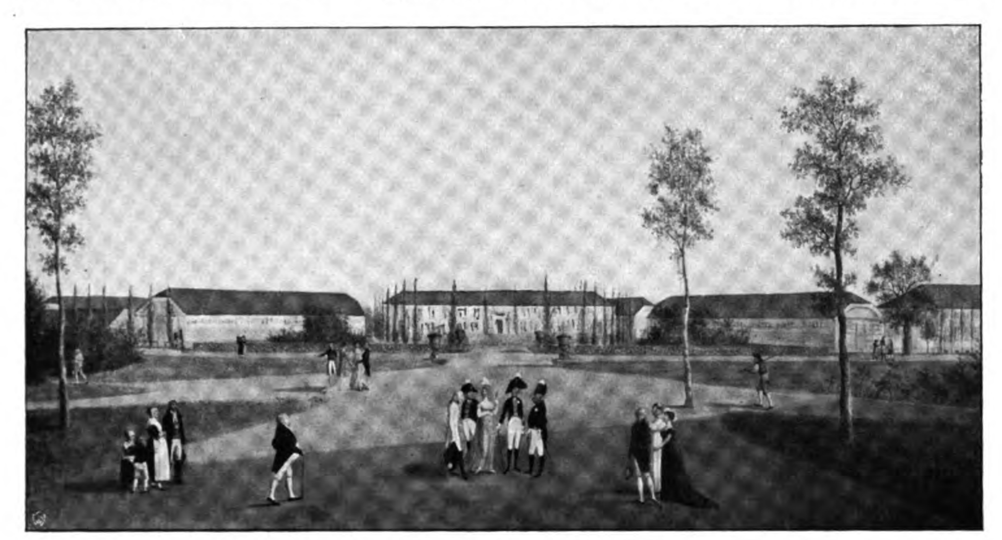
mus und Gattenliebe. „Ich stehe auf meinem Posten und finde Trost in der Erfüllung meiner Pflicht," schrieb sie in diesen Tagen.

Man darf sich nicht vorstellen, daß die Königin jetzt die politischen Fragen mit voller Schärfe erfaßt und eine überlegene politische Einsicht gezeigt habe. Sie übersah die europäische Lage keineswegs und hatte insbesondere keine Vorstellung von den Zielen der Napoleonischen Politik. Gefühlsbewegungen und ethische Mächte wirkten bei ihr in erster Linie: die Empfindung, daß Preußens Ehre durch Napoleon beleidigt sei und gerächt werden müsse; die Ahnung, daß ein Mann, der solches wage und keine Zurückweisung erfahre, bald weitergehen werde; die Überzeugung, daß die Duldung solcher Schmach eine demoralisierende Wirkung auf Heer und Volk ausüben müsse. So fand Kaiser Alexander bei ihr die lebendigste Unterstützung, als er kurz nach dem Ansbacher Ereignis in Berlin erschien, um den König unter dem frischen Eindruck der französischen Gewalttat zum Kriegsbunde fortzureißen. In der Tat gelang es, zwar nicht ein sofortiges Bündnis, aber doch einen Vertrag zustande zu bringen (3. Nov. 1805), der ein preußisches Vorgehen gegen Frankreich einleiten sollte, und der Krieg schien fast unvermeidlich. Für Luise war die Episode von besonderer Bedeutung, da ihre Mitarbeit nicht verborgen blieb. Bald erfuhr man im Publikum, daß das Königspaar und der Zar in der Nacht nach dem Abschluß des Vertrages den Sarg Friedrichs des Großen besucht hatten, um ihrer Gemeinschaft eine besondere Weihe zu geben. Man sah darin ein Bekenntnis zur Politik des großen Königs, und da die Abneigung Friedrich Wilhelms gegen kräftige Entschlüsse bekannt war, so schrieb man seiner Gemahlin die willkommene Wendung zu.

Der kriegerischen Stimmung folgte bittere Enttäuschung. Das allgemeine Interesse hätte erfordert, daß Preußen sofort das Heer mobilisierte und in den Krieg eingriff, aber die Unschlüssigkeit des Königs und seiner ersten militärischen Berater gewährte dem französischen Kaiser Zeit, die schlecht geführten Russen und Österreicher bei Austerlitz aufs Haupt zu schlagen (2. Dezember 1805), ehe Preußen kriegsbereit war. Nach diesem Schlage wagte Preußen seine antifranzösische Politik nicht fortzusetzen; es mußte wohl oder übel ein Bündnis mit Frankreich schließen, Hannover gegen Abtretung andrer Gebiete aus Napoleons Hand annehmen, der Zerstörung des Deutschen Reiches und der Gründung des Rheinbundes zusehen und Frankreichs Hauptfeind England den Krieg erklären (1806). Als Glück mußte es die preußische Regierung preisen, daß sie mit Rußland, das die Waffen trotz Austerlitz nicht niederlegte, im Frieden bleiben konnte. Die Königin hatte ihre erste politische Kampagne verloren. Sie hatte auch nach der Schlacht bei Austerlitz den Krieg gefordert und aufs schärfste das Bündnis mit Frankreich verurteilt; sie ahnte, daß Preußen an der Seite des jetzt weit übermächtigen Napoleon nur als Hilfsmacht, nur als Staat zweiten Ranges erscheinen könne. „Ich bin überzeugt," schrieb sie, „daß jeder Preuße lieber den letzten Blutstropfen hergeben als sich zu der Infamie erniedrigen wird, Verbündeter oder Sklave — was synonym ist — der Franzosen zu werden!" So nahe ging ihr der politische Fehlschlag, daß sie darüber erkrankte. Ja, es schien, als ob das Geschick sie an dem empfindlichsten Punkte für die Überschreitung der politischen Schranke treffen wollte: ihr Gemahl war unzufrieden mit ihrer Kritik der Ereignisse, und sie hatte ihren ganzen weiblichen Takt nötig, um eine Entfremdung mit dem schwer zu behandelnden Mann zu verhüten.

Harte Monate muß ihr diese Zeit gebracht haben. Der Tod eines Kindes (April 1806) erschütterte sie, die Sorge um die Zukunft des Staates und damit ihres Mannes und ihrer Kinder quälte sie beständig; mit ihrem Manne wußte sie sich in der alles beherrschenden Frage der auswärtigen Politik verschiedenen Sinnes; sie selbst fühlte sich den Aufregungen außerhalb und innerhalb des Hauses nicht gewachsen und sehnte sich zurück nach der beschaulichen Stille der früheren Jahre. Aber der einmal erkannten Pflicht ist sie in dieser Prüfung treu geblieben; nie hat sie ihre politische Meinung verborgen, wenn sie etwas Gutes zu bewirken glaubte; immer hat sie den König ermahnt, trotz der französischen Allianz das Einvernehmen mit Rußland festzuhalten und vor Napoleon keinen Schritt mehr zurückzuweichen, möge es darüber auch zum äußersten kommen; denn jede Nachgiebigkeit stärke den Feind, schwäche die eigne Kraft.

Ihre Unnachgiebigkeit gegen Frankreich erklärt sich aus dem Bilde, das sie sich von Napoleon gemacht hatte. Sie glaubte felsen-



Schloß Paretz in der Mark, der Lieblingsaufenthalt der Königin Luise.

fest, daß Napoleon einen Vernichtungskrieg gegen Preußen plane und danach strebe, Preußen in Zwist mit allen noch selbständigen Mächten zu bringen, um es dann zu überfallen. Er war ihr ein „Ungeheuer", ein „Elender, der keinen Glauben verdiene" und keine Treue halte. Wir wissen heute, daß die temperamentvolle Königin die Politik ihres Feindes falsch beurteilte, daß Napoleon nicht die Absicht hegte, den Staat Friedrichs des Großen zu zertrümmern, sondern ihn an seine Seite zu fesseln. Preußens Mitwirkung bedurfte er, um den englischen Handel aus Deutschland fernzuhalten und Rußland an einem neuen Angriff auf Frankreich zu hindern. Zu dem Zweck wollte er Preußen beständig überwachen und, solange Frankreich und Rußland im Kriege lagen, die Hauptmasse seiner Truppen in den Ländern seiner süddeutschen Verbündeten stehen lassen, um jedem Zusammenschluß Preußens und Rußlands und einem Angriff von Osten her zuvorkommen zu können. Diese Vorsicht war keineswegs ungerechtfertigt, denn nicht nur die preußische öffentliche Meinung, sondern auch der König selbst trug das Bündnis mit Frankreich widerwillig. Er entwarf gelegentlich Pläne, es zu brechen: man solle, schrieb er dem Zaren (23. Juni 1806), dem Kaiser Napoleon den Glauben beibringen, daß alle Festlandsmächte sich bei dem augenblicklichen Zustand Europas beruhigen würden, in der Stille aber solle man alle Kräfte vorbereiten, um ihn zu gelegener Zeit gemeinsam anzugreifen. Was Napoleon plante, war ohne Zweifel demütigend für die noch unbesiegte preußische Monarchie; sie sollte auf die selbständige Großmachtspolitik verzichten und von Paris her die Leitung empfangen. Aber die Lage war durch die preußische Regierung selbst herbeigeführt worden, die versäumt hatte, rechtzeitig entscheidend in den großen Kampf einzugreifen. Der Königin war das Gefühl der eignen Schuld an dieser unglücklichen Situation nicht fremd, aber es trat zurück hinter dem Haß gegen Napoleon; sie suchte doch mehr in Napoleons List und Brutalität die Ursache des Unglücks als in den eignen Fehlern. Es war ein Irrtum, aber er ging hervor aus einer edlen Empfindung, aus dem verletzten Patriotismus der Königin, und er hat sie daher nicht etwa zu schwächlicher Resignation, sondern zu größerer Energie in der Verteidigung der gefährdeten preußischen Ehre getrieben.

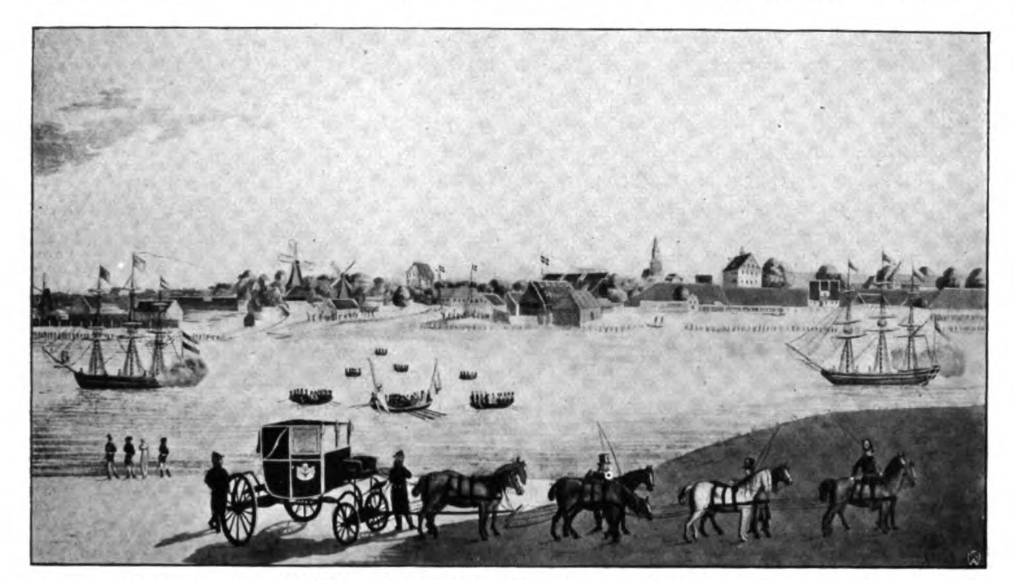
Für den Verlauf der Ereignisse hat das falsche Urteil über Napoleon und seine Politik keine Bedeutung gehabt. Man darf nicht etwa glauben, daß Luise den König gegen Napoleon beständig aufgereizt und hierdurch den Krieg zwischen Frankreich und Preußen hervorgerufen habe. Der Krieg ist vielmehr entstanden als Konsequenz aus der einmal geschaffenen Lage. Der König und seine Ratgeber, durch wahre und falsche Berichte aus Paris in neuen Argwohn versetzt, wollten auf die Dauer nicht unter den französischen Kanonen leben. Sie verlangten

die Entfernung der französischen Truppen aus Deutschland und gaben der Forderung Nachdruck durch die Mobilisierung der preußischen Armee. Napoleon konnte das Begehren nicht erfüllen, weil er darin den Vorboten eines preußisch-russischen Angriffs witterte. Er antwortete daher mit der Gegenforderung, Preußen solle sein Heer auf Friedensfuß setzen, er wolle als Gegenkonzession seine Truppen in Deutschland nicht mehr verstärken. Da das dem Könige nicht genügende Sicherheit gegen den befürchteten Überfall gab, verwarf er die Abrüstung, und der Krieg brach aus (Ende September 1806). Königin Luise hat an den entscheidenden Entschlüssen keinen Anteil genommen: der beste Beweis, daß sie nur aus Pflichtgefühl sich der Politik gewidmet hat, aber keine dirigierende Stellung erstrebte.

Die edlen Eigenschaften, die sie zur Politik gedrängt hatten, bewährten sich in den trüben Tagen, die nun folgten. Trotz der Niederlage von Jena blieb sie standhaft und setzte ihren Mut auch bei andern voraus; ihre Hoffnung war jetzt nach der Zertrümmerung des Heeres die Nation, die zum Kampfe für König und Vaterland bereit sei, wenn man sie nur bewaffne und leite. „Benutze die Gelegenheit ja, es kann etwas Großes herauskommen," schrieb sie im Oktober dem Könige. Die Mahnung, die Volkskraft aufzurufen, kam zu früh, da der damalige Staat dazu nicht imstande war, aber es zeugt ebenso von mutvollem Idealismus wie gesunder politischer Einsicht, daß Luise in der Entfesselung der noch gebundenen Volkskraft das Mittel zur Wiedererhebung erkannte und den Gedanken zu äußern wagte. Trotzdem der Appell an die Nation ausblieb, ließ sie sich nicht beugen; stets vertrat sie den Gedanken, weiter zu kämpfen, solange noch ein Hoffnungsschimmer winkte. Man kann zwar die Abweisung der verschiedenen Friedensanträge, die Napoleon an Friedrich Wilhelm richtete, nicht auf ihre Tätigkeit zurückführen, da uns von den intimen Beratungen nicht alles bekannt ist, aber es ist gewiß, daß sie in dieser Richtung gewirkt hat, und daß ihre Haltung dem König eine beständige Mahnung war, auszuharren und zu hoffen.

Schlimmeres kam noch: der Abfall Alexanders vom preußischen Bündnis und seine Allianz mit Napoleon, der Tilsiter Friede mit seinen harten Bedingungen und die Zusammenkunft mit dem Gehaßten, der sie selbst soeben in seinen Bulletins heftig geschmäht hatte. Man weiß, wie Luise das Unvermeidliche getragen, wie sie um des Vaterlandes willen das Opfer einer persönlichen Bitte an den Sieger nicht gescheut hat. In diesem Schritte findet sich der alte Irrtum über Napoleon wieder; immer noch legte sie — und mit ihr viele andre — dem Kaiser in seiner Politik gegen Preußen weniger sachliche als persönliche Motive unter und glaubte durch Anrufung seiner Großmut das Schicksal ihres Landes mildern zu können, während seine Politik die allerschärfste Bedrückung Preußens forderte. So war die Königin zu einem Unternehmen verurteilt, das mit einer Niederlage, mit einer Demütigung ihres weiblichen Stolzes enden mußte. Freilich war die Tilsiter Zusammenkunft nicht nur eine Niederlage. Ihre Persönlichkeit hatte dem Gewaltigen imponiert, und er, der bisher dem weiblichen Geschlecht mit unverhohlener Verachtung gegenübergestanden und seine sittlichen Qualitäten ungefähr nach dem Niveau seiner Gemahlin und Schwestern beurteilt hatte, erkannte die Reinheit ihres Wesens mit Bewunderung an; ja, vor dem Zauber, der von Luise ausging, schwand sogar sein Widerwille gegen die politische Betätigung der Frauen, der ihn vor kurzem noch zu heftigen Angriffen auf die Königin geführt hatte. Er ließ die Beweggründe ihres Handelns als edel gelten und zollte ihr seitdem stets die höchste Achtung.

Auch Luise wurde tief berührt von dem großen Gegner. Sie fühlte, daß man ihn doch nicht kurzerhand als Genius des Bösen abtun könne, und daß ihr außer einem Manne von außergewöhnlicher Begabung auch ein Vertreter einer neuen, durch die Revolution geschaffenenen Weltanschauung gegenüberstehe, der das alte Preußen sich verschlossen hatte und der es sich öffnen müsse, um sich wiederaufzurichten. So harte Urteile wie früher hat sie daher nicht mehr gefällt. Wirkliche Klarheit über Napoleons Persönlichkeit und Politik hat sie freilich auch nicht erlangt. Die Zuvorkommenheit, mit der er sie behandelte, flößte ihr ein gewisses Vertrauen ein, und wiederholt hat sie sich noch später trotz des Tilsiter Mißerfolgs persönlich an ihn gewendet und um Milderung seiner Forderungen an Preußen ge-



Memel, von der Westseite gesehen, Aufenthalt des preußischen Königspaares 1807.

beten. Ein echt weiblicher Zug. Sie meinte, der Mann, von dessen Größe sie eine Vorstellung bekommen hatte, und auf den sie ebenfalls nicht ohne Eindruck geblieben zu sein glaubte, werde über die sachliche Notwendigkeit hinweg nach persönlichen Rücksichten handeln, rein um ihr zu gefallen. Sie brachte Napoleons Geist damit eine ungewollte Huldigung dar. Der König sah richtiger als seine Gemahlin und erwartete nichts von solchen Versuchen. Allerdings leitete ihn nicht bessere Sach- und Menschenkenntnis, sondern sein natürlicher und durch die Erfahrung verstärkter Pessimismus. Er war in Tilsit weniger freundlich als seine Gemahlin behandelt und sah daher nach wie vor in Napoleons bösem Charakter die Triebfeder seiner Handlungen.

Ihr Vertrauen zur Nation und zur Zukunft des preußischen Staates hatte die Königin auf der Flucht nach Ostpreußen bekannt, und sie hat es sich durch alle Schicksalsschläge nicht rauben lassen. Wohl fehlte es nicht an Schwankungen und trüben Stimmungen; wenn die unerschwinglichen Forderungen des Kaisers immer dringender und seine Repressalien immer härter wurden, gab sie sich zeitweilig einer hoffnungslosen Phantasie hin und meinte, Bonaparte habe den Hohenzollern wie den Bourbonen den Untergang geschworen; ja, sie malte sich bereits aus, wie sie im fremden Lande in der Verbannung leben werde. Aber das waren vorübergehende Anwandlungen von Kleinmut; im innersten Herzen hielt sie an der Zuversicht fest, daß ihr geliebtes Preußen und mit ihm das große deutsche Vaterland wieder emporkommen und Napoleons Macht zugrunde gehen werde. Nicht vom blinden Zufall erwartete sie die Wendung, sondern, wie es ihrer sittlichen Lebensanschauung entsprach, von der Besserung der Menschen. „Gewiß wird es besser werden,“ schrieb sie ihrem Vater im Jahre 1808, „das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind ... Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und was geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin.“

Ein besserer Beweis für ihre Zuversicht als solche Worte sind noch Luisens unermüdliche Bemühungen, die besten Männer für den preußischen Staatsdienst zu gewinnen. Es ist zum guten Teil ihr Verdienst, daß der König die beiden Reorganisatoren des Staates, Stein und Hardenberg, nicht nur

berief, sondern — was mehr war — ihnen auch die autoritative Stellung gewährte, in der allein sie Heilsames schaffen konnten. Sie besaß nicht Geschäftskenntnis genug, um zwischen der hergebrachten Staatsform und der neuen, die jenen vorschwebte, unterscheiden zu können; sie urteilte einfach nach dem Vertrauen, das beide Männer und ihre Gesinnungsgenossen ihr einflößten. Sie erkannte, daß sie fähig seien, ihre Entwürfe in Taten umzusetzen, und fühlte, daß es in der Politik wie in der Kriegführung mehr darauf ankomme, daß etwas geschieht, als was geschieht. Lebens- und schaffensfreudig, wie sie von Grund aus war, fühlte sie sich von energischen Naturen angezogen. Hier hat sich ihr Instinkt oft bewährt. Männern wie Blücher und Scharnhorst, deren voller Wert erst später erkennbar wurde, hatte sie schon vor dem Unglücksjahr ihre Gunst zugewendet, und oft hat sie zwischen solchen Männern und dem König, dessen Schwerfälligkeit mit jenen nicht Schritt halten konnte, vermittelt.

Wenn die Königin von der Arbeit aller dieser Männer eine sittliche Läuterung und Erlösung aus dem Elend erhoffte, so wußte sie auch, daß der schließliche Erfolg nur durch harten, opferreichen Kampf errungen werden könne. Aber so sehr sie als Königin, Gattin und Mutter unter der augenblicklichen Trübsal litt, so war sie doch nicht gemeint, die Initiative zur Schilderhebung ergreifen zu dürfen. Als während des österreichisch-französischen Krieges (1809) die Schicksalsfrage an den König herantrat, ob er mit der Donaumonarchie den Kampf gegen Napoleon wagen solle, auf die Gefahr hin, im Falle der Niederlage den Untergang seines Staates erwarten zu müssen, hat Luise sich passiv verhalten und dem unschlüssigen Gatten nicht zum Kriege geraten. Wieder zeigt sich der weiche, unpolitische Grundzug ihres Wesens; sie vermag wohl das Ziel ins Auge zu fassen und den rechten Weg zu seiner Erreichung zu erkennen, aber um die Führung zu übernehmen, fehlt es ihr an Kraft und Urteil, und sie ist bescheiden und einsichtig genug, ihre Mängel zu erkennen. Mancher Patriot, der von der Waffenbrüderschaft der beiden deutschen Mächte das Ende der französischen Herrschaft in Deutschland erhofft hatte, wurde durch ihre Haltung enttäuscht, aber sie konnte nicht anders. Vor drei Jahren hatte sie entschieden und positiv Stellung zur Forderung des Tages genommen, jetzt lagen schwere Erfahrungen hinter ihr, die ihr die ungeheure Schwierigkeit der Bekämpfung Napoleons klargemacht hatten und nicht ohne hemmende Wirkung geblieben waren.

Luise hat nicht lange das neue Unglück, das mit Österreichs Niederlage über Deutschland kam, überlebt; die wiederholt ausgesprochene trübe Ahnung, daß es ihr nicht vergönnt sein werde, „das bessere Ziel" zu erreichen, erfüllte sich. Oft ist ihr tragisches Geschick beklagt worden, daß gerade sie die Reife der herrlichen Früchte, deren Samen sie mit solcher Mühe habe ausstreuen helfen, nicht mehr mitansehen durfte. Stärker noch ergreift die Vorstellung, daß ihr früher Tod gewiß mit herbeigeführt worden ist durch die politischen Erregungen, die sie erschütterten, und durch den Zwang, sich einer ihr innerlich fremden Beschäftigung hinzugeben. Die öffentliche Meinung, die in ihr eine geborene Führerin anstatt Gattin und Mutter sah, hat die Tragik ihres Lebens und Todes nicht in voller Tiefe erfaßt.

Aber der Rückschauende braucht den Blick nicht an diesem traurigen Bilde haften zu lassen. Das Herbe des tragischen Eindrucks wird gemildert durch die trostreiche Hoffnungsfreudigkeit, die in der Dulderin lebte, und durch die Erwägung, daß sie unmittelbar nach einer bedeutsamen, auch von ihr als großen Erfolg betrachteten Tat aus dem Leben geschieden ist. Ehe sie sich zur letzten Krankheit niederlegte, vermochte sie noch die Hindernisse zu beseitigen, die einer Berufung Hardenbergs an die Spitze der Geschäfte im Wege standen, und sie nahm die Überzeugung mit hinüber, daß der beste Ratgeber dem einsamen Gatten zur Seite stehe. Es war, wie ihr Biograph mit Recht sagt, ihre wirkungsreichste Tat, denn Hardenberg vermochte das preußische Staatsschiff durch alle Klippen der Napoleonischen Bedrängnis, der Freiheitskriege und der Auseinandersetzungen mit den Verbündeten durchzusteuern, bis die Hohenzollernmonarchie in verjüngter Gestalt wiederauferstand. Wenn Ranke von Hardenberg gesagt hat: „Tiefer als Hardenberg hatte noch niemals ein Staatsmann seinen Namen in die ehernen Tafeln der preußischen Geschichte eingegraben", so gebührt etwas von dieser Anerkennung auch der Königin.



Seitdem die Werke des künstlerischen Genies einer ästhetisch-kritischen Betrachtung unterzogen werden, seit diesen Zeiten haben eifrige Sophisten die Frage aufgeworfen und besprochen, ob der Künstler als Mensch zu trennen sei von dem Werk, das er geschaffen habe, ob seine Persönlichkeit beurteilt werden müsse allein auf Grund der künstlerischen oder kulturgeschichtlichen Werte, die ihr eigen sind, oder ob auch diejenigen Eigenschaften eingeschlossen werden sollen, die mit dem Aufhören der Körperlichkeit gleichfalls geendet haben. Es ist eine jener vielumstrittenen Thesen, die niemals eine objektive Lösung zulassen, die namentlich unter den Künstlern selbst ein emphatisches Pro und Kontra bestimmen wird, solange Temperament und subjektive Veranlagung Hauptbedingungen künstlerischer Eigenart sind. Die ebenso auf der kritischen Gegenseite unerbittliche Fechter finden muß, die von der Höhe einer beruhigten Lebensauffassung zu dem glatten Gipfel einer absolutistischen Ethik oder auf den brüchigen Zacken der moralisierenden Prüderie klimmen wollen. Trotzdem scheint in einem, einem wesentlichen Punkt ein annehmliches Verständnis zwischen den beiden Heerlagern vereinbart worden zu sein: je gewaltiger der Künstler, um so entschuldbarer, geringer, ja verschwindender die Verfehlungen des Menschen und die äußeren Umstände seines Lebens. Je weiter wir uns zeitlich von ihm entfernen, je lückenhafter oder unwahrscheinlicher die biographischen Nachrichten von seinem Erdenwallen sind, desto vergeistigter und würdiger die künstlerische Erscheinung.


Leo Putz. Büste von Eduard Beyrer.

Eine kunstgeschichtliche Betrachtungsweise hat im Laufe der letzten Jahre an Bedeutung gewonnen, die früher von den Gebildeten abgewiesen wurde, ein Studium des Werkes ohne Rücksicht auf kulturhistorische Nebenbedingungen, ohne Beachtung des biographischen Materials. Sie hat ganz entschieden dazu beigetragen, das Werk in seiner alleinigen Existenzberechtigung zu erheben, indem sie es in klarem Lichte hält, durch das keine unruhigen Schatten hin und her huschen. Nur der niedere Sinn fragt noch nach Michelangelos oder Leonardos Liebeswünschen, nach Goethes oder Rembrandts Eheurkunde oder zählt nach, wieviel Schoppen E. T.

A. Hoffmann trank und wieviel Schulden Balzac hatte. Nur eine pfäffische Lüsternheit entsetzt sich über die kraftvolle Sinnlichkeit der Rubensschen Frauen und bemerkt an dem berühmten Bildnis der Helene Fourment allein die Reizungen der unverhüllten Weiblichkeit. Sie überträgt ihr eignes gemeines Empfinden und befreit ihr Gewissen von den darauf lastenden Steinen, indem sie sie auf den großen Unbekannten schleudert.

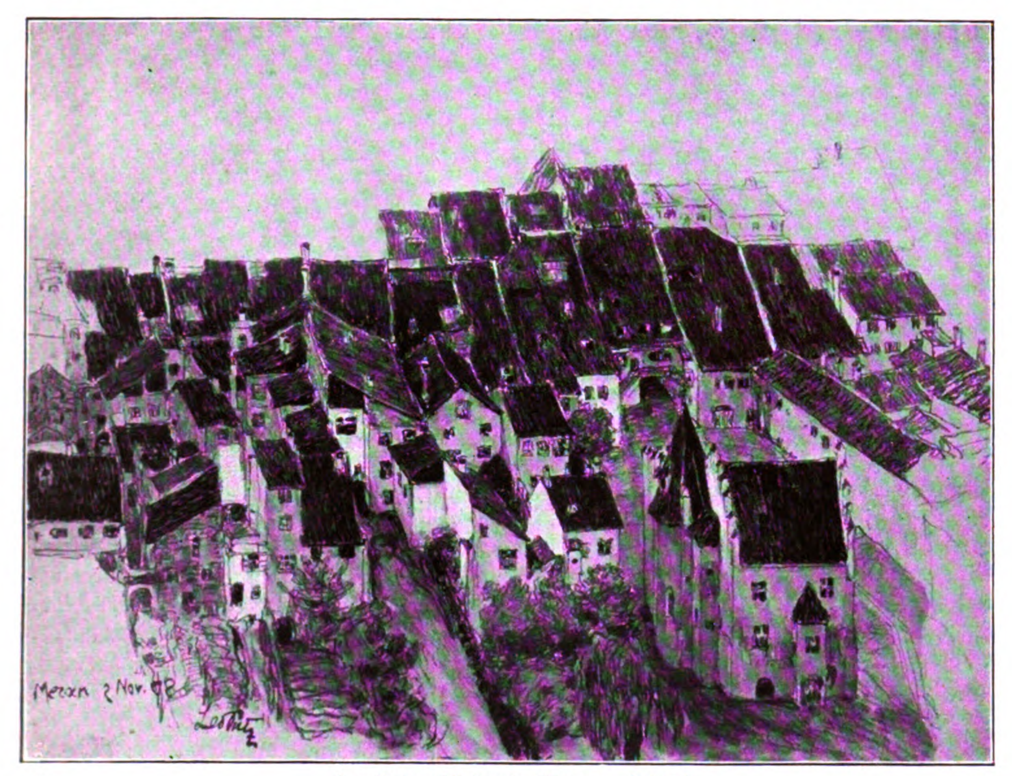
Diese Vergewaltigung haben manche Künstler vorausgeahnt und darum die einzelnen Ziffern ihres menschlichen Haushaltungsbuches verwischt, weil sie an ein Mißverstehen dachten und nicht, wie Goethe, in dem milden Bewußtsein sich Genüge taten, der Nation und der Welt vorbildlich zu sein, wenn ein dankbares ganzes Jahrhundert mit kritischen Leuchten anrücke. Und andre wiederum haben ihr Dasein geführt, kaum beachtet von den Zeitgenossen, zerfallen mit sich selbst und der Welt — allein glücklich im Aufgehen in ihrer geliebten Kunst. Erst die Nachwelt hat das Werk erkannt, aber außer dem schlichten Namen können wir wenig mehr erfahren. Wie Vermeer van Delft durchs Leben ging, wer vermag es seinen heutigen Bewunderern zu künden!



Leo Putz: Rapunzele. (1898.)

Freigebiger, als die Menschen der Vergangenheit es waren, sind wir mit den Zeugnissen der Anerkennung. Unsre Zeit hat vor andern wenigstens das eine voraus, daß sie nicht ständig durch die zuckenden Bewegungen modischer Tendenzen elektrisch gemacht wird. Wie wir bei aller kulturellen Unsicherheit zu einer verhältnismäßig ruhigen Beurteilung künstlerischer Fragen gelangten, nähren wir für die Träger der modernen malerischen Richtungen nicht den überschwenglichen Verehrungswahn, den die Modegröße beansprucht. Wohl wissen wir nicht, wie die künstlerischen Anschauungen sich im Laufe der nächsten hundert Jahre wandeln werden, aber wir können zuversichtlich behaupten, daß wir im Gegensatz zu früheren Zeiten zuerst gelernt haben, unser Urteil zu bilden auf Grund der malerischen Qualitäten, daß uns das einstens allein gewürdigte Gegenständliche des Kunstwerks dagegen nebensächlich erscheint. Das Interesse der Gebildeten richtet sich nunmehr auf die technische Seite, auf das Problematische, das jedem echten Kunstwerk anhaftet. Und da dieses Interesse neu erwacht, ja in gewissem Sinne sogar erst neu entdeckt ist, wendet es sich naturgemäß dem Deutlichen, Überzeugten, Kräftigen zu, wo kein Kompromiß zu schließen ist. Es dankt Künstlern, die mit einer robusten Farbensinnlichkeit das instinktiv Geahnte demonstrieren, selbst wenn damit eine Farbenkultur — deren höchster Wert der Allgemeinheit niemals verständlich sein wird — aufgegeben werden würde.

So erklären sich der große Erfolg und die Bedeutung einer Gruppe von Münchner Künstlern, die für die Gegenwart und ihre Empfindungen, besonders für Süddeutschland, weit kennzeichnender ist als etwa Richard Strauß. Seit annähernd zehn Jahren sind die Namen der Putz und Erler, der Münzer und Püttner vielgenannt, und ihre Werke, namentlich die der ersten beiden, fehlen auf keiner großen Ausstellung. Und der vorhin ausgesprochene Grund ihrer möglicherweise darum auf unsre Generation sich beschränkenden Berühmtheit, das Sinnliche ihrer malerischen Begabung, hat zur Folge, daß der Wunsch nach biographischen Mitteilungen und kunstkritischen Erläuterungen schon bei jungen Jahren der Künstler, bevor sie die



Leo Putz: Häuser in Meran. (1898.)

Höhe ihres Wirkens erreichten, rege ward. Für Leo Putz fand es mit dem Buche von W. Michel, erschienen Weihnachten 1908 bei Klinkhardt & Biermann in Leipzig, Erfüllung.

Der Ausnahmefall bedingt Ausnahmen. Und seltsam, so abstrakt das Gefallen an Leo Putzens Kunst in der Tat ist, so selbstverständlich sie auch beurteilt werden kann, ohne irgendwie ein Relief zu erhalten durch Erzählungen aus dem Leben des Künstlers, so untrennbar ist für denjenigen, der den Menschen kennt und ihn in seiner menschlich-naiven Ursprünglichkeit lieben gelernt hat, hier die Persönlichkeit des Künstlers von der des Menschen. Die alte Kontroverse — angesichts des Lebens gewinnt sie andre Gestalt, und die Lösung der Frage erscheint hier leicht. Wer Leo Putz nahesteht, erliegt der Freundlichkeit und Freudigkeit seines Wesens. So wird der Schilderung, die ihn aus dem Kreise der Genossen herausheben, von dem Gehalt seines Strebens berichten will, nicht verargt werden, wenn auch der heitere Mensch in ihr seinen Platz erhält. Der Lebende nur hat recht, und indem heute hier von einem Lebenden zu Lebenden gesprochen wird, darf getrost der historischen Gründlichkeit und am Ende auch — einer richtenden Zukunft für heute ein Schnippchen geschlagen werden. Heute **ist** heut'!

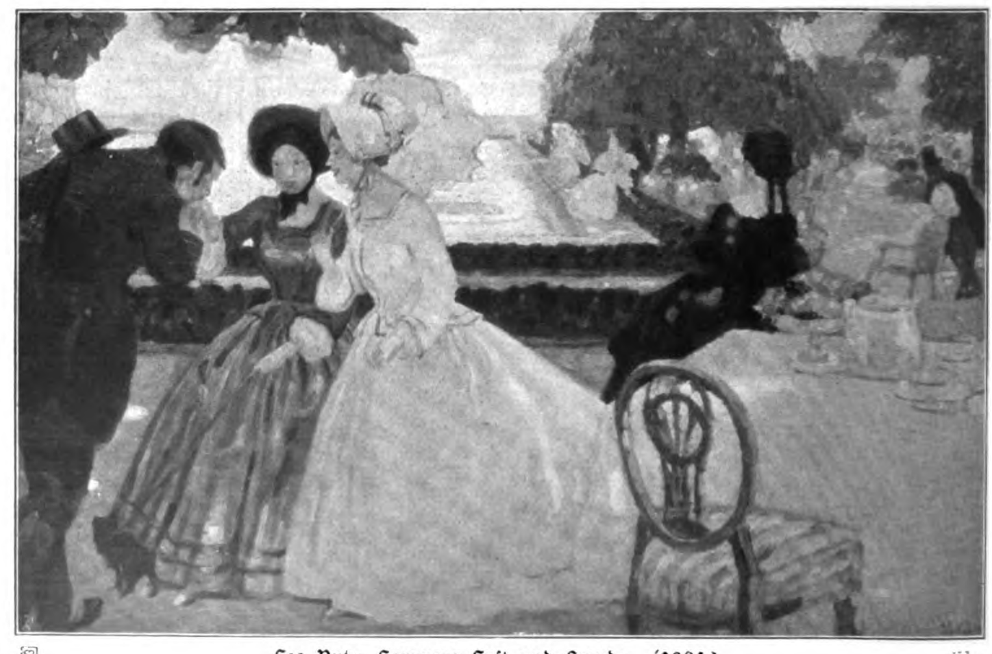
Wir dürfen uns Leo Putz, nach einem Teil seiner Werke zu schließen, keineswegs vorstellen als einen gewaltigen Bramarbas oder als einen nur für die heitere Seite des Daseins geschaffenen Lebenskünstler, der von seiner Arbeit aufflattert wie ein munterer Schmetterling, um mit tändelndem Spiel von einer Blume zur andern zu gaukeln. Wohl ist ihm — er wäre ja doch sonst kein Münchner Künstler — ein fröhliches und ausgelassenes Treiben, die berechtigte männliche Freude an Wein, Weib und Gesang nicht unsympathisch, und wenn der lustige Hagestolz auf den Künstlerfesten des Münchner Karnevals eine angesehene Rolle spielt, teilt er diesen Vorzug mit den meisten Großen der Münchner Künstlerschaft, die bis zu den weißen Haaren und zum Zipperlein sich die köstliche Eigenschaft erhalten, jung zu bleiben, zu tanzen, zu trinken und zu lieben.

Aber im Grunde seines Wesens ist in Leo Putz eine starke Schicht von ernster

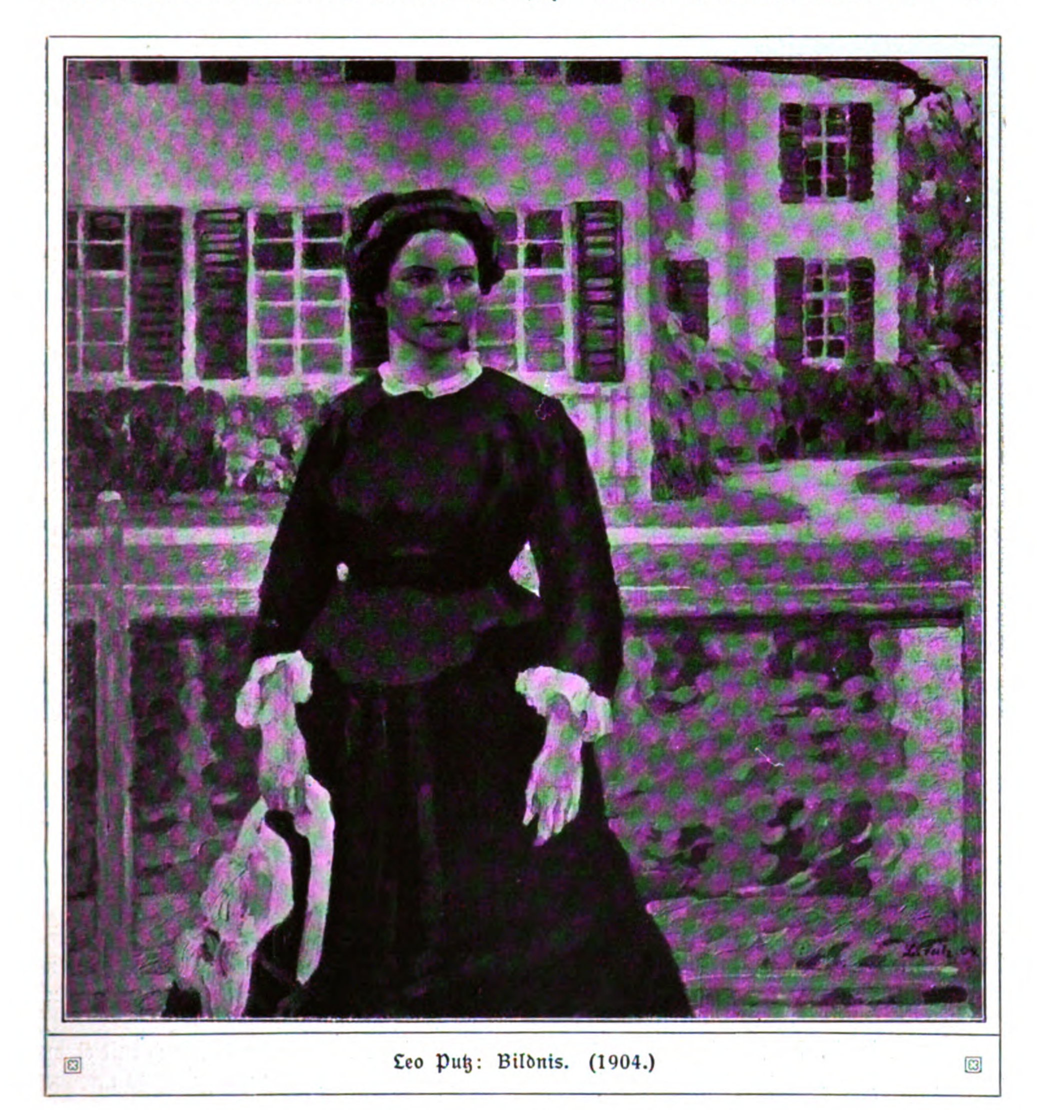
Nachdenklichkeit eingelassen, über die die Schalkhaftigkeit nur wie eine leicht verwischbare Patina lagert. Putz ist ein Grübler oder, wie man in München solche Menschen nennt: ein „Sinnierer". Er kann wochenlang daheim sitzen bei seinen Büchern, und da läßt er die Gedanken kluge Fäden spinnen über die Kunst der großen Meister, die er verehrt, und wenn sie damit fertig sind, und es bricht wohl gar die Dämmerung ein, so wenden sie sich auf philosophisches Gebiet, und dann enden sie nicht selten bei einer trübseligen Abrechnung mit der eignen Person und ihren Zielen. Putz ist ein scharfer Kritiker. Er kann bewundern und lieben wie kaum ein andrer Künstler, und wenn er einen Namen ausspricht, den er besonders hochschätzt, wie etwa Manet, so kommt dieser mit förmlicher Andacht auf seine Lippen. Aber ebenso kann er zürnen und entrüstet poltern, und wenn er mit sich selbst unzufrieden ist, runzelt sich die Stirn in breiten Falten über den schelmischen Augen. Das ist kein geschickt gespieltes Theater, nicht die Atelierpose des gefeierten Künstlers, sondern nichts andres als der elementare Ausbruch eines starken Wollens, dem eine liebenswürdige Bescheidenheit beigegeben ist.

An Putz ist ein glänzender Mathematiker verloren gegangen. Bei einem Überblick über die Art und Weise seines Arbeitens werden wir mit Staunen gewahr, wie diese Bilder, die als prachtvolle Eingebung einer glücklichen Minute erscheinen, die, flüchtig angeschaut, vortäuschen, mit dem grandiosen Schwung einer unglaublichen Routine hingemalt zu sein, immer erst als die Frucht monatelanger, mühsamer Arbeit und langer Studien fertig geworden sind. Und dieser Mathematiker Leo Putz besitzt dabei eine Phantasie, deren kühnem Fluge zu folgen nur wenigen vergönnt ist, eine Phantasie, deren Wünsche ins Unbegrenzte zielen können, wo das Abnorme und das Groteske in riesenhafter Schrecklichkeit Gestalt gewinnen. Aber das ist nur eine Laune des Künstlers, der er sich unbedenklich überlassen kann, wo andre einen schweren Alp fühlen.

Weit lieber als zu diesen exzentrischen Scherzen wendet er sich freilich dorthin, wo er seine innere Heimat findet, zu dem Märchen, zu den Geschichten von „Tausendundeiner Nacht", zu den deutschen Volksbüchern. Hier sind die starken Wurzeln der Kunst und der Persönlichkeit Leo Putzens eingesenkt, und daß sie in diesem ewig fruchtbaren Boden so fest haften, gerade das gibt seinen Freunden die stille Überzeugung, daß die Wahrheit, die seinem Schaffen als das wichtigste Kriterium Kraft und Weihe ver-



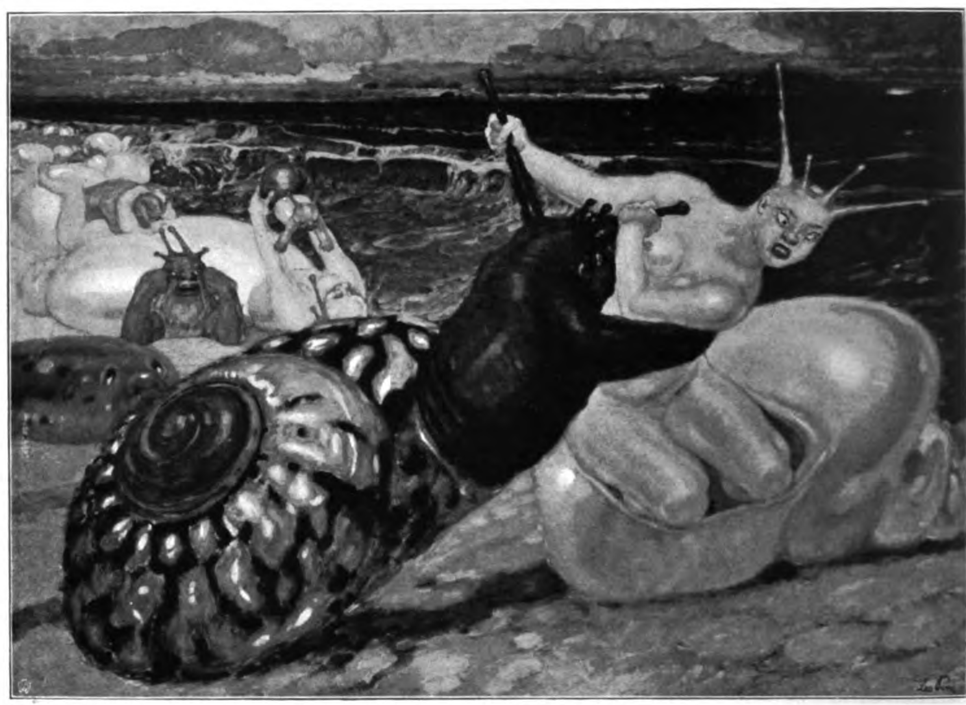
Leo Putz: Sommers Lust und Freude. (1904.)



Leo Putz: Bildnis. (1904.)

leiht, auch über die gegenwärtige Anerkennung in die Zukunft hinüberwirken wird. Putz pflegt selber gern darauf zu deuten, daß er durch die Liebe zu den Märchen als Knabe plötzlich den Wunsch gefühlt habe, ein Maler zu werden, und wenn er von der Staffelei aufschaut, von der er sich auch, während er Besuche empfängt, nicht entfernt, und er bemerkt dann, daß der Eindringling am Bücherschranke mit den Doréschen Illustrationen beschäftigt ist, dann erklärt er sogleich: „Dieses Buch ist schuld daran, daß ich ein Maler geworden bin."

Wenn wir zu Leo Putz hinaufsteigen in sein Atelier, empfängt uns der treue Hausgenosse an der Tür, Klingenbiel, der kluge schwarze Kater mit dem weißen Brustfleck und dem blauen Bändchen um den Hals, der hochangesehene künstlerische Beirat und Minister des Künstlers, der sogar das beneidenswerte Recht besitzt, unfixierte Zeichnungen mit den Pfoten seiner schonungslosen Kritik zu unterziehen. Klingenbiel erwidert mit leisem Schnurren auf die häufigen Fragen seines Herrn, und wenn er auf kostbaren geblümten Stoffen der Biedermaierzeit seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, scheint er ein würdiger Verwandter des berühmten gestiefelten Hinz, der in dem feinen Poccischen Puppentheaterstück bei dem zum Grafen erhobenen Kasperl Larifari sein Gnadenbrot verzehrt.



Leo Putz: Schneckenkampf. (1905.)

Wie Klingenbiel gehören auch diese Seidenstücke zum unentbehrlichen Requisit im Atelier von Leo Putz. Sie sind hier über einen Wandschirm gehängt, dort nachlässig über den Stuhl hingebreitet. Die Sonnenstrahlen schmeicheln an einer gestickten Bordüre und schieben sich einen duftigen Volant entlang: die sinnliche Freude an den malerischen Werten, die das Auge des Künstlers empfindet, die Notwendigkeit, sie ständig in seiner Umgebung zu sehen, um immer neues Leben, neue Farbigkeit von ihnen für sich zu gewinnen, tritt bei diesen stillen Genossen seiner Arbeit zutage. Abends leuchten dann aus dem Nebenzimmer die bunten Papierlaternen herüber, die ihre schattenhafte Zeichnung auf den spiegelblanken Estrich werfen, und unter ihnen wird auf das Geheiß des Meisters eine wilde Schar festgehalten, jauchzende Paare in bacchantischer Lust, Satyrn und Faune, lockende Nymphen und tanzende Epheben — Frau Venus selbst in wildem Liebesverlangen: der Hörselberg wird wieder lebendig, denn Leo Putz zaubert ihn vor unsre Augen.

Es ist sein jüngstes Bild, an dem er eben arbeitet, und das noch für die nächste Ausstellung vollendet werden soll. Am Ende wird es wie vor einigen Jahren gehen, als Leo Putz freilich noch kein berühmter Künstler war, wie er es heute ist, und das Bild muß auf höchsten Befehl den Glaspalast verlassen und das Schicksal des rauschenden Bacchanals teilen, das so vielen Menschen damals anstößig vorkam. Das muß diesen Feinden der Putzschen Kunst gesagt sein: bei all der kräftigen und kerngesunden Erotik, die aus seinen Bildern spricht, und mit einer berechtigten Freude, die ganz genau so manche römische Elegie Goethes mit hellem Jauchzen verkündet, die Linien und Formen des weiblichen Körpers in ihrem Rhythmus und ihrer Plastik erfaßt, ist der Künstler naiv, wie es eben nur ein Tiroler Bub' sein kann, der aus den engen Lauben und Winkeln, aus den Weinbergen von Meran seinen kindlichen Sinn in die Fremde mitnahm, und den er auf seiner Fahrt in der Welt der Modelle treu bewahrte.

Aus Meran stammt Leo Putz. Dort hat vor ungefähr vierzig Jahren seine Wiege gestanden in dem geräumigen Hause des Altbürgermeisters, dem der Sohn ähnlich sieht in der Form des feinen Kopfes. „Wenn ich mich lieb und gut erinnern will, dann denke ich an mein Vaterhaus in Meran,"

spricht Leo Putz. Jetzt ist er lange nicht mehr in seiner Heimat gewesen, die er doch so sehr liebt, und lange hat er nicht mehr hinuntergeschaut von dem Rebengelände auf die schrägen Dächer der Stadt, deren charakteristisches Aussehen er in einer flüchtigen Zeichnung festgehalten hat, nach der Talfer, deren Wasser in gebändigtem Lauf durch die Stadt fließt, nicht mehr hinaufgeblickt nach Burg Tirol und den andern Schlössern, die der flache Grat des Jfinger überragt.

Die frische Herzlichkeit des Sängers vom nahen Vogelweidhof, aber wenig von Walthers lyrischer Beschaulichkeit ist auf seinen Landsmann übergegangen. Schon früh ist Putz in die Fremde gezogen. Erst ging er nach München und lernte dort zunächst unter der Aufsicht seines Stiefbruders Robert Pötzelberger zeichnen. Es war die kreuzbrave solide Art der Zeichnung, die die Münchner Kunst von jeher streng beachtet hat, ein ehrliches Sichbeschränken auf die Genauigkeit der Konturen, worauf noch heute die Münchner Akademie stolz ist. In den Ferien wurden Wanderungen in die Umgebung und nach den malerischen Städten des Frankenlandes ausgeführt. Wir können uns kaum denken, daß Putz längere Zeit in einem kleinen Türmchen der Stadtmauer von Rothenburg o. T. gehaust hat und biedere Zeichnungen von den Sehenswürdigkeiten der alten Reichsstadt anfertigte. Verhältnismäßig spät entschloß sich Putz zur Reise nach Paris, wo er mit dem kürzlich verstorbenen Simplizissimuszeichner Ferdinand von Reznicek zusammen arbeitete.



Leo Putz: Rückenakt. (1906.)



Leo Putz: Bildnis in Grau. (1906.)

Mit Humor erzählt Putz von diesen glücklichen Zeiten, wo Schmalhans Küchenmeister war, aber von seinen Lehrern Bouguereau und Constant kann er nur wenig sagen. Dafür gingen ihm in Paris für Manet, den er natürlich erst hier kennen lernen konnte, die Augen auf, und er hatte das Glück, einzusehen, daß er hier, bei diesem größten Lehrmeister, einsetzen müsse, um seinen Weg zu machen. Gewiß hat er schon vor Manet von Leibl und mehr noch von dem frühen Trübner starke Anregungen malerischer Art erfahren, die in seiner Kunst auch heute noch zu finden sind. Darin gehört er zur großen Münchner Schule, die mit dem Aufkommen und Wachstum der Münchner Sezession die Prinzipien von deren Führern annahm. Putz wurde von der bäuerischen Kraft Franz Stucks niemals besonders angezogen, und es ist für die Selbständigkeit seines Charakters wie auch für die Eigenart seiner Malerei bezeichnend, daß er lieber in einem Atelier der alten Schule studierte, um dann auf der sichern Grundlage in Paris weiterzuschaffen, als in die Gefahr kommen wollte, das Fertige, Nichtweiterzuführende der Stuckschen Kunst zu übernehmen und zum Nachahmer zu werden. Der gesunde Instinkt, der Putz von Trübner nur das Äußerliche gewisser Techniken übernehmen hieß, und der ihn vor dem Ungesunden, dem Gedunsenen der Stuck-



Leo Putz: Im Schatten. (1907.)

schen Kunst warnte, hat ihn zu Manet und von dem großen Franzosen, der selbst den Holländern außerordentlich viel zu danken hat, zu Frans Hals und Vermeer geführt. Für die Entwicklung seines malerischen Könnens hat Leo Putz hier den Anstoß gefunden, und gerade die theoretische Handhabung ihrer Vorschriften, die er auf das genauste kennt, gibt seiner Kunst eine entscheidende Note.

So geht die „Dame in Blau“ von 1908 (s. das Einschaltbild), eins der letzten und besten Werke von Leo Putz, in der Zeichnung und in der Rhythmik der Töne ganz auf die Lehren zurück, die Putz von dem Dresdner Bilde des Vermeer empfangen hat. Indem er achtsam horchte auf die Winke, die ihm dieser Meister gab, verzichtete er nicht auf die Selbständigkeit seines künstlerischen Talents. Vielmehr läuterte er sich in dieser ständigen Beobachtung höchsten Kunstschaffens und arbeitet nun, ewigen Gesetzen gehorchend, stets reicher an Erfahrung und Wissen, weiter an der harmonischen Ausgestaltung und Ausgliederung seines eignen Werkes.

Wir haben vernommen, daß die Kunst Leo Putzens ihren Ausgang genommen hat von den Zeichnungen zu deutschen Märchen, von der Illustration. Im Fortschreiten seiner künstlerischen Entwicklung hat er sich derjenigen Gruppe von Münchner Malern angeschlossen, die in ihrem Streben zurückgehen auf die malerische Wirkung und Leuchtkraft des Plakats. Diese Männer der „Scholle“, unter denen neben Putz Fritz Erler die hervorragendste Bedeutung hat, stehen sich in ihren Anfängen außerordentlich nahe. Nur mit Mühe läßt sich auseinanderhalten, was den einzelnen Mitgliedern der Scholle ursprünglich angehört. Die gegenseitigen Einflüsse sind oft von einer Stärke gewesen, die

die gesamte Kunst der Scholle, vornehmlich im dritten und vierten Jahre der gemeinsamen Ausstellungen, unter den einen Gesichtspunkt der monumentalen Plakatkunst zusammengehalten hätte, wären nicht fast ausnahmslos diese Künstler individuell besonders begabte Persönlichkeiten. Mit Erler hat Putz am meisten von sich abgeben können, denn neben Erler besitzt er die beste Eigenart. Auch hing er nur mit der einen Seite der Ausbildung seines Talents mit der Scholle zusammen. Denn dieses strebt mit merkwürdiger Abwechslung in zwei verschiedenen Komponenten vorwärts, nicht allein was den Gegenstand betrifft, mehr noch in seiner selbständigen technischen Vervollkommnung. So scheint Putz seinem Ziele zuzustreben dem Schwimmer gleich, der sich mit ruckweise eingesetzter Kraft von der einen zur andern Seite wirft und erst mit dem einen, dann mit dem andern Arme vorstößt.

Das erkannte man deutlich vor drei Jahren bei der ersten Gesamtausstellung, und wenn wir heute die große Zahl der Werke nacheinander mustern, verstärkt sich der damals empfangene Eindruck. Und von Jahr zu Jahr, ja von Werk zu Werk verringert sich der Gegensatz zwischen den ohnehin von Hause aus gleichsam mit der nämlichen Energie angetriebenen Kräften, und die einheitliche Synthese der Putzschen Kunst wird erst dann exakt bestimmt werden können, wenn ein Werk von ihm geschaffen sein wird, das sich stolz über die Zuweisung in die eine oder andre Kategorie hinaushebt, indem es von beiden gleich viel und gleich Gutes in sich birgt. Bei diesem scheinbaren Zwiespalt ist aber Putz ein viel zu großer Künstler, um nur die Virtuosität seines technischen Könnens auszuspielen und zu steigern. Bei aller Berechnung und aller Freude an dem malerischen Problem bleibt er einfach in der Wahl seiner Mittel, und gering ist die Zahl der Farben, die auf seiner Palette haften, aber stark muß ihre Leuchtkraft sein.

Wenn Putz an einem großen Bilde malt wie eben jetzt, so hat er die Gewohnheit, zwei Studien ständig neben sich zu stellen, auf denen er das äußerste Extrem, ja fast eine Karikatur des künftigen Werkes für sich anzeigte, hier durch stärkste Betonung der kalten Töne, dort durch den Umschlag in einer schreienden Ausführung der warmen Töne: „So soll's eben nicht sein," sagt Putz,



Leo Putz: Herbst. (1908.)

„und da muß ich mich halt schön in der Mitte halten." Dieser Verrat eines Ateliergeheimnisses zeigt neben der Sorgfalt des Künstlers seine Absichten in vorzüglicher Weise. Die möglichst harmonische Gruppierung der einzelnen Farbentöne in rhythmischer Zusammenordnung erstrebt die Kunst von Leo Putz, aber ja nicht auf Grund farbenanalytischer Vorschriften, sondern im Sinne des persönlichen Verhältnisses zu der Natur, die dem Künstler ihre Schönheit offenbart in der Plastik und Farbigkeit eines Stillebens, in dem Gegensatz zwischen den weichen Formen des Menschen und der harten Leblosigkeit der zufälligen Umgebung, die Putz immer von neuem packt, und endlich in dem Kontrast zwischen Licht und Schatten, dem flackernden Spiel verwegener Sonnenstrahlen auf dem wohlig der Wärme sich entgegenhebenden Körper üppiger Frauen. Hier schließt sich Putz als ein Blutsverwandter dem Zuge der Schüler des großen Flämen an, Peter Paul Rubens', dessen dekorative Kraft Putz selbstkräftig umdeutet.

Dieses persönliche Verhältnis zur Natur, dessen edle Einfalt Putz eigen ist wie nur sehr wenigen Malern der Gegenwart, diese Unnötigkeit des Kompromisses, der bei andern zumeist die Grundlage abgibt, hindert (und das ist besonders bezeichnend für Putz) seine Phantasie nicht, köstlichen Märchen Wahrheit

zu geben. Ja, es scheint, als vermöchte Putz in der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft sich selbst in das Reich der „living drollery" hinüberzuzaubern, und ihm erscheinen die Schneckenkämpfe, deren neckischem Gebaren wir staunend zuschauen, vielleicht wie wirkliche Erlebnisse. Die Märchen und ihre symbolische Farbigkeit in der stattlichen Reihe vom gestiefelten Kater und Rapunzele bis zum Venusberg — die Bildnisse und Akte in ihrer rhythmischen Farbigkeit von dem Modell am Teetisch zu dem berühmten Bilde der gedankenvollen jungen Frau vor dem Hause, um dessen Besitz sich die Sammlungen von München und Dresden gestritten haben, und zu dem letzten Werk, der „Dame in Blau": mit diesen beiden Wertbezeichnungen darf man wagen, die Bedeutung der Kunst Leo Putzens für die Gegenwart zu bestimmen.

Für die Gegenwart, der Putz auch als ein künstlerischer Lehrer zu dienen berufen ist. Nicht als ob er als Meister an die Spitze einer Schule sich stellen sollte. Der Zwang einer akademischen Schulmeisterei ist für einen Menschen wie Putz, der nur die selbständige Entwicklung des Talents anerkennt, nicht denkbar. Er will einzig wirken durch das Beispiel. Und da erscheint er wirklich berufen, dem jungen Münchner Nachwuchs als ein gutes Vorbild zu dienen. Denn die Jungen sind eben jetzt in einer unerfreulichen Zeit des Schwankens, der Unsicherheit, wie sie im Stadium des Übergangs immer zu herrschen pflegt. Junge „Talente" erfreuen sich an der Schönheit Münchens in großer Zahl, und es könnte auch manche reife Ähre aus den üppig aufstrebenden Halmen herauswachsen, wäre nicht stets ein verfrühter Wunsch rege, den rauhen Ost des Isarwindes so bald wie möglich mit den weichen Lüften der Seinestadt zu wechseln, die noch nicht widerstandsfähige Naturen bezwingen. Mögen gerade sie auf Leo Putz blicken, der auch erst spät, erst zur richtigen Zeit nach Paris ging. Wenn sie dabei doch auf andre Bahnen abschwenken und dem schmalen Weg nicht folgen, auf dem Putz sich selbständig emporleitete — eine, die höchste Maxime wird ihnen zu ernster Zustimmung aus allen den Werken des tüchtigen Mannes sich offenbaren: die Notwendigkeit einer heiligen Ehrfurcht vor den hehren Aufgaben der Kunst.

Vor der Ernte

Überm Wald, am Horizont
Schleichen Wolken. Grell besonnt

Gleißt ein Fenster, eines nur
Durch die schwüle Mittagflur.

Hastig durch die Hitze jagen
Weiße Ärmel, Erntewagen.

Eine Wolke, wie zerblitzt,
Fliegt zerfetzt und zwiegeschlitzt

Um die Sonne, näher, keck:
Siehst du? Ist die Sonne weg,

Ist der Purpur ausgeputzt.
Und ein schwarz Gewölk beschmutzt

Jäh des Himmels Weiß und Blau;
Düster liegt die Ährenau.

Auch die Stoppeln stehn befleckt,
Denn der Wolkenschatten schneckt

Übern Weg ins Feld — Gesehn?
Jetzt! Saht ihr ihn nicht vergehn?

Haferfeld und Horizont
Leuchten wieder. Grell besonnt

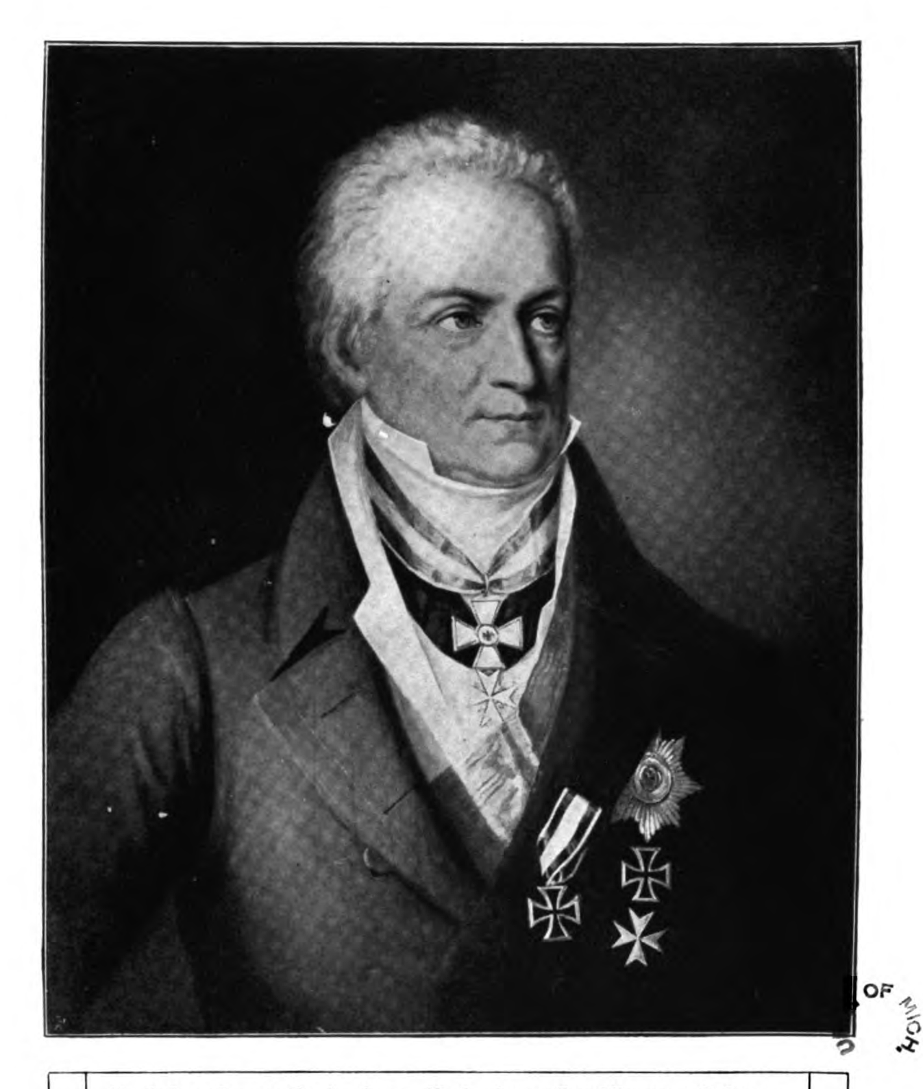
Gleißen fern viel Fenster blank
In die Ernte: Gott sei Dank!

Zog das Wetter schon vorbei?
Ach, die Schnitter, eins, zwei, drei,

Sprangen, lagen mit Behagen
Hoch im letzten Erntewagen.

Jul. August Vetter





Karl August von Hardenberg. Nach einem Gemälde von Gebauer.
Zu dem Aufsatz „Königin Luise und die Politik" von Prof. Dr. G. Roloff.



Mutter

Ein Roman von Albert Geiger

V (Schluß)

Vierzehntes Kapitel: Hoffnung

Da oben auf dem Berge,
Da rauscht der Wind,
Da sitzet Maria
Und wieget ihr Kind.
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand.
Dazu braucht sie kein Wiegenband.

Die blonde Irmgard saß im Küchengarten des väterlichen Hauses unter dem großen spät blühenden Apfelbaum, um den ringsherum eine Bank lief. Das Evlein hatte zu seinen Lebzeiten gern daselbst gesessen und einen Augenblick gerastet von ihrer vielen Geschäftigkeit. Nun hatte auch die Tochter diese Ruhebank zu ihrer Lieblingsstätte erkoren. Der große, schöne, stolze Ziergarten sollte das Reich Barbaras sein. Irmgards kleines Reich war der Gemüsegarten. Wo einst die Mutter an heißen Nachmittagen gesegneten Schoßes in halbem Traum sich dem Kind entgegengesehnt hatte, da saß nun dieses Kind und dachte der Mutter, und wie schön alles wäre, wenn es Gott gefallen hätte, der Mutter das Leben zu erhalten. Dabei summte sie gern irgendein kleines Lied. Sie hatte sich heute eine ganze Last Arbeit herausgenommen: blendend gebleichte Tafeltücher, die gesäumt werden mußten. Sie stichelte emsig drauflos und sang das kleine Marienliedchen immer wieder vor sich hin. Der Wind rauschte durch die Krone des herrlich blühenden Baumes und streute dem Mädchen Apfelblüten ins blonde Haar und auf das Tafeltuch in ihrem Schoß. Zuweilen sah sie hinauf und drohte dem alten Gesellen lächelnd mit dem Finger. Oder sie nahm einen der rosigen Blütenkelche und saugte ihn aus. Sie fühlte an diesem silberblauen Junitag eine Ruhe und Stille und ein liebliches Behagen in sich. Sie dachte sogar daran, wie töricht es doch eigentlich sei, immer zu trauern. Alles um sie her war so schön. So fröhlich. So lebenswarm. Alles blühte und gedieh und hatte Freude, dazusein und der Frucht entgegenzureifen. Ihr selbst war es wie einer Blüte, die sich in der hüllenden Knospe dehnt und sie sprengen will. Die anderthalb Jahre hatten sie zu einer reizvollen Jungfrau herangereift. Sie war größer und schlanker geworden, denn einst die Mutter gewesen war. Das Leid, das sie um der Mutter willen durchlebt hatte, war ihr doch auch wieder gelohnt worden. Ein stiller, feiner, sinnender und sehnender Zug war in ihr Wesen gekommen. Eine bezaubernde Linie von jugendlicher Anmut und jugendlicher Träumerei. Das Herbe und Trotzige hatte sich gemildert. Es war mehr zu blühender frischer Kraft geworden. Tiefe lag in den blauen Augen. Die Tiefe verwachter und verweinter Nächte. Aber jetzt an diesem heiteren Tag und in dieser stillen, Zufriedenheit atmenden Stunde war doch auch etwas in dieser Tiefe, das wie das Wasser eines Brunnens Wolken, Himmelsblau, Blüten und Bäume spiegelte: eine nicht recht eingestandene Freude am schönen Dasein, das sich jeden, auch den griesgrämigsten Menschen, zur rechten Stunde einmal zu erobern weiß.

Irmgard griff in die Tasche, die ihr am Gürtel hing. Ein Schreiben der Mutter und des Vaters war darin. Sie hatten es geschrieben am Morgen nach jenem Nachmittag auf der goldenen heißen Ginsterwiese. Sie holte es seufzend heraus. Sie mußte es noch einmal überlesen. Es hatte ihr doch recht seltsam ans Herz gegriffen.

Barbara hatte geschrieben:

„Meine liebe kleine Irmgard, mein gutes Kind! Wer so glücklich ist, wie wir beide es heute sind, der, meine gute Irmgard, hat nur den einen großen, tiefen Wunsch, die liebsten nächsten Menschen auch glücklich zu sehen. Sieh, mein Kind, es kann mir und Deinem geliebtem Vater die Hoffnung nicht schwinden: Du mögest Dich in die Dinge,

so wie sie geworden, menschlich verstehend finden und schicken. Du und Dein Vater und ich — von mir will ich am mindesten reden! — haben gelitten unter Deinem Widerstand. Nun wir hier in der Ferne einige Tage reinster Freude genießen, denken wir: alles dieses Herrliche brauche nicht flüchtig vorüberzugehen, sondern es könne bleiben. Wenn nur Du willst, liebe Irmgard. Es ist ja Dein Vater, Dein herzlieber Vater, den ich glücklich mache. Und daß ich ihn glücklich machen darf, daß ich in dieser Beseligung selbst ein wenig Glück haben darf, das will ich mir ja gern und immer wieder zu verdienen suchen. Hab' nur Vertrauen zu mir. Stelle Dich nicht feindlich zu mir! Tu es Deines Vaters willen, wenn Du es nicht um mich tun willst. Tu es, weil Deines Vaters Glück Dir doch nicht gleichgültig sein kann. Es ist sonst nicht meine Art, zu bitten. Aber heute ist mein Herz voll Dankbarkeit und voll Demut des Glückes — denn das wahre tiefe Glück macht demütig und still und fromm —, und so bitte ich gern: sei mir wie ein Kind. Was denkst Du, liebe Tochter: wenn nun einmal mir ein großes Glück geschenkt wäre, von dem ich nur zu träumen wage, Du könntest gewiß nicht mehr grollend und bitter beiseitestehen. Nein, gewiß nicht! Und ich fühle, ich weiß es: die geliebte Tote, die noch immer zwischen uns steht, sie wird, so wahr sie eine gute Mutter war, uns dann nur segnen können. Verklärte wissen nichts von Erdengroll. Sehen sie Glück, so erhöht es ihre Seligkeit. Sehen sie Leid, so webt es Schatten in das lichte Kleid ihrer Himmelswonne. An Dir ist es, der verklärten Mutter den letzten Schatten zu nehmen. Lasse mich Dich Tochter nennen! Und vollende so unser Glück!

Ich werde heute von Deinem Vater Abschied nehmen und zurückreisen. Heimreisen. Lasse mich's denken: daß ich „heim"reisen darf! Daß ich eine Heimat auch bei Dir finde. In Bamberg mache ich Station bei meinem Vater und sende den Wagen voraus. Du hast Zeit genug, meine Worte zu bedenken. Laß mich nicht umsonst hoffen und harren, Irmgard!

Dies bittet von ganzem Herzen Barbara Frey, die Deine Mutter sein möchte."

Der Vater hatte geschrieben:

„Alles, was Deine Mutter geschrieben hat, ist so, daß ich nichts mehr hinzufügen kann und mag. Denke daran, daß Du einst, als ich gen Bamberg geritten bin, mir eine weiße Nelke zum Fenster herabgeworfen hast. Dort hat Dein Herz, Dein liebes Kinderherz, gesprochen. Laß es von nun an sprechen für immerdar!

Das bittet — bittet Dein Vater
Silvester Frey."

Irmgard hielt den Brief in ihren jungen, feinen Mädchenhänden. Sie sah mit den blauen Augen in die Ferne über den Fluß, über die Stadt hin zu den blauduftigen Hügeln.

Da oben auf dem Berge,
Da rauscht der Wind,
Da sitzet Maria
Und wieget ihr Kind.

Eine leise Röte hauchte über Irmgards blasses Gesicht. Sie ahnte, was Barbara ihr sagen wollte.

Der Gedanke daran kam ihr fremdartig und seltsam vor. Aber wenn sie ihn weiterdachte, so fühlte sie, daß sie dann kein Recht mehr habe, fremd wie zu einer Fremden zu sein.

Ach, das Leben war doch stärker als ihre trotzige Kinderseele. Unwillig mußte sie sich langsam besiegt geben. War sie besiegt?

Sie las noch einmal die Stelle: „Verklärte wissen nichts von Erdengroll. Sehen sie Glück, so erhöht es ihre Seligkeit. Sehen sie Leid, so webt es Schatten in das lichte Kleid ihrer Himmelswonne. An Dir ist es, der verklärten Mutter den letzten Schatten zu nehmen."

Wie fein und klug Barbara diese Worte gewählt hatte!

Sie hatten sie ins Herz getroffen, daß sie erbebt war, als sie diese Stelle des Briefes gelesen hatte.

Sie selbst also war es, die der Mutter Unruhe geschafft hatte?

Seltsam, lange Zeit hatte sie nicht mehr so an die Mutter denken, sie so schauen können, wie sie einst sie gesehen hatte: in der Himmelsglorie. Und nun, seit einiger Zeit, kam das Bild öfters in seiner reinen lichten Herrlichkeit wieder: die Mutter im Paradies, mit dem Leuchten einer unbeschreiblichen Seligkeit in den großen Augen.

War dies ein Zeichen?

Dann aber dachte sie an Barbara und ihren eiligen, unruhigen Aufbruch nach Basel. Und ihre halbe Ohnmacht im Garten und



den Anfang des Briefes, den sie in der Hand gehalten hatte.

Hier war etwas Dunkles, nicht Geklärtes. Das fühlte sie.

Etwas, das Barbara bedrückte. Das sie unfrei erscheinen ließ. Sie, die sonst so Freie, Stolze.

Sie dachte zurück an den Hochzeitsvorabend. An Barbaras Blässe und ihre mühsam beherrschte Unruhe. An Hans Muralts zerrissenes, beklemmendes Wesen. Er stand in ihrer Erinnerung wie eine Gewitternacht, aus der jeden Augenblick jäh die Flammenlohe des Blitzes schlagen kann. Sie hörte noch seine Stimme und sein Spiel. Vor allem diese bebende, schwellende, herrscherfrohe und doch so traurige, dunkel ergreifende Stimme. Es war ihr gewesen, als trage sie der seltsame, schöne, düstre Gast auf seiner Stimme fort mit sich, hinaus in die Welt.

Sie hätte nur ewig sitzen können und ihm zuhören. Sie hatte auch oft über sein Lied nachgesonnen: Ein Fremdling bin ich in der Welt —

Es schien ihr, als seien nicht nur die Gestorbenen, sondern viel, viel mehr die Lebenden der Erlösung bedürftig.

Was trieb und hetzte diesen Mann ruhelos in der Welt umher?

War es — Barbara?

Sie erschrak bei diesem Gedanken. Es war ein zürnendes Erschrecken. Ein eifersüchtiges Erschrecken.

Alles, alles sollte diese Fremde haben! Wie eine Königin sollte sie über alle Herzen gebieten können! Auch über die Seele dieses unglücklichen Mannes!

Aber wenn dem so war: hatte Barbara dann überhaupt das Recht gehabt, Liebe, Glück, opfererkauftes Glück zu verlangen? Wenn hier etwas Dunkles, Ungeklärtes war: hatte sie dann dem Vater frei und sicher die Hand reichen dürfen zum Lebensbunde? Und dürfte sie dann — dem Vater ein Kind schenken?

Solange hier nicht Klarheit war, wollte sie nicht und durfte sie nicht Barbara als Mutter anerkennen und begrüßen. Das wollte sie dem Vater sagen.

Aber nein, das wäre schändlich und verleumderisch und angeberisch gewesen.

Denn was wußte sie? Sie wußte nichts als von dem Anfang des Briefes.

Wiederum tauchte das düster-schöne Bild Hans Muralts vor ihr auf.

Ihr Herz klopfte. Sie wußte, wie schwärmerisch der Bruder den Freund liebte. Sie fühlte: auch sie könne Hans Muralt liebhaben — liebhaben aus einem reinen, tiefen, holden Mitgefühl. Es war in diesem Fühlen etwas von dem, wie sie es nur für die Mutter gefühlt hatte. Etwas von der schwärmerischen Innigkeit, die hartnäckig und opferwillig zugleich ist. Die Wege bahnt und Brücken schlägt, wo andre verzagen und straucheln würden. Etwas von jenem Kinderglauben, der Berge versetzen konnte.

Das war wie ein stilles, schmerzlich-süßes Gefühl in ihr.

Sie wußte, daß er litt. Und sie wußte, was Leiden heißt. Leidensverwandte Lebensgeschwister waren sie.

Wenn sie einmal wieder seine Hand hätte fassen dürfen!

Sie errötete. Und sie beugte das blonde Haupt tiefer auf das weiße Tafellinnen in ihrem Schoß.

Daß sie trotz allem Bangen den silberblauen lächelnden Junitag mit seinem stillen Drängen nach Sommerglück so in sich fühlte! Daß die Blume in der Knospe sich so dehnte und über Nacht aufbrechen konnte zu voller lieblicher Blüte!

Es war doch etwas Weiches in ihren Trotz gekommen. Sie war eine andre und wußte es noch nicht. Aber sie fühlte es.

* * *

Eine Weile später war es ihr, als höre sie langsam einen Wagen anfahren. Dann vernahm sie Stimmen. Und es war ihr seltsam: die Stimme des Bruders schien unter diesen Stimmen zu sein. Gedämpft und doch scharf befehlend. Aber sollte der Bruder jetzt schon heimkommen? Es war ja noch mitten im Semester.

Sie nähte weiter. Und sie hörte die Stimme wieder. Sie hörte Schritte.

Da stand sie auf. Sie tat einige Schritte gegen das Haus.

Dort — durch die Einfahrt des Hauses sah sie den Bruder.

Er schritt neben einer Tragbahre. Wer auf dieser Tragbahre lag, konnte sie nicht unterscheiden. Das Ganze bedrückte sie wie eine gespenstisch-erschütternde Vision.

Nun kamen sie näher. Die Einfahrt hindurch. Der Bruder sah sie und winkte ihr.



Sie trat näher. Aus dem Garten heraus. Auf den gepflasterten, bäumebestandenen Hof.

Sie sah furchtsam hin.

Es war Hans Muralt, der da auf der Tragbahre lag.

Bleich und verwüstet mit geschlossenen Augen.

Sie trat herzu und sank mit einem Erbeben auf die Knie.

„Guten Tag, Schwester!“ sagte Liberius mit so viel Mut in der Stimme, als er aufbieten konnte. „Ich bringe dir einen Kranken. Aber wir zwei werden ihn bald gesund haben. Rasch, sei meine tapfere Schwester! Hole die Schlüssel zum Gartenhaus! Ein Bett muß bezogen werden. Hans Muralt wird unser Gast sein. Heute noch zum Leid. Bald, so hoff' ich, zur Freude!“

* * *

„Warum hast du mich hierhergebracht?“ Hans Muralt fragte es mit müdem Ton, als er nach der tagelangen Ohnmacht und willenlosen Bewußtlosigkeit wieder zur Klarheit erwacht war.

„Zürne mir nicht, Hans Muralt! Hier wirst du Frieden finden! Sei nur ruhig! Nur halte dich ruhig!“

„Ich — Frieden — hier?“ Muralt barg das Haupt in die Hände.

Liberius hatte ihm die Hand auf die Stirn gelegt.

Der Kranke schwieg eine Weile. Dann sprach er mit heiserer Stimme: „Wo ist — deine Mutter?“

„Sie ist nicht hier.“

„Du lügst!“

„Sie ist in Bamberg bei ihrem Vater. Bei Burkard Alzinger.“

„Sie hat sich geflüchtet — vor mir.“

„Hans Muralt! Ich will dir alles sagen, wie es ist. Sie ist bei ihrem Mann, bei Silvester Frey, gewesen. Und wie ich von meiner Schwester Irmgard erfahren habe, ist sie glücklich in der Liebe meines Vaters.“

„So! So! Sie ist glücklich! Und — wann kommt sie hierher?“

„In wenigen Tagen.“

„Und nun denkst du, ich werde ihr Kommen erwarten? Das denkst du wirklich? Was hast du für Blut in den Adern!“

„Ich denke, du bist ein Mann!“

Hans Muralt lachte bitter. Aber es war schon etwas vom Lachen der Genesung darin. „Wahrhaftig, ein Mann! Sieh doch dieses Gerippe an! Ein Schatten! Es war wie ein unendlicher, unbeschreiblicher Krampf in mir. Der Krampf ist gebrochen. Ich habe keinen Willen mehr weder zum Guten noch zum Bösen! Und so — soll ich deine Mutter erwarten?“

„Ja.“

„Und du glaubst, das werd' ich können?“

„Ja, das glaub' ich.“

Liberius sah dem Freunde voll und vertrauend in die Augen.

Hans Muralt sah weg. Er schwieg eine Weile. Dann sagte er langsam: „Dein Vertrauen ist ehrenvoll. Du warst immer ein guter Kerl.“

„Nicht diesen Ton, Hans Muralt! Habe doch Glauben! An deine Stärke! An unsre Liebe!“

„Und warum meinst du, daß ich deine Mutter erwarten soll? Warum soll es geschehen, daß wir uns sehen sollen? Ich finde keinen Grund dafür. Wie du sagst, ist sie glücklich! Was braucht sie mich dazu? Sie ist glücklich — und ich — ich spiele noch immer den Polichinell mit dem gebrochenen Herzen. Es ist gut — es ist gut, das zu wissen! Es liegt eine Art von Heilkraft darin. Aber erwarten kann und will ich sie nicht! Ich habe hier schon einmal eine lächerliche Rolle gespielt. Es ist kein Absehen, warum ich sie wiederum spielen sollte. Damals, in jenen Unglückstagen, hab' ich meinen Stolz zum Opfer gebracht. Das Elendeste und Erbärmlichste der Menschheit bin ich worden. Und die Schande darüber hat mich zu dem gemacht, was ich heute bin. Und nun — nun verlangst du von mir, ich solle noch einmal und tiefer mich erniedrigen! In der Tat, das sind Freundschaftsdienste! Das ist recht eigenartig gedacht. Das ist so recht deutsch gedacht. So recht aus einer deutschen Bärenseele heraus.“

„Hans Muralt, du wirst meiner Mutter die Hand reichen. Und sie wird deine Hand nehmen. Und ihr werdet euch in Frieden finden.“

„Amen!“

„Ich sage dir, dein Hohn nutzt dir nichts! Es muß geschehen, um meiner Mutter willen, um meines Vaters willen — und —

um deinetwillen! Es wird schmerzen! Aber — jede Arznei ist bitter."

„Du sprichst wie ein Philosoph. Aber du überzeugst mich nicht. Wenn ich nun doch gehe?"

„Du wirst nicht gehen, Hans Muralt!"

„Du kannst mich nicht in Ketten legen!"

„Nein! Aber du wirst dennoch nicht gehen! Die zweite Flucht wäre trauriger als die erste!"

„Soll ich dastehen, festgepflanzt wie ein Zielbrett des Schmerzes?"

„Ja, das mußt du erdulden! Ich stehe hier als dein wahrhafter, dein einziger Freund vielleicht. Und nicht ohne Wundern über meine Keckheit lehne ich mich auf gegen dich und versuche, dir meinen Willen aufzuzwingen. Du mußt meine Mutter sehen! Ich weiß kein andres Mittel, dir und uns allen Ruhe zu bringen und dir eine Zukunft zu schaffen. Du hast mir einmal vor zwei Jahren in jener trunkenen Morgenstunde gesagt, das Leben sei ein Verschwenden unerschöpflichen Reichtums. Ich will dir aus meinem geraden und simplen Denken heraus sagen: es ist ein langsames, fleißiges Aufbauen. Es bedarf der Stille und der Ruhe. Und auch du bedarfst ihrer, um das zu werden, zu was du bestimmt bist! Du mußt seßhaft werden! Das aber kannst du nur werden, wenn du dich selbst überwunden hast in der schwersten, bittersten Prüfung. Nun red' ich große Worte als ein unbelehrter Schüler und ein Werdender. Lache mich aus! Aber denke darüber nach. Auch eines geringeren Mannes Rede ist manchmal nicht ungereimt."

Liberius war bei diesen Worten gewachsen. In dem einfach-ehrlichen Menschen lebte die Seele des Vaters.

Muralt sah ihn an. Lange. Dann sagte er: „Deutscher Dickkopf!" Damit stand er vom Lager auf. Er war halb bekleidet. Nach wenigen Schritten mußte ihn Liberius stützen.

Muralt lächelte schmerzlich. „Gefangen bin ich — durch mich selbst! Möge sie kommen! Ich will's erwarten! Es ist kaum zu fürchten, daß dieses Wiedersehen mir Gefahr bringe. So schlottrig und leer und gleichgültig wie ich geworden bin. Und wenn ihr Anblick diese armselige Lebensflamme auslöscht — gut, so hat sie ihr Werk vollendet. Ich will sie erwarten!"

„Muralt! Hans Muralt! Das ist der Beginn deines Sieges!"

„Juble nicht zu früh!" sprach Muralt mit finsterer Miene.

„Ich will geduldig sein!" rief Liberius ernst und fröhlich zugleich. „Alle werden wir es sein! Meine, meiner Schwester Liebe und Sorgfalt sollen dich umhegen wie ein freundlicher Garten! Siehe, ich habe dich einmal gebeten zu schlimmer Stunde, hier zu bleiben. Du bist geblieben. Ahnungslos hab' ich damals Schicksalsvolles heraufbeschworen. Du kannst mich nicht anders lösen von dieser Verantwortung, als wenn du heute wiederum bleibst. Sonst sprichst du mich — mich allein schuldig. Nein! Nicht mich allein, auch die Schwester, die dich einst gebeten hat."

„Und — dein Vater?"

„Mein Vater wird kommen, wenn die Wetterwolke an seinem Haupt vorbeigezogen ist. Und mit dem freien Blick des entsagenden und sich bezwingenden Mannes wirst du ihm ins Auge sehen! Siehe, da kommt meine Schwester! Irmgard! Sie soll dich in ihr Gärtlein geleiten! Da ist es lieblich! Da sproßt Jugend und Gesundung und Vergessen! Und so komm mit mir! In den Frieden, in die Freiheit eines neuen Lebens!"

Fünfzehntes Kapitel: Irmgards Gärtlein

„Hier ist mein Reich!" sagte Irmgard. „Und jeder, der eintritt, muß mir gehorchen!"

Hans Muralt lag auf weichem Pfühl gebettet. Man hatte ihn sorglich mit Decken umhüllt. Er fror mitten im warmblühenden Junitag.

„Hier ist Euer Reich. Man muß gehorsam sein. Und man muß suchen, sich den Beifall der Herrin dieses Reiches zu verdienen. Aber was kann ich hilfeloser Mann beginnen, um Euch wohlgefällig zu werden?"

Er hatte es scherzend gesagt, mit so vieler Munterkeit, als er immer in seinem zerstörten Innern zu finden vermochte. Seine tiefliegenden, in der eigentümlichen Schönheit langer Krankheit glänzenden Augen waren hinauf zu dem selig unbekümmert blauenden Himmel gerichtet.

Irmgards Herz klopfte. Es kam ihr wie ein Märchen vor, daß Hans Muralt da unter dem blühenden Apfelbaum lag. Ihr so nahe war. Er, den sie noch vor wenigen Tagen weit in der Welt da draußen gewähnt hatte. Sie betrachtete dies verzehrte Gesicht, diese unruhigen, müden Hände. Ein



heißes Mitleid stieg wie eine flammende Welle in ihr auf. Aber sie mußte heiter sein! Der Fröhlichkeit bedarf er! hatte ihr der Bruder zugeraunt. Wir müssen ihn heilen! Du mußt ihn heilen, Irmgard! Er muß Frieden und Freude finden.

Frieden und Freude!

Ein frischer, jugendstarker, sehnsüchtig vertrauender Wille erhob sich in Irmgard. Ein Wille, in dem sie alles andre, was ihr so lange bang gemacht hatte, zu vergessen begann. Nicht ein Wille allein. Auch ein Stolz. Ein Stolz, daß in ihre Jungfrauenhände eine so große, schwere Aufgabe gelegt war.

Vielleicht war sie ihr zu schwer. Aber alles, was sie zu vollbringen vermochte, das wollte sie tun aus vollem, opferbereitem Herzen.

„Was Ihr beginnen könnt, Herr Magister?" sagte sie lächelnd, das blonde Jungfrauenhaupt auf ihre Leinwand geneigt. „Ich will es Euch sagen. Doch müßt Ihr mir zuerst und vor allem versichern, daß Ihr meine Gebote befolgen wollt."

„Ich soll Euch also untertan werden."

„Solange Ihr in meinem Reiche seid. Ja, noch darüber hinaus!"

„Unbedingte Gefolgschaft also! Treueschwur!"

„Ja!"

Sie sah auf, und nun war auf ihren blassen Wangen ein lichter, mutiger Schimmer, eine liebliche Röte entglommen. Hans Muralt hatte den Kopf ein wenig ihr zugeneigt und betrachtete sie unter herabgesunkenen Lidern.

Es ward ihm warm und lieb zumute vor diesem Mädchen. Vor dieser Jugendreinheit, vor dieser stumm beredten Anmut, vor dieser köstlichen herben und zugleich mit der vollen Süße eines Lenztages erquickenden Frische. Sie war wie eine der Apfelblüten, die der leichte Juniwind vom leise sich wiegenden Fruchtbaum herabstreute.

Ein schläfrig-behagliches Dehnen zog durch Muralts elendsmüden, fieberverzehrten Leib. Es überkam ihn eine Lust, gar nichts mehr zu denken. Nur zu fühlen, daß er nach all dem Wirren, Wüsten da draußen hier durch Freundeshand eine Stätte gefunden hatte, wo es sich für Stunden, für Tage ruhen ließ. Und die Lösung und Entspannung des Leibes flutete auch in seine Seele. Es war wie eine holde dumme, aber unabweisbar bezwingende Kinderei in ihm. Er fühlte, daß er im Garten, im Bereich dieses Mädchens nicht frech, nicht spöttisch, nicht zweifelnd, nicht menschenverachtend und selbstverachtend sein könne. Das war wohl die willenlose Gebrochenheit nach dem furchtbaren Krampf. Er lächelte darüber und gab sich doch hin. Gab sich hin mit einem Wohlgefühl und einer mählich wachsenden Befreiung, wie er sie seit langer Zeit, vielleicht nie gehabt hatte. Es ward ein wahrhaftes Kindesgefühl in ihm.

„Aber nennt mir die Bedingungen, bevor ich meinen so weitgehenden Treueschwur leiste."

Er hatte es langsam, wie in einem Erwachen gesagt. Und nun sah Irmgard mit einer unbeschreiblichen Freude, daß etwas wie ein Lächeln in seinem verwüsteten Antlitz erschien. Es war wie ein Sonnenblick in einem öden Garten.

„Die Bedingungen!" sprach sie schalthaft. „Erstens: Ihr dürft nicht mehr traurig sein, Herr Magister!"

„Wenn ich nur wüßte, wie man das zuwege bringt. Wißt Ihr's vielleicht?"

„Ei, man denkt nicht an das Schlimme, sondern nur an gute, schöne und freudige Dinge!"

„Probatum! Ich will mir Mühe geben."

„Zweitens: Ihr müßt gesund werden!"

„Muß ich?"

„Ja, Ihr müßt! Weil ich es befehle, wenn ich Eure Herrin sein soll."

Sie wußte nicht, woher sie Worte nahm, die sie sonst niemals gefunden hätte. Sie errötete. Aber sie sah ihn mutig an.

Er lächelte wieder. „Ihr seid eine sehr entschlossene Herrin! Gebietet dem Fieber, daß es weiche!"

„Ich gebiete Euch, daß Ihr hier in diesem Gärtlein Eure Genesung erwarten sollt! Das ist, was ich Euch auferlege."

„Meine Genesung?"

„Eure Genesung — an Leib und Seele!"

Sie sprach es mit starker vertrauender, hoffender Stimme. Und sie sah ihn fest an mit ihren lichten blauen Kinderaugen.

Ein Mißtrauen verdüsterte sein Antlitz. Wußte sie von seiner Qual? Von seiner Schmach?

Sie sah diesen Schatten. Eine Angst befiel sie. Rasch und ohne Bedenken ergriff sie

seine Hand. „Ihr sollt nicht traurig sein! Ihr sollt gesunden und freudig werden! Ich will es.“ Dann zog sie ihre Hand zurück und saß in bebendem, errötendem Schweigen.

Hans Muralt fuhr sich über die Stirn. Dieser Garten hatte etwas Zwingendes. Etwas Zwingendes wie dieses Kind da vor ihm mit seinem reinen, starken, holden Willen.

„Gebt mir Eure Hand noch einmal! Es ist eine Kinderhand.“

Sie reichte ihm mit niedergeschlagenen Augen die zitternde Hand.

Es war eine lange Weile Schweigen. Nur der Wind ging hin und her, der leichte Juniwind, wie das scheue, verstohlene Atemholen eines Mädchens, das über ein lieblich-banges Geheimnis nachsinnt.

Endlich sagte Hans Muralt mit geschlossenen Augen: „Sie ist gut, Eure Hand. Sie hat schon Leid erfahren. Aber sie ist so jung und rein. Es wird einem wohl in Eurem Gärtlein! Man wird jung, wenn man hineintritt. Jung wider Willen. Man wird wie ein Kind. Kindisch vielleicht. Aber ich kann Euch sagen: ich habe seit langer Zeit keine so stille Stunde mehr gehabt. Fast möcht' ich sagen: keine so lichte und frohe. Ihr wißt nicht, wie es dem tut, der nie eine Heimat gehabt hat, hier eine Weile zu ruhen und sich einzubilden, es gäbe noch ein Leben, das man jung und frisch und mutig beginnen könnte. Einen Glauben. Eine Verheißung. Ich weiß: alles das ist nur ein Wahn. Aber diese Stunde ist hold. Eure Hand ist gut und mild. Sie zittert vor Seligkeit des Gebens. Es ist gutsein in Eurem Gärtlein, Irmgard. Lasset mich noch eine Weile hier.“

„Von ganzem Herzen!“ sprach Irmgard mit versagender Stimme.

* * *

Eine Hausung! Eine Heimat!

Das klang tröstlich und zuversichtlich zugleich in das Wachen und den Traum Hans Muralts. Er lachte immer wieder über sich. Er tat es halb zerstreut, halb ärgerlich. Aber es war merkwürdig, wie er sich mit jedem Tag, den er in Irmgards Gärtlein verbrachte, wohler, frischer, lebensbereiter fühlte.

Es war ein stilles Genesen in ihm. Und es strömte alles von diesem Mädchen aus. Von ihren frischen reinen Händen, auf denen der Morgenduft ihres Gartens zu säumen schien. Von ihren schüchternen und doch so sichern Kinderaugen. Von ihrem lichten Antlitz, das etwas von einer Rose hatte, die sich öffnen will, erschlossen vom Tau banger Nächte.

Es war seltsam und ergreifend zugleich, wie dieses so scheue und spröde Kind liebenswürdig, liebespendend, freudespendend geworden war. Wie sie ihn zu erheitern suchte, wenn er in die alte gleichgültig düstre Stimmung zurückfallen wollte. Sie brachte ihm die ersten Früchte des Gartens. Sie schmückte den Tisch an seinem Lager mit Blumen. Sie erzählte ihm in ihrer schlichten Art. Und er fühlte mit seinem feinen Empfinden, daß ihre so lange scheu in sich zurückgezogene Seele vor ihm zum erstenmal sich zu zeigen begann.

Und welch ein beglückender Frühling brach da mit einem Male aus dem so lange zugeschlossenen Herzen hervor! Es war eine Lieblichkeit in ihrem Geplauder und eine Fröhlichkeit in der Freude dieser sich mehr und mehr auftuenden Seele, die Hans Muralt im Innersten bewegte. Er hätte ihr manchmal sagen mögen: Laß mich doch, du gutes Kind! Ich bin ja so wüst und arm. Verschwende dein Gemüt nicht an mich! Aber er vermochte es nicht. Er dachte, wie glücklich sie einen Mann machen müsse mit diesem reinen stillen segnenden Wohltun. Wie sie das Geschöpf sei, ganz in einem Manne aufzugehen. Einzig für ihn zu sinnen und zu sorgen. Und von seiner aufrichtigsten Liebe belohnt zu sein. Und wie das eigentlich hold sein müsse, solcher Liebe vollen frischen, reinen Genuß zu haben.

Es war fast etwas wie Stolz in ihm, daß gerade ihm dieses so bange Wesen sich eröffnete. Was sie ihm vorlas, um auch damit die Langweile des Liegens zu kürzen, das war wie ihr Wesen: schlicht, innig, bescheiden gleich den Blumen ihres Gartens. Und unendlich wohl tat es ihm. Manchmal trat Liberius in den Garten. Er blieb nur kurze Weile und sprach wenig. Aber wenn er ging, trugen seine Züge eine stille wachsende Hoffnung um so beredter in sich.

Hans Muralt befand sich in einem Zauberkreis, dem er nicht so rasch entrinnen konnte noch mochte. Er hatte noch nie so gelebt mit lieben, guten, treuen Menschen: still, gelassen, im Gleichmaß ruhig froher Stunden.



Und er ward sich mehr und mehr bewußt, zweifelnd und hoffend, das könne ihm Gesundung bringen. An Leib und Seele, wie Irmgard gesagt hatte.

Einmal sprach er, sie tue so viel Liebes an ihm, daß er ganz beschämt sei und gar nicht wisse, wie er ihr danken solle. Aber er fühle jetzt wohl, daß es eine Art von Güte gebe, der man nichts wiederzuerstatten vermöge.

Sie hatte eine Weile anmutig geschwiegen. Dann war sie errötet, und dann hatte sie erwidert, er möge ihr einmal ein Lied dichten und singen.

Hans Muralts Antlitz hatte sich verdüstert. „Ich singe nicht mehr! Das ist vorbei."

„Ihr werdet wieder singen!" hatte sie mit einem holden Trotz erwidert. „Ich weiß es."

Ein andermal sprach er scherzend: es gefalle ihm in ihrem Gärtlein so gut, daß er bleiben wolle, solange der Apfelbaum Blüten habe.

„Dann will ich Gott um seinen stillsten Himmel bitten!" hatte Irmgard erwidert.

Dies einfach-holde Wort klang in Muralts Seele nach. Er hatte immer über die Deutschen gelacht. Sie waren plump, langweilig, rührselig. Nun hatte er Treue erfahren und genoß Liebe, wie er sie nie erhofft hatte.

Mitten in seinem wirren Leben ward ihm eine Offenbarung kindlicher Schönheit und kindlichen Glaubens, die ihn rührte, die ihn, den Spötter, rührselig machte. Selig von einer Rührung, die er in allen Zeiten seines Lebens nicht gekannt hatte.

Er dachte an kein Begehren, er dachte an kein Verzweifeln mehr. Zu seinem Erstaunen entdeckte er in sich den Wunsch: die, um derentwillen er seine furchtbare Pilgerfahrt angetreten hatte, möge lange, lange noch fortbleiben.

Er wollte Barbara hier gar nicht sehen. Hier war alles Güte. Eine milde, segnende, lächelnde Güte.

Wenn Barbara kam, dann kam das Böse, Scharfe, Schneidende, Entzweiende und Entfremdende wieder über ihn. Das Wilde. Der Trotz. Das Fordern des Unerfüllbaren.

Nein, er wollte Barbara nicht erwarten. Keine Macht der Welt konnte ihn dazu zwingen.

Es war besser, zu gehen mit dem lichten, unvergeßlichen, untrübbaren Bild dieser Tage im Herzen.

Irmgards Gärtlein im Herzen und ihre scheue und doch muntre Lieblichkeit und den Duft ihrer Blumen.

Irgendwo konnte man von diesen Tagen zehren. Und vielleicht beginnen, sich wieder in den Dienst des regelmäßigen, ordnenden und in seiner Ordnung so notwendigen Tages zu stellen. Des immer wieder freundlich und gebieterisch zugleich aufmunternden und in dieser Aufmunterung eine stille und treue Gewähr des Daseinswertes gebenden Alltags. Und so wieder anfangen zu leben. Oder nein: erst wirklich und wahrhaftig anfangen zu leben. Aus dieser Gebrochenheit heraus.

Er lächelte wohl noch müde bei diesem Gedanken. Aber es grünte doch schon etwas in dem verwüsteten Garten seines Lebens. Eine frische liebe Mädchenhand hatte das Pflänzlein Hoffnung hineingesetzt, und es trieb und trieb. Er fühlte es bei Tag und Nacht. Durfte es vielleicht einmal eine stille grüne heitere Laube werden, in deren Bereich man heimisch werden konnte? Heimisch auf dieser unsichern Scholle Erde? Wo man kein Fremdling mehr war?

In diesen ruhigen lichten Tagen träumte er einmal des Nachmittags: er träte in Irmgards Gemach. Es war ganz von Sonne erfüllt. Sie hatte das Haupt hoch aufgerichtet. Sie sah ihn an mit vollen großen Augen. Ihre zarte Gestalt umfloß ein weißes Gewand. Neben ihr stand eine aufblühende rote Rose. Es war eine unbeschreibbar stille Feierlichkeit und Innigkeit im Ganzen.

Er hatte beim Erwachen dieses Bild und eine leise schwingende Melodie ungebrochen und doch nur sanft nachhallend in sich. Er schrieb einige Verse auf ein Blättchen Papier. Dann versank er aufs neue in einen lösenden Schlummer.

Sechzehntes Kapitel: Komm, du friedeloser Mann!

Irmgard war ins Haus gegangen. Als sie wieder in den Garten trat, lag Hans Muralt in jenem milden Schlaf, der das Nahen der Genesung ankündigt. Das Blatt, auf das er die Verse geschrieben hatte, war auf den Boden geglitten.

Sie hob das Blatt auf und las in Muralts feiner, etwas zitternder Hand die Worte:

Irmgards Lied

Trete in mein Kämmerlein
Frisch und rein,
Angetan mit weißem Linnen,
Sitz' ich stille wartend drinnen.



Mit dem schmalen güldnen Reif
Will ich deiner Sehnsucht winken,
Einen hellen Sonnenstreif
Siehst du lächelnd drüber blinken.

Komm, du friedeloser Mann,
Froh heran!
Schau mir in die Augen beide,
Frei von Reue, Gram und Leide.

Sieh, ich drücke meine Lippen
Auf die Hand, die schicksalsschwere.
Und ich gieße meine Jugend
In dein Herz, das sonnenleere.

Eine lichte Freudenröte
Bricht aus meinen jungen Wangen.
Meines Lebens zarte Knospe
Ist dir schauernd aufgegangen ...

Sie las — Sie erbebte. Er hatte ihr also doch ein Lied gesungen!

Sie stand lange in stummem Staunen. Alles um sie her schien in dem zarten Rhythmus dieser Verse zu singen und zu klingen. In diesem bittenden, vertrauensvollen Klang.

Sie betrachtete Hans Muralt. Er atmete leichter denn seit langer Zeit. Und sie las wieder die Verse. Und alles ward ihr von einem strahlenden, goldenen, überirdischen Licht erfüllt. Sie sah zum Himmel. Sie drückte das Papier an ihre Lippen. Sie drückte es an die Brust. Tränen strömten ihr über die Wangen. Sie legte das Papier zu dem Buch und dem Stift auf dem Boden. Und dann sah sie sich behutsam um.

Das Schweigen und Horchen Gottes war in dem Gärtlein. Sonst nichts. Da bückte sie sich herab und küßte rasch und bebend die Stirn des Schlafenden. Und dann enteilte sie. Mit dem angstvoll scheuen Fuß eines Rehes. „Mein ganzes Leben!" sprach sie zitternd. „Mein ganzes junges armes Leben! Alles! Alles bis zum letzten! Wenn es ihn lösen kann! Wenn er es will! Und wie er es will!"

Sie flüchtete hinauf zu dem Marienbild. Lacrymosa! las sie auf dem Bilde. Sie verhüllte ihr Haupt mit den Händen. „Mutter! Mutter! Vergib mir! Sieh mich im Staub meines Erdengefühls! Gewiß, du vergibst mir! Ich habe dir ein ganzes junges Leben treulich gedient. Dir hingegeben und dir allein. Aber nun — — nun! Es wird ein andres in mir! Und du mußt teilen! Das Leben will mich! Das andre will mein Opfer. Mutter! Vergib mir!"

Sie lag eine Weile in stillem Gebet. Dann sprach sie leise, als fürchtete sie, die stumme Luft könne es hören: „Auch du vergib mir, Vater, lieber Vater! Ich war ja so töricht. Ich habe ja so gar nichts gewußt. Ich weiß es jetzt. Ich verstehe dich! Vergib mir!"

* * *

Eine Weile später erwachte Hans Muralt. Er dehnte sich mit einem Behagen, wie er es seit langer, langer Zeit nicht mehr empfunden hatte. Er hatte ein Gefühl in sich, als habe dieser Nachmittagsschlaf eine geheime Kraft, eine verborgene Begnadung in sich gehabt. Indem er sich aufrichtete, ward er gewahr, daß dies leichter und frischer und mit mehr Lust zum Leben geschehe als in vielen Jahren. Oben im Baum sang eine Amsel. Sie strömte ihre weichen Töne mit einer süßen Kraft in die Seele dieses licht- und schattendurchspielten Juninachmittags. Er lauschte eine Weile. Er lächelte. „Kleiner dummer Lockvogel!" sagte er leise vor sich hin.

Die Seele dieses Juninachmittags war froh und unruhig und drängend und beklemmend. Es war etwas Überquellendes darin. Etwas wie ein Abschied und etwas wie ein seliges, immer mehr bewußt werdendes Kommen von Neuem. Es wollte Sommer werden. Man sog es ein in dem satten schweren Duft, der aus dem Garten hauchte.

Hans Muralt sah sich in Irmgards Gärtlein um. Es war ein langer dankbarer Blick. Dieser Blick schweifte überall umher, und es war seinem Herrn, als müsse es ein segnender, dankender, erhellter Blick sein. Dieser Blick des Gesundenden verweilte einen düstern Augenblick bei einem Beet blauer Iris, die entlang dem Gitter wuchsen, das den Ziergarten vom Nutzgarten trennte. Die rätselhaften Blumen begannen schon zu welken. Ihre schmachtenden, dunkelschweren, stolzen Häupter verfärbten und neigten sich. Aber auf einem andern Beet stand ein Rosenstock inmitten lustiger Stiefmütterchen. Und an diesem Rosenstock war eine Rose aufgeblüht. Wie ein holdes Wunder. Die erste des Stocks. Es war eine hellrote Rose. Hans Muralt atmete ihren süßen, zarten Duft. Und mit einem Male erhob er sich völlig. Wie es herrlich war, so erfrischt und erquickt zu sein!

Er warf die Arme in die Luft, und er empfand das leise Strömen der alten Kraft.



Geheimnisvoll floß es in ihn herüber aus dieser Stunde, aus diesem Tag, aus diesem Friedens- und Erlösungsort. Aus Irmgards Gärtlein. Er trat näher zu dem Rosenstock hin und roch an der Rose. Er atmete diesen süßen Duft, in dem die würzige Kraft und das stille, gelassene Reifen des Sommers lebendig zu werden schienen. Und er erinnerte sich des Traumes von Irmgard, und es schien wie eine Verzauberung über ihn zu kommen. Er staunte über sich selbst.

Wahrlich, er war nicht mehr er. Es war eine Wandlung in ihm geworden. Dieser Traum war wie eine Verheißung eines nie gelebten, nie empfundenen Lebens. Ob er ihr glauben sollte? Da fiel sein Blick auf das Buch und das Blatt daneben. Er schritt darauf zu, nahm das Blatt auf und las die Verse. Er lächelte aufs neue, und es ging wie ein Schimmer der aufblühenden Rose über sein blasses Gesicht. Ein Rosenschimmer der Hoffnung. Es war zum erstenmal, daß er wieder etwas getan hatte, daß er etwas hatte vollbringen wollen. Und waren es auch nur ein paar schlichte, armselige, einfältige Verse, sie dünkten ihn doch wie der leise köstliche Wiegengesang eines neuen Daseins. Er dachte des Wortes: So ihr nicht werdet wie die Kinder! O Torheit! O Weisheit! Der Kinderblick des Lebens lachte ihm aus diesen traumgeborenen Versen entgegen. Es war der Blick Irmgards. Nichts mehr war in diesen Zeilen von der sengenden Glut seiner Madrigale. Alles in diesen Worten war deutsch. Innig, aber nicht leidenschaftlich. Stark, aber nicht wild. Gläubig, aber nicht frevelhaft fordernd. Er ließ die Hand mit dem Blatte sinken und fuhr sich mit der andern Hand über die Stirn. Wundersam war das. Er war ein andrer geworden. Ein so ganz andrer, daß er immer und immer wieder erstaunte. Aber es war ein hoffendes, ein glaubendes Staunen.

Er reckte sich wieder. Und mit einem Male überkam es ihn, als habe die schwere Probe, die ihm Liberius auferlegt hatte, keinen Sinn und kein wahrhaftes Bedürfnis mehr. Als bedeute es für ihn nicht mehr eine angstvolle, furchtbare, quälende und durch diese Qual reinigende Überwindung, Barbara zu sehen. Als könne es ihm nicht fürderhin schwer sein, ihren Anblick zu ertragen. Als könne er ihr ruhig und still entgegentreten, wenn sie jetzt, in diesem Augenblick ihm nahen würde mit dem vollsten, herrlichsten, sattesten Glanz ihrer Frauenschönheit. Aus seiner Zerbrochenheit, dieser schmählichen Zerbrochenheit, war die Kindheit erwacht, die er nie gehabt hatte, und die hier in diesem Gärtlein zu ihm getreten war, um ihm Frühling und Sommer mit eins zu spenden. Sie schenkte ihm Sanftheit und Stille, gutes, reines Wollen, Lust zur Tat. Lust zum Leben.

Es war ein Erwachen wie nach einer wilden, wüsten Nacht zu einem mahnenden, stärkenden, beseligenden und reinigenden Morgen. Er kannte sich nicht mehr. Er schämte sich vor diesem Kinde, daß er einmal so häßlich und kläglich gewesen war.

War es möglich, daß er jemals mit bösen, wilden Gedanken in dieses Haus getreten war? Ein Blick in das Kindesauge, in die Kindesseele Irmgards — und die letzte Spur solcher Gedanken und Begierden war verschwunden wie nächtiges Grauen vor dem siegenden Morgenrot. Der reine, freie und in aller Freiheit doch der Sitte als unbedingter Lebensnotwendigkeit bewußte männlich-starke Geist des Hauses Frey hatte gesiegt in ihm. Durch die holdeste Kraft. Die Worte am Giebel des Hauses fielen ihm ein:

Zur Freyheit heyßet dieses Haus.
Die Sitte schreyte ein und aus.
Wo Sitt' und Freyheyt sich verbinden,
Wird man die rechte Art wohl finden.

Das hätte ihn früher als ein Philisterspruch bedünkt. Nun erst erfaßte er den Sinn und die Schönheit dieser Worte. Und da warf er die Arme aufs neue und im Vollgefühl dieses Erwachens in die blausilberne Juniluft hinaus. „Arbeit! Höchste Herrin des Daseins!" rief er. „Da ich dir untreu geworden bin, hab' ich mich selbst verloren! Du sollst mich lehren, still und stark mich in das Leben bescheiden. Ja, Liberius hat recht, das Leben ist kein Verschwenden. Es ist ein stilles, emsiges Aufbauen. Und nun will ich arbeiten! Vielleicht gelingt es auch mir, noch ein Glück zu bauen. Und wär's auch nur das bescheidene: irgendwo, irgendwie ganz und voll und unermüdlich meine Pflicht getan zu haben! Das gewollt zu haben, was menschlich gut und erreichenswert ist, und nicht das Unsinnige und Frevelhafte!"

Er schrak zusammen. Er hatte einen Schritt gehört. Oh, er kannte diesen Schritt



wohl, diesen leichten, flüchtigen, zierlichen und doch so entschiedenen Schritt. Er hatte ihm manchmal gelauscht, wenn er, aus bangem Fieberschlaf erwacht, in dem bescheidenen und doch so beglückend-reinen Heiligtum Irmgards sich umgeschaut und sie nicht gefunden hatte. Und wenn sie dann gekommen war und ihm Jugend und Frieden und Freude gebracht hatte in ihren reinen, in ihren guten, in ihren frommen Kinderhänden! So trat sie auch jetzt wieder zu ihm. Und er segnete sie dankbar mit aller seiner Hoffnung erwachenden Lebensglaubens.

Irmgard war zögernd stehengeblieben, als sie Hans Muralt aufrecht und sicher im Garten stehen sah.

Ein Gefühl holder Scham und seliger Gewißheit zugleich hemmte ihren Schritt.

Hans Muralt würde gesunden. An Leib und Seele! In diesem Augenblick wußte sie es.

Er sah ihr entgegen. Und es lag ein stilles, freudiges, verlegenes Erwarten in seinem Antlitz.

Langsam kam sie näher. Sie trat in den Garten ein.

Eine lichte Freudenröte
Bricht aus meinen jungen Wangen;
Meines Lebens zarte Knospe
Ist dir schauernd aufgegangen.

Er versteckte rasch das Blatt. Sie hatte die Augen niedergeschlagen. Er trat auf sie zu. Er faßte ihre Hände, und es überflutete sie beglückend wie neugewonnene Kraft.

Sie sah auf. Blick tauchte in Blick. Es war ein langes, langes Verweilen, Auge in Auge, Seele in Seele.

Die ihre fragte bang. Und die seine antwortete still und stark: Ich will und ich werde genesen.

Er führte sie, immer ihre zarten und so frischen Kinderhände in seinen Händen, zu ihrem Sitz unter dem Apfelbaum neben seinem Lager. Sie setzte sich in unaussprechlicher Beklommenheit. Er setzte sich aufs Lager. Aber er gab ihre Hände nicht frei.

„Ich habe heute nachmittag einen wunderschönen Traum gehabt, dergleichen ich niemals in meinem Leben geträumt habe. Es war wie ein lichter wundersamer Morgentraum. Ein Genesungstraum. Ein Verheißungstraum. Euch dank' ich ihn, Irmgard, und Eurem Gärtlein. Es ist zuviel, zu denken, daß er sich jemals erfüllen könne. Aber er ist mir doch ein liebliches Zeichen, daß es endlich, endlich Tag werden könnte in meinem so dunklen Leben."

Irmgard wagte kaum zu atmen. Und sie konnte nicht wehren, daß langsam, langsam eine helle warme Träne aus ihren gesenkten Wimpern floß.

Da neigte er das blasse Haupt noch näher zu ihr: „Warum weint Ihr, Irmgard?"

Sie wollte das Haupt auf seine Hände neigen.

Aber er hob mit der Hand sanft, mit einer unendlichen Zartheit ihr Kinn in die Höhe. Er sah ihr in die betränten Augen, in das betränte liebe Antlitz, das leuchtete wie eine junge lichte Rose im Tau. „Dank Euch! Dank Euch! Tausendmal!" sprach er mit einer weichen warmen Stimme, wie sie niemals von ihm gehört hatte.

Er dankte ihr. Ihr. Die selbst tausendfach zu danken hatte. Ihr armes Leben, ihr verdüstertes, von Kindertrotz zerquältes Leben, ihr angstvolles, von Schatten des Todes durchhauchtes Leben, es war ja selbst licht und schön und freudig geworden.

„Ich gehe nun bald. Noch morgen."

„Morgen!"

„Ja, ich gehe. Denn ich fühle mich stark genug. Und Ihr habt mich stark gemacht. In Eurem Gärtlein, Irmgard, hab' ich mein Leben wiedergefunden. Nein, ich muß sagen: Da bei Euch hab' ich mein wahrhaftes Leben erst gefunden. Ich will den holden, schimmernden, begnadenden Nachglanz dieser Tage als Euer Geschenk mit mir tragen in meinen Händen, auf daß sie gereinigt und gefeit seien für die Zukunft. Ich will ihn bewahren und hüten, als hätte ein Blinder den Sonnenschein zu hüten, der ihm dereinst das Licht der Augen schenken, der ihn sehend machen soll. Er soll meine Hände und mein Herz kräftig machen zu reinem und tüchtigem Vollbringen. Diese Tage trag' ich als Euer Geschenk von hinnen. Vielleicht — vielleicht bring' ich dieses Geschenk einmal Euch wieder, wie der Mann in der Schrift, der gut mit seinem Pfund gewuchert hat. Vielleicht bring' ich Euch ein Arbeit gewordenes Mannesleben mit. Vielleicht, Irmgard, nehmt Ihr dieses Leben einmal aus meinen freudezitternden Händen entgegen. Und sprecht: Ich will, daß es mein sei!"

Es war eine Weile Schweigen. Ein großes, tiefes, banges Schweigen. Dann sah



Hans Muralt, wie ein angstvoller Schatten über Irmgards lichtes Antlitz ging.

„Meine Mutter!“ stammelte sie. Und danach angstvoller: „Herr, sprecht, was habt Ihr an Barbara — an meine Mutter geschrieben?“

Muralt schwieg. Seine Miene verdüsterte sich gleich der Irmgards.

Ihre Augen hingen in angstvoller Spannung an seinem Antlitz. Jeder Herzschlag ward eine Ewigkeit. Aber dann sah sie, wie seine Züge mählich wie aus einer innern Kraft sich erhellten. Und endlich sprach er langsam: „Es war einmal. Und ich sage dies, wie man erlöst eines bangen Märchens Ende spricht. Du hast mir das Lösungswort gesagt. Verlange für diese Stunde nicht mehr von mir! Aber glaube mir! Glaube an mich! Das bitte ich aus tiefster Seele.“

Es war kein Falsch in seinem Antlitz.

Aber Irmgard beschlich dennoch ein Argwohn, daß ein Rest von Ungelöstem, vielleicht nie zu Lösendem in dieses Mannes Seele sei. Daß das erste Wiedersehen mit Barbara ihm gefährlich, wenn nicht verderblich werden könne. Daß damit ihre eigne schöne angstvoll-selige Hoffnung und Erwartung auf das Leben dieses Mannes vernichtet werden müsse.

Mit niedergeschlagenen Wimpern fühlte sie den heftigsten Kampf in ihrem Innern toben und wußte sich doch keinen Rat und keine Gewißheit.

Da durchzuckte sie jählings ein Gedanke: der Brief! Der Brief, den Barbara und der Vater an sie geschrieben hatten! Wenn er den las, dann — dann konnte und mußte es geschehen, daß er an die neue Mutter fürderhin nur mit entsagender Liebe dachte. Denn wenn sie das Kind ihres Vaters unter dem Herzen trug, wer immer auf Erden durfte dann ihrer geheiligten Person anders denn in Freundschaft und Verehrung nahen!

Und da nahm sie hastig und freudig und hoffend und zweifelnd zugleich den Brief der Mutter und des Vaters aus ihrem Gürteltäschchen und rief: „Leset, Herr!“

Hans Muralt entfaltete den Brief. Er las. Er erkannte Barbaras ganze schöne reine tiefe Seele aus diesen innigen Zeilen. Er fühlte mit einem letzten verhauchenden Schmerz das Glück, das sie Silvester geschenkt hatte. Er fühlte und erschaute die Seelenwürde dieses festen und ernsten Mannes. Er las aus diesem Schreiben die freudezitternde Erwartung, daß die beiden Menschen ein noch tieferes, festeres, unzertrennliches Band für alle zukünftigen Tage zusammenbinden würde: das herrlichste und höchste Geschenk ihrer Liebe, das Kind. Er sah diese reinen hohen Gestalten einem guten, glücklichen und beglückenden Zusammenwirken und Zusammenleben entgegenschreiten. Und ein Schauder durchlief seinen Körper, da er zurückdachte und daran dachte, daß er dieses Glück hatte gefährden wollen! In diesem Schauder bebte aufs neue und stärker die schmerzliche Scham über sich selbst, wie er einstmals gewesen war.

Er faltete das Schreiben wieder zusammen und reichte es Irmgard mit einem tiefen, starken Blick. „Wohl ihnen!“ sprach er mit fester Stimme. „Sie sind glücklich! Verdorren soll die Hand, die solches Glück anzutasten wagte!“ Er richtete sich hoch auf. „Mich aber lasset gehen, edle Jungfrau! In die Stille unermüdlicher Arbeit. Da will ich mich prüfen. Und so reichet mir Eure junge reine, segenspendende Mädchenhand, zum Pfande, daß auch uns, die wir noch im Schatten des Leides stehen, dereinst ein volles ungetrübtes Licht des Heils lachen möge!“

Sie sah ihm mit einer unsäglich beglückten Dankbarkeit in die feuchtschimmernden großen blauen Augen. Nun glaubte sie ihm! Mußte sie ihm glauben!

Da faßte sie rasch seine Hand und wollte sie an ihre Lippen ziehen. Er aber zog sie mit innerster Bewegung an seine Brust. Er küßte ihren blonden unschuldigen Scheitel. Er schloß sie fest und für immer in seine Arme: „Dank dir, du herrliches Kind! Dank deinem treuen Bruder! Dank euch allen im Hause Frey! Ihr habt mich gelehrt, daß Liebe und Reinheit und gutes starkes Wollen mächtiger sind denn alle Dämonen und Truggeister des Zweifels und des Spottes! Ihr habt mich geheilt! Dank euch für alle Zeit meines Lebens!“

In diesem Augenblick ertönte ein Hornstoß von der Straße her. Ein Wagen rollte heran. Hans Muralt ließ Irmgards Hände frei. Sie standen, heftig atmend, beklommen, ganz in dem mächtigen Bann des Augenblicks. Liberius eilte aus dem Haus. Er eilte in Irmgards Gärtlein. Er rief: „Die Mutter!“

Barbara war heimgekehrt.



Siebzehntes Kapitel: Mutter

Es war am Abend desselben Tages. Der Himmel hatte sich leicht überzogen. Ein feines, weiches, sehnsüchtiges Grau.

Barbara Frey schritt unruhig in ihrem Wohnraum neben der Kemnate hin und her. Sie hatte nach einer kurzen Begrüßung mit mühesam beherrschter Erregung sich in ihre Gemächer zurückgezogen. Sie sei müde und wolle einige Stunden ruhen.

Aber sie dachte nicht an Ruhe. Der Anblick Hans Muralts hatte eine mächtige Erschütterung in ihr hervorgerufen. Unter dem hartnäckigen Gedanken an seinen Tod hatte sie mit jeder Meile, die sie sich der Heimat näherte, immer banger ein unabweisbares Gefühl gehabt: Hans Muralt könne nicht tot sein; er sei wiedergekommen; der Himmel ihres Lebens solle niemals völlig rein werden. Diese dunkle Wolke solle immer wieder ihren Schatten hineinwerfen in das Lichte, Sonnige, Klare, das sie sich hatte erkämpfen wollen.

Sie ballte die schlanken schönen Finger in die zarten Handflächen, als vermöge sie so, das mit festestem Willen zu schützen, was sie sich erobert hatte durch ihre jauchzende Hingabe an jenem goldenen Nachmittag auf der herbduftenden heißen Ginsterwiese. Dieses Glück, ganz und ungeteilt dem Gatten zu gehören, und jene tiefere, selige, durchschauernde Ahnung, die sie zittern machte mit einer heißen Welle vom Herzen her.

Sie hatte dieses Glück gesucht über einen Totgeglaubten. Sie trug das beschämende Gefühl in sich, daß Hans Muralt, daß sein Brief, dieser wahnwitzige Aufschrei einer leidenschaftzerstörten Seele, sie zu diesem Glück hatte führen müssen. Daß dieser Weg zur Lösung, zur innern Erlösung über ein Opfer hatte gehen müssen. Grausam war sie aus Selbsterhaltung gewesen. Grausam aus dem heißen Verlangen, endlich ganz die zu sein, als welche sie Silvester erhofft hatte.

Und nun lebte dieses Opfer.

Der alte Wirrwarr schien wieder zu beginnen. Wohl schien Hans Muralt beherrscht und beruhigt. Aber unter all dieser Beherrschung hatte Barbara doch die starke Welle des Ergriffenseins bei ihrem jähen Anblick wahrgenommen. Er würde von neuem Unruhe in ihr Leben tragen. Ihren Frieden, ihr Glück zu gefährden suchen.

Und Irmgard? Irmgard hatte mit liebesscharfem Auge Barbaras Erschrecken und Hans Muralts verborgene Erregung gesehen. Mehr gefühlt als gesehen. Ach, warum war die Mutter gerade in dieser Stunde gekommen? Warum nicht einen, zwei Tage später? Dann hätte Hans Muralt Irmgards Bild ungestört mit hinausgetragen in sein neues Leben. Aber nun — die lebendige Macht der Mutter, konnte sie nicht dennoch stärker sein als ihr jungfräulicher Wille? Konnte nicht in dieser einen Stunde des Wiedersehens zwischen den beiden alles, alles zerstört worden sein, was sie mit sorglich-liebenden Händen in Wochen aufgebaut hatte?

Und so hatte Irmgard kurz und mit kühlgewordenen Wangen den fragenden Kuß der Mutter erwidert.

Also auch hier alles beim alten. Der demütige Mutterbrief hatte nichts zu wandeln vermocht in diesem eigensinnigen Kind.

Hans Muralt und Irmgard schienen wie unbezwingbare Gespenster in Barbaras Leben zu haften.

Ruhelos schritt Barbara Frey hin und her. Die Gedanken kreisten in ihrem schönen stolzen Haupt wie spukhaft unruhig sich hin- und herscheuchende Nachtvögel. Es ward dämmeriger.

Drunten im Speisesaal hörte sie durch das offene Fenster die Schritte der den Abendtisch richtenden Magd, das Klirren der Gläser und Klingen der Messer. Ein leichter Wind hatte sich erhoben und trug den schweren Geruch eines nahen Holunderbusches herein. Eine merkbare Unruhe war in dem Abend. Jene pulsende, fast schmerzvolle Erwartung des Sommers.

Endlich blieb Barbara stehen.

Jeden Tag konnte Silvester Frey eintreffen. Von München aus hatte er ihr geschrieben, Augsburg werde seine letzte Station sein. Bis er eintraf, bis er sein Haus betrat, mußte alles in Ordnung und Ruhe sein. Mußten Klarheit und Reinheit herrschen. Ein unbewölkter Himmel mußte dem Edeln entgegenblicken.

Oh, warum hatte sie es ihm in unseliger Schwäche immer und immer wieder verschwiegen! Aber die Tage in dem waldgrünen Tal, in dem kleinen Haus bei der Mühle waren so kurz und so strahlend gewesen. Immer wieder hatte es in ihr gerufen: Später! Später! Wenn ihre Ahnung erfüllt war. Wenn sie ihm das Kind ge-

schenkt hatte! Dann war in diesem Geheimnis nicht die leiseste Drohung mehr. Es war Vergangenheit, machtlos gegenüber der sicheren, gewaltigen, unbesiegbaren Gegenwart.

Und so hatte sie geschwiegen, und wenn sie manchmal mitten im heißesten Glück dieser Tage jählings ein leises Erschauern überkommen war, wenn Silvester Frey sie zärtlich forschend angesehen hatte und eine liebevoll-bange Frage in seinem vertrauenden Mannesauge gelegen war, dann hatte sie den Blick gesenkt.

Und nun, wenn Silvester kam, wenn er erfuhr, daß Muralt hier gewesen war, wenn er sich wunderte, wenn er fragte — und wenn sie ihm dann, gefragt, antworten mußte: konnte nicht alles, alles so leicht in ein ganz falsches, verzerrendes Licht gestellt sein? Und in ihr volles Glück ein böser, schwer zu vertreibender Schatten des Mißtrauens fallen? Und die Nebel anfangen, in dem lichten Sommertag des Glückes zu brauen und zu drohen?

Alles, alles schien wieder ins Wanken zu kommen.

Nein, das durfte nicht sein!

Sie hob ihre Hände flehend empor. Um Macht wollte sie flehen, böse Geister zu bannen von diesem Haus. „Du Gott, der das Glück beschirmt und die Ordnung will, hilf mir, die rechten, großen, siegenden Worte zu finden!“

Da hörte sie Schritte auf der Treppe. Es pochte. Ihr Herz pochte mit. Zwei wilde Schläge. Dann kam eine wunderbare Ruhe über sie. Es pochte noch einmal. „Tretet ein!“ rief sie mit beherrschter Stimme.

Liberius Frey trat ein. Hans Muralt stand hinter ihm. Er blieb auf der Schwelle stehen. Liberius trat auf Barbara zu. Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Habt Ihr gut geruht, Mutter?“ fragte er mit seiner warmen, freundlichen Stimme, die wie Sonnenschein in das abenddämmernde Gemach fiel.

„Es ist mir gut und ruhig zumute!“ erwiderte sie mit ihrer tiefen Stimme. „Ich danke Euch, Liberius!“

„So darf ich Euch meinen, unsern Freund Hans Muralt zuführen, Mutter! Er will Euch manches und wichtiges sagen. Und ich bitte, ihn nach Eurer Güte und Einsicht anzuhören!“

Er faßte ihre Hand abermals, küßte sie und sah ihr mit einem mahnenden, bittenden Blick voll besorgter Liebe eines ehrlichen Herzens in die schönen, großen, in einer eigentümlichen Feierlichkeit strahlenden Augen. Da erwiderte sie seinen Druck, und es erschien dabei wie ein hoffendes Lächeln in ihrem Antlitz.

Liberius Frey ging zu dem Freund, faßte seine Hand und sagte mit freudedurchbebter Stimme: „Tritt herzu, Hans Muralt! Meine Mutter will dir Gehör schenken. Und möge diese Stunde gesegnet sein für uns alle!“

Drinnen im Frauengemach standen sich Barbara Frey und Hans Muralt gegenüber. Durch die Dämmerung leuchtete ihre Frauenschönheit. Hoch aufgerichtet stand sie. Nun war die stille Abendstunde da, von der er da draußen auf wilden, wüsten Wegen qualvollen Verlangens geträumt hatte. Nun war sie da. Ihre vollerblühte Schönheit nahm ihn ein letztes Mal in ihren Bann, und in Augenblicken zog alles, alles schmerzlich bewegend an ihm vorbei, was er gelebt und gelitten hatte bis zu dieser Stunde. Oh, möchte nun ein guter Geist ihr milde Worte geben!

Es war eine lange Stille. Keins wagte, sie zu unterbrechen. Draußen schlug die Rathausuhr. Das Glockenspiel des Münsters setzte ein und summte wie ein vielstimmiger Geistergesang geheimnisvoll in der Luft.

Endlich sprach Barbara: „Ich hatte nicht gedacht, Euch wiederzusehen!“

Das waren freilich nicht die Worte, die er erwartet hatte. „Es ist bei Gott nicht meine Schuld!“ sagte er ruhig, aber nicht ohne Bitterkeit. „Ich hätte Euch gern den Gefallen getan, nicht mehr zu leben. Allein das Geschick hat es anders gewollt. Und das beste ist ja: Ihr seid glücklich! Die Glücklichen sind sicher. Sie bauen sich eine feste unübersteigliche Burg und Mauer. Also seid getrost! Wenn ich auch immer noch lebe, keine Unruhe kommt mehr von mir auf Euch. Aber“ — seine Stimme bebte — „gebt mir meinen Brief zurück. Zu Unrecht kam er in Eure Hände. Ein Unsinniger hat ihn geschrieben. Und immerdar für alle Tage würde ich es als Schmach empfinden, diese Zeilen in Eurer Hand zu wissen.“

Es war wieder Schweigen.

Barbara Frey sah den blassen Mann vor sich. Sie fühlte in diesem Augenblick, daß er sehr gelitten hatte. Und doppelt stark



fühlte sie das Begehren, ihnen beiden Ruhe zu schaffen für alle Zeiten.

„Ich bitte Euch herzlich, Herr Magister: lasset mir diesen Brief.“

„Wozu kann Euch der Brief nütze sein?“ fragte er bitterer im Ton denn zuvor. „Es ist der Brief eines Narren. Das Feuer soll ihn fressen und alle, alle Torheit, die jemals in meinem Leben war!“

Es klang eine männliche Entschlossenheit in diesen Worten, wie sie niemals von ihm gehört hatte. Eine freudige Ahnung stieg in Barbara auf. Aber eine volle klare Überzeugung mußte in ihr sein, daß er von seinem Wahn abgelassen habe. Und so sprach sie: „Ihr habt das Recht verwirkt, diesen Brief wiederzuerhalten. Er ist mein, und ich behalte ihn.“

Ein Blitz flammte aus seinen Augen. „Madonna, ich bitte Euch: tretet mir in dieser Stunde nicht also entgegen. Es ist nicht wohl getan.“

Sie fühlte, was auch dieser Augenblick bringen mochte: er mußte die vollste, bitterste Wahrheit erfahren.

„Herr Magister, ich kann und will Euren Brief nicht aus den Händen geben. Denn — wisset —“ Sie senkte errötend das stolze, schöne Haupt. Er sah dieses Erröten selbst in der zunehmenden Dämmerung. Was konnte kommen? Was würde sie sagen? „Dieser Euer Brief, Herr Magister,“ sprach sie leise, aber mit größter Festigkeit, „ist mein Glück geworden. Er hat mich in die schützenden Arme meines Gatten getrieben. Er hat mich ein vollstes, nie vorher so herrlich gekanntes Glück bei ihm finden lassen. Ein Weibesglück — ein“ — ihre Stimme ward noch leiser — „ein Mutterglück. Und so kann ich ihn nicht missen. Er soll mir Pfand- und Schutzbrief meines Glückes sein!“

Sie hatte nun das Antlitz erhoben und sah ihn mit strahlenden Augen an. Die Wahrheit ihrer Worte in ihrem tiefen schweren Ernst leuchtete hell aus ihren Augen, von ihrer Stirn, von ihrem Mund.

Er sah sie an. Also er — er selbst — sein Brief — sein Elend hatten das Glück dieser Ehe vollendet.

So fest und still er in sich geworden war, angesichts dieses herrlichen, einst mit so heißer Qual geliebten und begehrten Weibes machte ihn diese Erkenntnis in allen Tiefen seines Wesens erbeben. Die ganze Gewalt des Vergangenen faßte ihn in diesem schicksalsvollen Augenblick.

Aber kein Schrei entrang sich seinen Lippen. Nur sein Haupt fiel auf seine Brust, und ein langes Schütteln lief durch seinen abgemagerten Körper.

Sie sah, wie es in ihm kämpfte. Sie sah mit erneuter Freude, wie er sich bezwang. Sie schwieg bange. Endlich, da er ruhig und beherrscht dastand, trat sie auf ihn zu und legte die Hand auf seine Schulter. Es war das erste Mal, daß sie ihm so nahe kam. Und es lag in dieser Berührung etwas wie Vertrauen auf seine endlich gewonnene Männlichkeit.

„Hans Muralt!“ sprach sie langsam mit sanfter Stimme. „Es ist mir schwer geworden. Aber ich mußte es sagen. Um dieses Briefes willen, dessen unselige Zeilen nur durch diese meine Worte aus der Welt geschafft werden konnten. Um meines Gatten willen, dem ich diesen Brief verschweigen mußte. Um meiner Kinder willen, deren Mutter auch nicht vom leisesten Hauch einer Unrichtigkeit berührt werden darf. Um Eures Leides willen, Hans Muralt. Um der Unruhe willen, die Ihr in mein Leben gebracht habt. Ich habe Ruhe und Sicherheit gefunden. Oh, lasset mich denken, daß auch Ihr — auch Ihr Ruhe und Glück finden könntet. Nehmt diesen letzten Schatten aus meinem Leben. Sagt mir, daß Ihr genesen seid. Geheilt von der Krankheit dieser törichten verderblichen Leidenschaft.“

Jedes ihrer ernsten und guten Worte war mit schwerer eindringlicher Mahnung in seine Seele gefallen. Und mit einem Mal erhob sich eine Freudigkeit in ihm. Er hatte unbewußt, ungewollt, in bitterster Stunde aus der Qual fruchtlosen Begehrens heraus ihr Glück geschaffen. Dieses Glück, das er einst hatte vernichten wollen. Seine Not war ihr Heil geworden und hatte die letzte Ungewißheit aus ihrem Fühlen getilgt. So war dies die erste gute Tat seines neuen Menschen gewesen. Nun hieß es, stark und groß sein! Bejahen! Bestätigen!

Er sah auf. Ein ungewöhnliches Feuer glänzte in seinen großen blauen Augen. „Ich bin geheilt!“ sprach er still und fest.

„Hans Muralt!“

„Ich war es schon, als ich über die Schwelle Eures Gemaches trat. Ich wär' Euch sonst nicht vor die Augen gekommen. Ich hab' Euch,



geliebt. Aber nicht mit der Liebe, die allein Euer würdig gewesen wäre. Und Ihr habt recht daran getan, in dieser unreifen törichten Liebe nicht das Gefühl der Beruhigung und Sicherheit zu finden, die eines Mannes tiefe, starke, reife Liebe gewähren kann. Ihr habt recht daran getan, mich mit Härte und Verachtung zurückzustoßen. Nun sprecht Ihr mild und gut zu mir, und das ist mir ein Zeichen, daß Ihr mich reifer und stärker wähnt. Ihr sollt nicht betrogen werden! Glaubt an mich, Barbara Frey! Es kann ein Augenblick in meinem Leben kommen, da ich dieses Glaubens bedarf!"

Sie sah ihn an. Mit einer tiefen Prüfung in den ernsten Augen. Und doch auch einem namenlosen Glücksgefühl.

„Ich bin geheilt!" wiederholte er. „Wäre noch irgendein geringster Rest von Unklarheit und Verworrenheit in mir gewesen, diese Stunde, diese Eure Worte haben ihn zum wesenlosen Nichts gemacht!"

Da strömte eine holde große Freude wie Sonne in Barbaras Antlitz. Hell ward davon das dämmernde Gemach. Sie nahm seine Hände. „Ich glaube Euch, Hans Muralt!" sagte sie mit bebender Stimme. „Dank dem Gotte der Guten und Reinen, daß er mich zur lösenden Tat das lösende Wort hat finden lassen! Und so seid mir willkommen in diesem Hause!"

Er sah sie an. Es lag eine stumme Bitte in seinen Augen. Eine Bitte, die herausgeboren war aus einer letzten Erinnerung an die böse schwere Stunde jenes Hochzeitsvorabends: „Ich fühle die Notwendigkeit der Lebenswege. Ich fühle die weise Bestimmung des Lebens durch allen Drang und alle Pein und allen Hohn hindurch. Eine große Klarheit ist in mir. Nehmt nun von dieser Klarheit auch die letzte Trübung, die aus vergangenen Tagen darüber schweben könnte. Heißet mich als Freund willkommen!"

Sie verstand ihn. Mit einer königlichen Gebärde nahm sie mit ihren weißen Händen sein schicksalsschweres Haupt und hauchte mit bebenden Lippen einen Kuß auf seine Stirn.

„Dank Euch!" sprach er kaum hörbar. „Nun ist auch die Schmach jener Abendstunde von mir genommen. Durch Eure Güte und Weisheit! Durch die begnadende Abendstunde des heutigen Tages. Nun kann ich ruhig scheiden. Und Ihr könnt ruhig bleiben. Lebt wohl! Morgen mit dem Frühsten reise ich."

Tief aufatmend war Barbara Frey zurückgetreten. „Wir scheiden voneinander, Hans Muralt!" sprach sie feierlich. „Aber wir bleiben beisammen mit unsern guten Gedanken und Gefühlen. Möchte dieser Scheidekuß ein Kuß des segnenden Glückes sein! Nun sollt Ihr sein, was das Schicksal Euch bestimmt hat: kein Schweifender mehr! Ein fest auf dieser Erde und ihren Gesetzen stehender Denker, ein Dichter, ein Schaffender. Und gewiß, so wahr auch mir in dieser Stunde alle Zukunft offen und klar liegt, ich fühle, ich weiß: eine innige, schöne, volle Liebe wird auch Euch noch bestimmt sein!"

In diesem Augenblick klopfte es heftig an die Tür. Die Tür ward geöffnet. Irmgard trat herein. „Der Vater! Der Vater kommt!" rief sie aus aller ihrer zweifelnden Herzensnot heraus, als könne und müsse dieser Ruf aller Bangigkeit ein Ende machen.

Hans Muralt schritt auf Irmgard zu. Er faßte sie bei der Hand. Er sah sie an mit einem Blick, vor dem jeder Zweifel schwinden mußte. „Das war meine Ärztin, Barbara Frey! Hier ist meine Hoffnung hinfort."

Barbara staunte in stummer Beglückung. Nun konnte sie kein Geheimnis mehr quälen. Nun — nun erst gab es keins mehr! Eine andre stärkere Macht war in seinem Leben wirksam geworden. Sie konnte ihm Freundin sein. Und ihrer Irmgard aus doppelt heißem Gefühl heraus Mutter.

Irmgard blickte Hans Muralt in die großen offnen, dem Licht eines neuen wahrhaften Tages geöffneten Augen. Sie sah angstvoll forschend zu Barbara hinüber. Sie gewahrte ihre ruhige sonnige Kraft. Sie sah sie milde und gütig lächeln. So frei und so befreit. Auf diesem Antlitz stand nichts als höchste Reinheit. „Mutter?" fragte sie, noch halb ungläubig.

Da breitete Barbara ihre Arme aus, weit, Mutterliebe heischend, Mutterliebe gewährend.

„Mutter!" rief Irmgard, in höchster Erregung jauchzend, und warf sich in ihre Arme.

„Kind! Du mein liebes Kind!"

Auf der Schwelle stand Silvester Frey. Neben ihm Liberius. Hinter ihnen in ehr-





Leo Putz: Dame in Blau.
Zu dem Aufsatz „Leo Putz“ von Hermann Uhde-Bernays.



erbietiger Haltung Jobst Seyfried, der im Gespräch mit heraufgekommen war.

Silvester Frey staunte in dieses Gemach hinein. Er sah Barbara und Irmgard Arm in Arm und Hans Muralt mit ernstem und dennoch frohem Antlitz daneben.

Da löste Barbara sanft die Arme der Tochter von ihren Schultern. Langsam und feierlich ging sie auf Silvester Frey zu und faßte seine Hand ...

Offen und weit und hell wie schimmernde Alpengipfel lag nun das Leben vor ihren freudehellen Blicken. So wie sie am Abend jenes seligen Nachmittags auf der heißen Ginsterwiese mit Silvester zusammen die Schneeberge und die schöne weite Welt gesehen hatte. Wundersam war der Traum in Erfüllung gegangen, von dem ihr Silvester damals auf der Bergeshöhe erzählt hatte. Ein Kreuz hatte das Irmgardlein in die Erde gegraben. Ein lichtes Reis der Liebe war daraus gewachsen. Auch das letzte Düstere jener dunklen drohenden Traumgestalt Silvesters mußte vor diesem grünen Liebesreis sich in Helle und Klarheit auflösen.

O herrliches, reines, nun auf immer reines Leben! Wie ein unausgesprochener leiser Duft spielte darüber die unendlich beglückende Ahnung für Barbara.

Da oben auf dem Berge,
Da rauscht der Wind.
Da sitzet Maria
Und wieget ihr Kind —

„Mutter!" wiederholte Irmgard.

Sie hätte kein schöneres und kein herrlicheres Wort auf dem weiten Erdenrund sagen können.

Aber auch der alte Jobst Seyfried, der gesehen hatte, wie das Irmgardlein, die trotzige, abwehrende und mutterfeindliche Irmgard, in Barbaras Armen lag, hatte ein gutes Wort. Er sah und staunte. Und es dämmerte in seinem Zahlengehirn dunkel auf, daß hier etwas Wundersames vor sich gehe. Und unwillkürlich, wiewohl er noch immer einen stillen Vorbehalt machte, sprach er vor sich hin: „Eine Wohltat! Wahrhaftig, eine Wohltat!" Wenn das Evlein dies sehen konnte, sagte es gewiß nichts andres.

Aus dem weichen Grau des Juniabends waren rote Flammen gebrochen und hatten die Stadt in ein Glutmeer getaucht. Herrlich mit seinem Reichtum und seinem Schmuck stand das stolze Haus Silvester Frey. Fester und mächtiger denn je.

Durch seine Fenster lohte die Flammenglorie des Sommerabends auf die Menschen drinnen wie eine Verklärung.

Traumbilder

Kind und Mann

In Großmutters Garten
Trat ich heut' im Traum —
„Du ließest uns lange warten,"
Sagte der Birnenbaum.

Verwildert waren die Beete
Und die schmalen Wege bemoost;
Doch der Duft der Nelken wehte
Wie ein Wort voll Güte und Trost.

... Da war die Stachelbeerhecke
Und der Fliederbusch dabei,
Und dort im grünen Verstecke
Saßen spielende Kinder drei.

Meine Schwestern erkannt' ich wieder,
Und der Knabe mußt' ich wohl sein —
Er schlug die Augen nieder:
Ich glaub', er schämte sich mein.

Der Verschollene

Er sah im stillen Abendrote,
Gleich Vögeln, die zum Neste fliehn,
Den dichten Schwarm der Fischerboote
In den vertrauten Hafen ziehn;

Sah dann vorm blassen Himmel dunkeln
Der Rah'n und Masten schlank Gewirr
Und aus der Wellenweite funkeln
Ein Leuchten seltsam schön und irr.

Da kam es ihm: vor grauen Jahren
Sei er, ein Fremdling, diesen Strand
Zu müdem Rasten angefahren,
Weil er die Heimat nimmer fand.

Im Traum bestieg er eins der Boote;
Das glitt ins stumme Meer hinaus
Und landet', als der Morgen lohte,
Im Port, der heißt „Hier ruhe aus!"

G. Solis





Kuipersgracht in Amsterdam.

Aus Holland

Reiseerinnerungen von Th. Birt (Marburg)



Ich komme aus den Niederlanden, von den Untertanen der Königin und der Königinmutter. Denn der Deutsche darf nicht immer nur Deutsche sehen. Und ihr fragt nach meinen Eindrücken? Über Noordwyk soll ich berichten, wo ich, wenn nicht in der See, so doch im wogenden Seewind badete? Aber auch da sah ich fast nichts als Deutsche. Über Edamer Käse, über Lachs, Heringe und Krabben, über Half on Half, Melksalons, Kupfergefäße, Tulpen, Tonpfeifen und Windmühlen soll ich reden? Aber schon diese Zusammenstellung zeigt das Unmögliche der Sache. Oder den Rhein, den alten Rijn, der eben bei Noordwyk, bei Leiden, in flache Kanäle gebettet, an der Krücke der Menschenkunst mühsam als Greis das Meer erreicht, soll ich euch beschreiben? Wie gern täte ich das. Es ist ja derselbe Rhein, den ich einst als Bonner Student, als „Beatus Rhenanus“, in meinem Jugendsang schwärmerisch feierte und mir dauernd zum Freund machte. Aber damals umfing mich nur die örtliche Schönheit des Rheins, die Poesie des Weinbaus, Heimatrausch, Wonne des Daseins in deutscher Enge. Etwas andres ist es, wenn man als Reisender über die Reichsgrenzen des Vaterlandes hinaustritt und anfängt, Völker und Völkerleben geschichtlich zu vergleichen.

Der Rheinstrom, der starke heldenhafte — es ist erstaunlich —, er hat doch keine Weltreiche um sich geschaffen, keine Herrschervölker hat er erzeugt. Die Anwohner um Straßburg, um Worms, um Lorch, Wied und Köln haben in der Geschichte Europas die Rolle des Besiegers nie gespielt. Nur die Quelle und die Mündung des Rheins sah Völker, die Staaten denkwürdigen Namens schufen: die Schweiz und die Niederlande, das Land des Hochgebirges und das Land der Fläche. Der Rhein fließt aus der Freiheit in die Freiheit. An der Schweiz ist Burgund zerschellt, an den Niederlanden Spanien, Frankreich und England.

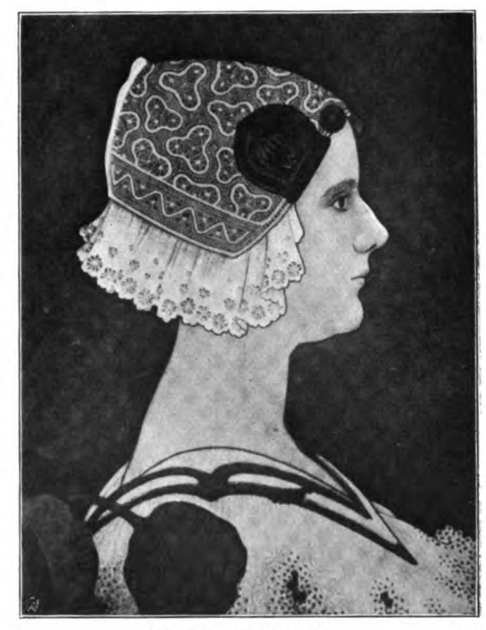
Heutzutage wirken die großen Reiche auf die kleinen erdrückend, weil sie ihre Kriegsmacht mit Hilfe der Eisenbahnen rasch konzentrieren und auf den Nachbar werfen können. Im Mittelalter und noch im siebzehnten Jahrhundert war dagegen ein kleines Land im Vorteil, wenn es regsam, intelligent und energisch war. Denn es hatte seine Kraft stets gesammelt, schlagfertig am Ort. So erhob sich das kleine Brandenburg, so schon vor ihm die Niederlande zur Macht. Holland aber schlug nicht nur seine übermächtigen Feinde; es hat vorher und bis heute zäh energisch auch mit der allmächtigen Natur gekämpft, eine gewaltige Defensive gegen Sturm und Wassersnot: Dämme,

Kanäle, Brücken, Entsumpfungen der Polder! „Gott schuf die See, der Mensch die Deiche." Kein Haus in Amsterdam, das nicht auf gewaltigen, tief eingerammten Pfählen stünde. Nicht einmal feste Bausteine gibt das Land, und man backt sie aus der losen Erde, um die Stube mit Wänden, die Stadt mit Mauern zu umkleiden.

Daher die Häuser in Holland so schlicht und ganz einförmig, aber durch den Eindruck der Zweckmäßigkeit geadelt, die Stiegen so schmal wie Korkzieher, die Stuben so niedrig — aber darin herrschte schon in Egmonts Zeit der Wohlstand, ja die sorgloseste Üppigkeit. Mehr noch in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. Das kleine Volk, das gegen Europa focht, kleidete sich in Atlas und Samt; wir sehen Federhüte, Perlengeschmeide, indische Teppiche, herrliches Kupfergeschirr, silberne Pokale, feinstes Porzellan, langstielig geschliffene Glaskelche, Mohren als Diener, Truthühner und Pfauen, Rossezucht, Jagdgehege, Tafelfreuden, strahlendsten Jubel inmitten der Not der Welthändel, der Eroberung Ostindiens, der Seeschlachten im Mittelmeer.

Und diesem Luxus diente damals auch die **Kunst**. Wie sollte sie damals fehlen? und wie sollte ich von ihr schweigen? Nur sie gibt den Zeitaltern Ewigkeitswert.

Die holländische Kunst war in der Tat mehr als die Eroberung Ostindiens, ein Rembrandtbild mehr als eine Seeschlacht. Das Gefühl der Kraft und des Erfolgs hat sie erzeugt: eine große, verschwenderische und vor allem eine bodenwüchsig echte **germanische** Kunst. Während das Deutsche Reich selbst in Unglück und Zerfahrenheit versank und Dürer und Holbein und Grünewald bei uns ohne Nachfolger blieben, die sie überboten, offenbarte sich das rein germanische Genie eben damals in den Niederlanden zum erstenmal reich und rücksichtslos neu und in unerschöpflicher Fülle. Rücksichtslos neu: denn der protestantisch gewordene Germane entdeckte auf einmal, daß er die römisch-antike, daß er auch die mittelalterlich-romanische Kunst gar nicht brauchte. Allen traditionellen Kirchenschmuck, Klosterschmuck, allen Schmuck der Fürstenpaläste warf man beiseite. Der Bürger schmückte jetzt nur sein Bürgerhaus, und er fand die ihm gemäßen Schildereien. Wie modern! Eine ganz weltliche, bürgerlich menschliche und vor allem eine



Königin Wilhelmina.

ganz unangewandte Kunst wurde zu diesem Zweck erfunden, dieselbe, der seitdem und bis heute das Leben gehört. Das war damals die größte Sezession in der Geschichte der Malerei, und die politische Sezession lag ihr zugrunde.

Kunst und Freiheit! Beides gehört zusammen, und nur aus der Freiheit wird alles verständlich. Der Welt zum Trotz schufen damals diese germanischen Bataver die erste moderne Republik, in der kein Selbstherrscher, der seine Landeskinder verkaufte, möglich war. Durch alle Städte und Gilden ging der Anteil am Regiment: Selbstbestimmung der Kleinen und der Vielen! Mochten in den vielen deutschen Residenzen die Duodezdespoten und Landesherren ihre Galerien durch Hofmaler oder durch Ankauf aus dem Ausland füllen: das freie Holland schuf jetzt die Kunst sich selbst. Das ist das Volk, an dessen Tatkraft und bahnbrechendem Freiheitsdrang darum ein Schiller sich begeisterte und wir, das Volk Schillers, mit ihm.

Was malte man? Keine Schlachtenbilder! o nein! Man erwartet vergebens die heroischen Freiheitskämpfe, die Verjagung Albas, den Tod Egmonts, die Eroberung Maastrichts, Ruyters Siege in Bildern zu sehen. Von den politischen Erfolgen sahen diese Künstler mit geringen und geringwertigen Ausnah-



Dionysos. Marmor. (Museum, Leiden.)

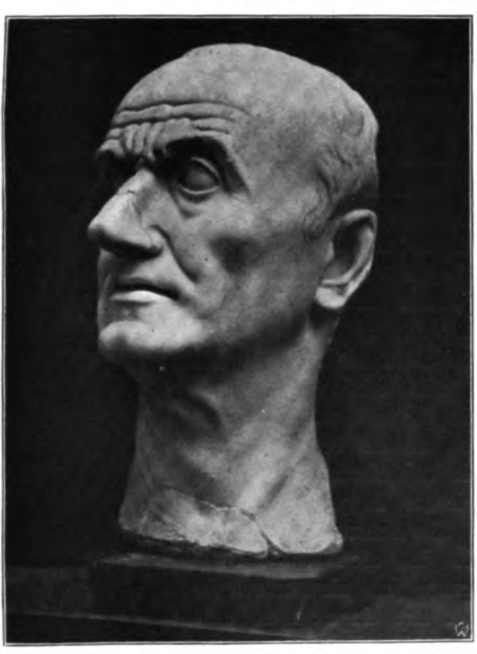
men ganz ab. Keine Gloire! kein Chauvinismus trotz aller erbeuteten Trophäen! Das ist das Großartigste an dieser Zeit, und es muß unsre Ehrfurcht erwecken. Aber auch die altherkömmlichen, kirchlich frommen Gegenstände konnte die Kunst nicht mehr darstellen. Was tat sie? Sie machte sich zur Dienerin eines neuen Zwecks, einer neuen Religion: zur Dienerin der Wahrheit. Der Wahrheit dient die Wissenschaft, der Wahrheit dient jetzt auch diese Kunst, die wie darstellende Wissenschaft ist: die Wissenschaft der täuschend richtigen Wiedergabe alles Sichtbaren, der Natur als Landschaft oder als Blume, wie sie Gott erschuf, und des Menschen selbst, des geselligen und arbeitenden Menschen, der nichts andres als eine zweite Natur ist. Wieviel hingebendes Studium, welch unendliche Versenkung, aber auch wieviel frische Munterkeit, ja rüde Ausgelassenheit zeigen oft diese Genreszenen, Stilleben, Idyllen und Sittenbilder, in denen sich das Holland des siebzehnten Jahrhunderts auf das ehrlichste selbst abbildet, reproduziert! Man lacht, man rümpft die Nase, aber man bewundert; und da geht alles durcheinander: Gemüsemärkte, ruhige See, Kirmes, Wintersport, Umzüge, Jagdpartien, Anatomien von Leichen, Reitergefechte, Pottersche Viehstücke, das Tischgebet, die Baumallee, die erschrockene Henne, der Distelfink des Fabritius, wüst zechende Bauern und Tricktrackspieler, Dorfbarbiere und Quacksalber, die lesende Alte, Mutterglück, Musikstunden, die Abendschule bei Kerzenlicht. Der Gipfel aber dieser gleichsam wissenschaftlichen Malkunst war das Porträt. Es gibt nicht zwei Menschen, die sich gleich sind. Das Porträt isoliert darum das Individuum und sucht es in seiner Einzigartigkeit zu würdigen und zu fixieren. Es ist die Studie über die Selbstdarstellung der Seele im Körper: eine Studie der Psycho-Physik. Müssen nun diese Werke nicht unsre Andacht erwecken, so realistisch sie sind? Es ist die frohe Andacht, die wir vor dem Wahrhaftigen empfinden. Der Zauber der Wirklichkeit ist hier entdeckt, jedes Schönfärben unbekannt. Das Wirklichste selbst verklärt sich durch die Spiegelung im Auge des beobachtenden Künstlers. Die Freude am Existieren lacht aus jedem Rahmen. Wer kann seinem Gott besser danken als so, als es dies fröhlich-fleißige Holland getan?

Potter malt seinen Stier plastisch, aber er malt doch. Wer kann sich einen Rembrandt oder Vermeer als Bildhauer denken? Man bedurfte eben keiner Götterstatuen und Heiligenidole mehr. Und wenn ich die vielen Windmühlen hier sehe — es ist ein närrischer Zufall —, auch sie predigen dasselbe: Holland ist das Land des Malens und des Mahlens. Im Ernst! Flächenkunst! Holland selbst ist ja nur Fläche, ist niedriges Moorland ohne alles Relief, platt und eben wie die windstille See, der planierteste Staat, den man sich denken kann, eine große ausgespannte Leinwand im Rahmen der Dünen, darauf die Sonne selbst ihren Pinsel setzt: und die Sonne malt nichts als Gras und Blumenfelder und Wiesen, Wiesen von unbeschreiblich saftschwellendem Grün, smaragdglitzernd, hingestreckt in unendlicher Erdenweite, voll schwarzer Kühe, voll munterer Pferde: auch die mächtige schwere Sau führt da ihre zehn Ferkel ins Freie und beginnt zu traben. Fast nirgend ein Kornfeld. (Woher das

Korn, das all die Windmühlen mahlen? Aber die Mühlen mahlen auch Schnupftabak). Kein Berg, kein Abhang, auch kein stürzendes Wasser ist in diesem wasserreichsten Lande vorhanden, und Amsterdam, das tief im Wasser steht, die Stadt der dreihundert Brücken, hat doch keinen einzigen Springbrunnen. Nichts fällt hier, alles gleitet.

Auch das Menschenhaus auf dem Lande reckt sich nicht, im Gegenteil, es duckt sich hinter den Deichen tief nieder vor dem Wind. Im Sturmland wird das Haus, wird auch der Baum nicht hoch. Auch kein gewaltiger Kirchturm spießt den Himmel, und eine Kirche wie die Groote Kerk in Haarlem wirkt wie ein lächerliches Ungetüm, ein gotisches Mastodont unter Ameisen oder wie ein erratischer Block, der aus dem hohen Mittelalter im Flachen liegen geblieben ist.

Das alles malt die Sonne, aber die Sonne zeichnet nicht. Alles ist hier fließende Farbe, Licht und Dunst. Die feste Linie fehlt. Kein Wipfel, der nicht wolkig zerflösse. Die nebelfeuchte Luft selbst färbt sich nach den Gegenständen und zerstört so die Grenzen der Dinge, wie die Umrisse der Kiesel im Wasser verschwimmen. Es ist der vielerörterte Gegensatz: die südländische Landschaft ist plastisches Zeichenwerk, die holländische malt. Und wie die Landschaft, so der



Römischer Porträtkopf. Marmor. (Museum, Leiden.)



Griechischer Frauenkopf. Marmor. (Museum, Leiden.)

Mensch: das Skelett des Körpers, die Knochenplastik wird hier zerstört durch starke Fleischlagen und den fetten Hautglanz, wie ihn die Ernährung im nördlichen Klima erzeugt. Die Gesichter strahlen in Karmesinrot und Weiß und in blanken Reflexen; einen scharfgerissenen Dantekopf dagegen sucht man hier im Volk vergebens, vergebens auch unter den alten Schützen und „Regenten", die van der Helst, de Bray und van Ravesteyn gemalt haben.

Also keine Plastik. Den Ruyters und Tromps wurden keine Marmor- und Erzbilder gesetzt, sondern das Ölporträt ist das vaterländische Monument der holländischen Kunst, das Ölbild, das den Schutz geschlossener Räume genießt. So hat jede Stadt hier in der Tat in ihrem Museum ihre Walhalla und Ruhmeshalle, und da hängen nun die biederen Gildenvorsteher, die Schützenherren, die Vorsteherinnen der Armenhäuser. Die Frauen nie bunt und trotz alles Reichtums meist schlicht und herbe, die Männer dagegen jovial und üppig, mit wallenden Federn und farbenprächtigen Wämsern und Schärpen: das Umgekehrte der heutigen Gewöhnung, wo der Mann herbstlich dunkel, einfarbig farblos geht, unsre Frauen dagegen

wie die Hyazinthenbeete und Chrysanthemen triumphierend in allen Tönen und Halbtönen des Regenbogens schimmern. Auch der große Hut gehörte damals den Männern. Man gebe einmal acht, wenn ein modernes hochelegantes Paar im Ryksmuseum vor solch ein altes holländisches Gemälde tritt: für den Kontrast der Zeiten ist nichts lehrreicher. Damals war die Frau fast noch der Schatten des Mannes, heute ist der Mann der Schatten der Frau ...

Noch eins möchte ich hinzufügen, daß nämlich die Frauen auf jenen Bildern immer nur große Perlen tragen, nie aber geschnittene Gemmen. Auch darin zeigt sich der mangelnde Sinn für das Plastische.

Ich kenne vier Städte, den Haag, Leiden, Haarlem und Amsterdam. Der **Haag** erinnert etwa an Dresden, eine Residenz im Walde, geschmackvoll und nicht allzu belebt. Nur um das alte schöne Rathaus staut sich in den schmalen, winklig-altmodischen Gassen wirbelnd der Verkehr, wenn Trams und Autos sausen, und nicht mit Unrecht steht deshalb an diesem Rathaus der alte lateinische Wahrspruch: „Vorsicht ist die erste Tugend" (Felix quem faciunt aliena pericula cantum). Wir erlebten im Haag der Königin Wilhelmina Geburtstag. Es muß etwas Schönes sein, eine Königin zu haben. Es herrschte die liebenswürdigste Stimmung. Das ganze Volk ist gleichsam galant gegen seine junge Herrscherin: „Oranje boven!" Orangenfarbene Bänder in allen Knopflöchern, vom feinsten Gehrock bis zur Jacke des Eckenstehers und Gassenjungen. Einige trugen auch eine Orangefrucht im Knopfloch. Und dabei hielt sich die Königin selbst vollkommen unsichtbar; sie tat ihre Pflicht als Landesmutter, „sie fütterte ihr Kind", wie mir einer ihrer jungen Untertanen voll Begeisterung sagte. Die einzige harmlose Vergnügung des Volkes aber bestand darin, daß die Tramwagen, die nach Scheveningen laufen, karnevalistisch auf das lustigste dekoriert und gleichsam maskiert waren: der eine Wagen als Bauernhaus, der andre als Kneipe, der dritte als Riesenelefant, in dessen Bauch nun sämtliche Fahrgäste saßen. Auf dem vierten aber thronte hoch oben eine kolossale Amme in doppelter Lebensgröße, in weißer Haube, und päppelte ein Baby, das Kind Hollands, Juliane. Das Volk stand artig in Spalieren und wurde nicht müde, sich daran zu freuen.

Nach **Haarlem** aber zog mich eine andre Königin, die Königin der Orgeln Europas, in der Großen Kirche. Wer in den Niederlanden reist, versäume doch nicht, sie zu hören. Auch Brahms hat ihr gelauscht. Man muß Dienstag nachmittags sich einfinden: ein Riesenwerk, wohl noch großmächtiger als das in Rotterdam, mit 5000 Pfeifen bis zu zwölf Metern Länge. Da hörten wir eine überraschend herrliche Orgelsonate Mendelssohns: eine apokalyptische Predigt in Tönen, der erste Satz mit breitem Cantus im tiefsten Baß von erschütternder Macht, als dränge eine fromme Geisterstimme siegreich aus tiefster Erdentiefe. Die einst bemalten Kirchenwände sind jetzt übertünchte kahle Flächen; alles bilderlos in puritanischer Strenge; in den hohen Fenstern farbloses Glas. Aber die enorme Raumweite wirkt um so drastischer. Ich schließe die Augen und höre, und alles strahlt in dunkelfarbigen und goldenen Tönen, als stünde die Himmelsleiter klingend im leeren Dom, und Engel wandelten auf ihr melodisch auf und nieder. Leider folgte auf diese Sonate das Vorspiel zu Wagners „Parsifal". Das war ein Fehlgriff; es machte sich kläglich, und die Gedankenarmut dieser Komposition stand splitternackt vor meinen Ohren. Dann aber kam das, weshalb ich dies schreibe und jenes Orgelspiels immerzu gedenken werde, das Pax vobiscum Schuberts. Eine einsame Soloflöte im höchsten Sopran blies hochher traumverloren die überirdisch liebliche Melodie, und das klang so gnadenreich friedevoll, namenlos übermenschlich engelssüß und dabei so fern, fern wie aus Himmelsweite, als verbände mich plötzlich eine elektrische Fernleitung mit dem Jenseits selbst und mit dem siebenten Himmel Gottes. Was ist alle Malerei der Welt und alles Sichtbare gegen gute Musik! Die Malerei verbindet uns mit der Welt, die Musik mit dem Himmel.

Das war in Haarlem, der sonst so geräuschlosen Gartenstadt, der Stadt der Zwiebel, wo auf den Straßen wie auf Rabatten die bescheidenen weißen und roten Häuser wie die Tulpen wachsen.

Wie anders **Leiden**, die Universitätsstadt! Es sind eben jetzt Ferien, die 1200 Studenten sind nicht anwesend, und Leiden liegt still und eingeschlafen da, ein leerer Bienenstock. Auch alle Professoren sind fort, in die Seebäder. Trapp, trapp, hört man es von





Frans Hals: Der Narr. (Ryksmuseum, Amsterdam.)

weitem: die Pferdebahn schleicht vom Bahnhof durch die „Breede Straat“, aber leer. In dem großen Warenmagazin von Peek & Cloppenburg dieselbe Leere. Sieben Ladenjünglinge stürzen drinnen erregt durcheinander, als ich von außen mich am Ladenfenster zeige, um mir schüchtern einen Schlips zu besehen. Aber eine vornehme Stadt ist Leiden, die Stadt der Gelehrtenaristokratie, und dabei so behaglich stimmungsvoll. Es ist die rührende Stimmung, die uns in alten Stuben befällt, in denen schon unsre Großeltern hausten. Die frischbemalten alten Häuser, die Türklinken, die Treppensteine, Prellsteine, die Kettengitter, die Fensterrahmen und Fensterbretter selbst — alles noch wie aus dem siebzehnten Jahrhundert, der Zeit, da hier die großen Philologen lebten. Als Straßenbild ist eigentlich nur der Fischmarkt sehenswert, mit der dorischen offnen Brückenhalle, die hoch auf der Brücke steht und als Kornbörse dient. Am prächtigsten aber ist es hier, auf der altberühmten, musterhaft eingerichteten Bibliotheca publica zu arbeiten, wo man gleichsam auf demselben Stuhle sitzt, auf dem einst der brave Gerhard Johannes Voß, der Aristarch Hollands, saß, und einen der alten griechischen Kodizes in die Hand zu nehmen, die sich nach ihm Vossiani nennen, wie den Athenäus über die antiken Kriegsmaschinen. Es ist, als hätte er oder sein Sohn Isaak das kostbare Buch eben erst aus der Hand gelegt. Liegt nicht ihr Perückenstaub noch auf den Blättern?



Rembrandt: Jan Six. (Sixgalerie.)

Leiden die Hochburg der Philologen! Aber damals, im siebzehnten Jahrhundert, waren die Philologen noch Staatsmänner, es waren noch tonangebende Männer der großen Welt: der hochvornehme Scaliger, der große Begründer der Jahreszählung in der Weltgeschichte (thesaurus temporum), der, weil er Protestant war, von Paris nach Leiden übersiedelte (gest. 1609); Nikolaus Heinsius, der elegante Herausgeber des Ovid, genial und weitgereist, von Neapel bis Moskau. Er kam als niederländischer Gesandter nach Stockholm und fand in der Königin Christine von Schweden eine Philologin auf dem Thron, mit der zusammen er nun die Kodizes wälzen konnte, die sie sammelte. Weiter Tiberius Hemsterhuis (geb. 1685), der Hellenist und Begründer jener wundervollen Kameensammlung im Haag, die auch unsern Goethe begeisterte. Vor allem Hugo Grotius (de Groot), der Advokat und Humanist, berühmt als Begründer des internationalen Völkerrechts (de iure belli et pacis, 1625), berühmt auch als klassischer Übersetzer köstlicher griechischer Dichtungen. Er wurde als Staatspensionär in die großen konfessionellen Händel seiner Zeit verstrickt, und als Oldenbarneveldts Haupt fiel (1619), wollte der Prinz Moritz auch Grotius in den Kerker zu lebenslänglicher Gefangenschaft werfen. Aber er versteckte sich in eine Bücherkiste und entkam. Heil sei der Bücherkiste! Sie hat ihren Beruf erkannt und sich des Philologen angenommen. Sie begriff, daß die Kiste nicht nur dem Buch, sondern auch dem Bücherwurm Zuflucht zu geben hat.

Aber ist Leiden nicht auch die Stadt der Leidener Flasche? Ich sehe mich umsonst nach ihr um. Ich meine die Leidener Flasche, an der wir als Schulbuben einst lernten, was ein elektrischer Schlag ist. Cunäus und van Muschenbroek — ich schreibe die Namen mühsam her — sollen ihre Erfinder heißen. Ist diesen Leuten in Leiden denn gar kein Denkmal gesetzt? Ich suche umsonst danach und gerate suchend ins Museum.

Aber dies Leidener Museum tilgt sogleich alle Scherzstimmung; es zieht mich von neuem in den Kreis der Philologen und des alten Hellenentums hinein. Denn dies Altertümermuseum, dem Professor Holwerda vorsteht und das von Sauberkeit strahlt (man falle nur nicht über die Wassereimer, die unversehens zwischen den Statuen lauern), beherbergt allerlei überraschend herrliche altgriechische Skulpturen, vor allem eine Sammlung ergreifend schöner attischer Grabreliefs, dazu jenen edlen Frauenkopf in Marmor, den Typus einer trauernden Madonna des Heidentums, die in ihrer Schlichtheit und stillen mütterlichen Klage rührend ist wie weniges. Im selben Saal aber, da steht auch jener Dionys, ein Marmorkopf in doppelter Lebensgröße von frappierendster Wirkung: es ist der jugendliche Gott Dionys, aber nicht weichlich schlaff und lässig verträumt, wie man sonst Bacchus sieht, sondern voll männlichen Frohsinns, das üppige Lockenhaar in einer Tänie gerafft, den Blick festlich schwärmerisch emporgeschlagen, um den Mund siegreich lachendes Leben: das griechische Dichterideal, das griechische Erlöserideal, wie es unser Albrecht Dieterich, der uns allzu früh entrissene junge Religionsforscher, erfaßt, gepredigt und gleichsam selbst verkörpert hat. Wer dies Bild schaut, dem ist alles in einem gegenwärtig: dionysischer Rausch, eleusinische Weihen, Entstehung der Tragödie, das Schicksalslied der Atriden, die äschyleische Trilogie, die die Bühne erschüttert.

> Es gibt nur einen Dichter, Aischylos,
> Es gibt nur einen Gott, Dionysos!

Das sind Worte aus der letzten der gedankenreichen Schriften Dieterichs. Wer Dieterich

und seine Gedankenwelt kannte, muß hier seiner gedenken. Er war einer der wenigen, denen Forschen dasselbe ist wie Erleben. Die Tänie in den Locken, um den Mund siegreich lachendes Leben, so stelle der Plastiker den Verstorbenen dar, wenn es sich darum handelt, ihm ein Monument zu setzen.

Aber wo bleibt Rembrandt? Wir sind in Holland und schweigen von ihm? In Leiden war Rembrandt geboren, aber seine Hauptstadt war Amsterdam. In Amsterdam, da lernen wir diesen eigentlichen größten Dichter Hollands verstehen. Denn er war Dichter, ein Dichter des Lichts. Er kopierte keine Objekte, er konzipierte sie vielmehr innerlich dichterisch und warf das so entstandene dichterische Lichtbild auf die dunkle Tafel. Im Judenviertel, in der Joden-Breestraat Nr. 4, wo noch heute die jüdische Kleinhändlerwelt schachernd beisammen haust — auf dem Straßenpflaster, auf über die Erde gebreiteten Pappbogen liegt da die klägliche Ware zu Kauf: Kleiderfetzen, Bananen und Trauben zwischen schmierigen Schüsseln, zerbrochene Spiegel, Uhren ohne Zeiger, verrostete Schlüssel, aufgeschlitzte Polsterstühle —, da wohnte der Verarmte, der Verschuldete; aus diesem tiefen Dunkel strahlt uns von ferne sein helles Bild.

Es gibt nur ein Amsterdam! Die Pfahlbautenstadt, die Wasserstadt, die Stadt der



Gerhard Dou: Die junge Mutter. (Moritzhuis, Haag.)



Jan Steen: Die kranke Dame. (Ryksmuseum, Amsterdam.)

Brücken, der Inseln, der Fleete, der Schleusen, der Schleppschiffe, der Kolonialwaren, des Transits und der ein- und ausgeladenen Kisten! Hamburg hat diesen engen Charakter längst verloren, Amsterdam ihn treu bewahrt. Die Stadt des Werktags, des frohgeschäftigen Einerleis. Und die Luft! Amsterdamer Luft! Es ist eigen, sie zu atmen: ein Geruch, der uns einnimmt, halb Schlammgeruch, halb Meeresodem und Nebeldunst, überall derselbe, der in der Luft festhängt, auch in dem sausendsten Sturm. In den Hauptstraßen rennt alles in munterer Eilfertigkeit; an den gebogenen Grachten aber stehen die Ulmenbäume mißmutig in Reihen, als ärgerten sie sich, daß sie festgewachsen sind und nicht auch laufen können, und starren in die Gracht, „Heerengracht", „Kuipersgracht", die dunkel, glanzlos und still sich unter den Häusern hinzieht. Auch das Wasser trägt gleichsam den Arbeitsrock; ihm fehlt der festliche Seidenschimmer des Sonntags. Und die Häuser selbst! Alle egal, wie die Wochentage im Kalender, Backsteinwerk, seltsam braunviolett, ja moorig-schwarz zu schauen. Die Fronten engbrüstig, schmal und hoch, oft nur zweifenstrig; wie langhalsige Giraffen stehen so die Häuser hart aneinander im Wasser, oben die Kranwinde wie eine Schnauze vorgestreckt. Da oben werden die

Waren unters Dach geschoben. Die ganzen Wände sind Fenster; in unzählige Glasscheiben mit altmodischen Fensterkreuzungen sind die Straßenfronten aufgelöst. Licht! Licht! Es ist die Lichtsehnsucht im wolkigen Lande, die die Seele des Hauses nach vorn öffnet.

Der Regen stürzt. Wolkige Nässe von oben und unten. Da werden die Grachten zu Märchenbildern. Die Luft grau; das Wasser abgrundtief schwarz und dunkel. Die Straßenlampen aber werfen zitternde, blaue, fliegende Schleier durch den Nebel. Wie wunderbar! Das Auge wird wach. Ich sehe auf einmal mit Rembrandts Augen. Die „Nachtwache“ zieht durch die Straße! Rembrandts Bild! Was will Eugène Fromentin („Die alten Meister“, Berlin 1903) mit seinem Tadel? Was redet man von Unerklärlichkeit des berühmten Bildes, als sei das Dunkel, in das der Meister seine Gestalten tauchte, nichts als sinnlose Manier? Die Schützen ziehen aus, in bewegten Gruppen; jeder dient dabei seiner Aufgabe; aber die Gasse liegt im Nebel. Dicke Luft, die Verdunklung umfaßt sie alle. Nur von vorn schlägt helles Licht herein, und das wirkt wie Straßenbeleuchtung. Es ist die Ahnung der Glühlampen und Scheinwerfer des zwanzigsten Jahrhunderts, die der Dichter Rembrandt in seiner „Nachtwache“ vorwegnimmt: ein geniales malerisches Postulat, von Rembrandt aufgestellt, in unsrer Zeit durch die elektrische Lampe endlich erfüllt. In Wirklichkeit aber, woher kommt auf dieser verschatteten Tafel das Licht, das sämtliche Gesichter, den gelben Offiziersrock, die Trommel, die rote Schärpe, das weißgekleidete kniende Mädchen magisch wie aus der Tiefe auftauchen läßt? Es fällt geradezu aus des Malers Augen selbst. So ist das Bild gedacht. Und das ist natürlich. Des Malers Augen allein durchdringen das Dunkel; sie selbst geben also Licht, sie selbst sind Quelle des Lichts. So erst verstehen sich viele Rembrandtbilder. Des Künstlers Auge ist kein lichtempfangendes, es ist ein beleuchtendes Auge.



Jan Vermeer: Mädchenkopf. (Moritzhuis, Haag.)

Anders in andern Fällen. Man trinke in Amsterdam sein Glas Bier oder Wein in irgendeiner Kneipe, Kalverstraat Nr. 28 oder gar bei dem alten Wijnand Focking. Grauer Luftton, gedämpftes Halblicht im niedrigen Raum. Dort hinten am Zeitungstisch sitzt ein älterer Mann. Eine einzelne elektrische Lampe wirft ihr konzentriertes Licht auf seinen gewölbten Schädel, der nun wie eine blanke Insel oder Lichtkugel im Trüben schwimmt. Den kahlen Schädel malt Rembrandt, just ihn; just so hat er ihn gemalt — man denke an das Bild in Kassel —, im grellen Licht; und das bärtige Gesicht des Alten selbst versinkt dabei träumerisch in den Schatten, den sein eigner Kopf wirft. Wie genial und wie glaublich! Allerdings waren im siebzehnten Jahrhundert die Lichtquellen und Lichtkontraste nicht so stark wie heute. Aber warum sollte ein Visionär wie Rembrandt den Effekt, den man hier täglich sieht, nicht vorwegnehmen?

Das Land des Schlaglichts, des gespaltenen Lichts, des zerstreuten Lichts, des Seitenlichts, der prallenden Reflexe — das ist Holland. Die Kuhherde zieht zu Stall; wie ein Spiegel, so blinkt das schwarze Fell an der Hüfte des Viehs. Das Messing der Türklinke ist von isoliertem Licht gesättigt, ebenso das Weiß im grüßenden Menschenauge, die Streifen im Wasser, wenn die blumenbeladenen Kähne durch die Grachten ziehen, ebenso die Eisenbahnschienen, das fette Gras, das vibriert und feucht sprüht, der rote Kittel der Magd und ihr derbes Gesicht im



Jan Vermeer: Der Brief. (Rijksmuseum, Amsterdam.)

Halbschatten des Gartens. So auch in den Stuben. Der Fond selbst verschwimmt eintönig undurchsichtig. Nur das Gesicht des Mädchens, das die Wäsche legt, ist blink und blank, weil sie dicht am Fenster steht, ebenso blitzt der Vogelkäfig am Fenster, blitzen die Milchkannen — oder die eine Handmanschette, die metallene Schuhschnalle, ein Teil des weißen Atlaskleides: alles nur eingefangenes Schlaglicht, das Geschenk des Fensters, das die Lichtsehnsucht immer nur einseitig befriedigt; aber es flutet um so belebender herein.

So sieht man hier also im Leben auf den Straßen, in den Interieurs überall just noch dasselbe wie auf den alten Bildern von Dou, von ter Borch und Mieris. Nur die bunten Trachten fehlen heute leider, es fehlt heute im Volk, so scheint es, der siegreiche Übermut, das wundervoll kecke Sichausleben, wie wir es bei jenen Malern finden. Wo ist es geblieben? Wie schmerzlich ist es, Epigone zu sein! Gehen wir ins Mesdagmuseum, ins Teylermuseum, ins Fodormuseum, wo die modernen Gemälde des neunzehnten Jahrhunderts hängen, wie fein

sind auch sie, aber welch gedrückter Geist! Man sehe nur, was da gemalt wird. Landschaft, Landschaft und wieder Landschaft! Schafherden und wieder Schafherden! allerdings Schafherden von Mauve! Aber welcher Quietismus! welche Eingeschlafenheit! Und der Mensch selbst, wo man ihn noch malt, da ist er verblaßt, da ist er traurig, passiv, verhalten und gar zum leblosen Statisten geworden. Die alte Rasse, die sorglos siegreiche Rasse ist eingegangen ...

Kein Mensch entgeht seinem Schicksal. So entgeht der Reisende in Holland nicht den Bildermuseen! Wie habe ich mich gegen sie gesträubt! Aber vergebens! Das vornehme Moritzhuis im Haag ist seit langem überfüllt und kann sich nicht mehr ausdehnen, das Ryksmuseum in Amsterdam dagegen ein eingemauerter Kolossalbezirk mit 3000 Nummern oder mehr im Oberstock (fast alles Landesprodukte), und dieser Hai liegt mit offnem Rachen raublustig da und schluckt die schönen Privatgalerien Hollands allmählich alle in seinen öffentlichen Magen. Für jene oft nur winzigen Bilder ist eigentlich nur die intime Wohnstube des Bürgerhauses der angemessene Platz, und wirklich genießt man sie nirgend schöner als in der Steengrachtgalerie oder in der Sixgalerie. Nun aber ist leider auch die Sixgalerie schon dezimiert, das alte Familienerbe in Teile zersplittert; fünfzig Bilder oder mehr schluckte wieder das Ryksmuseum.

Eine Bibliothek von 3000 Bänden ist etwas Köstliches; denn diese Bände stehen zum Glück geschlossen da, und man schlägt nur den Band auf, den man braucht. Eine Galerie von 3000 Bildern ist eine Strafe; denn jedes Bild hängt da weit ausgespannt und gibt seinen bunten Inhalt vorlaut von selber preis. Welch ein Durcheinander und welch lächerlich wechselnde Größenverhältnisse unter den Kabinettstücken! Eine Frau in Lebensgröße von Cuyp, daneben irgendeine ganz winzige Stadtansicht von Jan van der Heyde, daneben riesige Fische von Jan Vonck und dann wieder eine Anbetung des Christuskindes von Pieter Codde, klein wie auf einer Spielkarte. Man muß sich die Augen zuhalten. Glücklich darum der, der seinen Liebling hat und den Mut besitzt, alle übrigen Maler zu ignorieren.

Mir hat es diesmal Jan Steen angetan, der Lebenslustigste von allen. Er schlägt alle Brouwer und ebenso alle Stoffmaler, er schlägt selbst den Vermeer. Nicht bloß, weil er auch schöne Kleiderstoffe malen kann, wenn er will. Je schwieriger es ist, aus dem bloßen Situationsbild ein Momentbild des unmittelbarsten Erlebens zu machen, je höher





In der Kirche. Zuid-Beveland (Zeeland).



Pieter de Hooch: Der Leinwandschrank. (Sixgalerie.)

steht Steen über den andern. Und sein Pinsel hat, wie es scheint, das Ordinärste wie das Erhabenste und beides gleich intensiv drastisch vergegenwärtigt. Gierige Austernesser, schwer bezechte Frauen, der lustige Haushalt, das Plärren und tolle Musizieren beim Dreikönigsfest — welch fabelhaft ungeniert derbe Lebendigkeit in all den grob auflachenden Gesichtern! Wer hinsieht, wird angesteckt und lacht laut mit. Daneben aber der Arzt, der da junge kranke Frauen besucht: wie fein ist hier alles auf einmal, wie nobel die Szene, welcher Reiz des Humors, der sich diskret versteckt! Unübertrefflich! Die junge hübsche Frau sitzt schlaff am Tisch und lehnt die Wange in ein Kissen; ihr Gesicht ist von pikanter Blässe, und die geschlitzten Augen haben etwas Schlaues, als fingierte sie die große Schwäche nur, oder als freute sie sich doch verstohlen, daß dieser vornehme Herr, der Arzt, der in eleganter Pose sich zu ihr neigt, ihr den Puls so lange fühlt; denn er läßt den Puls nun schon seit Jahrhunderten nicht los und scheint dabei ihren schönen Unterarm mit dem Wohlgefallen des Kenners zu betrachten. Gewiß! Schon durch seine Berührung glaubt sie zu genesen.*

Im sogenannten internationalen Saal desselben Ryksmuseums in Amsterdam zieht neuerdings — ich sah es zuerst im September 1909 — ein anonymes Bild die Aufmerksamkeit auf sich, das neu erworben und noch ohne Bezeichnung ist. Das Stück fällt sofort auf, und der Eindruck ist tief und dauernd. Eine große Tafel im Querformat mit großen Figuren: Christus in Emmaus. Christus sitzt en face am Tisch, aber man sieht ihn nicht, denn er steckt gänzlich in einer Wolke, die, dunkler als der dämmerige Hintergrund,

* Der Leser möge zu diesem entzückten Lobpreis Jan Steens doch ja die Bilder wieder vergleichen, die den im letzten Märzheft veröffentlichten Aufsatz Georg Biermanns begleiten! Die Redakt.



van Hoogstraten: Die kranke Frau. (Ryksmuseum, Amsterdam.)

seine Gestalt nachahmt und sie wie ein weiter Rock umhüllt, in der Weise des Correggio, der auch so den die Jo umfangenden Jupiter in die Wolke kleidet. Aber nicht dieser sichtbare Unsichtbare ist's, der uns so ergreift, sondern die Wirkung, die das Gefühl seiner Nähe auf seine Tischgenossen ausübt. Denn rechts und links, an den Schmalseiten des Tisches, sitzen zwei greise Jünger in braunen Gewändern — ein warmes Braun beherrscht das Bild —, beide im Profil aus der Ferne einander zugekehrt, von Seitenlicht getroffen; den Mittelpunkt aber bildet ein Knabe, der ganz im Vordergrund, in Rückenansicht am Tisch steht und einen Trunk kredenzt, als wollte er ihn dem Mann in der Wolke reichen. Auch dieser vornehm gewachsene Knabe ist braun gekleidet. Die beiden Männer aber sitzen ganz still, den Arm aufgestützt, jeder in sich versunken, und beschatten die Augen mit der Hand, als ahnten sie die magische Nähe des Herrn und fürchteten die Blendung, die aus der Wolke bräche. Der hypnotische Zustand, die dämmernde Verträumtheit und Hingebung an die Nähe des überirdischen Geheimnisses, das sich enthüllen will, kann gar nicht echter, glaubhafter ausgedrückt werden. Ich kenne kein Bild, das uns den Auferstandenen in seiner Wunderwirkung so nahe brächte, das Harren und Trauern und frohe Bangen der Jünger so auf den Beschauer übertrüge, wie dies. Spiritismus! Wer war der Urheber dieses Bildes? Nicht nur ein Farbendichter: ein Historienmaler von erster Rangordnung. War es Steen? Der Einfall klingt zunächst befremdlich. Steen, dieser Allerprofanste der Profanen! Und doch halte ich diese Annahme für möglich. Dann aber wird dies Bild den Gipfel seiner Kunst bedeuten. Die Kenner werden entscheiden. Der geniale Mann war gleichsam zu allem fähig, und er hat fromme Motive tatsächlich auch sonst gemalt, sogar auch denselben Christus in Emmaus, und zwar in sehr ähnlicher Behandlung (auch dies Bild befindet sich im Ryksmuseum): der Tisch mit den vier Personen; der Page in der nämlichen Funktion; nur ist die Anordnung etwas anders, der Ausdruck der Jünger viel trivialer, die eindringliche Stimmung keineswegs erreicht ...

Das Museum wird geschlossen. Das Publikum wälzt sich in dichten Scharen aus den überfüllten Sälen in den Regen. So geht es hier täglich. Auch wir kehren ins Leben zurück, in unser großes American-Hotel am „Leidsche Plein“, und stutzen, wenn wir das Leben mit den Bildern, die wir soeben gesehen, vergleichen. Nur auf den Bildern ist heute noch das reine Holland zu finden; denn auf ihnen allen sieht man immer nur echte Holländer, echte Landeskinder verewigt, und kein einziger Ausländer mischt sich darein. Holland den Holländern! Das war dereinst. Heute ist Holland vielmehr das Land der Fremden, ein einziges großes Hotel für Engländer und ihresgleichen, die über die Erdkugel traben, zugleich ein einziges großes Geschäftshaus für den Deutschen, der nach Arbeit sucht. Das ist heute das Charakteristikum des Landes geworden, und das Volk hat sich der veränderten Sachlage längst akkommodiert: es ist friedfertig, gefällig, geschmackvoll, ein Freund feiner Bildung, dem Fremden hilfreich und darum in allen Sprachen geübt (ich bin vom Zugpersonal nie so nützlich, schnell und liebenswürdig beraten worden wie in Holland), es zeigt ferner jedem gern die wunderbare Fülle der Kunstschätze seiner engen Heimat und lebt im übrigen arbeitsam dahin, reich an Vergangenheit, aber ohne Zukunft: es sei denn, daß als Zukunft ein gesundes Forterxistieren genügt.

Die Niederländische Bank hat ja ihren Kredit und ihr Ansehen bewahrt; der große Nordseekanal aus den Jahren 1865/76 zeugt auf das gewaltigste für die prosperierende Kraft des Landes; in vielen Dingen der Intelligenz, Wissenschaft und Technik hält sich das kleine Land aus eigner Kraft den großen Weltreichen ebenbürtig. Neutralität und Friede! das ist die erhoffte Zukunft, und sie genügt. Es war darum eine schöne Huldigung der Großmächte, daß sie den Sitz ihrer Friedenskonferenzen dauernd hierher verlegten in die Säle des ehrwürdig alten Binnenhofs im Haag, wo einst die Generalstaaten tagten. Das schuldete die Welt allein schon dem Andenken an jenen Hugo Grotius, den weitsichtigen Begründer des Völkerrechts. Der Deutsche aber, der, wie ich, in Holland reist, hat das köstlich heimatliche Gefühl, als reiste er im deutschen Lande. So stark ist hier die deutsche Zuwanderung; so nah steht vor allem das Holländische selbst unserm eigensten Wesen.

Sollten im Deutschen Reich irgendwann einmal die Sondergrenzen fallen, Sachsen, Bayern und Preußen als solche von der Landkarte verschwinden, wir würden vielleicht dadurch nicht zuviel verlieren. Wir würden es vielleicht sogar als erwünscht begrüßen. Anders Holland. Ihm soll man seine Selbständigkeit wahren. Wer möchte an ihr rühren? Holland muß bleiben, was es ist, ein lebendiges Monument seiner bewunderungswürdigen Vergangenheit, ein Monument dessen, was einmal, einer Welt zum Trotz, ein germanischer Kleinstaat aus sich hat machen können.

Die Uhr

Im alten Pfarrhof, im dunklen Gang,
Tickt und rasselt ein ewiger Klang,
Es ist wie ein tastendes Gleiten,
Ein zögerndes Schreiten:
Der ewige Gang der alten Uhr.

Sie pocht als unermüdliches Herz
Des Hauses den rasselnden Schlag
Und triumphiert über Lust und Schmerz
Bei Nacht und Tag.

Den alten Pfarrherrn rings an den Wänden,
Ihnen allen hat sie geklungen,
Ihnen allen in ihrem behenden
Rhythmus die Totenweise gesungen.

Ob ein Jahrzehnt, ein Jahrhundert schied,
Unbeirrt rasselt und tickt sie ihr Lied
Und geht durch die Zeiten
Mit ihrem tastenden, zögernden Schreiten.

Sie hält an der Treppe getreue Wacht
Wie eine geduldige Norn' und spinnt
Den unendlichen Faden Tag und Nacht.
Durch ihre metallenen Finger rinnt
Los um Los und ernste Geschichte.

Und so siegt sie durch ihrer Gewichte
Last über Begebnis und Schicksalsmacht,
Siegt über uns, die wir kämpfen und hasten
Und unter des Lebens bleiernen Lasten
Nur die seufzenden Opfer sind.

Josef Schicht



Mac-Clintock unter den Schwarzfußindianern

Von Oskar Wagner



Der Stamm der Siksikáoas (wörtlich übersetzt „Schwarzschuhe"), eine Abart der Algónkinrasse, deren Niederlassungen sich im Staate Montana, in den endlosen Prärien am Fuße der Rocky Mountains befinden, ist im Aussterben begriffen. Um so wertvoller als Beitrag zur Geschichte der Indianer sind die Berichte des Amerikaners Walter Mac-Clintock aus Pittsburg, der zwölf Jahre unter den Schwarzfüßen gelebt, mit ihren religiösen sowie andern Gebräuchen auf das genauste vertraut, vom Häuptling „toller Wolf" als Sohn adoptiert wurde und den indianischen Namen „Ap-e-etscheken" (d. i. weißes Wiesel) erhielt. Er selbst mag schildern, was er dort sah und erlebte:

Als Mitglied einer von der Regierung entsandten Forstexpedition betrat ich zuerst das Land der Siksikaoas oder Schwarzschuhe, so benannt, weil die schwarze fruchtbare Erde ihre Mokassins oder indianischen Schuhe dunkel färbte. Irrtümlich haben die Weißen „Siksikaoa" mit „Schwarzfüße" übersetzt. Meine Zuneigung zu diesem Indianerstamm verdanke ich dem „Siksikákoan", unserm Führer und Kundschafter. Er war ein älterer Mann mit scharfem Verstand, kaltblütig, tapfer, ein guter Schütze, kurz, mit allen Eigenschaften ausgerüstet, die den idealen Führer durch die Wildnis ausmachen.

Eines Abends — wir saßen am Lagerfeuer — machte er mir den Vorschlag, mit ihm über die Berge zu gehen, nach dem Osten zu, wo die Schwarzfüße leben. Er hätte dort ein Anwesen mit Viehherden und Bronkos (halbwildes Indianerpferd der Rocky Mountains). Die Jagd wäre ergiebig, in den Bächen und Flüssen wimmelte es von Fischen, und vor allem — wir würden unter seinem Volk, den Schwarzschuhen, leben, ja mit den ersten Häuptlingen und Medizinmännern würde ich durch seine Vermittlung Freundschaft schließen können.

Ich jubelte im stillen, war doch mein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet.

Wir überstiegen den Gipfel der Rocky Mountains durch den Cut-bank-Paß, der einen Einschnitt zwischen zwei Bergen bildet. Jenseit der Schlucht lag das Land der Schwarzfüße.

Auf der Westseite der nördlichen Rocky Mountains ist das Klima mild, während es auf der Ostseite sehr rauh ist. Schneestürme stellen sich des öfteren ein, wobei das Thermometer auf 45 bis 50 Grad Celsius sinkt. Bei unserm Abstieg benutzte Siksikákoan einen uralten Pfad, den viele Indianergenerationen tief ausgetreten hatten. Wir ritten nun durch das Tal, an den Seeufern entlang, näherten uns der Bergspitze „Geht zur Sonne" und kamen endlich nach Sonnenuntergang in einen Naturpark, wo wir unser Zelt befestigten.

Während Siksikákoan allein auf die Jagd ging, um unsre Küche zu bereichern, hatte ich ein Abenteuer mit einem Grizzlybären, das zum Glück ganz harmlos verlief, trotz meines nicht gerade klugen und besonnenen Benehmens. Der Grizzlybär näherte sich dem Zelt. Augenscheinlich hatte er es auf unsre Warenvorräte abgesehen.

Ich schrie laut auf, öffnete die Zelttür, um ihn durch den Feuerschein zu vertreiben, schließlich feuerte ich meine Büchse gegen ihn ab. Er schüttelte brummend den zottigen Kopf, schleckte ein Gefäß köstlicher Pfirsiche aus, trollte von dannen und verschwand bei Tagesanbruch im Urwald.

Am folgenden Tage brachen wir unser Zelt ab und setzten unsre Reise fort.

Von einem Hügel aus erblickten wir das Stammeslager der Schwarzfüße. Es bildete einen großen Kreis. Rauch stieg aus den Zelten, eine Menge Bronkos weideten das fette Präriegras ab — Hundegebell, Zurufe von Männern und Frauen, Weinen der Kinder.

Gleich nach unsrer Ankunft im Lager begleitete ich Siksikákoan, um den Häuptlingen einen Besuch abzustatten. Wir rauchten die Friedenspfeife, und dabei erzählte er ihnen, daß mich der Große Vater (der Präsident der Vereinigten Staaten) beauftragt habe, die Wälder ihres Landes vor Abholzung zu schützen, damit sie auch den nachfolgenden Generationen erhalten blieben.

Hierbei lernte ich ihren bedeutendsten Redner „toller Wolf" kennen, den Hohenpriester ihrer Sonnentänze und Besitzer des „Biber-Medizinbündels", der heiligsten Reliquie ihrer religiösen Zeremonien.

Es währte lange Zeit, ehe es mir gelang, ihr Vorurteil gegen den Weißen zu überwinden.

Mit einem Medizinkasten, der einige einfache Mittel enthielt, durchzog ich ihr Land. Zuweilen hatte ich das Glück, Kranke gesund zu machen und die Schmerzen der Verwundeten zu lindern. So gewann ich nach und nach endlich ihr Vertrauen, und ich habe mich wohl gehütet, es je zu mißbrauchen.

An einem Sommerabend begegnete mir der „tolle Wolf". Er reichte mir die Hand und sagte: „Der Schnee von zwei Wintern ist vergangen, seit du hierher kamst, um mit uns zu



Jan Hackaert u. Adrian van de Velde: Eschenallee.
Zu dem Aufsatz „Aus Holland“ von Th. Birt.

leben. Ich habe dich scharf im Auge gehabt — und siehe, mein Herz fühlt für dich! Ich will dich als Sohn annehmen, denn ich werde alt, und du sollst, wenn mich der große Geist zu sich ruft, um bei ihm zu wohnen, meinem Volke Berater und Führer sein!"

Ich erwiderte darauf, daß ich stolz sei, sein Sohn zu heißen.

Er bestellte mich am folgenden Tage in sein Zelt. Alle seine Verwandten waren zugegen. Er holte aus einem kleinen Ledersack die heilige rote Farbe, und während ich vor ihm kniete, bemalte er mein Gesicht: Stirn, Kinn und Wangen als Sinnbild des täglichen Rundlaufs der Sonne durch den Himmel. Dann nahm er aus dem heiligen Biber=Medizinbündel ein Biberfell heraus, bestrich damit beide Seiten meines Kopfes, Schultern und Arme bis an die Hände, machte eine Bewegung nach oben und erteilte mir seinen Segen durch folgendes Gebet: „Vor dir, mein Vater, o großer Sonnenhäuptling, nehme ich diesen jungen Weißen als meinen Sohn an. Lasse diese rote Farbe sein wie das Sonnenlicht, das ihn schütze und ihm Gesundheit und Glück bringe. Möge mein ganzes Volk ihm Freund sein und ihn beschützen, damit er glücklich sei, solange er unter seinen indianischen Brüdern und Schwestern wohnt. O mein Sonnenvater, wenn er wieder in seine Heimat, der aufgehenden Sonne zugeht, bewahre ihn vor Leid! Schenke ihm dein Licht bei Tage, auf daß sein Weg frei sei von Gefahr. Und wenn er je den unrechten Pfad betritt, leite du ihn sicher zurück, damit sein Weg ihn sicher bergab führe bis in sein hohes Alter."

Ich bat nun den „tollen Wolf", mir die Legende von dem Ursprung des Biberzaubers mitzuteilen.

Es hatte damit folgende Bewandtnis:

In jener Urzeit, wo die Schwarzfüße ihre Waffen aus Kieselsteinen verfertigten und Hunde ihre Lasttiere waren, lebte ein junger Mann, Okaiyan genannt, der sehr arm war und nichts weiter besaß als ein Büffelfell.

Einst ging er in dem Monat, wo die Blätter fallen, allein in die Berge, verirrte sich und schlief ein. Da kam ein kleiner Biber und führte ihn zu einem Bau. Da saß inmitten seiner Familie der große alte Biber, weiß vom Schnee vieler Winter, fragte ihn aus, und als er hörte, daß Okaiyan arm sei, hieß er ihn willkommen und bewirtete ihn.

Okaiyan blieb den ganzen Winter über bei den Bibern, lernte ihre Lebensweise kennen, die Namen der Heilkräuter und Wurzeln und die Herstellung der heiligen Farbe. Auch zeigten sie ihm die Aussaat einer wunderbaren Pflanze, genannt Tabak (und das ist der Ursprung des Tabaks). Sie machten Zeichen an den Wänden, das waren die Tage, und die Monate bezeichneten sie durch Stöcke.

An jedem siebenten Tag feierten sie ein Fest, da wurde das Medizinbündel geöffnet.

Als es Frühling wurde, kehrte Okaiyan zu seinem Stamm zurück, sammelte die Felle der Tiere und die Vogelbälge, die er in dem Medizinbündel der Biber gesehen hatte, und lehrte sein Volk die Gesänge und Tänze.

Das war der Ursprung der Bibermedizin.

Nach dieser Erzählung des „tollen Wolf" begannen aufs neue die Zeremonien. Dann ergriff Omistaipokah, der oberste Häuptling, ein weißes Wieselfell, drückte es an seine Brust, entlockte seiner Medizinpfeife schrille Töne, um den Schrei des Wiesels nachzuahmen, tanzte um das Feuer, und in einer längeren Ansprache nannte er mich „Ap=e=etscheken" (weißes Wiesel), weil mein Haar hell sei und die Augen blau.

So wurde ich in den Stamm der Siksikaoas eingeführt und vom „tollen Wolf" und dessen Frau adoptiert.

Als ihr „weißer Sohn" durfte ich nun ihrem großen Fest des „Sonnentanzes" beiwohnen.

Es wurde zunächst der Platz für das Lager des ganzen Stammes ausgesucht, dann das heilige Wohnzelt der Veranstalter des Sonnentanzes errichtet. Um dieses Zelt gruppierte sich in gemessenen Abständen das ganze Lager.

Ich stand auf einem Hügel und konnte alles übersehen, bemerkte indes auch jene dunkle Wolke, die am Horizont aufstieg.

Der Sturm brach los, aber er konnte den Zelten nichts anhaben. Ein starkes Seil ist um die Spitze des Tepees gewunden und dann an einem tief in die Erde getriebenen Pflock festgebunden.

Während das Unwetter am ärgsten tobte, trat Mastepini, ein großer Medizinmann, aus seinem Zelt. In der rechten Hand hielt er einen Adlerflügel, in der linken einen Büffelschwanz. Er neigte sich gegen Westen und machte Bewegungen, als wolle er die Gewitterwolken vertreiben.

Die Medizinmänner galten stets als große Wetterpropheten, und man setzte bei ihnen voraus, daß sie zur Zeit des Sonnentanzes schlechtes Wetter vertreiben würden. Es gab jedoch auch Rivalen unter den Medizinmännern, die ihre Macht dazu benutzten, Sturm und Gewitter heraufzubeschwören. So war es diesmal bereits dem ganzen Stamm verkündet worden, daß der große Medizinmann Stierkind am Tage des Sonnentanzes um Regen bitten würde.

In den ersten vier Tagen des Sonnentanzes beteten der „tolle Wolf" und seine Frau als Veranstalter des Festes ohne Unterbrechung. Die heiligen Frauen früherer Sonnentänze leisteten ihnen Beistand.

Am vierten Tage endlich traten sie aus dem Zelt heraus, geschmückt mit Kleidern aus dem heiligen Bündel, und warteten auf die Frauen, welche Gelöbnisse machen wollten. Diese näherten



sich, hielten Teile geweihter Lebensmittel empor und beteten: „Siehe, o Sonne, ich tue ab, was immer auch Böses in mir ist — o Mond … o Sterne … erbarmt euch meiner und spendet mir Hilfe!“

Gleich darauf schritt man zum Aufbau des Sonnentempels, dessen Materialien aus Stangen und grünen Zweigen bestanden, die ausnahmslos von den männlichen Mitgliedern des Stammes herbeigeschafft werden mußten.

Dann befahl Omistaipokah, der oberste Häuptling, seinen Kriegern, die Vorbereitungen zu jener heiligen Zeremonie zu treffen, welche „die Aufrichtung des Mittelpfostens“ genannt wird. Hierbei wurde nun von Hunderten von Stimmen eine wahrhaft großartige Hymne gesungen.

Die Versammlung des ganzen Volkes, der Genuß einer geringen Menge geheiligter Speisen, die Gebete vor der Speisung, die Danksagung und Reinigung derer, welche diese Zeremonien leiten, hatten Ähnlichkeit mit dem jüdischen Passahfest und dem Abendmahl der christlichen Kirche.

Längere Zeit herrschte tiefes Schweigen.

Dann trat ein junges Mädchen, Pretty-Bird genannt, aus einer Frauengruppe. Sie hatte ihren Liebsten durch den Tod verloren und sang nun mit zitternder Stimme: „Dies ist der heilige Platz, wo ich zuletzt den Liebsten sah! Er ging dahin in die Geisterwelt, ich bin allein — — Doch bald, so hoff' ich, folg' ich ihm nach!“

Nicht lange darauf — Pretty-Birds Familie hatte ihr Lager am Fuße der Felsenberge — sah man sie am Rand einer hohen Klippe stehen und hörte, wie sie dieses Klagelied sang.

Dann stürzte sie sich in den Abgrund.

— — — — — — — — — — — — —

Beim Morgengrauen sah ich vom Hügel aus zwei große Sterne aufleuchten. Sie waren einander so nahe, daß ich wußte, es war eine seltene Konstellation der Planeten Jupiter und Venus.

Auch der „tolle Wolf“, mein Adoptivvater, der neben mir auf dem Hügel stand, wie immer vor Sonnenaufgang, sah die Gestirne und sagte: „Das ist der Morgenstern und sein Sohn!“

Und er erzählte mir die Legende von dem Sternensohn, der einst der Mensch „Narbengesicht“ oder „Poia“, ein großer Prophet und der Begründer der Sonnenanbetung gewesen sei.

Narbengesicht war der Sohn des Morgensterns und einer indianischen Jungfrau. Kühn und mutig, wie er war, bahnte er sich den Pfad zum Sonnengott. Von dort kehrte er wieder zur Erde zurück, um seinem Stamm die Anbetung der Sonne zu lehren. Als seine Aufgabe erfüllt war auf Erden, nahm ihn der Sonnengott, sein Großvater, wieder hinauf in den Himmel, wo er gleich seinem Vater als ein schöner Morgenstern strahlte.

Welch ein feierlicher Ernst lag in dem alten braunen Gesicht des „tollen Wolf“, als er sich der aufgehenden Sonne zuneigte, jenem Hauptsymbol seiner Anbetung, der Quelle des Lichts, des Lebens und der Kraft.

An seiner Wiege sangen einst die Nornen:

Es geht ein Weg verloren durch Nacht und Dornen,
Den sollst du träumend, reinen Herzens gehn,
Mit Kinderaugen an Tiefen des Lebens stehn,
Ein Stückchen höhenhinauf, hart wieder zurück,
An Dornen weiter, weiter im Staube ein Stück.

Und was du willst, sei heiter, groß und schön:
Du wirst auf Erden nie die Erfüllung sehn.

Bist mutlos du, und wenn der Stab dir sinkt:
Siehst du das Ziel, das in der Ferne winkt?
Du hast die Sehnsucht, die dein Wollen trägt
Und über Gründe goldene Brücken schlägt.
Dein ist das Glück … Es blüht auf deinem Pfade
Die rote Rose dir … Sie sei dir Gnade!

Albert Sergel



Die Berliner Kriminalpolizei

Von Georg Keben

Ausländer, welche zum erstenmal in Berlin sind, könnten auf die kindliche Frage verfallen, ob in Berlin das freie Selbstbestimmungsrecht des Bürgers gesetzliche Schranken hat, so erbost wird von Berliner Tyrannenverächtern über die Zwangsgewalt der Polizei geschrien. Die Polizei soll in Berlin nichts hören und nichts sehen dürfen, was sie nun mal nach stolzer Oppositionsüberzeugung nicht zu wissen braucht; dieselben Polizeifeinde fordern allerdings gegen Verbrechensgefahren, welche auch ihnen unbequem sind, den Schutz einer wachsamen Polizei, sie fordern dann von der Polizei die Allgegenwart, überall Augen und Ohren zu haben. Diesen Polizeikritikern fehlt die Vorurteilslosigkeit des Unterscheidens, daß die Polizei Berlins wie die deutsche Polizei überhaupt nicht in öffentliche Gedankenkämpfe eingreift, sondern sich ausschließlich mit der gesetzwidrigen Tat befaßt, mit der geschehenen oder mit der beabsichtigten, und eben deshalb der vielseitigen Orientierung bedarf und der unwiderstehlichen Zwangsgewalt. Der Staat vermag seinen Bürgern nur dann Sicherheit zu bieten, wenn er diese Sicherheit erzwingen kann; das selbständige Strafverfügungsrecht der Polizeibehörden erstreckt sich bekanntlich nur auf Übertretungen. Die Polizei ist zum Schutz der öffentlichen Ordnung, des Lebens und des Eigentums da; ohne Strenge vermag sie diese schwere Aufgabe nicht zu erfüllen. Ihre Dienststrenge ist eine Pflichterfüllung, die nicht willkürlich Partei nimmt, sondern selber an Gesetz und Recht gebunden ist. Wir haben eine Zwangsgewalt der Polizei, wie wir eine Zwangsgewalt der Justiz haben, weil unser Strafrecht das Recht des Staates zu strafen ist.

Die Polizei, das sollte nie vergessen werden, ist heute eine Einrichtung des Rechtsstaates, dessen praktischer Verstand und handfeste Tat; sie sichert das gesetzlich Bestehende gegen Vergewaltigung und Gefahr. Als eine Mitvollstreckerin des verfassungsmäßigen Staatswillens ist die Polizei die Staatspolizeigewalt, auch die Polizeibeamten, welche von den Gemeindebehörden ernannt werden, bestätigt die Staatsregierung. Die Polizei ist die obrigkeitliche Hüterin der staatlichen Rechtsherrschaft.

Als Beamte eines modernen Rechtsstaats leisten auch die Mitarbeiter der Berliner Kriminalpolizei vor ihrem Amtsantritt den Diensteid, den Eid der Pflicht und Treue gegen ihr Amt; ihr Diensteid unterscheidet sie moralisch von den Detektivs der geheimen Privatpolizei, von den Kommis der Privatdetektivagenturen, welche Firmen zum Geldverdienen sind. Tätigkeit der Kriminalpolizei ist das Nachforschen nach gemeinschädlichen Übeln, ist das Vorbeugen und Entdecken von Straftaten, ist die Feststellung des objektiven Tatbestandes und die Ermittlung des Täters. Die Arbeitsleistung der Berliner Kriminalpolizei läßt sich nach den Zahlenresultaten berechnen, daß im Jahre 1907 diese Behörde 459949 Sachen bearbeitet und 8033 Festgenommene dem Richter vorgeführt hat. Die Berliner Kriminalschutzmänner sind mit dem Volksleben vertraute, verstandesernste, rechtliche Männer, ihr Dienstzweck verlangt von ihnen Körperstärke und Charakterfestigkeit, die unerschrockene Angriffskraft des Militärs und zugleich die Geduld und Schmiegsamkeit des Diplomaten. Der Kriminalpolizeidienst ist auch für die untern Beamten eine physische und geistige Berufsarbeit, er setzt eine Kunsttechnik voraus, welche erst gelernt sein will. Deshalb dauert der Vorbereitungs- und Probedienst der von der Kriminalpolizei übernommenen Polizeiwachtmeister und uniformierten Schutzmänner für erstere sechs, für letztere zwölf Monate. Kriminalschutzmänner können zu Kriminalwachtmeistern avancieren, sobald sie ihr Examen in der Wachtmeisterschule bestanden haben, welche dem Kommando der Schutzmannschaft unterstellt ist und jährlich zweimal einen fünfmonatigen Lehrkursus abhält. Unmittelbare Vorgesetzte der Wachtmeister und Schutzmänner sind die Kriminalkommissare; ihre vielseitigen Dienstgeschäfte erfordern Bekanntschaft mit den Lebensgewohnheiten aller Gesellschaftsklassen, tadellose Umgangsformen und eine abgerundete allgemeine Bildung;



Kriminalkommissare haben nach achtzehnmonatiger Ausbildung eine Prüfung für den höheren Kriminaldienst zu bestehen. Ein Kriminalkommissar muß ein gründlich sachverständiges Können haben, neben seinem Außendienst muß er im Kriminalbureau Berichte abfassen, Protokolle führen und die eingegangenen Anzeigen seines Ressorts bearbeiten, es ist seine schwierige Sachprüfung, ob ein Verdacht auch auf Verdachtsgründen beruht. Eine schriftliche Anzeige, die unter falschem Namen an die Kriminalpolizei adressiert wird, braucht keine Verleumdung zu sein, sie kann eine wahre Tatsache mitteilen; eine Selbstanzeige kann sehr unaufrichtig sein, ein sich freiwillig Meldender kann ein Vergehen gestehen, damit einem Verbrechen, welches er auch beging, nicht weiter nachgeforscht wird. Ein Kommissar muß für die Kriminaluntersuchung Gefangener Verhörtalent haben, rasches, energisches Denken, die psychologische Feinfühligkeit für die Eigenart gefangener Verbrecher, gegen die er einen geistigen Kampf kämpft um den Siegespreis des Überführungsbeweises; viele Verbrecher, die nicht auf frischer Tat gefaßt wurden, bestreiten alles, in der Hoffnung, nicht überführt zu werden. Der Kommissar bringt den Berufsverbrecher durch joviale Gemütlichkeit zum Geständnis, dem Neuling im Verbrechen durch scharfe Kürze, die ihm keine Zeit läßt, über Ausreden nachzudenken. Indem der Kommissar den verhörten Verbrecher bewegt, alles und nicht nur etwas zu gestehen, bahnt er ihm den einzigen Rückweg zur Ehrlichkeit, der überhaupt noch möglich ist, er verhindert, daß der Strafentlassene gegen seinen Willen wieder zum Verbrechen gedrängt wird, daß seine alten Genossen ihm drohen, der Polizei noch die Strafschulden aufzuzählen, die er nicht eingestanden hat, und deren er nicht überführt werden konnte. Als Menschenkenner des Verbrechens erzielt der verhörende Kriminalkommissar leichter ein Geständnis oder eine wichtige Antwort auf Beweisfragen als ein gelehrter Richter, der sich vornehmlich auf sein wissenschaftliches Rechtsverständnis stützt; der Kommissar sichert und schafft die Beweismittel für das gerichtliche Strafverfahren herbei, aber als gerichtlicher Zeuge darf er wie alle Kriminalbeamte nur mit Genehmigung seiner vorgesetzten Behörde vernommen werden, er darf die Amtsverschwiegenheit nicht verletzen.

Die Kriminalpolizei ist in Berlin in dreizehn Kriminalbezirke eingeteilt, von denen jeder dem Bezirk einer Polizeihauptmannschaft entspricht; jedes Polizeirevier hat einen Kriminalwachtmeister und einen Kriminalschutzmann, über die der Polizeileutnant die unmittelbare Dienstaufsicht führt; alle Beamte der Kriminalpolizei unterstehen dem Polizeipräsidium Berlin, kriminalpolizeiliche Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft sind nur die Inspektoren, die Kommissare und eine Anzahl durch ministerielle Entscheidung besonders dazu ernannter Wachtmeister. Die kriminalpolizeiliche Exekutive in Berlin besteht aus 1 Polizeirat, aus 7 Kriminalinspektoren, welche die höhere Instanz für die Aufklärung von Verbrechen sind, aus 59 Kriminalkommissaren, 155 Kriminalwachtmeistern und 595 Kriminalschutzmännern. Diese geringe Polizeimacht kämpft in der Millionenstadt Berlin den heimlichen Guerillakrieg gegen das Verbrechertum. Was ihr an Zahl der Mannschaften fehlt, muß sie ohne Übereilung durch rasche Ausnutzung des Augenblicks ersetzen, durch Wagemut und kluge Kriegslist; Gedanke und Tat eines Exekutivbeamten müssen einander folgen wie Blitz und Donnerschlag. Der Kriminalpolizist, welcher ganz allein einen gewalttätigen Verbrecher aus seinem Schlupfwinkel holt, muß die Tagesstunden kennen, wo der Gesuchte von seinen Alkoholexzessen ausschläft und beim unsanften Erwachen zum Widerstand noch zu phlegmatisch ist. Jedermann darf auf frischer Tat einen Strafschuldigen festnehmen, aber nur ein Polizeibeamter darf das nach eignem Ermessen auch dann tun, wenn gegen einen Beschuldigten nur dringende Verdachtsgründe vorliegen und die Gefahr seiner Flucht und der Verdunklung seiner Tatumstände besteht, bevor der Polizeibeamte den Beschuldigten auf Grund eines richterlichen Haftbefehls verhaften darf; Kriminalagenten, die Hilfskräfte der Exekutive, haben kein amtliches Festnahme- und Verhaftungsrecht, sie sind mit Privatdienstvertrag angestellt. Gegen Kriminalagenten kann keine Beamtenbeleidigung, kein Widerstand gegen die Staatsgewalt begangen werden. Die tüchtigsten Kriminalagenten werden später zu Kriminalschutzmännern befördert. Von Ausnahmen abgesehen, wehren sich Neulinge im Einbruchsdiebstahl am heftigsten gegen ihre Festnahme, ihre älteren Spezial-

genossen nur noch selten. Die Kriminalpolizisten, welche ihnen bekannte Einbrecherbanden am Tatort überraschen, kennen genau deren Widerstandslust; wo solche zu erwarten ist, halten ein paar Beamte die Einbrecher mit gespanntem Revolver in Schach, die andern Beamten fesseln die Verbrecher an Stahlketten mit Knebel.

Die Kriminalpolizei sorgt für ständige systematische Beobachtung strafverdächtiger Vorgänge und Umstände und muß deshalb überall da ein geheimes Wirken haben, wo das öffentliche zweckwidrig wäre. Das Dienstkleid des kriminalpolizeilichen Exekutivbeamten ist daher Zivil in allen möglichen Verkleidungen. Ein Kriminalbeamter kann genötigt sein, zur Aufklärung von Verbrechen wochenlang als Maurer zu arbeiten; oft muß er einen ganzen Tag auf dem Postendienst stehen, um Verdächtige zu beobachten und zugleich die Personen, vielleicht die Helfershelfer, mit denen die Verdächtigen verkehren. Zu einer Observation gehört die Maske der Verstellung, gehört die rechtsmoralische Notwehr; durch Komödienkunst ein Publikum von Verbrechern zu entlarven, dazu gehört Selbstbeherrschung, die Miene der Gleichgültigkeit, damit die zu Entlarvenden auf ihren Beobachter nicht aufmerksam werden. Kriminalbeamte sind der Verbrecherwelt zu bekannt, um in deren intimste Genossenschaften tief genug eindringen zu können, wenn ihnen keine Verdachtsspur den Weg weist; die gutwilligen Auskunftspersonen der Kriminalpolizei, Portiers, Kutscher, Dienstmänner, Gastwirte, ehrliche Privatpfandleiher und Trödler, sie reichen nicht aus, um die täglich neuen Absichten des Verbrechertums rechtzeitig zu erfahren oder den Versteck der Täter nach begangener Straftat. Darum kaufen sich die Kriminalbeamten noch „Vertrauensmänner" aus dem Verbrechertum selbst, zuverlässige, vorsichtig gewählte Vigilanten. Vigilanten wollen ohne Risiko Geld verdienen, weil sie keins mehr haben; Vigilanten bestehlen das Vertrauen ihrer Genossen auch aus Rachsucht, zumal wenn sie sich bei Verteilung einer Beute übervorteilt glauben, ihr Gelderdienst hängt von dem Wert ihrer Nachrichten ab und wird oft in Goldstücken ausgezahlt. Vigilantendienste leisten auch Prostituierte, Prostitution und Verbrechen sind ja wahlverwandt, fast alle Gewohnheitsverbrecherinnen sind nebenbei noch Prostituierte. Durch Verbrecher verdienen Dirnen viel, in Gemeinschaft mit ihnen verpraßt das Verbrechertum seinen Raub; die Töchter von Berufsverbrechern werden fast ausnahmslos Dirnen. Seiner Dirne vertraut sich der Berliner Verbrecher oft sorglos an, Dirnen sind geschwätzig, sie können den Mund nicht halten und erzählen das von ihrem „Bräutigam" Gehörte ganz im Vertrauen einer Freundin weiter; unter Prostituierten kann aus einer Freundin sehr rasch eine Feindin werden, und so erfährt das geplante oder begangene Verbrechen schließlich die Kriminalpolizei. Auch Eifersucht und Neid reizen Prostituierte zum Vigilantendienst, der wohl zum Prostitutionscharakter gehört, denn schon vor zwei Jahrtausenden erzählte der griechische Erdbeschreiber Strabo aus Indien: „Die Späher, die alles, was sich ereignet, beobachten und dem König berichten müssen, haben Dirnen als Gehilfinnen." Die Vigilantennatur des Verbrechers ist von seinen Eigenschaften diejenige, die der Kriminalpolizei am willkommensten ist; Vigilanten sind für die Aufgabe der Kriminalpolizei, die Ergreifung von Verbrechern, so unentbehrlich wie die Verbrecherlokale. Zuweilen nehmen Vigilanten an der Beratschlagung eines Verbrechens, das sie verraten wollen, zur Täuschung ihrer Genossen teil; beteiligen sie sich an der Ausführung, so werden sie von der Berliner Kriminalpolizei ebensowenig geschont wie ihre Komplicen. Die schwersten Berufsverbrecher pflegen ihre Pläne Unbeteiligten zu verschweigen, mögen sie mit diesen sonst noch so sehr harmonieren, nur im Gefängnis verraten sie sich auch, in der Einsamkeit des Kerkers ist ihr Mitteilungsdrang stärker als ihre Vorsicht, sie geben verräterischen Mitgefangenen die Verbrechen preis, die sie nach wiedererlangter Freiheit begehen wollen, das Gedächtnis dafür sind die Personalakten der Kriminalpolizei, in denen die Verbrechensabsicht sofort notiert wird.

Je wohlhabender die Bevölkerung Berlins wird, desto zahlreicher vermehrt sich dort das Verbrechertum; die Berliner Berufsverbrecher haben für die örtlichen Eigentümlichkeiten Berlins ein Spioniersystem, welches keine gute Diebsgelegenheit übersieht. Berlin ist die Reichshauptstadt des Diebstahls geworden. Im Jahre 1907 waren dort von 106644 bei der Kriminalpolizei eingegangenen Anzeigen 39089 Diebstahlsanzeigen. Das Berliner

Verbrecheralbum enthält allein vier stattliche Bände Wohnungseinbrecher; an der Wand des Berliner Kriminalmuseums hängt als humoristische Diebsgloriole ein großer Adler aus Dietrichen. Es ist ein Sicherungsmittel der Berliner Kriminalpolizei, daß sie die Einbrüche nicht verhindert, die sie verhindern könnte, weil sie ihr vorher verraten wurden; ein Einbrecher, der vorher polizeilich gewarnt würde oder unerwartet bewachte Türen fände, wird nicht für Jahre unschädlich gemacht, sondern bleibt eine öffentliche Gefahr. Durch eine Polizeiethik der Vorherwarnung würde die Frechheit der vor dem Gefängnis geretteten Einbrecher noch zunehmen in allen Fällen, wo sie sich gegen Argwohn sicher wissen. Leider sind die rechtzeitig der Kriminalpolizei verratenen Einbrüche nur wenige von vielen, denn ein Einbruch ist ja meistens viel lohnender als der Vigilantensold, um den er verraten wird. Ein stummer Vigilant ist die technische Ausführung eines Einbruchs; den Berliner Einbrecher verrät seine Arbeit fast immer. Auch die abgefeimtesten Routiniers des Einbruchs arbeiten zuweilen mit der mangelnden Übersicht des Anfängers: sie kundschaften für einen Einbruch genau die Örtlichkeit aus und vergewissern sich nicht, daß ein Gittertor, welches sie abends offen fanden, des Nachts das zu plündernde Geschäftshaus von der Straße aus verschließt.

In dem Dreieck Berlin, Hamburg, Hannover oder Köln bewegen sich die Berliner Verbrecher, welche aus stillen Gründen Reiseurlaub nehmen. In Berlin haben sie sechs Kriminalpatrouillen zu fürchten: die Streifwachen nach Einbrechern, nach Bahnhofsdieben, nach Zuhältern, nach Taschen- und Ladendieben, nach Homosexuellen; eine Anstandspatrouille beobachtet auf den Straßen die Belästigung von Frauen und achtet auf unzüchtige Bilder. Je nach ihrer geistigen und körperlichen Beschaffenheit wenden sich Verbrechernaturen einer bestimmten Spezialität zu; dies Spezialistentum ist kaum mehr zu übersehen. Diebe und Betrüger haben nur noch Fachkenntnisse in ihrem Sonderberuf, deshalb verteilt die Berliner Kriminalpolizei die Ausforschung und Verfolgung von Verbrechern je nach deren Spezialität unter fachtechnisch ausgebildete Beamte.

Oberregierungsrat Hoppe ist gegenwärtig der denkende und leitende Geist der Berliner Kriminalpolizei, seine vornehme Liebenswürdigkeit und umfassende Sachbeherrschung, der strenge Ehrbegriff, den er von seiner Verantwortlichkeit hat, gibt seinen Dienstuntergebenen Zuversicht und Arbeitsfreude. Die sichtbare Wirkung der zielbewußten Führung des Oberregierungsrats Hoppe ist die wachsende Aktionskraft der Berliner Kriminalpolizei, ist ihr innerer und äußerer Entwicklungsfortschritt. Der bekannte höhere Verwaltungsbeamte dieser Behörde, Regierungsrat Dr. Lindenau, hat das wertvolle Kriminalbuch des Prof. A. Niceforo „Die Kriminalpolizei und ihre Hilfswissenschaften“ aus dem Französischen deutsch bearbeitet. Die anschauliche, systematisch entwickelnde Darstellung Berliner kriminalpolizeilicher Erfahrungen und Grundsätze, die in diesem Kriminalbuch die selbständige Leistung Dr. Lindenaus ist, kommt hier endlich mal von keinem Polizeitheoretiker, sondern von einem wissenschaftlich geschulten Kriminalpolizeipraktiker.

Ein starker Fangarm der Berliner Kriminalpolizei ist ihr Erkennungsdienst. Im kriminalphotographischen Atelier des Erkennungsdienstes werden Gefangene dreifach photographiert: in Vorderansicht mit und ohne Kopfbedeckung und in rechtsseitiger Profilaufnahme; alle Photographien sind Brustbilder, denn nur das Persönliche des Gesichts ist hier wichtig. Nach einem Freispruch werden die Bilder Gefangener vernichtet, nur gesetzlich Bestrafte bleiben auf ihren Bildern lebenslänglich im Berliner Verbrecheralbum, das im Jahre 1876 eingeführt wurde; seine Photographien erläutert kein Name — ein Photographierter könnte ja mit einer unbescholtenen Person denselben Namen haben —, nur eine Nummer weist auf das Registerblatt des Photographierten, auf den Auszug aus seinen Personalakten. Die vielen Tausende von Bildern sind nach Verbrechensgruppen geordnet. Als Verbrechen gegen das Leben sind Mörder, Räuber und Abtreiberinnen zusammengefaßt, nahezu 6000 unretuschierte, charakteristisch lebenstreue Bilder festgenommener oder gesuchter Personen ließ der Erkennungsdienst der Berliner Kriminalpolizei im Jahre 1907 anfertigen. Die Photographien des Verbrecheralbums sind nur zum Wiedererkennen da, nicht zum Erkennen der seelischen Physiognomie, die Porträte von Verbrechern sind nicht die Naturkünder ihrer verbrecherischen Laster, auf dem Gesicht lassen

sich keine Kainszeichen eines Verbrechercharakters entdecken. Zwar hat schon Homer in seinem Thersites das Verächtliche der Gesinnung durch körperliche Mißgestalt versinnlicht. Aber ein Naturwille ist das nicht. Nur unter Sittlichkeitsverbrechern gibt es erworbene Verbrecherphysiognomien, ist eine physiognomische Analyse möglich. In der kaum noch zu übersehenden Bildersammlung der Berliner Kriminalpolizei kann das Wiedererkennen dort Gesuchter schon deshalb zu Irrtümern führen, weil zwei Bilder derselben Person so unähnlich sein können, als zeigten sie zwei verschiedene Personen, während zwei verschiedene Personen sich manchmal zum Verwechseln ähnlich sehen.

Diese Schwierigkeit des Wiedererkennens veranschaulichen im Berliner Kriminalmuseum Photographien, unter denen zu lesen ist: „Unähnlichkeiten ein und derselben Individuen". Ein trauriger Anblick sind die Photographien unbekannter Leichen. Mancher dieser Toten mag die Blutschuld eines der unbekannten Lebenden sein, deren Herkunft noch nicht zu ermitteln war; ein Belohnungsversprechen an der Korridorwand der Kriminalabteilung im Berliner Polizeipräsidium regt das Gedächtnis Vorübergehender an, bei Betrachtung der Photographien sich einer Ähnlichkeit zu erinnern.

Die Berliner Kriminalpolizei läßt auch sonst keine neue Errungenschaft der Technik unbenutzt, die für den Erkennungsdienst verwertbar ist. Mit Hilfe der Fernphotographie tauscht sie mit den Orten des In- und Auslandes, welche fernphotographische Stationen haben, die Bilder verfolgter Verbrecher in wenigen Minuten aus; wegen des bedeutenden Kostenaufwandes unterließ die Behörde aber bisher die Einrichtung eines eignen Betriebes, welcher die Photographien, die das Fahndungsalbum zur Fahndung nach flüchtigen Verbrechern enthält, fernphotographisch versendet. Die Berliner Station befindet sich in den Räumen des Berliner Lokal-Anzeigers, der der Kriminalpolizei seinen Apparat der Kornschen Fernphotographie jederzeit zur Verfügung stellt.

Die Photographie ist ein notwendiges Hilfsmittel für die Fahndung nach gesuchten Verbrechern, aber erst die Körpermessung der Gefangenen gewährt die Sicherheit, daß im bestimmten Fall der Richtige gefunden ist. Seit dem Jahre 1896 werden nach dem Verfahren des Franzosen Alphonse Bertillon im Meßzimmer der Berliner Kriminalpolizei mit Zirkel und Längenmaß die Körperlängen der Rückfälligen und der Festgenommenen gemessen, deren Persönlichkeit zweifelhaft ist. Die Maßunterschiede zwischen Jugendlichen und Erwachsenen sowie die höchstmögliche Ungenauigkeit bei Messung derselben Person zu verschiedenen Zeiten sind erfahrungsmäßig berechnet worden; aus Registerkasten, welche die Maße und Beschreibungen in sorgfältiger Einteilung aufbewahren, ist die Persönlichkeit eines Gemessenen stets zweifellos festzustellen. Gemessen wird in allen deutschen Polizeistationen, damit sie ihre Meßergebnisse nach Berlin senden. In Berlin ist der einheitlichen Übersicht wegen die anthropometrische Registratur für das ganze Reich; nur die Berliner Kriminalpolizei hat auf Erkennungskarten die Maßzahlen aller in Deutschland gemessenen Verbrecher. Neben der Messung der Körperlängen wurde im Jahre 1904 mit dem Fingerabdruckverfahren begonnen, mit der Daktyloskopie; die Finger der Gefangenen werden mit Druckerschwärze angefeuchtet und auf Erkennungskarten abgedruckt, ein ebenso einfaches wie billiges Verfahren, welches jedoch den Nachteil hat, leicht zu versagen, denn die Hautzeichnungen an den Fingern, auf die es hier ankommt, sind nicht an allen Menschen genügend sichtbar und können durch absichtliche Fingerverletzungen so verändert werden, daß ein Wiedererkennen nicht mehr möglich ist. Um den Persönlichkeitsnachweis aufs genauste zu vervollständigen, besitzt die Berliner Kriminalpolizei noch die praktische Einrichtung eines Merkmalverzeichnisses. Dieser Auszug aus den Meßkarten erstreckt sich von der Farbe der Augen bis auf die feinen oder groben Arbeitsmerkmale der Fingernägel und auf das Aussehen der Zähne; jedes auffällige Kennzeichen der Körperhaut wird vermerkt, sei es ein Muttermal oder eine vernarbte Wunde. Die Berliner Kriminalpolizei hat auch eine Spitznamensammlung, denn mancher Verbrecher lernt seinen Komplicen, den er vielleicht in einer Kaschemme anwarb, nur unter seinem Spitznamen kennen, der sein Gauneradel ist.

Der Erkennungsdienst der Berliner Kriminalpolizei umfaßt alle Möglichkeiten des Verbrechens: die Zahlen und Buchstaben der Papiergeld- und Wechselfälschung vergrößert



er photographisch ins Vielfache, das Mikroskop und die chemische Analyse helfen zur Entdeckung der Fälschungen mit; eine Schriftsprache eigner Art, die von Kriminalbeamten eifrig gelesen wird, sind die Fußspuren von Verbrechern auf ihrem Verbrechensweg; die Abgüsse der länglichen Vertiefung von Fußspuren, die in Gips geformten Stiefelabdrücke von Verbrechern überführen den Täter. Die Fußspuren von Verbrechern werden bis ans Ende verfolgt, wie der Jäger in tropischer Wildnis den Erdboden nach den Fährten von Raubtieren absucht. In Preußen und in einzelnen Bundesstaaten gehen jetzt auch Hunde den Leitspuren nach; ja, der Hund als Kriminalist ist ein sehr glücklicher Dressurerfolg tierkundiger Beamter der Berliner Kriminalpolizei, und die Berliner Kriminalhunde reisen nicht selten in die Provinz und fangen dort die heimlichsten Verbrecher. Ein wichtiges Beweismittel des Erkennungsdienstes ist auch die kriminalphotographische Aufnahme des Tatortes. Sie läßt dessen kleinste Einzelheiten überblicken, sie bleibt als Wirklichkeitsabbild des Schauplatzes des Verbrechens ein stummer Wahrheitszeuge. Auch die Blutspuren eines Mordes werden durch den Erkennungsdienst erforscht. Vergeblich behaupten heute noch Mörder, daß die Blutflecke an ihrem Körper oder an ihren Kleidern vom Blut geschlachteter Tiere seien: die mikroskopische Untersuchung der Blutstropfen vermag Menschenblut von Tierblut deutlich zu unterscheiden. Auch Giftmorde können durch Blutproben bewiesen werden. Im Berliner Kriminalmuseum sind in Gläsern Blutpräparate Vergifteter aufbewahrt; neben einem Glas mit hellrotem vergiftetem Blut steht zum Vergleich ein Glas mit dunkelrotem giftlosem Menschenblut.

Kapitalverbrechen sind in Berlin nicht nur Verbrechen gegen das Leben, zu einem Kapitalverbrechen wird dort jeder die Öffentlichkeit stark interessierende Kriminalfall, an dem sein Milieu interessiert, der Wert des Objekts, die Schwere der Tat oder — die skandallüsterne Sensation. Nur im Schmuckgewande der Tendenzberichte, nur durch raffinierte Erzählertricks scheinen Verbrecher romantisch, in unmittelbarer Nähe sind sie für den feinfühligen Beobachter widerwärtig. Nur der Kriminalbeamte prüft gewohnheitsmäßig, ohne Gefühlsimpulse den Verbrecherverstand mit der ruhigen Objektivität des Arztes, der einen Patienten untersucht.

Berlin ist die Zentrale des deutschen Verbrechertums, nach Berlin haben die von dort verjagten Berufsverbrecher immer wieder Heimweh, daher sollte dort jeder, der in der Presse und im Publikum sozialanständige Gesinnung hat, die gesetzliche Autorität aufklärend unterstützen und nicht Stimmungsmacher für seine eignen Feinde sein. Kein sozialphilosophischer Humanitätsapostel vermag die Gefahr der Tatsachen umzustoßen, welche durch Verbrecher dem Gemeinwohl droht; Verbrechern gegenüber kann das ethische Gesetz der Nächstenliebe nicht die Wucht des Strafgesetzes beseitigen. Es ist die Wohltat, welche der Verbrecher im heutigen Deutschland genießt, daß er in einem Rechtsstaat abgeurteilt wird; die von ihm gefürchtetste Verfolgungswaffe unsers deutschen Rechtsstaates ist aber die Berliner Kriminalpolizei.

Unsern Husum

Der Abend tastet mählich auf die Heide,
In Schlick und Prielen sinkt das Wattenmeer.
Mein Himmel ist wie purpurblaue Seide,
Über den Deich gehn stille Nebel her.

Die Binsengräser zittern leise, leise,
Das tut der wunderweiche Westerwind.
Heimlich von drüben eine Liederweise —
Auf grauer Hallig singt ein Friesenkind.

Ich greife mit verhülltem Blick hinaus —
Wo liegt das Land der sehnsuchtstillen Ruh'?
Der Krake breitet seine Flügel aus
Und lenkt den Inseln zu ...

Hans Bethge





Die Wegzehr

Aus dem Nachlaß von Wilhelm Holzamer



So lag sie nun in ihren weißen Kissen, still ergeben und traurig und mit einem leisen, leisen Hoffen, in das sie oft eintauchte, ganz und gar, wie in ein warmes Bad, das man nach einer großen Anstrengung bereitet findet. Es war kein Hangen und wundes Ersehnen mehr in ihr, es war nur ein weiches, goldenes Erhoffen, das aus Träumen und Erinnerungen aufstieg, und das ihr die Welt und alles Sein, alles Vergangene und alles Kommende in ein verklärtes Licht rückte und wohltuend verschönte. So wie frühe Sonne oder wie später Abendschein. Oft dachte sie an rauschende Bäume, die auf Bergen im ersten Lichte stehen, und oft an schweigende Türme, die als die Letzten aus dem Schatten in den verwehenden Glanz ragen. Zwischen beiden Bildern gaukelte ihre Phantasie hin und her, an beiden Vorstellungen trank sich ihre müde Seele satt. Sich selbst sah sie dabei in zwei Gestalten: als ein frohes spielendes Kind, dem noch kein Leid etwas angetan, dem die Erde der glücklichste Himmel ist. Grüne Wiesen mit bunten Blumen, mit Gänseblümchen, wenn der Frühling kommt, mit gelben Butterblumen, wenn er bald wieder gehen will. Der gleitende Bach mit den blinkenden Wellen, die die Blumen so eilig mitnehmen, wenn man den Strauß, kaum gepflückt, in sie hineinwirft. Pappeln stehen am Ufer und alte hohle Weiden mit wirrem, wehendem Haar. Die Wiesen liegen so still, und das Dorf ist so weit, und alles ist so friedlich und wartet auf die Mittagsglocke, die nun gleich heimrufen wird.

Mutter guckt an der Haustür in den Hof hinaus, wo sie bleibt. Dann ruft sie ihren Namen. Und gerade ist sie am Gartentürchen hineingeschlüpft, und „Hier bin ich!" ruft sie Antwort. — „Wo denn?" fragt die Mutter. — „Ei, hier!" erwidert sie und schlüpft wie ein Kätzchen den Zaun entlang und bleibt an einem Nagel hangen und reißt sich einen Winkel in den Rock. Aber das Essen steht schon auf dem Tische, und es kann alles nichts helfen, sie muß hinein und die Schelte über sich ergehen lassen.

Das war das eine Bild, das sie vor sich sah, und es war lauter glückliche Erinnerung und allerliebste Wahrheit. Das andre aber war nur Phantasie. Nur Traum und Sehnsucht. Sie sah sich als eine stille, schöne Frau im schweigenden Mittag, der auf den traulichen Abend wartet. Es flog Sonne um sie und milde Wärme, und es war alles Güte in ihr und ein seliges Gutsein. Es wehten helle hohe Fahnen in der Luft, und es winkten weiße Tücher in schlanken, zarten Händen, in denen die Liebe so klar geschrieben stand und das schweigende, schwere Glück. Einen kleinen Knaben führte sie an der Hand, ihren Knaben, und auf den gelben Kieswegen eines versteckten Gartens ging sie mit ihm hin, und seine kurzen täppelnden Schrittchen liefen mit neckischem Knirschen über den Sand. Alter Holunder stand an der Mauer, und die Meisen piepten darin, und eine ragende Tanne stand am Grenzzaun. In ihrer Krone sang die Amsel, und es tönte weithin über alle Gärten. In den breiten Apfelbäumen und den schlanken Birnbäumen aber reiften schon die Früchte und glänzten aus dem grünen Laube. In ihr ist ein Glück; und ein größeres ist in ihrem Erwarten, das sich auf den Augenblick spannt, wenn feste Schritte durch den Hof klingen und die Gartentür knarrt. Da, an diesem Punkte aber wird ihr Träumen leer, und die Vorstellung versagt. Sie kennt nicht den, der kommen soll. Den Knaben an ihrer Hand nur kann sie sich denken, wie er schön sein müßte in blonden Locken und blauen Augen. Sie erwacht hier aus ihrem Träumen und weiß und wird sich's bewußt in nüchterner Deutlichkeit, daß sie in dem Hospital des alten Klosters in einem saubern Krankenbette liegt, und daß jeden Augenblick die Schwester kommen kann, sie zu fragen, wie es ihr gehe und was sie wünsche.

Sie weiß, daß sie krank ist, aber das ist ihr kaum schmerzlich. Es ist eine Wärme in ihrem Gemüt, es ist ein Hoffen in ihrer Seele, daß sie in aller Kindlichkeit an die Verwirklichung ihrer Einbildung glaubt. Sie gibt der Schwester flüsternd Antwort, sie sagt ihr all die kleinen Wünsche, die sie hegt, und wenn sie ihr Trost zusprechen will, so kommt sie ihr zuvor und sagt: „Ja, Schwe-

ster, ich werde wieder gesund werden, nicht wahr? Wenn nur einmal dieser Herbst vorüber ist und der Winter, und wenn der Frühling wiederkommt. Nicht wahr, Schwester?"

Die Schwester streichelt dann ihre Hand und sagt: „Nur Geduld, mein liebes Fräuleinchen, nur Geduld und Gottvertrauen! Ach, wenn Sie doch auf den lieben Gott vertrauen wollten und sich ihm anheimgeben könnten, seiner Barmherzigkeit und Gnade und Fürsorge! Aber, daß Sie sich von ihm gewandt haben und seiner heiligen Kirche untreu geworden sind und so starr widerstehen, sehen Sie, liebes Fräulein Agathe, das ist so sehr schade und traurig, und das ist so unrecht von Ihnen!"

„Ach," sagt sie darauf, „Sie sind so gut, liebe Schwester, aber Sie müssen mich schon auf meine Art leben und sterben lassen. Ich bin zu fest in dem, was ich will. Das habe ich vom Vater her. Der ist auch so gestorben, und den hat sogar meine Mutter gebeten, wie Sie mich bitten."

„Gott sei Ihnen gnädig, liebes Kind," antwortet die Schwester mit einer weichen und schmerzlichen Stimme darauf. „Ich will gern für Sie beten und die heilige Jungfrau bitten, Ihren Sinn zu erweichen und Ihren Verstand zu erleuchten."

„O Schwester, es wird nicht helfen!"

„Sie sind doch sonst so gut, Sie armes Kind!"

„Ja," sagt sie ihr dann, „aber ich bin ganz nach meinem Vater geschlagen, denn ich bin die erste von uns. Und das erste Kind schlägt immer nach seinem Vater, sagt man bei uns, ob's nun ein Bube oder ein Mädchen sei —"

„Und war denn Ihr Vater nicht gut und hat sich dem lieben Gott anvertraut?"

„Gut war er, aber er hat nur auf sich vertraut, auf sein Herz, das wie Gold war, und seinen Willen, der wie Eisen und Stahl war."

Und die Schwester gibt den Kampf auf. Aber fast jeden Tag beginnt sie ihn neu, und sie hat es von Anfang an getan, trotzdem der Ausgang schon von Anfang an so gewesen war. Es ist alle Tage das gleiche Lied. Aber die Kranke stört es nicht. Sie ist daran gewöhnt. Sie freut sich fast ein wenig ihrer Antworten und ist froh, antworten zu können, wenn sie auch nur leise flüstert. Der Vater tritt ihr auch dabei immer so seltsam nahe, und das tut ihr wohl, ihn bei sich zu wissen und so schön umleuchtet zu sehen, wie sie sich ihn immer vorgestellt hat. Die Schwester aber ist gut und sorgt so lieb für sie und hat auch noch manches andre gute Wort für sie außer von Gott und der Kirche.

* * *

Im vergangenen Frühjahr hatte sie sich entschlossen, das Hospital aufzusuchen.

Sie war gar zu schwach geworden, und die Lungenschmerzen hatten sie zu heftig gequält. Im Sommer war es besser geworden, und sie hatte in dem alten Klostergarten spazierengehen dürfen. Anfangs war es ihr seltsam ergangen dabei. Es war ihr, diese Erde, diese alten Bäume, dieser Efeu, die Gartenmauer mit den alten Grabsteinplatten und den unleserlichen Inschriften, den verwitterten Köpfen und Händen und den hohlen, leeren Augen in den Köpfen, das schließe sich um sie wie eine große dumpfe, unheimliche Gruft zusammen und werde immer enger und drückender und halte sie fest und presse ihr das letzte Leben aus. Die Erde atmete feucht hier, die Pflanzen atmeten schweren Duft. Totenduft. Oft schon und wiederholt hatte das alles so stark auf sie gewirkt, daß sie fast besinnungslos geworden war. Aber mit der steigenden Sommerwärme schien es sich zu verlieren. Nur in den hintern Teilen des Gartens, wo die Kapelle stand und das kleine heimliche Eisentürchen in der Mauer war, war noch etwas davon übriggeblieben, eine feuchte Trockenheit, mochte es ihr scheinen, ein Modergeruch, der sie verwirrte und den Ort so unheimlich machte. Es waren nur wilde Blumen, die hier wuchsen, und als sie die Schwester Gärtnerin fragte, warum sie hier nicht auch Beete anlege und säe und pflege, hatte sie erst nur mit den Schultern gezuckt, und dann hatte sie geantwortet: „Hier liegen die Schwestern aus früheren Zeiten begraben, die ihr Gelübde gebrochen und das Allerheiligste entweiht haben. Der Boden ist verflucht. Durch dies kleine Pförtchen hier sind sie herausgetragen worden, und wenn sie unsre Gebete in der Kapelle hören, so dringen sie ihnen wie Lanzenstiche in das Herz. Wollte ich aber hier säen und pflanzen, so kämen sie in der Nacht und streuten Stechapfel aus und Nachtschatten, daß sie meine

Sämereien erstickten. Denn wer böse geworden ist gegen Gott, wird böse gegen alle Kreaturen und alles Schöne auf Erden wie im Himmel. Die Blumen unsers Gartens aber lobsingen dem Herrn, das Unkraut jedoch ist des Teufels. Der Herr erlöse ihre arme Seelen!"

Sie hatte seitdem diesen Teil des Gartens gemieden und sich nur in dem freieren und helleren aufgehalten. Da saß sie dann den Mittag lang und ließ sich von der Sonne bescheinen und sann hinaus ins Weite, wo das Leben frei lag und Menschen zur Arbeit forderte, damit sie einander nützlich werden konnten. Denn das ist der Sinn, daß die Menschen beisammen leben, dachte sie, daß sie einander nützlich werden. Und manchmal, ja sogar ziemlich oft kam der Gedanke nachgehinkt: und daß sie das Leben genießen und was die Erde Schönes hat — und glücklich sind.

Sie hatte sich einen alten verwitterten Grabstein, dessen Ränder bei leiser Berührung abbröckelten, zum Sitzplatz erwählt, und da sie stets den Drang zur Tätigkeit in sich spürte, so fütterte sie hier die Vögel, die Sperlinge und die Tauben, die Meisen und die Finken, und wenn drüben im Hühnerhof ein Huhn gerade zu lange Flügel hatte, so kam es auch über die Mauer geflogen und ließ es sich gut schmecken. Sie nahm bald diese Arbeit so wichtig und hielt sie so sehr für eine Leistung, daß sie genau den Stundenschlag in Kommen und Gehen einhielt und ihr Pensum pünktlich und gewissenhaft abarbeitete.

Währenddessen dachte sie an ihren Garten zu Hause, in dem sie als Kind gespielt hatte, und wenn sie sich darin über den grünen Rasen springen sah, so sah sie den Vater auch, wie er ernst und streng an den Beeten hinging, die lange Pfeife rauchte und ganz und gar abgezogen war von seiner Berufstätigkeit und in seiner eignen Welt.

Im Grunde hatten sie ihn nicht gern gehabt im Dorf. Er hieß der „Doktor Freigeist" in der ganzen Gegend. Weil er nicht in die Kirche ging und nicht an den Prozessionen teilnahm und darum als ein schlechter Katholik sich erwies, den man bedauern und verachten mußte. Aber er war ein guter Arzt gewesen, der Vater. Dagegen war nun einmal nicht anzukommen. Das mußten ihm seine schlimmsten Feinde zugestehen. Und er tat viel Gutes. Nicht nur, daß er manchen Kranken stillschweigend frei behandelte, die Mutter hatte auch nicht selten den Herd voll von Töpfen stehen, in denen sie Speise nach der Diät für ärmere Patienten bereitete. So kam's angesichts seines Guten, daß man den Vater hatte gewähren lassen, wie er war und wie er sein wollte.

Dann war der Vater gestorben.

Sie wußte es noch ganz klar und deutlich, wie er die Mutter und sie an sein Sterbebett gerufen hatte.

„Du kannst, was wir noch an Vermögen haben, aufbrauchen," hatte er zur Mutter gesagt. „Du aber, Agathe, hast eine Erziehung erhalten, die gut genug ist, daß sie dein Erbteil sein kann. Ich glaube, du kannst einen Weg finden, der dich zu einem Ziele führt, und du kannst dir ein Ziel stecken, das du erreichen willst."

Er war ohne Priester gestorben, wie er ohne ihn gelebt hatte.

Dann war sie mit der Mutter vom Dorfe weg in die Stadt gezogen, und hier hatte sie ihren Weg gefunden, wie es der Vater wohl gemeint hatte. Sie fand ein bescheidenes Auskommen, nicht ohne die allergrößten Mühen und Anstrengungen, aber doch ein Auskommen. Und Selbständigkeit. Bis dann auch die Mutter starb und sie allein blieb. Bis dann auch sie krank wurde.

Sie hatte an den Vater gedacht, als sie sich zu dem Entschluß gezwungen sah, ins Hospital zu gehen. Sie fürchtete sich vor dem Einfluß der frommen Schwestern. Aber schließlich überwand sie diese Furcht. Sie gewann Vertrauen zu sich. Sie wollte stark sein und sich nicht irremachen lassen. Was man auch versuchen sollte — bis zu ihrem letzten Atemzuge, sie wollte widerstreben.

Sie wollte ihren Weg gehen wie er, allein, ganz mutig und sicher, ohne eine fremde Hand zu erfassen. Was Leben und Tod, was Dasein und Vergehen war, und was als Wiederkunft wie ein höherer Sinn das Leben und diese Irdischkeit durchströmte, sie meinte, sie fühle das ganz klar und bestimmt, sie lebe darin so sicher wie in der Luft, die uns umgibt, und in dem Lichte der Sonne, das sie durchdringt und erfüllt.

Aber nun lag ja die Sonne auf dem Wege und fiel quer über das Beet und über den dürren Strauch, der zu grünen vergessen hatte, der Rasen glänzte und wellte leise im



Winde, die Grillen zirpten, und die Vögel hüpften dem Futter nach. — Sie würde ja wieder gesund werden. Sie war ja noch so jung. Was dachte sie ans Sterben! Sie hatte ja noch gar nicht gelebt. Zukunftsland lag noch vor ihr. Die Jugend ist ja nur Traum, Jugend hat keine Bewußtheit, aber leben heißt, wissen von dem, was schön ist, und wissen von dem, was Genuß ist; leben heißt, Wissen vom Leben haben, damit nichts vorübergehen kann, nichts von dem man teil gehabt, und nichts von dem, dem man teil gegeben. Solange man die Jugend hat, weiß man nichts von ihr und weiß man nichts von ihrem Wert; aber wenn man das Leben hat, so muß das ein Besitz sein, den man zu schätzen weiß. Darum hatte sie ja noch nicht gelebt, und so wollte sie erst noch leben.

Schwerer war's ihr wohl gemacht, in das Leben hineinzugelangen, aber wenn sie sich nur aufrecht halten wollte, wenn sie nur nicht verzagen wollte, wenn sie nur wollte, dann würde sie schon noch über die Brücke schreiten dürfen eines Tages, dann würde sie in das warme Leuchten hineingehen dürfen in Kraft und Frische, in Genuß und Sattheit. Sie wollte leben, nicht sterben. Sie wollte noch prassen an den Tischen des Lebens, sie war ja so hungrig gelassen. Sie durfte es noch wollen, denn sie war ja noch so jung. Und sie hoffte!

* * *

Leise und mählich hatten sich die Blätter gefärbt, und die Beete waren leer geworden. Die Nebel stiegen aus dem Tale auf und hingen lange an den Hängen und in den Baumkronen, und die Sonne hatte ihre liebe Mühe, sie zu verjagen.

Die Luft war kühl und feucht, und die Schatten waren groß geworden. Den ganzen Tag lagen sie nun in dem Teile des Gartens hinten an der Kapelle und erhoben sich nie mehr daraus.

Agathe mußte wieder das Bett hüten. Ihre Schmerzen hatten nicht zugenommen, aber ihre Kräfte, schien ihr, waren geringer geworden.

November war gekommen. Sie lag in ihren Kissen und schaute hinaus in die klare Landschaft. Denn Nebel sah sie seit ein paar Tagen keine mehr. Durchsichtig war die Luft, näher schien ihr alles und schärfer. Am Morgen stieg die Sonne in einer runden rotgoldenen Scheibe auf, in die man sehen konnte, ohne geblendet zu werden. Agathe sah sie täglich aufsteigen. Mit weiten Augen sah sie ihr entgegen. Sie stieg zwischen die Äste der Bäume, sie stand erst in der untern Scheibe des linken Fensterflügels, dann stieg sie höher, höher ins Astwerk draußen, draußen im Garten, in die zweite Fensterscheibe aber hier innen. Dann rückte sie ein wenig zur Seite und kam erst hinter das Fensterkreuz zu stehen, so daß die eine Hälfte links, die andre rechts zu sehen war, durch den schwarzen Strich des Holzes mitten entzwei geschnitten. Dann wurde die linke Hälfte kleiner und kleiner und die rechte wuchs, bis die ganze runde Scheibe in dem rechten Fensterflügel, ein wenig höher hinaufgerückt, wieder voll zu sehen war.

Sie verfolgte das jeden Tag, und wenn die Sonne dann so hoch gestiegen war, daß man sie nicht mehr im Fenster sehen konnte, dann starrte die Kranke immer noch hinaus ins Gezweige, durch das der blaßblaue Himmel lugte, und vermeinte, immer noch die Sonne aufsteigen zu sehen höher und höher, und vermeinte ihr immer noch mit den Blikken folgen zu können, bei ihr zu sein, wie ihr Schein und Glanz die Erde und den Himmel erfüllte, die schweigenden Berge vergoldete und die ziehenden Wolken erhellte und so lieblich licht umränderte.

Und obgleich es Herbst war, und obgleich sie wußte, daß es Herbst war, sie dachte an den Frühling, und daß er da draußen vor dem Fenster sei, im Garten und im Land, über dem Felde und auf den Bergen. Aber dann, wenn ihre Gedanken und ihr Sehnen so hinausgeeilt waren, dann sah sie plötzlich einen roten Hauch durch das Geäst der Bäume wehen und sah ihn tiefer und tiefer werden und die schwarzen Äste ausfüllen wie Email eine dunkle Fassung, und dann wurde sie traurig und konnte sich des Anblicks nicht freuen. Denn nun wußte sie, daß da draußen der Widerschein des Sonnenuntergangs war, und daß nun rasch die Dunkelheit über die Erde sinken werde. Ach, sie sehnte sich so nach der Helle, nach dem Glanze des Tages. Sie fürchtete die Nacht. Das Dunkel ängstigte sie. Und wenn die Glocke auf dem Kapellentürmchen in drei gleichen Absätzen mit dunklen Schlägen zur

Abendfeier mahnte, dann traten ihr die Tränen in die Augen. Dann fühlte sie sich wirklich schwach und krank. Dann war es ihr, es dringe ein Ruf zu ihr her, der komme ganz von ferne aus einer noch tieferen Dunkelheit. Er erschreckte sie. Oft geschah es dann auch, daß die Schwester leise an ihr Bett trat, ihre Hand nahm und ihr von der Ewigkeit sprach, die nach diesem Leben unser wartet, und die Jammer und Qual nur ist, wenn wir nicht auf dieser Erde die Kindschaft Gottes erlangt haben; die aber seligste Seligkeit ist, wenn wir der Gnade des Herrn teilhaftig sind in dem Augenblick, da wir hinüberschlummern.

Da war es wie ein Zittern und Beben in ihr, wie eine Kälte, die ihr durch alle Glieder fror und ihre Brust preßte, und sie sagte immer nur, mit Stöhnen halb und halb mit Verzweiflung: „Aber ich will ja leben, Schwester, leben will ich ja, und ich werde gewiß wieder gesund werden!"

Es war ein Hilferuf und eine Rettungsplanke, aber auch eine Waffe zugleich.

„Gewiß werden Sie leben, mein liebes Kind," beruhigte dann die Schwester, strich ihr über die Stirn und betete für sie.

* * *

Es war der neue Geistliche, der kam. Sie hatte seine Stimme schon vom Korridor her vernommen. Sie war weich und tief, sie war wie ein Bratschenton, so voll und dunkel. Sein Sprechen schien ihr Melodie. Die Melodie irgendeines Liedes, das sie nie gehört hatte und an das sie sich doch erinnerte. Es hatte einen zartfließenden Rhythmus, der so sacht verweilte. Es war nicht wie der Wind in den Weiden, und es war auch nicht wie die Wellen im Bach. Aber es war ein wenig wie das Gras auf den Wiesen und wie die Blumen, wenn es Frühling war, und wie das Korn, wenn es blühte. Und es war doch das alles nicht. Es war wie die Wolken, die weißen, zarten, wenn sie über die blaue Weide des Himmels hinzogen, nein, und es war doch nicht so. Denn es war nicht Gras und Wiese und Korn und Wolken und Wind, es war das Lied von einem Menschen, und es war sein Herz, das in seiner Sprache klang.

Er mußte wohl sehr gut sein. Er mußte trösten und begütigen können. Sie stellte sich vor, wie er aussehen würde. Groß müßte er sein und breit geschultert. Volle Wangen, mit dem Rot der frischen Gesundheit. Oh, sie sah es jeden Morgen im Spiegel, ihre Wangen waren blaß, ganz dünn und blaß, daß man fast hindurchsehen konnte. Und er müßte eine hohe Stirn haben und dunkle gütige Augen. Oh, ihre Augen lagen so hohl in ihren Höhlen, seine würden fest in den Lidern sitzen und warm aus ihnen hervorleuchten. Es tat ihr wohl, sich ihn so vorzustellen. Es wärmte sie. Es erweiterte ihr die Brust und trieb ihr das Blut, daß es rascher durch die Adern rollte. Sie spürte es, ihre Adern waren so matt, da spürte sie ihr Blut in ihnen rollen.

Sie wartete darauf, daß er auch an ihr Bett trete. Sie wünschte ihn herbei und ward ungeduldig.

Von draußen klang seine Stimme. Sie wurde nun leiser. Er flüsterte mit der Schwester. Gewiß würde er jetzt eintreten. Er hatte nun seine Informationen.

Sie schloß die Augen und bebte vor lauter Erwartung.

Als sie sie wieder aufschlug, stand er über sie gebeugt.

„Guten Tag!" sagte er. „Der Herr sei mit Ihnen!"

„Guten Tag!" flüsterte sie.

„Wie geht es Ihnen?" fragte er.

„Danke, es geht mir gut! Ich bin nur schwach, aber ich habe keine Schmerzen. Ich werde bald wieder gesund werden."

Sie hatte es ihm sagen müssen, daß sie bald wieder gesund sein würde. Er war ja ganz, wie sie sich ihn vorgestellt hatte, meinte sie. Nur sein Haar war ein wenig angegraut. Das hatte sie nicht vermutet. Es hatte sie im ersten Augenblick gestört. Dann aber gefiel es ihr.

Er hatte ihre Hand genommen. Eine leichte Röte blühte auf ihren Wangen. Sie fühlte es. Es war, als ob Pulse in ihren Wangen schlügen.

„Ja, Sie werden wieder gesund werden, Fräulein. Und Gott wird Ihnen beistehen. Von Gottes Beistand und Hilfe hängt alles ab. Wir Menschenkinder sind ja nur schwach und ohne Wissen, aber seine Macht geht über alles, und sein Wissen breitet sich über das ganze All und dringt ein in das Kleinste und Feinste und Verborgenste.'



Er hatte es sehr gütig gesagt. Sie aber hatte die Lippen fest zusammengepreßt. Daß auch er ihr davon sprechen mußte! Sie fühlte, wie die Pulse in ihren Wangen aufhörten. Sie ließ die Lider leise sinken.

„Sie sind ja noch so jung," fuhr er fort, und die Lider gingen ihr wieder hoch, und die Pulse in ihrem Körper schlugen laut. So laut, meinte sie, daß er die Schläge hören mußte. Und sie mußte sich bezwingen.

„Jugend hat so viel Kraft und Widerstand. Jetzt fällt das Laub von den Bäumen, und die Erde ist feucht. Der Herbst ist eine schlimme Jahreszeit für Kranke. Der Winter mit seiner reinen Luft wird Ihnen schon Erleichterung bringen, und der Frühling erst, wenn alles zu neuem Erwachen aufgeweckt wird, Sie werden sehen, der geht auch Ihnen nicht vorüber. Leben Sie wohl und vertrauen Sie auf Gottes Hilfe!"

Er ließ ihre Hand und ging.

In ihr rumorte es von einem zornigen Gefühl. Er hatte so menschlich-freundlich zu ihr gesprochen, was mußte er ihr alles wieder mit der Erinnerung, daß er ein Diener der Kirche war, zerstören. Hätte er sich das Wort nicht sparen können? Oder waren das Worte, die er so leicht und ständig in Gebrauch hatte, daß sie nicht weiter galten?

Sie war böse auf ihn.

Aber in ihrer Hand war noch die Wärme von seiner Hand. Es durchbebte sie. Seine Stimme hörte sie noch klingen, seine guten Worte — die Worte von der Kraft der Jugend und der Gesundung — die umrauschten sie wie volle Harmonien, wie Klänge einer Orgel; die waren warm und blühend, die waren duftig wie Junirosen und stärkend wie edler Wein.

Sie lag da und träumte vom Leben. Das Leben erfüllte sie und erfüllte ihr ganzes Sinnen und Denken. Und es wuchs vor ihr und in ihr und ward Erfüllung. Ward in seiner Erfüllung ein schöner Sinn.

— — In Erwartung ging sie durch den stillen Garten, ihren blonden Knaben an der Hand. Bald würde die Gartentür knarren. Und der davor stünde und durch sie einträte — —

Sie mußte haltmachen hier. Sie sah ein gütiges Antlitz über sich gebeugt. Sie hörte ein gutes Wort von einem zärtlichen Munde.

Es war ein Beben und Wehren in ihr. Sie wollte alles hinwegwischen. Und es zog doch immer wieder mit neuer Wärme zu ihr her. Es kam wie ein heißer Wind am Mittag. Fast verging ihr der Atem dabei.

„Aber liebes Fräulein Agathe," sprach zitternd eine Stimme neben ihr, „träumen Sie oder haben Sie Fieber? Hat Sie der Besuch des Hochwürdigen aufgeregt? Das hätten wir nicht gedacht. Sie dürfen ja nicht aufgeregt werden. Wir wußten ja nicht —"

Agathe bekam einen Hustenanfall. Danach schwand ihr auf einen Augenblick das Bewußtsein.

Als sie wieder erwachte, sagte sie: „Ach, mir ist wieder wohl, gute Schwester. Machen Sie sich keine Sorgen. Es ging mir nur so freudig durchs Herz, weil ich so sehr ans Leben dachte und an meine Gesundheit."

„Aber nun müssen Sie sehr, sehr ruhen," bat die Schwester.

„Ja, das will ich nun auch," flüsterte Agathe.

„Damit Sie wieder gesund werden."

„Damit ich wieder gesund werde, Schwester."

„Und bald."

„Wenn der Frühling kommt!"

„Ja, Liebe, wenn der Frühling kommt."

Dann verließ die Schwester das Bett.

* * *

Sie bekam es nicht aus dem Sinn, Vorstellung und Verlangen. Immer sah sie ihn in ihren Träumen von der Zukunft, denen sie wachend nachhing. Wohl hatte sie sich dagegen gewehrt und sich alle Mühe gegeben, die Vorstellung zu verbannen, aber der Zwang war stärker gewesen, und zuletzt hatte sie sich ganz ergeben müssen. Sie mußte sich eingestehen, daß der Mann, den sie erwartet hatte in ihren Träumen — mit ihrem blonden Knaben in der Stille eines traulichen Heims —, daß der die Züge des Priesters trüge. Und sie mußte den Traum gewähren lassen, wie er ihr Szenen des Glücks, Bilder des Genießens, Augenblicke des innigsten Vertrautseins vorgaukelte. Sie litt darunter, und sie liebte diese Träume dennoch. Sie ergab sich ihnen mit schmerzlicher Wollust. Zitternd lief es ihr durch alle Adern, und das Verlangen preßte ihr die Pulse, als sollten sie ihr abgeschnürt werden. Überall, schien es ihr, entstanden

neue, und sie fühlte ein Hämmern in Teilen ihres Körpers, in denen es früher ganz still gewesen war, so daß sie sich fast schämte des Drängens und Glühens.

Wenn er doch nur wiederkäme!

Aber er kam nicht. Sie war wirklich krank geworden nach seinem Besuch, darum wurde er nicht wiederholt.

„Sie sträuben sich so arg gegen Gott," hatte ihr die Schwester gesagt. „Der Arzt hat alle Besuche verboten. Freilich, wenn Sie nach Gottes Hand riefen! Das himmlische Glück geht über die irdische Gesundheit."

Darauf hatte sie nicht geantwortet.

„Muß ich denn sterben, Schwester?" hatte sie nach einer Weile gefragt.

„Gott wird Ihnen beistehen, liebes Fräulein. Möge er es geben, daß Sie bald wieder gesund werden! Gottes Güte ist ja so groß."

An diesem Abend sprach Agathe nichts mehr. Die Schwester besorgte sie und blieb dann noch eine Weile an ihrem Bett sitzen und betete stumm.

Die Tage vergingen langsam und waren so müde. Es war der Kranken, als sei etwas über sie gedeckt, als sei sie in einem engen Gehäuse eingefangen. Sie müsse etwas, das schwer über ihr lag, hinwegheben. Sie müsse sich dehnen und strecken, um sich frei zu machen. Aber sie war zu allem zu ohnmächtig. Sie mußte ergeben ausharren.

Einmal war es ihr, als habe sie die Stimme des Geistlichen vor ihrer Tür gehört. Sie fühlte, wie seine Hand schon auf der Klinke liegen müsse, und sie hörte ein eindringliches rasches Flüstern, das ihn zurückhielt. War es nicht ein ganz schwacher Ton im Türschloß gewesen, als ob er eben seine Hand zurückgezogen hätte?

Sie hatte geglüht, daß er käme. Daß sie ihn sehen könnte, daß er ihre Hand nähme, daß sie seine Hand fühle. Sie hatte schon innerlich gejubelt, und es war ihr heiß durch den Kopf geschossen, daß sie seine Hand küssen wollte, leise nur, nur ein Hauch, nur ein Berühren. Aber küssen!

Dann war er nicht gekommen. Die Tränen standen ihr in den Augen. Ihr Gehör hatte sich verschärft, daß es ihr fast Schmerz verursachte. Ob sie ihn nicht doch noch hören könnte, ob nicht sein Tritt oder seine Stimme gar noch vernehmbar sei! Aber es blieb still. Er hatte sich entfernt. Es war klar, die Schwester hatte ihn nicht zugelassen. Sie mußte doch wohl sehr krank sein, daß man so vorsichtig mit ihr war.

Aber es ließ sie nicht los, sie wollte ihn wiedersehen. Er sollte noch einmal zu ihr kommen. Auf ihren Lippen brannte es. Die Wärme seiner Hand brannte ihr ins rote Fleisch. Es ließ sie nicht los, und sie gab die Vorstellung nicht auf. Sie hielt sie fest. Sie klammerte sich an sie. Und alles, was sie von ihrer Gesundung und Zukunft gedacht und erträumt hatte, alles, was sie sich an Wünschen in diesen Träumen eingestanden hatte, es preßte sich in dieses eine und tat sich genug darin. Es mußte in seiner Erfüllung ein wunderbares Glück sein, ein Jubel und eine Stille, Friede und Feier und Seligkeit. Wenn sie das ausdachte, dann war es ihr, ihr Bett sei von Fackeln umstellt und sie liege weich und wohl in hohen steigenden Flammen.

* * *

Die Totenglocke rief. Agathe schoß ein Gedanke durch den Kopf: wenn sie an das Fenster gehen könnte, das vom Gange in den Hof führt! Wenn sie aus der Kapelle treten würden, müßte sie ihn sehen können. Das Fenster lag gerade ihrer Tür gegenüber und lag auch dem Eingang zur Kapelle gegenüber. Es waren nur ein paar Schritte durch ihr Zimmerchen zu tun und kaum einen Schritt über den Gang. Das Aufstehen freilich. Aber sie wollte es versuchen. Solange die Leichenfeier dauerte, war wohl keine Schwester auf dem Korridor. Die Schwester, die Dienst hatte, war im großen Krankensaal und kam nur, wenn sie die Klingel rief. Agathe überdachte alles mit eindringlicher Schärfe. Dann stand sie auf und legte ihr Morgengewand an. Langsam, leise. Mühsam schleppte sie sich hinaus. Ihr Wille hielt sie aufrecht. Ihr Wunsch trieb sie. So kam sie an das Fenster.

Sie sah in den Hof hinab. Es war ein längliches Viereck, rings von Gebäuden eingeschlossen. Ein Säulengang lief ringsum. Von Säule zu Säule spannten sich breite runde Bogen. Unter jedem Bogen stand ein Lorbeerbaum. Hier zu beiden Seiten schmale Pyramiden, an der Querseite runde Kugelkronen.

Es war ein trüber Tag heute, und er neigte sich schon. Es wurde bereits dämmerig. Etwas Feierliches erfüllte den Hof. Der Abendwind flüsterte in dem Lorbeer.

Dunkle Gestalten huschten im Säulengang hin: die Nonnen, die es eilig hatten, in die Kirche zu kommen. Die schwarzen Schleier flogen ein wenig hinter ihnen her. Agathe durchfuhr es kalt. Die Nonnen sahen wie große schwarze Vögel aus, die unter dem Gewölbe hinflatterten. Große Fledermäuse. Totenvögel. Boten des Todes, Helfer des Todes. Sie verschwanden in der hohen dunklen Tür der Kapelle. Man konnte nichts Einzelnes mehr erkennen. Die Pforte erschien wie ein tiefes schwarzes Loch. Hinten nur, ganz hinten, war ein schwebendes Fünkchen: die züngelnde Flamme einer Kerze.

Orgelklang tönte heraus. Nun brach er ab. Nun war es still. Die Glocke wurde gezogen. Einzelne Schwestern traten aus der Pforte heraus. Einige gingen links-, andre rechtshin. Anfangs schritten sie langsam unter dem Gewölbe her, ganz in ihre Gewänder getaucht, daß man nicht einmal ihre hellen Hände sah. Dann fiel es ihnen wohl ein, daß sie Eile hatten. Sie liefen.

Die schwarzen Nachtvögel des Todes fliegen aus, dachte Agathe, als sie die Schwestern so dahineilen sah. Sie flogen alle auf sie zu, unter dem Gewölbe hin.

Die Glocke klang in dumpfen, langen Tönen.

In die schwarze Pforte treten viele zuckende Funken. Nun werden Gestalten sichtbar. Der Sarg wird herausgetragen. Unter dem Torgewölbe steht der Totenwagen bereit. Nun kommt Er. In dem großen weißen Spitzenkragen und der Stola, die darüberhängt. Er geht langsam und feierlich. Sein Haupt trägt er gebeugt. Dann und wann nimmt er sein Buch in die Höhe und betet. Kerzenschein fällt auf ihn. Agathe sieht, wie seine Lippen flüstern.

Alles ist vorbei.

Sie hat ihn gesehen.

Die Glocke ist still. Man hört das Stampfen der Pferde und das Schollern des Totenwagens. Dann wird das große Tor zugeschlagen.

Agathe schrickt auf. Dann ist ihr, sie müsse schreien. Sie ist ganz erfüllt von etwas, von dem sie nicht weiß, was es ist. Es ist etwas Leuchtendes, Großes, Schönes. Es ist etwas Warmes und Lebendiges. Sie möchte sich dem entgegenwerfen. Sie möchte die Arme ausstrecken und es umfassen. Über- und übervoll ist sie davon. Und es ist ihr doch noch nicht genug. Es begehrt nach mehr in ihr, es begehrt fiebernd, rasend. Sie fühlt ein Stechen in ihrer Brust. Es tut ihr wohl. Sie möchte Schmerzen haben, ach, nur Schmerzen, Schmerzen haben!

Eine Tür geht. Sie wacht auf. Ihr ist es wie ein Erwachen. Sie sieht, wo sie ist. Im Hofe draußen brennt eine Gaslaterne. Im Säulengang schwanken die Schatten der Säulen und Lorbeerbäume von windbewegten Flammen, die sie nicht sehen kann. Sie meint, Eiseskälte ist um sie. So rasch es ihr möglich ist, vorsichtig und leise, schleicht sie in ihr Zimmer zurück.

Wie sie sich zu Bette legen will, fühlt sie etwas Warmes auf ihren Lippen.

Sie denkt an den Kuß, den sie auf seine Hand drücken möchte. Er brennt auf ihren Lippen.

Sie liegt in ihren Kissen. Nun hat sie es erkannt, es rieselt Blut aus ihrem Munde. Ihr wird leicht. Ganz aufgelöst liegt sie da, der Kopf matt zurückgesunken. Ihr rotes Blut tropft von ihren Lippen. Und jeder Tropfen ist ihr ein Kuß, den ihr das Leben gibt, den sie dem Leben erwidert. Selig, in immer mehr ermattender Seligkeit.

* * *

Sie ist noch immer sehr schwach. Aber es ist ihr leicht. Nun gibt es keinen Zweifel und keine Frage mehr für sie: sie wird ihn zu sich bitten. Sie wird sich aufs Letzte vorbereiten. Alles wird ihr erfüllt werden. Er wird kommen und ihre Hand halten, sie wird seine Stimme hören, sie wird seinen Hauch einatmen, er wird ihr nahe sein. Er wird ihre rechte Hand halten, solange er spricht. Niemand mehr nach ihm wird ihre rechte Hand mehr nehmen dürfen. Sie wird geweiht sein durch seine Hand, durch die Wärme seiner Hand, durch das lebendige Blut seiner Hand. Und beim Letzten wird seine Hand an ihre Lippen rühren, wenn er ihr die Hostie reicht.

Sie hat noch immer gezaudert. Drei Nächte schon hat sie ihren Vater sterben sehen. Kein Priester stand an seinem Bette. Und ihr Vater richtete beständig die Augen auf sie. Ganz groß. Streng, vorwurfsvoll, schmerzlich.



Rembrandt: Bildnis der Elisabeth Jakobs D. Bas.

Zu dem Aufsatz „Aus Holland“ von Th. Birt.

Aber sie kann nicht anders. Sie hat nicht gelebt, sie will leben. Sie will sich das Leben erkaufen. Sie hat ein Recht darauf. Und sie kann nicht anders.

Ihre Stimme ist so matt. Sie möchte sie gern erheben. Aber die Schwester beschwichtigt sie, daß sie ja ganz gut verstehe.

„Der Herr hat sie erleuchtet, Fräulein Agathe!“

Die Schwester sagt es mit einem freudigen Beben.

Es zuckt etwas in Agathe: die große Lüge! Der Frevel! Aber sie bleibt still. Sie sieht den Teil des Gartens an der Kapelle, aus dem sich die Schatten nicht mehr erheben.

„Gott ist allen Sündern gnädig, und im Himmel ist mehr Jubel über einen, der sich bekehrt hat, als über neunundneunzig Gerechte.“

Sie dürfte eigentlich nicht schweigen dazu. Aber sie schweigt. Sie will sich das Leben erkaufen, und sie lügt und frevelt. Sie will es.

„Ich habe es immer gewußt, mein liebes Fräulein Agathe, der Herr mochte Sie wohl sinken lassen, aber im letzten Augenblick fassen Sie wieder nach seinem starken Arme, und er zieht Sie empor.

Dann ging die Schwester, um dem Geistlichen die Freudenbotschaft zu bringen.

* * *

Es waren so unaussprechlich glückliche Stunden. Sie war wie auf Wolken ruhend, über alle Irdischkeit dahinfahrend, über Schmerz und Leid erhaben.

Gütig, tröstend, wie ein Vater, wie ein Bräutigam sprach er zu ihr. Ihre Rechte hielt er dabei in seiner Rechten. Um sie weiteten sich die Wände, über ihr erhob sich die Decke. Himmelslicht strahlte von oben über sie herein.

Frühling, Frühling war die Erde, blühende Bäume und würziger Duft. Vogelsang und Summen der Bienen. Zum Küssen die Luft, so süß, so durchdringend, so schwer und ermüdend.

Aufwärts ging sie, weit die Blicke und strahlend erhoben, aufwärts höher und höher — und Quellen plauderten um sie, und Blumen und Gräser, Blüten und Halme flüsterten — Steine wurden zum weichen Teppich und schmiegten sich an ihre schwebenden Füße: und immer leichter ward es ihr, immer durchsichtiger, zarter, feiner, lieblicher ward es um sie — und die Bläue des Himmels ward so nahe — und das Grün der blühenden Erde folgte ihr in diese Bläue hinein, die wie ein Schleier ward von zarter, weicher Seide und sie umhüllte und um sie schwebte — und sie hob und trug und führte — und in weiten Wellen wogte und in leichten Linien wehte ... Sie stand oben im magischen Lichte und fühlte sich in ihrer Heimat, die wunderbar war wie das Paradies, das der Menschheit verloren gegangen.

Sie hatte nicht gehört, was er gesprochen hatte, und aus seliger Abwesenheit heraus hatte sie sein Fragen beantwortet.

Dann hatte er ihr den hohen Festtag angekündigt, da er ihr die Wegzehr reichen wollte. Des folgenden Tages in der Frühe.

Und die Frühe blickt in ihr bräutliches Stübchen. Agathe zittert. Über sie gebeugt, sprach sein Mund die dunklen wohllautenden lateinischen Worte. Näher zu ihren Lippen, näher und näher — — Sie genoß es vom kürzesten Augenblick zum kürzesten Augenblick — näher bog sich seine Hand, deren geweihte Finger die heilige Hostie hielten.

Sie schloß die Augen und öffnete den Mund ... Und durch ihren Leib ging es wie ein leises Erschüttern, und der Schlag ihres Herzens setzte einen Augenblick aus, ihre Schläfen drückte die Glut zusammen, und aus ihren Augen stürzten Tränen.

Sie hatte das Leben gewonnen.

* * *

Gleich danach hatte sie das Bewußtsein verloren.

Sie lag nun schon den dritten Tag in Agonie. Drei Tage starb sie nun schon.

Tag und Nacht wachte die Schwester bei ihr. Und sie, die den Anblick des Sterbens gewohnt war, weinte. Ein guter lieber Mensch ging von hinnen und trennte sich schwer von der Erde. Aber die ewige Seligkeit war ihr aufgetan, der armen Agathe.

Endlich, am Sonntag, als die Glocken von allen Kirchen zum Morgengottesdienste riefen, starb sie. Am Fenster stand die goldene Sonnenscheibe, und ihr matter Glanz verklärte den Frieden ihres wachsbleichen Antlitzes. Sie hatte das Leben gewonnen.







Die Feststraße mit der Rotunde.

Die Wiener Jagdausstellung

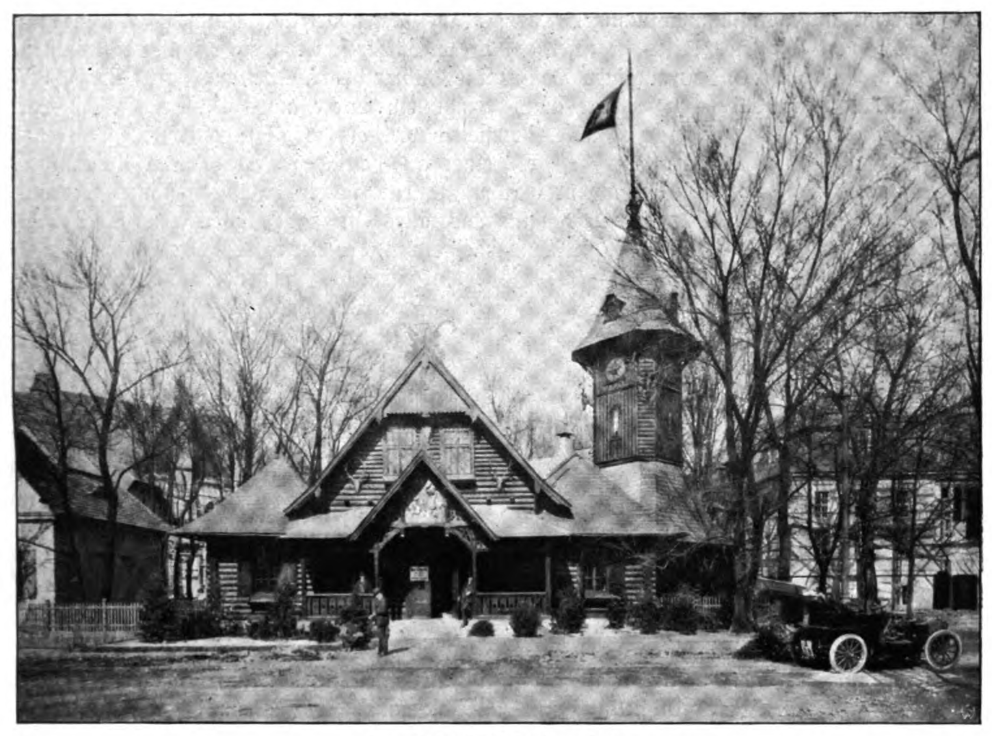
Eindrücke eines Nichtjägers. Von Ludwig Hirschfeld

Mit zehn Abbildungen nach Aufnahmen von Diktor Angerer in Wien



Endlich ist diese große Stadt wieder einmal vom Ausstellungsfieber gepackt worden. Das hat ihr nämlich schon lange gefehlt. Seit einem Dutzend Jahre ist in Wien keine große Ausstellung mehr unternommen worden. Früher war das etwas ganz Selbstverständliches und Regelmäßiges gewesen: alle zwei oder drei Jahre wuchsen drunten im Prater bei der Rotunde zierliche Pavillons und hölzerne Häuschen aus dem Boden, ein paar Monate lang wurde gehämmert, gestrichen, geputzt, mit bescheidenen Mitteln Reklame gemacht, und dann war die Ausstellung fertig. Und abermals nach ein paar Monaten, im Herbst, wurden die hölzernen Häuschen wieder demoliert, die Ausstellung war vorüber und bald vergessen. Das ging, wie gesagt, mit einer gewissen mechanischen Regelmäßigkeit vor sich, und es war eigentlich immer dieselbe Ausstellung, die dort drunten im Prater bei der Rotunde errichtet und wieder niedergerissen wurde. Der Name, das Thema wechselten, aber das war nicht von Belang. Es war die gewohnte traditionelle Wiener Ausstellung, eine örtliche österreichische Angelegenheit, die keinerlei Sensation verursachte. Herkömmlich waren bei diesen Ausstellungen auch das Fiasko, die Enttäuschung und das Defizit. Auf diese Weise geriet das Ausstellungswesen bei uns allmählich in Verruf. Die Geschäftsleute kamen nicht auf ihre Kosten, auch der berühmte Fremdenstrom wollte durchaus nicht über Wien fließen, und nicht einmal die Ordensauszeichnungen entsprachen den Erwartungen. Niemand wollte sich mehr einer solchen undankbaren Aufgabe unterziehen. Man kam zu dem Schluß, daß Wien für eine wirkliche Fremden- und Ausstellungsstadt eben zu kleinstädtisch, zu unbekannt, zu unmodern sei, schimpfte ein bißchen auf die Behörden, auf die Wiener Hausmeister und das Sperrgeld, und damit war die Sache erledigt.

So war das früher. Seitdem sind zwölf Jahre vergangen, und zwar zwölf energische und unruhige Jahre, in denen Wien zur Reife und Volljährigkeit der Weltstadt herangewachsen ist. Es ist ganz merkwürdig, wie sich Wien in den paar Jahren entwickelt hat. Nicht nur, daß es wesentlich größer, schöner, komfortabler geworden ist: auch das Tempo und der Rhythmus dieser Stadt sind völlig anders geworden, ihre Art zu leben, zu



Das Hohenlohische Jagdhaus.

fühlen, zu handeln. Das ganze behäbige und naive Wienertum von gestern verschwindet, und wir entwickeln uns in einer halb berlinerischen, halb pariserischen Richtung. Der Schätzer der altmodischen Wiener Art mag diese Entwicklung von Herzen bedauern, aber sie ist nicht aufzuhalten. Und wie weit sie schon gediehen ist, das sieht man am schärfsten in einem solchen Ausstellungsjahr. An dem Umfang und dem Stil des Unternehmens, an der Art, in der sich die Stadt dafür vorbereitet und vor allem an dem Interesse, das das europäische Publikum bekundet. Ja, diesmal geht es ganz anders zu als vor zwölf Jahren: wir sind nicht mehr unbekannt und unmodern, man kennt uns in der Welt, man sucht uns auf und entdeckt uns. Wir haben jetzt auch mehr Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein; schon an den Mienen der Fremden erkennen wir staunend und gerührt, in was für einer großen und schönen Stadt wir eigentlich leben.

Jawohl, auch die Fremden sind endlich zu uns gekommen. Und in diesem Erwachen Wiens zum Weltstadtbewußtsein besteht die große Bedeutung der Jagdausstellung. Das Thema ist auch diesmal nicht die Hauptsache. Eine Jagdausstellung ist sie eigentlich nur für die Jäger. Aber für die Nichtjäger — und das ist die große Mehrzahl der Besucher — ist's eben eine Ausstellung, in der es viel Jagdliches zu sehen gibt. Aus allen Zeiten und Weltgegenden, in natürlichem und ausgestopftem Zustande oder in plastischen und gemalten Nachbildungen. In schönen gläsernen Vitrinen liegen Waffen und Trophäen, daneben komplizierte erläuternde Tabellen, und gelangweilte Diener bewachen das alles. Man sieht viel grüne Röcke, grüne Hüte, hört Hörner blasen und Schüsse knallen. Über dem Eingang ist eine große Aufschrift angebracht: Internationale Jagdausstellung. An derselben Stelle, an der in früheren Jahren zu lesen war: Land- und Forstwirtschaft, Gewerbe, Sport und Hygiene oder sonst irgendein klingendes oder lockendes Wort. Auch diese Jagdausstellung hat den uneingestandenen Zweck, zu dem noch jedes solche Unternehmen geschaffen worden ist, nämlich einen Brennpunkt zu konstruieren, in dem sich die verschiedensten menschlichen Richtungen treffen müssen: Einheimische und Fremde, Stadtmenschen und ländliche Gemüter, Neugierige und Blasierte,

Wißbegierige und Vergnügungssüchtige. Das dauert ein paar Monate, dieses gegenseitige Betrachten, Anregen und Kennenlernen. Dann zerstreuen sich die Menschen wieder nach allen Richtungen und erzählen zu Hause, in der Normandie oder in Schweden, daß es da drunten eine schöne und liebenswürdige Stadt gibt, die Wien heißt. Und damit treffen sie dann wohl den heimlichen tieferen Sinn der Ausstellung.

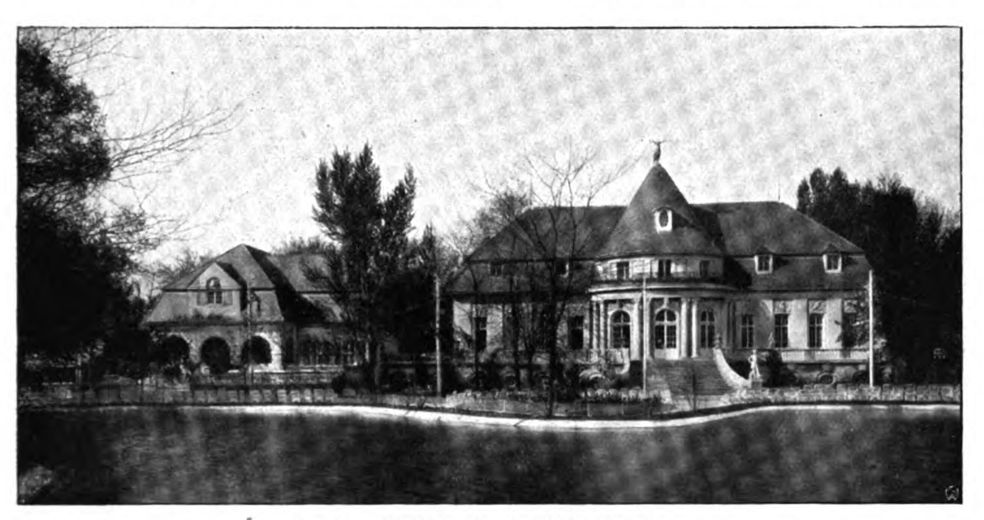
Auch diese wird natürlich in dem üblichen Wiener Ausstellungsgebiet abgehalten: im Prater, in der Rotunde und dem angrenzenden Park. Gleich beim ersten Anblick bekommt man einen deutlichen Begriff von dem Umfang dieser „Internationalen". Sie ist eine der größten Veranstaltungen, die man in Wien gesehen hat, fast so groß wie die Wiener Weltausstellung von 1873, von der die ältere Generation so viel Wunderbares zu erzählen weiß. Die äußerste Grenze des Ausstellungsparks ist bis zum Rande der Hauptallee vorgeschoben, und hier ist der Haupteingang. Beim ersten Schritt, den man in den Bereich der Ausstellung tut, hat man sogleich eine sehr freundliche weißgrüne Impression, und die kehrt überall wieder. Weiß- und grün sind die zierlichen, gemäßigt modernen Pavillons, weiß sind die langen Reihen von Korbsesseln, und lebendes Grün, Rasenparketts, Blumen, Alleen und kleine Wälder schieben sich reichlich dazwischen. Die Bäume des Ausstellungsparks sind überhaupt ein interessantes Kapitel. Man hat sie so viel als möglich geschont, und wenn einer aus baulichen Rücksichten gefällt wurde, mußte ein andrer dafür gepflanzt werden. Das alles ist vom kaiserlichen Obersthofmeisteramt, der Verwaltungsbehörde des Praters, kontraktlich genau geregelt worden, ja, für besonders schöne und alte Bäume wurden in den Bauten eigne Hofräume freigelassen. Es gibt also hier Bäume, die, gleich berühmten Schauspielern, mit lebenslänglichem Kontrakt blühen.

Selbstverständlich besteht auch diese Ausstellung aus zwei natürlichen Hälften: einer belehrenden und einer amüsanten. Oder, wienerisch ausgedrückt: einer zum Anschauen und einer zum Aufessen. Und so muß es sein, denn erst die statistischen Tabellen und die heißen Würstel zusammen ergeben den richtigen Ausstellungsreiz. Nach dieser praktischen Einteilung läßt sich die große komplizierte Jagdausstellung am besten besichtigen. Zwar gibt es auch einen unheimlich dicken offiziellen Hauptkatalog und einen Führer, mit deren Hilfe man die Ausstellung systematisch besichtigen kann. Aber das ist nur etwas für sehr gewissenhafte Menschen, für





Der Fremdenverkehrspalast.

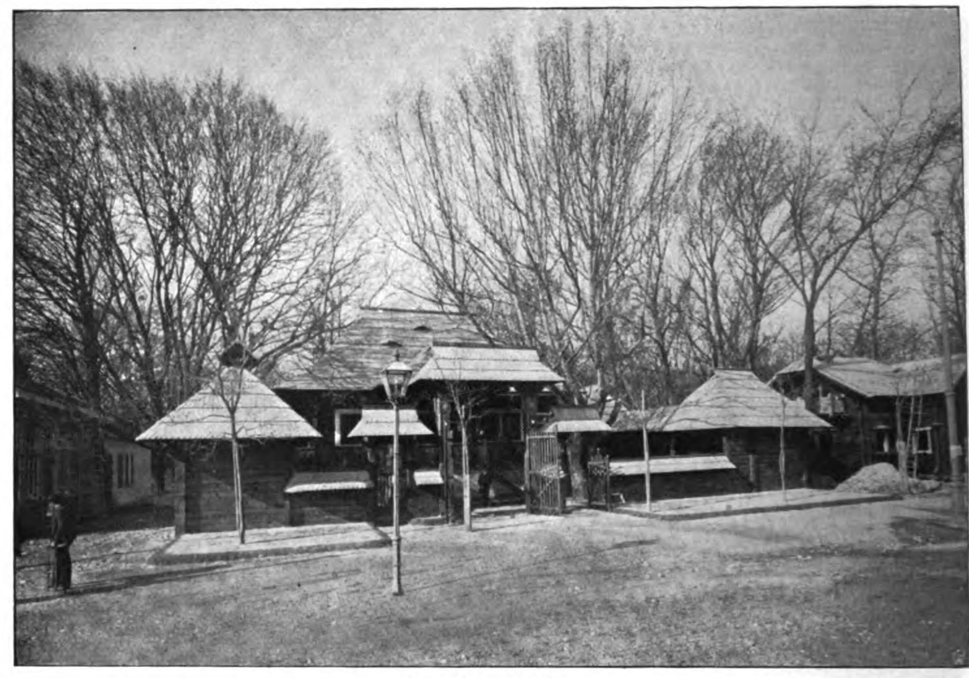


Deutsches Jagdschloß mit Schloßrestaurant.

gründliche Fachleute. Wer sich dieser Mühe nicht unterziehen und bloß einen Nachmittag und einen Abend angenehm verbringen will, hält sich besser an meine Einteilung, erledigt zuerst mit gebührendem Respekt den belehrenden ernsthaften Teil, um sich dann um so gründlicher dem amüsanten zu widmen. Die Ausstellung enthält nämlich sehr viel Ernsthaftes und Sachliches, aber auch viel Lustiges und Überflüssiges, und beide Teile halten ein angenehmes Gleichgewicht.

In der Kaiserallee beginnt der sachliche Teil. In den Pavillons links und rechts sind die ernsthaften und nüchternen Kategorien untergebracht: der jagdliche Unterricht, die Jagdstatistik, die Ethnographie. Da gibt's Tabellen, Bilder, Modelle, Bücher, Zeitschriften — lauter Dinge, die dem Fachmann sehr viel und dem Laien gar nichts sagen. Hier steht auch die Trophäenhalle, in der große Konkurrenzen abgehalten werden, und am Ende der Allee die Pavillons für Kunstgewerbe und Kunst, in denen zum erstenmal die verschiedensten österreichischen Richtungen unter einem Dache vereinigt sind. Natürlich sind auch hier die jagdlichen Motive vorherrschend. Und nun steht man schon vor dem großen gelben und massiven Rotundengebäude. Sonst war es immer der natürliche Mittelpunkt jeder Ausstellung. Bei einer Jagdausstellung befinden sich die wichtigsten und interessantesten Objekte im Freien, und die Rotunde enthält hauptsächlich Gewerbe und Industrien, die mit der Jagd im Zusammenhang stehen: Lederwaren, Waffen, optische Instrumente, Kleider, Nahrungs- und Genußmittel und Möbel. In der Nordostgalerie ist eine große Automobilausstellung untergebracht. Auf den an die Rotunde angrenzenden großen freien Plätzen werden allerlei vorübergehende Veranstaltungen: Pferde-, Hunde- und Wagenausstellungen, Taubenschießen, Fanfarenkonkurrenzen, abgehalten.

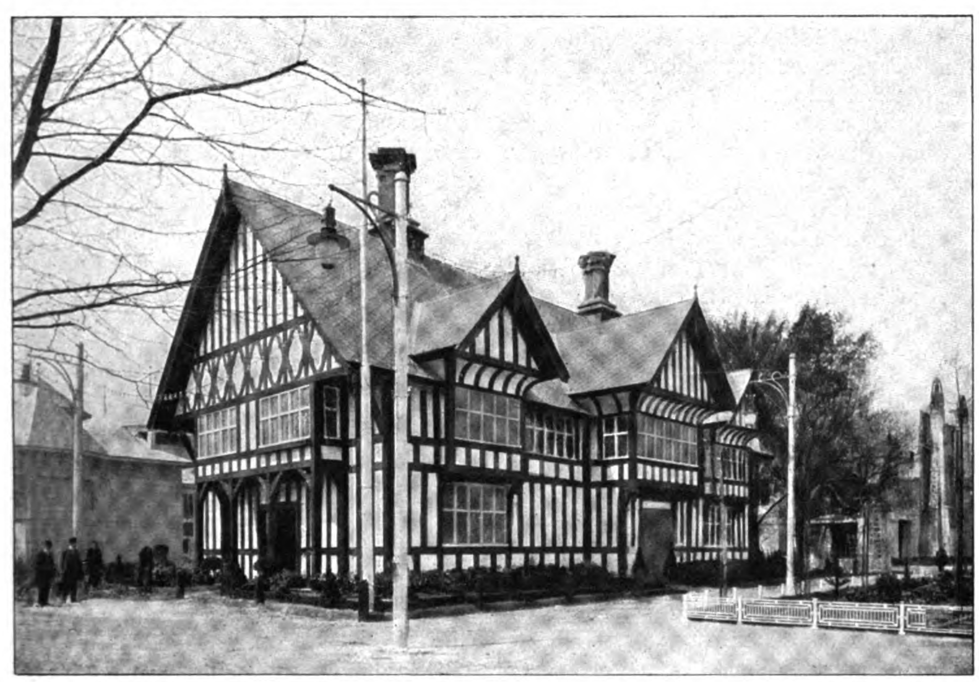
Wieder hinaus ins Freie und an verschiedenen kleineren Objekten rasch vorüber: dem Brieftaubenhaus, den Autogaragen der Rettungsgesellschaft und der Feuerwehr. Ein paar Schritte abseits in einem kleinen Wäldchen liegt das afrikanische Jägerdorf, in dem ein Stamm abessinischer Neger seine Wildheit, seine Kriegs- und Jägersitten unter großem Geschrei und gegen ein Eintrittsgeld produziert. Daneben ein Wildpark, in dem die jagdbare Fauna Österreichs in Gehegen und Hütten ausgestellt ist. Die eigentliche Jagdausstellung beginnt in der einen der beiden Hauptstraßen, der Avenue der Ernährung. Wie schon der freundliche Name besagt, enthält sie zumeist Restaurants und Kosthallen, aber auch eine Anzahl Jagdobjekte. Und zwar Jagdhäuser verschiedener hoher und vornehmer Herren: der Erzherzoge Friedrich und Leopold Salvator, des Fürsten Schwarzenberg und des Fürsten Hohenlohe-Öhringen. Namentlich das Hohenlohische Jagdhaus macht mit seinem Uhrturm und seiner bunten Bemalung einen sehr originellen Eindruck. Es ist einem der ungarischen Jagdschlösser des Fürsten nachge-



Das Huzulenhaus.

bildet, im Innern mit echten Bauernmöbeln ausgestattet und vor allem mit Bildern, Trophäen und Waffen. Da gibt's ausgestopfte Bären, Wölfe, Hirschgeweihe, Rehkrickeln, Steinböcke und zwei amerikanische Bisons, die Fürst Hohenlohe auf seinem Jagdgut Javorina in Ungarn zieht. Den Laien fesseln am meisten ein paar hübsche Dioramen, darunter ein „Bison im Schnee", der einen ziemlichen Begriff von der Hochjagd gibt.

Freilich, wenn man dies eine Jagdhaus besichtigt hat, dann kennt man auch beinahe alle übrigen. Denn es kehrt überall so ziemlich dasselbe wieder: die Waffen, Trophäen, Dioramen, mit größeren oder kleinen Unterschieden, für die der Laie nicht den Blick hat oder bald verliert. Und es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch eine gewisse Eintönigkeit in das Ganze kommt. Eine Ausnahme bilden die Häuser von schärferer nationaler Eigenart. Und zwar sagen gerade die Pavillons der kleinen Länder und Völker am meisten, weil eben ihre Eigenart auch im Ausstellungsgetriebe unversehrt bleibt. Da ist z. B. das Haus der Huzulen. Das sind die Bergruthenen der Bukowina, ein urwüchsiger Menschenschlag, schwerfällig und naiv, und so ist auch das Haus im Innern ausgestattet. Hier wohnt der berühmte Bärenjäger Kozma Zajtsch, der achtzig Bären zur Strecke gebracht hat. Man erwartet einen trotzigen Riesen zu sehen und findet einen alten grauhaarigen Mann von bescheidenem, fast demütigem Gehaben. Dieser Kozma Zajtsch versteht es, den Bären zu imponieren, aber nicht dem neugierigen Großstadtmenschen. Auch der schwedische Pavillon ist sehr typisch: eine rotweiße Jagdvilla, die Trophäen aus der Sammlung König Gustavs V. und des schwedischen Jagdklubs enthält, darunter einige kapitale Elche. Dann gibt's noch allerhand historische Seltenheiten und eine ganz moderne, ein Automatgewehr, schließlich ein Diorama, das einen ungemein lieblichen Blick auf Stockholm zeigt. Wer dies Land gründlich auskosten will, macht noch einen Ausflug in die schwedische Frühstücksstube, wo die berühmte „schwedische Schüssel" („Smörgas") von reizenden Schwedinnen serviert wird. Ein ernsthaftes Gegenstück zu dem schwedischen Pavillon sind die beiden Objekte Norwegens, ein herrschaftliches Jagdhaus und ein sehr charakteristisches Dienerhaus, ganz nieder und flach, mit einem Moosdach und schiffskojenartigen Schlafkammern. Jedes Stück dieser zwei Gebäude ist aus Norwegen hergeschafft und von norwegischen Handwerkern zusammengesetzt worden.



Das Haus Englands.

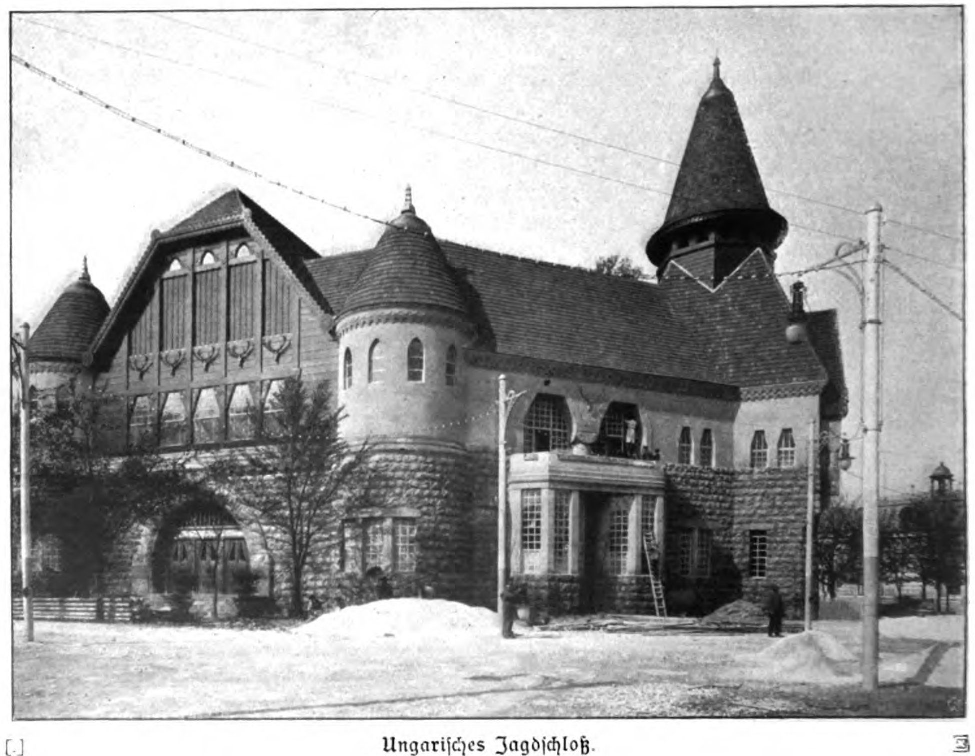
Die zweite große Avenue der Ausstellung ist die Feststraße. Sie beginnt beim Westportal der Rotunde und reicht bis zum Parkende: eine überaus stattliche elegante Straße, in der sich abends der Korso auf- und abbewegt. Hier stehen lauter wichtige offizielle Gebäude. Am Anfang, vor dem Rotundenportal, die Straße quer abschließend, der langgestreckte Fremdenverkehrspalast. Er ist von der Gemeinde Wien und den Ministerien für öffentliche Arbeiten, des Handels und der Eisenbahnen gemeinsam errichtet und enthält eine Darstellung der offiziellen Fremdenverkehrsförderung. Also Bilder und Dioramen der schönsten österreichischen Reisegegenden und Bahnstrecken, plastische Darstellungen der Bauentwicklung Wiens, eine Kurortepropagandaabteilung. Ferner ein Post- und Telegraphenamt mit einer eignen Telephonzentrale für das Ausstellungsnetz, ein Bankbureau, ein Fahrkarten- und Theaterkartenbureau, eine Auskunftsstelle, wo den Fremden alle möglichen Informationen unentgeltlich erteilt werden, ein Schreib- und ein Lesezimmer.

Am Beginn der Feststraße steht links das Haus Englands, an dessen Ausgestaltung noch König Eduard mitgewirkt hat. Hier tritt natürlich der Sport in den Vordergrund. Da sieht man das Skelett des berühmten Derbysiegers „Persimmon“ vom Jahre 1896 und die Skelette der Rennpferde „Eclipse“ und „Hermit“, alle drei aus dem Stall des Königs. Dann hängt hier eine Kollektion der besten englischen Jagdrennbilder. In dem gegenüberliegenden Pavillon Kanadas ist dagegen die exotische Jagd vorherrschend. Der Nachbar Englands ist der Ausstellungskinematograph. Seine höchste Anziehungskraft bilden die Vorführungen der Hofjagden der hervorragendsten europäischen Staatsoberhäupter: Kaiser Franz Josef im Steinkogler Revier bei Ischl pürschend, Kaiser Wilhelm auf der Fuchsjagd beim Fürsten Max Egon Fürstenberg in Donaueschingen, König Eduard auf der Fasanenjagd in Sandringham, den Präsidenten Fallières und den König von Portugal, die Könige von Schweden und Norwegen, und es ist natürlich für die meisten Zuschauer von großem Reiz, einer solchen streng abgeschlossenen höfischen Veranstaltung auf diese Art beiwohnen zu können. Daneben steht der Pavillon für Gewerbeförderung des Landes Niederösterreich, in dem Gewerbetreibende allerlei Kollektivausstellungen veranstalten.

Die Feststraße wird durch einen künstlichen Teich unterbrochen. Am linken Ufer

erhebt sich ein eleganter Bau, dessen Dach einen bronzenen Vierzehnender trägt: das deutsche Reichshaus. Es stellt ein deutsches Jagdschloß aus dem vierzehnten Jahrhundert dar und enthält zum großen Teil historische Objekte. In der Empfangshalle stehen Schränke mit Altmeißner Porzellan. Der erste Saal zur Linken enthält Waffen, Bilder und Trophäen aus dem Besitze Kaiser Wilhelms, darunter zierliche Reiterstatuetten der Kronprinzessin Cäcilie, der Großherzöge von Hessen und von Mecklenburg. Etwas ganz Besonderes enthält der nächste Saal: das berühmte Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. Da steht der lange braune Tisch mit den schweren grünen Sesseln, mit den Bierkrügen, den weißen Tonpfeifen, und selbst geschnittener grober Tabak fehlt nicht. An den Wänden hangen dunkle alte Bilder, einige von Friedrich Wilhelm I. selbst gemalt. Im nächsten Zimmer befindet sich die reichhaltige Ausstellung des Deutschen Jagdvereins und der kaiserlich biologischen Anstalt für Land- und Forstwissenschaft in Dahlem. Im Vestibül stehen zwei Wisente, zwei Riesenexemplare, die Kaiser Wilhelm heuer als Jagdgast des Fürsten Pleß in Schlesien erlegt hat. Der Waffensaal enthält lauter sächsische Trophäen, der vornehme Speisesaal entstammt der Moritzburg, dem Jagdschloß des Königs von Sachsen. Schließlich noch ein Lesezimmer, in dem sämtliche Jagdzeitungen und dreihundert Bände Jagdliteratur aufliegen, und ein Falkenkabinett aus dem Besitze Kaiser Wilhelms mit den Bildern der Lieblingsfalken der geistlichen Kurfürsten des Schlosses Brühl am Rhein. Das Schloßrestaurant bildet den passenden eleganten Abschluß der deutschen Abteilung.

Noch eine Reihe von Staaten haben eigne Häuser errichtet: Bayern ein kleines alpines Haus mit einem Bierrestaurant, in dem natürlich Münchner Stimmung herrscht; Ungarn ein trotziges steinernes Jagdschloß, dessen Haupttor von zwei riesigen Bären flankiert wird. Drinnen, in der großen Halle, wird man durch ein schönes Bild überrascht. Eine ungarische Landschaft ist naturgetreu nachgebildet worden: mit Felsen und Höhlen und rieselndem Wasser und blühender Vegetation. Und in dieser Landschaft ist die ganze jagdbare Fauna Ungarns, Hirsche, Bären, Wölfe, Füchse, Vögel, geschickt verteilt. Die übrigen Räume enthalten Trophäen der ungarischen



[.] Ungarisches Jagdschloß. 



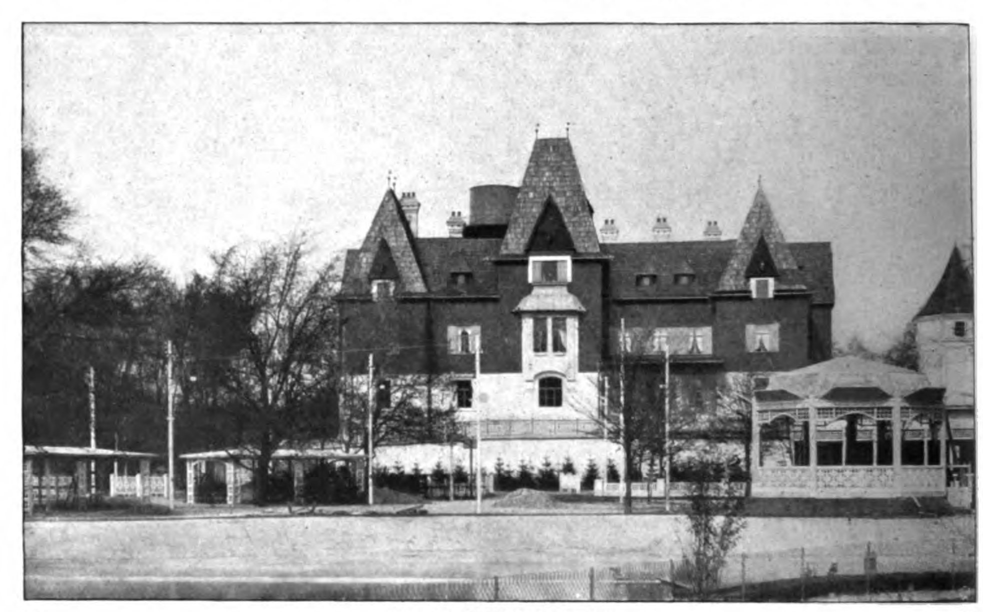
Das österreichische Reichshaus.

Aristokraten, Waffen, Kunstgegenstände, biologische und landwirtschaftliche Sammlungen und hübsche Dioramen. Ungarn wollte offenbar bei dieser Wiener Ausstellung besonders imposant vertreten sein, und das ist denn auch gelungen. Schließlich hat noch Italien einen kleinen Pavillon errichtet und Frankreich eine entzückend graziöse Nachbildung des Jagdschlößchens La Muette im Walde von St. Germain, das einen Schatz an künstlerischen und historischen Kostbarkeiten enthält. Ein paar Schritte davon das französische Restaurant, in dem sich die Gourmands abends Stelldichein geben.

Das größte Gebäude der Feststraße ist das österreichische Reichshaus. Die beiden Reiterstandbilder vor dem Eingang stellen Kaiser Maximilian und Leopold von Babenberg dar. Der Giebel trägt eine Hubertusfigur. Im Vestibül hängt ein Jagdbildnis des Kaisers von Pochwalski. Das Gebäude ist derart eingeteilt, daß auf jedes österreichische Kronland ein seiner Größe entsprechender Saal entfällt. Man sieht hier also die ganze österreichische Jagd vollständig dargestellt, was für den Jäger, den Fachmann sehr lehrreich sein mag, während der Laie die feinen Unterschiede zwischen der Jagd Niederösterreichs und Mährens oder Salzburgs und Tirols nicht so leicht herauszufinden und zu würdigen versteht. Man sieht fortwährend Wände mit unzähligen Geweihen, und das wird auf die Dauer doch langweilig und verleitet zu naheliegenden schlechten Scherzen.

Selbstverständlich fehlt auch das neue Reichsland Bosnien nicht, und schließlich ist der Vollständigkeit wegen noch der orientalisch bunte Pavillon Persiens zu nennen. Im Pavillon für historische Jagd sind diluviale Skelette, Waffen aus der Steinzeit und galvanoplastische Nachbildungen von Gegenständen aus den Grabern der homerischen Urzeit zu sehen. Der Pavillon für arabische Jagd enthält eine große Zahl von prächtigen Trophäen, die auch dem unverständigen Laien imponieren: Löwen, Tiger, Eisbären, Elefanten, Renntiere, einen ausgestopften Urstier, den Fürst Kinsky im Kaukasus erlegte, und eine Reihe von Dioramen, darunter zwei riesenhafte, durch den Schnee ziehende Elche.

Ein Objekt gibt es in dieser Ausstellung, für das interessieren sich alle Besucher, Laien und Fachmänner, Jäger und Nichtjäger, Einheimische und Fremde: es ist das vom Kaiser Franz Josef, dem Protektor des Ganzen, ausgestellte Lieblingsjagdschloß Mürzsteg, das sich in getreuer Nachbildung auf einer Anhöhe in der Nähe des Teiches erhebt. Auf Befehl des Kaisers sind alle Möbel und Trophäen von Mürzsteg hierhergebracht worden. Über die Rampe gelangt man ins Vestibül, von hier in das Zimmer des Generaladju-



Das Jagdschloß Mürzsteg.

tanten Grafen Paar, in den Speisesaal und das Spielzimmer. Im ersten Stock befindet sich das Zimmer des Erzherzogs Leopold Salvator, das Zar Nikolaus 1903 bewohnte. Daran schließen sich die Appartements des Kaisers Franz Josef, wenn man diese einfachen Räume so nennen darf. Namentlich das Schlafzimmer mit seinem primitiven bescheidenen Bett und Waschtisch macht einen rührenden Eindruck. Es ist überhaupt von einem eigentümlichen Reiz, durch dieses kleine kaiserliche Jagdschloß zu gehen. Hier hat der hastige zerstreute Ausstellungsbesucher eine Weile das feierliche Bewußtsein, beim Kaiser zu Besuch zu sein.

Dies also ist die Internationale Jagdausstellung Wien 1910, nämlich ihr sachlicher und ernsthafter Teil. Schon ein flüchtiger Rundgang ist ziemlich anstrengend, ein gründliches Besichtigen beinahe unmöglich. Und schließlich muß man sich ja auch für den zweiten Teil Zeit, Kräfte und Empfänglichkeit aufsparen, für den amüsanten und eßbaren. Da gibt's natürlich kein gründliches Beschreiben, kein Katalogisieren und Führen. Da muß jeder auf eigne Art hindurchwandern, und versteht sich auch auf eigne Rechnung und Gefahr.

Nur ein paar Winke für den Ortsunkundigen. Den Anfang macht man mit der Ernährungsavenue, in der ein Restaurant, eine Kosthalle und ein Café neben dem andern steht. Dazwischen sind Champagnerpavillons, amerikanische Bars, Automatenbüfetts, ungarische Weinstuben und Wiener Konditoreien passend eingeschaltet. Und fast überall wird Musik gemacht und zwar hauptsächlich Wiener Operettenmusik. Es gehört ein guter Magen dazu, dieses Durcheinander zu vertragen. Für mäßige Gemüter gibt's übrigens auch eine Milchtrinkhalle, die den Vorzug hat, daß die Milch ohne Operettenbegleitung kredenzt wird. Ferner am Teich zwei große Cafés und schließlich noch die verschiedenen nationalen Restaurants, in denen man sich nach Landessitte redlich nähren kann. In dieser Hinsicht ist, wie man sieht, gut gesorgt. Freilich wird die ganze Ausstellungsherrlichkeit um zwölf Uhr nachts abgesperrt. Um jedoch dem Schlaflosigkeitsbedürfnis der Fremden entgegenzukommen, hat man in unmittelbarer Nachbarschaft des Ausstellungsparks ein großes Vergnügungsetablissement errichtet, den Lunapark, in dem man sich fast bis zum ersten Frühstück weiter amüsieren kann. Die Lustigkeit wird hier in streng englischem Stil betrieben und besteht aus lauter neuen Attraktionen: der Spiralrutschbahn, die die Unsicherheit des Lifts mit der Annehmlichkeit einer Wasserrutschbahn vereinigt, einer Scenic Railway, einer Vergnügungsmühle und Wigel-Wagelbahn, einem Vergnügungsrad, einer Menagerie mit lebenden Abnormitäten, einem Schlangenbeschwörer und -verzehrer —



Diorama „Exotische Jagd".

lauter bewährten Jahrmarktsartikeln ins gigantisch-grotesk Englische verschoben. Schließlich ist da noch ein Volksrestaurant in Form eines Tiroler Alpendorfes und ein Variété für tausend Personen. Also, wer sich hier nicht unterhält, der ist überhaupt nicht aufzuheitern.

Dies alles zusammen ist die Jagdausstellung. Am schönsten ist sie natürlich am Abend, wenn alle die Pavillons gut versperrt sind, so daß man nicht mehr in die Lage kommen kann, irgend etwas zu besichtigen und zu studieren. Wenn der Korso von gutgelaunten und lebenslustigen Menschen einsetzt, wenn der nahe Wurstelprater zu tönen beginnt und aus den Auen eine weiche Luft herüberweht. Da findet sich alles in einer großen Gedankenlosigkeit, vor der auch der vernünftigste Fremde nicht sicher ist. Und es kann ihm, der bloß eine Ausstellung besichtigen wollte, leicht passieren, daß er sich dabei unversehens in diese Stadt verliebt.

Sommernacht

Über ährenfrohe Saatgelände
Breitet segnend ihre weichen Hände
Nun die wunderblaue Sommernacht.

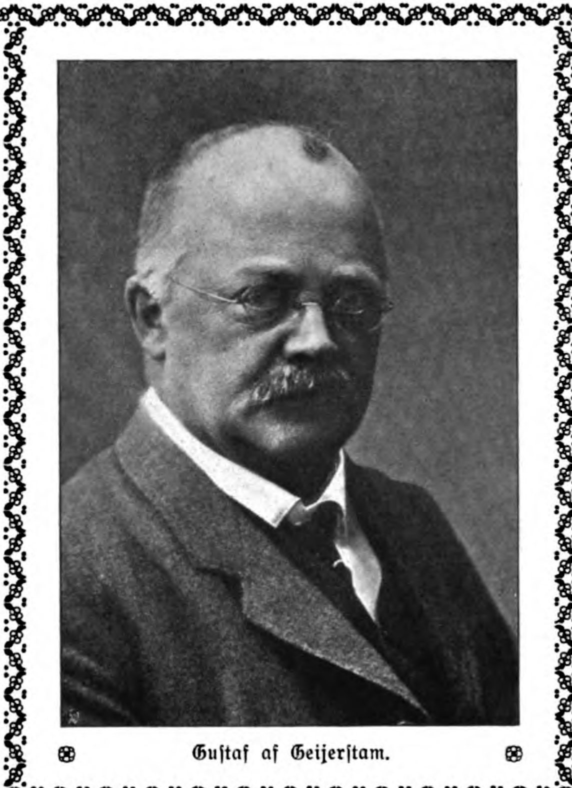
Sichelmond und goldne Sterne tauchen
Aus dem Dunkel, und die Wiesen rauchen
Seltsam wie ein heiliges Gefäß.

Weitauf stehen meiner Seele Pforten;
Gnadenströme fluten mild herein,
Und aus Andacht und gedämpften Worten
Sprießt es silbern: Herr, mein Gott, kehr' ein!

Paul Zech







Gustaf af Geijerstam.

Gustaf af Geijerstam

Ein Wort des Dankes und des Gedächtnisses von Friedrich Düsel

Die literarische Eroberungskraft des deutschen Geistes ist unersättlich und unzerstörbar. Mag man ihr manchmal zweifelnd oder gar mißbilligend gegenüberstehen — wo es Eroberungen aus dem germanischen Literaturgebiet galt, war noch immer Segen auch für uns damit verknüpft. Wer möchte heute den Stolz missen, daß dank dieser Aneignungskraft Shakespeare der unsrige geworden ist; wer den Phantasie- und Gemütszuwachs entbehren, den Andersen uns gebracht hat; wer aus unserm Leben die Vertiefung und Bereicherung wegdenken, die unser Gewissen den Dramen Ibsens verdankt. Wir haben angefangen, uns von Maeterlincks Ethik zu eigen zu machen, was eine Verfeinerung unsers Empfindens verspricht; wir sind dabei, aus Björnsons wogender Ernte die Garben zu schneiden, die für unsre Charakter- und Gesellschaftskämpfe Frucht versprechen. Und nun auch sind wir die ersten geworden, die dem vor Jahresfrist von uns gegangenen Schweden Geijerstam eine „Gesamtausgabe“ bereitet haben, wenn man die bei Fischer in Berlin in sorgfältigen Übersetzungen erschienene fünfbändige Auswahl der wertvollsten Geijerstamschen Romane und Novellen so nennen darf.

Nicht einem Fremden wird dieses literarische Denkmal errichtet. Hat je ein ausländischer Dichter auf das erste Anklopfen hin offne Herzen gefunden, so war es Geijerstam — als hätten wir schon von ferne aus dem Klang seines Schrittes, aus dem Tonfall seiner Stimme gefühlt, der da Gastfreundschaft suche, sei kein Fremder, sondern ein naher Blutsverwandter, ja mehr noch: einer, der durch enge Bande der Seele mit uns und unserm innern Leben verknüpft ist. Das Gefühl hat uns nicht betrogen. Geijerstam war wirklich einer der Unsern. Auch genealogisch hätte sich das nachweisen lassen, wenn es solcher äußerlicher Belege bedurft hätte. Seine Familie, die damals noch den bürgerlichen Namen Geyer führte, war erst während des Dreißigjährigen Krieges aus

Süddeutschland, aus der Gegend von Nürnberg, nach Schweden ausgewandert. Und tief in unserm Dichter wurzelte dieser Zug nach der alten angestammten Heimat, so tief, daß er Monate hindurch bei uns verweilen und sich heimisch fühlen konnte — während ihn doch in Rom gleich das Heimweh nach Weib und Kind packte — ja, daß er mehr als einmal ernstlich mit dem Gedanken umging, ganz zu uns überzusiedeln. Gewiß verdankt er seiner nordischen Heimat viel, gewiß ist sein dichterisches Wesen von schwedischer Landschaft und Kultur nicht zu trennen, aber das bedeutet bei ihm so wenig eine Untreue gegen die deutsche Ader, die er durch Generationen in sich trug, daß es scheinen durfte, als brächte er jenes alte Erbtum aus deutschem Frankenland nicht entstellt, nein geläutert im germanischen Geiste zu uns zurück.

In einfacher Linie ist Geijerstams Leben verlaufen. Seit Generationen saß seine Familie auf alten adligen Herrenhöfen, und noch sein Vater war Hüttenherr und Fabrikant, büßte aber in der Krisis, die die schwedische Industrie in den fünfziger Jahren zu bestehen hatte, seinen Wohlstand ein und wurde auf seine alten Tage Schulinspektor und Seminardirektor in Kalmar. Zuvor war, noch auf dem von Wald und See umgebenen Landsitz in Westmannland, am 5. Januar 1858 Gustaf af Geijerstam geboren worden, so daß es Kindheitserinnerungen sind, aus denen die ländlichen Naturschilderungen zumal der hier in den „Monatsheften" zuerst veröffentlichten Herrenhoferzählungen Duft und Farbe gewonnen haben.

1877, mit neunzehn Jahren, bezog Geijerstam als Student der Philosophie die Universität Upsala, wendete sich aber, schon bevor er, von „geistigem Hunger" gejagt, nach Stockholm flüchtete, der Literatur zu, natürlich als ein Anhänger der von Strindberg eingeleiteten jungrealistischen Volks- und Gesellschaftsschilderung. 1882 erschien seine erste Novellensammlung, und nun folgten fast Jahr für Jahr weitere Roman- und Novellenbücher, die bei ungleicher Stoff- und Milieuwahl doch das eine gemeinsam haben, daß sie mit realistischen Mitteln einer von Mitleid für die Armen und Geknechteten erfüllten sozial-revolutionären Tendenz huldigen. Auf einer Insel, weit draußen in den Schären suchte sich ihr Verfasser in einer Art von Trotz und heiliger Leidenschaft an Natur und Einsamkeit zu stählen, denn keine rosarot gefärbten Idyllen wollte er schreiben, sondern „als ein Wissender, nicht als ein Träumer" Bauerngeschichten von Kraft und Saft, von ungeschminkter, rückhaltloser Wahrheit. Doch fühlte er sich trotz alles Gemeinschaftsgefühls, das ihn mit den Gleichstrebenden verband, zur sozialen Dichtung auf die Dauer schon damals nicht berufen. Er selbst hat uns erzählt, wie diese Erkenntnis gerade in dem Sommer über ihn kam, wo er ganz mit Bauern zusammenlebte, um sich mit ihrem Innenleben vertraut zu machen. Auch in Zukunft hat er es niemals an tätiger sozialer Hingabe fehlen lassen, aber mehr und mehr brach doch der konservative Zug wieder in ihm durch, jene im Blute liegende Verwandtschaft mit dem aristokratischen Herrengeschlecht, dem er entstammte.

Nein, seine eigentliche Aufgabe lag nicht im sozialen Zeitroman; sein vorgezeichneter Weg war der des analysierenden Seelenromans, der in die feinsten Verästelungen, in die verborgensten Zellen der menschlichen Psyche einzudringen sucht, zuweilen, namentlich zu Anfang mit dem unbarmherzigen Messer des Sezierers, meistens aber mit einem Instrument, dessen schlanke Geschmeidigkeit der zarten Empfindlichkeit seiner Stoffe und Konflikte entspricht. Doch er blieb nicht am Objekt haften. Durch die Psychologie des Individuums, die Tiefen und Abgründe des menschlichen Trieblebens, durch die düstern Spiegelungen quälender Seelennot und zermürbender Gemütskatastrophen drang seine wachsende, sich stetig verfeinernde Kunst bis an die letzten Pforten des Unbewußten und Unerforschlichen vor, geleitet von jenem hellseherischen Ahnungsvermögen, das über alle naturalistische Exaktheit triumphiert. Man hat Geijerstam mit Maeterlinck verglichen und mit dem alten Ibsen, denn wie sie hat auch er in einzelnen Werken die sichtbare Welt der geahnten untergeordnet, wenn er auch, anders als der Fläme, nicht *hinter* den Erscheinungen das Wunderbare auftauchen sieht, sondern das Leben selbst für das Wunderbare nimmt — das Leben mit seinen Geheimnissen, an denen die Menge seelenblind vorübergeht. Doch ist er dieser mystisch-symbolischen Neigung nicht auf die Dauer verfallen. Schon in seiner 1898 erschienenen Erzählung „Auf der letzten Schäre"

kündigt sich eine lebensfreudigere Empfindung und ein frischerer Ton an, und seine drei in die Fischersche Ausgabe aufgenommenen Herrenhoferzählungen („Karin Brandts Traum" — „Die Brüder Mörk" — „Die alte Herrenhofallee") sind erfüllt von einem volkstümlichen Atem, der sich sichtlich der Gemeinschaft mit Schwedens Natur und mit Schwedens Gemüts- und Phantasieleben freut.

Der Pflanze Geijerstamscher Dichtung würde das Herz ausgebrochen werden, wollte man ihr das nehmen, was August Strindberg mit dem einseitigen Zorn einer anders gearteten Entwicklung am heftigsten an ihr getadelt hat. Man ist heutzutage mit dem Schimpfwort „feminin" nur allzu leicht bei der Hand. Beinahe so schnell wie mit „dekadent". Und man vergißt dabei, daß die Dichterseele etwas von der Zweigeschlechtigkeit haben muß, soll sie die Welt der männlichen und weiblichen Empfindung mit gleichem Verständnis umspannen. Wie oft ertappen wir Shakespeare, wie oft Goethe auf einem „Feminismus", bis sich die scheinbare Einseitigkeit dann in der Harmonie der höheren Menschlichkeit löst! Man hat auch bei Geijerstamm immer wieder die eine Verwunderung: wie weich kann dieser Mann sein und trägt doch die Stirn so hoch und den Nacken so aufrecht. Und was ist am Ende diese vielgescholtene „Unmännlichkeit" anders als ein paar Grade mehr an Offenheit, an Bekennermut, als geläufig. Hugo Brenner („Frauenmacht"), der unter den grausamen Enttäuschungen seiner übereilten Mitleidsehe zusammenbricht, spricht es ganz gelassen aus: „Unmännlichkeit liegt uns allen nahe, wenn die Not groß ist und die eigne Kraft fehlt. Es ist nur der Unterschied, daß nicht alle ihre Schwäche eingestehen wollen."

„Kampf der Seelen" ist der Titel eines Geijerstamschen Romans. Es ist zugleich der Generalnenner für noch viele andre seiner Bücher. Solche „aufreibende, in lautloser Stille erbarmungslos geführte Seelenkämpfe" bilden den Stoff seiner bleibendsten und ergreifendsten Dichtungen. Man hat vor solchen psychischen Dämmerungen an nordische Bilder erinnert, an Munch oder an Hammerhöi. Denn wie bei diesen sind auch Geijerstams Menschen von dem gespenstischen Helldunkel eines in sich gekehrten Träumens umspielt: „sie leben und lieben zusammen, aber in seinem Innern trägt jedes sein heiligstes Selbst, das dem andern fremd ist, und plötzlich merken sie, daß sie allein stehen, weltentfernt von dem, was ihnen am nächsten war, und mit verzweifelter Sehnsucht streben sie, Brücken zu schlagen über die Klüfte des Innern, und können einander doch nie finden und trauern und sterben." Sie haben alle, wie es von Robert Flodin in der „Komödie der Ehe" heißt, „einen kranken Punkt, der nach innen blutet".

Wie kein moderner Erzähler sonst hat Geijerstam das Schweigen, zumal das Miteinanderschweigen zweier Menschen zum psychologischen und epischen Bewegungsfaktor gemacht. Schweigen bindet, Schweigen entfernt aber auch, und in seiner letzten und schwersten Konsequenz wird es zur alles erschütternden, alles auflösenden Tragik einer Seelengemeinschaft. Geijerstams glückliche Menschen verstehen sich gegenseitig auf leiseste Winke hin, durch ihr bloßes gemeinsames Schweigen. Das seltsame Gefühl von des Lebens Wert und Fülle eint sie. Eine große stille Harmonie kommt dann über sie, die gleich die ganze Welt mitzuumfangen scheint. Und das gemeinsame, paradox gesprochen: taktmäßige Schweigen der beiden Menschen baut spinnwebfeine Brücken von Seele zu Seele, wird ihnen zur innigsten Fessel.

Und diese stumme Sprache des Verstehens ist an keinen besonderen Ort, an keine besondere Zeit gebunden. Sie ist bei dem Fischervolk auf der äußersten Schäre der Westküste so gut zu Hause wie in den stillen Sommerlandhäusern und mitten im lärmenden Getriebe der Hauptstadt; die Menschen der vom Duft der Vergangenheit umsponnenen Herrenhofromane stehen nicht weniger unter ihrem Zauber wie die der modernen Gegenwartsromane. Auch Karin Brandt und Sigfrid Björnram, der aus der Heimat flüchtende, eben von schwerer Krankheit genesende Fähnrich, müssen erfahren, wie nichts so sicher den Kuppler junger Herzen macht wie das Schweigen: „Und die Stille, die um die beiden her fiel, schien zu beben von Gedanken, die keines aussprach." Nie jubelt und triumphiert junges Liebesglück bei Geijerstam in lauten, lärmenden Tönen; das tiefste Bekenntnis seiner Seligkeit ist immer nur Stille — Stille, die „geboren wird aus der Gewißheit, wieder geliebt zu sein", der Aussicht auf langes Warten und Entbehren nichts von ihrem un-



sichtbaren Brautschmuck nimmt. Und auch an keine bestimmte Generation ist diese geheimnisvolle Macht des gemeinsamen Schweigens gebunden. Man erinnere sich nur der wunderbar beredten Situation in Geijerstams „Alter Herrenhofallee". Da hat Maja Holt zum erstenmal den Mut gefunden, die alte liebe Tante Lotta in die tote Leere ihrer Ehe mit Claes Edvard Wendel auf Svanä hineinsehen zu lassen. Nun hocken sie beide im versinkenden Licht des Tages in der Obstkammer und ordnen die Winteräpfel; einen um den andern legt Maja sorgfältig auf das Gestell. Es berührt sie seltsam all das, was Tante heute gesagt hat. Die Schatten werden dichter und dichter. Die beiden Frauen sehen fast nichts mehr voneinander als nur die Gesichter, die aus dem Dunkel leuchten. Und in dieser tiefen Dämmerung nun „springt zwischen ihnen der eigentümliche Kontakt auf, unter dessen Einwirkung die Menschen ohne Worte miteinander zu reden vermögen".

Aber herrischer noch als die Macht des Bindens übt das Schweigen die Macht des Lösens und Trennens. Ein Freund — das ist der Keim alles Unheils in der „Komödie der Ehe" — erzählt seinem verheirateten Freunde in einer mitteilsamen Stunde, daß auch er einstmals, vor Jahren, dessen junge Frau geliebt habe und daß er sie geheiratet hätte, wäre ihm Bob Flodia nicht zuvorgekommen. Als ein Geheimnis, das wohl zu hüten, bindet Gösta Wickner seinem alten Freunde dies Bekenntnis auf die Seele. Aber — und das gehört eng zu Bobs ein wenig lächerlicher Gutmütigkeit: er kann nichts bei sich behalten. So erzählt er Göstas Geheimnis eines Tags doch seiner Frau. Und dies Wissen fängt an, in Anna zu wirken. Zunächst nur in prickelnd angeregten Debatten mit ihrem Mann. Doch es wächst, es spielt den Galeotto zwischen ihr und Gösta, dies gemeinsame Geheimnis, es schafft ihr Göstas Bild zu lockenden romantischen Formen um. Das alles aber ist nicht das Schlimmste. Gefährlich wird dies Wissen und Träumen für Bobs und Annas Ehe erst dadurch, daß sie es vor ihrem Manne sorgsam zu verbergen trachtet. Das unterminiert ihre Gemeinschaft, das fördert ihre Lösung voneinander. „Das Schweigen stieg wie eine Mauer an, die sie hinderte, sich zu sehen oder miteinander zu sprechen ..." Und weiter: es ist eine gefährliche Sache, wenn zwei Menschen, die einander geliebt haben, dahin kommen, daß sie beide im Dunkel wach liegen mit ihren Gedanken, ohne daß der eine darauf verfällt, den andern anzusprechen. Es wird noch schlimmer, wenn sie beide umeinander wissen. Da fangen die bösen Gedanken an zu arbeiten. Diese kleinen unsichtbaren Wesen, die stets den Sterblichen Schabernack spielen, haben keine größere Macht, als wenn zwei Menschen lange Seite an Seite schweigen und bitter voneinander denken. Mit unwiderstehlicher psychologischer Logik und Exaktheit hat Geijerstam diesen Prozeß der Entfremdung geschildert; kann es einzelne Stellen geben, die einen Schriftsteller als ein Genie der Seelenkunde erweisen, so ist es dieses achte Kapitel in der „Komödie der Ehe", das eine Parallele in dem Anfang des sechsten Kapitels des „Kampfes der Seelen" hat. Die Bitterkeit des einen geht hinüber und vermehrt die Bitterkeit in der Seele des andern. Der Zorn des einen gebiert den des andern. Aus dem Zorn wächst Unwille und aus dem Unwillen Haß. Die eine Seele kann da eine andre zu Tode schlagen. Wenn sie zusammen schweigen, verwunden zwei Menschen einander furchtbarer als die Tiere des Waldes, die in Raserei gegenseitig ihre Körper zerfleischen. Und der Kampf scheint auch im Schlafe noch fortzugehen. Denn wenn der Morgen kommt, setzen die wachen Gedanken fort, was die der Nacht begonnen haben, und aus den Gedanken wachsen Handlungen, welche Menschenleben heischen. Auch im „Buch vom Brüderchen" richtet sich, wenngleich aus lauter Liebe und Zartgefühl, eine solche Mauer des Schweigens zwischen den Gatten auf, die niemand aufgebaut hat, die aber auch niemand einreißen kann.

Furchtbar ist die Rache, die dieses verhärtete Schweigen nimmt, oft erst nach Jahren. Am Sterbebett ihres kleinen Georg treffen sich Bob und Anna nach ihrer Trennung wieder. Und aus dem Schweigen, das nun in diesem Raume des Todes herrscht, der einmal Zeuge der Umarmungen und des Glücks der beiden gewesen, steigt eine Angst auf, die ohne Worte ist, die aber sie beide mächtig ergreift. Das Vergangene kommt ihnen entgegen und schlägt sie mit Geißelhieben. Ihre Blicke begegnen sich, aber sie haben keinen Trost zu geben, und was



früher natürlich und alltäglich gewesen, wächst zu einem formlosen Wahnwitz ohne Grenzen, wird so schneidend unnatürlich, daß sie es wie Schreie vor dem großen Schweigen des Todes fühlen.

Oskar Steinert und Frau Ellen („Gefährliche Mächte“) sind tief in der Nacht aus lärmender Gesellschaft heimgekehrt, wo sie Zerstreuung und Betäubung für ihre innere Leere und Vereinsamung gesucht haben. Vergebens. Die Gespenster sind nicht zu bannen. Nun sitzen sie sich bei der Lampe gegenüber, deren grüner Schein mild über die verschlossenen Gesichter der beiden fällt. „Was denkst du?“ beginnt der Gatte. — „Nichts.“ — „Warum kann ich dir nicht mehr nah kommen? Was hast du gegen mich?“ — „So etwas fragt man am besten nicht.“ — „Ich ertrag' das nicht länger!“ — „Was erträgst du nicht?“ — „Dies Schweigen zwischen dir und mir.“ — „Begreifst du denn nicht, daß ich dich noch immer liebe?“ Ein Frösteln läuft durch Ellens Körper. Sie beide sind so weit auseinandergekommen, daß nur noch das Ohr hört — das Herz ist taub.

Der Dichter des „Ivar Lyth“, dieser düster pessimistischen Geschichte eines vom Wahn des Doppelichs besessenen Unglücklichen, und des Romans bäuerlicher Blutschande „Nils Tufvesson“ hat tief hinabgespäht in die nächtlichen Abgründe menschlicher Nöte und Laster, aber im Grunde neigt sein Temperament doch zur Milde, zum Ausgleich, zur Versöhnung der Gegensätze, und hinter der leidvollen Maske des Lebensschmerzes verbirgt sich ein Troubadour, der die Saiten schlägt zum Preise edler Frauengüte und makelloser Frauenmacht. Zwar finden sich keine, auch nicht die geringsten Schönpreisungen „weiblicher Reize“ in Geijerstams Büchern. Die erste Liebe, heißt es einmal mit biographischem Nebensinn für des Dichters erste Ehe mit der, die uns sein Freund Josephson als ein so zartes, müdes Geschöpf gemalt hat, denkt sich der Mann gern wehrlos und zerbrechlich. Aber sind es nicht die Reize, die auf der Wange schweben, so liegt doch auf dem Grunde des tiefsten und geheimsten Lebens der meisten Geijerstamschen Frauengestalten, gleich einer kostbaren Perle in purpurner Finsternis, das Feengeschenk seelischer Anmut, einer rhythmischen Anmut, die als Wohllaut oder Sinnesruhe empfunden wird. Daneben blüht eine gesunde, mit Wald und See verschwisterte Naturwüchsigkeit, oder eine mädchenhaft liebliche Traumseligkeit, eine von leiser Morbidezza überhauchte Lebens- und Schicksalsscheu stehen da wie Blumen, die einen Teil ihrer Wurzeln in einer andern Welt haben.

Wie die Männer, so sind auch die Frauen meist Gebilde ihrer Schicksale; nur selten, und auch dann nur zögernd und heimlich, vertrauend auf fremde Hilfe, nimmt die eine oder die andre ihr Geschick selbst in die Hände. Da ist Kristin, die Stallmagd, die Leib und Liebe in so gelassen schöner, unbekümmerter Selbstverständlichkeit verschenkt und dann, als mit der Einsamkeit und dem Alter die Sehnsucht nach Versorgung und nach ein bißchen Eigen in ihr erwacht, sich durch ihrer Hände Tüchtigkeit den Mann erobert, den sie haben will. Da ist Cäcilie Brandt, Karins ältere Schwester und das wache Gegenbild ihrer träumerischen Schwermut, die Praktische, Gefühlskarge, die sich dem ihr vom väterlichen Willen bereiteten Lose, eines ungeliebten Mannes Frau zu werden, durch die Flucht aus dem Vaterhause entzieht, um unter dem resoluten Schutz der Großmutter mit ruhigem Mut ihr eignes Leben zu leben. Da ist Tora Ljung, die unvermählt Gebliebene, aber von wärmstem Mutterschaftsgefühl Erfüllte, die dem haltlos hin und her gerissenen Oskar Steinert mit ihrer wandellosen Freundschaft allein das Gefühl der Sicherheit und Stetigkeit gibt.

Sodann, in ihrer geistigen Nachbarschaft, die lange Reihe bald mild gütiger, bald lebenstüchtig froher, bald herb verschlossener, gebieterisch strenger Matronen: wir sehen (im „Kampf der Seelen“) die alte Rektorin Aabel, Torsten Aabels Mutter, beim abendlichen Laternenschein aus ihrer einsamen Stube auf das Dämmerleben der Straße hinausblicken, still und gefaßt, in Gott ergeben, dankbar auch für das bescheidene Gedenken, das ihr im Gefängnis sitzender Sohn der alten Mutter in einem an die Geliebte, die Frau eines andern, gerichteten Briefe schenkt; wir begleiten Tante Lotta, die trotz all ihres Unglücks im Leben immer Fröhliche, immer Gütige, nie Einsame, auf ihren Gastfahrten in der Verwandtschaft, wo ihr schon im voraus die Arme und Herzen weit geöffnet sind; wir freuen uns an Tante Olivias tapferem Wahrheitsmut, an ihrer tätigen Hilfsbereit-



Otto Geerke: Der Schnitter.



schaft, ihrer Liebe zu allem Jungen und Frischen, ihrer lachenden Frohlaune, die Züge von Frau Aja, Goethes Mutter, zu borgen scheint. Mehr noch als sie, die doch nur Episode bleibt, spielen die alten Frauen aus der dritten Generation das Schicksal der Jüngeren, die aus ihrem Blute unbewußt Fluch oder Segen geerbt haben: Magnus Brandts geschäftskluge, so völlig unsentimentale Schwiegermutter, die sich mit der Verheiratung ihrer Tochter an den Hüttenherrn von Skogaholm nie hat versöhnen können, und die deshalb auch den als Bittsteller bei ihr anklopfenden Witwer schroff abweist, um ihn zu Fabian Skotte zu schicken, der dann zum Lohn für seine Hilfe der armen Karin Hand erhält; und die greise Baroninmutter in der „Herrenhofallee", die strenge Wahrerin alter Frömmigkeit und Hausmachertüchtigkeit, die gleich hartnäckig Autorität und harte Taler hütet und dem Sohne den verhängnisvollen Rat erteilt, Alice Osborne, eine Frau nach ihrem Sinn, zu freien, nachdem sie sich während seiner ersten doch glücklichen Ehe grollend in ihre Einsamkeit zurückgezogen hatte.

Plumpe Ehebruchromane mit raffinierter Verführung und Hintergehung gibt es bei Geijerstam nicht. Die leidenschaftlich fordernde Macht der Sinne spielt bei ihm nur eine untergeordnete Rolle; das seelische Sichfinden und -gewinnen genügt, um die Untreue und die Verletzung der Ehe heraufzuführen. Nur einmal, in der „Komödie der Ehe", endet der Zerfall des Bundes zwischen Mann und Weib mit einem Auseinandergehen zugunsten des Dritten. Aber der Spuk verfliegt: Frau Anna kehrt zum Ersten zurück; denn für zwei Eheleute mit einem Kinde verbindet sich das Verflossene untrennbar mit dem, was war und was kommen wird.

Wie wenn sie sie auslöschen wollten in unsrer Erinnerung, stehen neben diesem ménage à trois die in edler Reinheit, Schuldlosigkeit und Entsagung verlaufenden Beziehungen in „Frauenmacht" und „Kampf der Seelen", hier gipfelnd in der ergreifend schönen Abschiedsszene zwischen der eben durch den Selbstmord ihres Mannes verwitweten Frau Berta Mordtmann und Torsten Aabels alter Mutter. Jetzt, in diesem geweihten Augenblick, wo die beiden Frauen, durch ihr Geschick verbunden, so ungleich und doch so gleich, in ernstem Gespräch beieinander sitzen, jetzt endlich darf doch das Bekenntnis über Frau Bertas Lippen. Welches Bekenntnis? Daß es der andre, nicht ihr Mann war, den sie in Wahrheit geliebt hat? O nein, im Gegenteil! „Sie sollen ihm sagen", spricht Frau Berta zu der alten Frau, „daß ich ihn, der jetzt tot ist, mehr als mein Leben geliebt habe, und — wenn ich jemals Anlaß gegeben habe, etwas andres zu glauben, so kam es nur daher, daß ich mich selber betrogen habe." Zarter und edler als mit diesem Nein und Nie kann Keuschheit der Seele sich nicht ausdrücken.

Nein, nicht der Hausfreund der romanischen Ehebruchsliteratur, ein andres „Drittes" ist es, was den Ehen der Geijerstamschen Bücher — von den unsichtbaren Mächten der eignen Seele, der cité intérieure, abgesehen — das Schicksal bereitet: das Kind, das Siegel ihrer Gemeinschaft, das Vermächtnis ihres geeinten Wesens an die Zukunft. Unsre Unsterblichkeit ist in den Kindern, heißt es einmal in der „Komödie der Ehe", das ist, weil wir fühlen, ihr Leben beginnt und unser gleitet zurück; keine Kinder zu haben, hält Hjälm (in den „Gefährlichen Mächten") für das größte und eigentliche Unglück seiner Ehe. „Keine Kinder! Das ist schlimm, das ist sehr schlimm!" sagt die alte Großmutter auf Torstrop zu Maja Holt (in der „Herrenhofallee"), als diese zum erstenmal seit ihrer Verheiratung mit Claes Edvard wieder zu Besuch daheim ist, um gleich einem geängsteten Kinde etwas von ihrem sich noch selbst verschwiegenen Weh in den Schoß der Heimat zu betten. Kinder binden die spröden Seelen, die trotzigen Herzen zusammen, fester als alle andern Bande; aber sie trennen auch, weiter und fürchterlicher als alle Schluchten und Abgründe, die sich zwischen zwei Wanderern plötzlich auftun mögen.

Etwas vor allem gibt es, was die Gatten voneinander reißt, und seine verhängnisvolle Gewalt über das weitere Schicksal der Ehe beginnt schon vor seinem sichtbaren Erscheinen in der Welt: das ist die Gleichgültigkeit des Mannes dem gegenüber, was sich da als Wunder unter dem Herzen der hoffenden Mutter entwirkt, seine Unfähigkeit, an ihrer heiligen Vorfreude teilzunehmen. Von dem Augenblick an, wo sich das offenbart, beginnt das Unglück in der Ehe Kristian Mordtmanns („Kampf der Seelen"). Unauslöschlich steht dieser Tag der Ent-

täuschung in Frau Bertas Gedächtnis eingegraben: „Noch jetzt kann ich dich vor mir sehen, starr, stumm, mit einem Ausdruck in deinem Gesicht, als sei ein Unglück über dich gekommen und hätte alle deine Pläne durchkreuzt. Nie werd' ich den Tag vergessen, an dem du kalt auf mich blicktest, weil ich dein Kind gebären sollte. Es war dein Kind — und du empfandest nichts von dem Wunder, das in seinem Kommen lag! Es erfüllte dich nur mit einem unbestimmten Unbehagen, weil du wußtest, du konntest es nicht ganz ignorieren." Seit dem Tage waren sie „Freundlose", Direktor Mordtmann und seine Frau.

Auch in der „Komödie der Ehe" scheint es, als sei das Kind, das zwischen Dienstboten aufwächst, eher dazu da, zu trennen, als die sich einander Entgleitenden zusammenzuhalten, und in der Tat empfindet es Frau Anna, solange sie mit Bob zusammen, nur wie ein Nebenher, das sie in ihren romantischen, um Gösta Wickners Person kreisenden Phantasien nicht zu stören vermag. Dann aber, zu Schluß, braucht dieser kleine Georg nur ernstlich zu erkranken, um sich als unwiderstehliche Kraft der Wiedervereinigung zu erweisen, der die Frau und Mutter zu ihrem Gatten, in ihr erstes Heim zurückzieht. Jetzt hat sie es unter bitteren Enttäuschungen und Schmerzen gelernt, daß, wenn das Kind da ist, es sonst nichts andres gibt als das Kind. So zehrt auch in „Frauenmacht" das Kind die letzte Spur selbstischen Begehrens im Manne auf. In der Liebe zu seinem kranken Gretchen gehen Brenners Gefühle für die Freundin sanft und friedlich schlafen. Nicht von ungefähr kommt dies Ineinanderwachsen von Vater und Tochter. Um dieses Kindes willen, noch eh es auf der Welt war, hat er das Joch einer unwürdigen Ehe auf sich genommen, ihm, dem Kinde, hat er entgegengelebt. Etwas Mystisches schwebt für feiner empfindende Menschen um diese Adventszeit, als „wollte sich das Leben heiligen für seinen Beruf, Leben zu spenden".

Ein ganzes Buch aus Geijerstams Schaffen ist dieser geheimnisvollen Macht des Kindes gewidmet, das, welches ihn zuerst in unsre Herzen, zumal die der Frauen, geschmeichelt hat, ein Gedicht in Prosa: das „Buch vom Brüderchen", vom Leben, Sterben und abermals Leben des kleinen blauäugigen, goldhaarigen Sven. Dies ist das Buch, in dem die neue Anschauung von dem Kinde, seiner Heiligkeit, seiner Unantastbarkeit, seines beglückenden und veredelnden Einflusses auf uns Erwachsene eine zu klassischer Vollendung gediehene Gestalt gewonnen hat. Und zwar rein aus seiner eignen Welt heraus, ohne sentimentale Zutaten aus der Sphäre der Erwachsenengefühle ist das Bild dieses kleinen Knaben, dieses zerbrechlichen Nachkömmlings seiner derberen Brüder Olle und Svante entworfen. Es entbehrt nicht der lieben, unschuldigen Scherzhaftigkeiten, wie Kinder sie in dieses Dasein tragen, oft durch ihre harmlosesten, natürlichsten Einfälle und Aussprüche, aber was ihm seinen eigensten, unnachahmlichsten Zauber verleiht, das ist und bleibt doch der Abglanz einer höheren, einer unsichtbaren Welt, von der noch ein paar Strahlen in dem Gelock des Kindes haften geblieben, oder der es schon wieder so nahe gekommen ist, daß sie den Kleinen bereits als ihr Eigentum verklärt. Wie rührend und symbolisch zugleich, daß der kleine Sven auch mitten in Lust und Fröhlichkeit vom Tode spricht und ein Lied vom „Grabe tief im Meer" vor sich hinsingt. Wie innig sein Zusammenleben mit der Mutter, das ihn befähigt, ihr Kommen über Raum und Zeit hinweg ahnungsvoll vorauszufühlen. Sven ist eins von den Kindern, die ihr Wesen in dem Kindsein erschöpfen, es so erfüllen, daß man sie sich gar nicht erwachsen vorstellen kann. „Was willst du mit ihm in der Welt anfangen?" fragen sich seine Eltern. „Wohin glaubst du, daß er passen würde, außer zu uns?"

Man versteht, daß dieses Kind seine Mutter an unwiderstehlichen Banden nach sich zieht in das Land seiner Heimat, aus der sie es zu kurzer Freude nur geliehen erhalten hatte …

Nicht die mögliche Fülle, aber der Kreis seiner Gaben war geschlossen, als Geijerstam am 6. März 1909 in Stockholm dem Tode erlag. Sein Leben, Denken und Schaffen war mit dem Gaste, der da zu ihm trat, wohl vertraut. Und wir denken an das schöne Friedenswort, das zu Anfang des „Buches vom Brüderchen" steht: „Dies ganze Buch ist ein Buch vom Tode, und doch handelt es, wie mir scheint, mehr vom Glück als vom Unglück."

Das deutsche Handelshochschulwesen

Von Dr. Albert Stange (Berlin)

Mit der Entwicklung der Kultur und den Fortschritten auf den verschiedenen Gebieten ist auch die Konkurrenz der menschlichen Tätigkeit ganz bedeutend gewachsen und damit zugleich die Notwendigkeit, sich für den Konkurrenzkampf umfangreicher und stärker als bisher auszurüsten.

Gerade die moderne Entwicklung Deutschlands in Industrie und Handel stellt an die führenden Vertreter des Kaufmannsstandes immer höhere Anforderungen, ja, an große Firmen treten Aufgaben heran, die es wünschenswert erscheinen lassen, einem Teile der kaufmännischen Jugend eine Bildung zuteil werden zu lassen, die über das hinausgeht, was die allgemeine Schule, die Fortbildungsschule und das allgemeine Leben leisten. Diesen Bedürfnissen ist mit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts Rechnung getragen durch die Errichtung von Handelshochschulen in Köln, Leipzig, Aachen, Frankfurt a. M., Posen, Berlin, Mannheim, welche sämtlich sich bis auf die in Aachen, die inzwischen wieder eingegangen, prächtig entwickelt haben. Über die Daseinsberechtigung dieser neuen Hochschulen hat sich Hofrat Raydt, Studiendirektor der Leipziger Handelshochschule, treffend ausgesprochen, indem er sagt: „Der Handel unsrer Zeit ist ja charakteristisch durch den riesenhaft gestiegenen Verkehr. Mit der Schnelligkeit des Blitzes umfliegt das geflügelte Wort den Erdball, und der Befehl eines Kaufmannes vermag in wenigen Stunden in den fernsten Ländern Tausende von Menschen in seinen Dienst zu zwingen. Da muß auch den verantwortungsvollen Trägern des Großhandels die umfassendste Bildung zuteil werden, welche die Zeit nur eben vermag, und diese findet man nur in freiem akademischem Studium auf der Handelsuniversität."

Daß auch heute noch ein nicht geringer Teil der Kaufmannschaft ebenso zu den Gegnern der Handelshochschulen zählt wie ein gewiß sehr beachtenswerter Teil der bisherigen wissenschaftlichen Berufe, kann bei uns in Deutschland nicht überraschen. Diesen Leuten sagt Chamberlain mit Recht: „Ich kann keinen Grund einsehen, warum ein Mann, dessen Leben sich im Handel abspielt, aus einer Hochschulbildung nicht ebensoviel Vorteil ziehen soll wie ein Mann, der irgendeinen Platz in irgendeinem gelehrten Beruf einnimmt."

Besonders wir Deutsche scheinen mit der Einrichtung unsrer Handelshochschulen, die sich durch die enge Verbindung von Theorie und Praxis im Gegensatz zu den Universitäten kennzeichnen, das Richtige getroffen zu haben, und Amerika, das „Land der unbegrenzten Möglichkeit", hat nicht zurückgehalten, unsern deutschen Handelshochschulen das größte Lob zu zollen. In einem vom Handelsdepartement der Vereinigten Staaten von Nordamerika herausgegebenen Bericht wird beispielsweise bei Besprechung der Kölner Handelshochschule des näheren auf die Zusammensetzung ihres Lehrkörpers hingewiesen und dargelegt, wie dort neben den Dozenten im Hauptamt, die regelmäßig aus der Universitätskarriere hervorgehen, und neben den Dozenten der Universität Bonn, die gleichzeitig auch in Köln einzelne Vorträge halten, eine Reihe von Herren akademisch wirken, die mit ihrem Hauptberuf mitten in praktischer Berufstätigkeit stehen und aus langjährigen reichen Lebenserfahrungen heraus ihre Urteile gewonnen haben. Daß ein hervorragend praktischer Unterricht von einem Stab solcher Leute erteilt wird, die frisch aus dem modernen gewerblichen Leben hervorgehen und von seinen Schwierigkeiten, seiner Entwicklung und seiner Zukunft ganz durchdrungen sind, ist sicher. Trotz vieler Ähnlichkeiten besteht zwischen dem Leben der Studierenden der Universität und dem der Handelshochschulstudenten ein Unterschied insofern, als der Universitätsstudent zur Vorbereitung seines Examens mehr Zeit zur Verfügung hat als der Studiernde einer Handelshochschule. Wer an einer Handelshochschule nach vier Semestern ein gutes Diplomexamen machen will, muß gleich im ersten Semester ordentlich zugreifen, sonst wird er nicht fertig. Das zeigt die außerordentlich hohe Zahl der belegten Stunden. Im Durchschnitt betrug die Zahl der belegten Wochenstunden auf den Kopf berechnet im Wintersemester 1906/07 24,8 Stunden. Diese hohe Ziffer wird von keiner Universität auch nur annähernd erreicht.

Der Studiengang an einer solchen Handelshochschule soll nach Kähler unter der Losung „Wissenschaftliche Schulung als Grundlage tüchtigen Könnens" erfolgen, denn mit dem Studium an der Handelshochschule allein ist es nicht abgetan. Es heißt auch hier:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen!

Ja, es harren auch derer, die eine gesicherte Grundlage ihrer künftigen Geschäftstätigkeit von ihren Vätern übernehmen, noch schwere Aufgaben. Professor Kähler gibt denn auch den ehemaligen Studierenden der Handelshochschule den beherzigenswerten Rat: „Fangen Sie in kleinem Kreise an, diese Mittel, die Ihnen Ihr Studium an die Hand gab, zu gebrauchen. Die Verbände Ihrer Berufsgenossen, die Vereinigungen Ihrer politischen Gesinnungsgenossen bieten Ihnen genügend Gelegenheit, sich in deren Gebrauch zu üben und dadurch jenen zu dienen. Dann werden Sie nach Jahren, wenn das gereifte Alter Ihnen Recht und Pflicht zur Stellungnahme in breitester Öffentlichkeit gibt, in der Lage sein, Ihre Ansicht mit Nachdruck zu vertreten und zur Geltung zu bringen." —



Die erste Handelshochschule in Deutschland entstand 1898 durch das zielbewußte Zusammengehen der Universität, der Handelskammer und der öffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig. Die Oberleitung liegt dem Senat der Handelshochschule ob, der sich aus Vertretern der Universität, der Handelskammer und der öffentlichen Handelslehranstalt zusammensetzt, während die eigentliche Leitung einem ständigen Studiendirektor anvertraut ist.

Fast gleichzeitig mit der Leipziger Hochschule wurde eine kommerzielle Abteilung an der Kgl. Technischen Hochschule zu Aachen organisiert, ging aber mit Ablauf des Sommersemesters 1908 wieder ein. Der Grund lag wohl darin, daß die Aachener Handelshochschule, die an die dortige Technische Hochschule angegliedert war, nur Abiturienten aufnahm, während die selbständigen Handelshochschulen in Deutschland junge Leute mit Einjährigen-Zeugnis und beendeter Lehrzeit aufnehmen.

Die Städtische Handelshochschule in Köln ist die erste selbständige Handelshochschule in Deutschland; sie verdankt ihre Gründung den hochherzigen Spenden des Geheimen Kommerzienrats Dr. Gustav von Mevissen, der schon 1879 aus Anlaß der goldenen Hochzeitsfeier Kaiser Wilhelms I. für eine in Köln zu errichtende Handelshochschule eine ansehnliche Stiftung machte, um sie dann durch ein Legat in seinem Testament noch bedeutend zu erhöhen, so daß das bedungene Anwachsen des Stiftungskapitals auf 1 Million Mark nach seinem Tode im Jahre 1899 durch einen von der Stadtverordnetenversammlung bewilligten Zuschuß von 260000 Mark erreicht wurde. Am 1. Mai 1901 wurde die Handelshochschule in Köln eröffnet. Sie verfolgt ähnliche Zwecke wie die Handelshochschule in Leipzig; auch ihre Verwaltung führt ein Kuratorium, während die unmittelbare Leitung der Anstalt dem ständigen Studiendirektor zusteht.

Die Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften in Frankfurt a. M. stellt die Verbindung einer Handelshochschule mit einer staats- und sozialwissenschaftlichen Fakultät dar und kann daher als eine reine Handelshochschule nicht angesehen werden. Die Akademie verfolgt ähnliche Bestrebungen wie die École libre des Sciences Politiques zu Paris und die London School of Economics and Political Science, welche Institute der Akademie in bezug auf Lehrprogramme und Hörerschaft am nächsten stehen. Sie soll den Charakter einer Hochschule tragen und daher die ihrer Pflege zugewiesenen Wissenschaften, frei von Einseitigkeiten und unabhängig von jeder Partei, einerseits durch eine geeignete Lehrtätigkeit für die Praxis fruchtbar zu machen trachten und andererseits Wissenschaft und Praxis durch selbständige wissenschaftliche Arbeiten und Untersuchungen fördern. Zur Verwaltung der Akademie bestehen der „Große Rat" (Senat), der Verwaltungsausschuß und der Lehrkörper. Die Leitung der Akademie liegt einem vom Verwaltungsausschuß ernannten Rektor ob.

Am 4. November 1903 wurde die Kgl. Akademie in Posen eröffnet. Sie wendet sich ähnlich der Frankfurter Akademie an alle Bildung Suchenden und weist in ihrem Vorlesungsverzeichnis auch Vorträge und Übungen über einzelne Handelsfächer auf.

Im Wintersemester 1906/07 wurde die zweite selbständige Handelshochschule Deutschlands in Berlin eröffnet. Sie weist gegenüber den übrigen bestehenden Handelshochschulen in die Augen springende Einzelheiten auf. Während die finanzielle Fundierung bei den bestehenden Handelshochschulen in Köln, Frankfurt a. M. und Leipzig auf einer Verbindung von Stiftungskapitalien mit Zuschüssen der Stadt, der Handelskammer und sonstigen Quellen beruht, ist die finanzielle Trägerin der Berliner Handelshochschule lediglich die Korporation der Kaufmannschaft von Berlin. Damit hängt eng zusammen die zweite Eigenart, daß den „Ältesten der Kaufmannschaft" von Berlin die Verwaltung ausschließlich zusteht, während bei den andern Hochschulen besondere Organe für die Verwaltung geschaffen werden mußten, um den verschiedenen zur Finanzierung beitragenden Organen die Möglichkeit zur Teilnahme an der Verwaltung zu gewähren. Es ist der erste Fall in Deutschland, daß eine Handelsvertretung ein so weittragendes Bildungsunternehmen selbständig ins Leben ruft, und das erstemal, daß eine kaufmännische Vertretung auch die Verwaltung dieses Hochschulunternehmens führt.

Im einzelnen kann man aus der staatlich genehmigten Ordnung der Handelshochschule ihren Gesamtcharakter entnehmen. Hiernach ist die Handelshochschule eine Einrichtung der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin. Dementsprechend steht die Verwaltung der Handelshochschule den Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin zu, welchen als gutachtliches Organ der „Große Rat" der Handelshochschule dient.

Während somit die Verwaltung der Handelshochschule den „Ältesten" zusteht, liegt die unmittelbare Leitung einem Rektor mit dreijähriger Amtsperiode ob. Der Rektor wird von den im Hauptamt angestellten Dozenten gewählt und von den Ältesten der Kaufmannschaft mit Zustimmung des Ministers für Handel und Gewerbe ernannt.

Mit dem Sommersemester 1908 ist die Mannheimer Handelshochschule ins Leben getreten, die sechste ihrer Art im Deutschen Reiche, die erste in Süddeutschland. Neben dem Unterricht an der Handelshochschule selbst steht den Hörern aber auch der Zutritt zu den Vorlesungen der Heidelberger Universität offen, soweit sie den allgemeinen Vorschriften der Universität für Hospitanten entsprechen. Ebenso können die Studierenden der



Otto Leiber: Obstsegen.

Universität Heidelberg gleichzeitig der Mannheimer Handelshochschule als Hospitanten angehören. Somit hat die älteste Universität im Deutschen Reiche der jüngsten Hochschule ihre kräftige Unterstützung angedeihen lassen, wie sie schon den allmählichen Ausbau der Handelshochschulkurse, an deren Stelle die Handelshochschule getreten ist, gefördert, ja überhaupt erst ermöglicht hat. Auch diese neue Bildungsstätte, die von der Stadtgemeinde Mannheim mit Unterstützung der Handelskammer für den Kreis Mannheim und der Universität Heidelberg von der Großherzogl. Regierung genehmigt wurde, will vor allem erwachsenen jungen Leuten, welche sich dem kaufmännischen Berufe widmen, eine vertiefte allgemeine und kaufmännische Bildung vermitteln sowie den Beamten des Staates, der Städte, sonstiger Körperschaften und Verbände sowie den Angehörigen gelehrter Berufe die Gelegenheit zur staatswissenschaftlichen Aus- und Fortbildung und zur Erwerbung kaufmännischer Fachkenntnisse bieten.

Der Zweck aller dieser Handelshochschulen wird von Dr. Adickes mit treffenden Worten kurz so ausgesprochen: „Es soll wissenschaftliches Denken, wissenschaftliche Schulung anerzogen werden. Man soll erlernen, im einzelnen das Allgemeine zu erkennen und nicht an dem zu sehr hängen, was der einzelne Beruf gerade bringt, sondern man soll eine Übersicht über das Ganze gewinnen, welche allein befähigt, im öffentlichen Leben führend aufzutreten. Daraus entspringt die streng wissenschaftliche Behandlung alles Unterrichts auf dieser Anstalt." Charakteristisch ist auch, worin die Kölner Handelshochschule ihr Ziel erblickt: sie will, wie ihr Studiendirektor Prof. Schumacher erklärte, „das ganze Leben ihrer Schüler beeinflussen. Das Schwergewicht der Handelshochschule liegt daher in den Fächern, die nicht bloße Fertigkeiten, sondern eine allgemeine Schulung des Geistes bezwecken. Wie die erste Handelshochschule in Deutschland, die 1768 von Büsch gegründete Hamburgische Handelsakademie, auf der ein Alexander von Humboldt studiert hat, die Devise trug: ‚Zur Übung des Verstandes und zur Verschönerung des Lebens', so könnte man als Sinnspruch für die Handelshochschule in Köln die Worte Goethes aus ‚Wilhelm Meister' wählen: ‚Ich wüßte nicht, wessen Geist größer und gebildeter sein müßte als der eines echten Kaufmanns.'"

Das Lehrgebiet erstreckt sich auf praktische und theoretische Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Statistik, Kolonialpolitik, Geld-, Bank- und Börsenwesen, Handels-, Wechsel- und Seerecht, allgemeine Rechtslehre, Wirtschaftsgeographie, chemische und mechanische Technologie, Handels- und allgemeine Geisteswissenschaften. Außerdem befinden sich an jeder Handelshochschule verschiedene Seminare, u. a. auch solche für moderne Sprachen.

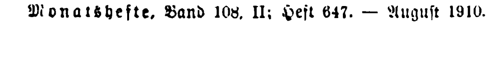
Im allgemeinen werden Leute, die das Abiturientenexamen bestanden haben oder das Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis besitzen und die Lehre bereits absolviert haben, als ordentliche Studierende zugelassen. Die Berliner Handelshochschule geht mit ihren Aufnahmebedingungen noch einen Schritt weiter: „Personen, welche diesen Bedingungen zwar nicht entsprechen, aber nach Ansicht des Aufnahmeausschusses eine genügende Vorbildung nachzuweisen vermögen, können als Studierende aufgenommen werden." Somit wird auch solchen Leuten der Zutritt zum akademischen Studium geebnet, deren finanzielle Verhältnisse es nicht gestatteten, eine höhere Mittelschule zu besuchen, die sich aber mit eisernem Fleiß durch Privatstudien, Aufenthalt im Auslande usw. die fehlenden Kenntnisse erworben haben. Was besagt überhaupt das Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis? Mein Standpunkt ist der: entweder Maturitätsexamen oder eine regelrechte Aufnahmeprüfung. Man frage nicht: Woher hast du dein Wissen?, sondern die Kardinalfrage sollte stets lauten: Hast du das erforderliche Wissen?

Einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Handelshochschulen gibt folgende Statistik:

Handelshochschule Leipzig, im Wintersemester 1898/99: 62 immatrik. Studierende; Wintersemester 1907/08: 618 immatrik. Studierende. Handelshochschule Aachen, Wintersemester 1900/01: 10 Studierende, 9 Hospitanten; Wintersemester 1907/08 14 Studirende, 6 Hospitanten. Handelshochschule Köln, Wintersemester 1902/03: 198 Studierende, 67 Hospitanten, 1237 Hörer; Wintersemester 1907/08: 377 Studierende, 55 Hospitanten, 1162 Hörer. Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften Frankfurt a. M., Wintersemester 1902/03: 96 Studierende, 290 Hospitanten, 102 Hörer; Wintersemester 1907/08: 203 Studierende, 279 Hospitanten, 107 Hörer. Handelshochschule Berlin, Wintersemester 1906/07: 212 Studierende; Wintersemester 1907/08: 333 Studierende, 1393 Hörer. Handelshochschule Mannheim, Sommersemester 1908: 22 Studierende, 265 Hospitanten, 230 Hörer.

Sämtliche Hochschulen, mit Ausnahme der in Aachen, haben sich also hervorragend entwickelt, und damit ist wohl der Beweis erbracht, daß mit diesen Handelshochschulen einem lebhaften Bedürfnis abgeholfen worden ist.

Nachdem nun Preußen, Sachsen, Baden ihre Handelshochschulen haben, ist auch Bayern nach langem Ringen in die Reihe dieser Bundesstaaten getreten und hat in München eine Handelshochschule erhalten. Der Plan dieser Lehranstalt weicht von denen andrer Handelshochschulen Deutschlands ganz erheblich ab. Er entspricht eher dem Programm einer höheren Handelslehranstalt. Doch wird es auch dieser Handelshochschule nicht an einheimischen und auswärtigen Studierenden fehlen.







Das schwarze Seidenkleid

Von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz

Über den Dächern der Rue St. Jacques sah man in einem Mansardenfenster das zarte Profil eines Mädchens. Aus dem grüngestrichenen Kasten, der über dem Simse hing, sproßten Nelken und Wicken und flochten um den Fensterausschnitt einen Kranz. Nur selten hob das Mädchen den Kopf; wenn sie es tat, kehrten ihre Blicke rasch zur Arbeit zurück, einer Stickerei in vielerlei Perlen, die in kleinen bunten Schächtelchen vor ihr standen. Das Zimmer war kahl und arm. Das Bett hatte eine verwaschene Mullgardine, die, in Tütenfalten geplättet, die enge Lagerstatt den Blicken verbarg. Auf der Kommode vor einem Heiligenbild befanden sich ein paar Blumen in einem irdenen Gefäß.

Plötzlich pochten rasche Finger an der Tür. Louise erhob sich von ihrem Fenstersitz, und nun, wo sie die Kammer durchquerte, sah man, wie schmächtig und schlank sie war, wie jede Bewegung sie zu ermüden schien, das Blut in ihre schmalen, durchsichtigen Wangen trieb. Ehe sie noch öffnete, lehnte sie sich an den Türpflock und hustete sehr leise.

Draußen stand Sidonie Ladrange. Sie trug ein Parasölchen, das bloß zur Kniekehle reichte, aber mit vielen Volants verziert war, ein winziges Hütchen mit einer Rose und langen Samtbändern überm Ohr, und der Stoff ihres Kleides, der sich nach der Mode der Zeit um ein wippendes Fischbeingestell bauschte, war von Mille-Fleurs-Taft. Sprachlos verharrte Louise in der Tür, während Sidonie Ladrange sich an ihrer Verblüffung zu weiden schien. Dann tänzelte sie herein, während die andre hinter ihr abschloß.

„Nicht einmal einen Spiegel findet man; du lebst hier wie eine Nonne und hast keine Ahnung, ob du hübsch oder häßlich bist!" sagte Sidonie und trippelte mit dem Rad, das über ihren Hüften schaukelte, auf und ab, wie ein Vogel in einem zu kleinen Bauer. Denn überall stieß sie mit ihrer mächtig herausgeputzten Persönlichkeit an, wenngleich sie beim Eintritt die stroheingeflochtenen Hocker zur Seite geschoben. „Gefall' ich dir, Louise, Louison, Louisette?"

Die Perlenstickerin saß an ihrem Arbeitstisch, hielt die Hände im Schoß verschlungen und schüttelte leise, schmerzlich den Kopf. Dann sagte sie: „Hab' ich dich nicht gewarnt? Wieviele aus unsrer Mitte haben den törichten Schwüren der jungen Künstler und Studenten des Quartier nur zu willig ihr Ohr geliehen —"

„Oh lala! Du glaubst doch nicht, mein Freund sei ein Krösus und hätte mir diesen Staat einer Fürstin zum Präsent gemacht? Du mußt wissen, daß mein Kleid gar nicht mir gehört, der Hut und dieses Schirmchen, das zum Küssen ist, auch nicht — eine große garstige Person mit gelbem Teint hat sich diese Dinge bei meiner Madame bestellt. Sie wohnt auf dem Lande und wird sich jetzt verheiraten — voilà — und wir haben die Sachen einpacken sollen. Aber während Madame ihr Mittagsschläfchen hält, bin ich gerade schwupps hineingeschlüpft. Und weil ich als feine Dame gar nicht übel aussehe, was? hab' ich mich bei dir zeigen wollen."

„Und wenn Madame aufwacht? Wenn dich jemand auf der Straße erkannt hat und klatscht?"

„Wirft mich Madame zu der Tür 'naus. Dann werde ich eben eine Weile zusehen müssen, bis jemand anders die unschätzbaren Dienste und den unübertrefflichen Geschmack von Mademoiselle Sidonie Ladrange mit ein paar Silberstücken die Woche zu entlohnen gedenkt. Ich werde mir diesen kleinen tür-

kischen Schal nicht kaufen, den ich brennend gern hätte, und mit dem Sattessen wird es auch eine Weile hapern."

„Du vergißt offenbar, daß du voriges Jahr schon einmal fast verhungert wärest!"

„Natürlich tu' ich das. Hat es einen Sinn, immer die düstere Seite des Lebens zu betrachten? Wird es dadurch weniger traurig? So bin ich nicht. Jedes Bröselchen Freude wird sorgsam aufgepickt und genäschig auf der Zungenspitze hin- und hergeschoben. Ja, wie ein Praliné auf der Zungenspitze. Ich will den Geschmack der Freude ganz in mich aufnehmen, kein Atom darf mir verloren gehen. Wo wenig ist, muß hausgehalten werden — das wirst sogar du zugeben."

„Ich gönne dir ja deine Heiterkeit, meine kleine Sidonie, niemand mehr wie ich würde dir eine geschützte, sorgenlose Existenz wünschen — nur ist mir angst vor deinen Freunden und Freundinnen, vor diesen Festen und Landpartien — ich fürchte, du kehrst mir einmal nicht so zurück, wie du von mir gegangen bist."

„Du bist eine, die auf Wolken spazieren geht und dem lieben Gott in die Fenster guckt. Es muß auch solche Vögel geben. Oft glaub' ich, daß du eine heimliche Marquise bist oder sonst etwas Vornehmes und nicht eine Arbeiterin, die sich plagen muß wie unsereiner. Es ist das alles hier bloß eine Verzauberung. Deine Lagerstatt ist eigentlich aus Seiden und Spitzen, diese schlechten Hocker sind aus kostbaren Hölzern, und das Stroh sind dicke Fäden aus geschlagenem Gold. Ich küss' Ihnen die Hand, Frau Marquise!" Damit sprang das lose Mädchen auf, raffte das Kleid mit gespreizten Fingern und beschrieb einen Knix.

„Wer weiß, wie bald ich so köstlich wohnen werde," sagte die andre leise und tändelte mit ihren Perlen, „denn die Wohnungen des Paradieses sind gewiß über alle Beschreibung schön."

„Fühlst du dich denn schlechter?" forschte Sidonie plötzlich ängstlich.

„Nein, schlechter nicht, besser, leichter. Ich fühle, daß es nicht mehr viele Wurzeln sind, die mich zurückhalten. Alles bedrückt mich, ermüdet mich, tötet mich. Aber diese Müdigkeit ist meine Freude, diese Bangigkeit ist mein Trost, meine Hoffnung, wenn ich ans Paradies denke. An eins möchte ich dich erinnern, Sidonie: wenn es einmal — vielleicht ist es auch lange hin — mit mir zu Ende ist, schau zu und kümmere dich, daß alles nett und ehrbar ist. Ich möchte einen Kranz über der Stirn haben und einen Schleier über das Gesicht. Dann soll mich niemand anrühren dürfen. Du und die Freundinnen legen mich in meinen Sarg, ich bin ja so leicht, ihr werdet nicht zu viel Mühe davon haben — und ich möchte auch ein wenig hübsch aussehen, hörst du? Du mußt mir mein schwarzes Seidenkleid anziehen."

Sidonie brach in Tränen aus, daß ein Tropfen auf den beblümelten Taft fiel. Da bekamen sie angst, daß ein Fleck zurückbleiben könnte, und beide Mädchen tupften mit weichen Tüchlein den großen, zackigen Tropfen ab. Dabei kamen sie unversehens auf ein andres Gespräch, dann eilte Sidonie davon, damit dem geborgten Kleid weiter nichts zustoße.

Am andern Tage zur Mittagspause sprach die kleine Ladrange abermals vor. „Denke nur," rief sie munter in der Tür, „nächsten Sonntag veranstaltet mein Freund ein Fest! Kein Picknick, wie es bei uns üblich ist, er wird alles aus seinem Beutel bezahlen, und eine Menge pikante Eßwaren wird es geben. So eine Schlemmerei hat das Quartier noch nicht gesehen. Vielleicht spielen wir Theater aus dem Stegreif — Gott, wie toll ich mich auf das Fest freue, kann ich dir gar nicht sagen! Denn eigentlich wird es mir zu Ehren gegeben, weil mein Geburtstag ist, mußt du wissen, und diese Aufmerksamkeit von Etienne ist zu nett. Wenn ich nur ein hübscheres Kleid hätte!" Sie blinzelte dabei nach Louise, vielleicht bot sie ihr das Sonntagsgewand aus schwarzer Seide an, das sie so selten trug. Bitten konnte man sie nicht darum, denn Louise war überspannt, vielleicht verlieh sie nicht einmal ihr Kleid zu einer Festlichkeit, der sie niemals in eigner Person beigewohnt hätte.

Unverrichteter Dinge verließ Sidonie die Freundin und nahm ein wenig Unbehagen mit, daß sie so feige gewesen, die Frage des Kleides nicht zu berühren. Aber vielleicht ließ sich das nachholen. Sie konnte unter der Woche ein-, zweimal vorsprechen, und es ergab sich eine günstige Gelegenheit, von dem Seidenkleid zu beginnen. Weil ihr eignes schon zerschlissen und löchrig wie ein



alter Parapluie war, brannte ihr die Bitte sehr am Herzen, sie schob einen erneuten Besuch bei Louise von Tag zu Tag auf, denn eine Weigerung hätte sie schmerzlich gekränkt, und so konnte sie sich immer noch einbilden, sie würde das Gewand bis zum Sonntag geborgt kriegen. Eigentlich war Louise ja verpflichtet, ihr diese kleine Gefälligkeit zu leisten; brachte sie ihr nicht Blumen und Tisanen, und schenkte sie ihr nicht von ihrer Zeit, was sie konnte?

Am Samstag, als es Feierabend war und die Angelegenheit nicht mehr aufgeschoben werden konnte, huschte Sidonie die steilen, dunklen Treppen nach der Dachkammer der Freundin empor. Ihr Kleid aus rosa Perkal blähte sich bei der raschen Bewegung und lag wie eine schimmernde Abendwolke vor Louises Tür, die versperrt war. Sie pochte mit den Fingerknöcheln, die aus schwarzen Filethandschuhen hervorlugten. Es wurde nicht geöffnet. Sie pochte nach einer Weile wieder, dann lauter und immer lauter in ihrer Ungeduld, weil sie Louise doch heute wegen des Kleides sprechen mußte. Denn der Gedanke, den sie anfangs verworfen und undurchführbar gehalten, hatte sich in ihrem jungen, eitlen Herzen festgenistet; jetzt gab es für sie keinen Zweifel mehr, Louise mußte das hübsche Gewand herborgen. Louise mußte zu Haus sein, damit sie es sich gleich mitnehmen konnte, denn ein wenig mußte sie es in den Nähten erweitern, ein helles Chemisette wollte sie anbringen, die halbe Nacht würde sie daran zu arbeiten haben. Warum war denn Louise gerade heute nicht daheim? Immer ungeduldiger pochte sie und vernahm es nicht, daß in ihrem Rücken Türen sich geöffnet hatten, der Gang war voll Frauen, und über die Treppe kamen Leute von den untern Stockwerken. Als Sidonie Ladrange sich umwandte, war sie erstaunt, all diesen Menschen gegenüberzustehen, die sie neugierig betrachteten. Und eine Frau mit dreieckigem Mulltuch über der harten, kantigen Stirn, die sie als die Concierge kannte, kletterte die Stiege hastig auf sie zu, weil sie fürchtete, eine der andern käme ihr zuvor, und sagte mit einer hellen Stimme, die vor Stolz und Genugtuung zitterte, ein Schicksal verkünden zu können: „Mademoiselle suchen Mademoiselle Louise, die kleine Perlenstickerin aus Arles? Sie ist vor drei Tagen gestorben."

Sidonie gab keinen Laut. Die Rosenwolke verschwamm, blähte sich, glitt zu Boden, mit dumpfem Pochen stieß Sidonies Haupt gegen der Freundin Schwelle. Da öffnete die Concierge die versperrte Tür, und die Frauen trugen die Ohnmächtige auf Louises Lager.

Die Gardinen aus gefaltetem Mull waren zurückgeschoben worden, und von drei Seiten standen Kopf an Kopf die Frauen, die vorhin den Gang füllten, um Sidonie Ladrange. Als sie von ihrer Schwäche erwachte, blickten alle diese fremden Gesichter mitleidsvoll in ihrer Freude am Ungewöhnlichen nach ihr hin, und alle fingen an zu reden: „Es ist eine furchtbare Sache gewesen —"

„Auf der Stiege hat sie den Krampf bekommen —"

„Armes Lämmchen! Wie ein Tier auf der Schlachtbank hat sie geblutet, und das Blut ist nur so in einem Bach die Treppenstaffeln hinuntergelaufen —"

„Eine stille, feine Person war sie, die Louise —"

„Ja, aber immer sonderbar und hoch hinaus, mit niemand hat sie Gemeinschaft gepflogen —"

„Aber sie hat dann doch den Kopf auf meinen Arm gelegt — sehen Sie, hier —, und nach Luft geschnappt hat sie wie ein kleiner Fisch —"

„Und den Blick ihrer Augen vergesse ich nicht so bald, denn die Louise hat doch taubenhafte Augen gehabt. Nun, ich sage Ihnen, meine Damen, ihre Augen waren heiß und groß wie Kohle und bös wie von einem gereizten Tier —"

Schaudernd barg Sidonie das Gesicht in Louises Kissen, dann fuhr sie empor: „Und so ist sie gestorben, auf der Stiege? Hat man einen Arzt geholt und einen Priester?"

„Alles ist geschehen, was schicklich ist. Man hat sie ins Spital gebracht, und sie ist überhaupt erst ein paar Stunden darauf gestorben."

„Ich muß hin —"

„Das nützt Ihnen nicht viel, meine Schöne. Jetzt ist es Abend, niemand wird mehr vorgelassen. Auch sind es schon drei Tage her, von Mademoiselle Louise kriegen Sie nichts mehr zu sehen. Am besten, Sie kochen sich einen Tee, denn der Schreck hat Sie arg mitgenommen. Soll wer von uns bei Ihnen bleiben? Fürchten Sie sich allein hier?"

Als das Mädchen den Kopf schüttelte, fuhr die Concierge fort: „Haben Sie recht, die Toten kommen nicht wieder, als Lebende schon gar nicht; wenn Sie sich sonst etwas hier aneignen wollen, bevor die Kommission schnüffelt, hab' ich nichts dagegen. Man weiß ja, daß Sie zur Verewigten gestanden sind. Und sonst kriegen alles ihre Leute zu Haus in Arles. Also wählen Sie sich in Ruhe ein Andenken aus. Mir werden Sie auch etwas zukommen lassen, in Anbetracht, daß ich Aufregung und Arbeit genug hatte in diesen Tagen."

Als die Frauen draußen waren, blieb Sidonie vernichtet zurück. Stundenlang weinte sie vor sich hin und klagte sich in ihrem Herzen an, daß sie so lange nicht nach der Freundin gesehen. Wie oft hatte sie Louise versprechen müssen, sich ihrer sterblichen Reste anzunehmen. Nun hatte sie keinen Kranz und keinen Schleier, der doch in einer Schachtel bereit lag. Fremde Hände hatten sie in den Sarg gelegt, und keine von den Freundinnen war mit dem Leichenzug gegangen. Und alles nur um eines Kleides willen, das die ganze Woche über ihre Gedanken einzig ausgefüllt hatte. Was war sie nur für ein Geschöpf? War sie es wert, daß die Sonne sie beschien? Wäre es nicht besser für sie, sie läge auch unter der Erde, aller Jammer, alle Erbärmlichkeit hätte ein Ende? Wie sollte sie mit sich selbst weiterleben, mit einer, die so niedrigen Charakters war, daß sie über einem Fest die Freundin vergessen konnte. Und recht geschah ihr, daß sie jetzt das Fest gar nicht wird besuchen können. Daß sie jetzt in Trauer war, wie um eine Schwester — recht geschah ihr, das Schicksal hatte ihr ihre Erbärmlichkeit heimgezahlt. Denn nun würde sie gar nichts hindern, das Fest mitzumachen. Wenn sie wollte, konnte sie das schöne Kleid aus dem Schrank holen. Hatte ihr die Concierge nicht ausdrücklich ihre Billigung gegeben? Freilich, zu Festen würde sie das Kleid nie anzuziehen wagen, auch nicht zu Landpartien nach Meudon oder St. Cloud; aber wenn sie in die Kirche ging oder am Hochzeitstag, oder wenn sie auch jung stirbt, gleich Louise, dann sollte man es ihr im Sarg anlegen — —

Sie brach in erneute Tränen aus bei dem Gedanken, wie ärmlich sie die Freundin begraben, und daß nun sie das schöne Kleid haben sollte, wenn sie nur wollte. Aber nein, kein Begehr stand ihr danach, sollte man es nur nach Arles schicken, sie selbst mochte nichts mehr damit zu tun haben, es würde ihr doch nur immer ein Vorwurf sein. Bloß für die Hausmeistersfrau wollte sie eine Kleinigkeit aus dem Kasten holen, für sich nichts. Sie öffnete die Schranktür, wählte ein paar Hauben und eine kleine Schürze, schlug die Gegenstände ein und schickte sich an, die Stube zu verlassen. Plötzlich kam ihr in den Sinn, daß das schöne Kleid, das sie hatte ausborgen wollen, von schwarzer Farbe sei. Wie gut, wenn man jetzt zur Trauer ein dezentes schwarzes Kleid besäße. Es war einfach pietätlos, wenn sie mit rosa Röcken sich zeigte. Und wenn sie morgen zum Friedhof ging, war es geradezu unschicklich, wenn sie ein andres als ein schwarzes Kleid trug. Eilig riß sie die Schranktür auf, zerrte das Gewand, das in seinen Falten ächzte und sich zu wehren schien, hervor, nahm es über den Arm und verließ Louises Kammer.

Die halbe Nacht verbrachte sie mit den Änderungen und vergoß dabei immer von neuem Tränen über das Schicksal der Freundin. Sie war blaß, verweint, erschöpft, als sie am Morgen erwachte. Die Kirchenglocken summten durch die Luft wie große goldene Bienen, die Sonne lag in ihrem Fenster, und solch eine würzige Luft strich herein, als ob es der schönste Tag des Jahres werden sollte. Und es ist doch mein Geburtstag! sagte sich Sidonie. Wenn ich heute allzu traurig bin, ist das ganze Jahr verpfuscht. Man ist in dieser Beziehung abergläubisch. Für meinen Schmerz hab' ich morgen immer noch Zeit, aber heute ist sozusagen ein Schicksalstag! Sie wusch sich wie eine kleine Katze, machte sich die reizendste Frisur zurecht, die wie ein enggeflochtener Korb ihr schmales Köpfchen umschloß, nur zu beiden Seiten der Schläfen willkürliche und tolle Locken freigab. Sie zog das raschelnde Kleid an, setzte eine Haube auf und wandelte eingezogen, aber glückselig zur Kirche. Vom Grunde ihres Herzens betete sie für Louises Seelenruhe, obwohl das ein überflüssiges Beginnen war — Louise war jetzt ein Engel des Paradieses. Sie selbst, die Fromme und Demütige, hatte nie Zweifel geäußert, daß Gott sie unter den Seinen aufnähme — und eigentlich, wenn man es so recht betrachtete, war ihr Abscheiden kein

trauriges Ereignis, sondern im Gegenteil ein erhebendes und freudiges: die Himmelfahrt eines Engels. Saß sie mit ihren weißschimmernden Wangen nicht immer schon in ihrer Kammer wie ein sehnsüchtiges, frierendes Engelsbild, das heim begehrt? Sah man nicht förmlich an ihren zarten Schultern, die sich bei Hustenanfällen schmerzhaft wölbten, gleichsam den Ansatz der Cherubsflügel wachsen? Ging sie nicht jetzt oben in den ewigen Gefilden wie eine Königin einher, in Gold und weißer Seide, mit einer Krone über der Stirn? Kümmerte sie sich nur mehr ein kleines bißchen, was mit ihren Sachen geschah, und was sie, Sidonie, damit begann? Und sie, die jetzt alle Geheimnisse sah, die azurnen Pforten des Himmels offen, den Thron Gottes und die schimmernden Chöre seiner Auserwählten — sie, die voll überschwenglicher Freuden war — würde sie es ihr mißgönnen, wenn sie sich heute auch ein wenig freuen und unterhalten ging?

Und Sidonie Ladrange besuchte das Fest. So aufmerksam war ihr Freund noch nie gewesen, er drückte immer wieder zärtlich die zerstochenen, aber feinen, schlanken Finger des Mädchens und bewunderte das neue Kleid, in dem sie wie eine Advokatentochter aussähe. Sie hatte Glück an diesem Tage; war es, daß der junge Mann als Hauswirt gegen seine Gäste sich gehoben fühlte, war es, weil die kleine Ladrange in dem Seidengewand älter und lieblicher aussah, oder daß den Falten dieses Gewandes der Parfüm der engelhaften Reinheit seiner früheren Trägerin entströmte — Etienne machte ihr in den Formen der Freundschaft, der Ergebenheit, der Bewunderung und der Zurückhaltung den Hof. Durch seine werbenden Worte klang der ernste Wunsch, ihr angenehm zu sein, verbunden mit manchem Ausdruck, der darauf hinwies, ihre Vereinigung möge eine dauerhaftere werden, als es im Kreise der Jugend des Quartier latin üblich war. Benommen lauschte Sidonie. Sie neigte das Köpfchen und hob es mit dem strahlenden Blick der Freude, der das magere kleine Gesicht verschönte und veredelte. Wie eine Prinzessin dünkte sie sich in Louises Kleid, das bei jeder Bewegung diskret raschelte, und immer wieder kehrten ihre Gedanken zur Freundin zurück, die ihr dieses Geschenk gemacht, und die sie als die Spenderin und Hüterin eines Glückes betrachtete, das in zarten Schwingungen anhob und sie einem freundlichen Lande der Zukunft zuführen mochte. Denn ihr törichtes junges Herz ahnte nichts mehr von der Rolle, die sie gespielt. Ihre Vorstellungen hatten sich ein wenig verschoben. Ihr war nunmehr, als hätte Louise das Kleid vom Himmel für sie heruntergeworfen. Und es würde ihr Glück bringen.

Die Einsame

In Wetternächten lauscht sie bang hinaus:
„Jetzt droht ihm auf dem Meere Not und Tod!“
Und kreist des Abends still die Fledermaus:
„Die Welt ist weit! Ob ihn nicht Sturm umdroht?“

Und wenn die Alten in die Felder gehn:
„Du bleibst wohl wieder gern mit dir allein?“ —
„Ich danke euch! Auf frohes Wiedersehn!“ —
„Weib, welcher Gram spinnt unser Mädchen ein!

Bald steht sie fremd vor unserm eignen Feld
Und ist für alle Erdenfreude blind!“
Doch Erde, Himmel und die ganze Welt
Durcheilt nach seinem großen Glück ihr Kind.

Max Bittrich





Frauenarbeit in Südwestafrika

Von Adda Freifrau von Liliencron

Freude war es mir, in diesen Monatsheften (Maiheft 1910) über die Arbeit unsers Frauenbundes zu lesen, und Freude ist es mir, noch weiteres über unsre Aufgaben hinzufügen zu können, auch über meine persönlichen Arbeiten im sonnendurchglühten Dornenlande.

Es ist eine große, weitumfassende und echt nationale Aufgabe, zu der wir — der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft — uns zusammengeschlossen haben, um im Verein mit der Deutschen Kolonialgesellschaft dahin zu wirken, daß sich in unsern Kolonien auf christlicher Grundlage ein gesundes Volksleben entwickle. Unsre deutschen Söhne haben mit Blut und Wunden und durch ihren Heldentod ihre Vaterlandstreue bewiesen. Viele von ihnen kranken noch heute an den Leiden, die sie sich auf entbehrungsvoller Pad oder im heißen Kampfe zugezogen haben. Zahlreiche Familien haben durch den Krieg ihr Liebstes verloren, und das Mutterland hat Opfer über Opfer an Geld, Zeit und Mühe gebracht, um die Kolonie in Südwestafrika zu erringen. Was aber so schwer erkämpft ist, das soll nicht nur erhalten bleiben, sondern es muß auch gepflegt und gehütet werden, wenn Ersprießliches daraus werden soll.

Es ist keine Übertreibung, wenn es heißt: der Süden der Kolonie steht in der Gefahr, vollständig zu verburen und zu verkaffern, wenn die deutsche Frau ihm fernbleibt. Die Zählung von 1907/08 hat ergeben, daß auf zwölf Männer im Schutzgebiet von Südwestafrika etwa drei Frauen kommen. Im Süden der Kolonie ist das Mißverhältnis noch größer: von den dort lebenden weißen Männern sind etwa achtundvierzig mit farbigen Frauen verheiratet. Welche traurige Mißstände diese Ehen nach sich ziehen, zeigte sich besonders scharf im letzten Kriege. Deutsche Söhne, die eine gute Erziehung genossen hatten, waren vor dem Aufstande in die Kolonie gegangen, hatten Hottentottenmädchen geheiratet und waren sehr bald zu dem Pontokleben der Eingeborenen herabgesunken. Als der Aufstand ausbrach, machten sie gemeinsame Sache mit den Eingeborenen und standen, die Waffe in der Hand, ihren eignen Landsleuten gegenüber. Unsre deutschen Söhne fühlen sich sehr bald kreuzunglücklich in solcher Mischehe, denn sie sind nicht imstande, die minderwertige Frau zu sich emporzuziehen, und kranken an der Sehnsucht nach einem Familienleben, das solche Frau nie ihnen zu geben vermag, und das ihnen doch von der Heimat her lieb und teuer geblieben ist. Solche Frauen sind auch nicht befähigt, ihre Kinder zu erziehen, und eigentümlicherweise tragen diese Bastardkinder viel mehr das Gepräge der Mutter als des Vaters an sich. So wächst drüben, wenn nicht bald Wandel geschaffen wird, ein junges Geschlecht auf, das von vornherein alles Deutschtum im Keim erstickt.

Viele Tausende unsrer deutschen Söhne sind drüben als Beamte angestellt, dienen in der Schutz- und Polizeitruppe oder haben sich angefarmt. Immer mehr von denen, die einmal dort gewesen sind, gehen wieder herüber. Die wildromantische Schönheit und die weltenerschließende Einsamkeit jenes sonnendurchglühten Dornenlandes wirkt wie ein magischer Zauber. Vor allem aber ist es das Freiheitsgefühl, das kraftvolle Bewußtsein, daß dort der einzelne, wenn er tüchtig ist, sich leichter herausarbeiten kann als hier in der Heimat, was so mächtig nach drüben zieht. Dort aber braucht der Mann viel nötiger noch als hier die treue Gehilfin, die alle Arbeit und Entbehrung, alle Freude und Sorge des Farmerlebens mit ihm teilt, die Frau, die für sein leibliches Wohl sorgt, ihm die Wirtschaft führt und ihm in der einsam gelegenen Farm ein glückliches Familienleben bereitet.

Es ist aber nicht nur die Frau, sondern auch das deutsche Mädchen, das drüben fehlt, als Erzieherin der Jugend, die dieser Erziehung so dringend bedarf, und als Stütze der Hausfrau, um durch deutsche Art und deutsches Wesen einen gesegneten Einfluß in dem Hause zu üben. Mit einem Wort: das Wirken der deutschen Frau neben dem Manne ist eine unbedingte Notwendigkeit für eine gesegnete Entwicklung der Kolonie.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft, der wir angegliedert sind, hat es übernommen, die Frauen, Bräute und Familienangehörigen der Deutschen, die in Südwestafrika sind, hinüberzusenden, die ein solches Gesuch mit Nachweis, daß sie die Ihrigen ernähren können, an die Deutsche Kolonialgesellschaft richten. Uns, dem Frauenbunde, fällt die Aufgabe zu, hier weibliche Hilfskräfte, die sich für drüben eignen, auszusuchen und den Offizieren, Beamten, Kaufleuten und

Farmern zu senden, die sich an uns wenden mit dem Wunsch nach einer Erzieherin, einem Kinderfräulein, einer Stütze oder einem einfachen Dienstmädchen. Seine Hoheit der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, der Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, hat uns aus einem dazu bestimmten Fonds die Mittel zur Überfahrt dritter Klasse für die Mädchen bewilligt; wer zweiter Klasse fahren will, erhält nur einen Zuschuß. Nicht alle, die sich für eine Stelle in Südwestafrika melden, eignen sich dafür; daher muß sorgsame Auswahl getroffen werden, gegründet auf Gesundheit, Führung und Leistungsfähigkeit. Es gehört, um drüben segensreich wirken zu können, Selbstverleugnung und Charakterstärke dazu sowie das klare Bewußtsein von den großen Aufgaben, die die deutsche Frau in der Kolonie erwarten, wenn sie wirklich ein weiblicher Pionier im schwarzen Erdteil werden will. So manches ist, was die Mädchen, die nach drüben gehen, dort entbehren, oder was sie wenigstens nur in sehr beschränktem Maße haben können: Gesellschaften, Vergnügungen, Luxussachen. Dafür aber wird ihnen dort vieles geboten, was die Heimat ihnen nicht geben kann. Kraftvolle Naturen werden sich in der Kolonie sehr rasch zurechtfinden und ihre Freude an dem großen Wirkungskreise haben, der sich ihnen dort bietet. Wir haben fast durchgängig die Erfahrung gemacht bei den jungen Mädchen, die wir hinaussandten, daß es in ihren Briefen hieß: „Wir haben uns sehr schnell hier eingelebt, Afrika ist unsre zweite Heimat geworden, wir möchten dauernd hier bleiben.“

Wir verlangen von unsern jungen Mädchen, die wir hinaussenden, daß sie kochen, waschen, plätten, nähen können und vom Schneidern so viel verstehen, daß sie imstande sind, sich einen Rock und eine Bluse herzustellen. Auch lassen wir sie, wenn die Zeit es irgend gestattet, vorher einen vierwöchigen Kursus in der Krankenpflege durchmachen. Außer dieser praktischen Tüchtigkeit, die sie dort üben sollen, legen wir ihnen zugleich als eine heilige Pflicht die Aufgabe ans Herz, je nach ihren Kräften auf ein ideales Wirken ihr Augenmerk zu richten, das heißt, sie sollen eingedenk bleiben, daß sie als Trägerinnen deutscher Bildung, deutscher Zucht und Sitte hinübergehen, und daß unter ihren Händen und ihrem Einfluß sich drüben ein gesegnetes Familienleben entwickeln soll, wo deutsche Art und deutsches Wesen zu Hause sind.

Die Pflichten einer südwestafrikanischen Hausfrau sind viel umfassender als die einer Hausfrau bei uns in der Heimat, obgleich die Lebensweise dort so viel einfacher ist. Sie muß drüben nicht nur kochen, waschen, plätten und ihre einfache Garderobe möglichst selbst machen können, sondern auch Interesse haben an landwirtschaftlichen Arbeiten sowie an Tierzucht und dies Interesse zu betätigen verstehen. Auch ist zu wünschen, daß sie Bescheid weiß in Kranken- und Säuglingspflege. Vor allem soll sie die wirkliche Gehilfin des Mannes sein, die wie ein guter Kamerad alle Arbeit mit ihm teilt. Ich weiß von mehr als einer Farmerfrau, die bei dem Hausbau ihrem Manne zur Seite stand und treulich selbst mit Hand anlegte, um das Heim zurechtzuzimmern, in dem sie dem Manne ein glückliches Familienleben bereiten wollte. Wie hoch in Südwestafrika ein deutsches Hauswesen geschätzt wird, das haben mir alle gesagt, die von drüben heimkehrten. Das Herz ginge ihnen jedesmal auf, wenn sie einmal in ein Haus kämen, wo eine deutsche Frau sie begrüßte und deutsches Wesen sie umfinge. Immer wieder kam es uns da zum Bewußtsein, wie dringend notwendig die deutsche Frau in Südwestafrika ist. Erst wenn diese deutsche Frau heimisch geworden ist in unsrer Kolonie, kann diese sich zu einem gesegneten Neudeutschland entwickeln.

Noch eine Aufgabe fällt der deutschen Frau in Südwestafrika zu: die Eingeborenen zur Arbeit und zu gesittetem Leben zu erziehen. Es ist eigentümlich, welche Macht die deutsche Frau über diese Leute hat, sie sehen zu ihr auf wie zu einem höheren Wesen und lassen sich willig von ihr führen und anleiten.

So vielgestaltig, so groß ist der Wirkungskreis, der drüben auf die deutsche Frau harrt, daß sie in Segen dort wirke. Aber um drüben schaffen zu können, muß die Kolonisation in der Heimat einsetzen, und der Gedanke, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo die deutsche Frau gerade auf diesem Gebiet der Kolonisation mitarbeiten könne und solle, war die Veranlassung zur Gründung unsers Frauenbundes. Wenn wir Frauen uns aber erst einmal für eine Sache erwärmen, dann sind wir auch sehr bald mit Herz und Hand dabei und haben unsre Freude daran. Wir waren sechs deutsche Frauen, die sich vor noch kaum drei Jahren zusammenschlossen, als ich den Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft gründete. Jetzt zählt der Bund über siebentausend Mitglieder und umfaßt einige siebzig Abteilungen. Als vor einem Jahr unser Bund so rasch erblühte, war es dringend notwendig, daß die Vorsitzende ihren Wohnort dauernd in Berlin hatte. Da ich aber meinen Wohnsitz nicht ändern konnte, legte ich die Leitung nieder, wurde Ehrenvorsitzende des Frauenbundes und Vorsitzende des Gauverbandes und der Abteilung Posen. Von Anfang an war es als Vorsitzende des Frauenbundes mein Bestreben, die verschiedensten Kreise für unsre Arbeit zu interessieren und zu versuchen, auch die einfachen Stände dafür zu gewinnen, weil ich es aus vielen Gründen für besonders wichtig halte, das Verständnis für die Bedürfnisse der Kolonie und Liebe für unser Neudeutschland überm Meer soweit als möglich auch in das Volk hineinzutragen. Da unser Mitgliederbeitrag vier Mark



beträgt und das für die einfachen Stände zu viel ist, so haben wir auch außerordentliche Mitglieder, die nur zwei Mark jährlich zahlen, aber nicht wie die andern die Zeitung erhalten. Weil aber diese Zeitung unser Organ ist und ganz besonders geeignet, das Interesse für die Kolonie zu erwecken, so habe ich es in meiner Abteilung so eingerichtet, daß je zwei außerordentliche Mitglieder ein Exemplar der Zeitung erhalten und die Abteilung die Kosten trägt. Die Abteilungen der Provinz machen das jetzt in gleicher Weise, und ich denke, daß auch andre Abteilungen dem Beispiel folgen werden, denn wir haben dadurch zahlreiche Mitglieder aus den einfachen Ständen gewonnen. Die weiblichen Angehörigen der Schutztruppe zahlen durchgehend nur zwei Mark und erhalten je ein Exemplar der Zeitung.

Das Heimathaus des Frauenbundes in Keetmanshoop, das zu errichten uns als eine nationale Pflicht vom Gouvernement ans Herz gelegt worden, ist jetzt gekauft, ein Grundstück mit einem Hause von zehn Zimmern und einem Saal, abgesehen von den Nebengebäuden. Die vom Frauenbund ausgewählten Mädchen werden dort mit den verschiedensten Arbeiten beschäftigt unter einer erfahrenen, tüchtigen Leitung. Aus diesem Heimathause kann sich der Farmer seine weiblichen Hilfskräfte selbst wählen, ist also nicht mehr genötigt, vier Monate zu warten, bis die erbetene Erzieherin oder Stütze bei ihm eintrifft, denn eine solche Zeit verstreicht von dem Tage, wo er sein Gesuch an den Frauenbund richtet, bis zu dem, wo die weibliche Hilfskraft ankommen kann. In den meisten Fällen heiraten die Mädchen bald, und der Farmer kann wieder vier Monate auf Ersatz warten. Sehr wichtig ist das Heimathaus auch insofern für uns, weil es uns einen Stützpunkt für unsre Arbeit in Südwestafrika bietet.

Die Abteilung Posen, im engen Zusammenschluß mit den in der Provinz gebildeten Abteilungen, hat die Aufgabe, in Lüderitzbucht eine Kleinkinderschule zu gründen, wofür die Verhandlungen und auch die Geldsammlungen bereits in vollem Gange sind.

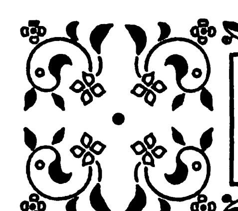
Ein Wort noch über meine persönliche Arbeit in Südwestafrika! Schon bevor ich den Frauenbund gründete, seit 1904, gehörte ein großer Teil meiner Zeit, meiner Arbeit und meiner Fürsorge der Schutztruppe in Südwestafrika. Dadurch, daß ich die Kriegslieder für sie gedichtet habe, bin ich ihr sehr nahe getreten. Der eingehende Briefwechsel mit Offizieren und Reitern vertiefte die Beziehungen, die auch jetzt nicht gelockert, wo die meisten, die den Krieg mitgemacht haben, heimgekehrt sind. Aber auch mit der Truppe in Südwestafrika ist das Band nicht gelöst, und weil ich aus Erfahrung weiß, wieviel unsern deutschen Söhnen in der Ferne daran liegt, zu fühlen, daß die Heimat ihrer gedenkt, schicke ich auch jetzt noch immer zu Weihnachten einen besondern Weihnachtsgruß an die einsam gelegenen Stationen: Briefpapier, kleine Nähtäschchen, Briefmappen, Bücher, Strümpfe und dergleichen. Auf Anregung der Truppenführer von drüben und unterstützt vom Kommando der Schutztruppe habe ich es seit dem Herbst unternommen, für die einsam gelegenen Stationen Büchereien zu gründen und hinüberzusenden. Das ist ein dringendes Bedürfnis für solche abgesondert liegenden Abteilungen, denen jede Anregung und Unterhaltung fehlt. Ganz beglückt schrieben mir von drüben Truppenführer, Offiziere und Reiter über den Plan, und erst dieser Tage traf ein Brief von einem der ersten Truppenführer aus Südwestafrika ein, der mir erzählt, mit welcher Freude diese Büchereien drüben erwartet werden, und wie es seine Überzeugung sei, daß diese Bücher nicht nur zur Unterhaltung und Anregung der Truppe dienen, sondern sich zu einem Segen für sie gestalten würden, denn gerade in der abgeschlossenen Welt, in der sie lebten, mache das gelesene Wort nachhaltigeren Eindruck, und mancher junge Mann könne dadurch auf rechtem Weg erhalten bleiben.

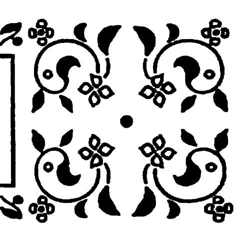
Im Februar 1910 gingen die ersten drei Büchereien nach Südwestafrika, und zwar nach Narubis, Gochas und Kais. Je siebenhundert Bände, nach dem Katalog geordnet in Kistenschränken mit Zinkeinsatz. Vier weitere Büchereien für Warmbad, Ukamas, Koes und Churutabis sind dieser Tage abgesandt. Für den Süden des Schutzgebiets, der die Büchereien am meisten brauchte, sind dann noch vier Stationen zu versorgen. Im Norden wird es sich vielleicht nur um drei oder vier handeln, die Stationen sollen mir noch vom Kommando der Schutztruppe genau bezeichnet werden. Dann handelt es sich nur noch um Daressalam und Duala; da werden die Büchereien so eingerichtet, daß aus ihnen kleine Wanderbüchereien in das Innere versandt werden können.

Treue Kameraden ihrer Brüder überm Meer arbeiten mit mir an dieser Aufgabe, aus den verschiedensten Kreisen und Ständen werden mir Bücher oder Geldbeiträge für die Sache geschickt, und das Kommando der Schutztruppe unterstützt die Arbeit in fürsorgender Umsicht. So ist es ein Treugruß der Heimat, den wir hinübersenden, ein Zeichen, daß im Mutterlande der fernen deutschen Söhne gedacht wird, und was solch ein Treugruß den Braven drüben ist, das habe ich in der Kriegszeit kennen gelernt.

Eine Herzensfreude würde es mir sein, wenn ich mir durch diese Worte liebe Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen gewinnen könnte, sei es im Frauenbunde, sei es bei den Bücherspenden oder den Weihnachtssendungen.







Von Kunst und Künstlern

Ferdinand Schmutzer — Otto Leiber — Otto Geerke



Der Wiener Ferdinand Schmutzer tritt den Lesern in diesem Hefte zum erstenmal als Maler entgegen. Von seinen Radierungen haben wir schon häufig etwas gezeigt, vornehmlich Bildnisse geistiger Persönlichkeiten, so Rudolf von Alt und Joseph Kainz, und stets waren es Meisterwerke der Graphik — nicht bloß der Graphik, nein auch Meisterwerke tief eindringender, feinsinniger Psychologie. An den Bildnisradierer denkt man denn auch immer zuerst, wenn man von Ferdinand Schmutzer spricht. An Luegers mächtigen Kopf erinnert man sich, an Paul Heyses scharfbeleuchtetes Profil, und weiter sieht man aus Rembrandtischem Halbdunkel, das man musikalisch nennen möchte, das Joachimquartett auftauchen und als feine, ganz eigne Nuance das Joachimduett: der Meister mit Eve von Keudell musizierend. Schmutzers populärstes Blatt, die „Dame mit Pferd", hat seine Berühmtheit, wie man glauben möchte, zunächst durch ihre für eine Radierung riesenhaften Dimensionen (104:90 cm) erlangt. Aber das ist doch nur ein Kuriosum, das nebenher läuft. Auch der rein künstlerische Wert des Blattes rechtfertigt es, daß man es in allen graphischen Ausstellungen unsrer Museen als ein tröstliches und ermunterndes Muster dafür aushängt, wie auch in unsrer Gegenwart die Kunst des Radierens nicht bloß traditionelle, nein selbständige, „meister"hafte Pflege findet.

Neben diesen großen Blättern stehen im graphischen Werke Schmutzers eine ganze Anzahl z. T. freilich seiner Frühzeit angehörende kleinere Blätter mit mehr genrehaften Stoffen: intim und doch kräftig erfaßte Szenen aus dem Volks- und Straßenleben, Gesellschaftsgruppen, Architekturstücke von delikatem Reiz u. ä. Für viele dieser Blätter gehen die Anregungen gewiß auf Holland zurück, wo sich Schmutzer (geb. 1870 in Wien), anstatt, wie üblich, nach Italien zu gehen, nach seiner akademischen Ausbildung unter William Unger während eines zweijährigen Studienaufenthalts zur Selbständigkeit durchrang. Holländische Interieurs — wie sein geliebter Jan Vermeer van Delft — und Landschaften mit Staffage malte er damals mit Vorliebe; auch sein hier direkt nach dem Original farbig wiedergegebenes Bild „Am Kanal" verleugnet nicht seinen holländischen Ursprung. 1905 erhielt Schmutzer die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung, und 1906 wurde er Mitglied der Berliner Akademie. In Wien wirkt er seit einiger Zeit in einer Professur der k. k. Akademie als Nachfolger seines Lehrers Unger.

Auch Otto Leiber, der Maler des Bildes „Obstsegen", ist ein Süddeutscher und empfindet sich in seiner Kunst als solchen. Väterlicherseits einem alten Bauerngeschlecht des badischen Oberlandes entstammend, glaubt er diese Komponente als die weitaus stärkste in seinem im übrigen aus fränkischen, hugenottischen und ungarischen Elementen zusammengesetzten Blute deutlich zu spüren. Doch kündigte sich die Neigung und Begabung zur bildenden Kunst außerordentlich früh bei ihm an. Schon 1883, noch ehe der Fünfjährige auf das heimatliche Gymnasium in Straßburg gekommen war, wurden Vater und Mutter sowie die badische Verwandtschaft, bei der er am liebsten seine Ferien verbrachte, mit den Produkten seiner Künstlerschaft erfreut oder ergötzt. Später kam die Leidenschaft zur Natur und verdrängte eine Weile die stillere Schwester. Während der Schulzeit und noch in den ersten Universitätssemestern in München und Straßburg unternahm der Student der Philosophie und der Naturwissenschaften weite Wanderungen, meist allein mit seinem Skizzenbuch. Auf ihnen und in den meistens ganz der Kunst gewidmeten Ferien bildete sich Leiber — im wesentlichen autodidaktisch und zunächst ohne bestimmte Absicht und klares Ziel, sondern mehr einem leidenschaftlichen Triebe folgend — künstlerisch weiter aus. Erst verhältnismäßig spät gelangte er in München im Verkehr mit Künstlern und solchen, die sich dafür hielten, zu der Klarheit, die ihm einen Maßstab für seine eigne Begabung lieferte. Nachdem der Zweiund-

zwanzigjährige hauptsächlich mit Radierungen Erfolge erzielt hatte, stärkte endlich der Verkauf eines Gemäldes in der Glaspalast-Ausstellung von 1901 und der ermutigende Zuspruch des verehrten Meisters Hans Thoma, den Leiber damals kennen lernte, sein künstlerisches Selbstbewußtsein so weit, daß er sich entschloß, hinfort ganz der Kunst zu leben. Ein Jahr lang besuchte er nun zunächst die Aktklasse von Schmid-Reutte an der Karlsruher Akademie und ward dann für fünf Jahre Meisterschüler bei Hans Thoma.

Seitdem beschäftigen ihn figürliche und landschaftliche Studien fast in gleichem Maße. Hervorgetreten ist Leiber aber fast ausschließlich mit landschaftlichen Gemälden, Steinzeichnungen und Radierungen. Die Motive stammen vorwiegend aus dem Schwarzwald; doch haben verschiedene Reisen auch andre, insbesondere in den letzten Jahren italienische und nordische Motive gebracht. Dabei erscheint dem bald so zielbewußt fortschreitenden Künstler die Naturstudie, auch die bildmäßig ausgeschnittene und „durchgeführte", immer mehr nur als Mittel zum Zweck, und wenn er auch — wir folgen hier seinen eignen für uns aufgezeichneten Bekenntnissen — den reinen Optizismus in seinen verschiedensten Formen, etwa im Sinne Trübners, Leibls, Liebermanns und der modernen Franzosen, als eine große und wertvolle Errungenschaft unsrer Zeit hochschätzt und in gewissem Sinne an diesen Bestrebungen mitzuarbeiten trachtet, so sieht er das eigentliche künstlerische Ziel für den darstellenden Künstler doch in der möglichst ausgebildeten Fähigkeit, starke Eindrücke, seien sie aus der Natur geschöpft oder nur in der Phantasie erlebt, **frei**, d. h. in dem subjektiven Sinne des optisch-psychischen Erlebens, zu gestalten. „Ich gebe also," fährt Leiber fort, „der Arbeit, wie sie mir aus der Konzentration im Atelier hervorgehen kann, prinzipiell den Vorzug gegenüber direkt vor der Natur entstandenen, impressionistischen und daher — denn Natur ist Chaos, Ordnung bringt erst unsre Anschauung hinein — seelisch mehr oder weniger uneindeutigen Arbeiten. So schätze ich einen Segantini, Böcklin, Haider, Thoma trotz gelegentlicher starker Verstöße gegen die ‚Richtigkeit' höher als die der oben genannten Gruppe."

Fern liegt diesem doch auch als Graphiker vielfach hervorgetretenen Künstler alles Dekorative. Am meisten beschäftigt ihn in Praxis und Theorie die Frage, wie weit die unverkennbaren Errungenschaften des modernen Impressionismus nicht nur ohne Schaden, sondern zum Vorteil des gekennzeichneten Ziels Verwendung finden können. So möchte wohl dem oberflächlichen Betrachter auch Leibers Gemälde „**Obstsegen**" zunächst nur als ein impressionistisch wiedergegebener Naturausschnitt erscheinen. Wer sich aber in das Bild vertieft und seine verborgenen Schönheiten nachzuempfinden weiß, der wird bald heraushaben, daß der eigentliche, geistige Schwerpunkt jenseit dieses Äußerlichen liegt und seelischer Natur ist. Auch dies Bild ist im Atelier fertig gemalt und geht auf eine im Sommer 1908 in Oberberg am Starnberger See vor der Natur konzipierte Studie zurück. Es mag den Lesern eine erste Vorstellung von Leibers auch in engen Vorwürfen großzügigen Kunst vermitteln. Von seinen weitergreifenden Arbeiten, seiner „Kunst der Höhen", die endlos sich hinziehende Bergeseinsamkeiten ebensogut meistert wie eine nordische Schärenwildnis, ein lichtfreudiges Wolkenmeer und eine gewaltige Gewitterlandschaft, hoffen wir bald mehr Proben geben zu können.

Zu dem Obstsegen noch ein zweites Sommerbild: der „**Schnitter**" von dem Berliner **Otto Geerke**, einem Schüler Meyns und Thumanns. Ein Bild, in dem sich gleichsam die ganze Kraft und Fülle des Sommers sammelt, ein Bild der fröhlichen, fruchtbringenden Arbeit. Auch der Betrachter muß fröhlich und zuversichtlich werden mit diesem seiner Ernte so sichern, seiner Kraft so bewußten Manne. Das Bild ist aus Freilichtstudien hervorgegangen, die Geerke vor einigen Jahren mit besonderer Liebe trieb. Veranlassung, die Leinwand so groß zu nehmen und den Gegenstand so dekorativ zu behandeln, war die Ausstellung einer kleinen Gruppe dekorativer Künstler, die im September 1904 im Künstlerhause zu Berlin stattfand. Was den Künstler aber innerlich fesselte, ist nicht schwer zu erkennen: es war das Spiel des Lichts und der Luft mit der unendlich reichen Farbenskala; daraus leuchtet auch uns noch etwas von der Frische und Freudigkeit entgegen, von der der Maler beim Arbeiten vor der Natur augenscheinlich erfüllt gewesen ist.

F. D.





Aus der schönen Literatur

us den Vorfrühlingstagen der Einigung Italiens hat **Ricarda Huch** den Stoff für ihren Roman „Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri“ geschöpft (Leipzig, Insel-Verlag; geb. 6 M.). Sie hatte schon früher eine Reihe merkwürdiger Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento in einem Buche desselben Verlags charakterisiert und erzählt. Jetzt haben sich die Sonderbilder zu einem Gesamtgemälde gerundet, das auf geschichtliche Treue Anspruch machen darf, aber weit darüber hinaus ins Bedeutende wächst. Gewiß packt uns der verfrühte Kampf des erwachenden italienischen Nationalgefühls gegen die österreichische Fremdherrschaft, gewiß sehen wir in dem mailändischen Grafen und seinen Genossen echte Lombarden, anders geartet als wir und unsersgleichen; aber das politische Lied wird von den tiefen Glockenstimmen menschlichen Leides übertönt, und der südländische Held aus edlem Geblüt, er wird einer der Unsrigen, wir werden heimisch in seiner Seele, und wenn die Tragödie seines Lebens in erhabener Feierlichkeit an uns vorüberzieht, so ist es uns, als wären wir vor neunzig Jahren denselben Weg mit ihm gegangen, als hätten wir den Confalonieri längst gekannt, als wären wir sein nächster Freund, vielleicht er selbst gewesen und hätten es nur vergessen gehabt. Dieses tief beseligende Gefühl einer erwachenden Erinnerung ist sehr natürlich, denn der Kern, der Wert von Confalonieris Leben ist unabhängig von Zeit und Ort die alte Weisheit, die jeder erfährt oder ahnt, daß auf den heißen Drang der Jugend ein kühler Abend folgt, und die tröstliche Zuversicht, daß ein warmes Gefühl, eine hohe Gesinnung, eine große Tat niemals verloren gehen, sondern heimlich fortwirken als Leben treibende Säfte im langsam blühenden Baum der Zeit.

Die Geschichte, die Ricarda Huch erzählt, verläuft äußerlich betrachtet ziemlich einfach. Mit verhältnismäßig knappen Zügen wird uns ein Bild von dem jungen Confalonieri gezeichnet, der sich erzürnt von den unpolitischen Liebhabereien abwendet und sich mit hochgespannter Leidenschaft in die Ereignisse des Tages wirft, der gegen die napoleonische wie gegen die deutsche Herrschaft für ein selbständiges und liberal regiertes Oberitalien wirkt und von einem die ganze Halbinsel umfassenden einigen Reiche träumt. Federigo ist eine egmontähnliche Persönlichkeit. Alle Herzen fliegen ihm zu, hoch trägt er sein Haupt, und es ist kein eitles Symbol, wenn ihm und seiner Gemahlin Teresa auf einem Sommerausflug die Kinder eines Dörfchens mit Blumen und Früchten als dem König und der Königin Verehrung zollen. Aber wie Egmont, so geht auch Confalonieri an seiner Sorglosigkeit zugrunde. Er schlägt die Warnungen seiner Freunde in den Wind, und als er sie befolgen will, ist es zu spät: er wird verhaftet, und man macht ihm einen Halsprozeß. Bald muß er einsehen, daß es bitter ernst mit ihm steht, und es ist grimmiger Humor, wenn er meint, daß man auch am Galgen eine gute Figur machen kann, und ein lächelnder Seufzer, wenn er sich wünscht, die Sonne möge auf seinem ersten und letzten Ausgang scheinen. Doch schon beginnt ihm die Einsamkeit ihre Gaben zu schenken. Er hat in der Freiheit für viele Frauen Neigung und Verständnis gezeigt, aber seiner Gattin Teresa hatte er sich entfremdet und die Großherzigkeit ihrer bescheidenen Treue mit frostiger Anerkennung erwidert. Jetzt fühlt er tief das Glück ihrer Nähe, und sinnend betrachtet er von seinem vergitterten Fenster eine Weide am Brunnen, deren helles Grün seiden schimmert, und die Lieblichkeit des biegsamen Stammes erinnert ihn an die ferne Frau, die er liebt. Er wird zum Tode verurteilt. Im tiefen Winter machen sich Teresa, Federigos Vater und sein Schwager nach Wien auf, um die Gnade des Kaisers anzurufen, und der Graf wird zu lebenslänglicher Festung auf dem mährischen Spielberg begnadigt. Ohne Abschied von seiner Frau muß er dorthin aufbrechen.

Die größere Hälfte des Buches nimmt nun die Schilderung der langjährigen Haft ein. Man denkt unwillkürlich an erschütternde Szenen in Reuters „Festungstid“, nur daß im Leben des Confalonieri das niederdeutsche Lachen fehlt. Aber

hier wie dort legt sich das lähmende Gefühl der Einsamkeit, der Untätigkeit um die Herzen der Gefangenen und unser eignes. Der Graf bleibt ungebeugt. Ein Edelmann fragt nicht nach Brot und Fleisch, sondern nach Blut und Ehre, heißt es von ihm. Was er in der Welt draußen war, bleibt er auch hier: das Haupt und der Trost seiner Genossen, aber seine Seele wandelt sich. In der Beschaulichkeit seines Kerkers denkt er nach über das, was er gewollt. Sein großes Ziel bleibt ihm geweiht; aber es scheint ihm doch, als habe er im Mai genießen wollen, was im Herbste reift, und daß es besser, heiliger gewesen wäre, seine Kraft und Liebe dem Wohl einzelner zu widmen. Er denkt an sein Weib, das er zu spät lieben gelernt, an seinen Vater, dem er sich entfremdet, doch schmerzen ihn diese Erkenntnisse nicht; sie machen ihn nur klar und weise. Da wird dem Grafen durch die Bemühungen Teresas und andrer Freunde Gelegenheit zur Flucht geboten. Noch einmal wird ihm leicht und frei zu Sinn, als ginge er ohne Schwindel und Grauen dem flammenden Ziel entgegen, und was ihn führt, ist ein liebendes Herz. Und doch verschmäht er schließlich die Flucht. Er kann seine Genossen nicht verlassen und weiß, daß die Freiheit keine rechte Freiheit für ihn sein würde. Den Kampf gegen den Kaiser, der ihm das Leben geschenkt, kann er nicht weiterfechten, und in seiner Heimat müßte er in schimpflicher Verborgenheit leben. Er will lieber zugrunde gehen, als über sich die Nase rümpfen lassen.

Und wieder wird es still um ihn ... Ein Häuschen im Schatten eines Holunderbusches, das Confalonieri von seinem Fenster aus erblickt, wird ihm zum Symbol eines Glücks, das er besessen und verloren, ohne davon zu wissen. Wundervoll ergreifend ist, wie uns die Dichterin in den Kreis dieser ebbenden Gefühle zwingt. Es zieht wie Abendfrieden in unser Herz. Noch hängt Federigo am Leben, das er sich in der Freiheit allerdings anders einrichten würde als ehedem. Er würde sich nicht mehr ins Unermeßliche stürzen, sondern das Nächste mit Liebe an sich heranziehen. Allmählich verwaist er mehr und mehr. Die Aussicht auf das Holunderhäuschen hat man ihm verbaut, sein liebster Genosse wird begnadigt, und dann hebt ein neuer Abschnitt in erhabener Schlichtheit an: „Um diese Zeit lebte Teresa nicht mehr." Zunächst empfindet Federigo keine Veränderung, als daß er keinen Brief mehr erwarten kann; dann bemerkt er an dem Schwererwerden seines Herzens, daß es nie mehr ein Hauch der Hoffnung oder Freude anregt. Aber einem Traumwandler gleich gleitet er auch hierüber hinweg. Er blickt auf einen Friedhof ohne eine Spur von Traurigkeit, er fühlt sich als König im Reiche des Todes, und die Sterne werden seine Freunde und Tröster. Ein Gruß aus der Welt, den ihm ein neuer Gefangener bringt, zeigt ihm, wie fremd er auf der Erde geworden, und als ihm endlich die Stunde der Befreiung schlägt, da ist es ihm, als käme er von einem fremden Gestirn. Manchmal scheint es ihm unter tröstlichem Zuspruch, als wolle die Verödung in seiner Brust voll werden. Aber es ist nichts; „ein Tropfen Tau war auf eine verdorrte Pflanze gefallen und glitzerte dort, ohne daß das tote Blatt sich aufrichtete." Confalonieri beschließt, sich ein Leben zu bauen, das niemand im Wege ist. Rastlos wandert er über Land und Meer. Er vermählt sich noch einmal, aber er vergißt die zärtliche Weide nicht, die ihn im mailändischen Gefängnishof erquickt hat. Einmal noch belebt den Alternden ein trügerisches Jugendgefühl, als in Rom Pius IX. moderne Reformen einführt. Dann lischt sein Licht. Manzoni schreibt ihm die Grabschrift: „Dies Herz, das der Kerker nicht erdrückte, wird die Mauern des Grabes sprengen."

Ist das nur ein schönes Wort? Hat diese Seele nicht im Kerker ihre Schwingen eingebüßt, so daß sie nur mit mattem Flügelschlag in die Freiheit zurückkehrt? Ist der Weg aus der Weite in die Enge nicht Resignation? Nein, denn er führt nicht in die Enge, sondern in die Tiefe, und der Heldengeist, in dem Graf Federigo sein Leid getragen hat, ist nicht vergebens gewesen. Wohl kehrt Confalonieri mit tödlichen Wunden aus dem Kampf zurück, aber sein Auge ist hellsehend geworden, und er betrachtet die Menschen, ihre und seine Taten und sich selbst wie in einem Ewigkeitsspiegel. Dieser Aufstieg vom politischen Vorkämpfer zum Menschheitsführer ist das Fesselnde, das Beglückende an diesem Buch. Mit feinem Gefühl hat Ricarda Huch vermieden, dieses erhebende Werk einen Roman zu nennen: es ist ein Leben, und auf jeder Seite empfinden wir seinen starken Hauch.

Mit keckem Griff packt der junge Baptist Vivers in dem Roman „Der Hafen" von Norbert Jacques das Leben an, das moderne, gegenwärtige Leben von heute. (Berlin, S. Fischer; geb. M. 1.25). Die unbändige Daseinslust des Jünglings hält es in dem abgezirkelten Getriebe des Vaterhauses, in der kleinstädtischen Enge von Luxemburg nicht aus. Er berauscht sich an fragwürdigen Vergnügungen in Nachtcafés und geht schließlich, nachdem er eine Reihe kleiner Diebstähle in der Kasse seines Vaters durch einen großen gekrönt hat, mit einer italienischen Kapelle auf und davon. Seine Geige, ein altes Erbstück der Familie, nimmt er mit, und bald wird er, der schöne junge Primgeiger, vom Publikum, besonders von den Damen, verhätschelt. Während ihm anfangs das Bewußtsein, zu wirken, was er im Schulzwang so ersehnt hatte, Rückgrat leiht, versinkt er allmählich in ein Lotterleben, aus dem ihn eine junge Kollegin ver-



gebens zu erheben trachtet. Ihretwegen gerät er mit einem andern Mitglied der Kapelle in Streit, ein tückischer Dolchstoß fährt ihm in die Brust, und die Bande läßt den Schwerverwundeten leichten Herzens im Stich, da sein väterliches Geld längst aufgezehrt ist. Nur sein kostbares Instrument hat ihm die kleine Marietta behütet, und bald muß er die Violine verschleudern, um Brot zu kaufen. Mit lebhafter Anschaulichkeit schildert Jacques das weitere Leben Baptists und führt ihn dabei in die dunkelsten Abgründe. Ein gutes Wort eines Fremden läßt den halb Verkommenen aufhorchen und zur Arbeit zurückkehren. Er gewinnt sich ein bescheidenes Unterkommen. Da macht ihn die Furcht, ein kokettes Frauenzimmer zu verlieren, zum Dieb an seinem Wohltäter. Vor seiner geliebten Schwester, die auf der Straße vor ihm erschrocken zurückweicht, versteckt er sich in trostloser Scham und verschwindet in den schwarzen Löchern der Schiffe, wo bei der harten Arbeit des Kohlenschaufelns, in der Gesellschaft eines vertierten Kameraden sein besseres Selbst erwacht und langsam erstarkt, bis er endlich Rettung in dem Hafen höherer Zwecke und des größeren deutschen Vaterlandes findet. Der Reiz und die Vorzüge dieses Romans liegen in der bunten Abenteuerfülle, die mit fast verschwenderischer Freigebigkeit ein interessantes Bild, ein merkwürdiges Ereignis, einen betrachtenswerten Charakterkopf nach dem andern an uns vorüberziehen läßt, und in der frischen Natürlichkeit der Sprache, die in gesunder Wirklichkeitsfreude auch unerfreuliche Dinge beim rechten Namen nennt, ohne je in Geschmacklosigkeit zu verfallen.

Die Heimatlosigkeit der fahrenden Leute, die jeder von ihnen auf sich nehmen muß, ganz gleich, ob ihn seine Kunst auf lichte Höhen des Ruhms oder in dunkle Tiefen der Not führt, sie ist auch das „Schicksal der Tänzerin Ermina Hautaine", deren Roman Maria Seelhorst erzählt (Berlin, S. Fischer). In Neuseeland ist die früh Verwaiste geboren, in Madeira ist sie erzogen, in Paris studiert sie, um — ja was? — Bildhauerin oder Malerin zu werden, bis sich die Begabung offenbart, die ihrem innersten Wesen entquillt: Tanzkunst. Jener Abend, wo sie zum erstenmal die sanften und stürmischen Rhythmen ihres Körpers unter den Mandolinen- und Gitarrenklängen ihrer Kollegen tönen läßt, wird zum Ereignis für alle, die dabei sind; einen Weckruf zu neuem Leben bedeutet er für ihren schaffensmüden Lehrer Dubois, der an der Seite einer kleinlich und niedrig denkenden Frau früh alt geworden ist. Er geht mit seiner Schülerin nach Viroflay zu seinem klugen Freunde Delong, der mit der ernsten Herta Gregor, einer deutschen Malerin, in einer Gewissensehe lebt. Hier reift Ermina zur Künstlerin, hier wird sie aus dem Kinde zum Weibe, denn bald erkennt sie ihre Freundschaft zu dem scheu werbenden Dubois als Liebe, und im Garten von Trianon erlebt das entsagungsgeübte Herz dieses Mannes im gelben Licht der Spätnachmittagssonne ein Glück, das er nur mit heimlicher Furcht und Zittern für wirklich halten kann. Nur zu schnell zerbricht es. Seine Frau, die sich indessen mit einem geckenhaften Adligen aus Pommern unterhalten hat, zerstört das Idyll. Es kommt zu einer brutalen Szene, deren Zeugin die entsetzte Ermina wird. Von Widerwillen und Ekel geschüttelt, verläßt sie den eben erst beglückten Dubois, der nach ihrem Gefühl im Wortwechsel und Handgemenge mit einem gemeinen Weib sein ganzes Künstlerleben Lügen gestraft hat. In Begleitung Hertas, die sich an der Seite Delongs in tatenlosen Grübeleien und qualvollen Selbstvorwürfen aufreibt, tritt sie ihre erste Kunstreise an. Bald ist Ermina Hautaine eine Berühmtheit. In aller Herren Ländern pflückt sie Lorbeeren, und doch fühlen die beiden Freundinnen eine peinliche Müdigkeit: nirgend wartet ihrer eine Heimat, an keinen Ort treibt sie Sehnsucht, und die einzige Sehnsucht, die sie hegen, heißen sie gewaltsam schweigen. Erst als Erminas Verlobung mit einem hohen Aristokraten an dem Widerspruch von dessen Verwandten und seiner eignen Schwäche scheitert und der Name Dubois in häßlich verdächtigendem Tone fällt, erst da spricht sie aus, daß dieses Wort ihre Heimat, ihre Menschwerdung, den besten Teil ihres Lebens bedeutet. Dies ist der erste, entscheidende Schritt zur Umkehr, dem dann nach ablenkenden Zerstreuungen und bestärkenden Erlebnissen andre folgen. Ermina ist glücklicher als ihre Freundin, die nur der Tod vor der Erkenntnis behütet, daß ihr der Heimweg zu Delong endgültig versperrt ist. Sie findet Dubois wieder und ihre totgeglaubte Mutter dazu, jenen alt und krank, diese in schmachvoller Verblödung. Und sie, die einst in ästhetischer Empfindsamkeit wegen eines lärmenden Auftritts geflohen war, erbarmt sich des Jammers dieser Kranken, denn etwas hat sie in den Jahren des Wanderns und Irrens gelernt: „Ein Körper, der gelitten hat, ist entstellt, und entstellt sind mir Körper und Seele durch den Kampf mit dem häßlichen Leben. Mein Tanz sollte ein Dank an die göttliche Schönheit sein; er war es. Nun kann ich nicht mehr tanzen, aber ich lebe noch, ich will leben. Ich muß eine andre Schönheit finden — die Pflicht."

Der Grundgedanke des Buchs: die Erlösung aus dem ästhetisch drapierten Dasein zum harten Leben in der Pflicht, erfreut durch seine Gesundheit, wenn er auch nur mit dem schmerzlichen Verzicht auf die Schönheit erkämpft wird, „die zwischen Himmel und Erde schwebt, unsterblich und stets gegenwärtig, wenn auch nie besessen von einem, der lebt". Die Rettung der Ermina



Hautaine aus der Atelierluft ins Leben ist doch mehr wehmütige Resignation als starksinniger Abschluß. Die feingliedrige Heldin dieser Geschichte hat wohl das Herz, eine schwere Pflicht ohne Murren auf sich zu nehmen und mit Liebe zu tragen, aber die einst so Leichtfüßige hat das Tanzen dabei verlernt. Sie hat die Heimat und Ruhe gefunden, aber das einsame Gartenhaus, wo sie wie vor Jahren modelliert und der sieche Dubois ihre Arbeiten beurteilt und bessert, atmet Kirchhofsstille, und wenn wir das Atelier verlassen und in den Garten treten, so grüßt uns die Marmorstatue der Tänzerin, die Dubois im Anfang seiner Liebe gemeißelt hat, wie eine Klage über die Erbärmlichkeit dieser Welt. Den Zwiespalt zwischen Kunst und Leben hat die Verfasserin dieses Buchs nicht zu lösen vermocht. Sie steht ihm schwankend gegenüber. Sie sieht die Gefahren eines blassen Ästhetentums und vermag nicht, es entschlossen zu verdammen; sie wirft sich dem Leben an die Brust und schaudert vor seiner Grausamkeit. So ist ein Werk entstanden, das mehr fragt als antwortet, mehr reizt als befriedigt, dessen Gestalten in einem kühlen Dämmerlicht erscheinen, das aber gerade deshalb einen mehr als unterhaltungslustigen Leserkreis um sich sammeln wird.

Nicht auf die qualvollen Seufzer zerrissener Künstlerseelen, sondern auf die stillen Atemzüge seßhafter Bürgersleute lauscht Heinrich Ilgenstein in seinem Roman „Die beiden Hartungs“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt; geb. 4 M.). Seine Geschichte spielt weit hinten im östlichsten Zipfel unsers Vaterlandes, in Memel. Es wird in ihr oft von Handel und Wandel gesprochen, denn Herr Karl Hartung ist ein angesehener Kaufherr in Holz und Getreide en gros, aber die Entwicklung seines blühenden Geschäfts wird nicht durch irgendwelche ungewöhnliche Ereignisse gestört. Es sind eigentlich zwei Erzählungen, die Ilgenstein in lockerer Verknüpfung erzählt: der Eheroman des alten Herrn Hartung und seiner Frau Gertrud und die Jugendgeschichte von beider Sohn Fritz. Der Reiz des Buches liegt in der behaglichen Kleinmalerei, mit der die nicht sonderlich aufregenden Begebenheiten vorgetragen werden. In reichem Maße macht der Verfasser von dem Kunstmittel Gebrauch, seine Figuren durch bestimmte, regelmäßig wiederkehrende Redensarten, Bewegungen oder andre sinnfällige Äußerlichkeiten zu charakterisieren, und wenn er dabei auch manchmal hart ans Karikaturenhafte streift, besonders wenn es den Kampf gegen die Philister gilt, so erzielt er doch im Leser das beruhigende Gefühl einer schnell geschlossenen Bekanntschaft mit seinen Menschen. Die Geschichte des jungen Fritz Hartung, die anfänglich das Hauptthema des Buches zu bilden scheint, tritt bald zurück, um erst in der zweiten Hälfte wieder aufgenommen und bis zur ersten Liebe des Jünglings geführt zu werden. Der kleine Junge hat von der Natur einen Buckel als Bürde mit auf den Weg bekommen, und Ilgenstein erzählt uns nun in einer Reihe frischer Bilder, wie der muntere Knabe in dem Gefühl seiner Ungestalt allmählich vereinsamt, bis er in dem Jugendgenossen, der ihn einmal am tiefsten gekränkt hat, seinen Freund findet. Wir erleben die erste Liebesleidenschaft des Jünglings, die wegen seines Körperfehlers unglücklich endet und ihm den Revolver in die Hand drückt. Aber alles geht gut aus, denn ein Freund seiner Mutter, dem es ähnlich ergangen, spricht ihm zu Gemüt, und wir werden mit der Versicherung entlassen: „Sein Schicksal als Krüppel hat ihn stark gemacht, und das Leben liegt als Glaube und Hoffnung vor ihm ...“ Mir scheint, daß dieser Abschluß etwas übereilt ist, und daß die Rettung vor der Pistole und jenes nächtliche Gespräch mit dem Freunde den Lebensweg Fritz Hartungs noch nicht so geklärt haben, wie uns der Verfasser hier glauben macht.

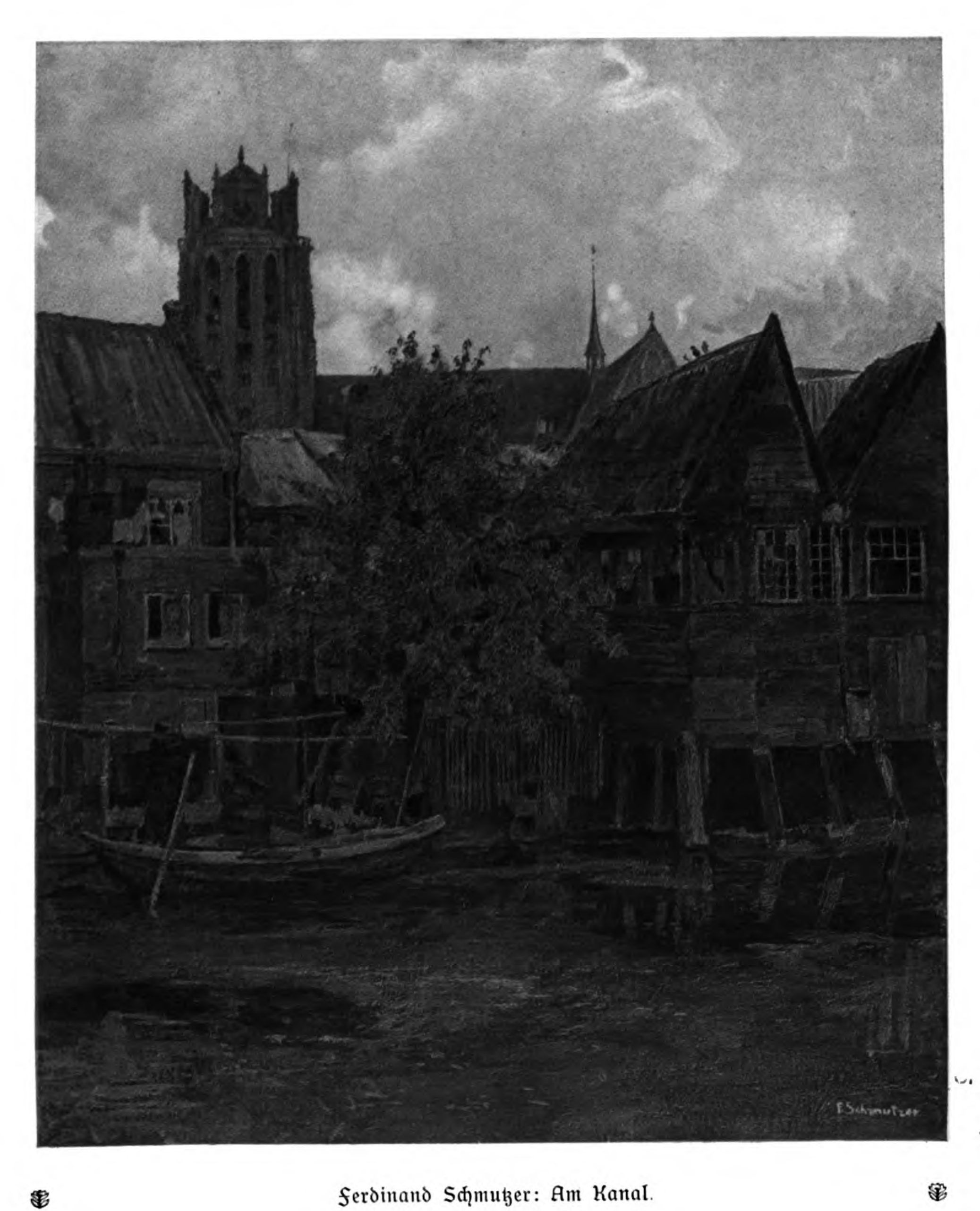
Weit abgerundeter als diese zweite ist die erste Hälfte des Romans: die Ehegeschichte der Eltern. Zwei grundverschiedene Menschen hat hier das Schicksal zusammengekoppelt: einen braven robusten Geschäftsmann und eine feine, künstlerisch veranlagte Frau. Sie führen nicht das, was die Welt eine unglückliche Ehe nennen würde, aber sie gehen jahrelang nebeneinander her nur aus Pflichtgefühl und Gewohnheit. Endlich wird ihnen ein Kind geboren, doch auch dieses Ereignis bringt die Eltern nicht wesentlich näher. Wer ist schuld daran? Karl Hartung zieht die Bilanz, und seine Rechnung stimmt wie schon so häufig: ist er nicht stets die Zuvorkommenheit, die Rücksicht, die Güte gegen seine Frau gewesen? Was sollte also fehlen? — Vor Jahren einmal hat ein paar Tage lang ein fremder Kapitän in seinem Hause verkehrt. Der las in der Seele Frau Gertruds, und sie fühlte es und hat an dieser Erinnerung lange gezehrt. Jetzt kommt ein Arzt in ihr Haus, Dr. Bormann, eine unmögliche Figur in der Gesellschaft, aber ein guter und tiefer Mensch. Ihm öffnet sie ihr kleines Tuskulum, das ihre Sammlungen beherbergt, ihm erzählt sie von ihrer Jugend, und dieser freundschaftliche Verkehr öffnet eines Abends dem Kaufmann die Augen, daß er die Seele seiner Frau, seiner Kameradin, wie er sie nennt, nie besessen hat. Zum erstenmal fragt er, in der Tiefe erschüttert, ob er sie glücklich gemacht habe. Sie beruhigt ihn, selber ergriffen, bald, und er läßt sich gern beruhigen. Er gibt die Illusion seines Lebens nicht auf, er glaubt an sein Glück bis an sein Ende und merkt nicht, daß ihm die Liebe seiner Frau doch nur aus einem edlen Mitleid geschenkt wird. Dieses blitzartige Aufzucken und Erlöschen der Erkenntnis eines im Grunde armen Lebens in der Brust dieses tüch-

tigen Mannes, den Ilgenstein manchmal unnötig tief ins Philiströse zieht, scheint mir das wertvollste in diesem Buche zu sein, das im übrigen seine stimmunghaften Schönheiten mit andern Werken unsrer Romanliteratur gemein hat.

Erlebtes — nicht Erdachtes. Das soll in höherem Sinne wohl der Ruhm jeder Geschichte sein; in wörtlicher Bedeutung beansprucht ihn der Roman aus dem russischen Volksleben „Unser Verbrechen" von Iwan A. Rodionow (deutsch von Axel Ripke; Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten & Loening; geb. 5 M.). Dieses Buch ist eine erschütternde Anklageschrift gegen die verwilderte russische Bauernjugend, die, vom Branntweingenuß vertiert, von unverstandenen revolutionären Phrasen aufgepeitscht, in Rotten durch das Land streift, johlend und prassend, raubend und mordend, während eine unter den Revolutionsstürmen liberal gemauserte Justiz in schwächlichem Humanitätsdusel oder aus andern, eigensüchtigen Gründen die arbeitsscheuen Buben laufen läßt und so den friedfertigen Bürger aufs neue ihrer zügellosen Roheit überantwortet. „Wie viele böse Menschen es doch heutzutage gibt!" seufzt eine Alte, als sie die Ermordung des guten Iwan Kiriljew erfährt. „Wenn man jetzt auf der Straße fährt, und es begegnet einem einer, denkt man gleich: Ist das nicht ein Bösewicht, wird er dich nicht totstechen? Sicher hat Gott sie wegen unsrer Sünden auf die Erde gesandt." Der Branntwein ist es, der ein tüchtiges Volk zugrunde richtet. Von der Feier Mariä Geburt in einem Dorfe heißt es: „Alle ohne Unterschied waren betrunken, mit Ausnahme der hinfälligsten Greise und der Säuglinge ... Der Polizist war betrunken, seine Gehilfen waren betrunken und auch die diensttuenden Dorfbeamten waren betrunken ... Sogar die Behörden, die dienstlich verpflichtet waren, auf Ordnung zu halten, waren, vom allgemeinen Rausch ergriffen, ebenso betrunken wie die übrigen ... Väter, die vom Branntwein vollständig vertiert waren, flößten ihren minderjährigen Kindern von diesem Gift ein und weideten sich an ihrer Betrunkenheit." Die Nacht über lärmt man und prügelt sich im Dorf und macht das Sprichwort zur Wahrheit: Ohne Tote kein Dorffest. Im heiligen Rußland ist Bauernblut billiger als Branntwein. Früher hatten diese Gesellen angst, denn man strich sie mit Ruten; jetzt fürchten sie keinen Menschen mehr, denn die Justiz ist zu milde und läßt sich von ihnen an der Nase herumführen. Man sieht, der Kosakenoberst Rodionow, der den Krieg mitgemacht und auf seinem Gute während der Bauernunruhen ausgeharrt hat, hält die liberale Wendung des heutigen Rußlands für einen verhängnisvollen Irrweg, und in der Tat, wenn man sein Buch liest, das bei allem heiligen Ingrimm den Eindruck von Übertreibungen nicht aufkommen läßt, erfaßt einen tiefes Mitleid mit einem Volk, das die verfrühte Aufpfropfung einer fremden Kultur mit Gut und Blut so übertrieben teuer bezahlen muß. Der Roman selbst ist eine breit ausgeführte Kriminalgeschichte, die den zusammenhaltenden Faden für die Schilderung der Kulturzustände abgibt. Seine Bedeutung hat das Buch als Sittenspiegel des russischen Dorflebens unsrer Zeit.

Eine Fülle der schönsten Naturbilder hat der Däne Joh. V. Jensen in einem Bändchen „Mythen und Jagden" gezeichnet (deutsch von Julia Koppel; Berlin, S. Fischer; geb. M. 3.50). Das Buch enthält nur ganz kurze Skizzen, aber keins dieser Stücke läßt sich an einer verschwimmenden Stimmung genügen. Alle steigen aus dem Lyrisch-Musikalischen zum Charakteristischen empor. Jensens Kunst offenbart sich in den „Mythen und Jagden" auf vielfache Art. In seinen Jagdskizzen vereinigt sich der leidenschaftliche Nimrod mit dem anbetenden Naturfreund. Ihm ist die Welt ein wohlvertrautes und doch wunderbares Buch. Wenig erzählt er von Menschen; wenn er es tut, wie z. B. in der umfangreicheren Skizze „Auf Schneeschuhen", so sind diese Menschen aufs innigste mit der Natur verwachsen wie die Holzhütten, in denen sie hausen, um ein paar Wintertage lang der verachteten Stadt zu entrinnen. Neben solchen Bildern aus der nordischen Heimat des Dichters finden sich andre aus Spanien, aus Indien, aus Japan, darunter Stücke von erbarmungsloser Sachlichkeit wie ein Stiergefecht oder eine Wanzenschlacht und andre voll gehobenster Poesie wie der Fehlschuß auf den Pfau im Lande Ophir oder die Schilderung des höchsten Glücks, das dem Dichter beim Anblick des Fusijama widerfahren ist: die gesegnete Erde von neuem zu erblicken, d. h. mit überraschungsfrohen Kinder- oder Kolumbusaugen. Die unvergängliche Güte und Frische dieser Welt hat Jensen mit tiefbedeutendem Humor einen alten Erdgnomen verkünden lassen, dem ein Basilisk pessimistische Klagen über die bösen Zeiten vorseufzt. Eine Schar Wildgänse zieht mit lustigem Wandergesang durch die Tauwetternacht. Da lacht der alte Gnom, so daß seine Schultern Erdstöße verursachen, und sagt zu dem Basilisken: „Ich habe lange gemerkt, daß es gejuckt hat — sieh nur mal her." Und unter den grauen Borsten auf seiner Brust wächst ein Huflattich, die erste Blume des Frühjahrs.

Als ein letztes Aufgebot seiner vor zwei Jahren ins Feld geschickten „Leute von ehedem" hat Wilhelm Münch eine Siebenzahl „Seltsamer Alltagsmenschen" zuhauf gebracht (München, C. H. Beck). Münch, dessen anmutige Gabe liebenswürdiger und doch nachdenklicher Plauderei die Leser dieser Hefte ja kennen, strebt mit diesen Charakterbildern merkwürdiger Originale nicht nach dichterischem Ruhm. Aus den Erinnerungen eines reichen Lebens sind diese



Ferdinand Schmutzer: Am Kanal.

Geschichten geschöpft und anspruchslos wie sie selber erzählt. Aber es geht ein zarter Reiz von diesen Menschen und Ereignissen einer Zeit aus, die noch nicht ganz, wenigstens nicht für jeden Vergangenheit geworden ist und die uns doch schon ein wenig fremd anmutet, weil ihr Pulsschlag ruhiger war als der der Gegenwart. Münchs Sympathien gehen mit jener Zeit des „ruhigeren und innerlicheren Dahinlebens", aber er grollt nicht mit dem Heute. Er erzählt mit Behaglichkeit von verflossenen Tagen und freut sich nur, wenn wir mit Sehnsucht an ihre trauliche Stille denken und ein wenig von ihrem Frieden mit nach Hause nehmen.

Ein altmodisches Buch hat **Anton Schott** mit seinem Roman „**Notwebers Gabriel**" geschrieben (Regensburg, Habbel; geb. 5 M). Der Verfasser schöpft den Stoff dieses wie früherer Werke aus dem bäuerlichen Leben seiner Böhmerwaldheimat. Er weiß schlicht und eindringlich zu erzählen in einem treuherzigen Chronikenstil, der, von der mütterlichen Erde der Mundart kräftig genährt, niemals als altertümelnde Biederkeitsmaske stört. Seine Charaktere sind mit klaren Strichen gezeichnet. Sie entbehren der feineren Schattierung, der satten Farbengebung, der wirkungsvollen Beleuchtung. Einfach wie sie selbst sind die Motive, die das Tun und Leiden, Hassen und Lieben dieser schweigsamen Menschen bestimmen, und so mögen sie den Leser, der in die mannigfachen Ursprünge und wechselvollen Wendungen seelischer Kämpfe durch das Auge des Dichters zu schauen liebt, wohl hier und da als eintönig und uninteressant enttäuschen. Für diese Schwäche der seelischen Analyse entschädigt nicht völlig die reicher angelegte Entwicklung des Romanhelden. Wir leben die freundlichen Kinderjahre des kleinen Weberknaben und Träumers Gabriel mit, wir folgen ihm in die Stadt, wo er, zum Pfarrer bestimmt, die Gelehrtenschule besucht, bis ihn leibliche Not in das verarmende Elternhaus zurücktreibt; wir sehen ihn dann als flinken und gewandten Burschen auf dem Zimmerplatz und als Gemeindeschreiber im Bürgermeisteramt, aber es erscheint uns in der Darstellung Schotts als eine befremdende, fast möchten wir sagen, papierne Erfindung, wenn der junge Gabriel unter die schreibenden Poeten geht, und wir versagen dem Dichter das Geleit, wenn er seinen Helden nach einer kurzen kriegerischen Episode in Bosnien und einem sich in zwölfter Stunde glücklich zerschlagenden Heiratsplan mit einer frischen Bauernwittib in die Hauptstadt schickt, ihn im letzten Kapitel nach dreijährigem Schweigen von seinen dichterischen Erfolgen brieflich berichten läßt und das Buch endlich mit der Aussicht auf die Vermählung Gabriels und seiner inzwischen genügend „gebildeten" Ziehschwester und Jugendliebe Sephi übereilig unter Dach bringt. Auch die lehrhaften Elemente des Romans: politische Exkurse, scharfe Ausführungen gegen das Duell, den Krieg und andre Übel — selbst die Erbschaftsteuer muß sich gelegentlich eine Kritik gefallen lassen —, werden nicht nach jedermanns Geschmack sein, obgleich sie dem Verfasser sicherlich am Herzen liegen, denn er will Volksschriftsteller sein und denkt an nichts weniger als rein ästhetische Ziele.

Trotz dieser Mängel nimmt man von dem Buch ungern Abschied. Man bleibt dem Notwebers Gabriel vielleicht nicht treu. Aber sein Großvater, der alte Schönberger, der seine Tochter, die Mena, wegen ihrer Heirat mit dem Weber Christoph verstoßen hat, prägt sich aufs lebhafteste ein mit seiner Dickköpfigkeit, seinem Bauernstolz, seiner derbeten Tüchtigkeit, seiner endlich erwachenden Güte. Ihm gibt die geistesverwandte Mena an Bildkraft nichts nach, wie überhaupt alle bäuerlichen Gestalten lebendig wandeln und die Charakterisierungskunst Schotts nur nachläßt, wo er in gesellschaftlich höhere Regionen steigt. So gelingt ihm trefflich der sein Unglück im Rausch ertränkende, schließlich aber zum Frieden gelangende brave Schulmeister Kalmann, während der Pfarrer des Dorfs ein kühl beratender Redner bleibt und eine Stadtdame wie die Frau des Doktors Fischer sich mit einer bloßen Statistenrolle begnügen muß. Es geht ein ernsthafter Geist durch diesen Roman, ein fröhlicher Glaube an das Gute in jedem Menschen und eine unerschütterliche Hoffnung auf den schließlich segensvollen Ausgang aller Wirrnisse dieses Lebens.

Den „**Lebenslauf eines Optimisten**" schildert **Ludwig Ganghofer** in seiner Autobiographie. Der erste Band, das Buch der Kindheit, ist kürzlich erschienen (Stuttgart, Bonz & Co.; 4 M.), und es ist eine angenehme Unterhaltung, sich von dem glücklichen Jäger- und Turnerblut des kleinen Ludwig erzählen zu lassen. Selten hat wohl ein Knabe eine freiere und glücklichere Jugend gehabt als dieses Waldkind. Die Erzählung Ganghofers geht bis zu seiner Gymnasiastenzeit und ersten Liebe. Was die nächsten Zeiten brachten, will der Dichter im Buch der Jugend schildern. Es wird die Prophezeiung erfüllen, die der Knabe sich selber gesungen hat:

> Doch neulich war's, da schrie im Wald
> Ein Guggezer, ein feiner,
> Der schrie: „Du wirst so froh und alt
> Wie unter Tausend einer!" —

Es gibt auch einen literaturfähigen, einen intelligenten, fast möchte man sagen: klassischen Blödsinn. **Palmström** heißt sein Gott und **Christian Morgenstern** sein Prophet. Alle seine heiligen und apokryphen Offenbarungen sind in ein schmales, rosarot getünchtes Bändchen eingeschlossen, auf dessen von Walser gezeichnetem Umschlag ein in unendlich tiefes Nachdenken ver-





sunkener homo sapiens sitzt, wie Walther von der Vogelweide, sein Vorfahr, Bein mit Beine deckend, im übrigen aber bebrillt, bebartet, beoberhemdet und begehrockt. Bruno Cassirer in Berlin ist begnadet worden, das Büchlein zu verlegen. Wer Palmström ist? Ein Typus, ein Unikum, ein Universalgeist, ein Individuum, ein Aristokrat, ein Prolet, ein Philister, ein Genie. Er reist mit einem Herrn von Korf in ein sogenanntes böhmisches Dorf, versteht aber, wie zu begreifen, kein Sterbenswort. Doch just dieses macht ihn blaß vor Glück, und er schreibt in seine Chronik: „Wieder ein Erlebnis voller Honig!" Palmström gründet einen Antiluftschifferverein zum Schutze des Sonnenscheins; Palmström löst die Quadratur des Theaters; Palmström — nein, diesmal ist es sein Freund Korf — erfindet eine Tagnachtlampe, die selbst den hellsten Tag in Nacht verwandelt; Palmström, um es kurz zu sagen, ist ein Dichter in Notturnos, und eins davon lautet:

Der Rock

Der Rock, am Tage angehabt,
er ruht zur Nacht sich schweigend aus;
durch seine hohlen Ärmel trabt
die Maus.

Durch seine hohlen Ärmel trabt
gespenstisch auf und ab die Maus.
Der Rock, am Tage angehabt,
er ruht zur Nacht sich aus.

Er ruht, am Tage angehabt,
im Schoß der Nacht sich schweigend aus,
er ruht, von seiner Maus durchtrabt,
sich aus.

Nun kennt ein jeder Palmström. Wer sich nichts von seiner Gesellschaft verspricht, der lasse ihn mit Freund Korf allein. Wer aber einmal erlebt hat, welche tröstende und stählende Kraft sich in der Bezähmung des Griesgrams durch Stumpfsinn verbirgt, der lade ihn sich ein. Was mancher Lyriker von heut und gestern unbewußt, das schafft er bewußt und gewollt — etwa wie sein „Wasseresel":

Der Wasseresel taucht empor
und legt sich rücklings auf das Moor.

Und ordnet künstlich sein Gebein
im Hinblick auf den Mondenschein:

So daß der Mond ein Ornament
auf seines Bauches Wölbung brennt ...

P. W.

Literarische Notizen

„Die Kulturaufgaben der Frau", ein Lebensbuch für deutsche Frauen, nennt sich eine von Prof. Dr. Jakob Wychgram herausgegebene Büchersammlung, deren erster Band, von Frau Elsbeth Krukenberg bearbeitet, die „Frau in der Familie" behandelt (Leipzig, C. F. Amelang; geb. 5 M.). Das neue Unternehmen wendet sich an alle Frauen der gebildeten Stände, junge und alte, verheiratete und unverheiratete, berufslose und im Berufe stehende. Es soll eine zuverlässige und umfassende Orientierung geben über alle Lebensverhältnisse, mit denen die Frau in Berührung kommt, und über alle Fragen, die sich für sie an diese Verhältnisse knüpfen. Um den Inhalt und Geist des ersten Bandes zu kennzeichnen, geben wir hier ein paar Stellen aus der Einführung wieder: „Es genügt heute nicht mehr, heranreifende Frauen, wie man das früher wohl tat, mit allgemeinen, ideal klingenden, der Wirklichkeit aber wenig entsprechenden Worten über Liebe und Ehe abzuspeisen. Will man unsern jungen Frauen einen Einblick geben in das für sie so besonders bedeutungsvolle Lebens- und Schaffensgebiet des Weibes in der Familie, so muß man sie mit dem Leben, wie es wirklich ist, vertraut zu machen suchen, muß trotz alles Idealismus den realen Verhältnissen Rechnung tragen. Auch die Grundbedingungen ehelichen Glücks, auch das häusliche Wirken der Frau, auch der Segen und die Sorgen der Mutterschaft müssen vorurteilslos geprüft und unsern jungen Frauen unvoreingenommen dargestellt werden." — „Echtes Eheglück ist am meisten gefährdet durch Verflachung, Veräußerlichung unsers Daseins. Wenn der eine Gatte für den andern kaum mehr Zeit übrig hat, keine Zeit, um hin und wieder in Ruhe, mit voller seelischer Konzentration mit dem andern zusammen zu sein, ein gutes Buch gemeinsam mit ihm zu lesen oder ernstere Fragen mit ihm zu besprechen, wenn der einzelne für sich selbst in der Ehe keine Stunden der Selbstbesinnung, der Selbstvertiefung mehr findet, da muß eine Ehe notwendigerweise verflachen." — „Persönlichkeiten wollen die Frauen werden, die in gereiftem Erkennen fest und sicher ihres Weges gehen. — Hüterinnen deutscher Sitte wollen sie bleiben; denn nur aus Heimatliebe und Heimatgefühl heraus erwächst wurzelechte deutsche Kultur. — Reine Liebe wollen die Frauen pflegen. Höchstes und Heiligstes soll in unserm Leben die Liebe sein. Um ihres einstigen Weibes, um ihrer einstigen Kinder willen wird in immer mehr jungen Männern die Kraft erwachsen, sich für reine Liebe zu bewahren. — Lebensdeuterin soll die Frau den Kindern sein und doch auch Pflegerin ihrer Phantasie, ihres Glaubens an alles Hohe und Schöne." —

Im Anschluß an den Aufsatz von Professor Gustav Roloff in diesem Heft möchten wir auf zwei neue Biographien der Königin Luise hinweisen, die die Gedächtnisfeier des hundertsten Todestages der edlen Frau vertiefen können. Beide schöpfen mit Sorgfalt aus den neusten Forschungen, vor allem aus denen von Paul Bailleu; beide haben den Ehrgeiz, die wertvollen

Resultate dieser Studien in geschmackvoller Form der Allgemeinheit zugänglich zu machen und so von der volkstümlichsten deutschen Fürstin ein volkstümliches, aber historisch echtes Lebensbild zu entwerfen. Das eine dieser Bücher nennt sich kurz und prägnant „Die Königin“ und hat zum Verfasser Theodor Rehtwisch. Es ist mit zwei farbigen Kunstbeilagen und dreizehn Einschaltbildern, durchweg nach zeitgenössischen Porträts, geschmückt und im Verlage dieser „Monatshefte“ erschienen (geb. M. 3.50). Diese sachlichen Angaben mögen genügen; für den Geist des Buches zeugt der Name des Verfassers, der schon in mehreren größeren Werken aus der Revolutionszeit und den napoleonischen Kriegen seine glückliche Gabe erwiesen hat, historische Gründlichkeit mit flüssiger Darstellung, warmes Vaterlandsgefühl mit verständnisvoller Achtung vor dem Gegner zu vereinigen. Das andre Buch, von Oskar Brüssau (Hamburg, Schloeßmann), betont die volkserzieherische Bedeutung Luises lebhafter als Rehtwisch, der es liebt, die großen welthistorischen Zusammenhänge und Kontraste in scharfer Beleuchtung zu zeigen. Brüssau erzählt einfach und schlicht, ohne rhetorisches Pathos, nicht mit flammender, aber mit tiefer Liebe zu seiner Heldin und unserm Vaterlande. So wird das fahnendurchflatterte und von kriegerischen Klängen freudig widerhallende Buch von Rehtwisch unter seinen jungen Lesern vielleicht am stärksten die Jünglinge und Knaben um sich sammeln, während die gehaltenen und milderen Töne der Brüssauschen Darstellung, hier und da etwas matt, am leichtesten die Mädchen gewinnen werden.

Unsre Mundarten, ihr Werden und Wesen von Oskar Weise (Leipzig, Teubner; geb. M. 2.40). Ein Gegenstück und eine Ergänzung zu dem weitverbreiteten Büchlein „Unsre Muttersprache. Ihr Werden und Wesen“ von demselben Verfasser (ebenda; 7. Aufl.), gleich frisch geschrieben und gleich verdienstvoll. Was dort und in der „Ästhetik der deutschen Sprache“ nur gestreift werden konnte, das kräftige, unsre Schriftsprache verjüngende und bereichernde Leben unsrer Mundarten, findet hier seine eigne zusammenfassende Darstellung, die nicht eigentlich wissenschaftliche Zwecke verfolgt, aber doch auf fester wissenschaftlicher Grundlage ruht. Durch tiefere Erkenntnis und Würdigung der Sprache die Liebe für sie und die Pflege ihrer Schönheiten zu stärken — das ist auch hier Weises letztes Ziel. Über dem rein praktischen Zweck (Was ist falsch? Was ist richtig?) steht der ästhetische (Was ist schöner? Was ist anschaulicher und bezeichnender? Was ist lebensvoller?). Es leuchtet ohne weiteres ein, daß dafür aus den Mundarten unendlich viel gewonnen werden kann. Namentlich der Abschnitt „Wie die Mundart altes Sprachgut fortführt“ ist hierfür lehrreich. So reich und zugleich allgemeinverständlich ist der weitschichtige, zum Teil schwierige, aber immer dankbare Stoff wohl noch nicht behandelt worden, jedenfalls nirgend so geschmackvoll, so beseelt, mit so viel Sinn für das unmittelbare Leben und daher so anregend. Ja, geradezu zeitgemäß muß man dies Buch nennen. Denn aus der Verachtung, mit der man dereinst die Mundarten abzutun liebte, ist eine noch immer steigende Hochschätzung und Bevorzugung geworden: im Satzbau, in der Wortwahl, in der Bilderprägung. Weise setzt zur Kennzeichnung des volkstümlichen Stils eine Anzahl von neuhochdeutschen Schriftwendungen neben die entsprechenden der altenburgischen Mundart, z. B. neuhochdeutsch: „Schlimmstenfalls werde ich mich genötigt sehen, mein Haus zu verkaufen“; volkstümlich: „Wenn alle Stricke reißen, muß ich mein Haus verkaufen“. Kann es einen Zweifel geben, wo hier der prägnantere und sinnlichere Ausdruck liegt?

Länger als fünfzehn Jahre hat das altbekannte und vortreffliche Deutsche Wörterbuch von Fr. L. K. Weigand auf dem Büchermarkt gefehlt. Jetzt erscheint es, herausgegeben von Prof. Hermann Hirt und vollständig neu bearbeitet von diesem, Prof. Karl von Bahder und Karl Kant in fünfter Auflage (Gießen, Töpelmann; 12 Lieferungen zu je 12 Bogen je M. 1.60; Gesamtpreis des ungefähr 1200 Seiten betragenden Werkes etwa 19 M.). Das Buch wendet sich in gleicher Weise an den Sprachgelehrten, dem so umfassende und teure Werke wie das Grimmsche Wörterbuch nicht immer gleich zur Hand sind, wie an den weiten Kreis jener Gebildeten, die ein Gefühl für den lebendigen Geist der Sprache haben und aus ihrer Geschichte ein tieferes Verständnis für deutsche Art zu schöpfen wissen. Es gibt zunächst bei jedem Wort die sachliche Bedeutung in ihren verschiedenen Schattierungen an, blickt dann zurück auf die mittel- oder auch althochdeutsche Form des behandelten Wortes, hält Umschau nach Verwandten in germanischen und andern Sprachen und führt endlich in den meisten Fällen den frühsten Beleg in der Literatur auf. Ein unterscheidender Vorzug des Werkes vor allen übrigen deutschen Wörterbüchern besteht darin, daß bei Weigand auch die Fremdwörter aufgenommen sind. Gerade hier sind die Belege, wann solche Eindringlinge zuerst auftreten, von besonderm Wert. Für eingehende Studien werden die Hinweise auf die gelehrte Fachliteratur gute Dienste leisten. —

Kants Lehren, zumal seine großartige Sittlichkeitsphilosophie auch dem ungelehrten Laien zugänglich zu machen, ist die Aufgabe eines kleinen schmächtigen Bändchens, in dem Dr. Felix Groß aus den Briefen, Schriften und mündlichen Äußerungen des Philosophen eine populäre



Darstellung der Kantischen Welt- und Lebensanschauung aufbaut (Berlin, Reichel & Ko.; kart. 3 M.). Die Versuche, die bisher dies Ziel anstrebten, sind fehlgeschlagen. Dieses Kant-Brevier nun möchte durch geschickte Auswahl und Zusammenstellung Kant für Kant selbst zeugen und werben lassen. Es bietet deshalb nur leichtverständliche Originalstellen, aber doch solche, die in den Kern der Lehre dringen. Ein kurzes Schlußwort gibt den Überblick über das architektonische Ganze der Kantischen Weltanschauung, ihren Zusammenhang mit seiner Persönlichkeit und seinem Schicksal.

„Ist das ‚liberale‘ Jesusbild widerlegt?“ Unter diesem Titel läßt Prof. Heinrich Weinel in Jena, dessen Standpunkt zur Jesus-Frage und Jesus-Bewegung unsre Leser aus dem im Maiheft erschienenen Aufsatz kennen, eine neue Schrift erscheinen (Tübingen, J. C. B. Mohr), die eine Antwort an seine „positiven“ wie an seine radikalen Gegner darstellt, besonders aber auf Drews' Buch „Die Christusmythe“ eingeht. Weinel stellt hier alles Erhebliche zusammen, was von orthodoxer wie von radikaler Seite gegen das Jesusbild der wissenschaftlichen Theologie in den letzten Jahren vorgebracht worden ist, und prüft es auf die Frage hin, was daran wertvoll und stichhaltig. Wichtig ist der praktische Anhang: „Mit welchen Gründen Drews kämpft und wie man ihm entgegentreten kann.“ Hier ist namentlich für Pfarrer, die zu Äußerungen herausgefordert werden, das theologisch wissenschaftliche Rüstzeug zusammengestellt, das in Vorträgen und Debatten auch bei einem großen Publikum auf Verständnis und Wirkung hoffen darf. —

Henrik Ibsens Werke in Einzelausgaben. (22 Bände, davon 17 zu je 50 Pf., 5 zu je 1 M.; S. Fischer Verlag, Berlin.) — Wer Ibsens Gesamtwerk in den großen Ausgaben nicht kaufen kann oder will, hat nunmehr Gelegenheit, die Dichtungen, die er besonders schätzt, gesondert zu erwerben, in meisterhaften Texten, mit den Einleitungen Paul Schlenthers, Julius Elias' und Roman Woerners. Für die Übersetzungen war die letzte revidierte Form maßgebend, die in der „Volksausgabe“ enthalten ist. Die Einführungen derselben Volksausgabe aber sind für jedes einzelne Werk erweitert und mit Hinzuziehung der „Nachgelassenen Schriften“ auf den jüngsten Stand der Forschung gebracht worden. Die deutschen Bühnen sind jetzt in der Lage, das Material der besten Übersetzungen auf leichtere Art zu beschaffen und so ihre Ibsendarstellungen in einer Sprache zu bringen, die des Dichters würdig. Da Ibsens Werke allmählich auch in die Lektüre unsrer höheren Schulen Eingang finden (zumal „Stützen der Gesellschaft“, „Volksfeind“ und „Klein Eyolf“), so hat man auf die Benutzung der einzelnen Bände als Schulausgaben gebührend Rücksicht genommen.

Die in diesem Heft in einem eignen Aufsatz gewürdigte Fischersche Ausgabe von Gustaf af Geijerstams gesammelten Romanen (Berlin, S. Fischer; geb. 15 M.) enthält im ersten Bande außer dem Porträt des Dichters und der Einleitung von Friedrich Düsel die Erzählungen „Auf der letzten Schäre“, „Das Geheimnis des Waldes“, „Kristins Myrte“, „Sammel“, „Alte Briefe“, „Frau Gerdas Geheimnis“; im zweiten: „Das Haupt der Medusa“, „Die Komödie der Ehe“; im dritten: „Das Buch vom Brüderchen“, „Frauenmacht“; im vierten: „Karin Brandts Traum“, „Gefährliche Mächte“; im fünften: „Die Brüder Mörk“, „Die alte Herrenhofallee“. Der Frau und ihrem Heiligtum, der Ehe, kann keine zartere und edlere Huldigung dargebracht werden als diese.

Der in Westermanns Monatsheften (Februar 1910) erschienene Aufsatz des Grafen Karl Klinkowstroem in München über die Wünschelrute ist einem außerordentlichen Interesse begegnet. Da wird allen denen, die jenem Aufsatz Anregung und Aufklärung verdanken, der Hinweis auf eine bei Eugen Diederichs in Jena erschienene Schrift von Dr. Georg Rothe erwünscht sein, die u. a. auch Klinkowstroems Forschungen benutzt („Die Wünschelrute“; br. 2 M.). Rothe setzt das Beginnen seiner Vorgänger fort, wie den Hypnotismus, die Suggestion, die Telepathie und andre „okkulte“ Tatsachen so auch das Phänomen der Wünschelrute von dem Übernatürlichen zu befreien, und versucht, ihre Erfolge vom Standpunkt des Physikers, Physiologen und Psychologen wissenschaftlich zu erklären. Dabei stützt er sich hauptsächlich auf die Strahlenentdeckungen Reichenbachs, Becquerels, Curies u. a.

Mitteilung. — Die Wiedergabe des Schumann-Bildnisses auf S. 484 des Juliheftes nach einer Zeichnung von Bendemann ist mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl in München erfolgt, in dessen Verlage das Bild erschienen ist.



Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertreter und verantw. Redakteur für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 1. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Nikolaus Schattenstein: D[illegible]

[illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] fort. [illegible] Stoff [illegible] Mann [illegible] [illegible] und Zu- sammen[illegible] [illegible] [illegible] und werden [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die in [illegible] [illegible] [illegible] wert [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zu- sammenhang mit [illegible] [illegible] Schädel!

„[illegible] Zeit [illegible] wider- legt?“ [illegible] Prof. Heinrich [illegible] in Jena, [illegible] [illegible] zur Jesus- [illegible] und [illegible]-Bewegung [illegible] [illegible] [illegible] im März [illegible] [illegible] [illegible] eine neue Schrift [illegible] [illegible] [illegible], die eine [illegible] an [illegible] „[illegible]“ [illegible] [illegible] seine [illegible] [illegible] [illegible], besonders aber [illegible] [illegible] „Die [illegible]“ [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] alles [illegible] zusammen, was [illegible] [illegible] [illegible] gegen das [illegible] [illegible] der [illegible] Theologie in den letzten Jahren [illegible] worden ist, und [illegible] [illegible] [illegible] was [illegible] wert- voll und [illegible]. [illegible] ist der [illegible] Anhang „[illegible] [illegible] [illegible] Drews kämpft und wie man ihm entgegentreten kann.“ [illegible] ist namentlich für [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] aufgefordert werden, das [illegible] [illegible] wissenschaft- liche [illegible] zusammen[illegible], das in Vorträgen und [illegible] auch bei einem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] darf. —

Henrik Ibsens Werke in Einzelaus- gaben. ([illegible] Bände, [illegible] zu je [illegible] Pf., [illegible] zu je 1 Mk. [illegible] Verlag, Berlin.) — Wer Ibsens Gesamtwerk in den großen Aus- gaben nicht kaufen kann oder will, hat nunmehr Gelegenheit, [illegible] [illegible], die er besonders schätzt, gesondert zu erwerben, in [illegible] Texten, mit den Einleitungen Paul Schlenthers, Julius Elias' und Roman Woerners. Für die Übersetzungen war die [illegible] [illegible] Form maßgebend, die in der „Volksausgabe“ enthalten ist. Die Einleitungen derselben [illegible] [illegible] [illegible] und für jedes einzelne [illegible] erweitert und mit Hinzufügung der „Nachgelassenen Schrif- ten“ auf den [illegible] Stand der Forschung ge- bracht worden. Die [illegible] [illegible] sind jetzt in der Lage, das Material [illegible] [illegible] [illegible] auf leichtere Art zu [illegible] [illegible] ihre Aufführungen in einer [illegible] [illegible] [illegible] des Dichters würdig. Da [illegible] [illegible] auch in die Lektüre unserer [illegible] Schulen Eingang finden ([illegible] [illegible] [illegible]“, „[illegible]“ und „[illegible]“, [illegible] auf die Benutzung der einzelnen [illegible] die [illegible] gebührend Rücksicht [illegible].

Die in diesem Heft in einem [illegible] [illegible] gewürdigte [illegible] Ausgabe von [illegible] Gerstäckers gesammelten Romanen [illegible] [illegible] [illegible] geb. 15 Mk. [illegible] [illegible] Bande außer dem Porträt des Dichters [illegible] Einleitung von Friedrich Düsel die Erzählungen „Auf der [illegible] Schäre“, „Das Geheimnis [illegible] [illegible]“, „[illegible] Myrte“, „Sammet[illegible]“ [illegible] [illegible]“, „Frau [illegible] Geheimnis“; [illegible] [illegible] „Das Haupt der Medusa“, „Die [illegible] der Ehe“; im dritten: „Das Buch vom [illegible]“, „Frauenmacht“; im vierten [illegible] Brandts Traum“, „Gefährliche Mächte“; [illegible] fünften: „Die Brüder Mörk“, „Die alte [illegible] [illegible]“. Der Frau und ihrem Heiligtum, [illegible] [illegible], kann keine zartere und edlere [illegible] dargebracht werden als diese.

Der in Westermanns Monatsheften ([illegible] 1910) erschienene Aufsatz des Grafen Karl [illegible] [illegible] in München über die Wünschel- [illegible] ist einem außerordentlichen Interesse begegnet. Da [illegible] allen denen, die jenem [illegible] [illegible] und Aufklärung verdanken, der [illegible] [illegible] eine bei Eugen Diederichs in Jena [illegible] neue Schrift von Dr. Georg Rothe erwünscht sein, die u. a. auch Klinckowstroems [illegible] benutzt („Die Wünschelrute“; [illegible] [illegible] [illegible] setzt das Beginnen seiner Vorgänger [illegible] wie den Hypnotismus, die Suggestion, die [illegible] pathie und andre „okkulte“ Tatsachen [illegible] das Phänomen der Wünschelrute von dem [illegible] natürlichen zu befreien, und versucht, [illegible] vom Standpunkt des Physikers, [illegible] [illegible] Psychologen wissenschaftlich zu erklären. [illegible] stützt er sich hauptsächlich auf die Strahl- [illegible] [illegible] Reichenbachs, Becquerels, Curies [illegible]

✦

Mitteilung. — Die Wiedergabe des [illegible] mann-Bildnisses auf S. 484 des JulIheftes [illegible] einer Zeichnung von Bendemann ist mit [illegible] nehmigung von Franz Hanfstaengl in Mün[illegible] erfolgt, in dessen Verlage das Bild erschienen [illegible]



Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Dr. Richard [illegible] in Wien [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Robert [illegible] in Wien I. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in [illegible]





Nikolaus Schattenstein: Die Gratulantin.



Das Rätsel von Zwergrode

Novelle von Georg von der Gabelentz

II (Schluß)



Tage und Wochen vergingen. Sie trugen alle das gleiche Antlitz zur Schau. Herr von Herseelen verließ am Tage nur für wenige Stunden Bibliothek und Arbeitszimmer, und wenn Ines hin und wieder mit leichtem Schmollen ihn schalt, daß er sie so viel allein ließe, wußte er immer irgendeinen Grund für sein Wühlen in alten Papieren und seine Beschäftigung mit Pulvern und Chemikalien zu geben. Freilich über seine Erfindung, von der er sich einen so großen Wert für das Heil der Menschen versprach, bewahrte er tiefes Stillschweigen, was Ines sich mit der Gewissenhaftigkeit des Gelehrten erklärte, der nicht vorzeitig ein unvollendetes Werk verraten will. Nur von seinen andern Arbeiten ließ er ab und zu etwas verlauten. Sie waren teils allgemein literarischer Art, teils beschäftigten sie sich mit der Geschichte seiner Familie.

Selbst die sonnigsten Herbsttage lockten den Baron nicht heraus.

Um so eifriger und lieber durchwanderte die junge Frau Park und Wald, und die andauernd schönen Wochen, die dem regnerischen Tage ihres Einzugs gefolgt waren, zogen sie ebenso ins Freie, wie die eingeschlossene Luft und die Kühle des Hauses ihr den Aufenthalt in den Zimmern unerträglich machten. Meist allein, zuweilen aber auch in Begleitung Juliettes unternahm Ines Entdeckungsfahrten, und sie machte dabei die eigentümliche Erfahrung, daß die Müdigkeit und Unlust, die in den Räumen des Herrenhauses sich hemmend um ihre Bewegungen und selbst um ihren Willen legten, unter dem Einflusse der frischen Luft, der Sonne und des Windes stetig abnahmen, je weiter sie ihre Wege in Wald und Flur ausdehnte.

Eines Tages entdeckte Ines auf einem Hügel einen von alten Linden überwölbten Platz. Eine Moosbank stand dort, und zwischen den vom Winde gewiegten entlaubten Ästen der Eichen, Buchen und Eschen sah man auf den Spiegel eines kleinen Sees, in dessen zitternden Wellen sich vom jenseitigen Ufer der ernste Kranz der Fichten als dunkle zackige Wand abzeichnete. Rings war es still, weder von der Landstraße noch auch vom Gutshof drang Wagenrasseln, Menschenstimmen oder Gebrüll von Vieh bis hierher, dichtes Unterholz schloß den Platz von der Außenwelt ab, und wenn man sagte, daß dieser Hügel eigentlich ein vor undenklichen Zeiten errichtetes Heldengrab sei, so mochte der Schlafende sich gewiß dort seiner Ruhe und Einsamkeit freuen.

Die junge Frau wählte fortan mit Vorliebe gerade diesen Platz als Endziel ihrer Wanderungen. Nirgend sonst ward es ihr so frei ums Herz wie hier, nirgend empfanden ihre Schultern so wenig wie hier die dumpfe Last, die im Zwergroder Herrenhause auf sie drückte.

Ines konnte sich nicht mehr darüber täuschen, daß ihre Natur, seit sie Herrn von Herseelens Gattin geworden war, eine leise, aber doch bemerkliche Wandlung erlitt. Sie

war zu mutig und zu offen gegen sich selbst, um einen Versuch zu machen, sich zu täuschen oder solchen Dingen nicht in die Augen zu sehen. Juliette brauchte es ihr nicht erst mit besorgten Mienen zu sagen, ihr Spiegel zeigte es ihr zu deutlich, daß ihre Züge einer Veränderung unterlagen. Ihre Augen hatten nicht mehr das Frische und Übermütige, das sie noch vor wenigen Wochen gehabt hatten, ihre Wangen sanken ein, und eines Morgens zog Juliette beim Kämmen graue Fäden aus den Haaren ihrer jungen Herrin.

Ines fand, daß sie zu altern anfing, plötzlich ohne jeden Grund, ohne greifbare Ursache, im Laufe von wenigen Wochen, in einer Spanne Zeit, die sonst auf den Gesichtern der Menschen, sofern nicht Krankheit oder Unglück an den Quellen ihres Lebens gesogen haben, keine Spuren zu hinterlassen pflegt.

Wenn sie, heimgekehrt von ihren Spaziergängen, vor den Spiegel trat, die vom Wind in Unordnung gebrachten Locken zu kämmen, waren diese Veränderungen in ihrem Antlitz kaum zu merken, wohl aber, wenn sie längere Zeit daheim gesessen hatte. Und sie beobachtete, daß der häßliche Wechsel im Ausdruck ihrer Züge sich um so deutlicher ausprägte, je heißer sie ihren Gatten geküßt, oder je länger er neben ihr gesessen und zärtlich ihre Hand in der seinen gehalten hatte.

Ines schob das auf das Dumpfe und Düstere des Zwergroder Hauses, auf seine Lage inmitten von Wiesen, Teichen und weiten Wäldern, aber auch auf das sonderbare Wesen ihres Mannes, das von Tag zu Tag zuzunehmen schien, je länger sie in der Abgeschiedenheit des Gutes hausten.

Die Einsamkeit und Stille des Herrenhauses und die herbstliche, von keinem Vogellaut gestörte Ruhe des Parkes, die Öde seiner so abscheulich geführten Wege und Hecken hatten etwas Beklemmendes. Es war Ines, als hafte auch an ihnen noch etwas Geheimnisvolles, vielleicht ein Bestandteil, ein unwägbarer Rest vergangener Zeiten und toter Menschen. Umgaben sie doch davon überall noch die unverwischbaren Zeichen. Nicht an den Bildern im Saal allein klebte das Unbegreifliche, an diesen Damen und Herren in vergessenen Trachten mit dem gemachten Lächeln und den stets gleichmütig hochfahrenden Blicken, es sprach aus den verschossenen Möbeln, auf denen die Toten gesessen, aus den Betten, in denen sie geruht, aus dem Familiensilber, dem Porzellan, den alten Gläsern, Tassen und Tellern, von denen sie gegessen und getrunken hatten. Ihr Atem schien noch immer in all den verschlossenen Räumen zu schweben, der letzte Ton ihrer Stimmen noch zu klingen, wie die Tapeten, die Stoffe, die Möbel, die Wände und Dielen selbst noch etwas von dem Geruch ihrer längst vermoderten Leiber bewahrten.

Während Ines eines Tags auf der Moosbank am See über diese Dinge grübelte, kam ihr das Zimmer ihrer verstorbenen Vorgängerin in den Sinn und eine Bemerkung Juliettes über deren frühen Tod. Jean hatte dem Mädchen erzählt, die damalige Frau seines Herrn sei schon nach den ersten Tagen ihres Aufenthalts in Zwergrode von einer schrecklichen, den Ärzten unbekannten Krankheit befallen worden, sie habe stundenlang am Tage geschlafen, und wenn sie dann erwacht sei, sei sie stets sofort in Park und Wald entflohen, als könne sie sich nur im Freien wohl und gesund fühlen. Draußen nur habe sie die rote Farbe ihrer Wangen wiedererhalten und den Gang und die Haltung einer noch jungen Frau. Sobald sie aber das Haus betreten hätte, hätte sie sogleich um zehn Jahre älter ausgesehen.

Dieser schleichenden Krankheit gegenüber waren alle Mittel wirkungslos geblieben; die Frau war ihr nach qualvollen Monaten erlegen. Kein Arzt hatte helfen können.

Gewiß hing das alles nur mit jenem Hauch der Vergangenheit zusammen, der aus allen Räumen des Hauses wehte. Die Geister der Toten zehrten an den Lebenden.

Ines aber war nicht die Frau, ohne weiteres vor solchen Phantomen zurückzuweichen, und sie hoffte, ihrer Liebe werde es gelingen, den Gatten zu einer geselligeren und weniger sonderbaren Lebensführung zu bringen und das alte Herrenhaus von Zwergrode durch allerlei bauliche Veränderungen von den darin hausenden Geistern der Vergangenheit zu befreien. Sollte ihr das aber nicht möglich sein, so war sie entschlossen, darauf zu dringen, daß ihr Gatte einige Monate wenigstens mit ihr in der Stadt zubringe.

Ines hatte, solchen Gedanken nachhängend, eine Weile unter den Linden gerastet, dann erhob sie sich und wanderte mit ruhiger Zu-

versicht tiefer in den Wald hinein. Ohne auf den Weg zu achten, verlor sie sich im hohen Tannenholz und folgte den Spuren eines vielfach gewundenen Fußpfades, der sie unvermutet vor die Schwelle einer Köhlerhütte leitete. Da sie im ungewissen über die Richtung war, die sie für den Heimweg einschlagen mußte, trat sie in die Tür der Hütte, um sich von den Köhlersleuten zurechtweisen zu lassen.

Wie erstaunte sie aber, als sie im dunklen und niedern Flur nicht der rußigen Gestalt eines Meilerknechts, sondern einem stattlichen Herrn in grünem Jagdrock, gelben Gamaschen und einem über der rechten Schulter hängenden Gewehr begegnete, der bei dem unvermuteten Erscheinen der jungen Frau mit liebenswürdiger Verbeugung den Hut zog und einen Schritt auf sie zutrat. In diesem Augenblick trieb der Wind eine vor der Sonne lagernde graue Wolke zur Seite, so daß ein heller Strahl durch die Tür der Köhlerhütte und gerade auf Gestalt und Antlitz des fremden Jägers fiel. Befremdet schaute Ines auf dessen männliches, von Sonne und Luft gebräuntes Antlitz, und sie fand anfangs nicht den Mut, ihre Frage nach dem Rückwege zu wiederholen, als sich ihr Gegenüber mit dem Namen Leopold von Assem zu erkennen gab. Jetzt erst entsann sich die junge Frau, daß ihr Gatte ihr flüchtig von Herrn von Assem als dem nächsten Gutsnachbarn gesprochen, wobei er ihr freilich verschwiegen hatte, daß Leopold von Assem für den liebenswürdigsten und schönsten Kavalier der Gegend gehalten wurde, um dessen Namen sich trotz seiner Jugend schon ein Kranz von lustigen Abenteuern flocht.

Nach den ersten Worten der jungen Frau erriet Assem mit leichter Mühe, wen er vor sich habe. Er erklärte, daß er glücklich sei, in der Behausung seines Knechtes, die er auf einem Jagdstreifzug habe revidieren wollen, auf so überraschende Weise die Bekanntschaft der schönen Nachbarin gemacht zu haben, und daß er es nunmehr für seine Pflicht halte, sie durch den Wald wenigstens bis an die Grenze des Zwergroder Parks zu geleiten.

Schweigend schritten sie anfangs eine Weile nebeneinander her, dann begann Assem teilnehmend zu fragen, wie es der jungen Frau in Zwergrode gefalle, wobei Ines in der Art, wie er diese Frage aussprach, etwas mehr zu hören meinte als gewöhnliche Neugier. Sie blieb darum einen Augenblick lächelnd stehen, brach einen kleinen Ast von einem Busche, steckte ihn spielend zwischen ihre Lippen und fragte, den Kopf mit einer übermütigen Bewegung zurückwerfend: „Warum fragen Sie das? Weshalb sollte es mir in Zwergrode nicht gefallen?"

Herr von Assem war gleichfalls stehen geblieben, und seine blauen Augen, die eben noch hell und lustig über den Herbstwald hingeglitten waren, blickten mit einemmal ernst auf das Antlitz der jungen Frau. Er überlegte eine Weile, dann erwiderte er ausweichend: „Ach, ich weiß nicht — nein wirklich, es entfuhr mir nur so."

„Nein, Sie wollen Ausflüchte machen und sollen mir's offen sagen," bat Ines, nun ernster werdend.

„Mein Gott, ich habe mir wirklich nichts Besonderes dabei gedacht. Aber wissen Sie, für uns Nachbarn ist nämlich Zwergrode so etwas wie ein Geheimnis, ein ungelöstes Rätsel."

„So? Wirklich?" Ines fragte nicht weiter und setzte ihren Weg fort. Aus einem gewissen Trotz wollte sie nicht in ihren Begleiter dringen, obgleich ihre Neugier geweckt war. Nach einiger Zeit sagte sie obenhin mit einem leichten Schürzen der roten Lippen: „Man beschäftigt sich also viel mit meinem Manne?"

„Ja! In der Tat. Selbst das Gericht hat einmal —"

„Abscheulich! Weil mein Mann anders ist als die Herren, die sonst hier herum wohnen mögen, braucht man das noch nicht rätselhaft oder absonderlich zu finden," fuhr die junge Frau auf.

Herr von Assem fühlte, daß er unvorsichtig gewesen war, und erwiderte nichts. Er zuckte die Achseln, als lohne es nicht, sich über Dinge, die man von so verschiedenen Seiten betrachten konnte, zu ereifern. Mit Gewandtheit lenkte er das Gespräch auf andre Bahnen und erkundigte sich zum Schluß nach den Interessen seiner Begleiterin.

„Lieben Sie die Musik, gnädige Frau?"

„Oh sehr, und es gibt niemand, den ich lieber hörte, als meinen Mann!"

„Ja, er ist ein ausgezeichneter Geigenspieler! Man sagt, daß er einmal einem ersten Meister vorgespielt und daß dieser laut applaudiert hat."

Dies Lob freute Ines, und die ehrliche Überzeugung, mit der Assem es aussprach, näherte sie unwillkürlich dem jungen Manne wieder. Nun glitten ihr die Worte leichter von den Lippen, und bald flog die Unterhaltung der beiden in lebendiger Weise hin und wieder, wobei sie ganz vergaßen, daß sie sich eben erst und auf so wenig förmliche Weise kennen gelernt hatten.

Als vor ihnen die Mauer des Zwergroder Parks aus dem Unterholz des Waldes trat, blieb Ines stehen, wandte sich ihrem Begleiter zu und streckte ihm die Hand hin. „Dank für Ihre Begleitung, Herr von Assem! Ich finde jetzt leicht allein nach Hause, und Sie müssen nun meinetwegen einen weiten Weg machen. Vielen Dank!"

Assem lehnte artig jeden Dank der jungen Frau ab und versicherte, daß es ihm eine Freude gewesen sei, der Gattin seines Nachbarn einen kleinen Dienst zu erweisen. Er hätte nur zu gern hinzugefügt, daß er nichts mehr wünschen könne, als Ines noch öfter im Walde zu begegnen und sie geleiten zu dürfen, wagte aber nicht, so unverhohlen seine Wünsche zu äußern, und verabschiedete sich. An der nächsten Biegung des schmalen Waldpfades aber blieb er stehen, lehnte sich an den Stamm einer Buche und schaute sich um. Ines war schon verschwunden, aber seine Erinnerung zauberte ihm ihre Gestalt und den Klang ihrer Worte zurück, und noch einmal durchlebte er in Gedanken die flüchtige Stunde des Beisammenseins.

Diese unerwartete Begegnung mit dem jungen Manne hatte aber auch Ines in angenehmer Weise aus dem Kreise wunderbarer und fremder Empfindungen herausgeführt, der sich in Zwergrode um sie schließen zu wollen schien, und als sie die Stufen der Treppe emporschritt, um ihr Zimmer zu gewinnen, stand es bei ihr fest, daß sie ihren Mann bitten wollte, die Nachbarn einmal nach Zwergrode einzuladen.

Herr von Herseelen zeigte sich anfänglich wenig erfreut über die Absicht seiner Frau, die Ruhe des einsamen Hauses durch den Lärm geselliger Vergnügungen zu unterbrechen. Als ihm Ines ihren Wunsch bescheiden zwar, doch nicht ohne Festigkeit auseinandersetzte, runzelte er die Stirn und begann im Zimmer auf und nieder zu laufen, wobei er mit heftigen Armbewegungen und unwilligem Kopfschütteln ein über das andre Mal ausrief: „Diese verfluchte Art der Weiber! Diese verfluchte Art der Weiber! Sie wollen sich zeigen, sie wollen sich von allen bewundern lassen! Hast du etwa nicht mich geheiratet? Bist du nicht glücklich hier? Was braucht's da der unbequemen Zeugen? Nein, nein! Was gehen uns die Nachbarn an!"

„Mein Lieber," entgegnete Ines ruhig, „du bringst Stunden, Tage, Wochen fast ganz bei deinen Arbeiten zu, das unterhält dich! Ich aber habe nichts dergleichen, und es langweilt mich, immer allein zu sitzen oder Juliettes Klatsch anzuhören. Ich will auch mal einen deiner Nachbarn sehen. Da ist zum Beispiel Herr von Assem —"

Der Baron unterbrach seine Wanderung durchs Zimmer und kehrte sich mit einer jener ruckartigen Bewegungen um, die ihm eigen waren, und die den Eindruck erweckten, als gehorchten seine Glieder verborgenen Fäden wie die Arme und Beine gewisser hölzerner Puppen.

„So, Assem?" rief er. „Ein junger Fant, der im Heere rauhe Sitten gelernt hat! Ein Courmacher der Damen! Gerade an dem liegt mir nichts! Das wäre mir der Rechte!"

Ines hatte ihrem Gatten ihre Begegnung im Wald erzählen wollen, nun aber schwieg sie darüber, doch ohne sich durch das Poltern ihres Mannes einschüchtern zu lassen, und sie blieb zum Schluß Siegerin. Ihr Gatte versprach, die Nachbarschaft einzuladen, und es wurde Tag und Stunde festgesetzt. Um alles übrige aber durfte sich Ines nicht kümmern, das wollte er ganz allein anordnen und auf seine Art und nach seinem Geschmack ins Werk setzen.

Der Festtag war da. Schon hatte Ines gefürchtet, daß sie sich an seinem Morgen nicht werde aus dem Bett erheben können, denn die sonderbare Mattigkeit, die sie seit einiger Zeit befallen hatte, dieses allmähliche Versagen aller Kräfte war noch immer nicht von ihr gewichen; ja, es schien, als nehme jeder neue Tag immer wieder ein Stück ihrer Gesundheit mit sich. Sie schob diese seltsame Erscheinung auf ihr untätiges Verweilen in den Räumen des alten Hauses, doch nicht, ohne sich darüber klar zu sein, daß dieses stundenlange traumhafte Hindämmern auf ihrem Bett oder irgendeinem Stuhle nicht angeborener Bequemlichkeit, sondern eben ihrem krankhaften Zustand entspringe. Nur der Aufenthalt an der frischen

Luft und ihre Spaziergänge im Park flößten ihr immer von neuem Kräfte und Wohlbehagen ein, und dieses steigerte sich auch heute noch, je weiter ihr Weg sie von Zwergrode entfernte.

Der Baron seinerseits blieb diesen krankhaften Erscheinungen gegenüber nicht gleichgültig. Er nahm regen Anteil an dem Befinden seiner Frau und beobachtete den Ausdruck ihr matten Augen und die Blässe ihrer Lippen, doch ohne je von selbst ein Wort darüber zu sagen. Wenn aber Ines klagte, zuckte er nur ärgerlich die Achseln und schalt alles törichte Einbildung.

Jean und der Kutscher hatten nicht weniger zu tun als die Wirtschafterin, Juliette oder Trine, die mit dem Gärtner und einigen Mägden vom Morgen an treppauf und treppab eilten und je nach ihren Kräften und ihren Fähigkeiten Staub wischten, Möbel rückten, die Leuchter mit frischen Lichtern besteckten, Blumen in Gläser und Vasen verteilten oder in der Küche und Vorratskammer Speisen zubereiteten und aufbauten.

Als am Abend im Saal die Lichter brannten, trat Herr von Herseelen mit vergnügtem Schmunzeln in das Schlafgemach seiner Frau, um sie abzuholen. Er hatte zu ihrem Erstaunen ein Kostüm angelegt, das einem der Bilder im Saal nachgemacht worden war und aus einem grauen Rock mit einem weißen Spitzenjabot, weißen Strümpfen, Schnallenschuhen und einem spitzen Hofdegen bestand.

Ines musterte ihren Gatten lachend von allen Seiten. Sie hatte ein weißes Kleid gewählt, das Hals und Arme frei ließ, so daß die Perlenkette Doktor Ströms sich mit blassem Glanze von ihrer Haut abhob.

Herseelens erster Blick galt dieser Kette. Er hob mit zwei Fingern der Rechten den Schmuck in die Höhe und küßte die Perlen mit gespitzten Lippen, dann ließ er sie gleichsam liebkosend auf den Hals seiner Frau zurückgleiten. „Liebst du die Perlen auch?“ fragte er.

„Gewiß!“ erwiderte Ines, „denn du selbst hast sie mir ja am Tage meines Einzugs umgehängt! Aber sei nicht böse, ich muß gestehen, daß ich zuweilen bei ihrem Anblick ein seltsames Gefühl nicht los werde, wenn ich an die Art denke, mit der du sie damals erst in den Weinpokal tatest und mir dann umlegtest. Was bedeutete das eigentlich?“

Herr von Herseelen lachte. „Das waren wirklich nur Späße, meine Liebe, Späße!“

Die junge Frau schien sich damit zufrieden zu geben, und beide gingen nebeneinander nach dem Saal, denn die ersten Gäste mußten bald erscheinen. Wirklich öffnete sich gleich danach die Tür, und Ines, im Begriff, dem vermuteten Gast entgegenzugehen, gewahrte eine große Mahagonikommode, die gleichsam von selbst in den Saal glitt und sich dicht neben die Tür an die Wand stellte. Eine dickbauchige Porzellanvase krönte sie, und rechts und links von dieser standen kleinere, bunt bemalte Meißner Vasen, in die eine Hand Sträuße von Papierblumen gesteckt hatte. Ines vermutete ein Geschenk ihres Gatten und wollte sich eben fragend an ihn wenden, als Jean die Flügeltür abermals von außen öffnete und zwei Gestalten eintraten, die einem tollen Mummenschanz entlaufen schienen, denn sie trugen statt der üblichen Kleidung Trikots und wilde Bärenfelle, und der männlichen von beiden hing sogar ein mächtiges Schwert neben einem Büffelhorn am Lederriemen von der Schulter.

Der Baron schien über den Aufputz der Eintretenden weder erschrocken noch überrascht, er eilte ihnen vielmehr entgegen, ergriff sie bei den Händen, betrachtete sie einen Augenblick lachend und stellte dann die beiden, die sich mit ihren muskellosen Gliedern im kriegerischen Aufzug seltsam genug ausnahmen, vor.

Diesem ersten Paar folgten in raschem Wechsel andre, und Ines mußte sich im Kreise von Rittern, Landsknechten, fahrenden Schülern, Schweizer Bauern, Indianern, italienischen Musikanten und anderm aufgeputzten Volk überzeugen, daß ihr Mann wirklich, wie er ihr überraschend mitgeteilt hatte, die Damen und Herren der Nachbarschaft in Maskentracht geladen hatte. Nun gab es ein tolles Durcheinander, ein Suchen und Sichkennen, Sichfinden und Verstecken, ein Fragen, Lachen und Rufen, daß man darüber fast den Hausherrn und die Hausfrau vergaß, derentwegen doch die Nachbarn so zahlreich gekommen waren. Zum Schrecken aller erschien auf der Schwelle in grauem Pappharnisch sogar die mächtige Gestalt des Komturs aus dem „Don Juan“, und als sich vollends ein brauner Bär mit seinem Führer unter die flüchtenden und lachenden Damen

drängte, wobei er mit seinen Tatzen bald die eine, bald die andre scherzend umarmte, um sein zottiges Haupt an ihre heißen Wangen zu legen, und dann sogar die zu Anfang in den Saal geschobene Kommode anfing, durch das Gedränge zu wandeln und sich im Kreise zu drehen, da wollte das übermütige Jauchzen kein Ende nehmen. Man war sich darüber einig, daß seit langem kein Fest so absonderlich erdacht und so lustig durchgeführt worden war wie dieser Maskenscherz in Zwergrode.

Als die allgemeine Stimmung auf ihrem Höhepunkt angelangt war, ergriff Herr von Herseelen seine Geige und begann auf ihr zu spielen. Die Unterhaltung stockte sogleich und wandelte sich in aufmerksames Geflüster, der Bär ließ sich mit seinem Führer auf einem Sofa nieder, die Rokokokommode blieb wie angenagelt unter einer tropfenden Kerze stehen und wurde mit Wachsflecken übersät. In dichten Gruppen standen lauschend die andern Masken.

Ines überkam infolge der Unruhe, die ihr all die durcheinander wirbelnden und ihr unbekannten Menschen verursacht hatten, der Hitze im Saal, des Geruchs der aus den verschiedensten Stoffen und Fellen zusammengesetzten Kostüme und der starken Parfüms wieder einer jener quälenden und beängstigenden Anfälle von Mattigkeit. Sie war im Begriff, sich heimlich nach einem Nebenraum zurückzuziehen, als Herr von Assem, der sich in der Tracht eines Zigeuners gleichfalls unter den Geladenen befand, an sie herantrat. Er bot der jungen Frau den Arm und flüsterte, sich zu ihr herabbeugend: „Ich fürchte, Sie sind krank, gnädige Frau! Darf ich Sie hinausgeleiten?"

Ines legte ihre schmale Hand auf seinen Arm und blickte ihn erstaunt an. „Ich soll krank sein? Wie kommen Sie darauf? Ich bin nur ein wenig müde."

„Nein, das ist nicht gewöhnliche Müdigkeit," widersprach Assem, und seine Stimme zitterte vor innerer Erregung. „So hat es auch mit den andern angefangen. Dies Haus ist ein Unglückshaus!"

„Warum? Sagen Sie endlich, was hat man gegen Zwergrode?"

Die beiden ließen sich auf einer Bank nieder, die durch eine spanische Wand halb verdeckt wurde, und der gegenüber ein länglicher Spiegel zwischen zwei Schattenrissen hing.

„Es sind Dinge, die sich eigentlich nicht erklären lassen," erwiderte Herr von Assem. „Wir wissen es alle nicht, und doch zweifelt keiner daran. Das gehört augenscheinlich zu jenen Äußerungen der Natur, durch die sie uns beweisen will, daß es ihr noch immer gelingt, den gelehrten Forschern neue Geheimnisse auf den Weg zu legen, an denen sie zu tun finden."

Nachdenklich blickte die junge Frau vor sich hin. „Geben Sie mir eine Erklärung, was Sie meinen."

„Das ist, wie gesagt, nicht leicht, und es wird mir doppelt schwer gerade Ihnen gegenüber. Sehen Sie, zwei ganz entgegengesetzte Kräfte wirken in unserm Leben, es schwingt gewissermaßen zwischen zwei verschiedenen Polen hin und her. Der Geist des Guten und der Geist des Bösen treiben unser Handeln. Bald siegt der eine dieser beiden Dämonen, bald der andre. Wir haben nicht immer Einfluß auf Sieg oder Niederlage. Es ist zum Beispiel nicht notwendig, daß der Mensch die Absicht habe, auf den Wegen des Bösen zu gehen, um ihn diesen Weg im Leben beschreiten zu lassen. Im Gegenteil, es gibt Menschen, die sicherlich nur das Gute wollen, aber die nicht anders können, an die sich das Böse geradezu heftet, unter deren Händen alles zum Unheil gerät, die zuweilen dem unwiderstehlichen Drang verfallen, etwas Böses zu tun. Ich kann mir auch vorstellen, daß es sogar Orte gibt, die das Böse unsrer Natur wecken, wie ein giftiger Sumpf dem Lebenden den Tod bringt. Das ist eins jener Rätsel der Welt, an dessen Lösung die Psychologen umsonst arbeiten. Dieser Trieb ist wohl infolge des noch fehlenden Einflusses der Erziehung bei Kindern stärker als bei Erwachsenen. Er ist's, der Kinder zu sinnlosen Grausamkeiten gegen ein Insekt, einen gefangenen Vogel treiben kann. Wir wollen nicht, aber etwas wirft uns gleichsam vorwärts, wirft uns mit einer Macht, vor der es kein Entrinnen gibt, wie der Schwindelbehaftete sich in den Abgrund stürzt, der ihn zerschmettern muß. Dies Etwas ist der Geist des Bösen. So kommt's, daß wir aller Moral zum Trotz mit vollem Bewußtsein eine Dummheit oder Gemeinheit begehen, das Schöne in den Staub treten, ja, daß wir töten, weil wir

töten müssen! Ein unerklärlicher Widersinn in unserm Leben! Halten Sie mich nicht für verrückt, aber etwas von diesem Geiste des Bösen steckt in Ihrem Hause. Ihres Mannes beide Frauen —"

In diesem Augenblick faßte Ines in einer unwillkürlichen Bewegung die Hand ihres Herrn und richtete ihre Augen starr auf den Spiegel. Assem folgte ihrem Blick und gewahrte in ihm die Gestalt des steinernen Gastes aus dem „Don Juan", die hinter ihnen wie aus dem Boden gewachsen schien.

„Jung und schön sehen Sie aus, gnädige Frau, noch immer jung und schön!" Mit dieser sonderbaren Schmeichelei nickte der Komtur den beiden zu, dann trat er langsam zurück und verschwand in der Tür des Saales.

„Was bedeutet das?"

„Glauben Sie dem nicht!" bat Assem inständig. „Sehen Sie selbst, wie bleich Sie sind und wie elend!"

Die junge Frau erhob sich und stellte sich einen Augenblick vor den Spiegel. Sie betrachtete ihre müden und schlaffen Züge, ihre Wangen und die Falten, die sich um ihren Mund gruben. Dann aber kehrte sie sich gegen Herrn von Assem um, nickte gefallsüchtig und sagte: „Nein, nein, jung und schön bin ich noch immer!"

Ohne den erschrockenen Ausdruck im Antlitz des jungen Mannes zu bemerken, ließ sie sich wieder neben ihm auf der Bank nieder. Assem blickte mit innigem Mitleid auf die junge Frau. Sie erschien ihm im Augenblick so zart und gebrechlich, und als sie sich gar für einige Minuten zurücklehnte und die Augen schloß, glich sie einer Toten. Ihre Lider schienen fast durchsichtig zu sein, und ihre Hände ruhten kraftlos auf den Knien.

„Wollen Sie mir eine Frage erlauben?" bat Assem.

Ines nickte stumm.

„Eine seltsame Frage?"

„Ja!"

„Wissen Sie, woran Ihre Vorgängerinnen starben? Hat Ihr Mann je mit Ihnen darüber gesprochen?"

Die junge Frau schüttelte leise den Kopf.

„Und soll ich's Ihnen sagen?"

„Reden Sie!"

Herr von Assem zögerte eine Weile, und seine Blicke ruhten auf der zusammengesunkenen Gestalt. Dann raunte er ihr zu: „Kennen Sie diesen Schweden? Diesen Doktor Ström?"

Ines zuckte die Achseln. „Er ist ein Freund meines Mannes."

„Glauben Sie?" fuhr Assem erregt fort. „Diesen Menschen sah man bald hier, bald dort. Und immer heftete sich Unglück und Zerstörung an seine Sohlen!"

„Hier erwischst du das saubere Pärchen!" sagte plötzlich eine tiefe Stimme hinter der spanischen Wand, und der Komtur stand abermals neben ihnen, den Hausherrn am Arm herbeiziehend.

Ines öffnete entsetzt die Augen. Sie stieß einen leisen Schrei aus und streckte beschwörend die Arme gegen die beiden Männer. „Wie ihr mich erschreckt habt!" stammelte sie.

Das Gesicht des Barons wurde fahl, seine Stirn legte sich in zornige Falten, und seine Hände zitterten. Er öffnete die Lippen, aber nur ein unbestimmter Ton, der wie das Aufschreien eines Tieres klang, entrang sich seiner Brust.

„Halte sie an der Kette!" klang wieder die Stimme des Komturs.

Da packte der Baron in einem Anfall von Eifersucht seine Frau am Halse und zerrte an der Kette, um sie zu sich emporzureißen. Ines warf sich entsetzt zur Seite und stieß die Hände ihres Mannes mit Aufbietung aller Kraft von sich.

Die Perlenkette des Doktors zersprang und flog, der Hand des Barons entgleitend, unter die Bank. Die Perlen rollten über das ganze Zimmer.

Als der Baron den Klang des herabfallenden Schmuckes hörte, ließen seine Hände den Hals der jungen Frau fahren. Er warf sich auf den Boden und haschte mit zitternden Fingern nach den kleinen glänzenden Kugeln.

Das alles war so schnell vor sich gegangen, daß Assem in der ersten Bestürzung über die plötzliche Raserei des Barons ihm nicht einmal in die Arme gefallen war. Jetzt stand er neben Ines, und beide schauten mit einem Gefühl von Widerwillen auf den alten Mann, der, jede Würde, ja selbst seine eifersüchtige Wut vergessend, am Boden lag und mit der Gier eines Schatzgräbers die Perlen zusammenraffte.

Die junge Frau wich langsam, Schritt für Schritt gegen die Tür des Zimmers zurück. Ihr Atem flog, und ihre Augen

schauten wie gebannt auf die gebrechliche Gestalt, die sich vor ihr keuchend und fluchend auf dem Teppich abmühte.

Wie häßlich ihr Mann in diesem Augenblick war!

Von Assem am Arm geleitet, erreichte sie ihr Zimmer, dann sank sie auf ihr Bett, und Spannung und Aufregung der letzten Minuten lösten sich in einem heftigen Weinkrampf.

So endete das so heiter begonnene Fest in Zwergrode mit einem Mißklang. Die Gäste fuhren in Eile nach Hause. Die Mahagonikommode lehnte mit ihren Lichterflecken und der umgeknickten Pappvase im Hausflur, während ihr Inneres, ein Stiftsfräulein, mit den andern in der wackligen Karosse des adligen Damenstifts das Weite gesucht hatte.

Jean löschte unter allerlei Geflüster mit Trine und dem Kutscher die Lichter und schloß die Türen. Bald lag das Haus tot und still da.

Auch Ines war endlich erschöpft eingeschlafen. Nur Herr von Herseelen war noch wach. Er saß in seinem Arbeitszimmer, vor ihm lagen in einer Kristallschale die aufgesammelten Perlen.

Den Kopf in die Fäuste gestützt, starrte er auf die Papiere und Gläser, die seinen Tisch deckten. Von Zeit zu Zeit nahm er den einen oder andern der Zettel auf, die mit Formeln und Berechnungen bedeckt waren, oder warf einen Blick auf eins der Gläser, um es doch jedesmal gleich wieder mit einem Seufzer wegzustellen. Eine matt brennende Lampe erhellte den Raum nur zur Hälfte, so daß die Gestalt, die in der Rüstung des steinernen Gastes regungslos auf einem Lehnstuhl in der Ecke saß, fast ganz im Halbdunkel blieb.

„Warum mußte das geschehen?" murmelte Herr von Herseelen finster, ohne sich umzukehren.

„Fragt das Böse nach Gründen?" kam es aus der Ecke zurück.

Die Hände des Barons zitterten, seine Haare schienen in wenigen Stunden weiß geworden.

„Weißt du auch, daß du die Arbeit meines Lebens zu Schanden machtest?"

„Und was wäre, wenn du noch eine Weile am Leben bliebst und deine Arbeiten vollendetest?"

„Ich hätte Tausenden damit das Leben erhalten!"

Hinter dem geschlossenen Helm des Komturs kam ein leises Lachen vor. „Freund, glaubst du, das wäre im Sinne der Natur gewesen?"

„Meinst du etwa nicht?" Herr von Herseelen wandte sich finster der Maske zu.

„Nein! Der Sinn des Lebens ist Zerstörung!"

Langsam stand der Baron auf, indem er seine bebenden Hände auf den Tisch stützte. „Die Zerstörung?" kam es mühsam von seinen Lippen. „Und heute sagst du mir's?"

„Ja, der Tod! Nichts andres ist der Sinn unsers Lebens."

Da knickte Herseelen zusammen wie von einem Hammer getroffen. Er warf sich über den Tisch und murmelte fortwährend: „Der Tod? Der Tod?" Ohne auf die Maske zu achten, legte er seinen Kopf in die gefalteten Hände.

Aufregung, Haß, Eifersucht hatten seine Kraft erschöpft. Allmählich entschlief er, noch immer tief vornüber gebeugt am Tisch lehnend. Er meinte wenigstens zu schlafen. Da flatterte wie ein verzerrtes Schattenbild ein verrückter Traum durch sein Hirn. Er sah sich in Ägypten unter halbzerfallenen Gebäuden und mächtigen Steinsäulen, an deren einer Doktor Ström lehnte und aus einer Tonpfeife rauchte. Aus ihrem geöffneten Grabe stieg plötzlich vor seinen Füßen die tote Isispriesterin, gräßlich anzuschauen in der Umschnürung ihrer vermoderten und ausgebleichten Gewänder, und sie reckte einen knochigen Arm gegen ihn und verlangte die Perlenkette zurück, die er in der Hand hielt. Er wollte sie hinwerfen, die Kette klebte an seinen Fingern. Er wollte fliehen, doch er verwirrte sich in dunklen Gängen und Höhlungen und zwischen hohen Mauern, und immer stand, sobald er sich entronnen glaubte, die furchtbare Verfolgerin hinter ihm, den dürren Arm nach ihrer Kette ausgestreckt. So floh er weiter, von unsagbarem Grauen gehetzt, bis er sich plötzlich in seinem Arbeitszimmer fand. Und als er sich hier umschaute, Angstschweiß auf der Stirn, ob ihm die entsetzliche Mumie gefolgt sei, sah er statt der Isispriesterin Doktor Ström in der Rüstung des Komturs am offnen Herde stehen. Ein höhnisches Lachen klang durch das Gitter des Visiers, und er ließ die Perlen der

Kette einzeln aus seiner Hand in die Glut fallen, wo sie mit einem Knall sprangen und unter dem Aufzucken blauer Flämmchen zerschmolzen.

Da riß er die Augen auf und schüttelte den Traum von sich. Sein erster Blick galt der Kristallschale mit den Perlen. Sie war leer!

Nun faßte ihn eine verzweifelte Wut gegen den Unheimlichen, in dessen Händen er sich fühlte, der im Augenblick, wo er schon sein Ziel zu erreichen meinte, alles sinnlos vernichtete und Ines aus dem Bann der Kette befreite.

Er sprang vom Sitz empor, tastete im Dämmern nach dem Degen, den er neben sich auf einen Stuhl geworfen hatte, riß ihn aus der ledernen Scheide und stürzte sich auf seinen Feind. Ehe dieser, der noch immer neben dem flackernden Kamin regungslos auf dem Lehnstuhl saß, eine Bewegung machen konnte, hatte ihm Herr von Herseelen die spitze Waffe mitten durch die Brust gerannt.

Aber der Komtur fiel nicht zu Boden. Den Degen in der Brust blieb er ruhig sitzen, und nur ein leises Lachen schien hinter dem herabgelassenen Visier zu spotten.

Da taumelte der Baron mit einem dumpfen Schrei des Entsetzens zurück. — —

Spät erst am Morgen wurde das Haus Zwergrode munter. Nach der Unruhe, den Aufregungen und dem Treiben des vergangenen Tags schliefen die Dienstboten länger als gewöhnlich, und als die Wirtschafterin die Küche betrat, schlug die Uhr vom Gutshofe neun.

Eine Stunde später läutete Ines nach ihrer Jungfer.

Juliette eilte hinauf.

Sie fand ihre Herrin überwacht, nervös, mit verweinten Augen. Die junge Frau hatte wenig geschlafen und war mehrmals in der Nacht aufgestanden, um trotz der Kälte fiebernd, nur ein Tuch auf den Schultern, ihr Zimmer zu durchmessen.

Ines fühlte sich niedergedrückt und verlassen. Es war ihr, als wachse irgendein dumpfes, von ihr nicht geahntes Schicksal unmittelbar in ihrer Nähe und jage sie aus der Stille friedlicher Träume auf, um sie zu vernichten.

Mehrmals hatte sie daran gedacht, zu ihrem Mann zu gehen. Immer aber war sie an ihrer Tür wieder umgekehrt. Furcht und Widerwillen hielten sie zurück.

Sie hatte ihn noch nie so gesehen wie gestern, als ihn die Eifersucht schüttelte. Warum hatte sie niemals früher die Häßlichkeit seiner Züge, das Welke seiner Haut, das Bleiche seines Gesichts bemerkt? Ein Schauder erfaßte sie bei dem Gedanken an die jähe Veränderung, die auf seinem Antlitz vorgegangen war, als er sich auf den Boden geworfen hatte, um nach den Perlen der zerrissenen Kette zu haschen.

Als Juliette bei ihr eintrat und die Läden aufstieß, fiel Ines' Blick auf den gerahmten Steindruck, der, wie eine untergedruckte Schrift besagte, den Herrn Hans Christoph Balthasar von Herseelen auf Zwergrode vorstellte. Das Bild war erst kurz vor der Hochzeit gemacht worden, und Ines betrachtete es jetzt genau. Nein, das waren die ihr wohlbekannten und vertrauten Züge ihres Gatten, und sicher hatten ihn gestern nur Aufregung und Eifersucht so verändert.

Ihre Gedanken glitten zu Assem. Was hatte er doch von jener Macht gesagt, die gewisse Menschen trieb, das Böse zu tun, die sogar über bestimmten Orten zu schweben schien?

Gewiß hatte er damit auf ihren Mann und den rätselhaften Schweden angespielt, dessen boshafte Worte sie gestern wie ein frecher Peitschenschlag getroffen hatten. An seiner Stimme hatte sie ihn nicht erkannt, aber nur Doktor Ström konnte unter der Maske des Komturs verborgen gewesen sein. Keinen Augenblick schwankte sie, das zu glauben.

Doch sein widerliches Bild wurde rasch von dem des Herrn von Assem verdrängt.

Sie sehnte ihn herbei. In seiner Nähe verließ sie das unerklärliche Bangen, das ihr sonst in Zwergrode die Brust zusammenschnürte.

Liebte sie ihn eigentlich?

Nein, gewiß nicht! Wie wenig kannte sie ihn, sie hatte ihn ja erst zweimal gesehen, damals, als er sie durch den Wald heimgeleitete, und am vergangenen Abend. Nein, gewiß, sie liebte ihn nicht. Ihr Herz gehörte noch immer nur ihrem Gatten.

Und doch, immer von neuem drängte sich Assems Bild zwischen sie und die Gestalt Herseelens, und ihr fiel ein, was sie von ihm gehört hatte, daß er für einen schönen

Mann galt, dem die Herzen vieler Frauen sich zuneigten.

Träumte sie? Sie hörte mit einemmal seine Stimme. Vom untern Hausflur her. Als sie in froher Hast aus ihrem Zimmer trat, während ihr Herz klopfte und die Röte der Überraschung ihre Wangen färbte, sprang Herr von Assem, von Jean geleitet, die Treppe herauf ihr entgegen. Er eilte auf die junge Frau zu, küßte ihre Hand und gestand, daß die Sorge um sie ihn so früh hergetrieben, denn er habe daheim keine Ruhe gehabt, im Bewußtsein, an allem schuld gewesen zu sein.

Dann fragte er nach Herrn von Herseelen. Ines vermochte ihm so wenig Auskunft zu geben wie Jean, der mit offnem Munde und nur hin und wieder mit dem erst zur Hälfte gepuderten Kopfe nickend hinter beiden stehengeblieben war. Er behauptete nur, sein Herr werde wohl noch schlafen, da er ihm bis jetzt noch nicht das gewohnte Glockenzeichen gegeben habe. Aber im Schlafzimmer befand sich Herr von Herseelen nicht, und Jean lief darum nach der Bibliothek, um dort zu suchen. Seltsamerweise war die Tür nicht verschlossen, wie es Herseelen stets zu tun pflegte, wenn er ungestört arbeiten wollte, sie lehnte vielmehr an, als habe jemand den Raum in Eile verlassen.

Ines und Assem voran durchschritt Jean leise, auf den Zehen und mit banger Miene die Bibliothek und klopfte an die Tür des anstoßenden Arbeitszimmers. Da niemand antwortete, sich aber von innen ein leises Geräusch vernehmen ließ, traten die drei ein.

Ein ebenso unverständlicher als ungewöhnlicher Anblick bot sich den Entsetzten. Zusammengekauert in der äußersten Ecke des Zimmers hinter dem mit Gläsern und Schreibereien in Unordnung bedeckten Tische fanden sie den Baron. Er murmelte irre Worte vor sich hin und starrte dabei auf die Gestalt des Komturs, die durch seinen Degen an den Stuhl genagelt war.

Als die drei das Zimmer betraten, streckte Herr von Herseelen ihnen beide Hände entgegen und bat in weinerlichem Tone, man möge doch endlich den Leichnam des Doktors Ström entfernen.

Assem hatte mittlerweile die Rüstung des Komturs berührt, er zog mit leichter Mühe den Degen aus der Rücklehne des Stuhles, und im selben Augenblick glitt der ganze Mummenschanz herab und fiel auf die Erde, der Helm kollerte mitten ins Zimmer.

„Tragt den Toten hinaus und meldet dem Gericht, daß ich ihm heut nacht den Garaus gemacht habe!“ schrie der Baron ungeduldig. „Schafft ihn mir rasch aus den Augen!“

Herr von Assem und Jean trugen eilig das Kostüm des Schweden hinaus, dann geleiteten sie den Baron nach seinem Schlafgemach. Er war kaum zu erkennen, die Haare waren weiß, die Schläfen eingesunken und wie seine Stirn von zahllosen kleinen Falten durchfurcht. Seine Augen hatten einen irren Glanz, die mageren Hände waren in beständiger zappelnder Bewegung und mühten sich an seinem Halse ab, als wolle ihm jemand das Hemd zuschnüren. Sein Rock war beschmutzt und zerrissen.

Es kostete der jungen Frau Überwindung, diesen jämmerlichen Greis anzublicken. Sie lehnte sich, die Hände hinterm Rücken, gegen die Pfosten der Tür und sah zu, wie ihr Mann, von Assem und Jean unterstützt, nach seinem Schlafzimmer gebracht wurde. Als Assem nach wenig Augenblicken wieder zu ihr heraustrat und ihr in den Saal folgte, wagte sie kaum zu fragen, was er zu dem seltsamen Zustand ihres Gatten, zu seinen irren Reden, zu der an den Lehnstuhl gespießten Rüstung des Komturs sage.

Assem blickte ihr ernst und teilnahmsvoll in ihr schmales, blasses Gesicht. „Ihr Mann phantasiert!“ sagte er halblaut. „Ich bat Jean, nach einem Arzt in die Stadt zu senden.“

Ines rang die Hände. „Aber ich begreife nicht, was heißt das alles?“

„Der Schwede ...“ entgegnete Assem leise.

„Sie geben ihm die Schuld an dem Zustand meines Mannes?“

„Ihm allein!“

„Und Sie glauben an eine ernstliche Erkrankung?“

„An eine sehr ernste!“

„Aber um Gottes willen, welche Krankheit kann einen Menschen in wenigen Stunden so altern und verfallen lassen?“

Assem zuckte die Achseln. „Das ist eben ein Teil jenes Wunderbaren, das Zwergrode umgibt. Während früher Herseelens Frauen in kürzester Zeit in diesem Hause verfielen, hinwelkten, starben, blieb er selbst stets jung, frisch und unternehmend trotz aller seiner

Absonderlichkeiten und Überspanntheiten, die sich heute in so schrecklicher Weise zu Fieberphantasien gesteigert haben."

„Das Fieber muß ihn also schon in der Nacht angefallen haben?"

„Ohne Zweifel," erwiderte Assem. „Es scheint, daß ihn die Zerreißung der Perlenkette so in Aufregung versetzte. Herr von Herseelen neigte ja von jeher zu jähen Ausbrüchen einer unsinnigen Leidenschaft. Sein Handeln war uns oft vollkommen unbegreiflich."

„Unbegreiflich?"

„Ja, gewiß, denn es widersprach seiner innersten Natur, die offen und ohne Tadel war. Er wurde als Künstler und als Gelehrter geschätzt." Assem erhob sich bei diesen Worten, um sich zu verabschieden, denn er hatte seinen Wagen vor dem Tor warten lassen. „Wenn Sie gestatten, gnädige Frau, komme ich morgen noch einmal, mich nach dem Befinden Ihres Gatten zu erkundigen."

Als Assems flotte Schimmel über die winterlichen Alleen des Parks hinauseilten, blickte Ines vom Fenster aus dem Wagen nach, bis dieser an der Ecke der Landstraße entschwand. Dann eilte sie nach dem Krankenzimmer ihres Gatten.

Kurz danach erschien der städtische Arzt in Zwergrode. Er verordnete verschiedene Mittel gegen das Fieber und verhehlte Ines nicht, daß der Zustand des Kranken, zumal da der Herr Baron doch alt und gebrechlich sei, ihm nicht unbedenklich erscheine.

Alt und gebrechlich? Ines mußte dem Arzt recht geben. Sie erschrak, als sie jeden neuen Tag das Fortschreiten des Verfalls an ihrem Gatten bemerkte. Noch immer phantasierte er viel, sprach von einer Isispriesterin, der man die Kette zurückgeben solle, von Doktor Ström, dessen Tod ihn ins Unglück stoßen werde, von einer großen Menge, die das Zwergroder Haus umlagere und von ihm Heilung ihrer Leiden verlange, von seinen verstorbenen Frauen, deren Schatten ihm keine Ruhe ließen.

Je mehr sich aber sein Geist in wilden Sprüngen und krankhaften Zuckungen erging, um so schwächer wurde sein Körper, und das schneeweiße Haar umrahmte nur noch ein eingefallenes, von tiefen Runzeln durchfurchtes Antlitz.

Assems Schimmel lernten in diesen Tagen genau den Weg nach Zwergrode kennen. Täglich, auch bei Schnee und Sturm, fuhr der junge Mann zur bestimmten Stunde vor dem alten Herrenhause vor, um Erkundigungen einzuziehen.

Ines erwartete jedesmal den Freund am Fenster, und wenn sie das Lärmen und Klingeln seines Schellengeläuts vernahm, klopfte ihr das Herz. Ihre Wangen rundeten sich, die Mattigkeit, die so lange auf ihr gelegen und sie gequält hatte, verschwand von Tag zu Tag mehr, ihre Augen fanden den alten Glanz und ihre Bewegungen das Frische und Mühelose der Jugend wieder.

Eines Tags, als Assem und Ines im Saal saßen und plauderten — Herseelen lag teilnahmlos in seinem Zimmer, und der Arzt hatte, trotzdem der Baron nicht mehr irre redete, jede Hoffnung auf Genesung aufgegeben —, erschien Jean mit aufgeregter Miene in der Tür und flüsterte: „Doktor Ström ist da, er steht im Zimmer des gnädigen Herrn!"

„Doktor Ström?!"

Ines und Assem sprangen von ihren Stühlen und eilten hinüber. Seit dem so unerwartet abgebrochenen Maskenfest hatte niemand Ström weder gesehen noch auch von ihm gehört.

Als Assem und Ines, hinter ihnen Jean, leise das Zimmer betraten, fanden sie Herseelen zu ihrem Erstaunen aufgerichtet im Bett. Doktor Ström saß auf einem Stuhle vor ihm. Er hatte die Rechte des Barons ergriffen und schien den Greis aus den Kissen zu sich heranziehen zu wollen.

Die erlöschenden Augen des Kranken ruhten fragend und zugleich voller Abscheu auf dem Besucher.

Die beiden achteten auf Ines und Herrn von Assem nicht, die betroffen an der Tür stehen blieben, ohne sich näher zu wagen.

Jetzt öffnete der Baron die Lippen, und seine Stimme klang, als käme sie aus einer weiten Ferne: „Warum ließest du mich die Kette zerreißen? Nun ist alles umsonst gewesen und zu Ende!"

Da stieß Doktor Ström das ihm eigentümliche kurze und rauhe Lachen aus, das doppelt furchtbar am Bette des Sterbenden klang. Er zog den abgezehrten Arm Herseelens noch mehr an sich, daß sich seine Augen hinter der schwarzen Brille ganz dicht dem Antlitz des Kranken näherten. „Du solltest selbst dein Gebäude zerstören, ehe



es fertig war! Du Narr!“ Damit schleuderte er die Hand des Barons aufs Bett zurück.

Über das Antlitz des Sterbenden glitt ein Zug unsagbarer Verzweiflung. „Narr?“ stammelten seine welken Lippen in einem so jammervollen Tone, daß es die an der Tür Stehenden überlief. Dann sank er in die Kissen zurück. „Narr?“

Langsam verloren seine Augen jeden menschlichen und lebendigen Blick. Während sie auf die Gestalt des Doktors gerichtet blieben, machte der Ausdruck eines starren Entsetzens aus dem Gesicht des Sterbenden eine furchtbare Maske.

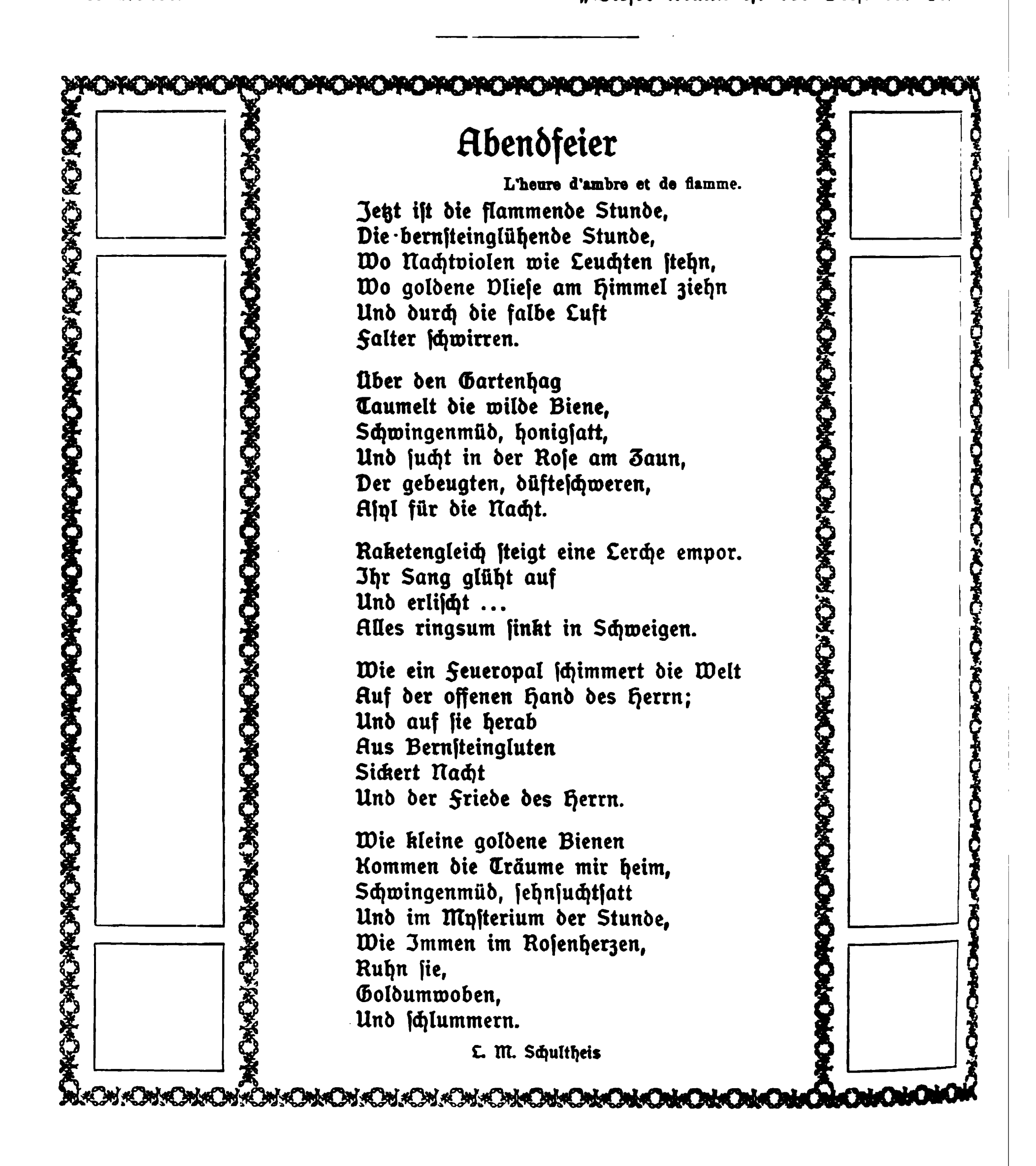
Da riß Ines die Tür auf und entfloh.

Noch über den Gang lief das Lachen des Schweden hinter ihr her, dann vernahm sie, wie er mit schweren Schritten sich nach der Treppe zu entfernte.

Kurz darauf gesellte sich Assem zu ihr und schlang den Arm um die Schwankende.

Die junge Frau umklammerte seine Linke und schaute in blasser Furcht zu ihm auf. Sie fand keine Worte. Assem aber verstand, was sie fragen wollte. Scheu blickte er um sich, ob der Schwede nicht auch etwa hinter ihnen stehe. Dann beugte er sich an Ines' Ohr und flüsterte:

„Dieser Mann ist der Geist des Bösen!“



Abendfeier

L'heure d'ambre et de flamme.

Jetzt ist die flammende Stunde,
Die bernsteinglühende Stunde,
Wo Nachtviolen wie Leuchten stehn,
Wo goldene Vliese am Himmel ziehn
Und durch die falbe Luft
Falter schwirren.

Über den Gartenhag
Taumelt die wilde Biene,
Schwingenmüd, honigsatt,
Und sucht in der Rose am Zaun,
Der gebeugten, düfteschweren,
Asyl für die Nacht.

Raketengleich steigt eine Lerche empor.
Ihr Sang glüht auf
Und erlischt ...
Alles ringsum sinkt in Schweigen.

Wie ein Feueropal schimmert die Welt
Auf der offenen Hand des Herrn;
Und auf sie herab
Aus Bernsteingluten
Sickert Nacht
Und der Friede des Herrn.

Wie kleine goldene Bienen
Kommen die Träume mir heim,
Schwingenmüd, sehnsuchtsatt
Und im Mysterium der Stunde,
Wie Immen im Rosenherzen,
Ruhn sie,
Goldumwoben,
Und schlummern.

L. M. Schultheis



Der moderne Mensch

Ein Beitrag zu seiner Psychologie

∘ Von Walther Nithack-Stahn ∘



Es gehört zum Ordnungssinn des Kulturmenschen, daß er sich dann und wann im Spiegel beschaut. Es gehört zur Bildung, daß er es auch geistig tut, auf die Gefahr hin, sich nicht zu gefallen. Denn aller innerer Fortschritt des Menschengeschlechts ist von je aus einer Vertiefung in sich selbst hervorgegangen, einer Durchleuchtung des eignen Wesens. So ist es nicht Neugierde, wenn wir einmal den modernen Menschen durchspüren, sondern die so gewonnene Seelenkunde dient zur Fortentwicklung über uns selbst hinaus.

Man hat gesagt, der vielbesprochene „moderne Mensch" existiere gar nicht, sei nur das freie Geschöpf einiger Schriftsteller von heute, die ihre eigne Art und Unart und die etlicher weltstädtischer Künstlerstammtische auf den Schild heben wollten. Die allermeisten Menschen um uns her trügen keineswegs jene Wesenszüge, die man als modern in Anführungsstrichen bezeichnet.

Es ist wahr: der Moderne lebt in natura unter der Sonne nicht; er ist ein Begriff, eine Summe seelischer Tatsachen, die, auf einen einzelnen zusammengehäuft, als Karikatur wirken. Aber die Menschen, von denen jener Begriff abgezogen worden, leben allerdings und sind irgendwie an ihm beteiligt.

Es ist wahr: ausgesprochene Exemplare dieser Gattung sind nicht allzu häufig. Man wird weite Strecken deutschen Landes durchwandern, Gelehrte und Ungelehrte mustern können, ohne ihrer einem zu begegnen. Aber das war in allen Zeitaltern so: auch der „Renaissancemensch", auch der „Hellene" war seiner Zeit nur in einer dünnen Oberschicht erkennbar vorhanden. Dennoch darf man behaupten, daß überall etwas von ihm lebte. Zumal in unsrer Zeit gedrängten, gleichmacherischen Lebens, in der die Zeitung eine allgegenwärtige Erziehungsmacht auch in Hinterwalden ist, wird der moderne Geist nirgend fehlen — schon nach dem Gesetz von den gleichen Ursachen und gleichen Wirkungen. Jeder von uns, der dem europäisch-amerikanischen Kulturkreis zugehört, trägt ihn sicherlich in der Brust.

Versuchen wir nun, ihn ohne Zorn und Eifer aus uns herauszuheben und vor uns hinzustellen.

Karl Lamprecht in seiner großartigen „Deutschen Geschichte" nennt als Eigenart des Gegenwartsmenschen die „Reizsamkeit". Nicht zu verwechseln mit Reizbarkeit oder Nervosität, die eine kränkliche Ausartung davon ist. Vielmehr scheint jenes nicht sehr wohlklingende Wort eine Verdeutschung von „Sensibilität" sein zu sollen. Ich möchte statt dessen „Eindrucksfähigkeit" sagen. Der moderne Mensch gleicht einer Telefunkenstation, die von allen Seiten, aus unsichtbaren Fernen her Wellenbotschaften aufnimmt. Eine hochgradige Verfeinerung der geistigen Aufnahmeorgane ist die Ursache davon.

Wie empfindlich ist unser Auge — nicht der Sehnerv, sondern was dahinter liegt — für Farbenwerte geworden! Es ist nicht zuviel gesagt: wir sehen mehr als unsre Altvordern. Der ganze Impressionismus der Malerei und Bildnerei beruht darauf und rechnet damit beim Betrachter. Wie hellhörig ist unser geistiges Ohr für Tonschwingungen und -verbindungen, die ehedem unerfindlich und unverständlich gewesen wären! Man lasse auf Mozart unmittelbar Richard Strauß folgen, um das zu ermessen.

Mit der Schärfung des geistigen Geschmacks geht die des Tastgefühls zusammen. Daher die Feinfühligkeit im Verständnis des Menschen für den Menschen. Wir sind imstande, uns in fremde Seelen hineinzudenken, wie es frühere Jahrhunderte kaum vermochten. Daher die Begabung zur Gerechtigkeit im Urteil über Menschen, in die wir uns mühelos versetzen. Daher die Geneigtheit, auch dem Widerwärtigen „alles zu verzeihen".

Man wird nicht leugnen dürfen, daß im modernen Menschen der geschichtliche Sinn in unerhörtem Maß entwickelt ist. Daß er ein Stilgefühl für gewesene und fremdartige Kunstrichtungen besitzt, das es ihm möglich macht, sie alle nach Gefallen um sich her zu versammeln und innerlichst zu verarbeiten. Kurz gesagt: unser Seelenleben ist — um das häßliche Wort „differenziert" zu vermeiden — so vermannigfaltigt, daß wir für vieles einst Unwahrnehmbares Verständnis haben und auch auf ultraviolette Geistesstrahlen reagieren.

Wie alles Gute hat auch dies seine Kehrseite. Wir sind mehr aufnahmefähig als schöp-

ferisch. Groß in der Imitation — man denke an heutige Bühnenkunst! —, aber gering an Eigenheit. Der ewige Schrei nach „Persönlichkeit", der die heutige Welt durchtönt, ist — man täusche sich nicht — doch nur das Gerede von einer Tugend, die man darum vor allen preist, weil man sie nicht besitzt. Oder leiden wir nicht an einem Mangel schaffender Geister? Man nehme die drei, die unter den Modernen als die ursprünglichsten gelten dürfen: Ibsen, Tolstoi, Nietzsche. Sie alle sind zusammengesetzt aus Kritik und Sehnsucht. Der erste predigt die unerbittliche Wahrhaftigkeit — eine formale Tugend — und weissagt das dritte Reich, das er nur kommen sieht, aber nicht darzustellen vermag. Der zweite findet die Welt unchristlich und träumt einen Himmel auf Erden, der in allgemeiner Passivität — einer negativen Tugend — sich begründet. Der dritte zertrümmert alte Götter und Werte und dichtet eine Spezies Mensch, die, wenn sie wirklich würde, die Menschheit vernichten müßte.

Um zu dem Durchschnitt zurückzukehren, so ist der moderne Mensch ein feiner, aber kleiner Typus. Es fehlt seinem Denken die große Linie, seinem Gefühl der erhabene Schwung, seinem Willen die Selbstsicherheit des Heroen. Man denke an das Heilandsbild, das Frenssen entworfen hat: diesen unsicher tastenden, an sich selbst nicht recht glaubenden Christus, um die Schranken des heutigen Menschen zu erkennen. Alles „begreifen", aber nichts kraftvoll festhalten; nach neuen Gottheiten, neuer Sittlichkeit suchen, aber sie nicht besitzen: groß im Kleinen und klein im Großen — das ist der moderne Mensch. Nichts bezeichnender für ihn als der Goethekultus. Wie vielen ist er ein Surrogat für eigne Weltanschauung!

Zu dieser zerfließenden Allempfänglichkeit steht in merkwürdigem Gegensatz der zweite Zug des modernen Menschen: sein Besonderheitsdrang. Nirgend zeigt sich deutlicher als hier der Mensch mit seinem Widerspruch. Vielleicht hat der Sozialismus dazu beigetragen, diese Gegenwirkung auszulösen. Dieses In-Reih-und-Glied-stellen, Ausrichten und Zurückdrängen des Individuums in die Masse, diese Unterdrückung der Originalität, all diese Folgen des Maschinenzeitalters mußten das Ichgefühl mächtig reizen.

„Sei du! sei du!" ruft Richard Dehmel dem jungen Geschlecht zu. Empfinde dein Eigenwesen! Laß es dir um keinen Preis verkümmern! „Mich ausleben!" — wobei der Ton auf beiden Worten liegt — wird der Wappenspruch der bewußt Modernen. Schon strebt man nach Eigenhaus, nach Eigentracht, nach Eigensprache. Die persönliche Note in der Kunst wird verlangt. Eigentümliches hervorzubringen, sehnt sich der Künstler. Und hat er's nicht, so forciert er's. „Bilder, die verblüffen", könnte man über manchen Saal heutiger Ausstellungen schreiben.

Aus diesem Drang zum Besonderen erwächst das Freiheitsgefühl. In einer Zeit, wo selbst die öffentliche Meinung fabrikmäßig gemacht wird, lehnt man mit kühnstem Widerspruch jegliche Autoritäten ab, heißen sie Staat oder Kirche oder gesellschaftliche Moral. Man kämpft für das Recht, das der einzelne hat: auf Leben, auf Glück, auf Genuß, auch auf den individuellen Tod. Die ganze Arbeiterbewegung von heute, das Frauenstreben ist eine Forderung der Rechte, die jedes Erdenkind an die allgemeinen Güter hat. Ist auch die Vertretung des Rechts, kraft seiner Geburt ein voller Mensch zu sein. Daher die Ablehnung des persönlichen Dienstverhältnisses — jedes Landmädchen geht nur noch in „Stellung", der Arbeiter schließt „Verträge"; auch Straßenjungen sind werdende „Herren". Die Öffentlichkeit hallt wider von dem Erziehungsproblem, das darin besteht, dem Kinde sein Recht zu geben; die Ehefrage dreht sich darum, den Gatten, insbesondere der Frau, die mangelnde Bewegungsfreiheit zu schaffen.

Kehren wir auch in diesem Falle die Münze um: Wer so stark die eigne Person kultiviert, läuft Gefahr, sich über Gebühr zu verehren; auch die eignen Schwächen zu pflegen. Ein femininer Zug geht durch die moderne Menschheit. Man versteht sich selber zu gut, um sich nicht alles nachzusehen. Die heutige Literatur ist voll davon. Ist es nicht bezeichnend, daß auf der Bühne, im Roman die Frauen so oft männlicher erscheinen — als die Männer?

„Stimmungsmenschen" sind unsre Zeitgenossen, wie es so reizbar Organisierten naheliegt. Und was man einst Laune nannte oder Unerzogenheit schalt, wird zur verzeihlichen, nein, zur berechtigten Eigentümlichkeit. „Ich erlaube mir" — das wäre eine treffende Überschrift über die Lebensanschauung vieler. Und wenn etwas als ein Eingriff

in fremde Rechte erscheint, so entschuldigt man sich wie jener in „Sodoms Ende“ mit einem: „C'est plus fort que moi.“ Unter solchen Voraussetzungen gelten Paradoxien als Zeichen der Kraft, Perversitäten sind zum mindesten „interessant“.

Wer so begeistert die Moral der Rechte verficht, wird für die der Pflichten kühlere Anerkennung haben. Der kategorische Imperativ steht heute gering im Kurse. Selbst ein so „moralinfreier“ Beurteiler der heutigen Welt wie der Herausgeber der „Zukunft“ gibt zu, daß etliche Leute sich darin gefallen, alle moralischen Forderungen „anzuknabbern“. Wie könnte es anders sein? Es gibt am Ende nur „gewisse Anschauungen“, „persönliche Standpunkte“, „Ansichts- oder Geschmackssachen“ — kein ehernes Du sollst! für alle und jeden.

Auf einer Straße Berlins belauschte ich einmal ein Zwiegespräch von zwei kleinen Mädchen gebildeten Standes, die sich über irgend etwas stritten. Endlich schloß das eine: „Das ist nun eben deine subjektive Meinung!“ ... Modern!

Aber mit dieser Aufgeschlossenheit für alles Gegebene verbindet sich im modernen Menschen noch ein Drittes, das wohl des Rühmens wert ist: der Wirklichkeitssinn. Kein Menschenalter hatte je ein so offnes Auge für das, „was ist“. Dafür bedarf es kaum vieler Zeugnisse. Man braucht nur das Wort: moderne Wissenschaft auszusprechen. An ihrer Spitze die Naturwissenschaft, die siegreich in das dunkle Reich des Erkennbaren vorwärtsdringende. Gelöst von der Fessel kirchlicher Vorschriften, entwachsen auch der Spekulation über die Natur, treibt sie die bescheiden aussehende und doch allein fruchtbare Kleinarbeit des Forschens nach den Zusammenhängen aller Dinge.

Und welchen täglich wachsenden Stoff von Tatsachen verarbeitet die Geschichtswissenschaft! Auch sie zunächst nur darauf gerichtet — nach Leopold von Rankes Wort — „zu sagen, was gewesen ist“. Unbekümmert um das Ergebnis, niemandem zuliebe noch zuleide, knüpft sie die unendliche Kette von Ursachen und Folgen, die auch durch die Entwicklung der Völker läuft.

Nicht minder die Politik, mehr Kunst als Wissenschaft, die sich bemüht, nicht nach vorausgenommenen Theorien zu handeln, sondern mit harten Notwendigkeiten weise zu rechnen und das jeweilig Erreichbare durchzusetzen.

Und endlich die Kunst! Immer wird es ihr Ruhm bleiben, daß sie uns die sinnliche Welt wieder sehen gelehrt hat. Daß ihr nichts zu gering deucht, es nachschaffend wiederzugeben. Daß unsre Dichter, von dem Kothurn herabgestiegen, die Sprache der Natur reden und in des Menschen geheimste Seelenwerkstatt sich hineinfühlen. Daß unsre Maler und Bildner mit unerschöpflicher Liebe das darstellen, was so einfach scheint und doch aller Künste schwerste ist; so bescheiden und doch so groß: das Wirkliche.

Und es ist keine Redensart, daß wir in einer großen Zeit leben. Wo die aus der Naturforschung geborene Technik die Grenze des Menschenmöglichen immer weiter hinausrückt. Wo mitten auf dem Ozean dem Seefahrer geheime Botschaft zueilt von dem, was sich eben in unsichtbaren Fernen zutrug. Wo der Mensch in den Wolken kreist und der Erdoberfläche ihre letzten, schier unnahbaren Gebiete abgewinnt. Wo die Realpolitik den Kampf der Nationen verschärft, der auch ihren Wetteifer zu Großtaten spornt. Wo fast jeden Tag die Welt aufhorcht, wenn es irgendwoher erklingt: Gefunden! Auch das!

Das alles ist auch nicht nur Errungenschaft zähen Fleißes. Es liegt ein tiefer sittlicher Ernst in der Beugung unter das Tatsächliche, in der Wahrhaftigkeit, in der „Andacht zum Kleinsten“, wie Adolph Menzel es nannte; in der unerbittlichen Kritik an der Scheinwirklichkeit.

Indessen hat auch diese Tugend des modernen Menschen ihre andre Seite. Sein Wirklichkeitssinn ist nur einseitig offen: für die Außenwelt. Als wäre das Sinnenmäßige das allein Reale. Sicherlich ist die materialistische Anschauung, wonach es in der sinnlich erfahrbaren Welt nur Atombewegungen oder Kräftebeziehungen gibt, als Forschungsmethode unentbehrlich. Die Geschehnisse im Weltall mechanisch abzuleiten, ist des wissenschaftlichen Arbeiters Recht, der Versuch, es zu tun, sogar seine Pflicht. Selbst die Psychologie kann im Bereich der Naturwissenschaft nur physiologisch behandelt werden. Aber es ist ein schwerer Irrtum, diese Methode außerhalb der Grenzen der Naturforschung anzuwenden. In der Geschichte führt dieser Materialismus zu der kläglichen Theorie, alle Geistesbewegungen der Menschheit aus

wirtschaftlichen zu erklären und die Völkergeschichte in einen Kampf um den besten Futterplatz aufzulösen. In der Kunst erwuchs daraus jener Naturalismus, der den Menschen nur als Triebwesen behandelt — man denke an die Auffassung der „Liebe" in der neueren Dichtung — und ihn ins Untermenschliche hinabdrückt, um ihn als reinen Naturgegenstand behandeln zu können. So löscht auch mancher moderne Maler das Geistige im Menschenantlitz aus und macht dieses zum Farbfleck.

Das ist die verhängnisvolle Folge des Materialismus als Weltanschauung: das Nächstliegende, das geistige Dasein des Menschen wird mit einer Naivität verkannt, die mindestens im Volke Immanuel Kants überwunden sein sollte.

Nicht nur ein Denkfehler ist das, sondern eine sittliche Gefahr. Man hat gesehen, wohin eine „Realpolitik" führt, die die unwägbaren geistigen Mächte des Volkslebens mißachtet — zur Brutalpolitik. Man ahnt, was das Ergebnis einer Kriminalistik sein würde, die das Verbrechen aus physischer Notwendigkeit erklärt und die Beurteilung nach ethischem Maßstabe ausschließt. Man darf Sorge haben um die Erziehung einer Jugend, der man den Gl uben einimpft, daß der Mensch nicht Herr, sondern Knecht seiner Verhältnisse ist. Ganz zu geschweigen von der Selbstzucht, die von diesen Voraussetzungen aus nicht zu verlangen wäre.

Ja, auch die mit Recht gepriesene moderne Wissenschaft schädigt sich selber, wenn sie, auf fremde Gebiete übergreifend, die Philosophie als Hirngespinst belächelt; sich gar an die Stelle der Religion setzen will. Wenn sie in volkstümlichen Schriften verkündet, daß wir auf dem besten Wege seien, den kleinen Rest der noch ungelösten „Welträtsel" demnächst zu lösen.

Dieser moderne Mensch, dessen flüchtigen Schattenriß wir entwarfen — wie ist er eigentlich entstanden? Wir sind modern genug, diese Frage aufzuwerfen und ihn nicht für einen Zufall zu halten.

In einem höchst geistreichen Buche „Der Impressionismus in Leben und Kunst" sucht Richard Hamann zu beweisen, daß die Reizsamkeit und all die andern geschilderten Wesenszüge des modernen Menschen **Müdigkeitserscheinungen** seien, die nicht zum erstenmal in der Geschichte hervorgetreten wären, aber in unsern Tagen sich besonders deutlich zeigten. Ich kann dieser Altersdiagnose nicht zustimmen, sondern möchte behaupten: der moderne Mensch ist das **Gärungsprodukt** einer Übergangszeit. Wir kommen von einem Jahrhundert her, in welchem der Mensch in der Natureroberung aufging und darüber — sich selbst verlor. Und wir sind noch nicht so weit, daß wir uns selber wiedergefunden hätten.

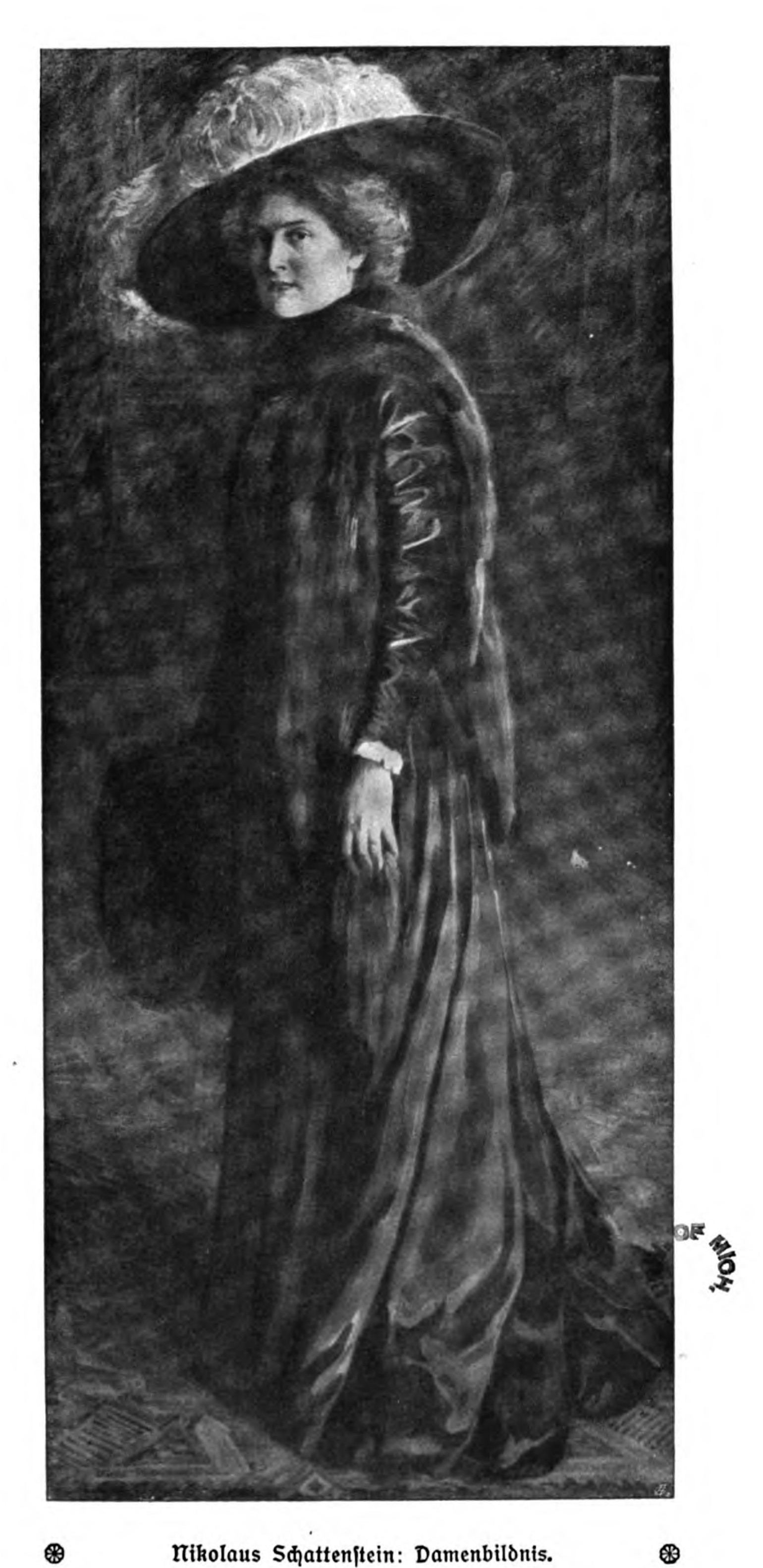
Wird das in Zukunft geschehen? Mich dünkt, der „moderne Mensch" — mit Nietzsche zu reden — ist etwas, das überwunden werden muß. Nicht, daß das einmal Errungene, Wertvolle verloren gehen sollte oder dürfte! Aber in der Geschichte zeigte sich immer die Pendelbewegung, die hinüber- und herüberschlägt zwischen der sinnlichen und der geistigen Hälfte unsers Seins. Der Pendel hat lange genug nach jener Seite ausgeschlagen, um nach einem Naturgesetz in der Geisteswelt nunmehr zurückzukommen. Und deutliche Anzeichen davon sind vorhanden. Dreierlei, scheint mir, wird zum Wesen der Menschen der Zukunft gehören.

Sie werden **Ideenmenschen** sein. Nicht nur der Fülle der Eindrücke zugänglich sein, der das bisherige Geschlecht erlegen ist. Gedanken werden sie schätzen lernen und an ihre objektive Wahrheit glauben. Um eine große Persönlichkeit zu nennen, die solchen Typus in der Vergangenheit darstellte: es ist der seltsam unterschätzte, von den Modernen belächelte **Schiller**.

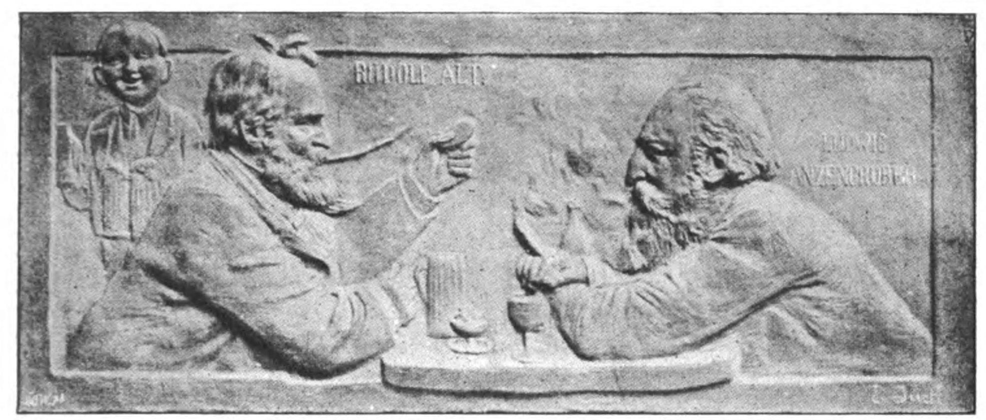
Zum andern werden die Kommenden **Pflichtmenschen** sein. Mit heiliger Leidenschaft werden sie sich wieder hingeben — nicht nur an die Naturgewinnung, sondern an die innern Angelegenheiten der Menschheit. Um nur einen Namen zum Beispiel zu geben: so war **Lessing**, der sich selbst im moralischen Kampfe Verzehrende.

Zum dritten werden es **Innenmenschen** sein. „Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor!" — Nachdem man die wahre Welt wiederentdeckt haben wird, werden die Wirklichkeiten der Seele im Werte steigen. Statt den Geist zu einer „Gehirnfunktion" zu machen, zur Begleiterscheinung materieller Vorgänge, wird man die Welt als Produkt des Geistes neu erkennen, wie es **Fichte** getan.

Um es kurz zu sagen: der moderne Mensch wird sterben, und auferstehen wird der **Idealist**.



Nikolaus Schattenstein: Damenbildnis.



Relief: Rudolf von Alt und Anzengruber am Stammtisch.

Ernst Juch und der Freundeskreis der „Anzengrube"

Von Anton Bettelheim

Am 1. Oktober 1869 gab die österreichische Postverwaltung, einer Anregung des Ministerialrats Professor Emanuel Hermann in der „Neuen Freien Presse" folgend, versuchsweise die ersten Korrespondenzkarten aus. Nur wenige sahen den Siegeslauf voraus, der dieser Neuerung auf dem Erdball beschieden sein sollte. Vorurteilslose Leute meinten, daß diese offnen Blättchen bestenfalls auf den Geschäftsverkehr beschränkt bleiben würden, und nicht nur Hoch- und Höchstgestellte hielten es noch Jahre und Jahre hernach nicht für schicklich, sich der Postkarte für Familienmitteilungen und Freundesäußerungen zu bedienen, die Öffentlichkeit, Briefträger und Dienstboten als Zufallsleser zu Mitwissern seiner Heimlichkeiten zu machen.

Solche Bedenken fochten einen jungen Musensohn, Ernst Juch, nicht an, einen geborenen Thüringer, der anfangs der sechziger Jahre als Bildhauergehilfe von Passau nach Wien auf einem Donaufloß herabgeschwommen war und sich eine Weile in der alten Kaiserstadt um Hungerlohn in Bronzegießereien und bei Bauten durchschlug. Lange, selbst kurze Briefe zu schreiben, war seine Sache nicht; wenn er seinen Lieben eine Botschaft bestellte, guten Bekannten etwas Lustiges, Schelmen und Manichäern derb die Wahrheit sagen wollte, dann griff er zu Pinsel, Feder, Grabstichel oder Zeichenstift, und schneller, als ein geübter Schriftgelahrter zierliche oder zornige Episteln fertigbrachte, ließ Ernst Juch auf Briefbogen oder Druckpapier, auf Holz, Stein oder Erz, kurzum auf dem nächstbesten Rohstoff seine Meldungen in Gestalt von Scherz- oder Zerrbildern ausgehen. Die neuen Korrespondenzkarten, die dem autodidaktischen Tausendkünstler vor Augen kamen, benutzte er auf der Stelle zu fröhlich entworfenen Zeichnungen, die noch am 1. Oktober 1869 an allerhand Adressen abgingen. Der Geburtstag der Korrespondenzkarte wurde somit dank Ernst Juch in Österreich und derart in der ganzen Welt zugleich der Geburtstag der Ansichtskarte, der schnurrigen Ansichts-



Ernst Juch. Nach der Zeichnung von Th. Hrnčíř.



Einladungskarte zum Stammtisch im Wirtshaus zum „Goldenen Löwen“.

karte wohlgemerkt, denn ernste Mienen standen diesem Humoristen mindestens in seinen künstlerischen Leistungen nur selten zu Gesicht.

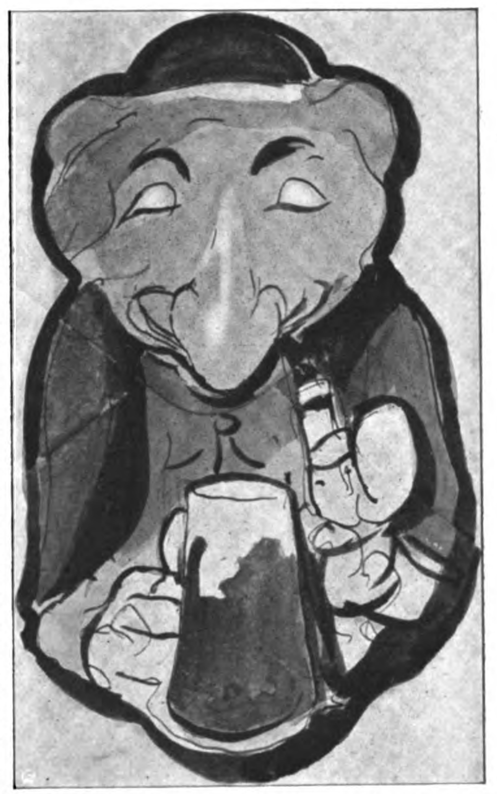
Amtlich protokollieren ließ er seine Erfindung niemals; das Patentrecht war vor einundvierzig Jahren noch wenig entwickelt; davon abgesehen, dachte Juch niemals daran, Schätze zu sammeln, äußere Geltung zu gewinnen. Sein Lebenselement war, seiner unversieglichen Laune freien Spielraum zu erobern, seine Mitmenschen mit munteren Eingebungen zu ergötzen. Das glückte, sobald Juch als Mitarbeiter von Wiener Witzblättern — anfangs bei dem bescheidenen „G'raden Michel“ und „Reibeisen“, späterhin mit immer wachsendem Können und Ansehen als Nachfolger Laufbergers und Leopold Müllers bei dem zeitweilig sogar von Anzengruber redigierten „Figaro“ — jahrzehntelang die Zeitereignisse mit überlegener Satire in seine Kreise ziehen durfte. Über diesem mit dem Einsatz seiner starken Naturkraft erfüllten Beruf des Karikaturisten vergaß er — wie Wilhelm Busch und Oberländer — niemals, sich im stillen mit ernsten künstlerischen Aufgaben zu mühen. Ölbilder und Büsten, wohlgeratene Modelle zu Prachtstücken des Kunstgewerbes, Radierungen und Aquarelle brachte der Nimmermüde zustande; wenn für andere Feierabend begann, hob Juchs Arbeitsfreudigkeit erst recht an. Gerufen und ungerufen war er als lustige Person ein hochwillkommener, anschlägiger Festgeber im Kameraden- und Freundeskreise; voll munterer Einfälle bei Maskenzügen und Fastnachtsfesten, beim Ausritt des Königs Mai auf den Kahlenberg und bei den Heurigenabenden des Albrecht-Dürer-Vereins.

Und der Mutterwitz, der ihn befähigte, fast ein halbes Jahrhundert hindurch der Welt- und Tagesgeschichte in ungezählten kleinen und großen Blättern alle Humore abzugewinnen, wirkte gleiche Wunder im engsten, vertrauten, persönlichen Verkehr. Unerschöpflich in Eulenspiegeleien, fragte er niemals, ob sein Publikum bei irgendeinem guten Spaß groß oder klein war. Mit derselben Sorgfalt, mit der Juch für den „Figaro“ seine berühmten Bismarckköpfe und seine von erstaunlicher Erfindungsgabe zeugenden politischen Quartalsübersichten vollendete — Leistungen, die mit Recht Ehrenplätze einnehmen in Grand-Carterets Sammelbänden der Meisterschöpfungen zeitgenössischer Karikatur —, zeichnete und malte er Tausende von Korrespondenzkarten für alte



Juch dankt für ein chinesisches Figürchen.

und neue Bekannte, für Stamm- und Zufallsgäste seiner Tafelrunden in Wien und in seinen Sommerfrischen. Die Vergnügtheit, mit der er in jedem einzelnen Fall ans Werk ging, ließ seine außerordentliche Fertigkeit niemals in Virtuosität ausarten, die Güte seines Wesens die drolligste Verzerrung nicht übelnehmen. Die verschwenderische Freigebigkeit, mit der Juch Männlein und Weiblein, Gelehrte und Handwerker, Philister und Künstler, die seine Wege kreuzten, mit seinen Gaben überschüttete, beschämte die besten Sachkenner ihres Wertes am meisten; der große Maler Rudolf Alt und Ludwig Anzengruber klagten mir wiederholt, sie wüßten nicht, wie sie Juch seine großmütigen, herzstärkenden Widmungen vergelten könnten. Ihm zu wehren, waren sie nicht imstande; seine Schalkhaftigkeit erhellte häufig ihre trüben Stunden wie Sonnenschein. Und ihre Aufheiterung war Juch volle Genugtuung für alle Plage, mit solcher unbedingter Hingebung hielt er an den beiden Meistern, zwei Kernmenschen, die seine liebsten Lebensfreunde wurden und ihrerseits wiederum selbst unter ihren nächsten Wiener Landsleuten kaum irgendwen wärmer ins Herz geschlossen hatten als diesen Einwanderer aus Gotha. Sie wußten wohl warum; in schweren Heimsuchungen hatten sie erfahren, wie gewiß sie dieses Humoristen in jeder Lebensnot sein durften.



Juch dankt für einen Bierkrug mit Eulenkopf.

Mit Anzengruber war Juch zuerst durch ein Samariterwerk zusammengeführt worden. Im Januar 1879 war der bedeutende Genremaler **Eduard Kurzbauer**, ein geborener Deutschösterreicher, vorzeitig in München gestorben. Gesamtausstellungen seiner aus dem Bauern- und Bürgerleben geholten Sittenstücke zeigten der Nachwelt, daß die Kunst hier, wie es in Grillparzers Epitaph für Franz Schubert heißt, einen reichen Besitz und noch viel schönere Hoffnungen begraben hatte; warmes Mitgefühl regte sich mit der Witwe und den Kindern des Meisters, für die der Frühgeschiedene nicht mehr ausgiebig genug hatte vorsorgen können. Rasch entschlossen rüsteten Wiener Künstlerkreise zur Selbsthilfe. Im größten Wiener Schauspielhaus veranstalteten sie zum Besten der Hinterbliebenen Kurzbauers eine Mittagsvorstellung, zu der **Ferdinand Kürnberger** den von **Joseph Lewinsky** gesprochenen Prolog dichtete und eine Reihe namhafter Wiener Maler und Zeichner, **L'Allemand**, **Joseph Hoffmann**, Juch und andre, lebende Bilder nach den bekanntesten Bildern Kurzbauers stellten. **Anzengruber**, der an dieser Bühne, dem Theater an der Wien, seit der Uraufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" im November 1870 mit dem „Meineidbauer", den „Kreuzelschreibern" und dem „G'wissenswurm" Sieg auf Sieg errungen hatte, war freudig bereit, sein Scherflein beizutragen. Selbst von Jugend auf ein Stammgast der Kaiserlichen Gemäldesammlung im Belvedere, mit natürlichem Blick für die bildende Kunst dermaßen ausgestattet, daß er in seiner Knabenzeit schwankte, ob er Dichter oder Maler werden sollte, behielt er zeitlebens die Augen offen für die Berufenen unter dem Nachwuchs. In glücklicher Eingebung dramatisierte er Kurzbauers gemalte Dorfgeschichte „Die stürmische Verlobung" in dem Einakter „**Die um'kehrte Freit'**", einem mustergültigen Gelegenheitsstück, das weit über den unmittelbaren Anlaß hinaus seine Geltung behauptete und mit Recht in seine gesammelten Werke eingereiht wurde. Mit unüber-

troffenen Volksschauspielern (Josephine Gallmeyer, Therese Herzog, Ludwig Martinelli usw.) besetzt, weckte „Die um'kehrte Freit'", die heute noch wohlgefällig auf der Bühne wirkt, bei jener ersten Darstellung allgemeine Zustimmung. Das Erträgnis der Kurzbauer-Akademie gereichte der Familie zu gleicher Genugtuung wie den Nothelfern, und ungesucht wurde den Urhebern dieses Liebeswerks dauernder Lohn zuteil. Bei den Vorberatungen und Proben waren manche Gleichgesinnte, die sich vorher wenig oder gar nicht kannten, einander näher gekommen und wert geworden.

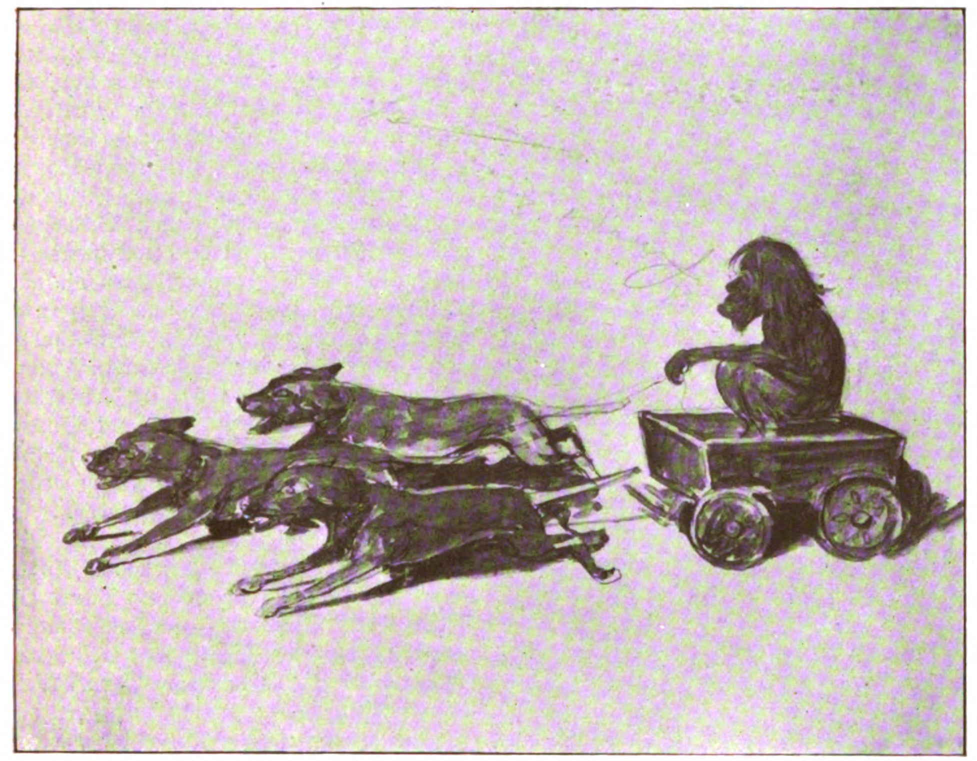
Anzengruber und Juch, die sich im Kurzbauer-Ausschuß zum erstenmal begegneten, fanden sich geradezu für ihr ganzes weiteres Leben zusammen. Der Wiener Volksdichter und der Gothaer Karikaturenzeichner waren wie vom Schicksal vorausbestimmte Wahlverwandte. Ihre Kameradschaft wurzelte in derselben selbstverständlichen Tüchtigkeit und Verläßlichkeit der Charaktere, in dem gleichen „gußeisernen Humor", der die beiden trotz oder wegen des tiefen sittlichen Ernstes, mit dem sie alle Erdennot erfaßten, über alle Anfechtungen hinauszuheben vermochte; in der niemals durch Worte, dafür desto nachdrücklicher durch Taten bewährten Freundestreue. Juch stiftete dem Dichter im Namen des Komitees ein diplomartiges Dankschreiben mit dem von blumenwindenden Putti getragenen Bildnis Kurzbauers. Wirksamer als dieses heute in den Sammlungen der Stadt Wien aufbewahrte, ziemlich akademische Blatt zeugte für Juchs Art und Kunst eine Reihe seiner lustigen Postkarten, auf denen er in einer freien, possierlichen Bilderchronik die Hauptereignisse vom frühen Anfang bis zum letzten Ausgang der Kurzbauer-Akademie vor Augen stellte. Kein wichtigerer Vorfall war vergessen; mit flinkem Stift hatte Juch die Kostümprobe festgehalten, bei der „die fesche Pepi" (Josephine Gallmeyer) seinen, den Rat des „Professors" Juch für ihre Bauerntracht ansprach; ein andermal verewigte er den Sturmlauf eines Ausschusses, der dem versammelten Chorus eine unerwartete Überzahlung von tausend Gulden meldete; zu guter Letzt war auch das Stillleben von Kelchgläsern und Steinkrügen nicht vergessen, der Kehraus der endgültigen Abrechnung beim Becher.

Dieser feuchtfröhliche Abschluß der Kurzbauer-Kneipe bedeutete zugleich den Beginn regelmäßiger allwöchentlicher Zusammenkünfte der beiden in ein paar zur Stunde schon sagenumsponnenen Wirtshausgesellschaften (in der „Nische", der Ada Christen, die Dichterin der „Lieder einer Verlorenen", präsi-



Mahnkarte zur Freitagskneipe.





Juch als Wagenlenker. Dank für ein Hundegespann aus Bronze.

dierte; in der „Schlögl“-Gesellschaft, deren Mittelpunkt der Verfasser der Skizzen „Wiener Blut“ und „Wiener Luft“ war; endlich in der von mir so getauften „Anzengrube“, deren Oberhaupt, solange er lebte, der Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld“, nach dessen Tode 1889 bis zu seinem Hinscheiden der Patriarch der Wiener Maler Professor Rudolf von Alt und nach Alts Heimgang Ernst Juch war). Durchweg Künstler- und Freundeskreise, deren Gedächtnis ihre Begründer, nicht zum wenigsten dank Ernst Juchs unzähligen, von allen guten Geistern übermütigster Laune gesegneten Scherzbildern, lange überleben wird. Noch ist kein pedantischer Forscher der Poesie des Stammtischs auf den Leib gerückt. Nur Dichter, Wilhelm Hauff in den Phantasien im Bremer Ratskeller, Paul Heyse in der Verklärung der Genelli-Kneipe im letzten Zentaur, Scheffel in den Liedern aus dem Engern, Gottfried Keller in der Trinklaube haben ahnen lassen, welche Fülle der Gemütlichkeit, welches Übermaß freispielender Phantasie schöpferischen Geistern in der unscheinbarsten Wirtsstube beim anspruchslosesten Mahl im Verkehr mit trauten Gefährten beschieden sein kann. Mit die Größten — Sokrates, der auch als unbezwinglicher Trinker all seiner Schüler Herr wird, Shakespeare in der Schenke zur Meermaid — holten sich fernab von wüstem widerlichem Schlemmen nach allen Verdrießlichkeiten des Alltags neuen Lebensmut in geistverklärten Gelagen; in tapferem Zungenkampf schärften sie ihren Witz am Schleifstein des Witzes der andern; gaben sie, zeitweilig scheinbar völlig ausspannend, so unergründlichen Tiefsinn und so göttlichen Unsinn zum besten, daß der Abglanz ihrer Unterhaltungen noch späte Nachgeborene in Platos Symposion und den Falstaffiaden der Königsdramen durchleuchtet und durchwärmt.

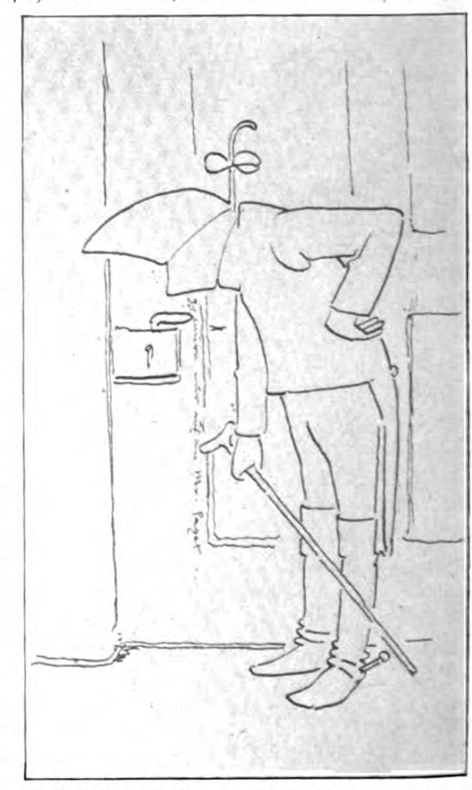
Anzengruber, der niemals ein Gewohnheitszecher oder gar ein Kneipgenie war, hat seit seinen Anfängen als Wanderkomödiant geselliger Anregung am Wirtshaustisch nach strengem Tagewerk sich gern erfreut. Als unbekannter kleiner Schauspieler war der Einundzwanzigjährige im „Götter-Verein“ seiner Wiener Neustädter Kollegen als „Götterbruder Momus“ eifriger Mitarbeiter ihrer



Der Wiener Humorist V. Chiavacci als Seerobbe.

Kneipzeitung „Die lose Gosch'n", schnell bei der Hand mit Rundgesängen, Grotesken, Parodien; ebenso schlagfertig bereit zu einem „Krinolinen=Couplet" wie zu einem hans=wurstmäßigen Ritterstück „Die schauderliche Plunzen". Auf seinen Irrfahrten, die ihn aus der Steiermark nach Ungarn und Kroatien verschlugen, blieb er in allem Elend dieser traurigen Zeiten seiner hohen Lebensaufgabe nicht weniger eingedenk als der „Götter=brüder" und ihrer ulkigen Zwischenspiele. Und als er nach furchtbaren Hungerjahren, als Polizeischreiber scheinbar gänzlich aus der selbstgewählten Bahn des Dramatikers geworfen, endlich durch den Triumph des „Pfarrers von Kirchfeld" nach seinem eignen bezeichnenden Wort „mit einem Schlag oben=auf ist", sucht er in neuer Umgebung auf alte Weise nach getaner Arbeit sich zu er=holen. Ur=Wiener, Ur=Österreicher gesellen sich ihm. In den Salons der Reichen und Großen, die die neue Berühmtheit suchen, fühlt er sich so fremd und unbehaglich wie nach seinem selbstverspottenden Vergleich ein Frosch unter einer Luftpumpe. Wohl wird ihm zur Winterszeit in altväterischen Vor=stadtkneipen mit verjährten Schildern „Zur Kohlkreunze", „Zum schwarzen Gattern", „Zum Jägerhorn", „Zum grünen Kappel", „Zum blauen Freihaus", beim „Goldenen Löwen", „Zum Blumenstöckel"; im Sommer in den vielberufenen Praterwirtshäusern „Zum Eisvogel", „Zum braunen Hirschen", „Zum Einsiedler" und „Zum Schweizer=haus". Und überall trifft er seine Getreuen. Rosegger, der in jungen Jahren oft und oft über den Semmering aus Graz nach Wien fuhr, nur um ein paar Abendstunden beim Bierglas mit dem heißgeliebten Freund verplaudern zu können, hat ihn wiederholt an einem Tische mit dem Wiener Sitten=schilderer Friedrich Schlögl, dem Volks=schauspieler Martinelli und seinem ersten Verleger Leopold Rosner gefunden.

Zu diesen und andern ersten Genossen seiner Wiener Tafelrunde Rudolf Falb, Karl Gründorf, dem schlichten Diener der Nationalbank Schumm, der als Natur=schwärmer dauernde Verdienste um die Er=schließung der Touristenwege im Wiener Wald sich erworben hat, kamen im Lauf der fol=



Friedrich der Große wartet auf seinen englischen Widersacher Mister P.



Juch dankt für Daelens Wilhelm Busch.

genden Jahre Größen wie der Maler Rudolf Alt, Hofkapellmeister Hans Richter, die Burgschauspieler Ludwig Gabillon und August Förster. Kenner und Kritiker, Gäste aus der Fremde, Fritz Mauthner, Georg Brandes, Otto Brahm, Graf Keyserlingk, Paul Schlenther, suchten wiederholt Zugang in die „Anzengrube". In der Heimat verstärkten jüngere Parteigänger Anzengrubers, der Germanist Erich Schmidt (damals Professor an der Universität Wien), der Humorist Chiavacci, der Historiker Friedjung und der Schreiber dieser Zeilen, die Korona des seltenen Mannes, der unversehens in Juch ein Bildnismaler ganz eigner Art erwachsen sollte. Ein Genie der Geselligkeit überraschte der Spaßvogel seine ältesten und jüngsten Bekannten durch immer neue Einladungs- und Strafkarten, durch beständig wechselnde Zerr- und Spiegelbilder ihrer Zusammenkünfte. Geschmeichelt wurde in der „Anzengrube" niemals, dafür um so herzhafter gelacht.

Die bedeutendsten und die unscheinbarsten Mitglieder des Stammtisches hänselte unser Ernst Juch mit derselben Narrenfreiheit, und er durfte Große und Kleine gleicherweise necken, weil er sich selbst am wenigsten verschonte. In Dutzenden und Dutzenden von Verkleidungen, in Tierfratzen und abenteuerlichen Masken trieb er den ärgsten Schabernack mit seinem herrlichen, von einer Löwenmähne umwallten, an Ibsens Züge gemahnenden Charakterkopf. Rembrandt hat die Welt mit Selbstporträts in allen Altersstufen und den verschiedensten Aufzügen beschenkt. Mit einem solchen Großmeister zu wetteifern, ist unserm Kleinmeister zeitlebens nicht eingefallen. Seine Selbstkarikaturen waren vom Augenblick eingegeben, nur für den Augenblick bestimmt, dem engsten Bekanntenkreis zugedacht. Ihre köstliche Komik, ihre manchen Berufsschauspieler beschämende Kraft der Charakteristik sichert indessen Juchs Improvisationen über Tag und Jahr hinaus dauernde Bedeutung. In einem kernigen Epigramm steckt oft mehr Wahrheit als in bogenlangen hohlen Abhandlungen: seine Spottbilder des eigenen Ichs, seine in aller Verwegenheit gutgemeinten Zerrbilder der Freunde sind glaubhafter, echter als manche feierliche, in der städtischen Galerie aufgenommene Konterfeie derselben Persönlichkeiten. Zumal die Köpfe von Alt, Anzengruber, Martinelli, an denen er sich nicht sattsehen und sattzeichnen konnte, wird schwerlich ein Zweiter mit gleicher Überlegenheit treffen. Bündiger und anschaulicher als die ausführlichste Erzählung offenbaren Juchs Karten und Blätter das Leben und Treiben der „Anzengrube". Ebenbürtige Texte zu diesen Gelegenheitsarbeiten würden Bände erfordern; so groß ist ihre Menge. Wer auch noch so flüchtig in die „Anzengrube" guckte, bekam früher oder später einen ihm

unversehens ins Haus flatternden Denkzettel Juchs.

Die Stammgäste zählen seine Spaß- und Rügekarten nach Dutzenden. Bei besonderen Anlässen (fünfzigsten, sechzigsten, siebzigsten und achtzigsten Geburtstagen; silbernen Hochzeiten; Jubiläen; Denkmalzurüstungen z. B. für Anzengruber und Alt; Ferienabenteuern usw.) verdichteten sich seine Angebinde zu ganzen Zyklen, Albums, „Jux"-Monumenten, so daß der Umfang seiner weitverstreuten Widmungen buchstäblich nicht zu übersehen ist. Als nach seinem Tode die Wiener Künstlergenossenschaft zu seinen Ehren Weihnachten 1909 eine Gedächtnisausstellung veranlaßte und einen Aufruf an alle Besitzer von Juchs ernst- und scherzhaften Schöpfungen ergehen ließ, füllte der streng gesiebte Einlauf, ein kleiner Bruchteil von Juchs Lebenswerk, drei Hauptsäle des Künstlerhauses. An den Wänden fanden seine die Kenner überraschenden Ölgemälde (Landschaften und Genrebilder) neben sparsamen Proben aus den vierzig von ihm gezeichneten Jahrgängen des „Figaro", in den Ecken Büsten, Masken, Statuetten und Reliefs Platz. In Vitrinen waren hundert und aberhundert seiner Scherzpostkarten, das Lexikon der Anzengrube, die witz- und phantasiereichen Humoresken zu Oberbaurat F. Fellners ägyptischer Reise, seine kongenialen Illustrationen zum deutschböhmischen Volksbuch vom Pfarrer Hockewanzel zu sehen. Herzhaftes Gelächter begrüßte vor allem die Ludwig Martinelli zum fünfzigjährigen Künstlerjubiläum gestiftete, auf Tapetenmuster gemalte Porträtgalerie sämtlicher überlebenden Mitglieder der „Anzengrube", ein Triumph der „G'schnaß"-Kunst, ein gemaltes Puppenspiel, das mit seiner burschikosen Keckheit selbst dem Laien eine Ahnung von Juchs bewunderungswürdigem Fleiß aufdämmern und die Sachverständigen mit geziemender Anerkennung nicht kargen ließ. Einer der berufensten jüngeren Wiener Maler, der Präsident der Sezession, Joseph Engelhart, urteilte damals in einem Geleitwort zum Katalog der Gedächtnisausstellung:

Juch war als Künstler Satiriker vom Scheitel bis zur Sohle. Seine Satire war immer taktvoll, sein Humor hatte etwas Unerschrockenes, wie er ja überhaupt ein Unerschrockener war, dabei durch und durch voll Güte und Wohlwollen. Äußerlichkeit kannte er nicht; er unterordnete die Erscheinung immer dem Inhalt und ging so weit, fast alles ohne Modell zu machen; das begründet die Tatsache, daß seine Typen, sogar die Gesichtszüge seiner Gestalten oft und oft wiederkehren. Sie sind die Träger seiner Gedanken, seines persönlichen Humors. Seine Charakteristik war knapp, auf das Notwendige beschränkt — Humorist bis ins Mark — schon sein Strich war humoristisch, dabei zart, fast frauenhaft. Überraschend für mich war die große Zahl von Ölgemälden, die sich im Nachlaß fanden — seine Farbe hat etwas Reizvolles und ist immer ge-



Dr. Bettelheim, Karlweis, Chiavacci beim Tischrücken; der Engländer P. als Kobold auf dem Tische; Anzengrubers Trauzeuge Gründorf fliegt als Spiritist hinzu.





Briefträger und Stubenmädchen lachen bei der Bestellung einer Scherzkarte Juchs.

schmackvoll. Warum er dies alles versteckte? Er war scheu und zu bescheiden, dabei ein Verschwender, denn fürstlich streute er seine Gaben auf köstlichen Blättern aus, und so chevaleresk er als Mensch war, so vornehm war seine Satire, sein Humor. Hätte er wo anders gelebt, er hätte sich Weltruhm erworben.

So hoch verstieg sich sein Ehrgeiz nicht; nach Schätzen und Auszeichnungen hat es diese kindlich reine Seele nie gelüstet. Neidlos beugte sich Juch jeder wirklichen Künstlergröße. So hart er in Worten und Zeichnungen mit Gauklern und Großmäulern, mit Schwätzern und Schwindlern ins Gericht ging, so willig förderte er jedes ehrliche Streben, so selbstlos half er nach dem Maß seiner Kraft den Beengten und Bedrängten. Und als ein Lebensglück sah er es an, daß er zwei von ihm wahrhaft Verehrte, eben Anzengruber und Alt, zu Freunden gewann; als selbstverständliche Pflicht erschien es ihm, daß er dem Wiener Volksdramatiker in seinem Ringen mit der Not des Tages hilfreich beisprang. Als nach dem Börsenkrach des Jahres 1873 eine Wiener Bühne nach der andern den Anzengruberstücken sich verschloß und der gewissenhafte Hausvater kaum mehr Rat wußte, ruhte Juch nicht, bis der Verlag des „Figaro“ den Dichter als Redakteur berief. In der Führung des Blattes wurde er dem Dichter ein unentbehrlicher Berater und Mithelfer, daheim und im Freundeskreis ein stets willkommener Sorgenbrecher. Die unscheinbarsten Tagesbegebenheiten, Zu- oder Absagen, eine Erkältung, einen Platzregen, eine Übersiedlung spann der Erfindungsreiche zu ganzen Bilderfolgen aus, die harmlosesten Zwischenfälle gaben ihm Stoff zu zwerchfellerschütternden Possen. Als Rosegger eines Abends in der qualmigen Wirtsstube „Zur goldenen Birne“ über Rudolf Falbs Erdbebentheorie disputierte, hörte Juch kaum hin; am nächsten Tage bescherte er mir eine wohlfeile blaßrosa Bonbonschachtel, auf der ein fader Rokokoschäferbilderbogen aufgeklebt war; als ich den Deckel abhob, fand sich die gestrige Tischgesellschaft gehörig parodiert beisammen: als Hauptfigur Rosegger, der just an seinem die Erdkugel vorstellenden Riesenknödel Falbs Theorie entwickelt, von einem Mond-„Kipfel“ spitzbübisch belächelt; neben dem Propheten die Weltkinder, Anzengruber in schweigsamem Schmausen und der nur mit der Kurve seines Bäuchleins paradierende, durch diese Schönheitslinie jedoch deutlich kenntliche „Pater Vinzenz“ (der Übername von Vinzenz Chiavacci). Die meisten andern Mitglieder der „Anzengrube“ verschwinden in dem blauen Dunst, der entweder aus Roseggers Knödel oder aus Falbs Hypothese oder aus beiden zugleich aufsteigt.

Ein besonderes Gaudium Juchs war es, arglose Neulinge bei ihrem ersten Gastspiel auf seine Art zu bewillkommnen. Paul



Strafkarte gegen einen säumigen Stammgast der „Anzengrube“.

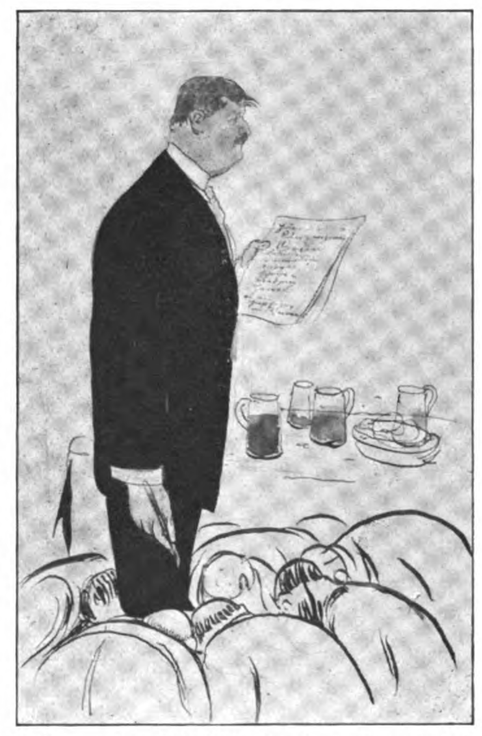
Schlenther war noch als Kritiker der Vossischen Zeitung vom Wiener Verein der Literaturfreunde zu einem Ibsenvortrag geladen worden; nach seiner Vorlesung hatte ich ihn zur „Goldenen Birne“ geführt, und Juch versäumte nicht, den Ankömmling auf einer seiner berühmten Postkarten zu karikieren: ein Kürbiskopf, der über einem Katheder drohend emporsteigt.

Hart nahm Juch auch einen eigensinnigen Engländer, den Kautschukmantel-Fabrikanten P., mit, der Friedrich den Großen zu seinem Stichblatt gemacht hatte; in der Manier des Buschischen Napoleon hielt Juch einen alten Fritz, der mit dem Krückstock vor der Tür den Lästernden abwartete. Derselbe Brite rief die Rache der „Anzengrube“ durch ungemessene Wettleidenschaft auf sich herab. Ein Literat unsrer Runde hatte spiritistische Anwandlungen, die sich Anzengruber, ohne eine Miene zu verziehen, demonstrieren ließ: eine Karte Juchs parodiert die „Kette“, die Grünsdorf, Karlweis, Chiavacci und mich zu dem mißglückten Versuch eines Tischrückens verbunden zeigt. Dem Engländer genügte dieser Fehlschlag nicht. Er wettete mit dem Spiritisten, daß er ein jedes Tischrücken ausschließende Versuchsobjekt herbeischaffen würde. Ein paar Wochen später kam der Hartnäckige in die „Anzengrube“, die seine Herausforderung längst vergessen hatte, mit einem nach seinen Berechnungen gezimmerten kläglichen Holzgestell, das dem Opferaltar einer Schmiere ähnlicher sah als einem Tisch. Dröhnendes Gelächter und eine Folge neuer Juchkarten waren das Ergebnis dieses zweiten Tischrückens, das mit der Erzählung der Anekdote schloß, die sich zwischen Friedrich Wilhelm IV. und dem Meteorologen Dove abgespielt haben soll. Der König erklärte dem Gelehrten, er habe wirklich einen Tisch sich rücken gesehen: „Was sagen Sie dazu, Herr Geheimrat?“ — „Majestät, der Gescheitere gibt nach.“

Ebensowenig wie die Kleinen blieben die Großen der „Anzengrube“ vor Juchs Griffel gefeit. Nach Scheffels Tode war Anzengruber auf Heyses Vorschlag vom Kapitel des Maximiliansordens einstimmig zum Ritter gewählt, von der bayrischen Regierung aber nicht bestätigt worden. Das hielt den Zeichner nicht ab, den von den Ultramontanen als „Lederhosendichter“ Geschmähten in einer Phantasietracht als Maximiliansritter zu verewigen: ein umgestülpter Steinkrug als Helm; eine Schnur Leberwürste ersetzte den Gürtel, dem als schmückendes Anhängsel der Tabaksbeutel beigegeben war; seine Wehr war der Schlagring.

Eine ernste Anregung, zum fünfzigsten Geburtstag Anzengrubers eine Medaille prägen

zu lassen, beantwortete Juch mit dem gezeichneten unmaßgeblichen Entwurf eines karikierten Münzenkopfes, der meines Dafürhaltens trotz allem Schabernack eins der besten Bildnisse des Dichters ist. Noch ein andres Scherzporträt hatte der Unerschöpfliche dem Freunde zu demselben Gedenktag (29. November 1889) zugedacht: ein zahnwehgeplagter lahmer Saturn steigt vom Fahrrad ab und weist dem in Pelzkappe und Winterrock herankommenden, scharf durch die Brille aufschauenden Dichter die halb abgelaufene Sanduhr vor. Juch hat sich das absichtslos prophetische Blatt niemals verziehen; Anzengruber war an seinem fünfzigsten Geburtstag so leidend, daß er die Krankenstube nicht verlassen, die geplante Festkneipe der „Anzengrube“ im Stich lassen mußte. So kam es, daß er diese letzte Freundesgabe gar nicht mehr erhielt: ein Abdruck in der Wiener Stadtbibliothek trägt Juchs eigenhändigen Zusatz: „Gezeichnet zum fünfzigsten Geburtstag Anzengrubers — er hat das Blatt nicht mehr gesehen — in wenig Exemplaren.“



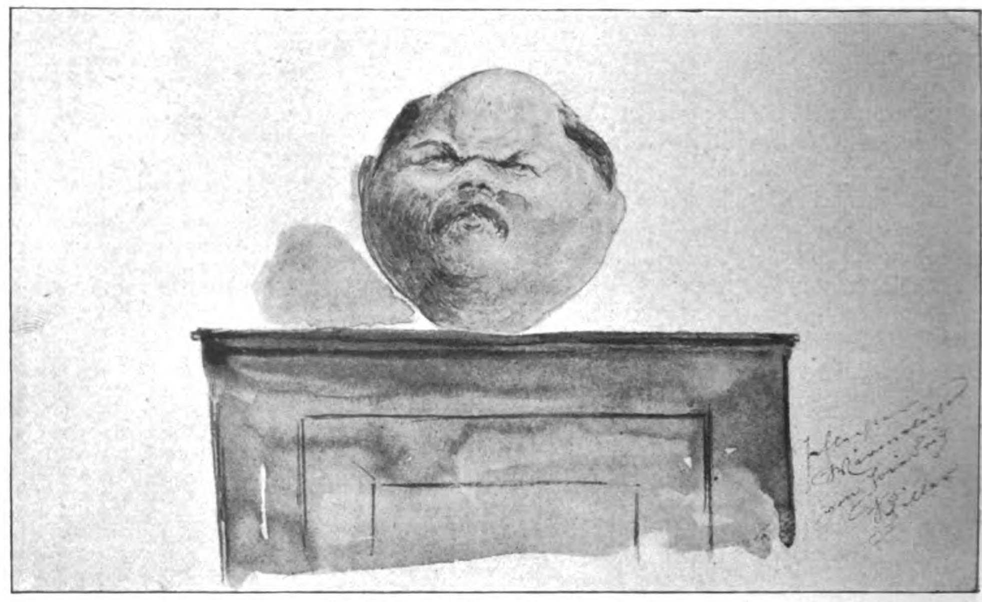
Freiherr von Egloffstein in der „Anzengrube“

Als die Krankheit des Dichters jählings eine verhängnisvolle Wendung genommen, war ich zu Juch geeilt, um mit ihm wegen der Berufung einer ärztlichen Autorität zu beraten; auf die erste Andeutung einer bedrohlichen Krise — an einen tödlichen Ausgang dachte noch niemand — brach Juch fassungslos in einen Weinkrampf aus. Der schonungslose Satiriker hatte das weichste Kindergemüt. Im nächsten Augenblick nahm er sich zusammen und lief zu einem gelegentlichen Gast der Anzengruberrunde, dem großen Wiener Chirurgen Professor Albert. Die Diagnose dieses berühmten Arztes lautete niederschmetternd. Für Anzengruber war kein Heilkraut mehr gewachsen. Die letzten, wenige Stunden vor dem Ende geschriebenen Zeilen des Dichters waren an Juch gerichtet: „Verehrter Meister! Mir fallt nix ein, vielleicht zeichnen Sie ein Bildel eigener Fexung für Figaro. Beste Grüße. L. A. 9. Dezember 1889.“



Scherzkarte: Juch unterwegs in das Wiener Cottageviertel.

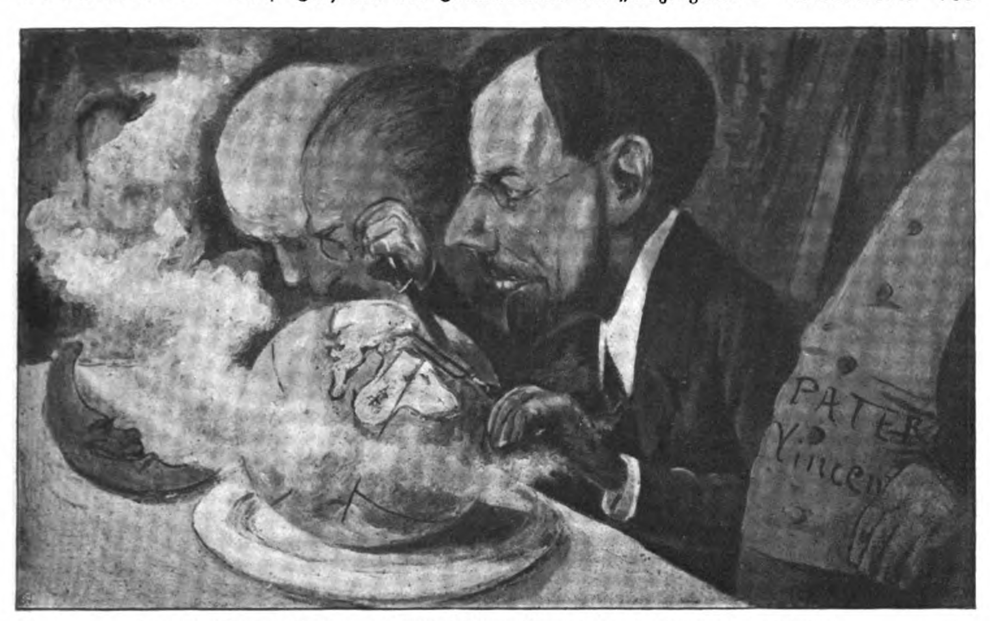
Zwei Jahrzehnte hat Juch den genialen Freund überlebt; vergessen hat er ihn nicht bis an sein Lebensende. Mit Kennerblick hat er in dem vor einem halben Menschenalter noch völlig unbekannten Bildhauer Hans Scherpe den berufenen Schöpfer eines würdigen **Grabdenkmals für Anzengruber her-**



Paul Schlenther am Vortragstisch.

ausgefunden und Scherpes vielbestrittenen Entwurf — ein „Marterl", ein Bildstock mit dem Relief des Volksdichters, vor dem eine den vorzeitig Gefällten weinend betrauernde Bauerndirne unversehens auf ihrem Weg innehält — nicht nur gegen alle Anfechtungen durchgesetzt. Juch hat die Ausführung dieser Hauptzierde des Wiener Zentralfriedhofs mit Rat und Tat gefördert, er hat Scherpe, der Anzengruber niemals von Angesicht gesehen, bei der Vollendung des Porträts unermüdlich beigestanden. Und als demselben Künstler wiederum durch Juchs entscheidendes Wort auch das zweite größere Anzengrubermonument übertragen wurde, das im Herzen der Stadt, zwischen Parlament, Justizpalast und Rathaus, sich erhebt, hat Juch mit gleicher Aufopferung die gleiche Liebespflicht geübt, keine Mühe sich verdrießen lassen, bis das Standbild des Dichters, zu dessen Füßen der Steinklopferhannes in seinem Steinbruch hantiert, seinen strengen Anforderungen genügte. Dabei war es ein ergreifendes Schauspiel, zu sehen, wie dieser Karikaturenzeichner, in dessen Innerm der Wunsch lebte, sich als Plastiker großen Stils in monumentalen Werken zu betätigen, im Dienste der Aufgabe, die der Inbegriff seiner geheimsten Sehnsucht gewesen, einem ernst Strebenden jeden Stein aus dem Wege räumte, ja mehr: ihm mit eigner Hand Sprosse um Sprosse zur Siegesleiter hinaufhalf.

Angesichts dieser still und stetig ein volles Jahrzehnt hindurch fortgesetzten Selbstverleugnung Ernst Juchs, angesichts des Gegensatzes seiner äußerlich mitunter knurrigen Weise und seiner rührenden Warmherzigkeit, angesichts des Widerspruchs zwischen seiner Brotarbeit und seinem Künstlerstreben nach dem Großen, Dauernden habe ich mich bisweilen gefragt, wie es kam, daß unter den jüngeren Erzählern unsers Kreises (Chiavacci, Philipp Langmann, Hawel) keiner es versuchte, diesen einzigen Charakter zum Urbild eines humoristischen oder tragikomischen Helden zu wählen. Bei näherer Überlegung leuchtete mir allerdings ein, daß kein Poet in diesem Falle Mutter Natur hätte erreichen, geschweige übertreffen können. So wundersam waren die widerstreitenden Elemente seines Wesens gemischt, daß er mit dem Schicksal nicht haderte, das ihm an äußern Lebensgütern fast alles schuldig geblieben war, daß er jeder Widerwärtigkeit Herr wurde durch allen Stürmen trotzende Laune und Arbeitsfreudigkeit. Im Kampf mit quälenden Nervenschmerzen wich der Zähe nicht vom Zeichentisch. Sein Normalarbeitstag währte mindestens fünfzehn Stunden. Woher Juch in seiner mühsamen, den ganzen Menschen aufbrauchenden Berufspflicht Zeit und Ausdauer hernahm zu seinen Allotriis, die Lösung dieses Rätsels hat er als Meistergeheimnis ins Grab mitgenommen.



Anzengruber, Rosegger, Chiavacci disputieren über Falbs Erdbebentheorie.

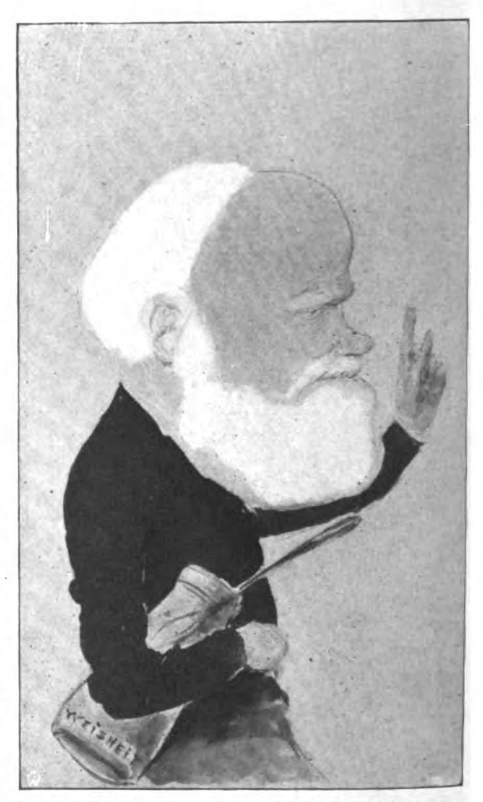
In der „Anzengrube“ waren nach dem Tod ihres Namenspatrons neue Leute nachgerückt: Hofschauspieler Joseph Lewinsky; die Anreger und Schutzgeister des zweiten Denkmals, der vielberufene Theaterbaumeister Ferdinand Fellner, Konsul Fischer, Bildhauer Scherpe, Maler Engelhart; Politiker wie der Liberale Bendel und der sozialdemokratische Vizepräsident des Abgeordnetenhauses Pernerstorfer; jüngere Dichter: Hawel, Langmann, Fraungruber; Kritiker wie Joseph Bayer, Rudolf Valdek (der Vollender von Emil Kuhs Hebbelbiographie), Ludwig Hevesi, Theodor Antropp: überzeugte Anhänger Anzengrubers und unsers bis zum neunzigsten Lebensjahr unsrer Tafelrunde präsidierenden Patriarchen der Wiener Maler Rudolf Alt. Ihnen allen, Veteranen und Frischlingen, stiftete Juch seine niemals herkömmlichen, verblüffenden „Karten“. Listenreich erfand er immer neue Lockrufe, die Korona vollzählig zu erhalten und zu verstärken. Woche um Woche wandte er viele Nachtstunden an das Zeichnen von putzigen, werbenden oder rügenden Postkarten, vollauf entschädigt für alle Überanstrengung, wenn sein Gebot befolgt, jedes Plätzchen am Stammtisch besetzt erschien. Wurde einer der Älteren im Laufe der Zeit bequemer, dann meldete sich Juch zuerst spöttisch, späterhin in immer sorglicher gezeichneten, bissigen, neidenswerten Mahnungen, so daß skrupellose Gewohnheitsschwänzer eigentlich die ergiebigsten Ernten hatten. Blieb ein Stammgast gar zu lange säumig, dann kam der Kobold, so z. B. am Morgen meiner silbernen Hochzeit, noch ehe die Hähne gekräht, in eigner Person als Strafbote, parodistisch im blauen Biedermannsfrack und Seidenfilzhut, das Modell einer Juchkarte in Fleisch und Blut.

Die Freunde vermochten diese herzstärkenden Stücklein nicht zu vergelten. Als aber Juchs siebzigster Geburtstag herankam, rüsteten sie die Feier nach seinen Vorbildern. An diesem Abend wäre der Stammtisch im „Goldenen Löwen“ zu klein geworden; so versammelte sich die „Anzengrube“ mit ihren Ältesten, Zugehörigen und Hospitanten im Altwiener, über hundert Jahre bestehenden Wirtshaus „Zum Lagerwäldchen“. Im Hofraum war Juchs grandiose Zeichnung des „Petroleurs“ — eine Riesentonne, der als Kopf eine Petroleumlampe, als Kopfbedeckung ein Trichter, als Pedale Zimmermannsbeile, als Hände Mistgabeln angesetzt sind — in einem greifbaren Popanz nachgebildet. Und die meisten Festgäste kamen in Masken, die Juch für den „Figaro“ geschaffen: obenan der halbblinde Harfenist „Hoffänger“ Huber, unter dessen jämmerlicher Bänkelsängergestalt Anzengruber seine Theaterkritiken für den „Figaro“ geschrieben; der Bediente des Herrn



Phantasietracht für Anzengruber als Ritter des Maximiliansordens.

Hofrats Thaddäus Hartriegel; Bankier Feigelstock und ein Dutzend andrer Juchs Phantasie entsprungener Hanswürste, die längst aus dem Witzblatt ihren Weg in das Wiener Alltagsgespräch gefunden hatten, sprichwörtliche Figuren geworden waren. Alle sagten dem bei seinem triumphalen Einzug mit ortsüblicher Heurigenmusik Begrüßten ihre Sprüchlein auf, die er majestätisch als schuldige Vasallenhuldigung entgegennahm. Der Wildling, den man vordem allzeit nur in phantastischer Künstlertracht, in breitkrempigem Kastorhut, in apart zugeschnittenem Flaus gesehen, hatte sich als Akademiedirektor und Kunstexzellenz herausstaffiert. Das sonst in seinem Wildwuchs ungehemmte Bart- und Kraushaar war wohlgehalten, der Schopf aus der hohen Stirn zurückgestrichen; auf dem blauen Staatsfrack mit Rauschgoldknöpfen glänzte der mit Silberpapier überzogene pappendeckelne Riesenstern eines exotischen Ordens. In allem Ulk seiner G'schnaßpracht sah das stämmige Kerlchen, das man mit Recht einem Gnomenkönig verglichen hat, so vornehm aus; die ganze Güte und Genialität seines Naturells leuchtete so strahlend aus seinen lieben Augen, daß Pernerstorfer, der als Parlamentarier vielzuviel fragwürdige Minister und Staatswürdenträger zu Gesicht bekommen, mir unwillkürlich sagte: „Der Mann schaut aus, wie ein Staatskerl wirklich ausschauen sollte.“ Er schaute nicht nur so aus, er war in der Tat ein Staatskerl. Gravitätisch griff Juch in die Seitentasche seines Amtskleides und reichte mir ein Riesenkuvert mit fürstlichem Insiegel hin. Ich hielt die Zuschrift wieder einmal für ein Juchisches Scherzrequisit und erwartete einen Aufsitzer, als der Jubilar mir als „Schriftgelehrtem“ auftrug, die „Urkunde“ zu verlesen. Das Aktenstück war aber durchaus echt und ernsthaft: der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, der alte Landesvater Juchs, verlieh dem genialen Karikaturenzeichner Form Rechtens den Professortitel — eine Auszeichnung, die den Prachtmenschen in der Achtung seiner Freunde zwar nicht mehr erhöhen konnte, das Thüringer Kind selbst aber als freundlicher Heimatgruß ehrlich freute.



Rudolf Valdek, Burgtheaterkritiker, Vollender von **Emil Kuhs Hebbelbiographie.**

Bald nach dieser ganz in seinem Sinn verlaufenen Jubelfeier kränkelte der Rastlose; solange er sich noch an den Arbeitstisch schleppen konnte, trieb der Siechende sein altes Spiel als unbeirrbarer Spötter. Als der Zeichenstift den kunstfertigen Fingern für immer entsunken war, haben sie Juch auf demselben Gottesacker beerdigt, auf dem vor ihm Anzengruber und Alt in Ehrengräbern bestattet worden waren. An seinem offnen Grab wurde gesagt, daß er den beiden ebenbürtig gewesen als Charakter; den Reichtum seiner Art und Kunst vermöchte nur einer seines Schlages, ein Dickens oder Reuter, auszuschöpfen; seine Grabschrift müsse lauten: Hier ruht ein ganzer deutscher Humorist, ein ganzer Mann, der würdige Lebensfreund Ludwig Anzengrubers und Rudolf Alts.



Unmaßgeblicher Entwurf einer Medaille zum fünfzigsten Geburtstag Anzengrubers.

Juchs Sterbehaus wird nächstens mit einer Gedenktafel, einem Relief Ernst Juchs nach E. Pendl, geschmückt werden. Sein dauerhaftestes Monument wäre eine bändereiche Sammlung seiner Haupt- und Nebenarbeiten, ein Juchalbum, in dem seine Stegreifstücke für die „Anzengrube" nicht fehlen dürften. Daß es endgültig „aus" ist mit ihrer frühern Unerschöpflichkeit, zeigt jeder Postenlauf; seit Jahr und Tag ist mir keine Juchkarte mehr zugeflogen. Und als ich jüngst Ostern träumte, daß mir vier Karten ins Haus kämen, die Mondviertel, in die zum Aufschreien ähnlich vier verschiedene Juchköpfe eingezeichnet waren, habe ich das im Schlaf für eine Neckerei des Freundes gehalten, daß er jetzt mit Alt und Anzengruber n alten Stammtisch auf dem Monde aufgeschlagen habe. Erst als ich aus meinem außerordentlich deutlichen Traum erwachte und mich ermunterte, wurde es mir warm in den Augen. Ich wußte, daß mit Juch auch die „Anzengrube" geschieden war auf Nimmerwiederkehr.

Der Erblindende

Sie fanden nur, daß er die Schattenwege,
Die er so liebte, immer öfter mied,
Und daß in seinen Augen etwas läge,
Als sänn' er über einem Lieblingslied.

Er saß nur öfter in der Dunkelheit
Und schellte nicht, daß man die Lampe brächte,
Ein Brief lag einmal vor ihm lange Zeit —
Er klagte, daß der Freund nicht an ihn dächte.

Zuweilen unterließ er eine Frage,
Und wie wenn Sonne von den Fliesen blende,
Ging er mit rückgebogenem Haupt — sie lachten

Darüber noch, als er an einem Tage
Mit einer fremden Dankbarkeit der Hände
Die Blumen streichelte, die sie ihm brachten ..

Ernst A. Bertram





Die Sprache des Humors bei Wilhelm Busch

Von Dr. Ernst Göpfert

In einer Reichstagssitzung aus jüngster Zeit ruft der preußische Kriegsminister von Einem den Sozialdemokraten zu: „Noch ist es mit dem Staate nicht dahin gekommen:

Ach, die Venus ist perdu,
Klickeradoms! von Medici“,

und schon tags darauf folgt ihm Dr. Müller-Meiningen mit dem Spruche:

Wer sich freut, wenn wer betrübt,
Macht sich meistens unbeliebt.

Beide Aussprüche lassen leicht erraten, daß ihr Schöpfer kein andrer sein kann als Wilhelm Busch. Ihn erklärt Dr. Müller für seinen Lieblingsdichter. Wenn nun auch diese Bezeichnung, vielleicht mit Absicht, etwas zu hoch gegriffen sein mag, so kann man sie doch gelten lassen als Ausdruck für die allgemeine Wertschätzung unsers Künstlers, von dem man ohne Übertreibung behaupten darf, daß er ein Liebling seines Volkes ist.

Man würde unserm Busch schweres Unrecht tun, wenn man in ihm nur einen Karikaturenzeichner und Erfinder oberflächlicher Späße und witziger Verse erkennen wollte. Wie jeder wahre Humor, so ist auch der unsers Busch keineswegs bloß eine eigne Form der dichterischen oder künstlerischen Darstellung; er besteht vielmehr in einer besonderen Weltanschauung und Lebensauffassung oder, wie Goethe erklärt, in „der Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben, erhebt und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt“. In dieser Erklärung liegt zugleich eine weitere eingeschlossen. Wenn der Humor besonders das Kleine und Niedrige, Einfache und Natürliche, Alltägliche und Gewöhnliche liebt, so tritt diesem immer, wenn auch unausgesprochen, gleichsam im Hintergrunde stehend, das Große und Erhabene, Bedeutende und Ideale gegenüber. Dem Humoristen ist, wie man gesagt hat, die ganze Erde die dunkle Kammer voll umgekehrter und zusammengezogener Bilder aus einer schönen Welt, das Sackgäßchen in der großen Stadt Gottes. Im Grunde beruhen Wesen und Wirkung des Humors auf der Darstellung des Gegensatzes. Darum ist es kein bloßer Zufall, daß das sechzehnte Jahrhundert unsrer Literatur die Komik und Satire eines Brant, Murner und Fischart und die Schwank- und Anekdotensammlungen beschert hat, wie wir sie u. a. im Eulenspiegel und dem Buche von den Schildbürgern besitzen. Bildet ja das sechzehnte Jahrhundert die Grenzscheide einer alten und neuen Zeit, in welcher auf den verschiedensten Gebieten einander widerstreitende Richtungen und Bestrebungen hervortreten, alter und neuer Glaube, Gelehrte und Ungelehrte, nationale und fremdländische Kultur Gegensätze darstellen, die die überlegenen Geister zur Satire geradezu herausfordern mußten.

Den Satirikern des sechzehnten und den Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts, einem Lichtenberg und Jean Paul, darf in dem unsrigen Wilhelm Busch an die Seite gestellt werden; ja, noch mehr: wir können ihn einen der größten deutschen Humoristen nennen. In erster Linie Maler und Zeichner, hat er in strenger Selbstzucht sich bemüht und gewöhnt, scharf zu beobachten, um den Dingen auf den Grund zu kommen und sie künstlerisch zu erfassen. „Jed' Ding,“ sagt er, „und wär's ein irdener Topf, besitzt eine Art schlauer Verborgenheit, die nur durch Fleiß, List und Talent zu überwinden ist.“ Die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit seiner Bilder läßt freilich nichts erkennen von dem ernsten und mühevollen Studium, das ihn auf seinem Gebiete zum großen Künstler, das ihn aber auch zum tiefen Menschenkenner gemacht hat. Als solcher besitzt er ein klares Auge für alle menschlichen Fehler und Schwächen, die er ohne Zurückhaltung, immer aber mit launigem Spott und jenem harmlosen Scherz aufdeckt, hinter dem sich ebenso der sittliche Ernst wie das warmherzige Gefühl verbirgt. Auch in ihm tritt uns eine Vereinigung von Gegensätzen, ein Doppelwesen entgegen, in dessen Brust zwei



René Reinicke: Am Klavier.

Seelen wohnen: der lebensfreudige, sorglos heitere Künstler ist zugleich der nachdenkliche sinnige Philosoph voll Lebensernst und Gemütstiefe, wie er sich besonders in seiner „Kritik des Herzens“ offenbart.

Und wiederum der Künstler vereinigt in einer Person den Dichter und den Maler. Auf die Bedeutung des Malers einzugehen, ist hier nicht der Ort; es genüge, darauf hinzuweisen, daß sein Talent durch das Studium der niederländischen Meister geweckt worden ist, und daß seine ganz eigenartige Kunstform auch die ungeteilte Anerkennung seiner Kunstgenossen gefunden hat. Dagegen scheint es der Mühe wert, auch einmal den hervorstechendsten Eigentümlichkeiten seiner Dichtersprache nachzugehen.

„Um die Sprache sein eigen zu nennen,“ bekennt Busch, „muß man was drin erlebt haben, was Wichtiges, nämlich die Kindheit. In diesem Sinne habe ich zwei Sprachen: hochdeutsch und plattdeutsch. Nur was in diesen Sprachen, den Sprachen meines Paradieses, geschrieben ist, kann mich rühren, d. h. in innerster Seele rühren.“ Sein lebhaftes Interesse für sprachliche Dinge läßt ihn der Herkunft der Worte, ihrer Form, ihrer Bedeutung und deren Wandlungen nachgehen und Aufschlüsse und Belehrung suchen in den Wörterbüchern von Grimm und Heyne, insbesondere aber in dem etymologischen Wörterbuch von Kluge, mit dem er sich noch am Tage vor seinem Tode beschäftigte, in das er auch dialektische Eigentümlichkeiten, eigne Ansichten und Erklärungen, und was ihm sonst an sprachlichen Erscheinungen auffällt, als Randbemerkungen einträgt.

Ausdrücke und Wendungen wie schubsen, kullern und pullern, es geht kapores, ihm ist es pudelwohl entlehnt Busch der vertraulichen Umgangssprache; andre gehören seinem heimatlichen Niederdeutsch an, z. B.: Die Tante nökert so herum; ein Schlef voll Apfelmus; Prügel machen frisch und kregel. Gegen die Fremdwörter verhält er sich nicht ablehnend, aber er verwendet sie fast nur im Dienste der Komik, auch dadurch, daß er sie nach Schreibung und Aussprache meist wie deutsche behandelt: Zum Kattermäng gehören zwei;

> Ach, wie ist es hierzuland
> Doch so schrecklich anigant.
>
> Komm, geliebter Herzensschatz,
> Nimm auf der Verschäre Platz!

Häufig begegnen wir neuen Wortschöpfungen. Mittels Ableitung sind gebildet Jagderei für Jagd, Bedauerei für Mitleid, Fleißigkeit und Zornigkeit, Verwirrnis und Verwundernus u. ä. Den ausgiebigsten Gebrauch macht Busch von der Wortzusammensetzung. Durch sie sucht er die sinnliche Anschaulichkeit des Begriffs zu erhöhen in Ausdrücken wie Runzeltante, Knuspermaus, das kurze Schmurgelpfeifchen, die sanftgeschmeidge Butterstolle, im Schlürferschritt sich fortbewegen. Dem Grundwort prägt er durch ein bezeichnendes Bestimmungswort einen besonderen Gefühls- oder Stimmungswert oder auch eine komische Nebenbedeutung auf in den Bildungen Abendmilch und Schlummerpriese, des Tabaks Schmeichelduft, die Lasterfreuden großer Städte, der Apthekereiprovifer. Ein kühneres Wortgebilde enthalten die Verse:

> Und bald umfängt dich sanft und kühl
> Ein Kaumvorhandenseinsgefühl.

Besonders willkommen ist ihm die Zusammensetzung als Mittel zu scherzhaften Umschreibungen. Die Kühe heißen die krummgehörnten Buttertiere, der Teufel ist der Unterwelt geschwänzter Bote; der menschliche Körper wird als Seelenraum, der Kopf als Gedankenfach, das Herz als Sorgensitz, der Magen als Speiseschlauch bezeichnet. Am Abend schlüpft der müde Hausvater in seine Schlummerklause, entledigt sich seines Beingehäuses, zieht den Kopfbehälter über die Ohren und bedeckt mit dem Federschlauch sein Leibgewölbe.

Bekanntlich stellt Busch in seinen „Bildergeschichten“, wie er sie selbst bezeichnet, gern allerlei Mißgeschick dar, insbesondere Vorgänge, die mit mehr oder weniger Lärm verbunden sind. Auch dafür erfindet er den bezeichnenden sprachlichen Ausdruck in den Schall und Geräusch nachahmenden Lautverbindungen. Für den rasch vorübergehenden Vorgang wählt er das einsilbige Empfindungswort mit dem durchdringenden a-Laut: Klacks! der Topf ist nichts mehr wert; Knacks! Es dringt der scharfe Schlag bis tief in das Gedankenfach; Rack! stößt er an den Tisch der Nacht; Ratsch! zieht er den Vorhang zu. Für das dumpfe Geräusch bevorzugt er den dunklen u-Laut: Hubs! fliegt einer schon im Bogen; Wums! da liegt er auf dem Rücken; Hulterpulter, sie rumpeln vom Dach; Mit dem Seufzerhauche



uh! stößt ihr eine Ohnmacht zu. Die weniger angenehmen Gehöreindrücke des Hundegebells, des Schnarchens und des Zähneklapperns werden durch mehrsilbige Lautgebilde tonmalend bezeichnet: Rauwauwau! so schallt es hier; Schnatteratt! so macht der Kiefer. Zu größerer Deutlichkeit erhebt sich der sinnliche Eindruck, wenn die aufeinanderfolgenden Schallworte noch durch den Rhythmus belebt werden. Aus den einfachen Taktklängen: Tihumtata, humtata, humtatata! Zupptudi, rallala, rallallala! hören wir sofort die eintönige Kunstleistung einer Dorfmusikkapelle heraus. Nicht selten wirken auch die tonschildernden Worte gleichzeitig auf Gesicht und Gehör; das Gehörte wird zum Gesehenen wie in Luthers Übersetzung 2. Mose 20, 18: Und alles Volk sahe den Donner und den Ton der Posaune. So vermitteln die beiden Klangworte zugleich eine Gesichtsvorstellung in den schon angeführten Versen:

> Ach, die Venus ist perdu,
> Klickeradoms! von Medici

und den folgenden:

> Und da geht es klingelingelings,
> Unten liegt das teure Dings,

so daß wir gleichsam die kostbare Venus und den teuren Lüster am Boden aufschlagend in Splitter gehen sehen. Ganz ähnliche Wirkung hat das Empfindungswort in dem an Scheffel erinnernden Trinklied:

> Ich bin gerade so als wie
> Der Erzbischof von Köllen,
> Er leert sein Gläschen, wuppheidi!
> Und läßt es wieder völlen.

Ein gewisser sprachschöpferischer Zug offenbart sich auch in der Erfindung von Namen. Wenngleich diese, wie die Namen der uns vertrauten Hausfreunde, der Hunde Kripp und Schnipps, des Katers Munzel und des Kätzchens Gripps oder der Kanarienvögel Niep und Piep, erst durch des Künstlers Zeichnungen einen lebendigen Inhalt gewinnen, so verbindet sich doch schon mit ihrer Lautgestalt die Vorstellung bestimmter Eigentümlichkeiten ihrer Träger. Mehr noch gilt dies von den Namen der handelnden Personen. Hier und da mag sich wohl einer von ihnen in unsern Adreßbüchern nachweisen lassen, am sichersten jedenfalls der Name jenes Bedauernswerten, von dem unser Dichter erzählt:

> Einen Menschen namens Meier
> Schubst man aus des Hauses Tor,
> Und man sagt, betrunken sei er,
> Selber kam's ihm nicht so vor.
>
> (Haarbeutel.)

Die meisten aber sind erfunden, dem Stand und Beruf angepaßt und ihren Besitzern auf den Leib zugeschnitten. Wir lernen den im Amt der Lehr' erprobten Magister Bokelmann und den Schulmeister Fibel kennen, den scheinheiligen Pater Filuzius und den wetterharten Förster Knarrtje, den Arzt Dr. Schmurzel und die Hebamme Frau Wehmut, begegnen dem Apotheker Pille und seinem Provisor Mickefett, dem Bauern Dümmel und der Dorfschönen Rieke Mistelfink, während uns der schrullenhafte Junggeselle Tobias Knopp und sein Freund Sauerbrot, Bürgermeister Mumm und Kaufmann Schmork in die Kreise kleinstädtischer Philister versetzen. Besondere Kennzeichen zur näheren Bestimmung der Persönlichkeit werden, entgegen dem sonstigen Brauch, vorausgeschickt:

> In der Hand das Perspektiv
> Kommt ein Mister namens Pif.

Oder mit größerer Deutlichkeit:

> Kurz die Hose, lang der Rock,
> Krumm die Nase und der Stock,
> Augen schwarz und Seele grau,
> Hut nach hinten, Miene schlau:
> So ist Schmulchen Schievelbeiner.
> Schöner ist doch unsereiner!
>
> (Plisch und Plum.)

Abgesehen von einigen seiner Münchner Bilderbogen hat sich Busch in seinen lustigen Blättern des Farbenschmucks enthalten. Um so farbenreicher erscheint uns seine sprachliche Darstellung, wenn wir unser Augenmerk auf die verschiedenen Ausdrucksmittel richten, über die er verfügt, die bezeichnenden Beiwörter, Bilder, Vergleiche und Redefiguren. So zeigt unter anderm die Schilderung einer einfachen Verrichtung, der Zubereitung von Butter, wie durch die glückliche Wahl des Zeitworts der sinnlich wahrnehmbare Vorgang aufs deutlichste veranschaulicht wird:

> (Da ist) die brave Bauernmutter,
> Tagtäglich macht sie frische Butter,
> Des Abends spät, des Morgens frühe
> Zupft sie am Hinterleib der Kühe
> Mit kunstgeübten Handgelenken
> Und trägt, was kommt, zu kühlen Schränken,
> Wo bald ihr Finger, leicht gekrümmt,
> Den fetten Rahm, der oben schwimmt,



Beiseite schöpft und so in Masse
Vereint im hohen Butterfasse.
Jetzt mit durchlöchertem Pistille
Bedrängt sie die geschmeid'ge Fülle.
Es kullert, pullert, quietscht und quatscht,
Wird auf und nieder durchgematscht,
Bis das geplagte Element
Vor Angst in Dick und Dünn sich trennt.
Dies ist der Augenblick der Wonne,
Sie hebt das Dicke aus der Tonne,
Legt's in die Mulde, flach von Holz,
Durchknetet es und drückt und rollt's,
Und sieh, in frohen Händen hält se
Die wohlgerat'ne Butterwälze.

(Balduin Bählamm.)

Mehr in den Vordergrund tritt das treffend gewählte Hauptwort in einem Gedicht, das zugleich die feine Ironie kennzeichnet, mit der Busch die Schwächen seiner Mitmenschen vergnüglich zu geißeln versteht.

Sie lockt ihr zarteres Gemüt
Ins anmutreiche Kunstgebiet,
Wo grade, wenn man nichts versteht,
Der Schnabel um so leichter geht.
Sie führt die Droschke, zieht das Herz
Zu schönen Opern und Konzerts,
Die auch im Grund, was nicht zu leugnen,
Zum Zwiegespräch sich trefflich eignen.
Man sitzt gefällig unter vielen
So innig nah auf Polsterstühlen,
Man ist so voll humaner Wärme,
Doch ewig stört uns das Gelärme,
Das Grunzen, Blärren und Gegirre
Der musikalischen Geschirre,
Die eine Schar im schwarzen Fracke,
Mit krummen Fingern, voller Backe,
Von Meister Zappelmann gehetzt,
Hartnäckig in Bewegung setzt.
So kommt die rechte Unterhaltung
Nur ungenügend zur Entfaltung.
Ich bin daher statt des Gewinsels
Mehr für die stille Welt des Pinsels;
Und was auch einer sagen mag,
Genußreich ist der Nachmittag,
Den ich inmitten schöner Dinge
Im lieben Kunstverein verbringe,
Natürlich meistenteils mit Damen.
Hier ist das Reich der goldnen Rahmen,
Hier herrschen Schönheit und Geschmack,
Hier riecht es angenehm nach Lack;
Hier gibt die Wand sich keine Blöße,
Denn Prachtgemälde jeder Größe
Bedecken sie und warten ruhig,
Bis man sie würdigt, und das tu' ich.
Mit scharfem Blick, nach Kennerweise,
Seh' ich zunächst mal nach dem Preise,
Und bei genauerer Betrachtung
Steigt mit dem Preise auch die Achtung.
Ich blicke durch die hohle Hand,
Ich blinzle, nicke: Ah, scharmant!
Das Kolorit, die Pinselführung,
Die Farbentöne, die Gruppierung,
Dies Lüster, diese Harmonie,
Ein Meisterwerk der Phantasie.
Ach, bitte, sehn Sie nur, Komteß!

(Maler Klecksel.)

Wie hier, so tritt uns neben der frischen Lebendigkeit und malerischen Anschaulichkeit der Darstellung die bunte Mannigfaltigkeit seiner Sprachbilder auch in dem folgenden Lobspruch auf die Kunst entgegen:

Und wahrlich! Preis und Dank gebührt
Der Kunst, die diese Welt verziert.
Der Architekt ist hochverehrlich
(Obschon die Kosten oft beschwerlich),
Weil er uns unsre Erdenkruste,
Die alte rauhe und berußte,
Mit saubern Baulichkeiten schmückt,
Mit Türmen und Kasernen spickt.
Der Plastiker, der uns ergötzt,
Weil er die großen Männer setzt,
Grauschwärzlich, grünlich oder weißlich,
Schon darum ist er löb- und preislich,
Daß jeder, der zum Beispiel fremd,
Soeben erst vom Bahnhof kömmt,
In der ihm unbekannten Stadt
Gleich den bekannten Schiller hat.
Doch größres Lob wird der verdienen,
Der Farben kauft und malt mit ihnen.
Wer weiß die Hallen und dergleichen
So welthistorisch zu bestreichen?
Alfresko und für ewig fast,
Wenn's mittlerweile nicht verblaßt.
Wer liefert uns die Genresachen,
So rührend oder auch zum Lachen?
Wer schuf die grünen Landschaftsbilder,
Die Wirtshaus- und die Wappenschilder?
Wer hat die Reihe deiner Väter
Seit tausend Jahren oder später
So meisterlich in Öl gesetzt?
Wer wird von allen hochgeschätzt?
Der Farbenkünstler, und mit Grund!
Er macht uns diese Welt so bunt.

(Maler Klecksel.)

Der Bedarf an Wörtern verschiedener Gestalt, um dem Versmaß zu genügen, und verschiedenen Klanges, um den Reim, zugleich aber auch den treffenden Ausdruck zu gewinnen, setzt einen reichen Wortschatz voraus. Und weil ihm ein solcher als nie versagender Besitz zu eigen ist, so zeigt Busch auch in Reimerfindung und Versbau seine außerordentliche Sprachgewandtheit. Über seine Verse äußert er selbst, daß er sie den Bil-



dern, die eigentlich das Erzählen zu besorgen hätten, habe hinzufügen müssen, weil die meisten Menschen Bilder nicht zu lesen verstünden und Bilder sich auch nicht zitieren ließen. Der Annahme, als ob ihm diese leichtfließenden Verse nur so zugefallen seien, begegnet er mit der ausdrücklichen Versicherung: „die sind mit großem Fleiß erdacht und sorgsam gefeilt." Es verursachte ihm oft „viel Überlegung und Arbeit", für den klar erfaßten Inhalt eines Satzes die entsprechende, ihm völlig zusagende sprachliche Form zu finden, mit der er es um so genauer nahm, je leichter ihm die Gedanken zuströmten. „Gut schien mir stets der Trochäus für biederes Reden," sagt er in seiner Selbstbiographie; dem fast durchgehends heiteren Inhalt seiner Dichtungen aber entspricht es, wenn in ihnen das lebhaftere jambische Versmaß vorherrscht. Daß er auch mit dem Hexameter wohl vertraut ist und ihn ganz an der geeigneten Stelle einzuführen weiß, mag der würdige Professor Klöhn bezeugen, der seinen Freund Dr. Fink belehrt:

Oh, verehrtester Freund! Nichts geht doch über die hohe
Weisheit der Mutter Natur. Sie erschuf ja so mancherlei Kräuter,
Harte und weiche zugleich, doch letztere mehr zu Gemüse.
Auch erschuf sie die Tiere, erfreulich, harmlos und nutzbar,
Hüllte sie außen in Häute, woraus man Stiefel verfertigt,
Füllte sie innen mit Fleisch von sehr beträchtlichem Nährwert.
Aber erst ganz zuletzt, damit er es dankend benutze,
Schuf sie des Menschen Gestalt und verlieh ihm die Öffnung des Mundes.

(Fipps der Affe.)

Zur vollen Geltung kommt die ganze Eigenart des Dichters Busch, sein fröhlicher Humor, seine dichterische Gestaltungskunst, die schlagende Kürze des Ausdrucks wie die zwingende Gewalt seiner Logik in seiner Spruchweisheit. Damit möchte ich zusammenfassend die in seinen lustigen Bildergaben zahlreich verstreuten Aussprüche bezeichnen, die durch ihre Sinnfälligkeit und Treffsicherheit geeignet sind, als geflügelte Worte in Umlauf zu kommen. Hier spricht, aus reicher Lebenserfahrung und Weltkenntnis schöpfend, der lachende Philosoph zu uns, und weil es ihm vor allem auf den Kern der Sache ankommt, so trägt er seine Gedanken in einfach aneinandergereihten kurzen Hauptsätzen vor und verzichtet fast gänzlich auf die Feinheiten geschmückter Rede. Darauf scheint der doppelsinnige Spruch hinzudeuten:

Ein kluger Mann verehrt das Schwein,
Er denkt an dessen Zweck;
Von außen ist es ja nicht fein,
Doch drinnen sitzt der Speck.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, den Busch in die Verse kleidet:

Bekanntlich möchte auf dieser Welt
Ein jeder gern haben, was ihm gefällt.

Daher das Rennen und Jagen nach dem schnöden Mammon. Den Unersättlichen, die davon nicht genug haben können, widmet er den vielsagenden Neujahrswunsch, den er unter ein Bild mit zwei goldbeladenen Eseln schreibt:

Geld laßt von Herzen uns allen gönnen,
So viel die Esel nur tragen können.

Anderseits läßt sich aber auch nicht leugnen: was man immer an Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des Daseins zu ertragen hat,

Besonders tief und voll Empörung
Fühlt man die pekuniäre Störung.

Und schwerlich läßt sich etwas einwenden gegen die Behauptung:

Ach, reines Glück genießt doch nie,
Wer zahlen soll und weiß nicht wie.

Glücklich sind jedenfalls die zu preisen, die entsagen und entbehren können, am glücklichsten jene völlig Bedürfnislosen, die nicht einmal zu fragen brauchen: Womit werden wir uns kleiden? wie die Naturvölker in Afrika, denn:

Kleider sind dort wenig Sitte,
Höchstens trägt man einen Hut
Und noch einen Schurz der Mitte,
Man ist schwarz, und damit gut.

(Fipps der Affe.)

In einigen seiner Sprüche schlägt Busch den Ton der Belehrung an, namentlich wenn es sich um Begriffsbestimmungen handelt. Es widerspricht kaum der Lehre Kants: „Nichts ist gut als allein ein guter Wille", wenn er erklärt:

Das Gute — dieser Satz steht fest —
Ist stets das Böse, das man läßt.



Etwas abweichend von der herkömmlichen Auffassung ist dagegen die Erklärung:

> Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
> An Sachen, welche wir nicht kriegen.

Nahe liegt der Übergang von der belehrenden zur ermahnenden Tonart:

> Oh, hüte dich vor allem Bösen,
> Es macht Pläsier, wenn man es ist,
> Es macht Verdruß, wenn man's gewesen.

Oder:

> Ratsam ist und bleibt es immer
> Für ein junges Frauenzimmer,
> Einen Mann sich zu erwählen
> Und womöglich zu vermählen.
> Erstens will es so der Brauch,
> Zweitens will man's selber auch,
> Drittens, man bedarf der Leitung
> Und der männlichen Begleitung.
>
> (Fromme Helene.)

Busch gehört ohne Frage zu jenen Weisesten, die an der rechten Stelle immer gerade das zu sagen wissen, was sich von selbst versteht. Aber die überzeugende und erheiternde Wirkung seiner Aussprüche wird verstärkt, indem er, wie in den folgenden Reimpaaren, das Selbstverständliche mit einer Art feierlichen Ernstes vorträgt:

> Das Zahnweh, subjektiv genommen,
> Ist ohne Zweifel unwillkommen.
>
> Die Schwierigkeit ist immer klein,
> Man muß nur nicht verhindert sein.
>
> Das Schlüsselloch wird oft vermißt,
> Wenn man es sucht, wo es nicht ist.
>
> Bei dem Duett sind stets zu sehn
> Zwei Mäuler, welche offen stehn.
>
> Das Reden tut dem Menschen gut,
> Wenn man es nämlich selber tut.
>
> Wer liebte wohl auf dieser Erde
> Ich will mal sagen die Steuerbehörde?

Zuweilen wählt Busch auch die Form des Sinnspruchs oder Epigramms, in dem ein einzelner oder mehrere Vordersätze das Gefühl einer Spannung oder Erwartung erregen, die dann im Schlußsatz überraschend gelöst wird:

> Ein guter Mensch gibt gerne acht,
> Ob auch der andre was Böses macht.
>
> Des Lebens Freuden sind vergänglich,
> Das Hühnerauge bleibt empfänglich.
>
> So geht es mit Tabak und Rum,
> Erst bist du froh, dann fällst du um.
>
> Es ist ein Brauch von alters her,
> Wer Sorgen hat, hat auch Likör.
>
> Sokrates, der alte Greis,
> Sagte oft in tiefen Sorgen:
> Ach, wie viel ist doch verborgen,
> Was man immer noch nicht weiß.
> Und so ist es. Doch indessen
> Darf man eines nicht vergessen:
> Eines weiß man doch hienieden,
> Nämlich, wenn man unzufrieden.
>
> (Tobias Knopp.)

Die Grundstimmung im Wesen unsers Meisters, deren Widerhall wir auch in seiner Sprache vernehmen, bildet der herzgewinnende Frohsinn, jene ungetrübte Heiterkeit des Gemüts, die auf seiner Welt- und Selbstüberwindung beruht, und die ihn, wie er sich ausdrückt, „nicht bloß über die kleinen Verdrießlichkeiten und Dummheiten andrer Leute, sondern auch über sich selbst lachen" läßt. Kommt ihm ja einmal die Welt öde und trübe vor, so hält er es mit dem Dichter, denn

> kaum mißfällt
> Dem diese altgebackne Welt,
> So knetet er aus weicher Kleie
> Für sich privatim eine neue
> Und zieht als freier Musensohn
> In die Poetendimension,
> Die fünfte, da die vierte jetzt
> Von Geistern ohnehin besetzt.
>
> (Balduin Bählamm.)

Mit den Rätseln des Daseins und der Welt hat er sich abgefunden und fragt nicht nach dem Woher und Warum. Wenig Kopfzerbrechen macht ihm die Beantwortung der Frage nach der Vorvergangenheit:

> Eh' man auf diese Welt gekommen
> Und noch so still vorlieb genommen,
> Da hat man noch bei nichts was bei,
> Man schwebt herum, ist schuldenfrei,
> Hat keine Uhr und keine Eile
> Und äußerst selten Langeweile.
> Allein man nimmt sich nicht in acht,
> Und schlupp! ist man zur Welt gebracht.
>
> (Haarbeutel.)

Die bekannten Worte Schillers „Die Jahre fliehen pfeilgeschwind" lauten in der Sprache unsers Busch:

> Eins, zwei, drei, im Sauseschritt
> Läuft die Zeit, wir laufen mit.

Was dieses unaufhaltsam Enteilende, Wesenlose, das wir die Zeit nennen, eigentlich sei, ist eine Frage, die von jeher den mensch-

lichen Geist erregt und beschäftigt hat. Busch gibt darauf in der treffenden Ausdrucksweise seiner Sprache die ebenso einfache wie tröstliche Antwort:

> So ist nun einmal die Zeit allhie:
> Erst trägt sie dich, dann trägst du sie,
> Und wann's vorüber, weißt du nie.

Für ihn hat der Gedanke an den raschen Schritt der Zeit nichts Bedrückendes. „Schon stehe ich," sagt der Siebzigjährige, „tief unten an der Schattenseite des Berges. Aber ich bin nicht grämlich geworden, sondern wohlgemut; halb schmunzelnd, halb gerührt, höre ich das fröhliche Lachen von anderseits, wo die Jugend im Sonnenschein nachrückt und hoffnungsfreudig nach oben strebt."

So fügt er sich auch mit der Ergebung und Würde des Philosophen in das Unabänderliche:

> Rosen, Tanten, Basen, Nelken
> Sind genötigt, zu verwelken,
> Ach, und endlich auch durch mich
> Macht man einen dicken Strich.
>
> (Tobias Knopp.)

Ganz in seiner Eigenschaft als Dichter lernen wir Busch kennen aus den drei Sammlungen „Kritik des Herzens", „Zu guter Letzt" und dem erst kürzlich aus seinem Nachlaß herausgegebenen kleinen Buche „Schein und Sein". Die in ihnen vereinigten teils lehrhaften, teils schildernden und erzählenden Gedichte, in denen auch das Unbedeutende mit echt poetischem Sinn erfaßt wird, überragen an Gedankengehalt und Formschönheit viele der gleichartigen Erzeugnisse mancher zeitgenössischen Dichter. Da sie durchweg des Bilderschmucks entbehren, so wird unsre Aufmerksamkeit ausschließlich auf des Verfassers Dichtersprache gelenkt. Daß ihr auch da, wo von ernsteren Dingen die Rede ist, doch der humoristische Einschlag nicht fehlt, deuten schon die Widmungsverse an, die in des Dichters Handschrift dem zuletzt genannten Buche vorangestellt sind:

> Mein Kind, es sind allhier die Dinge,
> Gleichviel, ob große, ob geringe,
> Im wesentlichen so verpackt,
> Daß man sie nicht wie Nüsse knackt.
> Wie wolltest du dich unterwinden,
> Kurzweg die Menschen zu ergründen.
> Du kennst sie nur von außenwärts,
> Du siehst die Weste, nicht das Herz.

Und ebenso bezeugt in derselben Sammlung das anmutige Gedicht unter der Überschrift „Beneidenswert", wie Busch auch den Erscheinungen der Natur, die er mit so liebevollem Auge betrachtet, den Reiz schalkhaften Humors abzugewinnen vermag:

> Sahst du noch nie die ungemeine
> Und hohe Kunstgelenkigkeit
> Sowohl der Flügel wie der Beine
> Im Tierbereich mit stillem Neid?
>
> Sieh nur, wie aus dem Felsgeklüfte
> Auf seinen Schwingen wunderbar
> Bis zu den Wolken durch die Lüfte
> In stolzen Kreisen schwebt der Aar.
>
> Sieh nur das Tierchen, das geringe,
> Das zu benennen sich nicht ziemt,
> Es ist durch seine Meistersprünge
> Wenn nicht beliebt, so doch berühmt.
>
> Leicht zu erjagen diese beiden,
> Das schlag' dir lieber aus dem Sinn.
> Wer es versucht, der wird bescheiden,
> Sei's Jäger oder Jägerin.

In seiner kleinen Schrift „Von mir über mich", wie er mit anspruchslosem Titel seine Selbstbiographie bezeichnet, erzählt Busch, daß er einst in Antwerpen „die alte Muttersprache der Kunst erlernt", in der Abgeschiedenheit seines hannoverschen Heimatsdorfes Wiedensahl „der Sprache der Natur gelauscht" habe. Hier erschließt sich ihm auch durch seine Sprachstudien und die Vertiefung in die Werke unsrer nationalen Literatur mehr und mehr der Reichtum und die Schönheit seiner deutschen Muttersprache. Mit Vorliebe liest er die Bibel, die Bekenntnisse Augustins, die Odyssee und die Meisterwerke Goethes, Schillers und Lessings. An diesen wie an jenen mag sich sein Sprachgefühl und seine Sprachkunst weitergebildet und zu dem sprachlichen Gestaltungsvermögen entwickelt haben, wie es uns in seinen Schöpfungen entgegentritt. Aber auch die Sprache der Wissenschaft ist ihm nicht fremd geblieben. In den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts studierte er „mit Leidenschaft" die Schriften Schopenhauers und Darwins. Aus ihnen hat er die Erkenntnis gewonnen: „Ihre Schlüssel passen zu vielen Türen in dem verwunschenen Schlosse dieser Welt, aber kein hiesiger Schlüssel, so scheint's, paßt jemals zur Ausgangstür."





Die Pariser Apaschen

Von Otto Grautoff (Paris)



Wenn wir zu Hause in der Wohnstube um den Tisch herum sitzen und einer spricht das Wort „Paris“ aus, so schwirren die seltsamsten Vorstellungen durch unser Gehirn. Wir erinnern uns des Louvre, wir atmen die Freie und Weite der großen Avenuen und Plätze, wir hören das laute, brausende Straßenleben, fühlen den Duft der Absinthstunde in der Nase und sehen die grazilen kleinen Pariser Dämchen geschminkt, gepudert, kokett übers Trottoir trippeln. Wir entsinnen uns einer lieblichen Schönen, die sich lächelnd nach uns umschaute und dann in einem großen, dunklen Hause verschwand. Eine dämonische Welle fremdartiger Freuden, unaussprechlicher Raffinements rötet unser Gehirn, und wir träumen seligen Pariser Stunden verliebt nach.

Wer einmal wieder einige Wochen erübrigen kann, besteigt den Eisenbahnzug, fährt in diese köstliche Stadt, reitet vormittags in der Allée de Longchamp, frühstückt bei Henry oder Prunier, schlendert nachmittags durch den Louvre, nimmt bei Ritz den Thee, speist bei Julien oder Paillard, besucht ein Theater und schaut später noch ein wenig dem Tanz im Tabarin zu, um endlich bei Maxim zu landen. So leben die Fremden. Wenn einige sich einfachere Speisehäuser aussuchen, so ist der Unterschied nur ein gradueller. Jeder Ausländer, der sich nur Wochen oder Monate in Paris aufhält, sucht des größtmöglichen Glanzes ansichtig zu werden. Dann kehrt er entzückt und berauscht nach Hause zurück. Die Erinnerung färbt dies Gesehene noch farbiger. So hat sich im Ausland ein Idealbild von Paris geformt, in dem alles Glanz und Schönheit, Heiterkeit und Festrausch ist.

Luxus und Reichtum sind in Paris unermeßlich groß und wirken dadurch, daß man stündlich an sie erinnert wird, unmittelbar verführerisch. In keiner Stadt der Welt werden die Besitzlosen so von Versuchungen heimgesucht wie in Paris, und es ist bebegreiflich, daß nicht alle Menschen so festen Charakters sind, so vielfältigen umschmeichelnden Versuchungen zu widerstehen. Wenn in den Nachmittagstunden eine unübersehbare Menge sich durch die schmalen Gänge der Warenhäuser drängt, hat jeder einzelne so viel mit sich selbst zu tun, daß er nicht darauf achten kann, ob vor oder hinter ihm sich jemand heimlich einen Schirm, eine Hutfeder oder eine Parfümflasche aneignet, die unbewacht auf den Ladentischen aufgetürmt sind. Im Gedränge der Boulevards, eine Stunde von der eignen Wohnung entfernt, winkt einem Herrn eine Schöne. Niemand erfährt es, wenn er ihr folgt. Oder ein kleines Dämchen überzeugt einen Herrn mit den süßesten Worten, daß ein Nachmittag mit ihr im Tete-a-tete verbracht die unschuldigste Episode der Welt ist, und versteht es, denselben Herrn in der lieblichsten Form zu einem Wiedersehen zu überreden. Ein Liebesverhältnis entspinnt sich im graziösen Leichtmut so ganz von selbst, wie man von einer Tafel nicht eher aufzustehen pflegt, bis das Dessert serviert worden ist, so daß man die einzelnen Etappen solcher Episoden gar nicht klar voneinander abgrenzen kann. Aber nicht darin allein beruhen die Wonnen dieser Pariser Abenteuer. Auch dann, wenn sich böse Fügungen zu einer Katastrophe zu verdichten drohen, wissen die feinen und geschickten Hände dieser Frauen alle Ärgernisse, Peinlichkeiten und Kümmernisse aus der Sehweite zu verbannen. Man glaubt also sich in einem Paradies zu bewegen, das die Immoralität dieser Gewandten vortäuscht. Aber das ist nur eine Phantasmagorie, in deren süßen Nebeln die Grenzen von Gut und Böse verschwimmen, so daß es scheint, als wären sie nur Gehirnfiktionen Hysterischer, während gerade diese schlimmen Zauberinnen überreizt Entartete sind. Das erfährt man, wenn man die Weibchen, die so lieblich lächelnd über die Boulevards trippeln, in ihren alltäglichen Lebensgewohnheiten belauscht, in ihrem eignen Milieu aufsucht, sie dann studiert, wenn sie nicht Komödie spielen. Denn natürlich spielen diese Zauberinnen Komödie, und zwar immer Menschen gegenüber, denen sie ein Ideal vorgaukeln wollen oder müssen,

was sie vor ihresgleichen nicht nötig haben. Zwar, wir dürfen uns nicht des Fehlers schuldig machen, zu verallgemeinern, wir müssen einige Arten von Frauen ausscheiden, und zwar die besseren Elemente, das heißt diejenigen, die sich in einem niederzwingenden Leben ein warmes Empfinden, Anhänglichkeit, Zuneigung und Aufrichtigkeit bewahrt haben. Sie sind leicht zu erkennen an einer gewissen Zutraulichkeit, Herzlichkeit und Bescheidenheit. Sie aber, denen eine frühere Zeit den berühmt gewordenen Namen der Grisette gegeben hat, reüssieren nicht in der Welt, von der hier gesprochen werden soll. Um in Paris durch einen schlimmen Lebenswandel in die Höhe zu gelangen und sich auf dieser Höhe halten zu können, darf die Frau kein empfindsames Herz haben, darf sich niemals schwärmerischer Sentimentalität hingeben, darf niemals ihrem Gefühl folgen, sondern muß vielmehr kalt und energisch immer ihren Vorteil vor Augen haben und mit eisiger Gewissenlosigkeit jedes Mittel anwenden können, das der Augenblick von ihr fordert. Die Reüssierenden tragen sich stolz, schreiten hochmütig daher und lügen mit unbewegtem Blick. Sie geben sich niemals einem Manne ganz hin; denn ihre sexuellen Energien entladen sich in Lügen, Hochstapeleien, Räubereien, Morden oder Beihilfen zum Morde. Unglücklicherweise haben diese Frauen auch oft Kinder, denen sie natürlich schlechte Mütter sind, da ihre Mutterinstinkte durch die überreizte Sinnlichkeit, die sich in verbrecherischen Phantasien und Taten ausgibt, verdrängt werden. So erhalten diese Kinder gar keine oder die denkbar schlechteste Erziehung, und aus ihnen rekrutiert sich dann später das Heer der Apaschen.

Allerdings nicht allein aus diesen Kindern. Es wurde schon angedeutet, wie zahlreiche Versuchungen und Verführungen aller Art die Menschen in Paris umdrängen, und es wurde auch gesagt, daß es in dieser Riesenstadt möglich sei, die Spuren und Folgen aller Abenteuer zu verwischen oder zu verheimlichen. Wer sich in solchem Falle hilflos fühlt, hat nur nötig, über die Boulevards zu schlendern. Dort wird ihm an irgendeiner Straßenecke der Prospekt eines Instituts in die Hand gedrückt, das sich lediglich damit beschäftigt, heimliche Briefschaften zu befördern. Es wird einem Pariser also so leicht wie möglich gemacht, hinter dem Rücken seiner Familie einen Briefwechsel zu führen; es wird ihm bequem gemacht, ein doppeltes Familienleben aufrechtzuerhalten. Ebenso unschwer aber kann man sich in der Weltstadt auch unliebsamen oder inoffiziellen Pflichten, die das Budget übersteigen, entziehen, und die Wege dazu sind zahlreiche. Männer entziehen sich den Verpflichtungen, welche sie illegitimen Kindern gegenüber haben. Mütter, die in ärmlichen oder unsoliden Verhältnissen leben, vernachlässigen ihre Sprößlinge, und sie verkommen. Der Prozentsatz der unehelichen Geburten in Paris ist sehr groß; und zahlreiche Verbrecher gehen aus dieser Kinderwelt hervor.

Weiter erhält die Verbrecherwelt einen Zuwachs aus den Milieus der Arbeiter und kleinen Angestellten. Diese Kreise sind in Frankreich nicht etwa zum Verbrechertum prädestiniert; aber die Familien des kleinen Bürgertums haben oft viele Kinder und gleichzeitig den härtesten Existenzkampf. Es ist in Betracht zu ziehen, daß in Paris die Wohnungspreise dreimal höher sind als in Berlin oder Hamburg, und darunter haben natürlich am meisten die unbemittelten Kreise zu leiden. Die hygienischen Verhältnisse in den Wohnungen der ärmeren Stadtviertel sind oftmals ungenügend. In ein, zwei oder drei winzigen Räumen ist eine mehrköpfige Familie zusammengedrängt. Die Eltern arbeiten tagsüber außer dem Hause und kehren vom Frondienst vielleicht so zerschlagen heim, daß ihnen die Elastizität fehlt, sich in den Mußestunden um die Kinder zu mühen, oder die schwere Arbeit macht sie hart und mürrisch, oder endlich Not drückt sie nieder. Genug, die Jugend dieser Kinder ist kein Paradies, und die Versuchungen der Großstadt winken auch ihnen. Wenn der eine oder der andre aus diesen Kreisen den lockenden Verführungen erliegt, so trägt die Gesellschaft am Fall dieser Menschen einen Teil der Schuld; denn was die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen auf die gefährliche Bahn lockt, ist nicht die Sünde, vielmehr der trügerische Glanz der Sorglosigkeit. Im Dolcefarniente seine Sorgen vergessen, wie ein begüterter Herr nachmittags im Caféhaus sitzen und die Abende in heiterer Gesellschaft im Theater oder in den Ballsälen zubringen — eine solche Lebensführung übt in Paris auf viele Kinder der Armut eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Und wie Pro-

letarierſöhne, ſo werden auch junge Männer aus dem mittleren Bürgertum in den leichtſinnigen Strudel hineingeriſſen, und zwar in ſo großer Anzahl, daß die Kaufleute und Fabrikherren ſich ſchon ſeit Jahren beklagen, daß ſie keine ernſthaft arbeitenden Lehrlinge mehr finden können. Nicht alle werden bis in die letzten Abgründe des Verderbens getrieben. In wie vielen aber, die in einem faſt noch kindlichen Alter leichtmütig den Sprung in den wirbelnden Strom wagen, in dem Lichterglanz und Flittergold ſich trügeriſch ſpiegeln, vollzieht ſich der Übergang von Leichtſinn zum Laſter faſt unbewußt! In der Dreimillionenſtadt ſchätzt man die Verbrecher nach der Statiſtik von 1908 auf 70000. Nicht alle zwar gehören zu der beſonderen Art der Apaſchen; denn in dieſer Zahl ſind Bettler, Gelegenheitsdiebe, Verbrecher aus Rache, Jähzorn und Eiferſucht mitgerechnet. Man darf dieſe Summe in zwei Hälften teilen. Dagegen ſind die 1672 verurteilten minderjährigen Verbrecher, die im Jahre 1908 unter 18000 jungen Menſchen im Alter von ſechzehn bis achtzehn Jahren vors Gericht kamen, faſt ausſchließlich Apaſchen.

Unter Apaſchen ſind Sexualverbrecher zu verſtehen, d. h. Männer und Frauen jeden Alters, deren überreizte Sinnlichkeit jedes ethiſche Empfinden in ihrem Innern verbrennt, in denen die geſchlechtlichen Inſtinkte animaliſch roh und ungehemmt wirken und zur Kriminalität drängen, ohne daß ihr Gewiſſen ſie zurückreißt oder beſchwert. Eitelkeit, Genußſucht, Lügenhaftigkeit, Frivolität, Immoralität, Grauſamkeit ſind die typiſchen Merkmale der Apaſchen.

Man wird ſich nun fragen, wie in unſrer Zeit dieſe Art von Verbrechern in ſo bedrohlicher Weiſe wachſen kann. Es wurde gezeigt, aus welchen Elementen ſich die Apaſchen rekrutieren. Es muß jetzt noch dargetan werden, mit welchen Mitteln die Jugend auf dieſe gefährliche Bahn gelenkt wird.

Die Sinnlichkeit der Franzoſen iſt wärmer, offner, leichter erregbar als die der Deutſchen. Darum mag auch die Gefahr gewiſſer Schaufenſterauslagen in Frankreich für die Jugend größer ſein als bei uns. Aber das iſt nur ein Faktor. Ein zweiter, dem ſchon mehr Gewicht beizulegen iſt, beſteht in der Verteilung zuweilen ſehr anrüchiger Proſpekte auf den Straßen, die Kindern wie Erwachſenen in die Hand gedrückt werden. Die ſchlimmſten Proſpekte für Bücher, Photographien und mediziniſche Geheimmittel werden in die Häuſer geſandt und nicht ſelten ſogar an Kinder. Vor den Schulen kann man gelegentlich ältere Herren und Damen, die einen zweifelhaften Lebenswandel führen, ſehen, wie ſie an Knaben und Mädchen unſittliche Schriften und Bilder zu verkaufen oder die Kinder ſelbſt zu häßlichen Dingen zu verführen verſuchen. Wenn auch die Kinder dieſen unverantwortlichen Verführungen widerſtehen, ſo wird doch zum wenigſten ihre Phantaſie und Neugierde aufgeſtachelt, und in heißen Geſprächen erregt ſich ihr junges Blut. Dieſe Gefahren für die Pariſer Jugend ſind ſo groß, daß kürzlich erſt ein Arbeiter zu einem franzöſiſchen Senator, dem Leiter eines großen Induſtrieunternehmens, ging, um Hilfe zum Schutz ſeiner Kinder zu ſuchen. „Sie wiſſen," ſagte der Arbeiter, „ich bin Anarchiſt, und meine politiſchen Anſichten, Ideale und Beſtrebungen ſind den Ihren in allem entgegengeſetzt. Aber in der Fürſorge für unſre Kinder müſſen wir uns vereinen. Die einzelne Partei iſt zu ſchwach, um die Schutzmaßregeln für die Behütung der Jugend vor dem Laſter allein durchzuſetzen." Wenn dieſe Angriffe auf Kinder keinen direkten Erfolg haben, ſo bewirken ſie doch häufig, daß die jungen Menſchen ſchon mit vierzehn oder fünfzehn Jahren ſich in Liebesabenteuer verſtricken. Mögen dieſe erſten Erlebniſſe unſchuldig, poeſievoll und rein ſein, ſie ſind gefährlich, weil ſie zu früh das Liebesgefühl erwecken, ſo daß die jungen Menſchen es gar nicht lernen, ſich ſelbſt zu zähmen und ethiſche Kräfte zu entfalten. Ein übermäßiger und nicht zurückgedrängter Sexualtrieb während der Pubertätsjahre entweiht nicht nur die Herzenserlebniſſe, ſondern iſt auch der bedrohlichſte Führer eines jungen Menſchen. Gut und Böſe verwiſchen ſich für ihn; denn einen ſittlichen Halt findet der Menſch nur in den unverdrängten und ganz reinen Schöpfungsenergien, aus denen ſich der Charakter kriſtalliſiert. Kann ein junger Menſch dieſen Kern in ſich nicht bilden, verſchwendet er von Jugend auf ſeine ſexuellen Energien, d. h. die Triebkraft ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Exiſtenz, ſo zeigen ſich bald die ſchlimmen Folgen. Schrankenloſes Genießen wird ſein Lebenselement, dem keine Ethik feſte Grenzen zieht. Kein Schamgefühl bewahrt ihn vor der Lüge.

Wird er durch äußere Gewalt daran gehindert, seinen wilden Leidenschaften zu frönen, so entflieht er aus dem Elternhaus oftmals, nicht ohne die Börsen seines Vaters und seiner Mutter mitzunehmen. Er strolcht in Paris umher, verausgabt das gestohlene Geld mit gleichgearteten Freunden, mit denen er sich rasch in Bars und Cafés zusammenfindet.

Es gibt auf Montmartre und zwischen der Place de la République und der Rue de l'Allemagne in engen, übel berüchtigten Straßen alte verwitterte Häuser, in denen sich schmale ausgetretene Stiegen hinaufwinden, die von schmutzigen Petroleumlampen dumpf erleuchtet sind. Im ersten Stockwerk hängt an der Tür ein schmieriges Schild mit der Aufschrift: „Bal. Tous les soirs entre 9[h] et minuit.“ In der Wohnung sind die Stubenwände niedergerissen, so daß ein kleiner Saal entstand. Von der Mitte der bräunlichen Decke hängt eine bauchige Petroleumlampe herab, unter deren gelbem Licht ein Violinist oder Dudelsackpfeifer aufspielt. Die falschen, quietschenden Töne des Musikers verschwimmen im rohen Gekreisch der Menge und seufzen nur hörbar auf, wenn die laute Unterhaltung der Tanzenden, ihr zügelloses Lachen und brutales Gejohle kurz verstummt. Hier verbringen die jungen Burschen, die ihren Eltern entlaufen, die Abende mit ihren Genossinnen. Gedrückt, freudlos sind die Mienen der halbwüchsigen Jünglinge, und auf den Gesichtern der Frauen malt sich alle Verruchtheit und Schlechtigkeit. Tritt der fünfzehnjährige Neuling zum erstenmal am Arme seines Mädchens in diesen Kreis, wird er rasch von den Unholden eingefangen. Hat er noch von dem gestohlenen Geld, ist man ihm gut und läßt sich freihalten. Seine Geliebte wird umgarnt und ihm entführt. Eine andre umwirbt ihn und sucht ihn für sich zu gewinnen. In der Unterhaltung werden in ihm die letzten Möglichkeiten eines moralischen Haltes zertrümmert, und er wird ganz zu der Immoralität der Verbrecher bekehrt. „Auch in der guten Gesellschaft gibt es keine Treue der Frauen. Auch in der vornehmen Welt lügen, betrügen, stehlen und rauben die Menschen,“ wird ihm gesagt. Ergibt der Jüngling sich nicht willig, wird sein animalischer Ehrgeiz aufgewiegelt. Er wird furchtsam, feige, schwächlich gescholten. Unter Umständen werden diese Belehrungen mit Faustschlägen gewürzt, bis endlich ein lumpiger Ehrgeiz in dem Neuling erwacht, so daß er erklärt, er werde es ihnen schon zeigen, daß er kein Schubbejack sei.

Die gefährlichste Brücke zum Verbrechen aber ist immer das Weib. Die routinierten dreißigjährigen Dirnen wittern in den fünfzehnjährigen Burschen einen für sie selten und schwer erreichbaren Grad der Unschuld. Ihre Jugend reizt ihr Begehren. Da unsre Sprache kein andres Wort für das Empfinden hat, das hier bezeichnet werden soll, so müssen wir sagen, diese Weiber „verlieben“ sich in die halbwüchsigen Apaschen. Die Liebe zeigt in dieser weihelosen Welt ähnliche Ausdrucksformen wie in der Gesellschaft. Die Liebende schmückt, beschenkt und verehrt den Geliebten. Sie schmückt ihn mit allem, was ihm Freude macht; sie beschenkt ihn mit Geld: sie opfert ihm ihren Körper und ihre Existenz. Aber was sie kauft und schenkt und opfert, ist aus trüben Quellen geschöpft; es sind die Erträgnisse ihrer Prostitution. Doch der Knabe nimmt, was sie gibt, ohne zu fragen, woher es kommt, weil seine Lasterhaftigkeit nach Genuß verlangt. Er gewöhnt sich daran, aus diesen schmutzigen Ursprüngen seinen Lebensunterhalt zu bestreiten; er hört von seiner Geliebten in zynischen Schilderungen Einzelheiten ihres Lebenswandels und wird orientiert, wie es gemacht werden muß. Bald wird er der alternden Dirne überdrüssig, und er sucht sich eine jugendlichere Gefährtin. Ist sie noch unerfahren, weist er sie in alle Abgefeimtheiten des ekligen Handwerks ein und treibt sie auf die Straße. Ist sie scheu und furchtsam, überwacht er sie, geht selbst auf die Straße und hält sich immer ein paar Schritte hinter ihr. Das Mädchen muß einzelne vorübergehende Herren ansprechen. Der Bursche folgt ihr, wenn sie ein Opfer eingefangen hat. An einer dunklen Straßenecke stürzt er sich auf den Herrn, der sich ihr angeschlossen hat. Oft aber auch wartet der Bursche, bis das Paar in einem jener anrüchigen Hotels verschwunden ist, die in allen Stadtvierteln von Paris zu Hunderten verstreut sind. Und plötzlich erscheint der Apasche durch eine Tapetentür in dem Zimmer, in dem die beiden sich niedergelassen haben. Er zieht die Pistole oder das Messer heraus und verlangt die Börse und Wertsachen des Erschreckten. Derartige Erpressungen und Bedrohungen

des Lebens durch halbwüchsige Burschen ereignen sich in Paris täglich, ohne daß die Öffentlichkeit davon erfährt, und ohne daß die Polizei Gelegenheit hat einzuschreiten, weil die Geprellten zufrieden sind, wenn sie mit dem Leben davonkommen und das Abenteuer ohne weitere Folgen für sie abläuft. Und das geschieht meistens, wenn sie sich ohne Zaudern ihrer Barschaft entledigen, sich ohne Widerrede beschimpfen lassen und keinen Skandal eröffnen. Das Zentrum für diese Überfälle sind das Stadtinnere, die Boulevards, die Straßen, die nach Montmartre führen, und die Gegend um die großen Markthallen. Am unsichersten ist es für einzelne Herren, in später Stunde übelberüchtigte Straßen zu benutzen, weil die Apaschen sich immer als Vermittlung eines Frauenzimmers bedienen. Der Passant erkennt diese umherschweifenden Geschöpfe, die Toulouse-Lautrec, Steinlen, Léandre oft gezeichnet haben, an ihrer mit Coiffeureleganz gepflegten Haartracht oft zu spät, so daß er sich ihrer Aufdringlichkeiten nicht mehr erwehren kann. Und ehe er sich's versieht, springt aus einem dunklen Versteck der Apasche, die Ballonmütze in die Stirn gedrückt, auf ihn zu. In ihren Angriffen zeigen die Apaschen selten offnen und freien Mut, viel häufiger abgefeimte Tücke. Sie überfallen meistens die Menschen von hinten und stechen oder schießen sie in den Rücken. Kaum ist das Opfer zusammengebrochen, werden ihm die Taschen geleert, und ehe noch die Polizei erschienen ist, sind die Räuber verschwunden.

Aber das gestohlene Gut trägt niemals gute Früchte; daher sind die Eifersüchteleien, Streitereien, Schlägereien und Messerstechereien unter den Apaschen selbst ebenso häufig wie die Überfälle auf Bürger auf dem Heimweg. Zu ihnen gesellen sich in moralisch ungehemmter Form die Eifersucht, der Haß, die sadistische Zerstörungswut der Apaschen.

Wieviele dieser Morde werden aus krampfhaften Beklemmungen, aus Lebensangst, aus wilder Wut, sich von der Vergangenheit zu befreien, begangen. Es muß immer wieder betont werden: aus allen Winkeln dieser furchtbaren, beängstigenden Menschen grinst die verzerrte Grimasse einer überreizten Sinnlichkeit, dessen schauerlicher Dämon dieses abgehetzte Wild niemals zur Ruhe kommen läßt. Der kürzlich verstorbene Dichter Charles-Louis Philippe, eine der großen Hoffnungen des jüngeren Frankreichs, hat in seinem Roman „Bubu de Montparnasse" ein ergreifendes Bild aus der Welt dieser entsetzlichen Zerstörer entworfen. Man erkennt aus diesem schmerzvollen Buche die Physiognomie dieser Welt des Elends und der Mißachtung; denn es werden lauter blutende Empfindungen zerfallener Seelen bloßgelegt, die in den schrecklichsten Schmerzensorgien sich selbst zerstören. Die Männer knechten die Frauen und pressen sie aus, und die Frauen ergeben sich einer apathischen Passivität, weil die Männer sie nicht aus ihren Krallen lassen, und weil ihnen Mittel und Möglichkeiten fehlen, ein andres Leben zu beginnen. Denn wenn die Dirne ihren Unterdrücker der Polizei anzeigt, so wird sie selbst vielleicht ihres Lebenswandels wegen zur Verantwortung gezogen, oder sie kann sicher sein, daß einer seiner Genossen sich an ihr rächt, d. h. sie in der rohesten Weise mißhandelt. Am häufigsten wählt sie sich einen andern Geliebten, der sie fremden Angreifern gegenüber beschützt; für sie aber heißt es nur die Knechtschaft wechseln.

Wenn die Lichter in den Fenstern der Häuser verlöschen, die Restaurants und Caféhäuser der Boulevards sich leeren und die Ratten durch das Dunkel über die breiten Straßen und Plätze jagen, rollen schwer und behäbig die hochgetürmten Gemüsewagen den Hallen zu. In den gewaltigen Platz, der die Markthallen umsäumt, münden mehr als ein Dutzend winkliger Gäßchen. Dieses Stadtviertel erwacht, wenn die übrigen schlafend verstummen. Um Mitternacht erst werden viele Restaurants und Bars erleuchtet, und erst um diese Stunde lohnt es sich, in den Caveau des Innocents an der Place des Innocents hinunterzusteigen. Eine schmierige halsbrecherische Treppe führt auf dreißig Stufen hinab. Eine niedrige, kühle Gruft bildet den Empfangsraum. In der Mitte dieses Vorzimmers sitzen zwei Schutzleute, den geladenen Revolver vor sich auf dem Tisch. Die an diesen Anblick gewöhnten Stammgäste gehen an diesem unheimlichen Bild gleichgültig vorüber in die hinteren Räume, aus denen der verschwimmende Rhythmus irgendeines Chansons dem Ankömmling entgegenklingt:

J' fis connaissanc' ru' d' la Roquette
Un jour de printemps,
D'une gentille gigolette.
Qu'avait dix-sept ans.



J' dis à la môm': „Tiens t' es gironde,
Sans plus d'boniment
Veux-tu qu' nous vivions, ô ma blonde
Marmital'ment?"

Eine üble Atmosphäre von Alkohol und Zigarettenqualm streicht durch die drei Grüfte dieses „Unschuldsgrabes". An Tischen, in die Namen, Monogramme, Flüche, Verwünschungen und seltsame Witze eingeschnitzt sind, sitzen Männer und Frauen, trinken, rauchen, singen und unterhalten sich. Wohl verliert sich zuweilen nach einer durchschwärmten Nacht ein Neugieriger hierher; im allgemeinen aber sieht man hier nur Gesichter, in die sich Spuren der letzten Laster tief eingegraben haben. Eine Tafelrunde entmenschter Seelen. Das schwarze Haar hängt den Männern in die bleiche Stirn. In ihren scheuen, schauerlichen Augen brennt wilde Gier und unendliche Qual, die alle Menschenrechte und -pflichten verhöhnt. Die Frauen gleichen Harpyien. An den Kalkwänden des Gewölbes teilen die Besucher sich in einer Geheimschrift Verabredungen mit. Dieser Keller ist einer der Treffpunkte der Pariser Apaschen. Hier werden im Flüstertone dunkle Pläne geschmiedet, und nach der Tat wird das glückliche Gelingen begossen.

Es gibt in der Gegend der Hallen drei derartige unterirdische Lokale, in denen wie in einem Krater die kranke Leidenschaft fortgesetzt kocht und brodelt. Alle diese unheimlichen Restaurants sind der Polizei wohl bekannt und werden von ihr bewacht. Sie werden nicht aufgehoben, weil die Verbrecherwelt sich ja dann doch wieder andre Schlupfwinkel schaffen würde und gerade dieses Milieu der nächtlichen Keller oftmals zur Entdeckung und Festnahme der Verbrecher geführt hat. Für den neugierigen Fremden sind diejenigen Nachtrestaurants in der Hallengegend gefährlicher, die nicht unter ständiger polizeilicher Bewachung stehen. „Au père du peuple", „Au père tranquille", „A l'ancien père de famille", „A l'ange Gabriel", „Au chien qui fume" sind alles Nachtlokale, in denen zweifelhaftes Gelichter auf Beute ausspäht. In einigen dieser Restaurants wird soupiert, während eine verstimmte Streichkapelle eine schreckliche Musik dazu quietscht; in andern wieder wird in einem schmalen, niedrigen Saal getanzt; die Damen der Hallen drehen sich am Arm der Apaschen. Bezeichnend ist, daß an dem Aufgang dieser fragwürdigen Tanzböden die Aufschrift zu lesen ist: „Der Aufgang ist nur in dezenter Kleidung gestattet."

Wie oft wird hier von einer Horde Apaschen nächtlicherweile ein echter oder fingierter Streit vom Zaune gebrochen. Es entsteht ein Gedränge. Das Handgemenge zieht sich in die Nähe des zuschauenden Nachtbummlers, und ehe er's sich versieht, sind ihm Uhr und Portemonnaie abgenommen. Sein Hut fliegt zur Erde. Er ist froh, wenn er mit heiler Haut davonkommt und vermißt das Gestohlene erst, wenn er wieder unten auf der Straße steht.

Die Ruchlosigkeit der Apaschen ist grenzenlos. Wo sie Besitz und jene Sicherheit, jenes Selbstbewußtsein und jene Schönheit vermuten, die das moralische Bewußtsein verleiht, packt sie eine Zerstörungswut, die nur graduell verschieden ist von der, die Ibsen im Bischof der „Kronprätendenten" gezeichnet hat. Aber wenn man seine moralische Bewußtheit in sich verschließt, sich ihnen vorurteilslos nähert und sie als seinesgleichen behandelt, kann man es erreichen, einen persönlichen Eindruck ihrer Begriffswelt und Lebensführung zu gewinnen. Es ist eine mühevolle und schmerzhafte Anstrengung, sich durch eine Art geistiger Ausdehnung in diese Wirklichkeit zu versetzen und aus dieser Wirklichkeit selbst heraus sich die Begriffe zu bilden. Aber ist es anders möglich, als durch ursprüngliche Wahrnehmungen sich ein wahres Bild von dieser Welt des Schreckens zu machen, da wir doch niemals zur gerechten Einschätzung einer Realität gelangen, wenn wir sie in vorher bestehende feste Begriffe pressen? Kriminalpsychologen, Soziologen und Künstler wie Toulouse-Lautrec und Philippe haben nur so jene tragischen Bilder aus dieser Welt zu zeichnen vermocht. Um aber überhaupt ein Gespräch mit Apaschen beginnen zu können, ist eine gründliche Beherrschung des Pariser Argot und der kriminellen Phrasen erforderlich; denn nur, wenn man die Apaschen in ihrer Sprache anredet, wird man ihr Vertrauen gewinnen können und so viel von ihnen erfahren, daß man sich ein eignes Urteil zu bilden vermag.

Am leichtesten sind sie Künstlern gegenüber zugänglich, vielleicht, weil sie sich diesen geistigen Abenteurern irgendwie verwandt fühlen, von ihnen eine milde und vorurteilslose Beurteilung erhoffen, vielleicht aber auch nur,



weil sie die Künstler für arm und daher nicht ausbeutungswert erachten, oder endlich aus der eitlen Schwärmerei heraus, der Künstler könne etwas aus ihnen machen. Jedenfalls steht fest, daß unter den Apaschen sich allein die Künstler einer gewissen Achtung erfreuen und Schonung genießen.

Als einmal eine junge Schauspielerin nach Schluß des Theaters keinen Omnibus mehr fand, ihre Mittel ihr aber nicht erlaubten, einen Wagen zu nehmen, mußte sie zu Fuß in die elterliche Wohnung gehen, die weit draußen an der Peripherie der Stadt gelegen war. Während sie eine lange, dunkle, vereinsamte Straße entlang ging, hörte sie Schritte hinter sich, die immer näher und näher kamen. Sie schaute sich vorsichtig um und erkannte an der Ballonmütze und dem finsteren Gesichtsausdruck einen Apaschen. Da kein andrer Mensch in der Nähe zu sehen war, glaubte sie sich verloren. Da faßte sie einen verzweifelten Entschluß, wandte sich um und ging auf den jungen Burschen zu. Sie sagte ihm, die Theatervorstellung habe heute besonders spät geendet, der letzte Omnibus sei schon fortgefahren gewesen, so habe sie zu Fuß gehen müssen. Nun aber fürchte sie sich, durch die leeren Straßen allein zu gehen. Ob er sie nicht nach Hause begleiten wolle? Der Apasche zog die Mütze vom Kopf und erfüllte die Ritterdienste, die die Schauspielerin von ihm verlangte. Auf dem Wege erzählte er ihr, daß auch er leidenschaftlich das Theater liebe, aber nur selten Gelegenheit habe, hinzugehen. Er würde ihr dankbar sein, wenn sie ihm einmal Billette verschaffen könne. Vor der Haustür der Schauspielerin verabschiedete er sich höflich und sagte, wenn jemals in Paris einer auf der Straße ihr Böses zufügen wolle, solle sie nur sagen, sie sei eine Freundin von Albert le rouge, dann würde ihr nichts geschehen, denn unter diesem Namen sei er in ganz Paris bekannt und gefürchtet. Die Schauspielerin, die durch ihre Geistesgegenwart sich selbst gerettet hatte, schickte am nächsten Tage ihrem Begleiter zwei Billette für das Odeon. Albert le rouge war kaum wiederzuerkennen. Er hatte sich in einen eleganten Gesellschaftsanzug geworfen und führte seine Geliebte am Arm, die mit zufällig zusammengewürfelten Kleidungsstücken dekorativ aufgedonnert war.

Dieser Apasche ist natürlich nicht der einzige, der sich in guten Kleidern bewegt. Alle Apaschen streben danach, in bessere Kreise eindringen zu können. Aber nicht allen gelingt es. Diejenigen, die schon früh erkranken oder schon in der ersten Jugend mit der Polizei in Berührung kommen, vermögen es selten, sich aus dem Proletariat der Apaschen herauszuarbeiten. Die Schlaueren aber gelangen schnell in die Höhe; es kostet nur ein paar geschickte Raubzüge und dann ein bißchen Seife und etliche Toilettenausgaben.

Unter der besseren Welt sind hier die Tanzsäle: Tabarin, Moulin de la Galette und Bullier sowie die Bars auf Montmartre, die erst um Mitternacht geöffnet werden, um Nachtschwärmer aller Art aufzunehmen, die noch nicht genug haben, wenn die Tanzsäle geschlossen werden. Um die Gäste des Tabarin unter sich zu sehen, muß man nachmittags zwischen fünf und sieben Uhr zum Apéritifkonzert dorthin gehen. Dann entfaltet sich dort noch nicht der sprühende Festglanz der Nacht; aber man trifft keine Fremden und Zuschauer. Das Stammpublikum ist unter sich. Junge Leute in Jackettanzügen, Überziehern, den Hut auf dem Kopf, die Mädchen in Straßenkleidern. Der Uneingeweihte wundert sich wohl, hier täglich in den Arbeitsstunden der bürgerlichen Welt Hunderte von Männern und Frauen zum Tanze versammelt zu sehen. In Paris aber ist die Zahl derer, die aus der Börsenspekulation oder aus einer Art Maklertätigkeit, hauptsächlich aber aus dem Vergnügungsdurst andrer ihren Lebensunterhalt bestreiten, außerordentlich groß. Mehr als die Hälfte dieser tanzend sich vergnügenden Männerwelt besteht aus Rastaquouères, die von dem Gewerbe ihrer Freundinnen leben. Sie glauben sich über die Verbrecher erhaben, doch fehlte vielen von ihnen vielleicht bisher nur die Gelegenheit zu krimineller Betätigung.

Wenn am Abend die vielen hundert Lichter den prunkvollen Tanzsaal erleuchten und die koketten Mädchen in kunstreicher Coiffure und mehr oder minder eleganter Abendtoilette zum Saal hereinrauschen, der von dem rhythmischen Geschmetter eines großen Orchesters erfüllt ist, kommen Lebemänner aller Nationalitäten herbei. Der Zauber der holden Weiblichkeit nimmt die Männer gefangen, wodurch den Taschendieben die Arbeit erleichtert wird. Manche Liebhaber der hier berufsmäßig Tanzenden bieten sich den Fremden in harmloser Weise als

Fremdenführer durch das nächtliche Paris an und führen die Neugierigen in Häuser und Gegenden, wo sie sie ausbeuten können. Andre wiederum fangen mit einsamen Zuschauern Gespräche an, stellen sich als Landsleute vor, suchen sich in scheinbar zwanglos geführter Unterhaltung über ihre Wohnung, pekuniären Verhältnisse usw. zu unterrichten, um, wenn die Nacht weiter vorgeschritten ist, in einem fragwürdigeren Lokal oder vielleicht auch an einem der folgenden Tage in ihrer Wohnung selbst unter den undenkbarsten Vorwänden Erpressungen gegen sie zu versuchen. In allen Lokalen, die der leichteren Vergnügungssucht der Menschen dienen, sind die Apaschen Stammgäste. Das ist allerdings nicht so zu verstehen, als ob das gesamte Publikum dieser Tanzhallen aus Verbrechern bestünde. Das wäre natürlich stark übertrieben. Aber so gewiß, wie viele hundert leichtsinnige und übermütige Menschen auf Montmartre nichts andres suchen als tollkühne Amüsements, so sicher ist es auch, daß Abend für Abend Dutzende von Apaschen in diesen nächtlichen Feerien auf verbrecherische Weise sich zu bereichern suchen.

In den engen, kleinen Bars, die in kitschiger Eleganz ausgestattet sind, wird der Fidelbogen bis nach Sonnenaufgang gestrichen. Erschreckende Lebensangst, stöhnende Verzweiflung grinst hier aus den fahlen Mienen, die in den Spiegeln der Salons sich unheimlich verdoppeln. Hier sitzen reiche Jünglinge aus dem Quartier d'Europe und russische Prinzen neben Hochstaplern, Mädchenhändlern und Apaschen im Frack am gleichen Tisch, betört von derselben dämonischen Weiblichkeit in seidenen knisternden Gewändern. Irgendeine dieser Bars ist immer der Treffpunkt der „vornehmeren" Apaschenwelt, bis die Polizei dem Kreis wieder auf die Spur kommt und ihn in ein Nachbarlokal scheucht. Eine dieser Bars wurde lange Zeit von einem Wirte regiert, der schon mehrere Morde auf dem Gewissen hatte, wegen aller möglicher Delikte schon längere Zeit hinter Schloß und Riegel gesessen hatte. Es war ein Hüne von Gestalt, der die Polizei fast zwei Jahre lang narrte, bis er entlarvt wurde.

Man fragt sich nun wohl: Wo bleibt diese Jugend, die ihre Gesundheit und ihr Leben so früh schon aufs Spiel setzen? Manche der jungen Apaschen, die sich eine Reihe von Jahren in der gewissenlosesten Weise in den Vergnügungslokalen von Montmartre umhertreiben, kehren später wieder zu einem geordneten Leben zurück. Andre aber, vor allem diejenigen, die schon vom sechzehnten Lebensjahre an im Dunkel der Nacht heimgehenden Bürgern in den Champs Elysées oder dem Bois de Boulogne mit Pistolen oder Messern auflauerten und aus den trübsten Quellen ihre Einnahmen schöpfen, enden entweder im Spital oder Zuchthaus. Von den 1672 jugendlichen Apaschen im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren, die, wie ich erwähnte, im Jahre 1908 in Paris festgenommen wurden, erhielten 262 einen Verweis, 479 wurden Besserungsanstalten überwiesen, 465 mit Gefängnishaft bestraft und 230 unter polizeiliche Aufsicht gestellt; von 230 weiblichen Verbrecherinnen im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren erhielten 2 einen Verweis, 98 wurden in Besserungsanstalten überführt, 88 wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt und 48 unter polizeiliche Kontrolle gestellt.

Es ist im Laufe dieser Studie deutlich genug darauf hingewiesen worden, daß die Verbrecher, die neuerdings in Paris Apaschen genannt werden, immer mit der Prostitution zusammenhängen und meistens sogar als Zuhälter oder männliche Prostituierte direkt aus der Prostitution hervorgehen. Die Erwerbsmöglichkeiten für Prostituierte und ihren Anhang werden mit dem zunehmenden Alter immer geringer. Diese alternden und entkräfteten Apaschen konzentrieren sich auf das Stadtviertel der Hallen. Hier flanieren diese verwahrlosten Menschen tagsüber herum. Der eine oder der andre wagt gelegentlich noch einmal einen Überfall. Meistens aber ernähren sie sich durch leichte Handlangerdienste oder Bettelei. Wenn es ihnen gelingt, sich vor Morgengrauen die paar Sous, die sie als Schlafgeld nötig haben, auf die eine oder die andre Weise zu verdienen und sie sie nicht vertrinken, schleichen sie über den Boulevard Sebastopol und suchen in der Rue de Venise, Aubry-le-Boucher oder Quincampoix eins der ganz kleinen, schmalen Hotels mit den niedrigen, schmutzigen Türen auf, in denen man für dreißig, vierzig, fünfzig und sechzig Centimes nächtigen kann: „Aux enfants de Paris", „Grand Hôtel des trois mousquetaires", „Hôtel de Hottes", „Hôtel du chat rose", „Hôtel des Mannes et crochets" und wie sie alle heißen, die sich in diesen engen Gassen mit penetrantem Geruch gegenseitig

unterbieten. „On loge à pied et à cheval“ steht über den besseren Gasthäusern. Aber das alles sind gewissermaßen noch vornehme Häuser gegenüber dem finsteren, halbverfallenen Bau des „Hôtel de Haute-Loire, spécialement fondé pour loger la nuit“, „Hôtel de la Purée“ im Volksmunde genannt, das der Vater Berval Nr. 24 der Rue Quincampoix in dem Hause führt, in dem einst — o Ironie des Schicksals — die schöne Gabriele d'Estrées Hof hielt. Jede Nacht logieren hier zweihundert Menschen, Bettler, Trinker, Verbrecher, die in der tiefsten Püree (Geldmangel) leben. In fünf Etagen sind fünfzig Zimmer eingerichtet, die zwischen drei und zwanzig Betten enthalten. Im Parterre wohnt der Senat, d. h. die Stammgäste, die seit einer Reihe von Jahren dieser Stätte des Elends treu geblieben sind; darunter befindet sich auch ein ehemaliger französischer Unterpräfekt. Verlaine hat hier vorübergehend Nächte zugebracht, sein berühmter Freund, Bibi la Purée, ist hier gestorben; ja, ein früheres Mitglied des französischen Senats wohnt hier seit 1893. In den obern Räumen sind alle Betten numeriert. Die Nummern teilt Vater Berval selbst Abend für Abend aus an jeden, der seine zwei Sous erlegt. Wer widerstandsfähige Geruchsnerven hat, kann dieses Haus in der Nacht besichtigen, wenn er an der Kasse ein Geldgeschenk für wohltätige Zwecke stiftet. Neugierige machen von dieser Erlaubnis zuweilen Gebrauch. Selten aber kehrt jemand freiwillig an diese Stätte des Elends zurück; denn die Eindrücke, die man hier empfängt, sind bejammernswert. Und es ist grausam zu denken, daß der Besitzer dieses Hotels in den vierzig Jahren seiner Tätigkeit ein wohlhabender Mann geworden ist. Nur in La Villette und Belleville oder draußen in Saint Ouen, wo es Häuser gibt, in denen statt Betten nur Strohlager hingebreitet sind und statt zwei Sous nur ein Sou Schlafgeld erhoben wird, kann man erschreckendere Eindrücke des Pariser Großstadtelends gewinnen.

Natürlich sind alle diese Logis den Apaschen willkommene Schlupfwinkel, in denen sie oft monatelang den Verfolgungen der Polizei entgehen. Die Pariser Polizei ist vorzüglich organisiert und gibt in den seltensten Fällen Anlaß zur Klage. Die Unterbeamten sind höflich, liebenswürdig, hilfsbereit, geistesgegenwärtig, ruhig und mutig und erfüllen ihren schweren und oft sehr gefährlichen Beruf mit bewundernswerter Pflichttreue und Zuverlässigkeit. Ihr kühner, energischer, großzügiger und bedeutender Präfekt Lépine ist eine in ganz Paris populäre Persönlichkeit. Würde die französische Kammer das Beamtenkontingent der Polizei um einige hundert Mann vermehren, könnten die Polizisten die Einwohner von Paris noch wirksamer vor Straßenüberfällen schützen. Würden die zahlreichen alten Stadtteile schneller niedergelegt, die Straßenbeleuchtung eifriger verbessert werden, so würden dadurch sehr viele Schlupfwinkel der Apaschen aufgehoben und die Sicherheit allgemeiner werden. Aber alle derartige Reformen erfordern in einer so alten Stadt wie Paris große Geldopfer und viel Zeit, und man darf daher nicht ungeduldig werden, wenn das Tempo in der Durchführung von Reformen zu wünschen übrig läßt.

Es hat sich manches in Paris im Laufe der letzten zehn Jahre gebessert. Das Stadtinnere wird gut überwacht und ist verhältnismäßig sicher. Die Kämpfe unter den Apaschen, die zuweilen in Straßenschlachten ausarten, finden heutzutage nur noch in Belleville, La Villette und ganz bestimmten abgelegenen Vororten statt, während vor einem Jahrzehnt der Boulevard Montparnasse nächtlicherweile noch von derartigen Kämpfen beunruhigt wurde. Alle diese Schießereien und Stechereien drehen sich immer um eine Circe. Ein Weib bringt die Rauflust der Apaschen zur Entzündung. Ein Beleidigter oder ein Eifersüchtiger bäumt sich wütend auf, entflammt seine Genossen, daß sie mit ihm ausziehen, um sich an der Schönen zu rächen. Die aber ihrerseits sammelt auch eine Horde um sich. Und so ziehen die beiden Parteien, oft jede fünfzig bis hundert Mann stark, gegeneinander, johlend, brüllend. Mit Pflastersteinen beginnt die Schlacht, und mit Kugeln und griffesten Messern endet sie. Wer solche Banden nahen sieht, tut am besten, die Beine unter die Arme zu nehmen; denn in diesen Schlachten gilt kein Kriegsrecht, und Pardon wird nicht gegeben. Jedes Leben ist vogelfrei. Es gilt nur die rohe, tierische Kraft und das Faustrecht des Stärkeren. Einen unfreiwilligen oder furchtsam zitternden Zuschauer niederzuknallen, wird wie ein guter Witz verherrlicht. Das ist Apaschenart.

Eine Heldin

Von Marie von Ebner-Eschenbach

Wie hat der Sturm gerast, wie wanden und beugten sich die Bäume, wie schmerzlich stöhnte ihr Geäst! Die welken Zweige knisterten und brachen, vom Stiele gelöste Blätter und ein Schnee von losgerissenen Jasminblüten tanzten einen tollen Wirbeltanz, gequält schlug das hohe samenschwere Gras jagende, wild gekräuselte Wellen, und der Anblick, den der Garten bot, war der eines großen Leidens.

Blutbuche, du Blume unter den Bäumen, du üppigzarte, mit dem dicht umwachsenen Stamme, den harmonisch wie eine schöne Melodie ausklingenden Zweigen, du empfandest die Qual am tiefsten. Gnade! spiele nicht so unbarmherzig mit mir! schienest du Sturmgepeitschte zu rauschen ...

Deine Nachbarin, die stämmige Fichte neben dir — die klagte nicht, die nahm den Kampf mit dem schonungslosen Element trotzig auf.

Vor Jahren, ja, da ist der Sturm ihrer Herr geworden, mitten entzweigerissen hat er ihren jungen edlen Leib. Einer klaffenden Wunde glich der breite, schräge Spalt, der ihr Inneres bloßlegte. Ihr Haupt, das keine andre Last je getragen als die ihrer duftenden Zapfenkrone oder die silberweiß schimmernder Schneeflocken, das keine andre Berührung je gefühlt als die der Flügel kleiner Sänger, die es jubelnd und zwitschernd umflogen, ihr stolzes Haupt lag auf dem Boden, und elendes Gewürm kroch heran und ergriff Besitz von der Todgeweihten.

Aber durch die Äste des kräftigen Strunkes ging ein wundersames Beben; sie reckten und streckten sich, die niedrigsten selbst, selbst die auf dem Wiesengrund ruhenden, bogen ihre Spitzen zur Höhe strebend empor, wie durchzittert von Sehnsucht und Ehrgeiz, selbst Wipfel zu werden ... Und der zerspellte Baum wuchs und wuchs in verjüngter Kraft, nicht mehr schlank wie früher, rüstiger, gedrungener, dem Kampfe besser gewachsen; trieb Zweige voll Mark und Saft mit Nadeln schimmernd wie Seide, zäh und biegsam wie feinster Stahl, und bekrönte sich mit einem pfeilgeraden, majestätischen Wipfel.

So steht die Heldin heute da, und wenn die andern Bäume wanken und sich im Sturme biegen, läßt sie sich wie spielend von ihm schaukeln, und wenn die Gefährten ächzen und stöhnen, erhebt sich in ihrem dunklen Gezweige ein tiefes, fast drohendes Murmeln; sie klammert sich mit ihren Wurzeln eisenfest in die Muttererde und wiegt, umwettert und umtobt, in stolzer Ruhe das immergrüne Haupt.





René Reinicke: Stilleben.

Zu dem Aufsatz „René Reinicke" von Dr. Johannes Kleinpaul



René Reinicke: Abend am Marienplatz in München.

René Reinicke

Von Dr. Johannes Kleinpaul

Ein eigen Ding ist es um den Ruhm. Bisweilen ziert er schon ein ganz jugendliches Haupt, dem jäh, kraftvoll und glänzend ein ganzes, meisterliches Werk entsprang. Andern aber bleichen die Locken, ehe er sich darauf niedersenkt, und manch einer geht ganz ungekrönt wieder von hinnen; dem grünt er erst als Nachruhm auf dem Grabe.

Gar viele Dichter, Künstler, Philosophen werden als Propheten einer späten schöneren Zukunft ins Leben gestellt. Diese durchwandeln es unter Mühseligkeiten und Bitternissen, sehen nur zuletzt eben noch von fern die Morgenröte der neuen Zeit aufflammen, die sie längst verkündet; sehen wehmütig, wie sich nach und nach ein bescheidener Anhang ahnend verstehender Seelen um sie sammelt, während doch ihr Werk darauf angelegt war, ihr ganzes Volk zu beglücken und zu erheben.

Andre dagegen kranken zeitlebens daran, daß sie ihr erster frühzeitiger Erfolg plötzlich aus dem Dunkel heraus auf einen so stolzen Ruhmesgipfel hinaufhob, daß sie titanische Kräfte besitzen müßten, um sich dauernd auf gleicher Höhe zu behaupten und immer noch weiter emporzugelangen; sie erfahren in schmerzensvollem Ringen, daß es ihnen an solch starkem Können fehlt, und die neue Ära, die sie einleiteten, geht, von andern aufgenommen und fortgetragen, schließlich über sie hinweg.

Die glückvollsten Naturen sind jedenfalls die, die sich von früh auf bis spät gleicher allgemeiner Gunst und Wertschätzung erfreuen; die — echte Kinder ihrer Zeit — zu deren kennzeichnenden Vertretern ge-



René Reinicke. (Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin.)



René Reinicke: Windstudie.

hören, mit jeder ihrer neuen Schöpfungen froh begrüßt, später noch bewundert und gepriesen von Kindern und Enkeln.

Freilich, solches Glück fällt niemandem in den Schoß. Auch diese Bevorzugten müssen unverdrossen arbeiten, und zwar nicht zum wenigsten an sich selbst. Müssen unentwegt vorwärts und aufwärts schreiten „von Gipfel zu Gipfel", mit jeder neuen Arbeit gleichsam ihr ganzes vorheriges Schaffen erneut krönen.

Ein solches Kind des „Glückes" ist René Reinicke, der zwar nicht zu den stärksten Talenten unsrer Zeit, aber sicher zu den fleißigsten, zu den begabtesten, zu den feinsinnigsten, zu den liebenswürdigsten und durch all das zu den bekanntesten und beliebtesten unter ihnen gehört.

Denn René Reinicke kennen wir alle schon, seit wir zum erstenmal nach einer Zeitung oder Zeitschrift griffen. Denn zuerst — die „Jugend" gab es damals noch nicht, und der „Kladderadatsch" ist eine „Sache für sich" — langten wir damals doch wohl nach den „Fliegenden Blättern". Das war zu jener Zeit, in den achtziger Jahren, als in diesen Oberländer mit seinen drolligen Szenen aus dem Tierleben — wie er es sah —, Eduard Harburger mit seinen breit-behäbigen, Schlittgen mit seinen knapp und scharf hingestrichenen „Typen" um die Palme des Erfolges jeder neuen Nummer stritten, und René Reinicke mit ihnen.

Dieser schuf damals jenes schike moderne Genre, aus dem seither eine ganze Anzahl jüngerer Künstler, allen voran zuletzt der elegante Reznicek, eine besondere Spezialität für sich machten. Denn alles, was uns jetzt an jenen amüsiert und interessiert — und um so gewisser, je mehr sie wirklich echte Künstler sind —, geht im Grunde auf das Vorbild René Reinickes zurück; ebensowohl dank seiner pikanten Art des Vortrags, wie dank seiner nicht gerade leisen, aber noch weniger lauten, stets im besten Sinne belebenden Humore. Das waren die Hauptvorzüge gleich seiner ersten Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter", die es bewirkten, daß seine Skizzen aus der „Gesellschaft" ihn rasch populär machten und auch dauernd in unsrer Erinnerung haften blieben. In jener eleganten und galanten Welt erkannte er



René Reinicke: Schluchzende. Bleistiftstudie.



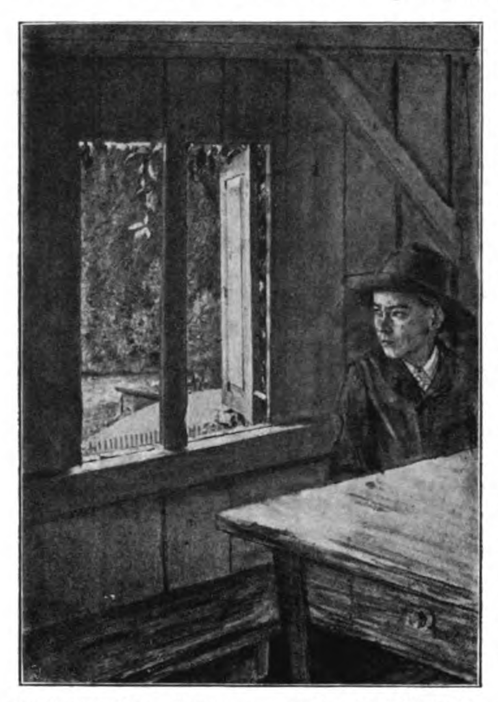
René Reinicke: Lesende Bäuerin.

zuerst ein reizvolles Objekt für künstlerische Studien.

Aber er schaute mit seinen frischen Augen bis tief zum Untergrunde dieser bunten Erscheinungen hinab, und sein stark ausgeprägter Sarkasmus zeichnete mit an den Bildern, die er von jenem lebensfreudigen Treiben entwarf. Denn obwohl er damals nur als „Illustrator" tätig war, zeigten alle seine Arbeiten für dieses „Fach" ungewöhnliche malerische Qualitäten; und diese zogen uns sogar mit am stärksten an, so daß wir in jeder neuen Nummer der „Fliegenden Blätter" mit besonderer Erwartung nach dem Beitrage von ihm suchten.

So machten ihm also schon diese Skizzen rasch einen Namen, und ihr Ruhm hallt bei vielen, die die größeren und wertvolleren Kunstwerke, die er inzwischen schuf, nicht zu sehen Gelegenheit hatten, heute noch nach.

Nur den Künstler selbst stellten sie schließlich nicht mehr zufrieden. Es war doch nicht auf die Dauer die rechte Arbeit für seine rüstige Kraft. Denn als das künstlerische Ingenium sich in ihm zu regen begann, hatte er Maler werden wollen. Mit



René Reinicke: Knabe am Tisch. Bleistiftstudie.

diesem Ehrgeiz wandte er sich zuerst in seiner Jugend Lenzesfrische nach Weimar und besuchte dort die Kunstakademie. Dann nach Düsseldorf. Dort fand er Einlaß in Eduard von Gebhardts Atelier. Später half er Bruno Piglhein bei dessen Panorama „Die Kreuzigung Christi“ und machte deshalb mit ihm eine Studienfahrt nach Jerusalem. Aber dann schob er den Farbenkasten in eine Ecke und ließ ihn dort ein paar Jahre lang liegen, ehe er ihn wieder hervorholte.

Ob René Reinickes Bildnis, das wir hier unsern Lesern vorlegen, den Vorstellungen, die sie sich all die Jahre von ihm machten, entspricht? Diese Frage ist nicht ganz müßig. Von jedem Künstler, dessen Werke wir lesen, sehen, hören, machen wir uns — sofern diese tiefer auf uns wirken, und so lange wir kein Konterfei von ihm zu sehen bekommen — im Geiste irgendein Bild. Manchmal wohl ein ganz irriges und unzutreffendes und gewiß auch jeder ein etwas andres; aber es ist nun einmal so und im Grunde durchaus natürlich. So wird es denn jetzt interessieren, wie weit diese unsre „Idee“ von der künstlerischen Persönlichkeit René Reinickes im Vergleich mit seinem wirklichen Abbild Geltung behält und inwieweit nicht. Nun, das prüfe jeder für sich.

Jedenfalls tritt uns mit diesem Bild eine aparte Erscheinung entgegen. Ein feiner, intelligenter Kopf mit einem freien, offnen Gesicht, dessen muntere Augen wohl flink um sich blitzen, besonders wenn der Humor leuchtend aus ihrer ernsten, dunklen Glut hervorbricht. Alles in allem das harmonische Antlitz einer gefestigten Persönlichkeit.

Und nun führt er selbst uns in sein Atelier ein, das sein liebster Aufenthalt ist, und in dem er all seine vielen köstlichen Malwerke schuf mit unermüdlicher jungfrischer Lust, mit gereifter männlicher Kraft und ebenso gereiftem Geschmack, der seinen vornehmsten Ruhmestitel bildet.

Die Welt seiner Darstellungen ist im wesentlichen dieselbe geblieben. Alle Wandlung, die sich an ihm vollzog, bedeutete begreiflicherweise keine Änderung seiner künstlerischen Eigenart, sondern nur deren Erweiterung und namentlich Vertiefung. Ein Entwicklungsprozeß! Auch die Formate seiner neueren Schöpfungen hielten sich meist in verhältnismäßig bescheidenen Abmessungen.



René Reinicke: Altweiberhaus. Bleistiftstudie.



René Reinicke: Klosterschwestern. Bleistiftstudie.

Seine Kunst ist eine intime Milieukunst, eine Kunst der Kabinettstücke.

Wertvoll für ihre Schätzung ist das Interesse, das Adolph Menzel den Werken René Reinickes von Anbeginn entgegenbrachte. Als der große Berliner Meister in den neunziger Jahren eine größere Ausstellung René Reinickischer Gemälde sah, wurde sein sonst mit Anerkennung meist kargender Mund fast beredt.

Und in der Tat! Wer manche Schöpfungen der beiden Künstler miteinander vergleichen wollte, würde dabei viele Übereinstimmungen finden. Gerade beim Anschauen der Gemälde Menzels, die manchen die liebsten sind — sein Pariser Theaterinterieur, seine Kissinger Kurpromenade, sein Eisenbahnidyll —, gehen leicht die Gedanken von dem einen Meister zum andern hinüber und herüber. Bei beiden erkennen wir eine nahverwandte Vorliebe dafür, das alltägliche Leben zu studieren, um es dann doch nicht alltäglich, sondern in auserlesener Weise kunstvoll darzustellen. Eine Übereinstimmung ihrer Freude an Licht und Farben, mithin ihrer Neigung, unsre Daseinswelt ringsumher sonnig anzusehen und zu schildern, wenn auch nicht ohne alle Schatten. Nicht zu vergessen der bewundernswürdigen Genauigkeit, mit der beide jeder Einzelheit in Milieu und Staffage nachgehen, und der vollendeten formalen Delikatesse, mit der sie ihnen Gestalt geben.



René Reinicke: Nähende Klosterfrau Bleistiftstudie.

Auch René Reinicke ist vorwiegend Menschenschilderer. Nicht nach der Art leidenschaftlicher Dramatiker oder gar Tragöden; das liegt ihm ganz und gar nicht. Ein weltkundiger, feinsinniger



René Reinicke: Die Kunstmalerin.

Beobachter, der mit subtilem Empfinden und heiteren Sinnen behagliche Stimmungen aufsucht und Bilder davon entwirft. So vielgestaltig, wie die Erscheinungsformen unsers gesellschaftlichen Lebens sind, das er allerorten mit gleich liebevollem Interesse studiert, am liebsten freilich eben da, wo es anheimelt, wo es sich angenehm und anmutig gibt.

Nur ausnahmsweise schweift er gelegentlich einmal über diese Grenzen hinaus. So in der „Windstudie“, die in ihrer schlichten Weise an Max Liebermanns Dünenlandschaften erinnert. Auch diese ist in hohem Maße charakteristisch für seine Art. Wir sind da förmlich mit draußen, wo der Wind das breite Ährenfeld vor sich her fegt und auch das Gezweig des stämmigen Bäumchens im Vordergrunde heftig bewegt. Wir fühlen ordentlich, wie es den beiden Radlern zumute ist, die er den steilen Berg hinantreibt, und die hohe Luft darüber ist voll von zerfetzten Sturmwolken. Das Ganze zeigt deutlich, wie René Reinicke in allen Dingen der Bewegung im Leben nachgeht, und — Leben ist Bewegung.

Davon sind alle seine Bilder erfüllt, so ruhig sie vielleicht auch auf den ersten Blick scheinen. Das zeigt — um zunächst gleich noch eine weitere Skizze herauszuheben — die „Schluchzende“. Es ist nicht ein jäher, elementarer Druck, unter dem dieses arme glückverlassene Weib niederbricht; vor schmerzlichstem innerem Weh sinkt und schwindet es förmlich in sich zusammen. Man studiere genau, mit wie wenigen Strichen, aber mit wie meisterlich sicher gezogenen Linien René Reinicke diese Wirkung hervorbrachte, daß wir gewissermaßen viele Phasen der gewaltsamen Niederbeugung dieser Gestalt an ihr erkennen. Es ist dies eine Skizze zu seinem Bilde „Alte Geschichte“. Auf solche Art bringt er, wahrlich nicht mühelos, das Studienmaterial für alle seine großen figurenreichen Gemälde zusammen. Auf solche Art ist er der Meister seines Faches geworden.



René Reinicke: Alte Leute in ihrer Wohnküche.

Ein Gegenstück dazu ist (ein Bild für sich) eine reichgekleidete Dame, die, rasch vor dem Ausgehen, schon mit dem Hute auf dem Kopfe und von ihrem mollig-weichen Pelzmantel umhüllt, noch einmal in ihrem behaglichen Zimmereckchen auf ihrem bequemen Wiegestuhl Platz nimmt, um nur schnell in dem spannenden Buche noch ein paar Seiten weiterzukommen, in dem sie — das Mokkatäßchen deutet darauf hin — bis jetzt eifrig gelesen hat, und dessen Inhalt sie vollkommen fesselt.

So geht es anziehend und „spannend“ von Blatt zu Blatt. Oder gewinnen wir angesichts der „Dame am Klavier“ nicht den Eindruck, daß sie — ihr kostbares Gesellschaftskleid scheint das zu bekräftigen — andern, vielleicht einem, etwas vorspielt? Und wenn nicht, daß sie zum mindesten selber bei ihrem Spiel etwas durchlebt? Wir empfinden diese Bewegung ihrer Gestalt, ihrer Seele geradezu mit.

Die beiden in der „Salonecke“ haben sich dahin gewiß auch nicht zurückgezogen, um sich auszuschweigen. Über was sie wohl miteinander reden mögen? Das Gesicht des anscheinend recht temperamentvollen Herrn ist in voller Überlegungsarbeit, und es ist kaum belanglos, daß die schöne Frau mit beiden Händen an der Stuhllehne einen leichten Anhalt sucht. Eben ist wohl ein entscheidendes Wort gefallen oder noch in der Schwebe. Vielleicht auch, daß sie damit — kippt ...

So charakterisiert sich René Reinicke manchmal geradezu als Novellist, und es darf als ausgemacht gelten, daß viele die Bilder seiner Hand mit besonderem Genuß betrachten, die ihnen etwas — erzählen. Wenn wir die „Alten Leute“ betrachten, ist's nicht eine ganze Geschichte, eben ihre Geschichte, die dabei unserm Auge, unsern Sinnen vorbeischwebt, obschon die zwei Leute mehr in Reflexionen versunken zu sein scheinen als zu reden? Und erzählt uns auf dem Blatte „Andacht“ das uns zugewandte Antlitz der Mutter, das der von ihrer Tagesarbeit er-



René Reinicke: Münchner Damencafé.

müdeten Tochter, die nur eben noch vor dem Schlafengehen die „Losung“ liest, die Haltung des vor noch größerer Mattigkeit schon umgesunkenen Kindes, erzählen sie uns nicht auch von dem Dasein, das die drei führen?

Und dann, von welcher Unsumme leuchtender Farben ist selbst dieses bescheidene Zimmerchen erfüllt, obwohl es nur eine sehr primitive Lampe erhellt! René Reinicke ist eben ein wahrer Enthusiast der Farben und des Lichtes, ganz gleich, in welcher Gestalt und Form dieses in den von ihm gemalten Räumen leuchtet. Vor allem aber stellt er stets mit gewissenhaftester Treue seine Leute in der Welt dar, in der sie leben, und schafft so auf jedem seiner Bilder eine unvergleichliche Einheit zwischen Milieu und Staffage; diese beiden künstlerischen Elemente haben für ihn immer gleichen Wert; dadurch wirken alle seine Werke in so vollendeter Weise intim.



René Reinicke: Klostersuppe. Skizze.

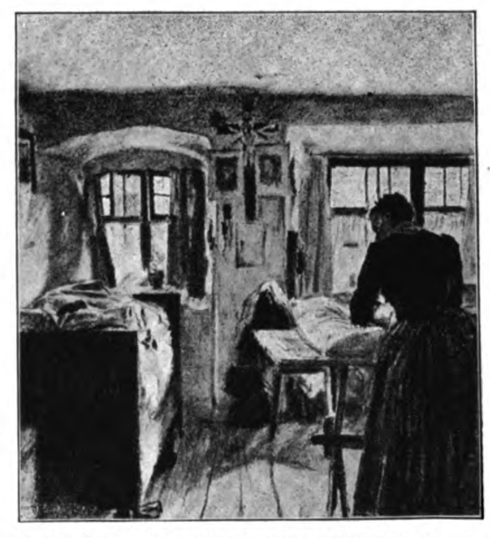
Ein vorzügliches Beispiel hierfür ist unter den hier wiedergegebenen Gemälden das Interieur der mit allem Farbenprunk katholischer Wallfahrtskirchen ausgestatteten Seefelder Gnadenkapelle und das der Wohnküche der „Alten Leute“, in denen der Künstler gleichermaßen bei der Ausmalung jeder Einzelheit des unendlich mannigfaltigen bunten und glitzernden Kirchengeräts und Hausrats schwelgt. Ein Gegenstück hierzu — aus einer andern Welt — ist ein Damenboudoir, in dem zwei junge Frauen an einem mit blankem Kristall und Porzellan besetzten Teetischchen plaudern, von opulentem Lampen- und Kerzenschein bestrahlt, der in diesem prunkvollen Gemach und namentlich auf den unzähligen gestickten, gemalten und gewebten Kissen eine wahrhaft zauberische und doch stimmungsvolle Farbensymphonie hervorruft. Ebenso intim wirkt die „Lesende Bäuerin“ in ihrer bilderreichen Stube und in ihrer bunten heimatlichen Tracht; hier hat der Künstler sogar noch eine Tür zum Neben-

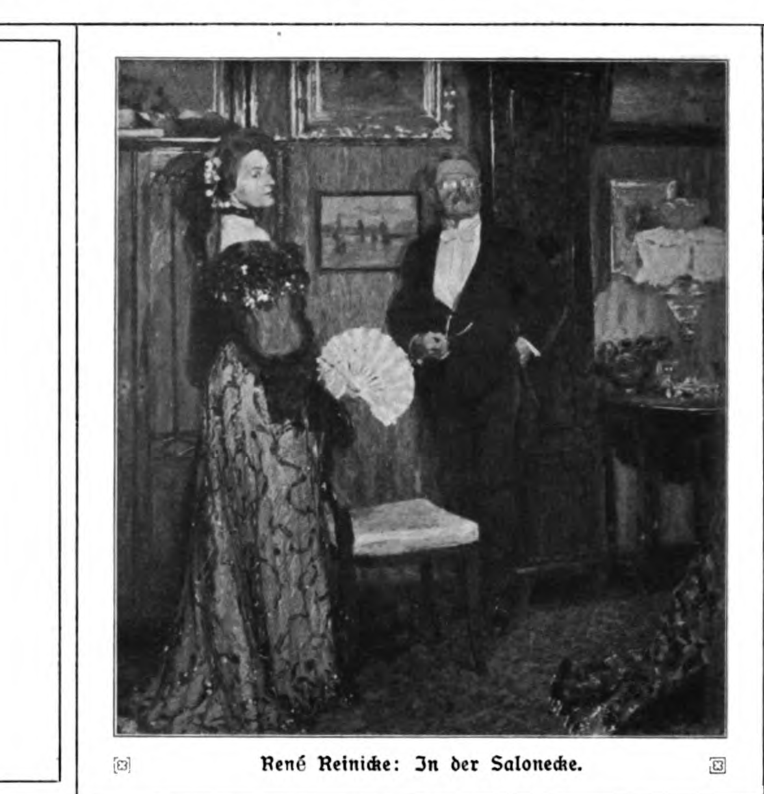

René Reinicke: Ein Vortrag über Frauenrecht. (Kunstgewerbehaus in München.)

zimmer aufgetan, wo heller Taglichtschein durch ein breites, nur leicht verhängtes Fenster hereinquillt.

Doch auch da reizt ihn das Leben, wo es stärker und breiter flutet. Auch da findet er überall Eignes, Neues heraus und betont es mit durchaus persönlichem Akzent. So auf den beiden hier gleichfalls wiedergegebenen Gemälden „Münchner Damencafé“ und „Frauenrechtlerinnen-Versammlung“. Wir sind alle den Gestalten und Gesichtern — Typen sind es —, die wir hier, namentlich im Kunstgewerbehaussaal, erblicken, schon selbst einmal — oder oft — irgendwo im Leben begegnet und freuen uns doch, sie nun so schön beisammen zu sehen, denn meisterlich zeigt uns René Reinicke, wie ein und dieselbe Idee, die sie alle im Augenblick beschäftigt und erfüllt, sich in den verschiedenen Temperamenten mannigfaltig spiegelt. Seine eindringliche Beobachtungsgabe wird eben durch seinen unerschöpflichen Humor — wo solcher am Platze ist — auf das glücklichste unterstützt. Dadurch wirkt auch das harmloseste Gesicht anziehend und reizvoll oder, wie hier, durchgeistigt und beseelt. In besonderem Maß erquicklich ist in dieser Beziehung vor allem die selbstverständliche Siegessicherheit, mit der der bändergeschmückte Faun auf dem Redoutenbilde „Bal paré“ bei seiner verheißungsvollen Schönen antanzt. Sie wird ihm auch gewiß keinen Korb geben: der — Champagner steht schon auf dem Tische!

Dieses Gemälde zu betrachten bedeutet dem Kenner einen Vollgenuß. Man spürt da ordentlich den Blumen- und Weinduft, der diesen in jeder Beziehung üppigen Ballsaal erfüllt, wie ebenso die von Bierdunst und Tabaksqualm stickige Luft im Münchner Hofbräuhaus oder die im Kunstgewerbehaussaal, den freilich ein mehr geistiges Fluidum durchströmt. Heikelste Lichtprobleme sind auf diesen großen figurenreichen Gemälden geradezu


René Reinicke: Wöchnerin. Bleistiftstudie.



René Reinicke: In der Salonecke.

„spielend“ gelöst; nirgend ist da etwas gekünstelt, gequält, gesucht.

Ebenso meisterlich gelungen ist schließlich das einzige hier wiedergegebene Bild, womit sich der Künstler einmal in das Straßenleben hinausbegibt. Diese Charakteristik des stark pulsierenden abendlichen Verkehrs „Am Marienplatz in München“ mit seinen langen lichtdurchfluteten Schauladenreihen und allen seinen Großstadttypen in ihrem beschaulichen Schlendern und in ihrer eiligen Hast, mit seinem Leben, das wir in dem mannigfach



René Reinicke: Münchner Altmännerhaus. Bleistiftstudie.



René Reinicke: Im Münchner Hofbräuhaus.

gebrochenen Licht bis in tiefe Fernen hinein verfolgen können — es erscheint mir als eine besonders starke und glänzende malerische Tat.

Doch möchten wir darum dieses Bild über die andern stellen, die uns vorher erfreut haben? Denn das taten sie alle, das tat noch jedes kleine oder große schwarz-weiße oder kolorierte Blatt, unter dem wir René Reinickes Zeichen fanden. Möge das noch oft geschehen, möge der Künstler, der jetzt eben sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet hat, noch lange so rüstig und freudig weiterschaffen! An Erfolgen und Anerkennung hat es ihm von frühauf nicht gefehlt, aber diese seine letzten größeren Werke machen, daß wir ihn immer höher schätzen. Wir besitzen in René Reinicke einen höchst liebenswürdigen, liebenswerten Meister von ganz besonderer deutscher Art.

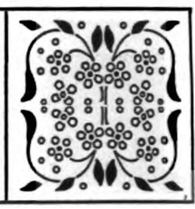


René Reinicke: Bal paré in München.



Das Herz

Eine Ehestandsnovelle von Max Bittrich





Am Tage nach seiner silbernen Hochzeit sah der Notar Otto Hartmann nur zwei alte Bekannte bei sich, den Oberförster Werner und seine Frau Ottilie.

Bei der Feier des Ehejubiläums hatten sich Werners den andern Freunden der Familie Hartmann nicht anreihen können; die Ketten der Berufspflicht waren unzerreißbar gewesen.

Da ihn ein Plauderstündchen mit wenigen lieben Menschen eine bessere Erquickung dünkte als ein mehrstündiges allgemeines Fragen und Antworten, das ihn wahrscheinlich gerade den Vertrautesten ferngehalten hätte, so räkelte sich der Gast aus dem Wald gar wohlig in dem bequemen Sessel und trank mit tieferen Zügen als sonst den Rheinwein und endlich, da man bald wieder Abschied nehmen mußte, um eine Gelegenheit zur Heimfahrt nicht zu verpassen, ein bißchen hastig die Gläschen perlenden Sektes.

Das Befinden der Gastgeber und ihrer vorübergehend heimgekehrten Tochter Anna hätte einem arg dürren Blümlein gleichen müssen, wenn die vielen auf ihr Wohl getrunkenen Schlucke für diesen Zweck nötig gewesen wären; aber weil den drei Menschen die Gesundheit des Körpers und das Glück der Seele aus den Augen leuchteten, nahmen sie die Huldigungen des Gastes gern hin und tranken dem Oberförster freundlich Bescheid.

Nach der weit ausgedehnten Feier im Speisezimmer, an dessen weichen Möbeln und Tapeten noch jetzt der Duft von Wein, Blumen und Zigarren wie Kletten hing, ermöglichte das heutige Zusammensein am runden Familientisch das behaglichste Tummeln in der Vergangenheit. Erquicklich war das zwanglose Ruhen nach dem lauten langen Fest in sanftem Erwarten ruhigen Schlafes während der bereits angebrochenen Nacht.

Weil diese Gewißheit gleich mildem Leuchten in ihnen war, luden die Gastgeber noch gern zum Bleiben ein; der Notar ermüdete nicht, spaßige Geschichten aus gemeinsamer Sturmzeit an das Licht zu holen, die Tochter saß am Klavier und spielte einige Lieblingslieder der Gäste, und als Frau Ottilie besonders hartnäckig aufzubrechen versuchte, um ihrem Mann vor des Amtes Geschäften am neuen Tag einige Stunden Ruhe zu sichern, hielt Frau Hartmann die Hand der Freundin fest und klatschte ihr die Wangen: „Aber, Liebe, der Wagen eures Gutsbesitzers wartet gewiß noch ein Stündchen am Gasthaus! Ehe ihr in eure Waldeinsamkeit zurückkehrt, muß uns Otto sein Geheimnis preisgeben, mit dem er mich seit gestern zum besten hat: er habe noch eine außergewöhnliche Überraschung; nur sollten sie nicht viel fremde Augen entweihen."

„Neugierchen!" stichelte der Notar. „Daß ihr Weibervolk nie locker lassen könnt, sobald ihr uns erst an einem Häkchen habt! — Wenn du durchaus willst, so sollst du noch heut' den Zeugen eines alten Wunders neu auftauchen sehen."

„Ein Wunder? Da sind auch wir gespannt, wir aus der Einsamkeit!" gestand die Oberförsterin.

„Freilich dürftet ihr draußen mehr erleben!"

„Das verhält sich wohl auf dem Lande wie in der Stadt: Erkenntnis — neues Wunder — und wieder Erkenntnis und abermals ein Wunder, dessen Kern wir der Natur nicht mit Schlüsseln und Schrauben abgewinnen!" rief Werner. „Im rechten Augenblick abzubiegen, vom Unbegreiflichen wieder dem Licht und des Tages Geschäften zuzuwandern, das steht dem in den Kampf des Lebens gestellten Mann bei euch so gut an wie bei uns draußen, wo die Füchse einander Gutenacht sagen. Wir dürfen uns nicht hintersinnen, nicht dem Nachtwandler gleich an Abhängen schweben."

„Und doch können auch wir Nichtnachtwandler uns nicht immer trennen von unbegreiflichen Begegnungen und Eingebungen, die wir einmal als Wink eines höheren Schicksals gewertet haben!" betonte der Notar. „Eine unerkannte Macht zwingt uns mitunter, zeitlebens herumzutasten und unserm Geschick den Puls zu fühlen: war die mir unerklärliche Begebenheit nichts mehr als ein

naseweiser Zufall? Hat lediglich meine Furcht und Not etwas Alltägliches eingemummt bis zur Unergründlichkeit? Oder hat die uns alle schickende und rufende Gewalt rasch einen Strahl der Erkenntnis auf unsern krausen Irrpfad geworfen? Kennt nicht jeglicher ein Beispiel solcher ‚unerforschten Dinge', wie man sie im Alltagstrubel nennt?"

Die Frauen stimmten zu; sie wußten manche Anekdote aus dem elterlichen und dem eignen Leben aufzufrischen.

Doch lachend wehrte der Oberförster dem Fluß ihrer Reden: „Merkt ihr nicht, wo mein alter Freund hinaus will? Er möchte uns an diesem Erinnerungstag noch einmal die merkwürdige Geschichte seiner Liebe auftischen, der Fahrt durch den winterlichen Wald mit einer Verirrten, des Absturzes vom Aussichtsfelsen auf die Landstraße, der Verlobung und Ehe, die der Himmel gestern mit dem silbernen Kranz gesegnet hat!"

„Doch nicht! Doch nicht!" warf der Notar eifrig ein. „Daran ist nichts unerklärlich! Sich verirren, einen bereitwilligen Führer finden, der im blinden Eifer abstürzt und mit zerschmetterten Knochen auf weltverlassener Straße liegen bleibt, bis die zur Samariterin gewordene Verirrte bei Nacht und Nebel ein Fuhrwerk heranrattern hört und sich und ihren ohnmächtigen Schützling mit aufladen läßt und tapfer neben dem Verwundeten standhält, trotzdem der Wagen, wie dem Verunglückten erst nach seiner Heilung bekannt wird, einen Toten birgt — das ist zwar nicht alltäglich, doch auch nicht rätselhaft verschleiert."

„Zugegeben! Allein welche Geheimnisse habt ihr beiden Helden dieser grausigen Rettungsfahrt heut' preiszugeben? Wollt ihr uns nicht aufklären?"

„Unsre Gäste werden so ungeduldig wie ich selber, Otto!" mahnte die Frau. „Was hast du uns vorbehalten?"

„Da scheinen wichtige Überraschungen unterwegs zu sein! Aber sie werden sich schnelle Beine anschaffen müssen, wenn sie uns noch heut' treffen wollen!" fügte Frau Ottilie hinzu.

„Wichtige Überraschungen — das muß ich zugeben, wenn ich auch Dinge im Auge habe, die mit unsern fünfundzwanzig Jahren gemeinsamen sonnigen und stürmischen Wetters eng zusammenhängen und nicht etwa neu sind!"

„Nun, so laß uns nicht länger warten, Vater!" bat auch Anna. „Wir wollen deinem Wegweiser folgen!"

„Geduld! Vor den vielen Leuten gestern konnte ich mein letztes merkwürdiges Angebinde schon aus dem guten Grunde nicht zeigen, weil ich über eine trübe Zeit unsrer Ehe hätte sprechen müssen! Ihr wißt ja davon: wir hatten auch sternenlose Nächte in unsrer Ehe. Ich will die Schlingen unter der Decke der Zeit ruhen lassen, in die ich nach etwa zwölfjähriger Ehe geraten war —"

„Otto —!"

„Es ist vorüber, Berta! Meine Erinnerung soll dich nicht ärgern!"

„Ist mir auch nicht peinlich! Nur solltest du dich auch nicht mehr selber quälen!"

„Gerade das Geständnis, über das Gewitter hinaus durch deine Kraft und Geduld den Frieden des Hauses gefunden zu haben, ist mir eine Wohltat. Also nach zwölfjähriger Ehe wurde von uns allen Ernstes von Scheidung gesprochen. Und nun folgt, was sich daranreihte! Du sollst gleich staunen, mein Neugierchen!"

Hartmann verließ einen Augenblick das Zimmer, öffnete den Schreibtisch und legte seiner Frau alsbald ein Päckchen in die Hände: „Hier das versprochene Geschenk, meine alte Kriegskameradin — eine wichtige Zeugin ehemaligen Leides und unsrer neugeborenen dauernden Freude! Nach so langer friedlicher Zeit darf ich dir jetzt lachend zustecken, was ich für unsre Jubelfeier aufbewahrt habe und was, wenn mich die Ungeduld inzwischen einmal packen wollte, mir stets zugetuschelt hat, wie gütig du trotz mancher Trübung des Himmels immer bliebst!"

„Was bringt uns dieser schreckliche Mann?" scherzte die Frau. „Woher kommen dir plötzlich Geheimnisse, die deine Angehörigen bisher nicht ahnten?"

Sie schlug das feine, dünne Papier zurück und blickte erstaunt auf eine in Glas und Rahmen gefaßte einfache Spielkarte, aus deren Mitte das rote Herz leuchtete.

Die Augen der Gäste wollten sich fragend auf den Notar richten, als die Hände seiner Frau auffällig jäh in den Schoß sanken uno die Tochter laut rief: „Mutter, einen Augenblick gestatte!" und die Karte genau betrachtete.

„Wie alt ist die Karte, Vater?"



„Ich besitze sie seit den Tagen unsers Streites; du warst damals —“

„Ich weiß, ich habe oft damit gespielt! Elf Jahre alt etwa war ich.“

„Ganz recht! Die Karte, so wunderbar die Tatsache klingt, kam vor mehr als zwölf Jahren gleich einem Boten höherer Mächte in mein Verließ und hat unsre Ehe vor dem Zusammenbruch bewahrt!“

„Wie wäre das möglich?“

Bevor Frau Ottilie noch eine Antwort des Hausherrn erhielt, sagte ihr die Freundin, was sie da soeben zu Gesicht bekommen habe, öffne allerdings auch ihr selber den Durchblick zu Klarheit und Nebel zugleich, und die Tochter legte erregt den Arm um des Vaters Hals: „Weiter, Vater! Weiter!“

„Ja, damit auch du ein Beispiel vernimmst, wie einfache Erlebnisse unser Inneres segensreich revolutionieren können, sofern wir die Hand bieten!“

„Schluß der Vorrede! Erstes Kapitel!“ befahl der Oberförster.

„Gut! Die Vorgeschichte hab' ich euch angedeutet. Wir zwei Menschen, die wir uns nun längst zu einem schönen, von grämlichen Erinnerungen nicht mehr zu bedrohenden Frieden durchgekämpft haben, hatten uns trotzig zugerufen: ‚Lieber das Tafeltuch zerschneiden, als ewig streiten!‘ Wir waren wie rechte törichte Kinder. Ich gewann es über mich, nach einigen Vorwürfen meiner Frau unsre gemeinsame Wohnung zu verlassen, mich auszuquartieren und in einem andern Stockwerk zu hausen, in unserm Fremdenstübchen. Dort freilich lief ich öfter an das Fenster, zu lauschen, ob unter mir nicht eine wohlbekannte Stimme ertöne, einem Besucher unser Geschick zu beklagen. Oft war ich zwar entschlossen, nicht weiter hochmütig zu sein und meiner Frau einige Worte nicht so dick anzukreiden, wie sie meine Schuld wertete. Ich dachte daran, ihr ein paar versöhnliche Dinge zu sagen und auf das ersehnte Echo zu warten. Doch dicht vor dem Schritte wehrte der Rechthaber starren Gesichts ab; ich wollte standhaft sein! Schließlich, so redete ich mir ein, sei doch ich der Herr im Hause; der Frau zieme, heilenden Balsam zu träufeln. Weil sich mein Wunsch nicht rasch erfüllte, wuchs wieder mein Groll; der Haß fraß sich fest. Ich redete mir sogar selbstgerecht ein, der Becher unsers Zwistes sei längst voll gewesen; mein Schritt vom Wege habe lediglich den Stein ins Rollen gebracht und den Becher überlaufen lassen. Unser Auseinandergehen bedeute nichts Geringeres als Abschüttelung eines längst lästig gewordenen Jochs. Ach, und wie warf mich zwischen solchem Stolz doch wieder die Leidenschaft hin und her! Ich spürte, ein wie dummes, dummes Herz ich in der Brust tragen müsse.

„In einer schlaflosen Nacht redete ich sogar, ein einziges Stück rastlosen Verlangens geworden, die von mir getrennte Frau nach dem Muster eines siegesgewissen Hypnotiseurs an: ‚Berta, täusche dich und mich nicht; hab' ich doch in deinen Augen gelesen, wie gewaltsam du dich fernhalten mußt! Ich weiß, in dir lebt das Verzeihen! Du kannst mir nicht dauernd zürnen, denn unsre Lebensfäden sind bereits viel zu eng verknüpft! Sei nicht unweiblich! Tu einen Schritt zu mir, und ich werde die folgenden nicht versagen! Sprich ein einziges herzliches Wort! Ermögliche mir, als Mann nicht erbärmlich zu werden! Berta, sobald wir uns morgen treffen (und du wirst mir begegnen!), wirst du mir mit einem Blick und einem Ton entgegenkommen, und ich werde die Hand gern ergreifen! Erwache, denn wir gehen dem Abgrund zu mit unserm Kinde! Also morgen, Berta, wirst du das erlösende Wort finden!‘

„Geflüstert hatte ich zuerst, heiß und eindringlich. Meine Stimme wurde lauter. Ich befahl. Und ich war überzeugt: nun muß sie nach deinem Wunsch tun! — bis durch alle diese Träume und Phantasien nochmals die letzten Worte unsers Streites schrillten: ‚Was sagst du mir, Otto? Deine geduldige Frau habe kein Herz? Nein, du hast keins, du und nur du!‘ — ‚Nein, du! Du bist nicht die verzeihende Frau!‘ — ‚Du hast kein Herz!‘

„Dabei, im Halbschlaf, überwältigte mich aufs neue der Zorn. Diese Frau ist und wird nicht versöhnlich, will nicht vergessen und bleibt starr wie Stahl und kalt wie Eis! Die wird nicht ein Brett zur Brücke finden! So sei auch du fortan nicht unentschieden, weiche den herben und gesunden Folgen dieser notwendigen Tage nicht aus!

„Ich nahm mir vor, am Morgen den Rechtsanwalt endgültig zu beauftragen, das sichere Ende rasch herbeizuführen, die lähmende Ungewißheit zu bannen. Und eben



war ich dabei, den Plan auszuführen, als mein Blick auf ein an meiner Zimmertür liegendes Papier fiel. Sollte schon in so früher Stunde, während ich geträumt hatte, eine Botschaft angelangt sein?

„Ich hob den Fund auf — keinen Brief, sondern eine Spielkarte, ein Herz-As — das vor euch liegende Blatt.

„Zu jeder andern Zeit hätte ich die Karte mit dem roten Herzen unbeachtet fortgelegt. Heut' saugte sie sich an meinem Blicke fest; je länger ich sie hielt, um so zäher verharrte ein Gedanke: Du hast kein Herz! klagte sie gleich meiner Frau. Woher kam sie des Weges? Wer anders als meine Frau sollte die Karte leise unter der Tür in meine Notwohnung gesteckt haben? Wer sonst hatte einen Grund zu solcher Botschaft? Und hatte mir meine Frau das Zeichen heimlich zugesteckt: durfte ich sie dann hartnäckig und unduldsam schelten? War Charakterstärke, was in mir aufbegehrt hatte, oder war ich Hirngespinsten nachgejagt? Man hatte mich vor meiner Heirat oft einen Schwärmer geheißen; war ich wieder einmal in Träumen gewandelt, in bösen Gaukeleien, und hatte beschuldigt, um eigne Verfehlung zu bemänteln?

„Ich hing den Hut auf seinen Platz zurück, sank auf das Bett und grübelte. Wärmende Stunden wahrer Kameradschaft mit meinem Weib stiegen herauf; manch liebenswürdige Aufmerksamkeit kam mir zum Bewußtsein; wie beleuchtete Höhen aus Nebeln der Niederung erhoben sich schöne Züge meiner Frau in das klare Licht der Dankbarkeit. Und ich malte mir aus, unser Kind sitze draußen auf der Treppe und wisse nicht, wo seine Heimat sei, schwanke, bittere Not im Herzen, zwischen Mutter und Vater und wolle keines lassen und müsse sich in seinen jungen Jahren schon herumschlagen mit des Lebens jämmerlichstem Weh. Und ich marterte den Kopf mit der Frage: Hat dir ein Zufall die Karte mit dem Herzen in den Weg geworfen? Lag sie geraume Zeit unbeachtet dort, und hast du sie nur gerade in dieser wichtigen Sekunde wahrgenommen? Oder, woran du zuerst dachtest, hat sie dir deine Frau selber gebracht? Eins oder das andre: daß dir das harmlose Blatt derart zusetzt — bedeutet das nicht viel mehr als eine Alltäglichkeit? Ist und bleibt daran nicht eine Spur Unbegreifliches? Vermagst du dieses Dunkels innerstes Geheimnis zu durchschauen?

„Und wie ich sann, gab mir ein guter Geist ein, Tritten meiner Frau zu lauschen, um ihr auf der Treppe zu begegnen. Denn falls sie die Absenderin der Karte war, konnte sie dann, Auge in Auge mit mir, ihren Willen verbergen, noch einen Versuch mit dem Sünder zu wagen? Ich ging nicht mehr von der offnen Tür, horchte auf jedes Geräusch unter mir und nahm nach Stunden unruhige Schritte wahr.

„Anscheinend rüstete meine Frau zum Ausgang.

„Ich huschte die Treppe hinunter, so daß wir uns treffen mußten; ich hörte sie herabsteigen, ging ihr entgegen und heftete meine Blicke auf ihr Gesicht. Da hob sie den Kopf, und in ihren Augen stand nicht eisige Abwehr.

„‚Berta, hast du ein paar Minuten für mich übrig?'

„‚Wenn du ruhig sprechen willst!'

„‚Ich bitte dich!'

„‚Da will ich nicht hinderlich sein!'

„Wir setzten uns und redeten verständig miteinander wie seit Wochen nicht. Was muß deine Frau erfahren haben! sagte ich mir: so gefaßt und versöhnlich bei aller leidenschaftslosen Betonung ihres unverkennbaren Rechtes! Ist sie nicht, als habe sich über Nacht die Reife von Jahrzehnten auf Seele und Haupt gelegt? Welche himmlischen Mächte wollen sie dir zum zweitenmal schenken?

„Sie wurde mir wirklich neu zu eigen, und unsre Liebe war im Leid geläutert; an Stelle der gelegentlichen wilden Flammen war ein wunderbar reines Leuchten und Glühen getreten, das Dauer verhieß.

„Als wir uns verstanden wie nie zuvor, versprachen wir uns, noch einmal zu versuchen, uns zu verstehen.

„Wir haben unsern Entschluß — oder, ich darf nicht anmaßend vorgreifen — ich habe nie zu bereuen gehabt. Ob meine Frau —"

„Alter Taugenichts," lachte sie, „ich ebensowenig, ganz gewiß! Das muß wahr sein!"

Und die beiden zufriedenen Menschen bannten ihr Geständnis in einen Kuß.

„Aber diese geheimnisvolle Karte hab' ich dir nicht zugeschmuggelt; das mußt du mir glauben!"

„Dabei bleibst du?"

„An diesem Tage würde ich gewiß keinen Scherz treiben."

„Dann habt ihr erst recht eine der Tatsachen, die uns aus unergründlicher Tiefe



anschauen. Ohne bestimmte Absicht eines Menschen ist die Karte an den Platz geraten; wer von euch aber möchte ohne ein wenigstens leises Mißtrauen solches Erlebnis sofort als bloßen Zufall auffassen?"

Die kleine Gesellschaft war nicht geneigt, rasch ein Ich herauszurufen, Mutter und Tochter am wenigsten, denn beider Antlitz verriet, wie tief bewegt sie waren.

„Man möchte allerdings an ein Wunder glauben," äußerte Frau Hartmann nach kurzem Überlegen, „und wenn ihr meine Ergänzung des Berichts hörtet, erst recht!"

„So sprich jetzt du, Mutter!"

„Verzeiht! Ich möchte mein Geständnis zuerst nur dir machen, Otto! Euch will ich gern bei nächster Gelegenheit davon unterrichten. Möglicherweise wird die Lösung — die Lösung —"

„Und ich denke, Ottilie, damit wir uns hier nicht noch weiteren Folterqualen aussetzen, scheiden wir für heut'!" sagte der Oberförster. „Einstweilen haben wir ja unser Nüßchen zu knacken."

Frau Ottilie bemerkte noch, das angedeutete neue Stück Mystizismus setze sie schon deshalb in helles Erstaunen, weil sie erkenne, daß man mitunter gleich einer Blinden durch das Leben selbst der nächststehenden Menschen wandle.

Zwar suchte jeder, bevor man sich verabschiedete, noch einen Schuß Wasser in den schwer eingehenden Wein zu spritzen, doch verriet man gerade durch ein angestrengtestes Streben nach diesem Ziel, wie wenig man den Bericht des Notars als einen Spaß abzuschütteln vermochte.

Und als die Schritte der Gäste verhallt waren und die Tochter ihr Zimmerchen aufgesucht hatte, zog Hartmann sein Weib zu sich; sie sagten sich manches zarte Wort und wurden noch einmal wie junge Brautleute. Behutsam und lind suchte der Notar zu erkunden, welcher Umstand seinem Weibe an dem damaligen, dunkel angebrochenen und licht gewordenen Tag das versöhnliche Entgegenkommen eingegeben habe und Berta in das Zauberland der Verzeihung führte. Da wurde ihm die Kunde, er werde nicht für möglich halten, was ihm seine Frau zu entdecken habe; er dürfe jedoch an ihrer Aufrichtigkeit nicht zweifeln, und gerade damit er nicht an einen Scherz denke, habe sie vorerst nur ihn aufklären wollen, dankbar für seinen auch ihre Schwächen schonenden Bericht. Und nun möge er den Kopf schütteln oder sie für eine Närrin halten: so wahr sie ihm ehrlich in die Augen schaue, so gewiß sei auch ihr während der Krisis eine Karte, freilich eine mit zwei Herzen, zugeschoben worden, deren Absender sie in ihm, ihrem Otto, vermutet habe in der Annahme, er sei der Zwietracht müde, bereue und wolle der Verständigung eine Brücke bauen. Nur wie die Karte gerade im geeignetsten Moment in ihre Wohnung, auf den Tisch an der Korridortür, gelangt sei, habe sie nie recht begriffen.

Da war eitel Verwunderung in der stillen Stube; man redete noch von krankhaft erregter Phantasie und Zwangsvorstellungen, versicherte aber zugleich ein über das andre Mal, wie hier unmöglich eine Täuschung vorliege — hatte ja auch einen Beweis der befremdlichen Begebenheit in des Notars Geschenk greifbar vor sich, in der gerahmten Karte mit dem roten Herzen, über das Hartmann nochmals äußerte, gleich einem Warner und Mahner habe er das Kartenblatt bisher verwahrt, um in Stunden der Unsicherheit wie ehemals trefflichen Rat daraus zu schöpfen.

Wie sich der schwache Mensch auch mühe, sagte sich das Paar schließlich, so werde er doch niemals aller einfachen Dinge Wesen und Kern völlig sicher erkennen; mit der Schärfe keines Verstandes werde er nicht immer ausdenken und ausfindig machen können, welcher Natur die unter sein Mikroskop gesteckten Zeichen und Dinge seien, und warum sie Gewalt über ihn gewännen und mehr als des Menschen eigne ursprüngliche Überzeugung sein Tun und Lassen beeinflußten.

Ein Narr aber, wer für das gütige Walten auch solchen unbegriffenen Geschicks nicht dem Himmel danke!

* * *

Das Jubelpaar schlief bereits einen tiefen Schlaf, als sich die Tochter noch leuchtenden Antlitzes und lebhaften Geistes vom Bett aus des bestirnten Himmels freute oder die Augen schloß, um sich recht ungestört Bilder der Vergangenheit vor den Spiegel der Seele zu rücken.

Anna war wieder zehn Jahre alt und sah sich im kurzen Röckchen, bezopft und bebändert, aus der Schule heimwärts eilen; aber



René Reinicke: Andacht.
Zu dem Aufsatz „René Reinicke“ von Dr. Johannes Kleinpaul.

je mehr sie sich der Wohnung näherte, um so langsamer ging sie, um endlich ängstlich lauschend die Treppe emporzusteigen: flogen wieder laute Worte vom Vater zur Mutter und zurück? Würde Mutter auch heute verweinte Augen zeigen und der Vater ein rotes Gesicht, ohne sein Kind zu beachten?

Oh, wie oft hatte das Kind damals mit Recht solche Pein gefürchtet bis zu dem Tage, da der zeitweiligen Trennung der Eltern ihr letzter Streit voranging! „Ich, deine geduldige Frau, hätte kein Herz? Du hast keins, du und nur du!" — „Nein, du!" — „Du hast keins; basta!"

Als drängten sie jetzt abermals heran, so bestimmt vernahm Anna die Kriegsrufe des ehemaligen Kampfes, und gleich fest umrissen wuchs wieder das Blütenbäumchen empor, das der abschreckenden Wurzel einst entsprossen war.

In einer Nacht der Trennungszeit hatte das Kind die Mutter schluchzen hören. Da war in dem kleinen Hirn der Plan gereift: Vater muß wieder gut werden, soll bei uns sein wie vorher! Ist ihm Mutters Klage nicht nahegegangen: „Du hast kein Herz!"? Denkt er nicht mehr daran? Er sollte sich bald ihrer erinnern und nicht droben einsam in dem kalten Stübchen hausen.

Anna wollte ihm ein Zeichen geben, der Mutter zu gedenken. Und ihr fielen, als sie in ihren Siebensachen kramte, ihre Spielkarten ein, mit denen sie und die Eltern oft Schwarzen Peter gespielt hatten. So ein leuchtend rotes Herz wollte sie dem Vater zeigen, damit er sich seiner Pflichten erinnere, oder es ihm vielleicht recht heimlich zustecken, auf daß er dabei nicht zornig werde.

Und sie ergriff das Spiel, legte alle roten Herzen vor sich hin und schwankte nur ein Weilchen, ob sie das eine Herz seinem Zweck opfern sollte oder die Karte mit zwei Herzen — denn zwei gehörten eigentlich zusammen wie Vater und Mutter. Aber dann schien ihr wieder ein Herz die klügste Aufmunterung: Du hast kein Herz! Du solltest eins haben!

So ließ sie die weniger gute Karte an der Tür des Korridors liegen und huschte mit der andern zum Vater hinauf, um sie unbeobachtet durch die Zimmertür zu stecken. Und als Anna zurückkehrte, war auch die zweite Karte vom Tische genommen, und die Mutter saß nachdenklich am Fenster, das Kartenblatt im Schoße, und ließ die Hand über die Stirn und die erhitzten Augen gleiten.

Daß an jenem fernen und doch unvergeßlichen Tage ein paar Stunden danach zwei liebende Herzen wieder beieinander waren, ihrem Schwur getreu — wie dies große Wunder geschehen war, hatte das damalige kleine Mädchen heute endlich vernommen.

Sollte Anna nun das Fenster der Erkenntnis weiter öffnen und die Strahlen der nüchternen Aufklärung auf alle Beteiligten fallen lassen? „Laßt euch nicht auslachen! Es war nichts Ungewöhnliches an dem Vorfall!" — sollte sie den Eltern plötzlich so grell leuchten?

Sie überlegte reichlich und war, als sie entschlummerte, über den Gedanken trotz alledem nicht hinweggekommen, daß nach solcher Enthüllung die Mutter ein bißchen die Augen schließen, lächeln und, vom Kopfnicken des Vaters begleitet, verkünden würde: „Mein liebes Kind, du hast schön und klug gehandelt; doch das mit dem Wunder tilgst du uns nicht mehr aus: denn, weißt du, wenn die schnelle Fürsprache und Macht der papierenen Herzen nicht wunderbar, sondern selbstverständlich gewesen sein sollte, so hat uns doch ganz sichtbar ein andres, nicht weniger liebes Wunder gesegnet: daß ein elfjähriges Kind so sicher vom Himmel geleitet wurde!"

September

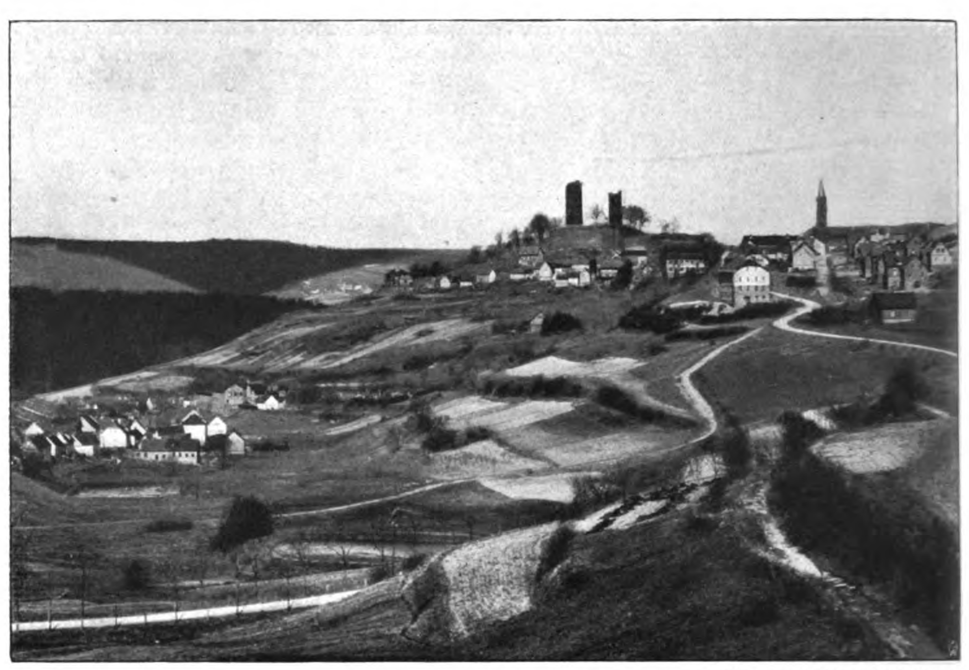
September geht durchs Land, mein Herz.
Der Wein ist reif, das Feld ist Frucht.
Ein Segelboot in blauer Bucht,
Des Schiffers Stirn ist braun wie Erz.
Sinnst du, mein Herz?

September geht durchs Land, mein Herz.
Die Erntehand brach Wein und Frucht.
Das Segelboot in blauer Bucht
Spannt weiße Flügel — inselwärts
Zieht es, mein Herz.

Träumst du von deinem Erntetag,
Mein Herz, da reif dein stilles Blühn,
Und da, befreit von Schmerz und Schlag,
Zu silbernen Inseln ziehen mag,
Was Seele an dir ist und Glühn?

Grete Massé



Phot. Frz. Schilling, Königstein i. T.

Ober- und Nieder-Reifenberg.

Im Taunus

Von August Trinius



Ein feiner, sinnschwüler, von Duft und Leuchtkraft umwobener Zauber weht uns aus dem Namen des Taunus entgegen. Grünquellende Waldherrlichkeit, warme Lüfte, Rosenfülle, reifendes Obst, heiß sprudelnde Heilquellen, blau umnebelte Ferne, lachende, in Gärten eingebettete Landhäuser, Römerkastelle, behäbige Dorfsiedlungen, Ruinen, Schlösser, werbende dunkle Frauenaugen, volle goldene Sonne, die sich in weingefüllten Gläsern spiegelt, Feuerküsse über Berge und Niederungen ausschüttet, Waldidyll und prunkvolles Kurorttreiben: dies alles klingt im Namen Taunus zusammen. Alles Herbe, Wilde, Kühne, jede Sentimentalität wie Melancholie ist in dieser Landschaft ausgelöscht. Der volle Akkord erfüllter Lebensfreude umrauscht uns hier fast auf Schritt und Tritt. Als sei ein ewiger Sonntag vom Himmel niedergestiegen. Sorge, Neid, Kampf und Wehe scheinen hier ausgemerzt. So einschmeichelnd geht die Luft einher. In weichen Hüften wiegen sich üppige dunkeläugige Frauen, in deren Adern letztes schweres Römerblut noch fließt, denen norddeutsche Frische und Wanderlust mangelt, die es aber im Bechern und Küssen mit jedem tapferen Manne lächelnd aufnehmen.

Wer die Wunder und Schönheiten des Taunus erwandert hat, hineingetaucht ist in dieses Meer von Blühen und Glühen, Düften und Klingen, dem füllt es wie ein Rauschtrunk die Seele. Das hat bereits vor zwei Jahrtausenden die genußfrohen, verwöhnten Römer angezogen und festgebannt, daß sie sich hier im Rheingau niederließen, Paläste und Gärten, Kastelle und Bäder anlegten, sich der heißen Quellen, des üppigen Fruchtreichtums, der fast wollüstigen Luft zu erfreuen. Dies alles und die prangende Schönheit zwischen Main, Rhein und Mosel ließen sie die südliche Heimat vergessen. Ausonius voran, haben immer wieder römische Dichter und Schriftsteller diesen begnadeten Gau in hohen Tönen besungen und gefeiert.

Zauber des Taunus! Willst du ihn aus vollen Bechern schlürfen, daß deine Seele Feiertag halte, dein Herz sich fülle wie eine Schatzkammer voll goldener Erinnerungen, unvergeßlicher Bilder: lenke nicht, so du aus Norden kommst, deine Schritte im Sommer hierher. Etwas wie Treibhausluft, lastend

und atemwehrend, empfängt dich. Die Glieder wollen sich dir nicht straffen, die Augen suchen Schatten, Wirtshausschilder locken mehr denn gut ist für einen rechtschaffenen Wanderer, der sich noch nicht zu der wachsenden Gilde üblicher Bier- und Weinreisenden eingeschworen hat. Sommerzeit im Taunus erschlafft Nerven und Spannkraft. Und wann du auch Einzug hältst in die heilig-grünen Hallen des Taunus: unterdrücke den anfangs immer wieder aufbegehrenden Unmut über die jährlich unfroh und unschön mehr aufwuchernde Fremdenindustrie, die dir überall ein Bein stellen und den Taunus gleich der Sächsischen Schweiz für jeden ästhetisch empfindenden Menschen seiner Weihe und Keuschheit berauben möchte. Halte dich an die unsagbare Schönheit dieser herrlichen Bergwelt, an die großen Erinnerungen, welche den Taunus umschweben, fühle nach im Bann von Ruinen und geschichtlich bedeutsamen Stätten, was die Geschichte hier stumm und doch so beredt in das graue ummooste Gestein einschrieb. Denke daran, daß im Rheinländer immer noch ein kleines Stück Romanentum sich birgt, daß er die Ehrfurcht vor deutscher Waldesgröße und -pracht noch immer nicht kennt und übt, daß er genußfroh und gedankenlos seine Wälder als Ablagerungsstätte von Papieren und sonsterlei mit Vorliebe benutzt, daß ganze Waldstrecken geradezu entehrt sind von aufdringlichen Reklameschildereien. Heimatschutz! möchte ich so gern allen Behörden des gesegneten Rheingaus zurufen.

Wer seine Schuhe zum Wandern durch den Taunus bereit machen will, der wähle den Frühling oder noch besser den Herbst. Vom Maien an muß er diese Höhen und Täler durchstreifen, wenn die Buchen aufgebrochen sind, wenn ein Blühen und Sprossen allüberall anhebt, daß man immer wieder still in Andacht stehenbleibt, gar nicht fassen kann dieses ewig alte, ewig neue Wunderwerk einer gütigen Natur. Daß wir Deutschen uns diesen Frühling immer wieder erst durch Wintergraus erobern und ersehnen müssen, das macht ja eben seine tiefe Wirkung aus. Unter diesen lichtgrünen Hallen dann hinzuschreiten, wenn es in den Wipfeln selig jauchzt und tiriliert, schluchzt und schmettert, das ist, als schütte der Himmel selbst Lieder voll überirdischen Wohlklangs über uns aus. Symphonien umrauschen unser Ohr und Gemüt, die kein Strauß noch Mahler mit größtem Orchesteraufgebot je erreichen



Phot. Frz. Schilling, Königstein i. T.

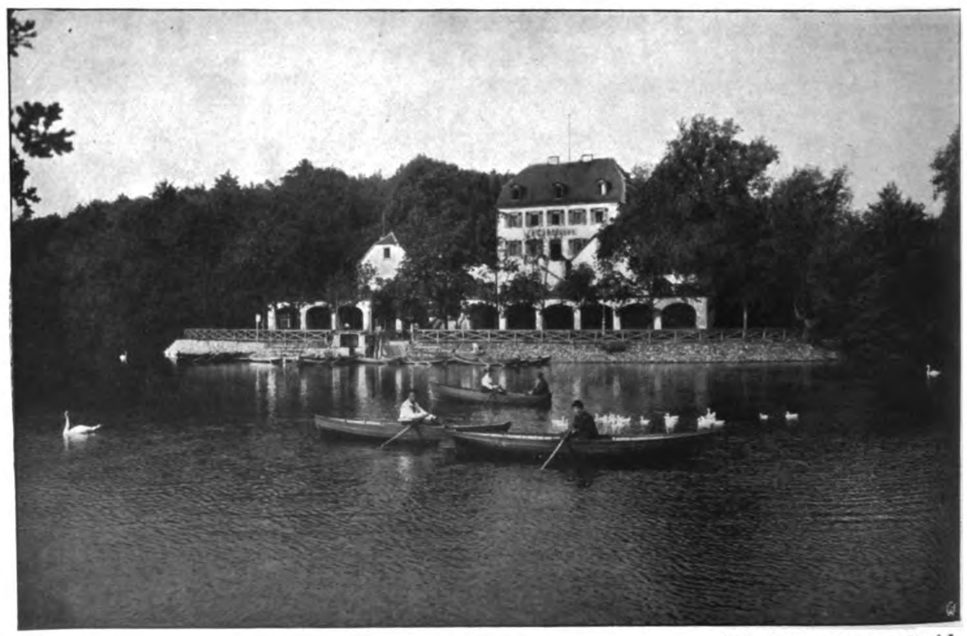
Nieder-Reifenberg mit Feldberg.

können. Deutschlands Seele spricht in solchen Stunden zu uns.

Vielleicht noch schöner und ergreifender aber entschleiert der Taunus seine Wunder, wenn der Herbst als Sieger über die Höhen reitet, wenn sein Mantel wie von Blut und Purpur zu triefen scheint. In den Gärten der schmucken Taunusstädtchen wetteifern noch immer die Rosen in üppigster Farbenpracht. Weich geht die Luft einher, geschwängert vom süßen Dufte köstlichen Obstes. Das Geknatter niederprasselnder Edelkastanien, die sich aus stachliger Schale braunglänzend lösen und nun die Wege decken, es hallt wie feines Pelotonfeuer durch die aufhorchende Stille. Dann nimmt uns der herrliche Hochwald auf. In Bronze, Gold und Orange schimmern alle Hänge und Höhen. Zwischen den grauen Stämmen webt ein zarter Silbernebel, der Boden dampft förmlich auf, letzte Schmetterlinge taumeln über Farnwedel, Gräser und Beerengerank, und unaufhörlich rieselt es leise, geheimnisvoll von sonnenmüden Blättern hernieder, Tag und Nacht, ein ergreifendes Abschiedslied von Sommerpracht und verstohlener Liebeslust. Tiefblau wölbt sich über uns der Himmel. Man meint, in alle Reiche droben zu schauen, und vernimmt den werbenden Klang von Silberglocken aus der Ewigkeit. Und ist eine Höhe erklommen, dann eröffnet sich mit eins ein Blick weit wie in alle Herrlichkeiten der Welt, so daß es einst dem Frankfurter Kinde Goethe, da er als Mann einmal droben im Taunus stand, verwunderlich erschien, daß er jenseit des Thüringer Waldes im flachen Weimar eine zweite Heimat finden konnte.

In die fruchtreichen Niederungen von Main und Rhein fliegt da oben das Auge, wo Burgen ohne Zahl sich erheben, wo die deutsche Geschichte seit zwei Jahrtausenden mit Blut und Tränen sich einschrieb, Dome ragen, Denkmale unsre Taten kommenden Geschlechtern künden. Zum Spessart und der Bergstraße, zu den blau verdämmernden Kämmen und Kuppen des Wasgau wandert der Blick. Ein Reichtum ohne Ende tut sich uns da auf. Wie oft auch die Kriegsfurie darüber brennend und mordend, alles niedertretend, schritt, immer wieder gebar dieses Stück deutscher Erde neues Schaffen und Erblühen, regte sich deutscher Bürgerfleiß, die unermeßlichen Schätze zum Lichte zu heben. Eine Kammer voll Wein und Korn, Obst und Gemüse ist der herrliche Rheingau, der Reichtum seiner heißen Quellen aber tat ein übriges, den Wohlstand zu heben, der Kultur neue Flügel zu leihen.

Es ist so schwer, zur Herbstzeit abends von einer Höhe im Taunus Abschied zu nehmen.



Phot. Ludw. Schmidt, Friedberg i. H.

Nauheim: Teich mit Teichhaus.

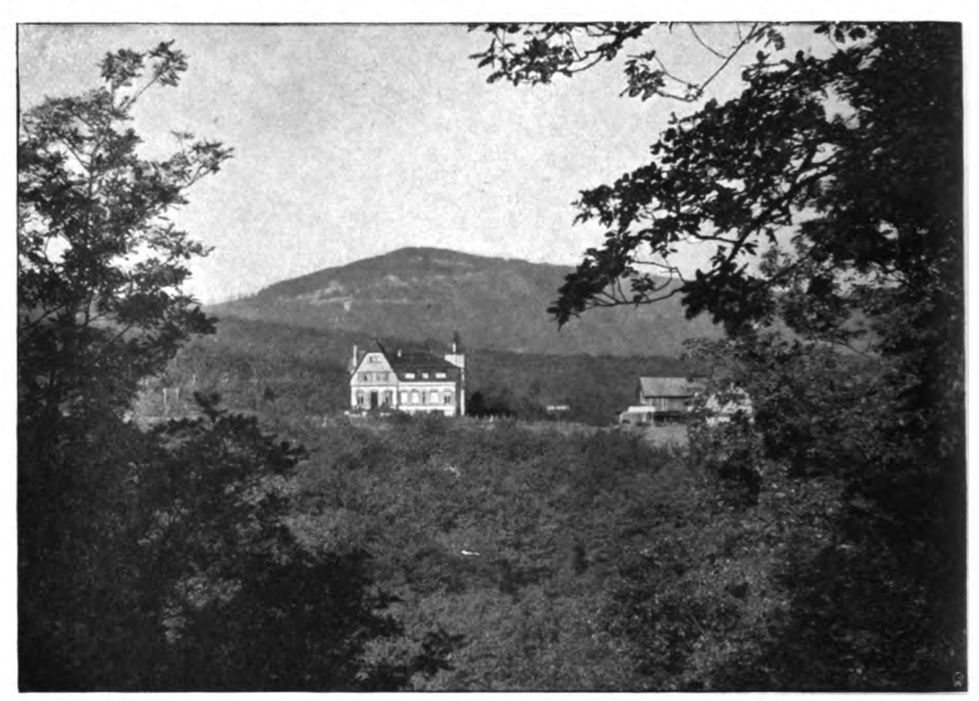


Phot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Homburg vor der Höhe: Kurgarten.

Landschaft, Ferne und die Hochflut der Erinnerungen klingen zu einem mächtigen Akkord zusammen. Und dann sinkt das Tagesgestirn sacht nieder. Vögel fliegen zu Neste. Zum Abendgebet rüstet sich der Wald. Langsam kommen von den Niederungen der Täler die Nebel heraufgestiegen. Ein Wallen und Ziehen, Schweben und Weben, bis alles lautlos versinkt unter den sich dichtenden Schleiern. Lichtfunken blitzen in der Tiefe auf, wenn wir abwärts streben, bis uns ein behagliches Heim am gastlichen Herde aufnimmt. Im Nebel grüßt uns auch der Herbstmorgen im Taunus wieder, bis der Feuerkuß der immer höher rauschenden Sonne den Vorhang zerreißt, in glutvoller Schönheit uns ein neuer Wandertag begrüßt.

In solchen Tagen letzten Blühens, vollendeter Reife, erfüllten Segens überkommt einen wirklich zuweilen etwas wie Märchenstimmung im goldenen Taunus. Der Zusammenklang von Beleuchtung, Farbenfreudigkeit und Fruchtbarkeit läßt uns Bilder wie aus einem Traumlande schauen. Dies empfindet besonders der doppelt, dessen Heimat auf kärglicherer Scholle wuchs. Wenn zu Füßen des Taunus der Main sein köstliches Obst in schier unerschöpflichem Reichtum sammelt, so herbstet man am Rhein die letzten Edeltrauben. In den Wäldern des Taunus aber sammeln Kolonnen von Frauen und Mädchen die abgefallenen eßbaren Kastanien zum Rösten oder für die großen Schokoladenfabrikanten, deren Ehrgeiz es nicht duldet, in den Tagen künstlichen Zusatzes bescheiden zurückzubleiben. Ob einst die Römer bereits Wein tranken, der an den Hängen der Rheinufer kochte, bleibe dahingestellt. Doch uralt ist jedenfalls der Weinbau hier am Taunus. Eine sinnige Überlieferung vermeldet, daß kein Geringerer denn Karl der Große es gewesen sein soll, der zuerst den Anbau des Rotweins durchsetzte. Von seiner Pfalz Ingelheim drüben am linken Rheinufer sah er immer wieder, wie gegenüber an den Hängen der Schnee zuerst wieder schwand. Da soll er Rebstöcke aus Frankreich haben kommen lassen. Und noch heute hat er seine Rebstöcke nicht vergessen. Alljährlich in einer warmen Sommernacht sieht man den ehrwürdigen Kaiser im wallenden Purpurmantel mit Szepter und Krone am Ufer drunten entlangschreiten, seine Reben still zu segnen. Nicht jeder kann ihn schauen. Nur wer Märchenaugen besitzt und ein Sonntagskind ist.



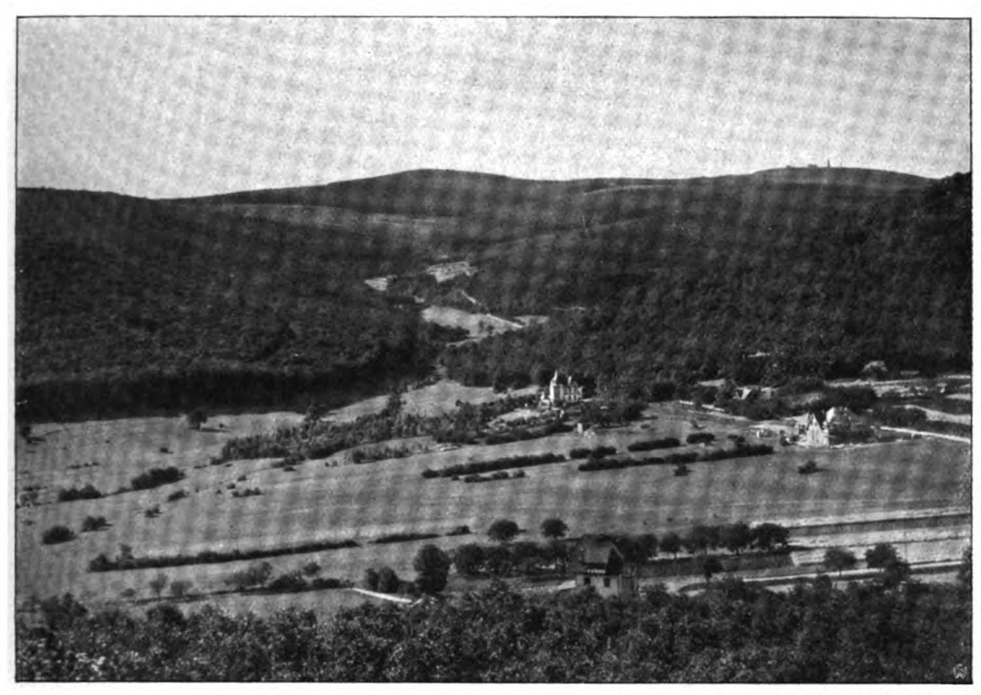
Phot. Frz. Schilling, Königstein i. T.

Aussicht vom Hochtaunusblick auf Billtalhöhe und Altkönig.

Der Taunus stellt ein von stolzen Laubwaldungen bedecktes Bergland zwischen Main, Rhein, Lahn und Wetterau dar. Da ihn noch heute gern das Volk einfach als „Höhe“ bezeichnet, so ist anzunehmen, daß der Taunus, dessen Namen uns bereits die Römer übermittelten, einst von Dun — die Höhe — abgeleitet wurde. Eine geschlossene Gebirgsmasse mit seitlichen Ausstrahlungen zeigt er nicht. Nur an seinem Südrande, der scharf nach der Mainebene allfällt, läßt sich ein Hauptrücken erkennen, der von Bad Nauheim bis nach Schwalbach streicht. Seine westliche Ausstrahlung, die im Niederwald endet, führt aber den Namen Rheingaugebirge. Die höchsten Erhebungen, prächtig ringsum bewaldet, sind der Große Feldberg (880 m), der Kleine Feldberg (827 m) und der Altkönig (798 m). Die Gelehrten haben aus den geologischen Schichten unzweifelhaft herausgelesen, daß der Taunus einst vor ungezählten Jahrtausenden mit dem Hunsrück zusammenhing. Reste von Flora und Fauna sprechen ebenfalls dafür. In jenen fernen Tagen bildeten Main und Rhein ein Riesenbecken, das bei Bingen seinen Abschluß fand. Bis Basel hinauf war die Rheinebene überflutet, begrenzt vom Wasgau, Hardt, Taunus, Spessart, Odenwald und Schwarzwald. Jahrtausende hat dann der Rhein als Sohn der Alpen heimlich gearbeitet und gewühlt, bis er die Fesseln sprengte, die Felsenmauer zwischen Taunus und Hunsrück niederriß, um nun jauchzend sich den Weg zum ewigen Meere zu bahnen. Beträchtliche Wildwasser entspringen nicht dem Taunus. Die nahen großen Flüsse nehmen rasch wieder die schnellfüßigen Kinder des Gebirges auf.

Vorgeschichtliche Völker haben im Taunus eine Fülle von Ringwällen angelegt. Die bedeutendste Anlage zeigt die Kuppe des Altkönigs. Was aber den Altertumsforscher ganz besonders anzieht, das sind die sichtbaren Erinnerungen, welche uns die Römer hinterließen. Der Boden ist geradezu durchsetzt und angefüllt mit Münzen, Tonscherben, Metallgegenständen und sonsterlei Funden. Kastelle, Gräben und andre bauliche Überreste, der römische Limes voran, reden von fernen Tagen eindringlich zu uns.

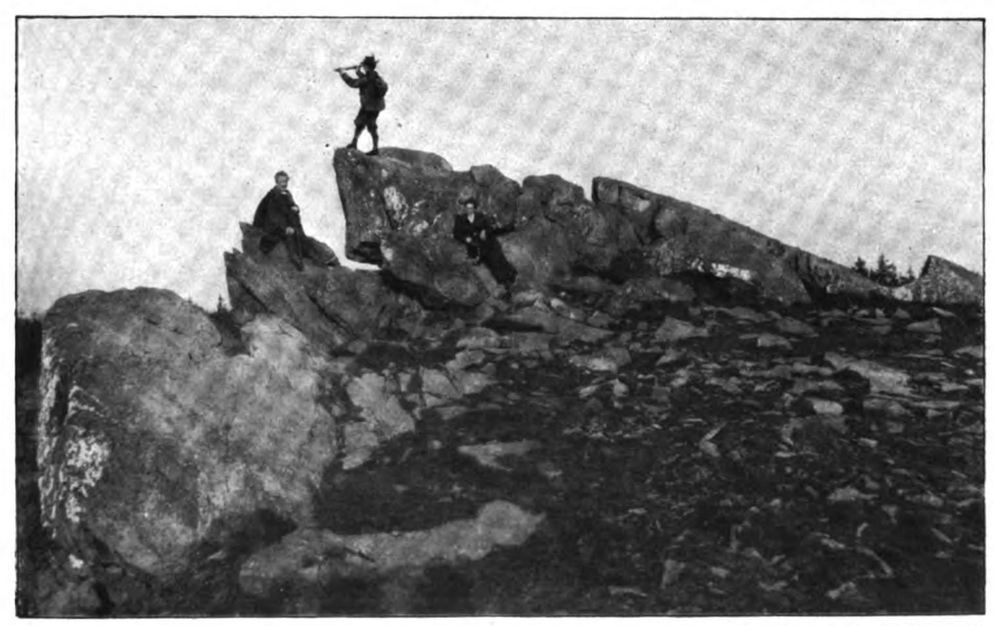
Hunderttausende lernen den eigentlichen Taunus als Wanderziel in seinen höchsten Reizen und intimsten Stimmungen gar nicht kennen. Das sind die Scharen Heilung suchender Kranken, welche nach den Badeorten



Phot. Frz. Schilling, Königstein i. T.

Blick ins Reichenbachtal und auf den Feldberg.

jährlich hoffend für einige Wochen streben oder in einer der zahlreichen Heilanstalten, mit denen der Taunus geradezu übersät ist, Unterschlupf suchen. Sie nippen nur gleichsam vom Rande des Bechers, den der schönheitstrunkene Taunus echten Wandersleuten darbietet. Von den Orten, deren Heilquellen heute Weltruhm genießen, seien hier nur ge-



Phot. Ludw. Klement, Frankfurt a. M.

Der Brunhildenfelsen auf dem Großen Feldberg.



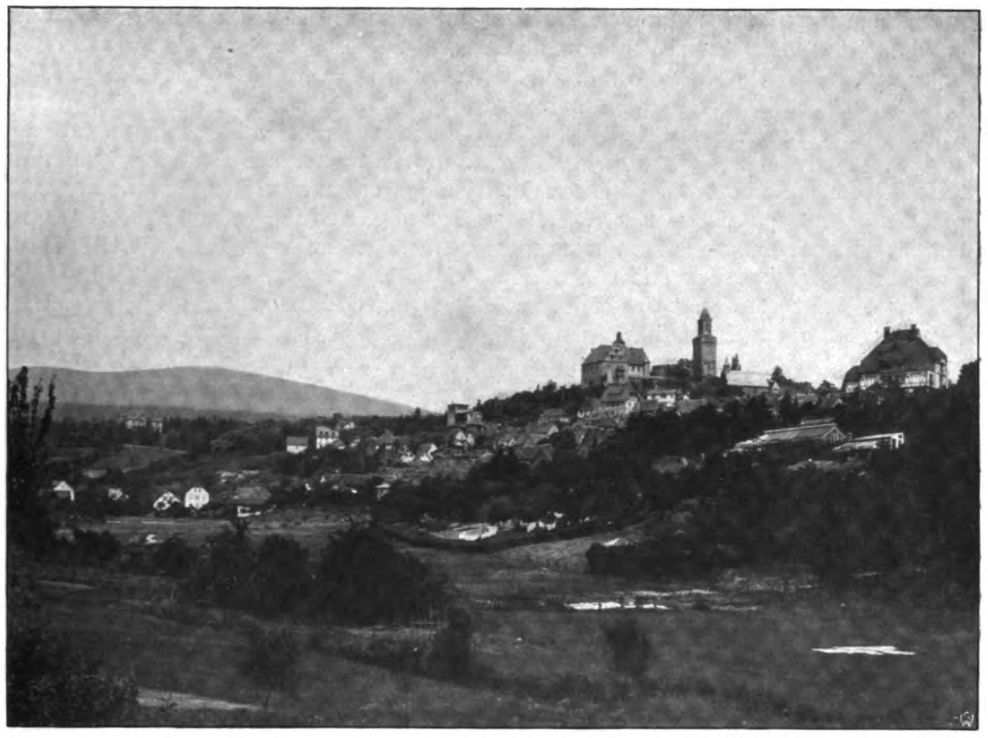


Offiziers-Genesungsheim in Falkenstein.

nannt: Nauheim, Homburg, Soden, Wiesbaden, Schlangenbad, Ober-Schwalbach. Jedes Bad könnte man für sich charakterisieren. Schwebt um Nauheim etwas wie Ernst, so flutet uns beim Klange Wiesbaden Lebensfreude, Prunk, eine schillernde Farbensymphonie von Glückseligkeit und Genuß entgegen. Wiesbaden ist die frei gewählte Königin unter den Badeorten des Taunus, zu der alljährlich aus allen Weltteilen Menschenkinder herbeieilen, ihrer Schönheit begeistert zu huldigen. Kunst und Natur schlossen hier einen harmonischen Bund. Nirgend rauschen die Wogen gesellschaftlicher Freuden und Genüsse höher denn hier. Oft meint man, über Wiesbaden sei ewiger Sonntag niedergestiegen. Auch hier wie in Homburg-Saalburg ist es kaiserliche Anregung und Fürsorge gewesen, welche diesen Aufschwung herbeiführte.

Und nun hinein in die Waldherrlichkeit der Taunuswälder! Über die Höhen, durch die Täler, im Wandern zu schauen, was an Anmut und Poesie sich hier birgt, was bereits lange vor uns Geschlechter auf Geschlechter erfreute und erhob!

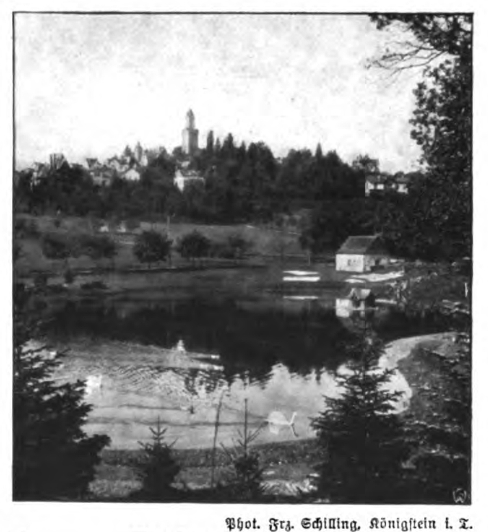
Wer mit der Zeit nicht zu geizen braucht, der sollte von der Lahn her durch das liebliche Weiltal seinen Weg in den Taunus einmal nehmen. Ein paar Tage Wanderns bringen ihn, immer dem Laufe des Flüßchens nach, mitten hinein in das Herz des Berglandes, an den Fuß des Feldbergs, wo unweit eines waldumstrüppten Römerkastells die Quelle der Weil leise rieselnd zutage tritt. Weilburg selbst, das sich zwischen steilen Bergkulissen am Einfluß der Weil in die Lahn malerisch aufbaut, ist von einer so herzbezwingenden Schönheit, daß es einst ein Goethe das deutsche Salzburg, die Perle des Lahntals nannte. Und dann hebt ein Wandern an, doppelt schön, da hier verhältnismäßig nur wenige entlangziehen. In dieser Abgeschiedenheit aber liegt ein feiner Reiz. Es träumt sich so prächtig im Schutz der Ruinen, die uns zu seiten des Tales grüßen, im Anblick der heiteren, in Obsthainen ruhenden Städtlein, der Schlösser und hellen Kirchen, Felsbastionen und Waldinseln. Man muß hier wandern zur Blütezeit der Obstbäume, wenn die Buchen ihr lichtes Grün angesetzt haben, oder wenn der



Phot. Frz. Schilling, Königstein i. T.

Kronberg.

Wald sich rötet und seine Wipfel im Sonnenglast in allen Farbentönen zwischen Purpur und Gelb spielen und leuchten. Höher und höher windet sich der Weg. Immer näher treten die schweren Kuppen der Taunusberge uns entgegen. Aus den Wäldern rauscht es Willkommen. Weilmünster, der prächtige Doppelort Alt- und Neuweilnau, Schmitten, Burg Hattstein liegen hinter uns. Herauf steigt die über Reifenberg trauernde Burgruine. Ihre grauen Türme greifen wie anklagend in den blauen Himmel, an dem kleine weiße Lämmerwölkchen bedachtsam segeln. Nur noch ein Silberfaden ist der Fluß, der uns tagelang Wanderlieder zur Seite sang. Und dann halten wir an seiner gefaßten Quelle, schöpfen den Labetrunk und heben die Augen zu den Waldbergen auf, in deren grünes Meer wir uns nun werfen wollen.



Phot. Frz. Schilling, Königstein i. T.

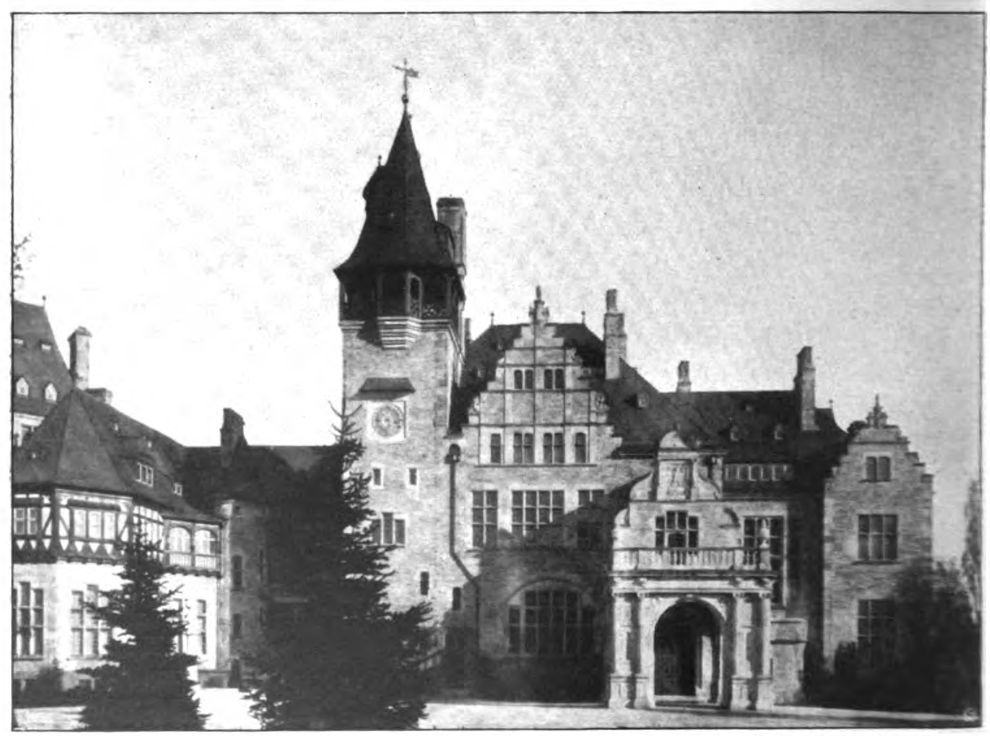
Kronberg vom Weiher.

Wer mit Rucksack und Wanderstab den Taunus durchschweifen will, der wird kaum Bad Nauheim berühren. Das etwas über 5000 Seelen zählende hessische Städtchen weist bei seiner 144 m betragenden Höhenlage nicht genug landschaftliche Reize auf, um es als Wanderziel zu berühren. Dafür genießen seine starken Heilquellen Weltruf, und die Schar der Besucher schwillt mit jedem Jahre höher an. Obwohl erst im Jahre 1835 als Bad eröffnet, weist es heute bereits zehn Badehäuser auf. Seine

schmucken Anlagen breiten sich an der Usa und dem Fuße des Johannisberges aus, von dessen Kuppe sich ein weites Bild über die Wetterau und das Vogelgebirge öffnet. Ebenso selten halten Wanderer mal in Friedrichsdorf Einzug, das durch seinen Zwieback sich die Welt eroberte und durch geflüchtete Hugenotten 1686 gegründet wurde. Heute schlagen hier echt deutsche Herzen, wenn man auch die Muttersprache noch in Ehren hält. Philipp Reis, der Erfinder des Telephons, liegt hier begraben. In Friedrichsdorf, wo er als Lehrer wirkte, wie in Gelnhausen an der Kinzig erhebt sich heute ein Denkmal dieses verdienstvollen Mannes, den freilich die Mitwelt in Not und Elend umkommen ließ. Der hochherzige hessische Landgraf Friedrich II. war es, der den bedrängten französischen Emigranten eine Heimat bot, derselbe Fürst, dessen Reiterstandbild sich über dem Schloßtor zu Homburg erhebt. Er ist der Sieger von Fehrbellin und uns allen durch Kleists Drama ans Herz gewachsen.

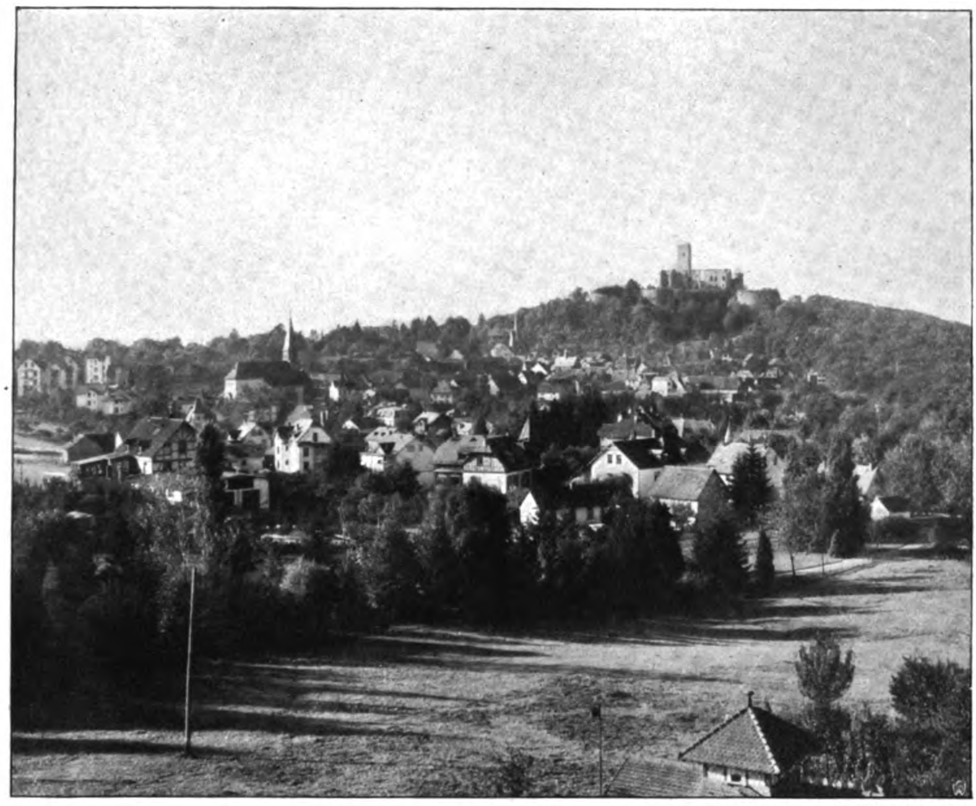
Auch Homburg vor der Höhe darf sich als Kurort eines Weltrufs freuen. Pracht und Gediegenheit gehen hier Hand in Hand. Die überaus glänzenden Anlagen des Kurparks mit dem Kurhaus, die Fülle der heiteren Landhäuser, das Schloß, die Sammlungen der Römerfunde, die prächtige Erlöserkirche, welche im romanischen Stil mit einem Kostenaufwand von mehr denn einer Million erst durch Spitta, dann weiter durch Schwechten erbaut und 1908 eingeweiht wurde: dies alles hat dem glücklichen Homburg erhöhte Anziehungskraft verliehen. Vor dem Kaiser-Wilhelmsbade ist dann noch ein Denkmal Wilhelms I., des milden, gütigen Kaisers, errichtet worden, ein Werk von Professor Gerth in Berlin. Wenn heute die wackeren Landgrafen von Hessen-Homburg noch einmal aufstünden und durch ihre Residenz wandelten, sie würden staunend ob allen Glanzes die Köpfe schütteln. Seit der Wiederherstellung der Saalburg hat sich der Zuzug nach Homburg ungeheuerlich gemehrt. Eine elektrische Bahn führt in einer halben Stunde in die neugeborene Römersiedlung.

Seltsames Träumen kommt heute über uns, wenn man von der Saalburg aus rechts und links auf Stunden den noch überall erkennbaren Pfahlgraben unter dem licht-



Phot. Frz. Schilling, Königstein i. T.

Kronberg: Schloß Friedrichshof. (Rückseite.)



Phot. Frz. Schilling, Königstein i. T.

Königstein.

grünen Wipfeldom der schweren Buchen hinschreitet. Graben und Wall haben sich noch erhalten. Dann und wann stößt man auf dichtbemooste Grundmauern und wenig über die Erde ragende Reste von Wachttürmen. Dazu das feine Raunen in den Kronen, als stünde die Vergangenheit wieder auf, zu uns zu reden von ferner Tage Kampf und Streit.

Auf und nieder sind wir unter dem Jubelschall singender Waldvögel gezogen, das Rieseln niederfließender Waldbäche drang an unser Ohr, Weben und Schweben uns begleitender Waldgeister. Nun setzt Nadelholz ein. Mit Felsgeröll ist der Moosboden überschüttet. Steiler geht's hinan. Dann winkt Licht, Freiheit über uns. Die moosige Kuppe des Großen Feldbergs ist erklommen. Ein Aussichtsturm, graue verwetterte Gasthäuser bauen sich auf, im Westen türmt sich ein kühn geformtes Felsgebilde empor: das Brunhildenbett. Die Kuppe des Feldbergs erinnert sehr an den Brocken, doch übertrifft der König des Taunus an Schönheit weit den mürrischen Riesen des Harzes. Denn ein Zauberbild entrollt sich uns von der Plattform des Turmes, das in sieghafter Schönheit den gesegneten Rheingau bis zum Wasgau, Rhön, Hessenland, Vogelgebirge, Hunsrück erschließt. Welch ein Segen ist über diese Lande gestreut! Die Erde schafft unermüdlich, und der glückliche Mensch schmückte sie mit heiteren Siedlungen, Domen, Schlössern, Denkmalen und wob Gärten und Weinterrassen hinein.

Steigt man über vorliegende Felsblöcke auf das eigentliche Brunhildenbett, so öffnet sich ein lieblicher Niederblick auf das höchste Dorf des Taunus, Ober-Reifenberg und seine Ruine, wie über das bergumdrängte Weiltal. Eine Urkunde aus dem Jahre 1043 bezeichnet den Riesenstein schon als „Lectulus Brunihildae“. Früher befand sich hier eine heidnische Kultstätte. Noch sieht man einen künstlich ausgehöhlten Napf, das Opferblut aufzufangen. Dann wanderten die nordischen Göttersagen herüber zu uns, und die Volksphantasie erkor sich den Block als das

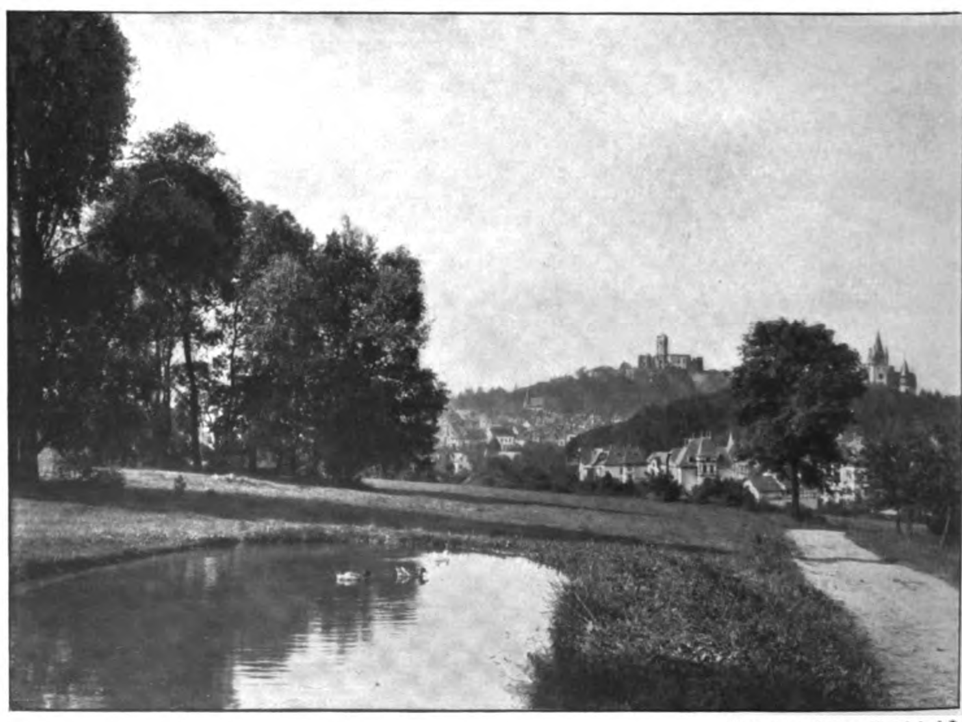
Brautbett der ungehorsamen Brunhilde. Gepanzert, feuerumloht mußte sie hier schlafen, bis der Kuß Siegfrieds sie zu Leben und Liebe weckte.

Da sah ich lodern die feurige Lohe,
Da ward ich umwachsen in raschem Gewucher
Von Jelängerjelieber in dieser Laube
Und dichtem Geranke von dornigen Rosen.
In meine Schläfe stach er den Schlafdorn,
Ich sank auf den Sargstein, mir schwand die Besinnung.

Richard Wagners gewaltigstes Tondrama hat uns Nachkommen wieder aufs neue die hinreißende Poesie dieser uralten Göttersage lebendig gemacht. Zur Mittagsstunde oder wenn der Tag zur Rüste geht, da muß man hier oben rasten, um den vollen Stimmungsgehalt im deutschen Gemüt zu erfahren. Und noch einmal kommt eignes Träumen über uns, wenn wir am Fuße des Kleinen Feldbergs oberhalb der Weilquelle mitten in Waldwildnis auf ein Römerkastell stoßen. Fast noch mehr denn auf der Saalburg rührt uns ein Zauber an. Man horcht fast auf, ob nicht der Schritt eines römischen Wachtpostens die summende Einsamkeit unterbricht. Drüben ruhen im Sonnenglast germanische Wohnstätten. Stolze Frauen mit strohgelbem, vollem Haar schreiten mit Krügen zur Quelle, Wasser zu schöpfen. Und der Römer steht still, denkt heim, und ein Seufzen kommt leise ihm über die Lippen.

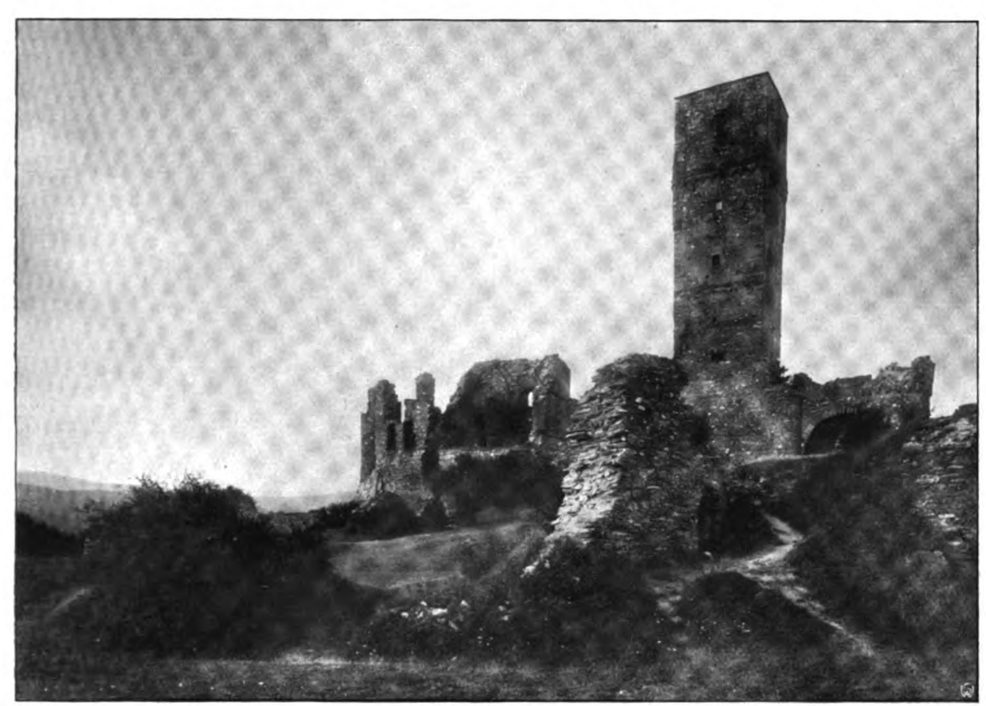
Von hier wendet man sich über den „Fuchstanz", eine Waldwirtschaft, hinüber zum Gipfel des Altkönigs, wo vor Jahrtausenden ein vorgeschichtliches Volk mächtige Steinmauern errichtete, sich einen umfangreichen Schlupfwinkel und Waffenplatz schuf, der heute noch in seinen Überresten Bewunderung erzwingt. Der Ausblick aus dieser wilden Steinwüste, wenn er auch nicht ganz so umfangreich sich erweist, ist doch noch poetischer denn vom Feldberge. Ausgrabungen haben früher auf dem Altkönig manches ans Tageslicht gebracht, das auf Kultus, Verkehr und Hausgebrauch hinwies. Die Völkerschaften versanken im Meere der Zeitlichkeit, selbst ihr Name verwehte. Nur aus den Steinen lesen wir noch von ihrer fernen Tage Spur.

Und wieder hebt ein wundersames Wandern an durch singenden, duftenden, heimlich rauschenden Hochwald, bis das malerische Städtlein Kronberg erreicht ist. Von stillen Parkanlagen umgeben, grüßt uns der ehe-



Phot. Frz. Schilling, Königstein i. T.

Königstein von der Falkensteiner Mühle aus.



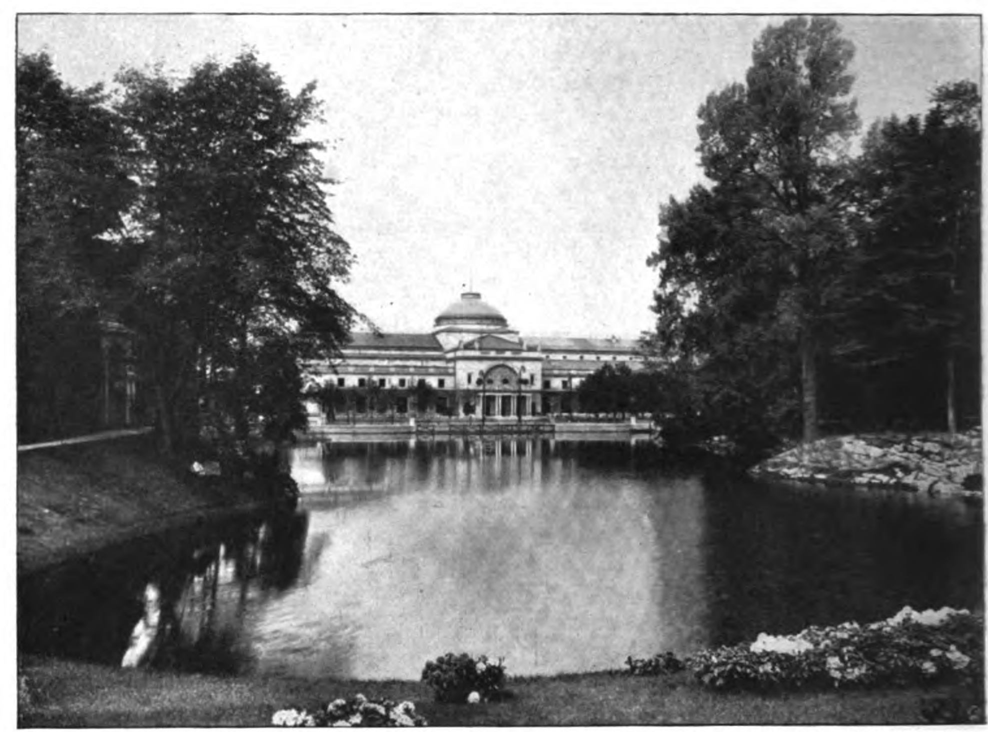
Phot. Frz. Schilling, Königstein i. T.

Ruine Königstein.

malige Witwensitz der Kaiserin Friedrich, welche am Eingang zum Park ein stolzes Denkmal dem so früh geschiedenen Leidenskaiser errichten ließ. Und als dann die tote Fürstin selbst Abschied von Friedrichshof nahm, den Weg nach der Friedenskirche in Potsdam anzutreten, da ward ihr irdisch Teil erst noch in dem Gotteshause zu Kronberg niedergesetzt. Zur Erinnerung daran ist jetzt in der Kirchenwand ein Marmorrelief eingelassen worden, das außer einem Bildnis der hohen Frau im Witwenschleier noch die Grablegung zeigt. Kronberg ist ein wahres Schmuckkästlein, dem gegenüber das Herz alle Tore weit aufmacht. Besonders um die malerische Burg, die zu einem Museum bestimmt ist, scharen sich die traulichsten Malerwinkel und entzückendsten altertümlichen Häuschen. Auch der Ort selbst besitzt noch ehrwürdige Bauten früherer Jahrhunderte, die noch die Tage schauten, da die tapferen Herren von Kronberg manch ehrenden Strauß gegen das stolze Frankfurt ausfochten.

Unter Edelkastanien wandelt man eine Zeit hin, wenn man sich hinüber nach Falkenstein wendet. Der hübsche Ort, der durch die jüngst eröffneten Riesenanlagen eines Offiziers-Genesungsheims einen gar stolzen Schmuck empfing, wird überragt durch das romantische Gemäuer der Ruine Falkenstein, von wo sich prächtige Blicke hinüber zu dem Feldberge, dem Altkönig und die Buchenpracht der angrenzenden Waldberge erschließen. Dann geht's hinab zum nahen Königstein, wieder eine Perle des Taunus. Man weiß wahrhaftig nicht, welchem Taunusstädtlein man den Ehrenpreis zusprechen soll. Jedes für sich weist besondere Schönheiten und eigensten Stimmungszauber auf. Und dazu guckt die Wohlhabenheit und blühende Lebensfreude fast aus jedem Fenster und jedem Auge, das uns grüßt. Dazu die weiche Luft, das Blühen und Reifen auf Schritt und Tritt! Und jeder Ort gefüllt mit Heilanstalten! Sie lugen aus Gärten und Waldesgrün, sie klettern die Bergwände empor und haben sich an den Talrändern und blühenden Wiesen festgenistet. Nicht nur die milde, ozonreiche Luft soll hier heilkräftig eingreifen, auch die Heiterkeit der Landschaft wirkt auf bedrückte Gemüter und hebt sie wieder empor zu Hoffen und Glauben.

Vornehm und anmutig zugleich, so mutet Königstein mit seinen malerisch verstreuten Landhäusern an. Sein Stolz ist aber immer noch das hochthronende Schloß, selbst in den



Phot. Neue Photogr. Gesellschaft, Steglitz.

Wiesbaden: Neues Kurhaus vom Kurgarten aus.

Trümmern noch voll Hoheit und beherrschender Macht. Der Königstein bildete einst als starke Festung die Hauptwehr des Landes Nassau. Da waren es die Franzosen, welche 1800 den Stolz des Landes in Trümmer legten. Die Feste ist dann nicht wieder aufgebaut worden. Wandert man aber über die vergrasten Höfe, durch düstere Steinwölbungen, an gewaltigen, efeuumsponnenen Mauern hin, so empfängt man doch ein sehr deutliches Bild von der Kraft und Größe der ehemaligen Festung. Und dann die entzückenden Niederblicke auf Stadt, Talgrund und die im Kreise sich drängende Bergwelt! Jenseit der Stadt hebt aber dann ein Wandern an, als ginge es hinein in heimlich verzaubertes Märchenland! Ich bin da das letzte Mal stundenlang durch totstille Wälder gezogen, und mir war's, als gäben gute Geister mir das Geleite. Zuweilen riß mir zur Seite eine Buchenwand auf, und die Augen gingen über grüne Wiesengründe zu fernen blauen Höhenzügen. Und dann schlug der summende Wald wieder seinen dichten Mantel um mich, die Vögel sangen, und Quellwasser gluckerten heimlich zu Tale. Über Eppenhain, den Rossert und dann hinab zu einer der stimmungsvollsten Perlen des Taunus: Eppstein!

Burg und Städtlein wie aus einem Gusse zwischen steile, dicht herantretende Felswände hingestellt! Hinan den Burgweg! Ein paar Mädchen schreiten vor mir her, auf dem Kopfe Rundkörbe mit jungem Gemüse schaukelnd. Drüben nimmt der Tag zögernd Abschied von den Felsbastionen. Auf den holprigen Gassen in der Tiefe verklingt das Leben. Der Abend wandelt zu Tale. Unsagbare Schönheit rührt an unser Herz.

Als der neue Morgen aufrauscht, geht's weiter über Berg und Tal, bis uns das Jagdhaus des Großherzogs von Luxemburg grüßt, die 505 m hochgelegene Platte. Die dicht dabei befindliche Wirtschaft ist ein beliebter Zielpunkt der Kurgäste Wiesbadens. Wen es noch weiter drängt, Kurorte des Taunus aufzusuchen, der wandert von hier aus nach Langen-Schwalbach und Schlangenbad, Namen, um die es ein wenig von zarter Fraulichkeit wittert. Uns aber zieht es hinab zu der strahlenden Königin des Taunus, dem glänzenden Wiesbaden!

Die Nähe dieser völkerwimmelnden Stadt macht sich bald bemerkbar. Es mehren sich

die Farbenorgien an den Bäumen und Felsen, die irrenden Menschlein auf den rechten Pfad zu leiten. Papierkörbe, Bänke, Schildereien aller Art tapezieren den Wald. Man meint schon das wachsende Brausen der Stadt des Luxus und der Lebensfreude zu vernehmen. Kreuzt man eine breite Waldstraße, so sausen Wagen, Autos, Radler vorüber. Die Spaziergänger mehren sich, die Bänke sind besetzt. Und dann umwogt und umbraust uns der volle Akkord dieser herrlichen Blumenstadt mit dem Auf und Nieder von Wagen und Reitern, schönen Frauen und Heilsuchenden. Elektrische surren vorüber; Paläste reihen sich aneinander, Brunnen rauschen, prächtige Basare öffnen ihre reichbesetzten Hallen, aus dem Kurparke hallen schmetternde Klänge. Allüberall wandelt man, sitzt nieder, und die liebe Sonne übergoldet das bunte Treiben mit gnädiger Huld.

Wiesbaden zeigt im Grunde ein Doppelgesicht. Messerscharf sind diese Teile geschieden. Auf der einen Seite, wohin ein großer Teil der Kurgäste wohl nie hingelangt, da wird gearbeitet, auf der andern Seite ist ein ewiges Blühen, Klingen, Leuchten und Genießen. Es bedeutet höchsten ästhetischen Genuß, durch den Kurort Wiesbaden zu schlendern. Kunst und Natur schlossen hier einen Bund von seltener Harmonie; Pracht und Schönheit reichten sich die Hand. Und aus dem grünen Gewoge, dem Niederperlen blitzender Wasserkünste, da grüßen uns die Denkmale des Leidenskaisers Friedrich, da blickt uns Bismarck ernst ins Gesicht, Schiller, Mirza-Schaffy, alias Friedrich Bodenstedt, nicken uns zu und dann der Schlesier Gustav Freytag, der uns weit Größeres schenkte, der unsre deutsche Vergangenheit und unsre deutschen Gaue mit den Gestalten seiner Phantasie verklärte und belebte.

Wiesbaden ist ein schillernder Traum, ein Traum, in dem sich sinnfällig alles das verkörpert, was in dem Namen Taunus für uns zusammenklingt. Hier verknüpft sich die Poesie einer reichgesegneten Natur mit dem Zauber, den der Flügelschlag der Geschichte dem Boden verleiht. Und was eine gesteigerte Kultur im Laufe von Jahrhunderten gewann, das tritt uns hier in immer wechselnden Bildern und Erscheinungen voll Glanz und Kraft, in Stolz und Sicherheit entgegen.

Morgenstunde

Auf den Hut die Blüte
Pflück' ich mir vom Hag,
Tauendes Gemüte,
Zieh' ich mit dem Tag.

Und von Zeil' zu Zeile
Leichter wird der Schritt —
Nicht so bald enteile,
Jugend, nimm mich mit!

Mich zum Garten leite,
Wo dein Brunnen fließt,
Drinnen die geweihte
Blaue Blume sprießt.

Laß mich nicht entgelten,
Daß ich dich vergaß,
Unter grauen Zelten
Mit der Elle maß.

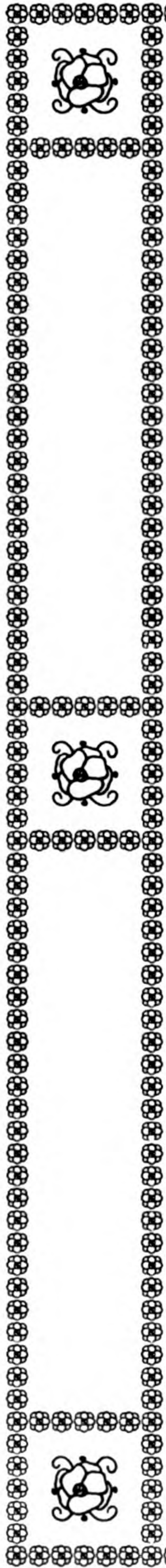
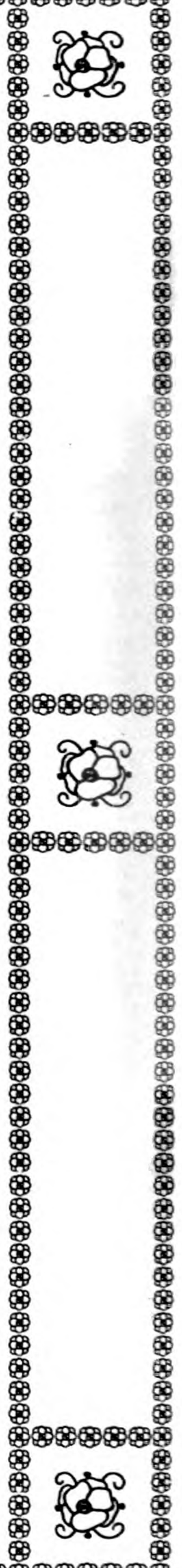
Dumpfe Seele, sinne,
Wie es damals war,
Reuebächlein rinne,
Bis die Augen klar,

Bis sie leuchtend zeugen
Von dem schönen Tag,
Bis ich wieder beugen
Mich zu Blumen mag.

Naht auf frühen Füßen,
Wo ein Kind in Eil' —
Um ein holdes Grüßen
Ist der Strauß mir feil.

Paul Ilg



Der schöne Jüngling

Von Armin T. Wegner

I

Nun weiß ich erst, wie reich ich bin;
Welch kostbar Gut mein junger Leib,
Ein Göttliches, noch unberührt vom Weib.
Und wenn die Frauen mir vorübergehn,
Mit hohen Brüsten und mit schwerem Haar,
So fühl' ich, wie sie mir ins Auge sehn —
Ihr Blick war anders, da ich Knabe war.
Und stolzer fühl' ich meine Glieder schreiten ...
Es liegt ein Sehnendes in ihrem Sinn,
Und ihre Augen folgen mir von weitem —

Nun weiß ich erst, wie reich ich bin.

II

Wenn die Sterne sich zur Erde sehnen,
Jede Nacht auf meinem Lager liegend,
Muß ich meine Arme dehnen,
Meinen Leib tief in die Kissen schmiegend.
Und es tanzt durch meine Träume hin
Seltsam lächelnd eine weiße Frau,
Ihre Augen sind wie Dämmer grau,
Ihre Haare streifen mir das Kinn;
Aber will ich ihre Glieder fassen,
Drängt der Abend schwer aus seinen Gassen —
Trauern muß ich, daß ich einsam bin.

III

Daß ich so jung bin, hab' ich nie gewußt,
Nun trittst du stumm in meines Hauses Pfähle
Und weckst die schwere Flamme meiner Lust:
Du junges Weib mit deiner Knabenseele.
Daß ich so jung bin, hab' ich nie gewußt,
Nun fühl' ich Blut in meinen Adern fließen,
Und wie ein trunkner Gott, durch Rausch und Lust
Will ich der Jugend erstes Fest genießen!

IV

Nun werden meine Jahre immer reicher,
Und immer voller gibt sich mir das Leben,
Von allen Fenstern hängen bunt die Reben
In meiner Väter leergewordnen Speicher.

Da ist ein Jahr wie eine erste Frucht,
Die von den Bäumen fällt in Sommernächten,
Ein andres sprüht wie eine tolle Flucht,
Wo wir im Dunkel um das Leben fechten.

In ihren Tagen ist der herbe Saft
Der Jugend, gärend in den jungen Leibern,
In ihren Nächten ist die heiße Kraft
Der Liebe, tanzend zwischen Wein und Weibern.

Voll Blüten sind sie alle, schnell im Wind
Vom Baum gerissen im Vorüberreiten,
Und viele andre folgen noch von Weiten,
Die noch viel reicher und viel schöner sind.





❋ René Reinicke: Die neue Gouvernante. ❋
Zu dem Aufsatz „René Reinicke“ von Dr. Johannes Kleinpaul.



Kupidos Bote

Eine Rokokogeschichte vom Rhein. Von Hans Hart

Der Frühling lachte wie ein schelmisches Mädchen rings um Schloß Bellevue. Aber es war kein rotbackiges Landmädchen, sondern eine gezierte Schöne voll graziöser Gespreiztheit, wie es sich für das zierliche, kokette Lustschlößchen schickte. Violett und gelb leuchteten die herzförmigen Krokusbeete und weiß und rot die Tulpenrabatten. Nur die Buchen im Parke ließen sans gêne ihre grünen Fahnen wehen.

In der vornehmgestutzten Buchsbaumallee wandelten zwei Kavaliere, eine Allongeperücke und ein Haarbeutel, ein dunkelgrüner Hoffrack und eine rote Husarenuniform.

Würdevoll und leise konversierte der Frack, heftig und laut die rote Attila.

„Mon cher baron," sagte die Attila mit Nachdruck, „es ist der Wunsch meines Königs."

„Mon cher monsieur de Pretlack," erwiderte der grüne Frack, „es ist ein schwerer Stück Arbeit, als Sie denken." Und das rote Vollmondsgesicht blickte recht kummervoll.

„Die Prinzeß Juliane Ulrike ist sehr reich. Mon Dieu, geistreich ist sie gerade nicht, aber das braucht sie auch nicht zu sein, das besorgt schon mein König; hübsch ist sie allerdings auch nicht —" Der Oberstleutnant schlug mit der Reitpeitsche lachend in die Tulpenbeete, als ärgerte sich der Wackere, daß diese Tulpen schöner sein sollten als seine Prinzessin.

Sein Begleiter beschrieb einen zierlichen Halbbogen mit dem dunkelgrünen Dreispitz und tippte dann mit dem Hütchen auf sein Herz: „Es wird die sechsundachtzigste Mariage sein, die ich für Seine Majestät von Preußen exekutiere."

„Alle Wetter, Monsieur de Rathsamhausen, Sie sind ein Teufelskerl."

„Die Majestät auf dem Schlachtfeld und ich im Hochzeitsgemach." Und behaglich schmunzelte Achatz Ferdinand von Rathsamhausen.

In einer Felsengrotte am Teich machten sie halt.

„Fast sommerlich brennt die Aprilsonne," seufzte der grüne Frack und machte es sich bequem im kühlen Schatten. Schier entrüstet blickte der Eremit aus Wachs auf das seltsame Paar, und noch wunderlicher verdrehte er die Augen, als ihm der Offizier seinen Kalpak auf die Tonsur stülpte.

„Und gerade Prinz Hans Karl soll es sein? Das ist hart," sprach der Herr von Rathsamhausen.

„Votre Excellence möge sich erinnern, daß die Waldberg-Altenrott Agnaten von Zeitz-Köstritz sind, und daß dieses erlauchte Haus mit Johann Ludwig XXI. ausstirbt. Und da ist es der wohlbedachte Wunsch meines Herrn, daß Prinz Hans Karl die Erbtochter zu seiner fürstlichen Gemahlin nehme und so beide Häuser vereinige."

„Monsieur de Pretlack, Prinz Hans Karl hat quelques amours, Mätressen, wenn Sie wollen, die soll ich auch abhalftern?"

„Ist ja nicht zum erstenmal."

„Und wann werde ich die Prinzeß sehen können?"

„Morgen ist große Cour und Geburtstagsfete des durchlauchtigsten Herrn. Als dänischer Ambassadeur machen Eure Exzellenz Ihre Aufwartung. Und —"

„— und so weiter," lächelte wehmütig der Ehevermittler aller deutschen Höfe.

„Ich hole Sie in der Staatskarosse ab, Baron. Sie logieren im ‚Schwan', nicht wahr?"

„Ja, Oberstleutnant, ich habe immer mit solchem Federvieh zu tun." Und dann zog er sein diplomatisches Büchlein hervor und trug alles mit goldenem Krayon gar zierlich ein.

* * *

In seinem Logement im „Schwan" wanderte Achatz von Rathsamhausen in schweren Gedanken und eingehüllt in gewaltige Rauchwolken, die seiner weißen holländischen Pfeife entquollen. Die Perücke hing feinsäuberlich auf ihrem Ständer und daneben der Hoffrack.

Dem rheinischen Herrn war recht schwül zumute. Gedankenvoll blickte er auf den Marktplatz, von dem das altdeutsche Rathaus herübersah, nicht weit davon der Simsonbrunnen.

„Ja, ja, der Simson ward schwach durch Delila. Ob aber Prinz Hans Karl schwach wird durch diese Juliane Ulrike — wer kann das wissen?“ Und grimmig trank er einen kräftigen Schluck Alicante, dann zog er seine Dose hervor, ein schönes Kupplergeschenk des Fürsten von Waldeck, helles Schildpatt mit Goldarabesken. Er schnupfte und nieste kräftig. Nun aber hieß es arbeiten. Die Ehekorrespondenz mit der großen Katharina von Rußland war in lebhaftem Gange. Morgen mußte ein Kurier zum Grafen Panin.

Seufzend kritzelte er seine französischen Billette, in gar seltsamen Chiffren abgefaßt, als handelte es sich um die Subskription eines wissenschaftlichen Werkes: „l'associé du libraire“ hieß der König von Preußen, „le libraire“ die russische Kaiserin, die Vermählung versteckte sich hinter „la souscription d'un ouvrage à publier“, die Ehekandidatinnen hinter „les volumes de cet ouvrage“.

Schon brannten die Wachskerzen, und noch immer arbeitete Rathsamhausen. Ein Buch hatte er vor sich, dicht bekritzelte Seiten. Das galt schon dem neuen Geschäft, der Ehe der Juliane Ulrike. Alle Fürstenhäuser waren da verzeichnet samt ihren mehr oder minder delikaten Vorzügen und Geheimnissen, und ganz besonders genau die Prinzengeburtstabellen. Wichtig war es, zu wissen, ob die Töchter dieses oder jenes Dynastenhauses mehr Prinzen geboren oder mehr Prinzessinnen; und leider bei den Zeitz-Köstritz war das letztere der Fall. Darum stand ja Johann Ludwig XXI. als letzter entlaubter Baum da. Allerdings, die Herren waren lustig und toll. Sichere Schlüsse ließ das nicht zu auf Juliane Ulrike und die Zukunft.

Nachdenklich kratzte der Liebesbote sich hinter den großen Ohren, die wie Fledermausflügel von dem viereckigen breiten Schädel abstanden. Und noch im Bett murmelten seine Lippen ehestatistische Daten, und davon träumte er sogar, als längst schon der Nachtwächter die Stunden rief, und nur der Mond wachte über der fürstlichen Residenz Köstritz und über dem „Schwan“ auf dem Marktplatz.

* * *

In Rot und Silber prunkte die Staatskarosse, und die Mittagssonne funkelte auf den vielen Glasscheiben und malte darauf Rot und Silber in bunten Kringeln und zuckenden Flammen. Das Volk von Köstritz stand und staunte. Da gab es Stangenreiter, Heiducken hinten und Läufer vorn, alle in Rot und Silber gekleidet. Und in der Glaskutsche thronte würdevoll der Gesandte Dänemarks neben dem preußischen Oberstleutnant von Pretlack.

Durch Reihen von Dienern, Garden und Pagen schritten die beiden Herren in den Thronsaal. Herr von Rathsamhausen lächelte vergnügt: ja, das war gediegene Pracht! Die Zeitz-Köstritz waren reich und prunkliebend, das ganze Fürstentum war ihr alleiniges Eigentum. Dann beugte sich der Ambassadeur Seiner danebrogischen Majestät tief vor dem Landesherrn, der ihm einen gewaltigen landesväterlichen Bauch und eine reichberingte Hand entgegenstreckte, diese zum Kuß.

„Ich bin der Majestät von Dänemark, meinem lieben Vetter, wohl affektionieret, daß er seinen Geheimen Rat mir zu präsentieren geruhet. Und ich hoffe, daß Eure Exzellenz sich in meinen Staaten wohlfühlen und in Ihren Affären soutenieret und befördert werden.“ Dabei zwinkerte Johann Ludwig XXI. mit den kleinen blauen Augen, und die vollen rotgeschminkten Lippen schmunzelten sogar. Dann winkte er dem Adjutanten: „Führe Er den Herrn Ambassadeur zu Ihrer Hoheit, der Prinzeß Juliane Ulrike. Seine Exzellenz bitten gehorsamst, Ihren Respekt der Prinzeß zu exprimieren.“

Eine huldvolle Handbewegung, und der Baron von Rathsamhausen schritt mit dem Adjutanten durch geheimnisvoll flüsternde Hofchargen.

In der roten Galerie hielt die Prinzessin kleinen Cercle. Die Obersthofmeisterin in steifer Hofrobe mit knisternden Paniers neigte den weißgepuderten Kopf und ließ dem Gesandten Zeit, die Hoheit zu mustern. Na, sehr brillant war der erste Eindruck nicht. Die Hoheit war ein großer, vierschrötiger Backfisch voll Sommersprossen, mit unheimlich großen Händen und Füßen, eckig und ungezogen in jeder Bewegung. Unziemlich laut lachte und konversierte Juliane Ulrike und schlug sogar mit dem Fächer einen karmesinrot uniformierten Herrn auf die Schulter. Und der junge Herr grinste unverschämt bei dieser indezenten Vertraulichkeit.

Die Oberſthofmeiſterin huſtete ſehr laut. Die Prinzeß lachte und ward dann unbeholfen rot. Aber der Kreis zog ſich zurück.

Der Geſandte blieb mit der Oberſthofmeiſterin allein bei Juliane Ulrike. Die Hoheit ſaß mit höchſt unſchicklich vorgeſtreckten Beinen auf dem rotſeidenen Sofa und fächelte ſich geräuſchvoll Kühlung zu.

Der Ambaſſadeur legte ihr ſeinen Reſpekt zu Füßen. Juliane Ulrike kicherte los: „Er iſt aus Dänemark?"

„In däniſchen Dienſten."

„Da gibt es viel Fiſche?"

„— Fiſche, Votre Altesse?"

„Ja. Ich mag nämlich keine, die ſind ſo langweilig zu eſſen." Und ihr Lachen zeigte zwei häßliche Zahnlücken. Der Geheime Rat fixierte krampfhaft zwei ſich ſchnäbelnde Silbertauben über der Spiegelbekrönung.

Die Oberſthofmeiſterin räuſperte ſich: „Votre Altesse ſollten allergnädigſt geruhen —"

Aber die ſommerſproſſige Rieſendame ſchnitt ihr das Wort ab: „Fichez-moi la paix!"

Die Würdenträgerin ſank ſchier in Ohnmacht. Rathſamhauſen verbiß das Lachen, reichte aber dienſtbefliſſen ſein Riechfläſchchen aus Bergkriſtall mit dem Wattebäuſchchen in Roſenöl.

Die Hoheit drückte das zierliche Ding der Duenna unter die voluminöſe Naſe und ſagte wegwerfend: „Ich weiß ſchon, was Er will."

„Votre Altesse ſetzen mich wahrhaftig in étonnement."

„Heiraten ſollen Wir," ſchrie das liebenswürdige Weſen, „das pfeifen ſchon die Spatzen in Köſtritz. Und zwar den Vetter in Altenrott. Wir mögen den aber nicht. Der Junker Seinsheim iſt Uns viel ſcharmanter!"

„Le comte de Seinsheim —?"

„Der karmeſinrote Aff', der vorhin da war. Wie der Ball ſchlägt! Das hat ſich gewaſchen." Und Hoheit ließ einen Pfiff hören.

Die aus der Ohnmacht erwachende Oberſthofmeiſterin hörte dieſen Pfiff. Ihre Reifröcke kniſterten, ihre Coiffüre zitterte, und ihre Stimme ziſchte vor Wut: „Votre Altesse belieben allergnädigſt instantanément zu retirieren. Hoheit haben Vapeurs." Und ſie zog den häßlichen Balg mit ſich fort.

Auf dem rotſeidenen Sofa ſaß der Ambaſſadeur Seiner danebrogiſchen Majeſtät und Geheime ruſſiſche Staatsrat in einer Perſon und ſtöhnte: „Ach, du meine Güte! Hilf, ochſenäugige Juno, und du, o holdſelige Veſta, daß ich mit Ehren ce jeune crocodile in die Hochzeitskammer bringe!"

Am Abend dieſes Tages hatte er eine geheime, ſehr ernſte Unterredung mit dem Oberſthofmarſchall und mit dem erſten Staatsminiſter. Und am nächſten Morgen fuhr er in hochbepackter Extrapoſt aus den Toren von Köſtritz. In der Bruſttaſche barg er eine lächelnde, geſchmeichelte Miniatüre de ce jeune crocodile.

* * *

Altenrott lag im Morgenſchimmer, als die Extrapoſt durch den Torturm ratterte. Altersmüde war dieſer Torturm, altersmüde auch ſeine Wächter in den blauen und roten Uniformen, und altersmüde das ſchmutzige Landſtädtchen ſelbſt. Hier gab es keinen prunkvollen „Schwan", ſondern nur eine etwas malpropre „Gans".

„Wieder ein Federvieh," knurrte der Bote der Liebe und kletterte aus dem hochrädrigen Marterkaſten auf die Katzenköpfe des Reſidenzpflaſters.

Aber dieſe Katzenköpfe dröhnten und ſprangen faſt in die Luft, ſo knatterte und ratterte ein Wagenzug heran. Vorreiter, ein Trupp Offiziere, dann fünf oder ſechs Karoſſen mit Damen und Herren. Barhaupt ſtanden Herr und Geſinde der „Gans" zu Altenrott.

„Hoheit der Erbprinz!" ſtammelte alles, und ſelbſt die Gänſe und Hühner auf dem Marktplatz ſtoben ſubmiſſeſt auseinander. Der fremde Reiſende lüftete die Reiſemütze und ſpähte forſchend in den vorderſten Wagen, den vier Schimmel zogen. Ein großer blonder Menſch in Uniform und eine geputzte ſchöne Frau ſaßen drin.

„Wer iſt die Dame?" fragte der Reiſende.

„Madame de Charenton, die Madame de notre Prince," ſäuſelte der Wirt.

Der Geheime Rat erfuhr noch Näheres über dieſe Dame und den Prinzen, als der neugierige Herbergsvater ſpäter den Polizeiſchein höchſt eigenhändig vorlegte. Als Rathſamhauſen wieder allein war, ſchrieb er ein dringliches Billett nach Berlin an den Polizeiminiſter und verlangte genaue Angaben über Louiſe Angéline de Charenton, dite La Rouſſe, gebürtig aus Paris. Das gleiche Billett ſchrieb er an ſeinen Konfidenten in Paris. Dann aß er ſehr vergnüglich. Er hatte ja den ganzen Tag vor ſich, da der



Prinz eine Piroutschade nach seinem Jagdschloß Erlenroda unternommen hatte.

Gegen Mittag sprach er beim Konferenzminister Eusebius Joachim Grafen Danckelmann vor. Das war ein dicker freundlicher Herr mit weinrotem Antlitz, ein bißchen geschäftig, mit einer goldenen Kielfeder hinter dem Ohr.

„Schon avertieret, mon cher baron, schon optime avertieret. Berlin ist sehr schnell. Wie die Preußen das nur machen?"

Und die goldene Kielfeder tippte etwas erregt gegen einen rosenroten Plüschaffen, der arg mit Tintenflecken bespritzt war. Dann stieß Danckelmann seine Ministerwaffe dem Affen ins Genick und faltete die Hände über dem Bäuchlein. Und gar wohlgefällig nickte der stattliche Herr seinem Konterfei zu, das der Spiegel ihm zurückwarf, ein schöner hoher Spiegel, von einem schuppigen Palmbaum eingefaßt, der oben in krauses Rocaillewerk auslief.

„Notre jeune Altesse ist un peu eigensinnig, mit allergnädigster Permission zu observieren. Aber wir sind ja Diplomaten, he, sind wir das nicht, Herr Geheimbderat?" Und er lächelte fröhlich.

Als er dann glücklich das Konterfei der Prinzeß Juliane Ulrike beguckte, räusperte er sich wohlwollend: „Quelle jeunesse et quelle ingénuité! Die geborene Landesmutter!" Den Zeigefinger mit dem dicken Siegelring bedachtsam an die Nase gelegt, fuhr er fort: „Nur Vorsicht! Zeit lassen! Das ist meine Taktik, diplomatische ruse, sozusagen."

Und nach einer Weile, während Rathsamhausen die prachtvoll geschnitzten Füllungen bewunderte, die Satyrn und Affen, die goldenen Drachen und all den bunten Kram, sagte der Staatsminister schließlich erleichtert: „Ich rufe mon secrétaire, er ist von größter influence sur notre jeune Altesse." Er schellte mit einer silbernen Glocke.

Und herein rauschte eine wunderschöne blonde Frau mit klugen schwarzen Augen.

„Son Excellence, le baron de Rathsamhausen — la comtesse de Danckelmann, meine geliebteste Frau Gemahlin."

Die Frau Gemahlin observierte die Miniatüre, dann lachte sie leise, die feinen Nasenflügel zitterten, und die schwarzen Monde und Herzen auf den vollen Wangen zuckten auf und ab. „Häßlich ist sie, aber — tant mieux!"

„Ma chère comtesse!" bemerkte vorwurfsvoll der Gatte. Aber schließlich gab er sich zufrieden, als sein hochfrisierter Geheimsekretarius sich verpflichtete, den Prinzen auf Hymens Bande vorzubereiten und ihm die hohe Zukünftige en miniature in die Hand zu spielen.

„Son Altesse beglückt die Assembleen meiner herzliebsten Gemahlin, und Hochdieselbe wird es schon machen."

„Das fordert ja l'intérêt des Landes und das —"

Die Gräfin verschluckte etwas, und der Geheime Rat aus Dänemark setzte im stillen hinzu: „Und das meine." Und jetzt wußte er, daß neben Madame de Charenton auch la Comtesse de Danckelmann den Prinzen zum Weltmann erzog.

„Der Herr Geheime Rat erhalten Information, sobald ich dem Prinzen die Affäre intimiert habe."

Ein kluges Frauenlächeln, und der Ambassadeur war entlassen.

* * *

Am andern Tage präsentierte er sich dem Landesherrn und dem zweiten Prinzen, einem blassen, nichtssagenden Bürschlein mit eiskalten, gierigen Grauaugen und klebrigen Froschhänden.

Serenissimus befahlen allergnädigst die Exzellenz in den Park zum Thee und saßen dann lange unter dem chinesischen Gartenschirm in weisem Gespräch. Dieser Fürst liebte das Französische nicht. Vielleicht sprach er es auch allzu schlecht.

„Die verdammten Weiber sind die Hexen für meinen lieben Hans Karl. Tu Er, was Er kann. Ich helf' Ihm schon." Und traurig zerzupfte die Hoheit eine violette Fliederdolde. „Der Jung' hat Mark. Kann was werden. Soll es auch."

Plötzlich, sich vertraulich zum baß erstaunten Gesandten der Liebe beugend, stieß er hervor: „Könnt' es woanders besser als in diesem verfluchten Hühnerstall, Waldberg-Altenrott geheißen. Der Preuß' schluckt alles, auch meinen Hühnerstall, früher oder später. Soll draußen Dienste beim alten Fritz nehmen. Aber freilich, man sitzt seit siebenhundert Jahren auf der Klitsche. Da will man festhalten. Oh, die Tradition!" Und Serenissimus gähnten kräftig.

Das ist ja ein wackerer Papa, dachte Rathsamhausen und ließ sich frohgemut seine Landwirtschaft zeigen, die eine Musterwirtschaft war. Geriet der Junge nach dem Alten, blieb's freilich ein hartes Stück Arbeit. Aber hier wehte frische Luft — das kam wohl von den Waldbergen her.

Zum Schluß intimierte Serenissimus schmunzelnd: „Laß Er nur die Danckelmann machen. Die hat Verstand."

* * *

So gingen die Tage, aber von seinem Prinzen hörte und sah Rathsamhausen nichts. Die Piroutschade schien von langer Dauer. Zum Glück fand er nicht weit von der „Gans" einen stillen Hafen, eine verräucherte Weinstube, benamst „Das schwarze Kamel". Dort saß er jeden Abend und probierte alle Weinsorten, bis er endlich beim roten Aßmannshäuser stehenblieb, der ihn lieb und und traut an seine Heimat mahnte, an das Liebeneck und an den altertümlichen Flecken Osterspay. Auch in der „Gans" verlangte nun der Geheime Rat nur mehr den roten Tropfen von Aßmannshausen, und nur selten trank er Johannisberger dazwischen. Mitten unter den Rheinweinen war er in der Heimat, im gottgesegneten Rheingau.

Und so saß er eines Abends in der „Gans" und schrieb in die Heimat. Wohlgefällig malte er die Adresse: „An die Hoch- und Edelgeborene Reichsfreiin Anna Maria von Rathsamhausen im Burghaus zu Osterspay."

„Mein herzliebster Hausschatz, meine werteste Frau Gemahlin! Hier sitze ich in der ‚Gans' und gedenke Ew. Liebden in wohlaffektionierter Zuneigung. Ich soll einen Prinzen mit einer Prinzeß in Amors süßes Joch spannen, nach dem souhait du Roi de Prusse. Selbige Prinzeß ist ein crocodile und ein verpfuschter Bube, und selbiger Prinz ein blonder débauché, so zween Mätressen am Schürzenband hängt und une tête carrée in allerhöchster Possession hat. So Gott mir helfe und mein bonheur in selbigen chosen, hoffe ich die alliance zu leidlichem Effekt zu bringen. — Die Stiftsfähigen, die Augusta Maria und die Franziska Sybille, sollen dem St. Rochus bunte Kerzen dedizieren. So vielleicht davon Ihnen, dem besagten Heiligen und Ihrem tiefgebeugten gnädigen Papa Wohl geschehe. An 5000 Reichstaler heimzubringen, bin ich in glücklicher espérance. So viel akzeptierte ich von dem Waldecker Herrn, den ich von sieben Mätressen lösete und mit einer guten Frau zum Altar brachte. Die Dorothea Sophie, so ein Mannsbild plutôt denn ein Weibsbild ist, soll fleißig den Winzern im Genick sitzen, daß in den Wingerten nichts en retard bleibe. Auch wird auf den roten rocher, rechts vom Liebeneck, wohl Erde gebracht werden müssen, so solche von den Winterstürmen weggewehet ist. Die Karoline Ulrike, die leider von allen Attributen d'une femme éligible purgieret ist, soll sich fleißig auf die Hühnermast legen und den Mardern ein Eisen bereiten, wie ich so manchem widerwilligen Sujet tat, das lieber zu zarten französischen Hennen denn zu seiner Frau Gemahlin wollte. Unsre dicke Charlotte Amalie soll das Haus wohl administrieren und viel Segen davon exzerpieren. Nur soll sie mir die teuren porcelaines nicht zerschmeißen, wie so oft. Ich denke noch, wie sie die Suppenterrine mit dem sitzenden Türken als Knopf in Scherben warf. Ach Gott, exkulpiere mich, daß ich sechs unbemannte filles daheim habe! Küß mir das Fiekchen, es soll nicht von den Bergen fallen, wenn es Blümchen sucht im goldenen Mai —"

So weit war der besorgte Vater gekommen, da klopfte es kräftig an die Tür. Und herein polterte ein junger großer Mensch in rot und blauer Uniform, mit rotblondem Schnurrbart und weißgepudertem Haarzopf. Und hinter ihm schlich ein langer, trübseliger Geselle in der gleichen Uniform, mit leichenblassem Gesicht und schlotterndem Gebein.

Geschickt stülpte Rathsamhausen die Perücke auf und faltete den Brief zusammen. Seine kleinen grauen Augen blickten ganz ruhig, nur die Hand mit dem Briefe zitterte ein wenig.

„Ich bin der Erbprinz von Altenrott." Und der Säbel stampfte den Boden.

Behutsam zog der magere Leichenbitter hinter dem Prinzen die Tür ins Schloß.

„Er ist also der Herr, der mich verheiraten will?"

„Ich bin der Freiherr von Rathsamhausen, der diese Chambres gemietet hat."

Ein grimmiges Räuspern. Dann riß der Prinz die unglückliche Miniatüre der Prinzeß von Zeitz-Köstritz hervor und hielt sie



dem still lächelnden alten Herrn vor die Nase. „Das soll ich heiraten?"

„Der allergnädigste Fürst, Hoheit, wünscht es."

„Ach, der Papa!" Trotzig und doch ein ganz klein wenig verzagt kam es heraus und verriet den kaum Zwanzigjährigen.

Die Exzellenz ergriff die Gelegenheit: „Jede Frau wird, was der Mann aus ihr macht."

„Ich bin kein Wachsbossierer."

Der Ehevermittler lächelte vergnügt. Der Junge gefiel ihm.

„Ich such' mir selber, wen ich heirate. Verlassen sich der Herr Baron darauf!"

Zornrot ward das wilde Jungengesicht, und der Pallasch dröhnte gewaltig.

„Mordrach, das Pistol!"

Der lange Adjutant schleppte sich heran. Der Prinz riß eine Silhouette vom Nagel und hing die Miniatüre daran.

Rathsamhausen biß sich auf die Lippen: „Wenn Hoheit gnädigst observieren wollten —"

„Jetzt wird visiert und nicht observiert." Und er nahm Mordrach das Pistol aus der Hand, zielte und schoß. Das bemalte Elfenbein zersprang in Scherben, ein Splitter mit dem Brustausschnitt flog dem Geheimen Rat vor die Füße. „Das mach' ich mir aus seiner Prinzeß, Monsieur de Rathsamhausen."

In der „Gans" erscholl lautes Rufen, auf der Gasse sammelte sich schreiendes Volk.

„Hoheit sind sehr unvorsichtig," knurrte der gekränkte Freiherr.

„Nichts für ungut, alter Herr, der Altenrott beißt nicht auf den Köder, den der alte Fritz ihm wirft." Und lachend bot er dem Alten die Hand.

„Hoheit vergessen, daß eines alten Mannes Ehre —" Verdrossen brach er ab.

Aber nun streckten sich zwei Hände in weißen Stulpen ihm entgegen: „Mille fois pardon, ich trenne den Mittler von den Mitteln, ich, Hans Karl von Altenrott."

Der Adjutant an der Tür machte verzweifelte Gesten. Wildes Scharren und Kratzen scholl herein, und jetzt gar Hundegebell.

„Meine Hunde," lächelte der Wilde. Und die Stimme war weich, als spräche er von seinem liebsten Hausschatz. Mordrach riß die Tür auf. Zwei schwarz und weiß gefleckte Bracken sprangen herein, Walpurgisnacht schien zu sein.

„Achtung! Révérence! Sitzt! Pfoten gebt!"

Die Kolosse saßen lautlos auf den Hinterbeinen und reichten die Pfoten.

„Sie bitten für mich, Baron! Im ‚Kamel' gibt es einen guten Tropfen. Soll ich bitten wie meine Hunde?" stieß er zornig hervor. Und dann legte er seinen Arm in den des alten Herrn: „Vorwärts, Mordrach, das grüne Zimmer im ‚Kamel'!"

Und willenlos, halb betäubt folgte der Herr von Rathsamhausen dem seltsamen Jungen die Treppen hinab, an Gaffern vorbei, an gezogenen Hüten und submissest gebeugten Rücken. Mordrach mit den Doggen brachte die Nachhut auf.

* * *

Und so saß man im „Schwarzen Kamel", das Terzett und der rote Aßmannshäuser, wenn man die zwei Bracken nicht mitrechnete. Der Reichsfreiherr von Rathsamhausen lachte und plauderte von allerlei amourösen Geschichten.

Und jedesmal schloß er seine pikante Aventüre mit dem Ausruf: „Ich trinke auf die sechsundachtzigste Mariage, auf die Mariage Eurer Hoheit."

Und jedesmal lachte der Prinz: „Verlorenes Spiel, Herr Geheimbderat, verlorenes Spiel!"

Tobias von Mordrach aber trank, trank stetig und mit Bedacht.

Bei der zehnten Flasche roten Rebenblutes vom Rhein fragte der Liebesbote vertraulich: „Haben Ihro Hoheit noch nie ein Weib so recht von Herzen liebgehabt?"

„O ja, ma chère tante à Vienne, die Fürstin Esterhazy. Das ist ein Weib, groß, frei, gut und klug."

„Donnerwetter, Hoheit, vous êtes en feu!"

„Unbesorgt, Ehestifter, sie ist schon siebzig."

Mordrach hob das blasse Zechergesicht: „Hoheit ist der Erbe. Und das ist gut, denn Hoheit schuldet mir mehr an Geld, als ich je an Wein vertrinken kann." Die hohle Stimme zitterte voll Wehmut.

„Schweig, alter Lasterschlauch! Mordrach, Exzellenz, ist mein Finanzminister, mein Adjutant und mein Jägermeister. Seht nur die bunten Kordons und Vögel und Sterne, womit ich ihn fürstlich belohne. Tobias ist reich wie der Erstgeborene Fortunas, und er tränke sich zu Tod', nähm' ich ihm nicht den goldenen Mammon fort."



Der Aßmannshäuser ging zu Ende, so schritt man zum Johannisberger.

Der Prinz hob den Römer: „So vertrinke man allen Groll und schwemme das Heiratsprojekt mit Juliane Ulrike durch die Gurgel!“

Aber der von Rathsamhausen stieß hart sein Glas auf den Tisch: „Mitnichten, Votre Altesse, Pflicht ist Pflicht. Ich fechte die Bataille durch.“

„Exzellenz, aber ohne mich. Wir reiten morgen auf den Schnepfenstrich. Und in acht Tagen kehr' ich heim. Besehe sich der Reichsfreiherr indessen mein Fürstentum. Und komm' ich wieder in dies Gänsenest, weise er mir eine andre Miniatüre. Mit der von Köstritz wird es nichts. Schon drei Fürsten dieses Heiligen Römischen Reiches zogen von ihr allein fürbaß. Sie ist ein Ekel, und sie hat, mit Permission gesagt, ein malsoigniertes Maul. Mein Vetter von Deux-Ponts, der war der letzte.“

Und lächelnd stand er auf, jung, groß und fröhlich, fast zu jung und zu fröhlich für das Ländchen Waldberg-Altenrott.

Er pfiff den Hunden und schritt sporenklirrend über das elende Pflaster, voll Freude, daß der vielgerühmte Achatz von Rathsamhausen an ihm zuschanden gefallen sei. Der alte Herr aber freute sich auch, weil der Schnepfenstrich ihm sehr gelegen kam und er die acht Tage der Abwesenheit des Prinzen gar wohl zu nutzen gedachte.

* * *

Und diese Freude wuchs, als er in der „Gans“ zwei Depeschen fand, eine aus Berlin und eine aus Paris, beide betreffend Louise Angéline de Charenton, dite La Rousse, eines Strumpfwirkers Mathurin Coulon Tochter aus der Rue des Marmousets in Paris, aventurière et roturière, alt sechsunddreißig Jahre.

Aus Berlin vermeldete man im knappsten preußischen Amtsstil, daß besagtes Frauenzimmer ein Luderleben geführt, einen Leutnant von Maltzahn geehelicht, selbigen aber schnöde verlassen und mit einem Ballettmeister Roncoboli echappieret sei. Das Weibsbild sei zu kaptivieren und zur Ausstäupung einzuliefern.

Paris sprach bloß von einem kleinen Diamantendiebstahl beim Herzog von Lauzun.

Am nächsten Morgen wandelte Achatz von Rathsamhausen zum Kabinettsminister Danckelmann und hatte mit diesem und dessen rotwangigem Sekretär im Reifrock eine längere Konferenz.

Nachmittags ward der Polizeiminister von einer Partie Toccadille weggeholt und ins Schloß befohlen.

Abends verließ Prinz Hans Karl mit Gefolge die Residenz und begab sich auf die Schnepfenjagd.

Und den Tag darauf rollten im Abendgrauen mehrere hochbepackte Wagen eilig durchs Stadttor, von berittener Garde eskortiert. So schied Louise Angéline de Charenton gezwungenermaßen von Altenrott.

* * *

Aus Berlin aber verschrieb Kupidos Bote einen französischen maître du bon ton und eine in allen Künsten der Kosmetik wohlerfahrene première cámériste für die Prinzeß Juliane Ulrike nach Köstritz und verlangte zugleich von dem dortigen Kabinettschef die schleunige Entfernung des Junkers von Seinsheim, den diplomatische Geschäfte dringend nach Berlin beriefen. Und es geschah nach seinem Willen.

Der alte Diplomat wandelte frohgemut in der Aprilsonne, und wenn diese sank, wandelte er zum „Schwarzen Kamel“. Eitel Lust und Honigseim waren in diesen Tagen, da der Flieder blaue Brautsträuße aufsteckte und Prinz Hans Karl die Schnepfen schoß.

Aber am dritten Tage nach der Ausreise der Coeurdame de Charenton geschah es, daß eine Sänfte von zwei blaugalonierten Trägern über den Marktplatz getragen wurde, devanciert von einem blauen Laufer mit wehender weißer Straußfeder. Vor der „Gans“ entstieg dieser Sänfte zum Erstaunen der schnell versammelten Bürgerschaft die hochgeborene Gräfin Danckelmann in seladonblauer Hofrobe, das hochtoupierte Haupt geschmückt mit einem Riesenhut au galant désespoir.

Der Laufer sprang vorauf und meldete dem Reichsfreiherrn von Rathsamhausen: „Son Excellence, la comtesse Françoise Hélène de Danckelmann, née princesse Büdingen.“

Würdevoll empfing der grüne Staatsfrack die blaue Courrobe. „Ach, Exzellenz, ich bin tellement echauffiert,“ flötete die schöne Frau, aber sie vermied es, mit dem Seiden-

tüchlein die Wangen zu betupfen, derweil diese mit roter Schminke bedeckt waren, auf der eine kunstreiche Hand sogar die blauen Adern sorgsam nachgezogen hatte. Der seelenkundige Herr vom Rhein blickte verstohlen nach den Mouches, denn trübe Ahnungen beschlichen ihn. Und siehe da, zwei Mouches klebten dicht unter den schönen Augen und verrieten die Leidenschaftliche.

Und leidenschaftlich erzählte auch die Gräfin, daß der malheuröse Prinz von der Ausreise „dieser Frau" Kenntnis erhalten habe und daraufhin sofort mit Mordrach, Hunden und Dienern zur Verfolgung aufgebrochen sei, ohne die Residenz zu berühren.

„Was tun?" schloß die Gräfin.

„Ihm nach!" erwiderte der Reichsfreiherr.

Die Dame nickte freudig: „Er darf nicht über den Rhein. Hier ist der strenge Befehl Serenissimi an Seine Hoheit Hans Karl, sofort zurückzukehren."

Die Kabinettsorder von Altenrott kam aus einem goldgestickten Retikül zum Vorschein.

„Ach, es ist nicht leicht, ein Prinzenherz zu gouvernieren, mon cher baron."

„O Gräfin, c'est Alcmène qui se fait l'ange gardien de Jupiter!"

Huldvoll lächelnd neigte sich der stolze Frauenkopf.

„Ich brauche Reitpferde, gutes, hartes Blut, vier Stück; zwei für mich und zwei für meine Lakaien," sprach die praktische Exzellenz.

„Der Graf wird das tout de suite ordonnieren.'

Und wieder öffnete sich der Retikül und brachte Wechsel auf Frankfurt, Mainz und Koblenz aus seinem unergründlichen Schlund.

„Zur Deckung der Kosten, da es eine Staatsaffäre ist."

„Sie sind admirable, ma belle comtesse; meinen schönsten Dank. Sie sind die Pompadour von Altenrott."

„Man liebt sein Land," antwortete schlicht die Gräfin und reichte die Hand zum Kuß. „Mein armer Eheherr ist arg überlaufen, so entlaste ich ihn von solchen Affären. Man opfert sich so gern für das Glück der andern."

Eine Stunde später brachen drei Reiter im preschenden Galopp durchs Stadttor. In der Brusttasche trug der Geheime Rat die Wechsel, des Fürsten Brief und drei Kabinettsdekrete an die drei geistlichen Fürsten am Rhein für alle Fälle.

Eifrig forschten und fragten die drei Reiter nach der prinzlichen Kavalkade, und viel Glück mußte mithelfen, daß man die Spur nicht verlor oder nicht auf falschen Gleisen dem Rhein zustrebte. Nur die Koppel Hunde unterschied den Zug des Prinzen von andern Reisekarawanen. Und dann der große, schöne Durst des langen Mordrach. In allen Schenken und Logierhäusern gedachte man mit Freude und Wohlgefallen des langen blassen Herrn, der trank wie ein Schlauch und dabei immer wohlgesetzt und nachdenklich blieb. Durch diesen schönen großen Durst verringerte sich auch zusehends der Vorsprung der Flüchtigen, denn in der Grafschaft Schwarzburg war es noch ein ganzer Tag, sank von Henneberg bis zur Fürstabtei Fulda um drei Stunden, wohl die Folge allzu süßen Klosterweins, blieb dann durch die Reichsgrafschaft Hanau, das Fürstentum Isenburg und die Lande von Hessen-Darmstadt ziemlich gleich, sank aber beträchtlich in den kurmainzischen Landen, wo die Rebe sich um den Krummstab schlang.

Erleichtert atmete der sorgenvolle Reichsfreiher auf, als sein Roß das Land des Silberrades im roten Feld betrat. Kurmainz und Kurtrier und Kurköln war ja die Dreieinigkeit am Rhein. Er selbst war kurtrierischer Vasall, trotz des dänischen Ambassadeurs, des russischen Geheimen Rats und des preußischen Majors. Die alten klugen Augen schauten heiter auf das erste Rebengrün, das der Mai schenkte, scheu und bescheiden, aber voll süßer Verheißung. Und ringsum trugen die Obstbäume ihr Hochzeitskleid. Herr Achatz vergaß schier, daß er einen landflüchtigen Prinzen suchte, um ihn in ein verhaßtes Eheband zu zwingen, so ganz war er mit Herz und Seele in der Heimat, im gesegneten Rheingau.

„Ja, guck' nur, Rößle, das ist der Rhein!" Er streichelte die Mähne des Rappen, der ihn so treu über die buntscheckige Landkarte Deutschlands getragen, und sein frohes Lächeln blieb, als er längst in Mainz eingeritten und die müden Glieder zur Ruhe gestreckt hatte.

Seine gleichfalls diplomatischen Diener aber rannten noch am Abend von Gasse zu Gasse und erkundeten glücklich, daß bei einem Bankier Kreditbriefe auf Paris gezogen und Louisdors in natura verlangt worden waren. Nachmittags seien die Fremden mit einem Führer nach Kaub aufgebrochen. Die treuen

Diener, selbst auf Schlaf bedacht, ließen den müden Freiherrn ruhig vom Rhein träumen und meldeten erst bei der Morgentoilette die wichtige Kunde.

Den Rasierschaum am Kinn, sprang der Ambassadeur auf und fluchte greulich in all den vielen Sprachen, die er in seinem mühsamen Handwerk notwendigerweise erlernt hatte. „Die sind entwischt, sind schon über den Rhein!"

Im stillen setzte er aber seine letzte Hoffnung auf den trinkfesten Junker Mordrach und auf den guten Durst der Hoheit selbst. In Kaub und auf dem Weg dahin gab es allerhand gute Tropfen, und in einer blütenschweren Mainacht fuhren Zecher nicht gern über den Rhein.

Ins alte Städtchen Kaub, das nur aus zwei Straßen bestand, hielt Kupidos Bote seinen Einzug, als die Sonne zum Abschied rote Rosen in den Rhein streute. Aus dem Flußbett lugte die Inselpfalz gar neugierig herüber nach dem Landeskind, das bestaubt und beschmutzt, zwei Knechte hinter sich, lärmend am Gutenfels vorbeisprengte, der im rosenroten Licht des Frühabends wie ein gutgelaunter Wächter herabsah auf das Städtchen des heiligen Theonestus. Durch Weingelände und Küchengärten ging die Jagd zu den sogenannten Siebenhäusern, die gar stolz von Ringmauern umhegt und von einem altersgrauen Wachtturm überragt waren.

Im Hof der Schenke sprang der Gesandte Dänemarks aus den Bügeln und stapfte ins Haus, riß die Tür zum Herrenstübchen auf und stieß einen Schrei aus, der wie der helle Jagdruf eines Falken klang, der auf die Beute niederstößt.

Da saßen die Hoheit von Altenrott und der Junker von Mordrach und tranken Steinberger. Des Geheimen Rats rötliche Nase unterschied alle Rheinweine, selbst auf große Distanzen. Eine Rheinnase muß scharfe Witterung haben.

„Gott zum Gruß, messieurs, und Sankt Theonestus sei mit euch!"

Der lange Junker hob die Hand als Augenschirm und fluchte in einem fremden Idiom, das der gewiegte Diplomat als Russisch erkannte. Und dieser russische Fluch warf ihm einen Angelhaken zu, an dem er seinen fürstlichen Salm halten und ans Land ziehen wollte, in die Brautkammer mit Juliane Ulrike.

Die Hoheit von Altenrott furchte die Brauen: „Sie sind ein weidgerechter Jäger, mein Herr Baron von Rathsamhausen, aber ich setze in einer Stunde über den Rhein."

„Hoheit von Altenrott, hier ist ein Brief des allergnädigsten Fürsten."

Der Prinz las und lachte zornig. „Mische Er sich in seine eignen Affären! Madame de Charenton wartet in Paris."

„Laßt sie warten, mon prince. Sie verdient keinen solchen Prachtjungen, die alte Landstreicherin!" Er merkte jetzt erst die respektwidrige Anrede und murmelte: „Mille fois pardon, Votre Altesse."

Aber die Hoheit blickte stumm hinaus auf den Strom, über den die Abendsonne ihr Rot und Gold spann, wie einen Krönungsmantel für den alten Vater Rhein.

Geschickt schob der Diplomat aus Dänemark die Auskunftsdepeschen über die verreiste Coeurdame vor den Prinzen und beobachtete heimlich das große trotzige Kind, das still und stumm blieb vor dieser einzigen Schönheit da draußen.

Jetzt fiel des Prinzen Auge auf die Papiere, er las und zerriß sie in Fetzen. „Ich lasse sie mir nicht verleiden, und wenn sie zehnmal eine Aventurière ist. Gehabt Euch wohl, Herr von Rathsamhausen."

Der alte Herr seufzte: „So sei's denn mit Gewalt. Votre Altesse dürfen nicht reisen!"

„Wer hindert mich?"

„Der Kurfürst von Mainz." Und triumphierend zeigte Herr Achatz das Kabinettsdekret von Altenrott, das die standesgemäße Inhaftierung und Retournierung des Erbprinzen erbat.

„Ist hier Pfaffenland?"

Stumm nickte der Rat.

„Was schert mich der Pfaffe von Mainz! Wir brechen auf, Mordrach." Stolz stand der blonde Knabe in der Abendsonne, die durch die bunten, bleigefaßten Scheiben der Schenke „Zum Adler" spielte.

„Herr Junker von Mordrach," begann der verzweifelte Herr vom Rhein und trocknete die heiße Stirn, „sind Sie Untertan von Altenrott?"

„Nein, Livländer, der Majestät von Rußland Untertan."

„Heiliger Theonestus," flüsterte der Rat, „du sollst in meiner schönsten Kufe den Rhein hinabschwimmen zum Dank." Laut aber sagte er: „Ich bin russischer Geheimer

Rat, und dies Dekret verpflichtet alle getreuen Sujets der großen Kaiserin, mir hilfreich zu sein in ihrem Dienste. Ich bitte um Wechsel und Louisdors."

„Mordrach!" schrie der Prinz.

Der lange Adjutant besah den Rhein vor dem Fenster, den Wein auf dem Tische und das Dekret in russischer Sprache. „Muß es sein, Prinz?" fragte er zögernd.

Aber Hans Karl wandte ihm zornig den Rücken.

Stumm warf der Adjutant die Mittel in Papier und Geld auf den Tisch, die Mittel zur Flucht nach Frankreich.

Der Baron von Rathsamhausen trat hinter den Prinzen. „Ich bin ein alter Mann, Votre Altesse, ein treuer alter Gesell, der bittet, herzlich bittet, sein Gast zu sein in Osterspay und auf Liebeneck — nur acht Tage, Hoheit, dann halt' ich Sie nicht mehr. Lockt es Sie dann noch, Prinz, kalten Blutes und klarer Gedanken nach Paris zu ziehen, der Weg soll frei sein."

„Herr Baron, es ist Gewalt, Gewalt an einem Reichsfürsten."

„Ich bitte, Hoheit."

Hans Karl warf den Kopf in den Nacken. „Diplomatenränke sind mir neu. Aber Gastfreundschaft ehre ich. Und Mordrach ist ein Verräter. Der Elende riecht den vielen Wein. Ich bin Ihr Gefangener auf acht Tage, Votre Excellence."

* * *

Eine Stunde später ritt ein Kurier nach Altenrott mit der erfreulichen Nachricht, daß Seine Hoheit, der Erbprinz Hans Karl, allergnädigst geruht hätten, sich bei Herrn Achatz von Rathsamhausen auf Osterspay zu Gaste zu laden.

Auf der Hochstraße ob dem Rhein ritten bei sinkendem Abendlicht die Gäste aus dem „Adler" zu Kaub. Violett und grau sanken die Schatten ins Flußtal, hell aber lag noch die Sonne auf dem Hochplateau. Links blitzte die Ruine Schönburg herüber, die der Franzmann bei seinen energischen Verbesserungen der deutschen Landkarte in rauchende Trümmer verwandelt hatte. Und darunter lag schon im Dämmer Oberwesel mit der roten Frauenkirche und der Kirche von Sankt Martin. Enger ward das Flußbett, steile Felswände zu beiden Seiten.

Und dann wandte der alte Herr sein Pferd und zeigte hinüber zu dem Schroffen, der wildzerklüftet abfiel zum Rhein. „Die Lurlei," sagte er und erzählte dem Prinzen das wundersame Märlein.

Hans Karl horchte auf und murmelte dann ganz still: „Sie sind ein ganz sonderbarer Herr, mein lieber Kerkermeister."

Den Junker Mordrach interessierte das goldhaarige Märchenweib aber gar nicht, sondern vielmehr die gute Herberge zu Sankt Goarshausen, wo man Nachtquartier nahm. Katzenelnbogen grüßte herab als treuer Wächter und wünschte geruhsame Nacht.

Am frühen Morgen ritt man aus. Dieser Morgen war ein rechtes Maikind vom Rhein, hell, sonnig und taufrisch. Über dem Fluß schleppte noch der Nebelschweif seines Nachtgewandes, über den stillen trauten Tälern aufwärts St. Goarshausen leuchtete sein grünes, von weißen Obstblütenstreifen gesäumtes Feierkleid.

Der Herr von Rathsamhausen wies auf die Burg Katzenelnbogen. „Die Katz genannt, Hoheit. Und dort in der Ferne lugt die Maus herüber. Also Katz und Maus."

„Also Sie und ich," lächelte die Hoheit von Altenrott.

Und der junge Morgen nahm dem traurigen Prinzlein alles Weh fort und allen Groll. „Schier heimisch wird man da, fern von meinem Gänsenest. Oh, läge meine Krone auch im tiefen Rhein, und wäre ich ein freier Mann, ein eigner Herr auf meinen Burgen, kein Flickfürst in dem bunten Flickengewande, genannt das Heilige Römische Reich Deutscher Nation!"

Sehnsüchtig breitete er die jungen starken Arme den im Buschwerk versteckten Dörfern längs des Haselbachs entgegen. Die feindlichen Brüderburgen Liebenstein und Sterrenberg tauchten empor, tief unten im Tal lag Kloster Bornhofen.

In Kamp machte man Mittag.

Und da sprach der Anwalt der sommersprossigen Prinzeß von Zeitz-Köstritz gar wohlgemut von der Täuschung, so ihm trefflich gelungen, derweil Kaub gar nicht kurmainzisch, sondern kurpfälzisch sei; er habe sehr besorgt, daß Kurpfalz, falls der Prinz ihm nicht willig folgte, dem Kurhut von Mainz einen Possen spielen und den Prinzen nach Frankreich entwischen lassen könnte.

„Ich kenn' eben die Flickenkarte von Deutschland zuwenig und gar erst die Pfaf-

fenstraße," seufzte der Prinz und tat den Forellen alle Ehre an.

Breiter ward das Tal, sonnige Hänge stiegen vom Rhein über vorgelagerten Wiesengrund mählich an, von links blitzten die Kirchen von Boppard herüber, und dann kam das Rebengelände des Bopparder Hamm. Der Strom bog nach Osten, und da lag Osterspay in kurtrierischen Landen.

Im alten, engbrüstigen Gasthof stieg die Hoheit mit dem Adjutanten ab, um da zu nächtigen. Erst am nächsten Tage wollte Achatz von Rathsamhausen den erlauchten Gast in sein Burghaus führen. Er kannte seine lieben Weiblein und ahnte Übles, sofern er nicht vorher Ordnung schaffte im eignen Haus. Gar zu lang hatten die Freiersfahrten ihn ferngehalten von der Heimat.

So ritt er mit seinen Knechten durch den Flecken, von jung und alt begrüßt und von Osterspays Jungfrauen mit heimlichem Schauer betrachtet, wie solches auch gar wohl gebührte dem Boten des Kupido.

Breit und vierschrötig lag das schlichte Burghaus der Rathsamhausen zu Osterspay, wuchtig in die Stadtmauer eingebaut, so daß man von dem ersten Stockwerk gemütlich auf den Wall hinausspazieren konnte. Und dieser Wall samt dem dreieckigen Vorwerk war in ein zierliches Vorgärtchen verwandelt, in dem Blumenbeete und Taxushecken abwechselten und sogar zwei alte Linden in einer Ecke eng beieinander aufragten wie Zwillingsbrüder. Auch einen moosbewachsenen Eckturm gab es, einen Rest aus alter Zeit, und über das Moos der Steinfugen fielen die grünen Ranken des Efeus.

Der heimkehrende Vater hielt stille und spähte zum Turm empor, von dem aus ihm sonst stets seine Jüngste zuwinkte, wenn er heimritt. Aber mit einem Fluch riß er den Hengst zurück, denn ein gar unliebsamer Gruß ward ihm da, ein Guß Spülicht schoß zu ihm herab und gleich darauf ein schriller Schrei: „Jesses, Ihro Gnaden der Papa!"

So grüßte die wohlbeleibte Baronesse Charlotte Amalie den heimkehrenden Vater.

Nun ritt der ehrwürdige Herr wohlgemut in den Hof, in dem der Flieder just blaue Trauben trug und die Akazien dufteten. Da stand ein häßliches mageres Mädchen im Unterrock, die bloßen Füße in Holzpantoffeln, ein Kopftuch unordentlich um das Haupt geschlungen, und lockte Hühner und Gänse, die gierig die Körnlein aufpickten, die ihnen die Baronesse Karoline Ulrike streute.

Wieder ein Schrei, und die Holzpantoffel klapperten in eiliger Flucht über den roten Kies.

Der Ambassadeur aber wandte sich im Sattel zornroten Kopfes und wetterte: „Ist das eine Zucht für eine Reichsfreiin von Rathsamhausen, Schockschwerenot noch einmal!"

Und da sollte der Prinz von Altenrott die scharmante Dame Charenton vergessen! Na, das blieb ein feines Stück Arbeit.

Eine hohe stattliche Frau trat über die Schwelle, in der einen Hand ein Küchenmesser, in der andern eine halbgeschälte Kartoffel. Die Dame trug eine königsblaue Kontusche und auf dem gepuderten Haar ein weißes Häubchen.

Mit jugendlicher Leichtigkeit sprang der Freiherr aus den Bügeln, nahm zuerst Messer und Kartoffel aus den feinen weißen Händen, dann küßte er diese Hände sehr ehrerbietig: „Ich melde mich glücklich arrivieret, mein liebster Hausschatz."

„Gott zum Gruß, mein liebster Eheherr!" Und dann boten sich ihm zwei rote Lippen zum Kuß, und diese Lippen flüsterten ganz unzeremoniös: „Grüß Gott, herzliebster Achatz."

* * *

In traulichem Geplauder saßen Reichsfreiin und Reichsfreiherr, sie hoch und schlank, er kurz und dick. Mit frohem Lächeln schloß die Dame die fünftausend Reichstaler in den rotbemalten Lackkasten, die Taler von der Waldeckschen Hochzeit.

„Er hat schon einen ganz stattlichen Bauch, unser chinesischer Drachenkasten," bemerkte der Heimgekehrte und steckte der lustig errötenden Gemahlin einen orientalischen Ring an den Finger, auch ein Geschenk von seiner letzten Liebesreise.

„Du bist ein treuer Hausvater, Achatz, und sorgst für die Deinen."

„Meine liebe Anne Marie, sorge du nur, daß unser Gänseputtel nicht unsre standesherrliche Reputation schädige durch Unterrock und Holzpantoffel. Wir bekommen hochfürstlichen Besuch."

Die Freiin zog die Brauen hoch und schob dem Eheherrn die bequemen Hausschuhe zurecht. Da ward ihr die Kunde vom Prinzen von Altenrott, Madame de Charenton und der Prinzeß Juliane Ulrike.



„Was soll der hier bei uns in Osterspay?"

„Festhalten müssen wir ihn, Zeit gewinnen. Und dann haben wir ja Fieckchen und die Stiftsfähigen, ihn zu entretenieren. Wo ist das Kind?"

„Ach, liebster Achatz, das Fieckchen ist so sonderbar, sie flennt und sinnieret."

„Sollte eine amour —?" donnerte der Freiherr.

„O nein, sie liest. Die Stiftsfähigen bringen ihr Bücher —"

„Daß die Frommen der üble Satan hole!" Und dann machte er sich auf, nach Fieckchen zu sehen. Die Turmtreppe stapfte er hinan und klopfte. Aber es blieb still. Da drückte er die Klinke nieder, sie gab nach, und er trat ein. Es war ein zierliches Zimmerchen, ganz in Weiß und Gold. Über dem Kamin blitzte ein Spiegel und diesem gerade gegenüber ein andrer, zierlich in Rocaillewerk gerahmt.

Und in diesem Glas sah Achatz von Rathsamhausen ein braunes Mädchenköpfchen, das weinend über einem Buche hing. Die Ringellocken fielen wie ein Vorhang über das gerötete Kindergesicht, das jetzt mit entsetzten Augen in den Spiegel starrte, in dem Herrn Achatz' Konterfei emportauchte.

„Der gestrenge Papa, ach du mein Gott!" Und reichlicher flossen die Tränen.

„Ja, Fieckchen, der gestrenge Papa ist da und ist sehr affligieret, daß man ohne Rouge und ungepudert über gottverdammten Schmökern hockt."

„Bekomme ich denn keinen Kuß, Ihro Gnaden?"

„Zwei, Fieckchen. Aber jetzt gib den Schmöker!"

„Ach nein, Ihro Gnaden, bitte, ach nein." Und sie drückte das Buch ängstlich an die junge Brust.

„Her damit!" Herr Achatz setzte seine Brille auf die Nase und seinen stattlichen Leib auf das Mädchensofa mit dem Amorettenbild in der Rücklehne. So las er die tränenbetropften Seiten:

„Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben, und das schreibe ich Dir ohne romantische Überspannung, gelassen, an dem Morgen des Tages, an dem ich Dich zum letztenmal sehen werde. Wenn Du dieses liest, meine Beste, deckt schon das kühle Grab die erstarrten Reste des Unruhigen, Unglücklichen —"

Bis hierher kam er, aber nicht weiter. „Woher hat man diesen balsamtriefenden, larmoyanten Bouquin?"

Stotternd und bebend kam die Antwort: „Gestrenger Papa, die Fräulein von Zuckmantel von Notre-Dame in Straßburg hat mit gütiger Erlaubnis der mère supérieure den Chanoinessinnen in Koblenz etliche angenehme, ganz neue romans und volumes de contes geschickt. Und da hab' ich —"

„Verfluchte Gänse alle miteinander. Solche Eseleien gehören in den Ofen." Und wütend trommelte er auf den Tisch, der auf seinen vergoldeten Bocksbeinen gar anmutig nach dieser Melodie zu tanzen begann. Das Buch verschwand in der Tasche, und weise Lehren entquollen dem Munde des erzürnten Papas.

Ganz geknickt schlich die kleine Sophie Friederike zu ihrem Sekretär aus reichgeschnitztem Rosenholz und holte sich ein neues Tränentüchlein, wie solches die „Leiden des jungen Werthers" redlich verlangten.

* * *

Die Abendtafel fand zu Ehren des heimgekehrten Hausvaters im prunkvollen Speisesaale statt. Die sechs Töchter knixten gar ehrbar und drängten sich zum Handkuß, als Achatz von Rathsamhausen mit seiner Eheliebsten am Arm den von Wachskerzen hellerleuchteten Raum betrat.

Ungnädig fiel Herrn Achatz' Blick auf das armselige Gänseputtel, das in Reifrock und hoher Puderfrisur wie ein dürrer Schloßgeist aussah; grimmig maß er die kugelrunde Spülichtbaronesse Charlotte Amalie, deren Toilette in allen Nähten krachte, und die sich in gottverlassen degoutanter Weise zwei allzu bunte Kolibris schief ins Haar gesteckt hatte.

Bei sich murmelte er: „Na, da mag der Teufel kuppeln!"

Mit ironischer Verbeugung begrüßte er die Stiftsdamen, die wieder einmal daheim schmarotzten, wie er es nannte, was allemal geschah, wenn die Ehrwürdigen im Stift Damenkrieg spielten. Eigentlich waren die Stiftsfähigen gar nicht übel: hohe elegante Figuren wie die Mutter, mit scharfen, klugen Gesichtern; ja, Franziska Sybille war sogar eine kokette Schönheit, die auch nicht das vorgeschriebene aschgraue Kleid mit ebensolchen Agrements trug wie ihre Schwester, sondern rosenrote Seide mit weißen Spitzen und nur

einen aschgrauen Umhang. Beide Chanoinessinnen trugen auf der Brust das Elfenbeinkreuz mit dem Wahlspruch: „Virtuti asylum!“

Und jetzt stand der Freiherr lachend vor Dorothea Sophie, die er das „Mannsbild“ nannte. Das war sie auch, stattlich, riesenstark, mit rotgearbeiteten Händen und sonnverbranntem Gesicht, in dem zwei braune Augen leuchteten, hell und warm, zwei lebfrische, rheinische Augen. Dorothea Sophie hüllte den Riesenleib in eine lose lavendelblaue Kontusche mit dottergelben Bandschleifen, und ihr kastanienbraunes, fast rötliches Haar war frei von jedem Puderstäubchen.

„Was machen die Weinberge, liebster Sohn?“ fragte Herr Achatz. Und der liebste Sohn, der dort tagsüber in Mannskleidung mit den Winzern gearbeitet hatte, gab genaue Auskunft.

Sophie Friederike sah zierlich aus und war sehr en beauté, der Vater warf ihr galant eine Kußhand zu.

Beim Dessert entwickelte er vor versammelter Familie seinen Plan mit dem Prinzen von Altenrott. Friederike horchte voll Neugier zu und bekam rote Backen, trotzdem sie wieder kein Rouge aufgelegt hatte. „Ich rechne auf euch, fromme Damen, und auf dich, Fiekchen, die Melancholie des Prinzen zu zerstreuen.“

„Gestrenger Papa, ich hab' noch nie einen Prinzen gesehen,“ stotterte die Jüngste.

„Dann siehst du jetzt einen, Grasaff.“

Wegen opulenter Mahlzeiten besprach er sich mit dem kugelrunden Lottchen Amalchen, das voll Eifer nickte und sein Bestes zu tun versprach.

„Geld kann's kosten, das geht in die Hochzeitsrechnung für Altenrott und Köstritz,“ bemerkte fröhlich der Hausvater und blickte prüfend durch den Römer, den er gegen das Kerzenlicht hielt. Artig neigte er das Glas gegen seine Eheliebste, dann hob er die Tafel auf.

Die Stiftsdamen schrieben sofort um Toiletten und Coiffüren nach Koblenz. Gänseputtel huschte hinaus, um den Mägden den morgigen Tod von Hühnern und Gänsen zu verkünden; die arbeitsmüde Dorothea Sophie schlummerte in einer Ecke, und die dicke Lotte rechnete emsig im Wirtschaftsbuch.

Plaudernd saß Herr Achatz neben der schönen Frau, der Mutter dieser bunten Hühnerschar. Der Mond kam über den Rhein herauf und guckte durch die hohen Scheiben. Da hieß der Freiherr das Fiekchen singen.

Sie saß vor dem schmalen Spinett im Nebenzimmer, und Hagedorns Liedchen schlich süß und wohlig durch den Speisesaal. Es war eine volle, schöne Mädchenstimme, die da sang:

Nein, nein, man fängt mich nicht so bald;
Ich sage keinem, was ich denke.
Ich kenne schon der Schäfer Ränke,
Und bin nun sechzehn Sommer alt,
Und höre meine Schwestern sagen:
Man müsse kein Geständnis wagen.

* * *

Unter den frischgrünen Blattherzen der beiden Linden auf dem Stadtwall von Osterspay saßen Hans Karl von Altenrott und Junker Tobias von Mordrach und blinzelten behaglich in die Mittagssonne, die ihr Gold über das Wiesen- und Rebengrün warf, das jenseit der Mauer zum Rhein abfiel und rechts und links auf Felsen und Gemäuer bergan stieg in den Terrassen der Weinberge, die alle nach dem Süden guckten, woher ihnen Süße und Reife kam.

„Das junge Hähnchen war delikat,“ geruhte Hans Karl zu sagen und freute sich der weißen, gelben und blauen Krokusblüten, die in zierlich gezirkelten Rabatten zu seinen Füßen wuchsen, eingerahmt von roten und violetten Aurikeln, wie leichtsinnige Mägdelein von züchtigen Eltern und Tanten.

„Und erst der Weinkeller!“ lobte der blasse Junker und sog kunstverständig den nur seiner Kennernase bemerklichen feinen Duft ein, den der blühende Wein der Südgelände aushauchte, die frohe Hoffnung kommender Freuden.

Hinter den lichtgrünen Rebenhalden stieg das dunkle Waldgebirge auf, die Eichenforste, aus denen Schloß Liebeneck, halb Ruine und halb helläugiges Wohnhaus, hervorguckte.

Der Prinz zog die blaßgrüne goldgestickte Weste herab, die das wohlgenährte Hähnchen ungebührlich gehoben hatte, und seufzte: „Drüben ist Louise Angéline, und hüben Françoise Hélène, und ich sitze da. Daß man so leicht vergessen kann! Was ist nun eigentlich das Leben: Spiel oder Trug?“

Der ganz unphilosophische Livländer nickte bedächtig: „Beides, Hoheit.“

Dann schwiegen die Wackeren und störten die Verdauung nicht weiter durch tiefe Philo-

sophie. Ein Taubenschwarm flog über den Rhein, daß das Gefieder wie Silber leuchtete, und verschwand in den Rebenhängen.

Der Prinz sah ihnen nach: „So ziehen meine Träume und fallen doch ein in Osterspay, in den bunten Hühnerhof des guten Achatz."

„Mich deucht, daß treffliche Hühner hier gedeihen."

„Ja, helläugige und frohe Menschen."

Der Prinz sah vor sich hin, und aller Trotz war weggeküßt von der Heimlichkeit und Schönheit des Rheinlandes. Und da sandte ihm dieses Zauberland ein schönes Kind über den Wall. Im weißen, rot getupften bauschigen Kleidchen wandelte Sophie Friederike zwischen den Rabatten einher, einen Stickrahmen und bunte Seide in der Hand.

„Laß mich allein," murmelte schnell der Prinz.

„Ich gehe, Hoheit, und will einen Blick in das Rebengrün tun. Unter einem blühenden Pfirsichbaum will ich sanft schlafen, bis die Sonne den Rhein küßt." Und fast poetisch angesäuselt trollte der lange Junker ab.

Hans Karl machte dem verlegen knixenden Fieckchen eine tadellose Hofverbeugung.

„Ach, Votre Altesse pardonieren mich gnädigst, daß ich den ordinären Ort mit meiner Stickerei aufsuche. Aber es ist eine Surprise für den gestrengen Papa."

Der Erbe von Altenrott bewunderte schuldigerweise das Kunstwerk; auf lila Atlas wanderten grüne Affen und trugen stolz und kokett silberne Sonnenschirmchen. „Eine pläsierliche Idee, diese Affen."

„Ach ja, es wird eine Weste, und sie muß eben recht auffallend sein, so will's der Papa. An einem Ambassadeur, sagt er, muß selbst die Weste schreien, das springt den Affen in die Augen."

„Den grünen Affen mit den silbernen Schirmen?"

„Ach nein, den andern Affen, die den armen Papa so quälen mit ihren Mariagen und Fiançailles — den Prinzen und Prinzessinnen." Sie schlug sich entsetzt auf den Mund, als der Prinz laut lachte. Dann knixte sie entschuldigend: „Mille pardons, Votre Altesse. Ich wollte nicht — ich bin eine ungezogene Landpomeranze."

„Oh, ich habe nichts gehört, Baronesse. Die dummen cérémonies und Titulaturen habe ich daheim vergessen." Er lachte noch immer.

Das braunhaarige Mädel atmete erleichtert auf und stickte emsig weiter. Die kleinen rosigen Finger zogen geschickt die grünseidenen und silbernen Fäden durch den violetten Atlas, und unter dem breitkrempigen Strohhut spielten die Sonnenfleckchen auf dem frischen Gesicht, huschten auf und ab bei jeder Bewegung und warfen einen rötlichen Schimmer auf das kaum gepuderte kastanienbraune Haargeringel.

Es war ein amüsantes Spiel für Hans Karl, die Affen auf der Weste seines würdigen Gastfreundes entstehen zu sehen und dabei den lebendigen kleinen Affen selbst zu beobachten. Eine scharmante Kreatur war es, weich und kindlich, nur das Kinn stach herausfordernd in die Luft, und die dunkelgrauen Augen leuchteten trotzig auf, wenn ein Faden abriß oder das Grün sich nicht schön und scharf vom Silber abhob. Kinn und Augen verrieten Herrn Achatz' Töchterlein.

Die grünen Lindenherzen gingen leise auf und ab, der Wind kam vom Rhein und weckte die alten Bäume aus ihrem Mittagsschlummer.

„Wann soll die Weste fertig sein?"

„Ach Gott, zum Geburtstag im Oktober. Aber es ist harte Arbeit. Der gestrenge Papa hat sehr an Embonpoint gewonnen. Er muß zuviel essen und trinken auf seinen Fahrten."

„Und die schlimmen Prinzen parieren doch nicht Order? Hat sich der Herr Papa auch sehr über mich ägriert?"

„Nein, nur die Maman." Und energisch legte sie den Stickrahmen fort. Vielleicht konnte sie dem gestrengen Papa helfen bei seinen Affären, wie es ihre Pflicht war. „Ja, Prinz, es ist nicht hübsch von Eurer Hoheit, daß der arme Papa nicht ans Ziel arrivieret. Allerdings, ich begreife schon —" Jetzt stockte sie und spielte verlegen mit den Volants ihres Kleidchens.

„Nun, Baronesse, die ganze Wahrheit."

„Maman hat uns gesagt, Sie hätten eine Braut, Hoheit, die Sie nicht heiraten dürfen, und eine andre Braut, die Sie nicht heiraten wollen, obwohl der Papa es möchte, Ihr gnädigster Herr Papa und meiner. Und nun ist die erste Braut über den Rhein gereist, und Sie wollen ihr nach. Und das ist eine Staatsaffäre und darf nicht sein, sagt der Papa. Aber es ist ja schwer, mon Dieu, das Herz —"

„Was wissen Sie vom Herzen?"

„O doch," — sie atmete schwer — „ich kenne das, ich lese romans. Die Chanoinessinnen pretieren sie mir. Und daher weiß ich es."

Der Prinz nahm den Stickrahmen auf, streichelte die kleinen putzigen Äfflein und dachte dabei, er streichle etwas ganz andres. Ganz traut und heimlich ward ihm da die kleine Baronesse vom Rhein.

„Aber der gestrenge Papa will nicht, daß ich romans lese. Erst gestern war er sehr en colère, weil er mir einen ganz neuen aus Straßburg attrappierte. Er schloß ihn weg, und ich kenne ihn noch nicht einmal ganz," klagte die lesebeflissene Baronesse.

„Und wie endet dort die Liebe?"

„Ach, es ist so traurig! Ich weiß ja nur bis zum Abschiedsbrief. Aber ich fürchte, der unglückliche Werther erschießt sich um Lotten mit dem Pistol. Aber das — das dürfen Sie nicht, Hoheit."

„Im Leben ist's ganz anders," sagte der Prinz. Er konnte dem kleinen Ding da doch nicht von Louise de Charenton und von Françoise de Danckelmann erzählen. So fragte er ablenkend: „Was pressiert dem Papa so sehr bei meiner Affäre?"

„Ach, Papa hat schon fünfundachtzig Mariagen gemacht. Er hat Ambition, der arme Papa. Und dann —" Sophie Friederike ward sehr rot und blickte nach den Weinbergen hinüber, in denen jetzt wohl Junker Mordrach sanft schlummerte.

Der Prinz folgte dem Blick: „Ist das Geheimnis in den Reben versteckt?"

„Ja, das ist es. Rechts die schöne Weinterrasse wollte der gestrenge Papa gern haben; ein Domherr in Trier muß den Weinberg verkaufen. Er spielt sehr hoch, der hochwürdige Herr."

„Und wenn ich die sechsundachtzigste Mariage mache, kann der Papa die Felsterrasse kaufen?

„Ja, freilich! Es ist junge Johannisberger Pflanzung, die seit vier Jahren trägt," sprach altklug die Tochter vom Rhein.

„Sollte schon viel Weinland auf diese Art arrondieret sein?"

„Ach ja, fast alles. Wir wohnten doch früher in Koblenz, in einem meschanten alten Hause, bis der Papa solche Karriere in der Diplomatie machte. Da hat er alles Familiengut zurückgekauft, die zwei großen Schwestern ins Stift gesetzt und der Karoline Ulrike die Milchwirtschaft und die Geflügelmast eingerichtet. Drum hält der Papa so viel auf die Mariagen."

Hans Karl schwieg und sah der Sonne zu, die mit den Rheinwellen buhlte. So war es also, drum hieß Herr Achatz weithin Kupidos Bote. Ging fürstlich Blut ins Ehejoch, kaufte Herr Achatz Gänse, Hühner, Kühe und Weinberge. Es war, schien's, ein Beruf, der seinen Mann nährte. Ein höhnisches Lachen zitterte über des Prinzen Lippen, aber der Maiwind nahm es fort und warf es im Fluge jenseit des Flusses nieder, vielleicht dort, wo die Coeurdame de Charenton jetzt lebte und lachte.

Hans Karl stand auf: „Kann man ein wenig mit Ihnen in die Weinberge promenieren, Baronesse? Sie sollen mir weisen, wann der und jener in Baron Rathsamhausens Hände kam. Können Sie das?"

„Oh, gern! Der gestrenge Papa nennt sie stets nach dem betreffenden Prinzen. Wenn die Chanoinessinnen Toilette gemacht haben, will ich Hoheit sehr gern als Begleiterin dienen"

In den schmalen Weinbergpfaden rauschten die pompösen Roben der Stiftsdamen und klirrte der Galanteriedegen Hans Karls. Da zeigte Sophie Friederike, die die Wege wies, terrassenauf, terrassenab, dem Prinzlein von Altenrott, wie schmählich seine Vorgänger in Ehescheu und Eigenwillen geendet hatten unter Herrn Achatz' kluger Diplomatie und Ränkesucht. Da gab es einen Gothaberg für einen Gothaer Prinzen, der jetzt achtzehn Kinder sein eigen nannte, weil, wie die schöne Stiftsdame Franziska Sybille maliziös meinte, der Segen Gottes darauf ruhe, gleichwie auf den Reben, die Gothaberg umgrünten. Der erstaunte Hans Karl fand ein artig Stücklein Familiengeschichte deutscher Dynasten hier festgehalten in lachendem Rebengrün, in saftigen Wiesen und fruchtbaren Äckern, auf denen die Wintersaat lustig wuchs und die Sommerbestellung die ersten Sprossen trieb. Da gab es eine Schwarzburg-Wiese und ein Baden-Durlach-Feld und drei oder vier Äcker, die nach Sachsen-Altenburg benannt waren. Dann kamen wieder Weinberge von Ansbach, Schwedt und Ostfriesland, die steil hinanstiegen, daß den ehrwürdigen Stiftsdamen, die von Beten und Kasteiungen etwas kurzen Atem hatten, die Brust unter den Fischbeinleibchen bedenklich keuchte.

Ein prachtvoller Weingarten nahm sie jetzt auf, rings mit Wächtern besetzt, mit blühenden Pfirsichbäumen.

Franziska Sybille blieb mit Hans Karl zurück, und als Fiekchen gravitätisch den hübschen, vollen Arm hob, von dem die kurzen Spitzärmel zurückglitten, und wichtig meldete: „Weingut Ysenburg," lächelte die Stiftsfähige und flüsterte dem Prinzen zu: „Die achtundsechzigste Mariage. Ein schweres Stück Arbeit. Er hatte zehn Coeurdamen in zehn heimlichen Lustschlössern."

„Aha," machte Hans Karl und dachte an die Dame de Charenton.

Plötzlich stieß Fiekchen einen Schrei aus und wies nach einem Pfirsichbaum.

Und siehe da, im Schutze der Blüten ruhte Herr von Mordrach und schlief. Aber der Schrei weckte ihn, und er rieb sich verwundert die Augen. Als er endlich von süßen Weinträumen in die Wirklichkeit zurückkehrte, sprang er verlegen auf und reichte unter vielen Entschuldigungen der etwas säuerlichen Augusta Maria von Rathsamhausen galant den Arm.

Das Fiekchen lief voraus. Sie hatte ein wenig Scheu vor dem Prinzen und errötete sehr tief, als sie jetzt auf der Spitze eines Steinhaufens, einer sogenannten Rossel, stand und auf ein Weingelände zur Rechten zeigte, das auf verwittertem Grauwackenfelsen nach Süden schaute und über Basteien und Erkern hinaushing nach dem Flusse. „Das Gut des Kanonikus Grafen Falkenstein."

„Ach so, der Preis für meine Mariage," lächelte der Prinz etwas gezwungen und warf dem verdammten Weinberg einen wütenden Blick zu. Aber dann mußte er lachen. Es war so viel Spaß dabei, und er spielte doch eigentlich die komische Figur in der Komödie, die der wackere Achatz da inszenierte, um dem Kanonikus von Koblenz die Reben abzulisten.

Und dann stand Hans Karl auf dem Felsen von Liebeneck, das halb Ruine war. Nur ein neuerbautes Wohnhaus, drei Stockwerk hoch, ließ sein rotes Ziegeldach leuchten in der Verwüstung der Trümmer ringsum. Der Schloßhof war ein Gemüsegarten, und im Zwingergärtlein blühten Obstbäume. So trieben die von Rathsamhausen ein gar ersprießliches Rittertum.

* * *

Als die acht Tage der „Kerkerhaft" zu Osterspay um waren, befragte Herr Achatz seinen erlauchten Gast nach dessen weiteren Intentionen. Und ihm ward die huldvolle Antwort, die Hoheit finde hier viel Plaisir und gedenke die liebe Gastfreundschaft noch weiter zu inkommodieren. Froh lachte Herr Achatz und setzte sich ums Abenddämmern in seiner reichsfreiherrlichen Regentenstube vor den mächtigen Schreibtisch aus Zedernholz mit massiven Silberbeschlägen. Er schrieb nach Berlin und meldete die frohe Kunde. Ebenso tat er es nach Altenrott. Schwieriger war die Epistel nach Köstritz, in der er sich des längeren nach der Courtoisie und den Sentiments der Prinzeß Juliane Ulrike erkundigte, zart von Amors Rosenketten sprach und die Sinnesänderung Hans Karls als des besagten kleinen Gottes ersten Pfeiltreffer hinstellte. Im Herbst, zur Weinlese, hoffe er, daß die Prinzeß ihre durchlauchtige Tante in Koblenz, die mère supérieure des adligen Stiftes, mit ihrer Visite erfreuen und so langsam den Weg in Hymens Bande finden werde. So lange halte er, mit Einverständnis der Höfe von Berlin und Altenrott, den Erbprinzen fest, der ein gar scharmanter Herr sei und ein trefflicher Landesvater und brillanter Eheherr zu werden verspreche.

So handeln Diplomaten und leiten lästige Widersacher zum Guten durch kleine Mittel und Mittelchen.

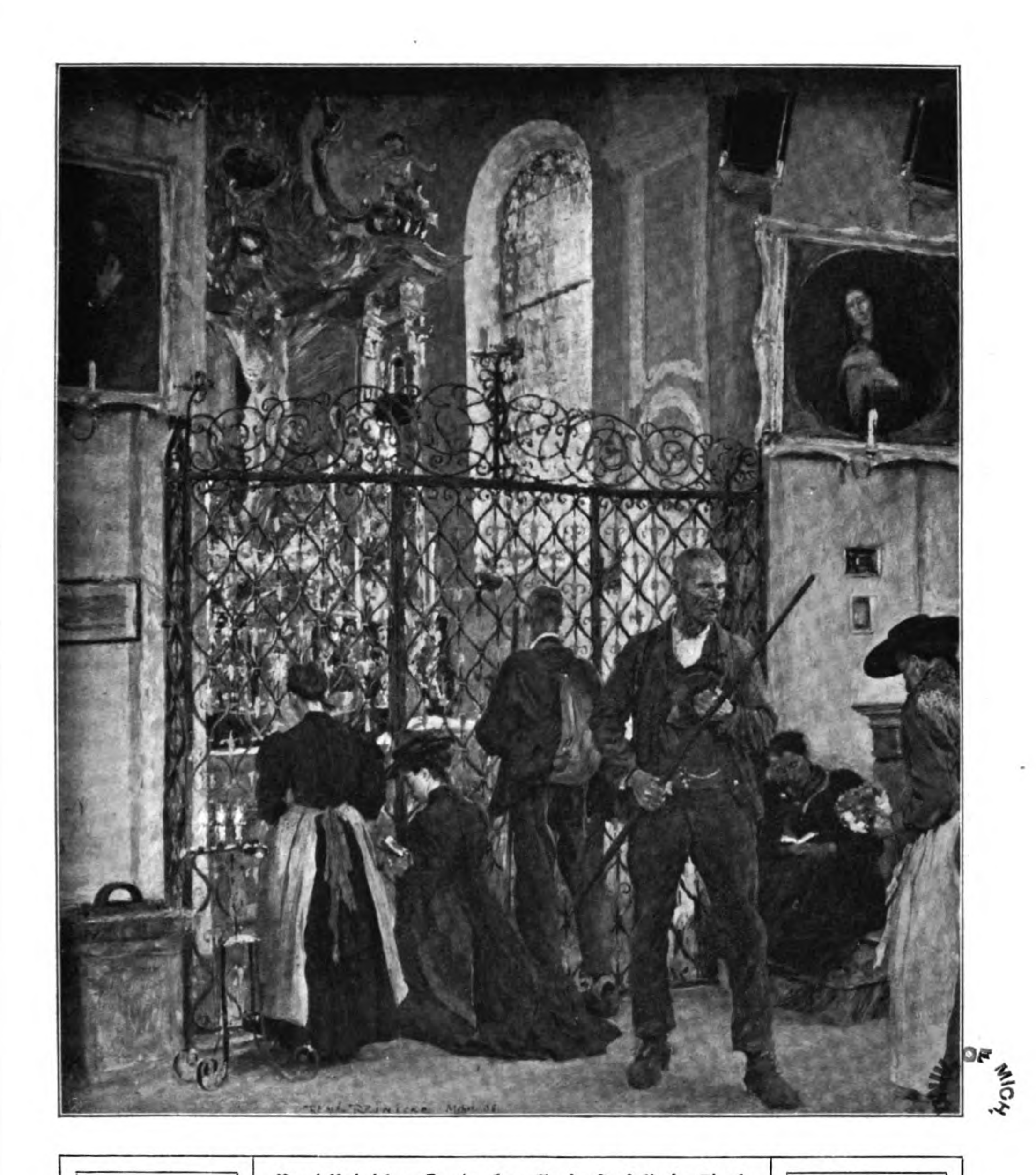
Und Herr Achatz war ein großer Diplomat.

Drum gab sogar der sonst recht sparsame Herr ein Maifest auf Liebeneck, gerade als der Waldmeister allüberall seine weißen Sternchen ins Waldgras stickte.

Es ward ein lustiges Sammeln der weißen Blüten im Bergwald. Und Herr Achatz, der seinen Prinzen mit Fiekchen eifrig pflücken sah, lachte über das ganze Gesicht. Der Junker Mordrach bückte seine lange Gestalt dicht neben der kurzen, wohlgerundeten von Charlotte Amalia, die voll hausmütterlicher Emsigkeit ganze Armvoll des duftenden Waldkrautes schleppte und dem Junker wichtig die Bereitung des würzigen Maitranks auseinandersetzte. So rannen die Stunden, aber die Heiterkeit dieses reichen Maitages lief den Stunden vorauf und blieb Herr über sie.

Nach dem Mittagsmahl hielten die Alten Siesta, und die Jungen trieben sich im





René Reinicke: Gnadenkapelle in Seefeld in Tirol.
Zu dem Aufsatz „René Reinicke“ von Dr. Johannes Kleinpaul.

Buchenwald herum, der voll Grün und Sonnenfunken war.

Hier war's, daß der Prinz zur Freundin des jungen Werthers sprach: „Schier ein Wunder ist's, ich hab' hier schon ganz vergessen, was früher war. Wie ein Traumland ist's."

Das Mädchen hob die dunkelgrauen Augen, in denen die Sonnenflecken des jungen Buchengrüns flimmerten — und schwieg.

„Kein Puderstäubchen, keine Staatsräson, kein Zeremoniell, nur Sonne und Freude."

„Man hat Pflichten, Hoheit," war die scharfe Antwort der braven Tochter, die an den gestrengen Papa dachte.

Da seufzte Hans Karl und schnitt sich eine Birkengerte wie eine Wünschelrute. Und ihm kam der närrische Wunsch, die kleine Kreatur da vor sich auf die trotzigen Augen zu küssen. Ganz jäh und unvermittelt kam's, wie das erste Veilchen wächst im Schneewinkel, wenn die erste Sonne ihren Kuß hinwirft.

So starb nicht nur der Waldmeister, sondern auch die Damen de Charenton und de Danckelmann eines gar schnöden Todes.

Dem Waldmeister ward ein schöneres Grab, denn er starb im Wein, im Rheinwein sogar. Und am Abend, als bunte chinesische Papierlaternen im Obstgarten vor Liebeneck leuchteten, hielt das Maikraut seine Auferstehung vom Tode und rächte sich an den Menschenkindern, die seine Blüten so grausam gemordet hatten.

Auch der Herr des großen, sehnsüchtig von Herrn Achatz begehrten Weingartens mußte den Zauber büßen, der Graf Krafft Gottschalk von Falkenstein, Domherr zu Koblenz. In Feuerrot war der beleibte Rheingraf gekleidet, und die enorme Perücke umrahmte ein dunkelrotes Trinkergesicht, wie Milchrahm eine Riesenerdbeere.

Sittsam saßen die sechs Baronessen von Rathsamhausen da, und die Chanoinessinnen wandten die kunstvoll koiffierten Häupter ab, wenn der geistliche Kollege im roten Habit allzu gottlose Reden führte. Nur Dorothea Sophie, die handfeste Riesenjungfrau, lachte ungeniert zu den saftigen Sprüchlein und schenkte dem dicken Dynasten stets neuen Maitrank ein. Ihr gefiel der derbe Mann, der sein Elend vertrank wie seine Dörfer und Burgen, der tolle Lieder sang und die Fastenspeisen nicht leiden mochte. Der gehörte zum Rhein und seinen Reben, dieser behäbige Greis mit den wilden Augen der Jugend, dieser letzte Sprosse aus einem Geschlecht, das die Franken eingesetzt, als Kaiser Karl hier Wein pflanzte zur Erholung von Regierungssorgen.

Jetzt hob er den stattlichen rotumkleideten Bauch, stemmte die Fäuste auf den Tisch und sang, wehmütig und lasterhaft, sang, wie er selbst war, der deutsche Herr an der Franzosengrenze.

Schon die erste Strophe war bedenklich, so daß Herr Achatz ein Kartenspiel hervorholte und eilig die Karten mischte, aber die zweite war geradezu ein Ärgernis:

> „Wie schamhaft sittsam ist sie nicht,
> Mein Mädchen, die keusche Blondine!
> Ich kam zu ihr; schon brannte Licht,
> Ich wagt's —"

Weiter kam er nicht.

„Herr Reichsgraf, ein Spielchen!" brüllte der Herr von Liebeneck.

Und es gab ein Spielchen.

Aber reichsgräfliche Gnaden spielten hoch, sehr hoch. Der Prinz hielt dagegen, Mordrach als Schatzkanzler hinter sich.

Die Windlichter flackerten, und die Karten fielen.

Zwei Herren aus Koblenz verloren beständig und drückten sich unauffällig.

Da kam die Nacht.

Krafft Gottschalk aber spielte.

Und gegen ihn spielte Hans Karl von Altenrott; der Maitrank brannte ihm im Blut und die laue Nacht und der Duft des Waldes. Toll spielte er, und er gewann, als sei es das Spiel seines Lebens.

„Ihr seid ein wackerer Kumpan, Herr Prinz von Altenrott," lobte der Falkensteiner. Und dann schrieb der alte Herr Zettel auf Zettel, die er aus seinen Taschen zog. Aber das Glück war gegen ihn.

Seine Burgen zerfielen und waren nur mehr Heimstätten für Krähen und Eulen, und hier vor Liebeneck, in der Pracht einer Mainacht, kämpfte der letzte Herr von Falkenstein seinen schwersten Kampf. Seine Ringe fielen auf den Tisch, sein geistlich Kreuz warf er dazu. Doch er spielte. Hans Karl schoß aber jäh der Gedanke durch den Kopf, daß das Land der Falkensteiner viel größer und viel reicher gewesen als das kleine Fleckchen Erde, aus dem die starken Herren in der Sandheide der Mark ein Königreich geschaffen hatten.

Der Rheingraf hob den Kopf: „Fortuna souteniert mich übel, mich, ihren treusten Adorateur. Was setz' ich ein?"

Da lachte Hans Karl, dachte an die dunkelgrauen Augen und rief: „Den Weinberg, Herr, hier an der rechten Lehne!"

„Man soll nicht um Wein spielen, das ist heiliges Gut. Doch es sei!" Er schrieb und verlor.

Hans Karl schob alle Zettel, die Ringe und das Kreuz zurück, nahm nur den letzten Schuldschein an sich, verbeugte sich und ging.

„Ein Teufelsjunge!" seufzte der alte Herr und spielte in seiner Trunkenheit mit dem Ringlein, das seine Mutter ihm einst ans Fingerlein gesteckt hatte.

* * *

Der Mond warf sein Silberlicht über die weißen und rosenroten Blüten der Obstbäume und schuf aus dem Gärtlein vor Liebeneck ein winziges Zauberreich.

Und in diesem flimmernden Zauberreich stand die kleine Sophie Friederike und starrte hinab auf den Rhein, der in grünem Silber seine Bahn zog, zwischen schwarzen Felsenschatten.

Ganz wunderbar war es der kleinen Baronesse zumute, seltsamer und wehmütiger noch als je bei der Lektüre ihrer tränenreichen Romane. Ein schweres banges Mädchenherz in der Weinblüte war's, und nur der alte Spötter, der Mond, wußte Bescheid. Sie hatte Angst vor den zaghaften Gedanken, die wie kleine Vögel um den Märchenprinzen von Altenrott flatterten. Der hatte so sonderbar zu ihr gesprochen, im Buchenwald, so weich und verträumt, so wie der junge Werther sprach in dem nun verschlossenen Buch. Von einem Traumland hatte er ihr gesagt, in dem man vergaß, was vorher war.

Leise rieselten die Blüten nieder, die der Wind mit kosenden Fingern abstreifte, blaßrote und weiße Blüten. Hochzeit hielt die Natur.

Das kleine Fräulein vom Rhein sah die Blüten fallen und weinte. Zornig biß sie dann in ihr Spitzentüchlein und schalt sich eine Gans, eine ganz dumme Gans, wie sie ihre Schwester Karoline Ulrike mästete für die Festtage. Was ging sie dieser fremde Mann an, der eine häßliche Prinzeß heiraten sollte? Mochte er doch! Aber merkwürdigerweise hatte sie Mitleid mit ihm und haßte die Prinzeß, die sie nicht einmal kannte. Diese sommersprossige Juliane Ulrike war sicher eine Pimbeche, die einen Hans Karl nicht zu kaptivieren wußte. Sie, die arme kleine Friederike, verstand das viel besser. Wie simpel und fromm hatte er heute mit ihr Waldmeister gepflückt. Ach ja, es war sehr traurig.

Und sie seufzte tief.

Da sagte eine lachende Männerstimme: „Was macht die Lurlei?"

Sie wandte sich um und blickte erschreckt in zwei große dunkelblaue Augen.

Hans Karl hielt einen weißen Zettel im Mondlicht und lachte: „Ich hab' ein Geschenk."

Fiekchen biß die Lippen aufeinander. Sie schämte sich, weil er ihre Tränen und das nasse Tüchlein sah. Drum sagte sie trotzig: „Von Spielern mag ich kein Geschenk."

„Sollte ich mir Dero Ungnade zugezogen haben?"

Ein heftiges Kopfnicken war die Antwort.

„Der Zettel bittet um Pardon. Ich habe den Weinberg erspielt, den schönen Weinberg des Grafen Falkenstein."

Es blieb ganz still.

„Geben Sie das dem gestrengen Papa, als kleine reconnaissance für die große Gastfreundschaft."

Die kleine weiße Hand ballte sich zornig um den Schuldschein des leichtsinnigen Rheingrafen: „Das heißt, Votre Altesse wollen den armen Papa verspotten, ihn bezahlen und —"

Nun kam ein Stocken.

„Und Juliane Ulrike *doch* nicht heiraten. Nein, das will ich auch nicht. Fällt mir gar nicht ein!"

„Der Papa wird sehr indigniert sein," flüsterte ängstlich die Baronesse von Rathsamhausen.

„Sagen Sie ihm also, daß ich eine andre im Herzen trage."

„Ich?" Tonlos war die Frage, aber ein Restchen Zorn war mit dabei.

Der Prinz lachte leise, ganz leise, wie böse Jäger, wenn sie das Wild beschleichen: „Ich will nicht mehr heim nach Altenrott. Ich opfere die Sukzession."

Rasch sprudelten die Worte aus dem Munde des Prinzen, den sein Vetter, Prinz Waldmeister, mit seinen unsichtbaren Geisterchen gefangenhielt.

„So lieb haben Sie die Dame?"

„So lieb, ganz so lieb!"

„Ach ja, dann muß ich es wohl dem armen Papa sagen."

„Warten wir noch ein wenig," sprach Hans Karl und scheuchte die Geisterchen von sich.

„Ja, warten wir noch ein wenig," wiederholte fast froh der zaghafte Kindermund.

„Ich weiß nämlich noch nicht, ob die petite dame mich liebhat."

„Ach so — ja, freilich."

„Es ist eine Mesalliance. Serenissimus in Altenrott wird toben. Alle werden toben. Am wildesten der Herr von Liebeneck."

„Ja, der gestrenge Papa kann sehr zornig sein, wenn eine Affäre ihm übel gelingt."

„Ich hab' eine ganz vermaledeite Angst, aber ich ziehe mich schon aus der Affäre. Wollen Sie mein Bundesgenosse sein?"

„Ich? Warum gerade ich?"

„Nun, wenn ich Ihnen zu sehr contre cœur bin, dann nicht."

Da streckte sie zögernd die kleine Hand hin, und die Bärentatzen schlossen sie ein.

So ward Sophie Friederike die Alliierte des Prinzen Hans Karl, auf daß dieser nicht Juliane Ulrike, sondern eine andre Dame heiraten könne, sollte es auch eine standeswidrige Verbindung sein. Aber Fiekchen hatte ein gutes Herz; unglücklich Liebende helfen so gern dem Glück der andern. Und den Weinberg hatte ja der Papa schließlich jetzt auch so, ohne die Mariage mit Juliane Ulrike. Freilich, einige Tränen mußten tapfer verschluckt werden, als sie Bundesgenossenschaft für diese fremde Dame gelobte. Aber es war süß, in der Stille zu leiden wie Werther.

Bei flackerndem Kerzenlicht schrieb der Prinz in dieser Mondnacht an die Tante in Wien.

Der Mond guckte ihm über die Schulter und las neugierig, was Hans Karl der Fürstin Esterhazy zu vermelden hatte. Nur weniges konnte er entziffern, denn der Gänsekiel war schlecht, so gut auch die Gans gewesen sein mochte, von der er stammte:

„Ihro Liebden, ma très chère tante, weiß, daß ich ein Nichtsnutz und Hitzkopf allezeit gewesen und immer meiner eignen Idee folge — leider, meint Seine Exzellenz, der Staatsminister Danckelmann. Sie werden gehört haben, teuerste Tante, daß ich die malsoignierte Erbprinzeß von Zeitz-Köstritz zum Weibe nehmen soll. Man hat zu diesem Effekt sogar den weitberühmten Heiratsagenten Europas, Herrn Achatz von Rathsamhausen, verpflichtet, der mich itzo bei sich gefangenhält, in der Hoffnung, bessere Gedanken in mein armes Hirn zu pumpen. Nun hat Herr Achatz eine Tochter, ein gar lieb und traut Ding, daran ich mein Herz verloren."

Der Mond machte entsetzt die Augen zu und zog die Wolkenmütze darüber. Dann packte ihn aber doch die Neugierde, er guckte hervor und las weiter:

„— so die liebe Tante bei der Kaiserin einiges vermag, bittet der malheureux neveu gar submissest, ihm auszuwirken, daß er die Sukzession aufgeben und als Graf von Erlenroda in Berlin Dienste nehmen könne. Bei der Subtilität der Sentiments Ihrer Majestät contre Berlin braucht dies letztere aber nicht betont zu werden. Es ist bloß eine sekrete Information für die trauteste Tante, so diese Affäre gütigst menagieren soll. Leider Gottes will der alte Fritz besagte Mariage zwischen Altenrott und Zeitz-Köstritz à tout prix, weswegen er mich wohl lieber nach seiner sonderlichen Gewohnheit ins Stockhaus sperren als mir ein Rittmeisterpatent in Gnaden ausstellen dürfte. Nun aber kann ja mein Herr Bruder in Altenrott sukzedieren und mit der üblen Juliane Ulrike in den heiligen Ehestand treten. Solche Solution sei ihm gnädigst verstattet —"

Der Mond war hier gut kurtrierisch und gönnte deshalb dem protestantischen Fritz diese grauenhafte Blamage. Er blinzelte vergnügt und wollte weiterspionieren, fand aber nur noch den Schluß leserlich, der also lautete:

„Besagte Freiin de Rathsamhausen ist in allen Stücken geschaffen, meine Eheliebste zu sein. Sie ist amoureuse in mich, glaubt aber, daß ich eine andre Coeurdame zur Gräfin Erlenroda machen will — —"

Dann kratzte der Gänsekiel gar zu entsetzlich, der Mond hielt sich die Ohren zu und schlief ein.

* * *

Am nächsten Morgen ritt ein Kurier nach Wien.

Herr Achatz aber merkte nichts davon, er war selig versunken in frohe Nachrichten aus



Köstritz, die von des Junkers Seinsheim Removierung nach Berlin und von Juliane Ulrikens Progreß in Tanzkunst, Courtoisie und Reinlichkeit vermeldeten. Auch sollte die liebreizende Prinzeß im Oktober nach Koblenz kommen.

Herr Achatz aber rieb sich die Hände und lachte vergnügt in sich hinein. Und als sein kluger Hausschatz ihm sagte: „Ich fürchte, daß du übles Werk getan, mein liebster Achatz; unser Fiekchen hat sich in deinen Prinzen vergafft," da lachte er, umfaßte die stattliche Reichsfreiin, tanzte mit ihr durchs Ehegemach und rief: „Ça va bien, ça va bien! Fiekchen heiratet den Mordrach, so in viel besserer assiette sitzt denn mancher Reichsfürst."

„Aber wenn sie deinen Prinzen im Herzen hat?"

„Der weckt nur die Liebe. So ein kleines Frühlingsgewitter ist die beste Vorbereitung für eine wohlassortierte Mariage. Laß mich nur machen! Mordrach wirbt um Fiekchen, so wahr ich Achatz heiße!"

Frau Anne Marie schüttelte das Haupt: „Mein trautester Eheherr, du wirst alt."

„Ach so, du schätzest, sie könnte sich ernstlich in amour begeben? Ta-tata! Ein Diplomat weiß Kniffe, laß mich nur machen. Halt! Ja, so geht es, mein liebster Hausschatz. Ich lasse Hans Karl nach Wien zur Tante Esterhazy reisen. Er bat oft darum. Das zerstreut ihn, er kommt ins Hofleben, die Tante sermoniert ihn tüchtig. Mordrach bleibt hier, Fiekchen sieht ihn täglich, er sieht Fiekchen —"

„Ja, ja, laß nur Hans Karl nach Wien reisen."

„Für Fiekchen wird noch heute ein Caraco en brocat rose zugeschnitten, mit breiten Brüsseler Engageanten. Man koiffiere sie au papillon constant und klebe ihr un petit comète als Kokette dicht an den dummen Schnabel. Das könnte höchst fördersam sein bei des Junkers timider Gemütsart. — Bon voyage, mon prince! Brillanter Einfall," lobte Herr Achatz sich selbst, „ich rieche schon Hochzeitskuchen!"

Und Diplomaten haben bekanntlich feine Nasen.

Und es geschah nach des großen Ränkespinners Willen.

Der Prinz schien sehr erfreut über die gnädige Erlaubnis seines Kerkermeisters und war auch gleich bereit, Mordrach als Geisel in Osterspay zurückzulassen. Nur Mordrachs Wechsel begehrte er mit sich zu nehmen, gab aber sein Ehrenwort, in sechs Wochen wieder zurückzukehren.

„Hören Hoheit nur stets auf die weisen Worte, die Ihre Durchlaucht Esterhazy Ihro Hoheit intimieren werden."

„Ich will es tun," gelobte der Prinz.

Am Abend dieses Tages traf er Fiekchen unter den zwei Linden auf dem Stadtwall. — — — — — — — — — — —

Tobias Mordrach war nun Fiekchen attachiert, die gar zaghaft die verzweifelten Galanterien des langen Kavaliers hinnahm. Viel lieber schien der Livländer mit der rundlichen Charlotte Amalie zu plaudern, die derbe Scherzreden liebte, fast ebenso wie guten Wein, den sie sich heimlicherweise gar oft in einem blauen Töpfchen mit weißen Tauben aus dem Keller holte, wenn der gestrenge Papa durch Regierungssorgen in seine reichsfreiherrliche Regentenstube gebannt war, wo er viele Schläfchen hielt, zum Ersatz für schlaflose Nächte, so er als Kupidos Bote hatte erdulden müssen. Charlotte Amalie mußte auf väterlichen Befehl jetzt ebenfalls stets feine Toilette machen und Fiekchen mit Mordrach auf langen einsamen Spaziergängen begleiten. Das Hausregiment gab die stattliche Schwester an Karoline Ulrike, genannt das Gänseputtel, ab, die ihrerseits durch eine Magd ersetzt ward. Charlotte Amalie bekam von Herrn Achatz schöne neue Roben, darunter eine gelbe mit bunten chinesischen Blumen, in der sie auf ihren roten Hackenschuhen gar majestätisch einhertrippelte. Sogar zu Mouches griff die sonst so hausmütterliche Dame und schmückte die roten gesunden Backen, die keine Schminke brauchten, mit bedeutungsvollen kleinen schwarzen Sternchen und Männchen, die sie voll geheimer Freude ausschnitt. Und Mordrach freute sich an dem drallen bunten Weiblein, das so grundgescheite Ansichten und so viel Sinn für weinfrohe Seligkeit hatte.

In jeder Schenke kehrte man ein, und während die kleine Schwester nachdenklich die bunte Junipracht der Wiesen plünderte, zechte der Junker mit seiner herzensguten Gefährtin und plauderte von seinen Gütern in Livland, von Winter- und Sommersaat, von Schweizer Rindvieh und vom Rübenbau.

Ihr Lachen und Scherzen schnitt Sophie Friederike ins Herz. Gar wehmütig hängte sie ihre Blumenkränze unter die Heiligenbilder, die überall zu finden waren, an Feldrainen

und Waldecken, dieweil der Rhein unter dem Schutze zahlloser Heiligen steht.

Daheim in Osterspay aber schnitt Mordrach Fiekchen gar feurig die Cour, und sein nußbrauner Frack mit dem schwarzen Sammetkragen schwänzelte beständig hinter ihr her.

Wohlgemut sah es Herr Achatz und pries im stillen seine trefflichen Toilettegebote. Er wußte ja nicht, daß die beiden stets von dem Prinzen sprachen und von dessen geheimnisvoller Reise nach Wien. Mordrach als schlauer Geselle und gewiegter Hofmann sang das Loblied der ravissanten Jüngsten in die Ohren des alten Herrn, dem solche Reden Honigseim waren, und sprach nur selten von der Tüchtigkeit und dem hausfraulichen Verstand der andern Schwester. Diese aber war oft sehr rot und verlegen und wich Fiekens zornig fragenden Blicken aus, wo sie nur konnte. Ganz verlassen war die Alliierte des Prinzen Hans Karl.

Einmal traf sie den Junker mit einem Brief in der Hand. „Aus Wien?" fragte die rosige Neugierde.

Stumm nickte Tobias und warf große rätselhafte Augen auf Fiekchen, die in ihrem apfelgrünen, weißgelb geblümten Kleidchen auf den Zehenspitzen stand und nach dem Briefe guckte.

„Hoheit sind sehr zufrieden mit dem séjour in Wien. Sie obtenierten eine Audienz bei der Kaiserin."

Das Mädchen biß sich die Lippen blutig, um nicht laut hinauszuweinen. Der petit comète am linken Mundwinkel zitterte bedenklich. Eine Audienz bei der Kaiserin! Da hatte der Prinz sicher um die Erlaubnis zur Mesalliance mit seiner Coeurdame gebeten. Und sie durfte nichts Näheres erfahren.

Der Junker Mordrach war ein Verräter und führte den armen Papa hinters Licht: Tobias machte sich gar nichts aus Fiekchen, trotz der sorgfältigen Toilette, bei der Mama und die Stiftsfähigen jetzt täglich präsidierten. Mordrach war kalt wie Eis. Und so beruhigend dies für ihr liebeskrankes Herz war, so ärgerte es sie doch maßlos, weil ihre kleine Eitelkeit darunter litt. Sie hätte so gern vor Mordrachs Seufzern mit einer unglücklichen Liebe renommiert. Und damit war es nun nichts.

Eines Nachmittags, im Juli schon, schlich Charlotte Amalie mit dem blauen Töpfchen in den Keller, ihr Herz zu trösten durch einen kräftigen Trunk. Und Fiekchen sah, daß der Junker ihr nachwandelte, mit sonst ganz ungewohnter Schnelligkeit.

Die Kleine huschte ans Kellerfenster, wischte den Staub weg und spähte hinab.

Ach Gott, mitten unter den Stückfässern im kühlen Schatten saß die Schwester auf einem leeren Tönnlein, und vor ihr lag Herr Tobias auf den Knien. Und jetzt begegneten sich die Köpfe. Der Haarbeutel des Junkers wackelte heftig, und dann verdeckten ihn die etwas derangierten Locken Charlotte Amaliens.

Da warf sich Fiekchen ins Gras vor dem Kellerfenster, mitten in ein Nelkenbeet, und weinte los. Verrat, nichts als Verrat!

In der Nacht beschloß sie, im Rhein zu sterben. Niemand, gar niemand würde an ihrer Urne weinen und Trauerweiden und Vergißmeinnicht mit treuen Tränen netzen!

Nach einem guten Frühstück aber vergaß sie den verzweifelten Plan und begleitete munter den Vater, der auf Besuch nach Braubach fuhr.

In stiller, silberner Mondnacht kehrten sie heim.

Und da stand unter den Linden auf dem Stadtwall der Junker und winkte eifrig mit seinen langen Armen, wie ein Nachtgespenst.

Herr Achatz unterdrückte einen Fluch, als er die Botschaft hörte. Morgen kam Hans Karl zurück nach Osterspay. —

Hoher Mittag war's, als er seinen Einzug hielt.

Die Familie stand im Hof versammelt, den illustren Gast zu begrüßen, und der Hausherr hatte sein liebenswürdigstes Diplomatenlächeln hervorgesucht. Jählings aber erstarb dieses Lächeln, als er die seltsame Karawane erblickte, die hinter dem Prinzen und seinen zwei Dienern in den stillen Hof rasselte, rumpelte und klapperte. Ein hochbepackter Wagen war es, und dann ein zweites Gefährt, von dem ein Krähen, Gackern und Schnattern ausging, als sei die Walpurgisnacht erst im Anzug. Nur Karoline Ulrike stieß einen vergnügten Schrei aus, als sie das nützliche Federvieh erkannte. Hans Karl war etwas verlegen, er drückte Herrn Achatz auffallend lange die Hand, beugte sich sehr tief über die weißen Finger der Hausfrau und begrüßte die Töchter mit zeremoniösen Komplimenten. Fiekchen war sehr blaß, so daß sie heute sogar das ihr so verhaßte Rouge aufgelegt hatte. Doch sie er-

widerte höflich die Verbeugung des Prinzen, und so verbeugten sich das goldgelbe Linonkleidchen mit den weißen Spitzen und der blaue Frack ernst und umständlich voreinander. Frau Anne Marie hob die Lorgnette und seufzte leise. Und ein nicht sehr achtungsvoller Blick streifte den Eheherrn.

Dieser aber sprach mit Salbung: „Hoheit geruhen allergnädigst, mein bescheidenes Haus mit Dero Menagerie zu beglücken."

„Es sind spanische Hähne, gestrenger Papa, und welsche Hühner," stieß Gänseputtel in atemloser Aufregung hervor. Und sie lief und brachte den durstigen Tieren Wasser.

Herr Achatz schleuderte ihr einen Wutblick zu, aber der Prinz wies auf einen schweren Braunen, den sein Reitknecht am Zügel hielt: „Ein Gastgeschenk, Herr Baron. Ein irisches Reitpferd, so Ihnen nützlich sein möge auf Ihren Fahrten als Amors Gesandter."

Herr Achatz lächelte geschmeichelt und musterte mit Kennerblick das edle Pferd. Auch Herr von Mordrach tat dies, aber mit sehr gemischten Gefühlen. Mit Schaudern sah er der Abrechnung seines Bankiers entgegen, Hoheit schienen mit den guten Mordrachschen Kreditbriefen allzusehr Mißbrauch getrieben zu haben.

Im Salon kamen dann noch andre Geschenke zum Vorschein: eine Perlenkette für die Hausfrau, edelsteinbesetzte Kreuzlein für die Stiftsfähigen, Seide und Damast für die andern Baronessen. Immer blasser ward Mordrach, immer blasser ward auch Fiekchen, trotz der dichten Schminkschichte. Sie erhielt nichts, rein nichts, nicht einmal ein kleines Souvenir. Die Schwestern sandten sich bereits vielsagende Blicke zu, nur Herr Achatz lächelte sehr sonnig, weil seine Jüngste leer ausging und gerade sie nichts abbekam von dem Goldregen prinzlicher Freigebigkeit. Und beflissen vermeldete er Grüße vom Hof zu Zeitz-Köstritz, Grüße, die mit gebührender Hochachtung und lächelnder Befriedigung aufgenommen wurden.

Dann wandte sich Hans Karl zur Jüngsten: „Sie müssen mich gütigst exkusieren, Baronesse, daß ich vergaß, Ihnen ein Souvenir aus Wien mitzubringen —"

Er wollte weitersprechen, aber vom Hofe drang entsetzlicher Lärm herauf. Alles lief zu den Fenstern, und siehe, unten tobte ein Kampf, ähnlich dem vor den Mauern Trojas um die schöne Helena.

Karoline Ulrike hatte in ihrer Herzensfreude die fünf spanischen Hähne aus ihrem Kerker erlöst, doch die Hidalgos machten üblen Gebrauch von der langentbehrten Freiheit. Neugierig war der erbgesessene Haushahn mit einigen seiner Lieblingshennen herangestolziert und krähte nun sehr kampflustig, als er die spanischen Eindringlinge erspähte. Diese erwiderten den Kampfruf und gingen sofort frisch ans Werk. Wütend zerhackten sie den armen Haushahn, der des Kriegshandwerks schon entwöhnt war, und zausten in wilder Begeisterung sogar die fetten Hennen. Wildes Gackern und Krähen bildete die Schlachtmusik. Eine Stallmagd fuhr mit dem Besen drein, doch die edlen Spanier wichen und wankten nicht. Einer flog der Besenjungfrau aufs Haupt und begann grimmig loszuhacken. So mischte sich menschlicher Wehruf mit dem Todesschrei des Kikerikis von Osterspay, der inmitten seiner Damen fremden Räubern erlag.

Die Herren stürzten hinab, und der eifrige Mordrach erlegte drei spanische Hähne, die nach der schnöden Ermordung ihres gemeinsamen Feindes sofort miteinander in Streit geraten waren. Oben kreischten die Frauen, als die Häupter der spanischen Herren durch die Luft flogen. Jetzt warf sich auch der Hofhund in den Kampf, erwischte in gewaltigem Ansprung den vierten Hidalgo und schleppte seine Beute in die Hütte. So blieb nur einer übrig. Der aber krähte laut und stolz und schlug herausfordernd mit den Flügeln, denn er fühlte sich als Sieger. Und bewundernd umschritten ihn die verwaisten Hennen, nach leichtsinniger Frauen Art.

So hielt Hans Karl seinen Eintritt in Osterspay, unter Mord und Totschlag.

Am Abend aber fand Fiekchen ein Brieflein im Turmzimmer, und sie wußte nicht, wie es dahingekommen sein konnte. Geheimnisvoll lag es auf der Amethystplatte des Veilchenholztischchens. Und neugierig schauten die zwei silbernen Englein, die das Rosenmedaillon über der Tür trugen, auf das kleine weiße Etwas.

Sorgsam flocht das brave Fiekchen zuerst die widerspenstigen Locken in Papilloten, schloß sorgsam die Tür, zog die blauen Vorhänge zu und setzte sich dann erst zwischen zwei Wachskerzen und las. Ja, die Coeurdame war da. Morgen sollte Sophie Friederike sie kennen lernen, sie ganz allein, weil sie



die beste Freundin des glücklichen Prinzen sei. In Wien sei alles in Ordnung. Auf Liebeneck sollte sie die Dame treffen, gegen Abend; Mordrach und Charlotte Amalie sollten sie begleiten.

Und zum Schluß hieß es: „Die Reichsfreiin Sophia Friederike wird die beste Freundin der künftigen Gräfin Erlenroda sein. Dies hofft Hans Karl von Altenrott.“

Der Zorn leuchtete in den dunkelgrauen Mädchenaugen, als die spitzen Finger das Brieflein in die Kerzenflamme hielten. Leise knisterte das Papier, bekam schwarze Ränder, dann ward es rot und wellig und zerfiel in graue Asche. Der kleinen Baronesse aber schien es, als verbrenne viel mehr, ihr erster Traum, ihr ganzes rotes Mädchenherz. Das Leben ward ihr mit einem Male farblos und gleichgültig, wie wenn bleischwere Regentage den goldenen Sonnenschein auslöschen und schwankende Regenschleier vor die lachende Gegend spannen, die Freude und Glück bot.

Die ganze Nacht saß sie wach und ließ die Kerzen niederbrennen, achtlos fielen die weißen Wachstränen auf die Amethystplatte. Vom Liebeneck schrie ein Nachtkauz herüber. Friederike schrak zusammen. Und dann faltete sie die Kinderhände und bat für das Glück des geliebten Prinzen und der unbekannten Dame seines Herzens.

Als aber das Grau des Morgens dämmerte und ihr Gehirn schon blutleer und abgespannt war, beschloß sie, dem gestrengen Papa alles zu beichten, wenn sie auch als Verräterin am Prinzen gebrandmarkt werden sollte. Nein, sie wollte die Fremde nicht schonen. Ihr eigenwilliges Herz schrie nach Rache und genoß den heimlichen Triumph im voraus. Hans Karl sollte nur die häßliche Prinzeß heiraten, das war eine wohlverdiente Strafe. Es ging ja auch um die Ehre des gestrengen Papas und um seinen Ruf als Kupidos Bote, wie er sich selbst scherzend nannte.

Mit diesem tröstlichen Gedanken an die süße Frauenrache, die eine gekränkte Geliebte und eine brave Tochter zugleich vorhatte, schlief Fiekchen ein und erwachte erst, als schon der Vormittag des 1. August ins Zimmer lachte. Im Turmstübchen hing noch der schwelende Geruch der niedergebrannten Kerzen, und auf dem Tische lag der Aschenrest des Briefes.

Es klopfte sehr laut, und als Fiekchen öffnete, stand die Mama vor ihr mit dem Frühstücksbrett in der Hand. Nach dem Handkuß mußte die Tochter Schokolade trinken und einige Bissen Milchbrot hinabwürgen, alles in der entsetzlichen Angst, daß die gnädige Mama das unberührte Bett sehen könnte. Aber sie schien nichts zu merken. Sie lächelte nur fein und koiffierte das nervöse Fiekchen. Dabei erzählte sie, daß der gute Papa am frühen Morgen nach Darmstadt abgereist sei, wohin ihn dringende Depeschen noch in der Nacht berufen hätten. Fiekchen nickte voll Verständnis. Das galt der russischen Heirat. Nun konnte sie dem Papa nichts verraten, und vor der gnädigen Mama hatte sie allzu große Furcht. Vielleicht war es so besser. Sie brauchte den blonden Prinzen nicht zu betrügen und durfte die Glückliche sehen, die Gräfin Erlenroda werden sollte. Die geheime Wollust des Schmerzes, die keinen Mitwisser haben mag, schloß ihr die blassen Lippen. So war das kleine Rheinlandmädchen zur echten und rechten Frau geworden in dieser einen Nacht. Auf der weißen Kinderstirn aber standen winzige Falten, die diese Nacht hineingegraben, und in den Augen war ein Leuchten, wie es dumme Kinder gemeiniglich nicht haben. Und hatte Fiekchen einst mit Puppen gespielt, so spielte sie jetzt mit dem süßen Herzeleid und kam sich dabei groß und erhaben vor, fast so groß und erhaben wie Mama, die sich heimlich abwenden mußte, ihr Lächeln zu verbergen. Mütter wissen zu schweigen, und so verschwieg auch die Freiin von Rathsamhausen, daß der Prinz ihr gestern unter vier Augen ganz diskret über seine Wiener Reise referiert hatte.

Und es war gut, daß die Tochter das vielsagende Lächeln nicht sah; noch besser aber war es, daß Herr Achatz jetzt auf dem irischen Braunen des Prinzen von Altenrott ahnungslos Darmstadt zuritt. Vielleicht wäre der Felsenglaube an seine diplomatische Kunst vor dem Lächeln seiner klugen Frau jählings hingeschwunden.

So aber trabte er wohlgemut dahin, ein Schreiben des Grafen Panin in der Tasche, friedlich neben vertraulichen Mitteilungen des Leibarztes der landgräflichen Familie von Darmstadt, hochbeglückenden Konfidenzen über die versprechende Konstitution der Prinzessinnentöchter. Zwar lauteten auch die Nachrichten aus Sachsen-Gotha verlockend, aber die leichtsinnige Verwandtschaft ließ eine Al-

lianz nicht rätlich erscheinen. Auch waren in diesem erlauchten Hause schon hie und da Prinzen mit zwei Daumen an jeder Hand geboren worden, eine erbliche Belastung, die Herr Achatz sorgfältig in seinen Listen notiert hatte.

Überall war die Ernte im Gange, goldgelb fielen die Ähren, die Erde war stolz auf ihre reife Mutterschaft. Und das brachte den Herrn von Liebeneck auf allerlei spaßhafte Gedanken, derweil er nach Darmstadt eilte, eine kleine Prinzeß zu werben für den Thronfolger an der Newa. Mitte September wollte er heimkehren und Juliane Ulrike mit Hans Karl verheiraten.

Stolz lächelte er, er lächelte über die bange Sorge seiner Eheliebsten, die für Fiekchens Seelenfrieden fürchtete. Ach Gott, die Anne Marie war eine brave Frau, grundgescheit und gut, aber von seinen Liebesintrigen und hoher Diplomatie verstand sie doch nichts. Übrigens wollte er auf der Heimreise in Köstritz vorsprechen und sich von der holdseligen Metamorphose des „Krokodils" persönlich überzeugen.

* * *

Im Obstgarten vor Liebeneck trippelte Sophie Friederike unruhig auf und ab. Die Blüten waren längst verweht, Hochsommer war es, die Pflaumen hatten schon violetten Hauch und die Äpfel rote Bäcklein. Gar zierlich rundeten sich die Pfirsiche an den niedern Spalieren. Alles ward reif und klar, wie der Fernblick rheinauf und rheinab in der silbrigen, vor Hitze leicht zitternden Luft. Und wie Liebeneck zweimal ins Rheintal blickte, weil der Strom sich um eine schmale Landzunge wand, so schaute auch Fiekchen vor- und rückwärts in ihr eignes Leben, zurück in die frohe Kindheit und vorwärts in das bittere Herzeleid.

Dann kam der Prinz schier feierlich und mit glänzenden Augen. „Die Dame hat sich verspätet. Aber sie muß gleich hier sein."

Wartend schritten sie auf und ab, zwischen den Obstbäumen, die im ersten Abendhauch flüsterten.

Hans Karl war sehr grausam. Er erzählte von dem Liebreiz und von dem kindlichen Herzen seiner Trauten, von der Sonne in ihren Augen und den schelmischen Grübchen in Wange und Kinn.

Immer stiller ward das Fiekchen, immer bitterer schlossen sich die blassen Lippen. Aber sie hörte geduldig zu. Er durfte ja nicht merken, wie ihr kleines dummes Herz zuckte vor Weh.

Und er merkte es auch nicht. Jetzt sprach er von den hübschen Schlössern, wo er seine Liebe verbergen wolle wie einen köstlichen Schatz, zu dessen Kammer nur er den Schlüssel habe.

„Kommt sie noch nicht bald?" fragte Fiekchen und grub die Spitze des Parasols ins Gras.

„Seltsam, sie sollte schon da sein. Aber Mädchen sind oft so wenig gewitzt und fühlen nicht, wie ungeduldig man sie erwartet."

„Ist sie hübsch — sehr hübsch?"

„Mir ist sie eine Beauté. Sie ist ein reizender Dummbart."

„Ach so!" lachte boshaft die Kleine.

Wieder eine Pause. Die Flügel des Abends schatteten schon über dem Garten, violett und dunkelgrün glitt das Dämmern herab, alles Gold verblich.

Da nahm Sophie Friederike von Rathsamhausen allen Mut zusammen. Sie zog ein Ringlein vom Finger und reichte es dem Prinzen. „Geben Sie der Gräfin dies als Souvenir. Ich sage der Maman, daß ich es verloren habe. Und die Gräfin Erlenroda soll sich erinnern, daß ich ihr alles Glück gönne, alles, alles Glück." Die hellen Tränen liefen ihr über die Wangen und nahmen alle Schminke fort.

Hans Karl küßte die weiße Mädchenhand und lächelte.

Fiekchen aber riß sich los und sagte ganz leise: „Adieu!"

Da rief der Prinz: „Sie kommt! Sie ist da!"

„Wo?" flüsterte das Mädchen.

Aber zwei Hände legten sich vor ihre Augen, so daß sie nichts sehen konnte. Und dann glitten diese Hände jäh herab, und sie sah in einem vorgehaltenen Spiegel ihr eignes Gesicht.

„Hoheit!" schrie sie ganz zornig auf.

Doch zwei Arme spannten sich um ihren Nacken, und dann kam ein Kuß: „Du liebes dummes Fiekchen!"

Der Kuß streifte nur die Stirn und die Ringellocken. Da blitzten goldene Sterne in den dunkelgrauen Augen, und die roten Lippen spitzten sich leicht, als erwarteten auch sie

einen Kuß. Aber das geschah ohne Fiekchens Willen, in halber Besinnungslosigkeit. Sie schloß die Augen, das Glück nicht zu sehen. Und nun kamen viele, viele Küsse, die sie schweigend duldete.

„Hast du denn gar nichts erraten, Schätzel?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich war eine Gans."

Er nickte strahlend.

Da lachte sie froh, es war ihr altes helles Kinderlachen.

Und so erhielt der ehemalige Erbprinz von Altenrott den ersten Kuß von seiner kleinen erglühenden Braut, gerade als eine frühe Fledermaus an ihm vorüberschwirrte und sein Haar streifte, daß die Puderstäubchen flogen.

Der Abend fand die beiden im Traum, und vergessene Äolsharfen in den Obstbäumen tönten leise, als die Finger des Windes damit spielten.

* * *

Und viele glückliche Tage folgten, viele schöne, erwartungsfrohe Morgen, viele glückliche einsame Spaziergänge mit den getreuen Mitwissern Mordrach und Charlotte Amalie, und gar manch heimliches Liebesbrieflein, das in dem schönen Sekretär von Rosenholz im weißen Turmzimmer ein Ehrenplätzchen erhielt. Und dazwischen flatterte nur die Angst vor dem infernalischen Zorn des gestrengen Papas, der so vergnügliche Briefe aus Darmstadt schrieb.

Nun brauchte Fiekchen auch keine Schminke mehr, karmesinrot leuchteten ihre Wangen, fast allzu rot und heiß, so daß sie oft scheue Blicke nach der gnädigen Mama warf. Aber diese beachtete ihr Fiekchen gar nicht. Selbst dann nicht, als eines Abends ein winziges Schönheitspflästerchen, ein kleiner schwarzer Komet, das blütenweiße Jabot des Prinzen von Altenrott schmückte.

Am nächsten Tage aber berief sie die Stiftsfähigen aus Koblenz nach Osterspay, und so wandelten die beiden Paare jetzt stets unter geistlicher Assistenz, wie es die Dezenz verlangte. Ungezählte Dutzende von weißen, roten und gelben Wachskerzen stiftete Hans Karl nach Koblenz, und holdselig lächelten Franziska Sybille und Augusta Maria, die stolz ihre neuen, kostbaren Kreuzlein zur Schau trugen. Nur um die vollen Lippen der schönen Franziska Sybille spielte jetzt oft ein müdes Lächeln, das voll geheimer Sehnsucht und stiller Resignation war. Selbst Gänseputtel riß die wasserblauen Augen erstaunt auf, wenn Fiekchen und der Prinz ihr tändelnd beim Füttern des Federviehs halfen.

Aber ganz verblüfft war das arme häßliche Ding, als das jetzt so kecke Fiekchen bei Tische der gnädigen Mama vorschlug, mit dem Prinzen auf Lachsfang zu gehen, und zwar in einem Kabriolett. „Der alte Anders kann uns ja begleiten. Und Hoheit versteht noch gar nichts von den Lachsen."

„Das ist freilich ein arges Versäumnis," antwortete Frau Anne Marie und sah angelegentlich auf ihren Teller.

„Der Salm ist ein König, der Salm ist ein Fisch," summte Mordrach und spülte seinen Ärger über das süße Getue mit einem herzhaften Schluck Liebenecker Auslese hinunter.

Das Fiekchen erzählte der Hoheit von der prachtvollen „Werb" bei Osterspay, dem besten Fangwasser weit und breit, und zeigte sich sehr versiert in Sachen des Fischfangs.

Und so ging es mit dem alten Anders, der stocktaub war, auf Lachsfang. Ein schwarzes Kabriolett schwamm im Rhein, ein Kahn, ganz mit Leder verkleidet und überdacht, mit zwei Fensterlein rechts und links, daß wohl der Jäger den Fisch, nicht aber der Fisch den Jäger sah.

Und so schwamm in diesem Lederhäuschen ein junges Glück im Rhein.

Anders achtete auf das Fanggarn und auf die etwas tückische „Werb", den weißschäumenden Strudel. Im Kämmerlein aber hielten sich zwei umarmt, und der Rhein ließ seine Wellen ringsum rauschen und plätschern wie unsichtbare Musik.

Und da fragte Herrn Achatz' Tochter: „Glaubst du, daß die Maman etwas vermerkt?"

„Die Maman ist gar klug," war die etwas zweideutige Antwort.

„Ach Gott, Hans Karl, das wäre horribel! Da würde sie eilends den gestrengen Papa herzitieren."

Hans Karl aber lächelte nur und bemühte sich angelegentlich, Fiekchens rosige Ohren zu küssen.

Sie wich ihm aus und jammerte: „Der gestrenge Papa ist furchtbar in seinem Zorn. Dann müssen wir beide im Rhein sterben."



Und dabei lief sie in dem engen schwarzen Gefängnis auf und ab.

Der alte Anders ließ einen kräftigen Fluch hören: „Wenn Ihro Gnaden so verrückt schaukeln, kriegen die Luders zwischen Niederspay und Rhense einen feinen Fraß.“

Diese gemütvolle Reprimande brachte die künftige Gräfin Erlenroda und mit ihr den Kahn zur Ruhe. Aber die Freude am Salmfang war dahin. Immer wieder mußte Hans Karl erzählen, was die Kaiserin in Wien gesagt und was die Fürstin Esterhazy, und wie der Brief gelautet, über den vielleicht jetzt Serenissimus in Altenrott mit dem dicken Danckelmann konferierte.

* * *

Einige Tage später reiste Hans Karl mit Mordrach nach Koblenz, das Stift zu besuchen, für dessen Kapelle er aus Mordrachs Börse ein neues buntes Glasfenster gespendet hatte.

Fiekchen aber irrte ruhelos umher wie eine Henne, der die Entlein davonschwimmen. Die Weinberge ging's hinauf und hinab, bis die grobknochige Schwester Dorothea Sophie zwei mächtige Fäuste mit einer Krampe aus dem lichten Rebengrün hob, allwo sie in Männertracht scharwerkte, und laut nach Fiekchen rief.

Aber die unliebenswürdige kleine Dame lief schnell davon, wie die sagenhafte Nonne, die hier in den Rauhnächten, um Walpurgis und Sankt Johann, spukte und das Waldtal unsicher machte, das ein Bächlein dem Rhein zuführte.

Diese Nonne las in einem Gebetbuch zur Buße für die Sünden, an denen ihr Kloster zugrunde gegangen war. Auch Fiekchen las etwas, aber es war nur ein Brief in sehr schlechtem Französisch, ein Brief, den sie in ihrer Herzensangst an den gestrengen Papa nach Darmstadt schicken wollte, und worin sie alle ihre Sünden beichtete und sehr demütig um Verzeihung bat. Der arme Papa hatte auf ihre Mithilfe gerechnet, und sie hatte ihn so schnöde betrogen. Dies und die vielen orthographischen Schnitzer, die ihr ahnungsvolles Gemüt erriet, machten ihr große Oppression. Der Brief sollte ganz heimlich abgehen, auch Hans Karl sollte nichts davon wissen. Sie hatte ja darin die schönsten und rührsamsten Phrasen aus dem mit großer List wiedereroberten „Werther“ in ihr fragwürdiges Französisch übersetzt, da Herr Achatz seine Töchter zwang, sich der Sprache der Courtoisie und Diplomatie zu bedienen. Vielleicht konnte sie so das Herz des gestrengen Papas erweichen.

Ganz vertieft war Fiekchen in ihre Epistel; da rollte etwas den Hang herab, sprang an ihr vorbei und hüpfte in den Bach.

Die kleine Baronesse von Rathsamhausen schrie auf, denn der Sage nach sollten hier Feuerräder in den Bach rollen, irrende Seelen sündiger Nonnen.

Diesmal aber war es nur ein bestaubter Dreispitz mit einer Brillantagraffe. Friedlich schwamm er im Wässerlein, aus dem ihn Fiekchen, die mit zierlich gerafften Röcken von Stein zu Stein sprang, sorgsam herausfischte.

Vor ihr stand ein alter hochgewachsener Herr, der dankend die Hand nach dem Dreispitz ausstreckte. Zwei große blaue Augen leuchteten in dem rosigen Altherrngesicht, wie wenn die Natur aus ihrem Malkasten alles Liebe und Freundliche hervorgesucht hätte, diesen würdigen Mann zu schmücken.

Dahinter standen zwei Herren, ein mißmutig blickender Offizier und ein kleiner, unendlich dicker Mann in reichgesticktem Hofkleid, die Brust mit Orden bedeckt, dem ein zwerghafter Page oder so etwas Ähnliches einen Sonnenschirm über das schweißtriefende rote Antlitz hielt.

Fiekchen knixte tief, natürlich nicht vor dem freundlichen alten Herrn, sondern vor dem kleinen dicken.

Und dabei fiel die Epistel an den Papa in den Bach und schwamm lustig davon, in den Rhein und dann ins Meer, falls nicht ein Salm vorher sich den Magen verdarb an Fiekchens schlechtem Französisch.

Herrn Achatz' Jüngste bemerkte den entsetzlichen Verlust nicht, so sehr bewunderte sie die prächtige Goldstickerei des keuchenden dicken Herrn unter dem Sonnenschirm.

„Ist's hier noch weit bis Osterspay?“ fragte das fette Opfer der rheinischen Augustsonne.

„Ein halbes Stündchen. Darf ich die Herren führen.“

Fiekchen war sehr zuvorkommend. Es konnten ja Herren sein, die den Papa zu sprechen wünschten.

„Ist le baron de Rathsamhausen wohl in der Stadt?“

Fiekchen bekam einen roten Kopf. Ganz sicher waren das Geschäftsfreunde des gestrengen Papas.

Nach dieser zweiten Frage wischte der Dicke mit einem wappenbestickten Tüchlein die perlende Stirn.

Der Herr mit dem Dreispitz nahm jetzt das Wort: „Wir sind Kaufleute, die nach Paris reisen."

Der Offizier trat vor und räusperte eindringlich.

„Ach ja, ja, der Herr Major ist in darmstädtischen Diensten und schloß sich uns an," bemerkte leichthin der Graukopf.

Fiekchen nickte verständig. Darmstadt! Natürlich, das leuchtete ihr ein. Die große Affäre der russischen Mariage war also in vollem Gange.

„Der gestrenge Papa ist aber selbst in Darmstadt," murmelte sie vor sich hin.

Der alte Herr ließ seine Blauaugen blitzen: „Habe ich also die Ehre mit einer Reichsfreiin von Rathsamhausen?" Und lange, lange betrachtete er das verlegene Fiekchen, das schüchtern nickte. „Dann grüßen Sie mir den Papa bestens von uns."

„Wer — wer sind Sie denn?"

„Georg Forster aus — Frankfurt, und dies" — er wies nach dem kleinen ordenbedeckten Herrn — „dies ist le comte de — Brückelmann, Ambassadeur von Altenrott."

„Von Altenrott?" Vor Fiekchens Augen tanzten Feuerräder. Ein Gesandter aus Altenrott stand vor ihr. Ihre Knie knickten ein.

Der alte Herr reichte ihr galant den Arm: „Ist Ihnen nicht geheuer, Baronesse —?"

Das Fragezeichen bedeutete die Sehnsucht nach dem ihm unbekannten Rufnamen.

„Sophie Friederike," hauchte die entsetzte Dame und trat mit dem linken Hackenschuh ins Wasser.

Der alte Herr blieb stehen, zog Fiekchen aus dem Bach und hielt ihre Hände fest: „So, so, das Fiekchen? Die Jüngste meines alten Freundes? Das freut mich, freut mich ungemein. Ein reizendes Dingelchen, ach jawohl, ein ganz liebes kleines Weibchen."

Fiekchens Verlegenheit stieg ins Ungemessene.

Der alte Herr streichelte ihre Hände, ganz langsam und betulich. „Grüßen Sie mir den lieben Papa. Wenn wir aus Paris heimkehren, wollen wir ihn besuchen."

„Vielleicht geruhen die Herren in Osterspay von den fatigierenden Strapazen sich zu rafraichieren?"

„Ach nein, schönsten Dank! Wir müssen heut' noch nach Boppard."

„Monseigneur — —" Der Dicke schob sich nach vorn, während das Pagengeschöpf hinter ihm impertinent grinste.

„Sein Wunsch, lieber Brückelmann?" fragte merkwürdig scharf der alte Herr.

„Ich erkühne mich, submissest zu bemerken, daß —"

„Die Hitze ganz abominable ist. Ja, freilich, lieber Brückelmann!"

Seufzend schob sich der Dicke unter seinen Sonnenschirm zurück.

Plaudernd schritt Fiekchen mit dem Kaufmann aus Frankfurt voraus. Vor der Stadt verabschiedeten sich die Herren, der Offizier mit feinem Lächeln, der dicke Herr mit komischen Wutblicken, der winzige Page mit neugierig aufgerissenen Augen.

Der Herr mit dem geretteten Dreispitz aber sagte lächelnd: „Im Oktober kommen wir wieder. Schönen guten Tag, gnädigste Reichsfreiin." Und leise fügte er hinzu: „Informieren Sie diskret den Papa; es handelt sich, im Vertrauen gesagt, um eine Mariage. Seine Kunst ist ja weitberühmt." Mit leisem Lächeln hob er den Dreispitz, winkte mit der Hand und trat zurück zu seinen Begleitern.

* * *

Sophie Friederike würde sich baß verwundert haben, wenn sie bemerkt hätte, daß die Herren dem Rhein schnöde den Rücken kehrten, statt ihn nach Boppard zu übersetzen.

So aber saß sie nachdenklich unter den Linden auf dem Stadtwall und spähte stromabwärts, ob nicht der Geliebte bald aus Koblenz heimkehre. Und als die veilchenblauen Schatten des Abends auf den Bopparder Hamm sanken, kam Hans Karl. Hinter ihm wankte Junker Tobias, der allzuviel kurtrierischen Wein verkostet hatte. Es war ein kicherndes Kosen unter den verständnisinnig rauschenden Blattherzen der Linden.

Hans Karl zog die Brauen hoch, als er von den fremden Kaufleuten und dem Ambassadeur aus Altenrott hörte, aber dann lachte er sorglos: „Dankel — Brückelmann ist ein Schaf. Der ist nicht zu fürchten."

„Ach Hannesle, der alte Monsieur Forster war mir gar wohl inklinieret, er hat meine Hände gar nimmer loslassen wollen. Bist du nicht jaloux auf den alten Monsieur aus Frankfurt?"

Und als er lustig weiterlachte, stampfte sie mit dem Fuß: „Du sollst aber Jalousie haben, das will ich doch!"

„Hab' ich auch, aber nicht auf den guten Alten aus Frankfurt, der Son Altesse Sérénissime verteufelt ähnlich sieht, wie mich deucht."

„So ist's dein Papa? Das muß ein gar freundlicher Herr sein."

„Manchmal, Schätzchen, er kann auch ganz anders sein. Aber ich denke, mein alter Herr souteniert uns allerwege. Er ist so bürgerlich von Gemüt, ein Revolutionär unter den steifen kleinen Reichsfürsten. Von ihm hab' ich's im Blut, daß ich lieber Offizier in Berlin als Herr in Altenrott sein und lieber das kleine Fiekchen heiraten will als die garstige Juliane Ulrike."

„Ach, Hans Karl, ich muß dich etwas fragen, das ist mir noch viel schrecklicher als der gestrenge Papa! Sei nicht impatient, aber gib mir Antwort. Nein, du sollst mich jetzt nicht embrassieren — nein! So laß doch, Hannesle!" Sie ward sehr blaß und fragte angstvoll: „Hast du die andre Coeurdame wirklich ganz vergessen?"

„Sei kein Kind, m'amour. Hand aufs Herz: hast du nie im Leben eine riesengroße Betise gemacht? Siehst du, so ist's auch mit der andern. Das war meine Betise, eine Dummheit von den vielen. Bist du nun zufrieden?"

„Ach ja, Hans Karl! Ich hab' ja nur dich."

Und er küßte den ewigen Weiberzweifel von ihren roten Lippen.

* * *

In der Nacht erwachte Fiekchen in Angstschweiß. Der verlorene Brief an den Papa fiel ihr ein.

Sie vergoß reichliche Tränen über ihren sträflichen Leichtsinn, aber sie schrieb keinen neuen Brief. Sie fand nicht mehr den Mut dazu. Hans Karl mußte ihr weiterhelfen, sie verließ sich ganz auf ihn. Ihr junges Glück hatte an der traumhaften Gegenwart genug, die so süß und wonnig war.

Und die Wonne dauerte fort, den heißen August durch, bis tief in den September hinein. Schon sprenkelte sich Gelb und Rot in die Eichenwälder, und der Wein kochte in den Trauben, die rüstig anschwollen in süßer Reife. Tagsüber war die Luft hell und silbern, morgens und abends aber spielten schon die Nebelweiber über dem Strom, und Frau Sonne mußte viele Pfeile abschießen, bis die Schleier zerrissen.

Das war die schönste Zeit für den langen Mordbrach und sein kugelrundes Lieb. Stundenlang wanderten sie in den Wingerten oder saßen heimlich in einem der kleinen schneeweißen Hüterhäuschen, die aus dem dichten Grün guckten.

An einem Septemberabend aber sprengte Herr Achatz über das schlechte Pflaster von Osterspay. Leutselig erwiderte er die Grüße der Bürger, die rauchend und plaudernd vor ihren Häusern saßen.

Hochgemut kam er heim, geradeswegs aus Köstritz, wo er die gewaltigen Fortschritte der Prinzeß nach Gebühr bewundert hatte. Sogar die störenden Zahnlücken waren aus dem durchlauchtigen Munde verschwunden. Schön war Juliane Ulrike allerdings noch immer nicht, aber doch hinlänglich gesittet und präsentabel. Und vielleicht war Venus ihr gnädiger, wenn sie erst als Fürstin in Altenrott saß. In vierzehn Tagen traf die Prinzeß im Stift zu Koblenz ein, und dann — —

Er schnalzte mit den Lippen, als tränke er köstlichen Wein. Ein Brieflein voll der pläsierlichsten Neuigkeiten an seinen liebsten Hausschatz war vorausgeflattert und hatte seine Ankunft vermeldet.

Der Irländer trabte in den Hof. Aber es blieb merkwürdig still. Nur ein Knechtlein schlich herbei und machte sich an die Pferde.

Herr Achatz blies die Backen auf und bewegte unruhig die gewaltigen Fledermausohren. Seine kluge Diplomatenseele ahnte Übles. Mit rotem Kopf trat er ins Haus, riß eine Tür auf und stand vor dem geliebtesten Hausschatz.

„In zwei Wochen ist Juliane Ulrike in Koblenz!" rief er laut und froh.

Frau Anne Marie lächelte gezwungen, und ihr Kuß war flüchtig und kalt.

„Ist in den Wingerten was Schlimmes arrivieret?" fragte der Gatte.



Die Gattin schüttelte das Haupt.

„Ist einer krank? So red' doch!"

Die Reichsfreiin richtete sich hoch auf und sagte mit tonloser Stimme: „Der Prinz von Altenrott hat um die Hand von Sophie Friederike bei mir angehalten."

„Was — was? Daß dich der Hahn hack'! Himmelschockschwerenot, wer hat diese Lumperei angezettelt?"

„Die Liebe," erwiderte sanft die züchtige Hausfrau.

Herr Achatz zog seinen Pallasch und hieb auf den Tisch, daß die Späne flogen. Dann lachte er höhnisch, immer höhnischer, bis die Adern blau auf der roten Stirn standen. „Verrat! Verraten von der eignen Sippe! Das vergess' ich dir nie, liebster Hausschatz!" Die dröhnende Stimme versagte ihm, und in dumpfer Verzweiflung sank er in einen geschnitzten Lehnstuhl.

Und dann erfuhr er die ganze Wahrheit.

„Die Kaiserin will es? Die Kaiserin? Hahaha, die Kaiserin! Das wird mir der König von Preußen übel danken. Ich kann gehen. Meine Karriere ist zu Ende. Kupidos Bote ist ein alter Esel. Ich kann mit Spott und Schande in die Grube fahren —"

„Der Fürst von Altenrott ist mit der Mariage einverstanden. Vor drei Tagen kam Graf Danckelmann mit dieser Nachricht."

„Einverstanden? Das kann nicht sein. Aber ja, ja, ja, die Fürsten Deutschlands encanaillieren sich schon. Es geht zu Ende."

„Achatz Ferdinand! Es ist doch unser Kind — unser Fiekchen —"

„Ein Teufelsbraten ist sie, eine malhonnette Heuchlerin, ja, das ist sie! Laß mich in Ruh'!" brüllte der Freiherr.

„Die Fürstin-Tante in Wien —"

„Die soll der Satan stückweise fressen! Gott verdamm' alle Weiber, junge und alte!"

„Der Prinz hat einen Plan. Er meint —"

„So, er meint! Nun, was meint er denn, der Herr Graf von Erlenroda? Bin wirklich ganz Attention!"

„Sein Bruder, Prinz Georg Albrecht, sukzediert und will die reiche Erbin von Köstritz freien —"

„Woher weiß man das?"

„Der Fürst schrieb es, und Danckelmann sagt es auch."

Herr Achatz sprang auf, seine Augen blitzten: „Das ist ein Plänchen! Bei meinem Gichtbein, das exekutiere ich! Aber ich allein! Und sofort! Meine Reputation hängt daran!" Und er schritt zur Tür.

„Achatz, es ist Abend —"

„Ich reite sofort." Und er brüllte seine Befehle in den Hof hinaus.

„Willst du das Kind nicht sehen?"

„Nein. Niemals!"

„Achatz!"

„Später, jetzt nicht!"

„Bleib doch diese Nacht daheim —"

„Nein! Ich reite! Ich sterbe in den Sielen! Aber diese Schmach bleibt nicht auf mir!"

Und so geschah es. Hastig würgte er ein Abendbrot hinab, versah sich mit Geld und frischen Kleidern, tobte im Hof umher, fluchte, klatschte mit der Reitpeitsche, raste in die Ställe, trieb an und wetterte, als sei er vom üblen Teufel besessen.

„Sie warten beide, daß du sie rufen läßt, mein liebster Gemahl."

„Da können sie lange warten! Heute nacht schlafe ich in Kaub."

Frau Anne Marie sagte nichts mehr.

Herr Achatz trank eine Kanne Aßmannshäuser leer, wischte sich den Schnurrbart, küßte zornig sein Weib und rannte in den Hof. Ein ungleiches Paar versperrte ihm den Weg.

„Platz da!" schrie der Herr von Rathsamhausen.

Junker Tobias griff nach seinem Arm: „Herr Baron, ich bitte ergebenst um die Hand ihrer Tochter —"

Herr Achatz saß schon im Sattel.

„Ach ja, gestrenger Papa, ich will ihn haben!" kreischte etwas im Dunkel.

„Ja, ja, ja, nimm ihn, fahrt alle in die Hölle! Platz da!"

„Es ist nämlich die —" schrie jetzt Mordrach, dessen Langmut zu schwinden begann.

Aber der eiserne Irländer fiel jäh in Galopp und rannte den Freier beinahe um.

So jagte Herr Achatz davon und wußte nicht einmal, welche Tochter dieser verdammte Adjutant aus Altenrott haben wollte.

* * *

Rings lachte der Herbst, aber Herr Achatz lachte nicht. Wutschnaubend zog er wieder über die bunte Landkarte Deutschlands und hatte nur eins im Sinn, die Affenschande wettzumachen, die sein liebster Hausschatz und

sein verdammtes Fiekchen über ihn gebracht hatten. So kam er nach Altenrott und meldete sich stracks zur Audienz. Im Hoffrack, mit allen seinen Orden trat er ein und fand den alten Herrn lächelnd und frohgemut im bequemen Hauskleid allein in der Regentenstube.

„Gott zum Gruß, viellieber Freiherr! Das habt Ihr wirklich gut gemacht."

„Hoheit, allergnädigster Fürst —"

Aber Serenissimus stieß blaue Rauchwolken aus einer weißen holländischen Pfeife und meinte jovial: „Ich hab' die Kleine gesehen. Ist ein lieb Ding. Grüßt sie vom Kaufmann Georg Forster aus Frankfurt. Vielleicht ist's besser für Hans Karl. Der taugt nicht nach Altenrott. Soll ihm schärfere Luft um die Ohren pfeifen. Der Vater pardoniert Euch gnädigst, lieber Rathsamhausen."

Aber als Herr Achatz sich dankend verneigte und schnell auf sein diplomatisches Plänchen zu sprechen kam, ward die Hoheit sehr ernst und ließ sogar die Pfeife ausgehen. Jetzt sprach der Landesherr: „Ihr seid ein großer Diplomat. Und Euer Ehrgeiz gilt Euch viel, mehr wohl als das Glück meines Ländchens. Meine Bürger und Bauern werden Euch wenig Dank wissen, Euch und dem — Grafen Erlenroda. Aber Prinz Georg Albrecht ist jetzt der Erbprinz, er soll selbst entscheiden." Und gedankenvoll schwieg er. Nach einer Weile aber fragte er: „Woher dieser Plan?"

Herr Achatz log aus Ambition, zerrissene Fäden mußte und wollte nur er knüpfen, Fürstenehen waren sein eigenstes Ressort. So sagte er: „Mir ist dieser Gedanke ins Hirn arriviert, auf daß das Glück der beiden Fürstentümer intakt bleibe."

„Das Glück der beiden Fürstentümer —" wiederholte der Fürst mit stiller Ironie und reichte dem Freiherrn die Fingerspitzen. — —

Kein Orden ward dem Ambassadeur von Dänemark in Waldberg-Altenrott, nur ein helles Spottlachen von der schönen Gräfin Danckelmann. „Ciel, cher baron, Dero Ohren sind sichtbarlich gewachsen in dieser letzten Zeit!"

Der Staatsminister schnaubte und räusperte mißbilligend. Aber Françoise Hélène warf dem Ambassadeur einen Wutblick und eine Miniatüre hin: „Das Konterfei Seiner Hoheit, des Erbprinzen Georg Albrecht. Er ist bereit zur Mariage."

„Meine liebste Gemahlin hat mit Glück intervenieret," säuselte Graf Danckelmann, „Hoheit geruhten huldvollst, ihre Meinung zu hören."

Herr Achatz hob die Augen, und seine Fledermausohren, die die schöne Gräfin so bitter verhöhnt hatte, zitterten vor Schadenfreude: „Bin ich Kupidos Bote, so ist die gnädigste Gräfin besagten Liebesgottes treue Negoziantin. Glücklich das Land, das eine solche Frau besitzt; glücklich auch die Fürsten, die eine solche uneigennützige Egeria ihr eigen nennen."

Höhnisch verbeugte er sich und ging. Die Miniatüre hatte er eingesteckt.

Es war ein verfluchter Handel. Leichter prosperierte man mit Stückfässern Rheinweins als mit Fürstenehen.

Aber in Zeitz-Köstritz fand er wider Erwarten leichtes Spiel.

Juliane Ulrike war von der Cameriste, der Oberhofmeisterin und dem Maitre du bon ton, Monsieur Guy de Gratacap, so lange aufgepäppelt worden mit Ideen von fürstlicher Pflicht, höfischer Pracht und souveräner Selbstüberhebung, daß sie jetzt energisch nach den größeren Rechten und Freiheiten einer regierenden Landesmutter verlangte und achselzuckend den Prinzentausch akzeptierte. Nur der Junker Seinsheim mußte aus Berlin zurückberufen und endgültig zum Hofkavalier ernannt werden. Herr Achatz fügte sich. Diese Ehe war ja nur mehr ein Rückzugsgefecht.

Als er das Kabinett der Prinzessin verließ, rief ihn ein Offizier an. Es war der Oberstleutnant von Pretlack. „Nach Berlin, alter Freund! Befehl des Königs. Diese Mariage hat meine Majestät in Echauffement versetzt."

„Auf der Stelle?"

Der Oberstleutnant wies auf einen Zug preußischer Husaren, der hinter ihm hielt: „Ja, lieber Achatz, mit den Honneurs, so einem Ambassadeur gebühren."

* * *

Der Baron von Rathsamhausen hatte für das kalte, korrekte Berlin nie viel übrig gehabt; aber diesmal, als er unter militärischer Eskorte in die Spreestadt einritt, verspürte er heimliches Grausen. Die riesengroße Blamage, die er mit Mühe und Not verkleistert

hatte, lastete noch schwer auf ihm. Sein sieggewohntes Lächeln war wie weggeweht, müde und alt hing er im Sattel. Sein Mißgeschick mit Altenrott konnte ihm bei der jetzt so glücklich in die Wege geleiteten russischen Mariage entsetzlichen Abbruch tun, und er gedachte doch, bei dieser Alliance einen tüchtigen Sparpfennig für das Alter zurückzulegen, das sich allmählich meldete, mit Gicht und Mattigkeit, bleischweren Gliedern und langsamem Hirn. Nur ein alter Kerl, ein dienstmüder Klepper konnte sich so übertölpeln lassen.

Auch ein unorthographisches Briefchen seiner Jüngsten, das ihn in Berlin erreichte und gar demütig und zerknirscht um Verzeihung bat, konnte ihn wenig trösten.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft wurde er nach Sanssouci befohlen. Oberstleutnant von Pretlack war sein Ehrenkavalier in der schwerfälligen Staatskarosse, deren Glanz schon recht verblichen war, ebenso wie die Jugend der Staatsgalagäule.

Gerade als er abfahren wollte, traf ein Eilbote ein und überreichte ihm ein huldvolles Schreiben des Fürsten Johann Ludwig XXI. von Zeitz-Köstritz mit dem Großkreuz des Hausordens, der Miniatüre des Fürsten in Brillanten und einer ehrenvollen Einladung an den dortigen Hof.

Im Wagen saß und las Herr Achatz die Worte: „Da Ihr le bonheur de Son Altesse ma fille geschickt menagieret und in diplomaticis Takt und Geschmack bewiesen, könnt Ihr Unsrer fürstlichen Huld in Gnaden versichert sein. Es existieret auch keine Raison, daß der Graf von Erlenroda samt Seiner hochgeborenen Gemahlin dem fürstlichen Hochzeitsfeste nicht assistieren und dabei schuldigerweise estimieret werden sollten."

Herr Achatz schob das dicke Schreiben samt dem Siegel in seinen Staatsfrack, der sich nun vor Kummer und übergroßer Einquartierung gleichermaßen bauschte und blähte. Dem alten Diplomaten tat dies Fürstenlob doch unendlich wohl, wie einer Frau im Herbst ein freundliches Kompliment.

Gar würdevoll wandelte er dann durch den Park, der in voller Herbstpracht prunkte.

Schon rieselten gelbe Blattleichen über die Porphyrbüste des Herzogs von Bracciano im Rosenparterre vor der untersten Terrasse, schon waren die Laubwände rings um das Rondell der Musen nackt wie die Marmorgöttinnen selbst, Verlassenheit und Schweigsamkeit überall. An den Lehnen einsamer Bänke ragten braune Mohrenköpfe aus weißen Marmorburnussen, aber diese Bänke waren alle leer. Nur auf einer saß ein alter Offizier und zeichnete Figuren in den Kies. In den noch grünen Bosketten auf den Terrassen und hinter den Hecken erklang kein Lachen. Des Königs lustige Franzosen waren alle tot. Ernst ragten die Bäume über die künstlichen, sonst so schattigen Wände, die nun durchsichtig und braun gefleckt waren. Der Lendemain einer großen Zeit schlief im Park. Die Helden und Nymphen schienen kalt und leblos, selbst die Putten, die um die Vasen spielten, mußten im ersten Frost erfroren sein.

„Der König ist alt geworden," flüsterte ernst der lustige Rheinländer.

Pretlack nickte: „Er ist ganz allein."

Sie standen jetzt auf der obersten Terrasse, wo die müde Oktobersonne auf dem Marmor der Kleopatra spielte, die mit einem so zierlichen Seufzer stirbt, und auf der koketten Flora mit dem Amor.

Und nun trat der Oberstleutnant in die schmale hohe Bildergalerie, kam rasch zurück und winkte.

Hochaufgerichtet stand der König, nur leicht auf den Krückstock gestützt.

„Ihr werdet alt, Rathsamhausen, nichts glückt Euch mehr." Die Stimme klang scharf und müde.

Herr Achatz schwieg und heftete sein Auge auf den König, der alt und welk war wie er selbst. Dann überreichte er mit tiefer Verbeugung das Schreiben des Köstritzers.

Der König las. Alle Falten und Fältchen zuckten und zitterten auf und ab. Ein Lächeln huschte auf und verschwand gar schnell wieder wie ein sterbender Strahl der Oktobersonne. „Wer hat Euch diesen Possen gespielt?"

„Frau und Tochter, Majestät."

„Immer die Weiber!"

Der Rheinländer faßte sich ein Herz. „Der Majestät die Pompadour, die Elisabeth und die Maria-Theresia, mir Weib und Kind."

Der König schritt auf und ab und zwang so den Baron, dasselbe zu tun. Aber der Krückstock stieß fortwährend aufs Parkett, und Achatz dachte an den raschen Schritt von einst, an die Zeit der Sieben Jahre.

„Brennt noch manchmal die Wunde von Kunersdorf?“

„Es war eine gloriose Zeit, Sire. Das schmerzt nicht.“

Der König lächelte wieder, so schön und traut, wie in seinen jungen Tagen. Dann fragte er scharf: „Und was intendiert dieser Comte d'Erlenroda eigentlich?“

„Er bittet Dienste nehmen zu dürfen in Eurer Majestät Armee.“

„So?“ Der König stieß den Krückstock so heftig auf, daß die flimmernden Kristallkronen leise klirrten. „Ist er anders als sein Bruder? Der ist ein liederliches sujet sans cœur, so mir rapportieret worden.“

„Hans Karl ist ein Goldjunge, Sire. Sonst kriegte er auch nicht mein Fiekchen.“

„Hat Er diese Affäre vielleicht selbst menagieret?“

„Nein, Majestät. Das kam, wie der Mai kommt. Es ist die Liebe gewesen.“

Friedrich trat ans Fenster und blickte in den Park hinaus. „Es ist Ihr erster Echec, Baron. Sei's darum!“ Und jetzt leuchteten die blauen Augen wie einst. „Und die russische Affäre?“

„Gemacht, Sire. Die durchlauchtigste Landgräfin reist mit den Prinzessinnen nach Peterhof.“

„Vraiment? Brav, Baron! Wir sind Euch wohlaffektionieret.“

Ein kurzes Kopfnicken.

Rathsamhausen beugte sich über Friedrichs Hand.

„Unser Dank kommt nach.“

Und der König tippte auf die Ordensreihe des Freiherrn. Dann hob er den Krückstock und wies hinaus nach dem Park. „Ist Herbst, wird wieder Frühling. Wir beide sind alt. Habt wohl vergessen in meinem Dienst, daß Ihr selbst Töchter habt? Und das liebt die Karessen mehr als unsre dürren Konseils, nimmt sich selbst, was wir zu geben infécond sind. Adieu!“

Herr Achatz wandte sich zur Tür.

Da rief Friedrich ihm nach: „Le comte d'Erlenroda mag nach Berlin passieren. Kann honette Kerls brauchen.“

* * *

Über dem Park von Sanssouci lag die Sonne und vergoldete all die Heidengötter, und als Herr Achatz in diese Sonne trat, warf sie ihren goldenen Schimmer auch über den getreusten Diener und Vasallen des kleinsten und mächtigsten unter allen Göttern, des kleinen Jungen mit der Binde vor den Augen und den scharfen Pfeilen in den spielenden Kinderhändchen.

Als der hochbeglückte Rathsamhausen nun mit dem von Pretlack wieder auf der obersten Terrasse stand, vor der tändelnden Fortuna und vor dem kleinen Amor, zog er den Dreispitz mit der wallenden grünen Straußfeder, verbeugte sich feierlich und sprach: „Ich danke dir, Fortuna, die du mich à merveille adjuvieret hast, daß ich zwei Töchter in die Hochzeitskammer brachte und die Juliane Ulrike in die dritte. Und du, o Kupido, sei mir gegrüßt, der du die Binde trägst und doch alles siehst! Ich hab' sie auch getragen, aber nichts gesehen, und war ein alter Esel. Verzeih' deinem Diener und bleib ihm in Gnaden gewogen, auch in Sankt Petersburg! Zum Dank soll mein erster Enkel Kupido heißen.“

Spruch

Und eins ist not: Sei gläubig. Spende
Dich dem Geschick wie ein Segel dem Reisewind.
Fürchte nicht fremde Gelände.
Sei deiner Zukunft gläubig wie ein Strom dem Meer, in das er rinnt.

Ernst Lissauer





Ernst Oppler: Dame am Schreibtisch.



Emanuel von Seidl: Das Deutsche Haus auf der Brüsseler Weltausstellung.

Deutschlands Aufgabe auf der Brüsseler Weltausstellung

Von Robert Breuer

Mit zwölf Abbildungen nach Aufnahmen der „Illustrationszentrale des Deutschen Museums für Kunst in Handel u. Gewerbe"



Eine Weltausstellung beschicken, heißt in einen Kampf ziehen. In einen Kampf, der zwar den militärischen Frieden voraussetzt und politische Freundschaft erstrebt, der aber immerhin ein Kampf bleibt. Die gewerbliche Produktion, deren Arten und Leistungen, die Qualitätsgrade, die Geschmackswerte der einzelnen Kulturzentren sollen aneinander gemessen werden. Es gilt, die internationale Marktlage zu klären. Ein jedes Volk will das zeigen, womit es am ehesten hofft, das Geld des andern ins eigne Land zu ziehen und die Achtung der internationalen Konkurrenz zu gewinnen. Weltausstellungen sind ungeeignet für Versuche; hierher gehört nur, was der wahren und erprobten Leistungsfähigkeit ein Spiegelbild und eine ehrliche Propaganda sein kann. Demgemäß wird jedes Volk auf der Weltausstellung eine bestimmte, ihm besonders zustehende, ihm besonders wertvolle Aufgabe zu lösen versuchen. Nur dann kann es erwarten, als eine klare Vorstellung, zugleich als ein Angebot und eine Einkaufseinladung, den Beschauern im Gedächtnis zu bleiben. Es ist offenkundig, welcher Art diese wichtige Aufgabe für Deutschland diesmal sein mußte. Daß Deutschland Maschinen baut, daß es in der elektrischen Industrie, auf den Sondergebieten der Werkzeugmaschinen, der Spinnerei- und Weberei-, der Dekatur- und Appreturmaschinen, der Schnellpressen, kurz, auf allen Gebieten des Ingenieurs und des Mechanikers, dauernd Fortschritte macht, das wissen die Völker. Davon wieder einmal zu berichten, ist wohl nützlich, bedeutet aber keine neue Offenbarung. Auch alles, was die chemische Industrie, die Nahrungsmittelfabrikation, die Saatenzüchterei, was all die Menge der großen und kleinen Industrien zu zeigen hat, das unterrichtet gewiß über wichtige Fortschritte im einzelnen; aber es eröffnet nicht Ausblicke in ein bisher ungeahntes, nun plötzlich zum Licht sich hebendes Neuland. Wenn Deutschland auf der Weltaus-

stellung eine Aufgabe zu lösen hatte, so konnte es nur die sein, von dem zu erzählen, was seit mehr als zehn Jahren wesentlichen Produktionskreisen wie ein Pfahl im Fleisch sitzt, was Berufe verschwinden und neue auftauchen, alte Gewöhnungen sterben und junge Ideale flügge machte. Von dem galt es zu berichten, was man gemeinhin die reformatorische Bewegung auf den Gebieten der Architektur, der Raumkunst, des Möbels und Gerätebaus, des Kunstgewerbes und der Edelindustrien zu nennen pflegt. Es galt, die beiden Ideale, denen in Deutschland tausend geistige und materielle Kräfte dienen, denen Moralisten, Politiker und Ästheten, Künstler, Fabrikanten und Kaufleute zu gleicher Zeit und mit wettstreitendem Eifer eine Verwirklichung geben möchten, die Ideale der Qualität und der lebendigen Schönheit, vor allen Völkern als Deutschlands neue Willens- und Aktionszentren nach allen Regeln des Anschauungsunterrichts vorzuführen. Allein darauf konnte es bei dieser Weltausstellung ankommen: dem Ausland ein für allemal das Recht zu nehmen, von Deutschland als von einem Lande der Schundarbeit und der Geschmacklosigkeit zu sprechen. Was in St. Louis noch ein schüchterner Versuch, mußte in Brüssel zu einer geschlossenen Tat werden; die Beschämung von Philadelphia, das brennende und antreibende „Billig, aber schlecht" sollte nun für alle Zeiten in die Versenkung kommen.

Aber Deutschlands Aufgabe für Brüssel war nicht nur negativer Art. Nicht nur mußte man zeigen, daß der „militärische Barbar" die Manieren des Wilden abgelegt; etwas wesentlich Höheres war zu erstreben. Deutschland mußte nach Brüssel gehen mit dem Anspruch, den Völkern von der Geburt und von dem Wachstum eines neuen Geschmacks, eines deutschen Stiles zu berichten. Die Nationen sollten sehen, daß diese jüngste Weltmacht, deren Provinzen durch Jahrhunderte Heloten der alten Kulturstaaten waren, nun so herangereift ist, daß sie in vielem sich zu emanzipieren, in manchem eigne Werte zu prägen und in einigem den früheren Herren einen neuen Maßstab aufzuzwingen vermag.

Es wäre töricht gewesen, wäre Deutschland hinausgezogen, um allen Ruhm der andern vom Throne zu stoßen und ein völlig neues, aus sich selbst gewachsenes Kulturideal aufzurichten. Es war von vornherein klar, daß die alten Kulturträger auf vielen Gebieten nach wie vor ihre Stellung behaupten würden; es war von vornherein klar, daß



Peter Behrens: Die Deutsche elektrische Maschinenhalle auf der Brüsseler Weltausstellung.





Peter Behrens: Die Deutsche Eisenbahnhalle auf der Brüsseler Weltausstellung.

Deutschlands junge Gewöhnung vor der alten Tradition der andern oft genug wie ein eben sich orientierender Schulbub dastehen würde. (Nur daß dieser Schulbub eben verdammt rasch wächst.) Indes, es kam auch gar nicht darauf an, in allen Einzelheiten und auf jedem Sondergebiet der Sieger zu sein, vielmehr darauf: den gemeinsamen Geist, das allverwandte Temperament und den Einheitswillen zu einer neuen, von allen erstrebten Kulturform, vielfältig variiert, aber doch als eine einige Harmonie auf das internationale Forum zu stellen.

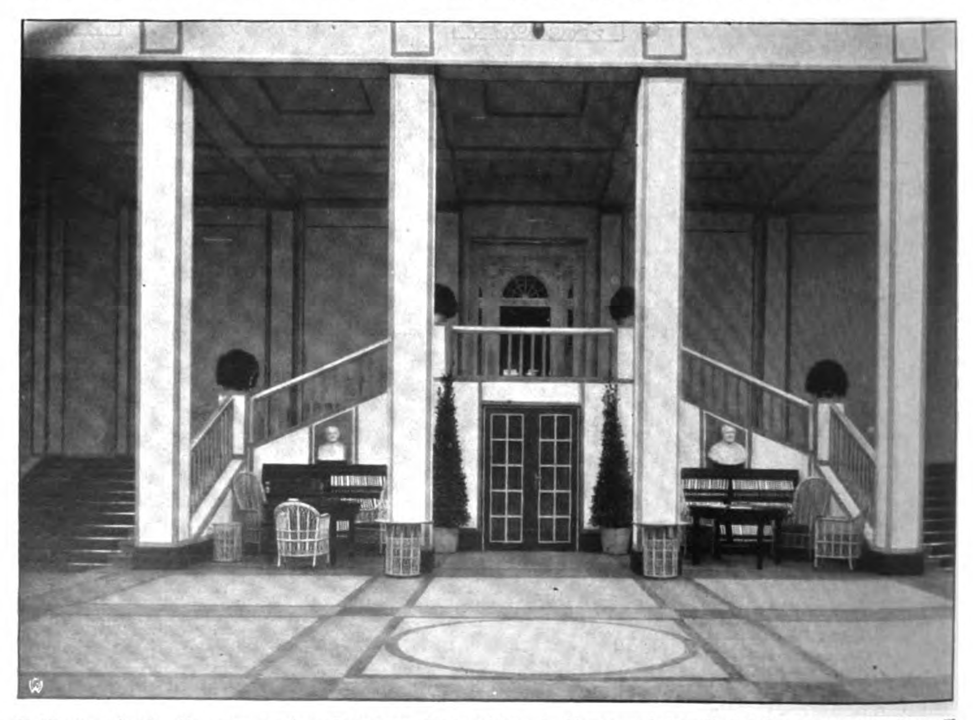
Wenn man nun fragt, nicht ohne Bangen, mit heißem Hoffen, ob Deutschland seine Absichten erreichte, so darf nach gründlicher Prüfung und ohne Chauvinismus mit einem Ja geantwortet werden. Deutschland hat es verstanden, die Völker willig zu machen, den jungen Bärentöter als einen Mitgesellen am Dienst des Komforts, des Geschmacks, der Schönheit und der künstlerischen Kultur aufzunehmen. Von nun an wird man Deutschland als einen Faktor, der auf die europäische Stilentwicklung den ihm gebührenden Einfluß üben will, ernst nehmen müssen. Es ist nur selbstverständlich, daß die Romanen, die Belgier und die Franzosen nicht alles, was die germanischen Pioniere heranbrachten, schätzen können oder gar zu lieben vermögen; sie empfinden vieles als zu absichtlich, zu doktrinär, zu teutonisch und zu düster. Aber bei solchen Unwägbarkeiten verfehlen sie doch nicht, die Energien, die selbst hinter dem von ihnen als Irrtum Empfundenen lebendig sind, aufzuspüren und als mögliche Werte anzuerkennen. Noch nie haben französische Kritiker so rückhaltlos ihre Bewunderung für das anklopfende Deutschland ausgesprochen; die besten unter ihnen sehen die alten historischen Stile von dem jungen, der unter Deutschlands Fahne am heftigsten und vielgestaltigsten daherkommt, bedroht und bereits überwunden. „Jeder Tag drängt die Deutschen weiter vorwärts, sie befreien sich von der Konvention, sie übergeben sich dem Leben mit einer Art Trunkenheit und einem siegesgewissen Taumel. Jedenfalls: sie marschieren und mühen sich, mit dem neuen Geist alle Phasen des Daseins zu durchtränken … Wenn man durch diese Säle und Zimmer spaziert, steht man mitten in Deutschland. Die Architektur, die Möbel, die Fensterverkleidung, die Fußböden, jegliches Schmuckwerk, alles das hilft ein Milieu, einen Raum zu schaffen, einen Raum, in dem eine Atmo-

sphäre herrscht, die sich aus Vatergesinnung und kühnem Pionierwillen glücklich mischt."

Solches und Ähnliches konnte man in den ersten Blättern lesen. Und auch das Publikum ist dieser Meinung. Wohl stoßen sich die Empfindsamen hier und da an den gar zu schweren, schier unbeweglichen Möbeln, wohl sehen sie hier weiße Kürassiere und dort Lohengrin oder Bismarck; aber dem starken Zug und der gesunden Luft des Ganzen geben sie sich willig hin. Interesse und Zustimmung sind so groß und so spontan, daß man sich getrieben fühlt, hierfür in der Deutschen Ausstellung nicht die alleinige Ursache zu sehen. Man möchte noch nach andern Gründen suchen. Was macht die Belgier und die Franzosen für Deutschlands Premiere so aufnahmefähig? Die einzige Antwort, die hierauf gegeben werden könnte, klingt gar bitter: die Franzosen und die von Frankreich abhängigen Völker beginnen ihre Verarmung zu fühlen, sie sehen nicht nur das neue Deutschland heraufsteigen, sie müssen zugleich bei sich selbst einen bedenklichen Stillstand feststellen. Es ist freilich kaum anzunehmen, daß solche Erwägungen den Franzosen voll zum Bewußtsein kämen, indes, sie mögen sie wittern. Und wir, denen positiv ein Sieg wurde, sind nun kaltblütig genug, um festzustellen, daß in der Tat die einst unbestrittene Herrschgewalt des französischen Geschmacks nicht nur vorüber ist, daß dieser Geschmack unsicher und lahm zu werden beginnt. Man kann die ganze Bedeutung des deutschen Erfolges nur begreifen, wenn man ihn gegen den Hintergrund der übrigen Ausstellungen sieht; er wächst um viele Grade, wenn man Deutschland an dem Zustand von Frankreich, Belgien, Italien und andern Ländern dieser Geistesart mißt. Wir müssen darum, bevor wir von Deutschland reden, zuvor einige Wahrheiten über die andern Nationen sagen.

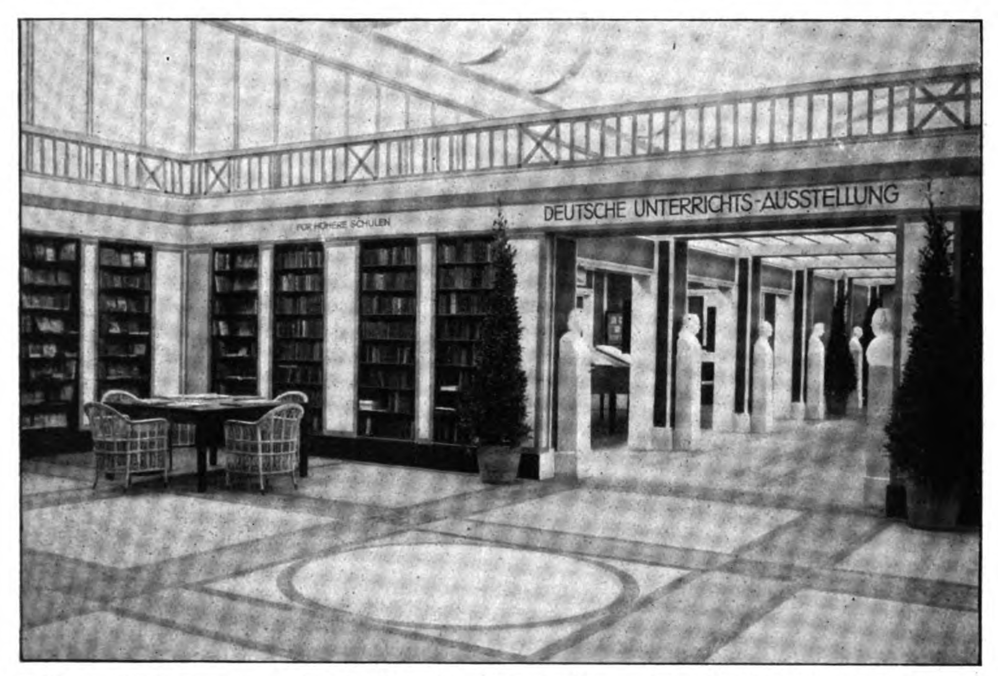
* * *

Gleich durch die Außenansichten der Hallen und die Gesamtaufteilung des Terrains wird die belgische Leistung gekennzeichnet. Es ist nicht gelungen, den bedeutenden Abmessungen der zur Verfügung stehenden Flächen eine starke oder auch nur eine beachtenswerte Form abzugewinnen. Statt eines monumentalen Rhythmus, der sich zum mindesten für den gegen die Zufahrtstraße offnen Hauptplatz gebührte, sehen wir eine dünne



Bruno Paul: Zugang zu der Deutschen Unterrichtsabteilung auf der Brüsseler Weltausstellung.





Bruno Paul: Im Innern der Deutschen Unterrichtsabteilung auf der Brüsseler Weltausstellung.

Dekoration, mangelhaften Schmuck, schlechte Plastiken und mancherlei naturalistische Effekte. Es ist durchaus nicht gelungen, in die Schar der Bauten architektonische Logik und Zusammengehörigkeit zu bringen. Wo ein Rest von Wirkung bleibt, beruht er allein auf der Meterzahl, auf der Länge der Wege und dem Kubikinhalt der Baumassen, nicht aber auf der Bändigung solcher rohen Größen. Die große belgische Halle, die auf einer Höhenlagerung den Eingangsplatz begrenzt, gibt dem ersten Blick eine leidliche Befriedigung. Die hingestreckte Front überrascht; die breiten Treppen, die emporführen, entbehren nicht der Feierlichkeit. Die scheinbar endlos laufende Pfeilerstellung hat das Pathos aller parallelen Wiederholungen. Indes, wenn man genau zusieht, überwiegt die Herkömmlichkeit der abgebrauchten Mittel; man spürt die akademische Maske, die dem eigentlichen Eisenbau aufgebunden wurde. Die weitere Analyse lehrt uns, daß die eisernen Hallen in der primitiven Konstruktion steckengeblieben, daß sie aber nach außen hin überall mit einer Pfeiler- oder Säulenkulisse verbrämt worden sind. So sieht man von außen stets französisches Römertum; tritt man hinein, umgibt einen die nackte Notwendigkeit des Eisenbaus. Solcher Mangel an Einheit des architektonischen Empfindens läßt ein wirklich freies und großes Gefühl nirgends aufkommen. Es mangelt an Kraft, der eigenartigen Aufgabe einer Weltausstellung die eingeborene Bauform zu finden. Daß dem so ist, beweisen am peinlichsten die getreuen Wiederholungen historischer Bauten, welche da als Einzelhäuser aufgestellt sind. Ein Geschlecht, das innerlich voll architektonischer Figur wäre, könnte unmöglich sich damit begnügen, sklavisch die Zeugen großer Vergangenheit in Gips und Pappe wieder erstehen zu lassen. Frankreich und Belgien konnten eben nicht mehr geben, als was Länder, die an die Akademie verloren gingen und hervorbrechenden Genialitäten jegliche Entwicklung hemmen, geben können. Die Brüsseler Ausstellungsarchitektur ist die Quittung auf einen Status, der in Paris seit zehn Jahren keinen irgendwie architektonischen Geist sich regen ließ, der in Belgien van de Velde nach Deutschland ziehen sah und Horta, diese temperamentvolle Begabung, von allen offiziellen Bauten fernhielt.

* * *

Tritt man in die belgischen oder die französischen Hallen, so wird einem der Eindruck riesiger Schuppen und der einer ungeheuren



Emanuel von Seidl: Das Münchner Haus auf der Brüsseler Weltausstellung.

Warenanfuhr. Es ist nicht zu leugnen, daß in den Abmessungen, die sich vor einem aufsperren, eine zwingende Wirkung lebendig ist. Endlose Kanäle scheinen überflutet von allen nur denkbaren Dingen. Erst langsam lernt man sich orientieren, vermag man Gruppen und zusammenhängende Sektionen herauszufinden. Es bleibt aber doch ein Rest von Jahrmarktsstimmung. Das liegt vor allem daran, daß die eisernen Hallen keine Innenform aufzuweisen haben. Überall steht die nackte Konstruktion; es fehlt die architektonische Bändigung des technisch Notwendigen.

Dieser arge Mangel am Architektonischen läßt auch die Stapelung des Musterlagers sich beinahe nirgends zu einem knapp umschlossenen und als Rhythmus fühlbaren Bild steigern. Wir treffen arrangierte Stilleben, absonderliche Effekte, aufdringliche Anstrengungen; aber wir sehen fast nichts von jener Art, die aus sachlichem Schönheitsgefühl die Waren nach den ihnen innewohnenden Gesetzen ordnet, die Seide als Seide und Eisen als Eisen vorführt. Hiermit steht es nun bei den Belgiern noch wesentlich besser als bei den Franzosen. (Die belgische Lederabteilung ist sogar nach Prinzip und Ausführung mustergültig.) Frankreich aber leidet an einem peinlichen Mißverständnis dessen, was als unbedingtes Ergebnis aus der Entwicklungsgeschichte der Ausstellungen jedem Einsichtigen hätte klar werden müssen. Nichts ist gefährlicher als die Ausstellungstricks, die überhitzten Einfälle und die phantastischen Schauspiele. Just daran aber scheint Frankreich verloren gegangen; aus schlichtem Gebrauchseisen, aus Schienen und Platten, aus Stangen und Blechen werden himmelstürmende Triumphbogen, Pyramiden und Säulen aufgebaut. Leder, dessen Qualität und Schönheit nur aus der Fläche beurteilt werden kann, fälteln die Franzosen aus ornamentalen Gründen zu allerlei geometrischen Figuren, die dann, säuberlich arrangiert, als Schmucksterne und Paradesonnen wohl die Künste des Tapeziers verherrlichen, aber nicht die Leistungsfähigkeiten der Lederindustrie vorführen. Aus solchen Symptomen kommt man dann leicht zu dem Schluß, daß die Franzosen weder einen alten, noch einen neuen Geschmack in überzeugender Weise verwalten, daß sie sich vielmehr in völliger Auflösung befinden und überdies davon nicht einmal etwas wissen, sondern in ererbtem Selbst-



Wilh. Thiele (Bielefeld): Direktorzimmer der Bielefelder Handwerkerschule auf der Brüsseler Weltausstellung.

bewußtsein sich selber täuschen. Daß solches Urteil — wir sprechen hier immer nur von Fragen des Geschmacks — nicht zu hart, das beweist eine kleine Sonderausstellung, die einige französische Künstler (nach eignem Geständnis nicht mühelos) zusammengebracht haben. „Art et Décoration" steht am Eingang; die Sektion ist mit einem Dutzend Namen erschöpft. Noch nicht zwölf Mann, mühsam zusammengebracht, Dinge produzierend, die wir bestenfalls als verfeinerten Jugendstil bezeichnen können — voilà: das moderne französische Kunstgewerbe! Wir verkennen gar nicht die zarten Nachklänge alter Gewöhnung und das feine Nervenbedürfnis, wovon diese schlanken und graziös sich windenden Möbel traumselig berichten; aber wir können unsre Höflichkeit nicht so steigern, um nicht rückhaltlos festzustellen: die französischen Möbelbauer sind gleich den Außenarchitekten auf ein totes, für immer verschüttetes Gleis geraten. Deutschland hat es nicht mehr nötig, den französischen Geschmack zu fürchten. Die Stunde des von Frankreich noch immer neu aufgelegten Louis Seize, des Rokoko und des Empire hat bald geschlagen. Der Export dieser Spezialitäten nimmt dauernd ab; Deutschland wird ihm demnächst verschlossen sein. Neue Kräfte aber scheint Frankreich bis jetzt nicht zu bergen.

So wären wir also dieses alten stolzen Konkurrenten ledig. Nur in zwei Provinzen behauptet er sich mit lächelnder Souveränität: in der der Damenmode und in der des Schmuckes. Was Frankreich an mondänen Toiletten zu zeigen hat, ist wie ein unerhörtes Gaukelspiel der Sinne, ist ein farbiges Musizieren und ein Schwelgen in allen Kontrasten des Stofflichen und des Unwägbaren. Der französische Schmuck ist von blonder, kalt leuchtender, warm strahlender Schönheit. Über den Perlen und Steinen schwebt eine Sehnsucht nach dem Haar, nach dem Hals gut gepflegter Frauen. In all diesen glitzernden Koketterien bewährt sich dann Belgien als der Pariser Atmosphäre blutverwandt. Auch Brüssel ist ein Paradies der Damen, seine Spitzen sind schmeichelnde Lyrik, seine Juwelen spielen in allen Nuancen der sanften und der halben Töne. Horn, schimmerndes Email, schwarzes Silber und stahlgraue Perlen, daraus winden diese Meister der erotischen Psyche erlesene Verführungen. Doch seltsam, sowie sie die

Grenze überschreiten und den weiblichen Kult verleugnen, werden sie plump und komisch. Ein mit Diamanten lückenlos besetztes, bis ins kleinste durchgeführtes Modell des Brüsseler Rathauses darf für die hohle Geschmacklosigkeit und für die blinde Prunksucht der dem Minnedienst treulosen Edelschmiede ein Symbol geheißen werden. Der Geschmack versagt eben völlig, sowie es gilt, Geräte zu schaffen oder Räume zu bilden. Die einzigen modernen Möbel, mit denen Belgien aufwartet, hat es von einem Stuttgarter Hause bezogen. Unter Dekorationsmalerei bekommen wir höchst harmlos die greulichsten Linienschwankungen zu sehen und überdies: virtuose Vortäuschungen von Marmor und Holzmaser. Die Handarbeiten der Damen stehen auf dem Niveau des Holzbrandes und der Papierblumen; melancholische Schwärmerei mischt sich mit weichlicher Süße. Überall Unselbständigkeit, gepaart mit törichter Selbstgewißheit. Nirgends ein Prinzip, und statt dessen eine kindische Naivität, die an die Spielsucht der Insulaner erinnert. Die Architektur, die Raumgestaltung, der Gerätebau und das Kunstgewerbe der Belgier, das alles ist ein Spiegel dieser seltsam gemischten Rasse, die noch immer von Rubens' Bacchanalien träumt, die nach der Methode des Kongo Geld macht, jeden Tag eine Kirmes feiert, die Straßen mit Musik überschwemmt, bald wallfahrtet, bald die Priester mit Atheismus totschlägt und die Brutanstalt für Säuglinge im — Vergnügungspark unterbringt.

Von Italien zu reden, wäre eine Vergeudung. Man möchte wünschen, daß die Brüsseler Ausstellung nur eine Karikatur, nicht ein Konterfei der transalpinen Produktion sei. Man muß leider fürchten, vor einem redlichen Abbild zu stehen. Die Nachkommen des Donatello und des Michelangelo ergötzen sich an Marmorspielen elendesten Grades. Üble Naturalismen sind abscheulichen Episoden gepaart; ein Mädchenakt liegt lebensgroß in einer veritablen Hängematte, Täubchen spielen mit Hündlein, alles in Marmor. Ergänzt man diese Steinbrüche durch Wagenladungen von Nachahmungen alter Keramik, durch grünspanige Abgüsse römischer Bronzen, durch schlechte moderne Möbel, so hat man einen Querschnitt durch das kulturelle Italien der Weltausstellung. Eine erschreckende Verarmung, eine Umkehr ins Barbarische.

Solchem Verfall gegenüber steht England wie ein Riese, gesund, unverbraucht, ein selbstverständlicher Sieger. England hat für



Georg Metzendorf: Zwei Arbeiterhäuser auf der **Brüsseler Weltausstellung.**



Georg Metzendorf: Inneres eines Arbeiterhauses auf der Brüsseler Weltausstellung.

die Brüsseler Weltausstellung keine besonderen Anstrengungen gemacht; es ist so gekommen, wie es daheim, des Alltags zu sein pflegt: es zeigt sein Niveau, den Normaltypus seiner Produktion. Das kann gar nicht scharf genug erfaßt werden. England bedarf nicht mehr des Künstlers, weil das Künstlerische bereits Besitz der Fabrik und der Manufaktur geworden. Deutschland lebt noch von Ideen, sucht noch Ziele, bedarf noch des Wortes; England hat die Gewöhnung der Tat. England will nicht ästhetisch, es will kaufmännisch ausstellen; es verlangt nicht Bewunderung, es übt Kaufzwang. Es bringt kaum Neuigkeiten; es bestreitet aber die strengsten Anforderungen mit traditioneller Qualität und konservativer Schönheit. England hat auf der Weltausstellung eine Innenhalle bezogen; so sparte es die Mühen einer Fassadenausbildung. Die Halle liegt nach ihrer Hauptachse zwischen Belgien und Frankreich, die Vernunft zwischen ungezügelten Temperamenten. Mit einem Mindestmaß von Mitteln, durch Säulenführungen und durch ein überaus geschicktes Verhängen des Glasdachs, ist eine kühle, wohltätige Ruhe erreicht. In langen Reihen stehen Glasschränke des gleichen Formats; eine Uniformierung, die alle Vielfältigkeit übersichtlich macht. Man findet sich sofort zurecht und sieht die Gruppen der chemischen Industrie, der Keramik, des Buchgewerbes und der Textilindustrie in Klarheit liegen. Die Keramik zeigt prachtvolle Gefäße und einen wundervollen Reichtum an Glasuren. Es darf nicht verschwiegen werden, daß Deutschland die Leuchtkraft dieser Farben, daß es auch die Zartheit und die Fülle dieses Geschmacks noch nicht erreichte. Genau so steht es um das Buchgewerbe. Das englische Prachtbuch ist freizügiger und von stärkerem Atem; das englische Gebrauchsbuch ist vernünftiger, anspruchsloser, sachlicher und alltäglicher. Während die deutschen Verleger sich darauf steifen, ihren Büchern den Charakter von Altdrucken oder gar von Inkunabeln zu geben, machen die Engländer ihre Bücher möglichst billig, brauchbar, unauffällig und harmlos.

Während man bei den deutschen Büchern, oft gerade bei den bestedierten, nicht immer weiß, ob sie überhaupt des Inhalts wegen oder nur aus bibliophilen Lüsten gedruckt worden, beschränkt sich der englische Drucker stets darauf, ein Diener am Wort zu bleiben. Den gleichen gesunden Sinn für die Nutznießung und den Komfort offenbart die englische Textilindustrie; sie will nutzbare Stoffe für verwöhnte Menschen anfertigen. Es wäre beinahe unangebracht, von textiler Kunst zu sprechen, obgleich das Künstlerische und selbst das Persönliche dieser Stoffe wesentlich höheren Grades ist als alles, was Deutschland auf diesem Produktionsgebiet aufzuweisen hat. Der Eindruck, den die englischen Möbelstoffe, die bedruckten baumwollenen, auf den Beschauer üben, ist schwer zu vergessen. Dabei ist das Merkwürdige (und das gilt für alle englische Ware), daß die Muster an sich kaum modern genannt werden dürfen, daß sie aber doch lebendiger und gegenwärtiger wirken als die erjagteste Moderne. Sie quellen über von frischen, reichen Farben; auf fruchtschweren Zweigen, unter großen Blumen sitzen Vögel. Und all die Fülle der Formen und Farben geht in Flecken und Schwingungen zusammen. Diese Bezwingung selbst schwieriger Muster zeugt am besten für die alte sichere Überlieferung. Unter den Seiden und den Samten treffen wir Farbenstimmungen von unerhörter Feinheit, wie sie auch der empfindsamste Künstler nicht besser ersinnen könnte. Alle jene Töne, die sich suchen, alle jene Töne, die sich doppelt bestimmen lassen, grün von blau sanft pointiert, oder violett mit einem darauf musizierenden Grün, oder ein schwärzlicher Hauch über violett, all dies elegante Raffinement geben die Engländer mit lächelnder Selbstverständlichkeit. Daneben fabrizieren sie wollene Herrenstoffe von einer Qualität, deren Fülle und Weiche, deren durchlässige Dichte und elastische Festigkeit von der Haut des Körpers schon beim Ansehen als eine Wohltat empfunden wird.

Es wäre unfruchtbar, zu leugnen, daß auf diesen Sondergebieten Deutschland von England um eines Kopfes Länge geschlagen wird. Es wäre dennoch kurzsichtig, zu verkennen, daß Deutschland dem Prinzip nach Geist und Blut von England aufweist; daß



Georg Metzendorf: Wohnküche eines Arbeiterhauses auf der Brüsseler Weltausstellung.



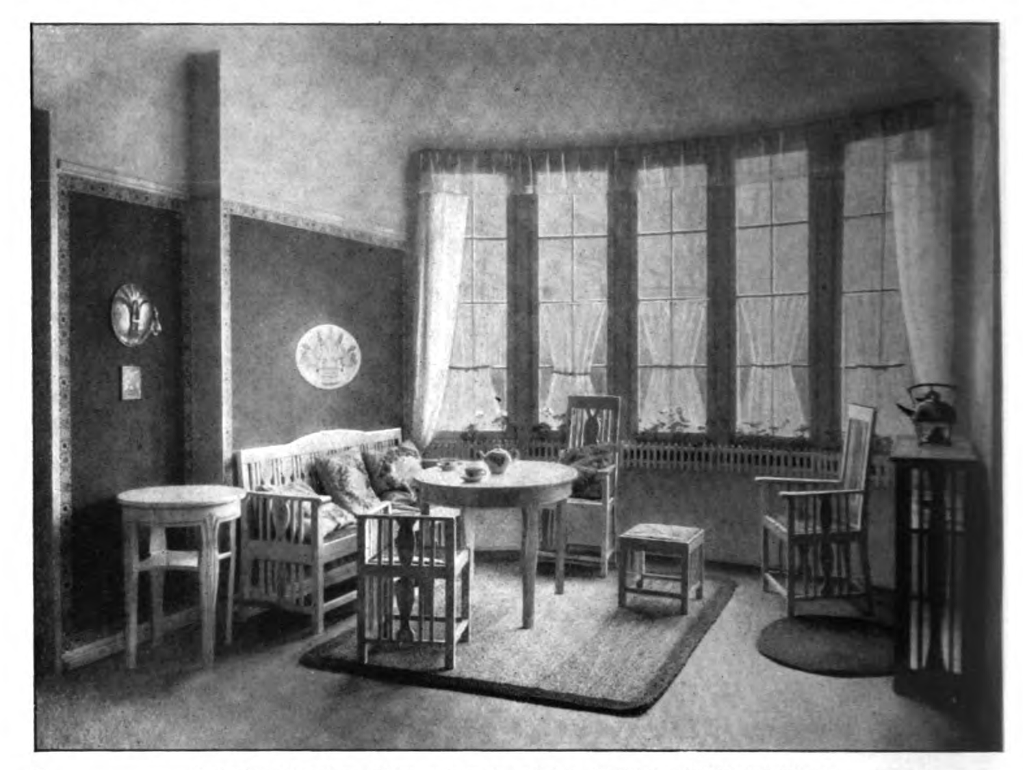


R. A. Schröder (Bremen): Ankleidezimmer auf der Brüsseler Weltausstellung.

es zugleich, von England völlig unabhängig, seiner spezifischen Eigenart einen unzerstörbaren Ausdruck gibt. Deutschland unterliegt gegen England in der äußersten Durcharbeitung und konzentrierten Reife der Einzeldistrikte; wägt man aber die deutschen Absichten in ihrer Ganzheit und prüft man die deutsche Leistung auf ihren Zusammenhang und ihren innern Wert, so ist es wahrscheinlich, daß das Ergebnis, zum mindesten, was den Idealismus und die Gesinnung betrifft, für Deutschland ein wesentlich günstigeres wird. Was schließlich die Entwicklungsaussichten anlangt, so scheint Deutschland mit einem Ernst geladen, mit einer Zielstrebigkeit, die Höheres will als nur Güte im einzelnen. Deutschland ringt um eine neue Art der Lebensführung und möchte aus jeder nüchternen Wirklichkeit einen Baustein für eine neue Klassik der Weltanschauung und der Persönlichkeit, der Ethik und der Schönheit gewinnen. So mannigfache Fallstricke auch diesem Idealismus gelegt sein mögen, ist doch gerade er die Kraft, die den romanischen Ländern einen gelinden Schrecken einflößen muß. An Belgien und Frankreich, an Italien und Spanien gemessen, steht dieses Deutschland da wie ein Block, wie fleischgewordener Wille zu einer germanischen Kultur und einem Stil des zwanzigsten Jahrhunderts.

* * *

Der Wille zur Einheit offenbart sich sofort in der äußern Anlage der deutschen Abteilung. Sie liegt abseits von all den übrigen Hallen; sie bildet einen eignen Komplex, eine Welt für sich. Ohne Aufschrift ist es nicht leicht, die französischen von den belgischen Hallen zu unterscheiden; die deutsche Gruppe kann nicht verwechselt werden. Sie hat ihre spezifische Architektur, eine Architektur, die sichtlich für diese eine und besondere Aufgabe geschaffen worden. Nun kann man an dem, was Emanuel von Seidl ersann, wohl mancherlei Kritik üben, kann diese breit gelagerte Siedlung für zu ländlich, zu süddeutsch, zu wenig repräsentativ halten, kann zugeben, daß dieses Dächermeer zu gering über den Boden sich hebt, daß diese weißen rustikalen Mauern zu stark in die Erde sinken. Das alles ändert aber nichts an der Grundtatsache: daß hier ein Stück von Deutschlands Seele Architektur geworden ist, daß hier ein einiges, elastisches Gefäß den Reichtum der Einzelheiten umfängt und in



Heinrich Vogeler: Damenzimmer auf der Brüsseler Weltausstellung.

eine nicht zu übersehende, schwer zu vergessende Form prägt.

Den gleichen bezeichnenden Eindruck beabsichtigt und gewährt das Innere der deutschen Abteilung. Die großen Hallen, deren Wirkung nach außen durch Seidls Disposition allerdings stark beeinträchtigt ist, beanspruchen eine Wertung über das Konstruktive hinaus. Sie wollen mehr sein als Gebilde der Notdurft. Da sie aus Wahrheit und Rhythmus einen formalen Ausdruck bekamen, bekamen sie auch die Gewalt, jeden Eintretenden aufmerken zu lassen, jedem Empfindsamen ein Raumgefühl zu vermitteln. Die hölzerne Eisenbahnhalle von Peter Behrens, dessen eiserne Halle für die elektrischen Maschinen, das sind Dokumente einer geistigen Sinnlichkeit, einer technischen Nervosität, einer künstlerischen Bereicherung und Belebung der Zahl. Wo ist auf der ganzen Ausstellung eine Eisenkonstruktion, die so viel Sprache, so viel kühles Pathos und so viel edle Rechnung hätte wie die, die Dülfer schuf? Dieser formale Reichtum und diese Ausdrucksenergie scheiden den deutschen Ingenieurbau von dem der Romanen.

Ähnliche Kriterien erheben die Grundrißanordnung Bruno Pauls über das Schema oder die Unordnung der fremden Hallen. Paul hatte die Aufgabe, den einzelnen Wohnräumen und der besonders wichtigen Unterrichtsabteilung Folge und Abwicklung zu bestimmen. Er begnügte sich nicht mit einer bloßen Unterbringung des Erforderlichen; er entfaltete alle Möglichkeiten der Raumdisposition, er variierte und wechselte, er steigerte die Anblicke und faßte sie zu Wirkungsreihen und Eindruckszentren. Auch hier wiederum läßt sich tadeln; es haben nicht alle Räume gleichmäßig gutes Licht, es sind besonders die kleineren Zimmer nicht sehr geeignet für den Andrang großer Menschenmengen. Doch was bedeuten solche Einzelheiten gegenüber der Tatsache von der formalen Bewältigung und der künstlerischen Steigerung der Flächen- und Raumgliederung. Die Art, wie Paul der Unterrichtsabteilung eine schöne Haltung und freie Bewegung gab, steht abermals für sich allein, gegenüber allen Arrangements der Franzosen und der Belgier, selbst der Engländer. Von den eigentlichen Wohnräumen, wie sie von den

besten unsrer Künstler entworfen und von unsern leistungsfähigsten Fabriken ausgeführt sind, jetzt des näheren zu sprechen, ist überflüssig. Wir kennen hinlänglich die Ideale der verschiedenen Meister, Peter Behrens' römische Strenge, Schröders anmutige Grazie, Vogelers milde Freundlichkeit, Riemerschmids sachliche Gesundheit, Metzendorfs soziale Fürsorge, Albin Müllers eleganten Reichtum und das schwerblütige Pathos von Wilhelm Kreis. Wir können Einzelheiten um so eher verschweigen, als es sich ja auch hier wiederum vor allem um das Prinzip handelt, um das Prinzip, das in vielen Beispielen vorzuführen Deutschlands Aufgabe im Brüsseler Friedenskampfe war. Wir wollten zeigen, daß wir den Forderungen der Gegenwart zweckmäßige Lösungen und lebendige Formen auf allen Gebieten der Produktion zu geben vermögen. Wir wollten zeigen, daß wir dabei sind, die Einzelerscheinung wieder im Kulturzusammenhang, die einzelne Form wieder in der geistigen Einheit eines Stiles zu begreifen. Wir wollten etwas von den Sehnsuchten enthüllen, die sich in allen Kreisen unsers arbeitsamen Volkes regen, und die darauf gerichtet sind, jegliches Handwerk, jegliche gewerbliche und kaufmännische Leistung zu einem wertvollen Bestandteil innerhalb der Kulturentwicklung zu machen. Wir wollten den Völkern mitteilen, daß wir jetzt wieder wissen, was es heißt, Möbel bauen, Wohnungen einrichten, Häuser aufstellen. Die Nationen sollten erfahren, daß die eisernen Kürassiere Bannerträger eines neuen, eines deutschen, eines nach der Anerkennung der Welt begehrenden Geschmacks wurden; sie sollten erfahren, daß die berüchtigten Vertreiber billiger Minderwertigkeit in geschlossener Phalanx für die Qualität der Arbeit und die Würde des Werkes eintreten.

Solches war unsre Aufgabe, und wir dürfen sagen, daß sie folgerichtig von allen Beteiligten durchgeführt worden ist. Absichtlich sei zum Schluß dieser Erläuterungen darauf verwiesen, daß gerade die Industrie, nicht nur der Künstler, nein, auch der Fabrikant und der Kaufmann, den Sinn der modernen Bewegung begriffen und ihm in Brüssel eine Erfüllung gegeben haben. Die deutschen Industriehallen zeigen wenig von jenen Verständnislosigkeiten, mit denen die Franzosen und die Belgier aufwarten. Die Grundzüge der Sachlichkeit, des offenkundigen Zwecks und der einigen Form beginnen bereits unsrer geläufigen Produktion Gesetz zu werden. Das heißt aber nichts andres, als daß Deutschland durch ernste Arbeit dahin gelangt ist, das Ideal zum Durchschnitt zu erheben, dem Vorbilde Englands nahezukommen und also auf den Weltmarkt des Geschmacks ein Anrecht zu erringen. Brüssel ist für Deutschland ein Erfolg; jetzt kommt alles darauf an, daß weitergearbeitet und restlos jede Einzelerscheinung vom Geiste des Ganzen durchtränkt werde.

Sehnsucht

Wie eine weiße Möwe
Über Turm und Knauf
Steigt meine suchende Sehnsucht
In deine Himmel auf.
Viel Segen auf die Reise
Gibt ihr der Wind im Baum
Und hebt sie heimlich leise
Über den Sternenraum;
Da wandeln ihr zu Füßen,
Ferner als Klang und Schall,
Der Mond und die flimmernden Sterne
Und die Gotteskinder all.

J. J. Horschik



Vier musikalische Charakterköpfe aus unsern Tagen

Eine Plauderei zur Pflege edler Hausmusik. Von Dr. Hermann Seeliger



So ein recht langweiliger Sonntag nachmittag in einer kleinen Stadt! Die ganze Woche freut man sich darauf, als ob er etwas Besonderes bringen müßte, aber gewöhnlich tut er's nicht. Wenn noch das Wetter schön wäre und zu einem Spaziergang oder zu einem Ausflug in die Berge eingeladen hätte. Doch nein, trüb und grau hangen die Wolken hernieder und umhüllen meine schöne Bergwelt mit einem undurchdringlichen Trauerschleier, eine Stimmung ist in der Natur, so schwermütig und melancholisch, daß man sich schier verwundert, warum der Himmel nicht lieber gleich losweint; dann wüßte man doch, woran man ist, aber diese schwermutsvolle Spannung — manchmal ist sie fast unerträglich. Zu Besuch kommt auch niemand, und heut' wäre gerade so ein Tag zum behaglichen Beisammensein „zu Hause", etwa bei einer Flasche — oder auch zweien — guten Rheinweins:

> Der Nebel steigt, es fällt das Laub,
> Schenk' ein den Wein, den holden,
> Wir wollen uns den grauen Tag
> Vergolden, ja vergolden! —

Aber es kommt ja niemand, und allein trinken?

„Einsamer Rausch erzeugt Melancholei", und die Welt sieht ohnehin schon melancholisch genug aus. Also lieber nicht. Schließlich könnte man noch in die Kneipe gehen und auf die Finanzreform und die teuren Streichhölzer schimpfen, von denen ich eben in sträflicher Verschwendung das vierte zum Anbrennen meines Tschibuks verbrauchen muß. Na, das hätte gerade noch gefehlt! Warten wir also noch eine halbe Stunde, und wenn dann noch niemand gekommen ist, so lade ich mir eben einfach eine kleine Gesellschaft ein, wie sie mir gerade paßt, und von der ich im voraus weiß, daß ich mich gut mit ihr unterhalten werde. Es bedarf dazu weiter keiner besondern Vorbereitungen oder Anstrengungen — ein paar Schritte zum Notenschrank, wo in schmucken, mit einer gewissen Symbolik zum Inhalt gewählten Einbänden die Meister der Vorzeit und Gegenwart stehen, von den ältesten Kontrapunktisten bis zu den himmelstürmenden Neutönern, ein paar Bände herausgegriffen und damit zum Flügel, und wie die Saiten in fröhlichen oder traurigen Harmonien und Melodien vibrieren, lasse ich mir erzählen von Glück und Leid vergangener Tage. Die Töne reden und werden zu Gestalten, flimmernde Lichter blitzen auf und tauchen unter in düstere Schatten, Dämmerungsträume senken sich nieder und spinnen die Seele ein — so unterhalte ich mich auf meine Art mit den Toten und den Lebenden, je nachdem.

Welch gewaltiger Lebens- und Kulturfaktor ist doch das Klavier geworden. In Häusern, in denen kein Instrument steht, scheint eine uns fremde Atmosphäre zu herrschen, sagt Oskar Bie in seinem prächtigen Buche „Das Klavier und seine Meister". Um sich das vorstellen zu können, braucht man sich nur die ungeheure Kette zu vergegenwärtigen, welche sich von der klimpernden, in falscher Sentimentalität gefühlvoller Stücke schwelgenden höheren Tochter über den gebildeten Dilettanten, der sich den Genuß einer entlegeneren Klavierliteratur gestatten kann, bis zu dem auf hö-



Phot. Leopold Bude, k. u. k. Hofphotograph, Graz.
Wilhelm Kienzl.

ster Höhe entwickelter Technik und vollendeter Meisterschaft stehenden Virtuosen hinzieht, alle die umfassend, denen die Musik mehr oder minder Lebensbedürfnis geworden — ist das nicht eine Kulturerscheinung, welche uns zeigt, wie eng wieder der Zusammenhang der Musik mit dem wirklichen Leben geworden ist? Die nicht Klavier spielen, mögen erkennen, daß sie außerhalb dieser großen Gemeinschaft stehen — oft genug wohl mit eignem tiefem Bedauern. Wie manchen Mühseligen und Beladenen mag sein bißchen Musik hinweggetäuscht haben auf Stunden wenigstens über die Misere seines Lebens; wie manchen Armen in dem Augenblicke reich gemacht, wie manchen nagenden Gram auf Stunden wenigstens in Vergessenheit eingelullt haben. Glücklich diejenigen, denen verständnisvolle Eltern und tüchtige Lehrer die Wege gewiesen haben zum wahrhaft Schönen, zum ewig Großen; sie tragen einen unschätzbaren Gewinn fürs Leben dahin.

Übrigens worin liegt wohl zum großen Teil der Reiz des Musizierens, den ohne Zweifel auch der beste Klavierspielapparat nicht ersetzen kann? Ich denke in der Selbstbetätigung. Es ist doch nicht bloß der rein sinnliche Reiz der Gehörsnerven, der uns immer wieder veranlaßt, ein Tonstück auch wirklich tönen zu lassen, der Musiker oder der in höherem Sinne musikalisch Gebildete kann's ja auch lesen und mit seinem innern Ohre genau so vernehmen, wie es auf dem Instrument klingen muß. Freilich ist die Vorstellung des Tons noch lange nicht der Ton selbst, und ganz abgesehen davon, daß verhältnismäßig nur wenige diese Gabe haben, was zieht auch den Musiker in diesem Falle immer wieder ans Instrument? Neben dem Wunsche, die Tondichtung zum wirklichen Leben zu erwecken und auf uns wirken zu lassen, ohne Zweifel der Reiz der Reproduktion, der Reiz, der darin liegt, nachschaffend Schaffender zu sein, was hier in viel höherem Maße der Fall ist als etwa bei der Rezitation von Wortpoesie, da hier ganz anders eine Auslösung von Energien auf geistigem, psychischem und physischem Gebiet zugleich stattfindet als dort. Die physische Arbeit der Bewältigung des rein Technischen, die verstandesmäßige Auffassung des Inhalts, die Verarbeitung seiner psychischen Wirkung, das heißt die entsprechende Wiedergabe der rein gemütlichen Eindrücke durch Formung des



Hans Huber.

Tons, durch Anschlagsnuancen usw., also die Erfüllung des Technischen mit seelischem Gehalt, das ist eine Aufgabe, die, wofern man es ernst mit der Kunst meint, allerdings den ganzen Menschen erfordert. Und wer dessen fähig, der eben ist in dem Augenblick schaffender Künstler, und das unter seinen Händen entstehende Tonbild ist sein Werk; wen sollte es also nicht locken, auf Augenblicke wenigstens „schaffend Götterwonne zu genießen"?

* * *

In jedem echten Kunstwerk, also auch im musikalischen, steckt ein Stück der Welt, wie sie im Moment der künstlerischen Inspiration angeschaut wurde von einer bestimmten Individualität, steckt also auch der ganze Mensch; nur von seinen Werken aus werden wir darum den Künstler auch als Menschen erfassen können. Und wer ein wirkliches Kunstwerk, das heißt etwas schlechthin Gutes, hat zustande bringen können, wie sollte der im Kern seines Wesens anders als auch gut sein? Denn Ideen, die selbst gut und edel sind, können nur edlem Boden entsprießen. Jeder aber wird es für einen Gewinn halten, in der Gesellschaft guter und edler Menschen zu verkehren, und eine kleine solche Ge-

sellschaft habe ich mir heut' gebeten — ich wollte ja nicht über Musik philosophieren —, um mir den öden Sonntag nachmittag in behaglichem Geplauder vertreiben zu lassen. Darf ich auch den Leser einladen, mit von der Gesellschaft zu sein?

Da ist zunächst Wilhelm Kienzls ausdrucksvoller Künstlerkopf. Als der „Evangelimann-Kienzl" ist er seit dem Riesenerfolg seiner wahrhaft volkstümlichen, ergreifenden Oper in den weitesten Kreisen bekannt, aber seine zahlreichen Klavierpoesien werden in geradezu unverständlicher Weise von der musikalischen Welt ignoriert, obwohl die feine und melodiöse Musik des „Evangelimann" von Rechts wegen auch auf jene hätte neugierig machen müssen. Wenn uns Kienzl in seiner Oper durch das Schicksal eines armen Dulders, welcher die Welt überwunden hat, bis zu Tränen erschüttert, so führt er uns mit seinen Klavierkompositionen so recht in die Welt hinein, in die lachende, sonnige, sinnenfrohe Welt, die der Künstler selbst mit fröhlichem Herzen durchfahren hat.

> Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
> Wie ich mich gebärde.
> Wirklich ist es allerliebst
> Auf der schönen Erde —

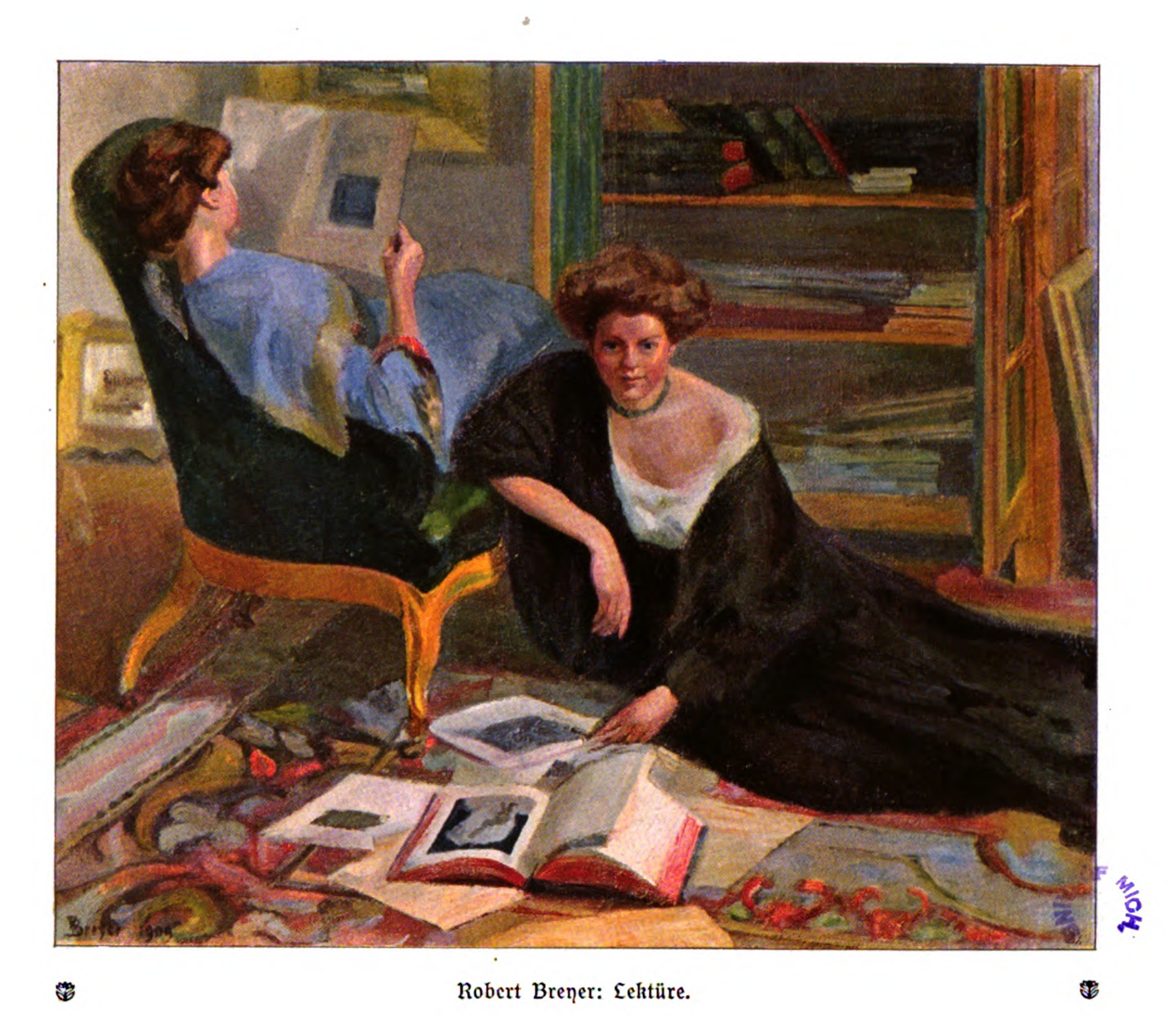
diesen Goethischen Vers hat er selber über eins der ausgelassensten Stücke gesetzt. Von seinen Klavierwerken habe ich außer den „Tanzweisen" (op. 27) besonders „Aus meinem Tagebuche" (op. 15) und „Dichterreise" (op. 25) im Auge, die wohl seine besten Schöpfungen auf diesem Gebiete sind. Als „erlebte Gedichte" tragen sie alle einen stark impressionistischen Zug, Gelegenheitspoesien im Goethischen Sinne, die Eindrücken, äußern und innern Erlebnissen ihre Entstehung verdanken. Nicht ein Beispiel absoluter Musik ist darunter. Gesteht der Künstler doch selber in einem interessanten Brief an den leider viel zu früh verstorbenen Friedr. von Hausegger auf dessen Rundschreiben an Künstler aller Art über die Veranlassungen und Begleiterscheinungen ihres Schaffens (veröffentlicht in Hauseggers Buch „Gedanken eines Schauenden"), daß er niemals durch eine rein musikalische Idee, sondern stets durch Eindrücke von außen her zum Schaffen angeregt werde. Darum weisen alle seine Klavierstücke den besondern Reiz des durchaus Subjektiven, Persönlichen auf, zumal da er es liebt, dem Verständnis durch entsprechende Zitate oder Überschriften den Weg zu erleichtern. Die feierlichen Eindrücke der Morgenstimmung eines deutschen Buchenwaldes oder die trübe Melancholie einer holländischen Nebellandschaft weiß er bei seinem ausgezeichneten Charakterisierungsvermögen ebenso treffend wiederzugeben wie das bunte, plappernde Getrudel des Veroneser Marktplatzes oder den exotischen Reiz einer Zigeunerkneipe. Und neben Stimmungsbildern intimsten Charakters und zartester Empfindung finden sich Stücke, die von köstlichem, zuweilen urwüchsig-derbem Humor getragen sind, wie „Studentenmarsch", „Ergo bibamus", „Am Heidelberger Faß", oder sich zu begeistertem Pathos erheben, wie das prachtvoll-klangschöne „Rüdesheim". Mit Huber und Moszkowski trifft er sich vor der Büste Schumanns, mit dem er auch die starken literarischen Neigungen teilt, und dessen Studium nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen geblieben ist. Bewundernswert ist die Kunst, mit der er alle Fähigkeiten des Klaviers auszunutzen versteht, vom reinen Melos mit schlichter Begleitung bis zum Pomp förmlich orchestraler Klangwirkungen. Sind seine Sachen darum auch zum Teil gar nicht leicht zu spielen, so belohnen sie doch reichlich die darauf verwandte Mühe als Niederschläge echter künstlerischer und menschlicher Edelart.

Eine durchaus vornehme und fesselnde künstlerische Persönlichkeit tritt uns auch in dem mit Kienzl so ziemlich gleichaltrigen Schweizer Hans Huber (geb. 1852) entgegen, dessen zahlreiche gehaltvolle und tiefempfundene Tondichtungen die kraft- und temperamentvolle Art seiner kernigen alemannischen Natur offenbaren. Mit seinen vierhändigen Präludien und Fugen und seinen Etüden gab er sich als absoluten Musiker, und in einem seiner letzten Werke, ebenfalls einem reich angelegten Etüdenwerk, kehrte er zu dieser alten Liebe zurück. Dazwischen liegen, abgesehen von seinen gewaltigen Klavierkonzerten, Werke impressionistischen Charakters wie die zarten lyrischen „Stimmungen":

> Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein,
> Und in dem Märchen klingt ein altes Lied —

das „Bilderbuch ohne Bilder", die „Nachtgesänge" u. a. m. (in dem Sammelband bei Breitkopf & Härtel und bei Schuberth erschienen). Hier erklingen Töne einer Ro-

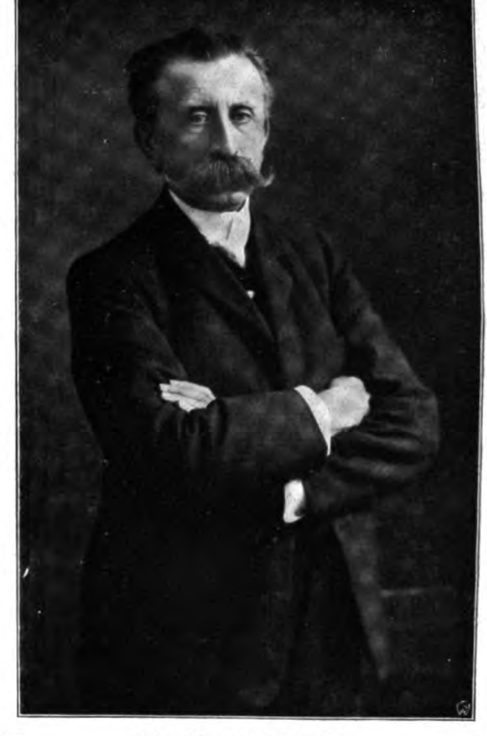




Robert Breyer: Lektüre.

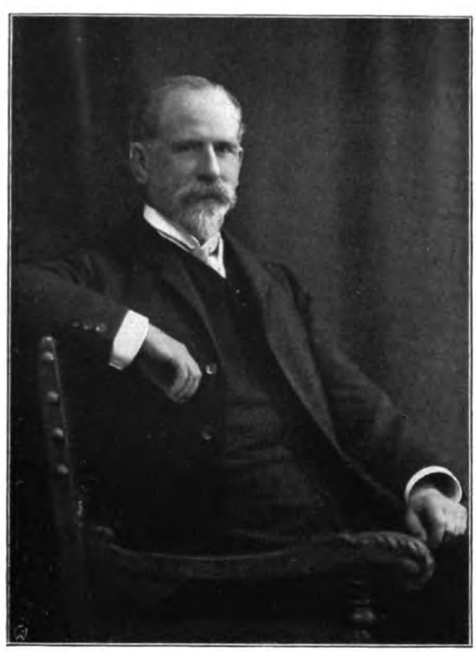
mantik, wie sie uns von Eichendorff und Heine, von Schumann und Jensen zu einer wunderbaren Blüte einer spezifisch deutschen Kunst entwickelt worden ist. Auch die prächtigen „Balladen und Romanzen" mit ihrem geradezu dramatisch bewegten Leben und ihren leidenschaftlichen, an die musikalische Diktion Wagners erinnernden Akzenten gehören hierher, desgleichen die Künstlersonate „Maler Nolten" (zu dem Roman Mörikes) und die schönen, stimmungsvollen Tonbilder „Hadlaub", womit er seinem großen Landsmann Gottfried Keller eine sinnige Huldigung erweist. Sein letzthin bei Simrock erschienenes Opus „Impressionen" trägt trotz seines Titels wieder mehr spielerischen Charakter, ausgenommen zwei Stücke, von denen namentlich das erste „Am See" eine wunderschöne sangreiche Barkarole ist. Will man das Wesen der Musik Hubers mit einem Worte charakterisieren, so wird man auch sie als echt deutsch bezeichnen müssen, kraftvoll und innig, von großer, zuweilen etwas herber Schönheit; es liegt etwas Autochthones in ihr, etwas, das an die ernste und großartige und doch wieder liebliche Schönheit seines schweizerischen Heimatlandes erinnert. Die Anforderungen, die Huber an den Spieler stellt, sind verschieden: zum Teil, besonders in den Etüden und Balladen, im „Maler Nolten" und in den Variationen sehr hoch, während die kleineren Sachen, z. B. die „Stimmungen", das „Bilderbuch" usw., bequem spielbar sind.

Ein dritter Meister vollendeter moderner Klavierkunst ist der 1853 zu Breslau geborene Maurice Moszkowski, eine der markantesten künstlerischen Persönlichkeiten der Gegenwart. Trotz seiner Huldigung für Schumann steht er doch wohl in seinem Wesen Chopin näher als jenem, ohne aber im entferntesten in Nachahmung zu verfallen — dazu ist seine Eigenart zu stark und ausgeprägt. Was seine Musik auszeichnet, sind eine wundervolle Klangschönheit und treffende Charakteristik, verbunden mit einer feinen, geschliffenen Virtuosität und vornehmen Eleganz. Niemals wird die Linie, welche die gehaltvolle, edle Musik von der sogenannten Salonmusik trennt, überschritten, immer bleibt er nicht bloß geistvoll und blendend, sondern auch gedankenreich und charakteristisch. Dies hat namentlich seine Tänze „Aus aller Herren Ländern" so populär gemacht. Von



Maurice Moszkowski.

seinen zahlreichen (bei Hainauer und Peters erschienenen) Werken seien nur ein paar herausgehoben, so die prächtige, von köstlicher Heiterkeit durchleuchtete Humoreske op. 14, die groß angelegten ritterlichen Polonäsen, von denen besonders die D-dur-Polonäse einen virtuosen Glanz entfaltet, die Moments musicaux mit ihrer weichen lyrischen Stimmung, das prächtige op. 36 mit Stücken wie En automne, Pièce rococo, Etincelles usw., ohne Zweifel eine seiner reifsten Gaben, die wunderschönen, durchaus konzertmäßigen Walzer mit ihren pikanten Rhythmen, ungerechnet die vielen andern „Morceaux", die, mit verschwenderischer Melodienfülle und intimen Reizen ausgestattet, Zeugnis geben von der schier unerschöpflichen Erfindungsgabe dieser so reich begnadeten musikalischen Individualität. Durch und durch Romantiker, läßt er wie Chopin neben dem charakteristischen Moment eine innige Liebe zur Melodie erkennen: breit und kraftvoll flutet der Strom seiner Lyrik daher — auch einer, den man in der Literatur der Klaviermusik nicht missen möchte, wenn man ihm einmal nahegekommen ist. Schade nur, daß er seine Kompositionen durchweg



Phot. B. Johannes, k. u. k. Hofphotograph, Meran.

Eduard Schütt.

französisch betitelt. Der Musik wird freilich dadurch kein Eintrag getan, aber deutsche Bezeichnungen wie die Kienzls oder Hubers (nach dem Vorgange Rob. Schumanns) haben entschieden etwas Anheimelnderes, Sinnigeres.

Eine gewisse innere Verwandtschaft mit Moszkowski — auch bezüglich der eben erwähnten Gepflogenheit — zeigt der „Mignonromantiker" **Eduard Schütt**, ein 1852 zu Riga geborener Deutsch-Russe, wie jener meist in Paris lebend. Obwohl er seine Werke in Deutschland verlegt (bei Kistner, Cranz und Simrock), hat er doch bei uns noch nicht die ihm gebührende Beachtung und Anerkennung gewonnen, die ihm das Ausland zollt. So ist z. B. sein entzückendes Walzerpoem „A la bien aimée" in Frankreich und England bereits in 15000 Exemplaren verbreitet, in Deutschland erst in 300, wahrscheinlich, weil er hier im allgemeinen wegen seiner zahlreichen Nippes mehr als bloßer „Salonkomponist" angesehen wird. Aber man tut ihm durch solche Beurteilung von oben herab entschieden bitter unrecht, denn Eduard Schütt ist ein Meister par excellence der musikalischen Kleinkunst. Freilich sind seine Sachen zum Teil Nippes, aber von einer entzückenden Grazie und Zierlichkeit, Figürchen wie aus Meißner Porzellan, mit feinen, bis ins einzelne ausgeprägten Gliedern und duftigen Spitzenröckchen, so fein und zerbrechlich oft, daß man sich ordentlich fürchtet, die zarten Dingerchen anzufassen. „Elle et lui" — das ist das bevorzugte Hauptthema, oder besser „Elle", denn häufig genug lugt aus seiner Poesie ein liebliches, schelmisches Mädchengesicht hervor. Er liebt moderne Tanzformen, besonders den von Chopin zum lyrischen Gedicht erhobenen Walzer; das bezeugen auch seine köstlichen Paraphrasen Straußscher Walzer, wodurch er die unverwüstliche Schönheit dieser für Orchester geschriebenen Musik sozusagen erst für das Klavier flüssig gemacht hat. Man stelle nur einmal die bekannten Tausigschen Walzerkapricen daneben: da wird sich sofort zeigen, wer den dichterischen Gehalt der Straußschen Walzer besser auszuwerten verstanden hat. Dort etwa — man gestatte den Vergleich — die Interpretation eines Dichters durch einen ausgezeichneten, sprachlich überaus gewandten Philologen; hier die poetische Umschreibung durch einen mit allem philologischen Rüstzeug ausgestatteten Menschen, der selbst Dichter ist: Anakreon-Voß contra Anakreon-Geibel oder -Heyse. Geradezu ein Kabinettstückchen solcher Art, wie es zierlicher kaum je für Klavier geschrieben worden, ist die kleine Scène de ballet (op. 50). Man sieht förmlich, wie die Tänzerinnen ihre Pas ausführen. Aber Schütt weiß auch tief-ernste Töne anzuschlagen und Stimmungsbilder von ergreifender Schönheit zu geben (Impressions, Chagrin d'automne, Moto appassionato usw.), wenn auch im allgemeinen das romantische Element einer liebenswürdigen Erotik überwiegt. Die technische Arbeit mit ihrer auf Chopin weisenden Polyphonie und der melodischen Verselbständigung der Mittelstimmen ist ausgezeichnet und überaus kunstvoll, die Harmonik abwechslungsreich und interessant, selbst ein plötzlicher Harmoniewechsel klingt bei ihm nie brutal, alles erscheint in Wohllaut und Schönheit getaucht. Allein schon die Faktur müßte diese Musik vor dem Verdacht, oberflächliche Salonmusik zu sein, schützen. Bieten auch diese Sachen im allgemeinen nicht höchste technische Schwierigkeiten, so sind sie doch darum keineswegs leicht, denn sie erfordern neben der Kunst, auf dem Klavier zu singen, die gleiche Individualisierung der Finger, durch die Chopin seine großen Wirkungen erzielt hat, und deren Grundlagen nur durch das Studium Bachs

erzielt werden können — mit bloßer Bravourtechnik wird man diese feinen melodischen Linien nicht nachziehen können ...

Nun, da hätten wir den langweiligen Sonntag nachmittag doch noch ganz leidlich zu Ende gebracht, und ich darf wohl hoffen, daß der Leser trotz der oberflächlichen Vorstellung einen guten Eindruck von meinen vier Gästen erhalten haben mag, der ihn veranlassen könnte, ihre nähere Bekanntschaft zu suchen. Das würde mich herzlich freuen. Denn jeder Schauende fühlt sich innerlich verpflichtet, wo er etwas Gutes und Edles in der Welt erkannt hat, die Menschen darauf hinzuweisen, daß sie auch kommen und schauen und sich veredeln, ein jeder nach seiner Art. Und nur Künstler sind es, die das geben können. Wie schön drückt das der alte athenische Komödiendichter, der ungezogene und doch tief-ernste Aristophanes aus, wenn er sagt: Dazu haben die Knaben die Lehrer und die Erwachsenen die Dichter, „daß sie besser machen die Menschen". Ob Wort- oder Tondichter, das gilt uns heute gleich. Ihr Ziel ist dasselbe, nur die Wege, auf denen sie es erstreben, sind verschieden. Wir, die Empfangenden, können unsern Dank aber dadurch abstatten, daß wir nicht bloß willig das Gebotene in uns aufnehmen, sondern auch, indem wir es zu verbreiten suchen und falschen Vorurteilen und irrtümlichen Auffassungen offen entgegentreten.

Scholle und Weib

Ich grüße dich, heilige Erdenscholle,
Die du Jahrtausende überdauert,
Mich schauert
Vor deiner erhabenen Kraft.
Du Triebevolle
Bist es allein, die Wunder schafft.
Auf deiner Krume
Erblüht die Blume,
Sprießt hoch empor der strebende Baum,
Hebt sich des Menschen wechselnder Traum

Die Brut nie ausgezählter Ernten trägt dein Schoß,
Aus dir ringt sich das todgeweihte Leben los,
Der Menschen Werke fallen dir zum Raub,
Und ihre Schönheit sinkt in deinen Staub.
Spottest du ihrer oder liebst du sie,
Die du geweckt und tötest? Nie
Enthüllt sich deines Schaffens stumme Lust,
Wie ein Geheimes bleibt sie dir bewußt.

Du lächelst mild —
Dort Wald, hier Wiese, drüben Wildpfad nur,
Bist bald vom Strome lieblich eingehüllt,
Bald grüßt der Sturmwind deine grüne Flur,
Im wogenreichen Meere hältst du Rast
Und spielend trägst du weiter Städte Last.
Zu dir senkt zärtlich sich des Mondes Glanz,
Die Wolken flechten dir den feuchten Kranz,
Die heiße Sonne schenkt dir ihre Glut —
Sie weckt die Kraft, die schlummernd in dir ruht ...

Grolle mir, grolle,
Gesegnete Scholle,
Mit flammendem Brennen
Regt sich in mir ein staunend Erkennen:
Ohne den Gott des ewigen Lichts
Vermöchtest du nichts
Und bliebest arm, wie er es wäre
In seiner Ewigkeiten Sphäre,
Nähmst du nicht auf, was er in dich versenkt —
Denn seinen Reichtum fühlt nur, der da schenkt.
So seid ihr zwei und seid doch eins in Taten,
Und eurem Bund entsprießen goldne Saaten ...

Rolle nur, rolle,
Du selige Scholle,
Mir ist, als ob ich von dir lernen sollte ...
Ach, ich Armselige wollte
Mein Lebenswerk allein beginnen —
Da sah ich meine Stunden leer verrinnen,
Dem Siegesmute folgte schweres Zagen,
Ich schwankte her und schwankte hin —
Du zeigst mir ernst des Lebens tiefen Sinn ...
Was auch vermeßne Frauenherzen sagen,
Eins bleibt gewiß trotz alles herben Spottes:
Scholle und Weib bedürfen eines Gottes,
In seiner Kraft, in seines Lichtes Wahrheit
Vollendet sich ihr Werk zu reifer Klarheit.

Maria Stona



Verlag von F. Bruckmann, A.-G., München (19..

Jesu Einzug in Jerusalem.

Oberammergau und Weimar

Von Friedrich Düsel

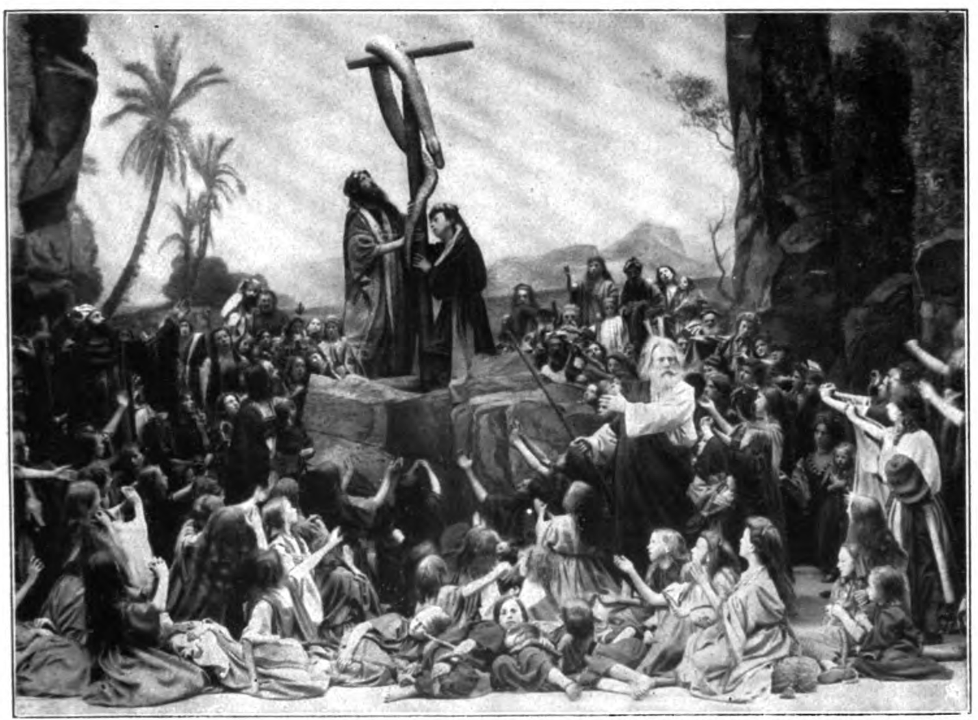
eht es andern Völkern auch so, oder ist es ein ausgesprochenes Erbgut der Deutschen, daß sie sich in jedem Jahre wieder neue Offenbarungen, neue Bereicherungen ihres innern Erlebens, neue Erhebungen über Gleichmaß und Alltag erwarten, sobald die ersten lauen Sommertage sie aus den vier Wänden hinaus ins Freie und Weite locken? In all unsern vielfältigen Bestrebungen, die dramatische Kunst aus dem geschlossenen Bühnenhause unter Gottes blauen Himmel zu führen, verrät sich am Ende doch nur die eine Sehnsucht, am Konzert der Künste auch die Natur teilnehmen zu lassen, das Grün der Fichten, das Blau des Meeres, das Weiß der Firnen in vollen Akkorden mitmusizieren zu lassen, wenn der Künstler Mensch den Taktstock hebt. Muß nicht Iphigeniens frommes Selbstgespräch auf Tauris doppelt weihevoll in unsre Seele dringen, wenn es wirkliche Bäume, in ihrem natürlichen Safte schwellende rege Wipfel sind, in deren Schatten sie erschauernd tritt? Muß nicht am Vierwaldstätter See Schillers pathosgewaltiges Freiheitsdrama tausendmal beredter zu uns sprechen als zwischen den Pappwänden der Theaterkulissen? Muß nicht Käthchens romantische Innigkeit unendlich viel reizender unser Herz umschmeicheln, wenn unter zartem Junihimmel ein echter, mit weißgelben Doldenblüten geschmückter Holunderstrauch ihre schlummernden Glieder überdacht? Ja, weiter: würde nicht auch die erlösende Heiterkeit der Shakespearischen Lustspiele und die erhabene Größe der Shakespearischen Tragödien noch einen Zusatz, ein Wachstum ihrer Wirkung erfahren, wenn sagen wir die Elfen des „Sommernachtstraums“ wirklich unter Birken des Waldes ihre Reigen schlängen und die Hexen dem Macbeth auf einer Heidefläche begegneten, über der die feuchten Nebel so naturwahr brodeln, daß ihr Atem auch uns Zuschauern kalt über die Haut rinnt?

Der holde Wahn will nicht von uns weichen, und wenn Erkenntnis und Überzeugung den gelassenen Kritiker jedes Jahr von neuem zwingen, vor dieser gefährlichen Vermischung von Natur und Kunst, vor diesem erzwungenen Wettkampf zweier ewig feindlicher Elemente zu warnen, so kommt er sich fast wie ein Verräter an einem altererbten heiligen Nationalgut vor, das ein Stück unsrer selbst geworden ist. Acht, auch neun Jahre währt nun ungefähr diese Bewegung für die Natur- und Freilichtbühne, und so konnten ihre Anhänger sich von der Praxis unwiderlegt fühlen, wenn sie auf die **Passionsspiele von Oberammergau** als auf eine unanfechtbare Rechtfertigung ihrer Bestrebungen hinwiesen. Denn als diese Spiele vor zehn Jahren zuletzt zu sehen waren, war von einer eigent-

lichen Naturtheater-Bewegung noch nicht recht die Rede; vielmehr scheint es mir, als habe sie sich an jenem trotz aller Kritik beispiellosen Erfolge von 1900 erst den entscheidenden Mut getrunken ...

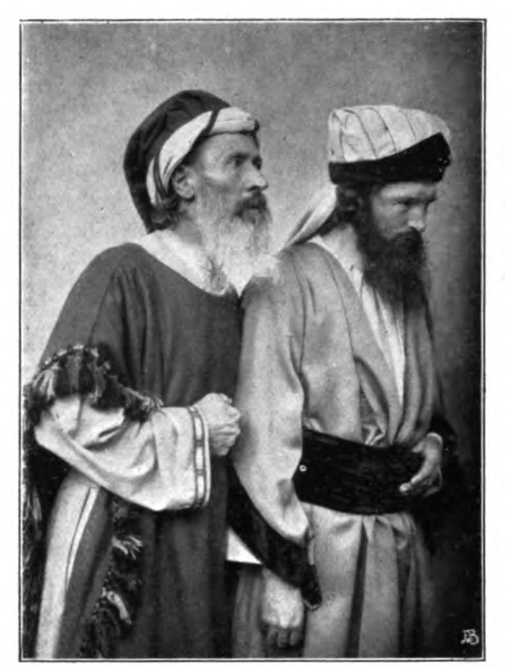
Wenn der Himmel ein gnädiges Gesicht macht, wenn es nicht gerade in Strömen regnet oder Hochwasser die Wege unpassierbar gemacht hat, gibt es so leicht keine Fahrt, die besser die Stimmung förderte als zur Frühsommerzeit die von München in die Voralpen. In munterem Tempo geht es über eine fruchtbare, lachende Hochebene dahin, am glitzernd fröhlichen Starnberger See vorüber, und leise, ganz allmählich sieht — nein, fühlt man mehr aus dem blauen ahnungsvollen Dunst der Ferne die Berge aufdämmern. Die Brust hebt, das Auge weitet, die Sinne beschwingen sich. „Murnau!" Nun, weiß man, geht es bergan, und in kurzem müssen wir auf der märchenhaften Weltinsel sein, die in diesen Tagen Hunderte von Zungen umbrausen, und die doch wie verwunschen, wie entrückt der Wirklichkeit daliegt ... „Bad Kohlgrub!" Von Badegästen in diesem höchstgelegenen Mineralbad Deutschlands ist auf dem Bahnhof nicht viel zu erblicken; aber dicht hinter der Schranke steht ein Dreikäsehoch von sechs Jahren und fragt seinen Begleiter: „Gelt, is dös a Engländer, wo da ausschaut?" Das ist der erste Gruß aus jenem peinlichen Nebenreich Oberammergau, das unsre Vettern von drüben zu einer Sensation gemacht und das sie mit der ihnen so gut stehenden beneidenswerten Selbstverständlichkeit fast zu einer englischen Kolonie gestempelt haben.

Der erste, nicht der letzte. Es geht nun so weiter in diesem halb verstimmenden, halb belustigenden Mischmasch von ernsten, um nicht zu sagen ergreifenden oder rührenden und grotesk-burlesken Zügen. Man steigt aus, und um unser Gepäck bemüht sich ein Wesen ganz merkwürdiger Art: Nagelschuhe an den Füßen, wollene Wadenstrümpfe, ein modernes, beinahe kokett sitzendes Jackett, lange, bis auf die Schultern herabfallende schwarze Haare, ein dichter, lockiger Vollbart und auf dem Kopf eine scharlachrote neue Dienstmannsmütze. Um vier Uhr noch schrie er mit zweihundert andern aus voller Kehle: „Gib den Barrabas los! Kreuzige, kreuzige Ihn!" — jetzt, zwei Stunden später, fragt er diensteifrig: „Soll i Ihna dös G'päck trag'n?"...



Verlag von F. Bruckmann, A.-G., München (1910).

Aufrichtung der ehernen Schlange.



Verlag von F. Bruckmann, A.-G., München (1910).

Zwei Pharisäer.

Man kommt ins Wohnungsbureau und wird einem der Schächer — dem zur Rechten wenigstens — für die Nacht anvertraut, findet ein von Sauberkeit, Stille und bodenständigem Geschmack förmlich strotzendes Quartier und schlendert nun, die trotz oder wider Cook und Schenker eroberte Eintrittskarte in der Tasche, durch die abenddämmernden Dorfstraßen.

„Zur Kreuzigungsgruppe." Das Kreuz selbst, das schon von ferne mehr protzig als demütig herüberwinkt, ist in dieser Landschaft von einer schier verletzenden Plumpheit; aber der Weg dorthin, durch Wiesen und Hügel, lockt dich. Du schreitest wie in einem dichten Zuge, und ebensoviele, wie mit dir gehen, kommen dir schon entgegen. Doch ein stummes Gebot der Stille scheint über allen zu liegen. Kein lautes Wort, geschweige denn eine Spur von jener wüsten Touristenausgelassenheit, die einem in Norddeutschland so oft die schönsten Gegenden verleidet. Wie könnte sonst auch dort vor der Kreuzigungsgruppe das junge schmalschultrige Ding von siebzehn, achtzehn unbekümmert um all die andern minutenlang auf dem hölzernen Bänkchen knien, ganz hingegeben ihrem Gott, tief versunken in ihre menschenvergessene Andacht. Und etwas von diesem dem Orte gleichsam eingeborenen Andachtsbedürfnis kommt auch über den Unfrommsten. Man sucht abseits vom Strom einsame Wege ins Feld, findet sie und sieht die Sonne hinter den Bergen untergehen und die Nebelbänder schüchtern aus den Wiesen steigen. Friedvoll senkt sich der Abend ...

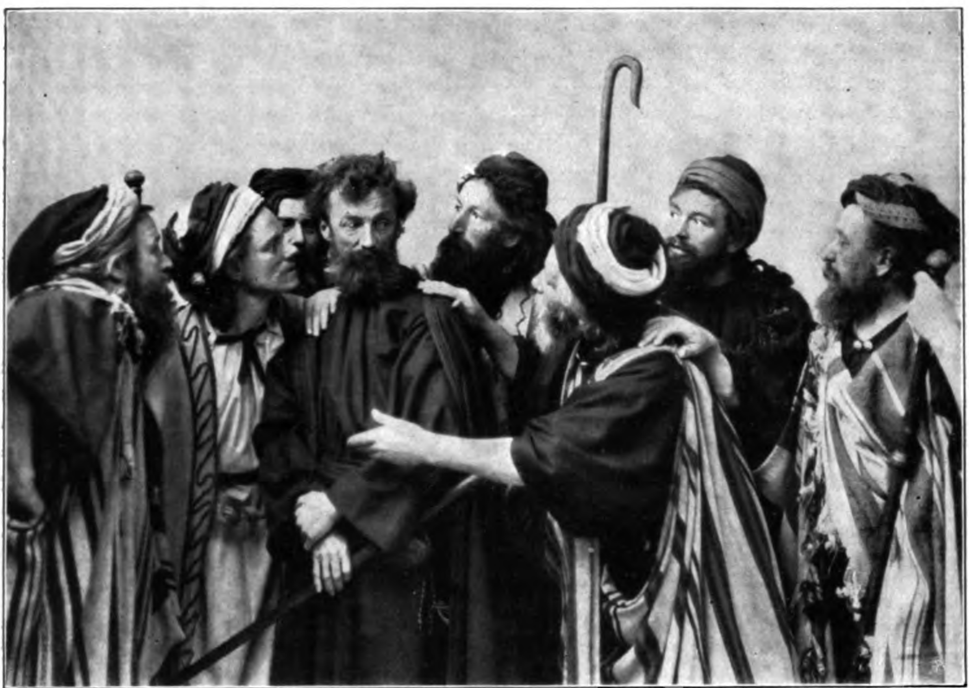
Plötzlich ein Böllerschuß. Der Umzug! Mit Musik. Man erschrickt, fühlt sich verletzt, fällt aus all seinen Himmeln. Und plötzlich hat einen das muntere Marschtempo doch auch beim Wickel. Man kann nicht widerstehen, man muß mit. Wie bei der Wachtparade. Und man fühlt den mächtigen Zwang, der in der Massenbewegung, in so etwas Allgemeinem steckt, und ist mit dieser Erfahrung wahrscheinlich im Mittelpunkt dessen, wodurch diese Spiele nun bald dreihundert Jahre leben und wirken.

Alles marschiert mit: langbeinige, plaidumhüllte Engländer mit ihren todernst aussehenden Damen; eine Herde rotbäckiger Backfische aus irgendeinem höchst gesundheitlichen Pensionat der Schweiz — nur eine weiße Galathee, die schlankste von allen, harrt noch des Kusses, der sie erröten macht —; eine Gesellschaft Skat- oder Kegelbrüder, die hier auf artige Weise den Inhalt ihrer Vereinskasse ausschütten; ein vierschrötiger, sonnen-



Verlag von F. Bruckmann, A.-G., München (1910).

Jesus bei Simon.



Verlag von F. Bruckmann, A.-G., München (1910).

Judas und die Händler.

verbrannter Dorfpfarrer mit seinen Pfarrkindern; ein silberhaariges Ehepaar, das glückberauscht wie auf Brautwegen wandelt; und wieder Damen, Damen, Damen in jenem selbstsichern, gesetzten Alter, wo das Alleinreisen seine Gefahren verliert — ein junger Geistlicher in langer Soutane ohne Kopfbedeckung gibt ihnen das ritterliche Geleite.

Dann verläuft sich der Schwarm allmählich. Die Wirtshäuser und die Biergärten füllen sich; in den Geschäften werden allerhand nötige und unnötige Einkäufe gemacht für die Anstrengungen oder den Komfort des kommenden Tages. Man tritt in eine Drogerie und fordert ein Stück Seife — aus Übermut oder gleichfalls wieder unter dem Zwange der Massensuggestion auf englisch. „Stück Mk. 1.50." Man verrät sich und entpuppt sich als Deutscher — die Seife kostet nur noch achtzig Pfennig, aber es ist eine andre. Man verweilt noch ein wenig und mustert die Auslagen. Zwei Engländerinnen kommen, die auch nicht eine Silbe Deutsch verstehen oder nicht verstehen wollen. Nicht einmal, wie man Cold-cream fordert, wissen sie. Warum auch? Es steht ja groß und breit English spoken an der Ladentür. Aber merkwürdig! die Verständigung hat ihre Schwierigkeiten. Die Resi muß erst das Tonerl, das Tonerl erst die Loni holen, ehe aus dem Kauf etwas wird.

Draußen auf den breiten und engen Dorfwegen haben sich die Scharen der Fremden mittlerweile so weit gelichtet, daß die Einheimischen wieder ihr Straßenrecht behaupten. Man sieht auffallend viele ausdrucksvolle, markante Gesichter. Macht es die lange Gewöhnung der Kultur, macht es das lange Haar? Es tut wohl, die preußisch-militärische Kurzhaarigkeit einmal so gründlich durchbrochen zu sehen. Wenn man auch vor manchem Drahtnägelgelock an Fritzing Reuter denken muß, der unglücklich war, daß seine Onkel und Tanten wider den schlichten Willen der Natur partout einen Lockenkopf aus ihm machen wollten ... Feierabend auch für sie, die am Tage und Abend ihre Hände für all die fremden Gäste nicht hurtig genug rühren konnten. Ein Rudel blutjunger Dorfmädel dalbert die Gasse entlang, eingehakt, kichernd, lachend, lebenstrunken, so in sich selig, als gäbe es um sie herum nichts andres als sie selber. Oder doch? Gelten diese raschen Seitenblicke, die wie Silberfischlein bald nach links, bald nach rechts schnellen, den Fremden oder den Dorfbur-

schen? ... Eine verschwiegene Seitenstraße lockt den nächtlichen Wanderer auf Wege, die aus dem Dorf hinaus an die Ammer oder an den Mühlbach führen, und unterm Sternenschein findet er ein einsames Liebespaar. Ihre Hand spielt zärtlich-selig mit den Locken des Geliebten. Sie muß es gewahr nehmen: über drei Monde ist der seltene Schmuck dahin.

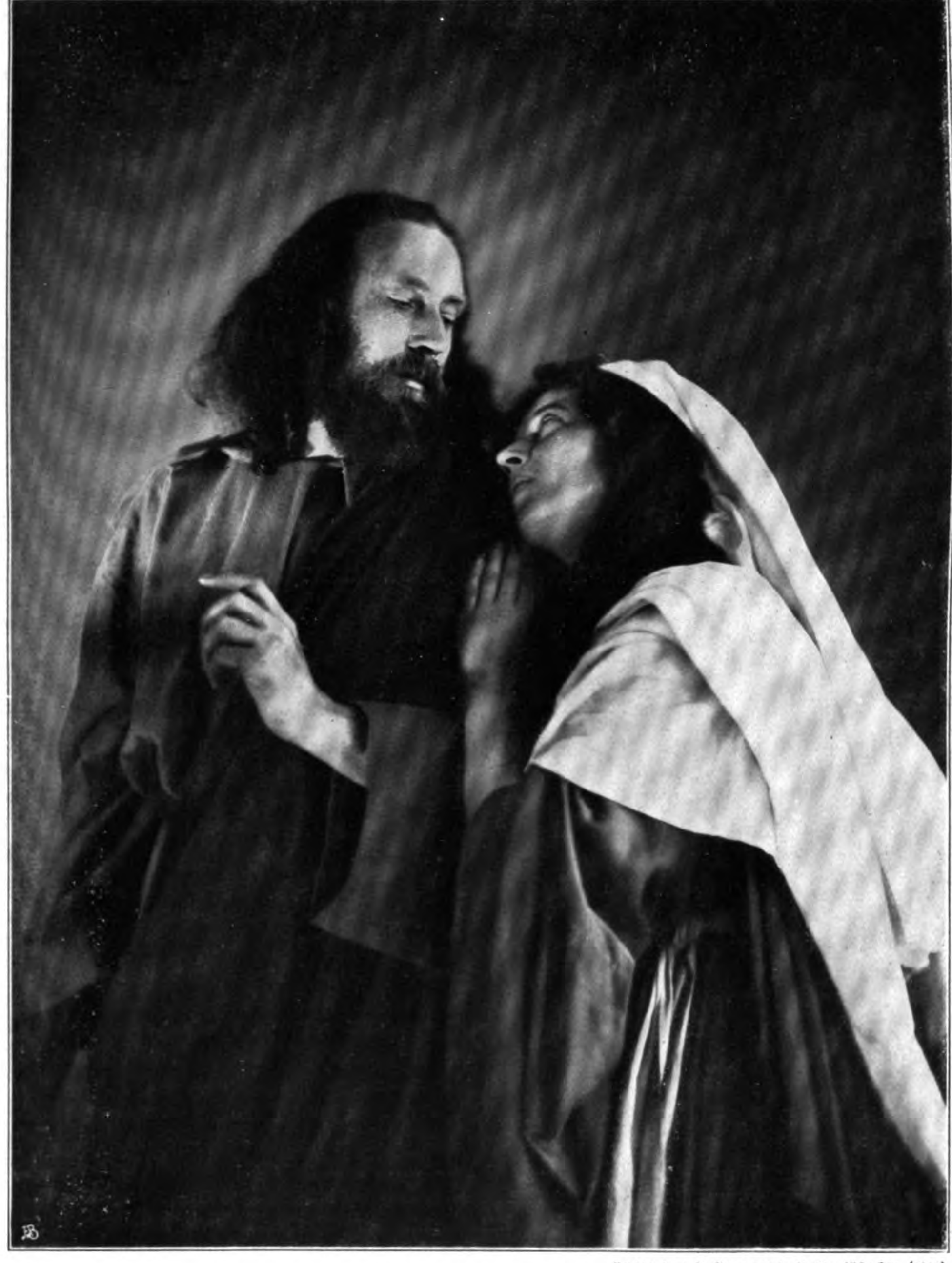
Auf einmal ist man nun doch in der nächsten Nähe des Theaters, das man sich eigentlich für morgen aufsparen wollte. Mächtig ragt der First der Halle in den dunklen Himmel, ohne künstlerischen Schmuck, ohne rechten architektonischen Charakter, aber von einer eindringlichen Beredsamkeit durch die den Zweck betonenden und enthüllenden Formen. Wieder spürt man durch alles Kleinliche und Verstimmende den Zug der Größe hindurch, der diesem Tal die Weihe gibt ... Grell fällt das Licht der elektrischen Bogenlampe auf einen am Wege lauernden bunt angestrichenen Automaten der Wahrsagekunst. „Kleopatra-Automat" steht in großen Buchstaben darüber, und zum Gebrauch laden ein paar Probesprüchlein ein, die aushängen wie der Hamen an der Angel: „Du kommst trotz deines Sträubens doch In kurzem in das Ehejoch." — „Bald gehst du froh und liebentflammt Den schönen Weg ins Standesamt."

So mischt sich überall und allerwegen Ernstes und Komisches, Frommes und Profanes durcheinander. Wer aber Oberammergau zeichnen will, wie es ist, nicht, wie es Heuchelei und Verzückung gemalt haben, der darf daran nicht vorübersehen, unbekümmert um die Empfindlichkeit zarter Seelen.

Die Geschichte des Spiels ist bekannt. „Der Passion", wie der oberbayrische Sprachgebrauch noch heute sagt, verdankt seine Entstehung dem Gelöbnis, das die Gemeinde von Oberammergau 1633 in höchster Not tat, als die Pest sie heimsuchte. „In diesem Leidwesen," heißt es in der alten Chronik von Oberammergau, „sind die Gemeinde-Leute sechs und zwölf zusammengekommen und haben die Passionstragödie alle zehn Jahre zu halten gelobet, und von dieser Zeit ist kein einziger Mensch mehr gestorben, obwohlen noch etliche von ihnen die Pestzeichen an sich hatten. Alsdann ist diese Tragödie von 1654 gehalten worden bis auf 1680; damals hat man sie auf zehn Jahre verleget, und es ist darnach allzeit also gehalten worden." So die Chronik. Wahrscheinlich aber ist durch jenes Gelübde aus der Notzeit des Dreißigjährigen Krieges nur ein weit älterer, tief ins Mittelalter zurückgehender Brauch wieder zum Leben erweckt worden; jedenfalls beweist die damals eingeführte, noch heute bestehende Bühneneinrichtung den engen Zusammenhang mit den alten Mysterienspielen der Geistlichkeit. Auch der älteste auf uns gekommene Knüttelverstext von 1662 setzt sich aus mittelalterlichen Passionsspielen zusammen, die wiederum aus zwei älteren Augsburger Passionsdramen entstanden sind und Teile eines zwischen 1600 und 1615 aufgeführten Spieles des Weilheimer Pfarrers Johannes Aelbl und des durchaus auf den Mysterien fußenden Züricher Dramendichters Jakob Ruef in sich aufgenommen haben. Wer sich für die verwickelte, aber höchst interessante Textgeschichte näher interessiert, mag sie in der scharfsinnigen Untersuchung nachlesen, die jüngst erst Dr. Otto Mausser angestellt hat, um im Anschluß daran gleich eine historisch-kritische Ausgabe des Spieltextes zu veranstalten. (Mit Notenbeilagen, Porträts und Faksimiles; Diessen vor München, Verlagsanstalt von Jos. C. Huber). Diese Arbeit bringt auch für die Kenner des Passionsspiels insofern eine Überraschung, als hinfort als eigentlicher Urheber des Textes auch in seiner jetzigen Gestalt nicht sowohl der um die Passion sonst hochverdiente Pfarrer und langjährige Aufführungsleiter Jos. Alois Daisenberger (gestorben als Vierundachtzigjähriger 1883), sondern der Benediktinerpater Ottmar Weiß vom nahen Kloster Ettal zu gelten hat. In Oberammergau selbst will man freilich von dieser wissenschaftlichen Entdeckung nichts wissen; dort setzt man dem Druck des „Offiziellen Gesamttextes" nach wie vor das Bildnis des unvergessenen Daisenberger voran, ein gutmütiges, breit behagliches, etwas verschlafenes Klerikergesicht, das seltsam absticht gegen die wache, nervös gespannte Physiognomie des Paters Weiß mit den schmalen Knabenlippen, den hochgewölbten Augenbrauen und der kühnen Stirn, wie wir sie zum Trutz vor Maussers Textausgabe finden.

Keine Dichtung geht ungestraft durch so viele Feuer und Gewässer. Nicht bloß viele Köche, auch viele Mönche verderben den Brei. Es kann und darf nicht verschleiert werden:





Verlag von F. Bruckmann A.-G., München (1910).

Jesu Abschied von Maria.

der Text, der jetzt in Oberammergau gespielt wird, ist mit wenigen Ausnahmen ein elendes Gemächte, ein geschmackverlassenes, stilloses Gemengsel von vulgärer Übernaivität, superkluger Verständigkeit, kläglicher Ausdrucksarmut und Gestaltungsohnmacht, geschwollenem Wortprunk und ödem Allegorienkram sowie sklavisch gelehrter Nachahmerei antiker Formen, die dem deutschen, zumal dem bäuerlichen Empfinden ewig fremd bleiben werden, soviel auch der Pater Ferdinand Rosner in den Jahren 1740 bis 1750 getan haben mag, in seinem neuen gereimten Text die Barockzutaten, die üppig wuchern-



Verlag von F. Bruckmann, A.-G., München (1910).

Die Kreuzigung.

den geistlichen Allegorien und Personifikationen durch einen mittlerweile einfacher und natürlicher gewordenen Geschmack zu läutern. Der leeren konventionellen Wendungen, der nüchternen Prosaismen, der papiernen Konstruktionen auch an den erhabensten Stellen ist immer noch Legion; die tote Lehrsamkeit geistlicher Katechisation legt sich wie Mehltau auf die Blüte des zartesten Gefühls, von Reimnot, stilistischen Unbeholfenheiten, Entgleisungen und Geschmackssünden ganz zu schweigen. Das schlimmste steht in den geschraubten Exegesen der alttestamentlichen Bilder, mit denen der Prolog oder der Chorführer diese in — oft höchst gequälte — Beziehung zu den Vorgängen des eigentlichen Passionsspiels setzt. So heißt es bei der Verstoßung der Vasthi und der Erhebung der Esther (Esth. 1. u. 2. Kap.), einem Bilde, das auf die hochmütige Abkehr der Juden von Jesus vordeuten soll:

Seht Vasthi — seht! Die Stolze wird verstoßen!
Ein Bild, was mit der Synagog' der Herr beschlossen.

Das beste, wenigstens in formaler Beziehung, findet sich in den eingeschobenen Gesängen, den „Aria" — leider nur bestehen gerade sie fast durchweg aus gekünstelten antiken Odenstrophen ...

Acht Uhr. Ein Böllerschuß verkündet den nahen Beginn des Spiels. Man hat gerade noch Zeit, sich in der weiten gedeckten Zuschauerhalle, die sich vorn zur Bühne hin in einem Ausmaß von 44 Metern öffnet und 4000 Zuschauer faßt, umzusehen und den Bühnenbau selbst zu mustern. Stufenförmig aufsteigende hölzerne Klappsitze, von ein paar schmalen Logen gekrönt, ganz schlicht gehalten, aber alle ohne Ausnahme einen guten Ausblick auf die Bühne gewährend; die Halle auch sonst schmucklos, brettern nüchtern, nur an der Rückseite von einem Wandgemälde belebt, auf dem das Spiel so dargestellt ist, wie es im siebzehnten Jahrhundert aufgeführt wurde: die (offene) Bühne stellt der erhöhte Kirchhof mit seiner Außenmauer dar, daran hat man ein ungedecktes Zuschauergerüst angebaut. Drei primitiv gestützte Bretterwände umgrenzen den Schauplatz; die hintere trägt den bemalten Prospekt, die seitlichen zeigen Kulissen oder Ansätze dazu. Heute sieht die Oberammergauer Bühne wesentlich anders aus, so deutlich ihre Herkunft von der mit-

telalterlichen Mysterienbühne noch immer zu erkennen ist. Dieser in der Länge zweifach, in der Breite siebenfach geteilte Bühnenbau erscheint mir nach allem, was ich bisher gesehen, als das glücklichste, was für die Darstellung eines Massenfestspiels zu denken. Auf der breiten Vorderbühne wickeln sich alle im Freien spielenden, größere Volksmengen entfaltenden Szenen ab (Einzug in Jerusalem; Szene vor Pilatus u. a.); die nur etwa ein Viertel so breite, nach hinten gelegene Mittelbühne, die durch einen Vorhang abzuschließen ist, bleibt den häuslichen und den geschlosseneren Szenen (Abendmahl; Besuch bei Simon; Kreuzigung u. a.) vorbehalten. Was von der Hinterbühne übrig, erfährt noch an jeder Seite eine dreifache einander entsprechende Teilung: an den äußersten Enden je eine neutral gehaltene Säulenhalle, aus der der Chor kommt, und in die er sich wieder zurückzieht; daneben zur Linken das Haus des Pilatus, zur Rechten das Haus des Hohenpriesters Annas; die Mittelbühne flankierend je eine ins Innere führende Gasse von Jerusalem. Ein solcher Bau, sagt man sich beruhigend, ist allen dramaturgischen Möglichkeiten gewachsen. Da vereint sich Intimität mit breiter, voll ausladender Wirkung; da kann Jesus in der schwersten Stunde seines Lebens still mit sich und seinem Gotte zu Rate gehen, da kann — auf der Mittelbühne — der Spielleiter Meister Ludwig Lang, der Vorsteher der Schnitzschule, in wenigen Minuten die lebenden Bilder stellen, die oft bis zu 400 Menschen erfordern, und die Volksszenen, an denen sich mehrmals 700 Personen beteiligen, sich frei und natürlich bewegen lassen. Auch die Einordnung der ganzen Szene in die Natur ist meisterhaft getroffen. Die Berge sehen nur gerade mit ihren Häuptern hinein, nichts, was dort draußen etwa vorgeht, kann das Spiel stören, die Szene selbst ist breit und hoch genug ausgebaut, um alle Vorgänge auf der Bühne zu decken. Das einzige, was man vermißt, ist eine hintere Lichtquelle für die Mittelbühne; dadurch würden die sich im Hintergrunde abspielenden Vorgänge noch klarer hervortreten.

Die Musik Rochus Dedlers setzt ein; das Spiel beginnt. Gleich bei den ersten Noten spürt man die Süßlichkeit, die verwaschene Charakterlosigkeit dieser Musik und denkt an Liszt, der sie, sonst ein begeisterter Fürsprecher des Spiels, 1880 in einem Brief an seine Schülerin Charlotte Blume-Arends einen „platten Unfug, Tand und Sudel" genannt hat. Geradezu komisch wirken die zahlreichen unwillkürlichen Anklänge an Schützen-, Wander-, Trink- und Bänkellieder. „Wer will unter die Soldaten" fing mein Nachbar zur Linken an zu summen, als der Chor prophetisch von Judas' Verrat sang:

Vom Geiz verführt zu schwarzen Taten
Stürzt einer von dem Mahle fort ...

Der Prolog (Anton Lechner) eröffnet das Vorspiel, trotz der anfangs seltsam berührenden Dialektanklänge mit gutem Ausdruck, ja im Bewußtsein seiner Aufgabe mit einer gewissen gestrafften Hoheit und Würde:

Wirf zum heiligen Staunen dich nieder,
Von Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht!

Man könnte sich an Klopstocks gottseliges Pathos erinnert fühlen, wenn nicht alsbald ernüchternde Holprigkeiten folgten:

Nicht ewig zürnet Er,
Der Beleidigte. Ist sein Zürnen gleich gerecht.
Ich will, so spricht der Herr,
Den Tod des Sünders nicht, vergeben
Will ich ihm — er soll leben,
Versöhnen wird selbst meines Sohnes Blut, versöhnen:
Preis, Anbetung — Freudentränen,
Ew'ger, Dir!

Es folgt als erstes lebendes Bild die „Verehrung des Kreuzes", und dann setzt mit Jesu Einzug in Jerusalem die eigentliche Passionshandlung ein. Eine Massenszene von malerischem Gesamteindruck und doch nicht ohne zu Herzen gehenden geistigen Inhalt. Man glaubt ein Bild aus der Münchner religiösen Historienmalerei zu sehen, so kunstvoll ist diese Szene gegliedert, so üppig schwelgt sie mit ihren Kostümen in allen Farben. Heute freilich würde uns der moderne Geschmack gebieten, zu dämpfen, Mittelfarben und Übergänge zu suchen. Etwas Antiquiertes haftet diesem grellen Farbenkonzert an, so schön und kostbar jedes einzelne Gewand für sich betrachtet erscheint. Mit jener einst so hoch im Preise stehenden Malerei der Piglhein und Piloty hat auch diese pittoreske Kostümpracht der Zeit ihren Tribut zahlen müssen. Käme Reinhardt als Regisseur hierher — ein Gedanke, der ebenso erschreckt wie reizt —, er würde viel zu tun



finden. Besonders an seinem Steckenpferd, der Belebung und Beseelung des Chors, diesem offenbar mühsam eingeübten, aber doch so mechanischen Unisonosprechen der Jünger, des Volkes, der Rotte der Aufrührer. Dabei macht der Bewunderer unsrer modernen Regiekunst dann aber doch eine merkwürdige Beobachtung: das Echo hinter der Szene, das Sichfortpflanzen und Sichankündigen der Stimmen im Unsichtbaren, das wir zuerst bei den Russen des Stanislawski zu erleben glaubten, und das Reinhardt dann so glücklich weitergebildet hat, es zeigt sich auch hier schon bewußt und geschickt verwendet.

Mittlerweile geht uns das Wesen dieser bäuerlich-geistlichen Schauspielkunst auf. Die hier spielen, sind mit wenigen Ausnahmen keine Darsteller, es sind Aufsager. Sie rezitieren, sprechen „ihren Lex" herunter. Von der Unterscheidung der Charaktere und Individualitäten ist ihnen nur wenig aufgegangen. Manchmal möchte man glauben, sie haben nur eine dumpfe Ahnung von dem, was sie zu sagen haben. Keiner scheint den Anspruch zu erheben, das zu *sein*, was er scheint — worin doch im Grunde das ganze Geheimnis der Schauspielkunst beruht. Im Gegenteil: sie halten es wohl für eine Art Sakrileg, sich mit ihren Rollen zu identifizieren. Die Anekdote fällt uns ein, die von Anna Flunger, einer früheren Darstellerin der Maria, erzählt wird: bei der Nachricht von ihrer Wahl zu dieser Rolle soll sie das Gesicht in den Händen verborgen und bitterlich geweint haben: „Dös kann do goar nit sei! D' Muatter Gottes und i — i und d' Muatter Gottes!" Das ist gewiß ein rührendes Zeugnis für die frommen Gedanken, mit denen die Oberammergauer an ihren „Passion" gehen — eine sonderliche Schauspielerbefähigung beweist es nicht.

Ich glaube überhaupt nicht an das Märchen von der bäuerlichen Schauspielerbegabung. Seit ich Oberammergau kenne, weniger denn je. Schauspielen ist eine Kunst so gut wie jede andre, und Künste brauchen Kultur, wollen in ernster Zucht, in strenger Arbeit geübt sein, ehe sie ihre volle Blüte erschließen. Mit der Verteilung der dafür nötigen Anlagen wird es in Oberammergau nicht anders bestellt sein als anderswo. Die offenkundigen schauspielerischen Begabungen sind jedenfalls an den zehn Fingern herzuzählen. Da sind die Chorführer und die Prologsprecher, die über Verständnis und guten Ausdruck verfügen; da sind Kaiphas und Nathanael, die mit disziplinierter Stimme gut und kräftig sprechen; da ist der Händler Dathan (Andr. Mayr), der ein feuriges Temperament hervorkehrt; da ist Sadok, der die listige Verschlagenheit der jüdischen Priesterschaft anschaulich zu charakterisieren weiß, und Petrus, der für männlichen Ernst und biedere Einfachheit recht sympathische Ausdrucksmittel findet; da ist Johannes (Alfr. Bierling), der in Erscheinung und Bewegung etwas jünglingshaft Keusches zur Schau trägt; da ist endlich Maria (Ottilie Zwink), die wenigstens den Augen wohltut. Damit sind wir für die zahlreichen *mittleren* Aufgaben eigentlich schon am Ende. Alles andre dieser Region steht unter dem Niveau auch der mildesten kritischen Beurteilung.

Die Darsteller des Christus und des Judas fordern eine gesonderte Betrachtung. Den Christus spielt dieses Jahr zum erstenmal Anton Lang. Wie man über sein Spiel oder gar seine „Auffassung" streiten kann, ist mir unerfindlich. Was er gibt, ist weder Spiel noch Darstellung noch Gestaltung einer Rolle, sondern ein Erleiden. Von diesem Christus geht keine werbende oder gar welterobernde Kraft aus; jeder Versuch einer Aktion erstarrt ihm im Keime. Auch Hoheit und Größe, Freiheit und Kühnheit, genug alle die Eigenschaften fehlen ihm, in denen eine Spur von Handlung steckt. Seine Gesten und Bewegungen sind nirgends impulsiv, entspringen nirgends unmittelbar aus dem Gefühl; er erscheint eher wie ein Prediger über und von Christus denn wie dieser selbst, wobei man sich immer noch manche falsche Betonung und manches verfehltes Pathos gefallen lassen muß. Schön dagegen ist er in all seinen ruhenden Gebärden; am ergreifendsten, wenn er einfach dasteht und nichts weiter tut, als das Leiden auf seinem weichen, stillen Antlitz sich widerspiegeln läßt. Er weiß das, scheint es, und trachtet deshalb danach, etwa in den Posen Thorwaldsens eine Geste möglichst lange als lebendes Bild wirken zu lassen. Bei der Fußwaschung und beim Abendmahl quillt eine edle, reine Güte und Innigkeit aus seinem Wesen.

In dem Judas des Johann Zwink, der diese Rolle nun schon zum dritten Male gibt, haben wir am augenfälligsten die Elemente des alten volkstümlichen Spiels, das



Phot. Louis Held, Weimar.

Gruppe der Auswanderer aus „Hermann und Dorothea“ im Festzug des Tiefurter Goethefestes.

mit Derbheiten nicht sparte und zum Gaudium der Zuschauer seine Prügelknaben haben wollte. Der bevorzugteste war Judas, der naive Bösewicht, der seine schwarzen Absichten auf der Zunge trug, nach vollzogenem Verrate den Heiligenschein hergeben mußte oder nach dem Selbstmorde wohl gar von leibhaftigen Teufeln seiner Gedärme beraubt wurde — denn sie waren eßbar und bestanden aus Regensburger Würsten. Diesen grotesken Humor hat eine Zeit, die sich den Luxus der überlegenen Selbstverspottung nicht mehr erlauben darf, längst vorsichtig beseitigt; aber in der Figur des Judas schimmert er noch deutlich genug durch, und Zwinks unbewußt komische Darstellung, dies Augenrollen und Gliederverrenken, dies Lispeln, Bellen und Grunzen trifft in seiner grotesken Verzerrung so gut die alte Absicht der Rolle, daß man voll innern Jauchzens die Auferstehung einer durch Mönchsweisheit verschütteten derb volkstümlichen Schönheit miterlebt.

In der Transparenz des Alten, Ursprünglichen oder des rein Stofflichen durch die späteren geistlichen Zutaten soll man überhaupt die Schönheiten der Passionsspiele suchen. Ein paar Stellen gibt es, wo die Größe des Stoffes von so sieghafter Gewalt, von so unwiderstehlicher Erhabenheit, von so heiliger Einfachheit ist, daß man alle Kritik, alle Kunstbetrachtung vergißt und in gläubiger Anbetung auf die Knie gezwungen wird. So bei der Fußwaschung, in der Abendmahlszene, bei den letzten Augenblicken am Kreuz. Unvergleichlich schön ist es vor allem andern, wie sich bei der Fußwaschung auf Christi Antlitz die dienende Güte zur Erhabenheit verklärt, und wie edlen Wein schlürft man diese sich zwölfmal wiederholende Bewegung des Niederkniens, Waschens und Abtrocknens. Hier hat auch Johannes einen rührend schönen Moment, wenn er in schamhaftem Staunen zu Christus aufblickt: Auch mir Jüngstem, Unwürdigstem diese Gnade?

Wie hier, so siegt auch sonst das Bildmäßige über alle Handlungsszenen. Von den zahlreich eingeschobenen alttestamentlichen Bildern zumal, die nach Art der scholastischen Bibelerklärung als prophetische Vordeutungen auf die Heilsgeschichte beschworen werden, sind einige von eindrucksvollster und auch ästhetisch erfreulichster Wirkung: die Vertreibung aus dem Paradiese, die Mannalese in der Wüste, die Aufrichtung der ehernen Schlange, die Opferung Isaaks, der Verkauf Josephs durch



Jahrmarktfest zu Plundersweilern im Tiefurter Park.

seine Brüder u. a. Auch da wieder spürt man die Einwirkung der Malerei und die Erziehung zum plastischen Gefühl, die die Oberammergauer durch ihr jahrhundertelang betriebenes Schnitzhandwerk erfahren haben. Eine straffe Disziplin der in mechanischen Kunststücken sonst nicht gerade bewundernswerten Regieleitung und ein löblicher, sich ganz der heiligen Sache hingebender Eifer, der auch den kleinsten Hemdenmatz beseelt, helfen mit, einige dieser Bilder zu unvergeßlichen Eindrücken zu machen — wenn auch über all diese am Ende doch wieder die Kreuzigungsszene, ein Bild von Dürerscher Kraft und Rembrandtischer Stimmung, triumphiert.

Denn der Stoff, der Inhalt dieses Spiels, das von morgens acht bis mittags zwölf und abermals von nachmittags zwei bis abends sechs Uhr dauert, muß schließlich doch, wie der in die Wüste geschickte Widder des alten Bundes, all die Sünden des Drum und Dran, des gesamten Aufputzes und scholastischen Apparates tragen. Keinem, der nicht etwa zur Abbüßung eines Gelübdes dorthin geht, darf man billigerweise verargen, wenn ihm bei den melodramatischen Chorgesängen und den langatmigen Auslegungen das Gähnen ankommt. Doch sollten wir uns eines immer gegenwärtig halten: daß wir „Stadt- und Kulturmenschen" hier sozusagen Gäste sind, Gäste einer naiven Gemeinde, der dies alles schlechtweg Wahrheit und daher ein einziges unvergleichliches inneres Erlebnis bedeutet. Daß dem so ist, daß diese religiöse Wirkung an die nationale Bedeutung der antiken Tragödienfeste erinnert, daran können auch humoristische Episoden aus dem Zuschauerraum nichts ändern, wenn etwa ein Dorfpfarrer von seinen Pfarrkindern, die zu einem vollen Dutzend um ihn geschart sitzen, während der Szene in Gethsemane mit vergnügtem Lächeln zwei pflaumenweiche Eier entgegennimmt und zum Dank dafür seine gefüllte Schnupftabaksdose durch die Reihe schickt.

Nein, dies Spiel mitzumachen, ist vielen Tausenden Gottesdienst; bis zu Ende auszuharren, Anstand und Ehrensache. Wir wollen uns über diese „Einfältigen im Geiste" um Gottes willen nicht überheben. Sie sind — auf ihre Art — der Gottheit doch wohl um ein paar Stufen näher. Aber wahren wollen wir auch unser Empfinden und unsre Kunstanschauung. Und da lautet unsre Erkenntnis: kein Herübernehmen auch nur von Einzelheiten von dieser Massenfreilichtbühne auf die intime, mit uns gewordene Kulturbühne, die den Freuden und Schmerzen unsers Innenlebens ein feinfühliges Echo sein soll und im allgemeinen auch ist; keine Vermischung der gepflegten Kunst und der ungepflegt am schönsten blühenden Natur; kein Herabstimmen unsrer im Sinne moderner Psychologie feiner und feiner werdenden Darstellungsansprüche auf das „volkstümliche", richtiger bäuerlich-rustikale Maß! Oberammergau ist eine Insel, die abgesondert von unsrer Kultur- und Kunstentwicklung ihr Dasein führt und noch lange behaupten möge — vielleicht auch sie eines Tages von der jungen religiösen Innerlichkeitsbewegung umgeformt und „kultiviert".

* * *



Phot. Louis Held, Weimar.

Bundschuhgruppe im Tiefurter Park.



Phot. Louis Held, Weimar.

Szene aus Goethes „Fischerin“ im Tiefurter Park.

Von Oberammergau nach Weimar oder vielmehr in den Park von Tiefurt, wohin die Goethegesellschaft zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens zu einem historischen Kostümfest geladen hatte. Aus der schweren, von religiösen Kämpfen belasteten Stimmung des Mittelalters in die leichte, von Grazien und Genien durchspielte Luft des Rokokos. „Goethegeist“ sollte dies Sommerfest an der plätschernden Ilm, unter den alten Baumwipfeln, auf den lachenden Wiesenflächen des Sommersitzes der Herzogin Anna Amalia erfüllen, und Goethegeist bedeutet Befreiung, Reinbaden von aller Enge und Dumpfheit. Die Stimmgabel, die Wünschelrute für dies Fest war den Weimarer Künstlern überantwortet, und sie haben ihre Aufgabe, die Zeit, in der Goethe gelebt, die Werke, die er geschaffen, in sichtbaren Gestalten vor uns herzuzaubern, meisterhaft erfüllt. Über die Einzelheiten des Verlaufs haben die Zeitungen berichtet. Hier soll nur in ein paar Bildern und in wenigen erläuternden Worten die Erinnerung an einen sonnendurchfluteten Junitag festgehalten werden, der jedem Teilnehmer, mehr noch jeder Teilnehmerin einen freudigen Nachklang in der Seele zurückgelassen haben wird.

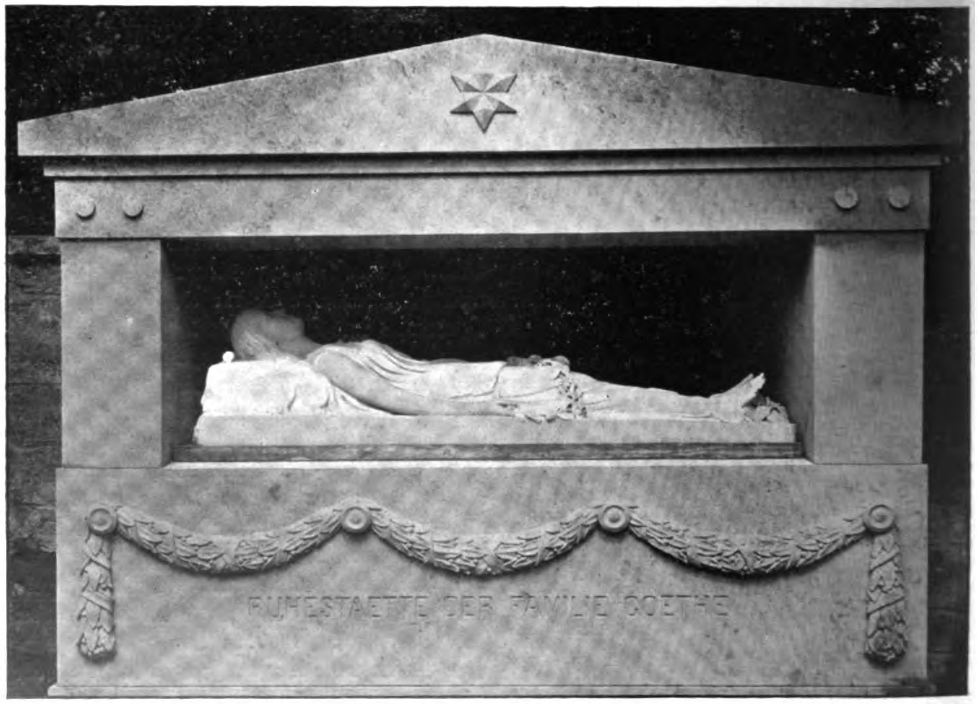
Schwer zu sagen, was das schönste war. Vielleicht der Festzug mit seinen sechs Abteilungen: der Gruppe der Auswanderer aus „Hermann und Dorothea“; der reisigen Heerschar des „Götz von Berlichingen“; dem mit Morgensternen und mit Dreschflegeln bewaffneten Bundschuh; der artigen Rokokogesellschaft in Eskarpins und Schnallenschuhen, mit breiten Gainsboroughhüten und langen bändergeschmückten Schäferstäben; weiter dem ungebundenen, locker zusammengewirbelten Komödiantenvölkchen und endlich der in spanisch-niederländischer Grandezza einherschreitenden Egmontschar. Dies alles zog von der festlich teilnehmenden Stadt durch schattige Alleen nach Tiefurt und defilierte dort an dem jungen Großherzogspaar vorüber, das, der Harmonie des Tages zu Ehren gleich-

falls in historischem Kostüm, die Honneurs machte.

Bald fanden sich neue Gruppen zusammen: auf einer der Wiesen führte man Goethes Schönbartspiel „Das Jahrmarktfest von Plundersweilern" auf, genau so frei und ungebunden, wie es erdacht und geschrieben; Quartette und Duette in Kompositionen des achtzehnten Jahrhunderts folgten, danach die entzückende Kindersymphonie von Haydn, vorgetragen von allerliebst kostümierten Bürgerchen von Weimar, die in ihrer lieblichen Einfalt sicher auch dem Genius des Festes ein freundliches Lächeln abgeschmeichelt hätten. Dann, bis zum Einbruch der Dunkelheit, zerstreute Einzelbilder, wie der Zufall sie komponiert: dort ein Picknick zwischen den Schnittern der ersten Heumahd, hier ein ausgelassenes Jenaer Studentenvölkchen mit den breitschirmigen Mützen und langstieligen Pfeifen, hier eine sich in ländlichen Reigentänzen tummelnde Bundschuhgruppe, dort eine einsame, in lila Seide gekleidete, von grüner Grasfläche sich duftig abhebende Rokokoschönheit.

Abends bei Fackelschein auf dem natürlichen Schauplatz an dem steilen Ilmufer, für den Goethe sie geschrieben, und wo er selbst mit Corona Schröter und der Hofgesellschaft sie gespielt hat, die Aufführung der „Fischerin". Wie unter Zauberbann stieg die zarte, feingeläuterte, anmutig-harmlose Stimmung der Zeit von 1780 um uns auf; keiner konnte ihr entfliehen, der dies sanft tönende Spiel mit seinen die Seele beruhigenden lieblichen Liedern an sich vorüberziehen sah, der den Fackelschein über die Wellen des Flüßchens gleiten und lange nachher noch die Uferfeuer durch die nächtlichen Baumstämme glühen sah.

Die Illusion war vollkommen. Niemand, glaub' ich, hätte sich groß gewundert, wären zwischen den spazierenden Damen und Herren Karl August, Anna Amalia, das Fräulein von Göchhausen, Knebel oder gar Er selbst leibhaftig aufgetaucht, dem all dieses zu Ehren geschah, und hätten sich, fröhlich unter den Fröhlichen, in die bunten Scharen gemischt. Sie freilich, die Kleine, Zarte, Frühvollendete, die Enkelin Alma, der am Tage zuvor das Denkmal auf dem Weimarer Friedhof enthüllt worden war, hätte gewiß scheu und verzagt abseits gestanden — für sie, die früh das Leidensmal der Epigonen trug, waren diese Farben nicht gemischt, diese Instrumente festlicher Daseinsfreude nicht gestimmt.



Phot. Louis Held, Weimar.

Grabdenkmal für Alma von Goethe auf dem Weimarer Friedhof.



Fritz Reusing: Grauer Tag.



Mit einem Strauß

Novelle von Bernhard Siepen

Es war in einem der ersten Konfektionshäuser der Stadt, an einem kleinen Tischchen des Ladenraums, nachmittags um drei Uhr, zur stillsten Geschäftsstunde. Fräulein Kölsch sah aus irgendeiner Ursache sehr erregt auf ihre Kollegin, die ihr gegenüber saß und sich mit einem mokanten Lächeln um die üppigen Lippen tief auf ihre Arbeit neigte, einen Damenpaletot, dessen obersten Knopf sie nun schon zum drittenmal gelockert und wieder festgenäht hatte, um sich, wenn ihr Prinzipal erschien, beschäftigt zu zeigen.

„Sie sind verrückt, Fräulein Lotz!"

„Auf Sie doch nicht!" Fräulein Lotz verharrte in ihrer geneigten Haltung und erachtete es kaum für wert, ihre vollen Schultern verächtlich emporzuziehen.

„Gott, Fräulein Lotz, das würde mir auch leid tun, dafür gleichen sich unsre Auffassungen von Anstand und — nun, ich will weiter nichts sagen — doch gar zu wenig!"

„Mit Ihnen vergleiche ich mich ja auch nicht, Fräulein Kölsch, Sie müssen sich das nicht einbilden, sehen Sie mal." Sie lächelte noch immer.

Fräulein Kölsch sprühte der Zorn aus den dunklen Augen ihres frischen, etwas gar zu ländlich frisch aussehenden Gesichtes. Mit einem Blick auf die beiden Lehrmädchen, die sich, durch den gereizten Ton des Gesprächs angelockt, in der Nähe zu schaffen gemacht hatten, fuhr sie ein Stück von ihrem Stuhl empor und sagte entrüstet: „Nun seien Sie aber still, Fräulein, ich könnte Ihnen sonst was andres flüstern!"

„Bitte —!" Fräulein Lotz verharrte noch immer in ihrer geneigten Haltung, nur das Lächeln war von ihren Lippen gewichen. Ihre im Vergleich zu dem vollen Gesicht etwas kleinen braunen Augen nahmen einen bösartig stechenden Ausdruck an. „Bitte — es steht Ihnen frei!"

„Unter vier Augen werde ich es Ihnen sagen, sonst blamieren Sie sich noch!" Fräulein Kölsch ließ ihre erzürnten Augen von den mächtigen braunen Haarwellen ihrer ruhig auf den Paletot gebeugten Kollegin zu den aufhorchenden Mädchen wandern.

Nun hob Fräulein Lotz mit einer halb koketten, halb arroganten Wendung den Kopf. Sie sagte leichthin, während in ihre roten Wangen von den Augen her eine leichte Blässe trat: „Bitte *sehr*," — das sehr dehnte sie — „Fräulein, Sie können sich doch selbst bei der Nase fassen!"

„Ha, Fräulein Lotz, was ich tue, dafür kann ich einstehen, aber was *Sie* tun, dafür können Sie *nicht* einstehen! Sind Sie gestern nicht schon wieder — wo Sie doch wissen, daß seine Frau — pfui, Sie sind schlecht wie die Nacht! So!" Sie erhob sich mit ihrer geschmeidig kräftigen Gestalt und ging mit entrüsteten Schritten zu einem Wandschrank, wo sie anfing, Jacken und Röcke hervorzuzerren und wieder aufzuhängen.

Die Tür klirrte, zwei Damen traten ein, Kundschaft. Fräulein Lotz, deren hämisches Lächeln andeutete, daß ihr eine nicht eben freundliche Erwiderung von der Zunge wollte, erhob sich aufmerksam. Mit einer vollendet liebenswürdigen Bewegung ihrer großen Gestalt wandte sie sich zu den Damen hin. „Guten Tag, Frau Geheimrat. Guten Tag, Frau Rechtsanwalt. Sie kommen wegen des Kimono, ich kann es mir denken. So, nehmen Sie hier Platz, Frau Rechtsanwalt! Bitte schön, hier, gnädige Frau — ach, Sie sind erkältet, gnädige Frau — du, Lottchen, geh' mal hin und schließe das Oberlicht. Und du, Berta, geh' ins Atelier und erbitte dir den Kimono für Frau Rechtsanwalt."

Sie sagte das alles in einer geschickt liebenswürdigen, lebendig sprudelnden Art, während sie sich mit der Sicherheit einer ersten Verkäuferin um die Damen bemühte, die ältere sanft in den Sessel niederdrückend, die jüngere, die sie Frau Rechtsanwalt titulierte und für die der Kimono bestimmt war, mit einer leisen Nuance von Zurückhaltung im Ton behandelnd. Von Zeit zu Zeit rieb sie sich, wie zufrieden mit sich selbst, die rundlichen, sinnlich-lose ineinandergelegten Hände.

Der Kimono war noch nicht gebracht, als die Tür schon wieder klirrte. Fräulein Kölsch, die noch immer mit unwirsch heftigen Stößen in dem Schranke kramte, sich ärgernd über die Leichtigkeit, womit sich ihre Kollegin aus dem spitzen Gespräch in die liebenswürdige Bedienung ihrer Kundinnen hinübergewunden hatte, kam nach vorn. Sie begrüßte die Eintretende, eine schwarzgekleidete Dame, und fragte nach ihren Wünschen.

„Sie verzeihen, bitte, Fräulein, ich möchte nichts kaufen — ich möchte Fräulein Lotz sprechen. Sie verzeihen, ich weiß nicht, ob es erlaubt ist, die Damen während der Geschäftszeit —“ Sie stockte. Ihre dunklen Augen gingen schüchtern und wie hilflos suchend durch den Laden.

„Gern. Aber wollen Sie nicht ein Augenblickchen Platz nehmen — Fräulein Lotz bedient eben.“

Die Dame ließ sich zu einem Sesselchen im Hintergrund des Ladens hinführen. In ihrem Gange lag etwas Hastiges, fast kindlich Zages, als wenn sie sich fürchtete, durch das leise Knistern ihres Seidenkleides jemandes Ärgernis zu erregen.

Als sie sich setzte, geschah etwas Seltsames. Berta, das Lehrmädchen, das gerade in der Nähe Staub putzte, sagte nachher wenigstens, daß es seltsam gewesen sei. Sie, die schwarze Dame, mußte sich unbeobachtet glauben, es herrschte auch um sie her ein gewisses Halbdunkel. Sie hatte sich kaum gesetzt, als sie einigemal leise aufstöhnte und anfing, ihre Augen ängstlich durch den Raum zu schicken. Plötzlich blieben diese Augen an einem Punkte haften, sie wurden größer und größer, und während das ohnehin leidend blasse Gesicht noch mehr erblaßte, sprangen zwei Tränen aus diesen großen, starren Augen, zwei dicke Tränen, die auf ihre ineinander verschlungenen Händchen niederfielen, eine nach der andern, und dort eine Weile glänzten, bis sie schließlich träumerisch erloschen wie ein zerrinnend Glück.

Warum das aber alles so war, warum der Blick und wo er haften blieb, das war nicht so ausgemacht. Die Richtung des Blickes verlief jedenfalls nach dem Vordergrund des Ladens, dort, wo Fräulein Lotz sich in dem hellen Tageslicht, das durch den obern Teil des Schaufensters einfiel, um die beiden Damen bemühte. Ja, vielleicht geschah es nicht von ungefähr, daß ihr, der leidend aussehenden, schwarzgekleideten Dame, in dem Augenblicke die Augen so starr wurden und die Tränen entsprangen, wo Fräulein Lotz, wahrscheinlich auf eine launige Bemerkung ihrer Kundinnen hin, den Kopf mit den dichten Haarwellen lachend zurückwarf und die üppigen Lippen zum Kusse übermütig in ihre Hand drückte ...

Es dauerte nicht lange, und die Damen gingen. Fräulein Lotz kam zu dem Sesselchen hin und fragte mit der ihr so gut stehenden, vollendet liebenswürdigen Neigung ihrer Gestalt: „Sie wünschen mich zu sprechen, gnädige Frau? Bitte.“ Sie wies in einen anliegenden Raum, über dessen Tür das Wort „Anprobe“ stand.

Drinnen brannte mit grellem Schein eine elektrische Birne. Der hintere Teil des Zimmers war durch einen dunkelgrünen Vorhang abgetrennt. Man setzte sich.

„Frau Binding, Frau Grete Binding —“ Sie stockte. Ihre Augen hingen angstvoll an dem grünen Vorhang. Plötzlich übergoß ein glühendes Rot ihr Gesicht, sie drehte den Kopf zu der ihr Gegenübersitzenden hin, preßte dann schmerzlich die Lippen zusammen und sagte, als wenn sie sich jedes Wort erbarmungslos herausstoßen müsse: „Fräulein — ich möchte Sie bitten — ich möchte Sie veranlassen, Fräulein — gehen Sie nicht mehr mit meinem Manne aus, auch wenn er Sie dazu auffordern sollte —!“ Das Rot wich, ihr kleines Gesicht wurde blaß wie zuvor.

Fräulein Lotz saß da und sagte erst nichts. Es war nicht recht ersichtlich, was in ihr vorging, sie blickte liebenswürdig wie immer. Dann, als sie die großen Augen der Dame auf sich ruhen fühlte, reckte sie sich mit einer etwas spöttisch überlegenen Bewegung auf, legte die Hände lässig ineinander, wiegte den Kopf hintenüber und fing plötzlich laut und



herzlich an zu lachen. Und jetzt — Frau Binding sah es, es machte ihr Gesicht wie in einem Schmerze sich verziehen — jetzt hob Fräulein Lotz die Hand zum Munde auf und drückte mit ihren üppigen Lippen einen Kuß hinein. „Zu gut! Zu gut!“ rief sie ein- übers andremal und schüttelte sich vor Lachen.

Frau Binding hatte das Gesicht abgewandt und starrte mit seltsamem Ausdruck auf den Vorhang. Ihre Augen, fast kindlich weit und hilflos aufgetan, hatten in ihm eine Öffnung gefunden, eine Stelle, wo die beiden Hälften des schweren grünen Stoffes nicht ganz übereinandergingen, und an dieser Öffnung, die nichts weiter war als eine ungewisse Dunkelheit, hafteten sie ängstlich, als wenn sie mit sich selbst uneins seien, ob sie nun dort das Schlimme sähen, oder ob es eine Augentäuschung wäre. „Fräulein, Sie werden doch nicht leugnen, daß Sie mit meinem Manne mehrmals gesehen worden sind.“

Fräulein Lotz lachte nicht mehr, sie hörte plötzlich zuvorkommend auf Frau Bindings Worte hin. „Aber, gnädige Frau, ich leugne das ja gar nicht. Gewiß, ich bin mit Ihrem Manne gesehen worden, gewiß, das ist wahr. Es hindert mich auch nichts, zu sagen, daß ich mit Ihrem Manne ausgegangen bin, mehrmals, zwei- oder dreimal. Gott, warum sollte ich das auch nicht! Wirklich, ich sehe nicht ein, warum ich das nicht sollte ... Ihr Mann kennt mich von früher her, von der Zeit, wo ich noch ein junges Ding von vierzehn Jahren war, er hat mich später öfters, wenn er mich auf der Straße traf, angeredet und gefragt, wie es mir gehe, und hat mich im letzten Halbjahr zwei- oder dreimal, wie gesagt, eingeladen, eine Tasse Schokolade mit ihm zu trinken.“

„Ach, Fräulein, darin würde ich nichts finden. Sie sind mit meinem Manne nicht nur hier in der Stadt gesehen worden, Sie sind mit meinem Manne an kleineren Orten am Rhein gesehen worden. Sie haben dort mit meinem Manne ... gelebt, ein, zwei Tage, und oft auch noch länger. Und das, Fräulein ... Fräulein Lotz, finde ich so ... so ... so unschön von Ihnen und so wenig liebenswürdig. Ich ... kann meinem Manne nicht das sein, was er vielleicht wünscht — Sie sehen, ich bin ... ich kränkle, Sie sehen es mir wohl an. Aber darum ist das, was Sie tun, um so schlechter von Ihnen, Fräulein! Ja, es ist schlecht, es ist so ... hassenswert!“ Sie hatte das Gesicht von dem Vorhang jäh gelöst und zu Fräulein Lotz voll hingewandt. Es war von einer glühenden Röte übergossen, so daß sich die Augen darin wie funkensprühende Kohlen ausnahmen.

„Wie Sie wollen, gnädige Frau. Ich habe Ihnen gesagt, was wahr ist, und wenn Sie sich nun doch noch erregen und es mir nicht glauben wollen, so ist das Ihre Schuld. Sie verzeihen, meine Zeit ist gemessen, ich muß ins Atelier.“ Sie hatte sich erhoben, mit einer halb gereizten, halb bedauernden Verbeugung gegen Frau Binding hin, und sah auf die kleine Uhr, die sie an einem Lederarmband am Handgelenk trug.

Frau Binding stand auf. Das weißliche Licht der elektrischen Birne fiel grell und hart in das kleine, kränkliche, von einem Schimmer scheuer Mädchenhaftigkeit durchbebte Gesicht. Ihre Lippen zuckten. „Nun, ich werde ...“ Das war alles, was sie sagte. Mit einer Neigung des Kopfes, woraus Scham und Erzürntsein zugleich sprach, verließ sie hastig den Laden. Fräulein Lotz folgte ihr, um mit einem aufmerksamen „Guten Abend, gnädige Frau!“ die Tür zu öffnen.

* * *

Drei Tage später, vom Dom her schlug gerade die sechste Nachmittagsstunde, ging Frau Binding über die Hauptverkehrsader der Stadt. Ihr Gesicht war bleicher als je zuvor, und in ihren Augen spiegelte sich ein innerer Kampf, der je nach dem Stande den Schatten eines Lächelns oder Schmerzes über die Wangen huschen ließ. Sie achtete des Verkehrs um sie her und der vielen Blicke, die sie trafen, nicht, sie hörte nur das monotone Geräusch unzähliger, auf den blanken Asphalt gleichmäßig aufpochender Absätze. Vor einem eleganten Blumenladen stand sie wie bebend still.

Mitten unter mächtigen, von Orangefarbe nur eben überhauchten Chrysanthemen, mehreren Bündeln roter Nelken und zahlreichen Töpfen seltenen satten Blattgrüns gab's da hinter den blitzenden, wie geschliffen blitzenden Scheiben der Auslage einen Strauß Rosen, weiße Rosen, einen vollen Strauß, locker gefüllt in eine schlicht glasierte Tonvase von dunkler blaugrüner Farbe. In





diesen quellenden, von hoffnungsvollem Blühen überquellenden Strauß tauchte Frau Binding ihre Augen, während ihre Hände sich vor innerer Erregung fest ineinander rankten und ein Zittern ihren Körper durchlief, das als eine unendlich feine Röte über die Wangen zagte und in den Blicken ausklang als ein freundliches fragendes Glühen: Wenn ich Freundlichkeit gebe, werde ich Freundlichkeit empfangen? Sie wiegte den Kopf mehrmals hin und her wie im Nachsinnen, und ihre Hände rankten sich fester ineinander. Und jedesmal, wenn der Zweifel gar zu quälend in ihre Augen schwellen wollte, suchten diese bei den Rosen Hilfe, tauchten sie ganz unter in das reine weiße Blühen, um voll kindlichen Glaubens an den Sieg des Guten und Edlen wieder aufzublicken. Ja, je mehr Frau Binding durch die blitzenden Scheiben sah und unter den brennend roten Nelken und prunkvoll aufgeblühten Chrysanthemen ihren Rosenstrauß als das eigentlich Liebliche, verborgen Wertvolle und Siegende wahrnahm, desto höher und leichter hob sich ihre kleine Gestalt, desto freundlicher und durch die Freundlichkeit sicherer glühte ihr Auge.

Und nun schien sich für sie etwas Wichtiges zu begeben. Das gleichmäßige Grau des Tages war einem schönen Abendrot gewichen, das über die Dächer her auch zu dem Fenster drang, davor Frau Binding stand. Gerade begann es sich über die Rosen zu breiten, als im Laden eine Glühlampe angezündet wurde, so daß deren grünliches Licht und jenes Rot nun kämpfend über dem Strauß schwebte, ihn immer aufs neue berieselnd mit unwirklich gleißenden bleichen Lichtern. Frau Binding stand starr. Ihr Auge hing groß und trunken an diesem Schauspiel, als wenn für sie dies unnatürliche Flimmern eine Offenbarung sei, eigens bestimmt, ihr Mut und Glückesüberschwang in die Seele zu gießen. Sie nickte einmal langsam und schwer mit dem Kopfe, hörbar atmend, und wandte sich dann zur Tür. Als sie im Laden stand und den Strauß forderte, hatte ihr Gesicht etwas Heldenmäßiges ...

Um dieselbe Zeit war in dem Konfektionshause, das gleichfalls an der Hauptverkehrsader der Stadt lag, das Geschäft in vollem Gange. In dem hell erleuchteten, von Spiegeln und vornehmen Glasschränken erfüllten Ladenraum waren sämtliche Verkäuferinnen zur Stelle, emsig beschäftigt, ihrer wählerischen Damenkundschaft immer neue Kleidungsstücke zur Ansicht und Anprobe vorzulegen. Es herrschte eine dünne, warme, nach Tuchstoffen riechende Luft, die immer aufs neue durch das leichte, flüchtige Gesumme weiblicher Stimmen aufgewirbelt wurde.

Plötzlich schnitt ein frischerer Luftzug durch den Raum. Sämtliche Augen drehten sich unwillkürlich zu der Tür hin, in der eine schwarzgekleidete Dame von feiner, kleiner Gestalt stand, in der Hand einen Rosenstrauß haltend, wovon das weiße Einschlagepapier halb zurückgeglitten war.

Als Frau Binding die vielen Blicke auf sich gerichtet fühlte, trat in ihr freundlich gerötetes Gesicht eine vorübergehende Blässe, als wenn sie die Frage in sich aufsteigen fühlte: Wie, und vor diesen allen da soll ich es tun? Dann aber durchleuchtete wieder die unendlich feine Röte ihre blasse Haut, und sich hastig und mit fast neckisch geneigtem Kopf zur nächsten Verkäuferin hinwendend, sagte sie: „Sie sehen, ich bringe nichts Böses — dürfte ich für eine Minute Fräulein Lotz sprechen?"

Das junge Mädchen erwiderte bereitwillig: „Gewiß!" und rief mit halblauter Stimme in den Hintergrund des Ladens: „Bitte, Fräulein Lotz, Sie werden für einen Augenblick gewünscht!"

Was nun folgte, sollte denen, die es sahen, noch lange Anlaß zu dunkel verworrenen Ahnungen, zu einer geheimen Achtung, vielleicht auch zu unbewußtem Mitleiden geben. Frau Grete Binding hatte die volle, große Gestalt von Fräulein Lotz, die ganz im Hintergrund des Ladens beschäftigt war, erblickt. Ihre dunklen Augen wurden groß und glänzend und fast ernst. Eine einzige Welle lieblichster Seelengüte schlug von ihnen aus über das feine Gesicht, schien noch fortzubeben in dem Glanze des vornehm schlichten schwarzen Seidenkleides. Und jetzt ging sie auf Fräulein Lotz zu — was sag' ich: ging! Das war kein Gehen mehr, das war ein Schweben, ein leichtes, rhythmisches Schweben, das wie Musik den Raum erfüllte, das Schweben eines Engels, der sich mit den Waffen der Reinheit und Güte gerüstet weiß und nun siegen will durch seine bloße schöne Gegenwart. So schwebte sie auf Fräulein Lotz zu, den Strauß anmutig in der Hand haltend, das Gesichtchen von Röte übergossen, indes der Seidenrock knisternd um sie her



Hans Rudolf Schulze: Inneres der Lübecker Marienkirche.

wogte. Lächelnd sagte sie: „Bitte, Fräulein, für einen Augenblick, nicht wahr?"

Fräulein Lotz hatte Frau Binding auf sich zukommen sehen. Ein gutmütiger Spott war über ihr Gesicht gehuscht, der einer ebenso schnell vorübergehenden Nachdenklichkeit Platz gemacht hatte. Jetzt sagte sie freundlichen, fast lustig aufgetanen Blickes: „Gern, gnädige Frau!" Sie öffnete mit liebenswürdiger Neigung des Kopfes die Tür zur Anprobe und ließ Frau Binding eintreten.

Die Birne glühte weißlich auf, Frau Binding schrak einen Augenblick zurück vor dem grellen Licht. Dann löste sie leise und ernst, mit fast zartem Bemühen das Seidenpapier von dem Strauße, schüttelte ihn locker auf und bog einige Rosen, die sich mit ihren Dornen festgehakt hatten, vorsichtig auseinander.

„Sehen Sie, Fräulein ... Fräulein Lotz, es litt mich nicht, es litt mich wirklich nicht mehr auf meinem Zimmer, ich mußte zu Ihnen hin, ich hatte Ihnen ein Unrecht getan, ich fühlte es. Wie hätten Sie sonst so ruhig sein können, als ich Sie so häßlich verdächtigte, nicht wahr? Und da dachte ich, Ihnen diese Rosen als eine Sühne — denn, sehen Sie, liebes Fräulein, ganz gewiß — ich fühlte es ja so bestimmt, daß Sie das nie hätten tun können, was ich in so wenig schöner Weise von Ihnen angenommen hatte. Nein, Fräulein, was Sie mit meinem Manne hatten, war etwas ganz und gar Belangloses, ich will es gewiß und wahrhaftig glauben — ich fühlte es, Fräulein, es war nichts — oh, ich fühlte es so genau, Fräulein, so —"

Sie hatte immer heftiger gesprochen, wie in Angst vor etwas, das ihren Worten nachjagte und sie verschlingen wollte, und brach nun, bleich bis an die Haare, ab. Lautlos setzte sie sich. Ihr Köpfchen knickte, wie von übermäßiger Anstrengung entkräftet, nach vorn. Auf ihre Wangen traten zwei rote Flecken.

Fräulein Lotz beugte sich freundlich über sie hin und nahm ihr den Strauß aus den Händen. „Aber, liebe Frau Binding — aber, gnädige Frau, das ist doch gar zu lieb und nett von Ihnen! Nein, es ist gar zuviel! Diese wunderbaren Rosen! Und ich war Ihnen ja gar nicht böse! Nein, diese wunderbaren Rosen!" Sie drückte die sinnlich gerundeten Wangen tief in den Strauß.

Frau Binding hob den Kopf leise. Wie ein Kind, das nicht aus noch ein weiß, sah sie zu der Erfreuten zagend auf mit einem Ausdruck, als wenn sie sagen wollte: Ja, wenn du es selbst sagst, daß du nichts Böses gegen mich im Schilde führst, so will ich es gern glauben ... Fast wieder lächelnd bat sie um ein Glas Wasser.

Fräulein Lotz legte die Rosen auf den Tisch und eilte bereitwilligst in die Küche. Frau Binding sah auf den Strauß, über den die spitzen weißlichen Strahlen der elektrischen Birne tanzten. Ihre Augen wurden freundlich groß, die roten Flecken auf ihren Wangen sahen fast ungefährlich schön aus. Den Kopf hin und her wiegend, als wenn sie erstaunt sei, daß sie sich mit etwas zu beruhigen vergessen habe, sagte sie halb lächelnd, halb feierlich: „Und wenn — würde sie auch jetzt noch —?"

* * *

Sie rang eine lange, schwere Nacht. Vor drei Tagen hatte sie zu Fräulein Lotz gesagt: „Ich kränkle, Sie sehen es —", und nun lag sie da und phantasierte, und unter der schmächtigen, mädchenhaften Brust schlug das Herz mit heftigen, seltsam unregelmäßigen Stößen, wie ein Vogel, der endlich seinem dunklen Gefängnis entrinnen will. Was eigentlich die Ursache dieses so plötzlichen Anfalls war, wußte so recht niemand. Das Dienstmädchen gab an, Frau Binding sei gegen acht Uhr abends nach Hause gekommen, etwas aufgeregt zwar und auch wohl, wenn sie sich nicht irre, mit etwas fieberisch glänzenden Augen. Aber eigentlich schlecht müsse sie sich nicht gefühlt haben, denn sie sei gleich darauf ins Wohnzimmer gegangen, habe sich dort ans Klavier gesetzt und einige Zeit gespielt, wunderschön. Ja, und dann sei sie, ohne etwas gegessen zu haben, zu Bett gegangen, und als dann Herr Binding gekommen sei, da habe sie ja schon phantasiert. Das Mädchen ging leise weinend aus dem Zimmer.

Der Arzt beugte sich über die Kranke und murmelte etwas von Ermüdung und davon, daß Frau Binding sich wohl etwas zu viel zugemutet habe. Nun, lange gewährt haben würde es ja ohnehin nicht mehr ... Herr Binding, der am Bett saß, nickte.

Die Kranke warf sich plötzlich hoch. Sie streckte die Hände weit von sich, als wenn sie etwas von sich abwehren wolle, und während sich die roten Flecken auf ihren Wan-



gen glühender färbten und der Atem röchelnder ging, sagte sie mit schneller, flüsternder Stimme: „Nein, nein, nein, Fräulein, nie sind Sie mit meinem Manne am Rhein gewesen, nein, niemals! Wie dumm — am Rhein! Es gibt ja gar keinen Rhein, Fräulein, nicht wahr, und wie sollten sie beide denn dort gewesen sein! Und ich werde auch meinen Mann fragen, er wird genau dasselbe sagen, ganz genau dasselbe.“ Die Kranke richtete den Oberkörper erschreckt auf. „Aber nein, Fräulein, nehmen Sie die Rosen vom Tisch, ich kann, ich kann sie nicht sehen! Wissen Sie, wozu man Rosen braucht, Fräulein? Nein? Ich weiß es — kommen Sie, ich will es Ihnen ins Ohr flüstern: Wenn man etwas nicht glaubt, es sich glauben zu machen! Aber Sie sehen das Licht nicht, das Licht, Fräulein! Stellen Sie sich hierher, das Fenster blendet dort. Nicht wahr, wie herrlich das Licht leuchtet, so ... so ... märchenhaft, so wie man's gern glaubt. Ach, die Rosen, die Rosen darunter — wie schön! Wieviel sind's nur? Eins, zwei, drei —“ Die Kranke zählte bis zwanzig. „Zwanzig Rosen, Fräulein — aber im Grunde sind es gar keine Rosen. Was ich Ihnen da geschenkt habe, Fräulein, sind zwanzig duftige, kleine bleiche Hoffnungen — Ach, liebstes Fräulein, lassen Sie sie nicht sterben, meine Rosen — bitte, drehen Sie das Licht aus, Fräulein, es tut mir weh — nein, nie werden Sie mit meinem Manne an den Rhein gehen, und Sie sind auch nie dort gewesen, Fräulein — ich ... werde ... meinen Mann fragen ...“

Der Arzt drückte die röchelnde, ganz erschöpfte Kranke sanft in die Kissen zurück. „Es wird am besten sein, Herr Binding, Sie lassen sie in ihrem Glauben. Sie könnte noch einmal zu sich kommen, nicht wahr —“

Herr Binding nickte. Dann fragte er etwas.

Der Arzt erwiderte, während er sich seine Handschuhe anzog: „Es kann noch drei Stunden dauern.“

Sie kam nicht mehr zu sich. Es dauerte auch keine drei Stunden mehr; nach einer halben schon stand ihr Herz still.

Der erste Junge

Das sag' ich euch aber nur leise,
Das sei euch ganz heimlich vertraut:
Der Jung' ist bereits auf der Reise —
„Gratuliere —!“ Pst! nur nicht so laut!

Es soll's ja noch niemand sonst wissen,
Bis wirklich der Bengel auch da;
Aber steckt er erst drin in den Kissen,
Dann schrei' ich vor Freuden: Hurra!

Ich seh' euch das Kerlchen schon liegen,
Die Händchen, die Grübchen, den Mund!
Und dann — der Jubel beim Wiegen:
Zehnundeinhalbes Pfund!

Ich sag' euch: ein Bengel zum Beißen!
Mit Augen kornblumenblau!
Und Wilhelm muß er mir heißen —
Das heißt, das bestimmt meine Frau.

Was soll ich da weiter noch sagen?
Der Junge, das wird mal ein Held!
Ich hab' ihm schon heut' vor acht Tagen
Das erste Paar Hosen bestellt.

Und wenn erst dem herzigen Schelme
Das heilige Christkind beschert,
Dann reitet im Küraß und Helme
Mein Jung' auf dem Schaukelpferd! —

So sprach ich vor etwa sechs Wochen —
Wie fällt mir das alles jetzt ein!
Heut' früh hab' ich gar nichts gesprochen,
Sah starr in die Wiege hinein.

Dann rieb ich verdutzt mir den Schädel,
Als man sich das Wunder besah:
Der Junge — war nämlich ein Mädel,
Das lachte: „Grüß Gott, ich bin da!“

Da hilft mir auch gar kein Erbosen.
Hätt' ich nur nicht erst so geprahlt!
Was mach' ich jetzt bloß mit den Hosen?
Ich hab' sie sogar schon bezahlt.

Adolf Holst

Meine Liliencron-Briefe

Mitgeteilt von E. Rudowsky

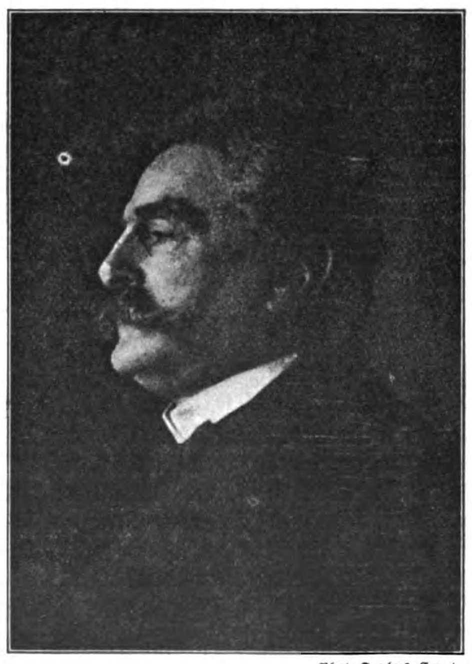
Literarischen Wert haben sie allein durch die Person ihres Schreibers, sie sind weder sehr zahlreich, noch sehr intim. Aber sie zeigen uns dafür den Menschen und Soldaten Liliencron zu einer Zeit, aus der zunächst keine andern Briefe von ihm veröffentlicht werden sollen — aus der Zeit von 1895 bis 1900. Es sind also wahrscheinlich **die einzigen Briefe** oder doch **die einzigen Kameradenbriefe Liliencrons** aus dieser Epoche, die durch das Plazet des Nachlaßverwalters für die Veröffentlichung ausdrücklich legitimiert sind.

Ich hatte den neun Jahre älteren Liliencron während der Feldzugsjahre 1870/71 persönlich kennen gelernt. Zuerst unmittelbar vor dem Ausmarsch unsers gemeinsamen 1. Hessischen, jetzt Kurhessischen Infanterie-Regiments Nr. 81 im Anfang August 1870. Er war damals älterer Sekondeleutnant, ich Kriegsfreiwilliger (Fahnenjunker). Vom ersten Wort an hatte er mich durch seine Liebenswürdigkeit gefangen genommen, und zwar dauernd. Aber er stand im Felde bei einem andern Bataillon wie ich, und wir kamen deshalb nicht gerade sehr häufig zusammen. Wohl hörte ich viel Erfreuliches und Ehrendes von ihm, sah ihn auch manchmal vorübergehend, aber ich konnte ihn nur selten sprechen. Genauer erinnere ich mich nur einer herzlichen Begrüßung durch ihn während der Schlacht von St. Quentin, in welcher er stellvertretender Regiments-Adjutant, ich Fähnrich war. Dann aber noch mehrerer anziehender Unterhaltungen Ende Mai oder Anfang Juni 1871. Er war zur besseren Erholung von seiner noch nicht völlig verheilten Verwundung vom 7. Oktober 1870 beim Ersatzbataillon in Frankfurt a. M., übrigens soeben Premierleutnant geworden; ich befand mich mitten in der Ausrüstung zur Kriegsschule. Während ich dann auf der Kriegsschule in Kassel war, schied Liliencron (18. Okt. 1871) mit Pension und Armeeuniform aus unserm Regiment zu unser aller herzlichstem Bedauern, nicht zum wenigsten zu dem meinen. Wiedergesehen habe ich ihn erst am 18. Januar 1896.

In der Zwischenzeit war Liliencron für seine Regimentskameraden so gut wie verschollen, während ich, 1879 zur Reserve übergetreten, möglichst rege Verbindung mit ihnen zu halten suchte.

Im Frühjahr 1886 — ich verwaltete die (Rheinische Land-)Bürgermeisterstelle in Niederrheinbach am Rhein — besuchte mich ein humorvoller älterer Kamerad, ungefähr Altersgenosse Liliencrons. Sofort streckte er mir lächelnd ein mäßig starkes broschiertes Heft entgegen: „Da sehen Sie, was aus einem preußischen Leutnant alles werden kann!“ Auf dem Heft stand: „Adjutantenritte von Detlev v. Liliencron.“

Ich müßte nun lügen, wenn ich behaupten wollte, von allem, was darin stand, sogleich und uneingeschränkt erbaut gewesen zu sein. Dazu war mir denn doch in mancher Hinsicht der Ton noch gar zu neu. Aber schon wegen der Kameradschaft folgte ich von jetzt an mit warmem Eifer der künstlerischen Entwicklung Detlev v. Liliencrons.



Phot. Sophus Greuz.

Liliencrons letztes Bildnis.

Sofort und scharf fiel es mir auf, mit welcher Treue der alte Kamerad — trotz seiner jetzigen Umgebung — an seinen alten Fahnen und seinem Kriegsherrn, an allen Überlieferungen und Erinnerungen seiner Soldatenzeit hing. Je mehr ich den Unterschied zwischen seinem früheren und seinem jetzigen Leben ermessen lernte, je genauer ich erfuhr, wie sehr er damals mit bitteren Geldnöten, mit arger Verkennung und Abweisung zu ringen gehabt hatte, desto größer erschien mir seine Treue, desto tiefer rührte sie mich.

Gewiß mochte er allzu leichtblütig manchen herausgefordert, allzu nachlässig manches Mißverständnis selbst verschuldet haben. Aber das waren im Verhältnis zu dieser unendlichen Treue doch nur lächerliche Bagatellen. Denn um wieviel schwerer wog diese gegen die konventionelle Gesinnung der Satten, Rangierten, Anerkannten?

Es ist noch heute meine Überzeugung, daß unser Kaiser, König und Herr über keine Auszeichnung verfügte, welche für solche Treue zu hoch gewesen wäre. Und daß Liliencrons Geburtsadels- und Offiziersstandesgenossen auch noch bis zum heutigen Tage dafür in seiner Schuld geblieben sind.

Bald fühlte ich eine innere Mahnung, mich ihm zu nähern, und gewiß hundertmal hatte ich schon die Feder angesetzt, ihm zu schreiben. Aber ich ahnte damals doch noch nicht, wie sehr er unter der Trennung von denen gelitten, welche er stets noch „die Seinen“ nannte, wie lange er nach einem guten Kameradenwort gelechzt hatte. Und so folgte ich denn, leider, den üblichen „Bedenken“: Waren unsre Beziehungen so nahe gewesen, um so ohne rechte Veranlassung an ihn herantreten zu dürfen? Erinnerte er sich überhaupt noch meiner?

Oft und bitter habe ich es später bereut, mich solch banaler Erwägungen wegen zurückgehalten zu haben. Wie viele Unterlassungssünden werden im Leben nicht dadurch begangen!

Endlich fand sich denn doch die langersehnte „passende Veranlassung“. Im Herbst 1895 führte die allgemeine Jubiläumsstimmung eine Anzahl unsrer Kriegsoffiziere zu einem Besuche unsrer Wirkungsstätten sowie der großen Schlachtfelder nach Metz, und ich war mit den Vorbereitungen dafür betraut. Der Einladung an Liliencron fügte ich einige herzliche Geleitworte bei. Seine Antwort lautete:

Altona (Elbe), Palmaille 5, am 16. Sept. 1895.

Sehr geehrter Herr Kamerad!

Nach manchen Umwegen sind endlich Ihre liebenswürdigen Zeilen vom 11. September d. J. in meine Hände gelangt. Vor allem meinen besten Dank für Ihr freundliches Gedenken. Leider kann ich am 23. September, schon die Zeit bis dahin für Vorbereitung usw. wäre zu kurz, nicht kommen. Ich schreibe das mit blutendem Herzen. Denn Sie werden sich vorstellen können, wie ich mit jeder Faser noch meiner Kameraden und meines Kriegsregiments mich erinnere. Am 19. Januar 1896 aber bin ich sicher in Frankfurt. Ich bitte die in Metz versammelten Kameraden aufs innigste von mir zu grüßen.

Nochmal herzlichen Dank für Ihren Brief.

Ihr ergebenster

Freiherr von Liliencron, Hauptmann a. D.

Schon die Wärme dieses Briefes zeigte mir, wie überflüssig doch meine Bedenken gewesen waren. Aber das grell Bezeichnende ist der Umstand, daß meine Einladung ihren Adressaten erst „nach manchen Umwegen“ erreicht hatte. Selbst ein besonders nahestehender Freund Liliencrons wußte nichts davon, daß Liliencron 1890 von Kellinghusen nach München, dann 1891 nach Altona gezogen war.

Die Zusammenkunft in Metz nahm einen vortrefflichen Verlauf. Als ich dann bald darauf in einer kleinen Schrift „Zur Erinnerungsfahrt der 81er nach Metz“, von welcher ich jedem Regimentskameraden einen Abdruck übersandte, die Bilder dieser schönen Tage festzuhalten suchte, wählte ich den Schlußsatz: „Die Einundachtziger vom Jahre 70 haben die Ehre, einen anerkannten Dichter und Schriftsteller (Freiherrn von Liliencron) sich zuzählen zu dürfen. Leider ist er fern geblieben, der liebenswürdigste und schneidigste Kamerad. Er hätte uns die richtigen Kriegsbilder gezeichnet und gemalt.“

Ich wollte damit wirklich weniger seine gute Gesinnung für mich beleben, als auch die in Metz nicht Erschienenen auf ihn aufmerksam machen, um ihm dadurch zum offiziellen Kriegsjubiläum in Frankfurt einen möglichst guten Empfang zu sichern. Hierauf schrieb er mir dann folgende Postkarte:

Altona (Elbe).

Hochverehrter, lieber Herr Kamerad! Welche Freude, wehmütige Freude haben Sie mir heute mit Ihrer entzückend frisch geschriebenen Erinne-



rungsfahrt gemacht. Herzlichen Dank! Hätt' ich doch dabei sein können! Na, zum 19. Januar. — Bitte, lassen Sie sich aus der Leihbibliothek (ich habe leider selbst kein Exemplar mehr) „Kriegsnovellen" von mir holen (eben erschienen). Da finden Sie: Nächtlicher Angriff (Ladonchamps), Der Narr (Chieulles), Umzingelt (Rüpigni in der Nacht vom 31. August zum 1. September). Auf fröhliches Wiedersehen! — Herrgott, freue ich mich!!! am 19. J. in Frankfurt.

Ihr Liliencron.

Bitte, schreiben Sie mir ein Wort, wenn Ihnen die „Kriegsnovellen" gefallen haben.

Ein rechter sonniger Liliencronzug mag hier gleich seinen Platz finden.

Als ich im Sommer 1909 — vor unsrer gemeinsamen Metzer Reise, zwanzig Tage vor seinem Tode — mit ihm an der Mosel zusammentraf, zog er gleich nach der ersten Begrüßung zu meinem nicht geringen Staunen meine nunmehr schon vierzehn Jahre alte „Erinnerungsfahrt" mit leuchtender Herzlichkeit aus seiner Brusttasche: „Sehen Sie! Hier habe ich es noch, und hiernach werden wir reisen! Wie oft habe ich es doch schon wieder gelesen!" — Wer konnte solcher Liebenswürdigkeit widerstehen!

1895 gab ich aber auf seinen ausdrücklichen Wunsch meine Meinung über seine „Kriegsnovellen" kund. Als eingerosteter Wahrhaftigkeitsphilister nicht ohne einiges „Schütteln des Kopfes" wegen der für meinen Geschmack etwas allzu heftigen Phantasiesprünge. Auch eine Frage wegen einer mir ganz unverständlich gebliebenen „Arabeske" fügte ich hinzu. Hier seine Antwort:

Altona (Elbe), Palmaille 5, am 5. Dez. 1895.

Sehr lieber Herr Kamerad!

Wie ganz unendlich hat mich Ihr liebes, ungemein interessantes Schreiben gefreut. Das war, mit einer einzigen Ausnahme, das erste Mal, daß mir ein Kamerad über meine „Kriegsnovellen" geschrieben hat. Und es war und ist mir ein geheimer Schmerz, daß sich gerade die, für die (außer für mich selbst) ich meine militärischen Skizzen schrieb, niemals darum gekümmert haben. Mein „Nächtlicher Angriff" ist allerdings aus unserm nächtlichen Angriff auf Ladonchamps entstanden. Ich habe in meiner Skizze natürlich nur „künstlerische" Rücksichten walten lassen. Zum erstenmal, sehr lieber Herr Kamerad, ging mir aus Ihrer entzückend, so lebhaft geschriebenen Schilderung neulich der gänzlich unnütze nächtliche Sturm in die Sinne. Das Wort Sells (ich hoffe, wir treffen ihn in Frankfurt) ist ein offnes kühnes Soldatenwort.

Ja, es war unnützes Blut damals. Ich stand bei der 2. Kompagnie und raste, die Fahne neben mir, so lange vor, bis ich verwundet wurde. Ich lag neben einem langbärtigen Sergeantmajor der Garde, dessen verglaste Augen ich nie vergessen werde. Neben mir war auch mein Bursche Lorenz geblieben, der bei mir mit durchschossener Brust niederstürzte. Auch Roques fiel dicht bei mir.

„Der versenkte Teufel" kommt daher: Als ich nach einigen Tagen von Maiziers ins Lazarett gebracht werden sollte, hatte man die Güte, mich gefälligst erst zwei Stunden auf einen großen platten Stein (Grabstein?) niederzulegen. Diesen Stein hatte ich im Gedächtnis. Daraus entstand der „Versenkte Teufel". Siehe: Der Dichter. Für den reizenden Schluß Ihres Briefes meinen besonderen Dank. Also auf Wiedersehen in Frankfurt. Nein doch, freue ich mich so über alle Maßen dazu! Als wenn ich lange, lange weggewesen wäre von den mir liebsten Menschen.

Ihr Detlev Liliencron.

Ein ganz beiläufiges Wort in diesem Briefe bewies mir, wie blutwenig Liliencron über die damaligen Verhältnisse im Regiment unterrichtet war. Dieses war nämlich so glücklich gewesen, gerade in der allerwichtigsten Zeit von 1866 bis 1871 als Gründer, Erzieher und Führer vor dem Feinde einen wirklichen „Obersten" gehabt zu haben: Freiherrn von Sell. Und nun wußte der Kamerad nicht einmal, daß dieser auch von ihm so hochverehrte Kommandeur schon seit vier Jahren im Grabe ruhte.

Diesem Mangel an Orientierung wollte ich gründlich abhelfen. Ich nahm dazu die Rangliste vom Jahre 1872 — die erste, in der Liliencron bei uns fehlte — und suchte ihm jeden einzelnen von oben herunter mit seiner Eigenart ins Gedächtnis zurückzurufen, dabei berichtend, was ich von der Entwicklung, den Verhältnissen oder dem Verbleiben wußte. Dafür dankte Liliencron:

Altona (Elbe), Palmaille 5, am 2. Januar 1896.

Sehr geehrter, lieber, teurer Kamerad Rudowsky!

Wenn Sie annähernd ahnten, welche Freude mir Ihr letzter langer Brief gemacht hat! Ich habe ihn wenigstens zehnmal gelesen! Er gehört zu meinen Heiligtümern. Und mit wie köstlichem, sprudelndem Humor haben Sie geschrieben. Natürlich behandle ich ihn als vertraulich. Mit zwei Strichen oft stand der, dessen Namen Sie nannten, vor mir. Alte Erinnerungen, in Freude und in Wehmut, wurden wach in mir. Und wie liebenswürdig von Ihnen, gerade die Rangliste von 1872 zugrunde zu legen. — Ich komme, komme! komme!!! Ich



habe der Einladung des Regiments schon zugeschrieben. Am 18. d. Mts. abends im Offizierkasino versammeln wir uns. Mein Gott, mein Gott, wie wird mir das Herz klopfen — aber „immer ruhig mit die jungen Pferde" —, wenn ich um acht Uhr dort vorfahre! Ob viele von unsern alten Kameraden kommen werden? Ich hoffe es! Die meisten sind noch aktiv, wie ich aus Ihren mir so wertvollen Aufzeichnungen sehe. Und die werden doch sicher kommen. Viele wohnen ja auch in und bei Frankfurt. Ich muß mein Hirn zusammennehmen, daß es nicht vor Freude toll wird. Aber ich habe ausgezeichnete Nerven; und da wird's schon gut gehen.

Diesen Sonntag reise ich schon ab, und zwar zunächst nach Hannover, wo ich die erste Freude haben werde: ich besuche dort zwei Tage Oberstleutnant a. D. Busse.* Er hat mich eingeladen. Von da gehe ich nach Düsseldorf bis zum 17. d. Mts. Meine Adresse ist dort: Freiin Anna von Krane, Düsseldorf, Schadowstraße 75. Und wenn Sie mir einen rechten Gefallen tun wollen, so schreiben Sie mir bitte dahin noch einmal vor dem 17. d. Mts. Bitte dann auch, in welchem Hotel ich absteigen soll (Schwan?). Ich erinnere mich gar nichts mehr dort. Haben wir auch Achselstücke mitzunehmen? Oder nur Epaulettes? Ich darf als a. D. den Busch tragen. Sieht das nicht ein wenig prahlerisch aus? Schade, daß man uns a. D. die Schärpe genommen hat. Das ist doch der schönste Schmuck des Offiziers.

Von mir, meinem Leben, könnte ich Ihnen einen langen Roman erzählen. Aber ich habe mich stets gehalten; blieb immer in Konnex mit den Kameraden; tat Dienstleistungen eben deshalb, um mit der Armee in Verbindung zu bleiben. Und ich bin noch heute so gern Soldat, daß ich den ganzen Dichterkram sofort darum hingäbe. Als Künstler (Dichter) habe ich sehr schwer zu kämpfen gehabt. Von den Philistern, Unken und Professoren und andern Leinewebern bin ich wütend attakiert worden, weil ich denen zu sehr als Grandseigneur, als „Offizier" schrieb. Nun endlich, auch dadurch, daß ich einen neuen Verlag bekommen habe, scheint's besser zu gehen. (Für Reklame habe ich selbst nie mich überwinden können, etwas zu tun.) Überall jetzt, in den größern Städten, fängt man an, über mich Vorträge zu halten, usw. Ich habe die Jugend hinter mir, die junge Welt, die frische, und das ist der Sieg.

Aber nun wollen wir nur von unsern Kameraden sprechen, von nichts anderem. — Sehr habe ich mich gefreut, von Ihnen von Ihren eignen Lebensschicksalen zu hören; daß es Ihnen gut geht; daß Sie ein liebes Haus, eine liebe Familie haben. Und das ist doch das Beste, Erste auf dieser langweiligen Erdenwelt.

Können wir uns am 18. Januar, wenn Sie in Frankfurt nichts andres zu tun haben, nicht im Hotel treffen? Da hätt' ich doch einen, mit dem ich zusammen ins Kasino gehen könnte. Herrgott, Herrgott, wie freue ich mich! Das ist der herrlichste Moment meines Lebens. Ich wollte, sie kämen alle, alle, die wir damals gekannt haben.

Die Sache mit dem 3. Garde-Ulanen ist die: Das ist eine ewige Verwechslung mit dessen von mir sehr geliebten Frau, geb. von Wrangel, die Schriftstellerin ist (ich bin Dichter) und sehr gute Romane für die Kreuzzeitung usw. schreibt. Um aber Schriftsteller zu sein, dazu fehlt mir jedes Talent. Ich stehe aber sehr gut mit meiner heiteren, lieben Cousine und ihrem Mann, meinem Vetter, dem ehemaligen 3. Garde-Ulanen, jetzigen Kammerherrn von L. auf Schloß Sproitz, einem herrlichen Kerl. Aber ewig ist diese Verwechslung, die mich ein wenig ärgern könnte, entre nous soit dit. — Mein alter, lieber Kamerad, leben Sie wohl! Bitte, schreiben Sie mir noch einmal nach Düsseldorf. Auf Wiedersehen! Ihr Liliencron.

Die abfällige Bemerkung über den „Dichterkram" habe ich niemals tragisch genommen und kann nach späteren mündlichen Unterhaltungen bestimmt bezeugen, daß er — bei all seiner einzigartigen Bescheidenheit — doch seine Bedeutung als Dichter sehr wohl zu würdigen wußte und über die Dichtkunst selbst trotz solcher gelegentlichen Temperamentsketzereien sehr hoch dachte.

Dann noch ein Wort der Erklärung: Da ich nicht nur Wahrhaftigkeitsphilister, sondern auch militärisch leider nicht ganz frei von Waffenpartikularismus und Waffeneifersucht bin, hatte ich mir erlaubt — allerdings nur in allervorsichtigster Form — meinem Dichter zu Gemüte zu führen, daß sein „bißchen Adjutantentätigkeit" denn doch eigentlich dies viele „Getue" mit „Attacken" und sonstigen „reiterlichen Großtaten" nicht ausreichend begründe. Denn er sei denn doch nun einmal der Infanterist Liliencron und nicht der gleichnamige, sicher hochherrliche Garde-Ulan. Aber er hatte meine zarten Winke, wie sein Brief erweist, gar nicht verstanden.

Ich habe ihm später noch einmal mündlich meine infanteristischen Einwürfe etwas deutlicher geltend machen dürfen. Und er hat in seiner unerschöpflichen Güte dazu nur herzlich gelacht, anstatt mir sein gerechtes „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" zuzurufen.

Der Höhepunkt der Kriegsjubiläumsfeier war die Begrüßung der zu mehreren Hun-

* Derselbe, dem wir die „Soldatenphantasie" von Liliencron im Oktoberheft 1910 verdanken. Die Red.



dert erschienenen Veteranen mit ihren Offizieren. Hierbei sah ich Liliencron ganz besonders stürmisch umjubelt. Viel hätte nicht gefehlt, und die braven treuen Hessen hätten ihren angebeteten Leutnant „wie die merowingischen Könige in die Höhe gehoben". So wie es ihm ja einst schon am Abend bei Skalitz geschehen war.

Dann wurden in feierlichem Zuge die drei teuren Feldzeichen, die uns dereinst vorangezogen, vor unsre Front gebracht. Es folgte der Vorbeimarsch. Als ob noch einmal, ein letztes Mal, die alte herrliche Hingebung, mit der einst jeder sein Bestes dem Vaterlande dargebracht, sich auch äußerlich zu bekunden drängte. Auch Liliencrons letzter Parademarsch!

Beim Festmahl sahen wir uns durch unsern Ältesten, Oberstleutnant Freiherrn von Heynitz, in vornehm würdigster Weise vertreten. Es war ein unvergeßlicher Augenblick, als Vater Heynitz — nicht nur der furchtlos-besonnene Vater seiner (neunten) Kompagnie, sondern von allen, die im Kriege unsre Nummer trugen, so genannt — seine hohe, schlanke Gestalt aufreckte und mit dem durchdringenden Ernst seiner Worte, mit seiner glockenvollen Stimme der Stunde ihre rechte Weihe gab. Er mußte abbrechen. Die Stimme versagte dem sonst so Ruhigen, Gemessenen. Minutenlange, ehrfurchtsvolle Stille bannte die große, lebhaft erregte Schar.

Tags darauf hatten wir eine ganz eigenartige Nachfeier, wie Liliencron sie später getauft: das „Tragische Liebesmahl". Major Weste, Bataillonskommandeur und der einzige noch aktive Kriegsteilnehmer im Regiment, hatte den wundervollen Gedanken, seine Kriegskameraden in seinem gastlichen Hause um sich zu versammeln. Uns alle — ohne Ausnahme! Aber auch nur uns allein — ohne Ausnahme! Auf das künstlerische Empfinden Liliencrons konnte ein mächtiger Eindruck gerade dieser stimmungsvollen Stunden nicht ausbleiben. „Da mache ich etwas drüber, und wenn es nur für uns beide ist!" raunte er mir zu.

✱

Einige Wochen später schon hatte ich Gelegenheit, meinen Kameraden in Hamburg-Altona zu besuchen. Ich war in seiner Wohnung und fand ihn ganz einfach, aber sehr anständig untergebracht. Sein Prunkmöbel war jener schon sagenhaft gewordene, Mammutdimensionen zeigende, angeblich unpfändbare Schreibtisch. Augenscheinlich erfreute sich der „Dichter-Baron" — eine mich eigentlich etwas fremd anmutende Bezeichnung — bei allen, mit welchen er dort zu verkehren hatte, großen Respekts, ja aufrichtiger Verehrung.

Er zeigte sich außerordentlich heiter und genußfroh, aber doch wieder recht sparsam. An einem Wintersonntagnachmittag fuhren wir auch nach Friedrichsruh, wo er mir das Heim des Allergewaltigsten zeigte.

✱

Nach dem Februar 1896 stockte unser Briefverkehr. Ohne Absicht und ohne andern Grund als den, daß ich gerade damals viele andre geschäftliche Arbeit hatte. Zudem wußte ich Liliencron ja jetzt wieder in der so ersehnten Verbindung mit unsern Regimentskameraden; die mir selbst auferlegte bescheidene Mission war also erfüllt. Dann hatte ich aber auch bei ihm gesehen und von ihm gehört, welche großen Briefpflichten auf ihm lasteten. Sollte ich, ohne Not, diese noch vermehren helfen? Gründlich ausgesprochen hatten wir uns ja fürs erste.

Sehr lieb wäre es mir gewiß gewesen, in den nächsten Jahren ab und zu die Gelegenheit zu einem persönlichen Zusammentreffen zu finden. Das machte sich aber gerade damals leider nicht. Wohl sandte er mir ab und zu einen Gruß und irgendeine Besprechung seiner Dichtungen. Es kann auch sein, daß noch verschiedenes weniger Wesentliche zwischen uns hin und her geschrieben wurde, von welchem ich nichts aufgehoben oder im Gedächtnis behalten habe. Kurz, ehe ich mir selbst eigentlich einer Lücke in unserm Verkehr bewußt geworden, befanden wir uns im Frühjahr 1899.

Es war dies die Zeit der ersten Liliencronspende, und die Zeitungen brachten mancherlei darüber. Ich fühlte es nun trotz der räumlichen Entfernung und zeitlichen Trennung lebhaft mit, was es schon den feinfühligen Freund gekostet haben mußte, bei seinen Lebzeiten eine solche wohlgemeinte Sammlung zu gestatten. Und nun noch dazu dieser durch tausend Blätter gezerrte jämmerliche Mißerfolg! Vielleicht war meine Auffassung damals übertrieben schwarz, denn sechstausend Mark sind wirklich besser als gar nichts. Aber die Sache wurde in der Presse allenthalben als ein arger Reinfall behandelt.



In der Absicht nun, ihn über die üble Erfahrung hinwegtrösten zu helfen, schrieb ich ihm. Der Stolz über die durch den Aufruf kundgegebene Verehrung so vieler führender Köpfe unsers Volkes müsse bei ihm alle andern Empfindungen zurückdrängen. In seiner Antwort vom 3. Juni 1899, seinem fünfundfünfzigjährigen Geburtstag, regte Liliencron, wenn auch nur mittelbar und beiläufig, an: ob ich nicht wegen einer Beihilfe für ihn bei einigen unsrer alten, sehr wohlhabenden Kameraden wirken wolle? Ohne diese Anregung würde es mir nie eingefallen sein, mich mit solch delikaten Sachen zu befassen, da ich ihm, wie er auch schon wußte, selber nicht helfen konnte.

Nur dachte ich nüchterner über die Spendefreudigkeit der Reichen, wußte auch nur zu gut, wie sehr es diesen nötig sei, ihre Mittel festzuhalten, da sonst wirklich gar zu viele Ansprüche an sie herantreten. Ich selbst hatte nur dem einen der von ihm genannten drei Herren etwas näher gestanden als er selbst. Alle drei aber hatten ihn, wie ich wußte, mindestens zwanzig Jahre lang als verschollen betrachtet und fast vergessen gehabt. Außerdem glaube ich kaum, daß gerade von diesen auch nur einer besonderes Verständnis für die holde Dichtkunst hatte.

Ich hielt es also für richtiger, dem allzu Optimistischen die Bitterkeit einiger in meinen Augen unvermeidlicher Absagen zu ersparen. Aber einfach mich ihm versagen und gar nichts tun, schien mir denn doch auch unrecht. Und da ich einen ihm wie mir altbekannten Kameraden, den Premierleutnant a. D. und Leiter der Trierschen Zeitung, Herrn Georg Paulitzky, in meiner Nähe wußte, zu dessen freundlichem Wollen und geschäftlicher Einsicht ich ein ganz besonderes Vertrauen habe, suchte und fand ich bei diesem sofort den besten Rat. Er hatte mit Fritz-Detlev einst gemeinschaftlich im Fähnrichsexamen und später auf der Kriegsschule gesessen, noch später (er beim Infanterie-Regiment Nr. 30), von 1866 bis 1870 in Mainz, mit ihm in derselben Garnison gestanden. Er hatte große Sympathie für den Menschen wie den Dichter und war in literarischen Dingen sach- und personenkundig.

Ob Paulitzky nun gerade der Allererste oder Einzige war, welcher dem bedrängten Freunde zur Besserung seiner Verhältnisse Vortrags- oder Vorlesungsreisen anempfohlen, kann ich nicht sagen. Wohl aber, daß er dies sehr eindringlich getan und sich außerdem noch viel Mühe gegeben hat, dazu die Wege zu ebnen.

Widerspenstigkeit lag durchaus nicht in Liliencrons Naturell, und so schrieb er auch dem getreuen Ratgeber ganz willig: „Also Vorträge? Auch gut. Übrigens lese ich spottschlecht vor.“ Im Innern ging ihm aber die Sache sehr gegen den Strich, und er hätte sich gar gern darum gedrückt. Denn noch Jahrzehnte später fühlte dieser sonst so wenig „Geldgierige“ augenscheinlich eine gewisse Genugtuung, wenn er seine Honorarforderung für seine „lyrische Kommisvoyageurtätigkeit“ in die Höhe schrauben konnte. „Wenn ihr mich partout damit nicht in Ruhe lassen wollt, dann sollt ihr mir tüchtig dafür zahlen!“ So wollte er auch mir niemals zugeben, daß er sowohl für seinen Ruhm wie für seine Familie gar nichts Zweckmäßigeres tun könne, als recht viel so umherzureisen. Sein persönliches Auftreten weckte am schnellsten und sichersten auch das Interesse für seine Werke. Er selbst war sein bester Herold und Werber.

Außerdem hatte ich aber noch ein andres Plänchen mit ihm. Wenn es gelänge, unsern Poeten mit guter Manier, das ist mit genügendem Reisegeld, also auf einer Vortragstour, nach Frankfurt a. M. zu bringen? Wenn er dort wie selbstverständlich mit unserm Offizierkorps verkehrte, war gar nicht zu vermeiden, daß er auch einem kurz vorher dorthin versetzten hohen Herrn vorgeführt wurde, dessen kameradschaftliche Liebenswürdigkeit man allenthalben freudig empfand. Vielleicht gelang es, den für ihn zu erwärmen. In der Nähe hielt sich da eine noch höhergestellte Dame auf, mit diesem nahe verwandt, eine huldvolle Schützerin all und jeder edlen Kunst. Welche Möglichkeiten! Und die Kameraden würden schon, soweit sie es vermocht, geholfen haben; vorgearbeitet hatte ich dem schon.

Nun gelang es Paulitzky durch seinen Freund Oberstleutnant a. D. Enneccerus, den in Frankfurt bestehenden, sehr angesehenen „Kaufmännischen Verein“ zu bewegen, trotz schon früher festgelegter Wintervortragsserie, Liliencron zu fragen, wann er bei ihm einen Vortrag halten wolle.

Aber was tut jetzt unser Freund? Er schreibt kurzerhand auf die Rückseite des



Anfragebriefbogens: Bedaure, habe keine Zeit!

Der sich so für sein freundliches Entgegenkommen schlecht belohnt findende Vereinsvorstand äußert sich stark verschnupft. Der diesem gegenüber bloßgestellte und ebenfalls für seine Bemühung schlecht gelohnte Oberstleutnant Enneccerus ist schon mehr als ärgerlich. Paulitzky und ich? Wir stehen da wie die „betrübten Lohgerber". Wo waren doch unsre schönen Felle hingeschwommen!

Natürlich mußte ich Liliencron jetzt Vorhaltungen machen. Und dabei hörte ich denn, daß sein wirklicher Absagegrund noch ein viel trivialerer gewesen als Zeitmangel, nämlich — Toilettebedenken.

Doch zu den Briefen selbst! Zuerst ein undatiertes Schreiben:

Altona (Elbe), Palmaille 5.

Lieber, treuer Kamerad Rudowsky!

Nein nein, sprechen Sie nicht von Banalität, wenngleich diese schreckliche Neujahrsglückwünscherei sehr überhand genommen hat! Ich habe mich sehr zu Ihren gütigen Worten gefreut. Und erwidere sie von Herzen. Sicher wäre ich schon Ihrer liebenswürdigen Einladung, auf einige Stunden nach Trarbach zu kommen, gefolgt, wenn meine Finanzen es zugelassen hätten. Aber die Deutschen sind der sicheren Meinung, daß ihre Dichter von Blumenstaub leben müssen. Ja, selbst wenn ein Dichter „durch" ist (wie ich das jetzt wohl bin), kann er ganz gemütlich in Deutschland verhungern, ohne daß die Landsleute mit den Augen zwinkern. Sowie ich aber „so weit bin", dann schreibe ich Ihnen. Und wir fahren dann nach Metz. Das ist der letzte Wunsch meines Lebens.

Ihr treuer alter Kamerad Liliencron.

Altona (Elbe), Palmaille 5, den 3. Juni 1899.

Mein lieber, teurer, treuer Kamerad!

Eigentlich hätte ich nur diese Worte auf Ihren herrlichen Brief zu antworten gebraucht. — Er hat mich erschüttert durch seine Güte und Freundlichkeit, und ich sage Ihnen meinen innigsten Dank dafür.

Und nun gleich zur Sache: Die Aussicht, Sie und Paulitzky zu sehen, Koblenz, die Mosel und — unsre Schlachtfelder vor Metz, hat mich stürmisch bewegt. Gewiß: ich werde gern vorlesen und mir dadurch die Reise (Reisegeld) nach Metz usw. erwerben. Aber ich lese schlecht vor. Ich habe schon öfter „vorgelesen". Aber daß es ein sogenannter „Genuß" gewesen sein wird, glaube ich nicht. Aber aus meinen Kriegsnovellen geht's ganz gut, und auch bei einigen meiner Gedichte gelingt es mir. Nous verrons.

Ja, „die Spende". Es war ja sehr gut gemeint. Aber Sie können sich denken, wie entsetzlich es mir war! Ich kann Ihnen auch kein „Verzeichnis" mehr geben, weil ich es nicht ansehen konnte. Allerdings die Allergrößten unsrer Kunst und Literatur hatten freudig ihre Namen dazu gegeben. Und das war mir der einzige Trost. Dehmel hatte es aus innigstem Herzen gut für mich gemeint; aber es hat nicht „ins Volk" getroffen. Dann hatte ich nicht nur die unendliche „Pein" (so will ich mich zart ausdrücken), so ist auch das Resultat nur das gewesen, daß ich nur die Hälfte der Schulden bezahlen konnte (etwas über 4000 M.). Und nun können Sie sich denken, wie (bis heute) meine andern Gläubiger über mich herfallen. Zwar ist es weiter gelungen, durch meine eigne Kraft und durch sehr gütige Freunde diese noch übriggebliebenen 4000 M. auf etwa 1200 M. zu reduzieren, aber diese 1200 (und wären's 1000 M.) kann ich nicht zusammenbringen, und wenn ich mich auch auf den Kopf stelle. Ich habe mal daran gedacht, mich an unsern reichen X. oder Y. oder Z. usw. zu wenden, aber ich kann es nicht fertig bringen. Y., der unermeßlich reich sein soll, würde vielleicht die 1000 M. (rund) mir geben, vorstrecken. Kennen Sie ihn so, daß Sie ihm schreiben könnten? Ich bin heute fünfundfünfzig Jahre geworden. Und noch keine Ruhe wegen dieser ewigen scheußlichen Geldsorgen. Seit etwa drei Jahren habe ich deshalb nicht mehr arbeiten können. Aber — allen (Schustern, Schneidern, Dachdeckern, Hebammen usw.) Menschen hilft der Deutsche freudig, seinen Dichtern nicht! Es ist dies nun einmal eine deutsche Eigentümlichkeit.

Ich schließe für heute, indem ich Ihnen wiederhole: Ich kann Ihnen nicht sagen, wie unendlich mich Ihr gütiger Brief erschüttert hat, Sie treuer Kamerad!

Ihr Liliencron.

Altona (Elbe), Palmaille 5, den 8. Okt. 99.

Lieber herrlicher Kamerad Rudowsky!

Dank für Ihre unendlich gütigen Schreiben. Ich bin mit einem langen Briefe an Sie beschäftigt, der morgen abgeht. Viel frohe Nachrichten darin. Auch: „Tragisches Liebesmahl" (das übrige in meinem Briefe), Ihnen, meinem gütigsten Kameraden, zugeeignet.

Ihr Liliencron.

Altona (Elbe), Palmaille 5, den 9. Okt. 99.

Sehr lieber Kamerad Rudowsky!

Was sind das wieder ein paar entzückende Briefe von Ihnen, für die ich Ihnen von ganzem Herzen danke. Vor allen Dingen aber Ihnen und unserm Paulitzky unendlich danke für all Ihre Bemühungen und Belästigungen, die Sie wegen der „Vorlesungen" meinetwegen gehabt



haben. Wenn es dies Jahr, samt der Metzer Tour, nichts geworden ist, so wird es mit Ihrer unendlich gütigen Mithilfe das nächste Jahr sein.

Durch Paulitzky (Major Enneccerus) wurde mir vermittelt, im Frankfurter Kaufmännischen Verein und in der Frankfurter Loge am 18. d. M. vorzutragen. Ich hätte so wie so nicht kommen können, weil ich in diesen Tagen in Berlin (im Architektenhause) im Verein für Kunst und Wissenschaft vorlesen soll. Aber ein andrer Grund hätte mich auch verhindert: „frei vortragen" kann ich nicht, es ist platterdings unmöglich. Und auch im nächsten Jahr, wenn's irgendwie möglich ist, ein Zusammentreffen mit all den Allerhöchsten Herrschaften, von denen Sie mir in Ihrem Briefe schreiben. Ich muß dazu ganz neue Uniformsachen, inkl. den teuren grauen Paletot, haben. Und das ist eine ganz gehörige Ausgabe. Bisher bin ich gerade noch für meine Dienstleistungen mit meinen alten Uniformen ausgekommen. Und wollte mir nun erst wieder bei einer etwaigen Mobilmachung neue anschaffen. Aber das bringe ich denn zum nächsten Jahre fertig.

Ja, sicher, genau erinnere ich mich Ihres Freundes P.

Ich glaube, mich wegen S. M. nicht wundern zu müssen. Ich habe das instinktive Gefühl, daß Seine Majestät mich nicht „mag". Woher es kommt, weiß ich nicht. Aber es ist, einmal offen gesagt, seltsam: daß mir nie Allerhöchsterseits über mein Buch „Kriegsnovellen" irgend etwas zu Ohren gekommen ist. (Bitte, nebenbei, sehen Sie, wenn Sie können, daß gerade dies Buch von unsern Regimentskameraden P. und B. eingesehen wird.) Vielleicht, ich sage vielleicht, spielen hier auch Hofintrigen mit. Doch darüber mal mündlich.

Köstlich ist Ihre Paraphrase zu meinem Gedicht „Die Musik kommt!" „Ungestraft sogar ohne Befehl" Pause machen. Köstlich, köstlich. Ja, so ist es. Nein, ich bin überzeugt auch, daß S. M. „Die Musik kommt" nicht kennt.

Wie ich Ihnen, glaube ich, schon im vorigen Jahre schrieb (ich bitte um Vergebung, wenn ich wiederhole), bekomme ich vom Kriegsministerium (nicht aus dem Kabinett) jährlich 300 M. Unterstützungs(Verwundungs)zulage. Aber immer nur jedesmal auf meinen Antrag, daß ich jedesmal sagen muß: ich bin auch dieses Jahr der 300 M. bedürftig. Das ist recht lästig und ein wenig demütigend. Dies könnte direkt vom Kaiser kommen. Quien sabe?

Ach nein, es ist nicht „Bescheidenheit", die mich mein (unser) altes Regiment nicht sehen läßt. Es sind allemal die „dre Mark tachentig" (drei Mark achtzig), wie der holsteinische Bauer sagt, wenn er von ausreichendem Gelde spricht. Das hindert mich natürlich, nach Frankfurt zu kommen. Doch wir wollen über diese scheußliche (Mammon)-Angelegenheit heute nicht weiter reden.

Auch für Ihren zweiten Brief vom 7. d. M. (le jour de gloire pour notre régiment) sage ich Ihnen herzlichsten Dank.

Wie schon erwähnt: „frei vortragen" kann ich nicht und werd's nie können. Aber vorlesen — wenn auch vor „vielen" Menschen scheußlich, nur vor „wenigen" gut — das tue ich immer. Es sind die Vorlesereisen stets aus vielen Gründen eine große Strapaze für mich. Aber ich tu's selbstverständlich, der paar Mark wegen ...

Das anl. Gedicht, für Sie, mein lieber teurer Kamerad, ist am Schluß ein wenig sentimental. Eigentlich wollte ich den „Ältesten" (Weste) bei seinem Toast sterben lassen. Aber das störte mich aus andern, ich möchte sagen privaten Gründen. Das Gedicht ist erst jetzt entstanden. Aber geboren wurde es an jenem Abend, als uns Weste, und zwar nur „uns", eingeladen hatte. So entstehen Gedichte. Oft braucht's Jahre, ehe es als „Gedicht" zum Vorschein kommt ...

Mit herzinnigem Dank

Ihr Liliencron.

Dabei lag als Manuskript:

(Meinem Kameraden Rudowsky zu eigen.)

Tragisches Liebesmahl *

Einundzwanzig Kameraden,
Die sich zum Appell geladen
In die alte Garnison!
Fünfundzwanzig Jahre waren
Wir in aller Welt zerstreut,
Nun, nach fünfundzwanzig Jahren,
Kamen wir zusammen heut'.

Welches Sehn und Wiederfinden!
Bist du's denn? Wie damals binden,
Knüpfen sich die Fäden rasch.
Weißt du noch? In jenen Tagen,
Als wir alle jung und frisch?
Ein Erzählen geht und Fragen
Hin und her um unsern Tisch.

Schlachtentag und Kriegsgeschichten!
Wie aus Träumen und Gedichten
Rankt sich die Erinnerung.
Die entrollten Fahnen flattern!
Hurra! Unser Regiment!
Säbelblitz, Kommando, Knattern!
Wie die Sonne furchtbar brennt!

Weißt du noch? Die Wintertage?
Wie zum letzten großen Schlage
Wir auf Saint Quentin marschiert!
Kälte, Glatteis, Trümmer, Leichen,
Immer hoch die Plempe nur!
Ruhgeläute? Friedenszeichen?
Milch ist Moll und Blut ist Dur.

* Hier nach dem Originalmanuskript wiedergegeben.

Und der Älteste von allen
Läßt die starke Stimme schallen,
Hebt das Sektglas, ruft uns zu:
„Alte liebe Kameraden!
Wohl zum letztenmal vereint,
Haben wir uns heut' geladen;
Hundsfott, Kinder, wer da weint.

Laßt uns alle Rührung meiden,
Unerträglich wär' das Scheiden,
Schieden wir auf nimmermehr.
Als ob gar nichts vorgefallen,
So, als wenn im Alltagsklang
Wir die Säbelkoppel schnallen
Zum gewohnten Heimwärtsgang."

Weiter will er noch erwähnen —
Da: ihm kommen selbst die Tränen,
Und er bricht die Rede ab.
Wenn wir auseinandergehen,
Wird uns einmal noch ein Tag
Wieder beieinander sehen?
Bei gedämpftem Trommelschlag?

1. 10. 99.

Altona (Elbe), Palmaille 5, den 18. Nov. 99.

Lieber, gütiger Kamerad Rudowsky!

Anfang Dezember schicke ich Ihnen einen langen, langen Brief (zugleich mit dem liebenswürdigen Schreiben von Enneccerus). Ich reise — eine entsetzliche Strapaze — jetzt für kümmerlichstes Geld als Commis voyageur in Lyrik herum. Heute nach Westfalen. Bald Ausführliches von Ihrem alten Kameraden

Liliencron.

Altona (Elbe), Palmaille 5, den 4. Dez. 1899.

Lieber, treuer Kamerad Rudowsky!

Für alle Ihre Güte immer wieder tausend herzlichen Dank. Diesen Winter wird's nicht gehen. Obgleich ich neulich ganz dicht bei Ihnen war, in Bonn (wo ich gut vorlas im „Dramatischen Verein" dort).

Mit Frankfurt, abgesehen davon, daß ich in dieser „Saison" versagt bin, ist's so: ich scheue nicht allein die großen Kosten, die mir das verursachen würde, sondern ich kann sie einfach nicht aufbringen. Es müßte ganz neue Uniform sein usw.

Der gute Major Enneccerus tut mir bitter unrecht in seinem (hiermit? angeschlossenen) Briefe. Ich vergehe fast immer vor Dank, zumal wenn ich weiß, wie liebevoll die Leute es mit mir meinen. Ich bekomme täglich (im Durchschnitt) zwanzig bis dreißig Briefe, die ich alle allein beantworten muß, da ich mir keinen Sekretär halten kann. Da benutze ich denn oft, der Kürze halber und um Briefpapier zu sparen, die Rückseite, bin aber stets vollster Höflichkeit und Dankbarkeit. Vielleicht schreiben Sie das auch gelegentlich unserm Paulitzky, der immer äußerst liebevoll zu mir ist. In diesen Tagen sende ich Ihnen einen eben im „Pan" erschienenen Aufsatz über mich. Der „Pan" wird von S. M. und fünf Königen gehalten. In alter treuer Kameradschaft Ihr Liliencron.

Altona (Elbe), Palmaille 5, den 30. Mai 1900.

Lieber, treuer Kamerad Rudowsky!

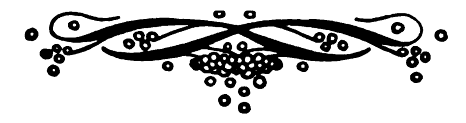
Meine Verleger, die Herren Schuster & Löffler, Berlin SW. 46, Luckenwalderstraße 1, haben mich mehrfach schon wegen der „Rezensionen" gebeten. Vielleicht senden Sie sie ihnen zurück. Ich glaube, sie brauchen sie. Wie geht es Ihnen? Von mir kann ich Ihnen immer noch keine guten Nachrichten geben in betreff meiner materiellen Lage. Es wird sich auch bei mir das Wort bewahrheiten: Die deutschen Dichter müssen erst sterben, ehe sie leben dürfen. Das Wort gilt natürlich nur von materiell armen Dichtern. So ist's denn bei mir immer dieselbe Quälerei. X. kenne ich zuwenig, um ihn zu bitten, mir mal etwas zu helfen. Und dann auch werden mir diese Art Briefe bodenlos schwer. Und ob Sie mal deshalb an X. schreiben — er soll in der Tat sehr reich sein —, darüber kann und darf ich nichts sagen. Ich weiß auch nicht, wie Sie mit ihm „stehen"! Was sagen Sie zu Buddes Carriere? Er wird entschieden mal Eisenbahnminister.

Immer Ihr alter, treuer Kamerad

Liliencron.

Zum Schluß noch: Wie Kamerad Paulitzky zu „arbeiten" verstand, bewies der von ihm übermittelte Beitrag zur letzten Liliencronspende. Bei einer von ihm angeregten und geleiteten Gedenkfeier erzielte er einen Reinertrag von 1400 Mark. In der Stadt Trier mit noch nicht 50000 Seelen! Und das geschah ohne Tamtam und ohne Klingelbeutel.

Ich bemerke: Heute bin ich froh, daß meine gutgemeinte kleine Intrige nicht wirksam geworden ist. Denn jetzt verdankt der entschlafene Freund seine hohe und anerkannte Stellung im Leben des Geistes und der Schönheit, im Herzen seines Volkes allein sich selbst und seiner Kraft. Und das ist und bleibt doch immer das Beste.



Von Kunst und Künstlern

Nikolaus Schattenstein — Ernst Oppler — Robert Breyer — Fritz Reusing — Hans Rudolf Schulze — Hans Herrmann

Nikolaus Schattenstein, von dem wir in diesem Hefte zum erstenmal zwei seiner neusten Gemälde veröffentlichen dürfen, gilt mit Recht als einer der berufensten und bezeichnendsten Vertreter moderner Wiener Kunst. Er hat das Mondäne der Stoffe, die Eleganz der Form, die einschmeichelnde Virtuosität der Technik, er hat das ganze unbeschreibliche und unerklärliche Cachet, das der Wiener Kunst, zumal gegenüber der schwer ringenden norddeutschen Problemkunst, ihr heiteres Antlitz gibt. Sein „Damenbildnis" ist repräsentativ und intim zugleich: eine Weltdame und doch auch eine Individualität, und wenn man dies Bildnis mit dem der Frau Raoul Auernheimer vergleicht, das durch seine Delikatesse die Besucherinnen der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung entzückt, so ist man überrascht von der Mannigfaltigkeit der Töne, die dem Künstler für den Ausdruck weiblicher Toilettenreize und weiblichen Charmes zur Verfügung stehen. Doch er ist auf diesen kleinen Ausschnitt der Welt nicht beschränkt. Seine „Gratulantin" oder „Bittstellerin" (im Wartezimmer des Obergespans) zeigt, daß ihm auch das bäuerliche Kostüm ungarischer Dorfschönen reichliche Gelegenheit gibt, seine Farbenfreude leuchten zu lassen und eine detailliert gemalte Figur in den Raum zu stellen, ohne daß dieser seine feinen malerischen Eigenqualitäten einbüßt. — Schattenstein, 1876 in Rußland geboren, besuchte die Wiener Akademie der bildenden Künste, erhielt zweimal den mit einem Romreisestipendium verbundenen Michael-Beer-Preis und weiterhin für seine im Wiener Künstlerhaus ausgestellten Werke den Dumbapreis, die kleine goldene Medaille sowie die Karl-Ludwig-Medaille. Wiederholt stellte er, immer mit guten Erfolgen, in München, Paris, Venedig und Berlin aus. Er begann als Landschafter, um sich später mehr und mehr dem Porträtfach zuzuwenden, neben dem er aber auch das Genre pflegt. Wir werden bald erwünschte Gelegenheit haben, mehr von dem Schaffen des liebenswürdigen Künstlers zu zeigen.

Über Ernst Oppler und seine uns immer wieder neu entzückende Kunst feinerlesener Interieurstimmungen brauchen wir den Lesern nichts mehr zu sagen. Wir haben uns ja seit Jahren schon ein Vergnügen daraus gemacht, Proben seines malerischen Schaffens zu bringen. Seine „Dame am Schreibtisch" ist nun aber doch wohl eins seiner vornehmsten Werke, und während man sonst manchmal mit seiner Bewunderung an der malerischen Behandlung des Raumes haften blieb, fesselt uns hier mehr noch als der zartgeblümte Vorhang, das gedämpfte Mahagoni des Eckschrankes und des runden Tischchens, mehr als das dunkelrote Polster des Stuhles, mehr als das noble Muster des Teppichs und das stille Grau der Wand die Haltung und der Ausdruck dieser ernsten Frau, die eben beim Schreiben oder Lesen innegehalten hat, um einer den ganzen innern Menschen bewegenden Frage nachzudenken. Bis in die Fingerspitzen ist dieser Moment charakterisiert, und überall mit den gewähltesten Mitteln.

Auch Robert Breyer, der Maler des Bildes „Lektüre" (oder: „Bibliothek", wie er selbst es entgegen den Ausstellungsbezeichnungen lieber nennen hört), ist unsern Lesern kein ganz Unbekannter mehr. Er stammt aus Stuttgart und konnte sich erst mit zweiundzwanzig Jahren der Malerei widmen. Kurze Zeit arbeitete er in Münchner Schulen, zog es aber bald vor, sich auf eigne Faust weiterzubilden, und so wechselte nun sein Leben zwischen München und dem Auslande. Während dieser bewegten Studienzeit schloß er sich einige Jahre hindurch an Max Slevogt an und war viel mit Wilhelm Trübner zusammen. 1897 wurde er Mitglied der Münchner Sezession, siedelte aber einige Jahre später nach Berlin über und schloß sich auch hier wieder der Vereinigung der Sezessionisten an, in deren Ausstellungen er nun alljährlich mit Figurenbildern und Stilleben vertreten ist. In dem von uns farbig wiedergegebenen Bilde hat er nicht etwa, wie man das in Kritiken des vorigen Jahres lesen konnte, „zwei Modelle porträtieren wollen", sondern ist von der Absicht ausgegangen, eine im Atelier zufällig erfaßte Situation zweier im Morgenkleid gehüllter Mädchen, die ihm in den vorherrschenden Tönen Schwarz, Graublau und Gelb und auch als Linie bedeutend erschien, in breiten Farbenflecken festzuhalten. Durch diese drei Grundtöne zieht sich kräftig belebend von der Stirn des schwarzgekleideten Mädchens über die Schulter, das Hemd, die Arme und über die Bücher weg das hellste Licht. Eine reiche Farbigkeit zeichnet das Bild aus; jeder Fleck soll dazu helfen, eine, der Menge des Gegenständlichen zum Trotz, ruhige, vornehme und kräftige Wirkung zu erzielen. Auch das Bei- und Miteinandersein der beiden Freundinnen kommt vortrefflich zum Ausdruck. Wir fühlen, ohne daß es uns gesagt wird: Die im Stuhl Sitzende liest vor, während die lässig am Boden Gelagerte, die eben ihr Blatt hat zerstreut zu Boden sinken lassen, halben Ohres der Lektüre der andern folgt.

Oppler und Breyer geben Interieure; der Düsseldorfer **Fritz Reusing**, dem wir ein weiteres farbiges Bild verdanken, stellt seine beiden Frauengestalten in das gedämpfte Licht eines „**Grauen Tages**". Wie anders erscheinen da die Umrisse der Körper, die Farben der Gewänder, des Haares, der Gesichter! Dies Bild, bekennt uns der Künstler, war ursprünglich nur als eine Freilichtstudie im Garten von Verwandten im bergischen Lande gedacht. Die graue melancholische Luft- und Landschaftsstimmung im Gegensatz zu den hellen Kleidern und dem Fleischton tat es dem Maler zuerst an. Solche Aufgaben der Freilichtmalerei stellt sich ein Künstler gern, der nach dem vielen Malen in der Atelierbeleuchtung das Bedürfnis fühlt, sich durch die ganz anders gearteten Aufgaben des Freilichts koloristisch anregen zu lassen, und immer von neuem sieht er dadurch sein Farbengefühl belebt und erfrischt. — Reusing, 1874 zu Mülheim am Rhein geboren, besuchte die Akademie zu Düsseldorf und genoß hier vornehmlich den Unterricht Crolas, Artur Kampfs, Peter Jansens und Claus Meyers. Dann malte er für einige Zeit in München, besuchte Paris, Holland, Belgien und London und ließ sich später in Düsseldorf nieder. Da hat er seither namentlich mit Bildnissen — wir gedenken schon im nächsten Heft eine Probe davon zu zeigen — gute Erfolge zu verzeichnen gehabt. Auch auswärts wurde das anerkannt. So erhielt Reusing 1901 in München auf das Bildnis eines jungen Mädchens („Mira") die Goldene Medaille. Doch unser Künstler gehört nicht zu denen, die auf solche öffentliche Anerkennungen pochen und sich nun aufs Faulbett strecken. Im Gegenteil, er fühlt sich noch heute als ein Strebender und Werdender. Die Handfertigkeit, die Technik, so ungefähr klingen seine Mitteilungen aus, beherrsche ich ja nun wohl, aber nichtsdestoweniger weiß ich, daß ich vor den Aufgaben, die vor mir liegen, immer noch ein Anfänger bin, wie an dem Tage, da ich zur Akademie kam. Das ist das Bekenntnis einer Persönlichkeitsart, die deutlicher als glänzende Leistungen sagt, daß wir es hier mit einem ernst an sich arbeitenden Künstler zu tun haben, vor dem noch eine schöne Entwicklung liegt.

Wir fügen den zahlreichen Einschaltbildern dieses Heftes, gleichfalls in farbiger Wiedergabe, ein neues Bild von dem Berliner **Hans Rudolf Schulze** bei, von dem unsre Leser schon mancherlei kennen: das „**Innere der Marienkirche zu Lübeck**". Einer Erläuterung bedarf diese ehrliche und sorgfältige Arbeit nicht; wir bitten nur, sie mit Ludwig Dettmanns Gemälde (Januarheft 1909) zu vergleichen, das sein Motiv aus demselben stimmungsvollen, vielgemalten Gotteshause der alten Hansestadt nimmt.

Endlich, in Mattondruck wiedergegeben, ein Landschaftsbild von **Hans Herrmann**: „**Herbstsonne**". Auch dieses Bild dürfen wir getrost für sich selber sprechen lassen. Es zeigt den Meister einmal auf einem andern Gebiete als dem von ihm mit Vorliebe gepflegten der holländischen Küstenmalerei. Und bald werden ja die leisen, gedämpften Tage kommen, die Tage des Sommerabschieds, die uns vor Augen und zu Gemüte führen, wie fein dies Gartenbild der zur Reife und Ruhe gehenden Natur nachempfunden ist.

F. D.

Literarische Rundschau

Drei stille Bücher — Bildende Künste — Literaturgeschichte — Literarische Notizen

Drei stille Bücher

Auf allen Wegen und Stegen klingen uns in unsrer modernen Romanliteratur Glocken entgegen, die uns aus dem Getümmel des Tages zur Einkehr laden, die von der Höhe herabtönen, welche noch vor gar nicht langer Zeit verödet schien, die uns nach oben locken als zu unsrer wahren Heimat und Ruhestätte. Diese Glocken wollen keine neuen Gemeinden sammeln oder den alten neue Glieder zuführen. Sie verheißen nichts, als Sehnsucht zu wecken, und überlassen es jedem einzelnen, in seinem Herzen Befriedigung zu finden. Sie schwingen von unsichtbaren Glockenstühlen, und ihre Glöckner, so verschieden sie untereinander sein mögen, gehören jener heimlichen Kirche an, die in allen Bekenntnissen ihre Gläubigen findet, denn ihr Apostolikum fordert nur drei Dinge im Verhältnis zu Gott, den Menschen und der Welt: Ehrfurcht, Liebe und Ergebung. Unsre Zeit hat eine neue Religiosität geboren, die in den alten Heiligtümern wurzelt, aber über sie hinausstrebt, ohne sie hochmütig zu verachten. Unsre Zeit lehnt den wissenschaftlich abwägenden Verstand als Herrn über Dinge des Herzens und Gefühls ab und treibt einer neuen Mystik zu oder ist vielmehr schon mitten darin. Ein hervorragendes Zeugnis für diese Wandlung in unserm Gemütsleben ist **Bruno Willes** Roman „**Die Abendburg**" (Jena, Diederichs; geb. M. 6.50).

Der philosophische Dichter tritt uns hier in der Gestalt eines Goldsuchers aus dem siebzehnten Jahrhundert entgegen, der selbst die Chronika seines Lebens in zwölf Abenteuern erzählt. Die Geschichte will langsam gelesen sein. Der geschickt altertümelnde Stil, dem man den bedächtig kritzelnden Gänsekiel des bekennenden Schreibers anzumerken glaubt, gewährt auf keiner Seite ein bloßes Drüberhinlesen. Er zwänge schon an



sich zu beschaulicher und nachdenklicher Lektüre, auch wenn es nicht gälte, dem vielverschlungenen seelischen Entwicklungsgang eines ernstkämpfenden Gottsuchers zu folgen. Dieser Gottsucher ist Johannes Tilesius, eines Prädikanten Sohn in Magdeburg. Sein Ziel verkörpert sich leibhaft und symbolisch in der Abendburg, einem wilden Gestein nicht weit von Schreiberhau im Riesengebirge, von dem die alte Sage geht, es sei ein verwunschenes Königsschloß, und nur zuweilen in der Johannisnacht zeige es sich einem unschuldigen Sonntagskinde im früheren Glanz und beschenke den Beglückten mit unermeßlichen Schätzen von Gold und Edelsteinen. Doch ist dieses Zauberschloß, so lockend es winkt, nicht die rechte Abendburg. Schon dem Knaben Johannes erklärt der Vater mit leuchtenden und wissenden Augen, daß die wahre Abendburg das Menschenherz sei. Dort ruht verwunschen und erlösungsbedürftig ein Reichtum, den Motten und Rost nicht fressen. Der Knabe versteht seinen prophetischen Vater nicht; nur eine leise Ahnung dämmert ihm von dem Heiligtum tief innen im Menschen, und als er ins Leben hinaustritt, muß er sich durch Wirrnis und Schuld, durch Schmerz und Schmach, durch Kreuz und Leid den Weg zu der stillen und unvergänglichen Abendburg seines Herzens bahnen. Die Prophezeiung einer Zigeunerin und das lichtscheue Goldmachertreiben seines Oheims verführen ihn zu dunklen, verwirrenden Künsten und Grübeleien. Die Abendburg wandelt sich ihm wie ein Proteus. Hatte Johannes zuerst von unterirdischen Kostbarkeiten geträumt, so lenkt sich sein Begehren bald auf die alchimistische Goldmacherei, und als die ihn narrt, jagt er der Holdseligkeit des Weibes nach.

Als halbes Kind hat er eine keusche Jugendliebe zu Grabe geleitet, jetzt suchen den Verwaisten die derberen Reize eines listigen Herleins Schlangenglatt zu fangen. Kaum ist Johannes ihren Fallstricken entronnen, wird er von einem böhmischen Großen eingekerkert, um diesem mit seiner vergeblich geleugneten Goldmacherkunst zu dienen. Die Haft verhilft ihm zur Einkehr, und mehr als das: sie beschert ihm auf wunderliche Weise die Liebe der Gräfin Thekla Schlick, die derselbe böhmische Edelmann aus eigensüchtigen Gründen festhält. „Wag's, Knab'!" ruft Thekla dem Johannes als Losung zu, und er befolgt dies Wort, befreit klug und entschlossen sich selbst und dann die Geliebte und sucht unter den Soldaten sein Glück. Er zieht mit der Gräfin nach Magdeburg und zeichnet sich bei der Verteidigung der Stadt gegen Tilly aus. Während die unglückliche Feste fällt, vermählt er sich, sein eigner Priester, in einer Gruft der Johanniskirche unter Särgen mit Thekla, aber bald werden die kaum Getrauten vom Kriegssturm wieder auseinandergerissen, und lange Zeit weiß keiner vom andern. Johannes wandert zurück in die Berge, zur Abendburg. Er wird den bedrängten Schreiberhauern ein mannhafter Prediger und Führer in den Nöten des großen Krieges; ja, es gelingt ihm, den sagenhaften Schatz zu heben, und er beginnt, ihn zum Segen seiner Landsleute zu verwenden. Aber das Reich der Abendburg, das er in seinen Bergen sichtbarlich gründen will, ist nicht von Dauer. Es bricht zusammen. Thekla taucht auf, um schnell und scheinbar für ewig zu verschwinden, und der unglückliche Alchimist versenkt den verderblichen Schatz wie einst die Burgunden den Nibelungenhort. Und der Segen dieser Überwindung läßt nicht auf sich warten. Kaum hat Johannes den Mammon von sich getan, versteht er des Heilands Wort von der Wiedergeburt und läßt seine Seele in Einsamkeit gedeihen und erstarken. Nur einmal noch durchwühlt ihn eine furchtbare Erschütterung: Thekla lebt, aber als das schwesterliche Weib eines andern. Der Mann regt sich in Johannes mit stürmischer Gewalt, aber auch aus diesem Wirbel der Empfindungen rettet er sich in den stillen Hafen des Seelenfriedens, denn die Heiligkeit seines bald verklärten Weibes dient ihm als sicherer Pilot. So kann er gefaßten Sinnes der sichtbaren Abendburg den Rücken wenden. Er hat die wahre Heimat, er hat die Welt in seinem Herzen gefunden, er sieht die Zusammenhänge seines zerrissenen Lebens, denn er weiß: „Nicht um hier eitel Lust zu erfahren, trieb uns der Urquell herfür, sondern daß wir uns von trüber Täuschung erlösen zur verklärten Abendburg."

Die Abendburg liegt nicht weit von Görlitz, wo Jakob Böhme seine tiefsinnigen Träume spann. Bruno Willes Johannes Tilesius hat viel von dem philosophischen Schuster, aber er verliert sich nicht gleich jenem scheuen Mystiker in bloße Spekulationen. Seine Sehnsucht nach Frieden hat ein Kampfesleben voll gewaltiger Schicksale geboren. Der große Krieg ist über diesen Mann hinweggebraust und hat ihm seine Narben ins Antlitz gebrannt. Die welthistorischen Ereignisse, an denen der Roman Anteil hat, wie die Zerstörung Magdeburgs oder das Schicksal Wallensteins, wirken in ihrer Schilderung fast so echt wie zeitgenössische Darstellungen, und so reich und rein der Gedankeninhalt des Werkes ist, man wird immer an diese Partien denken, wenn man von dem Roman „Die Abendburg" spricht, während sich der ethische Gehalt des Buches am leuchtendsten in den handlungsarmen letzten Abenteuern des Werkes offenbart, wo den Johannes Tilesius sein wiedergefundenes Weib zu höheren Sphären der Menschlichkeit gleich einer Heiligen läutert und erhebt.

„Nicht Gott zu erwissen, galt es ihm fürderhin — nein, ihn zu erfühlen, ihn zu erleben, wollte er von nun an trachten" —, in diesem frommen Entschluß sehen heute viele das Heil



für ihr religiöses Leben. Ihn hat sich auch Kaspar Krumbhotz zum Leitwort erkoren, dessen Schicksale uns Hermann Anders Krüger in einem Roman schildert, von dem jetzt auch der zweite und letzte Band vorliegt (Hamburg, Janssen; geb. 5 M). Der erste Teil des Buches (s. die Besprechung im Novemberheft 1909) führte den herrnhutischen Helden bis in die Universitätsjahre. Hier wird er uns als junger Lehrer vorgestellt, und wir verlassen ihn als reifen Mann, der sich als ein ehrlicher Kämpfer mit dem Leben, mit Unglück und Schuld herumgeschlagen hat, dem aber zu guter Letzt eine Aufgabe erblüht, die ihn so völlig ausfüllt, daß er darüber seine Einsamkeit und das gemeine Glück des Alltagslebens vergißt. Kaspar hadert nicht mehr mit Gott, warum er ihn in die Tiefen des Leides stößt. Er legt vielmehr sein Geschick vertrauensvoll in des Höchsten Hand und wartet mit Geduld und Zuversicht auf die Reife seiner Saat. Und endlich wird es ihm denn auch vergönnt, seine pädagogischen Ideen zu verwirklichen. Hatte der erste Band des Romans den Ausbruch der religiösen Konflikte im Herzen des Helden gezeigt, so führt sie der zweite Teil weiter und bringt sie mit der Erkenntnis zum Schweigen, daß das innere wie das äußere Erleben uns unsern Gott spiegelt, millionenfach verschieden wie die Natur und ihre Offenbarungen, und je bewegter die Seelen sind, desto unklarer wird Gottes Spiegelbild. „Darum gilt es, ruhig zu werden, um seine erhebende Schönheit rein und andächtig zu genießen, ruhig wie die Kinder, die redlichsten Diener Gottes.“ So geht auch durch dieses ernste Buch, das doch wiederum zur rechten Zeit lachen kann, das uns in Abgründe blicken läßt und zu reinen Höhen führt, jener Zug zur Wiedergeburt, zum Einswerden mit Gott, der dem Leben des Alchimisten, Soldaten und Buschpredigers Johannes Tilesius seinen Frieden beschert hat.

Ins heilige Rußland führt uns eine Erzählung in Briefen von Ricarda Huch, „Der letzte Sommer“ betitelt, die Geschichte eines von langer Hand vorbereiteten Attentats auf einen Gouverneur (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der für das Verbrechen ausersehene Revolutionär tritt in die Dienste des Opfers als Sekretär und mit der Verpflichtung, auf die Sicherheit seines Herrn ein Auge zu haben. Welch ein vorzügliches Motiv für eine Kriminalnovelle, und wie ist ihm hier alles Bedenkliche abgestreift, weil eine meisterliche Hand darübergekommen ist. Mit außerordentlicher Kunst wird uns in einer Reihe von Briefen des Attentäters, des Gouverneurs und seiner Familie vorgeführt, wie der unheimliche Gast sich das Vertrauen aller erwirbt, wie sich zarte Beziehungen zwischen ihm und einer der Töchter, eine scheinbar innige Freundschaft zu dem Sohne des Hauses anknüpfen, wie er die Persönlichkeit seines politischen Feindes schätzen lernt, aber dennoch unbeirrt an seine fürchterliche Aufgabe geht. Man liest diese Briefe, die von schlichtester Sachlichkeit sind und ein entzückendes Familienleben mit seinen Freuden, Neckereien und Zänkereien vor uns aufrollen, mit atemloser Spannung und kann es kaum fassen, daß die entsetzliche Katastrophe schließlich doch eintritt. Ja, selbst das fürchterliche Ende verblaßt in der Erinnerung bald, und vor unsern Augen stehen wieder ein friedliches Sommeridyll auf dem Lande irgendwo drinnen in Rußland, vornehme, glückliche und pflichttreue Menschen, von denen wir gerüchtweise gehört haben, es habe sie ein Unheil betroffen. Aber das wird ein Irrtum sein, und sie werden sich noch alle still des Lebens freuen. P. W.

Tanz und bildende Künste

Wie schwer war es noch vor wenigen Jahrzehnten jedem gemacht, die Schätze einer Gemäldegalerie in sich aufzunehmen, dem es nicht möglich war, sie in wochen- oder monatelang häufig wiederholten Besuchen zu studieren! Da gab es Führer, die auf die „Hauptsehenswürdigkeiten“ hinwiesen — Notbehelfe für eilige Reisende —, oder Kataloge — Nachschlagewerke für Gelehrte —, in denen alle Bilder in strenger Folge aufgeführt und mit trockner Sachlichkeit beschrieben wurden, und wenn man dann zu Hause in diesen Büchern las, merkte man so recht, wieviel einem entgangen war, und nach einer längeren Pause vermochte die Beschreibung selbst manche von den Werken in der Erinnerung nicht neu zu beleben, vor denen der Beschauer innerlich bewegt gestanden hatte. Als Gedächtnisstützen gab es zwar teure Photographien und noch teurere Stiche, und später wurden die Kataloge auch mit einigen miniaturhaften Reproduktionen der Perlen solcher Sammlungen ausgestattet, aber wie schwer hielt es oft und wie schwer hält es manchmal noch heute, von einem bestimmten, wenig bekannten Gemälde eine brauchbare Abbildung aufzutreiben. Da ist es nun ein gewaltiger Fortschritt, daß das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin nach dem Vorbild einiger reicher Privatsammler darangeht, seinen Bestand an Gemälden auch illustrativ zu katalogisieren. Der erste Band des vollständigen beschreibenden Katalogs mit Abbildungen sämtlicher Gemälde (die romanischen Schulen umfassend) ist soeben erschienen (Julius Bard, Berlin). Es ist ein Genuß, dieses prächtig ausgestattete Buch zu durchblättern. Die Abbildungen sind sämtlich in genügend großen Maßen gehalten, um die Einzelheiten jedes Bildes deutlich erkennen zu lassen. Sie sind nach Schulen geordnet, so daß sie in ihrer Folge eine Art Kunstgeschichte darstellen, denn gerade das Berliner Museum hat ja das Glück, für fast alle Perioden



der Entwicklung hervorragende Beispiele zu bieten. Natürlich fehlt diesen Reproduktionen, so vorzüglich sie sonst sind, die Farbe, doch tritt hier der Text ergänzend ein, den Dr. Hans Posse, der neue Direktor der Dresdner Galerie und vormalige Assistent Bodes, geschrieben hat. Während sich der alte unillustrierte Katalog damit begnügte, das Gegenständliche jedes Bildes mit Worten nachzuzeichnen, gibt der neue, dieser ersten Aufgabe jeder Beschreibung durch die Abbildungen überhoben, eine Analyse der Farben, der Valeurs und des Tones und bemüht sich, dem Gange der malerischen Entwicklung entsprechend, „von der ins einzelne gehenden Angabe der Farben allmählich zu einer auf die Gesamtheit der koloristischen Wirkung gerichteten Darstellung überzugehen". Diese von Posse zum erstenmal in diesem Umfange gelöste wissenschaftliche Aufgabe berührt sich aufs engste mit unsrer modernen Auffassung vom Wesen der Malerei. Ist doch mittlerweile die Erkenntnis weithin verbreitet, daß wir bei einem Gemälde zunächst einmal Farben sehen sollen. So bieten in diesem Katalog Bild und Wort in engem Verein eine vorzügliche Gedächtnisstütze für jeden Kunstfreund, und mehr als das: dieses Buch wird manchem fleißigen Galeriebesucher eine Fülle von Neuem bieten. Nicht allein in wissenschaftlicher Beziehung, so willkommen die ausführliche Einleitung über die Geschichte der Galerie und die biographischen und Literaturangaben bei den einzelnen Meistern und Bildern sind, sondern weit mehr dadurch, daß man in Muße daheim seine Galeriegänge wiederholen kann und dabei manches Bild entdecken wird, das sich in den Sälen und Kabinetten neben vornehmeren Nachbarn versteckt, und das nun in der Stille zu sprechen beginnt und den Beschauer einlädt, sich seiner bescheideneren Schönheiten vor dem bisher übersehenen Original bei nächster Gelegenheit zu bemächtigen.

Paul Schubring hat sein höchst praktisches „Hilfsbuch zur Kunstgeschichte" (Berlin, Carl Curtius) zunächst seinen Hörern gewidmet; aber auch tausend andern, die sich mit Kunst beschäftigen oder sich nur dafür interessieren, wird es willkommen sein. Denn man glaube doch nicht, unter allen historischen Beschäftigungen brauche allein die Kunstgeschichte keiner Vorkenntnisse. Auch hier öffnet sich das Feinste und Geheimste nur dem erzogenen und gebildeten Verständnis. Um dazu zu verhelfen, hat Schubring seinem Hilfsbuch einen ganz andern Inhalt gegeben, als die geläufigen Handbücher der Kunstgeschichte haben. Es will in erster Linie denen beistehen, welche gern die alte Kunst erfassen möchten und doch nicht über den Grenzwall vordringen können, den Symbolismus, Allegorie, Mythologie, Ikonographie um das Heiligtum aufgeworfen haben. So leitet es den Besucher z. B. dazu an, Heilige zu erkennen, die antiken Mythen zu repetieren, die katholische Kirchenkultur des Mittelalters zu begreifen. Zeittafeln für die Antike, für Päpste und Kaiser, für Geistesgeschichte und für Ländergeschichte geben die unentbehrlichen Daten nicht der bildenden Künste, sondern der Dichter, der Universitätsgründungen, der für die Kunst wichtigen politischen Aktionen und ähnliches. Ferner sind alle Fachausdrücke der Architektur und des Kunstgewerbes ausführlich erklärt. Ein Buch zum Lernen, nicht zum Blättern.

Rom ist mehr als Rom, das heißt für die Kunstgeschichte: man muß auch das Weichbild der ewigen Stadt zum Reden bringen, soll der historische Begriff „Rom" zum vollen Leben erwachen. Bruno Schrader unterzieht sich in einem Bändchen der „Berühmten Kunststätten", betitelt „Römische Campagna" (Leipzig, E. A. Seemann; mit 123 Abbild.; geb. 4 M) dieser Aufgabe. Schrader hat nicht nur die Campagna offnen Auges durchzogen, sondern auch den Geist, der hier aufbaute und zerstörte, verspürt. Er steigt in die Urgeschichte des Landes hinab, wandert mit uns um die Tore Roms, erzählt von untergegangenen Städten, führt uns ins Albanergebirge, nach Tivoli, Cori, Norma und Ninfa. Jeder Romreisende wird das kleine Werk mit Nutzen zu seinem Begleiter machen.

Teubner bringt als Nr. 31 der „Deutschen Künstlersteinzeichnungen" einen farbig ausgeführten Schillerkopf von Karl Bauer, der auch hier wieder seine Meisterschaft bewährt, wenn es gilt, Geistesgröße in prägnantester Charakteristik monumental zu fassen und über die Porträttreue hinaus eine „Idealtreue" zu erzielen. — Doch auch in der Landschaft gibt es Persönlichkeiten. Davon überzeugt uns Hans Beatus Wieland, wenn er die Dreieinheit des Berner Oberlandes, Eiger, Mönch und Jungfrau, auf einem bei Raich & Ko. in Zürich erschienenen Blatte festhält und ihre himmelanragenden Gipfel von einem wunderbar zarten und duftigen Wolkenflor umspielen läßt.

„Die Galerien Europas", die bekannten Foliohefte, in denen uns E. A. Seemann in Leipzig berühmte, aber auch unbekanntere Gemälde alter Meister in den Farben der Originale zeigt, haben ihren fünften Band eröffnet. Die schon im vergangenen Jahre begonnene Veröffentlichung der bedeutendsten Gemälde aus den Uffizien in Florenz wird fortgesetzt und wahrscheinlich auch noch in dem laufenden Bande zu Ende geführt werden. Zwischendurch aber bringen die Hefte auch Bilder aus andern Museen, so insbesondere die prächtigen Ehrenfräulein von Velasquez aus dem Prado zu Madrid und die von galanter Lebensfreude überschäumende „Schaukel" Fragonards aus der Londoner Wallace-Collection. Die Druckplatten werden seit einiger Zeit in einer andern Anstalt hergestellt, und auch die Druckerei scheint anders zu arbeiten: beides bedeutet —

Hans Herrmann: Herbstsonne.



wie man zumal an schwierigeren Aufgaben ermessen kann, z. B. an Tiepolos „Aufrichtung einer Statue“ (Uffizien), an Rosa Bonheurs „Pferdemarkt“ (London, National-Galery) und an Carpaccios Kreuzigungsfragment (Uffizien) — eher noch einen Fortschritt gegenüber den schon früher recht erfreulichen Leistungen des Drei- und Vierfarbendrucks.

Der moderne Tanz. Von Ernst Schur. Mit 16 Abbildungen. (München, Gust. Lammers; geb. 6 M.) Wir alle wissen, wie lebhaft sich in der Gegenwart das Interesse dem Tanz wieder zugewendet, welche ganz neuen Kunst- und Lebensoffenbarungen man in ihm zu sehen gelernt hat. Es ist nicht zu viel gesagt, daß wir hier den Anfang zu einer „neuen Kultur des Körperlichen“ erblicken, und daß uns darin der Morgenschimmer eines neuen Glückes erscheint. Eine ganze Reihe von Namen sind zu nennen, wenn wir vom modernen Tanze sprechen. Der Duncan folgten Marie Madeleine und Rita Sacchetto, dann kamen Ruth St. Denis, Gertrude Barrison, die Wiesenthals und schließlich das russische Ballett mit der Anna Paulowa an der Spitze. Damit ist der Ring vorläufig geschlossen, und es schien angebracht, die Tendenz dieser Bestrebungen in einem Werke zu sammeln, das die Eigenart jeder besonderen Erscheinung zu erfassen sucht. Die Bewegung rückte Schritt für Schritt weiter, und nachdem Willkür an der Tradition gerüttelt und heilsame Reformen Platz gegriffen hatten, erschien auch wieder die gute Überlieferung auf dem Plan. Damit ist das Neue nicht verleugnet, es gliedert sich vielmehr nun erst der Entwicklung logisch an. Von all dem handelt dieses Werk; gute Illustrationen begleiten den Text. Das beste an dem Buche aber ist die Persönlichkeit dessen, der es geschrieben hat. „Objektive“ Bücher solchen Gegenstandes, Choreographien genannt, sind langweilig; temperamentvolle Künste, wie der moderne Tanz einer ist, verlangen Temperamente auch für die schriftstellerische Darstellung. Alles andre kommt einer Verfälschung im Keime gleich.

Photographisches Unterhaltungsbuch. Anleitung zu photographischen Arbeiten. Von **A. Parzer-Mühlbacher** (Berlin, Gust. Schmidt; mit 185 Abbildungen; geb. M. 4.50). Der Titel deckt den Inhalt nicht. Zwar finden sich hier eine ganze Reihe von Experimenten, Scherzen usw., die unterhaltenden Zwecken dienen, die Hauptsache aber sind Anleitungen zur Naturbeobachtung, Forschung und künstlerischen Betätigung auf photographischem Gebiet. Die dritte, umgearbeitete und erweiterte Auflage hat manche Themen ganz neu hinzugefügt, andre, den Fortschritten der Technik entsprechend, neu bearbeitet. Auch die Illustrationen sind vermehrt und so anschaulich ausgefallen, daß das Buch auch Anfängern und jugendlichen Amateuren empfohlen werden kann.

Literaturgeschichte

In glänzender Ausstattung ist die **Geschichte der deutschen Literatur von Otto von Leixner** in achter Auflage erschienen, neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von **Dr. Ernst Friedländer** (Leipzig, Spamer; geb. 20 M.). Das Buch ist mit 486 Textabbildungen und 56 teilweise farbigen Beilagen geschmückt und bietet so ein Anschauungsmaterial für jeden Literaturfreund, wie es sich gleich reichhaltig und vielseitig in keinem ähnlichen Werke findet. Das Buch ist für das deutsche Bürgerhaus bestimmt. Daraus folgt, daß die Schilderung bei der älteren, für uns nicht ohne weiteres verständlichen und wichtigen Zeit sich möglichst kurz faßt, um dafür desto ausführlicher zu werden, je näher sie der Gegenwart rückt. So umfassen denn die beiden Abschnitte, die dem Mittelalter, dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gelten, genau so viel Seiten, wie den letzten dreißig Jahren gewidmet sind, und unsre vorklassische und klassische Zeit wird knapper behandelt als das neunzehnte Jahrhundert. Die Erweiterungen, die der Bearbeiter vorzunehmen hatte, sind eben vorzugsweise der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit zu gute gekommen: an siebzig Autoren sind gegenüber den älteren Auflagen des Werkes neu eingeführt oder in der Darstellung ihres Wirkens beträchtlich erweitert worden. Die ethisch-nationale Grundstimmung des Ganzen hat Friedländer sorgsam gewahrt, ja hier und da noch stärker herausgearbeitet; „Gesundheit“ und „Volkstümlichkeit“ heißen die Maßstäbe, die an jeden Dichter angelegt werden, und denen er sich zu unterwerfen hat. So berechtigt diese Maßstäbe an sich sind, so wenig reichen sie aus, um alle Erscheinungen unsrer Literatur bewerten zu können, und so herrscht denn bei der Darstellung mancher unsrer Geistesgrößen ein gequälter und gewundener Ton, dem bei Lob und Tadel gleich wenig wohl zumute ist. Wenig bietet diese Literaturgeschichte dem, der sich über die großen Strömungen und Gegenströmungen in der Geschichte unsers geistigen Lebens unterrichten will. So klar die zusammenfassenden kulturgeschichtlichen Kapitel vor den großen Hauptabschnitten sind, so unübersichtlich ordnet sich, besonders in der nachklassischen Zeit, der Schwarm der Dichter zu größeren Gemeinschaften und Gruppen. Schuld daran ist vor allen Dingen das Streben nach Vollständigkeit, das keinen irgendwie beträchtlichen Namen sich auszuscheiden entschließen kann. So erscheint das Buch streckenweise als eine Sammlung von lose aneinander gereihten Dichterbiographien, für deren Auffindung das sorgfältige Register oft unentbehrlich ist; denn wer sucht Mörike unmittelbar hinter Börne, Heine und Gaudy, oder Grillparzer zwischen Pyrker und Platen, oder Richard Wagner



zwischen dem Prinzen Schönaich-Carolath und Julius Wolff. Über die Urteile, die eine Literaturgeschichte fällt, läßt sich natürlich noch lebhafter und fruchtloser streiten als über die Anordnung, die ihr beliebt. Leider wuchert hier, besonders in den neueren Partien, eine breite Phraseologie, die der scharfen Charakterisierung von Werken und Persönlichkeiten Licht und Luft nimmt. Ist es nicht unnützer Ballast, wenn von einem unsrer größten Erzähler gesagt wird: „Die Begabung des Dichters und sein Streben verdienen einen Ehrenplatz in der Geschichte unsrer Dichtung", oder wenn von einem modernen Problematiker behauptet wird, er löse in gewissem Sinne Mitleid aus und hätte, richtig geleitet, Gutes leisten können. Dergleichen Urteile — man könnte die Beispiele häufen — sagen doch so gut wie nichts und haben einen peinlichen pädagogischen Beigeschmack. Wertvoll sind bei der Darstellung der letzten dreißig Jahre die biographischen und entwicklungsgeschichtlichen Angaben über lebende Dichter, die Friedländer den Autoren selber verdankt. Eine erfreuliche Erweiterung bedeutet die Bibliographie, die den Leser zu eingehenderen Studien ermuntert.

Eduard Engel hat aus seiner großen Literaturgeschichte — der „Literaturgeschichte des gesunden Menschenverstandes", wie sie wegen ihrer nüchternen Ruhe nicht übel getauft worden ist — eine Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte gewonnen (Verlag von G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien; geb. 4 M.). Seine Grundsätze für dieses populäre Handbuch waren die: Nicht zum Auswendiglernen vieler Namen, Büchertitel, Jahreszahlen sind Literaturgeschichten da; zu den Kunstwerken hinleiten sollen sie, indem sie dem Leser nur das Notwendigste über die Dichter, ihr Leben, ihre Schaffensbedingungen sagen und ihn dann mit den Kunstwerken allein lassen. Unter literaturgeschichtlichem Wissen ist zunächst immer die Kenntnis der Literatur selbst zu verstehen: es gibt keine andre echte Art, Kunst in sich aufzunehmen, als den unmittelbaren Genuß der Kunstwerke. Hieraus folgt die oberste Regel: zuerst an die Dichtungen selbst gehen und vielleicht hinterher, etwa zwischen erstem und zweitem Lesen, ausnahmsweise ein lebensvolles Buch über den Dichter zu befragen, der die besondere Teilnahme geweckt hat. Erst wenn man aus dem ungestörten Einfühlen in das Kunstwerk dessen seelischen Gehalt in sich aufgenommen und sich selbst ein Urteil gebildet hat, mag man dies an guten Büchern nachprüfen ... Vortreffliche Ansichten! Es wird in unsern meisten Literaturgeschichten zuviel doziert, vor allem aber: viele, wenn sie schon den fachwissenschaftlichen Ehrgeiz über Bord geworfen haben, tun doch immer noch so als: dies geben wir euch nun, dahinter verbirgt sich freilich noch viel Wissen und Geheimnis, das nicht für euch gemacht ist. Auch prickelt es manchen der gelehrten Verfasser oft, seine gründliche Einzelkenntnis überall durchschimmern zu lassen, was den armen Leser bisweilen mehr verwirrt als fördert, ihn jedenfalls vor sich selber recht klein erscheinen läßt. Und Zutrauen zu sich gehört doch zunächst zum guten Lesen und Verstehen. Engel dagegen wandert ganz wie deinesgleichen durch die Zeiten der deutschen Literatur, von Wulfila bis auf Hermann Hesse. Wenn er sich für die neuere Literatur nur — er denke doch an seine Grundsätze! — des „Urteilens", mehr noch des „Aburteilens" enthalten wollte! Wohin sein Ja, wohin sein Nein dabei fällt, ersieht man aus der einen erstaunlichen Tatsache, daß Hauptmann fast nur Nasenstüber und Katzenköpfe, Sudermann desto mehr Zuckerplätzchen von ihm erhält.

Richard M. Meyers Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist jetzt in vierter umgearbeiteter Auflage erschienen (2 Bde. geb. M. 12.50; Berlin, Bondi). Gegenüber ihrer ersten Gestalt weist sie mancherlei wertvolle Verbesserungen in Anordnung und Gruppierung, Charakteristik, Kritik und Form auf, wenn es auch an störenden Druckfehlern, Flüchtigkeiten und Versehen noch immer nicht fehlt. Die Darstellung wird bis zur unmittelbaren Gegenwart geführt. Diese starke Berücksichtigung der jüngsten Zeit bringt es mit sich, daß zu den neuen der alten Auflage beigegebenen Bildnissen nun als zehntes ein solches des Dichters Stefan George hinzugekommen ist. Äußerlich unterscheidet sich die neue Auflage von den früheren dadurch, daß das Werk jetzt infolge des größeren Umfangs in zwei Bände geteilt ist, ohne daß der Preis deshalb erhöht worden wäre.

Einen Ausschnitt aus der neueren deutschen Literaturgeschichte, die „Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius", behandelt Dr. Heinrich Spiero in einem Bändchen der bekannten Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". (Leipzig, B. G. Teubner; geb. M. 1.25.) „Geschichte" ist etwas zuviel gesagt: die Entwicklungszüge der neueren deutschen Lyrik aufzudecken, dazu fühlt Spiero nur ab und an den Ehrgeiz. Desto glücklicher ist er da, wo er lyrische Einzelporträte zeichnen und möglichst lange, möglichst abgesondert von dem geschichtlichen Drum und Dran bei ein und derselben Erscheinung verweilen darf, zumal wenn sie ihm so sympathisch und innerlich so vollkommen aufgegangen ist wie etwa Storm oder Liliencron. So deutlich das Vorbild dieser zum Leitfaden hinstrebenden Studie zu erkennen ist, so selbständig erscheinen doch Spieros Urteile, so eigen gefühlt und eigen gefunden muten seine Würdigungen an, auch da, wo er sich — in dem scharf kritischen Abschnitt über Heine — am engsten mit jenem seinem Vorbilde und Meister berührt. Je näher Spiero der Gegenwart kommt, desto sicherer

fühlt er sich „zu Hause“. Die meisten der hier herrschenden Stimmungen hat er als helläugig und gegenwartsfreudig Mitlebender und -schaffender offenbar am eignen Leibe durchgemacht. Das gibt seinen Charakteristiken die frische Farbe der Anschauung und des innern Erlebnisses; wenn auch zuweilen eine gewisse Voreingenommenheit nicht zu verbergen ist. So kann man J. G. Fischer nicht gut mit Eichendorff fast auf die gleiche Stufe heben und darf Stefan George nicht an Theodor Storm messen. Sehr glücklich ist Spiero in den oft zur äußersten Knappheit verurteilten kennzeichnenden Beiwörtern der dii minorum gentium der neueren Lyrik sowie in der Auswahl der Proben. Das Buch wird manche im großen Publikum noch immer tief eingenistete Vorurteile zerstreuen und zur tieferen Beschäftigung zumal mit unsrer zeitgenössischen Lyrik anregen.

Literarische Notizen

Von der **wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyses Novellen** liegen die Lieferungen 127 bis 144 vor, welche den 22. bis 24. Band bilden. Der Inhalt dieser drei Bände ist folgender: Band 22 „Auf Tod und Leben und andre Novellen“ (darunter „Ein Mädchenschicksal“; „Der Schutzengel“; „Der Sohn seines Vaters“; „Ein Ring“); Band 23 „Menschen und Schicksale. Charakterbilder“ (darunter „Das Karussell“; „Lottchen Täppe“; „Die gute Tochter“; „Ein Luftschiff“; „Mei Bübche“; „Fromme Lüge“; „Florian“; „Ein Christuskopf“; „Ein Menschenfeind“); Band 24 „Helldunkles Leben“ (darunter „Unüberwindliche Mächte“; „Rita“; „Seelsorger“; „Eine Kollegin“; „Clelia“). Mit dem 24. Bande, dem ein Gesamtinhaltsverzeichnis beigegeben ist, hat diese billige Ausgabe von Heyses Novellen ihren Abschluß gefunden. Die stattliche Bändereihe bietet sämtliche **Prosanovellen** und umfaßt also das Beste, womit man sich das Bild des Dichters in seiner Hausbibliothek gegenwärtig halten kann.

Die Besucher der Brüsseler Weltausstellung — der ein eigner Aufsatz dieses Heftes gewidmet ist — sollten nicht vergessen, daß die Stadt selbst viele wertvolle, kultur- und kunstgeschichtlich wichtige Sehenswürdigkeiten birgt. Eine gute Anleitung, sie zu genießen und zu würdigen, findet man in dem 50. Bande der bekannten Seemannschen Sammlung „Berühmte Kunststätten“: ein mit 128 Abbildungen geschmücktes, 218 Seiten starkes Buch über **Brüssel** als Kunststätte (Leipzig, E. A. Seemann; geb. 3 M.). **Henri Hymans**, ein belgischer Kunstgelehrter von Ruf, ist der Verfasser, derselbe, der für die Seemannsche Sammlung Brügge und Ypern, Gent und Tournay dargestellt und in einem besonderen Buche die belgische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts behandelt hat. Er schildert die Entwicklung der Kunst in Brüssel durch alle Epochen ihres Glanzes bis auf unsre Tage und führt daneben alle wichtigeren Denkmäler und Kunstschätze in guten Abbildungen vor.

Als Studienmaterial für eine gründlichere Beschäftigung mit dem **Oberammergauer Passionsspiel** wird vielen das schon in dem Aufsatz über Oberammergau erwähnte Werk Dr. **Otto Maußers** willkommen sein, das bei Jos. C. Huber in Dießen vor München erschienen ist (Preis 1 M.). Es bringt den **Text des Oberammergauer Passionsspiels** in einer historisch-kritischen Ausgabe, den Urtext von P. **Ottmar Weiß** mit Proben der gesamten älteren Textentwicklung und vollem Variantenapparat für die Umformung durch **J. A. Daisenberger**, dazu Notenbeilagen, Porträts, Faksimiles u. a. Die Nebeneinanderstellung des jetzigen und des früheren Textes, wie sie Maußer hier vornimmt, tut augenscheinlich dar, daß als eigentlicher Urheber des Textes auch in seiner jetzigen Gestalt nicht der Pfarrer Daisenberger, der viele Verschlechterungen auf dem Konto hat, sondern der Benediktinerpater Ottmar Weiß vom Kloster Ettal zu gelten hat. Freilich muß man zu gunsten des als Historiker von Oberammergau, als Regisseur und als Dramaturg hochverdienten Daisenberger gelten lassen, daß die Revision des Textes eine Aufgabe war, die er sich nicht selbst, sondern die andre ihm gestellt hatten. Das Verdienst dieser neuen historisch-kritischen Textausgabe des Passionsspiels liegt aber nicht allein darin, daß sie den in der ganzen großen, ebenso wertlosen wie umfangreichen Oberammergauer Literatur in den Hintergrund gedrängten eigentlichen Schöpfer der Passion des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts Ottmar Weiß wieder zu Ehren gebracht hat, es ist vielleicht in noch höherem Grade darin zu erblicken, daß sie uns einen Einblick in die **literarische Entwicklung des Passionsspiels überhaupt** gewährt. In dieser Entwicklung spiegelt sich auch ein gutes Stück religiöser, wissenschaftlicher und künstlerischer Anschauungen des betreffenden Zeitalters wieder, das sich jeweils einen neuen Passionstext schuf oder den alten umformte. Maußer gibt nicht nur den Weißschen und den Daisenbergerschen Text wieder, sondern greift auch auf den von 1750—1780 den Aufführungen zugrunde gelegten, ebenfalls von einem Ettaler Benediktiner P. Rosner verfaßten Text zurück, sowie auf die Textrevision Magnus Knipfelbergers (1780—1801 gespielt) und auf die Tragoedia Passionis des Johannes Aelbl. So hat dieses Werk nicht nur praktischen Wert für die gegenwärtigen Aufführungen, sondern auch literarische Bedeutung für die Zukunft, vor allem für eine wohl nicht zu umgehende Umarbeitung des jetzigen Textes.

Als Frucht jahrzehntelanger Forschungen und



als gemeinsames Denkmal, das die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kunsttechnik und der deutsche Verlagsbuchhandel dem Erfinder des Buchdrucks errichten, wird soeben vom Leipziger Inselverlag ein Neudruck der sogenannten 42zeiligen Gutenberg-Bibel angekündigt. Dieses Werk ist zugleich eine der noch heute vorbildlichen Großtaten des Buchgewerbes und der Abschluß des ersten Entwicklungsstadiums der Gutenbergischen Kunst, worüber der Leiter des Unternehmens, Geheimrat Dr. Schwenke, erster Direktor der Kgl. Bibliothek in Berlin, in einem Supplementbande mit Reproduktion der erhaltenen Probeblätter ausführlich und abschließend berichten wird. Die 42zeilige Gutenberg-Bibel umfaßt etwa 1300 Seiten, wovon etwa 100 mit Miniaturen in Farbe und Gold geschmückt sind. Eine Reproduktion wird ebensowohl ein Hilfsmittel für die Forschung wie ein Anschauungsmittel für alle sein, die durch Beruf oder Neigung dem ersten großen Druckdenkmal nicht gleichgültig gegenüberstehen. Der Verlag läßt durch Albert Frisch, der kürzlich in der Wiedergabe des Breviarium Grimani eine ähnliche Aufgabe mustergültig gelöst hat, 300 Exemplare auf Papier zum Preise von 700 M. (geb. 900 M.) und außerdem bis zu 20 Exemplaren auf Pergament zum Preise von 3000 M. herstellen. Allein schon die Möglichkeit eines solchen Planes beweist deutlich, daß in Deutschland jetzt endlich auch das Bücherkaufen und -besitzen zu einer Ehrensache jedes einigermaßen Begüterten geworden ist. Nun kommt es nur darauf an, daß wir aus einem Extrem nicht gedankenlos ins andre verfallen, d. h. daß sich unsre Bücherliebe nicht in eine blinde Bücher- oder vielmehr Papierleidenschaft verwandelt, der es nur um schöne Deckel und Drucke, wenig oder gar nicht aber um den geistigen Inhalt zu tun ist.

An unsre Leser

Bei unserm unermüdlichen Streben, „Westermanns Monatshefte" nach Inhalt, Ausstattung und literarischem Charakter immer noch zu heben und zu vervollständigen, wirkt nichts so ermutigend wie die Zustimmung, die wir dafür von einsichtigen Lesern fast täglich erfahren. Gern bekennen wir, daß manches von dem, was diese Zeitschrift gerade während der letzten Jahre geleistet hat, nur möglich war infolge des steten Zutritts neuer Leser, die wiederum gewiß zum großen Teil dank der treuen Anhänglichkeit unsrer alten Leser durch deren persönliche Bemühungen geworben worden sind.

Wie hoch wir diese Werbetätigkeit von Person zu Person schätzen, wissen unsre Leser. Und gerade deshalb, sagen wir uns, müssen auch wir das unsrige tun, diesen tätigen Zusammenhang zwischen Zeitschrift und Leserschaft zu erleichtern. Dem dient die Postkarte, die diesem Hefte beigefügt ist, und durch deren Benutzung jeder Freund unsrer Zeitschrift ohne große Mühe ihrer weiteren Verbreitung wesentliche Dienste leisten kann. Auf dieser Karte nämlich bitten wir, uns ein paar möglichst sorgfältig ausgewählte Adressen solcher Freunde und Bekannten mitzuteilen, die voraussichtlich Interesse für eine Zeitschrift wie „Westermanns Monatshefte" haben und die daher durch kostenfreie Zusendung eines Probeheftes wahrscheinlich als neue Abonnenten gewonnen werden können.

Je weiter eine Zeitschrift verbreitet ist, desto tiefer vermag sie zu wirken, desto Gediegeneres kann sie leisten. So erzielt jeder erfolgreiche Werber für „Westermanns Monatshefte" mittelbar auch einen Gewinn für sich selbst. Gut wird es sein, wenn bei der Empfehlung darauf hingewiesen wird, wie sehr der Inhalt unsrer Hefte in den letzten Jahren bereichert, wieviel für ihre künstlerische Ausstattung und ihre zeitgemäße Haltung getan worden ist, und welch sicherer Geschmack in all ihren Darbietungen waltet.

Für jede, auch die kleinste Mühewaltung in dieser Angelegenheit im voraus Dank!

Der Verlag von „Westermanns Monatsheften".

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertreter und verantw. Redakteur für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin SW. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT
FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART

AUS DEM INHALT DIESES HEFTES:

54. JAHRG. September 1910 HEFT 12
Preis M. 1,50

GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

Verlag von
George Westermann in Braunschweig.

Die Königin

Ein Lebensbild der Königin Luise von Theod. Rehtwisch.

Mit zwei farbigen Bildnissen der Königin und 13 zeitgenössischen Porträts. In Originaleinband 3 M.

Diese Schrift bringt ein sehr anziehendes und geschichtlich zuverlässiges Bild der edlen Königin Luise. Die Darstellung ist frisch und lebendig, die Ausstattung vorzüglich. *Deutsche Lehrerzeitung.*

Eine für ein größeres Publikum berechnete Darstellung des Lebens der Königin Luise, für welche die neueren Veröffentlichungen über sie in zweckmäßiger Weise benutzt sind. Auf lebendige Einzeldarstellung ist besonderer Wert gelegt; die brieflichen Äußerungen der Königin sind mit Recht in reichem Maße herangezogen. Das Büchlein ist wohlgeeignet, in solchen Kreisen, für die Bailleus Biographie zu umfangreich oder zu teuer ist, verbreitet zu werden. *Deutsche Literaturzeitung.*

... Die vornehme Ausstattung, die reiche Illustration mit zeitgenössischen Bildnissen, der geschmackvolle Einband lassen dieses Werk für Geschenkzwecke als vorzüglich geeignet erscheinen. *Die Mittelschule.*

Die vorliegende Biographie ist bei historischer Treue anregend und unterhaltend geschrieben und führt den ganzen Lebensgang Luisens in klarer, fesselnder Form lebendig und zuverlässig vor, ist daneben mit einer Reihe wertvoller Bilder geschmückt und überhaupt sehr würdig und schön ausgestattet.
Neue Blätter für Erziehung und Unterricht.

□ □ □

Als selbständiger Auszug aus obigem Buche erschien:

Königin Luise

Erinnerungsblätter zur Jahrhundertfeier ihres Todesjahres von Theodor Rehtwisch. Mit einem mehrfarbigen Bilde der Königin, 11 Vollbildern und 12 Textbildern.

Preis 30 Pfennig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



'THALIA'-

VERGNÜGUNGSFAHRTEN
ÖSTERR. LLOYD, TRIEST

IX. **Reise Hamburg—Genua,** vom 2. bis 26. September, nach Amsterdam, Ostende, Cherbourg, Bayonne, Lissabon, Tanger, Gibraltar, Malaga, Algier, Palma. Preise samt Verpflegung von ca. **M. 425** an.

X. **Riviera,** Süditalien, **Tunis,** Dalmatien, vom 29. September bis 17. Oktober. Preise samt Verpflegung von ca. **M. 320** an.

XI. **Korfu, Sizilien, Malta, Tunis, Sardinien,** vom 22. Oktober bis 4. November. Preise samt Verpflegung von ca. **M. 255** an. (Landausflüge durch Cook, Wien.)

Große Levante-Sommerreise mit Eildampfer **„Bohemia"** der Indienlinie, vom 18. August bis 9. September, nach Rimini (San Marino), Syrakus, Malta, Kandien (Knossos), Smyrna (Ephesus), Konstantinopel, Brassa, Athen, Korfu, Kattaro etc. Seefahrpreis samt Verpflegung von ca. **M. 320** an.

Extrareise, Syrien, Palästina, Ägypten, vom 18. Oktober bis 23. November. Preis **M. 1700.**

Vergnügungsreise nach **Ostindien** und **Ceylon** ab Triest am 3. Januar 1911, Dauer 2 Monate. Preis I. Klasse **M. 3400.** — Reise nach **Ostasien** ab Triest am 27. Januar 1911, Dauer 5 Monate. Preis I. Klasse **M. 6800.** — Sonderprogramme für jede Reise.

Prospekte und Auskünfte bei den Vertretungen des **Österr. Lloyd:** **Berlin,** Unter den Linden 47; **Wien I,** Kärtnerring 6; **Köln,** Wallrafplatz 7; **München,** Promenadeplatz 16; **Hamburg,** Besenbinderhof 13; sämtlichen Lloydvertretungen und Cookfilialen.

Niedersachsen

Ill. Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- u. Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur Niedersachsens.

❀ ❀ ❀

Redakteure: Hans Pfeiffer, Bremen und Friedrich Freudenthal, Fintel.
(Letzterer für den plattdeutschen Teil.)

❀ ❀ ❀

Preis vierteljährlich Mk. 1,50.

❀ ❀ ❀

Ziel und Zweck der Zeitschrift ist die Pflege der Heimatliebe und der Heimatkunst. Vornehm, gediegen und künstlerisch in Wort und Bild ist Niedersachsen das Lieblingsorgan der Gebildeten aller Stände Nordwestdeutschlands.

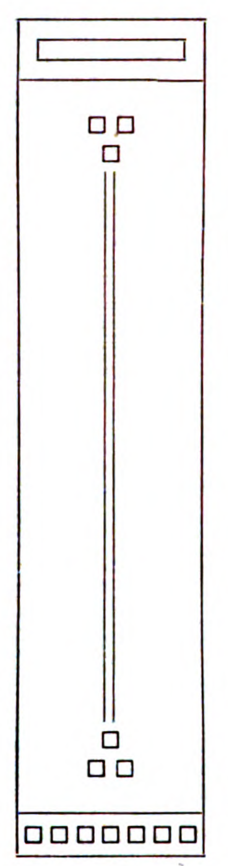
Man abonniert beim Buchhändler oder bei der nächsten Postanstalt.

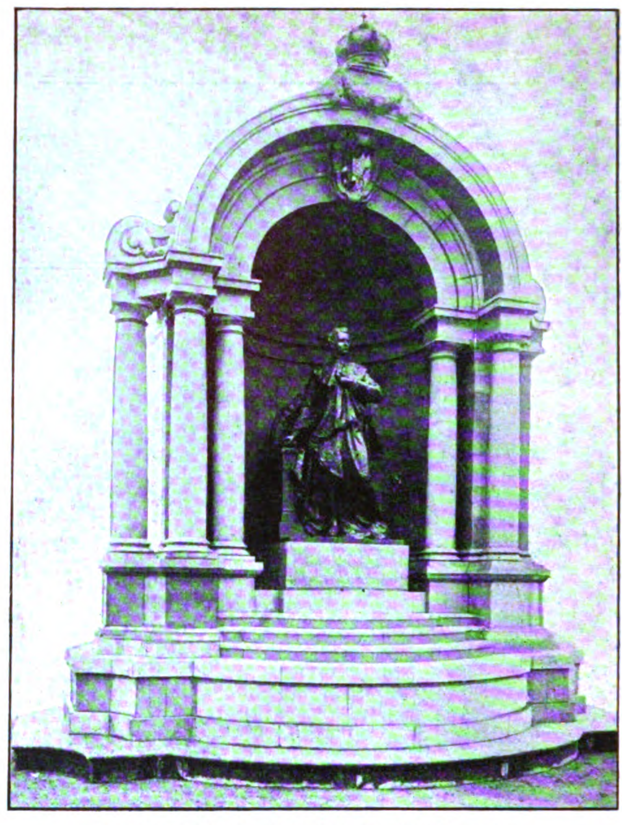
Probe-Nummern und Prospekte gratis und franko vom

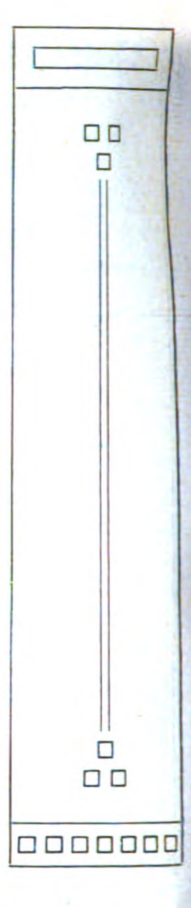
Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann, Bremen.


Caillers
ABSOLUT
BESTE
MILCH
CHOCOLADE
Grösster Verkauf
der Welt.

Bilder aus der Zeit.





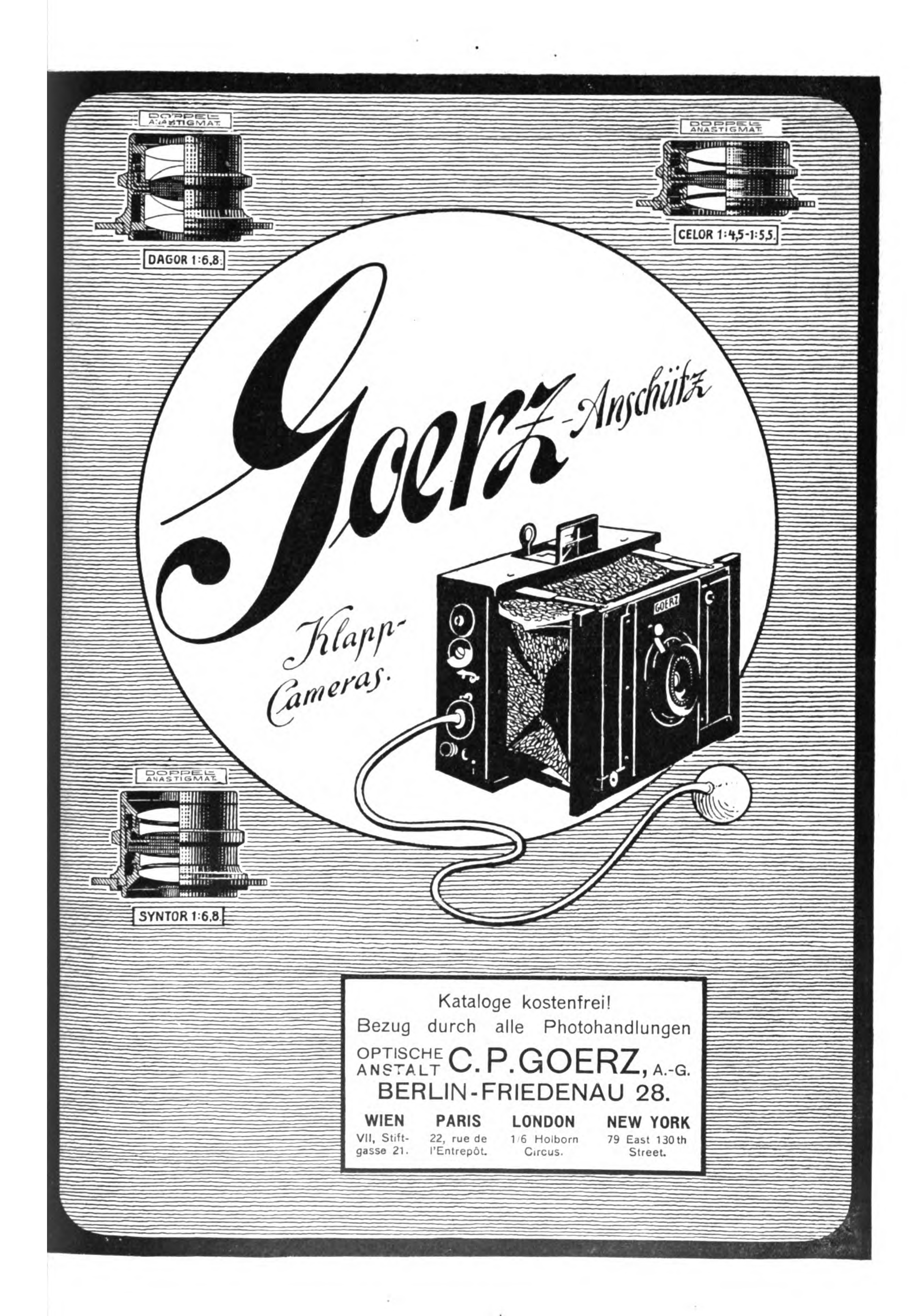


Denkmal König Ludwigs II. in München.

Der unglückliche König Ludwig II. genießt bekanntlich in seinem Bayernlande eine außerordentliche Popularität. Das Volk hat sein tragisches Schicksal mit Sagen umkleidet. Man glaubt nicht daran, daß er wahnsinnig gewesen ist, ja man zieht selbst seinen freiwilligen Tod im Starnberger See in Zweifel und überträgt alte Heldenmythen auf ihn. Dieser schöne Trieb, das Unglück poetisch zu verklären, hat in der Anschauung des Volkes den unpolitischen Ästheten zum königlichen Märtyrer gemacht und den bewundernden Nachahmer Ludwigs XIV. zum Schutzpatron von Bayern erhoben. So ist denn wohl selten ein Denkmal für einen König lebhafter und allgemeiner gewünscht worden als für ihn, und mit Stolz wird jeder Münchner auf das Standbild blicken, das jetzt die Cornelius-Brücke ziert. Es stellt den König in dem glücklichen Alter und Augenblick dar, wo es ihm zuerst gelang, sich die Herzen seines Volkes zu erobern: mit 19 Jahren bestieg er den Thron. Er war jung und schön, er trug den Königsmantel mit nachlässiger Anmut, er hielt sich fern von den Menschen und vergrub sich in der Einsamkeit: all das hüllte seine Persönlichkeit in ein rätselvolles Dämmerlicht. Sie lockte und versagte sich doch wieder, und diese Sprödigkeit war es gerade, die Liebe weckte.

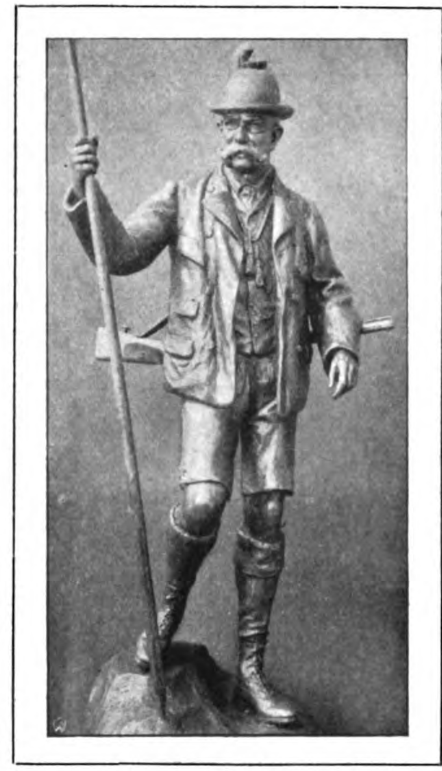
An dem hier abgebildeten Denkmal sind zwei Künstler tätig gewesen. Die schlichte architektonische Umrahmung, ein Nischenbau in ernsten Barockformen, stammt von dem Münchner Architekten Michael Dosch. Der Bau ist in rotem Marmor ausgeführt. Das eigentliche Denkmal, die überlebensgroße Bronzestatue des Königs, ist ein Werk des Akademiedirektors Ferdinand von Miller und wurde gegossen in der berühmten königlichen Erzgießerei, die jetzt unter der Leitung dieses Künstlers steht und unter seinem Vater ihren Weltruf gewann. Miller, geboren 1842, hat eine sehr große Anzahl von Brunnen und Denkmälern geschaffen, u. a. hat er in Nordamerika eine sehr fruchtbare künstlerische Tätigkeit entfaltet. In Cincinnati, St. Louis, Charleston und Columbia finden sich Werke von ihm. In Deutschland hat er sich durch das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Metz und die Reiterstandbilder des Prinzregenten und König Ludwigs I. in Bamberg und Regensburg besondern Ruhm erworben. Jeder Besucher von München kennt das Armeedenkmal in der Feldherrnhalle, und der, der in die Umgegend schweift, wird aus Mittenwald das Denkmal des Geigenmachers Matthias Klotz und aus Berchtesgaden die Statue des Prinzregenten als Werke Millers in treuer Erinnerung bewahren.

Das Standbild Ludwigs II. verrät mit großer Sicherheit das Wesen des Dargestellten. Wir sehen einen stolz aufgerichteten, schwärmerisch in die Weite blickenden Jüngling, der den Purpur mit majestätischer Würde und auch ein wenig Theaterpose um seine Glieder schlägt, einen Märchenprinzen, der nicht in seine Zeit gepaßt hat, der aber trotzdem oder deswegen in dem sagenfrohen Herzen des Volkes eine Stätte gefunden hat wie kein zweiter Wittelsbacher.


DOPPEL-ANASTIGMAT
DAGOR 1:6,8.
DOPPEL-ANASTIGMAT
CELOR 1:4,5-1:5,5.
Goerz-Anschütz
Klapp-Cameras.
GOERZ
DOPPEL-ANASTIGMAT
SYNTOR 1:6,8.
Kataloge kostenfrei!
Bezug durch alle Photohandlungen
OPTISCHE ANSTALT C. P. GOERZ, A.-G.
BERLIN-FRIEDENAU 28.
WIEN
VII, Stiftgasse 21.
PARIS
22, rue de l'Entrepôt.
LONDON
1/6 Holborn Circus.
NEW YORK
79 East 130th Street.

Bilder aus der Zeit.

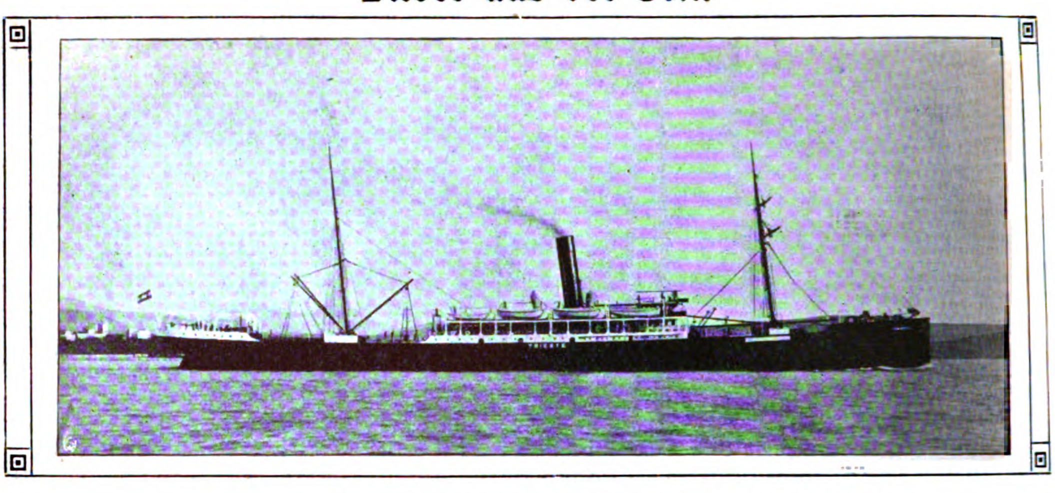
Das erste Jagddenkmal Kaiser Franz Josefs.



Am 18. August d. J. feiert der österreichische Kaiser und mit ihm die Völker seiner Monarchie und das verbündete Deutsche Reich das Fest seines 80. Geburtstages. In diesem Kaiser verkörpert sich nun schon seit 62 Jahren Österreich, und es will uns wie ein rechtes Gotteswunder erscheinen, daß dieser Mann nach politischen und menschlichen Stürmen und Wechselfällen erschütterndster Art noch immer in geistiger und leiblicher Frische, in schweigsamer Pflichterfüllung und ernster Güte sein schweres Amt ausübt.

Zu den Erholungen des greisen Fürsten gehört auch heute noch die Jagd, der er gleich seinem alten Freund, dem Prinzregenten Luitpold von Bayern, mit leidenschaftlicher Liebe in seinen Bergen obliegt, unbekümmert um Wetter und Wind. Auf seinen Jagdausflügen ist der leutselige Herr seinen Untertanen besonders nah gekommen, und so kann man das hier abgebildete Standbild als ein Denkmal des Volkskaisers ansprechen: als wetterharter Weidmann im schlichten Kleide schreitet er unkaiserlich und doch ehrfurchtgebietend einher.

Das Denkmal ist von dem Herrenhausmitglied Artur Krupp gestiftet und erhebt sich in Mariazell, dem hochberühmten Wallfahrtsort, mitten im Waldesgrün. Das Werk ist eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Fritz Weghaupt.



Der Dampfer „Trieste“ des Österreichischen Lloyd,

der auf seiner Reise von Triest nach Bombay aus dem Zwischenhafen Aden am 14. Juni ausfuhr und, statt fahrplanmäßig in Bombay am 21. Juni einzutreffen, infolge schweren Monsunwetters erst am 2. Juli vor Bombay gelangte, also eine elftägige Verspätung erlitt. Nach zweitägiger Fahrt von Aden aus, am 16. Juni, brach die Schraubenwelle 400 Seemeilen von Aden. Der Kommandant, Kapitän Nitsche, entschloß sich für die Weiterfahrt nach Bombay unter Segel. Nach einer Fahrt von 920 Meilen unter Segel sichtete man den englischen Dampfer „Lowther Range“, dessen Hilfe in Anspruch genommen wurde. Die Anseilung war wegen hoher See sehr schwierig. Die „Lowther Range“ schleppte die „Trieste“ bis 20 Meilen vor Bombay, wo die Schlepptaue rissen. Die „Trieste“ mußte ankern und konnte erst unter großen Mühen vom Schlepper „Devon“ am 3. Juli in den Hafen von Bombay eingebracht werden.

Neue literarische Erscheinungen.

Bis zum 15. Juli sind die nachfolgenden neuen Erscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen in der „Literarischen Rundschau" bleiben vorbehalten; Rücksendung der Exemplare aber erfolgt unter keinen Umständen.

Aufwärts! Bücherei zur Belehrung und Erholung. Herausgegeben von G. Boll. Nr. 1—9. Frankfurt a. M., E. Grieser.

Aus der Praxis der Knaben- und Mädchenhandarbeit. In Vierteljahrsheften herausgegeben von Dr. L. Pallat. 1. Jahrg., 1. Heft. Jährlich 4 M. Leipzig, B. G. Teubner.

Aus vergilbten Pergamenten. Herausgegeben von Th. Rehtwisch. 1. Band: Odeleben, O. von: Mit Napoleon im Felde 1813. 3 M. Leipzig, G. Wigand.

Band, M.: Dalmatien. 7,20 M. Wien, A. Hartleben.

Bartels-Rheydt, Dr. G.: Freie Menschen. 1,40 M. München, C. H. Beck.

Bazin, R.: Der Führer des Kaisers. Dresden, H. Minden.

Berend, A.: Marionetten des Schicksals. 3 M. Berlin, S. Schottlaender.

Boehn, M. von: Toledo. 3 M. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.

Bonne, G.: Im Kampf um die Ideale. 4 M. München, E. Reinhardt.

Die Hauschronik der Familie Holl. Herausgegeben von Dr. Chr. Meyer. 2 M. München, Nahr & Funk.

Ebner-Eschenbach, M. von: Genrebilder. 5 M. Berlin, Gebr. Paetel.

Eckertz, Dr. E.: Nietzsche als Künstler. 3,50 M. München, C. H. Beck.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. Herausgegeben von A. Sauer. 17. Bd., 1. Heft. 5 M. Wien, C. Fromme.

Freudenberg, A.: Kreuz und quer durchs Kinderland. 1,60 M. Dresden, A. Huhle.

Freudenberg, A.: Sonnenschein. 20 Pf. Dresden, A. Huhle.

Freybe, P.: Drei Rosen. 2 M. Rostock, C. J. E. Volckmann.

Gagern, F. Frhr. v.: Wundfährten. Wien, W. Braumüller.



Fabrikanten: J. & C. Blooker, Amsterdam.





Glänz. Gutachten: Marteau Zajic Barmas v. Vecsey, Böhmen

Kein Reißen mehr!

Violinseiten-

Konservierungsmittel
1 Tropfen spart 4 Seiten.
Flasche M. 1,—. Luxusflacon M. 2,—.

Fritz Kripke, G. m. b. H., **Berlin S 59 i.**



Peek & Cloppenburg

Berlin C 19 N.

Gertraudtenstraße 25

Fertig am Lager:

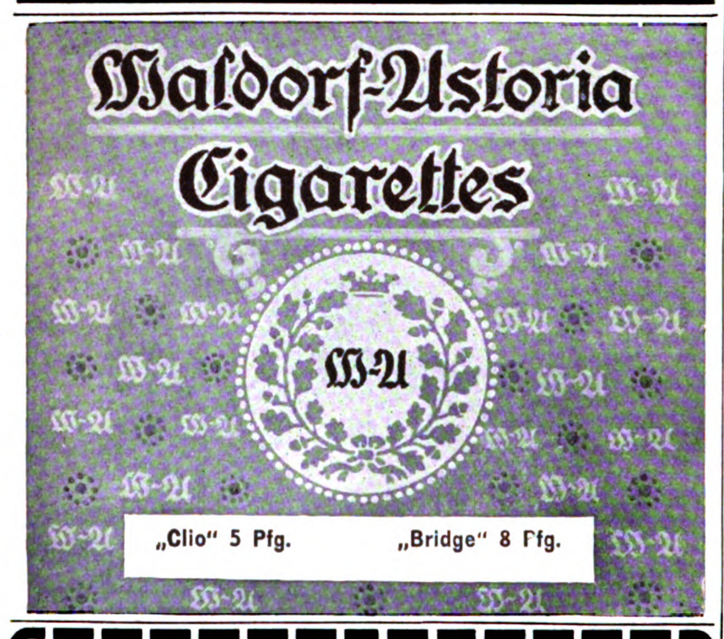
Porös wasserdichte Kamelhaarloden-Pelerinen:

	Länge 120 cm	130 cm
Nr. 1586.		
Grau oder oliv . . . . . . M.	**15.50**	**16.50**
Nr. 1596.		
Grau oder oliv . . . . . . M.	**21.50**	**23.—**
Nr. 1609.		
Grau oder oliv . . . . . . M.	**24.50**	**26.50**

Nur eigene Erzeugnisse.

Kataloge kostenfrei.

Neueste Seiden- und Foulard-
Stoffe für Straßen-, Gesellschafts-, Braut- und Hochzeitstoiletten. Muster franko.
Zollfreier Seidenstoff-Versand nach allen Ländern.
Adolf Grieder & Co., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).



G. Heine's
Kinder-Seife
Vorzüglich für die zarte Haut der Kinder wegen des hohen, reinen Fettgehaltes und absoluter Neutralität.
Preis pro Stück 20 Pfg. o Zu haben in Apotheken und Drogenhandlungen.
G. Heine, Seifenfabrik, **Cöpenick** bei Berlin.

Anteile Aktien von **Kolonial-Gesellschaften**
handelt kulant die Bankfirma **E. Calmann, Hamburg.** Gegr. 1853.
105] Auskünfte und Berichte bereitwilligst auf Anfrage.







Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Gothan, Dr. W.: Botanisch-Geologische Spaziergänge in die Umgebung von Berlin. 1,80 M. Leipzig, B. G. Teubner.

Gracians Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Deutsch von A. Schopenhauer. Herausgeg. von Dr. H. Schmidt. 1 M. Leipzig, A. Kröner.

Heinemann-Grautoff, E.: Von weitem Wandern. Leipzig, F. Eckardt.

Heinrichs, P.: Königin Luise. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1,50 M. Leipzig, Reform-Verlag (K. Engelschmidt).

Hind, C. L.: Turner. Berlin, Harmonie-Verlag.

Hofmann, E.: Baroneß Steffi. 3 M. Leipzig, Abel & Müller.

Hübner, Dr. phil. Fr.: Paul Bourget als Psycholog. 1,20 M. Dresden, E. Pierson.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1909-1910. Herausgegeben von Dr. J. Plaßmann. 7,50 M. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.



VINODOR (Goldwein), Dessertwein von köstlichem Wohlgeschmack, gesund und kräftigend

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt u. Handlg.
Arthur Seyfarth
Köstritz, Thür.



Versand mod. Rassehunde erstklassiger Spez. **Renommier-, Luxus-, Salon-, Jagd-, Sporthunde;** u. Garantie gesd. Ankommens z. jed. Jahresz. Präm. m. höchsten Auszeichn. Preisl. fr. Illustr. Prachtalbum mit Preisverzeich. nebst Beschreib. d. Rassen **M. 2.** Das illustr. Werk „Der Hund, seine Rassen, Dressur, Pflege, Krankheiten" M. 6.
Export nach allen Weltteilen!

Wo wohne ich während der Reise?

Bad Aibling (Oberbayern) **Kurh. Wittelsbach**
Reform-Hotel und Pension ohne Trinkzwang. Kein Nordzimmer. Salin., Moor- und Solbäder im Hause. Luft- und Sonnenbäder. Empfohlen v. Deutschen Offizier- u. Beamt.-Verein. Prosp. gratis.

Engelberg (Schweiz) 1019 m ü. M.
Hotel Central
Neuerbautes Haus II. R. Mod. Komfort. 80 Betten. Pension von Fr. 6.— an. Prospekte. Bes. **Jos. Stohr.**

München.
Empfehlenswerte
: Privat-Fremdenzimmer :
b. Fr. **R. Herbst,** Karlstraße 43.1 dicht am Bahnhof. Anmeld. erwünscht.

Axenstein Grand-Hôtel — Park-Hôtel
Vierwaldst. See, 800 m ü. M. **Klim. Luftkurort I. Ranges.** Dom. Lage. Mod. Komf. Alle Reisebüch. sagen: „Die **wunderbar schöne Lage** d. Etabl. i. Verb. m. d. gr. **Waldpark** begründ. s. **europ. Berühmth.**" **M. Theiler-Eberle,** Besitzer.

Gosaumühle a. Hallstätter See, O.-Ö.
Schöne **Fremdenpension** mit großer Seeterrasse, elektr. Licht, Post, Telegraph und Telephon im Hause. Pension ohne Zimmer von 5 K an. Automobil-Garage. Besitzer **G. Thalhammer.**

Saßnitz Frequenz 1909: — 21726. —
Überraschend schöne Lage. Kalte und warme Seebäder. — Kanalisation und Wasserleitung. Elektr. Licht. Prospekte gratis durch die **Badedirektion.**

Berchtesgaden Hotel Post
i. bayer. Hochgeb. Bestrenomm. Haus am Platze. Komfortabel eingerichtet. Vorzügliche Verpflegung. Pension. Winterbetrieb. Eigene Equipagen. Fischwasser. Besitzer **Hans Beck,** Posthalter.

Grimmi-Alp
Idylle des Berner Oberlandes. 1260 m ü. M. Grd.-Hotel Kurhaus, 150 Betten. Pension frs. 8—15. — **Kurarzt.** — Prospekte gratis.

Schierke a. Brocken
Burghotel m. Dependance
Haus I. Ranges in bevorzugtest. Südlage. Mai - Juni - September Preisermäßigung. Prospekte. **Albert Dreier,** Besitzer.

Berlin N 39, Dalldorferstraße 24. **Christl. Hospiz a. Wedding.** Mod. Neubau. Elektr. Licht. Zentralheiz. Bäder. Trinkgeld.-Ablös. Ruhig gel. Zimm. m. Frühst. 1,75 u. 2,50 M. Beste Fahrverbind. Vom Bhf. Friedrichstr. i. 10 Min. m. Kraftomnib. 4a u. 4b. 15 Min. v. Lehrt. Bhf. m. Straßenbahn Nr. 23 u. 24. Teleph. Amt III, Nr. 4108.

Bad Ilmenau Thür. Wald
Sanatorium Dr. Wiesel.
540 m ü. M. Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-Krankheiten. Prosp. unentgeltl. Auch Erholungs-Aufenthalt.

Im Schöffenhause Stat. **Elgersburg** (Post) od. Manebach, auch Oberhof, 737 m ü. M., a. Schwalbenst. (Goethes Aufenth.), d. ruhigst. **Berg-Erholungsh.** a. d. Thür. Walde. Süd-Promenade. Ebene Wege. Zimmer v. 3–7 M. Pens. 5 M.; beschr. Aufnahme. Wintersp.; Ausflüge. Prosp.

126 Berlin N. 126
Grd. Hot., Nordischer Hof u. Phönix' vis-à-vis Stettin. Bhnh., Invalidenstr. 126.
Zimmer von 2 M. an. Fahrstuhl. Elektr. Licht. Zentr.-Heiz.
Großes Restaurant, vorzügliche Küche.
126 Bitte genau auf d. Hausnummer zu achten. **126**

Bad Kissingen
Hotel und Pension
Englischer Hof.
Bekannt gutes Haus. — **Elektr. Licht.** Bes.: **Ch. L. Zapf.**

Solbad Sooden-Werra
Kurhotel Gundlach
Herrliche Lage. Moderner Komfort. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise.

Brixen a. E. St. v. Bozen.
Ganzjähr. offen. **Wasserheilanstalt Dr. v. Guggenberg.** Sanat. I. Ranges. Großart. Luft- u. Sonnenb.-Anlage. Diät. phys. Heilmethod. Alle mod. Kurbehelfe. 5 Aerzte. Ausführl. ill. Prospekt gratis.

Kochel am Kochelsee.
Hotel u. Pension „Grauer Bär".
Herrliche Lage am See und Wald. Angenehm. Aufenthalt. Vorz. Verpflegung. Mäß. Preise. Prospekt. Bes. **Joh. Sebald.**

Ober-Engadin, **St. Moritz,** 1850 m ü. M.
Hotel Steffani
Altbekanntes Familienhotel.
Moderner Komfort. Mäßige Pensionspreise. Stern im Bädeker.

Leidende und Erholungsbedürftige
Damen u. Herren find. dauernde od. vorübergeh. Aufn. u. ärztl. Beaufsicht. in dem schön u. ganz ruhig geleg. **Erholungsheim Villa Buchenblick, Bruhnskoppel,** Holsteinische Schweiz. **(Nur kl. Kreis v. Pensionären, daher gewissenhafteste Pflege.)**

LÜBECK. Neu eröffnet!
Spethmann's Hotel.
Modern eingerichtet.
Großes Restaurant. Mäßige Preise.
Tel. 653.

Sol-Bad Suderode a. H.
Hotel u. KurhausMichaelis m. n. erb. Dep. B. Lage a. Walde, gegenüb. Gem.-Badeh., komf. einger. Pens. m. Wohn. v. 5 M. an. Logis m. Frühst. 2,50 M. Omnib. a. Bahnh. Prospekte. Fsp. Nr. 9. Bes. **Fr. Michaelis.**

Dresden Hotel Bellevue
Weltbekanntes, vornehm. Haus, in unvergleichl. schöner Lage. Inmitten sämtl. Sehenswürdigkeiten. Beleuchtung elektr. Lift. Zimmer mit Privatbad u. Toilette. Auto-Garage. **R. Ronnefeld,** Direkt.

Dr. Wigger's (Sanatorium) Partenkirchen
Kurheim Oberbayern unweit **Oberammergau**
für Innere-, Nerven-Kranke und Erholungsbedürftige.
Modernste Einrichtungen, jeglicher Komfort (Lift etc.). Prachtvollste Lage, großer Park. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. **3 Ärzte.**

Thüringer
„Logierhaus Waldruh"
10 Minuten von Station Dörrberg, ruhig, staubfreie, direkt am Walde gelegene billige Erholungsstätte bei vorzüglicher Verpflegung empfiehlt **Ludloff.**

Bad PYRMONT
Richters Pension.
Altbekannte bestempfohlene Kurpension in guter Lage. Mäßige Preise bei allen modernen Bequemlichkeiten. Zentralheizung. Illustrierter Prospekt.

Wolfenschießen a. d. Engelberger Bahn Luftkurort
Hotel Wallenstock (Schweiz)
40 Mi. vom Vierwaldstätter See. Genußreicher Luftkurort. Vorzügliche Verpflegung. Komfortabel. Pension mit Zimmer v. 5 Fr. an. Best empfohl. Prosp.

Bad Elster i. Vogtl.
Haus König Johann
Ruhige staubfreie Lage im schatt. Garten. Zusammenhängende u. einz. Zimmer mit u. ohne Pension. Frln. Geschw. **Wagner.**

Haus- u. Landwirtschftl. Frauenschule Arvedshof u. Gartenschule.
Für Damen mit Töchterschulbildung. Beginn d. Jahreskurse **1. Oktober u. 1. April.** Ausführl. Prosp. versendet die Leiterin und Besitzerin Frau Baurat Dr. Rossbach, Hopfgarten 3, Bezirk Leipzig.

AUS BÄDERN u. SOMMERFRISCHEN

Reichenbach=Kiental=Griesalp

Sportstationen und Luftkurorte, 750–1500 m ü. d. Meeresspiegel, im Herzen des Hochgebirges, Berner Oberland, Schweiz. Bahnstation Reichenbach, Kandertal. Staubfreie, aussichtsreiche Lage, ausgedehnte Bergwälder u. Alpweiden, anregende, Nerven stärkende Alpenluft, wunderb. Gebirgslandsch., zahll. Spaziergänge, **Gletscher- u. Hochgebirgstouren.** 15 Min. von Reichenbach Ausgangspunkt der **Bergbahn auf den Niesen** (2367 m ü. M.). Überwältigende Fernsicht auf die Täler, Seen und das Hochgebirge des Berner Oberlandes. Es empfehlen sich und versenden auf Anfrage Prospekte folgende Hotels:

Reichenbach: Hotel Bären 30 Betten; **Kiental:** Hotel Kientalerhof 100 Betten; Hotel Bären 45 Betten, Hotel Schönegg 30 Betten, Pens. Alpenblick 15 Betten; **Tschingelalp:** Hotel Alpenruhe 30 Betten; **Griesalp:** Hotel Blümlisalp 80 Betten.

Für Privatwohnungen Prospekte durch **Verkehrsverein Reichenbach-Kiental.**

Kgr. Sachsen.

Technikum Mittweida.

Direktor: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr.u. Masch.-Laboratorien. Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste bisherige Jahresfrequenz: 3610 Besucher. Programm etc. kostenlos v. Sekretariat

---

MONTREUX

Hotel de Paris

Familienhaus 1. Ranges gegenüber dem Kursaal, neben der röm. kathol. Kirche. Das ganze Jahr geöffnet. Moderner Komfort. Ausgezeichnete Küche. Mässige Preise. Arrangements für längeren Aufenthalt.
L. Moinat, Besitzer



Montreux Gd Hotel Eden

(Genfersee) Erstklassiges, deutsches Familienhotel in allerbester, ruhigster Lage am See; Promenade Quai du midi, neben dem Kursaal. Aussicht über den ganzen See und die Alpen. Garten. Mäßige Preise. **Fallegger-Wyrsch,** Bes.

Wer vorwärts will

lerne Sprachen. In jeder Lebensstellung ist

Sprachkenntnis der Weg zum Erfolg.

Im Selbstunterricht (allein oder zu zweien) lernt man **mit Lust und Liebe, ohne Ermüdung, rasch vorwärtsgehend**

Englisch und Französisch

sprechen und schreiben, im Geist der Sprache **denken** nach der

Methode Dunker-Bell.

Vorzüglichste Methode der Jetztzeit nach dem Urteil der Schüler.
Prospekte senden
Herrcke & Lebeling, Stettin.



Edward Whympers
Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen

Dritte Auflage

Mit einer Einführung von Theodor Wundt

In Leinwand gebunden M. 7,50

Karlsruhe,

Badens Residenz, hervorragend **gesunde,** moderne Stadt, **reiches, geistiges u. künstlerisches Leben** („Schulstadt"), prächtige **Gärten u. Parkanlagen, Bäder, Heilanstalten, billige** Wohnungs- u. Lebensverhältnisse. Sitz zahlreicher Rentner u. Pensionäre. Stützpunkt für **Reisen** in den nahen **Schwarzwald,** in die **Pfälzer Berge** und in die **Vogesen.** Im September d. J. große Festveranstaltungen (Ausstellungen) zur Feier der silbernen Hochzeit des Großherzogspaares. Auskünfte kostenlos durch den **Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs.**



AUS BÄDERN u. SOMMERFRISCHEN

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. F. Schnürer. 7,50 M. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Karte vom Schwarzwald. Maßstab 1 zu 400 000. 50 Pf. Heilbronn, O. Weber.

Kronfeld, Dr. E. M.: Das Edelweiß. 80 Pf. Wien, H. Heller & Ko.

Lebensbücher der Jugend. Herausgeg. von Dr. Fr. Düsel. 1. Bd.: Rehtwisch, Th.: Die Königin. 2,50 M., 2. Bd.: Erckmann-Chatrian: Geschichte eines Soldaten im Jahre 1813. 3 M., 3. Bd.: Thackeray, W. M.: Rose und Ring. 2,50 M., 4. Bd.: Braeß, M.: Tierbuch. 2,50 M., 5. Bd.: Kingsley, Ch.: Die Wasserkinder. 2,50 M., 6. Bd.: Geiger, A.: Roman Werners Jugend und andere Erzählungen. 2,50 M., 7. Bd.: Biedenkapp, G.: Graf Zeppelin. 2,50 M., 8. Bd.: Robinson Crusoe. Nach Daniel Defoe. 2,50 M. Braunschweig, George Westermann.

Manns, B.: Neues Leben. 2,25 M. Rostock, C. J. E. Volckmann.

Müller-Guttenbrunn, A.: Götzendämmerung. 4 M. Leipzig, L. Staackmann.

Nohl, Prof. Dr. L.: Beethovens Leben. In 3 Bänden. 1. Bd.: Jugendjahre. 5 M. Berlin, Harmonie-Verlag.

Pralle, H.: Die Technik des Werk- und Werkstattunterrichts. 1,60 M. Leipzig, B. G. Teubner.

Polko, P.: Hohenzollern- und Judenblut. 2 M. Bitterfeld, P. Polko, Selbstverlag.

Raabe, Ed.: Lachendes Leben beiden Borussen in Dünkelheim. 3 M. Hamm, Reimann & Ko.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Semmig, J. B.: Aber ging es leuchtend nieder. Gedichte. Leipzig. F. Eck rdt.
Smith, A.: Der Reichtum der Nationen. 2 Bde. 2 M. Leipzig, A. Kröner.
Spencer, H.: Erziehung. 1 M. Leipzig, A. Kröner.
Steuer, Dr. A.: Biologisches Skizzenbuch für die Adria. 2 M. Leipzig, B. G. Teubner.
Trost, E. J.: Die Ritter- und Verdienstorden, Ehrenzeichen und Medaillen aller Souveräne und Staaten. Wien, W. Braumüller.
Ullsteins Weltgeschichte. Herausgeg. von Dr. J. von Pflugk-Harttung. Schlußband: Geschichte des Orients. 20 M. Berlin, Ullstein & Ko.
Ufthal-Jaeckel, E.: Die Tochter des Jairus. München, R. Piper & Ko.
Vershofen, W. E.: Die Reisen Kunzens von der Rosen, des Optimisten. 1,50 M. Jena, B. Vorelius.
Vischer, E.: Der Apostel Paulus und sein Werk. Leipzig, B. G. Teubner.
Volbach, F.: Das moderne Orchester in seiner Entwicklung. Leipzig, B. G. Teubner.
Waack, C.: Von Andree bis Zeppelin. 1,25 M. Rostock, C. J. E. Volckmann Nachf.
Weiß, J.: Jesus von Nazareth Mythus oder Geschichte? 2 M. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Willkomm, E.: Der Todseher. 4 M. Berlin, H. Barsdorf.
Zacharias, E.: Der Weg der Liebe. 3,50 M. Berlin, C. Duncker.

Geschäftliche Mitteilungen.

Karlsruhe, Badens Haupt- und Residenzstadt, ist eine der gesündesten, schönsten und sehenswertesten mittleren Städte. Das Schloß bildete ursprünglich den Mittelpunkt von 32 Alleen. Aus der kleinen Beamtenstadt ist eine moderne Großstadt herausgewachsen, in der Kunst, Handel und Gewerbe kräftig emporblühen. Die neuesten Eingemeindungen von Vororten mit ihren großen Geländekomplexen bringen industriellen Unternehmungen weitestgehende Ansiedelungsmöglichkeit, ohne daß die eigentliche Stadt ihres Charakters als einer behaglichen, gesunden und luftig gebauten fürstlichen Residenz verlustig geht. Mit Vorliebe wird Karlsruhe von Rentnern und Pensionären als Ruhesitz erkoren.

Was nützt es einem . . . wenn man die Welt bereist und vermag von dem Gesehenen nichts weiter mitzubringen als allmählich verblassende Erinnerungen der so schön verlebten Tage. — Wie ganz anders wirkt es, wenn man eine photographische Kamera sein eigen nennt, mit der man — schon während der Eisenbahnfahrt, aus dem Coupéfenster heraus — sich seine Motive einfangen kann. Sei es, daß wir in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Italien oder den nordischen Ländern reisen, immer finden wir Anregung, in Bildern, die wir während der Reise aufnehmen, Dokumente zu schaffen, die das Interesse in viel lebhafterer Weise erwecken, als tote Worte dies können. Deshalb sollte sich ein jeder Reiselustige einen kleinen photographischen Apparat mitnehmen, der den Zuhausgebliebenen am besten zeigt, welcher Unterschied zwischen „Daheim“ und „Draußen“ ist. Von den Firmen, welche sich mit der Herstellung photographischer Apparate beschäftigen, sei unsere größte, die Ica-Aktiengesellschaft in Dresden genannt, die es sich angelegen sein ließ, ihre Apparate so zu konstruieren, daß sie infolge ihrer geringen Dimensionen, soliden Ausführung und mäßigen Preislage speziell für touristische und sportliche Zwecke in Frage kommen. Der reich illustrierte Hauptkatalog, der allen Interessenten auf Wunsch gratis und franko zugesandt wird, gibt über alles weitere Auskunft. Ica-Apparate sind durch jede Photohandlung der Welt zu beziehen.

Wer im Haushalt sparen will, muß seine Ausgaben aufschreiben. Hierzu eignet sich nichts besser als **Dr. Oetker's Hausbuch.** Frau Bankvorstand R. schreibt darüber: „Anfang dieses Jahres bezog ich von Ihnen ein „Fortuna-Hausbuch“. Wenn Sie diese noch führen, bitte ich mir 2 Stück davon gegen Nachnahme zu senden. Die Einteilung darin ist sehr praktisch, und die nach den darin enthaltenen Rezepten bereiteten Speisen und Kuchen sind sehr gut geraten. Ihre Fabrikate sind überhaupt erstklassig und ich möchte nicht mehr ohne sie sein! Hochachtungsvoll . . . . — Gegen Einsendung von 40 Pfennig in Marken erhält jeder dieses Hausbuch von Dr. A. Oetker, Backpulver-Fabrik, Bielefeld.

Die Firma **G. Rüdenberg jun.** in Hannover und Wien hat soeben ihren neuen, prächtig ausgestatteten Katalog über Photographie und Optik versandt, der die genannte Firma als vorteilhafte Bezugsquelle für photographische Apparate, Ferngläser usw. erscheinen läßt. Die Firma Rüdenberg übernimmt für die Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit der von ihr bezogenen Waren volle Gewähr und bietet ihren Kunden durch die Möglichkeit von Teilzahlungen ohne jede Preiserhöhung eine gewiß Vielen erwünschte Erleichterung.

Rätsel.

Das erste Wort hat der Silben viel,
Doch sie erraten ist leichtes Spiel:
Die ersten drei sind ein böses Gift,
Das harmlos täuschend den Menschen trifft.
Des Wortes letzte Silben beide
Die sind der Mädchen größte Freude.
Ob einmal zu schüchtern, ob einmal zu dreist,
Sie erobern die Schöne doch zumeist. —
Das zweite Wort ist als Frucht bekannt,
Bei Groß und Klein auch im fernsten Land.
Das Ganze wird zum Trost und Heil
Den Menschen als neue Gabe zuteil.

Auflösung: Coffein–freier–Kaffee (Coffeinfreier Kaffee Hag).

Das vorliegende Heft enthält eine Sonderbeilage von
G. Rüdenberg jun., Hannover, betr. Photographische Apparate usw.



Nichts greift die Gesundheit der Nerven in gleichem Maße an wie die Sorgen und die Aufregungen im Berufe. Durch die gewaltigen Fortschritte auf allen Gebieten des Wissens, des Handels und der Industrie sind die Ansprüche, die an den einzelnen gestellt werden, ins Ungeheure gewachsen, und es ist nicht wunderbar, wenn die nervösen Erkrankungen in unserer Zeit in erschreckender Weise zunehmen und so vielen den Genuß der schönen Errungenschaften beeinträchtigen und verkümmern.

Die Folge hiervon ist der außerordentlich verbreitete Gebrauch von Anregungsmitteln, die dazu dienen sollen, wenigstens für eine kurze Spanne Zeit die alte Nervenkraft wieder wachzurufen. Aber dieser Versuch rächt sich meist sehr schwer. Denn naturgemäß ist die Erschlaffung, die einer solchen Anpeitschung der Nerven folgt, ganz außerordentlich groß und nachhaltig.

Der einzige Weg, seine Gesundheit und Nervenkraft nicht nur vorübergehend, sondern dauernd zurückzuerlangen, besteht in einer zweckmäßigen Ernährung und Stärkung der Nerven mit solchen Stoffen, die die verbrauchte Nervensubstanz zu ersetzen vermögen.

Ein Mittel, das diese Eigenschaft in besonders hohem Grade besitzt, ist das Sanatogen. Denn Sanatogen ist eine Verbindung von Milcheiweiß mit einem Stoffe, der den Hauptbaustein des Nervensystems ausmacht, nämlich mit der Glycerinphosphorsäure.

Sanatogen wird restlos vom Organismus aufgenommen und führt somit dem Körper und vor allem dem Nervensystem die wichtigsten Bestandteile wieder zu, die durch die allzu großen Anstrengungen im Übermaß verbraucht worden sind.

Die überraschend günstigen Erfolge des Sanatogens werden von mehr als 12000 Ärzten durch Zuschriften und Veröffentlichungen in den medizinischen Zeitschriften bestätigt, und der berühmte Nervenarzt Professor Dr. Krafft-Ebing schreibt:

„Ich freue mich berichten zu können, daß Sanatogen sich recht bewährt."

Sanatogen ist in allen Apotheken und Drogerien erhältlich in Packungen von M. 1,65 bis M. 15,—. Eine ausführliche Broschüre, die gute Winke zur Pflege der Gesundheit enthält, versendet kostenfrei die Firma Bauer & Cie., Berlin SW 48.

„Sanatogen in hervorragender Weise bewährt." ...

Exz. Prof. Dr. v. Tobold.





Bd. 108, II ❀ September 1910 ❀ Heft 648

Preis des Heftes M. 1.50. Preis des Jahrgangs (Okt.—Sept. = 12 Hefte) M. 18.

Inhalt

Kunstblätter und Einschaltbilder

Manuskripte bitten wir nur nach vorheriger Anfrage einzuschicken. Rückporto ist beizufügen.


MILKA
Suchard
CHOCOLAT
SUCHARD

Lebensbücher der Jugend

Herausgegeben von Dr. Friedrich Düsel
Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Die ersten Bände der „Lebensbücher"

1 Die Königin. Ein Buch aus Preußens schwerer Zeit. Von Theodor Rehtwisch. Mit 2 farbigen Kunstbeilagen und 13 Einschaltbildern. Geb. M. 2,50.

2 Geschichte eines Soldaten im Jahre 1813. Von Erckmann-Chatrian. Mit 18 Textabbildungen und 12 Vollbildern von A. Wilke. Geb. M. 3,—.

3 Rose und Ring oder die Geschichte von den beiden Prinzen Giglio und Bulbo. Ein Märchenspiel für große und kleine Kinder von W. M. Thackeray. Illustriert vom Verfasser. Geb. M. 2,50.

4 Tierbuch. Märchen, Sagen, Fabeln, Geschichten, Schilderungen aus dem Reich der Tiere. Zusammengestellt von M. Braeß. Mit 4 farbigen und 12 schwarzen Vollbildern von W. Schröder. Geb. M. 2,50.

5 Die Wasserkinder. Von Charles Kingsley. Mit 28 Textabbildungen und 4 farbigen Vollbildern von Hugo Krayn. Geb. M. 2,50.

6 Roman Werners Jugend und andere Erzählungen. Von Albert Geiger. Mit Buchschmuck von Helmuth Eichrodt. Geb. M. 2,50.

7 Graf Zeppelin. Werden und Schaffen eines Erfinders. Von Dr. Georg Biedenkapp. Mit 23 Textabbildungen und 5 Vollbildern, meist nach photographischen Aufnahmen. Geb. M. 2,50.

8 Robinson Crusoe. Nach Daniel Defoe ins Deutsche übertragen und bearbeitet von Eugenie Stein. Mit 12 Textabbildungen und 4 farbigen Vollbildern von Hans Röhm. Geb. M. 2,50.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung

Es werden zunächst erscheinen:

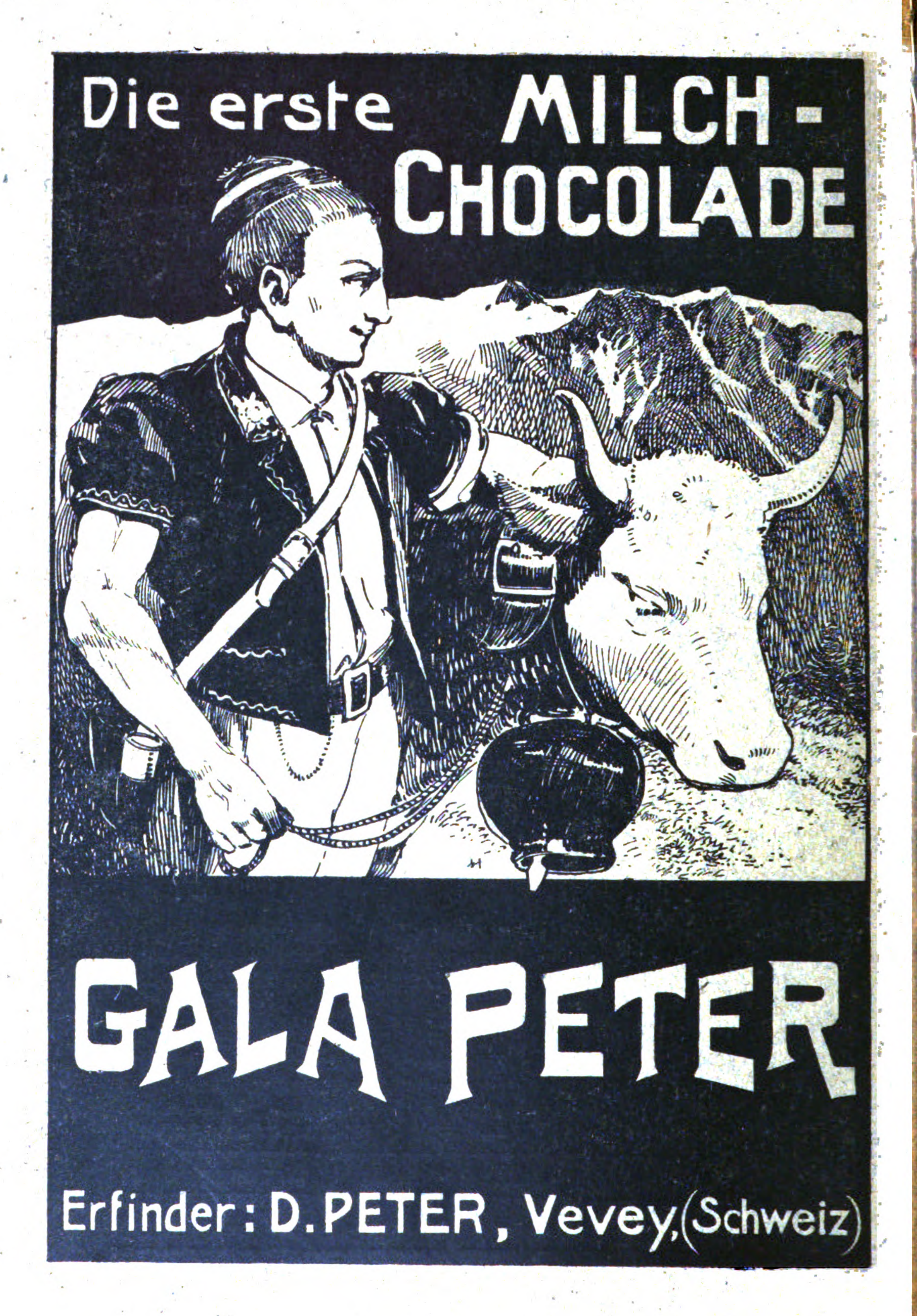
Tausendschön. Ein Märchen-, Vers- und Fabelbuch. Gesammelt von Friedrich Düsel und Albert Sergel. Mit 20 Textabbildungen und 4 farbigen Vollbildern von A. Haag.

Astoria. Von Washington Irving. Ins Deutsche übertragen von E. von Kraatz. Mit 11 Textabbildungen, 10 schwarzen Vollbildern und einer Karte.

Die Hosen des Herrn von Bredow. Von Willibald Alexis. Bearbeitet von Friedrich Düsel. Mit 16 Textabbildungen und 4 farbigen Vollbildern.

Guter, gesunder Lesestoff für unsere Jugend
in passender Auswahl zu mäßigem Preise bei ansprechender Ausstattung.
Jede Buchhandlung ist in der Lage, die Bände zur Ansicht vorzulegen.

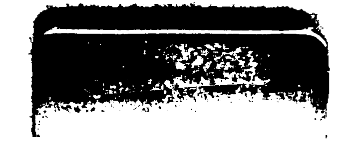




Druck von George Westermann in Braunschweig.








Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN